MASTER NEGATIVE NO. 93-81696

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

JURGENS, KARL HEINRICH

TITLE:

LUTHER VON SEINER GEBURT BIS ZUM...

PLACE:

LEIPZIG

DATE:

1846-1847

Master Negative #
93-81696

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

943.015
LB4455

Jürgens, Karl Heinrich, 1801-1860.

Luthers leben. Von Karl Jürgens. 1. abth. Luther von seiner geburt bis zum ablassstreite. 1483-1517. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1846--47.

3 v. 21cm.
Each vol. has special t.-p.
No more published.

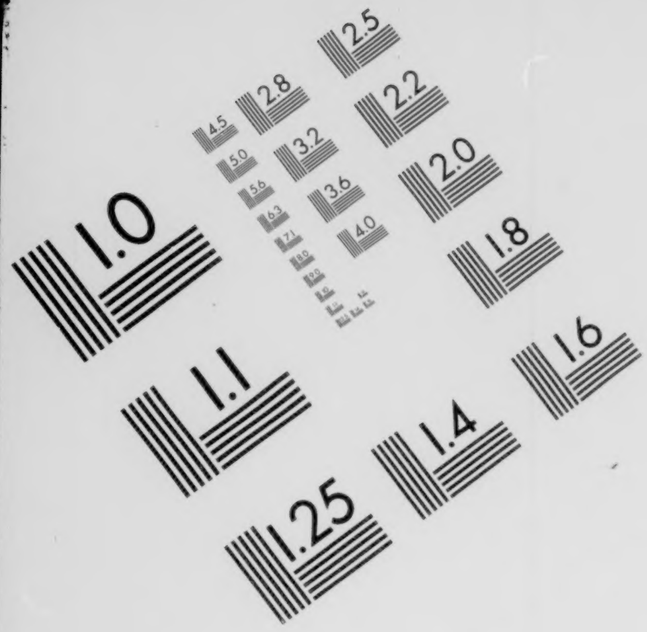
1. Luther, Martin, 1483-1546.

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm **REDUCTION RATIO:** 10x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 8-18-93 **INITIALS** Susan
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

VOLUME 1

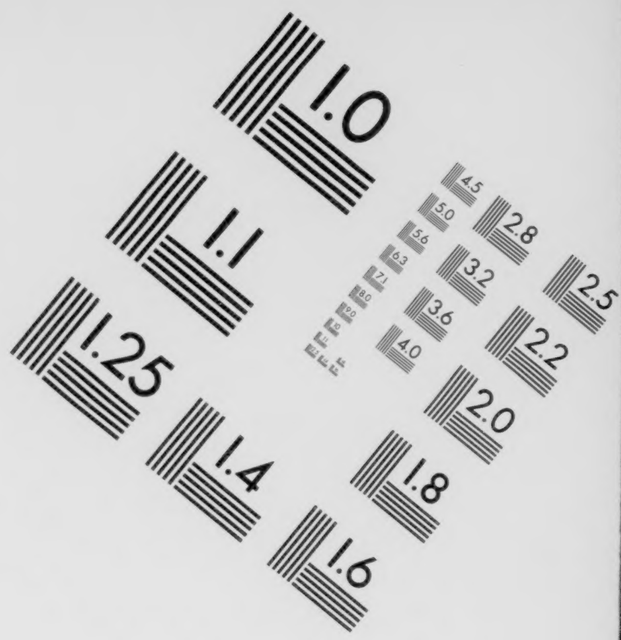


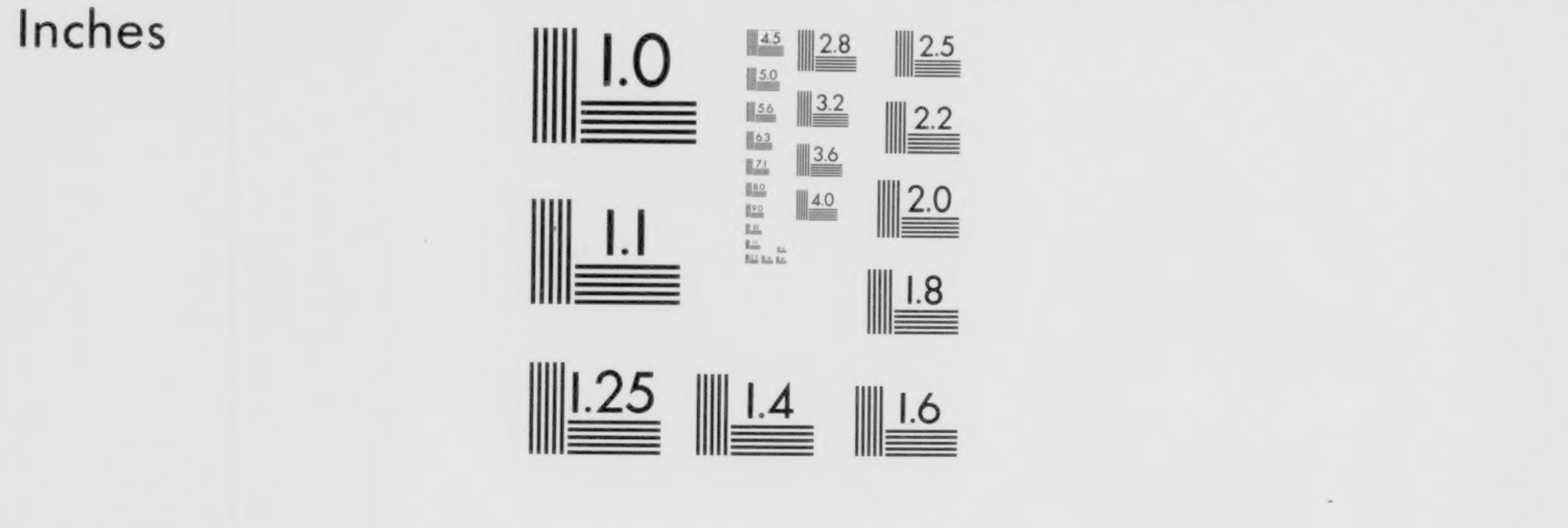
AIIM

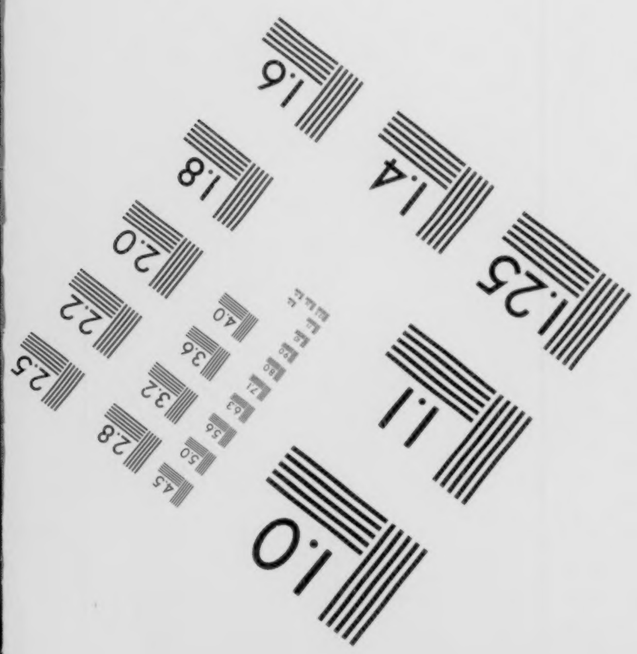
Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

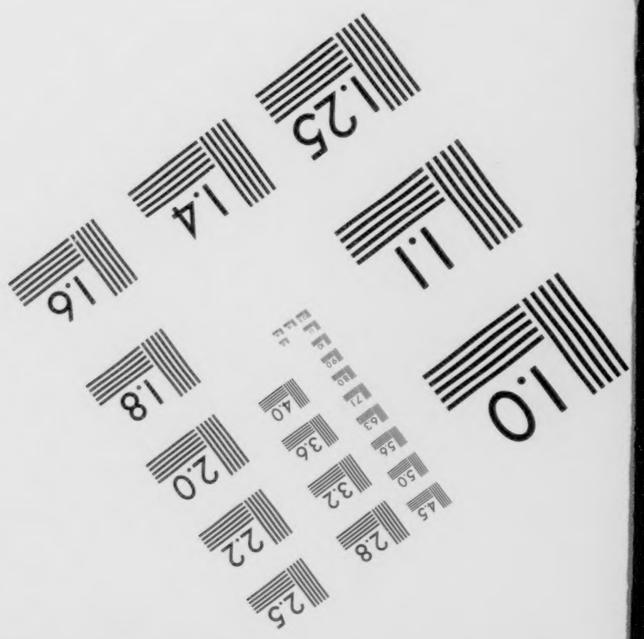
301/587-8202

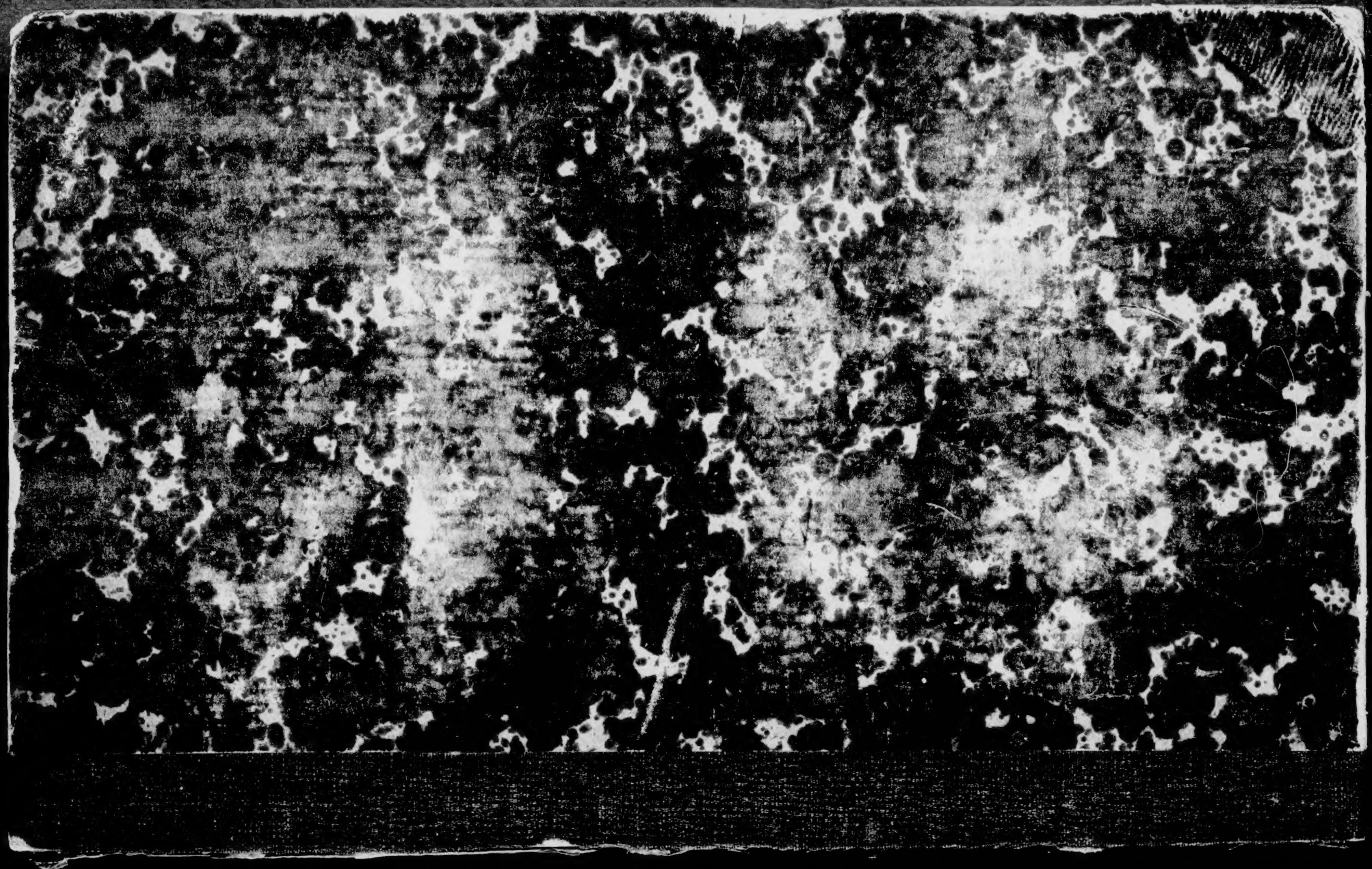






MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.





943.015 LB4455
1

Columbia University
in the City of New York
Library

Special Fund for History
1898
Given by
Seth Low

Luther's Leben.

Von

Karl Jürgens.

Erste Abtheilung.

Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite.

1483 — 1517.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1846.

Luther

von seiner

Geburt bis zum Ablaßstreite.

1483 — 1517.

Von

Karl Jürgens.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1846.

COLUMBIA
UNIVERSITY
LIBRARY

Dem Andenken

Gottlieb Jakob Planck's,

der zu einer wahrhaft geschichtlichen Auffassung und Lebensbeschreibung Luther's die Bahn brach, von welchem ich als Zögling der Georgia Augusta die ersten Anregungen zu meinen Studien über Luther empfing und dem ich dabei nicht wenig zu verdanken bekenne, sowie

den Freunden nahe und fern,

die mit Rath, Zuspruch und literarischen Hilfsmitteln mich bereitwillig und förderlich unterstützten, widme ich diese Arbeit in dankbarer Verehrung und Ergebenheit.

Der Verfasser.

B 1512 .P5
120
Columbia

Inhalt.

Seite

Vorwort XI

Erstes Buch.

Kindheit und Jugend bis zum Eintritt in den Mönchsstand.

1483 — 1505.

Erstes Hauptstück.

Geburt und Herkunft. — Vorbedingungen der Bildung und Entwickelung.

1483.

Die Quellen der Kindheits- und Jugendgeschichte (Luther's Schriften) 1
Geburtstag und Ort 9
Familienname 11
Abstammung, Aeltern, Familie 13
Die Zeit, deutsche Zustände (weltliche Seite) 21
Thüringische Abstammung 45
Deutsche und thüringische Zustände (religiöse Seite) 71
Niedrigkeit der Herkunft 111
Aufwachsen im Bürgerstande (Mansfeld) 122

Zweites Hauptstück.

Erste Kindheit und Schuljahre in Mansfeld.

1484—1497.

	Seite
Kindheitserinnerungen	147
Aelterliche Erziehungsorgfalt und Strenge	150
Die Schule	159
Religiöse Unterweisung, Denkart, Zustände	176
Aberglaube, Geistes- und Gewissenszwang	203
Beengende Eindrücke, religiöse Erregung, einseitige Richtung	220
Gewinnende Aeußerungen und Einflüsse des Katholicism, Bräuche, Kultus, Kunst	224
Kirchengesang, Marienlieder, Mariakultus, Legenden	235
Ergebniß	253

Drittes Hauptstück.

Schuljahre in Magdeburg und Eisenach.

1497—1501.

Erste Schülerfahrt	256
Die Franziskanerschule in Magdeburg	258
Die Stadt, Eindrücke, Erinnerungen, Ergebniß, Abgang von Magdeburg	262
Zweite Schülerfahrt — die eisenacher Schule	273
Schülernoth	276
Frau Kotta	281
Eisenach und Wartburg, Eindrücke und Erinnerungen	292
Ergebniß, Abgang zur Universität	301

Viertes Hauptstück.

Erfurter Studienjahre.

1501—1505.

Uebersicht	302
Stimmung Luther's	313

	Seite
Erfurt (die Stadt, freiere Denkart)	319
Kirchliche Gesinnung, kirchliche Zustände	328
Erfurt (die Universität)	351
Die Scholastik (scholastisch-aristotelische Studien)	388
Usingen, Truttvetter	430
Humanistische Studien	443
Die Bibel	484
Rechtsstudien	493
Eintritt ins Augustinerkloster	513

Zweites Buch.

Erfurter Mönchsjahre.

1505 — 1508.

Erste Abtheilung.

Erstes Hauptstück.

Das Probejahr.

1505—1506.

Bevorwortung	553
Einkleidung Luthers, vergebliche Bemühungen der Freunde, der väterliche Unwille	555
Die Augustiner-Eremiten	558
Die Ordenssatzungen	564
Der erfurter Konvent, Behandlung des Novizen, die Universität	569
Mönchischer Eifer	575
Eifernde hierarchische Gesinnung	581
Innere Bedrängnisse, verworrene Seelenzustände	584
Die Bibel	603
Hindernisse des Vorschreitens, Einsamkeit, Askese, die Klosterzelle	617
Mönchische Umgebung und Anleitung, der Präceptor, die Brüder	624
Die Beichte, Beichtmarter, Ende des Probejahrs	630

Zweites Hauptstück.

Von Ablegung der Mönchsgelübde bis zur Priesterweihe im Mai 1507.

	Seite
Ablegung der Mönchsgelübde	644
Staupitz (die Mystik, Staupitzens praktisch-mystische Theologie)	652
Staupitzens erste Einwirkungen auf Luther	662
Erneuerte Beschäftigungen mit der Scholastik	670
Vorbereitung zur Priesterweihe	678
Die Priesterweihe	691

Vorwort.

Ich weiß, es ist ein mißliches, man kann sagen ein gewagtes Unternehmen, abermals mit einem Werke über Luther hervorzutreten, nachdem sein Leben so oft und von nicht Wenigen mit großer Kunde und Kunst erzählt, so Viel und so viel Treffendes über ihn gesagt ist. Wiefern ich für ungenügend halte, was wir hierher Gehöriges besitzen, ob ich Neues zu sagen habe, welchen Standpunkt ich einnehme, für wen ich schreibe? — diese und ähnliche Fragen muß ich gewärtigen. Einige Antwort darauf erscheint nothwendig. Ich möchte nicht, daß Jemand in mein Buch sich einließe mit Erwartungen, die ich nicht erfüllen kann oder mag. Indeß hätte ich über Luther und seine Lebensbeschreibung, die Reformationszeit und ihre Geschichte so viel zu sagen und auch so manche abweichende Ansicht zu begründen, daß der Raum eines Vorworts dazu nicht ausreicht. Ich hoffe, das Werk selbst wird meine Ansichten und Abzweckungen deutlich genug darlegen und wenigstens einigermaßen sich selbst und mich rechtfertigen. Kann es das nicht, so würde die ausführlichste Erörterung und Rechtfertigung, die ich versuchen möchte, doch unnütz sein. Also nur das Nothwendigste zu vorläufiger Verständigung.

Mein Wunsch geht dahin, möglichst vielen Denkenden ein möglichst deutliches und wahres, den Bedürfnissen und Forderungen der Gegenwart genügendes Bild von Luther zu geben, oder doch zu helfen, daß wir ein solches erhielten. Wer es geben könnte in künstlerischer Vollendung, würde uns den wesentlichsten Dienst erweisen. Die Aufgabe, der es gilt, besteht vornämlich in der Nachweisung, wie Luther ganz mit seiner Zeit sich bildete, mit ihr wurde, was er geworden ist, mit ihr that, was er gethan, fest in ihr stehen bleibend sie weiter führte, so weit sie zu folgen vermochte, ihre Richtungen in sich aufnahm, durchbildete, zur Reife brachte und eben dadurch neue Wege bahnte, sodaß er dasteht als Vertreter und Werkzeug des Gebots der Verhältnisse, des Wollens, der Vernunft seines Zeitalters, sofern es auf ihn und er auf die Zeitgenossen eingewirkt hat. Doch nicht — daß ich nicht Mißverständnisse hervorrufe — als wäre keine Freiheit, kein eigener Wille, schlechthin keine Willkür in seiner Entwickelung, seinem Streben und Thun gewesen. Nicht als hätte er stets das Rechte getroffen oder stets eingestimmt, ich sage nicht in alle — was unmöglich — nein in die wirklich oder scheinbar nothwendigsten und lebendigsten Richtungen der Zeit. Dies war so wenig der Fall, als sein Kampf allezeit sieghaft, seine Kraft unbeschränkt war. Aber sofern er durchdrang, vertrat und bestimmte er die Zeit, wie er ihr freies Werkzeug war und von ihr bestimmt und getragen wurde [1]). Welche Ansichten und Vorstellungen, Stim-

1) Nicht unbedingt kann ich mich einverstanden erklären, wenn Gervinus (Gesch. der poet. Nationalliteratur III, 19) von ihm sagt: „Er umfaßte die ganze physische und geistige Natur des Volks und der Zeit, und so wie er, einer personificirten Idee gleich, die damaligen Bestrebungen und Neigungen gesammt darstellte, so folgten auch die nächsten Zeiten und Geschlechter ihrem deutschen Propheten (wie er oft genannt wurde und sich wol selber heißt) und dritten Elias, wie ihn Helmbold nennt, in allen Beziehungen.“

mungen und Empfindungen, Absehen und Begehren es waren, die er in sich aufnahm, wie und wiefern dies geschah, wie er ihnen den Ausdruck gab, für sie gewann, sie zum völligen Bewußtsein und zur That brachte, welches Maß von Kraft er ihnen mittheilte und welches er durch sie empfing, wie er andere ablehnte, andern — und großentheils solchen, mit denen er sich zuerst ganz durchdrungen — entgegentrat, sein wechselvoller Kampf wider sie und wider bezwingbare und unbezwingbare Verhängnisse, entspringend aus abliegenden und feindlichen Denk- und Gefühlsweisen, Anschauungen und Verhältnissen, aus dem unlenksamen Gange der Begebenheiten, dem Geschick — Dies ist es, was seine Art, Wirksamkeit und Bedeutung am eigentlichsten bezeichnet, was seine Lebensbeschreibung vornämlich darzulegen hat und wodurch sie für uns das erste und höchste Belangen erhält. Alles liegt darin, sein äußerstes Sichhingeben an das Gesetzte, Gegebene, Herrschende und sein Abweichen und Auflehnen, sein Zerstören und Schaffen, sein Vorschreiten, Stillstehen und Anhalten, das Schöpferische, Urmäßige in ihm und das ihm Angebildete, die Nothwendigkeit und Freiheit seines Wollens und Wirkens,

Allein er hat oft geklagt und sie gescholten, daß sie ihm nicht folgten, ein großer Theil der Nation ließ sich durch ihn nicht bestimmen und widersetzte sich ihm, der andere war nicht immer mit ihm einverstanden. Das aber ist vollkommen richtig, und es ergibt sich daraus, wie viel Wahrheit jene Aeußerung enthält, was Gervinus hinzufügt, „er hätte noch eigensinnigere Dogmen aufstellen dürfen, man hätte sie mit ihm vertheidigt; er war der Gebieter der deutschen Fürsten und sie gehorchten ihm ehrfurchtsvoll wie ihrem Orakel; er glaubte die Persönlichkeit des Teufels und man bildete diese Vorstellung desto geflissentlicher aus; er erließ Pasquille und dies ward ein eigner Literaturzweig; er schrieb Fabeln, man ahmte es nach; er tolerirte das Schauspiel und man bildete es zum Schulgebrauche aus; so änderte er auch die Liturgie und schrieb geistliche Lieder in deutscher Sprache, und gab damit das Signal zu einer großen Revolution in der Dichtung, wie er sie im Gebiete der Sprache gegeben hatte; mehr wie jeder Andere war er Volksliebling in der volksmäßigen Zeit, mehr wie jeder Andere traf er den herzlichen, graden, derben, kräftigen, gesunden Ausdruck und den Ton des Volkes“ u. s. f.

sein Werden, Zunehmen und Reifen, seine tiefe Innerlichkeit und seine ganze Thatkräftigkeit. Auch das, daß er — eine Erscheinung und ein Mann seiner Zeit überhaupt, durch deren Bildung und Gesammtleben bedingt und darauf zurückwirkend — den Nationen angehörte, doch aber insbesondere und zuerst ein rechtes Kind und echtes Glied der Kirche und seiner Nation war. Denn im deutschen und kirchlichen Gesammtleben, in deutscher und kirchlicher Bildung und Art wuchs seine Herzwurzel, deutsche und kirchliche Verhältnisse und Zustände, der kirchliche Gedanken- und Gefühlskreis und die deutsche Volksthümlichkeit wirkten zuerst und fortwährend am stärksten auf ihn ein, auch wo er von außerkirchlichen und außernationalen Einflüssen sich berühren und fassen ließ. Die Kirche und das deutsche Land waren der Boden und Schauplatz seines Wirkens, von deutschen und kirchlichen Bedürfnissen, Anschauungen, Trieben und Strebungen ging seine ganze Thätigkeit aus und ging darauf zurück. Was er nur gewollt und gethan, hat er gewollt und gethan in religiöser und vaterländischer Empfindung für sein Land und Volk und für die Kirche. Deutsch und religiös war er durch und durch, die christliche seine weltbürgerliche Gesinnung.

So däucht mir, muß er aufgefaßt werden, wenn wir ihn völlig verstehen wollen, und so wird Jeder ihn auffassen, wer den ganzen Mann aus seinem eigensten, innersten Wesen vorurtheilsfrei zu erkennen sich bemüht, statt einzelne seiner Aeußerungen oder Schritte zu einer scheinlichen Bewahrheitung oder Verbürgung willkürlicher Ansichten und Urtheile über ihn zu mißbrauchen. Diese Auffassung ist jedenfalls, möchte sie eine irrige sein, für mich die richtige, als Ergebniß meiner Studien über ihn; und weil Jeder nur nach seinem Maße gemessen werden darf, zum wenigsten nur aus seiner Eigenheit begriffen werden

kann, stelle ich mich, indem ich sein Leben schreibe, gerade nicht aus Befangenheit mit ihm auf den kirchlichen und nationalen Standpunkt [1]). Daneben bekenne ich offen, daß ich nicht will, was Andere auch nicht können oder nicht sollten, nämlich ganz „objektiv" oder „rein geschichtlich," d. h. ohne Theilnehmung, ohne Wärme und eigene feste Ansicht darstellen. Doch ist mir die geschichtliche Wahrheit das höchste Gebot und ich denke Nichts über Luther anzugeben oder zu behaupten, das nicht auf Thatsächlichem beruht, das ich nicht streng erweisen zu können meine. Ich will hier, obwol philosophische Geschichtschreibung anstrebend, so wenig Philosoph als Theolog oder Kosmopolit sein und so wenig über oder außer der Kirche als im lutherischen Bekenntnisse oder gar bis zum Buchstaben in der Dogmatik stehen, welche Luther als ewige Wahrheit mit der seine Stellung und Wirksamkeit bedingenden, im Einzelnen fehlgreifenden Leidenschaft festzustellen suchte. Ich lasse jedem andern Standpunkte sein bedingtes Recht widerfahren, der kirchliche und nationale aber ist es, durch welchen eine Lutherbiographie zugleich die fruchtreichste für uns und die wahrste werden muß.

Wir wollten weltbürgerisch sein und mußten den Irrweg aufgeben, nachdem er uns theuer zu stehen gekommen. Wollen wir außer oder über der christlichen Idee und ihrer Gestalt, der Kirche, sein, die uns so wahrhaft eine Mutter gewesen, so wird es uns ebenso gehen. Keine außerdeutsche oder außerchristliche Denkart oder Richtung wird uns weiter bringen. Die kleine Minderheit der Nicht- oder Widerchristen unter uns darf den Anspruch nicht erheben, daß

1) Vergl. hier und beim Folgenden Bensen, Teutschland und die Geschichte, 35 und Gervinus, Grundzüge der Historik, die §§ 14 und 21 mit Andeutungen, denen ich vielleicht weniger gefolgt bin, als ich gewünscht hätte ihnen folgen zu können.

wir ihr zu Gefallen den Lauf unseres Lebensstroms ändern sollten, sie vermag nichts wider seine Gewalt und nützt uns nicht anders, als etwa indem sie uns veranlaßt, tiefer in ihn einzutauchen, sein Bett zu säubern von Schlamm oder Hindernissen, ihn noch mehr zu lieben und ihm noch mehr zu vertrauen. Uns ist vor Allem nöthig, daß wir uns lebendig als Deutsche, als Glieder einer Nation und der Kirche fühlen. Damit wird unsere Schwäche und Krankheit als Nation, werden unsere religiösen Trennungen wenigstens aufhören gefährlich und verderblich zu sein. Unsere Geschichte und Gegenwart und Art weist uns darauf hin, daß wir ein christliches Volk sein sollen und sein werden, so lange die christliche Idee nicht als unwahr erwiesen, ihr Inhalt erschöpft, ihre Hinausführung ins Leben vollendet ist; daß wir aber national denken, empfinden, handeln müssen, wenn uns Christenthum und Kirche nicht verbilden, knechten, trennen und schwächen sollen. Kein Abschnitt unserer Geschichte — die das Leben und die Erfahrung der Nation ist — zeigt dies so deutlich, als der, den die Reformationszeit bildet, und kein anderer ist überhaupt so lehrhaft für uns als er. Die Reformationszeit ist die, welche mit Dem, was sie gegründet, angefangen und angedeutet, noch in die unsre hereinreicht und deren Geschichte zugleich ein Geschlecht von Deutschen uns vorhält, an welchem wir uns aufrichten können, so hoch steht es, so tüchtig war es, und das wir zu erreichen vermögen, wenn wir wollen. Es ist uns noch vollkommen verständlich. Selbst in ihren Verirrungen ist jene Zeit die lehrreichste für uns. Sie hat Bahnen eingeschlagen, von welchen wir zu unserm großen Schaden absprangen, Arbeiten begonnen, die wir fortsetzen, und Ziele gezeigt, wonach wir hinstreben müssen, wenn Etwas und das Rechte aus uns werden soll. Was hierin bisher geschehen, ist kaum das

Halbe. Nach der Befreiung des Geistes, der Wissenschaft und individuellen Bildung, der christlichen Idee und der Kirche — nach der Reformation auf der geistigen und geistlichen Seite des Lebens ist noch die auf der weltlichen, die nationale staatliche Erneuerung zurück, mit welcher auch jene erst völlig gesichert und vollendet werden kann. Vor Allem ist da nun aber am rechten Verständniß gelegen. Sobald es sich uns völlig erschlösse, würden wir sofort die Reformation weiter zu führen und für uns zu vollenden wissen und die Lust dazu würde zugleich in uns erwachen. Ebenso ist es mit Luther. Es ist begreiflich, aber ein Jammer, daß der deutscheste und kirchlichste Mann unserer Nation als Parteimann dastehen muß und daß so Viele nicht wissen, was er der Kirche und dem Vaterlande gewesen, für beide gewollt und begonnen. Unsäglich ist der Schade, der daraus entspringt, daß wir — Evangelische und Katholische — ihn noch immer so wenig kennen. Welch ein Licht würde den letztern, die mit ihm ihre Kirche schelten und, wenn sie ihm jede Anerkennung versagen, ihre Nation und sich in dieser herabwürdigen — welch ein Licht würde ihnen aufgehen und wie viel lutherischer, das heißt männlicher, tüchtiger, gesinnungsvoller, unfurchtsamer und volksmäßiger würden die erstern reden und handeln, wenn sie ihn besser kennten. Daß doch die Katholischen endlich ihn und seine gerechten Ungerechtigkeiten gegen den Katholicism, die Evangelischen den Katholicism und dessen verzeihliche Ausartungen verstehen und nach Gebühr ihn würdigen lernten. Im Mittelpunkte seiner lehrreichen Zeit steht Luther noch lehrreicher selbst, der Deutschen echter Prophet. Wie die Reformationszeit „jeder Bewegung in unserm Nationalleben zum Muster dienen müßte [1]),“ so müßte Luther

1) Gervinus, Gesch. d. poet. Nationalliteratur, IV, 520.

allen Denen zum Vorbild dienen, welche selbstthätig und mit nachdrücklichem Wirken an einer solchen theilnehmen möchten. Freilich berufen sich auf ihn alle Parteien und neuerdings hat sich recht geflissentlich die des Rückschritts und der Unfreiheit auf ihn berufen. Doch in ähnlicher Weise geht es mit der Bibel und wohin muß der Gewinn fallen? Sie enthält die christliche Lehre, sie bildet die Grundlage der Entwickelung derselben, der Kirche. Die Bibel, das Christenthum, die Kirche, sind anerkannte Autoritäten, die der Feind selbst schützen helfen muß, und der Kern dieser Autoritäten schließt die echtesten Keime und die stärksten unwiderstehlichsten Triebe aller Humanität in sich. So ist Luther eine anerkannte Autorität und durch nichts könnte es der Menschheit ersetzt werden, daß das Christenthum in ihr eine legitime Religion, durch nichts unsrer Nation, daß Luther bei uns ein legitimer Mann ist. Von keinem Andern kann eine solche Fülle des vaterländischen und Nationalsinns und des thatlustigen und kräftigen Muthes in uns übergehen, der uns mangelt, an keinem Andern können wir besser die immer nöthige und nie auszulernende Weisheit lernen, zur rechten Zeit und bis zum rechten Punkte vorzugehen, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben und nicht über das erreichbare Ziel hinauszuschießen, und dann weiter die provinziellen und konfessionellen Besonderheiten und Gegensätze als berechtigt an ihrer Stelle und als der zeitweiligen Entwickelung angehörig zu betrachten und uns zu einigen in der Idee der allgemeinen Kirche und der Wirklichkeit eines nationalen Lebens. Wird dies Indifferenz genannt, so sage ich, daß ihrer das Leben so nothwendig bedarf als die Geschichtsbetrachtung und daß kein nothwendiges Bedürfniß ohne Schaden und auf die Länge abgewiesen werden kann.

Sodann, ich muß auch dies noch hinzufügen, ein echtes, treues, lebenvolles Bild der ganzen Persönlichkeit und des gesammten Wirkens von Luther läßt nur die Lebensbeschreibung erwarten, die auf dem bezeichneten Standpunkte sich hält, weil er allein gestattet, ihrem Gegenstande nahe genug zu treten und doch unbefangen und so weit von der Lobrede als von der Schmähschrift entfernt zu bleiben. Wir haben es gesehen, die weiteste Ferne und die nächste Nähe, der Nihilismus jeder Art gelangt zu ebenso falschen Anschauungen und Beurtheilungen als die Anbeterei und die Feindseligkeit. Wer an nichts glaubt als an die Menschheit, die Kritik oder den Unglauben, kann wirklich oder vermeintlich viel höher stehen wie Luther, ihn aber verstehen und würdigen kann er nicht. Auch der Theolog vermag es nicht, dem der Standpunkt des Politikers fremd ist, auch dieser nicht, wenn er nicht in die Theologie eingehen kann oder will, als die Wissenschaft der Kirche, und überhaupt Niemand, der keinen Begriff von einem thätigen, öffentlichen Leben hat, der nicht weiß, was Freiheit oder was Gesetz und Ordnung ist. Unter den Gefahren, die bei der Lebensbeschreibung eines großen Mannes nahe liegen, steht neben der, daß der Biograph aus Schwäche eines kleinen Geistes Vorzüge übersieht oder gar kleinmeisterlich als Fehler anrechnet, die andre, daß er in die Blindheit der Verehrung und Verliebtheit geräth, die keinen Mangel wie die Feindschaft keinen Vorzug sieht, und schmeichelt, während die letztre verkennt und herunterzieht. Hat aber der Biograph Luther's die Entwickelung und Stellung desselben in seiner Zeit vor Augen und die Kirche und das Vaterland im Herzen, so erscheint ihm übertriebenes Lob unnöthig und verkehrt und schon deshalb zu viel, weil es bei einem Manne wie Luther nicht mehr bedarf, als daß seine Persönlichkeit und Erscheinung als ein Ganzes, nach ihren Einzelheiten und deren Ineinandergreifen richtig erklärt werde; er kann

weiter in Luther's innerstes Wesen eingehen, die Bewunderung, die für ihn nicht zu empfinden jeder gebildete Deutsche sich schämen muß, und die Wärme für ihn hegen, ohne die kein wahres Bild geschaffen wird, und doch grade recht sorgfältig seinen Irrbahnen nachgehen und sie aufdecken, damit sie gemieden und nicht verfolgt werden, gerade sie, wie es so oft geschehen. Luther sagte, zur Geschichtschreibung gehöre ein Löwenherz, unerschrocken die Wahrheit zu sagen. Es ist wahr, doch mein' ich, von ihm die Wahrheit zu sagen erfordere um so geringeren Muth, da er selbst so offen seine Mißgriffe und Schwächen gestand und nichts weniger als Schmeichelei oder sonst Etwas für sich selber wollte.

Aus dem Bisherigen folgt von selbst, daß ich nur für Die schreibe, die ein Herz haben für die Kirche Christi und das deutsche Volk oder in welchen es zu wecken wäre, nicht aber im Sinne der Ausschließlichen unter Lutherischen und Katholischen, keiner Partei und keinen Höhen noch Tiefen zu Gefallen oder zu Leide. Mein Buch ist weder den untern Schichten, noch den Gelehrten oder insbesondere den Theologen bestimmt, sondern den dazwischen liegenden Kreisen. Luther und die Reformation werden dem Volke oft genug so zahm und dienerisch mit so viel thörichter Polemik gegen den Katholicism und schon deshalb gedankenlos und nur zu untreu in den populairen Darstellungen geschildert. Doch zu einer solchen, wie sie sein soll, ist die Zeit wol kaum schon gekommen. Es ist zuvor noch zu viel aufzuräumen, festzustellen und aus herkömmlichen falschen in andre und richtige Gesichtspunkte zu rücken. Was ich weiß und sagen kann wissen die Gelehrten, die Theologen ebenso gut und manche viel besser als ich. Ich sage was sie nicht sagen, habe ihnen aber nichts oder wenig zu sagen, obwol ich aus ein und der andern unbeachtet gebliebenen Quelle schöpfe und andre von jeher benutzte Quellen anders benutze, als es zu geschehen pflegte. Schriebe ich für die Gelehrten, so würde Manches weggeblieben, Andres nur kurz angedeutet sein, was ausgeführt ist. Indeß habe ich mich, wo möglich ihr Zeugniß für meine Arbeit zu gewinnen, um eine genügende wissenschaftliche Grundlage bemüht. Luther eben den mittleren Kreisen in einer freien Auffassung vorzuführen, dies scheint mir eben jetzt recht wünschenswerth und das ganze Unternehmen durch den Augenblick und die Umstände vielfach begünstigt. Irre ich nicht, so kommt eine größere Empfänglichkeit und Auffassungsfähigkeit entgegen, obwol manche Zeitrichtung auch stark genug widerstrebt. Die Lebensschilderung eines Genius wie Luther ist eine unendliche Aufgabe, die von Zeit zu Zeit immer wieder von Neuem wird aufgegriffen werden müssen, und es soll und kann stets dann geschehen, wenn Stufen erreicht sind, welche weitere und tiefere Einblicke gestatten. Er kann nur in und mit seiner Zeit völlig verstanden werden. Ueber diese ist neuerdings viel Licht verbreitet, mehrere, höhere und unbefangenere Gesichtspunkte ihrer Betrachtung sind gewonnen. Diese Gewinne und Fortschritte kommen der Lutherbiographie zu gut, wenn sie dafür benutzt werden. Ich habe es versucht und schreibe mir, wenn ich etwas mehr leisten sollte, als manche Vorgänger, deshalb kein sonderliches Verdienst zu. Durchaus eigne ich mir an, was Gervinus in der Einleitung zu seiner Geschichte der poetischen Nationalliteratur sagt, „überall galt mir eine alte, von Meistern und Kennern bestätigte Meinung mehr als eine neue eigene, mit der sich zehn Andere sehr viel gewußt hätten, und ich verzichte auf jedes andere Verdienst als auf das, was Horaz nennt aus dem Allbekannten herauszugreifen und durch Anordnung und Verbin-

weiter in Luther's innerstes Wesen eingehen, die Bewunderung, die für ihn nicht zu empfinden jeder gebildete Deutsche sich schämen muß, und die Wärme für ihn hegen, ohne die kein wahres Bild geschaffen wird, und doch grade recht sorgfältig seinen Irrbahnen nachgehen und sie aufdecken, damit sie gemieden und nicht verfolgt werden, gerade sie, wie es so oft geschehen. Luther sagte, zur Geschichtschreibung gehöre ein Löwenherz, unerschrocken die Wahrheit zu sagen. Es ist wahr, doch mein' ich, von ihm die Wahrheit zu sagen erfordere um so geringeren Muth, da er selbst so offen seine Mißgriffe und Schwächen gestand und nichts weniger als Schmeichelei oder sonst Etwas für sich selber wollte.

Aus dem Bisherigen folgt von selbst, daß ich nur für Die schreibe, die ein Herz haben für die Kirche Christi und das deutsche Volk oder in welchen es zu wecken wäre, nicht aber im Sinne der Ausschließlichen unter Lutherischen und Katholischen, keiner Partei und keinen Höhen noch Tiefen zu Gefallen oder zu Leide. Mein Buch ist weder den untern Schichten, noch den Gelehrten oder insbesondere den Theologen bestimmt, sondern den dazwischen liegenden Kreisen. Luther und die Reformation werden dem Volke oft genug so zahm und dienerisch mit so viel thörichter Polemik gegen den Katholicism und schon deshalb gedankenlos und nur zu untreu in den populairen Darstellungen geschildert. Doch zu einer solchen, wie sie sein soll, ist die Zeit wol kaum schon gekommen. Es ist zuvor noch zu viel aufzuräumen, festzustellen und aus herkömmlichen falschen in andre und richtige Gesichtspunkte zu rücken. Was ich weiß und sagen kann wissen die Gelehrten, die Theologen ebenso gut und manche viel besser als ich. Ich sage was sie nicht sagen, habe ihnen aber nichts oder wenig zu sagen, obwol ich aus ein und der andern unbeachtet gebliebenen Quelle schöpfe und andre von jeher benutzte Quellen anders benutze, als es zu geschehen pflegte. Schriebe ich für die Gelehrten, so würde Manches weggeblieben, Andres nur kurz angedeutet sein, was ausgeführt ist. Indeß habe ich mich, wo möglich ihr Zeugniß für meine Arbeit zu gewinnen, um eine genügende wissenschaftliche Grundlage bemüht. Luther eben den mittleren Kreisen in einer freien Auffassung vorzuführen, dies scheint mir eben jetzt recht wünschenswerth und das ganze Unternehmen durch den Augenblick und die Umstände vielfach begünstigt. Irre ich nicht, so kommt eine größere Empfänglichkeit und Auffassungsfähigkeit entgegen, obwol manche Zeitrichtung auch stark genug widerstrebt. Die Lebensschilderung eines Genius wie Luther ist eine unendliche Aufgabe, die von Zeit zu Zeit immer wieder von Neuem wird aufgegriffen werden müssen, und es soll und kann stets dann geschehen, wenn Stufen erreicht sind, welche weitere und tiefere Einblicke gestatten. Er kann nur in und mit seiner Zeit völlig verstanden werden. Ueber diese ist neuerdings viel Licht verbreitet, mehrere, höhere und unbefangenere Gesichtspunkte ihrer Betrachtung sind gewonnen. Diese Gewinne und Fortschritte kommen der Lutherbiographie zu gut, wenn sie dafür benutzt werden. Ich habe es versucht und schreibe mir, wenn ich etwas mehr leisten sollte, als manche Vorgänger, deshalb kein sonderliches Verdienst zu. Durchaus eigne ich mir an, was Gervinus in der Einleitung zu seiner Geschichte der poetischen Nationalliteratur sagt, „überall galt mir eine alte, von Meistern und Kennern bestätigte Meinung mehr als eine neue eigene, mit der sich zehn Andere sehr viel gewußt hätten, und ich verzichte auf jedes andere Verdienst als auf das, was Horaz nennt aus dem Allbekannten herauszugreifen und durch Anordnung und Verbin-

dung zu wirken[1])." Ich gehe nicht unselbständig mit, wünsche und strebe aber gerade mit lebendigen Ansichten und Gefühlen der Gegenwart zusammenzutreffen. Ich beginne Luther's Leben zu schreiben, wie es jetzt geschrieben werden kann, so gut ich kann. Ich weiß sehr wohl, daß ich auf Andrer Schultern stehe, und vergesse es sicher auch dann nicht, wenn ich ihnen widerspreche, wie es bei Aeltern und Neuern, ob auch weniger durch Polemik als abweichende Darstellung der Fall sein wird. Ich will nur ein Mitarbeiter an dem Baue einer Lutherbiographie, die das Werk Vieler sein muß, werden. Ich fühle, daß ich höchstens vorbereiten helfe, und würde über Verdienst anerkannt zu sein glauben, wenn gefunden würde, daß ich ein und das andere Ziel angedeutet oder den Bau auch nur ein wenig weiter geführt, nur etwas Neues an dem Alten entdeckt hätte, was Lessing wenigstens ebenso rühmlich nennt, als das Alte durch etwas Neues bestätigen[2]), und vielleicht gelingt mir das Eine wie das Andere in einigem Maße. Auf die Sache kommt es mir an und es wird mich daher nur höchlich erfreuen, wenn Kenner, wie de Wette, Erhard oder Lomler oder Spiker und Seidemann, noch mehres zu sagen, oder was ich sage, zu bessern wissen oder überhaupt, wenn ein Anderer es besser als ich zu machen weiß.

Denn das will ich nun schließlich bekennen, daß ich beim Beginne meiner Arbeit hochfliegende Gedanken hegte, jedoch aufgegeben habe und vollkommen deutlich vor Augen sehe, daß ich etwas viel Geringeres bringe, als ich bringen zu können dachte, ja selbst nur ein Bruchstück statt eines Ganzen; wenn auch ein Bruchstück, dem hoffentlich Einheit nicht mangelt. Ich habe eine Reihe von Jahren

1) Gervinus a. a. O. I, 17.

2) Wie die Alten den Tod gebildet, Lachmann'sche Ausgabe VIII, 212.

zu einer Lutherbiographie gelesen, gesammelt, Bibliotheken durchsucht, mir wiederholt die Oertlichkeiten angesehen, wo Luther gelebt und gewirkt hat. Als ich vor ein paar Jahren die Ausarbeitung begann, war mir klar geworden und wurde mir immer klarer, daß es weit mehr, als man zu glauben scheint, auf die erste, seine Bildungs- und Entwickelungsperiode und eine genauere Einsicht in dieselbe ankomme. Ueber sie ist am wenigsten bekannt, wird hinweggeeilt und dann bleibt die spätere mehr oder minder unverstanden. Sie bietet viel weniger Stoff zu einer leicht einen lebendigen Eindruck machenden Darstellung, ist insofern aber wichtiger, als sie die Grundlage bildet. Ich glaubte doch im Stande zu sein einigen neuen Aufschluß über sie, wenn auch nur durch neue Anordnung und Verbindung, zu geben, und entschloß mich, sie vorerst selbständig zu bearbeiten. Dieser Plan bedingte dann eine Ausführung, die es um so mehr zuließ und sogar erforderte, daß von Luther's frühester und früher Entwickelung auf die spätere, die Ergebnisse der Bildungszeit, hinübergeblickt wird, was ich bitte nicht übersehen zu wollen. Ich meinte ferner, gerade das Werden und Wachsen eines solchen Geistes genauer zu betrachten, müßte eigenthümlich anziehend und von besonderem Belange sein. Verfolgen wir es genau bis **1517**, so haben wir im Grunde schon den fertigen Luther, wogegen er selbst sowol als insbesondere das Jahr **1517** uns mehr oder minder undeutlich bleibt, wenn wir es nicht thun. Fängt die Biographie mit den Ablaßthesen an, sodaß sie, wie es geschieht, zu wenig auf seine Entwickelung und alles Vorhergehende sich einläßt, das freilich Dunklere und schwerer zu Erforschende, so geht es mit ihr wie mit einem sich entladenden Gewitter, dessen Entstehung wir nicht beobachtet, so führt sie uns einen Donnerer vor, ohne uns in Stand zu setzen, seine Antriebe und Beweggründe, sein ganzes Vornehmen

zu würdigen. Es war endlich noch ein anderer Grund, der mich zur Ausführung jenes Entschlusses bestimmte, und den ich offen heraussagen will, obgleich dadurch der Schein auf mich fallen könnte, als legte ich zu selbstsüchtig einen zu selbstgefälligen Werth auf meine Leistung. Nicht blos daß mir für das Erscheinen eines Werkes wie des meinigen gerade der jetzige Zeitpunkt der allergünstigste zu sein schien, mir däuchte eine neue Lutherbiographie, wie ich mir denke, daß sie geschrieben werden sollte, oder eine neue Anregung zur Herstellung einer solchen durch genügendere Kräfte eben jetzt besonders wünschenswerth und erwünscht zu sein. Ich meinte aber diesen Zeitpunkt nicht unbenutzt vorübergehen lassen zu dürfen, würde mich dazu jedoch genöthigt gesehen haben, hätte ich es sogleich auf eine vollständige Lebensbeschreibung angelegt. Ich hatte freilich meine Studien auch zur zweiten Hälfte vom Leben Luther's größtentheils gemacht, aber doch noch nicht vollendet. Wenn ich nun gerade jetzt mit meinen Lukubrationen hervortreten wollte, und zwar so, daß es auf das Ganze angelegt gewesen wäre, so hätte ich doch nur den Anfang liefern können und auf den Schluß ungebührlich lange warten lassen müssen. Mir blieb demnach nichts übrig, als die Einrichtung, für welche ich mich entschied, die freilich, da ich meine Unternehmung allerdings zum Ende zu führen gedenke, gewissermaßen auch nichts Anderes ist, als ein Beginnen ohne rasches Schließen, jedoch den Vorzug hat, daß die Leser sogleich etwas Selbständiges, Einheitliches erhalten, bis zu einem bestimmten Punkte so hingeführt werden, daß der Eindruck der Befriedigung bei ihnen sich einstellen kann, der Eindruck aber, bei etwas Unfertigem auf eine längere Zeit abbrechen zu müssen, jedenfalls entfernter gehalten wird. Wird man weniger eine gewisse Pietät gegen das Andenken Luther's als eine Laune oder Aehnliches darin erblicken,

wenn ich zuletzt auch wünschte, noch vor der Wiederkehr des Luther'schen Todestages im Februar **1846** auf dem Plane zu sein? Ich habe es durch verdoppelte Anstrengungen erreicht, sofern ich mindestens den Abdruck der ersten Abtheilung noch vor Ablauf des Jahres **1845** erfolgen sehe. Allein es ist auch ein Nachtheil damit verbunden. Ich sehe zu spät, daß noch eine letzte Feile, die nicht zu viel Zeit in Anspruch genommen haben würde, erforderlich gewesen wäre, um namentlich einige stylistische Härten oder Ungelenkheiten zu tilgen, die wie ich fürchte einige Abgeneigtheit hervorrufen könnten. Mir bleibt in Beziehung darauf nur übrig zu bitten, wie ich es nach meinem Bewußtsein darf, nicht so etwas wie Nichtachtung der Leser darin erblicken zu wollen.

Ich lege den letztern die Entwickelung Luther's in vier Büchern dar. Die ersten beiden enthalten die Geschichte seiner kindlichen und jugendlichen Bildung und seiner erfurter Mönchsjahre, den Abschnitt seines Lebens, in welchem er tief eintaucht in seine Zeit, sich mit ihren auseinander gehenden Richtungen ganz durchdringt, ihre jungen Triebe in sich aufnimmt und doch dem Absterbenden, Alten sich hingibt; das dritte und vierte zeigt, wie er, obwol stets in der eifrigsten kirchlichen Gesinnung, die Elemente der Opposition in sich durchbildet, sie auszusprechen beginnt, mit ihnen zunimmt und steigt, bis dann — schon **1516** — die Verwickelung von wahrhaft dramatischem Interesse eintritt, die zu der Katastrophe vom **31**. Oktober **1517** führt, womit sein zweiter Lebensabschnitt beginnt. Die Ausführlichkeit der Darstellung rührt meist daher, daß ich ihn aus seinen eignen Aeußerungen zu schildern suche und daß die ganze Zeitlage und Entwickelung von seiner Geburt an zur Sprache kommt. Ich weiß es, flüchtige Leser dürfte ich leicht bald ermüden. Ich hoffe, daß die ernsten und denken-

den, oder doch manche von ihnen, mir bis zum Ende folgen. Nur andeuten will ich es, mit welchem Bangen ich bei dem Gefühle meines unzulänglichen Vermögens, das Wünschenswerthe zu leisten, mein Unternehmen beginne, eben ihn, der so war und so schrieb, einer so erleuchteten, gebildeten und bei allerdings gesteigertem Aufschwunge doch noch immer matten Zeit, einer Zeit vorzuführen, deren Einsicht in ihre Gebrechen, ihre Besserungsbedürftigkeit und Mittel jedenfalls bis jetzt sich noch größer zeigt, als ihre Willens- und Thatkraft und als selbst nur die furchtlose Unbefangenheit ihrer Gedanken und die Geradheit ihrer Rede. Nur zu gut weiß ich es, wie leicht ich scheitern könnte durch ihren daher rührenden und auf dieser Seite offenbaren Mangel an Empfänglichkeit oder durch den meinigen an Wissen oder Darstellungskunst. Möchte mein guter ernster Wille den letztern minder fühlbar machen und möchte an dieser Zeit, über welche man wenigstens ein halbes Recht hat, ähnlich wie Hutten auszurufen: „o Zeit der Vorbereitung und Bewegung, die Wissenschaften blühen, es ist eine Lust zu leben!“ — möchte an ihr nicht wahr werden, was Luther **1530** an Konrad Kordatus schrieb: „Wenn Gott deutschem Land gern gnädig wollt seyn, so lassen wir's nit geschehen.“ Aber dann kommt es nicht blos auf Kultur oder selbst auch praktische Einsicht allein, sondern wesentlich darauf an, daß jeder von uns sich gesagt sein läßt, was Hutten hinzufügt: „obgleich man noch nicht ermüden darf;“ gesagt sein läßt, was sonst sein Wahlspruch war: „Wir müssen hindurch!“ und was Luther **1519** ebenso bezeichnend für ihn selbst und das Geschlecht der Reformationsepoche an Lange schrieb: „sei ein rechter Mann, so gehet, ja so fähret man zu den Sternen! [1])“

1) de Wette, Luther's Briefe, IV, 182; I, 254.

Erstes Buch.

Kindheit und Jugend bis zum Eintritt in den Mönchsstand.

1483 — 1505.

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARY

Erstes Hauptstück.

Geburt und Herkunft. — Vorbedingungen der Bildung und Entwickelung.

1483.

Die Quellen der Kindheits- und Jugendgeschichte (Luther's Schriften). — Geburtstag und Ort. — Familienname. — Abstammung, Aeltern, Familie. — Die Zeit, deutsche Zustände (weltliche Seite). — Thüringische Abstammung. — Deutsche und thüringische Zustände (religiöse Seite). — Niedrigkeit der Herkunft. — Aufwachsen im Bürgerstande (Mansfeld).

Die Quellen der Kindheits- und Jugendgeschichte (Luther's Schriften).

Wir mögen große, außergewöhnliche Naturerscheinungen nach ihren Folgen und Wirkungen übersehen und erforschen: ihre Ursachen, die in ihnen schaffenden und bewegenden Kräfte verlieren sich in das Innere der Natur und bleiben uns mehr oder minder verborgen. Selbst ihr sichtbares Entstehen pflegt von uns minder genau beobachtet zu werden oder bleibt doch für uns das Dunklere. Nicht anders verhält es sich mit großen genialen Menschen. Geheimnißvoll bleibt für uns die in ihnen wirkende und von ihnen ausgehende Kraft, so sorgfältig wir deren inneres Wesen zu ergründen suchen — diese Vereinigung in ihnen von Einsicht und Instinkt, Wurf und Geschick, Kraftanstrengung und Leichtigkeit, bewußtem Wollen und unwiderstehlichem Antriebe. Auch an ihnen ist ihre Entwickelung das Dunklere für uns. Sie

verliert sich fast immer in eine größere oder geringere Verborgenheit. Nur selten wird in weltgeschichtlichen Menschen früh genug der ihnen inwohnende Geist von Kundigen entdeckt und sorgfältig genug, zumal wenn sie in Niedrigkeit geboren sind, ihre Kindheit und Jugend, ihr Bildungsgang und die Entfaltung ihres Genius beobachtet und überliefert.

Wir möchten recht Vieles und Genaues von Luther's Kindheit und Jugend wissen, allein die Quellen ihrer Geschichte fließen nur gar zu spärlich. Der bewährten Nachrichten sind äußerst wenige, und die wenigen sind abgerissene, zerstreute, dürftige. Es hat nicht an Fleiß gefehlt, sie zu sammeln und zu verarbeiten; er hat eine wahre Unzahl von Büchern und Einzelschriften hervorgebracht. An alle, selbst die kleinsten Punkte heftet namentlich die Flut der Dissertationen sich an. Ich finde jedoch, daß sie größtentheils die gerühmte deutsche Gründlichkeit schlecht beweisen. Eine schreibt aus der andern, aus den bekannten ersten Quellen aus, und in nur zu häufigen Fällen flüchtig und gedankenlos; Urtheil sucht man in ihnen nur zu oft vergeblich, ihre Ergebnisse sind unendlich gering, sie ermüden und täuschen gleich sehr.

Indeß bietet sich, um zu einem genaueren Einblick und zu einer größern Anschaulichkeit zu gelangen, ein noch minder betretener Weg. Je lückenhafter die Nachrichten über Luther's Kindheit und Jugend sind, und je mehr er nach einer sehr richtigen Bemerkung gleich Lessing, der ihm überhaupt vielfach ähnlich war und in manche seiner Fußtapfen trat, mit seiner Zeit etwas geworden ist, desto sorgfältiger denke ich die Verhältnisse und Begebenheiten der Zeit, die Denkweise, Sitte und Art der Umgebungen, worin er aufwuchs, ins Auge zu fassen und dadurch manches nicht von der Hand zu weisende Ergebniß zu gewinnen. Sie sind in jedem Falle beziehungsreich und neben der natürlichen Anlage die Bedingungen der Entwickelung jeder werdenden Persönlichkeit, dem Aufwachsenden vorzugsweise, was Boden, Klima, Luft und Witterung der Pflanze ist, worin sie wächst, wesentlich zum Begreifen ihrer Bildung und deren Eigenthümlichkeit, wenn sich ihr Einfluß auch nicht immer mit voller Sicherheit in allem Einzelnen und Kleinsten nachweisen läßt. Wir denken so selten daran und haben nur ein mangelhaftes Bewußtsein

davon, wie die Luft, welche wir athmen, auf unsern leiblichen Organismus einwirkt, und ihre Einwirkung ist doch unzweifelhaft. Unsre Zeit, unsre Umgebungen bilden die Atmosphäre für unsern Geist. Es verhält sich ebenso damit. Wir können nicht zweifeln, was in der Zeit, in welcher Luther aufwuchs, lebendig war und sie bewegte, hat Einfluß auf ihn geübt, und liegt der letztere nicht immer offen am Tage, so lassen seine Spuren sich doch auch oft entdecken, wenn man sie nur aufsucht und ihnen nachzugehen nicht ermüdet. Es gilt daher dem Versuche und Bemühen, die Nachrichten über die Geschichte seiner Kindheit und Jugend aus der Zeit, in welche sie fällt, zu ergänzen und Licht oder ein bestimmteres über dunkel oder halbdunkel gebliebne Stellen aus ihr zu erhalten. Auch hier läßt sich anwenden, was Niebuhr von der ältesten römischen Geschichte sagt: „Gerade für die Zeiten, deren Kunde mehr errathen als vernommen werden muß, bestanden solches Ebenmaß und sich also entsprechende Verhältnisse, daß, wo einige Spuren und Ueberreste von kenntlicher Beziehung an das Licht des Tages gebracht sind, sich auch über andre sichre Gewißheit ergibt, von welchen es uns nicht gewährt ist den Schutt aufzuräumen, oder deren tiefste Grundsteine aufgerissen sind; nicht anders als wie die Mathematik nur einiges Gegebne bedarf, um eine angestellte Messung zu entbehren. Das ist kein vermessener Gedanke es zu unternehmen, abgerissene und ärmliche Gedanken mit Sorgfalt und Anstrengung so zu ergründen, zu verbinden und zu beleben, daß daraus für den Zeitraum, wo uns ein Beßres fehlt, im Wesentlichen doch lebendig und voll hervortrete, was aus reichem und edel gebildetem Stoffe leicht entsteht.“ [1])

Ich bilde mir nicht ein, mir wäre gelungen was ihm, wage aber zu behaupten, daß es bei der Erforschung und Darstellung des Lebens und der Art und Entwicklung Luther's eben so sehr als bei der der römischen Geschichte der Mühe werth sei für uns, diese Gesichtspunkte zu nehmen.

---

1) Römische Gesch. Einleit. 3, 5. Um noch ein Zeugniß für mich zu gewinnen, indem ich meinen Weg einschlage, weise ich auch auf Gervinus in der Einleitung zur Gesch. der Nat.-Poesie hin: „Wo uns Quellen mangeln, greifen wir nach Allem, was uns eine verlorne Zeit darstellen kann.“

Luther's Schriften und Briefe kommen nicht wenig zu Hülfe. So vielfach sie für die Lebensbeschreibung benutzt sind, enthalten sie doch noch sehr viel, namentlich bei der Darstellung seiner Kindheit und Jugend Unbenutztes. Bei keinem Andern kann und sollte die Darstellung seines Lebens und seiner Persönlichkeit so ausdrücklich darauf ausgehen, sich auf die von ihm hinterlassenen schriftlichen Denkmale zu gründen. Läßt sie aus ihnen ihn sich selbst vor den Leser hinstellen, so erhält der letztere sicher das treueste Bild, wenn nicht das einzig genügende. Sie erzielt dadurch zugleich den Nebengewinn, mit seinen Schriften bekannter zu machen, was so sehr zu wünschen wäre, schon damit wir von ihm lernten wieder gerade zu denken und zu reden, zumeist aber, weil sich in ihnen die wichtige Bewegung in unserm Nationalleben, in welche er ein- und die von ihm ausging, fast allseitig und aufs lebendigste und anregendste ausdrückt. Es kann aber, so sehr es zu wünschen wäre, aus begreiflichen Gründen durch Wiederdrucke, Auszüge, Blumenlesen u. d. gl., die ohnehin von zweideutigem Nutzen sind, nicht, oder doch nur in geringem Maße erreicht werden. Unsre Darstellung wird sich geflissentlich, wie es irgend gehen will, an seine Schriften halten, um ihn so viel möglich aus sich selbst zu erklären, sein geistiges Bild so unmittelbar zur Anschauung zu bringen, als Kranach's Kunst sein äußerliches vor uns hinstellt. Es wäre genug und bedürfte kaum einer Lebensbeschreibung, oder vielmehr, es wäre weit besser, als die beste, wenn seine Schriften gelesen und verstanden würden. Nimmt man die Briefe hinzu — vielleicht die merkwürdigste aller ähnlichen Sammlungen, wovon an einer anderen Stelle mehr — so schließen sie die Veranlassungen und Beweggründe seines Thuns, die geheimste Werkstatt seines Geistes auf, legen den Kern seiner ganzen Anschauung und Gesinnung, jede Regung seines Gemüths, seine Herzschläge klar vor Augen, sind der hellste Spiegel seines innersten Wesens. Wenn er auch vorsichtig zu schweigen verstand, so ergänzt eben die reiche, dem Dunkel allmälig entzogene Fülle von Briefen, großentheils die geheimsten Herzensergießungen in das Ohr vertrauter Freunde, die Schriften, und die Uebereinstimmung könnte nicht vollkommener sein zwischen dem, was er im Druck ausgehen ließ und der Verschwiegenheit bestimmte, was er lange durchdacht und was er im Fluge, im

Drange und in der Bewegung des Augenblicks niederschrieb, was von einem großen Theile seiner Schriften selbst gilt, und endlich die Uebereinstimmung zwischen den letztern und seiner Handlungsweise, deren eigentlichster Ausdruck sie waren. Ja, sie waren meisthin seine Thaten, nicht selten Ereignisse der Zeit. Von dem Zeitpunkte seines öffentlichen Hervortretens an hat er sicher keinen Gedanken gedacht, der sich in den zahllosen Schriften und Briefen nicht unumwunden, deutlich, ohne Rückhalt ausgesprochen fände, hat sicherlich kein Gefühl, keine Stimmung in ihm gelebt, die sich darin nicht offen kundgäbe. Seine Grundansichten hat er darin, man kann sagen hundertfältig wiederholt, in alter und neuer Form. Sie sind selbst der lebendigste Beweis, wie fremd ihm Furcht und Verstellung waren. Er hat sich darin ausgesprochen sogar mit einer Offenheit und Rücksichtslosigkeit, welche häufig die Gebote der gewöhnlichsten Klugheit nicht beachtete. Er hat darin keine Schwäche, keinen Misgriff verschwiegen, verleugnet oder versteckt, Irrthümer und Mängel vielfach offenbart, welche nur ihm bekannt waren. Er war fern von Eitelkeit, täuschte und dichtete keine Vorzüge sich an. So stark sein Selbstgefühl, so groß war seine Selbstverleugnung. „Ich bekenne aufrichtig, daß ich Vieles über meine Kräfte gewagt und mir keineswegs gleichen Ruhm mit dem Apostel zueignen könne — Ich weiß, daß noch ein Stück Adam's in mir wie in Andern steckt. Denn zuweilen fahre ich her und rede ein vergeblich Wort, schelte und werde zornig, faul und träge, das göttliche Wort zu hören oder darnach zu leben, bin kalt zum Glauben und Gebet, bin sicher, schnarche, hange Fleisch und Blute nach, thue ihm zu viel — Es ist mir mein Lebtag nie gegangen nach meinen Anschlägen. Ich habe mir wol viel vorgenommen zu thun, aber wenn es nicht ist gewesen Gottes Wort und Werk, das mich dazu gedrungen, so ist das mehrere Theil wol nachgeblieben — Mir ist es wol auch widerfahren, daß ich oftmals bin angelaufen, und viel Anschläge gantz thörlich vorgenommen habe. Darum hat auch Gott, der Alles regieret, solches nicht gerathen lassen. Da bin ich zu schanden worden, habe angefangen mir selbst feind zu werden, und mit mir zu zürnen: und da ich also gedemüthiget worden bin, habe ich mich hernach so viel desto fleißiger wissen zu hüten, daß ich durch den Rath meines eigenen Fleisches nicht

betrogen würde, habe mich etwas fleißiger an das Wort gehalten. Gott aber habe ich fleißig gedancket, daß er also wunderbarlich meinen Rath geändert, und einen andern Ausgang, so viel besser gewesen, verliehen hat, denn wie ich es bedacht und vorgenommen hatte. Also ist es zugegangen, da wir zu Schmalkalden waren, daß wir dem Papst das Concilium gar haben abgeschlagen; aber viel besser wäre es gewesen, wir hätten es nicht also abgeschlagen, sofern traun, daß es hätte mögen billiger und rechtmäßiger Weise vorgenommen werden — Gott gebe, daß es Andre nach mir besser machen — Ob sie nicht so viel zu thun haben werden, solche Greuel auszufegen, wie wir gethan haben, so werden sie doch eben (wo nicht mehr) so viel zu thun kriegen, dem Teufel widerzustehen und zu wehren, daß er nicht wiederum solche Greuel in die Kirche werfe — Gern hätte ich's gesehen, daß meine Bücher allesammt wären dahinten blieben und untergangen. Und ist unter andern Ursachen eine, daß mir grauet vor dem Exempel; denn ich wohl sehe, was Nutzes in der Kirche geschafft ist, da man hat, außer und neben der heiligen Schrift, angefangen, viele Bücher und große Bibliotheken zu sammeln, sonderlich, ohne allen Unterschied, allerlei Väter, Lehrer und Concilia aufzuraffen — O daß doch Gott wollte, daß mein und aller Lehrer Auslegung untergingen, und ein jeglicher Christ selbst die bloße Schrift und lauter Gottes Wort vor sich nähme. Du siehest je aus diesem meinem Geschwätz, wie unmeßlich ungleich Gottes Worte sind gegen aller Menschen Wort; wie gar kein Mensch mag einiges Gottes Wort genugsam erreichen und erklären mit allen seinen Worten. Es ist ein unendlich Wort, und will mit stillem Geist gefasset und betrachtet sein, wie der Psalm sagt: Ich will hören, was Gott in mir selbst redet. Es begreift's auch sonst niemand, denn ein solcher stiller und betrachtender Geist. Wer dahin könnte ohne Glossiren und Auslegen kommen, dem wäre mein und aller Menschen Glossiren gar keine Noth, ja nur hinderlich. Darum hinein, hinein, lieben Christen, und lasset mein und aller Lehrer Auslegen nur ein Gerüst sein zum rechten Bau, daß wir das bloße, lautere Gottes Wort selbst fassen, schmecken, und da bleiben; denn da wohnet Gott allein in Zion! — Ich bin meinen Büchern feind und wünsche oft, daß sie möchten untergehen, darum, daß ich mich besorge, sie möchten den Leser

aufziehen, hindern und abhalten, daß er die Schrift selbst nicht lese, die allein der Brunn und Ursprung ist aller Weisheit. Und schrecket mich oft das Exempel der vorigen Zeiten unter dem Papstthum; denn nachdem Die, so in der heiligen Schrift studiret haben, in der Menschen Bücher und Commentarios gerathen sein, haben sie nicht allein viel gute Zeit mit Lesen in der alten Theologen Bücher zugebracht, sondern sein auch endlich gerathen auf Aristotelem, Averroim und Andere, daraus hernach wunderliche und ungeheure Theologen, als Thomas, Scotus und andere, ihnen gleich, worden sein." [1])

Man kann zu jetziger Zeit diese seine Denkart vielen nach ihm sich Nennenden, die das Eigensinnige, Herrische und Glaubensgebieterische, das gleichfalls in ihm war, ohne eine gleiche oder ähnliche Berechtigung oder Entschuldigung nachahmen, kaum stark genug ins Gedächtniß zurückrufen. Sie fordert ausdrücklich nicht blos überhaupt zur freiesten Behandlung seiner Ansichten, Lehren und Gründungen auf, sie begünstigt insbesondere die Benutzung seiner Schriften bei der Lebensbeschreibung. Ebenso verhält es sich mit den oft gerügten Widersprüchen in jenen. Sie sind Zeichen der Abwesenheit von System und Absicht in den Schriften, Zeichen, daß diese eben den Entwicklungsgang, die wechselnden Stimmungen und Erkenntnißstufen des Verfassers

---

1) Am Schlusse der Auslegung der 22 ersten Psalmen, Walch IV, 1620. Ausl. des 1. u. 2. Kap. Johannis, zu Kap. 2, V. 23–25, Walch VII, 1797. Ausl. des 6. 7. u. 8. Kap. Johannis, zu Kap. 7, V. 31, Walch VII, 2294. Ausl. der Genesis, zu Kap. 20, V. 4 u. 5, Walch I, 1996. Am Schlusse der Ausl. der Genesis, Walch II, 3071. Vorrede zu Spangenberg's Postille, Walch XIV, 379. Vorrede zu seinen deutschen Werken, Plochm. I, 67. Schlußwort zur Kirchenpostille, Plochm. XIV, 350. Ausl. der Genesis, zu Kap. 19, V. 29, Walch I, 1938. Um das Vergleichen möglichst zu erleichtern, werde ich bei den exegetischen Schriften Luther's auf Kapitel und Vers verweisen und bei ihnen und den übrigen am liebsten auf die Walchische als die vollständigste und auch wol verbreitetste, wo sie nicht im Stiche läßt auf die Plochmann'sche als die handlichste und am meisten kritische, bei den Briefen auf die de Wette'sche Ausgabe. Wo sie nicht falsch, folge ich gern den bei Walch sich findenden Uebersetzungen, weil ihre Sprache der Luther'schen näher kommt, als man jetzt leicht vermöchte. Es ist ohnehin störend genug, Luthern aus seinen deutschen und lateinischen Schriften, d. h. aus den Uebersetzungen, verschiedene Sprachen reden zu hören.

abspiegeln, wodurch sie für die Lebensbeschreibung gerade den höchsten Werth erhalten. Nun ist es wahr, wir haben aus seinem ganzen ersten Lebensabschnitte nur wenige Schriften von ihm, obwol mehrere und wichtigere, als meisthin erwähnt werden, und verhältnißmäßig auch nur wenige Briefe. Doch einmal finden sich in den spätern zahlreiche zerstreute für seine Kindheits- und Jugendgeschichte bedeutende Mittheilungen und Fingerzeige, und, was noch mehr ist, seine spätere Entwickelung und Art bezieht sich so genau und in einer solchen Weise auf die frühere, daß sie als deren Wiederspiegelung gelten kann und oft so deutlich, als man nur wünschen mag, darauf zurückschließen läßt. Hierdurch wird auch das Bedauern nicht wenig verringert, daß ihn der Tod verhindert sein Leben zu beschreiben, wie es wol seine Absicht war. Davon abgesehen, daß er ein zu öffentlicher Mann und sein Leben ein zu öffentliches war, um nicht Wahrheitswidrigkeiten von vorn herein schon als Thorheit zu verbieten, können wir freilich mit Melanthon sagen, er sei eines solchen Gemüthes gewesen, daß er mit gewissenhafter Treue — ja und mit echter Selbstverleugnung — berichtet haben würde [1]). Schon die Vorrede zum ersten Theile seiner gesammelten Schriften gibt Beweis und Vorgenuß davon. Sie enthält Bruchstücke einer Selbstlebensbeschreibung, läßt es nicht fehlen sogar an zu weit gehender Selbstverurtheilung. War je ein Mann geeignet, sein eignes Leben wahrhaft darzustellen, so war er es. Der Beweis würde allein schon aus den zahlreichen Selbstbekenntnissen entnommen werden können, die uns in seinen Schriften und Briefen begegnen. Sie unterscheiden sich gegensätzlich von denen eines Rousseau, von deren Richtung auf feines Selbstlob sie geradezu nichts enthalten. Allein seine Selbstbiographie hätte die Mängel haben müssen, die eine jede ohne Ausnahme haben muß und die ihren Gebrauch und Nutzen für die Geschichtschreibung erschweren und verringeren. In jedem Falle sind die Selbstbekenntnisse, von welchen ich eben sagte, weil sie in zerstreuten gelegentlichen Aeußerungen in fast allen seinen Schriften und Briefen vorkommen, aus den verschiedensten Lebensaltern herrühren und als so viel unbewachter

1) Im Leben Luther's, S. 8 der Ausgabe von Zimmermann, mit Villers' und Planck's Anmerkungen.

und unabsichtlicher, wenigstens in manchem Betracht viel werthvoller weil noch viel verläßlicher für seine Lebensbeschreibung, als es eine solche von seiner eignen Hand sein könnte. Ohnehin würde seine Selbstlebensbeschreibung schwerlich den Wunsch in hohem Maße befriedigt haben, recht viel über seine Kindheit und Jugend zu erfahren. Man sieht es aus dem, was er gelegentlich davon erzählte, aus dem erwähnten Bruchstück, aus seiner und der Zeitgenossen Richtung. Die Blicke waren so vorwaltend auf die Zeitbewegung und Handlung geheftet, und die Gemüther so davon erfüllt, daß überall nur Aufmerksamkeit auf sie und was mit ihr in nächster Beziehung stand, vorhanden war. Die ersten Lebensbeschreibungen, die Denkwürdigkeiten, welche wir von ihm besitzen, die sogenannten „Tischreden", beschäftigen sich nur sehr wenig mit seinen ersten Lebensjahren. Was ihn allein persönlich anlangte, berührte er stets, wie auch in jenem Bruchstücke, nur flüchtig. Nach einigen dürftigen Angaben über seine Herkunft und frühesten Verhältnisse bezieht er darin sogleich Alles auf den großen Streit, womit sein öffentliches Wirken beginnt. Er würde, wie der echte Dichter des echten Heldengedichts, die Handlung in den Vordergrund gestellt und seine Theilnahme als ihr angehörig erzählt haben, mit seiner Persönlichkeit aber hinter sie zurückgetreten sein. Allein die letztere ist es und was sich auf sie bezieht, wovon wir ausgehen müssen.

Geburtstag und Ort.

Luther wurde am 10. November des Jahres 1483 in der Nacht zwischen elf und zwölf Uhr geboren, und am Tage darauf nach dem Namen des Heiligen — Martin's von Tours — dem derselbe gewidmet war, Martin getauft. So war es häufiger Brauch und nicht ohne Bedeutung, daß jeder im Schoos der Kirche Geborne sogleich und schon durch seinen Namen an einen ihrer Heiligen hingewiesen wurde, deren sie längst einen, ja mehrere hatte für jeden Tag im Jahre.

Martin's Aeltern waren von Möhra, einem Dorfe zwischen Eisenach und Salzungen, im altthüringischen Westergau, später hennebergisch-schleusingischem Gebiete, nahe bei Altenstein und Liebenstein, am südwestlichen Abhange des Thüringer-Waldge-

birges, nach Eisleben gezogen, der ehemaligen Hauptstadt der zu Nordthüringen gehörenden Grafschaft Mansfeld. Hier wurde er geboren und in der Peterskirche getauft. Noch wird das Haus, das Gemach zu ebener Erde gezeigt, in welchem er das Licht der Welt erblickt haben soll. Geradezu unglaublich ist die Sage, welche Seckendorf einem unzuverlässigen Gewährsmanne (Rebhan) nacherzählt, wonach er auf einer Jahrmarktsreise seiner Aeltern in Eisleben geboren sein sollte. Man hat ganz richtig dawider u. A. bemerkt, daß Eisleben sechzehn Meilen von Möhra entfernt liege. Wir fügen hinzu, daß die eislebischen Märkte bis 1515 am Montag nach Kantate (im April oder Mai) und auf Lamperti (im September) gehalten wurden. Er erinnerte sich stets mit Lust an seinen Geburtsort. Er pflegte zu sagen: „haec est Islebia — hier ist Leben!" weil er es dort erhalten. Stets hat er den Ort, das Land seiner Geburt geliebt, und recht eigentlich dies Gefühl ist die unmittelbare Veranlassung seines Todes und davon geworden, daß er seine Tage zu Eisleben auch beschloß. Es fanden Irrungen statt zwischen den mansfeldischen Grafen. Im J. 1545 einigten sie sich, Luther, „als ihr Landkind und einen von Gott mit vielen geistlichen Gaben reichlich und hochbegnadeten Mann", von Wittenberg zu berufen, die streitigen Sachen unter ihnen zu vertragen. Und „ob nun wol der Doctor nicht gewohnt gewesen, sich in weltliche Händel einzulassen, sondern je und allewege seines Berufs mit Predigen, Schreiben und Lesen gewartet, so hat er doch seines lieben Vaterlandes halber, damit dasselbe zur Einigkeit gebracht, fernere Spaltung verkommen, und die Grafen, seine geliebte Landesherren, freundlich versühnet werden möchten, diese seine letzte Reise und was Gott geben würde, versuchen, nicht abschlagen wollen und können, seinem Vaterlande und Erbherren mit seinem Vaterunser und gutem Rath zu dienen." Die Reise war gefahrvoll, die Saale hoch angeschwollen, er war körperlich leidend und überstand die Beschwerde nicht. Am 18. Februar 1546 starb er, nachdem er einen Vertrag zu Stande gebracht, so das Leben dem Lande zurückgebend, von welchem er es empfangen. [1])

1) Nach einer andern, jedoch unverbürgten Nachricht hätten die Aeltern Martin's 1483 bereits in Mansfeld gewohnt, und wäre er zu Eisleben geboren, indem sich seine Mutter dorthin begeben, um Einkäufe — nicht eben zur Jahrmarktszeit — zu machen. — Bei mehreren Feuersbrünsten hatte die Pietät stets das „Lutherhaus", selbst durch schnelles Einreißen der benachbarten Gebäude, gerettet. Im Jahre 1689 wurde es jedoch ein Raub der Flammen. Nur das untere Stockwerk konnte erhalten werden. Es wurde indeß wieder aufgebaut, und in Luther's (angeblichem) Geburtszimmer eine Freischule für arme verwaiste Kinder der Stadt errichtet. Im Jahre 1817 ist hinter dem alten Lutherhause ein neues größeres Schulhaus erbaut worden. Die Zweifel, ob Luther 1483 oder 1484 geboren sei, müssen als erledigt betrachtet werden. *Melanthon*, Vita Luth. *Seckendorf*, Hist. Lutheranismi, Lips. 1694, p. 20. Ukert, Luther's Leben, I, 49 fg. (der Brief Luther's vom Jahre 1503, von welchem dort die Rede, ist nach Veesenmeyer's richtigen Bemerkungen in den literar. Nachrichten von den Sammlungen der Briefe Luther's, S. 116, ohne Frage unecht). In *Ericeus* Silvula sententiarum etc. findet sich S. 174 fg. ein curriculum vitae Luther's, angeblich ex ipsiusmet autographo. Es beginnt: A. 1484 natus sum Mansfeldi, certum est, inquit. Dieses curriculum vitae hat indeß auch noch andere Zeitbestimmungen, die unzweifelhaft ungenau sind, z. B. bei 1505 und 1516, wogegen es feststeht, daß Luther in den (danziger) hebräischen Psalter eigenhändig hineingeschrieben: A. 1483 natus ego. — Mathesius' Predigten von der Historie Martin Luther's, erste und vierzehnte Predigt. — Luther's Briefe, Sendschreiben und Bedenken, von de Wette, I, 390. — Spieker, Gesch. M. Luther's, 149. — Mansfeldische Chronik, 407, 446. — *Vogler*, Irminsula Lutheri. — Allgem. Encyklopädie von Ersch und Gruber, Art. Eisleben. — Keil, Leben Hanß Luther's, S. 45 ff. — Ich will hier bemerken, daß ich hinsichtlich der Notennoth ganz der Ansicht bin, welche Gervinus a. a. O. I, 16 ausspricht. Allein es geht mir wie ihm. Ich kann die Noten nicht leiden und sie doch nicht entbehren. Es ist noch zu viel Ungewisses und Strittiges im Leben Luther's, und meine Darstellung wird bisweilen eine abweichende sein. Sollte ich vielleicht durch zu häufiges Nennen allbekannter Schriftsteller beschwerlich fallen, so gestehe ich, daß meine Furcht daran Schuld ist, den Schein zu erwecken, als wollte ich mir aneignen, was ihnen gehört.

Familiennamen.

Die Namenschreibung stand zu jener Zeit viel weniger fest als zur unsrigen; doch schreiben die Leute niedern Standes auch jetzt noch ihre Namen selten auf einerlei Weise. So schrieb und druckte man damals je nach der verschiedenen Aussprache oder Gewohnheit in Obersachsen Luther's Familiennamen Luder, Lüder, Lutter oder Luther, er selbst Luder oder Lother, erst seit 1507

ziemlich regelmäßig Luther. Noch 1541 schreibt er: Meiner lieben Hausfrauen Käthe Ludern von Bora zu Handen. Die ältesten salzunger und altensteiner Amtsregister von 1568 bis 1596 haben fast immer Luder, bisweilen Luter und Lüder.

Wir finden unter seinen Werken ein Namensbüchlein, darin der alten deutschen Namen Ursprung und Bedeutung gewiesen wird, vom Jahre 1537, Studien einer frühen Deutsche-Sprachforschung. Man hat freilich seine Verfasserschaft bezweifeln wollen, jedoch aus nicht genügenden Gründen. Er hat, wie man vielfach und nicht blos aus seiner Sprachmeisterschaft ersieht, der deutschen Sprache, ihrem Bau, den Mundarten und was dahin gehört, stets große Aufmerksamkeit zugewendet. Im 12. Kapitel des Namenbüchleins nimmt er die Deutschheit für verschiedene Namen, Tottila, Attila, Karl, Alphons u. s. w., in Anspruch, und so auch für den seinigen, den er zu erklären versucht. „**Lotharius**, Jul. Cäsar (Scaliger nämlich) nennet ihn **Lutherium** oder **Lutherum**; deutsch Luther; und ist gar ein gebräuchlicher Name bei uns, sonderlich in Sachsen, und bedeutet einen Herrn oder Herrscher der Leute. Denn das sächsische Wort Lüde ist so viel als Leute, Menschen. Her so viel als Herr, **Dominus**. Julius Cäsar aber pflegt das **D** in ein **T** zu verändern, vielleicht wegen des folgenden **H** oder ander Ursach. Also ist auch in diesem Namen ein ü oder y, darnach anstatt eines weichen d ein th, und nennen die Sachsen noch bis auf den heutigen Tag den löblichen Kaiser **Lotharium** Kaiser Lydher oder Ludher. Wenns ein Schwabe aussprechen hörte, würde er Lidher draus machen. Denn sie machen gern aus einem ü oder y ein lateinisch i. Julius Cäsar aber, indem er den Namen **Ludherum** eigentlich mit einem **H** machen wollen, hat er damit Gelegenheit gegeben, daß nachmals Andere **Lotharius** draus gemacht, und spricht man noch heute Lutter, Lotter u. s. w. Und kommt daher **Lotharingia**, Ludheringen, das ist, Ludher's Wohnung, von dem Enkel des **Caroli Magni**, welchen die Scribenten **Lotharium** heißen. Heute sagt man grob Lottringen."

Die falsche Scham, die Eitelkeit, die Ausländerei oder üble Gewohnheit der damaligen und noch späteren Gelehrten, die ihre deutschen Namen latinisirten oder gräcisirten, war ihm, während selbst der deutschgesinnte Melanthon neben ihm nicht Schwarzerd

heißen mochte, völlig fremd. Wir sehen es aus dem Angeführten. Ja er unterschrieb bisweilen dem allgemeinen Gebrauche zuwider selbst lateinische Briefe nicht **Lutherus**, sondern **Luther**. Dagegen ließ er sich wol hinsichtlich seines Namens auf die in jenen Zeiten häufigen hyperetymologischen Ableitungen ein. Mehrfach leitete man Luther auch wol von lauter ab, sodaß es Läuterer bedeute. Als er selbst Matthäus Ratzeberger's Tochter als Taufpathe den Namen geben sollte, sagte er: „Ich will dir nach dem meinigen ihn geben, denn lauter und klar sind Geschwisterkinder," und hieß das Kind Clara, „damit man beim Namen desselben gedächte, daß er der Pathe gewesen." Man gefiel sich in solchen Deutungen, die sich nicht selten an Willkürlichkeit, Sinnigkeit und Sinnlosigkeit, Schmeichelei und Lästerung überbieten. Hindeutend darauf, daß er sich gefreit fühlte oder als den Befreier erkannte, unterschrieb er sich, zuerst 1518, **Martinus Eleutherius**, späterhin, um sein Gefühl christlicher Demuth zu bezeichnen, wol **M. Luther, Christi lutum**. Bekannt ist, wie unartig deutend Gegner mit seinem Namen umgingen. [1])

Abstammung, Aeltern, Familie.

Die Luther, von welchen Martin abstammte, waren ein altes, weit verbreitetes Geschlecht, in der Gegend von Eisenach, vom Abhange des Thüringer-Waldes bis hinein in die Grafschaft Mansfeld, wo das Harzgebirge beginnt. Von einem Besuche bei seiner Verwandtschaft redend, äußert er beiläufig, daß sie fast das ganze Land einnehme. In der Anmerkung mögen einige Nachrichten über ihre Abkömmlinge in diesen Gegenden Platz finden. Seiner Sinnesart ganz zuwider hat man sich wol bemüht, ihm eine vornehme Abkunft anzudichten. Von kaiserlichem Namen und Herkommen hat er sein sollen, wie die heilige Sage die Abstammung des Sohnes Joseph's und Maria's aus dem erniedrigten Königsgeschlechte seines Volks dichtete, um ihn, von welchem

1) de Wette, V, 400. Ortmann, Möhra, der Stammort Dr. M. Luther's, 91. Ukert, I, 51 fg. Keil, Leben Hanß Luther's, 2 fg. Walch, XIV, 1307.

ein neuer Lebensstrom in die Menschheit sich ergoß, mit jeder Herrlichkeit zu umgeben, als wäre sein göttlicher Geist und Der, in welchem dieser Geist gelebt, nicht an sich selbst herrlich genug gewesen. Noch ganz neuerdings hat man einen Urahn der lutherischen Familie in einem Wigand von Luther und ihre Stammgüter in den eingegangenen Ortschaften oder Gehöften bei Möhra: Luter oder Luthera und Luterbach, entdecken wollen. Es ist möglich, vielleicht wahrscheinlich, daß die Familie dorther stammte, heruntergekommen war, oder daß sich einzelne Mitglieder des Geschlechts emporgearbeitet. In viel früherer Zeit kommt unter den Dekanen des erfurter Doms ein Luther vor, im 15. Jahrhundert ein anderer unter den erfurter Lehrern. Doch ist kein verwandtschaftlicher Zusammenhang zwischen ihnen und der Familie Martin's ermittelt. Ein Fabian Luther wurde 1413 vom Kaiser Sigismund geadelt. Das Wappen, welches er erhielt, zeigt im rothen Felde rechts zwei Rosen und links eine halbe Armbrust, auf dem Helme zwei Büffelhörner, roth in Gold. Man hat nicht hinlänglich ermitteln können, ob oder wie nahe die Familie Martin's mit den Nachkommen dieses Fabian verwandt gewesen. Er wird zum Ur-Urgroßvater Martin's gemacht, der selbst nichts davon erwähnt, indeß geschwiegen haben könnte, weil der Umstand ihm gleichgültig gewesen. Im Jahre 1520 führte er die aufgeblühte, weiße Feldrose im Wappen, das er späterhin nach eigenthümlich-mystischer Weise und Bedeutung veränderte. Unverbürgt ist, daß er anfänglich das fabian-lutherische Wappen geführt und die Rose daraus auch in dem späteren und selbstersonnenen beibehalten habe. Dagegen leidet es keinen Zweifel, daß sein Bruder Jakob, der das väterliche Haus in Mansfeld zum Erbtheile erhielt, jenes erstere führte und daß Nachkommen Martin's dasselbe sammt dem Familienadel wieder hervorsuchten. Von einem Sohne Fabian's, Heintz von Luther, erhielt sich die Nachricht in der Familie, er sei Hauptmann und Kommandant der Veste Ziegenrück gewesen; und als die Kaiserlichen den Landgrafen gefangen, vor die Veste gerückt wären und dieselbe unter der Drohung zur Uebergabe aufgefordert hätten, daß sie den Fürsten im Fall der Weigerung vor seinen Augen aufhängen würden, habe er die Erwiderung gegeben: Ist der Landgraf Euer, so ist die Festung mein; macht Ihr's mit ihm, wie

Ihr wollt, ich mach's mit dieser, wie ich will. Seit 1516 war ein Hans Luther ein und vierzig Jahr Bürgermeister in Nordhausen. Einer von seinen Großsöhnen gelangte bei Kaiser Maximilian zu großen Ehren. Er hat in Verbindung mit Martin, wol auch mit anderen Gliedern der Familie desselben gestanden. Sein Vater war Amtsschreiber zu Langensalza und soll ein Bruder des Großvaters Martin's gewesen sein. Doch ist auch dies kaum zur Wahrscheinlichkeit erhoben. Wie dem sei, die Anverwandten Martin's lebten in Möhra und den Ortschaften umher als geringe Leute, ein unadeliges Geschlecht. Die möhra'schen Luther waren nicht unbegütert, freie Bauern, nach allem Anschein den alten Gemeinfreien entstammend. Martin's Großvater hieß Heine Luther. Er wohnte in Möhra und hatte zwei (oder drei) Söhne, Heintz und Hans. Einer derselben kommt späterhin als Besitzer eines Familienguts vor, als ein Mann, der durch seinen Fleiß sich und die Seinen redlich zu nähren gesucht. Sein Sohn war Bürger in Eisleben, sein Großsohn Pfarrer.

In ähnlicher Weise emporstrebend war Heine Luther's zweiter Sohn, Hans, der Vater Martin's. Wenn der Letztere geäußert, sein Vater sei ein Bauer gewesen, so braucht dies nicht nothwendig in der gewöhnlichen Wortbedeutung genommen zu werden. Es bezieht sich vielleicht nur auf bäurische Abkunft und ländliche Beschäftigung. Zu dieser aber gehörte in Möhra auch die des bergmännischen Gewerks. Geschlossenheit der bäuerlichen Güter und Vererbung derselben auf den ältesten oder jüngsten Sohn des Besitzers findet und fand seit langer Zeit in jenen Gegenden nicht statt. Vollkommen freie Verfügung über das Grundeigenthum scheint dort am Ausgange des 14. Jahrhunderts eingetreten zu sein. Dagegen führten und führen die Verhältnisse, Einsicht in den wahren Nutzen oder Sitte nicht selten dahin, daß das väterliche Gut ungetheilt bleibt, entweder so, daß es einem der Haussöhne zufällt, der die Geschwister abzufinden im Stande, oder zu Gunsten sämmtlicher Kinder losgeschlagen wird. Es scheint, daß Heine Luther ein Familiengut besaß, es Heintz zuwendete und bei Lebzeiten dem zweiten Sohne, Hans, nur eine geringe Ausstattung zur Begründung eines eigenen Hausstandes gab. Es lag in allen diesen Fällen nahe, daß Martin's Vater die Beschäftigung erwählte, die den Besitzlosen und Minderbe-

güterten in Möhra den reichlichsten Lebensunterhalt verhieß. Vielleicht daß Neigung und die Nähe der schweinaer Gruben oder die Werke dicht bei Möhra vereint die Wahl seines Lebensberufs bestimmten. Nach Eisleben zog er aus unbekannten Gründen; eine darüber umgehende Sage entbehrt aller Bewährung. Er war unternehmend. Muthmaßlich zog er davon, um ein noch besseres Unterkommen beim mansfelder Bergbau zu suchen, und noch mehrere Anverwandte zogen ihm nach. Er war ein „Berghauer", wie ihn Martin, ein „Schieferhauer", wie Matthesius ihn nennt. Er wählte sich daher zum Handwerkszeichen zwei kreuzweis gelegte Hammer. Der Ausdruck „Schieferhauer" mag seine Erklärung darin finden, daß die Grafschaft Mansfeld von Zweigen des Harzes durchzogen wird, der hier ein silberhaltiges Kupferschiefer-Flötzgebirg bildet. Die eislebischen Schiefern wurden in Mansfeld geschmelzt. Etwa ein halbes Jahr nach Martin's Geburt übersiedelte Hans Luther von Eisleben nach Stadt oder Thal Mansfeld (zu Mansfeld im Thal, schreibt Martin an den Vater), vielleicht weil er eine Anstellung bei den Bergwerken gefunden, oder welche Aussichten sonst für eine rührige Thätigkeit dorthin ziehen mochten.

Denn etwas Aufstrebendes, sowol nach einer Stellung als nach Bildung, zeigt sich deutlich bei ihm, und auch nicht ganz ununterrichtet scheint er gewesen zu sein. Dürftig, aber tüchtig kam er nach Mansfeld. „Meine Aeltern, sagt Martin, sind erstlich recht arm gewesen. Mein Vater war ein armer Hauer und die Mutter hat ihr Holz auf dem Rücken getragen, damit sie uns Kinder erzogen haben. Sie haben's sich lassen blutsauer werden; jetzt thäten es die Leute fürwahr nimmer." Sie arbeiteten sich jedoch allmälig empor, gelangten zu einer bescheidnen bürgerlichen Wohlhäbigkeit wie zu Ansehen. Hans Luther erwarb ein Haus, zwei Schmelzöfen, ein nicht unbeträchtliches baares Vermögen — er hinterließ mehr als 1000 Thaler — trat in den städtischen Rath ein und stand als ein redlicher, kluger Mann in allgemeiner Achtung. Es hätte doch nicht sein können ohne Geschick, Thätigkeit und Tüchtigkeit. Er war offen, gerade, furchtlos und rauh, hart und fest bis zum Eigensinne. So wird er sich uns noch zeigen. So oft er hervortritt, sehen wir ihn hellen Geistes, entschlossen, die That liebend, auf sein Ziel gerade

losgehend. Die Kühnheit des Sohnes war ganz nach seinem Sinne; Gefahr und Lästerung, welche Martin sich und der Familie zuzog, irrte ihn nicht. In Wittenberg erschrak man, als der Doktor, und zu einer solchen Zeit, mitten unter dem Lärme des Bauernkrieges, dessen Schuld ihm und seiner Parthei aufgebürdet wurde, in den Ehestand trat. Jedermann hätte abgerathen. Niemand war ohne Bedenken. Der Rath war vom alten Luther gekommen. Hans Luther war gottesfürchtig wie ehrsam, doch auf das Pfaffenthum hielt er nichts, Möncherei war ihm zuwider. Wir werden sehen, wie heftig er zürnte, als Martin den Mönchstand erwählte. Als der Sohn aus dem Kloster wieder austrat, war er nach dessen eigenen Aeußerungen „von Herzen froh, denn er hatte die Schalkheit der Mönche wohl erkannt."

Die Nachrichten über Namen und Herkunft von Hans Luther's Ehefrau stimmen nicht vollkommen überein. Das Wahrscheinlichste ist, daß sie Margarethe Lindemann (nicht Ziegler) hieß, daß ihr Vater, früher ein Bürger zu Neustadt an der Saale im Hochstifte Würzburg, in Eisenach ansässig geworden war, und daß Hans Luther sie hier kennen lernte und sich mit ihr verband, wie denn in der luther'schen Familie durchweg vorkam, was so häufig der Fall, daß das Landvolk mit den geringen Bürgern verwandt, verschwägert, im vielfachsten und genauesten Verkehr war. Margarethe hatte drei Brüder, welche sämmtlich Studirte waren. Es mag daraus geschlossen werden können, daß die Familie nicht ganz arm oder vom geringsten Herkommen, nicht ohne Bildung oder Bildungstrieb gewesen sei. Melanthon berichtet, wie Hans Luther um seiner Redlichkeit willen bei allen frommen Leuten lieb und werth gehalten worden, so habe Margarethe „viel Tugenden gehabt, die einer ehrlichen Frau zustehen, und sei insonderheit berühmt gewesen ihrer Zucht, Gottesfurcht und fleißigen Gebets halber, daß auch alle andere ehrliche Weiber auf sie, als auf ein Exempel der Tugend und Ehrbarkeit, gesehen." Damit stimmen die sonstigen Zeugnisse überein. Beide Aeltern nahmen sich der Erziehung ihrer Kinder auf das sorglichste an. Sie waren klug und thätig, liebevoll und aufopferungsfähig, wußten Geschick und Wissen zu schätzen; wir entnehmen es auch daraus, daß sie trotz anfänglicher Armuth und langjähriger Bedrängniß im Haus-

stande für den Unterricht und die Versorgung eines ziemlich zahlreichen Nachwuchses — sie hatten drei Söhne und vier Töchter — so viel thaten und obenein die Ansammlung eines kleinen Vermögens ermöglichten. Ihre Bildnisse sind erhalten: echt deutsche Gesichter. In den eckigen Zügen spricht sich ein klar verständiger, strenger, doch biederer und wohlwollender Sinn aus. Zu ihrem Andenken soll es geschehen sein, daß Martin ins Traubüchlein die Formel hineingesetzt: „Hans, wilt Du Grethe haben?“

Wir wissen viel weniger von ihnen, als zu wünschen wäre. Ein und das Andre darf hier noch nicht gesagt werden, weil sonst Wiederholungen nicht zu vermeiden sein würden. Allein je deutlicher uns von allem Anfange ihr Bild vor Augen steht, desto heller und vollständiger wird auch von Anbeginn unsre Einsicht in die Entwickelung des Sohnes sein. Deshalb, und weil es einen vorläufigen Schluß auf das Verhältniß, das sich zwischen den Aeltern und Martin von früh an gestaltete, und auf die Persönlichkeit der erstern gestattet, mag hier noch das Nachstehende hinzugefügt werden.

Martin hat lebenslang von den Aeltern nur mit der kindlichsten und innigsten Hochachtung gesprochen, stets ist Liebe und Dankbarkeit sein Bezeigen gegen sie gewesen. Sie müssen herbei sammt den Schwestern 1520, von Mansfeld nach Wittenberg, mit ihm der Hochzeit des vertrauten Freundes, Melanthon's, beizuwohnen. An Rühel, den mansfeldischen und kurmainzischen Rath, seinen Schwager, schreibt er 1525, welch eine besondere Freude es ihm sein würde, wenn die mansfelder Freunde mit seinem lieben Vater und Mutter trotz der gefährlichen Zeitläufte zu einer „kleinen Freude und Heimfahrt“ erscheinen könnten und wollten, die er zu machen gedenke, nachdem er sich aus Begehren seines lieben Vaters verehelicht. Im Februar 1530 hat ihm sein Bruder Jakob die Krankheit des Vaters gemeldet. Er schreibt diesem am 15.: „Wiewol Euch Gott bis hieher einen festen harten Leib gegeben und erhalten, machet mir doch Euer Alter zu diesen Zeiten sorgliche Gedanken.“ Er wäre aus der Maßen gern zu ihm gekommen, doch hätten es ihm die Freunde ausgeredet, die nach Lage der Dinge ein Gottversuchen darin gesehen. „Aber große Freud sollt mirs sein, wo es möglich wär, daß

Ihr Euch ließet sammt der Mutter hieher führen zu uns, welchs meine Käth mit Thränen auch begehrt, und wir alle. Ich hoffet, wir wollten Euer aufs Best warten. Darauf hab ich Cyriacus zu Euch abgefertigt, ob es Euer Schwachheit halben möglich wär. Denn es gerieth mit Euch nach göttlichem Willen zu diesem oder jenem Leben, so wollt ich ja herzlich gern (wie auch wohl billig) leiblich um Euch sein, und nach dem vierten Gebot mit kindlicher Treu und Dienst mich gegen Gott und Euch dankbar erzeigen.“ Dann ist er bemüht, sein „leiblich Abwesen, das ihm (Gott weiß) von Herzen wehe thut,“ zu entschuldigen, und den Vater mit ausführlicher Zurede zu trösten und zu stärken, worin sich dieselbe Glaubenskraft und Höhe der christlichen Anschauung ausdrückt, die er bald abermals so glänzend während des augsburger Reichstages bewährte. So indem er hinweist auf die göttliche Fügung, möge sie dem Vater Tod oder Leben bescheiden. „Unser Glaube ist gewiß, und wir zweifeln nicht, daß wir uns bei Christo wiederum sehen werden in Kurzem, sintemal der Abschied von diesem Leben für Gott viel geringer ist, denn ob ich von Mansfeld hieher von Euch, oder Ihr von Wittenberg gen Mansfeld von mir zöget. Das ist gewißlich wahr, es ist um ein Stündlein Schlafs zu thun, so wirds anders werden.“

Dieselbe Fülle von Innigkeit, Kindlichkeit und Sorglichkeit, dieselbe Abwesenheit aller weichlichen und am Ende selbstsüchtigen glaubenlosen Gefühlsamkeit, dasselbe Vorwalten einer so starken als hohen Gesinnung in beredten kräftigen Hinweisungen auf den „Siegmann“ Jesum Christ in einem Briefe, den er seiner „herzlieben“ Mutter auf die Kunde von ihrem Erkranken, kurz vor ihrem Tode, 1531, schreibt.

Als ihm des Vaters Tod gemeldet war, wußte er sich, getragen von den großen Gedanken der großen Zeit, bald wieder zusammenzunehmen, doch fiel es ihm schwer, wie Veit Diedrich von Nürnberg aus an Katharine schreibt. „Als bald er Hans Reinecke Brief ansiehet, sagt er zu mir: wolan, mein Vater ist auch todt. Darnach flugs darauf nimmt er seinen Psalter, geht in die Kammer und weinet ihm genug, daß ihm der Kopf des andern Tags ungeschickt war: sint hat er sichs nicht mehr merken lassen.“

Doch spricht er noch seinen Schmerz gegen Freunde aus, Link, Melanthon. Dem Letzteren schreibt er aus Koburg nach Augsburg im Juni, tief habe ihn der Todesfall betrübt, indem er nicht blos der natürlichen Bande, sondern auch der holdseligsten Liebe gedenke, da ihm der Schöpfer was er sei und habe durch den Vater gegeben. Er erwähnt des Trostes, den er aus dem gläubigen und sanften Tode des Vaters schöpfe, und der ihn dennoch selbst bis zum Tode betrübe. Zuletzt sagt er: „Ich schreibe nicht weitläufiger, weil es anständig und Kindespflicht ist, daß ich als Sohn einen solchen Vater betraure, durch den mich der Vater der Barmherzigkeit gezeuget und durch dessen sauren Schweiß er mich ernähret und zu Allem erzogen hat, was ich nur bin."

Nicht ganz gewöhnliche, nicht werthlose Menschen hätten es sein können, an welche ein Martin Luther solche Briefe schreiben, über die er so sich äußern konnte, die einen solchen Eindruck auf ihn machten.

Was wir von ihnen und überhaupt den möhraischen Luthers lesen, gibt Zeugniß davon, wie lebendig das bezeichnend Deutsche, der Familiensinn, unter ihnen war, der dann auch wieder einen der wesentlichsten und schönsten Züge in Martin's Art bildet und in allen Abschnitten seines Lebens stark und auf die manchfachste Weise sich kund gibt, von seiner Kindheit an, selbst in der Zeit, wo er im Mönchthume von Welt, Natur und deutschem Wesen am weitesten sich abwendet, endlich in seinen mittleren und höheren Jahren, wo er so ansprechend unter den Seinen als wahrhafter Patriarch erscheint. Auch dazu hatten Vater und Mutter und deren Häuslichkeit ihn erzogen [1]).

---

1) *Richter*, Genealogia Lutherorum, 15, 77, 86. *Melanthon*, Vita Luth. im Eingange. Keil, das Leben Hanß Luther's, 10 ff., 17 ff., 42, 84. Mathesius erste Predigt. Falkenstein, thüring. Chronik Buch II., Th. 2. S. 991. Artikel Eisleben in Ersch und Gruber. Ukert I, 57, 60 ff. Walch XXIII, Zusätze 22. de Wette I, 528; III, 2, 183, 550; IV, 32 f., 256. *Mayer*, Diss. de parentib. Luth. 16.

Noch im vorigen Jahrhundert lebten viele Luther in Eisenach, Eckardshausen, Möhra, nicht die Abkömmlinge Martin's, wol aber seiner nächsten Anverwandten. Man findet sie aber auch noch heutzutage in den Ortschaften dieser Gegend. In Möhra selbst, dem Geburts- und ersten Wohnorte

Die Zeit — Deutsche Zustände (weltliche Seite).

Das Haus war der nächste und engste Kreis, worin er sich entwickelte, von der Familie gingen die ersten und stärksten der

---

des Vaters Martin Luther's, lebt noch jetzt eine zahlreiche Nachkommenschaft des Bruders von Martin's Vater. Die Gesichtszüge von einigen dieser Abkömmlinge überraschen den Besucher durch die unverkennbarste Familienähnlichkeit. Herr Pfarrer Dr. Hoffmann war im Sommer 1843 mein gefälliger Führer durchs Dorf. Zwei darin wohnhafte Luther fand ich dem Hans Luther (Martin's Vater), sind die Abbildungen, die wir von ihm haben, treu, fast so ähnlich, als wären sie ihm aus den Augen geschnitten. Viel weniger war ich im Stande, die Familienähnlichkeit bei einem jungen Luther zu entdecken, den Herr Reinthaler in Erfurt als direkten Abkömmling Martin's im Martinsstifte erzogen. (S. Holzschuher, das Lutherbüchlein.) Aus den Mittheilungen von Herrn Dr. Hoffmann mußte ich abnehmen, daß bei den Luthers in Möhra auch einzelne Züge innerer Verwandtschaft bisweilen vorkommen. Jedoch nicht so, als zeigten sich vorragende Geistesanlagen bei den Familienzweigen. Der Strahl des Genius hat nur einmal in der Familie gezündet. Die Luthers in Möhra sind sämmtlich geringe dürftige Leute. Verschiedene haben sich vor einigen Jahren das Verdienst erworben, der nothleidenden Familienglieder um ihres Namens willen sich anzunehmen. Auch die Nation, auch die Lutherischen trafen keine Fürsorge für die Hebung oder Erhaltung seines Geschlechts. Während so viel Geschlechter, so viel werthlose Sprößlinge werthloser Menschen in Glanz und Ehren vom Nationalgut leben, das ihren klugen Ahnen geworden, ist die Nachkommenschaft Luther's theils im Staube geblieben, theils nach und nach verkommen. Erst in neuerer Zeit hat man seine letzten verschollen gewesenen Abkömmlinge wieder aufgesucht. (S. das Lutherbüchlein.) — Man ging im Jahre 1843 damit um, eine Abbildung des lutherschen Stammhauses stechen zu lassen; doch schwankt die Ueberlieferung über dasselbe. Man hat das etwas malerischer sich ausnehmende gewählt, das indeß unwahrscheinlicher das wahre Stammhaus ist. In jedem Falle darf man nur an ein wenig stattliches Bauerngehöft denken. — So wie ein Gemälde von Luther im theologischen Auditorium des Augustinerklosters in Wittenberg rechts das fabian-luther'sche, und links das luther'sche Wappen hat, so fand sich jenes in Stein ausgehauen an der Vorderseite des nicht mehr vorhandenen luther'schen Hauses in Mansfeld. Die Stelle, an welcher dieses stand, bildet jetzt den Vorraum zu dem anstoßenden, über dessen Thür ich 1843 das fabian-luther'sche Wappen aus dem abgebrochenen Hause zum Andenken eingemauert sah. Die Erzählung, nach welcher Hans Luther von Möhra sich habe entfernen müssen, weil er das Unglück gehabt, einen Bauer zu erschlagen, kommt erst bei einem

ihn berührenden und bildenden Einwirkungen aus. Aber nicht einmal von diesem Hause, dieser Familie würden wir eine anschauliche Vorstellung haben, wenn wir uns nicht die Zeit und deren Gestalt und Zustände sammt dem darin lebenden Geschlecht vergegenwärtigten, die überdem die weiteren Kreise bilden, in welchen und in deren hemmenden und begünstigenden Einflüssen er aufwuchs. Ehe wir daher vernehmen, was über seine Erziehung und Bildung in seinen ungefähr mit dem Jahrhundert schließenden Kinder- und Schuljahren bekannt ist, gilt es einen Ueberblick über den Stand und Gang der Dinge, die Meinung und Sitte, die Denk- und Lebensweise in seinem deutschen und thüringisch-sächsischen Geburtslande während seiner ersten Lebenszeit zu gewinnen. Es ist dabei nicht etwa auf eine, alle Seiten fassende Darstellung abgesehen, vielmehr muß die Rücksicht leiten, das Allgemeinste, sofern wir es als Grundlage bedürfen, und das Besondere hervorzuheben, sofern es in irgend einem Zusammenhange mit seiner Entwickelung steht, und so den Spuren seiner eigenthümlichen Denkart und Empfindung, Gesinnung und Richtung schon in ihren Ursprüngen nachzugehen, wenn diese in früher Anbildung und Angewöhnung zu suchen sind. Was die Zeit bezeichnet, die Volksthümlichkeit und die öffentlichen deutschen Verhältnisse, die religiösen und kirchlichen Zustände, die Stammesart der Thüringer und noch Andres mehr wird da nach einander zur Sprache kommen müssen.

Zunächst haben wir daran zu denken, daß es noch im Mittelalter war, ob auch im vergehenden, als Luther geboren wurde. Die Zeit seines Heranwachsens liegt gerade auf der Scheide der mittleren Jahrhunderte, in welchen die Körperkraft und die geistige, Rohheit und Bildung, Gesetz und Selbstwille

---

späteren Schriftsteller, der keinen Gewährsmann anführt und sich nur auf eine Sage beruft, vor. Ortmann gibt die letztere abermals als Geschichte. Es wäre unbegreiflich, wenn in dem kleinen Werke desselben nicht überhaupt neben vielen fleißigen und dankenswerthen Untersuchungen so viel Unkritisches herliefe. Ich habe es übrigens mehrfach benutzt, S. 14, 32, 79, 109 ff., 285 ff. Auf den Wigand von Luther führt eben Ortmann den luther'schen Stamm zurück. Ich gestehe, daß ich die darauf verwendete Mühe für ziemlich verloren halte.

des Einzelnen um die höhere Geltung rangen, und der neueren, in welchen die geistigen Kräfte über die leidenschaftliche physische Gewalt, Bewußtheit und Verstand über dunkle Triebe, Empfindung und Gemüth, Gesetz und Ordnung über anarchische Zustände und eigensinnige Selbstbestimmung überwiegend zu gewinnen anfingen. Eben in der Reformationszeit, seinen Mannesjahren, erhielten die vorherrschenden Anschauungen, Einrichtungen und Mächte der erstern den Gewaltstoß, durch welchen sie theils untergingen, theils im Grunde erschüttert wurden. Das Mittelalter liegt durch die Umwälzung der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts abgeschlossen hinter uns, kein lebendiges Band verknüpft uns mehr mit ihm, wenn wir auch noch mit einzelnen Resten und Trümmern zu schaffen haben. Im Zeitabschnitte der Reformation liegen die Anfänge der Neuzeit, in deren Entwickelungen wir uns noch befinden, noch weit genug entfernt sie schon zum Ende geführt zu haben. In ihm also wird mit Recht unsere eigentliche Urzeit gesucht[1]), wie denn auch unsere lebendigen und deutlichen Volkserinnerungen nur bis zu ihr reichen und wie wir von der früheren Vergangenheit entweder gar kein Bewußtsein mehr haben oder nur ein getrübtes dunkles, oder ein durch Geschichtsforschung und Unterricht künstlich erneuertes und vermitteltes.

Eine Zeit, wie die war, in welche Luther's erste Lebensjahre fallen, konnte die geschliffene heutige Kultur und Sitte nicht anerziehen. Sie begünstigte die geistige Bildung nur erst halb, bot nur dürftige Mittel dazu dar. Es mußte ihren Söhnen, wenn diese auch von der Natur dazu begabt und aufgelegt waren, Riesenanstrengungen kosten, ihre Barbarei in sich selbst und dem mitlebenden Geschlechte zu bewältigen. Unmöglich konnte es ihnen völlig gelingen. Dagegen war die Zeit der Naturkraftentwickelung noch förderlich, der Ausbildung ureigner Anlage und Richtung, der Erzeugung von rauhen, eckigen, leidenschaftlichen, aber willens- und thatkräftigen Menschen, ganzen vollen Männern, Helden. Solche waren es, wie sie es sein mußten und wie eine Zeit des Uebergangs, der erhöheten Regsamkeit, der Steigerung und Anspannung der Bestrebungen und Kräfte sie um so leich-

---

1) Gervinus a. a. O. IV, 226.

ter erzeugte, die die Umwälzung machten, welche wir Reformation nennen, die alte Welt zertrümmerten, eine neue gründeten. Ihnen voran, unter gewaltigen der geistgewaltigste, steht Luther. Gleichviel hier, ob Jemand Seegen oder Fluch an seinen Namen je nach verschiedener Ansicht knüpfen möchte, das ist unleugbar, er hat unter den Bewegern und Herrschern der Zeit keinen neben sich, der an weit und tiefgreifender Bedeutung ihm zu vergleichen wäre, als Karl V. Unter den Deutschen, denen der Kaiser nur halb angehört, ragt er zu fast einsamer Größe hervor, im weiten reichen Heldenkreise unsrer Urzeit der erste Heros. Sie geht in doppeldeutiger Morgenröthe glanzvoll auf. Er steht in ihr mit festem Tritt und weist in die neue Zeit mit geistigen Kräften kämpfend, der rohen Gewalt sich entgegenstemmend, aber den Gedanken und das Wort zur That bringend, selbst nicht eben säuberlich umgehend, eisenfest, markig, rauh, wie er wol selbst sich nannte, von harter Rinde, ob der Kern auch süß und weich, ein Waldrechter, der mit der groben Bauernaxt dazwischenfuhr, eben ganz ein Sohn und Zögling seiner Zeit[1]).

Nach dem häuslichen ist es das staatliche Leben, in dessen Einflüssen die Kräfte, der Geist und die Gesinnung des Aufwachsenden sich bilden, gehoben oder gedrückt, beengt oder gefreit, so oder anders bestimmt werden. Wir mögen das Leben in der Gemeinde, der Genossenschaft, dem Stande dahin zählen, wollen jedoch zuerst das Allgemeinere und Größere der öffentlichen Zustände der letzten Jahrzehende des 15. Jahrhunderts ins Auge fassen, eine um so erheblichere Betrachtung, wenn es wahr ist, daß der Staat erst die Blüthe des Geistes und Charakters entfaltet, daß des Einzelnen Wachsthum von der Witterung der staatlichen Atmosphäre abhängt, daß der Mensch nur in der Nation wahrhaft stark und groß sich entwickelt[2]). Ich muß dabei freilich an Allbekanntes erinnern. Doch ist daran gelegen, es gerade in dieser Verbindung vor Augen zu haben.

Die Volksthümlichkeiten traten eben jetzt mit erhöhter Lebendigkeit in das Bewußtsein der Nationen, rangen sich von der gleichmachenden Umfassung der Kirche los, strebten ihr Eignes

1) Rationes Latomianae, Opp. Ed. Jen. II, 402.
2) Gervinus a. a. O. V, 119.

geltend zu machen, prägten sich schärfer aus. Es war auch in Deutschland der Fall und begünstigte das Wiedererwachen des vaterländischen Sinnes. Die weltliche Macht suchte sich von dem Uebergewicht der geistlichen zu befreien, allgemein war der Drang nach staatlicher Ordnung und Kräftigung, nach Umbildung in eigentliches Staatswesen: lauter Zeichen, die jetzt sich häuften, daß das Mittelalter verging. Aber es bestand noch, in den Formen völlig; die ihm zum Grunde liegenden Anschauungen und Empfindungen überwogen noch bei der Mehrheit, und blicken wir auf gewisse Seiten und Beziehungen, in Deutschland mehr als irgendwo. Hier waren die mittleren Jahrhunderte in den Bemühungen um Gründung und Ausbildung des Kaiserthums und Papstthums, und in den Kämpfen der geistlichen und weltlichen Macht um die Obergewalt verlaufen. Der geistlichen war es nicht völlig, doch bis zu dem Punkte, wo sie zum Chalifat oder Lamismus geworden wäre, gelungen, die weltliche unter sich zu bringen, nach hierarchischen Gesichtspunkten zu leiten, zu beherrschen, als Werkzeug zu benutzen und insofern einen allgemeinen Priesterstaat aufzurichten, der alle der lateinischen Kirche angehörige, unter dem Papste vereinigte Nationen umschloß. Die geistliche über die weltliche Gewalt emporzuheben war, vom eng begrenzten Kirchenstaate abgesehen, nirgend durchgreifender gelungen, als eben in Deutschland, dem Sitze des Kaiserthums, das die gewaltigsten Anstrengungen gemacht hatte, die Absichten des Papstthums zu vereiteln, nie aber zu der Ausbildung und wirklichen Macht gelangt war, wie das letztere. Das Papstthum hatte den Sieg über das Kaiserthum davongetragen, es erniedrigt, unter sich herunter und zur Ohnmacht herabgedrückt. Nicht blos, daß es rechtlich bedeutenden Einfluß im deutschen Reiche übte, noch größer war in diesem seine thatsächliche Macht, worauf wir zurückkommen werden.

Betrachten wir das damalige Deutschland als Staat, so haben wir in Erwägung zu nehmen, daß es zu einem eigentlichen Staatswesen im heutigen Sinne nicht gelangt, daß es auch in der unvollkommenen Gestalt des Feudalstaates verfallen war, weil die Königsmacht zu gering geworden, und daß obenein ein schwaches und unthätiges Haupt die Krone trug, Friedrich III. In den mittleren Jahrhunderten war an die Stelle

der altgermanischen Gau- und Gemeindeverfassung der Lehnstaat getreten, der schon an sich eine öffentliche, gleichmäßig Alles umfassende Macht ausschließt, in welchem der König nur als oberster Lehnsherr an der Spitze großer gleichberechtigter Lehnsvasallen und zugleich Herren stand, die nicht als Mitbürger neben einander und dagegen zwischen den König und ihre Lehnsträger und Hintersassen traten, und keine Einwirkung desselben auf die letzteren in ihren Gebieten zuließen. Auch im Lehnstaate konnte überwiegende Macht des obersten Lehnsherrn den Mangel einer öffentlichen Gewalt einigermaßen ersetzen. Allein während in anderen Ländern das umgekehrte Verhältniß sich gebildet hatte und noch fortbildete, waren in Deutschland die Lehnsträger weit mächtiger als der König geworden. Das deutsche Reich war eine große Einigung unter dem Schutze des Kaisers, doch eine Einigung nicht des gesammten Volkes oder aller Klassen des Volkes, sondern der Fürsten als Reichsglieder nebst dem Adel, sofern er verbündet war, und den Städten, welche als Reichsstädte galten oder Macht genug besaßen, sich diesen gleichzustellen. Diese Einigung war sodann keine geordnete, keine einige, und der Kaiser ohnmächtig zum Schutze schon nach dem geringen Umfange der ihm gebliebenen Befugnisse. Seit Karl IV. hatte länger als ein Jahrhundert kein Kaiser eigenthümliche Kraft im Reiche mehr geübt und besessen. Wie das Alles auf ursächliche Zwietracht und Eigensucht, auf jene Freiheitsliebe, die dem Besten des Ganzen den eigenen Willen und Vortheil nicht unterwerfen mag, hinweist, so waren die nothwendigen Folgen Mangel an Gemeinsinn und allgemeine Verwirrung, Unsicherheit und Eigenmacht. Noch fühlbarer drückte die letztere jetzt, weil der Kaiser als Regent über alle Begriffe erbärmlich war. Seine Trägheit und Kurzsichtigkeit, und die Selbstsucht, womit er die Reichsangelegenheiten hinter den Nutzen seines Hauses und seiner Erblande zurückstellte, half die gleich kurzsichtige und selbstische zunehmende und mit einem Gebote der Verhältnisse nimmermehr zu rechtfertigende Lossagung der mächtigern Fürsten und Herren vom Gehorsame des Reichs besiegeln und den Verfall des öffentlichen Geistes vollenden. Die verschiedenen Stände und Genossenschaften, die Einzelnen halfen sich ein Jeder, so gut er vermochte, ein Jeder suchte sich in seiner Stellung zu erhalten oder höher empor-

zukommen, folgte dem eigenen Nutzen oder Sinne, that, wozu er Macht hatte, entzog sich dem Gemeinwesen, je nach dem oft grundfalsch verstandenen Eigenvortheile. Kaiser und Reich geriethen unter Friedrich längere Zeitabschnitte in gänzliche Unthätigkeit bei öffentlicher Noth, unter andauerndem Kriege Aller gegen Alle und Vergewaltigung der Schwachen; große Gebiete gingen dem Reiche verloren, unter ihnen die Schweiz, Böhmen, Preußen; weder eine Kriegsmacht, die die Grenzen, noch ein Reichsgericht, das das Recht geschützt hätte, vermochte man aufzustellen, so viele Tausend tapfere Deutsche stets in allen europäischen Kriegen mitfochten, häufig auf beiden Seiten, nicht selten den Ausschlag gebend, ohne Gefühl für das Vaterland, im Frieden abgelohnt eine der ärgsten Plagen desselben; so viel gute Köpfe auf die Rechtsstudien sich legten, freilich fast nur, um die heimischen Rechte zu vergessen und zu verderben; so oft sich die Reichstage mit der Reform der alten unzulänglich gewordenen Kriegsverfassung, mit gemeinen Auflagen und dem Rechtswesen beschäftigten. Deutschland war im Gedränge zwischen den westlichen und östlichen, ganze Landschaften überziehenden und ausraubenden Reichsfeinden. Die benachbarten Reiche befestigten sich im Innern, während bei uns die Unordnung stieg. Dort erstarkte die öffentliche Macht, hier wurde sie ohnmächtiger. Eben jetzt begründete Frankreich durch Kräftigung der erblichen Einherrschaft die Macht, die seitdem für die gewaltigeren uneinigen Deutschen so gefährlich werden sollte, die sich auch nicht zusammengenommen hatten oder zusammennahmen, als die Hussiten und Armagnaken ihre Lande verheerten, als um die Mitte des Jahrhunderts Konstantinopel gefallen war, die Türken in ihr Gebiet eindrangen, der Islam Deutschland, Europa, die Christenheit abermals bedrohte. Schimpflich und unerträglich für eine große Nation ist der Zustand mit Recht genannt. Er schloß die Gefahr allgemeiner Zerrüttung, gänzlichen Zerfalls, der Unterjochung in sich. In der Richtung der Gedanken und Thätigkeiten auf die nächsten Anliegen war aller große Sinn der alten Zeit, die Fürsorge für das Ganze, die Einsicht, daß im Gesammtwohle die nothwendige Gewährschaft für jedes Einzelne liege, verloren gegangen. In ihrer vollen Größe zeigte sich die deutsche Trägheit, Zwiespältigkeit, Selbst- und Ehrvergessenheit

in den Beziehungen der Nation, des öffentlichen Wesens, die Bärenhäuterei der Deutschen, noch schmachvollere und unglücklichere Zeiten fernher einleitend [1]).

Nun fehlte es freilich noch nicht so gänzlich, wie in den zwischen den unsern und den damaligen liegenden Zeiten an Gefühl der gemeinen Noth, an Erkenntniß der darin liegenden Gefahr, auch nicht an Ehrliebe, an vaterländischem und an Gemeinsinn, und in Folge davon an Bemühungen, das Reich in eine bessere Ordnung zu bringen. Sie blieben jedoch fort und fort vergeblich. Jenes Gefühl, jene Erkenntniß war nicht lebendig, der öffentliche Sinn nicht verbreitet genug. Die Wünsche und Richtungen, die in Fülle vorhandenen Kräfte, liefen zu weit aus und wider einander, statt in einem deutlich ins Auge gefaßten Ziele sich zu vereinigen. Ein so großes Mißtrauen hatten die Fürsten, vor allen die Kurfürsten durch ihre Vergrößerungssucht dem Kaiser eingeflößt, und so unklar waren selbst ihre, der Staatsmänner Begriffe vom Staate und öffentlicher Macht, daß sie wohl besorgten, der Kaiser werde das Verlangen nach einem unabhängigen und ungehemmten Rechtsgange als einen Eingriff in seine Majestätsrechte betrachten und mißfällig aufnehmen. Obwol eben jetzt eine wesentliche Aenderung der Begriffe über Kaiser- und Fürsten- und Fürsten- und Volksrechte eintrat, war doch der Staatsbegriff und freies Denken über den Staat noch nicht, und am wenigsten allgemeiner aufgewacht. Der Lehns- und Priesterstaat mußte erst gebrochen sein, bevor dies geschehen konnte. Indeß waren immerhin vorhanden ein Haupt, Vertretung der Stände, Reichstage, Anfänge einer Kreiseintheilung und Gerichtsordnung, Tüchtigkeit des Volkssinnes, Rechts- und Freiheitsliebe, bedeutende geschichtliche Erinnerungen und Erfahrungen, Mannhaftigkeit und Verstand — treffliche Grundlagen, die Aufgabe der Errichtung eines wahren Rechtsstaates, der Vereinigung von Einheit und Stärke der öffentlichen Macht auf der einen, und Selbständigkeit der Glieder und Freiheit der Einzelnen an der anderen Seite, durch Umbildungen der Verfassung auf eine glückliche und wahrhaft großar-

1) Eichhorn, Staats- und Rechtsgesch., III, 110. Ranke, deutsche Geschichte, I, 51. Pfister, Geschichte der Deutschen, III, 548.

tige Weise zu lösen. Die Zeitbewegung und Lage war insofern günstig, als die freilich nicht zu umgehende Kirchenfrage zurückgetreten war und die Bemühungen um Besserung der weltlichen Verhältnisse vorläufig nicht störte. Es war schwer, doch nicht unmöglich, ein mächtiges Königthum wiederherzustellen oder vermöge einer Einigung des gesammten Volkes eine starke öffentliche Macht zu gründen. Es wurde auf mehr als einem Wege, und von mehr als einer Seite versucht, und man griff über diesen Versuchen her und hin. Sie waren längst im Gange gewesen, hatten zu wichtigen Vorbereitungen, freilich nur Vorbereitungen geführt, und erhielten ein neues Leben, als 1486 Maximilian zum römischen Könige erwählt war und 1493 die Reichsverwaltung übernahm.

Der letzte ritterliche Kaiser, besaß er den Willen und die Kraft, die Königsmacht zu erneuern und Deutschland und das Kaiserthum aus der Schande und Ohnmacht wieder zu erheben; allein großherzig und vaterländisch gesinnt, doch gelähmt und verdorben an seiner edlen Gesinnung durch die Verhältnisse und die herrschende Denkart dachte er daneben darauf, seine Stellung und Deutschlands Mittel zu Erhöhung seiner Hausmacht zu benutzen. Das lief mindestens zum großen Theile wider die deutschen Bedürfnisse und Anliegen. Ohnehin konnte er auf seinem Wege nicht zum Ziele gelangen. Seine Stütze im Bürger- und Bauernstande zu suchen, war nicht nach seinem Sinne, und doch widerstritten seine Absehen so sehr dem Nutzen und den Ansichten der mächtigen Fürsten, daß er nicht anders gegen diese hätte durchdringen können. Er faßte zunächst die auswärtigen Verhältnisse, mindestens ebenso sehr seinen Vortheil, als den des Reichs bedenkend, ins Auge. Er wollte mit den Kräften des Reichs schützen und erobern, bevor im Innern Friede, Recht und Ordnung hergestellt war. Daß dies zuerst geschehe, forderten die Reichsstände. Hierbei wollten die Fürsten den Kaiser nicht fallen lassen, sie wollten Ordnung und eine bessere Reichseinrichtung, aber mächtiger wollten sie den Kaiser nicht machen, ihm nicht geben, was er bedurfte; es hätte von dem Ihrigen kommen, sie hätten sich selbst beschränken müssen, und es war eben recht die Zeit der Ausbildung ihrer Macht zur Landeshoheit. Ihre Vorschläge liefen darauf hinaus, Deutschland in eine Für-

stenaristokratie umzuwandeln, eine der schlechtesten von allen Verfassungsformen, und die schon damals das Königthum sammt der Volksfreiheit über den Haufen geworfen hätte. Sie erregten wie beim Kaiser, so bei den übrigen theilnehmenden Ständen gerechten Argwohn, daß ihnen, den minder mächtigen, nur ihnen die Waffen entwunden werden sollten, sodaß die sprüchwörtliche Rede entstand, dem Landfrieden sei nicht zu trauen. Die Städte hielten sich deshalb lange abgesondert. Die Bürgerschaften ihrerseits begehrten zwar öffentliche Sicherheit, waren aber doch auch bisweilen abgeneigt, Opfer zu bringen, wenn sie auch das meiste gaben, und hielten nicht fest genug zu einander. Auch der Adel wurde vom Fürstenthume eingeengt und mußte Erhebung der Königsmacht wünschen, wollte aber den gemeinen Pfennig nicht zahlen, und ebenso wenig als andere begünstigte Stände, den Bauer zur Gemeinfreiheit erhoben wissen. Weder der Kaiser, noch die Fürsten und Herren waren weitblickend und uneigennützig genug auf die Anliegen der großen Masse des Volkes auch nur insofern bedacht zu sein, daß sie ihr Theilnahme an den beabsichtigten Aenderungen im öffentlichen Wesen eingeflößt hätten, sie weckten vielmehr das Gefühl in ihr, daß es nur auf neue Erniedrigungen, Beschränkungen und Lasten für sie abgesehen sei. Die Zersplitterung, die Zertrennungen aller Art waren der Grundschaden, die offenbare Ursache, daß man keinen gesicherten Rechtszustand hatte, den Türken nicht widerstehen, der römischen Zumuthungen und Erpressungen sich nicht erwehren, das geistliche Joch nicht abwerfen konnte, und nationaler Einheit, dem Volksbegehren, stand das Sonderanliegen der Fürsten, ihre Macht dem Oberhaupte gegenüber zu erweitern, geradezu entgegen. Nicht die Volksfreiheiten waren die Gründe der Unordnung und Ohnmacht des Reichs, aber sie gerade sollten der nach Unumschränktheit trachtenden Fürstenmacht weichen. Die Ordnung, wie die Oberen sie wollten, war der Unteren Schaden, welchen auch die weitere damals in den Vordergrund tretende Frage um das Gleichgewicht der europäischen Mächte und Deutschlands Stellung unter denselben zu fern lag, und außerdem wurde auch sie aus dem Standpunkte der Fürstenanliegen und Vortheile gefaßt und behandelt. Die Masse der Nation sah hier keine hinlängliche Kraft und dort keinen lauteren Willen, darum nahm

sie keinen erheblichen Antheil an der vom Kaiser und den Großen des Reichs betriebenen Reichsreform. Alles Verlangen nach einer besseren Verfassung des Reichs und alle Versuche, eine solche zu gründen, konnten daher nicht ausreichen. Zu sehr fehlten Uneigennützigkeit und Theilnahme an den öffentlichen Dingen, politische Einsicht und praktisches Geschick in Staatssachen, sofern nicht das Einzelne, sondern das Ganze gemeint war. Die große Masse, zumal des bedrückten Landvolkes war von aller Betheiligung zu sehr ausgeschlossen, die meisten gehörten weit mehr den Genossenschaften als dem Staate an, das Lehns- und Ständegliederungswesen stellte sie eifersüchtig oder feindselig Anderen gegenüber und hielt sie vom öffentlichen Wesen fern, wie es keine lebendig wirksame Verbindung des Königs mit ihnen zuließ. Die meisten waren nicht einmal in der Lage, rechte Kunde vom Zustande der öffentlichen Angelegenheiten zu gewinnen, und diese Kunde, und mit ihr die politische Erkenntniß war überhaupt gering, weil sie nur Wenigen möglich war.

Man mußte sich daher auf das Nächste und Nothdürftigste beschränken, nur dahin arbeiten, daß Friede, Recht und Ordnung einigermaßen, wie es gehen wollte, ohne Heilung der Grundschäden in den Verfassungszuständen, hergestellt würden. Nach allen früheren Verhandlungen darüber verhandelte man von 1486 an noch fast ein Jahrzehend, ehe es gelang, daß man über den Landfrieden von 1495 zu Worms sich vereinigte, doch immer nur die nächstliegendste und nothwendigste Auskunft, ja eine zweideutige Abhülfe, weil das schon übermächtige Fürstenthum am meisten durch ihn gewann und so wenigstens die Aussicht auf Herstellung einer starken Centralmacht noch weiter hinausgerückt werden mußte. Indeß war es dieser „ewige" Landfriede, durch welchen Deutschland erst ein gesetzlicher Staat wurde oder zu werden anfing. Die Deutschen hatten sich auch in diesen Zeiten und Verhandlungen gezeigt, wie Luther sie späterhin beschrieb, „ein wildes Volk schwer zu etwas zu bringen, es dringe denn die äußerste Noth"[1]). Bei den Schwierigkeiten der Sache und bei ihrer ver-

1) Tischreden, Walch XXII, 2313. In den Tischreden ist ohne Frage Manches ungenau, Einzelnes falsch berichtet. Allein mir däucht, wer L. aus seinen Schriften kennt, kann unmöglich die Echtheit und den hohen

zweifelten Anlage und unvergleichlichen Geschicklichkeit, Schwierigkeiten aufzufinden, war es hart zugegangen, der Erzkanzler hatte allen Grund gehabt, die noch immer Zögernden zu erinnern, es gehe gar langsam zu, es sei wenig Fleiß und Ernst in den Ständen des Reichs vom Obern bis zum Untern und billig zum Erbarmen; es sei aber zu besorgen, wo man sich nicht anders denn bisher in die Sachen schicken und fleißiger sich zusammenstellen werde, daß eines Tages ein Fremder komme und die Deutschen alle mit eisernen Ruthen regiere. Nun aber wirkten dieselben Gründe, welche die Einigung über die wormser Beschlüsse so lange verzögert fort, nicht blos weiter greifende Entwürfe zu vereiteln, sondern selbst die Befestigung und nothdürftige Entwickelung, ja die Ausführung des Beschlossenen abermals noch einen langen Zeitraum hindurch, weit in das folgende Jahrhundert hinein zu hemmen und zu stören, obwol die Lage der Dinge und die daraus entspringende Nothwendigkeit, das Reich in Ordnung zu halten oder zu bringen, dieselbe blieb. Der Kaiser hatte die europäischen Angelegenheiten und den Nutzen seines Hauses, die Fürsten hatten ihre besonderen Anliegen im Auge, nach wie vor. Kaiser und Stände, deren viele sich nicht fügen, dem Reiche nichts geben wollten, mißtraueten einander mit Recht. Widersetzlichkeit, Krieg und Gewalt an den Grenzen — wo die Schweiz, die Ordens- und die Niederlande immer weiter vom Reiche abkamen — und im Innern dauerten fort, das kaum zu Stande gebrachte Reichsgericht löste sich wieder auf, in einem französischen Kriege Maximilian's (1498) hielten mehrere Reichsstände zum Reichsfeinde. In abermaligen Reichsversammlungen 1496, 97, 98 wurde manches Zweckmäßige beschlossen und sodann von Allem fast nichts ausgeführt. Das Ergebniß eines neuen Reichstages (zu Augsburg 1500) war eine noch größere Beschränkung der Königsmacht, und nun brach offener Zwiespalt zwischen Maximilian und den mächtigsten Ständen aus, alles Beabsichtigte und

Werth dieser Denkwürdigkeiten bezweifeln. Das Meiste und Allermeiste darin kann eben nur L. gesagt haben. Ich glaube gerade ihre Treue bewundern zu müssen, und stimme ganz mit dem überein, was Förstemann im Vorworte der trefflichen kritischen Ausgabe sagt, welche jetzt von ihm erscheint.

Angefangene gerieth in Stocken, man verhandelte in den nächstfolgenden Jahren wiederholt, doch glaubte Niemand mehr an die Ausführbarkeit des Gedankens, dem Reiche eine haltbare Verfassung zu geben. Eben jetzt entschied es sich, daß vom Kaiser und den Fürsten so etwas nicht mehr zu hoffen war, daß bei allen ihren Bemühungen die nöthige Einsicht und vor Allem der rechte hingebende Wille, die vaterländische Gesinnung, hinreichende Bewußtheit und Beobachtung der Pflichten ihrer Würden und Stellung gefehlt, Eigennutz und Herrschsucht bei ihnen vorgewaltet hatte, um so schlimmer, da es dem Kaiser an hohen Begriffen von der Einheit und Würde des Reichs nicht mangelte und die Stände die Nothwendigkeit, zusammenhaltende Einrichtungen zu gründen, lebhaft und deutlich empfanden, da das Oberhaupt und die Häupter die handgreifliche Erfahrung machten, daß das als nothwendig Erkannte ohne Selbstbeschränkungen nicht zu erreichen war, wozu sie sich aber dennoch nicht zu entschließen, zu ermannen vermochten. Dies Ungünstigere ergibt sich unmittelbar auch aus Ranke's Darstellung, der besten, die wir bis jetzt von diesen Vorgängen und Verhältnissen haben, im Gegensatze zu Ranke's eigenem günstigeren Urtheile [1]).

Luther's erste Lebensjahre fallen noch in jene gewaltsame eiserne, gesetz-ohnmächtige Zeit, die Zeit des Faustrechts, der allgemeinen Fehde, doch auch des zunehmenden Verlangens nach Besserung der öffentlichen Verhältnisse, großer Schwäche und lebendigeren Wiedererwachens des nationalen und politischen Sinnes wenigstens bei Einzelnen und an einzelnen Punkten. Zwölf Jahre war er alt geworden, ehe nur das Fehderecht reichsgesetzlich unbedingt aufgehoben wurde. Die Abgeschlossenheit der Stände begann einer minder schroffen Trennung zu weichen, bestand aber noch, wies Jedem seine Thätigkeit an oder engte ihm doch den Raum derselben ein und beschränkte seinen Gesichtskreis ebenso sehr, wie das Leben in der Sonderung der Land- und Genossenschaft und deren engen Verhältnissen. Das Alles mußte die freie Entfaltung der Kräfte und Anlagen hemmen, wie es der edleren Her-

1) K. A. Menzel, Gesch. der Deutschen, VIII, 127. Zöpfl, Deutsche Staats- und Rechtsgesch., I, 215. Eichhorn a. a. O. III, 123. Pfister a. a. O. III, 587. ff. Ranke a. a. O. I, 84 ff. 190.

zensbildung, der Bildung zur Humanität entgegenstand. Auf der anderen Seite waren diese Zustände sehr geeignet, die Kräfte zu üben und zu erhöhen, Rüstigkeit, Rührigkeit, Selbstgefühl, einen tapfern kriegerischen Sinn, eine harte entschlossene, männliche freie Sinnesart in den begünstigten Ständen — denn von den „armen Leuten" soll dabei noch nicht die Rede sein — den groben Waldrechter, den „harten, scharfen Arzt" auszubilden, den, wie Erasmus sagte, Gott der Welt zu einer Zeit gab, wo große und schwere Gebrechen überhand genommen. Sie trugen die Gefahr in sich, die in ihnen Aufwachsenden in eine wüste Zerfahrenheit, den Hang zu Gewalt und eigensinniger Selbstbestimmung hineinzuleiten. Ihr zu entgehen war nicht leicht, so wenig beschränkten Gesetz, Gesetzeskraft, Sitte und Denkweise die Willkür. In der ganzen Zeit lag das Bedürfniß und sie förderte die Hinneigung kräftiger Persönlichkeiten, in sich selbst einen Vereinigungspunkt aufzustellen, durch ihren Willen die Schwäche des Gesetzes zu ergänzen, ihn geradezu an die Stelle des letzteren zu setzen, oder doch durch ihn zu erzielen, wofür ein gemeinschaftliches, freies Uebereinkommen nicht zu erlangen. Ist Luther eben in dieser Beziehung groß geworden, so liegt es vor Augen, daß es die Zeit war, die ihn dazu erzog, und wenn so viel Abneigung gegen wüstes Wesen und rohe Gewalt und Willkür sich in ihm entwickelte, so war sie es doch auch wieder, welche dies Alles in den schärfer Hindurchblickenden und Bessergearteten leicht erzeugen konnte, und insofern begünstigte, als sie den Mangel an Ordnung und Unterordnung des Einzelnen in einem gesicherten Rechtszustande so fühlbar machte. Aus den Beobachtungen und Eindrücken der gewaltsamen Zeit stammten solche harte Grundsätze und Aeußerungen von ihm, die Obrigkeit müsse den Pöbel, Herrn Omnes, treiben, schlagen, würgen, henken, brennen, köpfen und radebrechen, daß man sie fürchte und das Volk also im Zaume gehalten werde, denn es werde nichts daraus, wenn man das Gesetz nicht mit der Faust ins Werk treibe, und in der Welt würde nichts sein als Raub und Mord und Todtschlag, daß Keiner vor dem Andern sicher wäre, wenn keine Strafe folgte[1]). Ebenso verhielt es sich mit dem Patriotismus und dem

1) Kirchenpostille, Plochm. XV, 258.

Nationalstolze, wovon er sich schon früh erfüllt zeigt. Die deutschen Verhältnisse waren der Entstehung, Erstarkung und Bewahrung gemeinsinniger und vaterländischer Richtung ungünstig genug, allein doch auch wieder, ob auch nur bei Einzelnen, förderlich. Dies nicht blos dadurch, daß die Bande des allgemeinen Priesterstaates erschlafft waren und das Papstthum soviel Unwillen erregte: eben die Erbärmlichkeit des Regiments und die Unehre und Hülflosigkeit der Nation rief bei Vielen den Gegensatz volksthümlicher Sinnesart und einer patriotisch begeisterten Stimmung um so mehr hervor. Wir sehen die ganze feurige, die bessere Jugend namentlich davon ergriffen. Jene Zeit wußte von dem verflachenden und abschwächenden Weltbürgerthume, worin sich spätere gefielen, noch nichts; schärfer und ureigner war noch das deutsche Wesen vom fremdländischen geschieden, geringer noch die Nachäfferei, die Abhängigkeit vom Geiste anderer Völker, unvermischter, unverdorbener und gepflegter die heimische Art und Sitte. Der Einfluß, den das Ausland, z. B. Italien, übte, war großentheils ein abstoßender, in deutscher Art vielleicht eher befestigend als verwälschend. Daher denn, daß eben damals die besten Patrioten aufwuchsen, und daß das deutsche Gefühl um so lebendiger in ihnen erwachte, je näher sie in Berührung mit dem wälschen Wesen kamen, wie es eben auch bei Luther der Fall war, der nie die mindeste Hinneigung zum Fremdländischen — sofern er nicht von der kirchlichen Seite her und durch klassische Studien damit erfüllt wurde — und stets die innigste, selbst eigensinnig und einseitig werdende Liebe und Achtung des Heimischen zeigte, nur Deutsches in sich ganz durchbildete, das Fremde, Romanische, theils ganz in sich umwandelte, theils und noch mehr ablehnte, von der Denkart, Sitte und Wissenschaft bis zu den Genüssen, Trachten und Erzeugnissen anderer Nationen und Länder.

Wir dürfen ferner nicht vergessen, daß die Nation auch Viel besaß, dessen sie sich freuen, worauf sie mit Recht stolz sein und woran sie Liebe zum Vaterlande und Vaterländischen nähren konnte: tüchtige Männer, Wehrhaftigkeit, persönliche Tapferkeit und so manche Kerntugend, eine große, in der Erinnerung noch lebendige Vergangenheit, bedeutende politische und bürgerliche Freiheiten und Rechte, obwol nicht allgemein und noch weniger gleich vertheilt, Freiheitssinn und Freiheitsstolz bis zu dem Ue-

bermaße der alten Unart und Unverständigkeit, den Eigenwillen und die persönliche Selbständigkeit über die zu aller Gemeinsamkeit und Ordnung nothwendigen Beschränkungen zu setzen; wenigstens für Viele auch in den mittleren Ständen Raum zur Theilnahme am gesammten öffentlichen, am Reichswesen, für noch viel Mehrere doch an den Angelegenheiten des Landes, der Gemeinde, der Genossenschaft; weiter im Einzelnen gedeihliche, vergleichungsweise glückliche, durch Bewegung selbst förderliche Zustände, blühende Städte, Aufschwung der Wissenschaften, dessen Anfänge eben in dieser Zeit liegen, Auszeichnung in Künsten und Erfindungen, hier nur die folgenreichen des Buchdrucks, der Mittel einer neuen Kriegsführung zu nennen, die so wesentlich den Uebergang in eine neue und den Abschluß der alten Zeit bedingten. Freilich, wenn sich Viele bei Sicherheit und Gedeihen in einzelnen engeren Kreisen so wohl fühlten, und wenn die damaligen Zustände um dieses Gedeihens willen so sehr gepriesen worden sind, so setzte auch dies eine beträchtliche Abgeschwächtheit der nationalen Gemeinsinnigkeit und Ehrliebe voraus, eine Schwäche, die gewiß vorhanden, wo es nicht gefühlt wurde, daß ein solches Gedeihen und Wohlbefinden mit dem Verfall des Ganzen theuer erkauft und durch ihn gefährdet war, wo man nicht genug dawider that oder es übersah, daß dem Reiche große Gebiete abhanden kamen, und daß in andern unter Einfällen auswärtiger Feinde, ja bloßer Raubhorden das Land verwüstet, die Landsleute geschlachtet und geschändet wurden.

Endlich haben wir noch insbesondere Folgendes zu beachten. Der alte Stolz der Deutschen, das große römische Reich deutscher Nation und das Kaiserthum, das da in Hoheit und Würde neben der Kirche berufen sei zur Herrschaft und zum Schiedsrichterthume über alle Welt, und in dem jede weltliche Gewalt sich reinige und verkläre, alles Vereinzelte seinen Träger finde, und wie von einem höheren Lebensgeiste und Lebensgrunde durchdrungen und erhalten werde, wie ein Friedrich II. es gedacht — Reich und Kaiserthum bestanden doch dem Namen und den Formen nach noch völlig. Die seltenste Tüchtigkeit, die edelsten Gefühle und die größesten Gedanken, worauf sich eine staatliche Schöpfung nur erbauen mag, hatten doch bei seiner Aufrichtung zum Grunde gelegen und waren noch so wenig ganz entschwunden, als die Erinnerungen an die Zeiten seines Glanzes und seiner Macht. Die Anlage war darin gewesen zu einem eben so wundersamen Bau, wie der Priesterstaat des Mittelalters ihn darstellt, und sie war noch in ihm, so weit es jetzt von ihr abgewichen, ja mit seinen Grundlagen und Absehen: Macht, Ordnung, Friede, Freiheit, Treue und Sitte, Billigkeit und Recht in Widerspruch getreten war. Man betrachtete den Kaiser noch immer als den obersten Lehns- und Gerichtsherren, der allem Besitzthume die Weihe der höchsten Bestätigung, jedem Rechte die höchste Gewährleistung verleihe; als den Nachfolger der altrömischen Cäsaren, das weltliche Oberhaupt der Christenheit, dem von Rechtswegen die übrigen christlichen Könige unterworfen seien, als weltliches Haupt, Schützer und Voigt der ganzen Christenheit. So, wie Sigismund, er, der zu Kostnitz die Ansprüche des Kaiserthums über alle andere Königthümer aufgegeben, als „der Welt Herr" gestorben war, wurde Friedrich III. wol von denselben Rittern und Landherren, die ihn befehdeten, als Oberhaupt aller christlichen Völker auf den Knien verehrt. Wer ohne tieferen Einblick seine Krönungspracht zu Aachen 1442 gesehen, mußte den Eindruck vom Könige der Deutschen als einem gewaltigen Herrscher empfangen haben, und ältere Leute hätten dem Knaben Luther noch davon erzählen können. Als drei Jahre nach des letztern Geburt Maximilian zum römischen Könige erwählt wurde, beobachteten die Fürsten die Gebräuche und Formen des Kaiserthums, trotz der bedrängten Zeiten, so ängstlich genau, als wären die Zeiten seiner alten Herrlichkeit von Karl dem Großen noch gewesen, an dessen Grabe sie kurz zuvor Weihnacht gefeiert. Die Kurfürsten sahen sich als die Nachfolger des römischen Senates an, die gelehrten Juristen halfen, was sie vermochten, sowol verwirrend als befestigend, daß die Bestimmungen des altrömischen Kaiserrechts über die Majestät der Imperatoren auf die deutschen Kaiser im Begriff übertragen wurden, und daß das altrömische, das mit dem deutschen Rechte, als wäre beides einerlei, verwechselte Kaiserrecht wenigstens insofern als Gesetz für das deutsche Reich gelten mußte, daß die Vorstellung im Gange blieb, der Kaiser sei Urquell und Inhaber alles Rechts, wie denn auch das höchste Gericht des Reichs an sein Hoflager gebunden war. Das Kaiserthum war im Gedankenkreise der Deutschen noch eine noth-

wendige Voraussetzung, eine unentbehrliche und geheiligte Würde war es ihnen, in einer besonderen Beziehung zu ihm dachten und fühlten sie sich, Fürsten und Volk, die der Christenheit das weltliche Oberhaupt aus ihrer Mitte gaben. Vom Größesten bis zum Kleinsten suchte Jeder die Bestätigung seiner Rechte, seines Besitzstandes beim ohnmächtigen Kaiser. Es fehlte nicht an dem herkömmlichen Prunke bei den Belehnungen, welche Maximilian den Kurfürsten ertheilte, und wodurch er mehr ihre Uebermacht bekräftigte, als seine Oberlehnsherrlichkeit erwies. Alle wichtigen deutschen Sachen wurden doch noch in Reichsversammlungen wenigstens verhandelt, in welchen der Kaiser und die Stände persönlich erschienen, obwol es sich einschlich, daß sie sich durch Abgeordnete vertreten ließen. Selbst Polizeigesetze, wie über das unmäßige Zutrinken, die Kleiderpracht u. dgl., wurden eben in dieser Zeit sehr angelegentlich auf den Reichstagen berathen und im Namen des Reichs verkündet, als wäre das letztere ein Staat, der selbst über das Privatleben seiner Unterthanen gesetzgeberische Macht übe. Das Reich bewilligte und schrieb allgemeine Auflagen aus, wie wenig davon auch einging. Es erschienen wol noch auf einem Reichstage Gesandte fremder Königreiche, Ungern und Polen, mit Hülfsgesuchen wider die Türken, deren das Reich sich freilich selbst nicht zu erwehren im Stande war. Große Entwickelungen, Thaten, Erfolge wurden lange von Maximilian erwartet, daß er Recht und Frieden im Reiche herstellen, die Grenzen gegen die Reichsfeinde sichern, das Reich und Kaiserthum aus seinem Verfalle wieder emporheben werde. Er hatte schon in seiner Jugend gesagt, daß er König des Volkes, nicht des Geldes werden wolle, er meinte beim Antritt seiner Regierung, gesetzlich der Nachfolger und Machterbe seiner Vorgänger, der gewaltigen Kaiser zu sein, und in Wahrheit besaß er neben Lust und Geschick zu ritterlichen Thaten den Herrschaftstitel, im Amt und der Würde des Kaiserthums den Anspruch darauf, die Gewalt, welche auch eine, blos auf der Vorstellung beruhende Macht gibt, und dem Anspruche kamen eine günstige Stimmung im Volke und die Allen, von den Fürsten bis zu den Niedrigsten noch immer inwohnenden dunkeln Begriffe von dem Rechte, der Macht und Herrlichkeit des Kaiserthums entgegen, so sehr dasselbe sich auch selbst erniedrigt hatte und in der Meinung gesunken war. Wenn diese geschichtlichen Gefühle und Ueberlieferungen noch überall so lebendig waren, wenn selbst die Fürsten zum Gehorsame des Reichs sich doch noch durchaus verpflichtet hielten, die ihn so oft brachen, wenn sie an die Wirklichkeit des alten Kaiserthums glaubten, zum wenigsten oft so sprachen und bisweilen auch so handelten, als ob sie daran glaubten, die dessen Nichtwirklichkeit oder Schemenmäßigkeit in unmittelbarer Nähe sahen; wenn sie das Kaiserthum verehrten, während sie den Kaiser erniedrigten; wenn Maximilian, der Sohn des Schattenkönigs, und von Kindheit Zeuge der Ohnmacht des Kaiserthums, daran denken konnte, dasselbe wiederum zu erhöhen; wenn der König und seine politischen Räthe, die Juristen und die Reichsstände selbst in so unklaren, irrigen und leeren Vorstellungen von der wahren Lage der Dinge lebten, so darf man sich nicht wundern, daß das Volk das Kaiserthum aus der Ferne noch immer anstaunte, noch weit ernstlicher verehrte und sich unsäglich darüber täuschte. Die alte Art und Unart der Deutschen, das Gegensätzliche darin, daß sie so ungeneigt als ungeschickt waren, sich zum Staatszwecke hinlänglich zu einen, einem Gemeinschaftlichen und Allgemeinen, einer öffentlichen Macht sich auf die Dauer zu unterwerfen, und daß ein so tiefer Rechts- und Ordnungssinn in ihnen lebte, der sie zugleich mit der lebendigsten Abneigung erfüllte, irgend etwas ohne die geordneten Gewalten, die Häupter zu thun — es könnte sich nicht schärfer aussprechen, als in ihrer damaligen Zerfallenheit und Vereinzelung auf der einen und in ihrem zähen Festhalten auf der anderen Seite an der hergebrachten Rechts- und Reichsordnung, selbst am Schatten und Scheine der zerrütteten, in der Wirklichkeit entschwundenen, wie man fast sagen könnte. Ihr unpraktischer Sinn, ihr Hang zu Selbsttäuschungen bei den öffentlichen Dingen und Anliegen zeigt sich darin, die Folge des Mangels wahrer politischer Einsicht und die Ursache dazu nur schwer zu gelangen; ihre Bescheidung trotz wirklicher Verkommenheit bei leeren Einbildungen, die Folge von Trägheit, von Unaufgelegtheit zum Handeln in allen Beziehungen zum öffentlichen Wesen, und die Ursache, die Schlaffheit zu verlängern[1]).

1) Ranke a. a. O. I, 52 ff. Raumer, Gesch. der Hohenstaufen, III, 521. K. A. Menzel a. a. O. VII, 156, 214, VIII, 127, 266 f. 284, 256.

Wie tief das Alles, worin Luther aufwuchs, bei ihm einwirkte, ist vielfach leicht zu erkennen. Wir werden zum Theil noch darauf hingeführt werden, auf Einiges will ich vorläufig andeutend hinweisen. Patriotisch war er lebenslang gesinnt, durch und durch. Es wird weiter unten die Rede davon sein, daß das Papstthum schon seit langer Zeit gleich dem Kaiserthume seine Stellung zum Reiche benutzte, die Nation zu fremden Zwekken zu mißbrauchen. Die deutsche Vaterlandsliebe und das deutsche Volksgefühl legte vielleicht die ersten, ohne Frage sehr starke Keime seines Hasses gegen Rom in sein Gemüth, und gehörte zu den wesentlichsten Beweggründen seines Abfalls und des Kampfes, der sein späteres Leben ausfüllt. Von patriotischer Vorliebe für das deutsche Volk, die deutsche Verfassung und nationale Einheit und von patriotischer Abneigung gegen die Fehde, die gewaltsame Selbsthülfe, den Bürgerkrieg sehen wir ihn so sehr erfüllt, daß sie selbst die Leidenschaft für die religiöse Angelegenheit in ihm überwiegt. Seine Klagen über die entschwundene Einheit und Macht und Herrlichkeit des Reichs, sein Rühmen der alten Kaiser und der alten Tugenden, sein Schelten auf die Reichstage, auf die Deutschen, seine Anstrengungen in dem Absehen und Bewußtsein für sie zu arbeiten und zu kämpfen, seine dringenden Mahnungen und sorglichen Warnungen: das Alles athmet den patriotischen Sinn, den er schon in der Kindheit einsog. „Germania ist eine schöne Nation, Deutschland ist ein sehr gut Land, hat Alles genug, was man haben soll, zu erhalten dies Leben reichlich, ist mächtig genug von Stärke und Leuten, es mangelt ihm nur an einem guten Haupt und Regenten. — Siehe das römische Reich an, wie fein es gefaßt und verschränkt ist, nicht allein mit großer Gewalt und Macht, sondern auch mit Gesetzen und Rechten. — Deutschland hat bis daher mehr Freiheit gehabt, denn andere Königreiche und Lande, Frankreich, Hispanien, Wälschland. — Keine schädlichere Plage in Regimenten und Landen, als Zertrennungen aus nichtigen Ursachen; sie machen uns Deutsche müde und matt, nehmen uns ein Land nach dem anderen ein“[1]). Von diesen und ähnlichen Aeußerungen sind

1) Tischreden, Walch, XXII, 2346 f. Auslegung des 2. Psalms zu V. 8, Walch, V, 211. Auslegung der Genesis zu Kap. 47, V. 13 f. Walch, II, 2662.

seine Schriften voll. Die zahlreichen über Maximilian zeigen, daß ihm das Bild des ritterlichen Kaisers stets in dem romantischen Lichte vorschwebte, wie er es in der Jugend aufgefaßt. Da er ein junger Knabe gewesen, sagt er, hätten fromme, weise, großmüthige Fürsten regiert, und er nennt als den ersten unter ihnen Maximilian[1]). Doch auch von seinem und seiner Sache großen Gegner Karl V. sprach er fast nur mit Hoffnung und Vertrauen. Nichts konnte ihn mehr verdrießen, als wenn von den Deutschen und ihrem Kaiser „gering geredet“ wurde, im Vergleich mit anderen Nationen und Mächten[2]). Kaiser und Reich blieben ihm bis zur letzten Stunde Größen, zu denen er mit der tiefsten Verehrung und Liebe aufschaute, Allgemeinheiten, die er freilich nur mit Empfindung zu füllen, denen auch er einen wahrhaften Inhalt nicht zu geben wußte. Wenn er späterhin gewaffneten Widerstand gegen den Kaiser zuließ, ja in dem Falle kaiserlicher Rechtsüberschreitung und Gewaltmißbrauches selbst gebot, so sehen wir darin die durch biblische Vorstellungen lange bei ihm niedergehaltenen altdeutschen, aus der deutschen Verfassung und dem öffentlichen deutschen Leben herstammenden Begriffe und Freiheits- und Selbstbestimmungsgewohnheiten und Neigungen in ihm wiederaufleben, die von früher Kindheit in ihm eingewurzelt waren. Doch unvertilgbar lebt in ihm die Ehrfurcht vor der Würde und den Ordnungen des Reichs, selbst für das Obsiegen der Sache seiner innersten Ueberzeugung, seines Lebens mag er den Erfolg verheißenden Beistand einer gewaltsamen Volksbewegung nicht benutzen und kehrt immer wieder zu dem zuletzt offenbar vergeblichen Gedanken zurück, von welchem er ausgegangen, die Reform und Einigung herbeizuführen durch die Häupter, die Versammlungen der Vertreter der Nation. Selbst, wo es sich um bedeutende Nachtheile und Gefahren seiner Partei handelte, lautete seine Stimme, man solle nicht „eine kleine Sünde oder ein kleines Unrecht höher achten, denn ganz Deutschlands große schreckliche Gefahr“[3]). So sehr war ihm Krieg und

1) Tischreden, Walch, XXII, 2128.

2) Tischreden, Walch, XXII, 2321.

3) Rathschlag und Bedenken, die Friedenshandlung zu Nürnberg betreffend. Walch XVI, 2220.

Gewalt im Reiche zuwider, daß seine politischen Rathschläge bis zur offenbarsten politischen Unklugheit gingen. Mochte zunächst nur die feindselige kaiserliche und östreichische Macht durch die Türken bedroht werden, mochte eben hierin Vortheil und Sicherheit der Evangelischen beruhen, er mahnte zum Türkenkriege, und zitterten Andere bei dem Gedanken, daß der Kaiser jeden Feind besiegen und dann die Waffen wider die Evangelischen kehren würde, so sprach er unbekümmert aus tiefstem Herzensgrunde den Wunsch aus, Gott möchte geben, daß der Kaiser Konstantinopel erobere[1]). Deutlich sieht man es seinen gesammten politischen Ansichten an, daß die dunkeln Volksvorstellungen sich ihm tief eingeprägt hatten, und nie verloren sie die Herrschaft bei ihm. Lebenslang umfingen ihn die verworrenen Vorstellungen, jene Täuschungen, in welchen er aufgewachsen war. Nur in der Kindheit und Jugend kann eine so poetische Politik eingesogen werden, nur in einer so unstaatssinnigen Nation sich bei Denkenden und Theilnehmenden in den Mannesjahren erhalten. Die volksmäßigen Begriffe vom Reiche und Kaiserthume lenkten auf das Ganze hin, begründeten eine großartige Anschauung von der Nation und dem deutschen Staatswesen, die wirklichen Verhältnisse erschwerten es dann aber eben so sehr, diese Begriffe zur Anwendung zu bringen, als die irrthümliche Vorstellung ein Hinderniß bildete, die Wirklichkeit zu erkennen wie sie war. Unendlich schwer war es, daß unter den Deutschen jener Zeit, die in ihren öffentlichen Angelegenheiten sich wenig zurechtzufinden wußten und zu einem genügenden staatlichen Gestalten es nicht brachten, bei den wirren Verhältnissen und Ansichten der Zeit im Einzelnen Theilnahme am großen Gemeinwesen, Staatssinn, ja nur wahre Kunde der Lage der Dinge, Neigung und Geschick zum öffentlichen Wirken, Vertrauen zum Erfolge eines solchen sich entwickelten. In der That sehen wir, daß es auch bei Luther erst spät und in geringerem Maße der Fall war, daß ihm ein Licht über die dringenden politischen Bedürfnisse der Nation erst dann aufging, als er sich längst mit ganzer Kraft auf die geistliche Seite geworfen. Auf keine anderen, als die damaligen deutschen Verhältnisse, die politischen insbesondere, läßt sich mit vol-

1) De Wette IV, 629.

lerer Wahrheit die allgemeine Betrachtung anwenden, daß sich durch Berathung und Gleichgewicht nicht viel erreichen läßt und daß nur eine überwiegende Kraft und ein fester Wille haltbare Gründungen zu vollziehen vermag[1]). In Luther war eine solche Kraft, ein solcher Wille, nahm aber die Richtung nicht auf den Staat. Freilich faßte er den Gedanken der Nothwendigkeit einer politischen Reformation, nothwendig schon um der kirchlichen willen, die in Deutschland ohne Reichsreform nicht völlig durchzuführen war, früh genug lebhaft und vollkräftig auf, erkannte deutlich, daß auch das weltliche Recht „eine Wildniß geworden sei." Die Schrift an den Kaiser und Adel deutscher Nation von 1520 beweist es[2]). Allein die Nation kam ihm nicht genug entgegen, kein Stand, kein Staatsmann ergänzte, was ihm mangelte. Späterhin ließ er jenen Gedanken zwar nicht gänzlich, aber doch seitwärts liegen, er wurde nicht viel heller, verdunkelte sich bisweilen in ihm, mehr als einmal fühlte er sich genöthigt, der Ausführung — der revolutionären — entgegenzutreten. Indeß verlor er sie nie ganz aus den Augen. Wir haben von ihm ein sinnschweres Wort. Ihn dünke allerdings zuweilen, sagt er in der Auslegung des 101. Psalms (von 1534), daß die Regimente und Juristen wol auch eines Luther's bedürften; nur hatte er große Bedenken dabei. Ehe man in Deutschland eine neue Weise des Reichs anrichtete, würde es dreimal verheert sein, meinte er. Er besorgte, die Regimente und Juristen möchten einen Müntzer bekommen statt eines Luther, wollte und konnte deshalb auch nicht wünschen, daß sie einen solchen bekämen, und rieth, daß man („weil wir leben") am Reiche flicken und pletzen möge, wer da könne. Er hätte sonst nichts dawider gehabt. „Wer es besser machen kann, zu dem setze ich mein arm Pater noster von Herzen gerne. Wenn ich nur das Amen könnte auch hinan setzen." Ein Luther zu werden für die Kirche und das Reich zugleich, wäre zuviel gewesen für das Maß einer menschlichen Kraft. Es reuete ihn nie, daß er es für die erstere geworden war. „Gott achtet nicht so groß das weltliche Regiment

1) Ranke a. a. O. I, 191.
2) Plochm. XXI, 347.

als sein eigenes ewiges, der Kirchen Regiment“ [1]). Wir werden unten auf Das kommen, was bei ihm noch mehr dahin drängte, daß er auf die religiöse Seite sich warf und sein nächstes Absehen und den besten Theil seiner Kraft auf die innere geistige Befreiung und die Einigung der Nation im Hinstreben nach ihr richtete. Erst wenn die Nation selbst innerlich frei geworden, meinte er, könne das wahrhafte deutsche Kaiserthum aufgerichtet werden. Die Wahrheit, welche darin lag, ist gewiß nicht zu verkennen. Auch liegt es vor Augen und konnte nicht anders sein, daß die geistige und religiöse Bewegung im deutschen Volke, die er in die Hand nahm, zugleich auch zur nationalen und politischen Einigung hintrieb, und daß der geistigen und religiösen Befreiung, Voderen erkämpfer er war, die nationale folgte, die politische und bürgerliche folgen muß. Doch selbst die kirchliche Reformation blieb schon deshalb unvollendet, weil die politische nicht gleichen Schritt hielt, und nicht selten drängte der Gedanke in seinen späteren Jahren sich ihm auf. Wenn „große Juristen und Hofleute und seine gute vertraute Freunde um ihn waren“ und zu politisiren anfingen, so pflegte er sich in Betrachtungen zu ergehen wie die, daß die Höfe, die Staatskunst, die öffentlichen Zustände sich nur verschlimmerten, daß die Durchführung der Reformation dadurch ein ewiges Hinderniß finde, und da sagte er dann wol scherzend: „wir müssen Himmel und Erde reformiren helfen“ [2]). Indeß wird sich nicht in Abrede stellen lassen, daß die geistliche Seite damals zunächst eines Luther's bedurfte, und das Thatsächliche ist, daß er eben, indem er auf sie sich warf, der Mann der Zeit und der Nation geworden. Doch bleibt auch das gewiß, daß die Schwäche der letztern im Politischen äußerst nachtheilig selbst auf seine religiös-reformatorische Thätigkeit gewirkt, und daß er sie getheilt und sich nur hervorgethan hat durch edle, vaterländische Gesinnung, nicht aber die politische Einsicht, durch die so manche große Päpste und Kleriker hervorragten und von welcher ein höheres Maß ihm und der Nation in jener entscheidenden Stunde so sehr zu wünschen gewesen wäre. Es lag nicht in der Art und Richtung der

1) Walch V, 1283.
2) Mathesius, 12. Predigt.

Zeit Staatssinn und Staatsmänner zu bilden, und er ist ein treuer Abdruck auch dieses ihres Gebrechens. Eben damals fand, wollte man das in Anschlag bringen, die neuzeitige Politik des rechnenden Verstandes und Macchiavelli's breiten Eingang. Sie widerstrebte dem deutschen Volksgemüthe so sehr, daß das Volk sie kaum kennen lernte, die unverstandne unwillig ablehnte, sich lieber von ihr betrügen ließ, als daß es auch nur zum Selbstschutze Gebrauch davon hätte machen mögen. Dem Volksmanne Luther war sie stets Gegenstand des Hasses und der Verachtung, „die wälschen Praktiken und Finanzen.“ Die seinige blieb fest hängen in den gläubigen Vorstellungen und Träumen vom Reiche und Kaiserthume, in welchen das Gemüth des Mittelalters und deutschen Volkes sich ausspricht, während die Politiker, die Fürsten und deren Räthe durch dieselben ihre unpatriotische und undeutsche, vielfach erfolgreiche Verstandespolitik sich wenigstens auch noch vielfach verderben ließen. Den mittleren Weg fand Keiner, der groß genug gewesen wäre, die Nation auf ihn hinzuleiten und ihr als Führer darauf voranzugehen.

Thüringische Abstammung.

Wer weiß es nicht, von welcher Bedeutung die Eigenthümlichkeit der Volksstämme in der Geschichte der Deutschen von jeher gewesen ist! Auch in den Bewegungen wurde sie vielfach bedeutsam, die an Luther's Wirksamkeit sich anknüpfen. Seine Stammes- und Landesherkunft erklärt nicht wenig in seinen Verhältnissen, seiner Persönlichkeit; setzt nicht selten seine Sitte und Lebensweise, seine Ansichten und Handlungen, Eigenthümlichkeiten und Aeußerungen in ein helleres Licht. Schon das ist bedeutungsvoll, daß er, einem deutschen Kernstamme und dem innersten deutschen Gebiete entsprossen, um so näher befähigt war die deutsche Art in sich durchzubilden, und alle Stämme und Stammeseigenheiten nach Sprache, Denkart, Anliegen und Zielpunkten in sich selbst gleichsam zu vermitteln. Es wird daher nicht unnothwendig erscheinen, wenn wir jetzt auch Thüringen, Land und Volk, überblicken, um auf Einflüsse, die von seiner Kindheit an auf ihn inwirken mußten, und auf Beziehungen hinzudeuten, die wir

nicht versäumen dürfen, schon bei seiner jugendlichen Entwickelung zu beachten. Fügen wir noch einiges Weitere, aus dieser Rücksicht noch nicht hierher Gehörige im Zusammenhange hinzu, so gewinnen wir um so mehr für die Erzählung späterer Vorgänge in seinem Lebenslaufe eine Grundlage, auf welche wir an den betreffenden Orten um so bequemer zurückweisen können.

Zu der Zeit, in welcher er heranwuchs, war „Thüringen" längst keine geographische Bezeichnung mehr. Man hatte sich schon gewöhnt, den größten Theil des Landes und Volkes Sachsen zu nennen. So erklärt sich's, daß er einmal — freilich nur nach einem Bericht bei Ericeus — äußerte, er sei kein Thüringer, sondern ein Sachse[1]). In der Schrift: Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können? (1526) sagt er, seine „Landsleute," die „Härzlinge," hätten ein Sprüchwort: ich habe je währle gehort, wer schlägt, wird wieder geschlagen[2]). Es ist schon aus oben Gesagtem erklärlich und wird im Folgenden noch mehr seine Erklärung finden, weshalb er sich zu den Harzern zählen konnte, während er ohne Frage von thüringischer Abstammung war. Auch hat er in Thüringens Städten, ein einziges Jahr ausgenommen, seine Kindheit und Jugend bis fast zum Mannesalter verlebt.

Durch die Beschaffenheit des Landes, seine Fruchtbarkeit und seinen Anbau, eine meist schöne und zum Theil große Natur, seinen Reichthum an Geschichte und Sagen, die Verhältnisse und Art seiner Bewohner, die Menge seiner geistlichen Anstalten — schon hierdurch war es nicht wenig geeignet, zu vielfacher Thätigkeit und Ausbildung anzuspornen, starke, tüchtige, freigesinnte Menschen zu bilden, Geist und Gemüth, den poetischen, geschichtlichen, vaterländischen, vor Allem den religiösen und kirchlichen Sinn zu wecken und zu nähren. Fruchtbare Ebenen und Flußthäler wechseln mit Hügeln, Gebirg, köstlichen Waldungen. Das Land ist ganz dazu geartet, durch menschlichen Fleiß zu einem

1) *Ericeus*, Sylvulae, 137 f. Ebenso in einer Handschrift der wolfenb. Bibliothek, betitelt: Quaedam insignia obiter excepta ex ore D. M. Lutheri pp. die auch sonst gerade die zweifelhaften Angaben hat, welche man bei Ericeus findet.

2) Plochm. XXII, 273.

Garten gemacht zu werden. Doch Fleiß und Arbeit dürfen nicht fehlen. Luther spricht selbst wol davon, Thüringerland habe ein schwarz schleimig Erdreich, das bei nasser Witterung den Fuhrleuten schwer zu fahren, bösen Weg mache. Im Westreich und Niederlande sei das Erdreich wässerig; „sind aber gute Aecker, setzt er hinzu, köstlich Vieh, das gute Milch gibt in Menge. Das will gut wacker uud fleißig Gesinde haben, das sein wohl wartet, nicht verschlafen sein darf, denn die Melkerinnen sollen singen, daß sie nicht schlafen und die Kühe verderben"[1]). Emsig wurde die zugleich religiös und besonnen stimmende Landwirthschaft betrieben. Auch der Bergbau, Gewerbe und Handel waren im Schwunge und nahmen die Geistes- und Leibeskräfte in Anspruch. Fleißige, rührige, kräftige und muthige Menschen, offene Köpfe, behaglich und verständig, aufgeweckten und heitern Sinnes, den Genuß nach der Arbeit liebend, genügsam, gesellig und gastlich, ein treues, gutmüthiges und biederes deutsches Kernvolk waren die Thüringer im 16. Jahrhundert, wie sie es noch sind. So recht deutsch, waren sie ruhig, nüchtern und zugleich erregbar, doch in eine heftige Bewegung, den den Italienern so verwunderlichen und bisweilen empfindlichen furor tedesco, das eigenthümliche deutsche, sehr ernstliche Aufbrausen, nur durch Eindrücke, die das Gemüth überwältigen, zu bringen. So zeigten sie sich namentlich in der Reformationszeit, im Bauernkriege.

Wir finden alle diese Züge bei Luther wieder; ich will nur an seinen unverwüstlichen gesunden Verstand, seine besonnene Ruhe und die stürmische Heftigkeit erinnern, die unter gemüthbewältigenden Eindrücken mit einer solchen Gewalt in ihm erwachte. Freude an der Natur lag so recht in seiner Art. So fein als lebhaft war der Sinn für sie bei ihm. Seine Neigung, sie zu beobachten, zu wandern, blieb immer gleich groß. Stets liebte er es, sich im Freien zu ergehen. Seine Predigten, seine schriftauslegenden Bücher sind voll von Gleichnissen, Bildern, Hindeutungen, die ihn als Freund und Kenner der Natur zeigen, der sich anhaltend mit ihr beschäftigt, innigst mit ihr vertraut gemacht. Deutlich sieht man es schon seiner Bibelüberse-

1) Tischreden, Walch XXII, 2355.

tzung an. Nur mit seinem Natursinn und seiner damit im engsten Zusammenhange stehenden poetischen Anlage konnte er die Psalmen — diese hier vor Allen zu nennen — so übertragen. Auch von dieser Seite war es wol nicht ganz bedeutungslos, daß er, umgeben vonThüringens schönster, ihm seit den Schuljahren bekannter Natur, auf der Wartburg, die Bibelübersetzung begann. Die mönchische Ansicht erblickte nur Verderbtes und Verdammliches in der Natur. Aber so tief sie in ihn hineinwuchs, die Liebe zu der letztern tilgte sie in ihm nicht aus, und diese Liebe und Verehrung läßt sich eben, wie sein dichterischer Sinn, in seine Theologie, seine Mystik, seine geistliche Beredtsamkeit und deren schönste und gewaltigste Wirkungen verfolgen.

Die Urgeschichte Thüringens verliert sich in einen reichen Sagenkreis. Die Sage begleitet auch die urkundliche Geschichte noch lange Zeiträume, knüpft sich, Berg und Wald, Feld und Gewässer, Alles bis zum Innern der Erde belebend, fast in keiner deutschen Landschaft so reich, an zahlreiche Punkte an, wie an den hohen Wartberg, nahe genug bei Möhra, an den Hörselberg, nicht weit von Eisenach, wo sie vom wilden Jäger, Frau Venus, dem Tanhäuser, treuen Eckart berichtet. Noch jetzt ist sie im Volke nicht gänzlich verschollen; im 15. Jahrhundert war sie noch ungleich lebendiger. Manche Spur weist darauf hin, daß Luther wohlbekannt mit ihr geworden war. So spricht er wol von Frau Venus, „von Anderen Frau Hulde genannt," und ihren Zauberschätzen. Kunde von der Adelsdichtung, vom Wartburgs-Sängerkriege, zeigt er nirgend. Dieser Theil der Sage scheint wenigstens in den untern und mittleren Ständen selbst auf ihrem eigentlichen Schauplatze verschollen gewesen zu sein. Dagegen knüpfte sie, um hier noch eins und das andere herauszuheben, den Untergang des alten thüringischen Königthums in die Niebelungen hinüberspielend, an die Vermählung König Irminfried's mit Amalberga, der Nichte Dieterich's von Bern, des im Lande hochgerühmten Helden, und an die Dieterich-Sage [1]). Ihrer erwähnt er mehrfach; als „loser Geschwätze" im Gegensatze zum Worte Gottes im großen Katechismus (1529). In der Auslegung des Vaterunsers für die einfältigen Laien

1) Gervinus a. a. O. I, 40.

(1518) klagt er, daß die Predigten, statt von Christo, von Dieterich von Bern oder anderen Fabeln handelten. In der Schrift: Wider die himmlischen Propheten (1524, 25) sagt er von Karlstadt's Schriftauslegung, sie erinnere ihn an diejenigen, die „mit Allegoriis umbgehen," welche St. Hieronymus den Gauklern vergleiche, „als wenn ich aus Dieterich von Bern wollt Christum machen, und aus dem Riesen, mit dem er streit, den Teufel, und aus dem Zwarge die Demuth, aus seinem Gefängniß den Tod Christi." Nicht selten kommt er in Predigten darauf, nennt da wohl die „großthätigen" Riesen Dieterich von Bern, Hildebrand, Roland „große Mörder und Leutefresser," oder stellt die Heldensage in eine Reihe mit den „Mährlein, so die Weiber und Mägde bei dem Rockenspinnen sagen," mit den „Sprüchen, wie die Lotterbuben sie haben," den weltlichen, zum Theil unnützen und schandbaren Liedern, den Volksbüchern, Pfaffen von Kalenberge u. s. f. In der Schrift: Wider das Papstthum zu Rom, vom Teufel gestiftet (1545), kommt er auf das Eingeständniß der gegnerischen Theologen am augsburger Reichstage 1530, daß die Evangelischen durch die Schrift nicht widerlegt werden könnten. Dennoch würden sie Ketzer gescholten, würde ihnen, die die heil. Schrift glaubten und bekennten, der Christenname abgesprochen. „Wer sind sie denn nun, ruft er aus, die da Christen sein mögen? Sind's Die, so Marcolfum oder Dieterich von Bern, oder Ulenspiegel lesen?" [1]) Indessen ist zu beachten, wir haben hier seine spätere Auffassung. In seiner Kindheit wirkte die Poesie der ihn umgebenden Sagenwelt ohne Zweifel ganz anders auf ihn ein. Er sagt selbst in seiner Einleitung zu den Passionspredigten, „wenn man ein Mährlein von Dieterich von Bern sagt, das kann man behalten, ob man's gleich nur einmal höret," und als noch später die Einseitigkeit der geistlichen Anschauungs- und Beurtheilungsweise bei ihm abzunehmen begann, äußerte er sich beifällig über die Heldensage und das Heldengedicht und dessen Erneuerung [2]).

Wahrscheinlich die Hermunduren des Tacitus, behaupteten

1) Plochm. XXI, 28; XXIX, 256; XXVI, 215; X, 362; VIII, 144.

2) Plochm. III, 2. Vorr. zu Kapella's Gesch. vom Herzog von Mailand, Walch XIV, 356.

sich die Thüringer, in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung ein mächtiges Reich bildend, trotz der Völkerwanderung in ihren Wohnsitzen. Das große thüringer Reich, zwischen Sachsen, Slaven, Allemannen und Franken, war viel ausgedehnter als das späterhin und noch jetzt so geheißene Thüringen zwischen Werra und Saale, vom Saume des Harzes bis über den Thüringer-Wald hinaus. Es kam nach schweren Kämpfen im 6. Jahrhundert unter die Franken, fränkische Staats- und Stammesbestandtheile vermischten sich seitdem vielfach mit den thüringischen, die Sachsen erhielten zum Lohn für ihre den Franken geleistete Hülfe die Oberherrschaft in Nordthüringen zwischen dem Harz und der Unstrut, Südthüringen hatte eine Zeit lang eigene Herzoge, Slaven und ſpäterhin Sorben rückten von Osten her in die thüringischen Grenzen ein. Grenzland blieb es, bis die slavischen Völkerschaften wieder zurückgedrängt oder unterworfen und germanisirt waren, Jahrhunderte Schauplatz der Kämpfe um dieses Ziel, wichtig schon als der erste feste Kern verschiedener deutscher Stämme im innern Deutschland seit der Völkerwanderung. Im 8. Jahrhundert erhielt es seine späteren Grenzen. Im zehnten war es vornehmster Schauplatz der Einfälle und Verheerungen der Ungern, dann der schönsten Thaten, der Schlachten und Siege des sächsischen Heinrich's, des Führers der Sachsen und Thüringer, seit dessen Zeiten das thüringische mit dem sächsischen Herzogthume sich vereinigt zu haben scheint, eines der großen Könige, welche Deutschland gehabt; jener Siege, durch welche das Selbstgefühl und die Unabhängigkeit der Deutschen hergestellt, der erste Grund zu ihrem überwiegenden Einflusse in den mittleren Jahrhunderten gelegt, der Ungern Kraft gebrochen, ihre Angriffe auf Deutschland zurückgewiesen wurden. Dann wiederum war es Mittelpunkt der Empörung des einen Sohns dieses Königs gegen seinen Bruder, Kaiser Otto, Thüringens letzten Herzog, der mit Recht — mehrfach rühmt ihn Luther — der Große genannt ist und in einem thüringischen Kloster starb; noch später des Kriegs der Sachsen gegen Heinrich IV., an deren Aufstande die Thüringer Theil nahmen, und der Gegenkönige, Philipp's von Schwaben, Otto's IV. und Friedrich's II. Die sächsischen Kaiser hatten das Herzogthum eingezogen, den einzelnen Gauen Grafen vorgesetzt, eine Mark-

grafschaft gegen die Wenden an der Elbe errichtet. So entstanden mehre Grafschaften, Mansfeld namentlich. Von den Zeiten Heinrich's und der Ottonen an wurde Thüringen wieder und blieb fortan Binnenland. Vor ihm lag wieder eine Mark, die meißnische, mit ihm in vielfacher Verbindung und Wechselwirkung. Doch erst zur Zeit des Zwischenreichs wurde es bleibend mit Meißen vereinigt, verlor es seine Selbständigkeit.

Unter allen thüringischen Grafen wurden die Nachkommen Ludwig's des Bärtigen die mächtigsten und zuletzt Herren des Landes. Die Sage, die Geschichte seit dem 11. Jahrhundert verherrlichen unter andern ruhmreichen Namen die von Ludwig mit dem Barte und Ludwig dem Springer (die Landgrafen aus dem fränkischen Hause stammten von ihnen ab), Ludwig dem Eisernen und dem Heiligen, Heinrich Raspe und Herrmann I., dem fürstlichen Freunde und Förderer des Minnegesangs, der in schwerer Fehdezeit die ritterlichen Sänger auf derselben Wartburg um sich versammelte und schützte, auf welcher Kurfürst Friedrich den gleichfalls sangesmächtigen aber geistesgewaltigern Luther schwereren Kämpfen und Gefahren zu entziehen trachtete, die der Geächtete jedoch zu bestehen vorzog, tapferer und von größern Gedanken erfüllt als Herrmann's Ritter und Sänger, von ähnlicher und gleicher nun reifer gewordener Denkart und Sinnesweise wie die Walther und Wolfram in jenem Kreise.

Diese Landgrafen gehörten zu den ersten deutschen Großen, die ihren eigenen oder ihrer Familien Nutzen dem Vortheile der Gesammtheit vorzogen, die landesfürstliche Gewalt mit Bewußtsein und folgerichtiger Beharrlichkeit in Unabhängigkeit von der Reichsoberhoheit zu behaupten und über die Mindermächtigen ihrer Gebiete zu erheben suchten. Nicht der kleinste Theil der zahllosen Kriege und Fehden, welche Thüringen fast in beständiger Unruhe hielten und um die Wette durch feindliche Einfälle verwüsteten, war die Folge dieses Strebens.

Unweit der Wartburg, wo funfzig Jahre zuvor die Sänger der Sage nach gestritten, erhob sich 1256 ein siebenjähriger Erbfolgekrieg, der Thüringen an Heinrich den Erlauchten aus dem Hause Wettin brachte, an welches so viele und helle Lichtpunkte der thüringischen und sächsischen Geschichte sich anknüpfen. Das Ganze schien kaum noch rettbar, die Theilnahme am Reiche

erstarb, und die einzelnen Gebiete oder Stämme begannen mehr und mehr ein gesondertes Leben. So nahmen sich die Wettiner eifrigst der Sorge für das Eigne an und machten Thüringen zum Schauplatze unablässiger Kämpfe um die Ausbildung ihrer landesfürstlichen Gewalt. Daneben wirkten sie mit Nachdruck für das Gedeihen des thüringischen und sächsischen Landes und Volks, auch in größerem Sinne.

Einer langen Reihe von innern Fehden, Kriegen und Verwüstungen folgten in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts verheerende Einfälle der Hussiten. Ritterlich, aufopfernd stritten auch die Thüringer wider die Böhmen für den eignen Herd und das Reich, wie Helden und Märtyrer bei Aussig. Allein ihre Tapferkeit und die Macht und Landeshoheit der Sachsenfürsten, auf denen die Last des Kriegs zumeist lag, war lange zu ohnmächtig zum Schutze. Diese Landeshoheit, eben in diesem Zeitraume sich entwickelnd, war hier wie in andern Gebieten noch nicht vollständig, aber hinlänglich ausgebildet, um eine Schutz verleihende und Vertrauen gebende Reichsmacht, an welcher die Nation mehr und mehr verzagte, deren sie mehr und mehr vergaß, nicht aufkommen zu lassen. So wenig geordnet waren noch die Verhältnisse um die Mitte des Jahrhunderts, daß ein langwieriger wie greuelvoller Bürger- und Bruderkrieg geführt wurde, durch welchen die thüringisch-sächsischen Fürsten, Friedrich der Sanftmüthige und Wilhelm, sogar den Beistand böhmischer Söldner nicht verschmähend, Land und Leute plagten und verdarben.

Hundert Jahre zuvor (1355) war der wittenberger Linie der Herzoge von Sachsen die sächsische Kurwürde, das Erzmarschallamt und das Reichsvikariat zu Theil geworden. Friedrich der Streitbare hatte die wittenbergische, vorzüglich die Länder an der Mittel-Elbe (mit Torgau und Wittenberg) umfassende Hälfte des neuern, unter Otto dem Großen entstandenen beschränkteren Herzogthums Sachsen erworben, von welchem der Name allmälig auf das Ganze sich ausdehnte. Durch die Verbindung dieses Besitzes mit der Kurwürde waren die wettinischen Länder zur Höhe des ersten weltlichen Reichsstaats nach den Erbstaaten der Luxemburger und Habsburger erhoben, und sie erhielten sich auf dieser Höhe, obwol Friedrich sie getheilt

hatte unter Wilhelm und Friedrich den Sanftmüthigen, der in der Kur ihm folgte. Abermals theilten im Jahre 1485 die Söhne dieses Friedrich's, Albrecht und Ernst. Auf den Letztern ging mit dem sächsischen Herzogthume die Kurwürde über. Dazu erhielt er Thüringen, Albert Meißen, oder was man so nannte. Denn eine eigentliche Grenzlinie zwischen den beiden Haupttheilen wurde nicht gezogen; vielmehr legte man Orte, die in Thüringen lagen, zu Meißen und umgekehrt, vielleicht um auch dadurch ein innigeres Zusammenhalten der beiden Linien zu bewirken. Zu Ernst's Antheile kamen u. A. Gotha, das erfurter Gebiet, Eisenach, Wartburg, Grimma, später Jena. Zu Albert's Antheile gehörten die Grafen von Mansfeld als Vasallen. Thüringen blieb seitdem getheilt. Dem Kurfürsten Ernst folgte 1486 sein ältester Sohn, Friedrich, der Weise genannt, mit welchem Luther in ein so merkwürdiges folgenreiches Verhältniß trat. Der Hausobservanz gemäß führte er in den theilbaren Ländern mit seinem Bruder Johann (dem Beständigen) eine gemeinschaftliche Regierung [1]).

Gleich der Sage war auch die Geschichte im Volk lebendig, das letztere sangeslustig. Jedes Ereigniß von einiger Bedeutung in Land und Stadt wurde sofort in ein „hübsches neues Lied" gebracht und im Liede herumgetragen von Ort zu Ort. Es war noch die Blüthezeit des deutschen Volksliedes. Das Minnelied war in den Meistergesang übergegangen. Die geschichtlichen Volkslieder nahmen die breiteste Stelle ein. Thüringen hatte an dem Allen sein gutes Theil, wenn auch der Meistergesang mehr als hier im jedoch benachbarten Franken seinen Sitz hatte, das geschichtliche Lied weniger im inneren Deutschland blühete. Die thüringischen Chroniken, die hennebergische, die mansfeldische bewahren manches derselben; so die letztere das in Thüringen sofort entstandene spottende, als Kaiser Adolf aus Mühlhausen herausgeschlagen worden. „Die Landsknechte," sagt Luther in einer Predigt, „machen ein Lied von ihren Feinden, wenn sie

1) Gretschel, Gesch. des sächsischen Volks, 281, 331 ff. 389. Böttiger, Gesch. des Königreichs Sachsen, I, 5, 272, 306. Bechstein, Wanderungen durch Thüringen, 9 ff. Unger, Gesch. der Landstände, 149. Eichhorn a. a. O. 149.

die erschlagen oder in die Flucht bracht haben." In der Vorrede zu Regius' Widerlegung des Bekenntnisses der Wiedertäufer erwähnt er seiner Mutter Liedlein „Mir und Dir ist Niemand huld, das ist unser Beider Schuld." Gott habe ihn so gesetzt, daß er es auch singen müsse. Die Spinnerinnenlieder waren gerade am Harz zu Hause. Auch fränkisches Blut war von der Mutter her in ihm und mit Nürnberg wurden späterhin die genauesten Verbindungen angeknüpft. Die „deutschen Lieder" lagen ihm stets sehr an. Im Jahre 1536 schreibt er an den nürnberger Freund Wenzel Link, „Bitte euch, ihr wollet irgend einen Knaben lassen sammlen alle deutsche Bilder, Reimen, Lieder, Bücher, Meistergesäng, so bei euch dieß Jahr sind gemalet, gedichtet, gemacht, gedruckt durch eure teutsche Poeten und Formschneider oder Drucker, denn ich Ursach habe warumb ich sie gern hätte." Er scheint gesammelt, den Wunsch gehegt zu haben für ihre Verbreitung thätig zu sein. Er preist die alten deutschen Liedlein, weil darin die Treue der Eheleute aufs höchste gelobt werde, „daß in diesem Leben nichts Lieblichers noch Beßers sei, denn ein Weib, das ihren Ehemann liebe." Das Religiöse und Sittliche darin spricht ihn vornämlich an, was denn auch damit immerhin einigen Zusammenhang hat, daß im inneren Deutschland selbst das geschichtliche und politische Lied die ernste sittliche Seite überwiegend auffaßte und hervorhob, wie nach der mansfelder Chronik im 15. Jahrhundert das Volk Lieder sang, in welchen die Obrigkeit gemahnt wurde Recht zu pflegen, dem Adel nicht zu viel Gewalt einzuräumen, den Bürgern nicht zu viel Luxus zu gestatten, die Bauern nicht zu beschweren, die Straßen rein zu halten. Tief und stark war sein geschichtlicher Sinn. Er drückt sich aus in seiner zähen Vorliebe für die geschichtliche Kirche, die geschichtlichen weltlichen Zustände, in seinem unerschütterlichen eigensinnigen Widerstande gegen die umwälzende, zerstörende Richtung und deren Vertreter, in der Vorliebe, womit er aus der Volks- und Landesgeschichte erzählte und in die Hinwendung der Zeit zur gelehrten Beschäftigung mit derselben hineinging. Er suchte eifrigst nachzuholen, was sein auf dieser Seite so mangelhafter Jugendunterricht ihm nicht gegeben. Er bemühete sich nachzuhelfen bei Andern wie bei sich selbst, lobte die Geschichtschreiber als die „allernützlichsten Leute

und besten Lehrer", die man nimmer genug erheben, preisen und danksagen könne. „Was haben wir Deutschen mehr zu klagen," ruft er aus, „denn daß wir unsrer Vorfahren vor tausend Jahren Geschichte und Exempel nicht haben und fast nichts wissen, wo wir herkommen sind, ohn was wir aus anderer Nation Historien brauchen müssen, die vielleicht aus Noth als zu ihrer Ehren unser müssen gedenken" — hiermit einen Gesichtspunkt voraus andeutend, der erst neuerdings in Luden's deutscher Geschichtschreibung recht lebendig und fruchtbar geworden ist. Von Kindheit an umfingen ihn geschichtliche Ueberlieferungen und Sagen. Sie knüpften an so manche Oertlichkeit des mansfelder Landes sich an. Er schweigt nicht ganz davon. So spricht er von einem Bilde in der Grafschaft, seinem „Vaterlande", gleich wie ein Riese ausgehauen, das Gedud genannt und wovon gesagt sei, es wäre da ein Krieg geführt zwischen den Bischöfen und Kaiser Heinrich VI. und darin das Wort Gedud gehört. Es soll den Weidenstock bedeutet haben, der in dem alt-heidnischen Fetischismus des Landes eine Stelle einnimmt. Mansfeld mit seinem Grafenschlosse, Eisleben, das Land umher, überhaupt der thüringische Boden hatten die reichste Nahrung für den geschichtlichen Sinn [1]).

Das Volk war mit Liebe den Landesfürsten zugethan, die ihm, halb Fürsten, halb noch Grundherren, mehr patriarchalisch lebend und regierend, näher standen als in späteren Zeiten. Entstammend dem altgermanischen Zuge, aus eigner Empfindung und Neigung sich einem Herrn zu unterwerfen, förderlich dem Emporkommen des Fürstenthums über das Königthum und von jenem gepflegt und ausgenutzt, hatte sie sich von einem Geschlecht zum andern vererbt, und gerade das 15. Jahrhundert verstärkte wie keins der früheren den absondernden landschaftlichen Sinn, die Anhänglichkeit an die Landesfürsten.

---

1) Raumer, Hohenstaufen VI, 633. Gervinus a. a. O. II, 196, 201 ff. Plochm. XIII, 126. De Wette IV, 681. Auslegung der 15 Lieder im höheren Chor zu Psalm 128 V. 3. Auslegung der Genesis zu Kap. 49 V. 19. Walch XIV, 323, 355. Niemann, Gesch. der Grafen von Mansfeld 2, 16. Celius, Predigt über der Leich Martini Luther, in Mohnike's Luther's Lebensende, 58.

In den ältesten Zeiten finden wir auch in Thüringen grundherrliche Geschlechter, Gemeinfreie, Hörige und Hintersassen; zuerst ein freies Volksthum, Gauverfassung, dann Lehnwesen, Selbsterhebung der angesehensten Grundherren und Reichs- und Kronbeamten zu erblichem Fürstenthume, das die Centralgewalt lähmt, zeitweilig nichtig macht. Aus dem Allen folgt Niederdrückung der schwächeren freien Landsassen, ein langer Zeitraum des Faustrechts, der Anarchie, der Lähmung des Gemein- und Vaterlandssinns, Verstärkung des Absonderungs-, des Stammes- und Provinzialgeistes. Noch vor manchen andern deutschen Ländern hat Thüringen durch die Unordnungen, die Fehde- und Raubluft des Adels gelitten. Wie überall erfuhren dabei die untersten Stände den schwersten Druck. Zwar sind wichtige Reichsangelegenheiten in Thüringen verhandelt und entschieden, doch meist durch Krieg und Gewalt. Auch hat Erfurt, die bedeutendste Stadt des Landes, mehr als eine wichtige Reichsversammlung in seinen Mauern gesehen. Doch nicht zu oft ließ sich das Reich in unmittelbarer Nähe ordnend, Recht und Frieden schaffend, Schutz leihend, Hilfe bringend erblicken. Es war etwas Seltenes, wenn einmal ein Kaiser, wie Rudolph der Habsburger, im Lande Hof hielt und die Raubschlösser umher bei Dutzenden zerstörte. Die wirksamere Hülfe kam den Bedrängten und Schwachen vom Fürstenthume, das sich theils aus Wohlmeinung, theils aus Beachtung des eignen Nutzens zum Einschreiten bewogen fand. Für die Versündigungen ihrer Großen am Reiche, am Ganzen, hatten die Deutschen von jeher entweder verschlossene Augen oder langmüthige Nachsicht gehabt. Bei dem Mangel einer starken öffentlichen Reichsgewalt war es überhaupt und insbesondre für die niederen Stände verhältnißmäßig eine Wohlthat, daß sich durch das Aufkommen der Landesherrlichkeit der Fürsten eine öffentliche Macht in deren Gebieten mehr und mehr ausbildete und wenigstens verhinderte, daß aus der schwer zu heilenden Zersplitterung in hunderte von Theilen eine Zersplitterung in tausende wurde und daß die große Masse des Volks unter die privatrechtliche Herrschaft von kleinen Landherren, kleinen das heißt schlimmsten Despoten kam oder in der Dienstbarkeit verblieb. Im 15. Jahrhundert und in den ersten Jahrzehnten des folgenden stand es noch einmal sehr ernstlich

in Frage, ob die Königsmacht in Deutschland wiederhergestellt und ausgebildet werden könne und solle. Daß es aber nicht dahin kommen werde, entschied sich schon fast mit Gewißheit in den Zeiten der Regierung Friedrich's III. und den ersten Regierungsjahren Maximilian's. Die öffentlichen Verhältnisse waren der Art, daß die große Masse des Volks den Gedanken, Herstellung der Königs-, und also Erniedrigung der Fürstenmacht sei für ihre oder der gesammten Nation Anliegen das Förderlichste und Erstnöthige, schwer aufzufassen vermochte, obwol es mehr als ein Mal geschah, und noch schwerer wäre es gewesen und zeigte es sich, den Gedanken zur Ausführung zu bringen. Wie die Dinge lagen, konnte auch bei Denkenden und Wohlmeinenden gar leicht die Ansicht sich festsetzen, der Volksfreiheit, dem Volkswohle, dem Reiche selbst sei nur durch die Fürsten und Ausbildung ihrer landesherrlichen Gewalt zu helfen. Im Reichswesen kam es bis zum ewigen Landfrieden zum großen Theile eben darum nur zu Vorbereitungen und Einleitungen, weil sich das deutsche Leben in den engeren Kreisen wirklich ordnete und gestaltete, sowol in den Städten als den landesherrlichen Gebieten, weshalb man sich hier verhältnißmäßig wohl oder auch unter mancherlei begünstigenden Umständen sehr wohl befand. Ueber diesem Wohlbefinden verlor man um so mehr das Reich und dessen Kraft und Achtung nach außen und im Innern aus den Augen, oder hoffte auch die Besserung im Großen und Ganzen vom Fürstenthume und gewöhnte sich mehr und mehr, an die Landesfürsten begnügsam oder erwartend sich anzulehnen. Die reichsschädliche Erhöhung ihrer Macht mußte den nichtbevorrechteten und bevorzugten, insbesondre den gedrückten Volksklassen und den mit ihnen Wohlmeinenden als der geringere, zum wenigsten entferntere Nachtheil, oder auch geradezu als Gewinn erscheinen, den sie ohne Frage den Bürgerschaften in den Landstädten und vor allen den Bauern brachte. Jenen lag vor Allem an Ordnung, Frieden und Recht, der letztern nahmen die meisten Landesfürsten sich nachdrücklich an und söhnten dadurch mit untüchtigen oder schlechten Vorgängern im Regimente leicht wieder aus. So etwas wirkte lange und tief, wie wenn von einem der ersten Landgrafen, Ludwig II., erzählt wurde, er habe, um den stolzen Vasallen das Bauernquälen zu vertreiben, eine Anzahl der-

selben an den Pflug gespannt und mit der Peitsche in der Hand ein Feld von ihnen umpflügen lassen, das dann wie eine Freistätte mit Steinen eingehegt wurde. Von mehren andern Landesfürsten wird nicht minder gerühmt, daß sie kräftig den Adel niedergehalten. So auch von Ludwig dem Heiligen, dem fast alle denkbare Tugenden zugeschrieben wurden: so von jenem Friedrich, der der Strenge gegen seine Vasallen, Feinde und Räuber, der Freundholdige gegen seine näheren Umgebungen genannt wurde. Auch Luther spricht wol von den Landesfürsten und Vorgängen dieser Art, z. B. in der Schrift an die Pfarrherren, wider den Wucher zu predigen (1540), „Zu Herzog Wilhelm's Zeiten war sein Adel so überaus stolz worden, daß sie den Landesfürsten pocheten, Land und Schlösser zu Trotz inne hielten; da mußte er mit Gewalt sie verjagen, Schlösser stürmen und zureißen.“ [1]).

Ueberhaupt sorgte das Fürstenthum auf manchfache Weise für Ordnung und Gedeihen im Lande, während es die Reichszustände verschlimmerte, oder der Verschlimmerung derselben nicht Einhalt zu thun vermochte. Es bestrebte sich, in seinem engeren Kreise die aus der Anarchie hervorgehenden Uebel zu mildern, deren gründliche Beseitigung freilich nur einer starken Königsmacht hätte gelingen können. Der Herstellung einer solchen wirkte es entgegen. Allein die Thüringer-Sachsen gedachten ihm das nach deutscher Volksart nicht, zürnten ihm auch dann nicht leicht, wenn es ihre Kräfte, deren das Reich so sehr bedurft hätte, in eigensüchtigen Händeln und für Zwecke in Anspruch nahm und verschwendete, welche dem Gesammtbesten fremd oder selbst nachtheilig waren. Sie vergalten ihm dafür jenes Bestreben um so mehr mit Dank, Lob und Beistand, da das Dasein und die Ausbildung der Fürstenmacht um so wohlthätiger erschien bei der Zerstückelung des Landes, die dem Trotze des unruhigen Adels so großen Vorschub leistete, geordneten und gedeihlichen Zuständen so hinderlich entgegentrat, kleinlichen Sinn zu nähren so sehr geeignet war. Diese Ansicht gewann immer allgemeineren Eingang, und eben daher, daß es auch hier wie anderwärts die Landstände selbst waren, welche darauf drangen,

1) Plochm. XXIII, 297.

daß den fortgehenden, das Fürstenthum schwächenden Theilungen Ziel und Maaß gesetzt werde.

Unter dem Einflusse dieser Verhältnisse und Sinnesart wuchs Luther auf, in treuer herziger Anhänglichkeit an das Land seiner Geburt und die Fürsten des Landes. Seine eigenen späteren Beziehungen zu den mansfelder Grafen, den sächsischen, den deutschen Fürsten überhaupt finden darin schon zum großen Theile ihre Erklärung. Indeß würde man von seiner und der damaligen Deutschen Hinneigung zu den Fürsten eine sehr unrichtige Vorstellung bekommen, wenn man nicht daran dächte, daß sie viel natürlicher, freiwilliger und unverdorbener war als in neuern Zeiten der Ausartung des Fürstenthums in Zwangsherrschaft und der Fürstenanhänglichkeit in Knechtssinn. Ich will auf Einiges hinweisen, woraus leicht zu erkennen sein wird, wie tief in Luther der örtliche Vaterlandssinn und jene Anhänglichkeit sich eingrub, und zugleich wie echter guter deutscher Art beide bei ihm waren, weder das Selbstgefühl des freien Mannes ausschließend noch das Gefühl für das große gesammte Vaterland.

Wir hörten oben schon von seiner bis zu seinem Lebensende dauernden Liebe zu seinem Geburtslande, seinen angestammten Fürsten, den mansfelder Grafen. Er gedachte ihrer stets mit innigster Zuneigung und Verehrung, auch in der Ferne, längst einem andern Lande, andern Fürsten angehörend. Es war ihm 1520 kund geworden, sie wünschten, daß er auch ihnen einmal etwas zueigne. Im folgenden Jahre widmet er dem Grafen Albrecht einen Theil seiner Kirchenpostille und da äußert er denn, er hätte sich wol schon längst als ein Landkind gegen ihn erzeigen sollen. Seinen lieben geborenen Landesherrn nennt er ihn in einem Schreiben aus dem Jahre 1529, schont ihn deshalb aber keineswegs, oder vielmehr er beweist ihm seine wahrhafte Liebe und Verehrung dadurch, daß er ihm unwillkommene, offene und derbe Wahrheit redet. Er dringt sehr ernstlich in ihn, von einem Unrecht abzulassen, das er gegen einen Unterthan begehe, und sagt ihm, er thue das, eben weil er ihn als seinen lieben Landesherrn lieb habe und mit herzlichen Treuen meine. Graf Albrecht bedrückte seine Unterthanen je länger, je mehr. Luther läßt diese Noth seines Geburtslandes nicht mehr aus den Augen. Er verhandelt mit den Grafen, er wendet sich an den Herzog

Moritz von Sachsen, den Lehnsherrn, ihn auffodernd als Landesfürst dem Grafen Albrecht Einhalt zu thun. Der Adel und alle weltliche Herrschaft, hält er dem Herzog vor, ist von Gott gesetzt die Guten zu schützen und die Bösen zu strafen. Soll es dahin kommen, daß die Herren Tyrannen sein und mit den Leuten wie mit Hunden und Säuen umgehen wollen, wie etliche sich anlassen, so wäre das ein schreckliches Zeichen des göttlichen Zorns über den Adel, als der von Gott schon beraubt worden des christlichen Verstandes — der die Lehre, daß alle fromme Christen unter einander sich ehren sollen, als die durch Christi Blut zum ewigen Reich geadelt, wogegen der zeitliche Adel mit seinem weltlichen, elenden Reich ein lauter Nichts sei — ja auch des natürlichen Verstandes, daß er nicht bedenke, wie alle Menschen in gleichem Unadel, d. h. Sündenstande geboren werden, sodaß kein Unterschied, und daß er vermeine vor Gott besser zu sein, das nicht wahr, als hätte Gott allein die Adligen zu Menschen erschaffen. Es fielen ihm oft diese schweren Gedanken ein, wenn der Adel so fortfahre, so sei es um Deutschland geschehen, die Deutschen würden es bald ärger haben als die Spanier und Türken: doch über den Adel werde das Bad ausgehen. Der junge Herzog möge sich hüten vor tyrannischen und geizigen Rathschlägen. Gleich darauf schreibt er in derselben Sache in ähnlicher Weise an den Kurfürsten Johann Friedrich, ihn erinnernd, wenn er nicht einschreite nach seinem Beruf und Amt und in einer Zeit, wo es aussehe, als seien alle Teufel sonst in der Welt müßig „und hätten sich an uns Deutsche gelegt," werde es ihm ein bös Geschrei im Himmel und auf Erden bringen. Er wendet sich aber auch an den Grafen Albrecht selbst „es gerathe wie Gott will: ist's Ungnade, so ist Gott desto gnädiger." Er schreibt ihm „als seinem lieben Landesherren," rückt ihm unverholen und verweisend vor, daß er wider Recht und Christenthum die Unterthanen drücke und schier leibeigen zu machen gedenke. Er schreibt den mansfeldischen Grafen Philipp und Georg, sie aufmahnend, dem tyrannischen Regimente Albrecht's zu steuern, sie erinnernd, der deutsche Fürst sei zwar ein Herr über Land und Leute, aber Bauer, Bürger und Adel hätten auch eigene Güter nach menschlichen, kaiserlichen und göttlichen Rechten, und reiße der Fürst sie an sich, so heiße das auch gestohlen und geraubt. Er, der seinem lieben Landesherrn nicht gram sein könne und seinem Vaterlande nichts Uebles gönne, versehe sich auch, daß ihm sein kindlich vaterländisch Herz aufs beste werde gedeutet werden. Dann wieder redet er den Grafen eindringlich zu, in einer Zeit, wo Deutschland bei Türkengefahr der Einigkeit aller Stände und des innern Friedens so sehr bedürfe, einem Hader ein Ende zu machen, der sie entzweite. Es sei billig, daß er als ein Landkind seinem Vaterlande und natürlichen Landesherrn mit allen Treuen diene. Ein anderes Mal warnt er den Grafen Albrecht vor Unglauben, religiösen Zweifeln und Bedrückung der Unterthanen, sich abermals darauf berufend, daß er der Herrschaft zu Mansfeld Landkind sei, auch bis daher sein Vaterland natürlich lieb gehabt. Als er hochbetagt, im vorletzten Jahre seines Lebens, herbeigerufen war die erwähnten Irrungen zwischen den mansfelder Grafen auszugleichen, schreibt er an Albrecht, er sei freilich überhäuft, wolle aber noch ein acht Tage daran setzen, damit er mit Freuden in seinen Sarg sich legen möge, wo er zuvor seinen lieben Landesherrn vertragen und freundlichs und einmüthigs Herzens ersehen habe. In einem noch kurz vor seinem Tode an seine Hausfrau geschriebenen Briefe lesen wir die Aeußerung, die Hölle und ganze Welt scheine ledig von allen Teufeln, die vielleicht alle um seinetwillen in Eisleben zusammengekommen, so fest und hart stehe die Sache; er habe schon ungeduldig davonziehen wollen, doch der Gedanke an den Jammer seines Vaterlandes habe ihn gehalten [1]).

Mit derselben herzlichen treuen sich ebenso, auch wol durch noch viel stärkere Rügen erweisenden Zuneigung war er den Regenten seines späteren sächsischen Vaterlandes ergeben, und ohne Zweifel wirkte die Sinnesart wesentlich mit darauf hin, die seiner Liebe des mansfelder Ländchens und der mansfelder Grafen zum Grunde lag und von Kindheit an von seinen Umgebungen in ihn übergegangen war. Zum wenigsten von dem Verhältnisse, das zwischen ihm und dem Kurfürsten Friedrich sich bildete, wird noch weiter unten die Rede sein. Nur davon sind hier noch ein paar Worte zu sagen, nicht blos wie wir schon wissen, daß die

1) Plochm. VII, 3. de Wette I, 531; III, 503; V, 288, 417, 137, 445, 454, 475, 513, 771, 787.

Liebe und Ergebenheit gegen das Vaterland im engern Sinne und die Landesfürsten die Liebe und Ergebenheit gegen das Gesammtvaterland und das oberste Reichshaupt keineswegs bei ihm ausschloß, sondern wie jene und diese in ihm nebeneinander waren und sich vertrugen, und wie es auch hierauf hinwirkte, daß er seine Kindheit und Jugend ein thüringisch Landkind im thüringer Lande verlebte.

Er machte späterhin die sächsischen Gesinnungen und Anliegen ganz zu den seinigen, aber stets blieben sie bei ihm und sollten den deutschen untergeordnet bleiben. Wir hören ihn wol sich in der Betrachtung ergehen, welch ein „fein Land" Sachsen wäre, wenn alle sächsischen Länder unter einem einzigen Fürsten ständen; doch läßt er sich da die Gelegenheit nicht entgehen, sogleich weiter zu greifen. „Also auch wenn Deutschland nur einen Herrn hätte, so wäre es nicht zu gewinnen, wie es unter Kaiser Heinrichen, Otten's Vater, war: da stund es wohl in Deutschland. Hernach haben die drei Kaiser, die Otten, sehr wohl regieret, thaten dem König zu Frankreich Widerstand, der ihnen dreuete, er wollte so stark kommen und den Rhein aussaufen. Kaiser Otto aber gab ihm diese Antwort: er wollte sein Land und Königreich mit Schaubhütten bedecken. Also ists auch geschehen," u. s. f. [1]).

Die Deutschen hatten unter dem Aufkommen der Herrenmacht sich absondern, dem Reiche in hohem Maaße entfremden lassen, doch ohne daß sie es gewollt hätten, oder bei ihrer Treuherzigkeit, Trägheit und Kurzsichtigkeit, wo es um die öffentlichen Verhältnisse sich handelt, auch nur völlig gewahr geworden wären. So stand es noch. Es kommt dabei ihre oben erörterte Selbsttäuschung über die wahre Beschaffenheit der Reichszustände in Betracht. Wir sahen, wie sehr Luther darin befangen war, was nun seine Erklärung großentheils darin findet, daß die Absonderung und Vereinzelung der Deutschen nach Stämmen, Gebieten und Herrschaften zwar ohne Frage den Stammes- und Provinzial- und Kleinbürgergeist stärkte und die größere vaterländische Ansicht und Gesinnung geschwächt, aber doch nicht ausgetilgt hatte, daß die Denkenden und Weitherzigeren sich doch jenem zu entziehen suchten, zu dieser sich erhoben und dann —

1) Tischreden, Walch XXII, 2358.

je mehr volksthümlicher geschichtlicher Sinn in ihnen war und je weiter das Wesen sich entfernte — desto hartnäckiger an den zurückgebliebenen Ueberresten oder Schatten desselben festhielten. Wie tief sie in das Oertliche, Gesonderte sich einwohnen, wie sehr sie auf die Landesanliegen bedacht oder dem Landesherrn ergeben sein mochten: das war ihre Meinung nicht von fern, sich vom Reiche sondern lassen oder sondern zu wollen. Während dies in in den Grenzgebieten, z. B. der Schweiz, angefangen, dachte man im innern Deutschland gerade am wenigsten daran. Wir finden in jenen Zeiten der Ausbildung der Fürstenmacht zur Landesherrlichkeit den Gedanken, daß eben sie zur gänzlichen Sprengung der Reichseinheit, zur gänzlichen Auflösung der Verfassung führen müsse, verhältnißmäßig nur selten und noch seltner klar und nachdrücklich ausgesprochen. Eben daher daß Luther, trotz seiner Liebe zu seinem mansfeldischen und sächsischen Vaterlande und zu den mansfeldischen Grafen und sächsischen Fürsten, lebenslang von der auf das gesammte Deutschland gerichteten, patriotischen, Kaiser und Reich zugewendeten Erinnerung und Gesinnung durchdrungen blieb, die einen so bedeutenden Einfluß auf die Richtung und den Verlauf der Reformation geübt hat. Seine Gesinnung als „Landkind" gegen die Landesfürsten wirkte wesentlich mit darauf hin, daß er gerade in ein solches, wie es war, so wichtig gewordenes Verhältniß mit Kurfürst Friedrich trat; daß er, nachdem er vergeblich sich an die Bischöfe, das kirchliche Oberhaupt gewendet, nicht das Volk zur Selbsthülfe, sondern den Kaiser und neben ihm den Adel, d. h. die weltlichen Fürsten und Obrigkeiten, aufrief, die nöthige „Besserung des christlichen Standes" in die Hand zu nehmen; daß es die mit ihm Abgewichenen zur Kirchen-, statt blos zur Sektenbildung brachten, was eben durch den Zutritt der Landesfürsten vermittelt wurde, und daß die nach ihm benannte Kirche eben diese Verfassung erhielt, statt sich, wie die schweizerische, auf der Grundlage des freien Gemeindewesens zu erbauen. Dagegen war sein nationaler deutscher Sinn, nach welchem er nicht gemeint war und es niemals über sich vermochte, das Reich und die Einheit und hergebrachte Ordnung desselben fahren zu lassen, ebenso wirksam nach der andern Seite hin, daß er seine Kraft, seine Bemühungen so nachdrücklich und anhaltend darauf richtete, die

Besserung der Kirche wenigstens als nationale, als Reichsangelegenheit durchgeführt zu sehen; daß er so lange gegen das durch die Verhältnisse gebotene Landeskirchenwesen sich sträubte und so spät zur Begründung einer neuen Kirchenordnung im Landgebiete die Hand bot, die aber doch nur ein Nothwerk, eine blos vorläufige und einer allgemeinen nicht vorgreifende sein sollte; ferner daß er bis zu seinem Tode den Religions- und Bürgerkrieg verhütete, im Einzelnen — wo er in der Fehde der sächsischen Fürsten über die Stadt Wurzen in einem Tone wie vor Zeiten die großen Päpste Frieden gebot, seinen kriegsfertigen lieben Landesherren prophetisch-schwunghaft ins Gewissen redend, ihnen den Vergleich mit betrunkenen Bauern nicht sparend, die sich über ein zerbrochenes Glas schlügen — und im Ganzen, wo er allen Evangelischen und namentlich seinem Kurfürsten den Gebrauch der Waffen wider das Reichsoberhaupt verbot, indem er ihnen gewaffnete Gegenwehr mit seiner schroffsten Einseitigkeit und Heftigkeit und seiner ganzen Redegewalt als den strafbarsten Ungehorsam, als die schrecklichste Empörung und Versündigung wider menschliche und göttliche Rechte und Gebote darstellte. Das Verhältniß des Kurfürsten zum Kaiser wollte ihm durchaus nicht anders erscheinen, wie das des Bürgermeisters der Residenz Torgau zum Kurfürsten, den er hierauf sehr ernstlich verwies. Niemals lieh er der Theorie der territorialfürstlichen Publicisten ein gelehriges Ohr. In einem jener Sendschreiben erinnert er den Grafen Albrecht sehr nachdrücklich, er sei nicht Kaiser, sondern Graf unter dem Kaiser, den er auch noch in seinen spätesten Lebensjahren als den wirklichen obersten Herrn, Verleiher und Schützer aller Rechte im Reiche betrachtete. Im Jahre 1522 sagte er den sächsischen Fürsten in der Schloßkirche zu Weimar in einer Predigt vom weltlichen Regimente, wie dasselbe ein Amt sei, in welchem die Fürsten aus Gott zu regieren schuldig, mit dürren Worten, „also soll ein Fürst sich zu Gott halten, wenn ihm der Kaiser oder König sein Land nimmt, so soll ers geduldig leiden und sagen: nun ich dank Gott, daß ich meines Amts ledig bin, wollt Gott daß ich recht regiert und den Nächsten beschützt hätt, Gottes Wille geschehe mit mir [1]).“

1) Ich werde auf Luther's politische Ansichten im 4ten Buche zurückkommen,

Ich füge oben Erwähntem dieses hier hinzu, um zu der Bemerkung hinüberzuleiten, wie reiche Anregung und Nahrung zum Keimen und Wachsen bei Empfänglichen die Ansicht und Gesinnung, wonach dem Kaiser und der Gesammtheit des Reichs die erste Pflicht und Liebe gebührte, auf thüringisch-sächsischem Boden noch immer fand, welch ein Sonderleben im Reiche die Thüringer und Sachsen auch führen mochten. Wie zahlreiche Spuren und Zeugnisse bewahrte das Land und die Volksüberlieferung von des Reiches und Kaiserthums Dasein und Wirken, seiner alten Herrlichkeit und Größe. Sie lebten noch im Munde wie im Gemüthe des Volks. Es deutet darauf hin, wenn Luther einmal sagte: „ich hab in den Landen, als ich noch ein Kind war, ein Prophezei gehört: Kaiser Friedrich würde das heilige Grab erlösen [1]).“ Er verlebte schon seine Kindheit innerhalb städtischer Mauern, und Jahrhunderte daher hatten eben die Bürgerschaften am eifrigsten und treuesten zu Kaiser und Reich gehalten, gewohnt in der Reichs- und Kaisermacht den Urquell und obersten Hort ihrer Freiheit, ihrer Blüthe zu sehen, und diese Zeiten waren doch noch nicht gänzlich vorüber. Hier im Herzen Deutschlands war die Verbindung mit dem Reiche und allen seinen Formen noch lebendiger. In Luther's Jugendzeit lag es noch fern, den Landesfürsten die Befugniß zuzuschreiben, in ihren Gebieten alle königlichen Rechte auszuüben, noch hatten die landesherrlichen Publicisten den Lehrsatz nicht ausgesprochen, daß der Landesherr in seinem Gebiete der Fürst im Sinne des römischen Rechts sei. Nach den Reichsgesetzen, die hier bestimmt und unzweideutig und unbestritten waren, gehörten Zölle, Münze und andere königliche Rechte nur dem Kaiser und konnten nur durch

wo sich auch zeigen wird, daß ich mit Ranke's Ansicht von dem Verhältniß zwischen Luther und dem Kurfürsten Friedrich nicht übereinstimme, obwol es nach einer Aeußerung oben im Texte so scheinen könnte. Belege zu dem über den wurzener Krieg und Luther's Ansichten von der Gegenwehr Gesagten finden sich in meinem Artikel Luther im 10ten Bande des Staatslexicons. Das zuletzt Angeführte ist einer der sechs sehr bemerkenswerthen noch ungedruckten Predigten entnommen, welche Luther 1522 zu Weimar in der Schloßkirche gehalten. Die Handschrift ist ein Besitzthum der wolfenbüttelschen Bibliothek.

1) Vom Mißbrauch der Messe, 1522, Plochm. XXVIII, 139.

seine Verleihung erworben werden[1]). Die Fürsten befanden sich gesetzlich unter dem Gehorsame des Kaisers und Reichs, welchem sie selbst gleich allen andern Ständen sich verpflichtet achteten und von Jedermann verpflichtet geachtet wurden. Das Land sah fast alljährlich seine Fürsten persönlich zu den Reichsversammlungen ziehen und meisthin wurde das dort Verhandelte und Beschlossene ihm merk- oder fühlbar; es wurde zur Nachachtung ausgeschrieben oder man hatte nachträglich noch darüber zu verhandeln, für die Ausführung Sorge zu tragen. Kein anderer Fürst nahm so anhaltend thätigen Antheil an den Reichsangelegenheiten als eben Kurfürst Friedrich von Sachsen, er bekleidete die höchsten Reichsämter, er stand in kaiserlichem Dienste und Besoldung. Eben die sächsischen Fürsten begegneten wie nur wenige andre den Bürgerschaften in jener Gesinnung. So sehr waren sie von Ehrfurcht vor der alten Reichsordnung erfüllt, daß Luther's Predigt und Vorhalt bei keinen Andern so großen Eindruck machte, daß sie vor Allen von seinen Ansichten und Rathschlägen bis zur edelsten patriotischen Hingebung und zur ärgsten politischen Unklugheit sich beherrschen ließen. Wie treulich traten die Sachsenherzoge eben in den Zeiten, als Jeder nur an sich zu denken und der vaterländische Gemeinsinn gänzlich verschwunden zu sein schien, des Reichs gedenkend, dessen das Oberhaupt selbst vergaß, zumal Herzog Albrecht 1474 und 75, dann wieder in den achtziger Jahren dem Kaiser und dem römischen Könige gegen Burgund, die Ungarn, die Türken zur Seite ohne Aufmunterung durch Dankbarkeit oder Patriotismus oder nur einige Tüchtigkeit Friedrich's III. Sie gehörten den freilich Wenigen an, die den eignen Nutzen aus den Augen setzten und dem Vortheile des Ganzen Opfer brachten. Es konnte nicht ohne Nachwirkung bleiben, wenn im Lande Albrecht's Aeußerungen von ihm herumgetragen wurden, wie die, „Ich wollte, daß alle mein Land und Gut, so ich auf Erden habe, zu Gelde gemacht wären, ich wollte meinem Herrn Kaiser Maximilian solche Dienste thun, daß man daran ein tausend Jahr sollte zu sagen und zu schreiben haben. Es wäre besser, daß alle Fürsten zu Sachsen nach Brot gingen, denn ein römischer König. Ich meine ja das Reich mit den Treuen, da ich wüßte, daß

1) Eichhorn a. a. O. 177.

ihm mit meinem Tode möchte geholfen werden, so wäre ich ganz unbeschwert, mich zur Furderung des Reichs Wohlfahrt zu hengken lassen."

Wir können demnach sagen, daß wir bei Luther die Landesart ganz und gar wiederfinden, treuinnige Anhänglichkeit an die Vaterstadt, die ihm das Leben gegeben, das liebe besondere und das Gesammtvaterland; an seine mansfeldischen, seine sächsischen Landesherren und den Kaiser, das Reich; an seine Landsleute, die Härzlinge und um Möhra herum und an seine „Liebe Deutsche", für die er das Höchste gewagt, das Schmerzlichste geduldet, das Beste geopfert hat. Wir dürfen dabei aber einen schon angedeuteten, dem Bilde das wir hier erhalten sehr wesentlichen Zug nicht übersehen. So wenig es die Meinung der Landeseingesessenen war oder gewesen war, wenn sie Unterthanen der Fürsten und diese Landesherren wurden, daß die letzteren los und sie mit ihnen losgerissen werden sollten vom Verbande und Gehorsam des Reichs, ebensowenig verstand man damals die Fürstenrechte und Unterthanenpflichten als unbedingte, nicht nach den Begriffen des sich erst Bahn brechenden römischen Rechts und noch weniger nach der erst viel später von den Publicisten und Philosophen der Höfe erfundenen Lehre von der unumschränkten Fürstenschaft und dem afterchristlichen göttlichen Rechte der Regenten, sondern nach den altgermanischen Rechts- und Freiheitsbegriffen, denen zufolge jedem Fürsten, wie jedem andern Einzelnen oder Stande auch, gerade so viel Recht und Macht und nicht mehr zukam, als er durch rechtliche Verleihung oder Vertrag erworben und der Untere dem Obern nicht ohne eignes Recht und eigne Ehre, also als freier Mann und nicht als Knecht gegenüberstand oder gehorchte. Diese Begriffe wirkten bei Luther immer noch nach, als er, durch mönchisch-theologische Bildung darauf hingeführt, aus der mißverstandenen evangelischen Lehre von den Verhältnissen der Obrigkeiten und Unterthanen eine Lehre vom leidenden Gehorsam abgeleitet hatte, die ihnen widersprach, obwol sie den Regenten keine Willkürherrschaft gestattete und den Unterthanen knechtischen Gehorsam sogar verbot. Wir sahen schon aus dem wenigen Angeführten, wie er den letztern übte und verstand. Wenn sich in spätern Lebensjahren auch die alt-germanischen Rechts- und Freiheitsbe-

griffe, nachdem er sie lange verkannt, mehr und mehr wieder bei ihm geltend machten, so war es eben die Stammesart, die bei ihm wieder durchschlug [1]).

Denn die volksthümliche Denkweise und die Zustände der Thüringer-Sachsen waren ganz danach angethan, auf landsmännische und vaterländische Gesinnung, die deutsche Treue, Anhänglichkeit an die Fürsten des Landes und Reichs hinzuleiten und zugleich Selbstgefühl und Freiheitssinn zu wecken und zu nähren. Es war vorzugsweis in den Städten der Fall, wo jenes nicht unkräftiger wie bei den Rittern und andern Grundherren, der letztere durchgebildeter war zum Sinn und Streben für ein selbständiges Gemeinwesen in einen geordneten Rechtszustand, Selbstrathen und Thun und Gehorsam gegen und nur gegen das bewilligte Gesetz.

Dem Streben der Fürsten, Ordnung, Sicherheit, die Bedingungen des bürgerlichen Gedeihens, zu schaffen, kam der Volkssinn kräftig entgegen. Eben nur indem sie auf ihn sich stützten, als Vertretern desselben, gelang ihnen das Meiste und Beste. Ihre eigne Macht, ihre eignen Mittel waren noch weitaus unzureichend. Vornämlich die Bürgerschaften hatten ihnen von jeher gegen den unruhigen trotzigen Lehnsadel Beistand geleistet. So waren es auch die kräftigen Arme der Erfurter gewesen, die Kaiser Rudolph zur Zerstörung der Raubschlösser umher am nachdrücklichsten geholfen. Das Bedürfniß der Ordnung und des Schutzes erzeugte mannichfache Einigungen, welche einzeln und zuletzt verbunden, als Landstände, an der Ausbildung und Ordnung aller Verhältnisse den thätigsten Antheil nahmen und zugleich den landesherrlichen Uebergriffen in die Freiheitsrechte der Landeseingesessenen, die Selbständigkeit, die freie Entwickelung der Einzelnen, Körperschaften und Gemeinden entgegentraten. Mitten im Lehns- und Kriegsstaate, wie er auf die alten gemeinfreiheitlichen Zustände gefolgt war, hatten sich in andern

1) Ich darf vielleicht zur Vergleichung und Begründung auch auf meinen Aufsatz: Luther's Ansichten über Gehorsam und Widerstand in Weil's constitutionellen Jahrbüchern (von 1844) verweisen, der zum Theil gegen Behauptungen von Hagen gerichtet ist. Bezügliches und sehr Treffendes findet man in Hinrichs' politischen Vorlesungen, Bd. I.

Formen doch wesentliche Reste der alten Volksrechte erhalten, gerade in den gewaltsamsten Zeiten hatten sich neue Grundlagen und Gestaltungen der bürgerlichen Freiheit gebildet, vor Allem in den Städten. Das Fürstenthum schützte die große Masse des Volks vor Dienstbarkeit oder befreiete sie daraus, doch nicht allein. Es wäre ihm ohne den Beistand der Bürgerschaften nicht gelungen, die außerdem der Richtung desselben, zuletzt unumschränkt zu werden und zu schalten, am kräftigsten widerstanden. In den Zeiten der Zerrüttung des Lehnswesens, des Mangels einer öffentlichen Macht, der allgemeinen Fehde und der hierarchischen Bedrückung würden die Mindermächtigen alle erlegen und schrankenloser Gewaltherrschaft verfallen sein, wenn sich der mittlere Stand nicht gebildet hätte und zu solcher Kraft gelangt wäre. Die Städte, die Bürgerschaften retteten die deutsche Freiheit — nicht die nachmals so genannte — bewahrten Deutschland vor allgemeiner Gewaltherrschaft und ihren kläglichen Folgen bis in dieses Jahrhundert und noch eine geraume Zeit über dasselbe hinaus. Und was die Kaiser, die Landesfürsten theilweise für die Städte reichlich und überreich Vergoltnes thaten, das Meiste geschah von den letztern selbst, von dem Volksgeiste, der ihnen stets neue Scharen zuführte. Sie gelangten zur höchsten Blüthe und Macht in den Zeiten, wo Schutz und Förderung von obenher am seltensten war, und gerade im Kampfe mit dem so oft mißgünstigen Fürsten- und Kaiserthume. Wie oft begriffen selbst die Kaiser ihre wahren Anliegen, den augenscheinlichen Nutzen des Königthums und die Bedeutung des Bürgerstandes und der städtischen Macht und Freiheit so wenig, daß sie in kleinlicher Eifersucht, beschränkten Herrschgelüsten, oder verleitet durch Adelsmitgefühle und Umgebungen die Städte und in ihnen das emporgekommene gemeine Volk feindselig befehdeten oder doch im Stich ließen. Vornämlich in den Städten entfalteten sich die Vorzüge, die Tüchtigkeit der deutschen Volksart, um so mehr, als die Theilnahme am Reiche geschwächt war, beim Gesammtwesen hinreichende Gelegenheit der Bethätigung nicht mehr fand. In den Zeiten der Gesetzlosigkeit, Roheit und Verwilderung, der Ohnmacht und Armseligkeit des Reichsregiments, wurden sie die wahren Herbergen, Burgen und Pflegestätten der Gesetzlichkeit, des Handels und Gewerbfleißes, der

Bildung, des Wohlstandes, der Macht und des Gemeinsinns. Und das Alles vorzüglich durch die Freiheit, die Freiheit, woraus sie entstanden, die sie bewahrten und schützten, liehen und erweiterten.

Eben die thüringischen Lande gehörten aber recht eigentlich zum Schauplatze der städtegründenden Thätigkeit des sächsischen Heinrich. Da wurden die Städte oder doch feste Kriegslager erbaut, um Deutschland vor den Einfällen und der Knechtschaft der Hunnen zu bewahren. Oder es geschah in Zeiten der Gewaltsamkeit, innerer Zerrüttungen, zum Schutze der Gemeinfreiheit, des edleren menschlichen Daseins und seiner Güter vor roher Gewalt. So entstand Eisenach im 11. Jahrhundert und so manche andre thüringische Stadt in dem Zeitraume des Faustrechts. Freie Leute bevölkerten sie, dann auch Solche, die bereits die Freiheit verloren hatten, zur Hörigkeit heruntergedrückt waren, und Leibeigene. Die städtische Luft machte frei, sogleich oder doch allmälig. Indem sich der niedre Adel in armseligem Geburtsstolze abschloß und dem Bürger feindselig entgegentrat, statt sich an denselben wider die beiden zuletzt gefährliche Fürstenmacht anzuschließen, indem er dadurch sich mehr und mehr zu Grunde richtete und zu einem Schaden am Gemeinwesen machte, wuchsen und kräftigten sich die Bürgerschaften, machten sie sich zu den nützlichsten Gliedern und stärksten Stützen des Ganzen dadurch, daß sie den Zufluß der Geringeren, der Gedrückten und Erniedrigten stets in sich aufnahmen und zu sich emporhoben, die Freiheit gönnend und gebend, wie bewahrend und schützend.

So geschah es auch in Thüringen, das eine bedeutende Anzahl blühender Städte zählte. Man sieht es deutlich, welch eine männliche, freiheitsstolze Denkart und Gesinnung in ihnen heimisch sein und von ihnen aus sich über das ganze Land verbreiten mußte, wenn man ihr inneres Leben und ihre Bevölkerung näher ins Auge faßt. Wir kommen darauf zurück; hier aber, wo nur im Allgemeinen an die Verhältnisse und Umgebungen, die Eigenthümlichkeit des Stammes und Landes erinnert werden sollte, in welchem Luther geboren wurde und aufwuchs, brechen wir davon ab, um noch einen vorläufigen Blick auf die religiöse und kirchliche Seite der thüringischen und der deutschen Zustände überhaupt zu werfen.

Deutsche und thüringische Zustände (religiöse Seite).

Schon in seiner frühesten Kindheit begannen die kirchlichen Einwirkungen auf Luther und waren lange die stärksten bei ihm. Wir werden noch vielfach darauf hingeführt werden, wie tief und völlig die Liebe und Verehrung der Kirche ihn durchdrang. Es kostete ihn die schwersten inneren Kämpfe, die wie es schien mit seinem ganzen Wesen verwachsene Anschauung, nach welcher die römische die apostolische allgemeine allein wahre Kirche war, fahren zu lassen und einer weiteren und freieren Auffassung sich zuzuwenden. In dieser aber schrieb er noch in späteren Jahren „aus der Kirche verstoßen sein ist aus dem Himmel." Ja er liebte es, den Begriff der Kirche sinnbildlich und doch wesenhaft über alle Zeiten auszudehnen, sodaß sie in seiner Vorstellung die gesammte göttliche Offenbarung umfaßte; denn Gott hat sich dem Menschengeschlechte nie unbezeugt gelassen durch Wort und Geist, der auch schon durch die Väter geredet, und wo der Geist ist, da ist Christus, die Kirche und Alles. Sie mußte und muß allezeit sein und bleiben unter wechselnden Schicksalen. Nur verborgen war sie noch in den vorchristlichen Zeiten und war sie wieder in den nachchristlichen Zeiten der Verfinsterung. Sie reicht aber bis an den Augenblick der Schöpfung, sodaß schon Adam und Eva, dann die Patriarchen, Propheten und Frommen des alten Testaments fromme Christenmenschen waren, ja daß auch die erleuchteten frommen Heiden hineingehören, „denn das soll man nicht leugnen, daß auch oft rechte fromme Christen unter den Heiden gewesen sind. Zur Zeit der babylonischen Gefängniß sind erhalten Jeremias, Daniel und Andre, die hat ihm Gott erzogen und bei ihm behalten durch die Verheißung des Wortes, damit sie auch eine Kirche an ihre Nachkommen gelangen ließen. Da zur Römer Zeiten das Maaß der Sünden und Bosheit voll worden, ist erhalten ein übriges Häuflein, gleich als ein Saame, dadurch auch die Heiden zur Erkenntniß Christi gekommen, daß also die Kirche in der Welt zu allen Zeiten von Gott ist erhalten worden und daß wir sehen, daß

der Artikel unsers Glaubens wahr sei, wir glauben, daß eine heilige katholische Kirche zu allen Zeiten vom Anfang der Welt bis zu Ende ist [1])."

Er kann schlechterdings nicht verstanden werden, an keiner Seite, in keinem Augenblicke seines Lebens, wenn man nicht stets seine religiöse und kirchliche Gesinnung vor Augen oder nicht eine rechte Vorstellung von ihrer Art, Gewalt und Innigkeit hat. Eine solche Vorstellung davon zu fassen, ist auch in unsrer Zeit nicht leicht, obwol unter uns das religiöse Leben und kirchliches Bewußtsein wieder erwacht ist. Wir denken und empfinden desungeachtet so überwiegend weltlich, als unsre Vorfahren noch in Luther's Zeit überwiegend geistlich dachten und empfanden. Auch hierin ist er und hierin am meisten Zögling, Vertreter, Wortführer ihrer Stimmung gewesen. Schon in seiner frühen Hingebung an die Kirche liegt nicht blos der religiöse Hang unserer Nation, sondern auch ihre Hinkehr zum allgemeinen Menschheitlichen, und bei aller eingetretenen Beschränktheit und Verdunkelung lag doch diese ursprünglich-christliche Richtung auch noch in der römischen Kirche und wurde sinnlichfaßbar durch sie vor Augen geführt. Wir würden das Wichtigste übergehen, wenn wir nicht bei den Einflüssen der Zeit, in welcher er aufwuchs, und seiner Volks- und Stammes- und Landesabkunft verweilten, welche seine angeborne Anlage und Hinneigung zur kirchlichen Frömmigkeit weckten, ihr die erste Nahrung zuführten und sie für sein ganzes Leben bestimmten. Wenn ich im Zunächstfolgenden jene Einflüsse andeute, so übergehe ich indeß, um Wiederholungen zu vermeiden, Manches, wovon hier die Rede sein könnte, aber weiterhin gesagt werden muß.

Wer unter uns die Kirche — die römisch-katholische der mittleren Jahrhunderte — geringschätzt, stellt sich ein Selbstzeugniß der Geistes- und Gefühlsarmuth, insbesondre der Unfähigkeit zu einer geschichtlichen Betrachtungsweise, oder der Unwissenheit in der Geschichte aus. Er verunehrt die deutsche Nation,

1) de Wette V, 438. Auslegung des 90. Psalms zu V. 1. Auslegung der Genesis zu Kap. 11. V. 10. Walch V, 1100; I, 1071 ff. Aehnlich sah Herder eine wahre unsichtbare Kirche durch alle Zeiten und Länder hindurchgehen. Gervinus a. a. O. V, 326.

die wie keine andre und in Zeiten ihrer Einheit, Größe, Macht und Blüthe bis in das 16. Jahrhundert jener Kirche ungetheilt zugethan war; er verunehrt die Vorfahren der mittleren Jahrhunderte, auf welche wir verachtend herunterzublicken kein Recht ansprechen können, und die so viel kräftigern als wir sind der lutherischen Zeit, die ihr zuerst noch angehörten und sich dann unter Luther's Vorgange zur Hälfte, genöthigt, mit tiefem Schmerze und nur in der Meinung von ihr trennten, in der apostolischen allgemeinen Kirche zu verbleiben, dem Urbilde der römischen und welches die letztere darstellen wollte.

Aber befand sich die Kirche des Abendlandes nicht in der That gegen das Ende des 15. Jahrhunderts und schon seit längerer Zeit im tiefsten Verfall? War nicht das Papstthum längst erschüttert und sammt der Geistlichkeit in Verachtung gerathen? Hatte sich die Stimmung der Völker nicht längst von der Kirche und Hierarchie abgewendet, erhoben sich nicht wider sie tausend und wieder tausend Stimmen, folgte nicht ein Angriff auf den andern, forderte die Persönlichkeit und der Uebermuth der Päpste jener Zeit nicht unaufhörlich selbst dazu heraus? Doch wer diese und ähnliche Fragen unbedingt und ohne auch eine andre Seite der Sache ins Auge zu fassen, bejahen wollte, oder in der Kirche jener Zeit und der mittleren Jahrhunderte nur Wahn und äußeres Wesen und keine Religion, kein Christenthum, nur Finsterniß uud kein Licht, nur Bedrückung und Knechtschaft und keine Freiheit, nur Unrecht und keine Berechtigung, nur Schwäche und keine Kraft, nur ein schlaues Pfaffenthum und stumpfsinnige betrogne Völker erblickte: der würde sich nimmermehr erklären können, wie es kam, daß sie so helle kräftige Geister und edle Herzen sich noch immer gewann und noch immer die vornehmste Macht, so gefürchtet dastand; die Anstrengungen und Kämpfe der Reformationszeit und deren Größe, insbesondre die innern und äußern Kämpfe Luther's und schon der frühere Luther in seiner Bildung und Entwickelung würden ihm durchaus unverständlich bleiben.

Wie sehr befindet man sich im Irrthume, wenn man glaubt, es hätte sich in der Reformationszeit nur um religiöse Meinungen oder kirchliche Einrichtungen gehandelt. Vielmehr galt es der gesammten gesellschaftlichen Ordnung des christlichen Abend-

landes und in lange bestandnen, selbst abgenutzten und überlebten gesellschaftlichen Ordnungen liegt eine geheimnißvolle, alle beherrschende, fast unnahbare Macht, mächtiger und stärker als der mächtigste und stärkste Einzelwille. Welche Erschütterungen und Umwandlungen sie auch erfahren hatte, sie bestand noch in den mittleren und westeuropäischen Ländern, dem fast ausschließlichen Schauplatze der gebildeten Welt, die gesellschaftliche Ordnung, deren Ursprünge in den Zeiten und Zuständen zu suchen sind, welche den chaotischen der Völkerwanderung, der Zertrümmerung des römischen Reichs und des Eindringens und Uebergewichts der Germanen gefolgt waren. Hervorgegangen aus Kampf und Vereinigung national-germanischer und romanischer und christlicher kirchlich-hierarchischer Ansicht, Bildung und Einrichtung waren ihre Mittel- und Schwerpunkte in der Zeit ihrer vollen Lebenskraft das römische Papstthum und das deutsche Kaiserthum gewesen, beide auch jetzt noch von der wesentlichsten Bedeutung für sie. Früher hatten die Gründungen, der weltlich-geistliche Staat Karl's des Großen, die deutsche Nation, das von derselben errichtete Kaiserthum darin vorgeherrscht. Seit dem Untergange der Hohenstaufen war das entschiedene Uebergewicht in ihr auf Seiten des Papstthums und der demselben unterworfenen lateinischen Kirche gewesen. Sie ruhete auf der innigen Verbindung, in welche Papstthum und Kirche nach der übermächtigen Stellung, welche sie errungen, und vor allen Dingen zufolge der herrschenden Vorstellungen und Ueberzeugungen mit dem Gesammtleben der abendländischen Nationen getreten waren, sodaß Kirche und Papstthum nicht blos die ganze religiöse Seite des Lebens bis zu den Gewissen unter strenger Botmäßigkeit hielten, sondern die Staaten, die Völker sich tributpflichtig gemacht hatten, den Landbesitz mit den letztern, die unmittelbare Herrschaft mit deren weltlichen Häuptern theilten, in alle weltliche Verhältnisse, die Regierung und Verwaltung, die Gesetzgebung, Rechtsordnung und Politik, die wechselseitigen Beziehungen der Völker und der Staaten, der Regenten und Nationen, das ganze Privat- und Geistesleben mittel- oder unmittelbar stets eingriffen, nach kirchlich-hierarchischen Gesichtspunkten hier beherrschend, dort wenigstens bevormundend, sodaß ihr Einfluß, ihr Wille oder Gebot nur in seltenen Fällen ganz wirkungslos war oder schlechthin unberücksichtigt blieb, daß alle Verhältnisse, alle Gesammtheiten, alle Einzelnen vom Eintritt ins Leben bis zur Todesstunde unter priesterlicher Weihe und Oberleitung standen, daß in dieser sicht- und unsichtbaren geistlich-weltlichen Verbindung das gesammte Dasein der abendländischen Völker aufging.

Unbezweifelt war auch jetzt noch das Recht der Päpste, in allen religiösen Dingen Gehorsam von den Königen wie von deren geringsten Unterthanen zu fodern. Nur erschüttert, doch nicht überwunden war die Vorstellung, wonach sie in dem mystischen, Himmel und Erde, die Lebendigen und die Todten umfassenden Körper der Kirche Christi Stelle einnahmen und wonach Gott durch sie that, was sie thaten; nur erschüttert ihr Anspruch, als Statthalter Gottes über den Königen aller Länder mit der Befugniß zu stehen, die Oberaufsicht über deren Regiment zu führen, Schiedsrichter zwischen ihnen und ihren Unterthanen zu sein, sogar nach eigenem Ermessen sie zu entsetzen. Die Kraft des päpstlichen Bannes und Interdicts war geringer geworden, hatte aber noch nicht aufgehört. Was der päpstliche Einfluß am Nachdruck der Gewaltmittel verloren, ersetzte eine unwürdige, aber oft ebenso unwiderstehliche Politik, wie jene vormals gewesen waren. Noch immer wurde gesagt und geglaubt, der Papst „sei über die Engel im Himmel und habe selbst ihnen zu gebieten;" er habe die Willkür Gottes, sein Ausspruch sei statt aller Gründe, sein und Gottes Gerichtshof derselbe und man könne von Niemand an ihn selber appelliren. Vollkommen wahr ist bemerkt, daß das Papstthum von keinem Oberherrn, keinem Nebenbuhler etwas zu befürchten haben mußte, ehe Meinungen und Lehren dieser und ähnlicher Art ausgebildet werden konnten, und daß dies eben noch im 15. Jahrhundert seit den großen Concilien geschah. Mit weit größerem Rechte als der Kaiser wurde der Papst „ein Herr der Welt" genannt [1]). Die Päpste waren Mitherrscher der Könige in deren Reichen vermöge ihrer Gewalt über das nur ihren Verfügungen unterworfene Kirchengut, ihrer Befugniß oder Uebung, Befehle an die

1) An den christlichen Adel, Plochm. XXI, 293. Ranke a. a. O. I, 237.

Unterthanen ohne königliche Genehmigung zu erlassen, des überall gleich dem bürgerlichen geltenden geistlichen Rechts, der überall anerkannten geistlichen Gerichtsbarkeit und ihrer Stellung zu den geistlichen Gerichten als höchste und letzte Urtheiler, endlich durch die ihnen untergebenen und den Königen als mächtige Reichsstände gegenüberstehenden Bischöfe und Prälaten, durch die gesammte, ihren Winken gehorchende, die Volksmeinung mehr oder minder beherrschende Geistlichkeit, durch den allgemeinen Glauben an ihre Macht und durch die allgemeine Ueberzeugung der Gelehrten und Ungelehrten, daß die päpstliche Oberherrschaft mit ihren im geistlichen Rechte enthaltenen Befugnissen und Ansprüchen auf der von Christus selbst eingesetzten, in ihren wesentlichen Bestandtheilen unveränderlichen Kirchenverfassung beruhe. „Dazu kein Verstand noch Unterricht, was weltliche Obrigkeit und wie weit sie vom geistlichen Regimente geschieden wäre," wie Luther zum 1. Verse seiner Auslegung des 82. Psalms bemerkt. „Weltliche Obrigkeit lag ganz und gar unter den geistlichen Riesen und Tyrannen [1])."

Von keinem der damaligen Reiche gilt dies so sehr, so uneingeschränkt, als von dem der Deutschen. Schon der Name desselben und des Oberhaupts deutet darauf hin: römischer Kaiser, heiliges römisches Reich deutscher Nation. Wie die Kirche ihre Freiheit an die Päpste verloren hatte, befand sich auch die letztere in römischer Dienstbarkeit; und wie Luther späterhin das Verhältniß der erstern als ein knechtisches erkannte und vornämlich in der Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche bezeichnete, so durchblickte er auch das ähnliche Verhältniß des Reichs, zu dessen Befreiung er namentlich durch die Schrift an den Kaiser und Adel deutscher Nation aufrief: „Lasset uns aufwachen, lieben Deutschen, und Gott mehr denn die Menschen fürchten, daß wir nit theilhaftig werden aller armen Seelen, die so kläglich durch das schändlich teufelisch Regiment der Römer verloren werden." Sie möchten doch nicht immer „toll und voll" sein, „wiederum Christen und frei werden, nach dem elenden heidnischen Regiment des Papsts;" Gut, Leib und Seele be-

1) Walch V, 1027. Bretschneider, die deutsche Reformation der Kirche 193. Eichhorn a. a. O. 535.

schwerten die Römer mit ihren vielen Gesetzen den Deutschen, „gerad, als müßten die Deutschen für allen Christen auf Erden des Papsts und römischen Stuhles Gockelnarren sein, thun und leiden, was sonst Niemand thun und leiden will." Den griechischen Kaiser habe der Papst des römischen Reichs und Namens beraubt und das Fündlein erdacht, es den Deutschen zuzuwenden, die damals streitbar und weltberühmt gewesen, damit sie es unter sich brächten und von ihm zu Lehn nähmen, den Namen und Titel desselben ihnen zuzuschreiben, damit sie des Papsts Knechte würden. „Also hat nu der romisch Stuel seinen Muthwillen: Rom eingenummen, den deutschen Kaiser eraus trieben, und mit Eiden vorpflicht, nit innen zu Rom zu wohnen. Sall romischer Kaiser sein, und dennoch Rom nit innen haben; darzu allezeit in's Papsts und der seinen Muthwillen hangen und weben, daß wir den Namen haben und sie das Land und Städt. Denn sie allzeit unser Einfältigkeit mißbraucht haben zu ihrem Ubirmuth und Tyrannei, und heißen uns tolle Deutschen, die sich äffen und narren lassen, wie sie wollen." Die Deutschen hätten die List nicht durchschaut und mit unzähligem Blutvergießen, Unterdrückung ihrer Freiheit, Einbuße ihrer weltlichen und geistlichen Güter, dulden unsäglicher Trügerei und Schmach das Reich leider nur allzutheuer bezahlt. „Wir haben des Reichs Namen; aber der Papst hat unser Gut, Ehre, Leib, Leben, Seele, und allis, was wir haben. So soll man die Deutschen täuschen, und mit Täuschen täuschen. Das haben die Päpst gesucht, dass sie gerne Kaiser wären gewest, und do sie das nit haben mocht schicken, haben sie sich doch uber die Kaiser gesetzt. Also sein wir Deutschen hubsch deutsch gelehret: da wir vormeinet Herrn zu werden, sein wir der allerlistigisten Tyrannen Knecht worden: haben den Namen, Titel und Wappen des Kaiserthumbs; aber den Schatz, Gewalt, Recht und Freiheit desselben hat der Papst; so frißt der Papst den Kern, so spielen wir mit den ledigen Schalen [1])." Anderwärts bemerkt er, „es hatte auch der Papst das römische Reich aus keiner andern Ursache an die Deutschen gebracht, denn daß er diese harten, ungezähmten, wilden Leute

1) An den Adel, Plochm. XXI, 292, 307, 310, 312, 352 ff.

(doch die schlecht und recht sind) mit einem solchen Wunderwerk und Schauspiel ihm unterwürfe, und daß er sich durch dies Volk beschützte und beschirmte, anzufahen, was er nur willens wäre und vorhätte, daß er also nicht die Deutschen, sondern sich selbst zu einem römischen Kaiser machete; ja, daß er den Namen des Kaisers und den Titel des Reichs einem barbarischen, groben Volke (wie es hören muß) zuschriebe, er aber das Thun und die Gewalt vor sich behielte, und daß er also nicht ein römischer Kaiser, sondern ein Kaiser über den römischen Kaiser würde. Welches, daß er es desto listiger zuwege brächte, hat er verschafft, daß seiner Geistlichen etliche, nemlich die drei größten und mächtigsten Bischöffe Deutschlands, mit eingemischt würden, daß man sie als Erwähler des römischen Reichs annehme und hielte." Die Kirche Gottes sei daher nicht mit Christi Demuthskleide, sondern mit kaiserlicher und königlicher Ehre angezogen und umgeben, bestehe nicht im Wort und Glauben, halte sich auch nicht an die Schrift, sondern stütze sich auf weltliche Gewalt und das blutrüstige Reich. Denn dies römische Reich koste die Deutschen nur zu viel Blut und das närrische deutsche Volk verschütte jämmerlich sein Blut für dasselbe. „Ja, das noch mehr ist, es hat ihnen wohlgefallen, diß Römische ein heilig Reich zu heissen, welches nicht von Gott, sondern von dem allerheiligsten Statthalter Gottes, zugerichtet und bereitet sei, welchem alles heilig heißen muß, was er nur will. Darum muß die Gemeinde Gottes mit dieser jämmerlichen Ehre dieses erdichteten Reichs umgeben und gespottet werden, und also mitten in diesem Reiche, in einer erschrecklichen Gestalt sitzen und wohnen [1])."

In der That erfüllte der Name nur mit leeren Einbildungen, die Ansprüche, welche er gab, wurden nicht geltend gemacht, er war nur ein Zeichen der Erniedrigung unter Rom in der Wirklichkeit. Deutschland wurde dort von Alters her mit leidiger Wahrheit das „Land des Gehorsams" geheißen. Man muß von allem Anfange sich vorhalten, daß es, als Luther aufwuchs, ein priesterlich-weltlicher Staat war. Schon der Staat Karl's des Großen, aus welchem das Reich hervorgegangen, war auf welt-

1) Auslegung der 22 ersten Psalmen, zu Ps. 22. V. 19. Walch IV, 1775.

lich-geistliche Einrichtungen begründet gewesen. Das Geistliche, nimmt man alle seine Macht- und Einwirkungsmittel zusammen, überwog in den spätern Zuständen weit.

Die christlich-kirchlichen Gesichtspunkte und Ueberzeugungen, worin die Deutschen schon bei ihrer Vereinigung zum Reiche gelebt hatten, waren seit dem ersten Augenblicke des Daseins der Nation lebendig geblieben, während der Grundgedanke zurückgetreten, auch wol erstorben war, wonach das Reich eine Vereinigung und Gesammtbürgschaft zur Gründung und Erhaltung von Recht und Frieden im Innern und von einer Macht sein sollte, welche die nationale Unabhängigkeit nach außen schützte, also auch wol wider Eingriffe der geistlichen Gewalt, die ihren Hauptsitz im Auslande hatte. Diesen Eingriffen war ein zu schwacher Widerstand entgegengesetzt und dahin war es gekommen, daß die päpstliche Macht im Reiche die erste und vornehmste, die wirklichste und größeste geworden. Nach dem geistlichen Rechte und der herrschenden Meinung war sie über der kaiserlichen und die stärkere schon durch das Bewußtsein des Sieges, welchen sie über das Kaiserthum errungen und der Demüthigungen, zu welchen das letztere so oft sich hatte verstehen müssen. Freilich war seit den Zeiten Ludwig's des Baiers und Karl's IV. die Unabhängigkeit des Reichs vom Papstthume gesetzlich ausgesprochen — und daß es hatte geschehen müssen! — war aber dennoch selbst gesetzlich nur eine halbe, thatsächlich eine noch viel geringere. Wie unvollkommen und zweifelhaft sie war, zeigen die Bemühungen der Kaiser und Kurfürsten, sie festzustellen, vielleicht gerade am allerdeutlichsten. Schon dadurch war die päpstliche Oberherrschaft anerkannt und die kaiserliche Würde und Gewalt erniedrigt und gebrochen, die Freiheit und Ehre der Nation als solcher zernichtet, daß auswärtige Herrscher, die Päpste in Rom, des Reichs „ordentliche Erben, so es ledig stände," sich nennen durften [1]) und eine Oberaufsicht über die Wahlen der deutschen Könige übten, sie durch ihre Legaten leiteten, und hierdurch, sowie durch die ihnen unterworfenen geistlichen Kurfürsten trotz deren jeweiligem Widerstreben einen so großen An-

1) An den Adel a. a. O. 314.

theil daran hatten, daß sie den Deutschen das weltliche Haupt fast mehr setzten, als diese es sich gaben. Hatten sie doch nicht zu selten Königswahlen für nichtig erklärt, vereitelt, die ihnen nicht genehm gewesen, die Krone an nichtdeutsche Fürsten ausgeboten, verschenkt. War der Kaiser gewählt, so wurde er Canonicus der Marienkirche zu Aachen und leistete den Eid der Canonici, wie noch Karl V.[1]) Es hing zusammen mit der allgemeinen Ansicht von dem nur untergeordneten Werthe aller nur weltlichen Pflichten und Verrichtungen. Der Kaiser besaß das Recht der Schirmvogtei über die Kirche. Lagen aber darin wichtige Befugnisse und wollte der Kaiser sie geltend machen, z. B. die, eine Kirchenversammlung zu berufen, so verboten, so verhinderten die Päpste die Ausübung. Das kaiserliche Schutzrecht war in Wahrheit nur eine Verstrickung in Lasten und Pflichten, deren Erfüllung die Kaiser bei ihrer Krönung den Päpsten eidlich zu geloben hatten: die Pflicht namentlich, den katholischen Glauben gegen Ungläubige, Schismatiker und Ketzer zu schützen, auch die Reichsacht über die Seitens der Kirche Gebannten auszusprechen, das Urtheil der Kirche an denselben zu vollziehen, wie es im Sachsenspiegel heißt: „was dem Papste widerstehe, das er nicht mit geistlichem Gerichte zwingen mag, daß es der Kaiser mit weltlichem Gerichte zwinge, dem Papste gehorsam zu sein," das will sagen, durch die weltliche Macht jede von der Hierarchie für gefährlich erklärte Regung der Geistesfreiheit und Selbstbestimmung niederzudrücken, die Ansichten und Vorstellungen im Gange zu erhalten, auf welchen die geistliche Oberherrschaft ruhete; sodaß die Nation durch ihr Haupt im Gehorsam der Päpste, der König durch den Kaiser in Botmäßigkeit erhalten werden mußte.

Dem Papste waren Alle unmittelbar, dem Kaiser die Allermeisten nur mittelbar unterworfen. Der Papst stand an der Spitze einer kunstvoll gegliederten, gehorsamen Hierarchie, der Kaiser an der Spitze einer unfüg- und unlenksamen Aristokratie, die ihm mächtiger als er selbst war gegenüberstand. Galt er als der Urquell aller weltlichen Rechte, suchte Jedermann die Bestätigung der Privilegien bei ihm, so concurrirten doch die Päpste auch da mit ihm. Friedrich III. ertheilt 1473 der Stadt Aachen

1) Lünig, Reichsarchiv, Continuation 4, 1464.

ein Privilegium über ihre Schöppenwahl, und wenige Tage darauf confirmirt Innocenz VIII. der Stadt und dem Schöppenstuhle alle ihre Privilegien ebenfalls, vorbehaltlich der Kirchenfreiheiten, und man weiß was das hieß. Dies eine Beispiel statt hundert ähnlicher. Der Kaiser führte die Regierung des Reichs nur mit Rath der Reichsstände, welche, wie es in keinem andern Lande geschehen war, die wichtigsten Rechte des weltlichen Oberhauptes an sich gezogen hatten und fast alle wirkliche Gewalt besaßen. Unter ihnen befand sich eine fast unübersehbare Menge von Geistlichen, Kirchen- und Landesfürsten zugleich. „Unser Deutschland ist gar gefangen mit Bischöfen, denn man rechnet wol in etliche vierzig Bisthümer, ausgenommen die Abteyen und Stifftkirchen, welche reicher sind, denn die Bisthümer. Wiederum, werden nur ungefehrlich in 28 Fürstenthümer in Deutschlande gefunden[1])." Ihnen gehörte der fünfte oder vierte Theil des Grundes und Bodens, sie waren den Päpsten eidlich verpflichtet, dem Reiche nur soweit Gehorsam zu leisten, als es sich mit dem Gehorsame gegen jene vertrug. Kein Bischof wurde bestätigt, „er kauf dann mit großer Summa Gelds das Pallium und verpflichte sich mit greulichen Eiden zu einem eigenen Knecht des Papsts." Daher kam's, „daß kein Bischof wider den Papst darf handeln[2])." Nach vorwaltender Denkart und Bildung, wie nach ihren wichtigsten Anliegen mußten sie dem Papstthume zuneigen, wenn sie bisweilen auch Uebergriffen desselben in ihre Befugnisse sich zu widersetzen hatten und sich um dieser willen für die Reichs- und Kirchenfreiheit erhoben. Allein unter den sieben Kurfürsten, deren Zahl zu mehren die Päpste gleichfalls das Recht ansprachen, befanden sich, wie schon erwähnt, drei geistliche mit bedeutendem Landgebiete und übergroßen weltlichen Befugnissen. Die weltlichen Fürsten standen erst im zweiten Range, auch sie nahmen eine dem päpstlichen Ansehen untergeordnete Stellung ein, und wenn sie und noch mehr die Kurfürsten sich in einem besonderen engen Verhältnisse zum Papstthume dachten, so darf man sich nicht wundern, daß

1) Tischreden, Walch XXII. 1397.

2) An den Adel, Plochm. a. a. O. 299.

das Volk ähnliche Gedanken hegte und nach seiner Art die religiöse Beziehung der Fürsten zu den Päpsten noch ernster nahm.

Die Beschlüsse über die allgemeinen Reichsangelegenheiten wurden auf den Reichstagen gefaßt und diese unter der vereinten Autorität der Päpste und Kaiser berufen und abgehalten, auch von den päpstlichen Legaten allenfalls selbst vor dem Eintreffen der kaiserlichen Abgeordneten eröffnet, die dann ihre Vorschläge mit den päpstlichen zu vereinigen suchten. Die Legaten gaben den Reichsständen Weisungen, sprachen Rügen über sie aus. Die Reichsversammlungen hießen königliche und päpstliche, päpstliche und kaiserliche Tage. Pius II. maßte sich an, die Abhaltung selbst der Kurfürstentage von päpstlicher Einwilligung abhängig zu machen. In keinem anderen Lande war der König so ohnmächtig gegen den Anspruch der Päpste, Befehle ohne königliche Zustimmung zu verkündigen, standen die Geldmittel der Nation den Päpsten so sehr und den Königen so wenig zu Gebot. Türken und Franzosen drangen ungehindert verwüstend in Deutschland ein, Reichslande gingen verloren, das eben begründete Reichsgericht ging wieder auseinauder, weil der Sold für ein Kriegsheer, für die Beisitzer des Gerichts nicht aufgebracht werden konnte, während alljährlich dreimalhunderttausend Gulden, außer unberechenbaren Summen an Proceßkosten und Pfründenerträgen, nach Rom flossen. Deutschland gab „weit mehr gen Rom dem Papst denn vorzeiten den Kaisern.“ Indem Luther ganz in Uebereinstimmung mit den Aeußerungen der früheren und späteren Reichsversammlungen das römische Aussaugungssystem schildert, ruft er aus, „wie kommen wir Deutschen dazu, daß wir solch Räuberei, Schinderei unsrer Güter von dem Papst leiden müssen? Hat das Kunigreich zu Frankreich sichs erwehret, warum lassen wir Deutschen uns also narren und äffen[1])?“ Man schätzte den Papst auf fünfmalhunderttausend Dukaten, während Maximilian wol mit Mühe viertausend Gulden oder ähnliche Bewilligungen vom Reiche erhielt. Ueber Krieg und Frieden verfügten die Päpste oft mit gleichem oder größerem Einflusse wie die Könige. Das kaiserliche Recht und der kaiserliche Gerichtshof hatten ein ebenso geringes und zweifelhaftes als das päpstliche Recht und die geistliche Gerichtsbarkeit ein anerkanntes und gefürchtetes Ansehen. Nicht blos daß die letztere auch auf manche bürgerliche Sachen sich erstreckte, die geistlichen Gerichte nahmen mit größerem Erfolge als irgendwo Klagen wegen jeder an sich sündlichen oder von ihnen für sündlich erklärten Handlung und Berufung von Allen an, die vor weltlichen Gerichten kein Recht erhalten zu können behaupteten. Je größer die Anzahl der geistlichen Reichsstände war, desto häufiger entsprangen Irrungen der schwersten Art aus den Befugnissen der geistlichen Gerichte und desto schwerer war es, denselben zu begegnen. Schon wegen der Stellung der geistlichen Macht im Reiche war ohne Reform der Kirche auch eine gründliche Rechtsreform unmöglich. Auf die Bildungsanstalten der Nation übten und konnten die Kaiser fast gar keinen Einfluß üben, die Kirchenhäupter übten auf dieselben den mächtigsten und durchgreifendsten. So waren den Universitäten die päpstlichen Privilegien und Confirmationen wesentlich und nothwendig, die kaiserlichen nicht viel mehr als Formalien. Auf jede Schule übten oder konnten die Päpste doch Einfluß üben, der Kaiser übte einen solchen nicht auf eine einzige außer seinen Erblanden und vermochte es nicht. Von der geistlichen Seite wurde die Ueberwachung des Schriftwesens durch eine Büchercensur eingeführt, diese von Geistlichen geübt; nur vollziehend oder allenfalls beistimmend und genehmigend trat das weltliche Fürstenthum beim Anordnen einer so tiefgreifenden Einrichtung hinzu. Keine andere Nation hatte so nachtheilige Concordate mit den Päpsten geschlossen, als es von Friedrich III. Namens der deutschen geschehen war, und in keiner andern setzten sich die Päpste so oft und ungescheut über die Bestimmungen derselben obenein hinweg. „Ich klag hie nit,“ sagt Luther an einer Stelle der Schrift an den Adel deutscher Nation, „daß zu Rom Gottis Gebot und christlich Recht vorachtet ist; dann so wohl steht es itzt nit in der Christenheit, sonderlich zu Rom, daß wir von solchen hohen Dingen klagen mochten. Ich klag auch nit, daß das naturlich oder weltlich Recht und Vornunft nichts gilt: es liegt noch alles tiefer im Grund. Ich klag, daß sie ihr eigen erdichtet geistlich Recht nit halten, das doch an ihm selbs ein lauter Tyran-

1) An den Adel, Plochm. a. a. O. 294 f.

nei, Geizerei und zeitlicher Pracht ist, mehr dann ein Recht." Er führt dies dann aus [1]).

Im Laufe des 15. Jahrhunderts bemüheten sich die Reichsstände mehrfach, die päpstlichen Befugnisse und Ueberschreitungen einzuschränken, das Verhältniß zwischen der geistlichen und weltlichen Macht zu ordnen, die Freiheit der Nation herzustellen und zu sichern. Unaufhörlich drangen Klagen aus dem Volke an ihr Ohr, hier nur an die Schriften eines Hemmerlin zu erinnern. In den Jahren 1487, 1495, 1498, 1500 zogen sie in den Reichsversammlungen die Beschwerden der Nation gegen das Papstthum, die Geistlichkeit in Betracht und ergriffen Maßregeln, Abhülfe zu schaffen. Allein der Mangel einer kräftigen öffentlichen Macht vereitelte jede Bemühung dieser Art. Nur scheinbar, ohne Nachdruck, selten gingen die Kaiser darauf ein, Friedrich war mit dem Papste wider die Fürsten und die deutsche Kirchenfreiheit im geheimen und offenen Bunde, auch Maximilian trat ihm ohne Ernst entgegen und verbündete sich dann gleichfalls mit ihm; sie suchten jetzt das päpstliche Bündniß, um sich wider die steigende Fürstenmacht zu halten [2]). So hatten sich früher die Fürsten vom Kaiser getrennt, ihrerseits sich mit dem Papste verbündet und dadurch die Schwäche des Kaiserthums, welche jetzt die Könige zu einem solchen Benehmen bewog, den Untergang der Kirchen- und Nationalfreiheit und die Verwirrtheit und Zerrüttung der deutschen öffentlichen Verhältnisse herbeigeführt. Diese Zerrüttung, die Trennungen und der Zwiespalt der Deutschen, Verbündungen bald mit dem Volke gegen die Häupter, bald mit den Fürsten gegen die Könige oder mit diesen wider jene: darin hatte das päpstliche Uebergewicht eine seiner tiefsten Wurzeln und stärksten Stützen. Die Päpste suchten deshalb die Unordnung im Reiche zu verewigen, eine Umbildung des letztern zu einem wahren Staate war unmöglich, wenn nicht die ganze Stellung der geistlichen Macht geändert, die Kirche nicht reformirt wurde, was das Papstthum gleichfalls verhinderte, und zwar mit um so größerer Verschuldung, da sie

1) An den Adel, Plochm. a. a. O. 295. Ranke a. a. O. 61, 252, Schmidt, Gesch. der Deutschen, X, 39.

2) Ranke a. a. O. 248, 259.

ihrerseits sehr wohl reformirt werden konnte, ohne daß zuvor oder gleichzeitig das Reich reformirt wäre. Wie denn eben hierin die Nothwendigkeit des Ganges der deutschen Reformation und Luther's geschichtliche Größe liegt, daß sie und daß er vorwaltend auf die geistliche Seite sich hinwendeten. Zuerst mußte das Verhältniß des Papstthums und der Kirche zum Reiche geändert werden, was nicht ohne eine gänzliche Umwandelung der religiösen Begriffe, eine Erneuerung des kirchlichen Gesammtgeistes, eine religiöse Reformation anging. Kein Staat ohne freie Staatsbürger und freie Staatsbürger nicht ohne freie Menschen, diese nicht unter hierarchischer Obmacht. Daher war die Befreiung vom geistlichen Seelenzwange, die innerliche, die Geistesfreiheit das Erstnöthige, auf die es Luther anlegte, die er als „christliche" Freiheit dachte. Nur durch ihr Eintreten konnte der Einfluß der Hierarchie, welcher überall der volksthümlichen und staatlichen Ausbildung entgegenstand und kein echtes Staatswesen hätte aufkommen lassen, der Einfluß des Papstthums gründlich zerstört werden, das zum großen Theile die Zerrüttung des Reichs verschuldet und an dessen Widerstreben die Versuche aus der Verwirrung wieder zur Ordnung zu gelangen, scheiterten. „So müssen wir bekennen," sagt Luther in der Schrift an den Adel, „daß nit schändlicher Regiment ist dann bei uns, durch geistlich und weltlich Recht, daß kein Stand mehr gaht natürlicher Vernunft, schweig der h. Schrift gemäß [1]);" und daß ein so schändlich Regiment in Deutschland war, entsprang eben aus der Vergeistlichung und der Gebundenheit des Reichs und der Reichsglieder unter dem Papstthume.

Hierdurch wird nun ergänzt, was oben über die öffentlichen Zustände im damaligen Deutschland und die Einflüsse gesagt ist, welche sie üben mußten. Besonders die höhere Geistlichkeit ward übermäßig und zu offenbarem Nachtheile der geistlichen Amtsführung in die Staatssachen hineingezogen und noch schlechter war die religiöse Bildung, welche die Nation Seitens der Kirche erhielt, weil unzählige geistliche Aemter an italische Sinekuristen gegeben wurden. Die deutsche Geistlichkeit wurde durch ihre Stellung genöthigt, die Staatssachen behandeln zu lernen. Ihre

1) Plochm. a. a. O. 347.

Staatskunde und Kunst kam ihr und der Kirche zu gut, erhielt aber eine geistliche Färbung, und was sie darin leistete und dafür that, hatte noch weiter die Folge, daß geistliche Gesichtspunkte in die Ansichten von den öffentlichen Dingen und die Behandlung derselben auch bei den weltlichen Ständen übergingen. Viel Staatssinn konnte um so weniger leicht in einem halben, eine Vielheit von ganzen in sich schließenden Priesterstaate im Volke erwachen und sich entwickeln; der Priesterstaat war dafür desto geeigneter eine geistliche Sinnesart und Hinneigung zu wecken und zur Herrschaft in den Gemüthern zu bringen, welche die nationale und vaterländische Empfindung nothwendig schwächen mußte.

So kläglich und beschimpfend für eine große Nation jene Formen und Verhältnisse sein mochten, jeder hatte von Kindheit an und schon die Vorfahren hatten Jahrhunderte darin gelebt. Die bei uns doppelt starke Macht der Gewohnheit erleichterte ihre Last und stumpfte dagegen ab sie als ungedeihlich und ehrwidrig zu erkennen und zu empfinden. Im Begriffskreise der Deutschen auch noch des 15. Jahrhunderts waren neben, ja über dem Reiche und Kaiserthume Kirche und Papstthum, beide unauflöslich verbunden, nothwendige Voraussetzungen, und wol in noch engerer Beziehung dachten sie sich zum letztern als zum erstern. Ihre Geschichtskunde war äußerst dürftig und ihre Vorstellungen von ihrer Vergangenheit hatten die Färbung, welche die meist geistlichen Geschichtschreiber und Lehrer der letzteren gaben. Man sagte ihnen, und alte verworrene Erinnerungen und Begriffe, von einem Geschlechte zum andern vererbt, trafen damit zusammen, das Kaiserthum sei an die Deutschen von den Päpsten übertragen, denen dafür als den wahren Begründern der Nationalgröße der höchste Dank und die höchste Ehre gebühre und die als Statthalter Gottes in keinerlei irdischer Abhängigkeit ständen und über alles Irdische gesetzt wären, um mit der unwandelbaren Kirche den Hülfsbedürftigen zum sichern Anker, den Bösen zum Schrecken, der irdischen Herrschaft zur Reinigung und der Knechtschaft und dem Elende zum Trost zu dienen. Freilich entsprach die Wirklichkeit der hochgefaßten Aufgabe nicht. Wie viele verächtliche und schändliche Päpste hatten, großen und guten immer häufiger folgend, ihr Hohn gesprochen und das glänzende Gedankenbild zum Zerrbilde verkehrt.

Als Luther geboren wurde, trug und schändete Sixtus IV., obwol ein Freund und Schützer der Künste und Wissenschaften, die dreifache Krone, der Nachfolger eines schändlichen und der Vorgänger einiger der nichtswürdigsten Päpste. Luther's Kindheit und Jugend fällt in die Regierungszeit der Innocenz VIII. und Alexander VI., die zu den schlimmsten Folgerungen von ihrer Persönlichkeit auf das Papstthum selbst herausfoderten, deren Regiment aber auch den Schluß begründet, wie groß die päpstliche Macht und die dem Papstthume günstige Meinung noch sein mußte, da solche Päpste regieren konnten, ohne einen allgemeinen Sturm wider sich oder das Papstthum selbst zu erregen. Diesem war auch die Ferne des Sitzes seiner Vertreter bei den Deutschen günstig. Nicht gar zu rasch und vollständig verbreiteten sich die Gerüchte von den Greueln der Päpste in Deutschland. Von dem kirchlichen Macchiavellism der letzteren vermochte das Volk sich hier keine rechte Vorstellung zu machen, nicht leicht glaubten die Frommen an so ungeheure Frevel. Sodann schieden sie die Päpste von dem Papstthume, es kam ihnen nicht in den Sinn, dieses mit jenen zu verdammen, sie bedeckten mit dem Mantel des Papstthums die Sündenmenge der Päpste, wenn die letztern das Amt und den Beruf entweihten. Noch weiter waren sie entfernt, der Kirche die Mängel des Papstthums aufzubürden. Kirche und Papstthum waren lange nicht mehr, was sie gewesen, weder in der Wirklichkeit, noch in der Meinung. Allein es verhielt sich mit der Ehrfurcht der Deutschen vor ihnen wie mit der Verehrung, welche die Nation dem Reich und Kaiserthume zollte, nur daß die erstere noch weit größer war. Kirche und Papstthum waren die höhern, umfassendern, Geist und Gemüth, Einbildungskraft und Frömmigkeitsgefühl noch lebendiger und tiefer erregenden und fesselnden Begriffe, die wirklichern, eingreifendern und insofern auch achtungswertheren Gewalten. Wirkte die Vorstellung vom Kaiserthume durch die Ferne des Kaisers, so wurde sie durch die Ohnmacht des letztern wieder geschwächt. Die Vorstellung vom Papstthume wirkte durch die Ferne der Päpste und durch unmittelbare Anschauung und Empfindung ihrer wesenhaften Macht zugleich. Die Nation hatte ohne das Reich leben gelernt, ohne die Kirche und ihre Gnadenmittel konnten ihre Angehörigen nicht

leben noch sterben; für Zeit und Ewigkeit wußte ihrer fast Keiner, des Reichs wußte fast Jeder zu entrathen, ihm konnte man trotzen und nur leise und selten wurde es gespürt; die Kirche machte sich und ihre Uebermacht stets und überall fühlbar und die Ungehorsamen und Ungläubigen mußten sie fürchten. Einen starken Schutz und zahlreiche große, auch äußere Vortheile hatte sie den ihr sich Hingebenden zu bieten, während das Reich nur schwach zu schützen und ärmlich zu geben vermochte. Ueberall lebte man mitten in ihr und mit ihren zahlreichen Vertretern, hörte täglich ihre Stimme und wurde zu jeder Zeit durch Wort und sinnbildliche Zeichen an ihr Dasein und ihr Gewicht erinnert. Aus dem Papste war den Deutschen ein Abgott gemacht, „daß niemand sich so furcht für Gott, niemand ihn mit solchen Geberden ehret als den Papst." Erst Luther sollte „das falsch lügenhaftige Schrecken, damit uns nu lange Zeit die Römer haben schuchter und blöde Gewissen gemacht [1]),„ zerstören. Die Hierarchie war keine Kaste. Getrennt vom Volke durch eine höhere Würde, ergänzte sie sich doch stets aus ihm und blieb durch tausend, schon durch verwandtschaftliche Bande mit ihm verbunden. Mitten in der schroffen Absonderung der Stände war die Geistlichkeit mit dem Volke in allen Ständen verwachsen. Papstthum und Kirche erschienen als von Gott geordnete und zugleich als im Reiche durch Reichsgesetze und Herkommen begründete und berechtigte Gewalten: desto leichter übersahen die am einmal festgesetzten Recht haftenden Deutschen ihre reichsschädliche Stellung. Die meisten Päpste und deren Mitregenten, die Cardinäle und Legaten, waren Italiener, die wenigsten Deutsche. Allein der Gedanke, von Ausländern regiert, mißhandelt, ausgesogen, verachtet zu werden, erwachte nicht so leicht und war, wenn er auftauchte, wenigstens erträglicher, minder verletzend und aufstachelnd, weil jene Ausländer als Vertreter und Werkzeuge des göttlichen Gebots erschienen, weil man in der römischen Herrschaft nicht ein gemeines Fremdenjoch erblickte, sondern die Herrschaft des Geistes, des göttlich Wahren und innerlich Nothwendigen, dem man in Freiheit sich unterwarf. Zur Niederdrückung ihres Kaiserthums und zur Zerrüttung ihres Reichs

1) An den Adel, Plochm. XXI, 316, 291.

hatte sich die Nation selbst mit gebrauchen lassen, in der Meinung, die Päpste ständen wider die Kaiser als Kämpfer für den Himmel und im Bunde mit der Freiheit auf Erden. So wurden sie fort und fort gelehrt und wenn sie die Schmach und Verletzung empfanden, welche das Papstthum ihrem doch auch so hoch verehrten Reiche und Kaiserthume zufügte, so war ihre Liebe des letztern mehr Phantasieliebe, ihre Liebe des Papstthums und der Kirche mehr Herzensliebe. Vergeblich war die prophetische Aufmahnung des großen hohenstaufischen Kaisers gewesen, als Innocenz III. seine Absetzung ausgesprochen, „ihr schweigt und gehorcht und seht ruhig zu, wie die ganze Welt in den Rachen des Papstes hineingeräth!" Zu stark war ihm des Papstes Bann und der Bann der Meinung und des Wahns gewesen. Die Kraft dieses Bannes war geschwächt, doch war er noch ungebrochen, fesselte noch die Welt, harrte des Starken, der ihn brechen sollte, in seiner Gewalt aber noch seine Kindheit und Jugend verlebte [1]).

Die Nation wurde auf eigenthümliche Weise darin festgehalten. Man hat bemerkt, daß gerade die Deutschen frühzeitig Priesterherrschaft und Christenthum unterscheiden gelernt. Völlig klar war ihnen der Unterschied bis ins 16. Jahrhundert freilich nicht geworden, jedoch auch aus ihrem Bewußtsein niemals ganz entschwunden. Ebendaher ihre unablässigen Kämpfe gegen die Ausschreitungen der Hierarchie, sofern sie ihnen als solche erschienen. Andererseits aber stand ihre Ehrfurcht vor dem Christenthume und der Kirche und deren Lehren und Einrichtungen, wie ihnen dieselben von Anfang überliefert waren und sich von da ab mitten unter ihnen und den übrigen westeuropäischen Völkern entwickelt, unwandelbar fest. Denn die Erkenntniß des Unterschiedes, ja des Widerspruchs der ursprünglichen Lehre Christi und eines Theils der Kirchendogmen, der Kirche, welcher sie sich hingegeben, und der ursprünglichen, drang erst im 16. Jahrhundert bei ihnen durch. Da ihnen die römische Kirche die allgemeine vom Erlöser selbst gegründete, das Christenthum war, da ihnen die äußerliche Einheit der Kirche so gut wie diese selbst

1) Ranke a. a. O I. Einleitung. Raumer a. a. O. IV, 118, 501; V, 83; II, 156, 690. Eichhorn a. a. O IV, 370 ff., 516.

als göttliche Anordnung und demnach als eine Nothwendigkeit erschien und da sie dieselbe nicht ohne das Papstthum zu denken vermochten, so folgte, daß jene Kämpfe zur Lossagung von der Kirche oder auch nur vom Papstthume bei ihnen nicht führen konnten. Keine noch so deutlich erkannte und noch so lebhaften Unwillen erregende Uebergriffe oder Frevel der Päpste erschütterten ihre Anhänglichkeit an die Kirche und diese wieder hielt sie bei dem von der letztern nicht zu trennenden Papstthume, also auch bei den schlechtesten Päpsten und im Gehorsame derselben fest, denn erst durch die Päpste war das Papstthum eine Wirklichkeit und ihnen den Gehorsam aufkündigen, war so viel, als sich wider die Kirche auflehnen. Das Aeußerste, wozu sie daher vorschreiten konnten, war eine mehr oder minder glückliche Bestimmung und Wahrung der Grenzen, über welche die geistliche Macht nicht sollte hinausgreifen dürfen, nicht aber Aberkennung oder Aufhebung der päpstlichen Oberhoheit selbst, allerhöchstens die Annahme und Durchführung des Grundsatzes, daß allgemeine Kirchenversammlungen über den Päpsten ständen, allenfalls in sich auch ohne Papst die Kircheneinheit darstellten, das Recht besäßen, einen untauglichen Papst zu entsetzen und an seiner Statt einen andern zu ernennen. Nur bis zum Erstern war man in den großen antihierarchischen Kämpfen vorgeschritten, dies Letztere war es, womit man es zu Konstanz und Basel versucht hatte, womit man jedoch nur geringentheils durchgedrungen und wobei die Deutschen, verleitet, verrathen und verkauft von ihren Gelehrten und Häuptern, zuletzt am wenigsten gewonnen hatten.

In diesem Bannkreise waren sie gefangen, und es lag darin schon an sich eine innere Nöthigung für sie, nach einer Aussöhnung und Ausgleichung zu trachten, so oft sie etwa wider Papstthum oder Päpste erbittert und im Streite gewesen waren. Ihr Hang zur Frömmigkeit und ihre Anhänglichkeit an das Christenthum führten auch stets wieder zum Vertragen, und wie Vieles vereinigte sich bei ihnen und insbesondere eben bei den Thüringern, so sehr auch die kirchliche Verderbniß und die Verbreitung abweichender, ja widerstrebender Ansichten und Richtungen entgegenwirken mochten, den religiösen Sinn zu wecken und zu nähren und sie von früh an zur Liebe der Kirche und zur Ehr-

furcht vor ihr zu gewöhnen. Dahin wirkten fortwährend die kirchlichen Einrichtungen und Zustände, wie sie in jener Zeit auch beschaffen sein mochten. Ohne Frage war diesen bei ihrer Entstehung und Ausbildung die Denk- und Gefühlsweise des Volks stets auf halbem Wege entgegengekommen. Bei aller Verstandesgesundheit, Offenheit und Heiterkeit war vorwaltende Hinneigung zu anhaltender, leicht sich vertiefender, auch grübelnder Beschäftigung mit religiösen Begriffen und Gefühlen, gläubige hingebende Unterwerfung unter das Höhere, Uebersinnliche und den sinnlichen Ausdruck desselben, die Träger der religiösen Idee, die Vermittler zwischen der Gottheit und Menschheit — Priesterschaft, kirchliche Anstalten und Einrichtungen — recht eigentlich Volksart der Deutschen und insbesondere wieder Stammesart der Thüringer, die von früher Kindheit und lebenslang auf Luther einwirkte, in ihm sich darstellte, ausprägte, lebendig und wirksam erwies.

Als das Christenthum, nicht in seiner evangelischen Urgestalt, zu den Germanen kam, waren sie zur Prüfung, zur Einsicht oder Empfindung der hineingekommenen Entstellungen nicht befähigt. Sie fühlten den wahren Kern und arbeiteten ihn auch zuletzt heraus, worüber indeß Jahrhunderte vergingen. Jetzt waren sie noch damit beschäftigt, ohne zum Ziele schon gelangt zu sein. Sowie es ihnen gebracht wurde, war es doch immer das höhere gebildetere Religions- und Priesterthum, traf es auf Fremdes und Abstoßendes, aber zugleich auf Verwandtes, Anziehendes und Entgegenkommendes bei ihnen. Ja es war in der That mit seinem Hervorheben des innern Lebens, der Welt des Gemüths, des Menschheitlichen und des Menschen als solchen, nach allen seinen religiösen und politischen Beziehungen „ganz eigentlich für die Germanen geschaffen.“ Leicht stimmten mit ihm ihre Begriffe vom Einzelnen und dessen Bedeutung und Stellung, von der Familie, vom Rechte und Staate, zumal von religiösen Dingen, worauf wir hier vor Allem achten. Mit ihrem tiefen Naturgefühle hing ein weit innigerer und lebendigerer religiöser Sinn zusammen, als er bei irgend einem andern Volke gleicher Bildungsstufe sich findet. Nicht gar zu weit war ihre religiöse Anschauung von der christlichen in wesentlichen Punkten entfernt. Auch sie glaubten an ein höheres Walten, zu

welchem sie mit Ehrfurcht emporblickten und worüber sie gern nachsannen. Edle Begriffe lagen in ihren Göttersagen, denen selbst die Ahnung vom Allvater nicht fehlte, der nach dem Sturze der Götter Alles in Allem sein werde. Ebenso kamen ihre Unsterblichkeitsvorstellungen entgegen, zum Theil ihre sittlichen Begriffe, noch mehr ihre geistige und sittliche Kraft und Unverdorbenheit, ihre jugendliche Volksfrische, ihre Empfänglichkeit für das Große und Würdige. In hohem Ansehen stand das Priesterthum bei ihnen, wenn ihnen Kaste oder Stand eines solchen auch unbekannt war. Indem sie die Freiheit über Alles liebten, höher achteten als das Leben, keinen Herrn über sich duldeten, unterwarfen sie sich doch der Gottheit, den Geweiheten, welche die Aussprüche derselben kund machten. Da fanden denn die christlichen Sendboten sehr empfängliche Gemüther, und sie drangen schon sehr früh, weit früher als in Sachsen, wo das Christenthum mit Waffengewalt aufgedrungen wurde und zunächst den erbittertsten Haß erregte, in Thüringen ein, was sich aus den frühern Beziehungen desselben zum Frankenreiche erklärt. Diese Beziehungen wurden immer enger und vielfacher, und als Thüringen ganz christlich, fränkisch, ein Theil des karolingischen Reichs geworden war, wurde das ganze priesterlich-kriegerische, auf wesentlicher Bedeutung und Theilnahme der Geistlichkeit berechnete Staatswesen desselben auch in ihm heimisch. Das Königthum gelangte erst dadurch zum höchsten Ansehen und zur Festigkeit, daß es durch das Priesterthum die höhere Weihe erhielt, das seinerseits gehoben wurde, indem es die letztere ertheilte. Viel eher als in Sachsen konnten in Thüringen die Gründungen Karl's ihre Vorzüge und Segnungen entwickeln, mußten sie sich und der von ihnen nicht zu trennenden Kirche die Liebe und Achtung des Volks erwerben. Die von einem Karl geehrte Kirche und Geistlichkeit mußte dem Volke der Ehre werth sein. Je größer der Eifer, mit welchem mehr und mehr das Christenthum aufgenommen und als neuer und echter Lebensquell erkannt oder empfunden wurde, desto höher mußte das Ansehen seiner geistlichen Verkündiger und Vertreter steigen. Christenthum und Kirche wurzelten darum so tief, weil sie im Ganzen durchaus volksmäßig eingeführt wurden, und befestigten sich, wie sie nun waren und sich entwickelten, so völlig, weil sie mit der

Volksthümlichkeit und dem Gesammtleben des Volkes verwuchsen.

Eben Thüringen war der vornehmste Schauplatz der Thätigkeit Winfried's (Bonifacius) gewesen, des „Apostels der Deutschen," der das römische Christen- und Kirchenthum erst eigentlich in Deutschland befestigte, die christlichen Germanen mit dem römischen Glauben und Bischofe in Verbindung brachte, für ihn gewann, mit der tiefsten Ehrfurcht gegen ihn zu erfüllen strebte, ihm unterwarf. Den Thüringern verhieß die neue Lehre, die er brachte, Befreiung vom Hunnenjoch, der neue Glaube stärkte ihren Arm zur Siegsschlacht, in welche Winfried mit ihnen zog, durch frommes Gebet ihren Muth entflammend, wie wir späterhin bei Luther die christlichen und patriotischen Gefühle verschmolzen finden, indem er den Kaiser als Hort der Christenheit, die Fürsten, die Nation zum Türkenkriege anfeuert, eine Heerpredigt ausgehen läßt, einem ausziehenden Streiter schreibt, „wir haben von Herzen gern gehört eur christlich Herz und Fürnehmen in solchen Sachen und wollen auch nicht lassen, euch mit unserm Pater noster so best wir vermügen Gesellschaft zu leisten. Denn wir ohn das schuldig zu sein uns bekennen, weil wir leiblich nicht können noch sollen, doch geistlich mit unserm ernsten Gebet bei dem lieben Kaiser Carolo und den Seinen ins Feld zu ziehen und unter seinem Fähnlein helfen kämpfen wider den Satan und seine Glieder [1])". Winfried's Andenken und Name lebte und lebt noch im Volke gepriesen fort. Nicht gar weit von Martin's, noch minder entfernt von Hans Luther's Geburtsorte war die Stelle, wo er dem Christengotte den ersten Altar in Thüringen errichtet. Er soll die Kapelle in Möhra gegründet haben. Die Bisthümer und überhaupt die geistlichen Stiftungen wurden eben hier die Mittel, sowol zum Anbau des Landes und zur Gesittung des Volks, als zu Schutzwehren gegen die Einfälle der Slaven, zur Germanisirung der östlich gelegenen Länder. Thüringen wurde und blieb äußerst reich an Klöstern, zum großen Theil sehr begüterten und angesehenen Klöstern. Es hätte nicht sein können, ohne einen der Kirche er-

1) De Wette IV, 392.

gebenen Sinn des Volks, konnte nicht sein, ohne ihn wiederum zu beleben, zu unterhalten.

Viele und große Irrthümer, Gebrechen und Sünden der Kirche und Hierarchie hatten den Zeiten angehört und wurden daher als Mängel oder Versündigungen nicht leicht erkannt oder leicht verziehen. Kirche und Papstthum waren wesentlich durch die Reinheit und Würde ihrer geistigen Grundlage, ihre wahrhaften Verdienste, die Größe ihrer bessern Vertreter, ihr Ergreifen und Befriedigen der tiefsten Zeitbedürfnisse, die Meinung der Völker so hoch gestiegen und die alte Liebe, Dankbarkeit und Verehrung gegen sie wirkte auch jetzt in Zeiten ihrer Entartung und Gesunkenheit noch fort. Groß und schwer war die Aufgabe gewesen und im Ganzen beharrlich und aufopfernd hatte die Geistlichkeit der abendländischen Kirche und an ihrer Spitze das Papstthum an deren Lösung gearbeitet, durch die christliche Wahrheit und Gemeinschaft die Verderbniß der gebildeten und ihre Verderbniß den Germanen mittheilenden römischen Welt, sodann die Rohheit und die zügellose Naturkraft der nordischen Barbaren zu überwinden, mit dem ob auch getrübten Christenthume die höhere Bildung und Gesittung in die Nationen zu pflanzen. Das Christenthum wollte ursprünglich und will stets anweisen, auch in morschen, verderbten und vergehenden staatlichen Formen und bürgerlichen Zuständen ein innerlich gefreiter seliger Mensch werden zu können, und so hat es Luther vielfach einseitig gefaßt, womit seine Billigung der Leibeigenschaft, seine verkehrte Beurtheilung der Bestrebungen der Bauern zusammenhängt. Es ist aber doppelseitig. Auch das ist ihm wesentlich, daß es weder eine, Staats- oder Herrscherzwecken dienende religiöse Einrichtung, oder eine Theokratie im jüdisch- oder päpstlich-heirarchischen Sinne, noch Schule oder gar allein Schule oder Anweisung der Einzelnen zu einem seligen Leben sein, sondern daß es gestalten und alle Seiten des Lebens wie des Gemüths durchdringen, ein Reich, der alle Geister, alle Einzelnen und alle Reiche der Welt umschließende Gottesstaat nach der Absicht und dem Willen des Erlösers werden sollte. Der größeste Gedanke liegt darin, der in und außer ihm gedacht ist. Die römische Kirche und Hierarchie hatte das Ziel einseitig und irrig, doch großartig und thatkräftig aufgefaßt und angestrebt. Die

bei dem Versuche seiner Hinausführung ins Leben vorgekommenen Irrungen gingen vornehmlich daraus hervor, daß den mittleren Jahrhunderten, nicht blos der Hierarchie, ihr Christenthum für das ursprüngliche und allein wahre, das römische geistliche für das göttliche Recht galt, nicht aus dem Anspruche, daß die (weltlichen) Gesetze „sich nicht weigern dürften, sich nach dem geistlichen Rechte zu richten.“ Von diesem Anspruche ließ auch Luther niemals, die Kirche darf nicht davon lassen und es ist nur Schwäche, Zeichen ihrer Verweltlichung und eines Sinkens an andrer Seite, wenn und wo sie ihn aufgibt. „Die Gesetze,“ sagt er, „sollen sich allerdings nicht weigern, sich nach dem Worte Gottes zu richten, und hätte er (der Papst im geistlichen Rechte) so geredet, so hätte er recht und gottselig geredet. Denn die Gesetze, die mit dem Worte Gottes nicht übereinstimmen, müssen nach dem Worte Gottes verbessert werden.“ Die päpstliche Anmaßung des weltlichen Regiments und aller daher entsprungene Schaden sei nur daraus entstanden, daß das geistliche Recht, das zur Herrschaft gebracht sei, dem göttlichen Worte widerstritten habe [1]).

Dieser Widerstreit war aber bis zum 16. Jahrhundert nur in Einzelheiten, wo er sich schroff herausgestellt hatte, aufgedeckt, oder nur Wenigen deutlich geworden und die christliche Gesinnung fand daher in unzähligen geistlichen Anmaßungen keine Anmaßung und unterstützte die Hierarchie, weil sie das höhere Recht auf ihrer Seite zu erblicken glaubte. Eben die jenen Irrungen angehörige Härte und Gewalt, welche die Hierarchie übte, erschien als nothwendig, um die Einheit des Glaubens und der Lehre zu bewahren, und als gerecht, indem man allgemein die Ketzerei als strafwürdiges Verbrechen ansah. Der größeste, helldenkendste Hohenstaufe hatte mitten unter seinen antihierarchischen Kämpfen, innerlich noch beherrscht von der Geistermacht, wider die er sich erhob, der Hierarchie eifrigst geholfen, ihre gefährlichsten Feinde, seine unerkannten stärksten Bundsgenossen zu erdrücken. Dieselben Deutschen, der Kaiser an der Spitze, die in Kostnitz das Papstthum einschränken, von seiner Uebermacht sich befreien wollten, boten die Hand zur Verbren-

1) Auslegung des Jesaias zu Kap. 9. V. 5. Walch VI, 257.

nung Hussens, dem sie als Führer hätten folgen müssen, um ihr Ziel zu erreichen. Die Einheit des Glaubens, der Lehre, der Christenheit, wie man sie nun einmal begehrte und verstand, war von jeher und wurde auch jetzt noch wahrhafter und wirklicher, gewaltiger und würdiger geschützt und vertreten durch das Papstthum, das überhaupt in der wüsten gewaltsamen Zeit einen weit festeren Halt darbot, als das Kaiserthum, ebenso wie die Volksthümlichkeit noch immer weit hinter der Christlichkeit im Bewußtsein der Nation zurückstand, deren gesammtes geistiges Leben sich die Jahrhunderte so sehr in und mit der Kirche entwickelt hatte, daß ihre Verknüpfung auch mit der verderbten und Mißmuth erregenden noch immer die engste und eine freiwillige war. In Zeiten, wo ein solches Streben wohlthätig, vielleicht nothwendig gewesen, hatte das Papstthum den Glauben vor den aus Verneinung wie Schwärmerei hervorgehenden Gefahren, die Kirche vor dem Zerfallen in Sekten geschützt. Es hatte alles geistige Leben, den Gedanken, die Wissenschaft unter ihre Aufsicht und oft beschränkende zwingende Leitung, aber auch wider Barbarei und rohe Gewalt in Schutz genommen, geweckt und gepflegt. Die Kirche hatte sich unter seiner Obergewalt als Vertreterin der religiösen Wahrheit und des göttlichen Gebots, als Fürsprecherin und Schützerin der Unterdrückten und Schwachen geltend zu machen gewußt und wußte sich als solche noch immer in Geltung zu erhalten. Sie vernichtete heilige Menschenrechte, deren Bewußtsein jedoch noch nicht, wenigstens nicht lebendig und allgemein, erwacht war.

Gerade den geistig Begabten und Strebenden, vornehmlich den Niedern und Schwachen, der großen Masse des gedrückten Volkes mußte sie in den mittleren Jahrhunderten ehrwürdig und als Wohlthäterin erscheinen. Sie sorgte für seine geistigen und leiblichen Bedürfnisse in gesunden und kranken Tagen, verlieh ihm oft allein Schutz, nicht selten die Freiheit. Von ihr kam der Gottesfriede. Bedrängte aller Art, Arme, Witwen und Waisen waren der besonderen Fürsorge der Geistlichkeit befohlen. Wohnlicher fanden es die geringeren Freien unter dem Krummstabe als unter den weltlichen Herren. An vielen Orten konnte sich die gemeine Freiheit nur unter ihm erhalten. Menschlicher und billiger als der Adel pflegten Kirchen und Klöster ihre Leute

zu behandeln. In vielen Fällen konnte der Unfreie allein durch Eintritt in den geistlichen Stand zur Freiheit gelangen. „Sie suchten unter der Kappen Freiheit und lief Alles in Klöster," wie Luther in der Schrift von den Concilien und Kirchen (1539) bemerkt. Die Kirche erklärte Freilassung der Eignen für dienlich zum Heil der Seelen, ging oft mit dem Beispiele voran. Päpste und andre geehrte Kleriker brauchten ihr Ansehen wider die Leibeigenschaft, den Druck der Bauern, verschafften den Eignen das Recht, Zeugniß vor Gericht abzugeben. Oft fand das niedre Volk in der That allein vor den geistlichen Gerichten Gerechtigkeit, und wenn das geistliche Recht durch das inquisitorische das deutsche Anklageverfahren verdrängen half, so waren in dasselbe doch auch manche ursprünglich rein germanische Rechtsinstitute übergegangen und erhielten in ihm erst ihre Ausbildung. Es verbreitete würdigere Ansichten von der Strafe, machte mit den Vortheilen einer reineren Beweistheorie bekannt. Es trat mancher Barbarei des deutschen Rechts und Rechtsverfahrens entgegen, so der Privatrache, den Gottesurtheilen und Zweikämpfen; es schützte löbliche Eigenthümlichkeiten desselben wider das römische Recht, so die germanisch-milderen Vermögensrechte. Wie der Leibeigenschaft trat es der Abhängigkeit des Weibes entgegen. Es wurde und blieb volksthümlich wie die Kirche selbst, die dem geplagten Volke oft auch allein Rast neben Recht und Gerechtigkeit verschaffte. Manches Tadelnswürdige, wie die Vielheit der Festtage, diente ihm, dem mit ungemessenen Diensten geplagten, zum Gewinn. Es war überhaupt vernachlässigt, die höheren Stände sonderten durch geschlossene Erbrechte sich von ihm ab, hielten es fern von den höchsten Thätigkeiten, Würden, Ehren, Vortheilen der Gesellschaft. Der Weg dazu durch das Bürgerthum war in vielen Fällen schwierig und nicht immer zugänglich. Die Kirche war das weite und einzige Gebiet, auf welchem die Geringsten und Aermsten in fast unbeschränkter Zahl ein behagliches und ehrenvolles Dasein erwarten konnten, das Verdienst jeder Art den Lohn der erhabensten Stellungen, des umfassendsten Einflusses als ein erreichbares Ziel vor sich sah, bessere Köpfe, strebsame Geister das offenste Feld fanden, zu Wirksamkeit, Ansehen und Bedeutung zu gelangen. Oft trat im Streite der weltlichen und der geistlichen Macht das

Volk auf die Seite der letztern, nicht blos weil ihm diese im Namen Gottes zu handeln, das Recht auf ihrer Seite zu haben, sondern auch weil sie seinen irdischen Nutzen am besten zu vertreten schien. Mehrfach verbündeten sich die deutschen Fürsten, in voller Uebereinstimmung mit den Gemeinen, wider die Häupter des Reichs mit den Häuptern der Kirche, weil ihnen mit Recht oder Unrecht däuchte, daß nur bei den letzteren Schutz für Ordnung, Recht und Freiheit gegen Vergewaltigung gefunden werden könne. So geschah es auch in den Kriegen der Sachsen und Thüringer gegen Heinrich IV., der seine Schmach durch schlechte Gewaltherrschaft ebenso verschuldete, wie die Hohenstaufen ihr Unterliegen durch Anfeindung der Volksfreiheit. Eben das verschaffte dem Papstthume vielleicht am meisten den Sieg über das Kaiserthum, daß es die letztere wider dieses in Schutz nahm, und wie oft hat es in Wahrheit auch uneigennützig, von edeln christlichen Antrieben bewogen, für die Menschenrechte der Unterdrückten, für die Völker gegen rohe Herrengewalt und Herrschsucht gekämpft. Die Zeiten waren freilich vorüber, doch lebte und wirkte eine Erinnerung daran, ob auch nur wie ein dunkler Eindruck, im Volke noch immer fort, den Unwillen desselben über das geistliche Herrenthum, das ihm drückend geworden, mäßigend und seine heftigsten Ausbrüche jetzt noch zurückhaltend [1]).

Freilich waren die Verdienste der Hierarchie um die Nation großentheils sehr zweideutige, Scheinverdienste, Beleuchtung ihrer Beweggründe nicht im Stande zu vertragen, genau wie das Christenthum der Kirche nicht das evangelische war, obwol es dafür ausgegeben wurde, wie die Priesterschaft an den Deutschen unabsichtlichen und auch absichtlichen Betrug unter schönklingenden Vorwänden geübt hatte, und der Klerus, mit einzelnen Ausnahmen, nur heilig oder ehrwürdig schien. Allein wenn man die Einsicht von dem Allen, zumeist vom Letztern, erwacht nennen kann, so war sie doch noch weit entfernt eine allgemeine

1) Gervinus a. a. O. I, 265. Erhard a. a. O. I, 8. Hagen, zur polit. Gesch. Deutschlands 31. Raumer a. a. O. V, 12, 46 fg. 580; VI, 110 fg., 247. Mittermaier, das deutsche Strafverfahren I, 48 fg. Abeg, die versch. Strafrechtstheorien. Plochm. XXV, 337.

und völlige zu sein. Der Hierarchie kamen die deutschen Tugenden und Untugenden der treuherzigen Redlichkeit, eines tiefen Glaubensbedürfnisses, träger Geduld, schwerfälliger Gewohnheitsmäßigkeit, der Schwäche, bei nur irgend leidlichen Zuständen träumend und allzubegnügsam die Dinge gehen und durch Vorspiegelungen sich gängeln zu lassen, jener Billigkeit und Blödigkeit fortwährend zu statten, welche sich selbst und dem eigenen Anspruche nicht traut, volles Recht nicht widerfahren läßt und mit Uebertreibung der andern Seite gerecht wird, und die den Despoten, den Ausländern und Feinden immer bei uns half. Man durchschaute die Gebrechen der Kirche, die Versündigungen des Papstthums an der Christenheit und der Nation nicht zur Hälfte und hatte obenein für jede Schuld eine Entschuldigung bereit. War das päpstliche Regiment unleidlich, so war der eben regierende Papst trefflich und wohlmeinend, und war er es nicht, so war er nur verleitet, hatte doch glänzende, versöhnende Eigenschaften. Wir werden bei Luther noch darauf kommen, wie auch ihm gerade dies anklebte. Ueber die Verblendung der großen Mehrheit und die Gründe derselben wollen wir schon hier um so mehr ihn selbst hören, da seine Aeußerungen sich auch darauf beziehen, daß er in seiner Kindheit und Jugend eben wie Andre hineingerathen und wie Andre darin befangen gewesen war. Wenn die schwachen Gewissen, sagt er, die Menge der Klöster, Kirchen und Messen gesehen und gehört, da hätten sie es schwer glauben können, daß Sünde und Betrug damit geübt werde, unglaublich habe es sie gedäucht, daß Gott die Welt so lange verlassen haben sollte. Es wären doch im Papstthume, in der gleißenden Kirche, auch viel treffliche, fromme Leute gewesen und noch viel schöner habe sich die Welt noch kurz vor dem Aufgange des Evangeliums in dem geistlichen Scheine sehen lassen, daß sie geistliche Stände und Orden gemacht, welche so geleuchtet, daß Jedermann davon verblendet worden, und daß sie viel Gottesdienst erdacht habe, daß, wer solch geistlich Wesen gesehen hätte, vor Andacht schmatzen und sagen müssen, es wäre ein heilig, gottselig Wesen, ei das sind ja schöne Gottesdienste, das sind ja andächtige, heilige Leute und feine, demüthige Väter; mit solchem Schein weltlicher Tugenden und geistlichen Wesens sei alle Vernunft gefangen gewesen; erst das Evangelium hätte die dar-

unter verborgene Untugend, Heuchelei und Abgötterei aufgedeckt. Nimmer hätte er, ja kein Apostel hätte es können denken und glauben, daß eine solche Bosheit unter dem ehrbaren, glänzenden äußeren Wesen verborgen gewesen wäre. „Es hatte einen großen Schein, beide, mit der Pharisäer Leben im Judenthum, und unter dem Papstthum mit der Mönche Orden und dem Pfaffenstande. Des Papstthums, ja auch des Mahomet's Möncherei und Gottesdienst haben einen trefflichen Schein, daß es heißt ein heilig Leben, wird für große Strenge, Ernst und Zucht gehalten, heißt Gott gedienet und gen Himmel getrachtet. Mit diesem Namen und Schein Gottesdienstes, großer Andacht und guter Meinung, wird die Vernunft leichtlich geblendet und gefangen, daß sie nicht richten kann, daß solches böse Früchte sein sollten. Solcher Scheingottesdienst ist eine starke, und ohne sondere Gnade eine unüberwindliche Reizung vom rechten Gottesdienst, daß ihn wol St. Paulus nennt eine kräftige Wirkung des Irrthums, und das Volk kann sich solcher Verführung nicht erwehren, wo nicht wackere Bischöfe und Prediger dastehen und allein den rechten Gottesdienst wohl predigen. Die Tyrannen in Gottes Volk haben allezeit den Schein, und fahren eben als die rechten Heiligen in Geberden; damit hindern sie und halten auf die Einfältigen, daß sie nicht können los werden: denn sie sind schwach im Gewissen und können nicht frei zwischen dem Schein und Grund, zwischen dem Gleissen und der Wahrheit urtheilen. Also muß allezeit der arme Haufe durch das Scheinen und Gleissen gefangen und an der Wahrheit gehindert und aufgehalten werden." Aberglaube sei ein gar schädlicher Regent, habe zu allen Zeiten in der Welt regiert, und begierig sei stets seine Obrigkeit angenommen. So habe auch Nimrod's babylonische Religion großen Schein gehabt, sodaß in der scheinenden und gleißenden selbst Abraham eine Zeitlang des Teufels Gefangener und Leibeigener gewesen. „So hatte man auch den guten Patriarchen (Noah) zum geistlichen Prälaten gemacht und das Exempel von Sem und Japhet (die des Vaters Scham zudeckten) so gedeutet man solle die Geistlichkeit nicht antasten oder schelten, oder ihre Laster strafen, wie der böse Ham des Vaters lachet, da er so schamlos daliegt, und mit Fingern auf ihn deutet. Das haben sie so in die Welt getrieben und sich damit geschützt,

daß Jedermann gescheuet hat, wider sie das Maul aufzuthun." Es ist nicht zu verwundern, wie ein katholischer Schriftsteller bemerkt, daß der Schein von Größe und Stärke, Einheit und Zusammenhang Viele verleiten konnte, in dem mittelaltrigen Systeme der Hierarchie die Wahrheit in ihrer schönsten, kräftigsten, dem Menschen angemessensten Gestalt zu erblicken. Hat doch jener Schein die Menschheit Jahrhunderte lang gefesselt und zu allen Zeiten werden Festigkeit des Charakters und Folgerichtigkeit im Verhalten die Bewunderung der Welt erregen. Wir werden noch mehr als ein Mal darauf hingeführt werden, in welchem Maße die Wahrheit dieser Bemerkung sich eben bei Luther erwies [1]).

Man darf auch nicht glauben, daß dies Alles etwa nur so bei dem niedern Volke gewirkt hätte. Zum wenigsten war die spätere große Kluft zwischen Kirchgläubigkeit der geringen Leute und Nichtsglauben der Vornehmen damals noch nicht eingetreten, und noch nicht so völlig der Zustand von dem der mittleren Jahrhunderte verschieden, wo wir alle Stände, bis zu den höchsten hinauf, von derselben Ergebenheit gegen Kirche und Hierarchie erfüllt sehen, wenn sich auch, wie es immer der Fall ist, der Frömmigkeit in den oberen Schichten mehr Berechnung, in den niederen mehr Aberglaube beimischte. In den Zeiten der hohenstaufisch-hierarchischen Kämpfe erzeugt Thüringen, das wir besonders wieder ins Auge nehmen, den „Pfaffenkönig." Vom Papste bewogen, ihm gehorchend, tritt der thüringische Heinrich Raspe als Gegenkönig wider Kaiser Friedrich auf. Ludwig der Springer überträgt dem Sohne Land und Leute, um sein Leben in Reinhardsbrunn als Mönch zu beschließen. Mehr als einmal gedenkt in späteren Jahren Luther dieses Ludwig's sowie der Sagen (wie wenn sie Geschichte wären) von seinem Sprunge, von Friedrich dem Gebissenen und dem Allen, was mit demselben und seiner fürstlichen Mutter auf der Wartburg sich begeben. Sie waren ihm sicher von seiner Kindheit her bekannt. Er er-

1) Vom Mißbrauch der Messe, Walch XIX, 1317. Auslegung der Genesis zu Kap. 12. V. 1. Plochm. XIII, 213; XXXIII, 218; I, 280, 289; IV, 160. Predigten über das erste Buch Moses, Plochm. XXXII. Wessenberg, Die großen Kirchenversammlungen, I, 311.

geht sich über das Mönchthum Ludwig's und anderer Fürsten und Großen des Landes — und ihre Zahl war nicht gering — die vor Zeiten ein schlecht geführtes Leben durch Anlegung der Mönchskutte, oft erst auf dem Sterbelager, gut machen wollen. Ueber zehn Jahren, meint er, würde Niemand mehr glauben, wovon „die jungen Gesellen" schon nichts mehr wüßten, daß solche Superstition im Papstthum gewesen. Er selbst aber wuchs noch darin auf. Er hatte so Etwas noch mit seinen Augen gesehen [1]). Wie manches Jahr hatten die Thüringer die heilige Elisabeth, die Gemahlin des heiligen Ludwig, die Heilige der Heiligen, die große Heldin der Legende, und ihr Wirken unmittelbar vor Augen. Auch thüringische Fürsten zogen nach ihrer Heiligsprechung gen Marburg, wo 1236 ihre Gruft geöffnet und die neue Heilige mit einer goldenen Krone geschmückt wurde. Ihr Andenken blieb lebendig und in höchsten Ehren. Recht geflissentlich wurde es eben noch im 15. Jahrhundert wieder aufgefrischt. Welcher Thüringer hätte nicht von der heiligen Elisabeth gewußt? So gedenkt ihrer auch Luther sehr häufig; ihrer Geburt zur Zeit, da „Kaiser Otto und Philippus um das römische Reich sich zankten und rissen," ihres „einfältig, göttlich und kräftigen Urtheils über Dinge, die doch Jedermann für köstlich geachtet," der Liebesdienste, welche sie, die Fürstin, Bettlern und Aussätzigen erwiesen. Als sie einst in einem Kloster des Herrn Leiden an den Wänden hübsch gemalt gesehen, habe sie gesagt, die Unkosten hätte man sparen sollen zur Leibesnothdurft, denn solche Dinge sollte man in den Herzen gemalt tragen [2]). Sie stand ihm sehr hoch. Er bewahrte in späteren Jahren einen Krystallbecher, der ihr gehört haben sollte, und ließ ihn umgehen bei festlichen Veranlassungen. Er eifert in der Schrift: Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben werden (1524), gegen die mit den Heiligsprechungen und der Verehrung der Heiligen verbundenen Mißbräuche. Man möge sie guter Meinung für heilig halten, wie jeder Christ den andern,

1) Tischreden, Walch, XXII, 1397, 1471 ff. 1841. Gervinus a. a. O. I, 512; II, 112.

2) Tischreden, Walch, XXII, 1988 ff. Kirchenpostille, Plochm. VII, 215.

nicht aber darauf bauen und gewiß sein wollen „als eines Artikels des Glaubens." „Ich glaub freundlich (freilich), St. Elisabeth zu Margburg sei heilig, item St. Augustin, Hieronymus, Bernhardus, aber ich will nicht darauf sterben, noch mich verlassen." Von den Liebeserweisungen der heiligen Elisabeth spricht er in einer Predigt von der wahren, freien, die Person nicht ansehenden, Nutzen oder Gut nicht suchenden, sondern hingebenden Liebe, die am thätigsten und mächtigsten gegen den Armen, Bösen, Narren, Kranken, Feind sei, weil sie da zu dulden, leiden, tragen, dienen und wohlzuthun alle Hände voll, allzeit gnug, alle Stätte bereit finde, deren Gebot alle Menschen vor Gott gleich mache, dem Könige selbst gebiete, daß er den Bettler solle lieber haben, denn seine Kron' und ganzes Königreich, und wo es der Bettler bedürfte, auch sein Leben für ihn geben, und dennoch, wenn's geschähe, gar ein gering Ding wäre, so man's hielte gegen Christum, dem Keiner nimmer gleichthun werde [1]).

Persönlichkeiten wie die der Elisabeth waren Ausdruck des Volksgeistes. Solche Sinnesart, solche Frömmigkeit mit ihren echten und unechten Aeußerungen wirkten wiederum tief, und nur aus der Nachwirkung früher lebendiger Eindrücke lassen sich Luther's verhältnißmäßig billigende Urtheile über die thüringische Volksheilige aus einem Lebensalter erklären, in welchem er die Frömmigkeit, welche die ihrige gewesen war, als durchaus verwerflich mit dem heftigsten Eifer bekämpfte.

Auch von der Aufregung der Kreuzzüge wurde Thüringen lebhaft ergriffen. Mit vielen seiner Lehnsleute nahm Ludwig der Heilige das Kreuz, starb auch auf der Kreuzfahrt. Bis in Luther's Zeit pilgerten die Landesfürsten gern nach Jerusalem. Von religiöser Erregbarkeit zeugt es, daß im 13. Jahrhundert die Geißler einen nicht geringen Anklang auch beim thüringischen Volke gefunden, sodann Waldenser und Wiklesiten um die Mitte des 14. und zu Anfang und um die Mitte des 15. Jahrhunderts Kreuzbrüder Eindruck gemacht hatten. Ihre Meinungen gingen darauf hinaus, die gesammte Hierarchie über den Haufen

1) Plochm. XXIV, 252. Walch XII, 505. Mathesius, Letzte Predigt.

zu werfen. Nicht blos Einrichtungen, wie den Ablaß, auch die Sacramente wollten sie beseitigt wissen. Ihre abweichende Denkweise artete mehrfach in fanatischen Irrsinn aus. Die Gegenden um den Harz und Thüringen waren ihr Hauptsitz im 15. Jahrhundert. Am zahlreichsten und hartnäckigsten finden wir sie im Stolbergischen, zu Nordhausen, Aschersleben, Sangerhausen, also nicht weit von Mansfeld, wo Luther seine erste Kindheit verlebte. Noch 1454, ja vielleicht noch 1493 wurden zu Sangerhausen und in Stolberg ihrer viele verbrannt. Um die Zeit der Geburt Luther's wurden im Anhaltischen, das wie die Grafschaft Mansfeld zum Sprengel des Bischofs von Halberstadt gehörte, von halberstädtischen Inquisitoren Ketzergerichte über sie gehalten. Ihr Auftreten kann als ein Vorspiel des müntzerischen Fanatismus gelten, sofern dieser, das religiös-schwärmerische Element, im Bauernkriege beim thüringischen Landvolk — ganz anders wie anderwärts, in Franken namentlich — vorherrschte. Man hatte die wiklefitischen Lehren, die böhmischen Ketzereien, obwol sie von der Kirche in der Person Hussens verurtheilt waren, in Deutschland weder gänzlich vertilgen können, noch war man im Stande, ihre nie aufhörende geheime und geheimnißvolle Verbreitung zu hindern, zum Zeichen, daß die Nation, obwol seit Jahrhunderten und fortwährend auf Blindgläubigkeit hingeleitet, nicht blindgläubig sein mochte und gern ihrem Glaubensgrunde nachsann. Bei allem christlichen Eifer hatten sich die Thüringer der Auferlegung der Zehntlast standhaft widersetzt und noch zu Bonifacius' Zeiten die Freiheit davon ausdrücklich bedungen. So waren sie im 15. Jahrhundert der Kirche auch nicht so unbedingt ergeben, daß sie der neuen von Böhmen hereindringenden Lehre geradezu das Ohr verschlossen hätten. Spuren der böhmischen Ketzereien fehlen auch in Thüringen nicht ganz, obwol sie hier minder häufig vorkommen, als in Franken, Schwaben, Baiern, Preußen. Ihre Verbreitung war hauptsächlich das Werk von ausgesendeten Boten der Genossenschaft der böhmischen Brüder, welche so geeignet war, Diejenigen mit der Ketzerei der Böhmen zu befreunden, denen der Fanatismus und die Greuelthaten der Hussiten, sowie das Verdammungsurtheil der Kirche Abscheu vor ihnen eingeflößt; Diejenigen zu gewinnen, die durch die letztre geärgert und freieren Geistes für Wahrheit und reinere Frömmigkeit empfänglich waren [1]).

Wenn selbst diese ketzerischen Hinneigungen von einer tiefern und lebhafteren religiösen Sinnesart zeugen, so darf man doch aber von ihnen keineswegs auf eine allgemeinere und dauernde Abwendung der Gemüther von der Kirche, oder auch nur von der Hierarchie, wie sie waren, schließen. Luther bemerkt, es lasse sich wol beweisen, daß in aller Welt immer ein groß heimlich Mummeln und Klagen wider die Geistlichen gewesen sei, als gingen sie mit der Christenheit nicht recht um, doch hätte dem die geistliche Macht bis auf die neuesten Zeiten mit Feuer und Schwert erfolgreich zu widerstehen gewußt [2]). So war es mit Huß und der Stimmung der Zeiten des kostnitzer Concils der Fall gewesen. In der Schrift: Von den neuen Eckischen Bullen und Lügen (1520), sagt er, an vielen Orten deutsches Landes sei allzeit blieben das Mummeln von Johann Huß und habe immer zugenommen [3]). Allein es war im ganzen 15. Jahrhundert nichts weiter als eben ein „Mummeln." Man darf sich die widerpäpstische Stimmung, welche zur Zeit der kostnitzer Kirchenversammlung im Entstehen gewesen, die Hinneigungen zu den Lehren und der Richtung Hussens, welche damals im deutschen Volke gekeimt, nicht gar zu verbreitet denken. Die große Mehrheit hatte am Concile nur insofern Theil genommen, als dasselbe berufen war, die Kirche von großen Mißbräuchen zu reinigen und die Kirchenspaltung aufzuheben, also die Kirche zu befestigen und das Papstthum eben wiederherzustellen. Zum Letzteren kam es. Die Reformation der Kirche, wie man sie zu Konstanz betrieb, war nur ein halbes, oder halbstverstandenes Anliegen des Volks, ganzes Anliegen nur der weltlichen Fürsten, Prälaten und

---

1) Lentzel, Histor. Bericht, 34. Bensen, Gesch. des Bauernkriegs, 42. Förstemann, Neue Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiq. Forschungen, II. (Erhard's *Stumpf*, hist. flagellantium) VII, 102 ff. Förstemann, Die christlichen Geißlergesellschaften, 161 ff. *Guden*, Hist. Erf. 14, 130. Ranke a. a. O. II, 206.

2) Ob die verstorbenen Heiligen für uns bitten? (1530) Walch XIX, 1205.

3) Plochm. XXIV, 25.

Doctoren. Die Verhandlungen und wichtigsten Beschlüsse betrafen kirchenpolitische Verfassungsfragen, um die sich das Volk wenig kümmerte, die es nicht zu würdigen wußte. Es erhielt nur wenig Kunde davon, sowie von den Enthüllungen geistlicher Mißstände und Trügereien, welche zu Konstanz manches Auge öffneten, von den freien, kühnen Grundsätzen, die dort aufgestellt und verfochten wurden, vom evangelischen Gehalt und der Gerechtigkeit der Sache Hussens. Als die Frage über die Lehre des letztern in den Vordergrund getreten, war der Eifer für die Kirche und deren Lehre neu erwacht und in leidenschaftliche Verfolgungssucht ausgeartet. Grade am kostnitzer und baseler Concile und im ganzen 15. Jahrhundert wurde das kirchliche Lehrsystem und zwar eben in solchen Lehrpunkten noch ausgebildet und befestigt, welche die Macht der Hierarchie und der von der Grundlage des Evangeliums immer weiter abgewichenen Schule am deutlichsten bezeugen. Kaiser Sigismund mit der Mehrzahl der Vertreter der deutschen Nation ließ sich hineinziehen in den Ketzereifer der Versammlung und beging das Unrecht und die Verkehrtheit, zur Verdammung Hussens und zur Herausforderung der Böhmen mitzuwirken, die deutschen den päpstlichen Anliegen zu opfern, dem Lande die Schrecken der böhmischen Kriege zu bereiten. „Du unselige Nation, ruft Luther in einer Zuschrift an den Ritter Hartmuth von Kronberg (1522) aus, mußt Du denn vor allen Andern des Endechrists Stockmeister und Henker sein, über Gottes Heiligen und Propheten?“ Er weist auf Thatsachen hin. „Sie hat zu Costnitz am ersten das Evangelium verdammt und unschuldig Blut umbracht an Huß und Hieronymus.“ In der Schrift an den Adel: unerträglich sei die päpstliche Anmaßung einer Gewalt, zu brechen und zu lösen, was Gott geboten und die Christen, „sonderlich deutsche Nation, die von edler Natur, beständig und treu in allen Historien gelobt sein, zu lehren unbeständig, meineidig, Verräther, Böswicht, treulos sein.“ Unsäglichen Jammer hätten die Päpste durch die teuflische Vermessenheit angerichtet, Eide und Gelübde zu zerreißen. Aller Jammer zwischen den Böhmen und Deutschen sei daraus entsprungen, daß man Huß das Geleit gebrochen wider päpstlichen, christlichen und kaiserlichen Eid, also wider Gottes Gebot. In der Warnung an seine lieben Deutschen (1531): „Die Deutschen fingen an wider Huß den Frieden zu brechen und die Böhmen zu bekriegen, da sie denn der Papst auf die Fleischbank opferte, daß sie ihm seine Lust büßen mußten mit ihrem Blut und Köpfen und stritten wider die Wahrheit und Gerechtigkeit [1].“ Dies war aber und wurde noch immer nicht eingesehen. Die Böhmen hatten in deutschen Landen und eben auch in Thüringen unerhörte Greuel verübt, wie bereits erwähnt wurde. Durch ihre selbstverschuldeten, zumeist freilich von ihren Häuptern und Gelehrten verschuldeten Leiden ließ die Nation sich mehr und mehr gegen die „Ketzer“ erbittern. Wie zu einer Kreuzfahrt waren die Bürgerschaften wider sie aufgeboten und ausgezogen und so hatte die abgeneigte Stimmung in eine eifrig kirchliche und hierarchische sich verwandelt, war umgeschlagen in Ketzerscheu und Haß, sodaß die zu den Böhmen Hinneigenden ihre Ansicht vor der herrschenden Volksgesinnung, dem verschärften Argwohn und den strengeren Gegenmaßregeln des Klerus sorgfältig zu verbergen genöthigt waren. Die Verblendung der Deutschen währte in diesen Zeiten noch immer fort. Sie waren gutentheils verrömert. Sie sahen nicht ein, was Rom an ihnen, als Nation, in diesen und andern Sachen, diesem und früheren Jahrhunderten gefrevelt und frevelte, wie sie sich täuschen und mißbrauchen ließen, eben und hauptsächlich, weil ihr National- und Gemeinsinn so lange schwach gewesen und auch jetzt noch so sehr geschwächt war [2].

Hatten sich Viele im Ketzereifer dem Papstthum wieder zugewendet, so befestigte sich dessen Ansehen überhaupt grade in den Jahrzehnten, welche dem Zeitraume der großen Concilien folgten, aus mehrfachen Gründen von Neuem. Es waren Abneigungen zurückgeblieben, die Klagen und Rügen, das Verlangen nach Abstellung der Mißbräuche hörten nicht auf. Allein die Nation hatte die Besserung der Kirche im Großen und Ganzen aus den Augen verloren, sie war anderweit beschäftigt. Auch die reformistischen und oppositionellen Bestrebungen der

1) Walch XV, 1999. Plochm. XXI, 338 ff.; XXV, 10.

2) K. A. Menzel a. a. O. VI, 278; VII, 2. Gervinus a. a. O. II, 213.

basler Kirchenversammlung und die kirchlich-politischen Kämpfe der Erzbischöfe und anderer Reichsstände nach Auflösung des basler Concils waren nie recht eigentlich Volkssache, man war nicht geneigt, oder nicht im Stande gewesen, sie dazu zu machen. Die Vorgänge am Concil zu Basel schienen die Wendung zu einem neuen Schisma zu nehmen und dies genügte, die Nation ihm abwendig zu machen, zum wenigsten zur Nichttheilnahme zu bestimmen. Seitdem hatte man sich wieder mehr und mehr in leidenden Gehorsam gegen die Kirche ergeben, war entmuthigt, war es müde geworden, sich vergeblich um die Reformation der Kirche zu bemühen; man war gegen den hierarchischen Druck abgestumpft oder vergaß ihn — wie namentlich in den Städten — über Wohlstand, bürgerlicher Freiheit, vielfachen und lebendigen Thätigkeiten und Strebungen auf andern Seiten, hatte sich an die päpstlichen und klerikalischen Uebergriffe und Anmaßungen wieder gewöhnt, oder wußte ihnen leidlich zu begegnen. Der Gedanke der Nothwendigkeit der Kircheneinheit und des Papstthums als ihres Schlußsteins hatte sich der Gemüther mit neuer Lebendigkeit bemächtigt. Die Persönlichkeit, die schlaue Staatskunst eines Pius II., insbesondere seine Bemühungen, die Christenheit zur Abwehr der Türken zu vereinigen, die deutschen reichsvergessenen Reichsgewalten wider die Reichsgefahr in Harnisch zu bringen und sich den Deutschen im Scheine seiner großen und ehrwürdigen Vorgänger zu zeigen: das Alles hatte seine Wirkung doch nicht verfehlt, auch dadurch hatte man sich für das Papstthum wieder einnehmen lassen. Pius verstand sich vortrefflich darauf zwischen Italien und Deutschland zu vermitteln, er half das geistige Leben hier wieder wecken und söhnte mit dem Papstthume wieder aus, er wußte mit großer Gewandtheit auf die vom mainzischen Kanzler Martin Mayer, einem der kräftigsten Fürsprecher der Unzufriedenen, mit Nachdruck vorgebrachten Beschwerden wider den römischen Stuhl zu antworten und verbreitete seine Erwiderung 1458 durch eine vielgelesene Druckschrift, worin er beredt auf die Größe und Macht, den Wohlstand und die Blüthe Deutschlands vor allen andern Ländern hinwies, daraus folgerte, daß die Deutschen durch die Päpste doch nicht arm und elend gemacht sein könnten, sodann ihre Vielherrschaft, ihre Uneinigkeit, ihren Ungehorsam

gegen das Oberhaupt als Ursache des Verfalls und der Auflösung des Reichs bezeichnete, wahr und streng rügte und zuletzt daran erinnerte, daß sie ihre ganze Bildung dem Christenthume und dieses, das Beste und Höchste, dem apostolischen Stuhle verdankten. Es blieb nicht ohne Eindruck, und eben auch die veränderte und beschwichtigte Stimmung in Deutschland gab Pius' Nachfolgern die Sicherheit, mit welcher sie alle Mäßigung, Scham und Scheu außer Augen setzten [1]).

Auch die unzureichenden zu Konstanz und Basel beschlossenen Reformen waren nicht zur Ausführung gekommen, die kirchlichen Zustände waren die alten geblieben. Wir finden daher die häufigen Ablaßverkündungen, die Wallfahrten, Büßungen, Stiftungen von Seelenmessen und was weiter dahin gehört, in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts noch im vollen Gange, fast keine der äußern Erscheinungen des mittelalterlichen Katholicism mangelt, die Kirche mit all ihren Auswüchsen, der Klerus mit all seinen Gebrechen hat im deutschen Boden die breiteste und nach allem Anschein festeste Grundlage. Entstellungen in der Lehre, Anstößigkeiten in der Praxis der Kirche, Unwissenheit und Sittenverderbniß bei der Geistlichkeit, auch dies ist in Anschlag zu bringen, fielen der großen Masse des Volks nicht, oder doch nicht gar zu sehr auf, erregten, etwa mit Ausnahme der Sittenlosigkeit des Klerus, geringeren Anstoß, weil es selbst, unwissend, verdumpft, durch die Macht der Gewohnheit und alter Ehrfurcht und Scheu gebunden, abergläubisch und verwildert, weil ihm eben ein solches der sittlichen Trägheit so willkommenes Christen- und Priesterthum nach dem Maaß seiner sittlichen und Verstandesbildung angemessen oder doch nicht ganz unangemessen war. Die Hierarchie suchte es planmäßig dabei zu erhalten. Selbst die Gebildetern, ja mit wenigen Ausnahmen die Gelehrten kannten die Abweichung der kirchlichen Lehre, auf welcher doch aber das ganze Wesen ruhete, von der ursprünglichen christlichen Wahrheit, kannten diese nicht und glaubten noch immer in jener diese zu haben. Wer irgend wie zu Zweifeln oder beßrer Erkenntniß hingeführt wurde, gerieth auf ketze-

1) K. A. Menzel a. a. O. VI, 278; VII, 244 ff. Gervinus a. a. O. II, 258.

rische Gedanken, vor welchen die Meisten erschraken. Allerdings hatte sich das Denken über religiöse und kirchliche Dinge verbreitet, war heller geworden, hatte theilweis die Richtung wider die mehr oder minder deutlich erkannten Entstellungen und Auswüchse der Lehre, Kirche und Hierarchie genommen, wider den Katholicism wie er war. In ihm lag die größeste Gefahr für den letztern, in ihm erhob sich eine feindselige Macht wider das Papstthum, wie es noch keine zu bekämpfen gehabt. Allein die zum Siege erforderliche Verbreitung, Klarheit und Energie hatte sie noch lange nicht und ihre Kraft selbst war noch unerkannt, bei den Päpsten wie bei ihren Widersachern, sodaß bei jenen zu große Sicherheit, bei diesen zu wenig Selbstvertrauen war. In einigen Gegenden, auch in Thüringen, kam noch etwas Besonderes hinzu. So groß nämlich auch hier die Unwissenheit und Verkommenheit war, es fehlte doch auf der andern Seite nicht an einer gewissen Bildung bei der Geistlichkeit, den Bürgerschaften, im ritterlichen und fürstlichen Stande. Die thüringischen Städte und Fürsten, auch einzelne kirchliche Obere waren vielfach bemüht gewesen, dem Verfalle der Sitte und Zucht im Klerus Einhalt zu thun, seinen Uebergriffen zu wehren. Sie hatten Geistlichkeit und Kirche besser als es anderwärts geschehen vor Ausartungen und Verderbniß, ihren schlimmsten Gefahren, geschützt. Mit einem Worte, wie tief das Ansehen der Geistlichkeit gesunken sein mochte: die kirchliche Gesinnung blieb fort und fort lebendig, die Kirche befriedigte immer noch, wenn nicht völlig und wenn nicht Alle, doch im nothwendigsten Maaß und die meisten, wenn nicht die innersten und wahrsten, doch die nächstliegendsten Bedürfnisse. Sie kam auch den schlechten und schlechtesten Anliegen, Neigungen und Leidenschaften entgegen. Niemand hätte sich ihrem Einflusse entziehen können, bei Empfänglichen mußte er bedeutend sein. Man könnte sagen, die Luft, welche Luther in seinen ersten Lebensjahren athmete, war ganz von religiösen Stoffen erfüllt. Wie schwer mußte es ihm werden, sich ihren zu überwiegenden, ihren verderblichen Einwirkungen zu entziehen! Sie waren verschiedenartig, andre namentlich in den Städten als beim Landvolke, überhaupt bei den Niedrigsten oder gar in den Klöstern. Sowol die Frömmigkeit des niederen Volks und der Priester und Mönche, als die der

Bürgerschaften berührte und durchdrang ihn in seiner Kindheit und Jugend.

Niedrigkeit der Herkunft.

In den Verhältnissen, der Denk- und Empfindungsweise auf den Höhen und in den Tiefen der Gesellschaft liegt Hinderndes und Förderliches für die Entwickelung der dort oder hier Gebornen. Je tüchtiger Jemand ist, desto leichter und erfolgreicher überwindet er das Erstre, desto besser macht er sich das Letztere zu nutz. Wiefern dies bei Luther der Fall war und wie die beschränkten Verhältnisse seiner Aeltern und Familie und sein Aufwachsen in den niedern Ständen von Kindheit an auf ihn einwirkten, wird weiter unten berichtet werden. Hier ist nur hinzuweisen auf Allgemeineres, vorläufig schon in Betrachtung zu Ziehendes.

Gerade bei Luther, weit mehr bei ihm als bei manchem andern in Niedrigkeit gebornen großen Manne, ist seine Herkunft von geringen Leuten von wichtigster und wesentlichster Bedeutung. Tief hat sie eingewirkt nicht blos auf seine ganze Erziehung und Bildung, sondern auf seine Geistes- und Gemüthsrichtung, seine äußern Verhältnisse, seine Stellung und seine Wirksamkeit bis an sein Lebensende. Sie läßt ihn um so größer erscheinen, indem sie ihm nur so geringe äußere Mittel gab, groß zu werden, Großes zu vollbringen, und indem sie ihn ehrt, erfreut und erquickt sie unser Gemüth beim Hinblick auf seine Lebensgeschichte, die das erhebende Schauspiel darbietet, daß ein Gewaltiger gewaltig wird ohne die Begünstigungen hoher Geburt oder andrer Glücksgüter, ohne Krieg und Gewalt oder schlaue Künste, durch die Macht des Geistes, der Gesinnung und Willenskraft allein.

Die Niedrigkeit seiner Herkunft steht in einer merkwürdigen, ja verhängnißvollen Beziehung auch zu unsrer ganzen frühern und spätern Entwickelung. Dreihundert Jahre lagen die Anfänge der großen Kämpfe des niederen Volks gegen das Herrenthum zurück, in deren Folge die höheren Stände aus ihrer früheren ausschließlichen Stellung allmälig zurückgetreten waren. Zunächst hatten die Plebejer in den Städten sich geltend gemacht,

da behaupteten sie sich am kräftigsten wider die Fürsten- und Adelsaristokratie. Das Bürgerthum und dessen zunehmende Blüthe und Kraft war der erste und wichtigste Siegspreis ihres Emporstrebens gewesen und diente diesem zur stärksten Stütze. Sie rangen fort und fort ihm nach. Lebendig und gewaltig wie noch nie regte sich die Volkskraft im 15. Jahrhundert. Wie Huß selbst von niedrer Abkunft waren die Helden der Hussiten aus dem untern Volke. Je ohnmächtiger unter Friedrich III. die Reichsgewalt war und je mehr das Herrenthum auf die Bauern preßte, desto allgemeiner und kräftiger nahmen sich die letztern zusammen. Sie wurden schmählich gedrückt, sie sollten noch tiefer heruntergedrückt, sie wollten völlig frei werden. Das Letztere gelang den Schweizern, und wenigstens gleiche Kraft und Tapferkeit bewiesen die Bauern im Nordwesten, fast überall wuchs das Selbstgefühl, nahm der Mißmuth und die Erbitterung unter den Bauerschaften zu. Sie hatten keinen Theil an den Selbsttäuschungen und Träumen der höheren Stände von der wiederherzustellenden Königsmacht und Reichsordnung durch die Fürsten und Reichstage. Während diese noch fruchtlos verhandelten, begannen sie zu handeln. Man könnte sagen, nur die Bauern hätten damals gewußt, was dem Reiche noth that. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden geheime, wir würden etwa sagen socialistische und communistische Verbindungen unter ihnen, 1491 erfolgte der erste heftige Ausbruch in Oberdeutschland, 1493 verschworen sie sich im Elsaß, mit Bürgerschaften sich einend, zu religiöser und politischer Volksbefreiung. Verrath vereitelte den Plan, in der Charwoche das erwählte Banner, den Bundschuh, zu erheben. Die Folgen des Fehdewesens, des allgemeinen Dranges aller Stände, durch Eigenmacht zu gewinnen, des Eindringens neuer Regierungs- und Finanzmaximen und des römischen Rechts, der sich mehrenden Staats- und Hofbedürfnisse und der zunehmenden Fürsten- und Adelsüppigkeit trafen den Bauer am öftesten und härtesten, er empfand den Mangel eines gesicherten Rechtszustandes und den Herrentrotz am meisten, im ewigen Landfrieden, der die Gemeinfreien den Fürsten und Herren preisgab, war an ihn nicht gedacht: so wuchs in den Bauerschaften, der großen Mehrheit der Nation, die Erbitterung und die Sehnsucht nach Befreiung

von den Bedrückungen, welchen sie ausgesetzt waren, und aus einem Zustande des Elends, in welchem sie sich der bevorzugten glücklichern Minderheit gegenüber befanden. Die Bewegung unter ihnen führte 1500 zu einem vereinzelten Aufstande und gestaltete sich 1502 — 1505 zur Erneuerung des neun Jahre früher gesprengten geheimen Bündnisses mit reifer gewordenen und erweiterten Begriffen und Abzweckungen der Theilnehmenden. Der gemeine Mann des ganzen Reiches sollte hineingezogen, ein mächtiges Kaiserthum auf der Grundlage der Volksfreiheit, errichtet werden, sodaß unter dem Kaiser nur freie Gemeinden wären und das dazwischen stehende geistliche und weltliche Herrenthum aufhörte. In „Pfaffen und Adel," der geistlichen und weltlichen Aristokratie, erkannten sie den Grund der Reichsnöthe und ihres Elends, davor sie nicht „genesen" könnten. Abermals verrathen, wurden ihre Anschläge auch dieses Mal vereitelt. Maximilian verschmähte es, darauf einzugehen und den Versuch zu wagen, auf diesem Wege die Königsmacht herzustellen. Es wäre ein Unternehmen gewesen, das große Bedenken erregen mußte. Sein Name hieß Umwälzung, Umsturz des gesammten Rechtszustandes. In den Gedanken und Empfindungen der Bauern lag viel noch sehr Unreifes und viel Unlauteres, wie denn auch vom Anfange bis zum Ausgange der Bewegung der Mann sich nicht fand, der ihre Wünsche und Pläne hätte zugleich verwirklichen wollen und können; schon ihren Anschlägen war viel Zerstörerisches beigemischt, leicht konnte Umstürzungswuth die Oberhand gewinnen, alles der Erhaltung Werthe zernichten und jeden haltbaren, der Gründung würdigen Aufbau verhindern. Die schlechte und gräuelvolle Herrschaft gereizter Pöbelhorden, entfesselter Sklaven stand in Aussicht. Ursachen genug für Maximilian zum Einschreiten. Aber er schritt ein mit unnöthiger, unkluger und ungerechter Härte und ohne etwas zur Abhülfe der Beschwerden des gemeinen Mannes zu thun. Er hatte vergessen, daß er König des Volkes werden wollen, oder nie gewußt, was er damit gewollt. Die Verachtung und Rücksichtslosigkeit des ritterlichen Adels gegen den gemeinen Mann beherrschte auch ihn. Er gedachte nicht seiner Königspflicht, er bewies die Weisheit eines echten Staatsmannes nicht. Selbst wegen der ihm eigenen Pläne hätte er das gemeine Volk nicht

zurückstoßen dürfen und die Kraft und Bedeutung desselben zu erkennen lag Niemanden so nahe als gerade ihm. Er verkannte sie gleich so manchem seiner Vorgänger, ähnlich wie die Hohenstaufen. Er sah und half selbst das niedere Volk zu Bedeutung und Kraft in den Landsknechtschaften erheben, wieder wehrhaft werden, die Kriegsentscheidung den Rittern abgewinnen. Es blieb in Gährung, diese die höchste Reichsgefahr. Es war zum großen Theile durch lange Knechtschaft des Leibes und Geistes stumpf und dumpf, wüst und roh, sklavisch und niederträchtig. Die von ihm ausgehende Bewegung zeigt, daß es zum andern Theile nebst manchen Freiheitsresten noch viel gesunden Verstand und Freiheitssinn und Kraft sich bewahrt hatte, sich mehr und mehr fühlen lernte, dachte und von edler Gesinnung und Empfindung erfüllt war. Nur war sein Denken und Fühlen unklar und durch verzeihliche Verbitterung getrübt, leidenschaftlich, sowol auf Racheübung als auf Rechtserlangung gerichtet [1]).

Das Emporkommen der Niederen in den Städten zur Macht und selbständigen Bedeutung, in den Bauerschaften zum Sichfühlen und Zusammennehmen, Ringen und Sichregen, zu Anfängen der Besserung ihres Zustandes — wie denn am Ausgange des 15. Jahrhunderts die Leibeigenschaft, wo sie bestanden, meisthin bereits aufgehoben oder doch gemildert und beschränkt war — dieses Emporkommen fällt in Zeiten, wo die Hoch- und Höchstgebornen und Gestellten von Verachtung oder doch Nichtachtung und ähnlichen Gesinnungen gegen das niedre Volk erfüllt waren, es in der Erniedrigung zu erhalten suchten und wenn sie ihm aufhalfen, meisthin nur durch Eifersucht gegen einander oder welche Beweggründe der Selbstsucht sonst bestimmt wurden; in Zeiten, wo die Nation nur wenige Häupter gehabt, die ihrer Stellung und Aufgabe gewachsen gewesen wären, wo der Mehrzahl derselben abging, was allein den innern und wahren Beruf zum Herrschen gibt, wo sich deutlich zeigte, wie wenig alles Fürstenthum vermag, wenn es nicht mit dem Königthume des Geistes verbunden ist, nicht auch das Scepter der gottbeseelten

1) Zimmermann, Gesch. des großen Bauernkriegs, I, 140 ff. Bensen, Gesch. des Bauernkriegs in Ostfranken, 49, 150. K. A. Menzel a. a. O. VIII, 306.

Kraft des Genius trägt oder doch mindestens von dem Bewußtsein des Wesens und der Höhe seines Berufs und seiner Pflicht durchdrungen ist; wo die Könige und die Fürsten vornämlich aus Mangel an vaterländischem Sinne das Reich zerrütten halfen oder im Verfalle liegen ließen und, als sie wollten, nicht im Stande waren, es wieder in Ordnung zu bringen, wo sich, was Deutschland hätte sein und werden können, in dem zeigte, was das Volk, wenig gefördert und vielfach gehemmt und behindert, selbst that; wo dies sich zeigte in solch einem Streben und Gedeihen der Städte wenigstens, und zumal im 15. Jahrhundert, bei solcher Ohnmacht und Unordnung des Regiments und Reiches.

Nun sollte sich's bei uns wiederholen, daß die nothwendigsten Fortschritte und Entwickelungen, die größesten Ereignisse und Thaten, die die Weltgeschicke bestimmten, die Menschheit, die Völker weiter brachten oder verjüngten, nicht von den Häuptern ausgingen, und weil die Häupter untüchtig oder unwillig dazu waren, von Männern aus dem Volke, wol dem niedersten, vollbracht wurden. Sowie es Fischer und Zöllner gewesen waren, die durch das Evangelium die alte Welt zum Ende und die neue zum Anfange brachten — wie oft hat Luther davon gesagt, darauf hingewiesen —! so mußten die Männer, welche die neueste Zeit herbeiführten, abermals aus dem niedern Volke sein. Aus der Hütte eines Alpenhirten ging Zwingli, aus der Werkstatt eines Büchsenmeisters Melanthon, aus einem Bauerngeschlecht der größere Luther hervor; und ihre Kraft war die Volkskraft, die mittleren und niederen Stände das Heer, das sie aufboten, das ihnen folgte und mit welchem sie durchdrangen, während die große Mehrzahl der Vornehmen von der Reformation, wie in diesem Augenblicke von deren Fortsetzung und Nachwirkung des Deutsch-Katholicism, zurückstand und den Ruhm der Hingebung und Aufopferungskraft, des Thuns und Wagnisses den Niederen und Niedrigsten ließ; während die Hochgebornen, die Lenker, ob auch mit Ausnahmen, theils aus Blindheit oder von gemeinem Eigennutz beherrscht entgegentraten oder in den entscheidenden Augenblicken sich fern hielten, nur zuschauten und geschehen ließen, theils zwar mitwirkten, doch meisthin nur aus halblautern Beweggründen, mit unvollkommner Einsicht, geringem Nachdruck, fortgerissen vom entflammten Volks-

sinne und Willen. Was die deutsche Reformation — genauer: die Frage, ob Deutschland von Rom frei sein und ob die Kirche und das Reich reformirt werden sollte — betrifft, so stand nach langen Zeiträumen im günstigsten Zeitpunkte 1521 die Entscheidung bei den Häuptern und ihre Mehrheit ächtete zu Worms den Mann des Volkes und in seiner Person die Volkssache, ein schlechter Anfang zu einem nicht viel bessern und bisweilen noch schlechteren Fortgange, sodaß Luther weit richtiger, als es die Erzähler und Darsteller jener Geschichten zu thun pflegen, über den „schändlichen" Reichstag urtheilte, den Anfang einer „heillosen Tragödie", verschuldet durch den Kaiser und die Häupter, die den Schluß gefaßt oder ihm nicht gewehrt. Die seit unvordenklichen Zeiten schlecht regierte Nation sollte sich selber helfen und zwar aus ihren Tiefen. Die Jahrhunderte lange und schwere Mühe und Arbeit des niedern Volkes sollte darin auslaufen und darin ihren Lohn finden, daß aus ihm der Mann geboren wurde, der den Weg aus den mittelalterlich-aristokratischen Verhältnissen zu wahrhaft volksmäßigen bahnte, der so groß war und dessen Herkunft die Niedern, so oft Gedrückten und Verachteten, oft sich selbst Wegwerfenden oder Verzagenden stets erheben und ermuthigen muß, den Geburtsstolz aber und den Uebermuth des Reichthums und der Macht in einer Zeit, wo die Verhältnisse der letzten Volksklassen abermals in den Vordergrund der Zeitfragen drängen, zur Bescheidenheit und Gerechtigkeit ruft und an den Adel, die Macht und den Werth des Geistes und des Volks erinnert.

In einem solchen Sinne hat Luther selbst die Niedrigkeit seiner Herkunft aufgefaßt. In einer weiter unten anzuführenden Stelle spricht er sich ausführlich darüber aus, daß es Gott nicht haben wolle, daß die gebornen Herren allein regierten, sondern auch seine Bettler dabei haben wolle, daß, weil es jene nicht wollten oder könnten, gemeiner Leute Kinder die Welt regieren müßten, was denn auch bei keinem so wahr gewesen ist als bei ihm, dem „die deutschen Fürsten ehrfurchtsvoll gehorchten wie ihrem Orakel", der auch abwesend an den Fürstenhöfen und in den Reichsversammlungen der einflußreichste Mann war, zu Königen und Fürsten wie zu seines Gleichen redete und die ihm als „Buben" erschienen unter die Ruthe nahm. Nie hat er sich

seiner Abstammung aus dem geringsten Stande geschämt, vielmehr sich ihrer mit einem gewissen Stolze gefreut. Als er geboren wurde, gehörte sein Vater gleich vielen seiner Anverwandten bereits dem Bürgerstande an. In diesem wuchs er auf, wurde er dem Bauer entfremdet, wenn auch nur in einem gewissen Sinne. Wie hoch stieg er empor und wie leicht wird in hohen Stellungen ein dunkler Ursprung vergessen. Er pflegte zu sagen: „Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahnherr sind rechte Bauern gewest."[1]) So oft es die Gelegenheit gab, suchte er die Anverwandten in Möhra auf — so auf der Rückreise von Worms — verkehrte gern mit ihnen, nahm sich dienstfertig der kleinen Anliegen der Blutsfreunde an. Allein wie er für sich selber Rang und Würden über die bescheidne eines Doktors der heil. Schrift hinaus verschmähete, that er auch nichts, der Familie zu Vermögen oder Stande emporzuhelfen. Selbst seinen leiblichen Kindern hinterließ er nur ein sehr mäßiges Erbtheil und den Adel seines einfachen Namens, es auf sie selber stellend, ob sie durch eignes Verdienst ihm Gewicht geben würden. Er wollte ihnen kein Vermögen sammeln, weil sie sich sonst, wie er sagte, nicht auf Gott und ihre Hände, sondern auf ihr Geld verlassen würden. Der Geburtsstolz galt ihm dem Hochmuthe gleich, womit die Juden sich rühmten Gottes Volk zu sein, weil sie von der Väter Geblüt. Des Geblüts sich rühmen, däuchte ihm gerade „als wenn der Teufel wollt rühmen, er wäre englischer Art geschaffen, drum wollt er allein Engel und Gottes Kind sein, ob er wohl Gottes Feind ist." Er meinte, „was nützt es ein Bruder sein vom befleckten Fleische, das dem ewigen Gerichte Gottes unterworfen ist? Es dienet nirgends zu, daß einer der durch Christum noch nicht wiederauferweckten Natur rühmen will." Mehr als einmal spricht er mit Nachdruck aus, daß Christus „kommen sei um der Sünder willen, ihn zu helfen, und sich gar nichts schämet, daß er Huren und Buben in seinem Geschlecht hat"[2]).

---

1) Tischreden, Walch XXII, 2264.

2) Von den Juden und ihren Lügen (1543), Plochm. XXXII, 165. Auslegung der Genesis zu Kap. 38. V. 19. Walch II, 1760. Predigten

Wo ein Mann aus dem Volke so sprach wie er, zum Volke selbst wie zu den Fürsten, jenes so erhob und befähigte, so handelte und zum Mithandeln fortzog, den höchsten Höhen so Trotz bot und eine solche Stellung einnahm, da mußte die Scheidewand bis in den Grund erschüttert werden, welche bis dahin die Stände noch immer so scharf getrennt hatte. Das verdanken wir, verdanken die niederen Stände ihm. Wie viel schuldete er aber auch seiner Herkunft aus dem niedern Volke. Er hatte vorzugsweis von ihr seine starke Vorliebe für das Heimische und Volksthümliche, und sehr wichtig wurde sie bei ihm in einer Zeit, wo gerade so viel des Fremden eindrang, woran wir uns von jeher gebildet, das uns aber auch von jeher so gefährlich gewesen ist. Wir eigneten es uns oft bis zur lächerlichen Nachäfferei, bis zu verderblicher und schimpflicher Abhängigkeit an, und stets ging dies von den höheren Ständen aus. Viel länger und treuer bewahren die niederen das Eigne, Geschichtliche und Herkömmliche, in Tracht und Sitte, Sprache und Denkweise. Fern von ihnen ab liegt die in den höhern so häufige Berechnung und Gemüthsleere, selbstsüchtige feige Rücksichtennehmerei, verfeinerte Unnatur und Verderbniß, Verstellung und Lüge. Der gemeine Mann geht mit der Sprache gerade heraus und läßt die That dem Worte bald folgen. Gesunder Verstand und Mutterwitz ist vorzugsweis unsers niedern Volkes unverlierbares Erbtheil und ist sein Rechts- und Wahrheitssinn, ist erst das Gemüth in edler Richtung bei ihm tiefer angeregt, so zeigt sich Niemand ihm gleich an Eifer, Hingebung, Aufopferungsfähigkeit, Thatenlust und Kraft. Am leichtesten und nachhaltigsten ist es an der religiösen Seite zu erregen, wie es stets für religiöse Empfindung am empfänglichsten war. Wir finden alle diese Züge bei Luther in scharfer Ausprägung. Die Zeit bedurfte einer tieferen Anregung des religiösen und vaterländischen Sinns, wie sie von ihm ausgehen sollte. Gerade in den unteren Volksschichten mußte seine Begeisterungs- und Aufopferungsfähigkeit, seine religiöse, deutsch-volksthümliche und patriotische Anlage reichliche Nahrung finden. Eben in den mittleren und

---

über das erste Buch Mosis, Plochm. XXXIV, 263. Jördens, Lexikon deutscher Dichter, VI, 673.

niedern Ständen aufwachsend lernte er deren Denkart, Gefühlsweise, Noth und Bedürfnisse, die religiösen und geistigen vorzugsweis, so gründlich kennen, hatte er Anlaß, Gelegenheit und Förderung, die Kenntnisse, die Fähigkeiten und die Kraft zu sammeln und zu stärken, womit ihm die Macht und das Geheimniß wurde, den Sinn des Volks zu verstehen, die Gemüther zu fassen, zu erregen für große, die höchsten Gedanken und Zwecke.

Wenn aber manche der besten Züge seines Geistes und Gemüths die Spuren seiner Herkunft aus dem niederen Volke an sich tragen und diese ihn wesentlich und wohlthätig gefördert hat, so konnte sie doch auch leicht nachtheilig und hinderlich auf ihn einwirken. Den unteren Ständen ist die feinere Sitte und das Gebot des Anstands fremd, wodurch in den höheren von früh an Zusammenhaltung und Selbstbeherrschung leichter angewöhnt und leidenschaftliche Ausbrüche zurückgehalten werden. Die Sitte wie die Rede sinkt bei den geringen Leuten leicht zum wirklich Unschönen und Gemeinen herunter, das noch etwas ganz Anderes ist, als die natürliche Derbheit und grobe Offenheit, die Luther's Zeit überhaupt bezeichnet, und das weder dem niederen Volke noch dem Volksmanne wohl ansteht. Enge und ärmliche Verhältnisse mit ihrer sauren Arbeit und häufigen Noth, ihren oft unwürdigen, die Kräfte fast allein für die Befriedigung des leiblichen Bedürfnisses in Anspruch nehmenden aufreibenden Geschäften bedingen auch Gedankenarmuth, verengern den Gesichtskreis, lähmen den Geistesaufschwung, ziehen herunter. Sich über ihre Einflüsse zu erheben, alle diese Hindernisse einer edleren und vielseitigeren Bildung des Geistes und Herzens zu überwinden, erfodert bei dem Niedriggebornen keine geringe Anstrengung und auch wol eine große Anlage. So wenig es ihm hieran gebrach, können wir dennoch nicht finden, daß Luther bei all seinem Verkehr mit Gelehrten, Vornehmen und Großen, aller seiner Erhebung zu den höchsten Gedanken und Gesichtspunkten, bei allem Adel, ja beim echtesten Königthume seiner Gesinnung etwas überflüssig Plebejisches jemals abgestreift hätte, das ihm von seiner Abkunft und Erziehung anhing und das man hinwegwünscht, wenn man ihn, was er angriff, auch noch viel weniger gern mit seidenen Handschuhen anfassen sehen möchte

Noch weit schlimmer versagte sie ihm, was ihm, dem zum Wirken in der großen Welt Berufenen, höchst wünschenswerth gewesen wäre, die Grundlagen und Anfänge jener nützlichen Weltkenntniß, die bei einer in den beschränkten Verhältnissen und im Umgange der niederen Stände verlebten Jugend nur so schwer erworben werden mag. Freilich den Vorzug einer hohen Geburt, den man darin findet, daß sie über Hemmnisse von Anfang hinweghebe, mit welchen Andere zu ringen haben, ist jedenfalls ein sehr zweifelhafter, wenn nach seinem Werthe für echte Bildung und Tüchtigkeit gefragt wird. In dem Hinweggehobensein über Hemmnisse liegen deren vielleicht größere als in den anspornenden Hemmnissen selbst. Die Sicherheit, welche es einflößt, ist zu oft nur eingebildete Ueberlegenheit, welche ganz oberflächliche Ansichten zuversichtlich ausspricht, geltend zu machen sucht und allerdings oft Eindruck macht und durchdringt. Gar zu häufig macht es träg, schlaff, sinnlich und engherzig. Luther, der das bare Vorurtheil nicht kannte, daß es an sich besser und edler mache, meinte vielmehr, großer Leute Kinder geriethen selten. „Stolze Esel werden daraus, die sich der Tugenden ihrer Väter rühmen und gedenken doch derselbigen nicht nachzufolgen, sondern lassen sich träumen sie sein auch so tapfre Helden, dieweil sie von so tapfern Helden herkommen [1]). Wir werden unten hören, wie günstig er über die Hemmnisse einer mühseligen Jugend urtheilte. Allein als sein Wirkungskreis so groß geworden, erwies sich seine Kenntniß der Weltverhältnisse, der schlechten Hebel, durch welche die Regierenden häufig regieren, der Leere und Kälte einer so großen Anzahl der Angehörigen der höheren und höchsten Stände und ihrer gewöhnlichen Denk- und Handlungsweise viel zu gering, sein Urtheil zu befangen und zu leicht einzunehmen, die Anschauung von den öffentlichen Dingen mehrfach zu eng, worin er aufgewachsen war und die er nicht nach allen Seiten hin zu durchbrechen vermochte. Sie gab seinem Reden und Thun bisweilen etwas Schwankendes und Unsichres, auch wol etwas Gedrücktes, bis er einen freiern Gesichtspunkt und in diesem eine sichre Ueberzeugung gewonnen, und wenn er bei dem Allen mit freier selbständiger Ge-

1) Auslegung d. Geneſis, zu Kap. 41, V. 39; Walch II, 2008.

sinnung an öffentliche Anliegen und Verhältnisse herantrat, so hatte ihn hierbei seine Anlage und sein Aufwachsen in einem Stande begünstigt, bei dessen Mitgliedern Mitreden und Handeln Recht und Sitte war, sodaß sie nicht fragten, ob sie dürften und es nicht anders wußten, als daß sie dürften und sollten.

Denn wir müssen hier nun wohl unterscheiden, seine bäuerliche Abkunft, daß er im niedern Volke geboren war, und andrerseits, daß er im Bürgerstande auferzogen wurde. Auch das ist wesentlich bestimmend, ja verhängnißvoll gewesen, daß seine Aeltern schon, als er geboren wurde, Bürgersleute waren und fortan blieben. Man nennt ihn, sein Auftreten im Bauernkriege mißverstehend, mit Unrecht einen Bauernfeind. Er wollte dem Bauer, überhaupt dem gemeinen Manne stets helfen und geholfen wissen, und er hat viel für ihn gethan, nur sollte die Hülfe nicht durch rohe Pöbelgewalt kommen, die kirchliche und bürgerliche Ordnung über den Haufen werfen und Verderben über ganz Deutschland bringen. Aber das ist richtig, besondere Hinneigungen zum Bauer hegte er nicht. Muß man seine Unbefangenheit bewundern, wenn man seine wegwerfenden und harten Urtheile über die Bauern mit seinen Aeußerungen über seine bäuerliche Abkunft und seine Beziehungen zu den bäuerlichen Verwandten zusammenstellt, so erscheinen seine Begriffe von den bäuerlichen Zuständen eben so verwunderlich und verdrießlich unsicher und befangen. Seine Kunde der Verhältnisse und Rechte, Ansprüche und Forderungen, weltlichen Bedürfnisse und Denkweise der Bauern verräth oft die auffallendste Mangelhaftigkeit und Verworrenheit. So scheint er die Vorstellung, die er von den halbslavisch-unfreien, viel tiefer stehenden und minder bedrückten um Wittenberg abnahm, fast immer auf alle andere übertragen zu haben. Seine großentheils und während einer langen Zeit sehr verkehrten theologischen Begriffe von dem den Obern gebührenden Gehorsame trugen wesentlich die Schuld mit, daß er die Verhältnisse und Rechte der Bauern ebenso sehr mißverstand und verkannte, wie die wahre Stellung der Reichsfürsten. Dies würde doch anders gewesen sein, wenn er als eines Bauern Sohn in Möhra Kindheit und Jugend verlebt hätte. Da würde er das Landvolk besser verstehen gelernt und mehr mit ihm empfunden haben, da würde mehr in ihn übergegangen

sein von der Stimmung der Bauerschaften, von welcher die Rede war und von welcher sich annehmen läßt, daß sie auch in Thüringen Einfluß übte, obwol bemerkt werden muß, daß der Bauer hier weder unfrei und dumpf wie im Osten und Nordosten, noch so frei aber bedrängt wie im Nordwesten, noch so bedrückt und aufgeregt wie in den Gegenden am Rhein hinauf war, sondern in einer günstigern und befriedigtern Lage und Stimmung sich befand. Luther's Verkehr mit den bäuerlichen Anverwandten war nur ein seltner, sein Verkehr mit dem Landvolke bezog sich späterhin fast nur auf die religiöse Seite, er lernte es beurtheilen aus dem Standpunkte des Bürgerkindes, sodann des Geistlichen, sodaß Irrungen nicht minder nahe lagen, als auf der andern Seite seine theologischen Begriffe und die Gedanken und Begehren der Bauern sowie die Stände in jener Zeit sehr geschieden und fremd einander abstießen. Wenn auch sein Vater ein „rechter Bauer" gewesen wäre, so hätte sein Leben denkbarer Weise den Verlauf nehmen können, den er einmal andeutete: „Ich würde ein Oberster, Schultheiß, Heimburger und was sie mehr für Aemter im Dorfe haben, oder irgend ein oberster Knecht über die andern worden sein [1])."

Aufwachsen im Bürgerstande (Mansfeld).

Wenn Luther von bäuerlichen Aeltern unter Bauern erzogen wäre, so würde seine ganze Bildung und Entwickelung in jedem Falle eine andere gewesen sein, er dürfte sich eine ganz andere Gesinnung gegen den Bauernstand angeeignet haben, hätte vielleicht ihn in den Vorderreihen geführt. Allein sehr zweifelhaft ist, ob es so besser gewesen, der Erfolg derselbe oder ein größerer gewesen wäre. So viel ist gewiß, daß er sich vornämlich auf den Mittelstand stützte, und zwar nicht ohne bewußte Wahl. Es fehlte ihm nicht an bestimmten Veranlassungen und Auffoderungen, denen auch wol schwer zu widerstehen und auszuweichen war, in die Richtungen und Absichten der Ritter, der Bauern, der Fürsten einzugehen und denselben zu dienen oder sie durch-

1) Tischreden, Walch XXII, 2264.

zuführen. Allein er mied es, wich ihnen aus; wenn die Verhältnisse es mit sich brachten, ging er auf sie ein oder benutzte sie immer nur bis auf einen gewissen Punkt, während er den Bürgerschaften recht ausdrücklich vorantrat, vorzugsweis ihr Führer wurde und blieb. Vorliebe für den Bürgerstand und die bürgerliche Denkart und Gesinnung, womit er durch sein Aufwachsen im erstern erfüllt wurde, hat sicher darauf eingewirkt. Wir können darin aber, sowie in dem Umstande, daß die Einflüsse seiner Abstammung aus einem Bauerngeschlechte geringer und entfernter bei ihm waren, und daß er seine Kindheit und Jugend als ein Bürgerkind in einem Städtchen und Städten wie Mansfeld, Magdeburg, Eisenach, Erfurt verlebte, nur eine sehr glückliche Fügung erblicken. Das Meiste und Beste von dem, was ihm gelang, und was in seiner Lebenszeit durchgesetzt wurde, gelang eben dadurch, daß er seine vornehmste Stütze im Mittelstande suchte und fand, wurde vornämlich durch die Sinnesart und Kraft des letztern durchgesetzt, der den Kern der Nation bildete und der von allen allein gebildet, tüchtig und kräftig genug war, um mit ihm und durch ihn einen echten Fortschritt beginnen und etwas Rechtes und Dauerndes gründen zu können, wie denn eben in den Städten, in der Mitte der Bürgerschaften verhältnißmäßig die tüchtigste, vielseitigste und freieste Bildung und Entwickelung Raum und Förderung fand. Wenn im Fürsten- und Adels- und auch dem Bauernstande der Mann, dessen die Nation bedurfte, sich nicht fand, so kann der Grund in dem Geschicke liegen, daß ein solcher, der die Anlage gehabt hätte, in keinem jener Stände geboren wurde, jedoch auch darin, was jedenfalls in hohen Anschlag zu bringen ist, daß es bei den in jenen Ständen herrschenden Ansichten und Gesinnungen, bei ihrer Bildungsstufe und Art und bei ihren Verhältnissen und Stellungen zu schwer war, daß ein dort mit der Anlage Geborener der Mann wurde. Die stärksten Horte und Stützen der besten Güter und Hoffnungen der Nation zu sein und die Fähigkeit und Vorbestimmung in sich zu tragen, uns weiter zu bringen, war die glückliche, ethische Stellung der Bürgerschaften. Daß Luther der Mann wurde, liegt in dem Zusammentreffen, daß die Natur ihm eben seine vorwaltend religiöse Anlage und Stimmung mitgab, daß seine Geburt und frühesten

und besten Jahre in eine solche Uebergangszeit von einem absterbenden alten, zu einem hervordrängenden neuen Leben fielen und daß er eben in den niedrigsten und mittlern gesellschaftlichen Schichten geboren und auferzogen ist. Es ist die Aufgabe seiner Lebensgeschichte, darüber Auskunft zu geben, wiefern er die Anschauung und den Sinn der Bürger, unter denen er aufwuchs, in sich aufnahm, sich davon beherrschen oder ablenken ließ, oder sich unter dem Hinzukommen andrer Einwirkungen darüber erhob. Wir wollen uns zunächst, um davon zu seiner Kindheitsgeschichte überzugehen, so gut es sich bei der Dürftigkeit der betreffenden Nachrichten thun lassen will, zumeist aus allgemeineren Zügen der damaligen städtischen Zustände das Leben und Treiben in Mansfeld am Ausgange des 15. Jahrhunderts vergegenwärtigen. Deutlicher wird uns dann das Bild ehrsamer geringer oder mittler Bürgersleute, wie Hans und Margarethe Luther waren, einer Häuslichkeit wie der ihrigen und der Verhältnisse werden, welche Martin während seiner ersten Lebensjahre umgaben; deutlicher auch Manches in seiner Eigenthümlichkeit, seinem Werden und Lebensgange erscheinen.

Das Städtchen Mansfeld liegt am Thalbache, dicht am Fuße eines schroff und steil sich erhebenden Felsen, auf welchem das feste, stattliche, im 16. Jahrhundert erneuerte und erweiterte, im 17. geschleifte Stammschloß der mansfeldischen Grafen stand, das von den Familien der drei verschiedenen Linien bewohnt wurde. Nur ein Theil des Schlosses mit der Schloßkirche, und Reste und Trümmern der Ringmauern und Thürme nebst einzelnen Alterthümern sind erhalten und wecken bei dem Besuchenden den Eindruck, daß hier ein angesehenes begütertes Geschlecht einst gehauset. Es fehlte der Grafschaft nicht an der Poesie der Sage und dem Lebensquell einer reichen und bedeutsamen Geschichte, den Grafen nicht an berühmten Vorfahren, hier nur zu erinnern an Ernst, tapfer und glücklich im Streite wider den Kaiser Heinrich IV., und an Hoyer von Mansfeld, den auch in Liedern hochgepriesenen Helden aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts.

Die nächste Umgegend des Städtchens ist ziemlich öde, ein hügeliches, zum Theil bewaldetes, doch mehr kahles Hochland. Die frische scharfe Luft, die Bergwerke und viele mit Schlacken

bedeckte Stellen erinnern an das Gebirg, den Harz. Weiterhin nach dem zwei Stunden entfernten Eisleben zu, schweift das Auge über eine weite, reiche, lachende Landschaft. Aus der älteren mansfeldischen Bergordnung geht hervor, daß sich die Schachte, als Hans Luther nach dem Städtchen übersiedelte, im freiesten Verkehr befanden. Die meisten Bergwerke umher waren zu jener Zeit im Besitze mansfeldischer Bürger, von welchen jetzt kein einziger mehr einen Ofen besitzt. Die Stadt muß also früherhin viel wohlhabender und lebendiger gewesen sein. Es kommt hinzu, daß die Bergwerke im 15. und 16. Jahrhundert bedeutenden Gewinn abwarfen. Hans Luther's Beispiel scheint zu beweisen, daß fleißige, unternehmende Leute unschwer zu Wohlstande gelangten. Das mochte Manche zu einem lockeren Leben verleiten, sodaß rasch erworbenes Gut sich ebenso bald wieder zerstreute. Martin spricht davon, er könnte wol Exempel von Labansbrüdern in seiner Vaterstadt anführen, die groß Geld und Gut in einen löcherigen Beutel gesammelt, daß es sobald zerronnen als gewonnen gewesen sei. Indeß brachte es wol einen gewissen Schwung in die Stadt, die ziemlich entfernt von Welt und Leben gelegen ist. Außer Eisleben ist binnen einigen Stunden von größern Ortschaften nur Sangerhausen und Aschersleben zu erreichen. Doch vermittelte das bergmännische Geschäft mancherlei Berührungen nach Außen hin. Die Hauptabnehmer der Bergwerkserzeugnisse waren die größern Handelsstädte Süddeutschlands und Venedig. Bei dem Allen lebte der mansfelder Bürger abgeschlossen genug in seiner Bergstadt, seinem Kreise. Nur einen Blick hatte er, nahe und doch fern, auf eine vornehme Lebensweise und veredelte ritterliche Sitte [1]).

Gegen die Zeit des großen Bauernkrieges hin fingen die Grafen an, eine Gewaltherrschaft zu üben. Bis dahin scheinen sie freundliche, billige Herren gewesen zu sein. Man kann annehmen, daß ein gewisses patriarchalisches Verhältniß zwischen ihnen und ihren Unterthanen, zumal ihren mansfelder Bürgern bestand. Wir hörten schon, welche Beziehungen daraus zwischen

---

1) Niemann, Gesch. d. Grafen von Mansfeld, 1 ff. 296. Gervinus a. a. O. I, 397. Auslegung der Genesis zu Kap. 30. V. 29 ff. Walch II, 859.

ihnen und Luther entsprangen. Allein schon diese Beziehungen würden wir ohne ein bestimmteres Bild von der damaligen Stellung der Bürger und überhaupt der verschiedenen Stände zu einander nicht völlig verstehen können.

Der Begriff vom Volke, als der Gesammtheit der Staatsangehörigen, war noch nicht erwacht. Man kannte nur Herren und Knechte, Obrigkeiten und Unterthanen, Stände mit ungleichen Berechtigungen und Vorzügen, bevorrechtete Stände und ihnen gegenüber die jedoch auch nicht rechtlose große Masse des niedrigsten Volkes. Die Begriffe der Gleichheit, des allgemeinen Werthes und Rechts der Menschen lebten nur in der Höhe der christlichen Anschauung, waren nur in den Wenigern lebendig, die zu ihr, und wenn sie zu ihr sich erhoben; die Allerwenigsten waren im Stande, wenn überhaupt Jemand, sie im Gedanken nach allen Seiten hin festzuhalten. In der äußern Welt waren sie noch viel weniger durchgedrungen, die letztre schien vielmehr gemäß der Ansicht vom Unterschiede der Menschen nach Ständen und äußern Berechtigungen eingerichtet zu sein. Das aristokratische Princip durchdrang alle Verhältnisse und Kreise wie die allgemeine Denkart. Jeder Stand trachtete frei zu werden von den Beschränkungen, in welche er sich eingeengt sah, Rechte zu erlangen oder zu erweitern. Nach erreichtem Ziele schloß er gegen die übrigen Stände sich ab und verwandelte sein Recht in Vorrecht, wodurch er dann wieder Andre beschränkte, an Recht oder Freiheit beraubte, zum Herren und Despoten wurde. Es konnte nicht wohl anders sein seit dem Eintreten, nicht anders werden ohne Beseitigung des Feudalwesens mit seiner ständischen Gliederung. Wo es bestand, waren Recht und Freiheit nur in der Form von Vorrechten und Freiheiten zu erlangen oder zu behaupten. Der Freiheitssinn erhielt und kräftigte sich, wurde aber auch verfälscht, heruntergezogen, in dem ewigen Kampfe um die Gewinnung oder Behauptung derselben. Der Standesgeist erhielt überreichliche Nahrung, das Gefühl für das natürliche Recht der Minderberechtigten und für die Leiden, welche denselben aus ihren Verhältnissen erwuchsen, wurde nur zu sehr abgestumpft. Es bestand ein großes Maß von Volksfreiheit, die jedoch nur in die Ausübung gewisser herkömmlicher oder verbriefter Rechte gesetzt wurde. Dagegen aber war man in der Ausübung und

Vertheidigung der letztern muthig, tapfer und beharrlich bis zur Selbstsucht und zum Eigensinn.

So war auch die Verfassung der Städte und der Sinn der Bürger durch und durch aristokratisch. Sie nahmen Unfreie auf, die bevorrechteten Bürger ließen freiwillig oder genöthigt minder berechtigte Anwohner Theil nehmen an ihrem Vorrecht. Aber der Bürger schied sich sodann gänzlich vom Bauer wie vom Landadel, die städtische Aristokratie, jede Bürgerklasse, die das Regiment führte, oder eine gewisse Theilnahme am Gemeinwesen erlangt hatte, behauptete ihr Vorrecht hartnäckig gegen alle übrigen, die Stadt trachtete nach Bann- und Zwangsrechten und übte dieselben über die ländliche Bevölkerung wie eine Herrin über Unterthanen, während sie ihre Freiheiten mannhaft wider jeden Anfechter, auch gegen ihre Obern behauptete. Wenn wir nun die bürgerliche Denkart und Gesinnung in so starkem Ausschnitt bei Luther hervortreten sehen, was ebenso viel ist, als daß sein Aufwachsen im Bürgerstande sehr wesentlich auf ihn eingewirkt, so erklärt sich's um so leichter, daß wir trotz seiner auch gar nicht verleugneten Abkunft so wenige Hinneigung zum Bauernstande bei ihm finden und daß auch er, der Mann des Volkes und der Freiheit, keinen Begriff von Volksfreiheit hatte. Gleichfalls blieb er selbst nach dem freundlichen und lockenden Entgegenkommen der Ritter dem Adel abgeneigt, wie sehr er einzelne ritterliche Männer des Standes zu schätzen wußte. Die Adligen wollten Alles erlesen haben und nicht selbst erlesen sein, Vorzüge genießen, aber nicht verdienen, regieren an allen Höfen und hätten doch weder das Geschick dazu, noch die edle, uneigennützige Gesinnung nur auf das gemeine Beste zu sehen, verachteten Kunst und Wissenschaft, wüßten nichts als rauben, schinden und schatzen, gegen ihre Obern sich auflehnen und die Niedern unterdrücken. Das war und blieb seine Stimmung und was späterhin auch sonst darauf einwirken mochte, sie wurde sicher schon in seiner Kindheit und Jugend begründet. Der Bürger bedurfte oder empfand wenigstens vor allen Ständen das Bedürfniß der Ordnung, des Friedens und der Sicherheit, die der unruhige, verarmende Adel ewig störte; der Bürger war etwas und strebte noch höher empor, der Adel nahm ab und wollte ihn doch nicht gelten lassen, sondern vertrat ihm neidisch

und feindselig die Wege. Gerade zwischen diesen beiden Ständen war die Eifersucht am größesten, hörte der Krieg nie auf. Beim Bürger wie beim Landvolke hießen die vom Adel „schädliche Leute." Auf die Einflüsse jener Denkart und Verhältnisse im damaligen Deutschland und insbesondere im Bürgerstande weist endlich bei Luther auch sein männlicher Freiheitssinn zurück, der durch ein falsches Schriftverständniß und eine klösterliche Erziehung in ihm getrübt, aber nicht unterdrückt werden konnte. „Kein Volk ohne Rechte," das verstand sich bei ihm von selbst. „Herren sollen einen Vorzug haben, sagen sie, gehören nicht unter die Gesetze, mögen thun nach ihrem Gefallen. Ja, Blitz und Donner!" ruft er aus. Der Eindruck — Ueberraschung und Entrüstung — liegt darin, den die neue Lehre ihm erregte, deren Hervortreten er, freilich ohne es zu wollen oder zu ahnen, mitverschuldet hatte [1]).

Man findet das Bezeichnende der mittleren Jahrhunderte, Manchfaltigkeit der Lebensformen, auch in den Städteverfassungen. Doch kehren gewisse Grundzüge derselben überall wieder. Ein gewönlich patrizischer Rath und gemeine Bürger, Kaufleute, Handwerker, Zünfte bildeten die Grundstoffe, die sich fast immer in lebendiger Bewegung befanden. Die Räthe pflegten das aristokratische Princip, die Zünfte das demokratische zu vertreten, jene das der Herrschaft, eines geordneten und auch wol strengen despotischen Regiments, während diese nach größerer Ehre, Erweiterung der Rechte der gemeinen Bürger trachteten, Theilnahme am Regiment sich zu erkämpfen suchten, was ihnen eben im 15. Jahrhundert so ziemlich überall mehr oder minder gelang. Die Gewerke setzten in den meisten Städten Verfassungsänderungen zu ihren Gunsten durch. Auch dies war ein Zeichen der allgemeinern Erscheinung jener Zeit, daß die untern Stände in dem eifrigen und nicht erfolglosen Streben begriffen waren, aus dem Zustande der Erniedrigung und Unterdrückung sich herauszuarbeiten, in welchem sie sich zur Zeit der Blüthe des Lehnswesens befunden. Da trachteten denn auch Einzelne aus den un-

1) Auslegung des 82. Psalms zu V. 2; Walch V, 1043. Ausl. d. der Genesis zu Kap. 34. V. 2; Walch II, 1268. de Wette V, 69. Zimmermann a. a. O. I, 110.

tern Klassen emporzukommen, oder wurden durch das Vertrauen der Mitbürger, den Lohn bewiesener Thätigkeit und Tüchtigkeit, emporgehoben. So Hans Luther. In den Städten war am meisten, was sonst überall im Reiche während des 15. Jahrhunderts mehr oder minder fehlte, Ordnung und Gesetzlichkeit. Dazu besaßen sie in zahllosen Abstufungen Selbständigkeit und Macht im wünschenswerthesten Maße, und so beträchtlich war ihr Wohlstand, daß ihr Vermögen bereits die Bedeutung des Grundbesitzes überwog. Gesichert, gefördert und belebt wurde durch das Alles das Dasein, die vielseitigste Entwickelung und Thätigkeit des Bürgers.

Man darf nun freilich die großartigen Verhältnisse, Gesichtspunkte und Gesinnungen der Reichsstädte in den Landstädten, zumal den kleinen, nicht suchen, wo die Gesichtskreise, Ansichten, Parteikämpfe, Bewegungen und Zwecke weit enger und kleinlicher waren. Jene bildeten fast unabhängige Freistaaten, diese waren abhängiger, aber den erstern doch darin ähnlich, daß sie einer beträchtlichen, wenn auch geringern Selbständigkeit genossen, der Theilnahme der Bürger an den Angelegenheiten des städtischen Gemeinwesens einen ausgedehnten, wenn auch minder weiten Raum boten. Sie besaßen in der Regel bedeutende, werthvolle Rechte, die sie gelegentlich gegen die Geistlichkeit, den Adel, die Landherren zu vertheidigen hatten, und deren Uebung einen nicht zu geringfügigen Stoff zu einem Mitrathen und Thaten bot, wobei sich Verstand, Geschick und Gesinnung zeigen konnten und ausbilden mußten. Vieles blieb ihnen allein anheimgestellt, wovon man in neuerer Zeit wol glaubte ihnen gar nichts lassen zu dürfen. Die erste, Vielerlei umfassende und noch Mehres gar nicht berührende, sogenannte Polizeiordnung für Stadt und Land erließen die mansfeldischen Grafen an den Rath zu Eisleben erst 1512. Die Bürger waren wehrhaft und bewehrt, eilten bewaffnet auf ihre Sammelplätze, wenn Getümmel entstand, auf die Mauern, wenn ein Feind nahte, zogen aus in der Landfolge zum Krieg oder zu eigener Fehde, die Bürgermeister oder Rathsherren voran. Das Alles machte thatkräftig und muthig, nährte den Gemein- und Freiheitssinn. Da wurden Geld und Kräfte nicht geschont, wo es der Errichtung von gemeinnützigen Anstalten, Bauten und dgl. galt, während

man sich daheim eng und oft kärglich behalf. Da lernte sich's, Einer zum Andern stehn, im gemeinen Nutzen oder Schaden den eignen finden. Oft blickten freilich auch die Bürger nicht über ihre Stadt und deren nächste Anliegen hinaus. Auch in den Städtebünden fehlte das nothwendige Unterordnen unter das Gemeinsame. Auch im Innern der Städte nährte die Verschiedenheit der Berechtigungen die Selbstsucht und Widersetzlichkeit. Allein das nähere Bedürfniß drängte zu einer strengeren und größern Ordnung, Unterordnung und Gemeinsinnigkeit. Die letztre war doch noch in bedeutendem Maaße vorhanden, wenn sie auch in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts abnahm, weil die Selbstsucht überall so viel Raum gewann und der städtische Adel die Verwaltung wieder in seine Hände zu bringen und auszubeuten trachtete [1]).

Liest man, wie Luther späterhin zu den Bürgern, den städtischen Obrigkeiten redete, so sieht man deutlich, da war frühe und lange unmittelbare Anschauung und Erfahrung, der so redete, war ein Bürgerkind und das Beste war in ihm wiedergeboren und durchgebildet, was im Bürgerthume lebendig war und waltete. Wenn selbstvergessende Hingebung für das gemeine Beste und ein so starker Sinn für Ordnung und Unterordnung, die Grundlagen der Gesetzlichkeit, des Friedens, ja alles echt menschlichen Daseins, ihn auszeichnete: das Alles hätte nicht leichter und besser in ihm geweckt und entwickelt werden können, als in der städtischen Luft. Oft und bei den manchfachsten Veranlassungen spricht er Grundsätze aus, wie den: „Wer in einer Stadt wohnen will, der soll das Stadtrecht wissen und halten, deß er genießen will." Dies in der Vorrede zum kleinen Katechismus. Die Grundsätze und Lehren großmüthiger, gemeinsinniger Aufopferung liegen auch in der antiken, der aristotelisch-scholastischen Philosophie und gesteigert und verklärt im Christenthume. Die klassische, die philosophische Schule, die er durchmachte, die christlichen Begriffe, die er in sich aufnahm, halfen durchbildend nach. Er nimmt auch als Theolog und Prediger seine Vergleiche gern von diesen städtischen Verhältnissen her. So im Sermon von dem hochwürdigen Sacrament des heiligen, wahren Leichnams Christi (1519), wenn er die Bedeutung des Sacraments als Gemeinschaft klar machen will: „Wie in einer Stadt einem iglichen Burger gemein wird derselben Stadt Namen, Ehre, Freiheit, Handel, Brauch, Sitten, Hulf, Beistand, Schutz und dergleichen; wiederumb, alle Gefahr, Feuer, Wasser, Feind, Sterben, Schäden, Auffätz, und dergleichen. Dann wer mit genießen will, der muß auch mit gelten, und Lieb mit Lieb vorgleichen. Hie sicht man, daß wer einem Burger Leide thut, der thut der ganzen Stadt und allen Burgern Leide; wer einem wohl thut, vordienet vor allen andern Gunst und Dank." Zu seinen Lieblingssprüchen gehört: „Ein Bürger ist dem andern einen Brand schuldig." Er erläutert ihn, weiß ihn gar beziehungsreich zu machen, kommt darauf zurück, bald in einer exegetischen, bald in einer Volksschrift. So in der Auslegung des 5. Buchs Mosis (1525), im Sendbriefe von dem harten Büchlein wider die Bauern (1525) und sonst. „Ein Bürger ist dem andern einen Brand schuldig, das ist, will einer ein Bürger sein, so muß er auch mit seinen Nachbarn in Gefahr, Brand und allerlei Schaden stehen. Wer in der Gemein will sein, der muß auch die Last, Fahr und Schaden der Gemein helfen tragen und leiden, ob er's gleich nit verwirkt hat, sonder sein Nachbar, eben wie er, des Frieds, Nutzs, Schutzs, Guts, Freiheit und Gemach der Gemeine geneußt, ob er dieselbigen gleich nit erworben noch zuwegen bracht hat." Zum Bürgerleben gehöre eine solche Beständigkeit und Gewißheit, daß man nicht zweifeln oder sich weigern dürfe, für die, die neben uns dem Stadtrecht unterworfen, Leib und Leben und alle Güter dahinzugeben. Der große Haufe müsse mit Zwang regiert werden, Ehrerbietung und Gehorsam gegen die Obrigkeit sei bei ihm schlechterdings nöthig, darum müßten allewege solche äußerliche Larven, Aemter und Personen sein, und auch geziert werden mit Purpur, Titeln u. dgl. Er bete die Obrigkeit nicht an, aber ohne sie fräße ein Mensch den andern. Wenn man ihr Ehre erzeige und Gehorsam leiste, so sei man nicht eines Schaafhirten oder Fürsten Sohne gehorsam, sondern dem Willen Gottes und gemeiner Nothdurft u. s. w. Wende die Obrigkeit, sagte er einst von der Kanzel, Friedstörung nicht ab, so nehme er seinen Hausspieß und schütze seinen Hausfrieden selbst, und sollte er einen Auf-

1) Bensen, Gesch. des Bauernkriegs, 32.

rührer niederstoßen, so werde er aufschreien: Hie Gottes und Kaisers Recht, vor denen beiden er's verantworten werde mit bestem christlichen Gewissen [1]). Solche gemeinsinnige Denkart, Geschick und Kraft und Muth zum eignen Wollen, Handeln und Mitthun, zur Selbstbeherrschung bei Selbstbestimmung fand sich wie von selbst ein, wurde gelernt, geübt, wer unter den selbständigen, durch kein Administrirtwerden willen- und gesinnungslos, schwach, unbeholfen und selbstsüchtig gemachten Bürgern des 15. Jahrhunderts aufwuchs, denen Regiment und Rath, Recht und Wehr der Stadt gemeine Sache war.

Von den größern bis zu den kleinern Städten bewährte es sich, daß die bürgerliche Freiheit auch hellere Geister, denkfreiere Menschen erzeugt. Eine allgemeine oder gar ästhetische Bildung gab es in den kleinern freilich nicht. Eine solche begann kaum um diese Zeit in den größern, in engen Kreisen. Die Kenntnisse waren überhaupt noch sehr gering, doch im Zunehmen. Es war in den Bürgerschaften ein lebendiger Wissensdurst und Bildungstrieb erwacht, nachdem Lernen und Wissen im ganzen Laienstande lange verachtet, zum wenigsten die Ansicht herrschend gewesen, daß es nur für die Geistlichkeit sich schicke, und während die übrigen Stände, der rohe Adel namentlich, wenn auch nicht ausnahmslos, Wissenschaft und Bildung noch immer geringschätzten. Freilich war auch in den Städten noch weniger Wissenschaft als Begehren danach, Achtung vor ihr, Forschungsgeist, Drang nach Unterricht. Doch zu welchen Ergebnissen, Entdeckungen, Verkehrserweiterungen hatten die neuen Kenntnisse nicht bereits geführt. Sie verhießen noch viel mehr. Sie wurden mehr und mehr als die Bedingungen und Grundlagen des Handels, des Gewerbswesens, der Ehre und Auszeichnung erkannt. Einzelne Fürsten waren Gönner der Gelehrten und Gelehrsamkeit, wurden Stifter und Förderer von Universitäten; des Gelehrten und Volksschulwesens nahmen fast nur die Bürgerschaften

1) Auslegung der Genesis zu Kap. 22. V. 16—18, Walch I, 2360. Zu Kap. 41. V. 40, Walch II, 2048. Verm. Pred. Plochm. XVII, 193. Ausl. des 5. Buchs Moses zu Kap. 19. V. 5—7. Walch III, 2277. Plochm. XXVII, 30; XXI, 7; XXIV, 312. Mathesius, 7. Predigt.

sich an. Daher denn selbst in kleinern Städten Bürger, wie Luther's Vater, Freunde der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, die sich des Unterrichts annahmen, befähigte Söhne dem Gelehrtenstande bestimmten, ihren Wissenstrieb und ihre Achtung der Wissenschaft von früh an denselben einzuflößen suchten. Wenn Martin irgend etwas durch den Vater war und hatte, so war es dieses.

Ein Anderes jedoch vielleicht nicht minder, ein starkes sittliches Bewußtsein, ein lebendiges Streben, dasselbe nach allen Seiten und recht im Gegensatze zu der so häufigen Zuchtlosigkeit und Entsittlichung, namentlich des Klerus, auszubilden und zu bethätigen, was einen weiteren hervorstechenden Zug in der Art der Bürger jener Zeit bildet und gleichfalls hauptsächlich durch die Freiheit in sie hineingekommen war, die an sich selbst eine der besten Tugendschulen ist, den Ehrtrieb stärkt, edeln Stolz einflößt, die Gemüther über die Furcht, die Triebfeder zu so viel Schlechtigkeit, erhebt, die Bürger von der Wohlhabenheit zur Bildung führte. Sie waren, zumal in den kleinern Städten, allerdings noch immer ungeschlacht, barsch und roh genug nach Sitte, Rede- und Lebensweise. Die gewöhnlichen Laster und die Auswüchse und Begleiter der Natürlichkeit und einer derben Sinnlichkeit, die freilich oft nur einer überfeinerten Zeit als Verderbniß erscheinen, waren nicht selten bei ihnen; ebenso Völlerei, Ausschweifungen der Sinnlichkeit, der ungebändigten Kraft, des eigensinnigen und maßlosen Unabhängigkeitssinnes, Erzürnlichkeit, aufbrausende Hitze; auch Ueppigkeit und Vergnügungssucht, die Folgen des Geldreichthums, des Luxus, zu welchem er führt [1]). Doch gaben die Bürger in den kleinern Städten weit weniger Anlaß zu Klagen hierüber, wogegen bei ihnen ein minder sinniges und edles Leben, wie es in den größern, den Reichsstädten zu walten angefangen hatte, zu finden, der Ton, die Denkart und die Sitte bäurischer waren. Allein der Kern war gut, die Kraft gesund, die rauhe Schale verbarg viel Treue, Geradheit, Biederkeit und Offenheit, die grobe Sitte und große Gediegenheit und Biederkeit der Gesinnungen gingen Hand in Hand. Ein schlichtes, treuherziges Wesen, fern vom Gesuchten

1) Ullmann a. a. O. I, 206 ff.

und Erkünstelten, Ehrbarkeit und ein tüchtiger Hausverstand, Gastfreundlichkeit und Wohlthätigkeit, Arglosigkeit und Vertrauen waren nicht geringe Vorzüge. Selbst die eben um diese Zeit sich häufenden, oft rigoristischen Verordnungen wider ein Uebermaß bei fröhlichen Gelagen, Hochzeiten, Taufen, Kirmessen, Handwerker-Zusammenkünften, im Kleideraufwande u. dgl., der zunehmende Unwille und Spott über den Klerus und manche seiner Ansprüche und Lehren beweisen, wie lebendig der Wunsch erwacht war, zu einer reinern Sittlichkeit und edlern Sitte zu gelangen. Freilich fehlte es selbst im mittlern und niedern Bürgerstande, in den kleinern Städten wie auf dem platten Lande nicht an übermäßigem Aufwande und Ausgelassenheit bei Gelagen und Festlichkeiten. Die mansfeldische Polizeiordnung beweist es für diese Gegenden. Doch im täglichen Leben herrschte — und wol nirgend mehr, als in Thüringen — Nüchternheit und Einfachheit des Sinns, der Lebensweise, der Bedürfnisse, große Mäßigkeit, haushälterische Gewohnheit, Vermeidung eines losen Wandels weitaus vor. Meisthin erregte dem Bürger das „Zutrinken, Panckettiren, Prangen" u. dgl. an den Höfen und beim Adel, die Ueppigkeit der Geistlichen Unmuth, er schloß sich gern dagegen ab, suchte die Unsitte von seinem Stande abzuhalten. Bis zum Erlaß der erwähnten mansfelder Polizeiordnung mochte sich Manches geändert haben. Immerhin aber läßt sich aus ihr schließen, wie sehr man davon durchdrungen war, daß die städtischen Obrigkeiten namentlich auf Zucht und Ordnung zu halten hätten und wie viel man in dieser Beziehung von ihrem guten Willen, ihrer Einsicht und Kraft erwartete.

Nun war es vor allen Mächten die Kirche, welche die Grundlage der Kraft und Blüthe der Städte, der Sinnesart und des Lebens der Bürgerschaften, die Freiheit, die bürgerliche sowol, als, und noch mehr, die geistige beschränkte oder gefährdete, dem Wissens- und Bildungstriebe, wie dem sittlichen Bewußtsein derselben und den manchfachen Regungen des letztern entgegenstand. Ueberall griff die Geistlichkeit in die weltlichen Verhältnisse, die Gerichtsbarkeit namentlich, wie in die Gewissensrechte durch Mißbrauch von Bann und Interdikt ein. Ueberall war sie den Bürgerschaften bei deren Streben nach städtischer und geistiger Selbständigkeit im Wege. Sie befriedigte nicht

mehr wie früher das Bedürfniß der Frömmigkeit oder das des Schutzes, der Ordnung, der Freiheit, stand ihm jetzt oft und vielfach entgegen, hatte sich in eine Despotin verwandelt, ihre Ansprüche und Anmaßungen unendlich gesteigert. Sie wollte in erster Stelle die Erde besitzen, den Himmel vergeben, in irdischen und religiösen Dingen als höchste Instanz entscheiden, untrüglich sein. Dabei ließ sie es sowol an Lehreifer, als an einer sittlich-gesunden Lehre fehlen und wurde durch Unwissenheit und Faulheit ihres Klerus, durch den Druck, den sie übte, ihren Widerstand gegen den Wissens- und Versittlichungstrieb des Bürgers demselben um so anstößiger. Und dies noch mehr, da er die Blößen, welche sie so häufig gab, um so heller durchschaute, um so unangenehmer empfinden mußte, bei seinem Fleiße, seiner Betriebsamkeit und Rührigkeit, bei seinem vielfach bildenden Verkehr, der Geistesthätigkeit, die hierdurch bei ihm geweckt und gefördert wurde, der Bildung, deren er sich bereits bemächtigt hatte, dem ehrbaren Wandel, worin er den Stolz seines Standes setzte. Es war eine andere Zeit im 15. Jahrhundert. Kirche und Geistlichkeit waren gesunken, er hatte sich gehoben, und je mehr seine Verstandesthätigkeit erwachte, desto auffälliger mußte ihm der Widerspruch des heiligen Berufs und des unheiligen Wandels beim Klerus werden. Luther läßt sich in den Tischreden einmal über die freche Unzucht aus, welche die Geistlichen vordem getrieben; so arg hätten sie es gemacht, „daß die Bürger zuletzt selbst ein Sprüchwort daraus machten: Wer will haben rein sein Haus, der behalt Pfaffen und Mönche draus." Es ist bekannt genug, daß dies und zehn ähnliche Sprüchwörter und Sentenzen in Umlauf gekommen waren. „Wer nichts thun und doch einen guten Tag haben will, der werde ein Priester. — Unter dem Mönchskleid ruht ein schlimmes Herz. — Wer dem Satan dienen will, gehe in ein Kloster" u. s. f. Luther mag nicht selten Zeuge des Unfugs gewesen sein, wovon er in der Warnung an seine lieben Deutschen sagt: „da die Pfaffen auf den Begängnissen und Kirchweihung oder Patronfesten so leichtfertig mit dem Sacrament handelten, als wäre es ein Gaukelspiel, umb Fressens, Saufens, Gelds willen rohe und frech zuliefen, darnach voll wurden und speieten und spieleten und sich schlugen, wie des schändlichen Mißbrauchs alle Dörfer voll wa-

ren.“ So arg war es mit der Liederlichkeit der Geistlichen, daß schon Pius II. meinte, wenngleich die Kirche gute Gründe gehabt habe, den Cölibat einzuführen, so dürften doch noch stärkere dafür vorhanden sein, ihn wieder aufzuheben; so arg, daß die Bischöfe häufig eine Art Steuer vom geduldeten Concubinate ihres untergebenen Klerus erhoben, worüber sich Luther in der Schrift: Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe (1522) so bitter ausspricht: „Haben doch die Bischoff schier in allen Stifften ein großen Theil ihrer jährlichen Zins von eitel Pfaffenhurn. Denn wer ein Hürlein will haben, der muß ein Jahr ein Gulden davon dem Bischoff geben, und ist unter ihnen ein Sprüchwort: keusche Pfaffen sind dem Bischoff nicht zuträglich, und sind demselbigen auch feind,“ u. s. f. Daher erklärt es sich, daß bisweilen die Bürger wol einschritten und die Sittenzucht ihrerseits in die Hand nahmen, wie es eben auch im Mansfeldischen geschah. Es erklärt sich daraus, wenn die mansfeldische Polizeiordnung ganz unbefangen die Pfaffenmägde mit „andern öffentlichen Dirnen“ zusammenstellt und ihnen nur gebietet, beim Ausgehen den Mantel auf das Haupt zu nehmen. Es war aber auch, wie Luther in der eben genannten Schrift bemerkt, „kein böser Weibsvolk, denn die Pfaffenmägd;“ wie denn die Rede gewesen sei, „welch Weib einmal mit einem Pfaffen sündigt, der ist nimmer zu rathen, muß ewiglich verloren sein“ [1]).

Nach dem Allen ist es um so weniger zu verwundern, wenn wir in den Städten großen Unwillen, eine sehr abholde Stimmung gegen die Geistlichkeit, zumal die Klostergeistlichkeit finden; eine Mißstimmung, welche sich, wie überhaupt die Sinnesart besonders des Mittelstandes in dieser Zeit, stark und bezeichnend in einer populären Literatur ausspricht, die eben gegen das Ende des 15. Jahrhunderts sowol an Umfang wie an Verbreitung auffallend zuzunehmen anfing; eines der Zeichen, um wie viel bewußter die Kraft der mittleren und niedern Stände geworden, um wie viel ihre Bedeutung gestiegen war. Rückkehr zum Einfachen, Erhebung der Reinigkeit des Herzens über das,

1) Walch XXII, 1029. Plochm. XXV, 38 ff.; XXVIII, 191, 195.

was die Kirche für Frömmigkeit ausgab, Tadel der kirchlichen und hierarchischen Ansicht, Richtung und Ausartung, Widerspruch gegen geistliche und aristokratische Bildung, gegen Alles, was in den bürgerlichen, staatlichen, gesellschaftlichen Zuständen mißhagte, drückte, der gesunden Vernunft entgegen lag, ist ihr vorherrschender Charakter, Tugendlehre, verständige Betrachtung der Dinge, moralische Satyre waren ihr vornehmster Inhalt, und der Spott nahm seine Richtung keck und vorwaltend gegen die Geistlichkeit, deren Geiz, Unzüchtigkeit u. s. f., wie das neuerdings ausführlich und vortrefflich von Gervinus, Ranke, Hagen, Herrmann (Johann Freiherr zu Schwarzenberg) und Andern dargestellt ist. Der um die Mitte des Jahrhunderts erfundene Buchdruck begünstigte ihren rascheren erweiterten Umlauf, und die Bürgerschaften waren ihr eigentliches, wenigstens ihr vornehmstes Publicum. Es war die jetzt zunehmende Gegenwirkung des gesunden Menschenverstandes und der vorgeschrittnen und fortschreitenden Einsicht, der sittlichen Kraft und Lebensklugheit der Nation und insbesondere des Mittelstandes, namentlich wider die hierarchische Beherrschung und Anschauung, welche darin ihren Ausdruck fand. Ihr Inhalt und ihre Richtung kehrte auch im überall hindringenden Volksliede, im satyrischen Schauspiele wieder, das ihr ganz eigentlich angehört, ein Grund mehr, weshalb die Geistlichkeit dawider eiferte und Diejenigen in der Beichte vornahm, welche Theil daran genommen, womit sie denn auch bei den Fügsamsten, Ernstesten und Frömmsten durchdrang. Es mag hierauf hindeuten, oder ein Zeichen sein, daß es zu Mansfeld redlich gesinnte, eifrige Geistliche gab, daß eine strenge Enthaltsamkeit auch von solchen Lustbarkeiten herrschte, die in der Regel für erlaubt gelten, wenn Luther in den Tischreden sagt: „Da ich ein Knabe war, waren alle Spiele verboten, also, daß man die Kartenmacher, Pfeiffer und Spielleute nicht ließ zum Sacrament gehen, und mußten vom Spielen, Tanzen und andern Spectakeln und Schauspielen, wenn sie es geübt oder zugesehen hatten und dabei waren gewest, beichten.“ Es stimmt hiermit zusammen, wenn er ein anderes Mal äußerte, er erinnere sich noch sehr wohl, daß die Priester, als er ein junger Knabe gewesen, des Ehebruchs und der Liederlichkeit nicht verdächtig gehalten worden wären, obwol sie mit Frauenzimmern

gewohnt hätten, dagegen aber habe die Unzucht der Pfaffen bei seinem Gedenken dermaßen zugenommen, daß sie ohne alle Scham Blutschande, Ehebruch und Hurerei getrieben und den Männern die Weiber entführt hätten [1]). Man kann daraus abnehmen, daß das Uebel während seiner Knabenjahre und im entlegenen Mansfeld noch geringer war. In der That machte es eben, als er aufwuchs, reißende Fortschritte und dies mußte denn wol später oder früher auf seine Ansicht und Stimmung wirken. Allein zunächst wirkte bei ihm, daß eben zu Mansfeld der Fall gewesen zu sein scheint, was stets der Fall war, nämlich daß es selbst der verderbten Kirche nicht an Religion und der entarteten Geistlichkeit nicht an Frömmigkeit und christlicher Tugend gänzlich gebrach, und daß die herrschende Gesinnung auch dort, wie überhaupt im Bürgerstande, religiös und kirchlich war, daß die Frömmigkeit, daß Anhänglichkeit an die Religion des Landes zur bürgerlichen Sitte und Ehrbarkeit gehörte, zu Dem, worauf der Bürger vornämlich hielt und stolz war. Hiervon zeugt abermals noch die mansfeldische Polizeiordnung, indem sie auf ein beabsichtigtes Zusammenwirken der weltlichen mit den geistlichen Obrigkeiten zur Aufrechthaltung der Vorschriften der Religion und Kirche hindeutet, die bei Gott und den Heiligen Schwörenden und Fluchenden mit Strafe bedroht u. s. f.

So sehr der Bürgerstand zum Nachdenken über religiöse Dinge erwacht und so viel Mißstimmung gegen die Geistlichkeit in ihm vorhanden sein mochte, man darf durchaus nicht glauben, daß seine Denkweise und Stimmung wider Religion und Kirche gewesen wäre. Die religiöse und kirchliche Ansicht und Gefühlsweise herrschte auch in ihm jedenfalls wenigstens weitaus vor. Auch bei ihm wirkte alles das, wodurch sie bei der ganzen großen Mehrzahl in allen Ständen erzeugt und unterstützt wurde und wie stark sie noch immer bei ihm war, beweist eben der Umstand am deutlichsten, daß er die Gebrechen der Kirche und noch mehr die der Geistlichkeit schon so klar erkannte und so übel empfand und sich dennoch und trotz seiner Kraft und

1) Walch XXII, 345. Auslegung der Genesis zu Kap. 39. V. 7—10; Walch II, 1850.

Entschlossenheit nur bei einzelnen Uebergriffen gegen sie auflehnte, ohne jedoch auf eigentlich abweichende Gedanken zu gerathen. Es waren doch immer nur äußerst Wenige, die sich der erwähnten Ketzereien theilhaftig machten. Unter den Orten, wo diese vorkamen, wird insbesondre Mansfeld nie genannt, und auch der Umstand ist nicht außer Acht zu lassen, daß bei den Ketzergerichten und Verfolgungen in diesen Gegenden die weltlichen, namentlich die städtischen Obrigkeiten nicht weniger thätig und eifrig waren als geistliche Ketzerrichter.

Allein es verhielt sich mit der frommen und kirchlichen Denkart und Empfindung des Bürgers doch auch wieder, wodurch der anscheinende Widerspruch sich löst, ganz anders wie mit der der Geistlichkeit und der großen Masse des niederen Volks. Von ihm gilt in einem größeren Maße, daß der alte Glaube, die alte Anhänglichkeit an die Kirche und deren Christenthum tief, gerade hier so tief wurzelnd, an Lebendigkeit, an kindlicher prüfungsloser Unbefangenheit verloren hatte, ohne gerade wesentlich erschüttert zu sein. Die ganze religiöse Anschauung war beim Bürgerstande eine andre geworden als die, welche im Klerus sich ausgebildet und die die Hierarchie in ihrer Blüthezeit den Nationen einzuprägen gestrebt hatte. Diese erblickte in der Außenwelt nicht die Natur, sondern Verdorbnes, das durch Christi Herrschaft zu bekämpfende und besiegende Reich des Bösen, und in den sinnlichen Regungen wiederum nicht das Natürliche, sondern ebenso seit dem Falle des ersten Menschenpaares Verderbtes, das zu unterdrücken, zu ertödten sei. Das sollte denn erreicht werden durch Fasten, Enthaltsamkeit vom ehelichen Leben, freiwillige Armuth, Kasteiungen, Bußen, Absonderung von der Welt. Dies war es, was vorzugsweis für Frömmigkeit galt, ein höherer Grad derselben war Heiligkeit. Die darin vorherrschende Ansicht war in den Grundzügen schon sehr früh in der Kirche vorhanden gewesen. Sie hatte zur Hebung der Geistlichkeit in der Meinung wie zu überwiegendem äußeren Ansehen, zu jenen Einrichtungen geführt, die auf die Begründung und Befestigung des Uebergewichts derselben berechnet waren. Sie war ausgebildet seit der Vervielfältigung der Mönchsorden, der Einführung der Ehelosigkeit der Geistlichen, von welchen sie wiederum befestigt und sorgfältig unterhalten wurde. Sie war Er-

zeugniß eines starken und tiefen religiösen Gefühls, mangelhafter und verunreinigter Erkenntniß, wenig regsamer Verstandesthätigkeit. Ebenso wirkte sie weckend und fördernd auf die religiöse Empfindung, doch bis zu Ueberreizung derselben; sie erzeugte, mehrte und bestärkte groben Miß- und Aberglauben, der sich im Heilgendienste, der Reliquienverehrung, der Menge der kirchlichen Ceremonien, der Ansicht von der Verdienstlichkeit der Beobachtung äußerer Gebräuche, der hohen Werthschätzung alles dessen, was man gute Werke nannte, aussprach.

Diese geistliche oder asketische, die eigentlich mittelalterliche Frömmigkeit hatte in der Kirche nicht ohne Kampf und Widerspruch zur Herrschaft gelangen können, und noch weniger beim deutschen Volke. Die Deutschen hatten sich ihre ursprüngliche sinnlich-frische, verständige und kräftige Anschauung von Welt und Leben, ihre Achtung der menschlichen Selbständigkeit und Kraft nie gänzlich verdunkeln oder nehmen lassen. Sie war eben jetzt vornämlich im Bürgerstande im lebendigsten und kräftigsten Regen und Zunehmen. Sie war die Grundlage seiner „protestantischen" Gesinnung, die er mehr und mehr bethätigte. Von jeher hatte sie bei ihm die weltabgewendete, übersteigerte fromme Empfindung und Anschauung der mittelalterlichen Blüthezeit bei ihm gemäßigt und ernüchtert. Er hatte, je mehr seine Verstandesthätigkeit zugenommen, die Auswüchse und Ausartungen der mittelalterlichen Ansicht und Frömmigkeit dunkler oder heller als solche erkannt, hatte längst angefangen, den Werth des Innerlichen, der Gesinnung und die verhältnißmäßige Verdienstlosigkeit des Aeußerlichen, des geistlichen Lebens, der Einsamkeit, der Werke einzusehen. So viel Boden Prüfung und Nachdenken bei ihm gewannen, so viel verlor sich bei ihm die Ueberschwänglichkeit der Empfindung und wich einer heitern, weltlichen, verständigen Ansicht; in demselben Maße wendete er vom Abergläubischen sich ab, verschwand bei ihm die gefühlsame Phantasiefrömmigkeit, die mönchisch gefärbte Anschauung. Die Kraft und Innigkeit der letztern hatte überhaupt abgenommen, in der Kirche, selbst bei der Geistlichkeit und so in den untersten Ständen, wie ja das protestirende Denken auch in die Bauerschaften eingedrungen war und keine Richtung dieser Art sich ausschließlich auf irgend einen Kreis beschränkt. Allein während sie im Ganzen, bei der großen Volksmasse noch vorherrschte, finden wir sie in den Bürgerschaften, wenn nicht geradezu aufgegeben, doch abgeklärt, noch viel wesentlicher geschwächt. Man hatte in ihnen angefangen weit schärfer und bewußter als früherhin zwischen Christenthum und Mönchswerken und Lehren, zwischen Kirche und Geistlichkeit zu unterscheiden. Allein man bürdete dabei die Schuld der letztern oder eines Theils derselben dem ganzen Klerus oder der Kirche nicht auf. Es geschah zum wenigsten nur von Einzelnen, wogegen wieder Andre um so mehr einer innerlichen Frömmigkeit zuneigten. Nur bei Wenigen trat damals schon eine leichtfertige, ungläubige Denkart ein, in welcher das Bewußtsein höherer Zwecke des Daseins verschwindet. Weitaus die Meisten waren dazu viel zu tief von dem volksthümlichen Wesen durchdrungen, in welchem eine heitere, nüchterne, verständige Ansicht mit Gemüthlichkeit und einer starken Richtung auf das Uebersinnliche und Ewige verschmilzt und auf der der eigenthümliche Ernst des deutschen Lebens und der deutschen Gesinnung beruht. Eben die Verderbniß im kirchlichen Wesen erregte ihr Nachdenken über religiöse Dinge und nicht selten neben Entrüstung über jene ein lebhaftes Verlangen nach einer gereinigten Lehre und Kirche und einen desto größeren Eifer für die lauterer und würdiger gedachte. Daher denn, daß die vorherrschende Ansicht und Gesinnung in den Bürgerschaften religiös und kirchlich war und blieb bei all ihrer Mißstimmung gegen die Geistlichkeit und manchen Mißbrauch in der Kirche, bei aller Hitze der Streitigkeiten, in welchen sie fast unausgesetzt mit dem Klerus lebten; daher so viele ehrsame Bürgersleute wie Hans Luther, Liebhaber der Gottesfurcht, streng religiös, ja eifrig kirchlich, doch mit nichten blind ergeben, pfaffenknechtisch, vielmehr dem Mönchthume und Pfaffenwesen entschieden abgeneigt.

Wir dürfen annehmen, daß Margarethe Luther's Frömmigkeit mehr jener Art war, wie sie in der großen Volksmasse gewöhnlich. Martin wuchs in vielfachen Berührungen mit Anverwandten, mit Leuten niedern Standes, mit Priestern und Mönchen auf. Es kam nun darauf an, ob der Einfluß der mütterlichen oder der väterlichen, der geistlich-volksmäßigen oder der aufgeklärt-bürgerlichen Religiosität bei ihm der stärkere war,

und wiefern der eine oder andre früher eindringlich bei ihm wirkte. Er befand sich unter Beiden. Doch ist dabei nicht zu vergessen, daß beide religiöse Denkarten im Leben meisthin nicht zu weit auseinander standen oder doch zu stehen schienen, sich vielfach berührten und in einander übergingen [1]).

Wir dürfen nicht versäumen, auf noch eine andere Seite hinzublicken. Das Leben in jener Zeit war überhaupt sowol häuslicher als öffentlicher, zerstreuungsärmer und doch lustiger, minder einförmig und farblos. Die Kirche brachte durch ihr ganzes Wesen eine reiche Abwechselung in das Dasein, der Bürgersmann, als Theilnehmender am Gemeinwesen in der unruhigen Fehdezeit, mußte stets wachsam sein, nicht selten Thaten thun. Wir waren damals ein kräftigeres, gesunderes und fröhlicheres Volk. Es gab noch Volksfeste und mehr unbefangene Heiterkeit. Jede Klasse, Zunft und Einigung hatte ihre festlichen Zeiten, Aufzüge, Zusammenkünfte. Als wären auch sie eine Gemeindesache — und sie waren es nicht selten — diente häufig das Rathhaus zur Stätte der Lustbarkeiten. Auch die häuslichen Feste, Hochzeiten, Kindtaufen und dergleichen wurden mit mehr Frohsinn und Gepränge begangen. Daß dem auch hier so war, liest sich deutlich gleichfalls aus der mehrgedachten Polizeiordnung heraus. Dazu war Mansfeld eine Bergstadt, Hans Luther ein Berghauer. Diese Leute arbeiten lange Tage und Nächte emsig und einsam im schweigenden Schacht unter steter Lebensgefährde; bei keinen Andern sind die Gegensätze der Arbeits- und der Feiertage unter der Erde und am hellen Tageslichte so stark. Wer weiß nicht, wie tief religiös, wie ernst und zeitweilig dann, wie leichtblütig, wie geneigt zu Scherz, Tanz und Musik, Munterkeit und lärmender, alle Sorge in den Wind schlagender Lustbarkeit das Bergmannsvölkchen stets war und ist? Zur thüringischen kam hier die bergmännische Sangeslust. Unter den Volksliederarten der Zeit, den geschichtlichen, den Liebes-, Handwerks-, Kunstliedern gemüthlichen und häufig spottenden, auch selbstverspottenden Inhalts, fehlten auch die Bergweisen und für fröhliche Gesellschaften das Trinklied nicht, in welchem harmloser Scherz vorherrschte, der aber auch wol wie

1) Gervinus I, 470 f.

in den Martinsliedern in ausgelassenen Jubel überging [1]). Das „Saure Wochen, frohe Feste" war in Uebung bei den ehrsamen Bürgersleuten, die bei solchen Liedern gern Geist und Gemüth erquickten. Gerade die Martinsabende, an deren einem unser Luther geboren, waren die lustigsten im Jahre, wie sie noch jetzt Kinderfeste in einigem Maße sind. Er konnte an ihnen alljährlich zugleich seine Geburtstagsfeier begehen. Auch von diesem Allen ist seine Eigenthümlichkeit, zum Theil freilich erst sein späteres, über den Jugendjahren hinausliegendes Leben nicht ohne mannichfache Spuren. Bis in sein höheres Alter blieb ihm eine Ader köstlichen Humors, im Mannesalter und in den schwersten Zeiten war er aufgelegt zu Scherz und Heiterkeit, freute er sich des Singens und Musicirens; lebenslang hielt er die Kunst des Gesanges in Ehren und nannte wol die Musika die höchste Kunst nach der Theologie. Diese Neigung werden wir noch in seinen Schülerjahren hervortreten sehen, in welchen übrigens nichts hindeutet auf jugendlichen Frohsinn und leichtes Blut und desto mehr darauf, daß er sich in sein Inneres zurückzog und sich vorwaltend und sinnig-ernst mit ihm beschäftigte. Die Bergmannsart und die Entlegenheit der Bergstadt mochte das bei ihm fördern.

Mathesius hat in der siebzehnten Predigt einiges sehr Artige von ihm aufbewahrt, woran hier erinnert werden mag, weil daraus zu entnehmen ist, wie aufmerksam, empfänglich und innig er sich in seiner Kindheit in die ihn umgebenden Zustände hineinlebte, wie lebendig seine Jugendeindrücke waren. Die Fastnachts-Lustbarkeiten waren in Wittenberg wegen ihrer Mißbräuche abgeschafft. Da nun die Leute berichtet worden, daß man das Böse abthun und das Gute behalten solle und es gleichwol nicht unrecht wäre, in Ehren und Züchten fröhlich und guter Dinge zu sein und in Lieb und Freundschaft an öffentlichen und ehrlichen Orten zusammenzukommen, dachte ein ehrsamer Rath auf Wege, wie Freundschaft, Einigkeit und guter Wille bei ihnen anzurichten und zu erhalten wäre, und beschloß, daß sie auf ihrem Rathhaus möchten etliche Tage in guter Charitate sich ver-

1) Winterfeld, Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältniß zur Kunst des Tonsatzes I, 49.

sammeln, auch die Universität dazu einzuladen. Luther besorgte jedoch von seinem Erscheinen Mißdeutungen bei den Widersachern, lehnte die Einladung für seine Person ab, hieß sie im Namen Gottes und christlicher Zucht fröhlich und gutes Muths sein, blieb in seinem Hause und war mit seinen Hausgenossen auch guter Dinge im Herrn. Mehre Züge von Vermummten werden abgewiesen. Da wird ihm eine Schaar von ehrlichen Schieferhauern mit einem Schachspiel gemeldet, darin der Doctor gern pfleget zu ziehen. „Die laßt mir herein," spricht er, „das sind meine Landsleut und meines lieben Vaters Schlägelgesellen. Den Leuten, weil sie die ganze Woche unter der Erde stecken, in bösem Wetter und Schwaden, muß man bisweilen eine ehrliche Ergötzung und Erquickung gönnen und zulassen." Sie stellen ihr Schachbret auf. „Ihr Bergleut," sagt er „wer in diesem und andern tiefen Schachten ziehen und nicht Schaden nehmen und das Seine mit Unrath verbauen will, der soll, wie's Sprüchwort lautet, seine Augen nicht in die Taschen stecken, denn es gilt an beiden Orten Auffsehens." Er mattet sie, sie lassen ihm das Schachspiel und bleiben bei ihm und sind in Ehren und Züchten fröhlich, singen und springen. „Wie denn unser Doctor," schließt Mathesius, „von Natur gerne zur Gelegenheit fröhlich war, und sahe nicht ungern, daß junge Leut bei ihm in ziemlicher und mäßiger Leichtsinnigkeit fröhlich und lustig waren. Dieser Historien gedenke ich, daß Ihr daraus spüret, wie sich die ehrliche Bergart in dieses Bergmanns Sohne auch regete, daß er gern Bergleut um sich gehabt, mit und bei ihnen kurzweilig gewesen."

Zu Eisleben brachen kupfer- und silberhaltige Schiefer, mit allerlei Gestalt von Fischen u. s. w. darein gebildet. Man hatte einen solchen gefunden, auf welchem man den Papst mit der dreifachen Krone erblickte. Darüber stellte denn Luther Betrachtungen an, wie sich Gott auch unter der Erde beim Bergwerk spüren lasse, den Papst durch einen Bergmann von Mansfeld offenbar werden lassen. Bürger aus Joachimsthal besuchten ihn und brachten ihm Erzstufen mit. Er behält sie bei sich, hat öfter Raths- und Bergleute von dort an seinem Tische, und wie trefflich weiß er sich in ihre Weise zu schicken, bergmännisch mit ihnen zu reden, guter Dinge zu sein. Er erfreut sich an

ihrem Gesange, erkundet ihre Bergmannslieder und Weisen, läßt einen Ehrenbecher umgehen. Da wechselt dann die witzige Scherzrede mit frommer Betrachtung, die auf den „geistlichen Bergherrn und sein geistliches Bergwerk" hinweist, den Ausdruck, die Bilder und Gleichnisse vom Bergwesen hernimmt. Er thut dies auch in seinen erbaulichen Schrifterklärungen. So bemerkt er zu dem Spruche: Sorget nicht für den anderen Morgen, wir möchten es gerne so machen, daß es käme, wie wir gedenken, aber daraus werde nichts. „Siehe wie es gehet in den Bergwerken, da man ja fleißig gräbt und suchet; doch kömmts oft also, daß wo man am meisten Erz hoffet und sichs anläßt, als wollte es eitel Gold werden, da findet sich nichts, oder schneidet sich bald ab, oder verschwindet unter den Händen. Wiederum an andern Orten, das man für verloren hält und liegen läßt, gibt sich oft unversehens aufs reichlichste, und Einer, der all sein Gut hineingebauet, kriegt nichts, ein Andrer wird von einem Bettler ein Herr und wol in zehen Jahren wieder zum Bettler. Summa, es soll heißen: nicht gesuchet, sondern bescheeret, nicht gefunden, sondern zugefallen, wenn Glück und Seegen dabei sein soll [1])." So fehlen ebenfalls in seiner Uebersetzung der Bibel, der Psalmen namentlich, die Spuren seiner bergmännischen Herkunft und Erinnerungen nicht. Wir dürfen nicht zweifeln, auch sein Aufwachsen unter Bergleuten weckte und befestigte von früh an das religiöse Gefühl in ihm. Grade in seiner Frömmigkeit drückt die „Bergmannsart" sich deutlich aus. Wir gönnen dem biedern Mathesius seine Freude, sprechen auch unsrerseits gern die darin liegende Anerkennung aus, wenn er sagt: „Manßfeld gab den rechten Bergmann oder Hüttenreuter, der sich wider den Antichrist auffleget neben andern guten Leuten, die eine Zeit lang ihre Schicht und Geding redlich aufführen. Von einem Bergmann am Hartz ist Dr. Luther geboren, von einem Bergprediger ist er auch getaufft, sein lieber Vater hat ihn auch von seinem ehrlichen Berggut studiren lassen."

Der folgende Abschnitt und sodann überhaupt seine Lebensgeschichte hat zu zeigen, wie er unter Mansfelds ehrsamen Bür-

1) Auslegung des 5. 6. und 7. Kap. Matthäi, Walch VII, 839.

gern und frommen, ernsten und fröhlichen Bergleuten seine ersten Jahre verlebte, wie seine heimathlichen und häuslichen Verhältnisse auf ihn einwirkten, wie die Mängel und Schwächen, die Vorzüge und Tüchtigkeiten seiner Landsleute, des Standes, worin er geboren, und seiner Erzieher ihm eigen wurden, wie er gegen die erstern ankämpfte, mit Glück oder vergebens, in welcher Reinheit und Höhe die letztern in ihm sich hervorbildeten und darstellten.

Zweites Hauptstück.

Erste Kindheit und Schuljahre in Mansfeld.

1484—1497.

Kindheitserinnerungen. — Aelterliche Erziehungssorgfalt und Strenge. — Die Schule. — Religiöse Unterweisung, Denkart, Zustände. — Aberglaube, Geistes- und Gewissenszwang. — Beengende Eindrücke, religiöse Erregung, einseitige Richtung. — Gewinnende Aeußerungen und Einflüsse des Katholicism, Bräuche, Cultus, Kunst. — Kirchengesang, Marienlieder, Mariacultus, Legenden. — Ergebniß.

Kindheitserinnerungen.

Hans Luther, wie schon erwähnt, übersiedelte, als Martin etwa sechs Monate alt war, von Eisleben nach Mansfeld. Hier also begann des Sohnes geistiges, bewußtes Dasein, und hier verlebte er seine Kinderjahre bis zum vierzehnten. Wir haben nur wenige vereinzelte dürftige Nachrichten darüber. Sie bieten die nothwendigsten Grundzüge zu einem halb bestimmten, halb verschwimmenden Bilde seiner frühesten Entwickelung dar und wecken, wie sie sind, ein um so größeres Bedauern, daß ihrer nicht mehre erhalten. In der Auslegung des 90. Psalms (zum 5. Verse) nennt er die Kindheit die „Blüthe des Menschenlebens.“ Wie belangreich müßte es sein, wenn es vergönnt wäre, das erste Entfalten eines solchen, wie das seinige war, genauer beobachten zu können!

Er hätte sicher aus seiner Kindheit viel zu erzählen gewußt, wenn er dazu gekommen wäre, seinen Lebenslauf zu beschreiben und wenn er dabei seine frühesten Jahre ausdrücklich hätte berücksichtigen wollen. Sein Gedächtniß war frisch auch für seine Kinderzeit. Wir sahen es an jenem wittenberger von Mathesius erzählten Vorgange. Nicht ganz selten berührt er in seinen Schriften, ob auch nur beiläufig, Vorfälle und Eindrücke seiner ersten Lebensjahre. Einiges dahin Gehörige wurde schon angeführt, auf Anderes werden wir weiter unten kommen. Hier, was davon an dieser Stelle eingereiht werden zu müssen scheint. In der Schrift: Wider den Bischof zu Magdeburg, Albrecht, Cardinal (1539), sagt er, gegen die Tortur eifernd: „Wiederumb ist's wahr, daß etliche Leute so steif, fest, und mehr denn Eisen hart sind, daß sie lieber sich todt lassen martern (ob sie wol schuldig sind), ehe sie wollen bekennen, wie ich oft gehort; und zu Mannsfeld in meiner ersten Jugend geschah's, daß ein Vater mit zween Söhnen auf den Großvater bekannten, aber der Großvater fest hielt, und sie alle Lügen straft, aber sie gleichwohl gerichtet wurden mit dem Strange an den schwarzen Eichen." Daß es an Fürsorge in seinen Umgebungen nicht gebrach, auf Weckung des Verstandes bei ihm hinzuwirken, darauf deutet es, wenn er in der Auslegung des 90. Psalms (zum 10. Verse) erzählt, als er ein Kind gewesen, habe man ihm eine Fabel vorgesagt von einem Patriarchen, der gebetet hätte, daß ihm Gott offenbaren wolle, wie lange er noch leben würde, und als er die Zeit, tausend und fünfhundert Jahr, vernommen, sich nur eine Hütte gebaut, kein Haus habe bauen wollen: bei welcher Fabel man beabsichtigt, die Jugend zu lehren, wie rasch das Leben verlaufe und wenn es noch so viel Jahre währe. Zwei Jahre vor seinem Tode schrieb er Nicolaus Oemler, der eine seiner Schwestern geehelicht hatte, den Spruch Evangelium Johannis, Kap. 14. V. 24. in die Bibel, und darunter: „Meinem alten, guten Freund, Nicolen Oemler, der mich Pusillen und Kind auf seinen Armen hat in und aus der Schule getragen, mehr denn einmal, da wir alle beyde nicht wußten, daß ein Schwager den anderen trug. Anno 1544." Das Schulgebäude ist noch erhalten, ob auch nicht mehr im damaligen Zustande. Der Weg zu ihm von Hans Luther's vielleicht erst späteren

Wohnhause, doch auch dem Stadttheile, wo nach allem Anscheine auch damals die geringeren Leute wohnten, ist für ein jüngeres Kind nicht gar zu kurz, führt ziemlich steil bergan und war zu jener Zeit wol holprig genug, bei bösem Wetter nicht sehr gangbar. Um so natürlicher, daß Luther mit sichtlichem Behagen diese Kindheitserinnerung auffrischt. Nur Gehässigkeit konnte einem Gegner, Bzovius, die Deutung eingeben, Martin habe zur Schule — warum aber nach Hause? — getragen werden müssen, weil er sich dem Schulzwange gutwillig nicht unterwerfen wollen. Bzovius freilich läßt es unter andern Fabeln, die er erzählt, auch blos dahingestellt sein, ob Luther von einem Inkubus (einem Buhlteufel der Art, mit welchen man den Zauberinnen so oft Schuld gab, fleischlichen Umgang zu haben) erzeugt sei oder nicht, und meint, daß es an vielen Zeugnissen dafür nicht fehle.

Mehrfach gedenkt Luther der anfänglichen Dürftigkeit und sauern Mühen seiner Aeltern, und des frommen, gottvertrauenden Sinnes, der sie daneben erfüllte, von ihnen auf ihn überging. In einer Predigt von 1544 oder 1545 über die Auferstehung der Todten ist er bemüht, die aus der Unbegreiflichkeit derselben für den menschlichen Verstand dawider sich erhebenden Zweifel zu beseitigen. Da steigt ihm denn eine Kindheitserinnerung auf. „Ich habe oft von meinem lieben Vater gehört, daß er sagt: Er hätte es von seinen Aeltern, meinen Voräldern gehört, daß viel mehr Menschen wären auf Erden, die da essen, denn Garben von allen Aeckern in der ganzen Welt eingesammelt werden möchten." Das erörtert er dann, zeigt „Gottes Wunderwerke" daraus.

Schon in seiner Kindheit waren seine religiösen Eindrücke, nebst denen, welche die strenge Zucht, worin er aufwuchs, bei ihm zurückließ, die lebhaftesten, und sie sind es, deren er am häufigsten gedenkt. Wir werden auf sie hingeführt werden, indem wir hören, wie er erzogen und unterrichtet wurde [1]).

---

1) Plochm. XXXII, 37. de Wette V, 705. Melanthon S. 11. Keil, Leben Hans Luther's, 105. *Bzov.* Annal. zum Jahr 1517, S. 319 ff. (Luther hielt es freilich selbst noch in seinen späteren Jahren für denkbar, daß Teufel und Menschen fleischlichen Umgang mit einander haben könnten,

Aelterliche Erziehungs-Sorgfalt und Strenge.

Seine Aeltern waren sorgsame und liebevolle, aber ungewöhnlich strenge Erzieher. Schon in seiner frühesten Kindheit, „sobald er etwas fassen können", bemüheten sie sich ihn zur Erkenntniß und Furcht Gottes hinzuleiten. Vor allen Dingen sollte er fromm und sittlich rein aufwachsen, sodann etwas Rechtes lernen. Er scheint sehr zeitig treffliche Anlagen gezeigt zu haben. Man könnte es schon daraus schließen, daß Hans Luther von allen seinen Söhnen gerade ihn von Anfang für den Gelehrtenstand bestimmte. Da soll denn der Vater an seinem Bette manchmal laut und inbrünstig um geistiges Wachsthum für ihn gebetet haben. So früh als möglich und unter herzlichem Gebet that er ihn in die Stadtschule. Nicht blos weil er gelehrte Leute liebte, sondern hauptsächlich um Martin's willen, suchte er eine genauere Verbindung mit den Geistlichen und Lehrern der Stadt, ladete sie von Zeit zu Zeit als Gäste zu sich ein: was doch etwas nicht ganz Gewöhnliches und ein Opfer war, das er brachte, denn er befand sich damals noch in einer sehr beschränkten Lage, hätte sich zur Wohlhäbigkeit um so weniger hinaufarbeiten können, wäre nicht in der Regel sehr knapp

---

und erklärt nur das für falsch, daß derselbe Folgen haben solle. Auslegung der Genesis zu Vers 1 und 2 des 6ten Kapitels. Ich habe oben nicht ohne Absicht ein Beispiel von der Verteufelung Luther's durch seine Hasser gegeben. Sie ist eben so unhistorisch und abgeschmackt als seine Vergötterung durch seine Anbeter. Seine Biographie hat lange genug darunter gelitten. Wir sind darüber hinweg, wenigstens in der wissenschaftlichen Welt. Ich werde wenig Rücksicht darauf nehmen. Ungegründeter Tadel muß durch das Thatsächliche und die auf ihm ruhende Darstellung von selbst fallen, wie echtes Lob daraus von selbst hervorgehen. Die verteufelnden Darsteller bedachten nicht, daß sie die Folgerung herbeizogen, daß sie nichts Rechtes auszusetzen wüßten, weil sie solche Futilitäten vorbrächten, wie Luther's leidenschaftliche Tadler vergessen, daß sie Das, was er stürzte und was sie in Schutz nehmen, nur gering machen, daß das Papstthum des 16. Jahrhunderts noch viel erbärmlicher und des Bestehens unwürdiger gewesen sein müßte, als es war, wenn Luther so erbärmlich gewesen wäre, als sie ihn schildern.). Plochm. XIX, 139.

in seinem Hause gelebt, der Pfennig zu Rath gehalten. Die Geistlichkeit hatte von jeher dem Volke nahe gestanden. Es war noch immer so, bei allem Unwillen, den sie erregen mochte. Auch davon mögen wir ein Zeichen in dem, was wir hier hören, erblicken. Zugleich liegt darin ein Wink darauf zu achten, daß doch selbst Hans Luther den Sohn von früh an zur Verehrung der Priesterschaft anleitete. Der mansfelder Klerus bestand übrigens aus dem Schloßdechanten, der vielleicht in der Stadt wohnte, einem Pfarrherrn und Kaplan [1]).

Der gute Wille und Eifer der Aeltern, der Ernst ihrer Gesinnung, ihre strenge Sinnesart und ihre barsche, auch schon in der Zeit liegende Sitte, die von der Gefühlsamkeit neuerer Erziehungssysteme und Grundsätze nichts wußte, ihr Mangel an feinerer Bildung drückte sich durch eine scharfe herbe Zucht aus, die Alles und wol nicht selten Verkehrtes durch Gewaltsamkeit und Zwang erreichen wollte, statt durch Lob und Aufmunterung, zu sehr auf die Furcht, zu wenig auf die Liebe gegründet war. Einst züchtigte Hans Luther den Sohn dermaßen, daß dieser ihn floh, ihm gram wurde, sich nur mit Mühe wieder an ihn gewöhnen ließ. Ein anderes Mal stäupte ihn die Mutter um einer Nuß willen blutig [2]). Nicht die geringfügigste Uebertretung duldeten sie bei ihm. Es sollte, scheint es, um so rascher und besser mit ihm gehen, um so mehr wurde von ihm gefordert, als es ihm nicht fehlte an einem tüchtigen Verstande, Fassungskraft, Lernlust. Er lernte „fein fleißig und schleunig," wie Mathesius sagt; und ohne eifrige Lernlust, ohne Fleiß, großen Fleiß, lernte man bei der damaligen Beschaffenheit der Schulen und Lernmittel nicht viel, viel weniger als jetzt.

Wie hat nun die Erziehung der Aeltern und Leben und Sitte im älterlichen Hause auf ihn gewirkt?

Der Trieb der Frömmigkeit und die sittliche Anlage des Knaben fanden reiche Nahrung wie Schutz in dem Vorbilde des ehrbaren gottfürchtigen Wandels der Aeltern, in ihrer Forderung des pünktlichsten Gehorsams, in der sorgfältigen Aufsicht, welche

---

1) Melanthon a. a. O. 9 f. Keil, Leben Hanß Luther's, 26 f. De Wette V, 793.

2) Tischreden, Walch XXII, 1785, 1728.

sie über ihn führten. Auch den Sinn für Recht und Regel, für Unterwerfung unter die zum Anspruch auf Gehorsam berechtigten Obern, bei aller Kraft und Geneigtheit zu freier Selbstbestimmung, aller angebornen Herrscheranlage und Gesinnung, den Widerwillen gegen zügellose Ungebundenheit, alles frevelnd Eigenmächtige, Gesetz und Pietät Verachtende, von früh an bis zu seinem Lebensende so hervorstechend bei ihm, begründete wol die Strenge seiner Erziehung in ihm. Sie und die Mühseligkeit seiner Kinder- und Schuljahre und sein knappes Leben im älterlichen Hause hat, im Verein mit der Volksart und der Art der Zeit, in welche seine Kindheit und Jugend fällt, sicher ursächlichen Antheil an seiner Grundsätzlichkeit und Festigkeit, Kernhaftigkeit, Derbheit und Thatkräftigkeit, seinem oft ohne viel zarte Rücksicht durchfahrenden, schroffen und eckigen Wesen, wie es eine geschliffnere und schlaffere Zeit und Erziehung nicht leicht bildet; seiner Mäßigkeit und Nüchternheit, seiner Arbeits- und Anstrengungsfähigkeit und Lust, seiner Unermüdlichkeit. „Reicher Leute Kinder gerathen selten," bemerkt er; „sind sicher, vermessen, stolz, meinen, sie dürfen nichts lernen, weil sie sonst genug haben, davon sie sich nähren können. Dagegen aber armer Leute Söhne müssen sich aus dem Staube arbeiten, müssen viel leiden. Und weil sie nichts haben, darauf sie können stolziren und pochen, lernen sie Gott vertrauen, drücken sich und schweigen still. Die Armen fürchten Gott, darum gibt ihnen Gott gute Köpfe, daß sie wohl studiren und lernen, gelehrt und verständig werden, daß sie Fürsten, Könige und Kaiser mit ihrer Weisheit lehren können [1])." Es war seine eigne Erfahrung und namentlich das werden wir zu beobachten haben, daß er als geringer Leute Kind um so mehr Gott vertrauen lernte. Doch auch noch ein anderer Punkt ist hervorzuheben. „Mir hat unser Herr Gott einen gesunden Leib gegeben bis an das funfzigste Jahr," sagt er in der Auslegung des 1. Buchs Mosis (zum 8. Verse des 20. Kapitels). Körperlich gesund, frisch und kräftig erhielt ihn die älterliche, jede Verzärtelung ausschließende Strenge in seiner Kindheit. Ebendort sagt er (zum 10. Verse des 11. Kapitels), in seinen jüngern Jahren hätten, wie er sich erinnere, die Meisten selbst

1) Hauspostille, Plochm. VI, 328.

unter den Reichen Wasser getrunken und die schlechteste, am leichtesten zu überkommende Speise genossen. Manche hätten kaum im dreißigsten Jahre angefangen Wein zu trinken, wogegen man jetzt — in seinen späteren Jahren — schon die Kinder an Wein gewöhne, woher denn eine häufige Verkürzung der Lebensdauer folge. In solcher thüringischer Mäßigkeit wuchs er auf, bei der kargen Kost eines dürftigen Bergmannes, und er ist sehr zufrieden damit. Er bemerkt in der Auslegung des 127. Psalms, armer Leute Kinder, welche nur bei Wasser und Brod groß würden, wären schöner, völliger und stärker vom Leibe, als die Kinder der Reichen, die täglich Gesottenes, Gebratenes und aller guten Dinge die Fülle hätten, und dafür dürre, spitz und gelb aussähen [1]). Nicht dies allein war bei ihm selber wahr. Eine gute körperliche Gesundheit ist bei Jedem die Bedingung, das Ziel des geistigen Daseins zu erreichen, sie ist auch dem Genius eine Nothwendigkeit, und nie hat ein Heros ihrer entbehrt. Er hätte, in seinen ersten Lebensjahren verzärtelt, nicht werden können, was er wurde. Sogar bei seinem ungewöhnlich kräftigen Körperbau ist nicht selten der darinnen wohnende Geist zu übermächtig, die Geistesarbeit für ihn fast zu groß geworden. Eine schwächliche oder geschwächte Leibeskraft wäre nimmer den leiblichen und geistigen Anstrengungen und Aufregungen gewachsen gewesen, die ihm bevorstanden, hätte ihnen früh erliegen müssen.

Wenn er sich eines gar zu nachtheiligen Einflusses der Erziehungshärte, welche an ihm geübt wurde, bewußt geworden wäre, so würde er sicher einer strengen Kinderzucht nicht so sehr das Wort geredet haben, nicht jener Erziehungsweisheit, die den Kindern recht viel Willen lassen zu müssen meint, nicht aller Ueberzärte bei der Erziehung so abgeneigt gewesen sein. Er meinte, Gott wolle es von den Alten haben, daß sie die Jugend zum Besten zögen und in alle Wege fleißig verhüteten, daß ungezogene wüste Leute daraus würden, was nur zu leicht geschehe, wenn nicht durch sorgfältige Zucht gewehrt werde. Denn die Erfahrung lehre, daß die Jugend wie ein Zunder sei, der über die Maaßen leichtlich fahe, was bös und ärgerlich. „Die

1) Walch IV, 2708.

verderben ihre Kinder," sagt er, „die sie lassen aufwachsen ohne Unterweisung und Strafe des Herrn, die ihnen zu viel nachlassen aus überflüssiger fleischlicher Liebe. Es sind Kinder, sie verstehen noch nicht was sie thun, sprechen manche Aeltern. Wohl wahr. Aber mit den Thieren ist es auch so, und dennoch lehrt man sie thun, was sie nicht verstehen. Holz oder Stein wissen auch nicht, wie ungeschickt sie sind zu einem Hause, allein der Werkmeister bringt sie in die Form. Leute, die mit ihren Kindern also zärteln, werden ihrer Kinder Sünde tragen, als hätten sie sie selbst begangen." Dringend und wiederholt ermahnt er, daß man die Kinder bei Zeiten zur Wahrhaftigkeit und Furcht Gottes gewöhne mit Warnen, Schrecken, Wehren und Strafen. Die Aeltern sollen den Kindern nicht allzuweich sein, sondern sie zwingen, wie sie von ihren Vätern und Voräitern in Zucht und Zwange gehalten sind. Ein Schüler, an welchem der Lehrmeister die Ruthe spart, kann nimmermehr in der Lehre zunehmen, wird ein Klotz und grober Tölpel bleiben. Aeltern, die ihre Kinder allzusehr lieben, lassen ihnen den Muthwillen, die thun im Grunde nichts anders, als daß sie sie hassen. Sie erziehen Bösewichter, die sie einmal zum Rabensteine begleiten müssen. „Eine große Barmherzigkeit ist's, wenn man dem jungen Volk seinen Willen nicht läßt, man bringe nun solches zuwegen mit Dräuen oder Schlagen, es kostet noch Mühe und Arbeit genug, daß man dem Uebel wehre und steure, wenn man schon hart strafet. Wiederum ist das eine große Unbarmherzigkeit, ja ein greulicher Mord, wenn ein Vater sein Kind ungestraft läßt. Darum spricht Salomo: Laß nicht ab den Knaben zu züchtigen. Du haust ihn mit der Ruthen, aber du errettest seine Seele von der Höllen, das ist, er stirbt nicht davon, wenn du ihn stäupest, sondern rettest ihm sein Leben; denn wenn du ihn nicht stäupest, so wird er zum Buben, und Meister Hans muß ihn mit der tödtlichen Ruthe strafen. Es ist besser von der Wiege an mit Ruthen gestrichen und sich lassen verachten, denn aufwachsen ohne Strafe und Zucht, wie junge Bäume und wilde Reiser. Die sich demüthigen und leiden, da werden Leute aus, welche aber stolz seyn und nichts leiden wollen, die müssen verderben." So in der Haus- und Kirchenpostille, den zehn Geboten, dem Volk zu Wittenberg gepredigt (1518), im großen Katechismus, in der Auslegung von 1. Johannis 2, 14 und in vielen anderen seiner Schriften [1]).

Die strenge älterliche Zucht, worin er aufwuchs, hat aber auch ohne Zweifel nachtheilig und vielleicht mehr als vortheilhaft auf ihn gewirkt. Bei der Erzählung seiner harten Kindheit und Jugend bemerkt Mathesius nicht ohne Wahrheit, ähnlich, wie wir ihn selbst sich äußern hörten, „was groß soll werden, muß klein angehen, und wenn die Kinder von Jugend an so zärtlich und herrlich erzogen werden, so schadet es ihnen ihr Lebenlang." Noch größere Wahrheit hat jedoch das Gegenzeugniß der Thatsachen und Luther's eigenes mißbilligendes Urtheil, das um so mehr Gewicht erhält, je weniger er die andere Seite übersieht und einer weichen Erziehung das Wort redet, je mehr er selbst Strenge von ihr fordert und als Erzieher selbst Strenge bei ihr bewies. Hat die an ihm geübte seine Kraft in seinen Entwickelungsjahren gestählt, so ist durch ihr Uebermaß diese Kraft doch auch niedergedrückt, seinem Geiste und Gemüthe eine widernatürliche, vielfach unheilsame Richtung gegeben worden. Hat die Härte des Vaters und der Mutter den Sohn ihnen auch keineswegs entfremdet, hat er sich über die erstere auch nie anders als schonend, über die Aeltern nur dankbar und liebevoll geäußert; hat er auch stets die Sorgfalt, welche die letztern auf seine Erziehung gewendet, rühmend anerkannt: so hat er doch auch nicht verschwiegen, daß sie im Strafen das rechte Maß überschritten, daß ihnen die unterscheidende Beurtheilung gemangelt, die jedes Kind nach der Eigenheit seiner Art, seiner Anlagen und Fähigkeiten behandelt. Er sagt ausdrücklich und sehr bedeutungsvoll: er sei darüber, daß ihn seine Aeltern so hart gehalten, „gar schüchtern" geworden; die übermäßigen Züchtigungen derselben, ihr Ernst und gestreng Leben, das sie mit ihm geführt, *habe ihn verursacht, hernach in ein Kloster zu laufen und Mönch zu werden.* „Sie meinten's herzlich gut, wußten aber die Ingenia nicht zu unterscheiden, wonach die Züchtigungen zu bemessen sind." Um Kirschen oder Nüsse willen dürfe man Kinder nicht strafen, als hätten sie Geld, Rock und Kasten ange-

1) Walch II, 1275; XIII, 2859 f. IX, 1823; III, 1823; X, 5. Plochm. XIII, 83; VI, 331.

griffen; bei der Ruthe müsse der Apfel sein. Es sei ein bös Ding, wenn Kinder um harter Bestrafung willen den Aeltern gram oder den Lehrern feind würden [1]).

Eine Nachwirkung des Selbsterfahrenen und eine ähnliche Verurtheilung der gegen ihn geübten Strenge mögen wir auch darin erblicken, daß er wiederholt auf Verbindung der Milde mit letzterer drang und beide in richtigem Verhältniß auch bei der Erziehung seiner eignen Kinder zu verbinden, die Verschiedenheit der Ingenia bei diesen zu beachten strebte. Solche Züchtigung, forderte er, soll sein, daß noch gleichwol die Liebe und kindliche Zuversicht zu den Aeltern und Schulmeistern da bleibe, und daß die Kinder verstehen mögen, daß sie die Strafe nicht leiden zu ihrem Verderben, sondern vielmehr darum, daß jene in ihrem Amt thun, was ihnen gebührt. Das Recht der Väter über die Kinder rührt von Gott her, der ist der rechte Vater über Alles, was Kinder heißet im Himmel und auf Erden. Daher soll auch die Herrschaft der Väter über ihre Kinder auf Erden nicht störrisch und unfreundlich sein. Wer zornig herrschet, der macht übel ärger, die Erfahrung lehrt, daß durch Liebe weit mehr ausgerichtet werden könne, als durch knechtische Furcht und Zwang. Daraus, daß die Kinder mit Ungestüm erzogen werden, kommt, daß ihr Gemüth, weil es noch zart ist, ganz in Furcht und Blödigkeit geräth und erwächset in ihnen ein Haß gegen die Aeltern, daß sie entlaufen und thun, was sie sonst nimmer gethan hätten. Denn was vor Hoffnung mag sein an einem Menschen, der einen Haß und Mißtrauen hat zu seinen Aeltern und ganz an ihnen verzaget? Ein Kind, das einmal blöde und kleinmüthig

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Fol. Nr. 402 pag. 682. Sie haben die Aufschrift: Colloquia, meditationes, consolationes, judicia, sententiae, narrationes, responsa, facetiae Dr. M. Lutheri piae et s. memoriae, in mensa prandii et coenae, et in peregrinationibus observata et fideliter transscripta. Größtentheils stimmen sie mit den verschiedenen Sammlungen der Tischreden und sonst Bekanntem überein und enthalten dann nichts Neues, allein daneben auch manche werthvolle willkommene Notizen, die für Luther's Lebensbeschreibung noch nicht benutzt sind. Freilich müssen sie mit Vorsicht gebraucht werden. Sie haben manches Zweifelhafte, einzelnes nachweislich Falsche. So lassen sie Luther von sich erzählen, was Myconius in einem Briefe an P. Eber (Löscher, Ref. Acta I, 405) von sich erzählt.

worden ist, dasselbige ist zu allen Dingen untüchtig und verzagt und fürchtet sich allezeit, so oft es etwas thun oder angreifen soll. Und, das noch ärger ist, wo eine solche Furcht in der Kindheit bei einem Menschen einreißet, die mag schwerlich wieder ausgerottet werden sein Lebenlang. Denn weil sie zu einem jeglichen Worte des Vaters oder der Mutter erzittern, so fürchten sie sich auch hernach ihr Lebenlang vor einem rauschenden Blatte" [1]).

Seinen Ansichten zufolge, daß auf beiden Seiten Maß gehalten werden, daß man Hätschelei und Verzärtelung wie Härte und Erbitterung meiden müsse, übte er bei der Erziehung seiner eigenen Kinder Strenge mit Milde gepaart. Er wollte als Vater grundsätzlich nichts davon wissen, daß man bei Ungezogenheiten der Kinder durch die Finger sehe, und sprach sich, die Fürbitte der Mutter und der Hausfreunde zurückweisend, sehr stark darüber aus, als er einst erklärt hatte, einen seiner Söhne in drei Tagen nicht vor sich kommen lassen und zu Gnaden nicht wieder annehmen zu wollen, ehe sich derselbe nicht gedemüthigt und Abbitte geleistet. Ein anderes Mal sagte er: „Ach! was thut nachhängen, wie werden die Kinder verderbet, wenn man ihnen ihren Willen lässet und strafet sie nicht. Darum will ich, daß man meinem Hans nichts lasse gut sein. Ich scherze auch nicht so viel mit ihm, als mit meiner Tochter" [2]). Allein wie liebreich, bei aller Strenge, ging er mit den Kindern um. Wir dürfen nicht zweifeln, was er selbst als Kind erfahren und gelitten hatte, stimmte ihn zur Milde, mäßigte seine eigene Rauhheit und Heftigkeit. Er hütete sich, seine Kinder „schüchtern" zu machen: er empfand es, daß die Furcht, die bei einem Kinde einreißet, schwerlich wieder ausgerottet wird lebenslang.

Denn eben bei ihm war das Herbe und Harte der älterlichen Behandlung ohne Frage übel angebracht, nachtheilig, gefahrvoll. Bei der Zärte seiner Gemüthsanlage und Art mußte es lähmend, niederdrückend, erkältend und verletzend wirken, hätte

1) Auslegung d. Genesis zu Kap. 42, V. 18—20, Walch II, 2188. Ausl. d. 1. Johannisbriefs, Walch IX, 1106. Auslegung d. zehn Gebote Gottes, Walch III, 1818.

2) Tischreden, Walch XXII, 254, 258.

noch vielmehr verderben müssen, wenn nicht zugleich ein großes Maß gesunder Kraft und jener Gutmüthigkeit in ihm gewesen wäre, die die Liebe in der Härte leicht entdeckt und über seltener Freundlichkeit leicht die gewöhnliche Barschheit vergißt.

Worin hat sich aber solche Zärte der Gemüthsanlage und Art in seiner Kindheit bei ihm offenbart? Sie muß da gewesen sein. Er hätte sonst nimmermehr in reifern Jahren so um die Kinderwelt besorgt sein, so über Kinder und Kinderzucht reden, ein Vater sein können wie er es war. Man darf nur seine Briefe an seine Kinder oder deren Mutter lesen, um sich davon zu überzeugen. Da legt er z. B. einem Schreiben nach Wittenberg einen Zettel bei, gerichtet eben an den damals vierjährigen Johannes. Er befindet sich in Koburg, während des augsburger Reichstags, unter einem Gedränge von Arbeiten, so voll von großen Gedanken und Sorgen, Schmerz und Zorn. „Gnad und Friede in Christo, mein liebes Söhnichen, schreibt er. Ich sehe gern, daß du wohl lerneſt und fleißig beteſt. Thu also, mein Söhnichen, und fahre fort: wenn ich heim komme, so will ich dir ein schön Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklin an und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich; haben auch schöne kleine Pferdlin mit gülden Zäumen und silbern Sätteln. Da fragt ich den Mann, deß der Garten ist: weß die Kind wären? Da sprach er: es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind. Da sprach ich: Lieber Mann, ich hab auch einen Sohn, heißt Hänsichen Luther, möcht er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Aepfel und Birn essen möchte, und solche feine Pferdlin reiten und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann: wenn er gern betet, lernet und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost auch, und wenn sie alle zusammen kommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerley Saitenspiel haben, auch tanzen, und mit kleinen Armbrüsten schießen. Und er zeigt mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugericht, da hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gessen hatten: darumb konnte ich des

Tanzes nicht erharren, und sprach zu dem Mann: Ach lieber Herr, ich will flugs hingehen, und das Alles meinem lieben Söhnlein Hänsichen schreiben, daß er ja fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten kome; aber er hat eine Muhme Lehne, die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: Es soll ja seyn, gehe hin, und schreibe ihm also. Darumb, liebes Söhnlin Hänsichen, lerne und bete ja getrost, und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten: so werdet ihr mit einander in den Garten komen. Hiemit bis dem allmächtigen Gott befohlen und grüße Muhmen Lehnen und gieb ihr einen Kuß von meinetwegen. Dein lieber Vater Martinus Luther“ [1]).

Der als Mann so reden konnte zu einem jüngern Kinde, hatte ein lebhaftes, tiefes, reizbares Gefühl, ein liebebedürftiges Herz, eine Poesie des Gemüths mit zur Welt gebracht, wovon Hans und Margarethe Luther nichts hatten, und wobei ihre Rauhigkeit leicht die schlimmsten Folgen haben konnte. So hätte ihm sein eigner Vater nimmer geschrieben noch schreiben können. So gut war es ihm nie geworden. Auch von anderer Seite nicht, etwa mit Ausnahme der Güte und Liebe, die ihm von Nikolaus Oemler oder sonst einem oder andern Hausfreunde widerfuhr und ihm, weil selten, um so unvergeßlicher sein mochte. Denn auch in der Schule erging es ihm nicht anders wie im älterlichen Hause. Daß sein Vater mit den Lehrern Freundschaft pflog, hatte gewiß nicht den Zweck, jedenfalls nicht die Wirkung, daß ihn dieselben minder strenge behandelt hätten als Vater und Mutter.

Die Schule.

Denn seine Lehrer gehörten zu den „ungeschickten Schulmeistern,“ von welchen er sagt, daß sie oft „feine Ingenia mit ihrem Poltern, Stürmen, Streichen und Schlagen verderben, mit Kindern nicht anders umgehend, denn wie die Stockmeister mit den Dieben.“ Er erzählt, einst sei er an einem einzigen Vormittage in der Schule funfzehn Mal nach einander „wacker

1) de Wette IV, 41.

gestrichen worden." Aehnlich wie über die zu weit getriebene Strenge der Aeltern urtheilt er über die der Lehrer. Es bezieht sich offenbar mindestens großentheils auf Selbsterfahrnes und Durchlebtes, wenn er in den Tischreden und in Schriften, z. B. in der Auslegung des Galaterbriefs, der Mahnung an die Rathsherren aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen (1523, 1524), äußert, des Zuchtmeisters könne ein Kind nicht entbehren, müsse ihn haben, daß er es strafe, unterweise und zum Besten ziehe; es werde sonst nichts Gutes aus ihm. Allein den Zuchtmeister könne es nicht lieben, der es wie im Kerker halte, es werde dem Unfreundlichen nicht mit Lust gehorchen, in seiner Abwesenheit die Ruthe zerbrechen, der nicht mehr könnte noch thäte, denn immerdar die Schüler plagen und stäupen, sie aber nichts lehren. „Wie vor dieser Zeit die Schulmeister gewesen sind, da die Schulen rechte Kerker und Höllen, die Schulmeister aber Tyrannen und Stockmeister waren; denn da wurden die armen Kinder ohne Maaß und ohn alles Aufhören gestäupet, lerneten mit großer Arbeit und unmäßigem Fleiß, doch mit wenigem Nutzen." Er habe, sagt er in der Auslegung der Genesis, als er ein Knabe gewesen, der Lehrer viele gesehen, die ihre Lust daran gehabt, die Schüler zu bläuen. Die ganze Methode, die Examina, das Hersagen wären eigentliche Martern für die Schüler gewesen; man müsse Kinder strafen, sie aber auch lieb haben. „Vorzeiten ward die Jugend allzuhart gezogen, daß man sie in den Schulen Märtyrer geheißen hat." Man müsse dem jungen Volke Lust machen und lassen, wie denn nun auch nicht mehr sei, „die Hölle und das Fegfeuer der Schulen, da wir innen gemartert sind über den **Casualibus** und **Temporalibus**, da wir doch nichts denn eitel nichts gelernet haben durch so viel Stäupen, Zittern, Angst und Jammer" [1]).

Ebenfalls in seiner gelehrt-erbaulichen Erklärung der Genesis kommt er ausdrücklich auf die Drangsale seiner Kinderzeit. Er sieht sie nun an im Lichte heilsamer Versuchungen des himmlischen Vaters, und in die fromme Betrachtung verwebt er die

1) Walch XXII, 1785, 2228. X, 558. II, 1182. Ruhkopf, Gesch. des Schul- und Erziehungswesens in Deutschland, 133.

Erzählung eines kleinen Schülerereignisses, woraus wir ersehen, wie er als Schüler sich forthalf, und zugleich, welche Wirkung die strenge mansfelder Schulzucht bei ihm hervorbrachte. Denn von seinen mansfelder Jahren spricht er offenbar. Was er erzählt, sei ihm begegnet, als er ein kleiner Knabe gewesen. Von seinen magdeburger Lehrern erwähnt er wenigstens nicht, daß sie so stockmeisterlich mit den Schülern umgegangen, die eisenacher scheinen ihre Schüler sehr human behandelt zu haben. „Wenn Gott uns versuchet, lässet er mancherlei Hindernisse vorfallen, daß wir ihm nicht stracks unter Augen sehen: gleich als wenn Einer kurzweilig mit einem Würmlein spielt und ihm, wo es auf der Erde kreucht, etwa ein Rüthlein oder Sträuchlein vorwirft, daß es nicht könne fortkriechen, dahin es gern wollte, sondern muß sich mancherlei Weise hin und her wenden und an allen Orten versuchen, wie es doch endlich davonkommen möchte. Aber dis Spiel göttlicher Gnade und seines Wohlgefallens verstehen wir von Anfange nicht, und die Wohlthaten und Gnade selbst, so uns begegnet und vor Augen gestellet wird, deuten wir zu unsern Schrecken und Verderben. Und wiederfähret uns eben Dasselbe, das mir vorzeiten, da ich ein kleiner Knabe war, und meinen Gesellen, mit denen ich die Partecken [1]) gesammelt, davon wir uns bei unserm studio erhalten möchten, auch begegnet ist. Denn da wir zu der Zeit, als in der Kirche das Fest von der Geburt Christi gehalten wird, auf den Dörfern von einem Hause zum andern umhergegangen, und in vier Stimmen die gewöhnlichen Psalmen vom Kindlein Jesu, geboren zu Bethlehem, zu singen pflegten, geschah es ohngefähr, daß wir vor eines Bauren Hof, so an einem Orte allein und am Ende des Dorfes gelegen war, kamen, und da uns der Bauer singen hörte, kam er heraus und fragete mit groben bäurischen Worten, wo wir wären, und sagte: Wo seid ihr, Buben? und brachte zugleich etliche Würste mit, die er uns geben wollte. Wir aber erschraken vor den Worten sehr, daß wir alle von einander wegliefen; wiewol wir keine rechte Ursach wusten, darum wir hätten erschrecken mögen, und der Bauer uns die Würste mit gutem

1) Kleine Theile, von parten, partiri, partes facere, dividere. Frisch, Deutsch-lat. Wörterbuch.

geneigtem Willen darreichte und geben wollte: außer daß vielleicht unsere Herzen furchtsam gewesen von täglichem Dräuen und Tyrannei, so zu der Zeit die Schulmeister mit den armen Schülern zu üben pflegten, und so viel desto leichter von solchem plötzlichen Schrecken scheu geworden sind. Endlich aber, da wir in der Flucht waren, rief uns der Bauer wieder, und wir legten die Furcht ab und liefen herzu und empfingen von ihm die Partecken, so er uns reichete“ [1]).

Auch in den Tischreden erzählt er den Vorfall, einige Nebenumstände jedoch anders. Der Bauer wird hier zum Bürger, Weihnacht wird Fastnacht, wie denn in Kindheitserinnerungen das Einzelne sich leicht verwischt oder mit Aehnlichem verwechselt wird. Doch ist es an sich gar nicht unwahrscheinlich, daß so Etwas wie das von ihm Erzählte sich mehrmals zutrug, daß von zwei fast gleichen Vorfällen die Rede ist. Im Uebrigen sieht man daraus, wie armschülermäßig er sich zu Mansfeld durchhelfen mußte; wie denn auch berichtet wird, daß er als Knabe für einen neuen Groschen die Leichen begleitet habe [2]).

Schreiben und Lesen hätte ihn der Vater lernen lassen, sagt Melanthon. Mathesius gibt vollständiger an, was in der Schule zu Mansfeld getrieben wurde. Er nennt sie eine lateinische, und es war schon sehr viel, daß eine so kleine Stadt eine solche hatte, wie wenig auch für den Unterricht im Lateinischen darin geleistet werden mochte. Man ersieht aus einem Vertrage über das Patronatrecht, der 1546 durch Luther und Justus Jonas für die Grafschaft zu Stande gebracht wurde, daß erst damals selbst in Eisleben eine „fürnehme“ lateinische Schule, ein eigentliches Gymnasium, gegründet wurde, und daß die Schule in Mansfeld von einem Schulmeister und zwei Choralen, die ein jeder zwei Stunden unterrichten halfen, versehen wurde. Die Grafen hatten eine Präbende dazu gegeben und sie späterhin durch Zuweisung barer Einkünfte verbessert. Man darf also zum Höchsten annehmen, daß ein Schulmeister und ein oder zwei Gehülfen vorhanden waren, als Martin die Schule besuchte. Er lernte darin „seine zehn Gebot, Kinderglauben, Vaterunser, Donat,

1) Zum 23. V. des 43. Kap. Walch II, 2347.

2) *Bierling*, Clerus mansfeld. p. 186.

Kindergrammatik, Cisio Janus und christliche Gesänge.“ Wir werden ein ziemlich deutliches Bild von ihr und dem Unterrichte, der ihm in seinen Kinderjahren zu Theil wurde, erhalten, wenn wir uns an das hierher Gehörige aus der Geschichte des deutschen Schulwesens erinnern und einige seiner Aeußerungen hinzunehmen [1]).

Die ersten deutschen Schulen waren die Früchte preiswürdigen Zusammenwirkens Karl's des Großen und gleich ihm wissenschaftliebender und pflegender Kleriker gewesen. Sie wurden in einzelnen Bischofssitzen, Stiftern und Klöstern errichtet und seitdem von ihnen besorgt, mehr oder minder gut und eifrig, je nach der Fähigkeit und Sinnesart der Bischöfe, Stifts- und Ordensgeistlichen. Hier wurden sie von diesen vernachlässigt, dort bei der Rohheit und Abneigung der weltlichen Stände nur mit unendlichen Mühen und Opfern erhalten oder weitergebracht. Die Lehrgegenstände waren die sogenannten sieben freien Künste, Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie, d. h. die Anfangsgründe derselben oder doch nicht viel mehr, worin Alles begriffen war, was man wußte und für wissenswürdig hielt. Man theilte sie ein in das Trivium und Quadrivium. Zu jenem gehörten die ersten drei der genannten Wissenszweige, oder man ließ es aus Grammatik, Musik und Arithmetik, d. h. etwas Latein, den üblichen Kirchenmelodien und Rechnen bestehen. Nur bis zum Trivium brachten es die Trivialschulen, deren eine ohne Zweifel die mansfelder war. Besonders die höheren blühten im 10. und 11. Jahrhundert auf. Die als Gelehrte, Kirchenfürsten und Staatsmänner glänzenden Kleriker jener Zeit gingen aus ihnen hervor, waren ihre Schützer und Pfleger; ein Theil der Vornehmen und Reichen gelangte in ihnen zu einigen Kenntnissen. Auf die große Masse der barbarischen durch Kriege und innere Fehden und Zerrüttungen abgezogenen Nation konnten sie freilich nur einen äußerst geringen Einfluß üben. Es war wol daran gedacht, daß jeder Pfarrsprengel seine Schule haben solle, doch hatte man so rasch nicht zur Ausführung gelangen können. Die Wissenschaft und so der Unterricht befand sich im alleinigen Besitze der Geistlichkeit. In

1) de Wette V, 793. Mathesius, Erste Predigt.

den geistlichen Stand drängte ein Haufe hinein, mußte aufgenommen werden, nicht viel weniger roh und unwissend als das Volk. Die Kirche vermochte von Anfang nicht über hinreichende geistige Kräfte zu gebieten, um im Stande zu sein, an sehr vielen Orten das Bedürfniß tüchtiger Lehrer zu befriedigen. Sie suchte deren zuzuziehen nach Vermögen, die Schulen waren danach eingerichtet und wurden fast nur von Solchen besucht, die dem geistlichen Stande sich widmen wollten. Diese Schulen, indem sie allmälig größere Kreise faßten, wirkten sehr wesentlich zur vollständigern Christianisirung und Gesittung der Nation mit, leisteten Großes, die letztere der Barbarei, heidnischer Anschauung und Sitte mehr und mehr zu entreißen und dafür mit einer höheren und edleren Ansicht und Bildung zu erfüllen, ihr Achtung vor dem Geiste, vor den in der Wissenschaft und Kirche lebendigen geistigen Mächten einzuflößen. Allein jene höhere und edlere Ansicht und Bildung war eine halbrömische und halbchristliche, eine verunreinigt-christliche. Es konnte nicht anders sein, die Schulen der mittleren Jahrhunderte beugten zugleich die Nation in die geistige Knechtschaft der Hierarchie, des kirchlichen Lehrsystems, impften romanisches dem germanischen Wesen ein und störten und hemmten dadurch die eigenthümliche Entwickelung des letztern, während sie es von der andern Seite eben dadurch ausbilden halfen. Im Ganzen genommen blieben sie, wie sie waren, bis ins 16. Jahrhundert hinein, namentlich in dieser wesentlichen Beziehung.

Denn das Schulwesen besserte sich seit dem 12. und 13. Jahrhundert im Verhältniß mit der Zunahme der anderweit sich mehrenden Kenntnisse und des Bildungstriebes und Bedürfnisses, mit den Fortschritten der Wissenschaft nicht oder doch nur wenig, ja es sank an vielen Orten zurück. Oft bemühten sich Päpste und Concilien, ihm aufzuhelfen. Allein die Kloster-, Dom- und Stiftsschulen verfielen allmälig. Die Stifts- und Klostergeistlichkeit war meisthin zu versunken in Faulheit, Sinnengenuß und Unwissenheit, zu sehr beschäftigt mit weltlichen Sorgen, Erhaltung oder Mehrung ihres Guts, als daß sie des Jugendunterrichts sich anzunehmen geneigt oder fähig gewesen wäre. Sie pflegte unwissende Bettelmönche oder Weltgeistliche um den geringsten Sold dazu anzustellen, denen oft außer dem Schulamte

noch andere beschwerliche Geschäfte aufgetragen wurden. „Die Klöster und Stifte sind auch erstlich Schulen gewest, sagt Luther. Doch als sie reich geworden sind, da haben sie die Arbeit von sich geschoben. Auch Libereyen haben sie vor Zeiten angerichtet, wiewol mit wenig guten Büchern. Und was es für Schaden gethan, daß man zu der Zeit nicht drob gehalten hat, Bücher und gute Libereyen zu verschaffen, da man Bücher und Leute genug dazu hatte, ist man darnach wol gewahr worden, daß leider mit der Zeit dahin gefallen ist alle Künste und Sprachen und statt rechtschaffener Bücher die unnützen schädlichen Mönchsbücher eingeführt, daß damit die lateinische Sprache zu Boden ist gangen, und nirgend keine geschickte Schule noch Lehre noch Weise zu studiren ist überblieben.“ Bisweilen rühmte er die Schulen, in denen doch noch etwas Gutes „im Papstthum“ geblieben sei. Denn den Glauben, Vaterunser und zehn Gebote habe man doch darin behalten, um aus ihnen die Kirche mit Leuten versorgen zu können. Karl der Große habe dreißig Doktoren zu Fulda bestellt gehabt. „Aber die Hummeln haben die Bienen aus diesem Bienstock vertrieben, und Münch und Chorherren theileten mit den armen Schulmeistern wie jener Bauer mit dem Mercurio, der auf seine Bitte und Zusage, daß er's halb zur Kirchen geben wollte, was er ihm bescherte, von Nüssen das Aeußerste und von Datteln das Innerste ad pios usus gab: das Andere fraß er allein [1]).“ Obwol das Kirchenregiment auch noch späterhin dem Verfalle bisweilen Einhalt zu thun suchte, es vermochte wenig, weil es sich selbst im Verfall befand. Die Einrichtung der geistlichen Schulen blieb die alte, und nach ihrem Muster richtete man auch die neuen im Innern und Aeußern ein, die in Klöstern und Stiftern oder bei Pfarreien und in Städten gegründet wurden. Die Lehrer und die Schüler, besonders die fremden, bewohnten große Gebäude mit engen finsteren Zellen. Eine besondere düstere mönchische Tracht zeichnete meisthin Lehrer und Schüler aus, wovon man jedoch im 15. Jahrhundert hier und da abzuweichen begann. Ein großer Theil des Morgens

1) Tischreden, Walch XXII, 2252. Daß man die Kinder zur Schule halten solle, Walch X, 562. Mathesius, Zwölfte Predigt.

wurde der Kirche gewidmet. Beim Hochamte mußte die ganze Schule zugegen sein. Mehr und mehr wurde das Lehrsystem und die kirchliche Praxis im einseitigen geistlichen Anliegen ausgebildet; nach derselben Richtung mußte sich der Unterricht bequemen und in demselben Maße trat der anfängliche Gesichtspunkt zurück, nach welchem die Schulen Kenntnisse verbreiten, die Nation bilden sollten, oder er wurde doch mehr und mehr so gewendet, daß das Volk im Sinne und für den Nutzen der Hierarchie gebildet werde. Das Fortschreiten der Wissenschaft, der Philosophie und Theologie wirkte ein auf den Unterricht, allein insofern nachtheilig, als es seiner Richtung nach die Folge haben mußte, daß auch in den Schulen die Sach- und Sprachkenntnisse mehr und mehr vernachlässigt wurden.

War die Einrichtung und Pflege des Schulwesens von Anfang fast alleiniges Verdienst der Kirche, des Klerus gewesen, so genügte doch das, was Kirche und Geistlichkeit thaten, den Bürgerschaften, in denen Bildung und Wissen und Bedürfniß und Schätzung desselben zunahm, mit der Zeit immer weniger, und desto mehr wurden die Städte darauf bedacht, Schulen einzurichten oder vorhandene zu bessern. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts begannen die Wissenschaften wieder aufzublühen, eine neue Ansicht über das, was zur Bildung, zur Jugendbildung gehöre, ein lebhafter Eifer für die letztere, damit zusammenhängend neue Ansichten über den Umfang und die Methode des Unterrichts, verbreiteten sich und ein lebendiges Streben, ihn zu bessern, erwachte. Von den Niederlanden aus wirkten die Brüder des gemeinsamen Lebens für eine bessere Jugendbildung. Gegen das Ende des Jahrhunderts erstanden einzelne klassisch gebildete Lehrer, widmeten sich ausdrücklich dem Unterrichte, gründeten Schulen in ihrem Sinne, führten eine neue Lehrweise, neue Lehrbücher ein, Hegius, Dringenberg, Rudolf Lang u. A. Allein wenn diese Bewegung Sachsen und Thüringen auch schon in einigem Maße, wenn sie auch schon Einzelne in den kleineren Städten erfaßt hatte: auf die Schulen der letztern wirkte sie noch wenig oder gar nicht ein, die mansfeldische namentlich war noch ganz nach dem älteren Zuschnitt eingerichtet, und wenn eine verhältnißmäßig gute, doch keine bessere als die Schulen über-

haupt und insbesondere die der kleinen Städte zu sein pflegten, d. h. unendlich elend [1]).

Die Schulen waren fortwährend, nach Luther's Ausdruck in der Schrift an die Rathsherren, so gut wie allein „auf den geistlichen Stand gerichtet [2]), die Schüler zu Geistlichen, oder doch geistlich, im Sinne des Klerus, zu bilden. Die Kirche, in deren Händen das Unterrichtswesen und zum größesten Theile die Mittel der Förderung desselben lagen, hatte zunächst zu sorgen, junge Leute für ihren Dienst heranzuziehen. Ein gewaltiger Andrang zum geistlichen Stande kam ihr dabei entgegen. Die Mütter, die den Sohn in denselben hineingebracht, „achteten sich selig." Sie ließen die Kinder in die Schule gehen, damit sie „Mönche und Pfaffen würden, junkerisch lebten und nicht arbeiten dürften" [3]). Alles wollte „Bischof, Pfaff und Mönch werden," wie Luther mehrfach (z. B. in der Schrift wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe) bemerkt, „nicht um Gotteswillen, sondern daß sie versorget, in fremden Gütern wohl lebten und gute Tage hätten, nicht dürften durch eigene Mühe sich ernähren und ihr Brot im Schweiß ihres Angesichts essen, wie alle Menschen schuldig sind" [4]). Die Kirche hielt sich einmal berufen, nicht blos Lehrerin, sondern Beherrscherin der Geister, der Welt zu sein; sie durfte daher eine allgemeine freie, vielleicht die ihrige zuletzt überflügelnde Bildung nicht fördern wollen. Sie konnte ihre geistige Vormundschaft über die Laien nur dadurch aufrecht erhalten, daß sie die Bildung derselben auf ein gewisses Maß beschränkte, ihr eine bestimmte Richtung gab. Sie mußte den Unterricht daher auch in den Händen zu behalten suchen, sie konnte es nicht gern sehen, wenn Fürsten, Grafen oder städtische Obrigkeiten, wie es seit den mittleren Jahrhunderten nicht selten vorgekommen war, sich einmischten und neben den geistlichen Obern oder ohne Mitwirkung derselben der Aufsicht und Pflege des Schulwesens sich annahmen. So konnte sie auch den häuslichen Unterricht, wo Nei-

1) Erhard a. a. O. I, 323. K. v. Raumer, Gesch. d. Pädagogik, I, 77. ff.
2) Walch X, 555.
3) Kirchenpostille. Plochm. XIII, 95.
4) Plochm. XXVIII, 156.

gung, Geschick und Mittel dazu sich zeigten, nicht mit günstigen Augen ansehen und verhinderte ihn auch meisthin. Ohnehin wäre schon das genug für sie gewesen, ihn in Verdacht zu bringen und ihm entgegenzutreten, daß die Waldenser und Begharden ihn zugleich mit ihren Hausandachten unter sich eingeführt hatten. Der Gedanke, daß die Schulen dazu dienen sollten, eine allgemein menschliche Bildung zu begründen, Bürger für den bürgerlichen Stand und Beruf zu erziehen, war kaum erwacht. Die Wichtigkeit des Wissens und der Wissenschaft für Handel, Gewerbe und Künste machte sich fühlbar, war jedoch zu einem allgemeineren Bewußtsein noch nicht gelangt. Selbst der Bürgerstand bedurfte, die Stadtregimente erforderten, bei der Einfachheit der Verhältnisse, zunächst nur sehr wenige Kenntnisse. Es war herrschende Ansicht in allen Ständen, daß das Lernen und Wissen nur den Geistlichen nütze und gehöre, Abweichung davon immer noch Ausnahme. Das Vorurtheil und die Selbstsucht des Klerus trat häufig dem Bestreben der Städte entgegen, Schulen zu gründen oder zu bessern; allein eben so oft scheiterten noch immer die Bemühungen wackerer und erleuchteter Kleriker um das Unterrichtswesen am Vorurtheile und der Rohheit der weltlichen Stände, auch der Bürgerschaften. Wenn diese des Schulwesens sich annahmen, so gingen sie dabei großentheils auch nur von der Ansicht und dem Wunsche aus, daß eine kenntnißreichere Geistlichkeit gebildet, daß die Bürgersöhne für den geistlichen Stand besser erzogen werden möchten. Der Männer wie Hans Luther gab es nicht gar zu viele. Man lese die Predigt des Sohnes: Daß man die Kinder zur Schule halten soll, von 1530, mit der Zuschrift an den nürnberger Stadtschreiber Lazarus Spengler, wie er da klagt, daß so viele Bürger voll wären der schädlichen Gedanken, weil nicht Hoffnung da sei der Möncherei, Nonnerei, Pfafferei, als bisher gewesen, so bedürfte man keiner Gelehrten noch vielen Studirens mehr, es sei genug, wenn die Kinder lesen und schreiben könnten u. s. f. Welche Noth hatte er noch in jener Zeit, die Laienstände überhaupt, die Bürgerschaften insbesondere, über ihre Bildungs- und Unterrichtsbedürfnisse aufzuklären, das Vorurtheil, die rohe Ansicht zu beseitigen, es bedürfe der Schulen für Diejenigen nicht, die sich dem geistlichen Stande nicht widmen wollten, die Söhne wären gelehrt

genug, wenn sie so viel lernten, daß sie „den Pfennig gewönnen [1]).“

Wäre aber endlich, sei es bei Geistlichen oder Laien, das Bewußtsein der Wohlthätigkeit und Nothwendigkeit einer allgemeineren Jugendbildung erwacht gewesen, fühlte man auch dort oder hier, daß etwas Mehres wünschenswerth und erforderlich sei, als Erziehung für den geistlichen Stand nach lediglich geistlichen Gesichtspunkten: so etwas konnte von den Schulen doch schwerlich in einem irgend erheblichen Maße geleistet oder erwartet werden. Die Lehrer waren überall entweder geistliche oder doch solche Personen, die dem geistlichen Stande, dem Kirchendienste sich bestimmt, die unteren Grade erlangt hatten. Sie wußten mit seltenen Ausnahmen nothdürftig nur das, was sich auf den letztern bezog, ihre Bildung und Ansicht war standesgemäß beschränkt, beschränkt auf das noch wenig erweiterte Wissen und den noch wenig erweiterten Gedankenkreis der mittleren Jahrhunderte. Für das Lehrfach besonders gebildete Lehrer konnte man nicht oder doch nur in sehr seltenen Fällen haben; eine Lehr- oder Erziehungskunst oder Wissenschaft gab es noch nicht. Häufig und besonders in kleineren Städten ertheilten der Pfarrer oder Kaplan selbst den Schulunterricht, oder sie mietheten einen Gehülfen, welcher Schule hielt und sie mit den Schülern beim Gottesdienst, bei Messen, Vigilien u. s. f. unterstützte. In größeren Städten nahm der Rath einen Rektor an, mit welchem er über die fast immer nur kärglichen Einkünfte, die Zahl der Schulstunden, die Lehrgegenstände sich einigte. Dem „Schulmeister“ blieb dann alles Uebrige, und namentlich auch die Wahl der Gehülfen überlassen. Die Lehrer waren durchgängig nebenher bei Kirchen oder Klöstern bedienstet, woher in der Regel ein bedeutender Theil ihrer Einnahme floß. Um so mehr blieb die Schule eine von der Kirche unzertrennliche Anstalt, und als solche wurde sie fortwährend allgemein betrachtet; um so mehr mußte der Einfluß der städtischen Obrigkeiten, wenn sie die Nothwendigkeit eines besseren Jugendunterrichts erkannten, darauf beschränkt bleiben, so gut als thunlich für die äußere Lage der

1) Plochm. XX, 3, 26 ff. Vorrede zu Menii Büchlein von christlicher Haushaltung (1529); Walch XIV, 260.

Lehrer zu sorgen und so gute Lehrer anzuschaffen, als sie bekommen konnten. Die Schulgehülfen pflegten aus dem in jener Zeit noch zahlreichen Stande der fahrenden Schüler, d. h. besonders jüngerer Kleriker ohne bestimmte geistliche Stellung, oft ohne Neigung zu einer solchen, entnommen zu werden, oder man begnügte sich auch mit Bachanten, die dann Lokaten hießen, d. h. solchen Schülern, welche vorgeschrittener waren, wenn nicht an Kenntnissen, doch im Alter. Es gab Schüler, die zwanzig und dreißig Jahre auf Schulen alt wurden. Luther kannte sie sehr wohl. In der Zuschrift zu der Predigt: Daß man die Kinder zur Schule halten soll, sagt er, die Städte, welche die Anstellung tüchtiger Lehrer jetzt, wo sie sie haben könnten, versäumten, sollten „dafür kriegen Lokaten, Bachanten, grobe Esel und Tölpel," wie sie vorhin gehabt hätten, die sie Geld genug gekostet und ihre Kinder doch nichts gelehrt als „eitel Esel sein" [1]). In einem Briefe an Graf Albrecht von Mansfeld gedenkt er des Unwesens in den Schulen, wie da die Bachanten, „wenn sie sich an den Schulmeistern nicht rächen mögen, einen armen Knaben räufen [2])." Was diese Schulgehülfen verstanden, beschränkte sich auf den Kirchendienst, die Kirchenmusik, ein wenig Latein, Schreiben und Rechnen. Sie fanden damit aller Orten ein leichtes Unterkommen. Man nahm sie wie die Schulmeister nur auf ein oder höchstens ein paar Jahre in Sold, man wechselte häufig mit ihnen, sie waren wanderlustig, nicht selten Abentheurer, nichtsnutzige Menschen, gelegentlich Quacksalber, Wahrsager, Taschenspieler oder Schatzgräber. Die bessern suchten Anstellung bei reicheren Pfarr- oder Stadtschulen, kleinere Ortschaften mußten sich mit den unfähigern begnügen. Sie konnten die Schüler nicht kennen lernen, diese sich nicht an sie gewöhnen, kein Vertrauen zu ihnen fassen. Fast nothwendig trieben sie ihr Geschäft wie Taglöhnerarbeit, war ihr Unterrichten wenig mehr als Abrichten, Auswendiglernen- und Hersagenlassen, mußte ihre Methode so trocken und geistlos sein, wie es die Lehrbücher waren. „Keine einzige Wissenschaft wurde zu jener Zeit richtig gelehrt, sagt Luther in der Auslegung des Hohenliedes (zum 6. Verse

1) Plochm. XX, 6.

2) de Wette III, 505.

des 1. Kapitels). Von welcher hätte man den Nutzen und Gebrauch recht gezeigt oder erkannt, auch nur das Wenige angesehen, was in den Knabenschulen gelehrt ward? So viel fehlte daran, daß sie recht hätten können gelehrt werden." Sehr natürlich war es bei dieser Beschaffenheit der Lehrer und der Rohheit und Gewaltsamkeit der Zeit überhaupt, daß die Methode und Disciplin in Gedächtnißübung und Züchtigen bestand. Vergebens wurden gegen die gebräuchliche Härte des letzteren nicht selten eigne Verordnungen erlassen. Man lehrte nur zu viel Unverdauliches und wußte nicht viel Nützliches, die Jugend Anziehendes zu lehren, man verstand nicht zu lehren, die Lernlust, die Denk- und Urtheilskraft, die Beobachtung und Einbildungskraft anzuregen; das Gegentheil davon geschah; so blieb nur der Versuch übrig, zu erreichen, was durch Furcht und Schrecken zu erreichen war.

Auch in den höheren Schulen machte die Grammatik noch immer den Hauptgegenstand des Unterrichts aus, d. h. die lateinische Sprache oder eigentlich das barbarische Mönchslatein. Sie wurde nach dem Donat (Lehrer des heil. Hieronymus im 4. Jahrhundert) gelehrt, der, jetzt längst durch bessere Lehrbücher verdrängt, zu jener Zeit obenein fast nur in verdorbener Gestalt vorhanden war. Kam es höher, so wurde das schwerfällige, nach dem Priscian und der dialektisirenden Methode der Scholastiker gearbeitete Doctrinale des Franziskaners Alexander aus dem 13. Jahrhundert zum Grunde gelegt. Die in lateinische Verse gebrachten Regeln daraus wurden auswendig gelernt und eingebläut, die Schüler erhielten Unterricht im Skandiren, wurden angeleitet lateinische Aufsätze und Verse zu machen, lateinisch zu sprechen, zu disputiren. Luther ist sehr wahrscheinlich späterhin mit jenem Doctrinale gequält, es kann aber, man braucht nur einen Blick hineinzuwerfen, nicht mit der Kindergrammatik gemeint sein, deren Mathesius erwähnt. Man hatte verschiedene, im 11. Jahrhundert entstandene, beliebte, nach dem Donat gemodelte Grammatiken, die einer niederen Schule, wie der zu Mansfeld, angemessener waren. In den höheren Schulen wurden ältere und besonders neuere lateinische Schriftsteller exponirt. Am gebräuchlichsten und beliebtesten waren Cato's, auch noch von Luther sehr geschätzte Sittensprüche, Theodul's

Eklogen, die Regulae pueriles, die erbärmlichen Sachen eines Mancin, Cardinal Hugo u. s. f. Die meisten Klassiker waren noch unbekannt, oder man hegte Vorurtheile wider sie oder ihre Einführung in die Schulen. In der Regel wurden, selbst wenn es hoch kam, von den römischen Schriftstellern — denn an das Griechische dachte man überhaupt noch sehr wenig — nur Boethius (de Consolatione) Aesop, Terenz und ein paar andere spätere erklärt, d. h. grammatisch, rhetorisch, dialektisch und pedantisch, ohne eigentliche wahre Kunde des Alterthums und seiner Autoren, auf das subtilste zergliedert, sodaß die Schüler nur schwer und selten von dem Geiste der letztern etwas zu erfahren im Stande sein konnten. An Erdbeschreibung, Geschichte u. s. w. wurde fast nirgend auch nur gedacht. Zu Mansfeld ließ man es für die lateinische Sprache und die gemeinnützigen Kenntnisse an der Kindergrammatik und am Cisio Janus genug sein [1]).

Der Cisio Janus war ein Erzeugniß des 10. oder 11. Jahrhunderts, ein wunderliches Machwerk, ein lateinischer Kalender, aus Versen auf jeden Monat bestehend, welche zusammen so viel Sylben enthalten, als das Jahr Tage hat, und aus denen die Festzeiten, namentlich die Heiligentage, gelernt wurden. Die Namen der unbeweglichen Feste sind verstümmelt. Die Zahl der ersten Sylbe im Namen des Festes zeigt den Monatstag an, auf welchen dasselbe fällt, z. B. Epy (Epiphania) den 6. Januar, Pau (Conversio Pauli) als die 25. Sylbe im Distichon, den 25. Januar. Die übrigen Sylben bezeichnen den Monatstag eines jeden Festes und die nächsten Tage vor oder nach einem Feste. Auf den ersten Tag im Jahre fällt das Fest der Beschneidung (circumcisio) Christi, der erste Jahrsmonat hat den Namen vom Janus, dann folgen das Fest der heil. drei Könige (Epiphaniä) und nach dem ersten Sonntage darauf (Octava Epiphaniä) die Feste der heil. Felix, Marcellus, Antonius u. s. f. So beginnt der Kalender — man ersieht daraus, woher er den Namen hat — in fortlaufenden Verstümmelungen:

1) Ruhkopf, 133 ff. Pfeifer, Beiträge zur Kenntniß alter Bücher, 228 ff.

Cisio Janus Epy sibi vendicat Oc Feli Mar An
Prisca Fab Ag Vincenti Pau Pol Car nobile lumen. [1])

Aus einem solchen Lehrbuche konnte kaum etwas Anderes als Ungeschmack, Aberglaube und, wenn diese gelehrt werden kann, Unwissenheit gelehrt, die Zeit und die Köpfe mußten dabei, so viel am Lehrbuche lag, verdorben werden. Dazu waren die Bücher und das Papier noch immer so theuer, daß die Schüler, wenigstens der Mehrzahl nach und an minder wohlhabenden Orten, schwerlich damit versehen sein konnten. Von theureren Büchern hatte oder miethete eine Schule eine Abschrift, die dann etwa von den Schülern wieder abgeschrieben oder ihnen diktirt wurde. Von schon häufiger gedruckten und geringeren Büchern besaß der Lehrer oder die Schule ein Exemplar, aus welchem jener vorsagte. Die Schreibkunst wurde meisthin nur auf Tafeln geübt. Wie viel schwerer als jetzt war und mußte es sein, wie viel Zeit und Mühe mußte es kosten, auch nur die Elementarkenntnisse sich anzueignen.

Bis Luther zum Manne heranwuchs, wurden verhältnißmäßig erstaunliche Fortschritte in den Wissenschaften, in der Lehrkunst, der Verbesserung des Schulwesens gemacht. Er selbst half das letztre sehr wesentlich weiter führen, ordnete viel darin, stellte Zielpunkte dafür auf. Aber selbst das, was er als das Höchste wünscht und fordert, ist nach unsern Begriffen noch äußerst dürftig und beschränkt. Desungeachtet erschien ihm das Unterrichtswesen in seinen Mannesjahren, im Verhältniß zu dem seiner Kindheit, wie Tag gegen Nacht, und mit Recht.

Er las jungen Leuten wol tüchtig den Text, daß sie nicht fleißig studirten in einer Zeit, „da Gott wiederum gute Künste, und die sie fein richtig lehren können, gegeben," und stellte dann seine Betrachtungen an, wie man früherhin die Zeit mit unnützen Dingen und gute Köpfe durch falsche Unterrichtsmethoden verdorben habe, wogegen nunmehr die Jugend so gute Zeit und Bequemlichkeit zu studiren hätte, denn alle Künste würden fein ordentlich und richtig gelehret, daß man es wohl und leichtlich fassen könnte, wer nur nicht gar ein Tölpel sei [2]). „Wie

1) *Haltaus*, Calendarium medii aevi. Append. 153. Spieker, Anh. 47.
2) Tischreden, Walch XXII, 2228.

leid ist mir's jetzt," klagt er in der Schrift an die Rathsherren, „daß ich nicht mehr Poeten und Historien gelesen habe, und mich auch dieselben Niemand gelehret hat." Dafür habe er nur zu viel lernen müssen, mit großer Mühe und Schaden, das ihm nun genug zu schaffen mache, wieder auszufegen. Wenn er Kinder hätte, die müßten ihm Sprachen, Historien, die Musica mit der ganzen Mathematica lernen. Darin hätten die Griechen ihre Kinder unterrichtet, die dadurch wundergeschickte Leute, zu Allerlei hernach tüchtig geworden wären. Tief und schmerzlich empfindet er namentlich den Mangel an vaterländischer Geschichtskunde. „O wie manche feine Geschichte und Sprüche sollte man jetzt haben, die in deutschen Landen geschehen und gangen sind, der wir jetzt gar keins wissen. Das macht, niemand ist da gewesen, der sie beschrieben; oder ob sie schon beschrieben gewest wären, niemand die Bücher behalten hat: darum man auch von uns Deutschen nichts weiß in andern Landen, und müßen allerwärts die deutschen Bestien heißen, die nichts mehr können, denn kriegen, fressen und saufen."

In den Schulen konnte freilich Geschichte, vaterländische, um so weniger gelehrt werden, da sich die deutsche Geschichtschreibung selbst noch in den ersten Anfängen befand. Es hing mit der allgemeinen Unwissenheit zusammen. „Wir sind leider," ruft er aus, „lange genug in Finsterniß verfaulet und verdorben: wir sind allzu lange genug deutsche Bestien gewesen!" Besonderen Nachdruck legt er darauf, daß man selbst in den hohen Schulen und Klöstern nicht allein das Evangelium verlernt, sondern auch lateinische und deutsche Sprache verderbt, daß man weder deutsch noch lateinisch recht reden und schreiben könne und beinahe auch die natürliche Vernunft verloren habe. „Ist's nicht vor Augen, daß man jetzt einen Knaben kann in dreien Jahren zurichten, daß er in seinem funfzehnten oder achtzehnten Jahre mehr kann, als bisher alle hohe Schulen und Klöster gekonnt haben? Was hat man da gelernet bisher, denn nur Esel, Klötze und Blöche werden? Zwanzig, vierzig Jahre hat Einer gelernt, und hat noch weder Lateinisch noch Deutsch gewußt. Ich geschweige das schändliche lästerliche Leben, darinnen die edle Jugend so jämmerlich verderbet ist." Es ist seine Meinung keineswegs, daß man „Schulen anrichte, wie sie bisher gewesen, da ein Knabe zwanzig oder dreißig Jahr hat über dem Donat und Alexander gelernet, und dennoch nichts gelernet." Ein wahrer Jammer sei es gewesen, daß ein Schüler habe Jahre lang lernen müssen, nur um so viel schlechtes Latein zu lernen, daß er Pfaff werden und Messe lesen könnte. Und dann sei er selig gewesen, selig die Mutter, die solch ein Kind geboren. „Und ist doch ein armer ungelehrter Mensch sein Lebenlang blieben, der weder zu glucken noch Eier zu legen getaugt hat. Solche Lehrer und Meister haben wir müssen allenthalben haben, die selbst nichts gekonnt, und nichts guts noch rechts haben mögen lehren; ja, auch die Weise nicht gewußt, wie man doch lernen und lehren sollte."

Wenn er in Mansfeld „fein fleißig und schleunig" lernte, so konnte er doch nicht lernen, was ihm nicht geboten wurde, ihm nicht zugängig war. Beim anhaltendsten Fleiße und bei den bedeutendsten Anlagen mußten seine Kenntnisse äußerst dürftig und lückenhaft bleiben. Eine so mangelhafte Schulbildung in den ersten vierzehn Jahren mußte ihm für die späteren und seine Fortbildung darin, so viel auch Genie ersetzen mag, vielfach hinderlich und nachtheilig werden. Noch in seiner Docenten-, ja in seiner ganzen Lebenszeit treten schädliche Folgen jener Mangelhaftigkeit hervor und sind eben so viele Beweise derselben. Doch ist bei allem Lernen die Mühe und Arbeit desselben vielleicht das Wichtigste. An ihr konnte es nicht fehlen, wo die Lehrer so wenig wußten, so unerfahren in der Lehrkunst, wo die Lehr- und Lernmittel so dürftig waren. War das Schülerthum Märtyrerthum, so wurde das mühselig gewonnene Wissen auch erfreulicher und tiefer, sofern die Schulhölle nicht Widerwillen gegen dasselbe erzeugte, nicht verdumpfte oder erdrückte, was bei Luther zum Glück nicht geschah.

Man wird nach dem Bisherigen annehmen müssen, daß der religiöse Unterricht, der ihm in der mansfelder Schule zu Theil wurde, eben so mangelhaft gewesen sei, als der übrige. Diese Seite und die Richtung der Schulen auf den geistlichen Stand und geistliche Ansicht ist vorzugsweis zu beachten. Religiöse Erkenntnisse, Begriffe, Anregungen mußten ihm aber auch durch seine Aeltern, dem Hause nahe stehende Personen, entferntere Bekannte, die Kirche, die herrschende Denkart werden. Wenn

wir ein möglichst deutliches Bild seiner religiösen Bildung in seiner Kindheit erhalten wollen, so müssen wir alles das ins Auge fassen, was darauf einwirken konnte.

Religiöse Unterweisung, Denkart, Zustände.

Der Religionsunterricht bestand in der mansfelder Schule sicher zum größesten Theile nur darin, daß die „zehn Gebote, der Kinderglaube, das Vaterunser und die christlichen Gesänge" mechanisch eingelernt, die Heilgentage, die Legenden und was sich daran knüpfte, dem Gedächtniß eingeprägt wurden. Die Knaben, wenn sie sieben Jahr alt geworden, im katholischen Glauben zu unterrichten, nämlich sie zu lehren das Vaterunser, den Glauben und die Begrüßungen Mariä, war Anordnung des 13. Jahrhunderts gewesen, die wir hier noch so ziemlich wiederfinden. Schon aus Mathesius' Angabe der Gegenstände der religiösen Unterweisung, welche Luther zu Mansfeld erhalten, darf man schließen, daß die letztere nur eine ganz dürftige gewesen ist. Ihre Richtung läßt sich aus der allgemeinen Beschaffenheit der Schulen und der Lehrer, auch wol daraus abnehmen, daß der Cisio Janus im Gange war. Die Lehrer konnten andere religiöse Begriffe und Ansichten nicht mittheilen, als sie hatten. Den Katechismus lernten Geistliche und Pädagogen selbst erst späterhin von Luther verstehen und gebrauchen.

Doch noch früher als die Schule pflegt das Haus das religiöse Bewußtsein in dem Kinde zu wecken, zu bestimmen, und Hans und Margarethe Luther waren sehr gottfürchtige Leute. Auch neben dem Unterrichte wirkt die religiöse Denkart der Aeltern fast immer wesentlich ein. Hans Luther war ein Mann von unbefangener Frömmigkeit. Sollte man nicht annehmen müssen, daß er manchmal ein derbes Wort über Mönche und Pfaffen, deren Lehre und Treiben, wider kirchliche Mißstände einer oder anderer Art hätte fallen, manch gesundes Urtheil darüber verlauten lassen — mit einem Worte, daß eine hellere freiere Anschauung vom Vater her auf Martin eingewirkt? Die freiere Denkart, die freimüthigen Aeußerungen Hans Luther's, deren man sich noch späterhin erinnern mochte und die das Gerücht

verunstaltete, haben vielleicht die Veranlassung dazu gegeben, daß man nach 1517 die Sage herumtrug und dem Sohne ein Verbrechen daraus machte, er sei in Böhmen geboren, in der Schule der böhmischen Ketzer aufgewachsen. Er kommt mehrmals darauf, z. B. in der Erklärung etlicher Artikel seines Sermons vom hochwürdigen Sacrament des heiligen Leichnams Christi (von 1519 oder 20). „Nach dem suchen mich meine Freunde (er meint die Gegner) so genau, daß sie ausschreien, ich sei in Böhmen geboren, zu Prag erzogen, in Wiklef's Büchern unterweiset, und solches habe mein Vater bekannt. Und daß sie ja nichts nachlassen, haben sie meinen Namen auf böhmisch ausgelegt" u. s. w. Und da findet er es denn doch nöthig zu erklären, daß er zu Eisleben geboren, zu Mansfeld erzogen sei, und sich auf das Zeugniß der mansfelder Grafen Günther, Ernst, Hoyer, Gebhard, Albrecht zu berufen, als die seinen Vater und ihn persönlich sehr wohl kennten. Böhmerland sei er sein Lebenlang in Dresden (zuerst 1516) am nächsten gewesen [1]). Auch in einem Briefe an Spalatin vom Jahre 1520, wo er gleichfalls darauf kommt, daß er zu Eisleben geboren sei, sagt er, von seiner Familie könne Niemand gewissere Nachricht geben, als die mansfelder Grafen, und er meine, daß diese Helden wol so viel Namen und Ansehen im Reiche hätten, um in dieser Sache Glauben zu verdienen [2]). Von der Ketzerei der Kreuzbrüder findet sich am Ende des 15. Jahrhunderts in diesen Gegenden keine Spur mehr. Auch den spürlustigen Gegnern ist es nicht beigekommen, Martin oder Hans Luther irgendwie in Verbindung mit ihr zu bringen. Sie hätte auch wegen der Bitterkeit gegen die Kirche und des Schwärmerischen, das in ihr lag, Hans Luther abstoßen müssen, nach seiner ganzen Art und Denkweise. Eher könnte man glauben, daß er zu Denen gehört hätte, die verdächtigt wurden heimlich wiklefitische Bücher zu lesen. Möglich, daß der Verdacht gegründet war, indeß doch kaum wahrscheinlich, da späterhin kein Grund mehr vorlag davon zu schweigen, da man umgekehrt gern davon sprach, schon „im Papstthume" auf die evangelische Wahrheit

1) Walch XIX, 558.
2) De Wette I, 390.

hingeführt zu sein. Keine sichre Spur weist darauf hin, daß in Mansfeld eine eigentlich abweichende Denkart vorhanden gewesen wäre. Hans Luther suchte sich in einem guten Einvernehmen mit der Ortsgeistlichkeit zu halten und dies und Alles, was von dem schon Gesagten hieher zu beziehen ist, nöthigt zu dem Schlusse, daß er über religiöse Dinge verständig und geradsinnig dachte, im Uebrigen aber fromm war nach den Vorschriften und der Weise der Kirche, ob auch nicht der Mönche. Jedenfalls trat er den religiösen Begriffen, welche Martin aus den Umgebungen einsog und die ihm eingeprägt wurden, nicht geradezu entgegen. Der Sohn hätte es sicher im Gedächtniß behalten und nicht verschwiegen. In den Umgebungen aber fehlte es so wenig als im Unterrichte an der mittelalterlichen geistlichen und mönchischen Anschauung, das ganze kirchliche Wesen umher war das mit dieser im engsten Zusammenhange stehende, das gewöhnliche aus den früheren Jahrhunderten hergebrachte und immer mehr ausgeartete.

Die Grafen waren stets ein kriegerisches und frommes Geschlecht gewesen, Kirchen, Klöster und Geistlichkeit gern bedenkend, nach dem heiligen Grabe pilgernd. Noch 1507 wallfahrtete Graf Günther IV. nach Jerusalem. Bis 1495 lebten zwei mansfelder Gräfinnen als fromme Klosterfrauen zu Eisleben. Legenden von wunderbarer Hülfe der Fürbitte der heil. Elisabeth bei der Gründung des nahe gelegenen Klosters Mansfeld waren im Umlauf. Luther erzählte, als er ein junger Knabe gewesen wäre, da hätte man die Hochzeit und den Ehestand für sündlich unehrlich Wesen gehalten und gemeint, man sündigte daran, wenn man an das eheliche Leben gedächte, wer aber ein heilig und Gott wohlgefällig Leben führen wollte, der sollte nicht ein Weib nehmen, sondern Keuschheit geloben, weshalb denn auch Viele, deren Weiber gestorben, Mönche geworden wären [1]).

Diese asketische, nicht die kräftige weltlichere Ansicht des Vaters nahm ihn in seinen Kinderjahren völlig ein, und wir werden es um so erklärlicher finden, wenn wir das auf ihn einwirkende kirchliche Wesen, wie es um ihn her vorhanden war, so genau wir vermögen ins Auge fassen. Wir wollen dabei von

1) Niemann a. a. O. 31, 138. Tischreden, Walch XXII, 1810.

den Angaben eines Zeitgenossen, Friedrich Mekum (Myconius) ausgehen. Er war der erste evangelische Pfarrer zu Gotha und hat einen Abriß der Reformationsgeschichte voll Anschaulichkeit und treuherziger Wahrheit hinterlassen, in deren erstem Kapitel er auch die religiösen Zustände vor der Reformation schildert, bei weitem nicht so grell und giftig, als es von katholischen Schriftstellern geschehen ist, obwol er auch nicht verschönt oder zu bemänteln sucht. Da habe man, sagt er, von dem Leiden Christi nur historisch, etwa wie von Fabeln aus dem Homer, gepredigt, Christum als einen grimmigen Richter beschrieben, der Diejenigen, welche nicht durch der Heiligen Fürbitte Hülfe erlangten und durch viel gute Werke sich gerecht machten, richten und verdammen würde. Dagegen habe man das Volk an die heil. Jungfrau Marie, die man an Christi Statt zur Fürbitterin und Seligmacherin gemacht, wie die Heiden ihre Diana, und an andre zahllose Heilige gewiesen, um deren Orden man sich, ihre Fürbitte zu erlangen, aber auch erst sehr verdienen müsse. Die weltlichen Stände und Werke wären heruntergesetzt, der Mönchsstand desto höher gehoben, Diejenigen selig gepriesen, die nach seinem Vorbilde lebten. Von rechten guten Werken nach den zehn Geboten sei aber nicht, sondern nur von solchen Dingen gepredigt worden, die dem Klerus Nutzen gebracht. Den Vollbringern derselben, den Zahlenden und Büßenden, wäre das ewige Leben verheißen; die Andern hätte man zur Hölle oder doch zum Fegfeuer verdammt, daraus sie erst durch Andrer Fürbitte und Genugthuung gerettet werden müßten, wohin denn gezielt hätten die Fasttage, das unzählige Hersagen des Vaterunsers und Ave Mariae, die Rosenkränze, die Gebete zur heil. Ursula, Brigitta u. s. f. Ebenso Ablaß, Wallfahrten, Reliquien, Alles auf dieselben Zwecke berechnet. Da wären denn nicht selten junge Leute wider Wissen und Willen der Aeltern in die Klöster gelaufen, die Klostergelübde selbst über die Taufe erhoben, über das ganze Leiden Christi. Man habe die Ueberzahl der Mönche und Nonnen wie die lebendigen Heiligen gehalten, so anstößig ihr Wandel gewesen, weshalb sie jedoch Niemand strafen dürfen, da sie allein unter dem Papst gestanden, der für untrüglich gehalten worden, dem Niemand einzureden gewagt u. s. f.

Die sonstigen betreffenden Nachrichten und Druckwerke aus jener Zeit, andrer Beweise nicht zu gedenken, zeugen für die Richtigkeit dieser Schilderung. Sie wird weiter unten noch vervollständigt werden. Es gilt hier, einen Ueberblick über die kirchlichen Zustände zu bekommen, in welchen Luther aufwuchs und die den lebhaftesten Eindruck auf ihn machten. Mekum's Schilderung derselben wurde hervorgehoben, weil er dabei ohne Frage eben Thüringen insbesondere vor Augen hat, und weil Luther's eigne Anführungen, Erinnerungen und Eindrücke so genau damit übereinstimmen.

Von den letztern hat sich Luther nie vollkommen losmachen können, auch sofern sie Verunstaltungen des Christenthums und des kirchlichen Wesens, die er als solche erkannte, Begriffen entstammten, die er aufgegeben hatte und die ihn peinigten und ängsteten. Er setzte die gewaltigste Kraft daran, sie zu überwinden, und kämpfte den anhaltendsten schwersten und doch nicht vollkommen erfolgreichen Kampf wider sie. Seine spätere Denkart und Handlungsweise, seine Schriften, auch die aus seinen letzten Lebensjahren, sind voll von ihren Spuren und Nachwirkungen. Das Alles weist sowol auf ihre Mächtigkeit und die Tiefe, worin sie sich bei ihm einsenkten, als darauf hin, daß die Empfänglichkeit und die thätige schöpferische Kraft, beide bedeutend, sich in ihm die Wage hielten. Die völligere Erklärung liegt darin, daß die ihm in der Kindheit eingeprägten religiösen Begriffe sofort in den engsten Zusammenhang mit seinem Gemüthsbedürfnisse, seinem ganzen Seelenzustande traten, sodann in der Stärke und dem entschiedenen Vorwalten seiner religiösen Anlage, wovon unten weiter die Rede sein wird, des früh in ihm sich festsetzenden Anliegens, seine Ansicht vom Göttlichen mit der unmittelbaren Gegenwart desselben im Gemüthe zu einigen; endlich darin, daß die seine Vorstellungen und seine Empfindung bestimmende Kirche in ihrer Lehre und in ihren Gebräuchen und Einrichtungen wahrhaft Christliches in sich schloß, echt Religiöses ihm zuführte. Eben daher kam es, daß in ihm, gerade in ihm, die Liebe selbst zu der mängelreichen päpstlichen Kirche, wie sie von Kindheit an ihn umfangen, niemals erstarb. Er rechnete ihr, nachdem er sich längst von ihr losgesagt, jeden übriggebliebenen Vorzug an. Zur Wahrung des geschichtlichen

und providentiellen Zusammenhangs der späteren und der ersten Kirche in seiner Anschauung, zur völligern Versöhnung seines durch fortgeschrittene Einsicht entzweiten Bewußtseins suchte er selbst nach etwas entfernt liegenden künstlichen Vorstellungen. Gerade er, der unter allen seinen Zeitgenossen die tiefe kirchliche Verderbniß am schärfsten durchschaute und über Das, was er gesehen und erfahren, am heftigsten zürnte, fand selbst noch im Tadel, in den Augenblicken leidenschaftlicher Erregtheit, ob auch nicht durchgängig, doch fast immer, Lichtseiten an dem vormaligen kirchlichen Wesen heraus und hörte nicht auf, Lobwürdiges „im Papstthume" zu rühmen. „Ich bin in des Papsts Hause oder Kirche getauft," sagt er in der seinen späteren Jahren angehörenden Auslegung des 45. Psalms zu Vers 11., „habe darin den Katechism und die Schrift gelernt. Diese Ehre will ich meinem Volk und meinen lieben Bürgern gern erzeigen und meines Vaters Haus nicht vergessen, will ihn in großen Ehren halten, ihm zu Füßen fallen: er lasse mich nur an meinen Herrn Christum glauben und mein Gewissen von Beschwerung frei behalten [1])." Mehrmals kömmt er darauf, daß bei Ordensmännern, trotz dem daß sie lebenslang auf der Heiligen und ihre eigne Heiligkeit und Werke abgöttisch vertraut, doch in der Todesstunde die Erkenntniß durchgedrungen sei, daß allein auf Christum die Hoffnung der Seligkeit gesetzt werden könne und müsse, wie denn namentlich St. Bernhard in solcher Erkenntniß, solchem Glauben gestorben. Solcher habe er selbst etliche gesehen und von viel mehren gehört, aus dem Mönchsstande und anderen Ständen [2]). So sagt er in einer Predigt der Hauspostille, er glaube, daß der gütige Gott auch in der großen Finsterniß des Papstthums viele der Vorfahren erhalten habe. „Denn in derselben Blindheit und Finsterniß ist dennoch überblieben, daß man den Sterbenden vorgehalten hat das Crucifix, und daß etliche Layen ihnen vorgesagt haben: Siehe an Jesum, der für dich am Kreuz gestorben ist. Dadurch hat sich mancher Sterbende wieder zu Christo gekehret, ob er schon zuvor

1) Walch V, 625.

2) Auslegung des 11. Kapitels des Daniel zum 41. Verse, Walch VI, 1475.

den falschen Wunderzeichen auch geglaubt hat, und der Abgötterei angehangen ist[1])." Vielfach anerkannte er (und Aehnliches wurde oben schon angeführt), Gott habe seine Kirche niemals ganz und gar verlassen, wiewol sie zu verschiedenen Zeiten stärker oder schwächer, die Lehre reiner oder verdunkelter gewesen; auch die schlimmsten Anfechtungen habe sie überwunden; viel fromme Herzen wären in ihr durch Gottes Gnade wunderbar im rechten Glauben erhalten, stets Prediger in ihr erstanden, welche, obwol verfolgt, denselben verkündet hätten; von ihr habe er Gottes Wort, Taufe, Sacrament und Lehramt entnommen, weshalb der Glaube, christliche Kirche, Christus und heil. Geist bei ihr gewesen sein müsse, wenn freilich auch nicht beim großen Haufen, der Mehrheit und zumal nicht bei den Häuptern; so daß mit einem Worte die christliche Wahrheit im Papstthume theilweise allerdings erhalten gewesen sei, in der biblischen Geschichte, in Liedern, in der Lehre, im Kultus und sonst[2]).

Man hat von jeher diese Seite seiner Ansicht zu sehr übersehen. Er tadelt die Kirche, mit welcher er in Streit gerieth, schärfer, heftiger und bisweilen ungerechter, als irgend ein anderer „Lutherischer," nur daß dies nicht so zu verstehen ist, als wäre eben sein schärfster Tadel stets der ungerechteste gewesen, denn er war oft die Folge gerade des tiefsten und richtigsten Einblickes. Umgekehrt ist auch in keinem Lutherischen noch Katholischen die Liebe zur Kirche je so innig und unverwüstlich gewesen als gerade in ihm. So fehlt gleich in Mekum's Auffassung das lutherische Beachten der Lichter unter den Schatten. Wir werden Luther über diese sogleich sich weit stärker als Mekum aussprechen hören, aber desungeachtet noch mehrfach bemerken, daß er die helleren Seiten nicht übersieht, indem er die kirchlichen Zustände seiner Jugendzeit schildert. Das freilich ergibt sich aus Allem, nur die volksmäßige wurde von den vorhandenen Oppositionen in Mansfeld ihm einigermaßen kund, sofern sie durch seinen Vater und die Bürgerschaft sich ausspre-

1) Plochm. V, 346 f.

2) Auslegung des 1. u. 2. Kap. des Johannesevangeliums, Walch VII, 1552. Ausl. des 14. 15. u. 16. Kap. des Johannesevangeliums, Walch VIII, 205, 480, 487.

chen mochte; die humanistische, die religiöse nicht[1]). In seinen Umgebungen, in diesen Gegenden war in seinen Kinderjahren weder die Mystik vertreten, noch wirkte hier einer der besseren Prediger, deren sich einzelne in der Zeit hervorthaten. Schon nach dem bisher Angeführten würde man nicht sagen dürfen, seine religiöse Unterweisung hätte alles echt christlichen Inhalts entbehrt. Aber freilich führte sie ihm denselben sehr verdunkelt und überwuchert zu. Wir werden es aus seinen eignen Aeußerungen ersehen, in denen wir zahlreiche und sehr deutliche Züge zu dem Bilde seiner religiösen Erziehung finden, und bei welchen wir umsomehr verweilen wollen, weil sie zugleich die Eindrücke, welche die letztre bei ihm hervorbrachte, abspiegeln und dadurch helle Lichter auf dieselbe werfen.

Sehr merkwürdig kann eine Aeußerung von ihm in der Auslegung des 8. Psalms zum 3. Verse erscheinen, wenn man daran denkt, welche Wahrheit darin liegt: „Wir thun nichts mehr, denn daß wir das Wort getrost treiben. Solchen Krieg führen wir wider den Papst. Wir ziehen kein Schwert, schießen keine Büchsen ab, sondern mit dem Wort, Vaterunser, Kinderglauben und Evangelio richten wir eine Macht zu, welche so stark und kräftig ist, daß sie Pfafferei, Möncherei, Nonnerei, ja das ganze Papstthum darniederlegt" — mit dem Kinderglauben, dem Ersten, was er in der Schule lernte, dem Wenigen. Er legte selbst seinem Katechismus als erste Hauptstücke die zehn Gebote, das Vaterunser und den Glauben (oder Kinderglauben, wie er ihn mehrmals nennt, nämlich das apostolische Glaubensbekenntniß) zum Grunde. Den „Katechismus", sagt er in der deutschen Messe und Ordnung des Gottesdienstes (1526) „d. h. den Unterricht, damit man die, so Christen werden wollen, lehret und weiset, was sie glauben, thun, lassen und wissen sollen im Christenthum, weiß ich nicht schlechter noch besser zu stellen, denn er bereits ist gestellet vom Anfang der Christenheit, und bisher blieben, nämlich die drei Stuck: die zehen Gebote, der Glaube und das Vater Unser. In diesen dreien Stucken steht es schlecht und kurz, fast Alles, was eim Christen zu wis-

1) Vergl. Hagen, Deutschlands literar. und rel. Verhältnisse, I, 33 ff.

sen noth ist[1])." Darauf aber gibt er Anweisung, wie solcher Unterricht „geschehen müsse, damit die Jugend auch verstehe," und setzt dann hinzu: „nicht alleine also, daß sie die Wort auswendig lernen, wie bisher geschehen ist." Auf ähnliche Weise äußert er sich häufig, z. B. in der Auslegung der ersten zweiundzwanzig Psalmen (zum 19. Verse des 22. Psalms), das Evangelium sei geblieben in den Predigten, in der Messe, doch freilich so, daß man es weder mit Lehren noch Vermahnen fleißig gehandelt, nur die Worte gelesen, dann zu den Fabeln und Märchen sich wieder gewendet und so die Predigt mit Lügen zugebracht und geschlossen habe. Oder man habe den eigentlichen Schriftsinn verlassen und Menschenlehre in das Schriftwort hineingelegt, sodaß die Schrift zwar geblieben, aber zerrissen und in Haderlumpen verwandelt sei, die weder zur Lehre des Glaubens, noch der Hoffnung, der Sitten gedient. In der Schrift von der Winkelmesse und Pfaffenweihe (1533) sagt er, indem er zürnend von den „Greueln an heiliger Stätte" redet, mit denen die Kirche erfüllt sei, mit Macht und Wunder habe Gott erhalten, daß unter dem Papste blieben sei die heilge Taufe, die Verlesung des Evangelii von den Kanzeln in den Landessprachen, die Absolution und Ordination, „zuletzt auch das Gebet, als Psalter, Vaterunser, der Glaube und zehen Gebot, item viel guter Lieder und Gesäng, beide latinisch und deutsch." Er fährt dann fort: „Wo nu solche Stücke noch blieben sind, da ist gewißlich die Kirche und etliche Heilige blieben, denn es sind alles die Ordnung und Früchte Christi. Drumb ist hie gewißlich Christus bei den Seinen gewest mit seinem heil. Geist, und in ihnen den christlichen Glauben erhalten; wiewohl es ist Alles schwächlich zugegangen." Denn so gewaltig Christus die Taufe und Evangelium wider so mancherlei Abirrungen erhalten, ebenso gewaltig habe er die Herzen erhalten müssen, daß sie Taufe und Evangelium nicht verloren und vergessen bei so viel ärgerlichem Wesen, eben so stark habe er müssen vergeben und durch die Finger sehen, wo seine Christen gefallen und betrogen worden[2]). In der Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg versammelt: „Die alte Lehre vom Glauben Christi, von der Liebe, vom Gebet, vom Kreuz, vom Trost in Trübsaln lag gar darnieder, ja es war kein Doctor in aller Welt, der den ganzen Katechismum, das ist, das Vater Unser, zehen Gebot und Glauben, gewüßt hätte, schweige, daß sie ihn sollten verstehen und lehren, wie er denn itzt, Gott Lob, gelehret und gelernt wird, auch von jungen Kindern. Deß berufe ich mich auf alle ihre Bücher, beide Theologen und Juristen. Wird man ein Stück des Katechismi daraus recht lernen können, so will ich mich rädern und ädern lassen[1])." Ja in einer Predigt der Kirchenpostille sagt er: „Ich bin selbst ein gelehrter Doctor Theologiae gewest, und habe doch die zehen Gebote nie recht verstanden. Ja, es sind viel hochberühmte Doctores gewesen, die noch nicht gewußt haben, ob ihr neune, zehen oder eilfe wären; viel weniger haben wir von dem Evangelio oder Christo gewußt. Sondern das ward allein gelehret und getrieben: Rufe die Jungfrau Mariam und andere Heiligen an, als Mittler und Fürsprecher, also viel faste und bete; laufe zur Wallfahrt, in's Kloster, und werde ein Mönch, oder stifte so viel Messen u. s. w. Und haben gewähnet, wenn wir solches thäten, so hätten wir den Himmel verdienet. Das war die Zeit der Blindheit, da wir von keinem Gottes Wort nichts wußten, sondern mit unserm eigenen Tand und Träumen uns und Andere in den Jammer geführet haben; und ich derselben einer gewest, der in diesem Schweiß-, ja Angstbade wohl gebadet habe[2])." Ebenso äußert er sich in den Vorreden zum großen und kleinen Katechismus: die drei Hauptstücke wären wol in der Christenheit von Alters her blieben, nur „wenig recht gelehrt und getrieben." Es habe geleuchtet wie der bleiche Mond, sei verfinstert gewesen[3]). Mathesius versichert in der sechsten Predigt, in den fünfundzwanzig Jahren, die er in der römischen Kirche zugebracht, habe er niemals den Katechismus von einem Prediger oder Lehrer erklären gehört, und auch in der reichen deutschen

1) Plochm. XXVI, 33, 164. XXII. 231.
2) Plochm. XXXI, 339.

1) Plochm. XXIV, 348.
2) Plochm. XIV, 158.
3) Plochm. XXI, 2, 6, 31. Auslegung des 6. 7. u. 8. Kapitels des Johannesevangeliums zum 40. bis 44. Verse des 7. Kap. Walch VII, 2335.

Büchersammlung seines vormaligen Principals alle Legenden und Brigittengebete, aber keine Auslegung des Katechismus gefunden. Daß so gut wie gar kein katechetischer Jugendunterricht bei ihnen zu finden sei, konnten noch 1530 die Evangelischen den Gegnern in der Apologie der augsburgischen Confession ins Angesicht sagen. Es lag daran, daß „das ganze Papstthum die gemeinen Werke dieses Lebens, welche Gott in den zehn Geboten gebeut, für so leichte Werke achtet, die man vollkommen erfüllen könne." Darum ließen sie „die zehn Gebote fahren, wollten höher steigen, erdachten Räthe von sonderlichen Werken, lobten die Einsiedler und Mönche" u. s. f. Die Menge und Vielheit der kirchlichen Satzungen und Gebote verdunkelte das Einfache, das „eim Christen noth zu wissen," und schon wegen dieser Verdunkelung war ein gesunder faßlicher Unterricht im letzteren unmöglich. Ein solcher Unterricht wäre aber auch den Anliegen der Geistlichkeit zuwider gewesen, weil ihr Ansehen und ihre ganze Stellung auf jenen Satzungen und Geboten ruhete, weil dieselben zum großen Theile dem Evangelium widersprachen oder doch darin nicht begründet waren und weil dies durch eine wahrhaft evangelische Unterweisung hätte an den Tag kommen müssen. Es konnte und durfte daher nicht anders sein als es stand, daß, wie Luther sagt, freilich die Worte vom Erlöser an und für sich geblieben, aber der rechte Sinn und Gebrauch gänzlich verloren waren. „Wir haben den Papst und die todten Heilgen angebetet und uns an den Regeln und unsern Werken genügen lassen. Ihr jetzo wisset nicht, was für ein Zustand unterm Papstthume gewesen; die aber wissen es, die seine Tyrannei, wie ich, empfunden haben [1])."

Dies Alles zeigt uns nochmals, daß er gegen das Echtchristliche nicht blind war, das in den religiösen Zuständen, in welchen er aufwuchs, und in der Unterweisung lag, die ihm zu Theil wurde. Indeß tritt daraus schon ein ziemlich trübes Bild von jenen und von der letzteren hervor und noch düstrer und trostloser wird dieses Bild nach dem sogleich weiter Anzuführenden erscheinen. Denn andre Aeußerungen von ihm sollen uns

1) Auslegung der Genesis zum 15. Verse des 18. Kap. Walch I, 1776. Ausl. des Jesaias zu Kap. 53. V. 4. Walch VI, 1079.

noch deutlicher ersehen lassen, wie er gleich Millionen vor und neben ihm in die Knechtschaft hineingerieth, von welcher wir ihn zuletzt sprechen hörten.

„Im Papstthum — sagt er in einer Predigt der Hauspostille, den Grund des Uebels richtig bezeichnend, mit einem tiefen Einblicke in die geschichtliche Entwickelung der Kirche und ihre Ergebnisse bei den Deutschen bis auf seine Zeit — im Papstthum sind die Leute so weit gebracht, daß sie wohl fühlten, sie dürften eine Hülfe wider die Sünde und Tod; aber da wußte niemand, wo man solche Hülfe sollte finden. Darum rufte dieser die Jungfrau Maria, jener St. Anna an; der that dies, jener ein anderes; aber es war nicht allein vergebens, sondern auch eine sträfliche, greuliche Abgötterei [1])." In einer andern Predigt der Hauspostille bezeichnet er den Unterschied zwischen Christen und Nichtchristen so: „Ein Christ lebt nicht so roh und sicher dahin; er weiß, daß seine Natur und Neigung böse ist; derohalb hält er sich in guter Hut, und wo er Unrecht gethan hat, läßt er's ihm leid sein, gibt sich vor Gott schuldig und begehrt Gnade. Dagegen die Unchristen sind sicher, als hätten sie keine Sünde gethan, folgen immerdar ihrer Lust und Willen und fürchten sich nichts dabei; derohalb fragen sie nicht darnach, wie sie von Sünden ledig werden [2])." So weit hatte die Kirche die Nationen im Christenthume gefördert, daß ein tiefes, ein so tiefes, lebendiges Gefühl der Sündhaftigkeit in ihnen geweckt worden war, daß wir uns jetzt nur schwer hineinversetzen können, was wir aber doch nach Vermögen thun müssen, wenn wir die Zustände bis in Luther's Zeit, wenn wir ihn und seine innern Zustände recht verstehen wollen. Die Kirche, indem sie jenes Gefühl zu wecken und zu befriedigen getrachtet, wie sie mußte, war theils von einer überspannten und einseitigen Richtung der Empfindung und der christlichen Anschauung beherrscht gewesen, hatte es andrerseits selbstsüchtig ausgebeutet. Aus beiden Quellen stammten ihre Lehren und Mittel, die Gewissen stark anzuregen, zu schrecken und zu beschwichtigen, ihre Drohungen mit

1) Plochm. VI, 249.

2) Plochm. VI, 343.

Hölle und Fegfeuer, ihre Hinweisungen auf so viel Hülfen, durch die Heilgen, verdienstliche Werke u. s. f. Sie mußte bei rohen Nationen großen Nachdruck auf die Strenge des Gesetzes und des ewigen Richters legen, und ohnehin war sie selbst sammt ihrer Lehre von der längst eingetretenen Umwandlung des Evangeliums in ein Gesetzesthum beherrscht. Es kam im Uebermaß, wie es hiernach kommen mußte und wie Luther in oft wiederholten Aeußerungen diese Entwickelung bezeichnet. Die Vorhaltung des Gesetzes und des Zornes Gottes über die Sünder weckte das Gewissen, zu sehen, „daß es übel gethan, und zu fühlen, daß es müsse des ewigen Todes sein." War so den Leuten die Sündhaftigkeit zum Bewußtsein gekommen, fühlten sie, „wie sie mit Gott übel daran waren," so kam „die Plage der Gewissen," Sorge und Angst „der Sünde los zu werden und die Seele zu erlösen," daß sie „hin und her liefen, hier und da Hülfe suchten, Vieles thaten Gott zu bezahlen," wo dann abermals die Kirche hinzutrat, mit ihrer Lehre von Wallfahrten, Klöstern, Messen, Schenkungen an Kirche oder Geistlichkeit u. s. f. „immer mehr Werke, das Niemand zählen kann, erdachte," durch welche vermeintlich die Sünde zu tilgen und der Himmel zu verdienen war [1]).

So stand es, als Luther Kind war, und ich muß hier darauf zurückkommen. Denselben Gang wie die Nation nahm und ebensoweit brachte er es in seiner Kindheit und Jugend; wie auf die Nation, wirkte die Kirche auf ihn, und ungewöhnlich lebendig erfuhr er, lebte und fühlte er das Alles durch. Die leicht zu täuschende Arglosigkeit der Deutschen, ihre religiöse Hinneigung, der Ernst ihrer Gesinnung und ihre Gemüthsinnigkeit hatten zusammengewirkt, daß sie dem Christenthume und der Kirche sich unterwarfen und dienstbar wurden. Das Vorgeben, es werde ihr Seelenheil gemeint, die Wahrheit, das wahrhaft Göttliche, das in der That in der Lehre der Kirche lag, der „Schein" desselben hatte sie gewonnen und nicht leicht brachten es die „schwachen Gewissen" dahin, zu glauben, daß Betrug dahinter verborgen sei. So war es gerade bei Luther auch. Zu seinem religiösen Hange kam der Ernst, der für die

1) Kirchenpostille, Plochm. XIV, 242, 292.

verderbte Lehre durch den in ihr übrigen echten Gehalt gewonnen wurde, und jene gutmüthige Arglosigkeit hinzu, die neben einem so scharfen und gesunden Verstande in hohem Maße in ihm lag, und großentheils zunächst sein gänzliches Hingeben an die Kirche und deren Lehre, wie sie ihm geboten wurde, und späterhin noch Manches in seiner Handlungsweise und allein manche seiner auffallendsten Urtheile, Schritte und Uebereilungen erklärt. Als einst in seinen späteren Jahren gelehrte Freunde den Scharfblick priesen, womit er Künftiges von Bedeutung im Voraus erschaue, sagte er mit sehr richtiger Selbsterkenntniß, er sei gerade der allereinfältigste Mensch, der sich gar leicht täuschen und überreden lasse, sodaß er dem Eindrucke und Truge sich hingebe, wie die Nachtigall, als der einfältigste Vogel, am leichtesten sich fangen lasse. Niemand hat schärfer als er die Unvereinbarkeit der Gegensätze durchblickt, so bei den augsburger, den schmalkaldener Verhandlungen, und Niemand ist so oft als er in Täuschungen, den unbegreiflichsten, befangen gewesen, vornämlich wenn seine Gutmüthigkeit rege gemacht wurde. Er glaubte Leo X., Albrecht von Mainz, Heinrich VIII. gewinnen zu können. „Von Natur hatte der Doctor ein Mannesherz und muth, wiewol er der demüthigst Mann war, der seiner Leut gutem rath gern folget, wie er sich denn diß Jahr (1540) bereden ließ, daß er dem Agrikola nachgieng, Friede zu stiften." Zahllos waren seine Almosen, Liebesdienste, seine Verwendungen, oft für die Unwürdigsten. „Anfenglich hatten ihn auch viel Streicher und ausgeloffene Münche angesetzt, denen er Gewand zu Kleidern außnahm, wie er auch etwan gerne für die gefangene Diebe bat. Endlich bekannt er: ich meinet sie weren alle fromm die mich ansprachen und sich aufs Evangelion beriefen, aber böse Buben haben mich witzig gemacht. Einem Fische ist nirgend besser denn im Wasser und einem Diebe am Galgen." Er konnte die Juden nicht leiden, es wurden Juden angestiftet, ihn zu vergiften, und er nahm sie an seinen Tisch, wenn sie ihn zutraulich „ansprachen." Er warnt nach eingegangenen Meldungen von angeblich besessenen Personen vor Betrug. Man möge sorgfältig prüfen, damit es nicht gehe wie mit ihm selbst; er habe sich berücken lassen und seine Einfalt sei ihm dann hernach großer Schimpf gewesen. Jetzt sei er, wie das Sprüchwort

laute, ein gewitzigter Rupertus, nachdem er durch zahllose Listen, Ränke, Fündlein getäuscht worden. So möge man ihm glauben [1]). Nur aus dem Allen, wodurch seine Art und Anlage nach dieser Seite wenigstens andeutend bezeichnet wird, läßt es sich völlig erklären, daß er der Priesterlehre gerade in einem Punkte glaubte, wo ihr sein innerstes Gefühl zwar gewissermaßen entgegenkam, aber durch sie doch aufs tiefste verletzt wurde. Wir sind hier bei dem Entscheidendsten in dem ganzen religiösen Leben seiner Kindheit und Jugend angelangt, sofern das letztere durch die ihm zu Theil werdende Unterweisung bestimmt wurde. Es besteht in der Härte der religiösen Vorstellungen, womit er erfüllt und geschreckt wurde, und ihren Folgen für die Richtung seiner Frömmigkeit. Wir halten uns einige seiner vielfachen Aeußerungen darüber vor. Er kommt in fast allen seiner Schriften auf den Gegenstand.

„Ich wurde von Kindheit auf so gewöhnt, daß ich erblassen und erschrecken mußte, wenn ich den Namen Christi nur nennen hörte: denn ich war nicht anders unterrichtet, als daß ich ihn für einen gestrengen und zornigen Richter hielt. — Sonderlich habe ich den Schaden gelernet im Papstthume, da man mich nicht anders gelehret hat, denn daß Christus sei ein gestrenger Richter, welcher mich nach meinem Verdienst und Werken richten wolle. Darum bin ich es gewohnet, daß ich allezeit gedenke, wie ich viel guter Werke bringe, damit ich den Richter Christum versöhne. Ein menschlich Herz kann nicht bei sich beschließen, daß Christus mit seinem rechten Namen heiße: Große Freude [2])." Bei der Auslegung des 2. Psalms (1532) bemerkt er zum 11. Verse: Dienet dem Herrn mit Furcht und freuet euch mit Zittern; als Knabe sei er diesem Verse gram gewesen, denn er habe es nicht gern gehört, daß man sich vor Gott fürchten solle, und habe nicht gewußt, daß die Fröhlichkeit, die Hoffnung mit der Furcht verbunden sein solle, und daß Christus aus Liebe zur Menschheit in den Tod gegangen, sein heilig Werk

1) *Rebenstock* II, 23. Mathesius, 12. Predigt. De Wette IV, 646; V, 12.

2) Plochm. I, 261; V, 248, 336; XXIV, 347; XXV, 40, 42.

ihr schenkend und zu eigen gebend, während das ihre freilich bös sei; er habe die Freude nicht gekannt, die aus dem festen Glauben an die Versöhnung Gottes durch den Erlöser entspringe. „Schändlich sind wir im Papstthum verführt, ruft er an einer andern Stelle aus, denn man hat uns Christum nicht so freundlich vorgemalet, wie die lieben Propheten, Apostel und Christus selber thut, sondern man hat uns ihn so greulich gebildet, daß wir uns mehr vor ihm gefürchtet haben, denn vor Mose, auch nicht anders gemeynet, Mosis Lehre wäre viel leichter und freundlicher, denn Christi Lehre. Daher wußten wir nicht anders, Christus wäre ein zorniger Richter, dessen Zorn wir mit guten Werken und heiligem Leben versöhnen, und dessen Gnade wir durch Verdienst und Fürbitte der Heiligen erlangen müßten. Das heißt nicht allein schändlich gelogen, die armen Gewissen jämmerlich betrogen, sondern auch Gottes Gnade auf's höchste geschändet, Christi Tod, Auferstehung, Himmelfahrt, samt allen seinen unaussprechlichen Wohlthaten verleugnet, sein heiliges Evangelium gelästert und verdammt, den Glauben vertilget und an dieser statt eitel Greuel, Lügen, Irrthum und Gotteslästerung aufgerichtet. Ist das nicht Finsterniß, so weiß ich nicht, was Finsterniß ist. Noch hat es niemand können merken, sondern jedermann für die lautere Wahrheit gehalten [1])." Mit tiefer Wahrheit bemerkt er: „wenn man ihn dir predigt als einen Richter, und wie du viel gute Werke thun sollst, daß er sie dir belohne, und du nimmst es also an, so wird er dir gewiß ein Richter sein, und nicht ein Heiland. Wenn das Herz ihm einen zornigen Gott vorbildet, so folgt bald Abgötterei darauf, durch welche wir uns einen andern Gott vormalen, denn er selbst an seiner Natur und Wesen ist, und suchen, ihn zu versöhnen, Rath und Hülfe, die im göttlichen Wort verboten ist, und fallen gar in Verzweiflung [2])." Die bilden sich einen fremden Gott, die da glauben, er könne durch Werke versöhnt werden. Der Karthäuser bildet sich einen Gott, der in der Kutte einher-

1) Walch V, 254, 386.

2) Kirchenpostille, Plochm. XIV, 290. Auslegung des 2. Psalms zu Vers 10, Walch V, 849.

geht und sich mit einem Stricke umgürtet; denn er glaubt, Gott habe an so etwas Wohlgefallen. Die Wallfahrer bilden sich Gott als einen, der umherschweifet, weil sie glauben, daß er seine Lust an Wallfahrten habe. Also ist das ganze Papstthum nichts anders gewesen, denn ein Töpfer, der Götzen macht, Gott so viel Gestalten andichtend, wie die Poeten ihrem Proteus angedichtet haben [1]." Mit Entrüstung spricht er in der Auslegung des 110. Psalms zum 4. Verse (1539) davon, daß man vormals so gar nichts von Christi Priesterthume gelehrt, ja im Gegentheil ihn stets nur als einen schrecklichen Richter vorgehalten, seinen Zorn so ausgemalt und die Vorstellung davon so in die Gemüther hineingetrieben habe, daß die Leute vor dem Erlöser fliehen müssen, „daß ich und andere erschrecken mußten, wenn wir den Namen Christi hörten. Denn wir waren alle dahin gewiesen, daß wir müßten selbst genug thun für unsere Sünde, und Christus am Jüngsten Tage würde von uns Rechnung fordern, wie wir die Sünde gebüsset, und wie viel guter Werke wir gethan hätten. Und weil wir nimmer konnten genug büssen und Werke thun, es blieben gleichwol immerdar eitel Schrecken und Furcht vor seinem Zorn, wiesen sie uns weiter zu den Heiligen im Himmel, als die da sollten zwischen Christo und uns Mittler seyn: Lehreten uns die liebe Mutter Christi anruffen, und sie vermahnen der Brüste, die sie ihrem Sohne gegeben hat, daß sie wollte seinen Zorn über uns abbitten, und seine Gnade erlangen. Und wo unsere liebe Frau nicht genug war, nahmen wir zu Hülfe die Apostel und andere Heiligen, bis wir zuletzt kamen auf die Heilige, die man nicht weiß, ob sie heilig sino, ja der mehrere Theil nie gewesen sind, St. Anna, Barbara, St. Christoph, St. Georgen u. s. w. Die musften alle zu Fürbittern und Nothhelfern angeruffen werden: diesen richtete man Wallfahrt an, stifftete Messen und gab der Papst Ablass und Segen darzu [2]." Ebenso spricht er sich in der Auslegung der Genesis zum 18. Verse des 43. Kapitels über die falsche Furcht aus, die ihm eingetrieben worden, die sich auch vor

1) Kurze Auslegung des Jesaias zu Kap. 54. Vers 1, Walch VII, 1174.

2) Walch V, 1497.

einer Fliege, ja vor Gott selbst dann fürchte, wenn er den Menschen Gutes thue und sie schütze, über die Lehre, welche die Folge gehabt, daß ihn größrer Schrecken bei dem Gedanken an den Heiland gefaßt, denn wo des Teufels gedacht sei, und über die Folge, daß er sich bereden lassen, dem letztern könne man auf manchfache Weise leicht entfliehen, aber Christus werde richten und verdammen, wer nicht Alles aufböte, ihn zu versöhnen, nicht insbesondere seine Zuflucht zur heiligen Jungfrau nehme. Aehnlich in der Auslegung des 14. 15. und 16. Kapitels des Evangeliums Johannis (zum 10. Verse des 16. und zum 10. Verse des 14. Kapitels) von Christo, daß man sich sein trösten mögen, sei nichts gelehrt, sondern derselbe zum schrecklichen Richter gemacht und sodann Jedermann auf die Heilgen und sich selbst, Genugthuung durch eigene Werke, zumal eine sonderliche, selbsterwählte Heiligkeit gewiesen, die man im Mönchsstande zu suchen habe, als der allein zum Himmel helfe und wogegen die weltlichen Stände für nichts gegolten, sodaß das rechte Licht und die Ehre der Christenheit verdunkelt und mit Füßen getreten sei: so sehr habe das Alles die Welt erfüllt. „Das sind meine Gedanken im Papstthume auch gewesen," sagt er in der Auslegung des 6. 7. und 8. Kapitels des Evangeliums Johannis (zum 14. Verse des 8. Kapitels), und da sei er denn Christo herzlich feind geworden und hätte gern gesehen, daß der Heiland vor allen Teufeln hinweggewesen wäre, wie ihn denn Jedermann geflohen. Denn „diese Predigt hatten wir und die Zuhörer hörtens gerne; ward also Christus unser Richter, der am jüngsten Tage richten werde, vor dem man floh, und daher alle Klöster, Orden und Werke, daß man ihn versöhnte" [1]).

Diese Vorstellungen drangen von allen Seiten auf ihn ein, fast das ganze kirchliche Wesen war danach angethan sie zu befestigen und ihren Eindruck zu verstärken. Der gesammte Kultus wirkte dahin, wenigstens von der einen Seite. Wir werden auf ihn zurückkommen müssen, doch sind schon hier ein paar Worte über die Einwirkungen zu sagen, die er auf Luther üben mußte. Die Kirche hatte sehr wichtige Zwecke dadurch zu erreichen gesucht, daß sie allgemein die lateinische Sprache in den Gottesdienst ein-

1) Walch VIII, 551, 105; VII, 2425.

geführt. Ohne Frage aber mußte der letztere eben dadurch unmittelbar am Belehrenden für das Volk verlieren, das hinsichtlich der religiösen Unterweisung auf ihn fast allein beschränkt war, nur einen so dürftigen Jugendunterricht erhielt und so wenig las, sei es aus Mangel an Büchern oder Kunde des Lesens. Die Predigt war durch die zum Mittelpunkte des Ganzen und zur Hauptsache erhobene Messe zurückgedrängt. Die Erhebung des Lateinischen zur allgemeinen Kirchensprache war eine tiefe Verletzung des angeborenen Menschenrechts auf eine wahrhafte Befriedigung des religiösen Bedürfnisses, d. h. durch einen Kultus in der Herzens- also der Landessprache, ein arger Raub am Menschheitlichen wie an den Volksthümlichkeiten gewesen und hatte wesentlich beigetragen, daß der die Frömmigkeit zu wecken und zu nähren bestimmte Gottesdienst und nach ihm die auf dem innerlichsten Verhältnisse des Menschen zu Gott beruhende Frömmigkeit fast gänzlich veräußerlicht war. Der in einen Mechanism verwandelte Kultus mußte den Ungelehrten zum allergrößesten Theile unverständlich bleiben, konnte nur unklare Andachtsgefühle erregen oder unterhalten, war ausnehmend geeignet mit Andachtsschauern zu erfüllen, die von asketischen oder jenen harten und schreckhaften Vorstellungen ausgehende düstre Stimmung zu verstärken und zu beleben, und nach einem verdumpfenden Unterrichte abermals zu verdumpfen, indem er dem Denken zu wenig und der Empfindung und Einbildungskraft zu viel Raum und Anregung gab. Luther rühmte wiederholt, daß doch gute Lieder und von der Schrift wenigstens die Sonn- und Festtagsevangelien in den Landessprachen erhalten gewesen wären. Allein wie wenig war das und welch einen Mangel setzt ein solches Lob voraus.

Löblicherweise ließ die Kirche auch die Kunst dem Kultus dienen, der nun aber auch von dieser Seite verwirrend und peinigend auf ihn einwirkte; denn auch die Kunst half mit, die ihn so sehr niederdrückenden und ängstigenden Vorstellungen zu befestigen. „Ich hatte," sagt er in der Vermahnung an die Geistlichen in Augsburg, auch auf die nothwendige Folge davon hinweisend, „kein andres Erkenntniß von Christo, denn daß ich ihn mit meinen Gedanken satzte auf einen Regenbogen, und hielt ihn für einen gestrengen Richter. Weil nun kein recht Erkenntniß Christi

da war, so fielen wir dahin von Christo auf die Heiligen, dieselben riefen wir an, daß sie sollten unsere Patronen und Mittler sein. Sonderlich aber hatten wir Zuflucht zu Maria, dieselbe beteten wir an und sprachen: O du heilige Jungfrau Maria, zeige deinem Sohne Jesu Christo deine Brüste und erwirb mir bei ihm Gnade." Der heilige Bernhard hatte die sehr beliebte Vorstellung in Umlauf gebracht, daß der Sohn, wenn dies geschehe, der Mutter nichts versagen könne. Ebenso beliebt waren die bildlichen Darstellungen des Erlösers als Richter auf dem Regenbogen oder, indem er zum Gerichte komme, mit Schwert und Ruthe im Munde, „welches beides Zorn bedeute." So habe man ihn — in mehren Predigten der Hauspostille und sonst kommt Luther darauf — allenthalben gemalt, um durch Veranschaulichung seines Zorns darauf hinzuleiten, daß der letztre durch „Werke" der Gläubigen gestillt werden müsse, wenn sie nicht verdammt sein wollten, „bis denn die Leute auch endlich liefen in die Klöster zu den Mönchen, daß dieselben sollten für sie beten, und gingen wallfahrten hin und wieder zu den Heiligen, Gnad und Ablaß zu erlangen" [1]).

Er hatte jene harten Vorstellungen vom Erlöser längst aufgegeben, entgegengesetzte entschieden sich angeeignet, innigst und lange deren wohlthuende, tröstende und erfreuende Kraft empfunden und konnte fort und fort der erstern und ihrer Eindrücke nicht ledig werden. Sie folgten ihm wie Gespenster auf Schritt und Tritt, wichen nicht von ihm, hielten ihn fest; er vergleicht sie mit den Furien des Orestes. Nie verließ ihn das durch sie übermäßig geschärfte Sündhaftigkeitsgefühl. „Obwol wir das Vertrauen auf die Werke und den Aberglauben verwerfen, sagt er in der kurzen Auslegung des Jesaias (zum 1. Verse des 54. Kapitels), können wir es dennoch nicht gänzlich aus unsern Herzen bringen, denn es ist gleichsam eine dem Fleisch angeborne Seuche, die den Geist weit heftiger plagt, als eine böse Lust das Fleisch. Und hinzu kommen noch Unterweisung und Gewohnheit, daß wir zum Aberglauben nicht allein geboren, sondern untern Papstthum dazu bereitet und ange-

1) Plochm. I, 123.

wiesen sind [1])." Noch in der Auslegung der Genesis, einem seiner allerletzten Werke, spricht er, der so Glaubenskräftige, dessen Glaubensstärke und Sicherheit so viel erprobt war, an vielen Stellen [2]) von seinem häufigen Zittern und Erschrecken vor Gottes Zorne, der Schuld der Schwachheit bei sich und der Sünde, die noch ein Ueberbleibsel der verderbten Natur, ein Gebrechen sei, das er aber im Papstthume durch Lehre und Gewöhnung zu zittern und vor Christo zu fliehen vergrößert habe. Noch jetzt sei es ihm schwer, die päpstliche Lehre gänzlich hinwegzuwerfen, sich der Glaubensschwäche zu entäußern, in welcher er noch immer Scheu trage, zu Christo aufzuschauen, noch immer vermöge er nur schwächlich der Erlösung zu gedenken und der Zukunft des Erlösers zu begehren; gar zu tief hafteten die Eindrücke in ihm, welche die Lehre in ihm zurückgelassen, die ihm in der Kindheit und Jugend geworden. „Ich fühle noch täglich," sagt er an einer andern Stelle, „daß mir's fehlet an Gottesfurcht, am Glauben; ich liebe Gott nicht von ganzem Herzen und meinen Nähesten nicht als mich selbst, bin also voller Sünde, und soll dennoch glauben, daß keine Sünde da sei. Da muß ich bekennen, daß mir's schwer sei, diesen Artikel (von der Vergebung der Sünde) zu glauben. Denn ich bin von Natur also gesinnet, so bin ich auch im Papstthume also gewöhnet, daß ich gern wollte fasten, wachen, beten, Wallfahrt gehen, gute Werke thun, damit ich meine Sünde bezahlete."

In demselben Sinne äußert er sich in Predigten der Hauspostille. Er habe es erfahren, in solcher Verführung gesteckt, daß Niemand ohne Mittler zu Christo gehen wollen, weil Christus zum grausamen Richter gemacht sei, die Heiligen gnädiger und geneigter denn Gott selbst dargestellt wären. „Wenn man nun Christum also einbildet, daß er ein Richter alleine sei, den fürchte ich denn; so folget denn bald daraus, daß ich ihm fremde werde, und werde auch furchtsam vor Gott und hasse auch den: so ist denn das Herz voll Gift und Gotteslästerung." Nur die Predigt von Christo tröste die Gewissen. „Dagegen alle andere

1) Walch VI, 1174.

2) Zu Kap. 43. V. 15—17. Kap. 49. V. 11.

Predigten, vom Gesetz, guten Werken, heiligen Leben, von Gott oder Menschengeboten, in Noth und Tod nicht vermögen, den Menschen zu trösten, sondern nur blöde zu machen, zu schrecken. Denn Gott selbst, wenn man außer Christo mit ihm will handeln, ist er ein schrecklicher Gott, da man keinen Trost, sondern eitel Zorn und Ungnade an findet. Alle unsere Anfechtung, Kümmerniß und Sorge ist, weil wir der Sünden nicht leugnen können, daß wir uns vor Gott müssen fürchten, wenn wir heute oder morgen sterben sollen, er werde mit uns nach unserm Verdienst umgehen und uns um der Sünden willen verdammen. Daß er gnädig seyn, Sünde vergeben und uns so gar lauter umsonst wolle selig machen, können wir nicht glauben. Was sind aber solche Gedanken im Grunde anders, denn als wäre Gott ein unleutseliger Gott, ein ernster Richter, der nichts übersehen, sondern die Schärfe gehen lassen und brauchen wollte? Also urtheilen unsere Herzen von Gott, sind derohalben ängstig, fallen in Verzweiflung, wissen weder Rath noch Hülfe zu bestehen vor Gottes Gericht." Darauf nach einer Schilderung des gütigen Gottes: „Derohalben können wir Gott keine höhere Unehre anlegen, denn so wir von ihm wollten denken, weil wir Sünder sind, daß er darum uns feind sein und in Sünden wollte verderben lassen. Und wir fühlen doch, wie solches so sehr und tief in unsere Herzen ist eingewurzelt; sonst würden wir mehr Muths und ein fröhlicher Herz haben, und nicht so zagen und furchtsam seyn [1])."

Diese unabsichtlichen Selbstbekenntnisse aus viel späteren Jahren, als er längst aus dem nebelhaften Kreise der beengenden und verdüsternden religiösen Anschauungen seiner Kindheit und Jugend auf die lichte Höhe eines hellen, stärkenden Glaubens herausgetreten war — deutlich zeugen sie davon, wie gänzlich jene Anschauungen mit seinem innersten Wesen verwachsen waren, mit welcher Gewalt sie seine kindliche Seele gefangen nahmen, sein Geistesleben, Selbstbewußtsein, Gemüth und Herz so bestimmten, daß sie Entzweiung darin begründeten, statt der Versöhnung, worauf es bei aller Religion und Frömmigkeit vor-

1) Plochm. XII, 315; XV, 350; IV, 55; II, 115 ff. Andere Stellen: Plochm. IV, 75, 82, 263, 322, 333.

nämlich ankommt, wenn diese auch von der Anerkennung des unendlichen Abstands des Geschöpfes vom Schöpfer und der Verschuldung des menschlichen Geschlechtes durch die Sünde ausgehen muß, damit das Verlangen nach der Erlösung erwache und diese geschehe. So wenig gelang es ihm, sich von jenen Eindrücken völlig frei zu machen, daß sie lebenslang, oft ihm selber unbewußt, in ihm fortwirkten.

Man wird von selbst denken, daß auch die Predigten das Ihrige und recht viel dazu thaten, jene Vorstellungen ihm einzuprägen. Sie bildeten ohne Zweifel einen nicht geringen Theil seiner religiösen Unterweisung und wir müssen doch noch besonders von ihnen sprechen, obwol schon Einiges über sie vorgekommen ist. Wir wollen ihn selbst noch weiter darüber hören, wobei denn zugleich manches andre zum kirchlichen Wesen und Unwesen gehörende zur Sprache kommen wird. „Die Münch, sagt er, predigten täglich ihre neue Gesicht, Träume und Gedanken, neue Wunder und Exempel, und deß auch keine Maaße. Es war schier kein Münch, wenn er zwei oder drei Jahr ein Prediger gewest war, so macht er ein neu Sermonbuch; das mußte denn eine Zeitlang den Predigerstuel regieren, und war die Welt solcher Bücher voll, und war doch nichts darinnen von Christo und dem Glauben, sondern alles von unseren Werken, Verdienst und Andacht, mit viel falschen, schändlichen Exempeln. Wenn sie aber ihrer Bestes darinn thäten, so war es von den Heiligen anzurufen, und ihrs Ordens ja nicht vergessen, bis daß sie das heilige, edle Mensch, die Jungfrau Maria, aller Welt furbildeten als eine Mittlerin der armen Sunder, auch gegen ihren Sohn Christo selbs. Denn wir wissen alle mit einander und ich bin sowol darinnen gesteckt, als alle ander, daß wir Mariam schlecht an Christus Statt und Ampt zu halten gelehrt waren, hielten Christum fur unsern zornigen Richter, und Maria fur unsern Gnadenstuel, dahin all unser Trost und Zuflucht stund, so wir anders nicht verzweifeln wollten. War das nicht eine greuliche Neuigkeit? Wo waren hie Bischoffe, die Christo sein Ampt nahmen, und gabens Maria? die uns lehreten von Christo fliehen, und uns für ihm fürchten, als für dem Stockmeister, und unser Zuversicht, die wir ihm schuldig sind als den rechten Gottesdienst, anderswohin kehren; eitel Abgötterei haben

wir von den Verräthern gelernt [1]). Keinem Mönche träumte etwas, so mußte es auf die Kanzel und ein sonderlicher Gottesdienst draus werden und war keine Lüge so schändlich, die man nicht angenommen hätte, war sie nur auf den Predigtstuhl gebracht: bis zuletzt so weit ist kommen, daß man nicht allein Christum verloren hat, sondern Gott dazu, daß sie selbst schier keinen Artikel des Glaubens mehr glaubten, daß ich dürfte sagen, daß in hundert Jahren wenig Päpste gewesen sind, die nur einen einzigen geglaubt haben [2]). Wo willt du die greulichen Abgöttereien hin tragen, da sie nicht gnug dran gehabt, die Heiligen zu ehren und Gott in ihn loben, sondern eitel Götter draus gemacht haben, und das edle Kind, die Mutter Maria, schlecht an Christus Statt gesetzt, und Christum zum Richter erdichtet und den elenden Gewissen einen Tyrannen furgebildet, daß alle Zuversicht und Trost von Christo genommen, und auf Maria gewendet ist, darnach ein Iglicher zu seinem Heiligen von Christo sich gewendet hat. Kann dieß jemand leugnen? Ist's nicht wahr? Haben wir's nicht allzumal versucht und erfahren leider? Sind nicht, sonderlich der schäbichten Barfußer und Predigermünch Bücher furhanden, solcher Abgötterei durchaus voll, als, die Marialia, Stellaria, Rosaria, Coronaria, und ganz eitel Diabolaria und Satanaria? Und daß wir auch ein Exempel sagen, will ich aus so viel tausend Exempeln itzt das erzählen, das in einem Marial stehet, wie man soll die Jungfrau Maria ehren mit Opfern. Es war ein Ströter oder Straßenräuber, der thät sein ganzes Leben nichts Guts, ohn daß er einsmals ohngefähr in eine Kirchen kam, auf unser Frauen Lichtmesse, und sahe, wie die Leute Pfennige und Kerzen auf dem Altar opferten. Da opferte er auch also. Darnach ward er gegriffen und erhenkt. Da wollten die Teufel seine Seele zur Höllen führen, aber ein guter Engel widerstund ihn, und sprache: Warumb führet ihr Teufel den weg, so ihr doch nichts an ihm habt?

1) Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe (1522). Plochm. XXIV, 346.

2) Auslegung des 5. 6. und 7. Kapitels des Matthäusevangeliums, Walch VII, 613.

Sie antworteten: er hat viel Böses und nie kein Guts gethan. Da zogen sie mit einander fur Gottes Gericht. Die Teufel verklagten den Ströter, daß er kein Guts gethan; aber der gute Engel bracht herfür den Pfennig mit dem Kreuz geprägt, sampt der Kerzen auf dem Altar geopfert. Da gab der Richter das Urtheil: der Ströter sollt sich wehren wider den Teufel, und der Engel gab ihm den Rath, er sollt den Pfennig in die linke Hand fassen, fur einen Schild, und die Kerzen in die rechte Hand, fur ein Schwert oder Spieß, und wider die Teufel streiten und eitel Kreuzschläge thun; das thät er, und vertrieb die Teufel. Da kam die Seele wieder zum Leibe, und ward vom Galgen genommen, und bracht sein Leben wohl zu. Haec ille. Wer künnt's erdenken, wenn's nicht wahr wäre? Solcher schändlicher Lügenfabel haben die Münch und Pfaffen so viel Bücher voll geklickt, daß sie die Christenheit wie mit einer Sündfluth uberschütt haben [1]).“

So waren die religiösen Volksbücher, die Predigten, der ganze Kultus und was damit zusammenhing in Luther's Kinderzeit. Zumal die Barfüßermönche „betrogen das Volk, sogen es unsäglich aus mit ihren Lügen. Mit ihren Rosenkränzen und zehn Paternostern standen sie an allen Thüren, und das Volk hatte Lust dazu, nahm solch Ding an mit großer Begier und gab mit beiden Händen,“ sagt er in der Auslegung der Genesis (zum 7. Verse des 49. Kapitels). Nach seinen Erinnerungen und Eindrücken gaben sich die Prediger, „sonderlich die Mönche, allein darauf, wie sie es kläglich machen und die Leute zum Mitleiden und Weinen bewegen könnten. Wer solches wohl konnte, den hielte man für den besten Passionsprediger. Derohalb höret man in solchen Predigten nichts anders, denn ein Judengeschelte, auf der Juden verstockte Bosheit, und von den Schwertern, die der heiligen Jungfrau Maria durchs Herz gedrungen wären, und wie sie geweinet und kläglich von ihrem Sohne geschieden und anders dergleichen gethan hatte, damit sie zubrachten schier das ganze oder doch das beste Theil ihrer Predigten, die sich erstreckten bis in die siebte, achte, auch neunte Stunde, sodaß, blieb etwas übrig von der evangelischen Geschichte, doch nichts übrig

1) Warnung an seine lieben Deutschen, Plochm. XXV, 40 ff.

blieb von der evangelischen Einfalt, die allein den Glauben nährt und erhält [1]).“ Die Worte, Christus sei das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trage und wegnehme, habe man wol auch geführt; daneben aber sei aller Gottesdienst darauf gegangen, als trüge ein jeder Christ seine Sünde noch und müsse selbst dafür genug thun. „Warum hat man sonst so streng, sonderlich die Passionszeit über, mit vielen schweren Werken, Fasten, Kasteyen, etliche auch bis auf's Blut, sich gemartert? Warum hat man sich mit der Beichte so geängstet? Warum ist man Tag und Nacht in der Kirche gesteckt, gesungen, gebetet, so man nicht dadurch hat Vergebung der Sünden gehoffet und gesucht [2]).“ Nichts als „Schreckpredigten“ wären die Predigten im Papstthume gewesen. Unverschämt sei gepredigt: o du heilige Jungfrau Maria, du hast mehr gelitten, denn du schuldig bist gewest; dein übriges Leiden und Verdienst komme mir zu Hülfe und Trost, u. s. f. „Solche greuliche schreckliche Predigten haben wir gehabt unter dem Papstthum. Man hat wol das Leiden Christi auch geprediget; aber man hat es gar nicht unterschieden von dem Leiden der andern Heiligen, das ist, man hat das Leiden Christi nicht also behandelt, daß man angezeigt hätte, wie uns damit gedienet ist, und wie wir desselben genießen sollen. Ja man hat vielmehr das Widerspiel getrieben, und die Leute dahin gewiesen, wie sie sich der Heiligen Leiden sollen theilhaftig machen. Ob man schon geprediget hat, Christus habe gelitten; so hat man doch die Frucht und den Nutz solches Leidens nicht allein verschwiegen, sondern auch verkehret.“ So habe man im Papstthume die biblischen Historien, soweit sie in den Sonntags-Evangelien enthalten, recht und gut, doch ohne Frucht, eben als wären es Geschichten von Dieterich von Bern, „die man höret und lehret, aber man hat nicht mehr davon denn das Wissen [3]).“ Hätte man den Text des Evangeliums in den Landessprachen frei predigen lassen müssen, so hätte man doch auch dawider gestürmet mit aller Macht. „Denn nach dem

1) Hauspostille, Plochm. III, 6.

2) Das. 8. Auslegung der ersten 22 Psalmen zu Ps. 22, V. 19.

3) Hauspostille, Plochm. III, 189, 360.

Text des Evangelii fuhren sie dahin ins Schlauraffenland; einer predigt aus Aristotele und den heidnischen Büchern, der ander aus dem Decret, ein ander bracht Fragen aus Sanct Thomas und Scholasten, ein ander predigt von Heiligen, ein ander von seinem heiligen Orden, ein ander von blau Enten, ein ander von Hühnermilch. Wer kann es alles erzählen, das Unzieser? Summa, das war die Kunst, daß ja keiner bei dem Text bliebe, damit das Volk hätte mügen das Evangelion behalten, den Glauben, zehen Gebot, Vater unser, und seines Standes Werke lernen, das mußte alles geschwiegen sein; sondern die Leute mußt man durch solche Gauckelpredigt auf eigen Werk und Verdienst weisen, und Christum in ihrem Herzen (so aus dem Text des Evangelii kaum gefasset) ersticken und vergraben [1])."

In der That wurde die Schrift in den Predigten durchgängig so sehr vernachlässigt, daß man, und zwar großentheils gerade auch an den aufgeklärtesten Orten, nicht nach biblischen Texten, sondern nach Stellen aus Aristoteles, Plato, Seneca und andern Klassikern predigte, aus ihnen die Beweise, aus der griechischen und römischen Mythologie die Erläuterungen hernahm. Jene Texte hießen „Authoritäten des Aristoteles (oder aus welches Klassikers Werken sie ausgezogen waren) den Predigern als Themata in ihren Predigten zu dienen;" sie wurden oft gedruckt, und eben auch in Luther's Knabenzeit [2]). Da habe man die Pfaffen geehrt, kein Laie ihnen ein Haar krümmen dürfen, Jedermann Bann und Interdikt über sich ergehen lassen müssen, sagt er in der Auslegung des 14. 15. und 16. Kapitels des Evangeliums Johannis (zum 18. Verse des 15. Kapitels) und doch wäre nicht einer darunter gewesen, der etwas gesagt hätte von Christo und rechtem Trost der Gewissen; ja schier eine Schande sei es gewesen, ausgenommen in der Passionszeit oder im Text des Evangelii, den Namen Jesus auf der Kanzel zu nennen, nur Aristoteles und Heiligenlegenden wären gehört worden [3]). „Darum lernet, ihr lieben Kinder, ruft er in einer Predigt aus, weil ihr höret Christi Stimme schal-

1) Von der Winkelmesse, Plochm. XXXI, 351.
2) Ruhkopf a. a. O. 295.
3) Walch VIII, 421.

len. Wir haben vor wenig Jahren nichts davon gewußt, da war der Himmel zu, und mußten ins Teufels Namen hören, was die Mönche predigten vom Fegfeuer, von Poltergeistern und andern Lügen [1])," während durch die herrschende Lehre alle wahrhaft gute, von Gott geordnete Werke, Oberherr, Unterthan, Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Knecht, Magd, weltlich Wesen, fährlicher Stand, verloren Werk geheißen, während nirgend das Evangelium so gepredigt sei, daß es zu Trost den Gewissen, zum Glauben und Trauen auf Christum gezogen worden, sodaß die Welt im Evangelio und doch ohne Evangelion gewesen sei. Allein mit diesem würden „die Gottesdienst in Stiften und Klöstern und Ablaß nicht aufkommen und dem großen Gott, Bauch, nicht so viel zugegangen sein." Er zählt weiterhin auf, was nächst dem Ablaß ähnliches Unevangelisches in Uebung und Brauch gestanden, und bricht um „der Kürze" willen und weil es doch niemand Alles zu erzählen wisse, ab, nachdem er 114 Nummern aufgeführt, darunter Bann, Fegfeuer, Seelbad, Dienst der Heiligen, „der etliche nie geborn," Brüderschaften, „unzählig," Bilderweihen, Glockentaufen, „mit 200 Gevattern an einem Strick," Platten, Kaseln u. s. f. „und das alles über die Nothdurft, allein als ein sonderlichen Gottesdienst, wider den Glauben," Hungertuch, Bilde verhüllen, Fasten halten, „ausgenommen die Pfaffen," Beichtmarter, Palmen schießen, Zwingen zu Beicht und Sacrament, Kreuz begraben und aus dem Grabe heben, Feuerweihen, Kreuzwochen-Processionen, „gut zu aller Unzucht," Himmelfahrt zur Nonne, Apparuit und Spiel, Johannes Trunk, St. Agatha-Licht u. s. w. [2]).

Aberglaube, Geistes- und Gewissenszwang.

Das zuletzt Angeführte leitet zunächst auf einen naheliegenden Gegenstand, der hier nicht übergangen werden darf: den herrschenden Aberglauben. Das ganze kirchliche Wesen, die re-

1) Plochm. I, 340.
2) Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg versammelt, Plochm. XXIV, 342, 373 ff.

ligiösen Vorstellungen waren an sich selbst voll davon, andrerseits hing er damit zum großen Theile zusammen. Meisthin pflegte ihn die Geistlichkeit oder that doch nichts zur Volksaufklärung. Sie war selbst von ihm beherrscht, nur Einzelne in ihrem Kreise erhoben sich in einigem Maße über die Denkart der Zeit, welche überhaupt geradezu als abergläubisch bezeichnet werden muß. Manche heller Denkende behielten ihre bessern Erkenntnisse aus Selbstsucht für sich, denn durch Verbreitung derselben hätten nicht wenige, mit der kirchlichen Lehre und Praxis zusammenhängende Vorstellungen, nicht wenige klerikalische Vortheile aufhören müssen; Andre schwiegen oder bekämpften die in den Köpfen festgewurzelte Finsterniß nur mit langsamem geringem Erfolge, da sie den Volksfanatism, den gefahrbringenden Verdacht der Ketzerei zu fürchten hatten. Sehr Viele sahen den Volksaberglauben gern oder leisteten ihm aufs beflissenste Vorschub. Je mehr Glaube an wunderthätige Marienbilder und Aehnliches, wie er recht im Schwange war, desto mehr Wallfahrer, desto reichlichere Opfer. Das Christenthum fand überall Aberglauben vor und konnte für sich allein nicht im Stande sein, ihn rasch und völlig auszutilgen. Dazu kam, daß schon in den ersten christlichen Jahrhunderten große, und dann in den nachfolgenden noch größere Massen von Heiden frei- oder unfreiwillig in die Kirche aufgenommen waren, die ihren Aberglauben in dieselbe mit hineinbrachten, ihn darin fortpflanzten, weil sie durch das christliche Bekenntniß am Geiste wenig gefördert wurden. Mit ihrer Aufnahme drangen eine Menge heidnischer Gebräuche in den Kultus ein, und um so fester hafteten nun die sich daran knüpfenden abergläubischen Vorstellungen. Die Kirche, wie der Kardinal und Geschichtschreiber derselben, Baronius, bemerkt, wandelte viele aus dem Heidenthum stammende Gebräuche zu ihren Diensten um. Es war ein natürlich sich darbietendes, oft nothwendiges und heilsames Mittel der Christianisirung roher Völkerschaften, in ihre religiösen Gebräuche und Vorstellungen die christlichen Begriffe hineinzulegen, sie von innen heraus umzuwandeln. Indeß war der Nachtheil damit verbunden, daß die letzteren sammt dem christlichen Kultus verunreinigt wurden, daß eine trübe Mischung heidnischer und christlicher Denkart und kirchlicher Gebräuche entstand, viel Heidnisches als Aberglaube zurückblieb und um so hartnäckiger und länger festgehalten wurde, weil die Bekehrung meisthin so oberflächlich und bisweilen zwangsweis vor sich gegangen war und das Christenthum Zustände brachte, mit welchen die Bekehrten sich nicht immer so bald befreundeten. So kam griechisches und römisches Heidenthum mit dem römischen Christenthume zu den Deutschen, von denen gleichfalls heidnische Vorstellungen und Gebräuche in das Christen- und Kirchenthum eindrangen oder neben demselben sich erhielten. Sie zählten in dem Verzeichniß der Sünden, die vor der Beichte abgefragt werden sollten. Die Kirche bemühete sich nachdrücklich und anhaltend sie auszurotten, doch nur mit allmäligem Erfolge. Weil sie an Christliches sich anhefteten, die Kirche andern Aberglauben und Blindgläubigkeit förderte, so wurden sie durch die Jahrhunderte von einem Geschlechte dem anderen überliefert. Dies war ziemlich allgemein, z. B. bei den Ostergebräuchen der Fall, deren einige Luther in jenem Verzeichniß von hundertvierzehn Nummern erwähnt. Cölius, in der Leichenpredigt, die er Luther hielt, erwähnt, daß man bis vor nicht gar langer Zeit im Mansfeldischen den Weidenstock und den guten Lutzen angerufen habe. Noch im Jahre 1462 ereiferte sich der Bischof von Halberstadt als geistliches Haupt der Grafschaft über den heidnischen Greuel der Verehrung des „guten Lubben“ zu Schochwitz und verfügte eine Untersuchung; jedenfalls ein Beweis, daß noch alt-wendische oder sächsische Gebräuche sich erhalten hatten, wenn man auch neuerdings zu weit ging, indem man behauptete, noch im 13. Jahrhundert wären in Eisleben und der Umgegend Heiden bekehrt, und bis in die zweite Hälfte des 15., wo der Kirchenbau erst begonnen, nur kleine Kapellen vorhanden gewesen: auf einer so tiefen Stufe der kirchlichen Entwickelung habe damals noch die Grafschaft Mansfeld gestanden [1]).

Allein was übrig bleibt, deutet jedenfalls auf die eingetretene Mischung von Heidnischem mit dem Christlichen hin. Auch

1) Gfrörer, Allg. Kirchengesch. II, 2. Förstemann, Neue Mittheilungen aus d. Gebiete historisch-antiquarischer Forschung, Bd. 3. über die Verehrung des guten Lubben, von Wiggert; Bd. 6. Heft 1. Wie spät wurde im Mansfeldischen das Christenthum allgemein?

Luther spricht davon; z. B. sagt er in den Tischreden: „Der Ornat, Schmuck und Kleidung, so man bei der Messe mit andern Ceremonien im Papstthum braucht, ist genommen zum Theil von den Heyden. Denn da die Pfaffen sahen, daß das Volk durch öffentliche Spectakel auf den Markt oder Spielhäuser gezogen ward, und Lust dazu hatte, und die Kirchen dadurch wüste und leer blieben, wurden sie bewegt und verursacht, in der Kirchen auch solche Spectakel und Gaukelspiel anzurichten und einzusetzen, dadurch die Kinder und ungelehrte Leute bewegt und gereizt würden, desto lieber in die Kirche zu gehen, und solchem Gaukelspiel und Narrenwerk zuzusehen. Man sehe nur an, was sie am Osterabend für Kinderspiel und Gepräng getrieben haben. Das gefiel jedermann wohl, und wäre auch eins Theils fein, wenn nicht der Aberglaube wäre dazu kommen [1])." Doch auch minder günstig äußert er sich darüber. So in einer Predigt der Hauspostille über das Kerzentragen bei der Procession am Tage der Reinigung Mariä. „Fragst du, wo doch solche Weise und Gottesdienst herkomme? so antworten sie, die Papisten, es sey ein heidnischer Brauch gewesen, daß man mit brennenden Kerzen den ersten Tag des Hornungs sey in den Städten und Dörfern umgelaufen; das habe der Papst Sergius geändert und zum rechten Gottesdienst geordnet. Wie dünket dich aber von diesem Papst und allen Papisten, daß sie von den Heyden lernen, wie und was für Gottesdienst man in der christlichen Kirchen soll anrichten? Solche Blindheit ist eitel verdienter Lohn, und kommt daher, daß man diese herrliche Predigt von dem Kindlein Jesu hat lassen liegen, und nichts darnach gefragt [2])."

In finsterm, nur von wenigen Lichtblicken erhelltem Aberglauben, wuchs er auf, und der Aberglaube, was man nicht vergessen darf, pflegt im niederen Volke, an entlegenen Orten, in Berglanden am grassesten zu sein, am zähesten zu haften. „Im Bergwerk veriret und betreuget der Teufel die Leute, macht ihnen ein Gespenst und Geplerr vor die Augen, daß sie nicht anders wähnen als sehen sie einen großen Haufen Erzes und

1) Walch XXII, 1515.
2) Plochm. II, 120.

gediegen Silber, da es doch nichts ist. Denn kann er die Leute über der Erden, unter der Sonnen, beim hellen lichten Tage bezaubern und bethören, daß sie ein Ding anders ansehen und halten, denn es an ihm selber ist, so kann ers sonderlich im Bergwerk thun, da die Leute oft betrogen werden [1])."

Wir werden in einem späteren Abschnitte auf den Aberglauben der Zeit zurückkommen müssen, und dann sehen, wiefern Luther in einem bestimmten Lebensabschnitte von ihm beherrscht wurde oder sich frei gemacht hatte. Hier nur ein paar kurze Bemerkungen und Anführungen. Es ist schon wahrhaft erstaunlich, welche Masse von Aberglauben zu seiner Kenntniß gelangte. Ohne Zweifel geschah es zum großen Theile bereits in seiner Kindheit. Man kann denken, daß Margarethe Luther nicht eben aufgeklärter war als andre Frauen ihrer Zeit und ihres geringen Standes. Einzelne Nachrichten davon haben sich erhalten. Als Luther einst zu den Hausfreunden viel von Zauberei, Herzgespann u. dergl. sprach, erwähnte er, seine Mutter wäre von einer Nachbarin sehr geplagt gewesen, die ihr die Kinder geschossen, daß diese sich fast zu Tode geschrieen. Einen Prediger, der sie gestraft, habe die Nachbarin dadurch bezaubert, daß sie ihm die Erde, worauf er gegangen sei, genommen und ins Wasser geworfen. Er war erkrankt und hatte sterben müssen, indem man mit keiner Arznei ihm helfen können. Da habe nun seine sorgsame Mutter Alles aufgeboten, was sie nur vermocht, freundlichere Gesinnungen bei der Nachbarin zu wecken. War dieser Aberglaube Frau Margarethens gleich der Verehrung des guten Lubben ohne Beimischung christlicher Bestandtheile, so überwogen die letztern auch nicht selten, wie wenn man den Sterbenden (Luther spricht in einer Predigt davon wie von zehn und wieder zehn ähnlichen Dingen) geweihete Lichter vorhielt, die Kindbetterinnen Kreuze von geweiheten Kerzen an die Wände hefteten, um sich vor dem Teufel zu behüten u. s. f. Einst erzählte er: „Da ich noch ein junger Knabe war, sagte man eine Historie: Da der Satan zwei Eheleute, die mit einander in großer Einigkeit gelebt und sich brünstig lieb gehabt, nicht konnte mit seinen Listen uneins machen; da richtete er's aus, und

1) Tischreden, Walch XXII, 1113.

bracht's zuwegen durch ein alt Weib. Dieselbe legte heimlich einem jeglichen ein Schermesser zu den Häupten unter das Kissen, und überredete ein jegliches insonderheit, wie eines das andere willens wäre umzubringen: und daß es wahr wäre, könnten sie dabei annehmen, daß ein jegliches würde ein Schermesser zum Häupten unter dem Kissen finden. Der Mann fand es also am ersten und schnitte dem Weib die Gurgel damit entzwei. Darnach kam der Teufel und reichte dem alten Weibe ein paar Schuhe an einer langen Stangen zu. Da fragte sie: Warum er nicht zu ihr ginge? Antwortete er: Du bist böser denn ich, denn was ich zwischen diesen Eheleuten nicht konnte zuwegen bringen, das hast du ausgerichtet. Also sehet ihr, was der Teufel thut in seinen Werkzeugen." In seiner Schrift: Verantwortung des aufgelegten Aufruhrs von Herzog Georg (1532) sagt er: „Ich habe in meiner Jugend eine Historien gehört, wie einsmals der Prediger sey plötzlich krank worden, als er itzt hat sollen predigen, da sey einer kommen zu ihm, und habe sich erboten für ihn zu predigen, und eilend die Blätter im Buch herumb geworfen, und eine Predigt gefasset, hat aber so köstlich und ernstlich gepredigt, daß die ganze Kirche weinen mußte; am Ende hat er gesagt: Wollt ihr wissen, wer ich bin? Ich bin der Teufel, und hab euch drumb also ernstlich gepredigt, auf daß ich euch desto billiger und härter verklagen könne am jüngsten Gericht zu eurem größern Verdammniß, wenn ihr's nicht gehalten habt [1])." Unglaublich erscheint ihm die Geschichte keineswegs, und man sieht daraus, wie der Aberglaube in seinen Umgebungen benutzt wurde und wie er bei ihm wirkte.

Und gerade in seiner Kinderzeit erhielt die abergläubische Frömmigkeit, vielfacher Aberglaube und arger Fanatism neue Nahrung und Förderung. Mit Recht konnte er den Geistlichen zu Augsburg den Vorwurf der Neuerung zurückgeben. „Wie alt ist wohl St. Annen-Abgott, der Rosenkranz, die Marienkrone? Wie alt sind der Barfussen Paternostersteine, an den Thüren und Thoren und in allen Winkeln? Wie alt ist die Wallfahrt gen Grimmthal, Regenspurg, der Rock zu Trier und

1) Plochm. II, 120. Tischreden, Walch XXII, 1187. Plochm. XXXI, 363.

dergleichen viel mehr? Waren sie nicht neu für 10, 20, 40 Jahren [1])?" Der Aberglaube der Zeit wurzelte am tiefsten und festesten in dem niederdrückenden verdumpfenden Zwange, welchen die Hierarchie über die Geister und Gewissen übte, und es fehlte eben jetzt nicht an Versuchen, ihn zu erneuern oder zu verstärken.

Freilich hatten schon im 13. Jahrhundert die zur Unterdrückung der Albigenser und Waldenser ausgesandten Inquisitoren durch absichtliche Vermischung der Ketzerei mit dem angeblichen Verbrechen der Zauberei das mit dem Namen Hexerei bezeichnete Ungeheuer zum Dasein gefördert, das den Inquisitionsgerichten in Deutschland fast allein noch Beschäftigung gab, und man kann sagen, sie dadurch hier aufrecht erhielt, seit Konrad von Marburg erschlagen war (1233). Denn nach diesem, als Ausdruck des deutschen Volksgeistes und Willens zu betrachtenden Ereigniß hatten sie ihre Bedeutung als eigentliche wider die Ketzerei gerichtete Institution verloren und nicht wiedergewonnen, obwol bisweilen Ketzergerichte gehalten wurden. Am Ausgange des 14. Jahrhunderts hatten sich dagegen die abscheulichen Hexenprocesse gehäuft, waren die Ansichten, die denselben Vorschub leisteten, durch Dominikaner weiter verbreitet und befestigt. Papst Innocenz VIII. ist nicht ihr Urheber, wol aber wurde seine Bulle Summis desiderantes äußerst wichtig für dieselben. Sie ertheilte der bis dahin ausgebildeten Lehre von der Ketzerei, dem Zauberwesen und dem Inquisitionsverfahren gegen dasselbe eine neue und für manche Punkte die erste päpstliche Sanktion. Das Oberhaupt der Christenheit erklärt darin, es sei zu seiner Kunde gelangt, daß in einigen Gegenden von Oberdeutschland, auch in den Erzbisthümern Mainz, Köln u. s. f., viele Personen beiderlei Geschlechts sich schändlich mit den Teufeln vermischten, durch ihre Bezauberungen die Geburten der Weiber, das Wachsen der Früchte verhinderten, Menschen und Thiere mit Schmerzen peinigten u. s. f. Der heil. Vater klagt, daß man hier und da seine Ketzerrichter nicht auch Hexenrichter sein lassen wolle. Um die hier und da aufleuchtenden Funken gesunden Menschenverstandes möglichst rasch wieder auszulöschen, ertheilt er seinen ernannten Inquisito-

1) Plochm. XXIV, 348.

ren, den Dominikanern und Professoren der Theologie, Sprenger und Institoris, unumschränkte Vollmachten, rügt die Hindernisse, welche denselben an einzelnen Orten von Klerikern und Laien in den Weg gelegt worden, trägt dem strasburger Bischofe auf, sie nöthigenfalls selbst durch Suspensionen, Bann und Interdikt zu schützen. Sprenger und Institoris fanden Veranlassungen zu der Klage, viele Prediger lehrten öffentlich: es gebe keine Hexen, oder dieselben könnten doch Niemandem schaden, und verhinderten dadurch bisweilen die weltlichen Obrigkeiten an der Vollziehung der wider die Hexerei angeordneten Strafen. Sie trugen nun den ebenso schändlichen als erbärmlichen **Malleus Maleficarum**, den berüchtigten Hexenhammer, zusammen, ein Buch, in welchem die Zauberei weitläufig abgehandelt und den geistlichen und weltlichen Richtern ausführliche Anleitung zum Procediren bei den Hexenprocessen ertheilt wird, die nicht wenig beitrugen, das Anklageverfahren durch das inquisitorische in Deutschland noch mehr zu verdrängen, sowie sie ihrerseits dadurch begünstigt wurden, daß eben um diese Zeit das römische Recht und Rechtswesen das deutsche, volksmäßige mehr und mehr verdrängte. Ueber zwei Jahrhunderte hemmten sie den Fortschritt der echten Aufklärung, Duldsamkeit und Rechtsachtung unsäglich und waren von grenzenlosen Greueln begleitet. Es bezeichnet allein schon den Hexenhammer und seine Urheber, wenn diese vorschreiben, daß die Folter, nachdem eine Zauberin dieselbe ausgestanden, ohne zum Schrecken oder zur Betrübniß gebracht zu sein, nicht wiederholt, aber doch fortgesetzt werde; oder wenn sie das Leugnen der Wirklichkeit des Zauberwesens zu einer der ärgsten Ketzereien stempeln. Der Hexenhammer erschien mit einer Approbation der kölner Theologen, worin diese u. A. erklärten, daß es allerdings der heiligen Schrift und den Vätern gemäß sei, teuflische Wirkungen der Zauberei zu glauben, und mit einem Schutzbriefe Maximilian's, des römischen Königs. Eben um diese Zeit war die Inquisition in Spanien zur furchtbarsten Gestalt ausgebildet. Alexander VI. und nach ihm der humane helldenkende Leo X., der Freund der Wissenschaften und Künste, erneuerten scharf und dringend die Befugnisse derselben. Unter Innocenz VIII. war abermals seit Konrad von Marburg von Rom aus den Deutschen ihre Herrschaft zugedacht und für sie eingeleitet — sie erhielten wenigstens ein Stück derselben und den Hexenproceß. Und das Alles fiel in Luther's Kinderzeit. Die erwähnte Bulle Innocenz VIII. wurde im Jahre 1484 erlassen, Maximilian's Schutzbrief 1486 ertheilt, der Hexenhammer wahrscheinlich 1489 zum ersten Male, dann wieder 1494 1496, 1511 und 1520 gedruckt. Der Abt von Trittheim, einer der berühmtesten und aufgeklärtesten unter den deutschen Gelehrten jener Zeit, bewies in mehreren Schriften die Gewißheit der Zauberkünste, schrieb sie zum Theil selbst Heiligen zu, setzte sechs Dämonenklassen fest und gab dem römischen Könige besondere Anleitung zu Kenntnissen dieser Art [1]).

Die Inquisition, welche Innocenz zu dieser Zeit bei den Hexenprocessen und mit diesen in Deutschland, wie in Spanien, einzuführen trachtete, war indeß nur eine einzelne schroffe Aeußerung des religiösen und geistigen Zwanges überhaupt, worin die Hierarchie die Nationen erhielt. Denn sie drückte auf die gesammte Geistesbewegung und Bildung des Einzelnen. Ihre Zwingherrschaft, die religiöse namentlich, begann bei den Kindern und zwar damit, daß den Empfänglichen und noch Unselbständigen ein auf Autorität ruhender Glaube großentheils durch Furcht und Einschüchterung aufgedrungen wurde, daß man zum Denken, zum freien Hinzutreten zum Erlöser und Aneignen der Erlösung sie nicht anleitete, sondern ihre Denkkraft und Freiheit nach dieser Seite hin zu lähmen suchte, zerstörte, Prüfung des Autoritätsglaubens streng verbot, Zweifel daran für Todsünden erklärte, Abweichung davon strafte, und so die Entstehung eines lebendigen echten Glaubens, des Erzeugnisses der innern Lebensentwickelung, unmöglich machte; so endlich die Freiheit der Gewissen vernichtete und mit dem Zwange eine ewige Marter der letzteren einführte, einer der Grundschäden des Katholicism. Was geglaubt werden sollte, Gott, Christus, welche Wahrheit es sein mochte, das sollte ihm zufolge nur die Kirche, der Klerus geben, und nur durch ihn sollte Jedermann darüber gewiß werden können, nicht aus sich selbst; durch das äußere

1) Schröckh XXX, 472 ff. Soldan, Gesch. des Hexenprocesses, 19. Ranke I, 239.

kirchliche Zeugniß sollte Jedermann sich darüber gewiß halten und verloren sein, wer es nicht konnte.

Wie gewaltig, wie einengend und verschüchternd der kirchliche Seelenzwang auf Luther in seinen früheren Lebensjahren einwirkte, davon zeugen die zahlreichsten Aeußerungen in seinen Schriften und stellen zugleich das Bild jener Fesselung deutlich vor Augen, die um so verderblicher und empörender war, da sie von der verweltlichten Hierarchie und der entarteten Kirche, zum so großen Theile aus eigennützigen Beweggründen, unter dem Vorwande der Heiligkeit und pflichtmäßiger Fürsorge für die Seelen geübt wurde.

„Das haben wir unter dem Papstthum zur Gnüge erfahren," sagt er, in den Anmerkungen über einige Kapitel des Evangelisten Matthäus (1538), „daß die Lehrer gerade das Gegentheil von dem thaten, was von Christo geschrieben, er zerbreche das zerstoßne Rohr nicht, lösche den glimmenden Tocht nicht aus." Gerade die furchtsamen Gemüther, die mit ihren Sünden sich Aengstigenden hätten die geistlichen Tyrannen am meisten durch endlose unerträgliche Gebote und Satzungen geplagt, indem sie ihre Lust daran gehabt, daß das Volk sie mit solcher Scheu wegen ihres Redens und Thuns geehrt und unter ihren Füßen gewesen [1]). In der Auslegung des 5. 6. und 7. Kapitels des Matthäus (1532) bemerkt er zu dem Spruche: es werden falsche Propheten aufstehen und große Zeichen und Wunder thun, daß verführet werden in den Irrthum, wo es möglich wäre, auch die Auserwählten, das habe sich nirgend mehr als im Papstthume erfüllt. „Wie hat man bei unsern Zeiten die Leute geäfft, mit so viel Wallfahrten, zum Grimmethal, zur Eichen, zu Trier u. s. f. Und ich selbst habe Mönche gesehen, schändliche böse Buben und wilde Menschen, die doch den Teufel austrieben, und mit ihm spielten wie mit einem Kinde. Wer könnte aber die Büberey erzehlen, was man für Teufelsgespenste getrieben hat unter dem heiligen Namen Christi, Mariä, des heiligen Creuzes, St. Cyriax u. s. w., das alles die Mönche mit Gewalt getrieben haben, und alle Welt darauf gefallen ist, und niemand hat dürfen dagegen mucken. Da war kein Papst noch

1) Zu Kap. 12. V. 20; Walch VII, 246.

Bischof, der dawider geprediget hätte; sondern haben alle dazu geholfen. Und obgleich jemand sich dawider setzete, so ward er übertäubt und mit Gewalt eingetrieben. Wie kurz vor diesen Zeiten Bischof Ernst von Sachsen brach einmal eine solche Teufels Feldkirche ein; aber es bekam ihm übel, daß er drüber in Krankheit fiel, und froh ward, daß er sie wieder bauete. Mit solchem Gespenst ist nun aufkommen und bestätigt das Fegfeuer, Seelmessen, aller Heiligen Dienst, Wallfahrten, Klöster, Kirchen und Kapellen [1])."

In den Predigten über das erste Buch Mosis, von der „Tyrannei der Menschengesetze" bei den Juden redend, sagt er: „Also auch zu unsern Zeiten. Wie haben wir müssen leiden und uns lassen martern, daß man nichts gepredigt hat, denn was ihn gedienet hat, hie und da zu geben. Das haben sie also gefasset und geordnet mit Gesetzen, daß, wer anders thäte, der wär in Gottes Ungnade. Also sind wir ihre Gefangene gewesen, und haben müssen thun, wozu sie uns zwungen [2])." Ebenso spricht er in einer Predigt der Kirchenpostille über das im Papstthum „mit Menschenlehren angerichtete Wesen, von Essen und Trinken, Kleidern und Stätten, Tagen und Zeiten, Personen und Ständen, Geberden und Werken;" daß „schier niemand einen Bissen essen, einen Tropfen trinken, ja die Augen aufthun" könne, „es ist ein Gesetz darüber gemacht und die Freiheit genommen. Geben vor, man müsse sich also kleiden, bescheeren, geberden, diese Speise nicht essen, den Trank nicht trinken u. s. w., oder sey Sünde und Ungehorsam;" was denn nur dazu diene, die Seelen zu fangen, schwache Gewissen zu machen, christliche Freiheit und Glauben zu zerstören und die Hölle zu füllen; denn für eine viel größere Sünde und tiefere Hölle habe es gegolten, wo Einer hätte Fleisch am Freitag gessen, denn so er hätte einen Mord und Ehebruch begangen, weil kein sichrer Glaube gewesen, „da fragt der Papst nicht nach, daß er nur das Geld kriegt und seine Macht bestätigt [3])." In der Schrift: Wider das Papst-

1) Walch VII, 941.

2) Plochm. XXXIV, 181.

3) Plochm. VII, 45.

thum zu Rom von 1545 nach einer Erörterung der weltlichen Uebergriffe der geistlichen Macht: „Das ist nicht der größest Schade, daß er (der Papst) unser Leib, Gut und Ehre unter sich geworfen hat mit seinem Binden; aber daß er die Gewissen oder Seelen damit verstrickt und verknüpft hat, als seyen es göttlich Gebot, Gottesdienst und Werk zur Seligkeit, und Sünde macht, da kein ist; da sind die Gewissen erschreckt und blöde worden, der Glaube geschwächt und endlich erstickt, christliche Freiheit verloren [1])." In der Schrift: Die Lügende vom heiligen Chrysostomus, an die Väter des Conciliums zu Mantua gesandt (1537): „Jetzt zwar lacht man solcher Lügen, und will's niemand gläuben, aber wohl euch lieben jungen Leute, die ihr itzt das Liecht habt, und unter dem Lügenreich des Papsts nicht gewest seid, wie ich und meines gleichen. Hätte noch vor zwänzig Jahren einer sollen von dieser Legenden Chrysostomi halten, daß ein einiges Stücklin drinn erlogen wäre, er hätte müssen zu Aschen verbrannt werden ohn alle Barmherzigkeit. Da hätte weder Kaiser, König, Fürst, Doctor u. s. w., Kunst noch Gewalt helfen mögen. So strenge gingen die Schörlinge, Predigermönche, Inquisitores haereticae pravitatis, mit der Sache umb; so ernstlich mußten wir die Lügen gläuben, und ihren Vater, den Teufel furchten und anbeten, darzu seine Schörlinge und Plattinge feiren [2])."

Haben wir hierin eine Hindeutung auf die Inquisition, die Gewalt, so lagen in der letztern doch immer nur die geringsten Fesseln. Sie wäre an sich selbst unmöglich gewesen ohne Knechtschaft der Geister und wirkte nur mit dieser Hand in Hand. Die Knechtung und Einschüchterung der Geister ihrerseits ging ursprünglich von der Lehre aus und in ihrer Entstellung und Verdunkelung lag der tiefste Grund davon, daß auch heller Denkende, Wohlmeinende, über Manches zur Einsicht Gekommene, der Hierarchie Abgeneigte vergeblich sich loszuringen, oder Andre aufzuklären, oder nur dem ärgsten Unfuge zu steuern suchten. Auch auf diesen Gesichtspunkt wollen wir Luther hindeuten

1) Plochm. XXVI, 188, 191.

2) Plochm. XXV, 217.

lassen. „Was haben doch die Theologi, Mönche, Priester in der heiligen Schrift können ausrichten, da ihnen die heilsame Lehre des Worts gemangelt hat? Welchen Vers im ganzen Psalter haben sie recht verstanden? Daher ist es gekommen, daß sie auch groben, öffentlichen Gotteslästerungen und Abgöttereien nicht haben widerstehen können, wie an den Oertern, da Wallfahrten gewesen, geschehen ist. Da haben sie dem greiflichen, ungeheuren, öffentlichen Gaukelwerk Beifall gethan und die Leute sie anzubeten gezwungen, und wer mit einem Wort dagegen muckte, ward von Stund an von den Mönchen für einen Ketzer ausgerufen. Scotus, Thomas und Andere mehr sind treffliche, verständige Leute gewesen, und haben doch solcher Gabe ganz und gar zur Gotteslästerung gemißbraucht [1])."

Das Gewissenschrecken und gefangennehmen wurde am häufigsten, nachdrücklichsten und erfolgreichsten in der Beichte geübt, „wo uns," wie er einmal in einer Predigt sagt, „unsre Prediger viel vorgebleuet mit den fünf Sinnen, sieben Todsünden, zehen Geboten" u. s. f., wodurch die Gewissen verwirrt und gemartert wären, da doch Gott das Sakrament gegeben, daß es tröste und fröhlich mache, nicht „als sollte es ein Gift und Marter seyn, daß man davor erschrecken sollte, wie wir gethan haben durch die verkehrte Lehre [2])." In der Auslegung der ersten zwei und zwanzig Psalmen deutet er den 19. Vers des 22. Psalms auf den „grausamen Drang und Zwang, womit die Hierarchie die armen betrübten Gewissen bei Gelegenheit der heimlichen Beichte unsäglich und unerträglich beladen habe. „Wer mag doch erzählen," sagt er hier, „mit wie viel Wunden die armen Gewissen des christlichen Volks in diesem Falle verwundet und zumartert sind? In dem, daß sie mit so viel und mancherley Sünden, mit so viel Unterscheiden, mit soviel Töchtern und Neffen der Sünden, welchen die Seelenmörder so mancherley Namen geben, und schier in unzählige Stücke getheilet haben, derselben allen zu gedenken, auszusinnen und zu erfinden, geängstiget und gemartert sind; also, daß auch den elenden Ge-

1) Auslegung der 15 Lieder im höheren Chor, zu Psalm 122. V. 7; Walch IV, 2508.

2) Plochm. XI, 159 ff.

wissen eine unmögliche unerträgliche Last ist aufgelegt gewesen durch diese Tyrannen, nämlich, daß sie die armen elenden Leute gezwungen haben, bey großer Gefahr, ja, bey Verlust der Seligkeit, alle ihre Sünden zu beichten, und ja bey leibe keine zu verhalten oder zu verschweigen, mit Bedräuung ewiger Verdammniß. Darnach haben überhand genommen der greuliche Zwang und das heftige Treiben auf die Genugthuung für die Sünde, daß sie den Leuten gesetzet haben so viel Rosenkränze und mancherley Gebete zu Ehren der Jungfrauen Maria und den Heiligen zu sprechen, und andere Werke mehr zu thun, und das arme unselige Volk gelehret für die Sünde genug zu thun, und ihr los zu werden, nicht durch den Glauben, daß Christus dafür gelitten und gestorben ist, sondern durch ihre Werke und Verdienst. Da mußte wol folgen, daß keines Menschen Gewissen irgend zufrieden konnte seyn, sondern mit stetem Peitschen geängstet und gepeitschet werden, durch Zwang solcher unmenschlicher und tyrannischer Gesetze [1]).“

Eben die Beichte hat ihn unsäglich gequält und man kann kaum zweifeln, daß diese Marter noch in seinen mansfelder Jahren bei ihm begann, da er im vierzehnten das älterliche Haus verließ, die mit der Zulassung zum Sakramente des Altars verbundene Firmelung aber im zwölften ertheilt zu werden pflegte.

Von den Beichtverunstaltungen und Mißbräuchen und deren Folgen wird indeß späterhin noch ausführlicher die Rede sein müssen, wo wir dann zugleich auf gewisse Entstellungen oder Mißanwendungen der Lehre von der Taufe kommen werden, welche ebenfalls sehr beziehungsreich für seine Seelenzustände und seinen Lebensgang wurden. Hier mag noch erwähnt werden, daß, wie er in einer Predigt vom Jahre 1535, wozu ihn die Wiedertäufer veranlaßt, sich ausdrückt, die Leute in seiner früheren Lebenszeit auch von der Taufe auf die Werke geführt, ja mit Gewalt von der Taufe gerissen worden, daß niemand sie habe mögen behalten, denn „sobald wir die Kinderschuh ausgezogen und kaum aus dem seligen Bade kommen, haben sie es alles wieder weggenommen durch solche Predigt: O du hast längst die Taufe verloren und das Westerhemd be-

1) Walch IV, 1786.

schmutzt durch die Sünde, mußt nun denken, daß du deine Sünde büßest und genug thuest, so viel fastest, betest, wallest, stiftest, bis du Gott versöhnest und also wieder zu Gnaden kommest.“ Er fügt dann ein ausdrückliches Zeugniß über den Gang seiner innern und äußeren Entwickelung hinzu, ähnlich seiner oben angeführten Aeußerung über die Folgen der strengen älterlichen Zucht. Gerade so, sagt er, sei es auch ihm gegangen durch jene Lehre: „Denn ich bin selbst funfzehn Jahr ein Mönch gewesen, ohne was ich zuvor gelebet habe, und fleißig alle ihre Bücher gelesen und alles gethan was ich konnte: noch habe ich mich nie können einmal meiner Taufe trösten, sondern immer gedacht: o wann willst du einmal fromm werden und genug thun, daß du einen gnädigen Gott kriegest! Und bin durch solche Gedanken zur Möncherei getrieben [1]).“ Sie waren ihm aber theils eingeimpft, theils recht eigentlich aufgezwungen.

Bei der Dürftigkeit des Unterrichts, der ihm zu Theil wurde, dem Seelenzwange, worin er aufwuchs, und den Seelenzuständen, welche der letztre bei ihm erzeugte, ist es in der That nicht sonderlich zu verwundern, wenn die Macht des Aberglaubens seiner Zeit einen bedeutenden Einfluß bei ihm übte, wenn er eifrig wider ihn kämpfte und ahnungslos in seinen Fesseln sich befand, wenn wir lesen, daß er noch in späteren Jahren, z. B. seine Krankheiten satanischer Zauberei zuschrieb, oder erklärte, daß man gegen die Milch und Eier stehlenden Hexen keine Barmherzigkeit üben solle [2]) und lebenslang so fest an das wesenhafte Dasein und Einwirken des Teufels glaubte, was freilich zunächst Folge des allgemeinen Glaubens der Zeit an die Möglichkeit des Einflusses höllischer Zauberkräfte auf Natur und Menschen, Folge der Kirchenlehre, Folge davon war, daß die Geistlichkeit die Kinder und das Volk einzuschüchtern geliebt hatte, kein Schreckmittel häufiger anwendete, als das der Hinweisung auf den Teufel, die Hölle und die Höllenstrafen, und daß eben in dieser Zeit die Prediger, die Verfasser von Erbauungs- und ähnlichen Schriften einander in grassen Schilde-

1) Plochm. XVI, 89 f.
2) Walch XXII, a. a. O.

rungen derselben überboten. „Der Teufel," sagt er in Predigten der Hauspostille, „ist allenthalb um uns und zeucht zuweilen eine Larve an; wie ich selbst gesehen habe, daß er sich sehen läßt, als wäre er eine Saue, ein brennender Strohwisch und dergleichen. Das muß man wissen, und dienet uns dazu, daß man keinen Aberglauben daraus mache, und halte solche Geister für Menschenseelen; wie bisher geschehen, und die päpstische Messe sehr dadurch gefördert, und hoch erhoben ist worden. Denn jedermann hielte es dafür, wenn der Teufel sich also sehen und hören ließ, es wären Menschenseelen; wie man deß gute Zeugniß hat, nicht allein aus des Papsts Scribenten, sondern auch aus Gregorio und andern alten Lehrern, daß sie es nicht für Teufelsgespenste, sondern für gläubige Seelen gehalten haben. Was aber daraus für greuliche Irrthümer und Abgötterei gefolget, wissen wir leider! nur allzuviel. Denn damit hat man das Fegfeuer erhalten. Durch das Fegfeuer hat man darnach das Verdienst eigener und andrer guten Werke erhalten, als sollten dieselben den Verstorbenen zu Nutzen kommen. Wie aber durch solche falsche Lehre, das Sterben und Auferstehen Christi sey verkleinert, und Menschenwerk geehret worden, ist leicht abzunehmen" u. s. f. Der Teufel durch seine List und Macht „verstockt die Leute, daß sie der Wahrheit nicht glauben, närret und äffet sie, daß sie fallen auf die Lügen, derselben glauben und darauf schwören, es sei die lautere Wahrheit Gottes, so es doch eitel Teufels Trug und Lügen ist. Er blendet auch die äußerlichen Sinne, daß die Leute nicht anders meinen, denn daß sie etwas sehen, hören, greifen, das sie doch nicht sehen, noch hören, noch greifen. Und das ist ihm keine Kunst. Denn kann er die Vernunft und innerlichen Sinne verblenden, daß ein Mensch meine, er habe Gottes Wort, da er doch des Teufels Lügen hat; vielmehr kann er die äußerlichen Sinne verblenden, daß du meinest es geschehe etwas vor deinen Augen, da doch nichts geschieht. Wie er in Hessen gethan hat mit dem Kind, welches nicht todt gewesen ist, und doch der Teufel den Leuten die Augen also verblendet hat, daß sie alle nicht anders gemeinet haben, denn das Kind sei todt. Der Teufel hat ihm, wie er denn wohl thun kann, den Odem zugehalten, daß es jedermann für ein todt Kind gehalten hat."

Er führt dann noch mehre ähnliche Geschichten an und fügt u. A. hinzu: „Wenn Gott seine Hand abthut, und ihm (dem Satan) um der Sünde der Welt willen verhänget, alsdann kann er Blinde sehend machen, ja auch wohl Todten auferwecken, und sind doch nicht wahrhaftige Zeichen, sonder lauter Gespenste, damit der Teufel die Leute bezaubert. Nicht daß er ein Schöpfer sey, Gott gleich; sondern daß er so ein Gespenst darüber zeucht, daß die Leute meinen, es seyn wahrhaftige Zeichen." Die angeblichen Wunder der Heiligen wären falsche Zeichen, geschehen um auf den Glauben hinzuführen, der Heiligen Werke und Verdienste hülfen zur Seligkeit, um das Herz zum Abfall von Christo zu verleiten. Alle echten Wunder (der Apostel z. B.) wären dahin gegangen, das Evangelium zu bekräftigen und zur Erkenntniß und Annahme Christi hinzuleiten. Darnach sei denn der Teufel gekommen, da er die Leute dadurch verführt, die Heilgen anzurufen, sich zu diesem oder jenem Heilgen zu geloben, etwa mit einem Pfund Wachs. „Und wenn alsdann jemand gesund wird, so denken sie: dieser oder jener Heilge hat mir geholfen. So hat denn der Teufel erlanget, was er mit falschen Zeichen gesucht hat. Darum ist das ganze Papstthum nichts anders, denn eine Welt voll Abgötterei." Die Geschichten, welche er anführt, entnimmt er zum Theil Büchern, wie dem Buche der Altväter, d. h. der Einsiedler (Vitae Patrum). Es war eins der Lieblingsbücher der Mönche. Er scheint sich schon als Knabe damit beschäftigt zu haben. Wenn er gelesen, daß die heiligen Väter von Wurzeln gelebt, habe er gemeint, sie hätten die Wurzeln von Bäumen gegessen. Gerade auch solche Literatur gehörte zu den Stoffen seiner religiösen Bildung, um dies beiläufig anzumerken [1]).

Man erkennt aus dem hier Angeführten, daß er es durch

1) Plochm. III, 349; V, 340 ff. Historisch-politische Blätter XII, 39 ff. (Andeutungen über das Verhältniß und die Stellung des Glaubens an den Teufel zum Lutherthume.) Eine Darstellung des Teufelsglaubens Luther's, wie wir sie noch nicht haben, ist allerdings wünschenswerth, ihr Ergebniß aber, wenn sie unbefangen und gründlich, dürfte der Kirche, die ihn erzogen, nicht sehr günstig sein. Ihn trifft hauptsächlich nur die Schuld, wenn es eine ist, daß er bei diesem Punkte ihrem Einflusse sich nicht völliger zu entziehen wußte. Tischreden, Walch XXII, 229.

mühsames Geistesringen, frei zu werden von den Geistesfesseln, die der herrschende Aberglaube auch ihm angelegt, nur dahin brachte, daß er den falschen Vorstellungen eine richtigere, bessere, bisweilen nur eine andere Wendung zu geben wußte. Wir können daraus auf die Gewalt schließen, welche die abergläubische Denkart der Zeit und seiner Umgebungen, in Verbindung mit dem kirchlichen Geistes-Alp, namentlich in seiner Kindheit an ihm übte. Da legte sie ihm jene Fesseln an. In der Kindheit sind diese Eindrücke am stärksten. Es lag darin ein weiteres, bei der Dürftigkeit des Schulunterrichts, der ihm zu Theil wurde, um so schwereres Hinderniß des ganzen geistigen Fortschreitens für ihn. Freilich schloß der Aberglaube des 15. Jahrhunderts, oder sagen wir lieber, der alte deutsche Volksaberglaube, neben seinem Unsinn und seiner Verkehrtheit auch einzelne Bestandtheile gesunden Volksverstandes, sinniger Gemüthlichkeit, selbst religiöse, poetische und sittliche in sich. So konnte er insbesondere Martin's Gemüth und Phantasie heilsam und freundlich anregen. Doch ohne Zweifel — auch sein Eifern in spätern Jahren, u. A. wider die häufige Unart der Wärterinnen, Kinder durch abergläubische Vorstellungen zu schrecken, deutet dahin — ohne Zweifel erfüllte er den empfänglichen Knaben weit mehr mit schreckhaften Bildern und Vorstellungen, überwogen die düsteren Eindrücke bei weitem. Es ist die gewöhnliche Folge des Aberglaubens, lag gerade in diesem Falle so überaus nahe, war bei dem kindlichen Luther so verderblich als natürlich; und eben dies ist hier hervorzuheben.

Folgen.

Denn man fasse nun zusammen: die Aeltern, rauhe Leute und Erzieher, halten ihn hart, so hart, daß es wenigstens zu vorübergehender Entfremdung kommt; sie üben und fordern ein ernst gestrenges Leben in der Furcht des Herrn und seines Gebots; sie sind strenge Richter bei jeder kleinsten Uebertretung, seine Lehrer barbarische Züchtiger, Schultyrannen, geistlose Pedanten, Jugendquäler; er kann wenig Freude haben an Dem, was sie mit ihm treiben, an den Schulstunden, muß viel darin leiden; die religiöse Unterweisung im engeren und weiteren Sinne,

Schule, Kirche und herrschende Denkart, erfüllen ihn mit harten, schreckhaften, religiösen Vorstellungen, der Aberglaube fügt düstre, schreckhafte Bilder und Eindrücke hinzu; der kirchliche Seelenzwang drückt schwer auf ihn. Ein reizbares Gefühl, eine lebhafte gewaltige Einbildungskraft, ein warmes, tief fühlendes Herz, ein Gemüth, reizbar, voll Innigkeit, die eigenthümlich deutsche Hinneigung zum Selbstvertiefen, Grübeln, Insichgekehrtsein, Hineinträumen in eine außer der rauhen mühevollen Wirklichkeit liegende Welt der Phantasie und des Gemüths, vor Allem eine überaus starke sittliche, eine vorwaltende religiöse Anlage hat er mit zur Welt gebracht. Ungewöhnlich früh, lebhaft und ernst beschäftigt ihn das Verhältniß der Seele zu Gott. Mit seltner Kraft und Lebendigkeit erwacht in ihm schon in früher Kindheit das Gefühl der Abhängigkeit und Hülflosigkeit der Kreatur, das Bewußtsein der Sünde, das Bedürfniß, ihrer ledig zu werden, das entzweite Selbstbewußtsein, den Schöpfer und Richter zu versöhnen. Dieses Alles tritt in Wechselwirkung mit den Einflüssen seines äußeren Daseins, den Verhältnissen, worin er aufwächst, den Individuen, die auf ihn einwirken. Dieses Alles muß bei ihm dagewesen sein in seiner Kindheit, ob es auch noch mehr oder minder geschlummert haben, ob auch das rechte Erwachen, die höchste, die eigentliche Entwickelung erst später eingetreten sein mag. Wir können es uns nicht anders denken, wenn wir den Mann ins Auge nehmen. Schon sein weiterer Entwickelungsgang bis zu seinen Mannesjahren wird es deutlich zeigen. Es fehlt aber auch nicht an deutlichen Spuren, daß jene ganze Art und Anlage schon in seinen Knabenjahren sich unverkennbar bei ihm kund gegeben. Wir erinnern nur an Einiges und fügen noch Andres hinzu. Er erblaßt und erzittert, wenn er den Namen Christi nur nennen hört. So lebendig faßt er die Vorstellung von Christo, dem strengen Richter auf, so tief prägt ihr Eindruck sich ihm ein, daß ihn Beides lebenslang nicht wieder verläßt, obwol er die religiöse Anschauung der Kindheit überwindet und eine entgegengesetzte in sich aufnimmt, zu seinem innersten Eigenthume macht. Daß die Aeltern ein so ernst und gestreng Leben mit ihm führen, macht ihn gar schüchtern und veranlaßt ihn, daß er später in ein Kloster läuft — was heißt dies sonst, als daß die Richtung der düstern, über-

schwänglichen, asketischen Frömmigkeit schon zu Mansfeld in ihm sich erzeugte? Er war, wie er von sich sagt, „von Natur also gesinnet, daß er gern wollte fasten, wachen, beten, gute Werke thun, damit er seine Sünde bezahlete.“ Die Fähigkeit zur Ehrfurcht, die Grundbedingung der Frömmigkeit, wie alles Reinen und Edeln war im höchsten Maße, das stärkste und lebendigste religiöse, das leiseste, reizbarste, sittliche Gefühl war ihm mitgegeben von der Natur. Er spricht aus seiner innersten eigensten Empfindung, wenn er in Predigten sagt: „Es ist nichts Zärtlichers im Himmel und Erden, und das weniger Schimpfs leiden kann, denn das Gewissen. Man spricht, es sei ein zärtlich Ding um ein Auge; aber noch viel zärtlicher und weicher ist das Gewissen, vornehmlich wenn es noch jung ist, und erst empfangen ist [1]).“ Einer handschriftlichen Nachricht zufolge sagte er einst, als von seiner römischen Reise die Rede war, sehr bedeutungsvoll für den Punkt, den wir hier im Auge haben, schon in seiner Kindheit hätte er gelobt nach Rom zu pilgern und „fromm zu werden [2]).“

Jene Wechselwirkung seiner innern Anlage und seines äußern Daseins konnte nur gar zu leicht, ja sie mußte wol die Folge vorwaltender stärkster Erregung seines innersten Triebes der Frömmigkeit in sehr einseitiger Richtung, und einer unseligen Einengung, Verschüchterung und innerlichen Entzweiung des religiösen Bewußtseins bei ihm haben. Die Aeltern, die Schule, die Kirche, die deutsche und thüringische Stammesart, der Geist der Zeit, die Einflüsse der gesellschaftlichen Zustände und Einrichtungen: Alles wirkte zusammen, eben den religiösen Sinn vor jeder anderen Anlage und Richtung in ihm zu wecken und zu entwickeln. Furcht und Schrecken, entspringend aus religiösen Vorstellungen, die ihm zugeführt wurden und die den frühesten tiefsten Eindruck bei ihm machten, verschärften sein sittliches und religiöses Gefühl, erregten es noch lebendiger bei seiner lebhaften Einbildungskraft, wirkten um so gewaltiger, weil seine ganze Erziehung in derselben Richtung wirkte. Die Vorstellungen von dem bevorstehenden strengen Gericht, den Höllen-

1) Vermischte Predigten, Plochm. XIV, 128; XVII, 17, 79.
2) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in fol. Vol. II, Nr. 262.

strafen, den entsetzlichen Folgen der Sünde führte zu einem um so ängstlichern Selbsterforschen, Sündesuchen, Sündefinden, Sündbewußtsein; nothwendig erzeugte sich darin eine Angst um die Rettung der Seele, die mit aller Kraft dahin trieb, die Mittel der Gnade, des Heils zu ergreifen, auf welche dieselbe Unterweisung hinzeigte, von der die schreckende Grundvorstellung ausging, Dienst der Heilgen, Bußwerke und andre. So wurde er schon in seiner Kindheit tief, mit seinem ganzen Seelenleben verwickelt in den Katholicism, den Katholicism in seinen extremsten Aeußerungen. Darin lag die Einseitigkeit der religiösen Hinneigung, die des Knaben Luther Geist und Empfindung von früh an erhielt und nahm.

Drängt bei dem Allen die Frage sich auf, wodurch es kam, daß der Katholicism ihn so entsetzlich ängstete, wie es zwar bei Vielen, aber nicht wieder beruhigte, wie es doch bei den Meisten der Fall war? Die zahlreichen Versöhnungsmittel, welche die Kirche darbot und wodurch sich tausend Andre leicht mit ihrem Gewissen und dem angedroheten Gerichte abfanden, genügten ihm nicht, er empfand ihre Wirkung nicht wie Andre, denn die ihm gewordenen Vorstellungen hätten ihn eben sonst nicht peinigen können und gepeinigt, wie sie es thaten. Eben hieraus geht am gewissesten der tiefe Ernst seines Wesens, die ungewöhnliche Stärke seiner religiösen und sittlichen Anlage hervor. Er hätte, sagt er, freilich nicht mit ausdrücklicher Beziehung auf seine Kindeszeit, doch bezeichnend für seine ganze Denkart und Seeleneigenthümlichkeit, im Papstthume Viele gesehen und sei selbst auch Einer gewest, die auf den Sündenabkauf und Losgeben des Papsts nicht hätten gebauet „wenn sie auch die Welt sollten verdienet haben [1]).“ Er glaubte der Priesterlehre, glaubte, wenn der wahre Christus an irgend einem Orte zu finden wäre, so müsse er da zu finden sein, wo „das ganze Priesterthum und der Gottesdienst [2]),“ glaubte, daß die Verrichtung der mancherlei „Werke“ geboten wäre und zur Versöhnung leite; allein er würde diese nur dann unmittelbar empfunden haben, wenn jene das Gefühl der Sünde in ihm ausgetilgt hätte, was sie bei den

1) Wider das Papstthum zu Rom. Plochm. XXVI, 191.
2) Hauspostille, Plochm. I, 324.

Ernsteren nicht vermochte. An dieses sein vergebliches Suchen und Ringen nach Einigung der Seele mit Gott auf falschem Wege, und wobei er sich nie genug that, sollten die wichtigsten Wendepunkte seines innern und äußern Lebens sich anknüpfen. Es begann schon in seiner Kindheit und aus ihm haben wir uns seinen religiösen Bildungs- und Entwickelungsgang vornämlich zu erklären, der uns sonst gar nicht, uns überhaupt nicht leicht verständlich ist, woran hier noch einmal erinnert werden mag. Wie oft klagte er selbst schon über die Mitlebenden, sie dächten nicht mehr daran, aus welcher Finsterniß sie Christus in sein wundersam Licht geführt habe, und wie viel weiter liegen jene Zeiten der Finsterniß von uns ab, und noch weniger haben wir darin gelitten. „Ja es ist bereit allzuviel vergeßen bei uns," schreibt er 1527, „und leben also dahin, als wären wir nie unter des Papsts Tyrannei gewest, oder hätten nie gefühlet den unträglichen Jammer unsers Herzens und Gewissen, darinnen er uns mit unzähligen Stricken seiner Gebot verknüpfet und mit unträglichen Bürden der unnützen Werke gemartert und mit falscher Furcht des Tods und der Höllen gejagt, geplaget und vom Leben und Himmel abgescheucht und dem Teufel ganz gewaltiglich zugetrieben und zugestoßen." Wir dürfen keinen Augenblick vergessen, daß er in den äußern und in Seelenzuständen aufwuchs, wie er sie hier beschreibt [1]).

Gewinnende Aeußerungen und Einflüsse des Katholicism — Bräuche — Kultus — Kunst.

Die Härte der väterlichen Erziehung hätte die Folge haben können, daß er dem Vater — die Härte der religiösen Vorstellungen, die in ihn eindrangen, konnte zu dem Ergebniß bei ihm führen, daß er der Religion und Kirche entfremdet wäre. Dies Letztre war nicht der Fall, überhaupt weil seine religiöse Anlage zu vorwaltend, zu stark, sodann weil seine sittliche Anlage zu entschieden war und eben durch die Vorstellungen und Bilder vom strengen Gott und Herrn und Richter so gewaltig angeregt wurde.

1) Das Papstthum mit seinen Gliedern gemalet, Plochm. XXIX, 377.

In den zehn Geboten, im Glauben und Vaterunser, in den Evangelien und Episteln, selbst in den Legenden, in der ganzen, wie sehr auch entstellten Kirchenlehre, selbst in jenen harten Vorstellungen waren doch die Grundbestandtheile der christlichen Wahrheit erhalten, vorhanden. Er fühlte sie heraus, sie übten ihre Kraft an ihm, fesselten ihn.

Es kam aber noch etwas Besonderes hinzu, wodurch von einer anderen Seite seine religiöse Hinneigung angezogen und verstärkt, wodurch er, wenn noch ein Antrieb gefehlt hätte, der christlichen Idee und Kirche gänzlich zu eigen wurde, und zwar mit der innigsten, brünstigsten Liebe und Hingebung. Es war das scheinbar Entgegengesetzte, alles Das in dem, ob auch abgeschwächten, doch noch immer lebendigen Katholicism jener Zeit, seinen Anstalten, seiner Lehre und seinem Kultus namentlich, wodurch das mystisch-fromme Gefühl, wodurch Gemüth und Einbildungskraft, wodurch sinnige und phantasiereiche Menschen, in welchen poetische Anlage, Stimmung zum Träumen, Schwärmen, Insichgekehrtsein, so leicht gewonnen, gefangen genommen werden. Es umgab Martin, er lebte darin vom ersten Bewußtsein an, er wuchs darin auf; es sprach zu seinem Herzen, seinen Sinnen, zu Auge und Ohr, im Familienleben, in den Volksgebräuchen, in den Knabenspielen und Schülerergötzlichkeiten, in der Denkart und Rede — nicht blos in der Kirche war es, es war überall. Die Kirche hatte, sie bot ihm, was im älterlichen Hause fehlte, was er dort, seiner Anlage nach, wenn auch mit ganz unverstandener Sehnsucht, suchen mußte und nicht fand — Poesie. Je nüchterner die Aeltern, ihre Erziehung und das Leben bei ihnen waren, desto mehr zog ihn sehr natürlicher Weise die Kirche an und füllte ihm Seel und Sinne. Er mußte sich oft hülflos fühlen, allein, liebebedürftig und leer, fremd, freudlos in seinem ganzen Dasein, bei seiner Gemüthsfülle und Innigkeit, dem Seelhaften in seinem Wesen und der rauhen Strenge der Aeltern, ihrer Dürftigkeit, der Tyrannei der Schulzucht: nur die Kirche konnte ihm all diesen Mangel ersetzen, nur an sie konnte er sich anschmiegen. Wie hätte der Knabe, in welchem ein solcher Geist und ein solches Herz war, und der sich in einer solchen Existenz befand, nicht eine innere Welt sich schaffen und in ihr zu leben versuchen sollen? Der Genius war mit ihm

geboren, und konnte es sein, ohne daß ein gewisses ahnendes, ob auch durchaus nicht deutliches Gefühl von dem höhern unverstandenen Etwas in ihm lebte? Er wußte es nicht geltend zu machen, nicht auszusprechen, es wurde nicht anerkannt, nicht verstanden, wurde durch überlegene Gewalt niedergedrückt. Dadurch mochte sich ein Widerspruch zwischen seinem Bewußtsein und der rauhen Außenwelt und ein geheimnißvoller Drang nach Beschwichtigung und Linderung in ihm bilden; er ging verschüchtert, irre an sich selber, einem dunkeln Zuge folgend, eigne Bahnen, worin er dann selbstwillig und verkehrt erschien. Vielleicht wurde er eben deshalb um so strenger behandelt. Die strenge Behandlung trieb ihn wiederum noch öfter in sich selbst, in seine innere Welt zurück — und diese Welt, woher hätte er den Stoff nehmen können, sie in sich zu bauen, als — wenigstens zumeist — von der Kirche? Zu ihr drängte und lockte ihn Alles hin.

Wir müssen uns seine Entwickelung in den Kinderjahren so und nicht anders denken. So und nur so erklärt sich alles Spätere in seinem Wesen und Lebensgange. Ich hebe noch einiges Besondere hervor, das in der bezeichneten Art auf ihn einwirken konnte und sehr wahrscheinlich eingewirkt hat.

Da war es z. B. in den sächsischen Landen allgemein gebräuchlich, daß sich einige Personen am Christabende auskleideten — man entlehnte wol die Meßgewänder dazu — um Gott Vater (oder auch Sohn und heiligen Geist) und seine Engel und Heilige vorzustellen. Sie hatten einen Knecht Ruprecht und Hans Pfriem bei sich, die Teufel vorstellend. Kamen sie in ein Haus, so mußten die geängstigten Kinder den Gott des Himmels und der Erde anrufen, der sich indeß zunächst zürnend und unerbittlich zeigte. Ruprecht klagte sie vieler Sünden an, drohete, sie in seinen Sack stecken und zur Hölle führen zu wollen. In der höchsten Noth kamen dann die lieben Engel und Heilgen den Kindern zu Hülfe, die auf deren Fürbitte bei Gott Vater eine Bescherung erhielten [1]) u. s. f. Luther kannte dies und Aehnliches wohl; mehrfach spricht er davon [2]), und wie sehr

1) Hilscher, Altdresden, 63. Gervinus a. a. O. II, 381.

2) Z. B. Plochm. XIX, 128.

war es geeignet, den Kinderseelen gleichsam spielend und schmeichelnd den Katholicism einzuimpfen! Da war freilich wieder der zürnende Gott und der Böse, aber auch die Schaar der Engel und Heilgen, und wie gewinnend stellten sie sich dar!

Durch dies Hereinziehen der höhern Welt mit ihren unsichtbaren Wesen, den Dienern Gottes, erhielt der Glaube eine Lebendigkeit, Innigkeit und Kindlichkeit, wie sie bei den bloß abstrakten Vorstellungen von den religiösen Dingen kaum sein kann, gab die christliche Anschauung und Kirche eben Das, dessen Verlust der Dichter am Sturze der Götter Griechenlands beklagt. Die Engelsdogmatik, welche so befestigt und belebt wurde, verscheuchte oder milderte doch die Schatten, welche die finstre Lehre vom Satan in die Seelen warf. Es ist allbekannt, daß Luther an das wesenhafte Dasein des Teufels von Kindheit her glaubte; minder bekannt oder beachtet ist es, daß ein ganz gleicher Engelsseinem Teufelsglauben zur Seite stand. Auch jenen, den lieblichen, ausgleichenden, gab ihm der Katholicism, und er nahm ihn in seine spätere Jahre mit. Zu einem Beispiele sei auf eine Predigt der Hauspostille hingewiesen. Er führt da aus, daß der Teufel allenthalben um die Menschen, daß Alles voller Teufel sei, die stets zu schaden suchen und denen jeder Schade beizumessen. Wo ein Feuer aufgehe, sitze allweg ein Teuflein dabei, das blase immer in das Feuer, daß es größer werde u. s. f. Aber „wider solchen argen schalkhaftigen Feind hat Gott die lieben Engel verordnet, die wachen sollen, wo da ein Teufel herschlägt und wirft mit Pestilenz, Feuer, Hagel u. s. f. ein Engel da sei und wehre. Denn es ist ein stetiger Kampf zwischen Engeln und Teufeln. Der Teufel wollte gern alles Unglück anrichten, und würde es wol immerdar anrichten, wenn Gott durch die Engel nicht wehrete. Er will retten und helfen, wo wir's bedürfen; wenn wir aber wollen böse sein, da wird er zornig, behält seine Engel daheim und läßt dem Teufel Raum, daß er die Buben mit Unglück zähme. Denn ob er uns für sich selbst, wohl ohne der Engel Hülfe, könnte schützen, so will er's doch durch die Engel thun: die sind gleich wie eine Wagenburg um uns her, daß der Teufel nicht alle Augenblick zu uns einbreche und Schaden thue. Er hat die lieben Engel dazu erschaffen, daß sie uns schützen sollen. Denn es sind freundliche,

barmherzige, gütige Geister, die sich gern dazu lassen brauchen, daß des Teufels Vornehmen gehindert werde. Darum, wo die lieben Engel nicht an des Kaisers, der Könige und Fürsten Höfe wären, würde der Teufel nicht lange sich säumen, sondern allen Jammer anrichten, daß sie alle Stunden in einander fielen. Aber unser Herr Gott läßt es wol geschehen, daß große Herren uneins werden. Er läßt den Teufel zuweilen ein Feuer anzünden; aber da sind die lieben Engel, die löschen wieder, und machen Friede. Wo aber Gott unsrer Sünden, oder andrer Ursachen halb, seine Engel zurückzeucht, da geht's übel zu, mit Morden, Brennen, Weiber schänden und anderm, da hat der Teufel Lust zu. Also im Haushalten auch, würde kein Friede seyn, sondern ewige Zwietracht, Stehlen, Untreu, Versäumen u. s. w. nichts würde recht vor sich gehen, sondern alles voll Jammers und Herzleid seyn, wo es des Teufels Willen nachgehen sollte. Aber Gott steuret ihm durch seine lieben Engel, ob er gleich zuweilen ein Feuer angesteckt, Unrath und anders erregt hat, daß er muß weichen und ablassen. Darum sey niemand sicher, sondern wisse, daß es alles um uns voller Teufel ist, die wollten gern schaden, am Leib', am Gut' und an der Seel', mit Bitterkeit, Haß, Zorn, Hoffart und anderm, daß sie uns zu sich in die Hölle hinunter brächten. Daß es aber nicht geschieht, da haben wir unserm gnädigen Vater im Himmel um zu danken, der durch seine Engel, die hohen trefflichen Geister, dem Teufel wehrt, daß dennoch immerdar mehr Gutes denn Schaden geschieht, daß mehr Frieden denn Krieg ist, daß mehr Korns bleibt und wächst, denn durch Frost, Hagel und anders verdirbt, daß mehr Häuser stehen bleiben, denn abbrennen, daß wir Menschen mehr gesunde Glieder haben, denn kranke. Darum laßt uns lernen, daß wir in großer Gefahr Tag und Nacht schweben, und dem Teufel gleich als zum Zweck sitzen; der hat immer ein gespannet Armbrust, und geladene Büchsen und zielet auf uns, daß er unter uns schieße, mit Pestilenz, Franzosen, mit Krieg, mit Feuer, mit Hagel, mit Ungewitter. Aber unser lieber Herr Gott schaffet's durch seine lieben Engel, daß das Armbrust ihm ausschläget, und die Büchse zerspringet oder versagt. Wiederum, läßt er ihn zu Zeiten auch treffen, auf daß wir lernen, daß wir nicht Junker sind, und es nicht alles in unsern Händen stehe.

Und derohalb desto fleißiger bitten, daß Gott dem Teufel seinen Raum nicht lasse, sondern durch seine lieben Engel gnädiglich wehren wolle. Das sollen wir heute lernen, daß unser Herr Gott seine Engel bestellet hat, daß ein jeder Christ nicht einen, sondern viel Engel hat, die ihn behüten: gleichwie auch ein jeder seine sondern Teufel hat, die ihm nachschleichen; und wo sie nicht mehr können, geben sie böse Träume ein, hängen dir böse Mäuler an, die dich verlügen, hindern und verunglimpfen sollen. Das merke, das es alles heißt des Teufels Krötengerick; und hüte dich, daß du nicht lebest, wie die Heiden: die sehen und erfahren solches Unglück auch; aber sie halten's dafür, es geschehe ohngefähr: denn sie wissen vom Teufel nichts. Du aber lerne und sage: Das hat der leidige Teufel gethan. Wiederum wo du sieheſt, das etwa wohl gerathen ist, da sprich: Der hat einen guten Engel gehabt, es sollte sonst wohl übeler gerathen seyn. Wie auch ein gemein Sprüchwort ist: du hast einen guten Engel gehabt, oder: dein heiliger Engel ist bei dir gewesen, der hat dich behütet." In einer andern ähnlichen Predigt warnt er ganz besonders, der Jugend Aergerniß zu geben. „Will man um keiner Ursach willen unterlassen, dem jungen Volk Aergerniß zu geben mit Worten oder Werken, so soll man's doch um der lieben Engel willen unterlassen, welche neben und um das junge Volk her sind. Solche Warnung und Vermahnung soll man zu Herzen nehmen und immerdar daran gedenken, denn wir mit Fluchen oder sonst mit bösen Worten Aergerniß geben, daß das Englichen dahinten stehe, solches sehe und höre; Gott werde es auch ungestraft nicht lassen." In einer dritten, denselben Gegenstand behandelnden Predigt sagt er: „Ich muß von mir bekennen, so ich zurücke denke an mein Leben, bin ich drei Mal merklich durch die Engel behütet worden [1])."

Ist es aber nicht, wenn man dies liest, als wäre es nur lauter Nachhall der kindlich-frommen Lehren, die ihm in der Kindheit eingeprägt und durch so viel Sinnbildliches in ihm befestigt wurden? Nur das Gröbste, Unlauterste hatte er fahren lassen, weggeworfen, den „großen Mißbrauch im Papstthume, daß man aus den Engeln Abgötter mache, gleichwie aus der

1) Hauspostille, Plochm. VI, 403, 405, 416, 130.

Jungfrau Maria und andern Heiligen. Denn also haben sie geprediget: man solle die Engel und Jungfrau Maria anrufen, daß sie uns die Sünde vergeben und uns helfen [1]).“

Wir erinnern uns, er erwähnt unter andern ähnlichen Bräuchen des Palmschießens. „Dieser Tag, beginnt er in einer Predigt am Palmsonntage, heißt der Palmtag, an welchem Tage unser lieber Herr Jesus Christus ist eingeritten zu Jerusalem.“ Vormals habe man an dem Tage, fährt er fort, in der Schule gespielt, „daß sie sind auf dem Esel geritten und haben Palmen geschossen. Solches ist geschehen um des jungen Volks willen, daß es die Historie desto besser fassete und behielte. Darnach hat der Papst solch Kinderspiel auch in die Kirche geführet,“ wovon denn der Tag seinen Namen bekommen habe [2]). Aehnlicher Bräuche gedenkt er nicht selten.

Solch Kinderspiel, das „der Papst in die Kirche geführt,“ führte die Kinder wieder der Kirche zu. Ebenso verhielt es sich mit der Kunst und allem Aeußerlichen sonst, was mit der Lehre und dem Kultus zusammenhing und in so innigem Zusammenhange stand, daß Alles nur ein einziges, doch unendlich mannichfaltiges Ganze bildete [3]). Und dies Ganze und jede Einzelheit darin sprach zu den Sinnen, füllte die Seelen, die Phantasie auch mit freundlichen Vorstellungen und Bildern. Sinnig war da das Meiste, Alles hatte seine Bedeutung; die Procession am Mariä-Reinigungstage die des Kirchgangs Maria's und Joseph's mit dem Kinde u. s. f. [4]). Und er hatte es an sich selbst in seiner Kindheit erfahren, wie das Alles „anlockte zum Glauben.“ Noch in späteren Jahren, wo der Mißbrauch es ihm längst verleidet, sprach er sich (Sermon von guten Werken, 1520) dahin aus, man müsse, die im Verstande des wahren geistlichen Lebens noch kindisch, wie die jungen Kinder locken und reizen mit dem äußerlichen, bestimmten und verbundenen Geschmuck, Lesen, Beten, Fa-

1) Verm. Predigten, Plochm. XVII, 192.

2) Hauspostille, Plochm. II, 197.

3) Vergl. Ranke I, 245.

4) Hauspostille, II, 120.

sten, Singen, Kirchenzierden, Orgeln und was deß in Klöstern und Kirchen gesetzt und gehalten werde, so lange, bis sie auch den Glauben erkennen lernten [1]). Wir dürfen sicher nicht zweifeln, daß die Messe, der gesammte Gottesdienst, welchem die Schüler so fleißig beiwohnen mußten, bei dem sie als Theinehmende verwendet wurden, ihn mächtig anzog und auch eine erhebende, herzerquickende Kraft in ihm übte.

Weiter kommt hier in Betracht, daß auch die Schulergötzlichkeiten fast durchaus geistlich waren. Eine der häufigsten bestand darin, daß die Schuljugend an gewissen Heiligentagen einen aus ihrer Mitte als Bischof herausputzte, Gewerke, Künste, Fakultäten, Stände und Orden pantomimisch darstellte und mit Musik durch die Straßen zog, den Bischof in die Kirche führte. Damit wurden denn Komödien verbunden, deren Stoff meisthin der biblischen Geschichte entnommen war. Oder man führte auch die lateinischen Dramen des Terenz, oder die christlich-terenzischen der Roswitha auf. Häufig geschah dies in Festzeiten, an den Kirchweihtagen u. s. f., auch wol mit dem Nebenzwecke, noch mehr Menschen anzulocken und zum Ablaßkauf zu bewegen. An die Aufführung lateinischer terenzischer Dramen war in Mansfeld freilich nicht zu denken, wohl aber waren sie in höheren Schulen, wie der zu Eisenach, die Martin späterhin besuchte, in Uebung und sehr beliebt. Gerade die dortigen Dominikaner scheinen sehr eifrig gewesen zu sein, in Gemeinschaft mit den Schülern Komödien aufzuführen. Es wird als etwas ganz Gewöhnliches von ihnen erzählt. In lebhafter Erinnerung war geblieben, daß sie einst in Gegenwart Friedrich's mit der gebissenen Wange die Erzählung von den fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen aufgeführt hatten, wobei es dem Fürsten großes Entsetzen erregt, daß sich Jesus nicht einmal durch Maria's Bitten bewegen ließ, den letztern Verzeihung zu gewähren. Es läßt sich annehmen, daß Luther an dergleichen Aufzügen und Aufführungen als Schüler Theil genommen. An Nachrichten darüber fehlt es freilich. Erwähnt wurde bereits, daß er Gefallen an Studentenaufzügen der Art in Wittenberg hatte, sich über die „Spektakel und Gaukelspiel“ günstig aussprach, wenn auch

1) Plochm. XX, 208.

nicht unbedingt. Den Fröhlichkeiten der Fastnachtsaufzüge und Spiele war er gar nicht Feind, nur wirklichen Sittenlosigkeiten suchte er zu steuern; duldsam selbst gegen den Uebermuth des Frohsinns. Er nahm durchaus kein Aergerniß daran, daß die wittenberger Studenten lateinische Schauspiele aufführten. Als man einst Neigung bezeigte, dawider einzuschreiten, daß ein Lehrer damit umging, in seiner Schule ein terenzisches Lustspiel aufführen zu lassen, nahm er denselben in Schutz. Man möge den Schülern das Komödienspielen nicht wehren; es habe seinen Nutzen schon als Sprachübung; in Komödien werde fein künstlich erdichtet, abgemalt und vorgestellt, was einem Jeden in seinem Amt, Beruf und Stande zu thun gebühre und wohlanstehe; kämen bisweilen Natürlichkeiten darin vor, so würde man, wenn sie deshalb verboten sein sollten, auch das Lesen der Bibel nicht gestatten dürfen u. s. f. [1]). So schreibt er 1543 an Held, er sei wegen der geistlichen, von einigen anhaltischen Predigern mißbilligten Schauspiele befragt. Er meine, allen Menschen sei befohlen, das Wort Gottes auszubreiten, wie und wodurch es geschehen könne, nicht blos durch das Wort, sondern auch durch Schrift, Malerei, Bilderei, Psalmen, Liedern und musikalischen Instrumenten. Freilich sei dabei das Histrionenwesen, wie es im Papstthume vorgekommen, zu meiden. Solche Schauspiele drängen beim Volk durch die Sinne ein und regten bisweilen mehr an als Predigten. In Niederdeutschland, wo die öffentliche Verkündung des Evangeliums verboten sei, wären Viele durch geistliche Schauspiele für die reine Lehre gewonnen [2]).

Wir gehen hiervon zu einer besonderen Betrachtung der gewinnenden Einwirkungen der Kunst und kirchlichen Poesie auf ihn über. Er sagt wol und spricht sich mehrfach in diesem Sinne aus, im Papstthume habe man „St. Johannem an alle Wände gemalet und sein Bild und das Lämmlein in Holz und Stein, in Silber und Gold gehauen und Bilde von ihm gemacht, wie er mit dem Finger auf das Lamm hinweise," es sei aber „nicht in das Herz kommen [3])." Allein dies war sein

1) Tischreden, Walch XXII, 2277 f.

2) De Wette V, 553 f.

3) Auslegung des 1. u. 2. Kap Johannis, zu Kap. 1. V. 29; Walch VII, 1641.

späteres Urtheil, und wir haben zahlreiche Aeußerungen von ihm, aus welchen sich ergibt, wie sehr ohne allen Zweifel die Bilder in seinen früheren Jahren ihn angezogen und auf sein Gefühl eingewirkt haben. Ein paar gelegentliche kamen schon vor. Indem er ausführt „daß Gott auch seinen Theil in der römischen Kirche allzeit gehabt," erwähnt er neben der Taufe, zehen Gebot u. s. f. ausdrücklich „viel schöner Gesänge und Gemälde," die erhalten gewesen [1]). In der Auslegung des andern Artikels des christlichen Glaubens von 1533 spricht er über Christi Höllenfahrt. Man solle nicht darüber grübeln und vernünfteln, bei den Worten bleiben und sie sich einfältiglich einbilden, so gut man vermöge. „Demnach pflegt man's auch an die Wände zu malen, wie Christus hinunter fähret, mit einer Chorkappen und einer Fahne in der Hand vor die Hölle kommt, und damit den Teufel schlägt und verjagt, die Hölle stürmet und die Seinen herausholet. Wie man auch in der Osternacht ein Spiel für die Kinder getrieben hat. Und gefällt mir wohl, daß man's also den Einfältigen vormalet, spielet, singt oder sagt." Viel weniger sei es mit Worten oder Gedanken zu fassen, wie Christus zur Hölle gefahren, sondern „weil wir ja müssen Gedanken und Bilde fassen deß, das uns in Worten vorgetragen wird, und nichts ohne Bilde denken und verstehen können, so ist's fein und recht, daß man's dem Worte nach ansehe, wie man's malet, daß er mit der Fahne hinunter fähret, die Höllenpforten zerbricht und zerstöret, und sollen die hohen unverständlichen Gedanken anstehen lassen. Denn solch Gemälde zeiget fein die Kraft und Nutz dieses Artikels, darum er gepredigt und geglaubt wird, wie Christus der Höllen Gewalt zerstöret und dem Teufel alle seine Macht genommen habe. Wir lassen Klügeln und Deuten daheime, und reden einfältiglich davon, daß man mit solchen groben Gemälden faße, was dieser Artikel giebt, wie man sonst die Lehre von göttlichen Sachen durch grobe äußerliche Bilde vorgiebt, wie Christus selbst allenthalben im Evangelio dem Volk das Geheimniß des Himmelreichs durch sichtige Bilde und Gleichniß vorhält, oder wie man das Kindlein Jesum malet, daß er der Schlangen auf den Kopf

1) Mathesius, 13. Predigt.

tritt; und wie ihn Moses den Juden vormalet in der Wüsten, durch die eherne Schlange, 4 Mos. 21, 9. Item, Johannes der Täufer, durch ein Lamm, da er ihn das Lamm Gottes nennt. Denn solche Bilde sind fein helle und leicht ein Ding dadurch zu fassen und behalten, und dazu lieblich und tröstlich und dienen ja dazu, ob sie sonst nirgend zu gut wären, daß dem Teufel gewehret werde mit seinen gefährlichen Pfeilen und Anfechtungen, der uns mit hohen Gedanken will vom Worte führen, daß wir mit der Vernunft klettern und klügeln in den hohen Artikeln bis er uns zuletzt stürze [1])." Er blieb lebenslang ein eifriger Freund der geistlichen Malerei und überhaupt der kirchlichen Kunst. Noch 1545 äußert er in einer Vorrede zum Passionalbüchlein, mit welchem er sich selbst nachbessernd beschäftigt hatte, die Kinder und Einfältigen würden durch Bilder besser als blos durch Wort oder Lehre bewegt die heilige Geschichte zu behalten; in Stuben und Kammern sollte man sie mit den Sprüchen malen, um Gottes Wort und Werk immer vor Augen zu haben und Furcht und Glauben gegen Gott daran zu üben; es würde auch gar nicht schaden die Geschichten der ganzen Bibel in ein Büchlein zu malen, das denn eine Laienbibel sein und heißen würde [2]). Für eine Grobheit, einen großen Unverstand erklärt er es in der Auslegung des Micha, daß an vielen Orten auch die Bilder des Herrn und der Apostel aus den Kirchen geworfen worden wären. „Wer ist doch so starblind," ruft er aus, „der nicht siehet daß gleichwie christliche Historien ohne Sünde und mit Frucht der Zuhörer erzählt werden, also auch um der unverständigen willen solche Historien ohne Sünde könnten gemalt und geschnitzt werden, nicht allein daheim in den Häusern, sondern auch öffentlich in den Kirchen [3])?" Mit allem Eifer der Ueberzeugung und Vorliebe zugleich widersetzte er sich dem Bilderstürmen, und mit welchem Zögern änderte er den Kultus, wie bemüht war er, ihn überhaupt und namentlich das Gemüth-Anregende darin zu erhalten, sofern es nur nicht geradezu der „Abgötterei" Vorschub that; und das Alles gegen die

1) Verm. Predigten, Plochm. XX, 168.
2) Walch XIV, 401.
3) Zu Kap. I. V. 7; Walch VI, 2746.

vorherrschende Richtung, nicht ohne Gefahr für seine Person und seine Volksbeliebtheit. Das Alles, däucht uns, war Folge und Ausdruck seiner poetisch-gemüthlichen, seit seiner Kindheit durch den Katholicism geweckten und bestimmten Anlage und Art.

Eine sichre Spur seelhafter, sein ganzes Innre ergreifender, für die Kirche gewinnender Einwirkungen der kirchlichen Dichtkunst liegt in der an sich ganz unscheinbaren und dürftigen Angabe, wonach zu den Lehrgegenständen in der Schule zu Mansfeld auch „christliche Gesänge" gehörten, die religiösen Lieder der Zeit. Es scheint, eben sie haben ihren Inhalt und ihre Richtung am tiefsten in seine Seele gesenkt. Durch sie wirkte die ganze Gewalt der Dichtkunst und Religion, der christ-katholischen, zusammen. Schon deshalb ist es nicht unwichtig, wird aber auch sonst noch unserm Zwecke förderlich sein, einen Blick auf sie zu werfen. Werden sie in der hier in Betracht kommenden Beziehung beachtet, so erhält die Beschaffenheit des Unterrichts, den er genoß, so erhalten die kirchlichen Zustände, worin er aufwuchs, manche Einzelheiten der ganzen, im obigen versuchten Darstellung noch ein mehreres, einige unscheinbare und doch bedeutungsvolle Momente in seiner späteren Entwickelung, seinem späteren Lebensgange ein eben so unerwartetes als erwünschtes Licht. Jene Lieder gehörten, wie sie waren, so recht eigentlich in das religiöse Wesen hinein, das ihn von seiner Kindheit an umgab, veranschaulichen es noch lebendiger, waren die Spitze desselben, wenigstens nach einer Seite hin.

Kirchengesang — Marienlieder — Mariakultus — Legenden.

Das Allgemeine, woran die weitere Darstellung anzuknüpfen, ist neuerdings wol am besten von Wackernagel und Winterfeld auseinandergesetzt, denen wir deshalb dabei zumeist folgen [1]).

1) Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, Vorr. 14—17. Winterfeld, Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältniß zur Tonkunst, I, 10, 33 f. 40, 100 ff. Vergl. Der Volksgesang in der katholischen Kirche in den historisch-politischen Blättern, XI, 687 ff. Jahrgang 1843, 217 ff. Gervinus, Gesch. der poet. Nationalliteratur, I, 202, 391, 512 f. II, 72, 116, 155, 272 ff. III, 14 ff., 226.

Der Kirchengesang, Erzeugniß des dichterisch-bewegten und erhobenen christlichen Geistes, war in den ältesten christlichen Zeiten entstanden, hatte unter sorgsamer Pflege der Kirche, insbesondre auch der Klöster, zumal seit Ambrosius und Papst Gregor's des Großen Bemühungen, bis zum 12. Jahrhundert geblüht und war seitdem allmälig in Verfall gerathen. Die Kirche hatte ihn den abendländischen Völkern in der lateinischen Kirchensprache gebracht, auch die Theilnahme des Volks am kirchlichen Gesange mehr und mehr verkürzt und dadurch für das Kirchenlied die freilich noch sehr ungebildeten Landessprachen und so die nationale Dichtung auf dem religiösen Gebiete lange ausgeschlossen. Die letztre wachte in dem Maße auf, als die Lebendigkeit des kirchlichen Geistes abnahm und die Volksthümlichkeiten sich wieder mehr und mehr im Gegensatze zu demselben geltend zu machen anfingen. Es entstanden geistliche deutsche Lieder, die Weisen derselben so wie die der Gesänge, die seit dem 13. Jahrhundert noch in der Kirchensprache entstanden, neigten sich meisthin dem Volksmäßigen zu und verloren das ausschließlich kirchliche Gepräge, das mit dem weltlichen verschmolz. Im 14. und 15. Jahrhundert wurden immer mehr Volksweisen für den kirchlichen Gebrauch benutzt, sehr oft um dem immer mehr überhand nehmenden weltlichen Sinne zu schmeicheln. Vergeblich eiferten ernste Stimmen kirchlicher Schriftsteller, Concilienschlüsse und päpstliche Dekrete dagegen als gegen eine Entweihung des Heiligthums. Die allgemeine Verweltlichung des Heiligen griff auch in dieses Gebiet. Deutsche Kirchenlieder jedoch, solche, die von der Gemeinde gesungen worden wären, gab es nicht. Indeß wurden geistliche Lieder bei Wallfahrten und Kirchweihen öffentlich gesungen. Man hatte Weihnachts-, meist Kinderlieder, mit denen die Kleinen in kindlicher Freude am Feste der Geburt des Erlösers Theil nahmen. Sie sangen diese Lieder bei den Frühmetten und Vespern der Weihnachtszeit neben den ausgestellten geschmückten Krippen, dabei in die Hände klatschend und fröhlich umherspringend. Viele Geistliche, Benediktiner namentlich, hatten sich in den früheren Jahrhunderten bemüht, aus frommer und eifriger Sorge für das Volk geistliche Lieder unter dasselbe zu bringen und weltliche dadurch zu verdrängen; im 15. Jahrhundert wurden Volks-

lieder in abgöttische Marienlieder umgesetzt, gerade wie Luther späterhin das Kirchenlied aus einem Wuste von Marienliedern herauszuarbeiten suchte und wirksamer und in einem höheren und besseren Sinne geistliche Lieder und Psalmen dichtete, sammelte und in Gang brachte, damit die Jugend Etwas hätte, wodurch sie der Buhllieder und fleischlichen Gesänge los würde [1]). Erst neuere Forschung hat den Beweis geliefert, wie viele Lieder von reinerem christlichen Inhalt es unter ihnen gab, die nur einen Mittler zwischen Gott und dem Menschen kennen, Christum; allein sie waren nicht im Gebrauch, waren verdrängt, so gut wie unbekannt.

Luther hat nur wenige von ihnen gekannt. Er würde ihrer sonst mehre in seine Gesangbücher aufgenommen haben, zumal die meisten bei weitem schöner sind als viele, die ihm seine Zeitgenossen beigesteuert. Er anerkennt es zwar späterhin vielfach, z. B. in der Kirchen- und der Hauspostille, daß man im Papstthume „feine Lieder gesungen" habe. „Der die Hölle zerbrach, und den leidigen Teufel darinne überwand, damit erlößt der Herr die Christenheit u. s. w. Item, Christ ist erstanden, von seiner Marter alle u. s. f. Da ist von Herzen wohl gesungen; aber da sind keine Prediger gewesen, die uns hätten sagen können, was es sey. Zu Weihnachten hat man gesungen: Ein Kindelein so löbelich, ist uns geboren heute. Zu Pfingsten hat man dem Volk vorgelesen den Text des Evangelii, die Passion oder Historia des Leidens Christi. In der Messe hat man gesungen das gute Lied: Gott sey gelobet und gebenedeiet, der uns selber hat gespeiset u. s. w. Aber von dem allen hat man nicht einen Buchstaben, noch einen Titel verstanden, sondern flugs auf ein ander Ding gefallen und der schönen Worte vergessen [2])." Sehr oft kommt er auf das Lob des Weihnachtsliedes: Ein Kindelein so löbelich, ist uns geboren heute, von einer Jungfrau säuberlich zu Trost uns armen Leuten; wär uns das Kindlein nicht geboren, so wären wir allzumal verloren. Wer es auch gemacht habe, sagt er, er habe es wohl getroffen, nämlich daß das Kind-

1) Vorrede zu den geistlichen Liedern und Psalmen von 1529; Walch X, 1723. Vergl. oben S. 161.

2) Plochm. III, 326.

lein, Christus allein unser Trost sei, große, treffliche Worte, die man billig mit allem Ernst wahrnehmen sollte; der heilige Geist selbst müsse den Dichter also zu singen gelehret haben. „Viel gutes Dinges" sei in dem englischen Gesange: Gloria in excelsis Deo. Er erläutert ihn umständlich in einer Predigt. Ein feines Wort sei es, sagt er, das die Kirche in dem Sequenz: Vicinus dignitate Christo fit et morte singe; einen sonderen Meistergesang nennt er das Magnificat, nur sängen es die Mönche und Nonnen nicht mit dem rechten Verstand [1]). Er lobt in den Tischreden die Sequenz „Mittitur ad virginem," die man in Advent gesungen, in der Auslegung des Hoseas (zu Vers 14 des 13. Kapitels) den Hymnus: Mors et vita duello conflixere mirando, dux vitae mortuus regnat vivus; rühmt in der Vorrede auf die lateinischen und deutschen Begräbnißgesänge (1546), man habe „wahrlich viel schöne Musica oder Gesänge, sonderlich in den Stiften und Pfarren gehabt" [2]). Wenn er in der Vermahnung an die Geistlichen der „gleißenden Kirche" das Mißbräuchliche aufrückt, so gedenkt er doch mit großer Anerkennung der „deutschen Lieder," die in Uebung gewesen. Wir hörten oben schon Aeußerungen dieser Art von ihm. Der Glaube, sagt er in der Schrift von der Winkelmesse, daß Christus im Sakrament befohlen habe, seinen Leib und Blut zu empfahen, sei in der Kirche fest und rein geblieben, wie das durch viel Lieder bezeugt werde, insbesondere das gemeine: „Gott sei gelobt und gebenedeiet, der uns selber hat gespeiset mit seinem Fleische und Blute," und das: „Herr, durch deinen heiligen wahr Leichnam, der von deiner Mutter Maria kam und das heilge Blut hilf uns aus aller Noth." Allein die Kirche habe durch diese und ähnliche Lieder öffentlich Zeter geschrieen über die Räubereien, welche am Sakrament begangen worden wären [3]). Und wie er Nichtverständniß bei ihrem Gebrauche rügt, so klagt er doch auch z. B. in der erwähnten Vorrede über „so viel abgöttische, todte, tolle Text," und in seiner Weise, christliche

1) Plochm. XV, 120, 130; VI, 266, 310.

2) Walch XXII, 2253; VI, 1979; XIV, 415.

3) Plochm. XXXI, 368.

Messe zu halten, von 1523 und späterhin wiederholt über den Mangel an guten geistlichen Liedern. Man finde ihrer nicht viel, die etwa einen Schmack oder einen rechtschaffenen Geist hätten. Ein großes Verlangen spricht er aus, daß deutsche Dichter erstehen möchten, an welchen es mangle, oder die ihm zur Zeit doch unbekannt wären, welche christliche und geistliche Gesänge machen könnten, die es werth, daß man sie täglich in der Kirche Gottes brauchen möchte [1]). In der Vorrede auf die lateinischen und deutschen Begräbnißgesänge erklärt er die Melodien der bei Vigilien, Seelmessen, Begräbnissen und sonst gebräuchlich gewesenen älteren geistlichen Lieder für köstlich und erhaltungswürdig, die Texte aber für ungereimt und unchristlich.

Die Verehrung ihrer Helden, die Hinweisung auf deren weltüberwindende Gesinnungen, Thaten und Märtyrerleiden war unverfänglich, natürlich und lobwürdig in der Kirche gewesen und hatte reiche Früchte der Glaubenskraft und edelsten Begeisterung getragen. Aber an den Heilgen war mehr und mehr gepriesen, was eben nur nach mönchischem Sinne Werth hatte, und dieses noch mehr als das wirklich Ruhmwürdige an ihnen wurde als Verdienst dargestellt, wodurch Gott versöhnt und der Himmel erworben werde. Der Wunsch und das Bestreben, das Göttliche in den Heilgen Gottes und vor allen in der heiligen Jungfrau in nächster Nähe zu bewundern, zu lieben und zu loben, jeden Strahl der göttlichen Offenbarung, angefangen vom Mysterium der heiligen Dreifaltigkeit bis herab zur unscheinbarsten Tugendübung eines Heilgen, verehrungsvoll anzustaunen und in der kirchlichen Dichtkunst wiederscheinen zu lassen, hatten den Hinblick der Erlösungsbedürftigen vom Erlöser und der Erlösung gar zu sehr hinweg- und auf zu viele Helfer und Heilsmittel hingelenkt, und hierbei obenein zu den gröbsten Verirrungen geführt. Aus dem kirchlichen Heldenkreise war ein mythologischer Cyklus, aus der mißverstandnen Heilgenverehrung ein Götzendienst geworden. Die neue christliche Mythologie hatte nicht wenige Züge von der der Griechen und Römer entlehnt. In jenem Cyklus nahm die Jungfrau Maria eine hohe, die höchste Stelle ein, Heidnisches und Christliches, biblische Poesie

1) Walch, X, 2771 f.

und Grübeleien und Spitzfindigkeiten der Scholastiker, Mystik, Ritterthum und Minne mischten sich in den Vorstellungen von ihr, in ihrer Verehrung. Sie sollte gut und mächtig genug gewesen sein, dem gewaltigen Arme des Rächers Einhalt zu thun, als Christus einst die Absicht gehabt, die Weltkugel ihrer sündigen Bewohner wegen in Stücken zu zerschmettern; sie wurde in Bildern zur Rechten Gottes und selbst ein wenig erhaben über ihn gesetzt, sie verwies in Geschichten, die man hatte, den Sohn, wenn er ihren Fürbitten einmal ernstlich Einhalt thun wollte, auf seine Lehren in der Schrift, daß man Vater und Mutter ehren solle. Chronikenschreiber erwarteten und erflehten von ihr, was die Dichter von der Muse, die Minnesänger überhäuften sie mit den süßesten Namen, die Scholastiker mit den geschmacklosesten Attributen, das christliche Volk verwandelte ihre Verehrung in einen wahren Fetischdienst, nicht ohne schwere Verschuldung des Klerus, der geistlichen Obern.

Schon das gibt uns einen Begriff davon, wie er in der Verehrung der Glaubenshelden der Kirche erzogen war und wie tief sie in ihm wurzelte, daß er selbst in seiner ersten stürmischen Reformationsperiode sich nur gegen den Mißbrauch erklärt, der aber auch in der That arg war. „Niemand kann es läugnen," sagt er in der Schrift vom Anbeten des Sakramentes des heil. Leichnams Christi (1523) mit voller Wahrheit, „daß wir bisher durch solcher Heilgen Dienst so weit gekommen sind, daß wir eigentlich aus der Mutter Gottes und den Heilgen eitel Abgötter gemacht, und mehr auf sie, denn auf Christum selbst uns vertröstet haben, umb unsern Dienst und Werk, die wir ihnen gethan haben; damit der Glaub Christi ist untergangen [1])." In der Kirchenpostille, der Auslegung einiger Kapitel des 5. Buchs Mosis: „Man halte die Ehre der lieben Heiligen, als wir einander schuldig syn zu ehren als Gottes Kinder. Also sollte man sie gehalten haben; nun aber sind die leichtfertigen Geister zugefallen, haben über sich gesehen und die Heilgen ganz zu Göttern gemacht. Maria, die liebe heilige Jungfrau, ist die schändlichste Abgöttin worden. Alle sind wir so geschickt gewesen, daß wir sind von Gott gefallen und sie hat sollen unsere gnädige

1) Plochm. XXVIII, 415.

Königin sein; Christus ist nichts gewesen, daß alle Tempel und Altäre sind gemeiniglich in Mariä Ehren gestiftet und gebauet worden," u. s. f. [1]). Aehnliche Aeußerungen von ihm wurden oben angeführt.

Verhielt es sich nun damit so, und war die liebe Mutter Gottes Maria, wie er in den Tischreden sich ausdrückt, mehr celebrirt worden in der Grammatika, Musika und Rhetorika wie ihr Kind Jesus, so folgte sehr natürlich daraus, daß sie auch „viel schöneren Gesang und mehr hatte, als der Erlöser selbst [2])." In der That waren die geistlichen Lieder, welche die Heiligen und insbesondere die Jungfrau Maria zu Fürbittern bei Gott und Christo machten, die meisten und bekanntesten, wurden am häufigsten gesungen. In die zahlreichen Marienlieder war der ganze Inhalt des abgöttischen Mariendienstes übergegangen, der sich besonders zur Zeit der Kreuzzüge ausgebildet und gerade im 15. und am Ausgange des 15. Jahrhunderts in ein neues Uebermaß gerieth. Alle alten Geschichten von der Maria wurden aufgefrischt und vermehrt, sie erhielt neue Feste, ihr Ave wurde das verbreitetste Gebet, die Dominikaner trieben unter argen die ärgsten Betrügereien mit ihren Wundererscheinungen, es erschien ein Lobgedicht auf sie nach dem andern, die Lieder der Meistersänger waren voll von ihrem Preise und mit ihnen wetteiferten darin die Prediger. Selbst noch Männer, die die Denk- und Sinnesart der neuen Zeit hereinführen halfen und in erster Linie sich wider die alte legten, wie der Verfasser des Narrenschiffs, machten Heiligengeschichten und Loblieder auf die Maria. Der neu erfundene Buchdruck wurde nicht häufiger angewendet, als zur Verbreitung von Legenden, Erbauungs- und Buß- und Beichtbüchern, Volksbüchern in Versen und Prosa, deren Inhalt und Richtung auf Zerknirschung und Selbstverdammen, Furcht vor der Hölle, Erweckung einer stumpfsinnigen Andacht, einer schlaffen Frömmigkeit hinauslief und finstern Aberglauben förderte. Diese ganze Verirrung und Uebertreibung stellt sich am augenfälligsten in den Liedern auf die Maria dar. Die weltlichen Dichter der-

1) Plochm. XV, 451 f. Walch III, 2553.

2) Walch XXII, 2253.

selben holten ihre Gleichnisse aus allen Reichen der Natur, die geistlichen zugleich aus allen Büchern der Bibel. Diese Gleichnisse bildeten zuletzt einen abgeschlossenen mythischen Cyklus, wie Zeugnisse eines im Geiste sich bewegenden lyrischen Marien-Epos. An den biblischen Gleichnissen entspann sich der Irrthum und die Bethörung. Die Kirche übertrug den altrömischen Kultus der Kybele, der großen Göttermutter, auf die Maria, und führte vom 12. Jahrhundert an eine immer größere Anzahl von Marienfesten ein. Aus alt- und neutestamentlichen, vornämlich dem Propheten Jesaias und der Offenbarung Johannis entnommenen Schriftstellen und jenen Gleichnissen bildeten die geistlichen Dichter ein ganzes System von Weissagungen auf die Maria. Diese trat an die Stelle Christi. Als Mutter des Heilands, also früher als er, ist sie es, durch die alles geschaffen worden. Wie in Eva Alle sterben, werden in Maria Alle wieder lebendig werden. Maria hat für die Menschheit gelitten; sie fühlte ihres Sohnes Schmerzen, und bei diesem Herzeleid, diesem Schwert, das durch ihre Seele dringt, wird sie angerufen. Man erblickt die reine Jungfrau in ihrem Verhältniß zum Vater und Bräutigam zugleich, Beide in einem minniglichen Verhältniß, zollt ihr Verehrung wie der Liebende der Geliebten. Was auf Erden und im Himmel möglich und unmöglich ist, geschieht durch sie. Sie entvölkert die Hölle, man darf sich ihr nur empfehlen, um der Vergebung und des Himmels sicher zu sein, kann ohne Gefahr für die Seele Gott entsagen und sich dem Teufel verschreiben, wenn man nur sie nicht verleugnet hat. Das Geschlechtliche verschwimmt in ihr, sie ist Mutter und Tochter, Weib und Jungfrau zugleich. In einem Marienliede, Unsrer lieben Frauen Rosenkranz, das im 15. Jahrhundert entstand, wird zunächst des Psalters gedacht, wie David ihn geschrieben, Gott zu Lob und Ehr, ein hundert und funfzig Psalmen. Dann habe aber auch der heilige Dominikus einen Psalter erfunden, bestehend aus hundert und funfzig Rosen, von Gabriel in drei Kränze für Maria geflochten und ihr vom Himmel gebracht. Der erste dieser Kränze sei der weiße, freudenreiche; der andre der rothe, schmerzliche; der dritte der goldfarbene, glorwürdige. Aus fünf Freuden Maria's bestehe der erste: aus der Verkündigung und Heimsuchung, aus der Geburt, der Darstellung, der Findung Christi im Tempel; aus fünf Schmerzen

der andre: dem blutigen Schweiße, der Geißelung, der Dornenkrone, der Kreuztragung, der Kreuzigung; aus fünf Glorien der letzte: der Auferstehung, Himmelfahrt, Ausgießung des heil. Geistes, der Aufnahme Maria's in den Himmel, der Ankunft zum Gericht. Jede einzelne dieser Wonnen, dieser Betrübnisse, dieser Ehren begreife fünf Vaterunser in sich und eben so viel Engelgrüße, was denn in zwei und zwanzig dreizehnzeiligen Gesätzen weiter ausgesponnen wird. Auch in andern Marienliedern, ältern und spätern, steht die Vergleichung Maria's mit der Rose im Vordergrunde, wie Maria schon bei Dante die Rose ist, „in der das göttliche Wort Fleisch geworden."

Späteres bestärkt noch mehr in der Annahme, bei welcher man ohnehin nicht irren wird, daß es neben dem Chorale hauptsächlich die verbreitetsten und beliebtesten, die lieblichen und phantastischen Marienlieder waren, mit welchen Luther in seinen Kinderjahren bekannt und vertraut wurde. Die Melodien, die poetischen und dogmatischen, die reineren und verdorbenen Elemente der „christlichen Gesänge," die er hörte und lernte, drangen tief ein in sein Gemüth und hafteten lebenslang darin. Wir werden die Wirkung noch sehen. Zum großen Theile trat sie erst hervor in seinen Bemühungen, ein deutsches Kirchenlied neu zu schaffen oder herzustellen. Seine eigenen Lieder und deren Weisen gehen oft von den Texten und Weisen des alten lateinischen Kirchengesangs und des älteren geistlichen Liedes aus, streben sie zu erhalten, sind nur Umbildung. Noch in seinem Todesjahre waren die Liederweisen seiner Kindheit in ihm lebendig, ihm theuer. „Ich hör's nicht gerne, äußerte er, wo in einem Responsorio oder Gesang die Noten verruckt, anders gesungen werden, weder ich der in meiner Jugend gewohnet bin [1])." Man findet Nachklänge der Jugendeindrücke, welche namentlich die Marienverehrung, die Marienlieder bei ihm zurückließen, noch in seinen späteren religiösen Vorstellungen, seiner Ausdrucksweise in späteren prosaischen Schriften; in seinen eigenen Liedern. Anselm und den heil. Bernhard wegen ihres übertriebenen Marienlobes tadelnd, sagte er doch, und zwar

1) Vorrede auf die lateinischen und deutschen Begräbnißgesänge, Walch XIV, 415.

noch in spätern Jahren, „wahr ists, man kann Mariam, die hohe edle Creatur, nicht genugsam preisen[1]." Es erregte ihm stets den lebhaftesten Unwillen gegen die Juden, daß sie die Jungfrau schmäheten oder herabsetzten. Eifrig und vielfach bemüht er sich, die unbefleckte Jungfrauschaft der Mutter Gottes, womit man sich eben im 15. Jahrhundert wieder sehr lebhaft beschäftigte, zu beweisen, indem er die „verkehrten Preiser" der Jungfrau tadelt[2]." Er selbst legt ihr indeß nur einen andern Sinn und Zweck bei. Er stellt die Weibschaft Maria's weit höher als ihre Jungfrauschaft; er preist die Mutter Gottes als „die höchste Frau auf Erden," das „edelste Kleinod nach Christo in der ganzen Christenheit," nur daß Christus freilich höher bleiben soll[3]. „Im Papstthum hat man die Mutter Maria allein gelobet und gerühmet. Wahr ist's, sie ist lobenswerth, und kann nimmer genug gelobet und gerühmet werden. Denn die Ehre ist so hoch und herrlich, daß sie vor allen Weibern auf Erden dieses Kindleins Mutter ist. Doch sollen wir die Mutter also loben und preisen, daß wir uns dieß Kindlein, das sie geboren hat, aus den Augen und Herzen nicht hinwegreißen lassen, noch diesen Schatz, der uns geboren ist, geringer achten, denn die Mutter. So man die Mutter lobet, soll sie seyn ein Tröpflein; dagegen aber soll dieß Kindlein seyn ein ganz weit Meer. Wenn ja eins soll vergessen werden, so ist's besser, daß wir der Mutter vergessen, denn daß wir des Kindleins vergessen sollten, wie im Papstthum geschehen ist, da man des Kindleins gar vergessen und der Mutter allein gedacht hat. Denn die Mutter ist uns nicht geboren, sie hilft uns nicht von Sünden und Tod. Sie hat uns wohl dieß Kindlein und aller Welt Heiland geboren; aber sie ist nicht selbst das Kindlein und Heiland. Darum sollen wir uns von der Mutter gewöhnen und an dieß Kindlein fest binden[4]." Nicht blos, daß er sie häufig als Muster edler Weiblichkeit, der Demuth, Liebe u. s. f. darstellt, oft ergeht er sich, um sie zu erheben, in mystischen und spitzfindigen Deutungen von Bibelstellen gleich den Mystikern und

1) Tischreden, Walch XXII, 393.

2) Daß Jesus ein geborner Jude sei, 1523; Plochm. XXIX, 50 ff.

3) Kirchenpostille, Walch XII, 310.

4) Hauspostille, Plochm. V, 51.

Scholastikern der mittleren Jahrhunderte und den Meistersängern und den Verfassern der oben erwähnten geistlichen Volksliteratur des 15. Jahrhunderts, die denselben nachtraten, nur daß er minder weit geht wie sie. Albertus Magnus in seinem Werke vom Lobe der christustragenden Jungfrau hatte ihr auch die vollkommenste Kenntniß der bürgerlichen und kirchlichen Gesetze und Einrichtungen zuschreiben zu müssen geglaubt, weil die Weisheit eines Advokaten sich darin offenbare, daß er in Jeglichem obsiege wider einen gerechten und weisen, einen listigen und verschlagenen Richter und in einer verzweifelten Sache, die Jungfrau aber obgesiegt habe wider Gott, den weisesten Richter, wider den allerlistigsten Teufel und in der verzweifelten Sache der Menschheit. Luther, in einer Predigt der Kirchenpostille über das Evangelium am ersten Sonntage nach Epiphaniä, benutzt den Umstand, daß Maria ihren Sohn gesucht, zu dem Schlusse, daß nicht einmal die Mutter Gottes unfehlbar gewesen und daß daher die Concilien der Irrthumsfreiheit sich noch weniger rühmen dürften, aber so viel behauptet er doch: „die Bischöfe und Concilia haben ohne Zweifel des heiligen Geistes nicht so viel gehabt als sie," wo er denn mit dem Abt Guibert fast zusammentraf, der in seinem Buche vom Lobe St. Mariens u. a. sagt, daß sie allein von allen Menschen vom heiligen Geiste an ihrer Seele genährt worden sei[1]. Und so dachte Luther, so sprach er sich aus, als er längst mit dem Systeme der Kirchenlehre gebrochen hatte und nicht selten mit sich selber zürnte, wegen seiner „Abgötterei mit der Heiligen Dienst getrieben[2]," als er wider den Marienkultus eiferte, als er die Hymnen **Salve Regina** und **Regina Coeli**, die man durch die ganze Welt singe, gotteslästerlich nannte, weil Maria darin unsre Barmherzigkeit, Leben und Hoffnung heiße, der Kreatur und Dienerin gegeben werde, was nur Gott gebühre; so sprach er sich aus, indem er erklärte, ein Christ sei überhaupt nicht verpflichtet, die Jungfrau zu ehren, die „allzutief in die Ehre gerathen sei, sodaß man sie höher halte denn man solle," — er empfand an sich selbst, was er den Zuhörern sagte, daß „gar tief in die Herzen der Menschen gebildet worden die Ehre, die man thut der Mutter

1) Schröckh XXVIII, 237.

2) Auslegung des 14. Kap. des Ev. Joh. Walch VIII, 30.

Gottes [1]); — so sprach er sich aus in seinen Streitschriften wider die Juden, (1543) in der Schrift: daß Jesus ein geborner Jude sei, (1523) in der Kirchen- und Hauspostille und sonst vielfach. Von seinen, ähnliche Nachklänge enthaltenden Liedern mögen hervorgehoben werden: „Gelobet seist du, Jesu Christ," „Christum wir sollen loben schon," freilich ein verdeutschter lateinischer Hymnus; noch mehr: „Sie ist mir lieb, die werthe Magd, und kann ihr nicht vergessen." Das letztgenannte schließt sich gleich den ältern Marienliedern an das 12. Kapitel der Offenbarung Johannis an [2]). Sehr beachtenswerth sind Aeußerungen von ihm in der fünften der erwähnten zu Weimar gehaltenen noch ungedruckten Predigten. Er bekämpft darin mit großem Eifer die abergläubischen Begriffe von der Jungfrau, die nur durch reicheren Glauben erhaben über uns sei und der wir gleich sein würden, wenn unser Glaube dem ihrigen gleich wäre. „Hab ich den Glauben zu Gott, so ist sie meine Schwester." Aber „es geht gar hart ein; hett man's aber gepredigt, daß wir's erkannt hetten, so wären wir auch besser gestanden; die Lumpenprediger haben uns also gefüret."

So wahr es sein mag, daß die Maria der mittleren Jahrhunderte, die Heldin der geistlichen Lieder jener Zeit, der Kritik zuletzt als eine dem hingebenden Wesen des Weibes, der Natur, der Vernunft, dem guten Geschmacke widerstreitende, eine unästhetische Gestalt erscheint, daß in dem Marienkultus und den Marienliedern Geschmacklosigkeit und Unvernunft bis zur Verzerrung und zum Wahnwitz nicht selten um den Vorrang stritten [3]): die Kritik konnte bei Martin noch nicht erwacht sein, die mansfelder Schule war keine Geschmacksbildnerin. Dem finstern Herrn und Richter, seiner Strenge, seinem erbarmungslosen Zorne gegenüber mußte die heilige Jungfrau ihm eine mild versöhnende, seelerhebende, herzerfreuende Gestalt sein. Je mehr jene harten Vorstellungen ihn marterten und ängsteten, je trockner und dürftiger sein Schulunterricht, je abstoßender und rauher die ganze Behandlung, die er erfuhr, je freudloser sein ganzes Dasein war, desto mehr erquickende

1) Kirchenpostille, Plochm. XV, 446, 450.

2) Bei Wackernagel 135, 139, 146.

3) Ueber den Marienkultus, deutsche Jahrbücher 1842. Nr. 10 ff.

Nahrung, desto mehr Friede und Freude mußte sein Gemüth vorzugsweise in der kirchlichen Mythologie, der Heiligen-, der Marienverehrung, der kirchlichen Poesie und Musik, für welche er eine so bedeutende Anlage hatte, insbesondere wol den Marienliedern finden, die ein wahres inneres Paradiesgärtlein bildeten, das dem verschüchterten Knaben stets die willkommenste Zuflucht bot. Freilich, der Marienkultus schwächte naturgemäß die Willens-, Denk- und Urtheilskraft, fachte den Fanatismus gewaltig an. Die Richtung, welche Luther in seinen Jünglingsjahren nahm, erklärt sich daraus noch mehr. Wie hätten jene Folgen bei ihm ausbleiben können? Je höher sein Phantasie- und Gemüthsleben gesteigert wurde, desto mehr mußte sein Fortschreiten im gesunden besonnenen Denken zurückgehalten werden. Die Befriedigung, welche er auf dieser Seite fand, mußte ihm ein schweres Hinderniß auf einer andern werden, der der ganzen intellektuellen, insbesondere der Entwickelung der religiösen Begriffe. In der Auslegung über etliche Kapitel des 2. Buchs Mosis spricht er (zu Kap. 1. Vers 22) mit einem Rückblicke auf seine eigne frühere Zeit und Zustände, wo auch er „alles auf die Jungfrau Maria gezogen habe," von den gewöhnlichen Verkehrtheiten an Advent, dem Feste der Empfängniß Mariä u. s. f., wie unglücklich die biblischen Festtexte da gewählt und wie ungereimt und sinnverwirrend es gewesen, wie wenig man sich dabei denken, richtige Begriffe fassen können, welch eine Angemessenheit gleich Faust aufs Auge, welch ein Flick- und Narrenwerk darin gelegen, daß man Moses feurigen Busch, die Arche Noäh, die aus dem Wasser hervorragenden Bergspitzen, den Bau des Paradieses und was nicht alles auf Maria gedeutet, in allem sie und nur sie erblickt habe. Unter vielen andern alttestamentlichen Stellen deutete man auch den 6. Vers des 3. Kapitels vom Hohenliede: Wer ist Die, die heraufsteiget durch die Wüste, wie ein gerader Rauch, wie ein Geruch von Myrrhen, Weihrauch und allerlei Pulver eines Apothekers? auf die Jungfrau: „damit es, bemerkt Luther in der Auslegung des Hohenliedes kaustisch, nirgend an Spuren fehlen mögte, geeignet, die unglaubliche Unwissenheit und Blindheit der Gegner zu beweisen." In einer Predigt über Kapitel 3. Vers 15. des 1. Buchs Mosis: Des Weibes Saamen wird der Schlange den Kopf zertreten, sagt er, es sei eine greuliche Abgötterei in der Kirche gewesen, daß

man den schönen Text von Christo auf die Jungfrau Maria gedeutet und gezogen, als sei sie es, die der Schlange den Kopf zertreten, d. i. dem Teufel die Kraft nehmen, die Sünde vertilgen, den Tod überwinden, Leben und Seligkeit wiederbringen solle. Aus Ipsum, der, habe man Ipsa, die, gemacht, und sie dadurch mehr geschändet als geehrt, indem man ihr zugelegt, was dem Sohne gebühre [1]).

Wir wissen nicht, ob sich bei ihm der dichterische Sinn in den Jahren seiner Kindheit irgendwie schaffend oder auch nur sich versuchend geregt hat. Es scheint, er schlummerte in ihm wie so manche merkwürdig spät und ungeahnt sich entfaltende Kraft. Wir dürfen nur sagen, er war ihm angeboren, in dem eine solche Redegabe, eine solche Anschauung war, von welchem unsere poetische Literatur freilich nur einzelne kleine Stücke hat, der aber eine auf Jahrhunderte Anstoß gebende Poesie der Empfindung schuf, der das dem deutschen Süden gehörende weltliche Volkslied erschüttern, das geistliche Volkslied des Nordens dagegen setzen und die Poesie in den Norden ziehen konnte. Wir dürfen nicht zweifeln, daß das kirchliche, und wahrscheinlich insbesondere das Marienlied sein poetisches Gefühl vielleicht zuerst geweckt und belebt hat. Indeß kam hier jedenfalls noch ein anderer Zweig der geistlichen Dichtung, die Legende, zu Hülfe. Daß sie der geistlichen Volksliteratur des 15. und namentlich der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gleichfalls angehörte, ist schon erwähnt, und man kann denken, daß sie ganz ähnlich wie das geistliche Lied auf Martin's religiöses Gefühl und seine religiösen Begriffe einwirken mußte. Sie nimmt schon in unserer älteren dichterischen Literatur einen breiten Raum ein, im ersten Jahrhundert der Kreuzzüge war sie der Mittelpunkt derselben gewesen. Eine der schönsten Seiten der alten Volkssage, eins der lieblichsten Erzeugnisse des christlich bewegten Geistes und Gemüths, wahrhaft dichterischen Stoff enthaltend, schließt sie auch die ganze asketische mittelalterliche Frömmigkeit in sich, stark gefärbt und durchdrungen ist sie von dem Scholasticismus, dem Mönchthum und dem Fanatismus der mittleren Jahrhunderte. Ich habe schon mehrmals Luther's Bekanntschaft mit ihr und den Eindruck, welchen sie auf ihn gemacht,

1) Vermischte Predigten, Plochm. XIX, 3.

vorübergehend berührt und füge jetzt noch einige Bemerkungen darüber hinzu.

Sie hat den wesentlichsten Einfluß auf die religiösen Verirrungen seiner Kindheit und Jugend geübt. In der Vorrede zu seiner 1543 von Creutziger neu herausgegebenen Kirchenpostille drückt er lebhafte Freude darüber aus, daß nun so viel reinere christliche Erkenntniß im Volke verbreitet sei, „die wir vor vierzig und dreißig Jahren nicht gehabt." Das unverlorne Fünklein davon sei durch Menschensatzungen und Mönchsträume zu Schanden gemacht. Denn „da war die ganze Welt in allen Winkeln voll Messen, Seelmessen, Vigilien, Wallfahrten, Ablaß, Heiligendienst, Möncherei, Nonnerei, Pfafferei und greulicher Greuel, die nichts thäten, denn daß sie Geld nahmen und überluden uns mit eitel Teufelslasten, und blendeten uns die Augen, daß wir das selige Licht unsers Herrn und Heilandes ja nicht kennen sollten." Jetzt habe man die Postillen mit ihrer gemeinfaßlichen und erbaulichen Schrifterklärung, „dagegen wir vor Zeiten fast eitel Heiligenlegenden, und derselben sehr viel erlogen, die andern fast alle gefälscht hören mußten, daß man auch auf die hohen Feste viel kaltes unnützes Geschwätz mit eintrug, mehrlich der bloße Text des Evangelii im Brauch blieb, mit geringem Verstand [1])."

Er wurde also, wie man freilich von selbst erwarten könnte, mit den Legenden viel beschäftigt und er gewann sie lieb. Auch noch, als er längst ihre Mängel erkannt hatte, als er wider sie eiferte, indem er sie tief unter die „Geschichten" der heil. Schrift heruntersetzte, benutzt er doch selbst noch häufig in seinen Predigten und Schriftauslegungen manche der bessern, bald zu sinnigen Erläuterungen, bald zum erbaulichen Zwecke; häufig z. B. die von der heil. Agathe, die als vierzehnjährige Jungfrau zum Märtyrertode wie zum Tanze ging, und alles Drauen mit Marter und Pein achtete, als werde ein fröhlicher Reigen gespielt [2]). In den Predigten über das 1. Buch Mosis klagt er: „so klug sind wir nicht gewesen, daß wir fragten, ob auch Gottes Wort darinnen wäre." „Die biblischen Historien, fährt er fort, die haben Kraft,

1) Plochm. VII, 18.

2) Auslegung des andern Artikels des christlichen Glaubens (1533), Plochm. XX, 177. In der Kirchenpostille mehrmals.

Saft und Mark;" weit überträfen sie die seltsamen und wunderlichen Geschichten der Legenden. Er setzt ausdrücklich hinzu, daß er von diesen viel gehalten habe [1]). Ja, von den Wundern redend, welche die Heiligen gethan haben sollten, wovon alle Kirchen voll gewesen, davon redend, daß „weidlich" dabei gelogen sei, sagt er doch, man könne trotzdem nicht leugnen, „wenn man auch mehr gesagt hat als geschehen ist, es sind etliche Wunderzeichen geschehen [2])." So tief ward ihm der Wunderglaube, unverkennbar eben auch durch die Legenden eingeprägt.

Nicht minderen Einfluß übten sie in noch anderen Beziehungen auf ihn und mehrfach einen wohlthätigen, weshalb er sie mit Recht stets lieb behielt. Sie belebten und befestigten in ihm seinen tiefen geschichtlich-kirchlichen Sinn, er hat edle christliche Weisheit und christliche Tugend aus ihnen gelernt. Als nach den Abirrungen seiner religiösen Anschauung und Empfindung, wozu sie ihn mit verleitet, eine hellere und gesundere sich bei ihm geltend machte, zeigte sich's, daß ihr reinerer Inhalt doch auch auf ihn gewirkt hatte, ihm unverloren war und ihn bestärkte. Er hat einen Theil seiner Glaubenskraft daraus gewonnen. Es hängt damit zusammen, daß er auch in seinen spätern Jahren ein anfeuerndes ermuthigendes oder tröstendes Andenken an die Glaubenshelden der Kirche keineswegs mißbilligte. Lebenslang hat er Geist, Gemüth und Glauben an ihren Vorbildern erfrischt und gestärkt. Man hört es seinen Worten an, wenn er davon spricht, wie die geringen Leute, die Apostel und dann die Märtyrer, selbst Weiblein und Jungfräulein sich wider ein Reich, wie damals das römische gewesen, gelegt und es überwunden hätten durch jene Kraft und jenen Trotz des Glaubens, der dem heiligen Mägdlein Anastasia die todverachtende Antwort eingegeben, den heiligen Vincenz so erfüllt, daß er gemeint auf Rosen zu gehen, indem er mit entblößten Füßen auf glühenden Kohlen gegangen. Diejenigen, meint er, die sich schwach fühlen und erschrockene Gewissen hätten, thäten recht und wohl daran, die Vorbilder der Heiligen vor Augen und Herzen zu nehmen, um sich im Glauben zu erhalten, zu stärken

1) Plochm. XXXIV. 117.
2) Plochm. V, 328.

und mehr und mehr dazu zu erwecken [1]). In der Vorrede zu der von Rodt 1527 herausgegebenen Festpostille spricht er den Wunsch aus, daß ein Geistesverständiger sich der Mühe unterwinden möchte, die Heiligenlegenden zu läutern, „denn etliche gar feine Sprüche und Werke in sich haben, dem Glauben zumal eben und ähnlich, wiewol fast wenig, aber doch gute Brocken und Grumpen, so überblieben sind von der Fülle der lieben Heiligen [2])." Im Jahre 1535 bevorwortet er Lazarus Sprengler's Bekenntniß: er hätte es längst gerne gesehen und sehe es noch gerne, daß ein frommer gelehrter Mann sich an die Bücher von der Heiligen Leben und Geschichten gelegt hätte, sie von den ungewissen und untüchtigen zu reinigen, denn nächst der heil. Schrift sei kein nützlicher Buch für die Christenheit als der lieben Heiligen Legenden, „sonderlich welche rein und rechtschaffen, als darinnen man gar lieblich findet, wie sie Gottes Wort von Herzen gegläubt, mit dem Munde bekannt, mit der That gepreiset und mit ihrem Leiden und Sterben geehret und bestätiget haben [3])." Noch 1544 sagt er in einem Vorwort zu Spalatin's Exempel und Sprüche aus dem Leben und Leiden der Heiligen, es gefalle ihm wohl und werde allen Gottsuchenden gefallen, daß die reinen Worte und Werke derselben zusammengetragen würden. Es diene wider die Lästerer, „als ob wir eine neue Lehre aufgebracht hätten und auch unser Gewissen zu stärken, indem ein solcher Haufen von Zeugnissen der Alten herbeigebracht wird, die eben das gehalten, geredet, gethan, gelitten." Freilich hätte der Teufel Lügen in ihre Geschichten eingeflickt, wovon diese zu reinigen wären; freilich wären sie nicht ohne Irrthum und Sünde gewesen. Doch sofern sie geredet und gethan, was der Geist in ihnen gewirkt, wären ihre Worte und Werke wie die Brocken im Evangelium zu sammeln, als Dinge, die der Herr in ihnen gewirkt und die wahrhaftig Christi Werk. Was wol ein Ambrosius gottseliger und tapferer hätte sagen können, als er im letzten Kampfe wider Sünde, Tod, Gottes Zorn und Hölle die umstehenden Priester glaubensvoll angeredet: ich habe nicht also gelebt, daß ich mich schämen sollte, länger unter

1) Auslegung der Genesis zu Kap. 23. V. 1.
2) Plochm. VII, 16.
3) Walch XIV, 321.

euch zu leben, ich fürchte mich aber auch nicht zu sterben, weil wir einen gnädigen Herrn haben? Wer sehe nicht, daß die heiligen Männer durch solche Worte den Glauben nur allein an Christum bezeugt, der aber stark und triumphirend sei über Tod und Sünde? Er bereitete sich lange auf seinen Tod vor. In sein kleines Betbuch, das er auch auf seine letzte Reise nach Eisleben mitnahm, schrieb er eine Anzahl Trostsprüche hinein, meist aus der Schrift, aber auch jenen Ausspruch des Ambrosius fand man unter ihnen [1]).

In seiner Kindheit und Jugend hatte jedoch die Beschäftigung mit den Legenden und ihren Helden einen doppelten Nachtheil für ihn, auf welchen er auch mehrfach hinweist [2]). „Wir haben im Papstthum geglaubt, daß die Heiligen ganz unbefleckt wären," ohne alle menschliche Schwachheiten. Das wollte er nun auch sein, indem er „fromm werden" wollte und sie zu Vorbildern nahm. So konnte er bei einem übermäßig geschärften Sündhaftigkeitsgefühle nie zur Beruhigung gelangen. Die Natur, die Schwachheiten, waren nicht auszutilgen. Sodann ließ er sich mehr und mehr in der Richtung bestärken, in dem Versuche, die Natur zu ertödten, das nothwendige Ziel wahrer Frömmigkeit und seines Strebens zu finden. Eben hierin mußten ihm die Heiligen als Vorbilder erscheinen; und sie waren ihm falsche Vorbilder, in die Askese, zum Mönchthume leitend, und nur zu sehr fesselten sie ihn. Eben die mit „Fabeln und ungereimten Träumen" vermischten wurden „viel höher geachtet und gehalten weder die rechten guten Legenden [3])." Ja erst viel später konnte sich ihm Gefühl und Sinn für die letztern erschließen. „Es ist mir aus der Maßen sauer worden, schreibt er, daß ich mich von den Heiligen gerissen habe, denn ich über alle Maße tief drinnen gesteckt und ersoffen gewesen bin [4])."

1) De Wette V, 635 f. Jonas, Predigt über der Leich M. Luther.

2) Z. B. Walch IV, 2603.

3) Walch XIV, 322.

4) Ob die verstorbenen Heiligen für uns bitten, an W. Link. Walch XIX, 1202.

Ergebniß.

Er verließ Mansfeld in seinem vierzehnten Lebensjahre. Sorgsam, vielleicht zu sorgsam haben wir die vorhandenen dürftigen Spuren seiner Schicksale und Entwickelung bis dahin verfolgt. Ihre Zusammenstellung gibt immer noch kein deutliches Bild, sondern nur unsichere verschwimmende Umrisse davon; zeigt indeß am Ende, wenn nicht das Wünschenswerthe, doch das Nothwendigste, um sein Wesen und Werden in den nachfolgenden Jahren besser zu verstehen und zu würdigen. Keine Wiederholung, nur noch ein kurzer Rückblick sei gestattet.

Starke Seelen — und daß eine solche in Luther wohnte, bedarf des Beweises nicht — pflegen die Eindrücke, welche sie von außen her empfangen, entweder — wenn und so lange sie ihnen angemessen oder zu überwältigend sind — mit großer Lebendigkeit in sich aufzunehmen und durchzubilden, oder mit überlegener Kraft und Selbstständigkeit von sich abzulehnen und ihre Fesseln zu zerbrechen. Beides war nach einander bei Luther der Fall. Er faßte scharf und lebendig und empfand tief und stark, was er faßte. Der Versuch, von der Uebermacht seiner Kindheits- und Jugendeindrücke sich zu befreien, begann bei ihm nach allem Anschein in Mansfeld noch lange nicht. Die rege Empfänglichkeit, das Aneignen, Aufnehmen, scheint bei ihm in seinem ersten Lebensabschnitte durchaus überwogen zu haben. In diesem hat seine Willenskraft durch geduldiges Fortgehen in der Richtung, die ihm gegeben wurde, durch Fleiß, leidendes Ankämpfen wider alle Schwierigkeiten seiner Lage, ja selbst wider Das, was sich in ihm gegen das Aufgedrungene erheben mochte, nicht im Widerstande oder gar in dem übermüthigen Trotze sich gezeigt, durch welchen inwohnende Heldenkraft sich häufig am ersten offenbart. So etwas dürfte sich doch im Gedächtniß erhalten haben. Allein keine Spur weist darauf hin. Verschüchterung war das Ergebniß seiner Kinderjahre. Nur bei Bzovius findet sich die Behauptung, sein angeborner heftiger und störrischer Sinn sei der Anlaß gewesen, daß er mit Gewalt habe in die Schule gebracht werden müssen und daß er so häufig geschlagen sei. Allein dies hatte andere näher liegende Gründe, und Dem, was Bzovius behauptet, fehlt die

Bewährung. Doch mag es wol sein, mag vermuthet werden dürfen, daß Martin als Kind Heftigkeit und Eigenwilligkeit gezeigt und diese ihm manche Züchtigung zugezogen hat. Melanthon deutet in der Jugendgeschichte Luther's einmal an, wenn dieser nur bessere, sittigendere Lehrer gehabt, so möchte dadurch sein ihm angeborner heftiger und harter Muth wol gesänftigt sein. Vielleicht hätte eine milde freundliche Erziehung bei ihm die Folge gehabt, daß die ihm inwohnende Kraft in ein Uebermaß, auf heillose Irrbahnen gerathen, zerfahren, zu früh verbraucht wäre. Wie es sich damit verhalte, er hatte auch ein tieffühlendes, reizbares Gemüth mit zur Welt gebracht. Wenn die Strenge seiner Erziehung, die an ihm geübte gewaltsame Zucht, die ganze Rauhheit seiner dornenvollen Kinderjahre dem letztern nicht unheilbare Wunden schlug, seine Heftigkeit nicht in Starrsinn und Verbitterung verwandelte, ihn zu wilden Ausbrüchen nicht hintrieb, ihn blos verschüchterte, so hat er das sicher zumeist seiner gottgegebenen tüchtigen gesunden Anlage zu danken. Er mag jenen Gefahren bisweilen nahe genug gewesen sein. Auf so etwas deutet vielleicht eine Aeußerung in einer Predigt der Hauspostille hin, indem er davon spricht, daß Christenliebe sich auch ohne Dank hülfreich erweise gleich göttlicher Liebe. „Wenn unser Herr Gott nicht ehe sollt helfen, wir wären ihm denn dankbar gewesen, wo wäre ich blieben, da ich zwölf Jahr alt war, da ich hernach ein Mönch ward und Christum aufs neue kreuzigte" u. s. f. [1]).

In seiner ganzen Anlage war eine nicht geringe Zuthat von leichtem fröhlichen Bergmannsblut, das den Aeltern gänzlich gefehlt zu haben scheint. Es wurde niedergehalten in seinen ersten Lebensjahren, verdickt, vergällt. Was von Schwerblütigkeit, Hang zur Einsamkeit, zum Grübeln und Brüten in ihm war, wurde genährt. Das Ueberspannte und Düstere in seiner religiösen, seiner ganzen Weltanschauung, das ihn ins Kloster trieb und noch immerfort auch späterhin nachwirkte; manche Herbheit seines Wesens und Thuns und zumal die Anfälle von Trübsinn, Schwermuth, Verzweiflung, die ihn späterhin so oft überkamen und deren

1) Plochm. IV, 286.

er manches Mal nur nach dem schwersten Ringen, wol nur mit zweifelhaftem Erfolge Herr wurde: das Alles ist offenbar zum wesentlichen Theile Wirkung seiner harten freudlosen Kindheit und Jugend, in deren Nacht allein die Kirche mit ihren hellen Sternen hineinglänzte, ihn tröstete, erquickte und selbst ängstend fesselte, ihm gab, was ihm mangelte und dafür zu eigen nahm.

Drittes Hauptstück.

Schuljahre in Magdeburg und Eisenach.

1497 — 1501.

Erste Schülerfahrt. — Die Franziskanerschule in Magdeburg. — Die Stadt, Eindrücke, Erinnerungen, Ergebniß, Abgang von Magdeburg. — Zweite Schülerfahrt. — Die eisenacher Schule. — Schülernoth. — Frau Kotta. — Eisenach und Wartburg, Eindrücke und Erinnerungen. — Ergebniß, Abgang zur Universität.

Erste Schülerfahrt.

Insofern gebrach es Hans Luther an unterscheidender Beurtheilung nicht, daß er die Anlagen seiner Söhne zu würdigen verstand. Es blieb dabei, Martin sollte ein Gelehrter werden, und mußte, da die mansfelder Schule nicht länger genügte, eine höhere aufsuchen. Er wurde nach Magdeburg gewiesen, in seinem vierzehnten Jahre, also 1497. Eine genauere Zeitbestimmung fehlt [1]).

Wie die fahrenden Schüler, von welchen die Rede war, wanderlustig und oft abenteuernd von einem Orte und Lande zum andern zogen, wanderten auch die Schüler von einer Schule zur andern, wo sie bessern Unterricht oder ein besseres Unterkommen zu finden hofften. Auch sie wurden wol fahrende Schüler

1) De Wette I. 390.

genannt. Die älteren waren die schon erwähnten Bachanten, die jüngeren hießen Schützen. Sie pflegten in größeren oder kleinern Schaaren zu ziehen, eine Art Zunft bildend, die jüngeren von den älteren beaufsichtigt, ihnen dienend, von ihnen tyrannisirt. Hier und da gab es städtische Unterstützungs- und Verpflegungsanstalten für sie. Meisthin fanden sie als Kurrendschüler bei den Schulen selbst Unterhalt, für welchen sie mancherlei Verrichtungen beim Gottesdienst sich unterziehen, im Chor vor den Häusern singen mußten; oft aber litten sie desungeachtet Hunger und Kummer, mußten sich durch Betteln, oder wie sie sonst vermochten, durchzuhelfen suchen. Es war nicht ungewöhnlich, daß sich dürftiger, bisweilen auch nicht eben dürftiger Leute Kinder auf diese Weise als Schüler umhertrieben [1]).

So erklärt es sich, daß Hans Luther seinen Sohn, wie es scheint ohne alle weitern Mittel des Fortkommens, als etwa den nöthigsten Habseligkeiten, einem Zehrpfennige, den nothwendigsten Anweisungen oder Empfehlungen, auf die Wanderschaft nach dem zu seiner ferneren Ausbildung ersehenen Orte schickte. Hilf dir selbst, hieß es da. Mühe und harte Entbehrungen schlugen Hans und Margarethe Luther wol nicht hoch an, die waren sie selbst gewohnt und hatten Martin daran gewöhnt. Sie ließen den unverweichlichten, sittlich gesunden, lernlustigen Sohn auf gutes Glück in Gottes Namen ziehen und lernen auf eignen Füßen stehen, die deutsche Wanderlust bei jungen Jahren üben.

Vielleicht zog er als „Schütz" von dannen, ob auch nicht eben wahrscheinlich. Die mansfelder Schule war wol nicht bedeutend genug, Bachanten- und Schützenschaaren anzuziehen oder auszusenden. Mit ihm pilgerte Johann Reinecke, der Sohn eines wohlhabenden Bürgers und späterhin selbst Bürger und Hüttenmeister in Mansfeld. „Welcher darnach ein trefflicher Mann geworden, und in diesen Landen um seiner Tugend willen großes Ansehen bekommen," sagt Melanthon von ihm. Die Schulfreundschaft der Beiden überdauerte die Schuljahre. Auch als Männer und früh und lange von einander getrennt, blieben sie in treu-inniger Herzensverbindung. Auf der Reise nach Worms war Johann Martin's Begleiter und half ihm den Muth stärken

1) Ruhkoph 128 ff.

durch männlichen Zuspruch. Wiederum, nach dem Tode seiner Hausfrau 1536, sendete Luther tröstende Briefe an „seiner besten Freunde einen," dessen Tod (1538) ihn mit tiefem Schmerz erfüllte [1]).

Die Freundschaft mag ihm seine bittre Zeit in Magdeburg versüßt haben, und so etwas war ihm Noth; denn gute Tage sollten ihm dort nicht werden, düstre Eindrücke erwarteten ihn.

Die Franziskanerschule.

Die sächsischen Städte hätten damals ziemlich gute Schulen gehabt, worin man die Grammatik gelehrt habe, sagt Melanthon im Leben Luther's und gibt weiter an, daß Martin nach Magdeburg geschickt sei, eben weil dort ein tüchtiger Unterricht für ihn zu erwarten gewesen.

Die magdeburger Stiftsschule, von Corvey aus gegründet, war allgemeine Bildungsanstalt für diese Gegenden geworden. Sie mochte anregend und fördernd auf das gesammte städtische Schulwesen eingewirkt haben. Auch forderte eine Bürgerschaft, wie die magdeburgische, jedenfalls mehr, als die einer kleinen Landstadt. Ihr Wohlstand und ihre Bildung unterstützte gesteigerte Ansprüche auch an das Schulwesen. Von seiner Beschaffenheit in dieser Zeit findet man indeß noch immer nur wenige unbestimmte Nachrichten. In den Aufwandgesetzen von 1505 wird der Schulmeister, der Bakkalaurien, Kollaboratoren und der Schüler derselben und des Pfarrers gedacht, woraus aber nicht mehr als eben das Dasein von städtischen Schulen hervorgeht. Auch wurden in verschiedenen Klöstern junge Leute unterrichtet. Die im Jahre 1489 in der Sudenburg aufgenommenen Hieronymitenmönche und die von Hildesheim zu derselben Zeit eingewanderten Franziskaner beschäftigten sich sehr fleißig mit dem Unterricht der Jugend. Martin ging bei den letztern, den „Nollbrüdern," wie er sie nennt, zur Schule. Doch ist über ihr Kloster und ihre Schule durchaus nichts Genaueres bekannt. Man weiß nur, daß ihnen der Erzbischof schon drei Jahre nach

1) De Wette IV, 686; V, 126.

ihrer Einwanderung eine Erweiterung ihres Klosters gestattete, woraus zu schließen sein mag, daß sie sich bewährt hatten. Außerdem ist noch bekannt, daß die vom Erzbischof Friedrich betriebene und von seinen Nachfolgern fortgesetzte Reformation der Klöster in und um Magdeburg in einem Theile derselben die Beschäftigung mit den Wissenschaften, folglich auch wol den bessern Unterricht wieder herstellte [1]). Der Aufschwung, den die Wissenschaften am Ausgange des 15. Jahrhunderts nahmen, die durch die Buchdruckerkunst vermittelte raschere Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, die ungewöhnliche Bildung des regierenden Erzbischofs, seine Begünstigung helldenkender Männer kam, wie man annehmen kann, auch dem Schulwesen zu gut. Freilich ist davon, daß er demselben eine ausdrückliche Fürsorge gewidmet hätte, nicht die Rede. Der Volksunterricht wurde ohne sonderliche Beachtung und Pflege, die ihm eher noch von den städtischen Räthen zu Theil wurde, Seitens der hohen Geistlichkeit den Bettelmönchen, den bei den Gemeinden angesetzten Pfarrern, oder irgend welchen damit sich Abgebenden überlassen.

Es läßt sich denken, daß die Franziskaner ernste Lehrer waren, daß ihre Schule nicht eben geeignet sein mochte, heitre Jugendlust bei ihren Pflegebefohlenen zu fördern. War einer darunter, wie Martin, in sich gekehrt, verschüchtert, schon zu einer düsteren, mönchischen Frömmigkeit und Anschauung hinneigend, so fand diese seine Richtung bei ihnen reichliche Nahrung. Bei den Nollbrüdern athmete er schwerlich freier und fröhlicher auf, wurden die Vorstellungen sicher nicht heller und freundlicher, die ihn längst schon erschrecken und erblassen machten, leicht mochten sie die Meinung von der Heiligkeit des Mönchsstandes und Lebens

1) Rathmann, Gesch. der Stadt Magdeburg, III, 296. Sam Walther, Ueber St. Hieronymi Orden und Kloster in Magdeburg. Genaueres als das Obige hat mündlicher Mittheilungen zufolge selbst Herr Professor Wiggert nicht ermitteln können. Nach brieflicher Auskunft von Herrn Justizrath Küntzel in Hildesheim ist auch über die ehemaligen Franziskaner Bezügliches nicht bekannt, das Archiv des Klosters verschwunden. Die eigentlichen Nollbrüder, deren es in Magdeburg keine gab, lebten nicht in Klöstern, und wenn Luther sagt, er sei bei den Nollbrüdern in die Schule gegangen, so beruht dies auf einer Verwechslung mit Trullbrüdern, wie man die Franziskaner wol nannte.

bei ihm noch steigern. Kann man annehmen, daß die Franziskaner, die so beflissen dem Jugendunterricht sich unterzogen, in dem allgemeinen Verfalle der Mönchs- und namentlich der Bettelorden sich reiner erhielten, minder unnütz, faul, sinnlich und unsittlich waren, so hieß dies doch eben so viel, als daß der Geist ihres Ordens lebendig in ihnen war. Die Franziskaner und Dominikaner verdankten ihre Entstehung gerade dem Absehen die Kirche, die mittelalterliche Ansicht und Frömmigkeit neu zu befestigen, zu beleben, gegen die Abweichenden zu schützen und diese zu unterdrücken. Hierzu erhielten die Dominikaner die Inquisitionsgewalt. Ihre ganze Bestimmung zu erfüllen, wurden beide Orden in die hohen und niedern Schulen gebracht, bemächtigten sie sich eines großen Theils des gesammten Unterrichts. Sie benutzten diese Stellung mit Eifer, was in ihnen lebte zu verbreiten, das heißt vorzugsweis die mönchische, überschwängliche, christliche Anschauung und den Grundsatz unbedingten Gehorsams gegen Papst und Kirche. Durch Lehre und Vorbild predigten sie Verachtung und Verschmähung der Welt, die Vorzüge und Heiligkeit des geistlichen Standes und klösterlichen Lebens. Endlich waren die Orden stets bemüht, die bessern Köpfe unter ihren Schülern für den geistlichen Stand zu gewinnen. Nicht blos daß ein so großer Zudrang zum geistlichen Stande stattfand, daß „fast was das best war unter den Knaben" geistlich werden wollte, man „zog sie auch dazu", wie Luther in der Schrift: „Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes" bemerkt [1]). Das wollte der alte Luther sicher nicht. Aber ließ sich die Gefahr vermeiden? Oder hatte er nicht daran gedacht?

Eine Aeußerung des Sohns führt uns das Bild der Klosterschulen noch deutlicher vor Augen, und es ist auch wol Selbsterfahrnes darin enthalten. „Salomon," sagt er in der Auslegung des Predigers zu Kapitel 11 Vers 9: „laß dein Herz guter Dinge seyn in deiner Jugend, ist ein rechter königlicher Schulmeister. Er verbeut der Jugend nicht, bey denen Leuten zu seyn, oder frölich zu seyn, wie die Mönche ihren Schülern; denn da werden eitel Hölzer und Klötzer draus, wie denn auch

1) Plochm. XXVIII, 156.

aller Mönche Mutter, Anselmus, gesagt hat: Ein junger Mensch, so eingespannet, und von Leuten abgezogen, sey gleich, wie einen feinen jungen Baum, der Frucht tragen könnte, in einen engen Topf pflanzen. Denn also haben die Mönche ihre Jugend gefangen, wie man Vögel in die Bauer setzet, daß sie die Leute nicht sehen, noch hören mußten, mit Niemand reden durften. Es ist aber der Jugend gefährlich, also allein zu seyn, also gar von Leuten abgesondert zu seyn. Darum soll man junge Leute lassen hören und sehen, und allerley erfahren; doch daß sie zur Zucht und Ehren gehalten werden. Es ist nicht ausgerichtet mit solchem mönchischen Zwange. Es ist gut, daß ein junger Mensch viel bey denen Leuten sey; doch daß er ehrlich zur Redlichkeit und Tugend gezogen, und von Lastern abgehalten werde. Jungen Leuten ist solcher tyrannischer, mönchischer Zwang ganz schädlich und ist ihnen Freude und Ergötzen so hoch vonnöthen, wie ihnen Essen und Trinken ist; denn sie bleiben auch desto eher bey Gesundheit."

Er blieb in Magdeburg mindestens nicht bei ununterbrochen guter Gesundheit. Nach Ratzeberger erkrankte er dort einst an einem hitzigen Fieber. Da sei er denn eines Tages, als die Leute zur Kirche gegangen, in die Küche gekrochen und habe einen Schluck kaltes Wasser genommen, worauf das Fieber ihn verlassen habe [1]). Sehr möglich, daß ein Vorfall solcher Art das Gefühl der Hülflosigkeit bei ihm noch verstärkte, das sich bei seiner Lage einstellen mußte. Er stand allein, ein armer fremder Schüler in der großen reichen Stadt, in welcher er weder Anverwandte noch Freunde seiner Aeltern fand. Wer sich auch, und wie man seiner sich angenommen haben mag, er litt bittere Noth, mußte sich äußerst kümmerlich behelfen, sein Hungerbrot vor den Thüren ersingen, und es scheint ihm bisweilen gänzlich gemangelt zu haben. Wie hätte er sich anders als gedrückt fühlen können, und wie nahe liegt nach dem Allen die Annahme, daß ihn die Schule der Nollbrüder, sein Aufenthalt in Magdeburg in der mitgebrachten Stimmung und Richtung um einen großen Schritt weiter förderte.

1) Ukert I, 63.

Die Stadt — Eindrücke — Erinnerungen — Ergebniß — Abgang von Magdeburg.

Eisleben war die größte Stadt, welche er bis dahin gesehen. Magdeburg, längst eine der wichtigsten Städte des nördlichen Deutschlands, hatte gerade um diese Zeit den Höhepunkt seiner Bedeutung erreicht. Man berechnet, daß die Stadt an 40,000 Einwohner hatte. Von 1403 bis 1513 hoben sich Handel und Gewerbe fortwährend. Stark durch eigene Kraft und als Mitglied des Hansebundes war sie dem Ziele sehr nahe gekommen, sich zur Reichsstadt zu erheben, und behauptete, obwol sie dasselbe nicht erreicht hatte, große Freiheiten, bei welchen die Bürgerschaft eine fast republikanische Selbständigkeit genoß. Die reiche blühende Stadt, ihr großstädtisches bewegtes Leben mußte nothwendig einen bedeutenden Eindruck bei dem Bergmannsknaben von Mansfeld hervorbringen. Plötzlich hieher versetzt aus der Stille eines entlegenen Städtchens, mußte sich ihm gleichsam eine neue Welt aufthun. Wenn der arme Schüler der Nollbrüder den meisten Genüssen und Bildungsmitteln, dem vollen Verständniß einer solchen Oertlichkeit auch fern genug bleiben mußte, sollte hier nichts bestimmend und ändernd auf seine ganze geistige Richtung, sollte die hier doch mindestens außerhalb der Klostermauern zu vermuthende hellere religiöse Denkart gar nicht auf ihn eingewirkt haben?

Da ist nun vor Allem zu beachten, daß Magdeburg doch immer eine geistliche Stadt war. Es hatte nach langen Streitigkeiten im Jahre 1486 den Erzbischof förmlich als Oberherrn anerkannt und verdankte unleugbar seine Blüthe großentheils eben den Erzbischöfen. Der zu dieser Zeit regierende war gleich seinen Vorgängern ein ausgezeichneter Regent, in ganz Deutschland geachtet. Schon Erzbischof Günther (1403 — 1442) hatte die Klöster des Erzstifts zu reformiren gesucht. Es war ihm freilich nur bei den Augustinern gelungen. Sonst widersetzten sich die Mönche wol gar mit gewaffneter Hand. Erzbischof Friedrich dagegen (1445 — 1464) setzte die Reform durch. Zu seiner Zeit war in ganz Deutschland und vielleicht in der ganzen Christenheit kein Land, kein Stift, keine Stadt zu finden, wo die Klöster so gut reformirt gewesen wären als im Erzstift und der Stadt Magdeburg, so eingeschränkt und nur äußerlich die Besserung auch sein mochte und obwol sie etwas durchgreifender und bleibender nur bei den Augustinern war. Er bot Alles auf, was in seinem Vermögen stand, die vielfach anstößigen Wallfahrten zum heiligen Blut nach Wilsnack abzustellen. Er verwendete sich dafür bei dem Kurfürsten von Brandenburg, dem Bischofe von Havelberg, zu dessen Tafelgütern die Einkünfte der wilsnacker Kirche gehörten, und der ihn in den Bann that, im Erzstifte rauben und plündern ließ. Er ließ durch seinen Vertrauten, D. H. Take, wider den Unfug schreiben, den Betrug, der dem Volke gespielt wurde, aufdecken, wogegen der Kurfürst und der Bischof die Doktoren der Theologie, Döring und Kannemann, veranlaßten, denselben zu vertheidigen. Mehrfach wendete er sich nach Rom. Doch dauerten freilich die Wallfahrten noch ein Jahrhundert fort. Im Jahre 1420 hatte Jakob Kremer hussitische Lehren mit Beifall in Magdeburg ausgesprochen, war indeß als Ketzer verbrannt. Jener Take äußerte laut, daß die größeren Ketzer — die Ketzer den Werken oder dem Leben nach — die kleineren, nämlich die Ketzer den Worten, Meinungen, Lehren nach, überall verfolgten, vertrieben, verbannten oder gar verbrennen ließen.

Friedrich's Nachfolger, Johann (1464 — 1475), war selbst ein vorzüglicher Gelehrter, wol freier denkend, als er zu äußern für gut fand. Noch ausgezeichneter war Ernst (1476 — 1513), der Bruder des Kurfürsten Friedrich's des Weisen von Sachsen. Was manche seiner Vorfahren durch Vikarien oder Weihbischöfe hatten verrichten lassen, that er in eigner Person oder brachte es wieder in Gebrauch. Er pflegte zu sagen, es sei schändlich, durch die Würde eines Erzbischofs geehrt zu sein und damit zu prangen, und gleichwol Das, was eines Bischofs Pflicht, aus falscher Scham oder aus Stolz zu unterlassen und zu versäumen. Da bewies er denn großen Eifer in Erfüllung seiner Amtsgeschäfte, las selbst Messen, weihete Kirchen und Altäre, ordinirte selbst. Bei der Geistlichkeit hielt er auf Zucht, Ordnung, Pflichterfüllung und unanstößigen Lebenswandel, setzte die Reform der Klöster fort, hielt insbesondere auch den höheren Klerus zu einem

dem geistlichen Stande gemäßen Wandel an, duldete durchaus nicht, daß Geistliche Beischläferinnen in ihren Häusern hielten, sondern bestrafte die Unbill durch Entziehung der Lehngüter und Präbenden. Als Fürst und Regent war er gerecht, thätig, wohlwollend, mild, friedliebend, ein Freund des Friedens, der Ordnung und der guten Sitten. Land und Volk befanden sich wohl unter dem Krummstabe während seiner Regierung. Allgemein war er verehrt und geliebt. Er meinte, der herrschende übermäßige, fast königliche Aufwand der hohen Geistlichkeit sei dem Stande unangemessen; er schränkte seinen Hofhalt daher ein, der aber dennoch ein glänzender war. Denn Ernst liebte Glanz und Pracht. Zehn oder zwölf Trompeter mußten blasen, wenn er tafelte. Ueberall, wo er Hof hielt, wurde den Armen aus seiner Küche und Keller reichlich mitgetheilt. Ueberhaupt nahm er sich der Dürftigen und Nothleidenden gern an. Selbst kein Fremdling in den Wissenschaften, schätzte und liebte er Gelehrsamkeit und gelehrte Männer, zog die letztern hervor, belohnte sie, empfahl manche seinem Bruder, als dieser (1502) die Universität Wittenberg errichtete. Den Versuchen der Stadt Magdeburg, sich reichsunmittelbar zu machen, setzte er nachdrücklichern Widerstand entgegen als irgend einer seiner Vorgänger, wußte indeß seine Oberherrschaft durch friedliche Mittel zur Anerkennung zu bringen. Gerade dadurch, daß er für Ruhe und Sicherheit von Außen sorgte, wirkte er äußerst wohlthätig für die Hebung und das Gedeihen des städtischen Wohlstandes, überhaupt des Gemeinwesens [1]).

Aus dem Allen tritt das Bild eines geistlichen Staats, eines Kirchenwesens entgegen, das sehr geeignet war, kirchliche Gesinnung, Vorliebe und Frömmigkeit, Ehrfurcht vor dem geistlichen Stande, dem kirchlichen Fürstenthume zu fördern. Läßt sich eine verhältnißmäßige Bildung bei der magdeburger Geistlichkeit und Bürgerschaft annehmen, so waren doch bei der erstern die mönchischen oder priesterlichen, bei der Masse des Volks die roheren und unaufgeklärteren religiösen Anschauungen die vorherrschenden. Man kann es schon aus der obigen Darstellung schließen. Der hellere Geist hatte mit dem finstern stets zu kämpfen, und wie

1) Rathmann III. *Seckend.* I, 113.

wenig war es im Grunde, was er auch nur erstreiten wollte. Es ist ein Zeugniß aufdämmernden Lichts, weist aber doch auf Uebermacht der Verfinsterung, der verunreinigten Lehre und Ansicht hin, wenn Erzbischof Ernst bei seinem Tode die Mönche treffend zurechtwies. Als er schwer erkrankt war, redeten ihm Barfüßer zu, er möge nur getrosten Muthes sein, nicht nur ihre eignen, sondern auch ihres ganzen Ordens gute Werke sollten ihm zu gut kommen: damit würde er vor Gottes Richterstuhle gewiß als gerecht und selig bestehen. Er sagte, nein, traun, ich begehre eure Werke nirgends zu; meines Herrn Christi Werke, die müssen's allein thun; darauf verlasse ich mich. Wenn er aufgeklärte Männer, wie Proles, von welchem sogleich die Rede sein wird, ehrte und begünstigte, so waren diese doch Ausnahmen, die Mehrheit der Geistlichen nahm an der fortschreitenden Bildung, der Umwandlung in der Denkart der Zeit wenig oder keinen Antheil und das Volk wallfahrtete nach wie vor zum heilgen Blute der Kirche zu Wilsnack. Und dergleichen war dann wieder ganz geeignet, die geistliche, volksmäßige religiöse Anschauung da zu befestigen, wo sie sich bereits fand, wie bei Martin Luther, der zu den Barfüßern in die Schule ging und gewiß nur selten und nicht eben nahe mit dem geistig höherstehenden Bürgerstande in Berührung kam. Im Jahre 1522 erwidert er dem magdeburger Bürgermeister, Klaus Storm, der ihn an ihre frühere Bekanntschaft erinnert haben mußte: allerdings habe er ihn ein paar Mal beim Official Moßhauer (also auch wieder bei einem geistlichen Herrn, bei welchem er einen Freitisch haben mochte) als dessen Gast gesehen, als er mit Hans Reinecke bei den Nollbrüdern in die Schule gegangen sei [1]). Allein es bleibt bei dieser ganz äußerlichen Erinnerung; er hatte Veranlassung dazu, spricht aber mit keiner Sylbe etwa von einer beachteten Aeußerung, von irgend einem Eindrucke, den die Bekanntschaft mit Storm oder andern magdeburger Bürgern bei ihm zurückgelassen hätte.

Dagegen fehlte und konnte es in Magdeburg an Erscheinungen nicht fehlen, die, als seiner mitgebrachten und bei den Nollbrüdern sicher genährten Stimmung am angemessensten, vor-

1) De Wette II, 212.

zugsweis von ihm aufgefaßt werden und auf ihn einwirken mußten. Auch in den helleren Städten war der Katholicism selbst in seinen extremsten Aeußerungen noch immer lebendig. Bei dem geistlichen Typus Magdeburgs mußten sie dort noch häufiger vorkommen als in mancher ähnlichen Großstadt. Es war gar zu natürlich, wenn eben sie vor allen Martin ergriffen; und daß es geschehen, davon hat sich wenigstens eine deutliche Spur erhalten. Während keine vorhanden ist, daß eine Seite, ein Vorfall des weltlichen Lebens der blühenden bewegten Stadt einen Eindruck bei ihm gemacht, wissen wir aus eignen Aeußerungen von ihm, daß es bei einem geistlichen Schauspiele der Fall war, das seine Augen sahen.

Fürst Adolf I. von Anhalt-Bernburg hatte drei Söhne, Magnus, Wilhelm und Adolf, welcher letztre 1514 Bischof von Merseburg wurde. Reue über Jugendsünden scheint den Vater bewogen zu haben, die Söhne sämmtlich für den geistlichen Stand zu bestimmen, um sie dadurch gegen gleiche Vergehungen zu schützen. Wilhelm trat 1473 in den Franziskaner-Orden [1]), und ihn sah Luther als Schüler zu Magdeburg bleich und abgezehrt von Kasteiungen und Fasten, barhäuptig als Barfüßer mit dem Bettelsacke die Stadt durchziehen. Dies, gerade dies prägte dem Knaben so tief sich ein, daß er noch in späteren Jahren den Hausgenossen davon erzählte, als von einem redenden Zeichen, wie es in seiner Jugend gestanden, wo ihm der anhaltische Fürst und Mönch, der die Welt und ihre Herrlichkeit verschmähte, um die Seele zu retten und den Himmel zu verdienen, als ein Heiliger erschienen war, der höchsten Bewunderung würdig [2]). Auch in der Schrift: Verantwortung des aufgelegten Aufruhrs von Herzog Georg (1533) kommt er darauf. „Ich habe gesehen mit diesen Augen, da ich bey meinem vierzehenten Jahr zu Magdeburg in die Schule ging, einen Fürsten von Anhalt, nämlich, des Dumprobsts und hernach Bischoffs Adolph's zu Merseburgs Bruder, der ging in der Barfussenkappen auf der breiten Strassen umb nach Brod, und trug

1) Franstadt, Einführung der Reformation im Hochstifte Merseburg, 31.

2) Walch XXII, 1173.

den Sack, wie ein Esel, daß er sich zur Erden krummen mußte; aber sein Gesell Bruder ging neben ihm ledig, auf daß der fromm Fürst ja allein das höhest Exempel der grauen, beschornen Heiligkeit der Welt einbildete. Sie hatten ihn auch so übertäubet, daß er alle andere Werk im Kloster, gleichwie ein ander Bruder thät, und hatte sich also zufastet, zuwacht, zucasteiet, daß er sahe wie ein Todtenbilde, eitel Bein und Haut, starb auch balde. Denn er vermocht solch strenge Leben nicht ertragen. Summa: Wer ihn ansahe, der schmatzt für Andacht, und mußte sich seines weltlichen Standes schämen; und ich halt, daß noch viel Leute zu Magdeburg leben, die es auch gesehen haben [1])."

Er erwähnt hier der Geschichte, um die verführerische Art und Wirksamkeit der klerikalischen Bemühungen zu erläutern, den Laien das Leben in den weltlichen Ständen als seelgefährdend, das geistliche Leben und die Mönchswerke als verdienstlich und das Aneignen derselben Seitens der weltlichen Stände durch Ablässe u. s. w. als nothwendig zur Seligkeit darzustellen — Bemühungen, denen er in seiner Jugend auch erlegen sei, denn er habe es nicht anders gewußt und so geglaubt, wie man ihn gelehrt. Er führt uns dabei abermals ein Beispiel vor, wie man im angegebenen Sinne auch durch die Kunst, und wie diese auf ihn wirkte, indem er — es geschieht indeß mehrmals — bei diesem Anlaß eines Bildes erwähnt, das in seinen jugendlichen Jahren einen höchst lebendigen Eindruck auf ihn gemacht haben muß. „Da mahleten sie," sagt er, „ein groß Schiff, das hieß die heilige christliche Kirche, darin saß kein Laie, auch weder Könige noch Fürsten, sondern allein der Papst mit den Cardinäln und Bischoffen vorn an, unter dem heiligen Geist, und die Pfaffen, Munche zun Seiten mit den Rudeln, und fuhren also zum Himmel zu. Die Laien aber schwummen im Wasser umb das Schiff, etliche ersoffen, etliche zogen sich zum Schiff an Stricken und Seilen, welche ihnen die heiligen Väter aus Gnaden und Mittheilung ihrer guten Werk herausworfen, und ihnen holfen, daß sie nicht ersoffen, sondern am Schiff klebend und hangend auch mit gen Himmel kämen. Und

1) Plochm. XXXI, 239.

war kein Papst, Cardinal, Bischoff, Pfaff noch Munch im Wasser, sondern eitel Laien. Solch Gemälde war ein Bilde und kurzer Begriff ihrer Lehre, was sie von weltlichen Ständen hielten, und ist auch das rechte Bilde, wie sie es in ihren Büchern hatten, das können sie nicht leugnen. Denn ich bin auch solcher Gesellen einer gewest, der solchs hat helfen lehren, und also gegläubt, und nicht anders gewüßt. Haben dazu die Laien sampt ihrem Stande verdampt gemacht, sofern, daß am Todbette sich auch Fürsten und Herren haben lassen in Münchskappen kleiden und begraben, damit sie ja frisch und frei Christum verleugten, und ihre Taufe und alle Sacrament verachten, und ihren weltlichen Stand verdampten, und allen Trost und Zuversicht auf die heilige Kappe und Mittheilung der guten Werk des Ordens setzten, und also an ihrem Schiff und Strick hangend gen Himmel führen [1])." Nach den Tischreden zeigte er einst eine Tafel, auf welche jenes Bild gemalt war, ließ sich über die Bedeutung desselben aus und fügte dann noch hinzu, „es ist ein sehr alt Gemälde, von einem Paulermönch zu Venedig erdacht und gedicht, welches wir alles geglaubt haben als Artikel des Glaubens, ja wider den christlichen Glauben [2])." Bei seinen Aeußerungen über Fürsten, die in der Mönchskutte ihr Leben beschlossen oder sich hatten begraben lassen, konnte er eine lange Reihe gerade von thüringischen und sächsischen Häuptern im Sinne haben, Markgraf Gero, Wiprecht von Groitsch, Ludwig den Springer, Konrad den Großen u. A. [3]).

In jener Lehre nun wurde er „gefangen" gleich dem anhaltischen Fürsten und „viel andern großen Herren mehr," wurde auch sein Gewissen „verwirret, blöde, verzagt, unwillig zu den weltlichen Werken, Geschäften und Ständen gemacht." Endlich kam noch die Großartigkeit und Pracht des Gottesdienstes, als an einem Bischofssitze, hinzu, die mit um so größerer Gewalt auf ihn einwirken, den Katholicism von jener anderen Seite ihm noch tiefer einprägen mußte, wo er durch Schauer und Wonnen der Andacht Seel' und Sinne, Gemüth und Einbildungskraft ergreift und zu sich zieht und auch ihn längst gefaßt hatte. Da hatte er täglich den stattlichen Dom vor Augen und fühlen mußte er es, wenn der Gedanke nicht klar in ihm wurde, wie solch ein Bauwerk die Größe und Herrlichkeit des Christenthums verkündete, das in der Form des Katholicism den menschlichen Geist und die menschlichen Kräfte zu solcher Bethätigung und Entwickelung geweckt. Was er in Magdeburg sah und hörte, in und außer dem Franziskanerkloster, war danach angethan, ihn in der Richtung zu bestärken, die in Mansfeld bei ihm begründet war. Es hat in seinem magdeburger Jahre wol auch an Eindrücken anderer Art nicht gefehlt, allein sie waren als Gegenwirkungen zu schwach. — Worin konnten sie etwa bestehen?

1) Plochm. das. 238.

2) Walch XXII, 1395.

3) Böttticher a. a. O. I, 46, 91, 99, 119 ff

Wie es in Magdeburg vom Erzbischofe selbst an nicht gänzlich an heller denkenden Männern mangelte, so läßt sich vermuthen, daß und wie den Schüler auch der minder finstre, der freiere Geist, der in der Zeit lebendig war, berührte. Im Dome predigten damals und bis zu Luther's öffentlichem Hervortreten D. Joh. Syring oder Scheyring und sein jüngerer Amtsbruder Andreas Kaurdorf, in der Sudenburg Ludolf Kastrik, und alle Drei trafen darin zusammen, daß sie gegen das Sittenverderben der Geistlichen, der Mönche zumal, gegen manchen herrschenden Mißbrauch, gegen die Anbetung der Heiligen, auch wol das Papstthum selbst eiferten und auf eine Reformation der Kirche als wünschenswerth und nothwendig hinwiesen und zwar mit großem Beifall ihres Publikums, freilich auch nicht ohne sich den Haß und mancherlei Verfolgung Seitens des übrigen Klerus zuzuziehen. Scheyring schrieb wol an den Rand seiner theologischen Bücher Bemerkungen, wie die: das ist jetzt die herrschende Meinung der Kirche, aber aus der Bibel kann man das Gegentheil beweisen. Oft klagte er, durch Güte und Vorstellungen sei gegen die Verdorbenheit und Verkehrtheit der Geistlichen nichts auszurichten. Oder er äußerte, je höher sich das Papstthum erhoben habe, desto tiefer werde es fallen. Mit Kaurdorf ist Luther, doch erst späterhin, befreundet gewesen. In einem Schreiben an Capito von 1522 klagt er darüber, daß der Erzbischof Albrecht ihn abgesetzt, und nennt ihn einen Mann, dessen gleichen der Erzbischof in seinen Landen nicht habe. Er

scheint diese Männer in Magdeburg nicht gehört, oder doch keine Eindrücke von ihnen empfangen zu haben. Er hätte es sicher erwähnt, da er so sorgfältig jedes Lichtstrahls in seiner frühern Verfinsterung schon als Zeugniß hellerer Erkenntniß auch „im Papstthume" gedenkt [1]).

Neben ihnen stand aber noch ein Geistesverwandter, ein Mann, eben so fromm, als nach dem Maße der Zeit erleuchtet, Andreas Proles; und von ihm dürfte er Anregungen empfangen haben, nur daß man den Zusammenhang, so nahe er übrigens liegt, mehr errathen muß, als im Einzelnen genau nachweisen kann.

Man kann sich die Litanei leicht vorstellen, welche er bei den Nollbrüdern zu hören bekam. Hinweisungen auf die Vergänglichkeit und Eitelkeit alles Irdischen, die menschliche Sündhaftigkeit, die Nothwendigkeit, dem Gerichte der Ewigkeit zu entfliehen, den strengen Rächer zeitig zu versöhnen; Darstellungen der unschuldigsten oder doch verzeihlichsten sinnlichen Regungen, Gedanken, Worte, Handlungen oder Freuden als Versündigungen; sodann Anpreisungen des geistlichen Standes und Klosterlebens, der Allmosen und Ablässe. Dies und die Legenden der Heiligen und was weiter dahin gehört, war wenigstens durchgängig der Inhalt der Predigten. Da machte denn auch Proles, schon bejahrt aber noch rüstig, eine Ausnahme.

Er war 1429 zu Dresden geboren, trat im Kloster Himmelspforte bei Wernigerode in den Augustinerorden, wurde dort Prior und 1450 Vikar des Ordens in der Provinz Thüringen und Sachsen. Er lebte in verschiedenen Klöstern der Provinz und längere Zeit in Magdeburg, wo er sich auch befand, als Luther dort in die Schule ging. Er beschäftigte sich viel mit der heil. Schrift und hatte die Verderbniß der Kirche daraus erkannt. Zu Anfange des 16. Jahrhunderts widersetzte er sich zu Rom standhaft der Einführung neuer Festtage oder Ablässe. Die Christenheit, durch Christi Blut erlöst, wäre ohnehin schon durch unschriftmäßige Lasten überbürdet, erklärte er, ohne sich davon abbringen zu lassen. So gerieth er in den Bann, dessen er jedoch wenig achtete; die Augustiner in Magdeburg, bei welchen er, wie überhaupt beim ganzen Orden, in hoher Achtung stand, behielten ihn über ein Jahr lang ungescheut bei sich. Auf Verwendung des Erzbischofs erhielt er die Zusage der Lossprechung, jedoch nur unter der Bedingung, daß er persönlich in Rom erscheine und Abbitte leiste. Er befand sich schon nahe bei Rom, als er eine Warnung von einem Cardinale seines Ordens erhielt. Eine lebenslängliche Gefangenschaft dürfte sein Loos sein. Er eilte nach Deutschland zurück und starb auf der Rückreise, 1503 [1]). Auf dieser hatte er sich zuerst mit Waffen versehen, warf sie indeß bald wieder von sich, erwägend, daß es nicht seine eigne, sondern Gottes Sache wäre, die durch aller Welt Waffen weder unterdrückt noch beschirmt werden könne, geschweige denn von einem alten verlebten Manne. Auch sonst zeigte er denselben, Freisinnigkeit, Glaubenskraft und Furchtlosigkeit vereinigenden Charakter. Er ließ bisweilen Aeußerungen fallen, aus welchen ersichtlich war, daß er Hussens Verdammung zu Konstanz mißbilligte. In Himmelspforte sagte er unter dem Lesen zu den Mönchen: „Ihr höret, lieben Brüder, daß wir aus Gnaden sind, was wir sind, und aus Gnaden haben was wir haben. Woher kommen nun so große Finsternisse und greulicher Aberglaube! O ihr Brüder, die Christenheit hat einer starken und großen Reformation vonnöthen, welche ich nun sehe nahe zu sein." Wurde er dann gefragt, warum er die Reformation nicht anfinge, so wendete er sein Alter, seinen Mangel an hinreichenden Gaben vor und fügte hinzu, Gott werde einen Helden ausrüsten, der dem Werke gewachsen wäre sowol durch Geist als furchtlosen Muth. Auch auf der Kanzel ließ er den herrschenden Aberglauben, die Mißbräuche der päpstlichen Gewalt nicht unangetastet und stand in dem Rufe eines trefflichen Predigers [2]).

Luther sagt von ihm, er sei großen Namens und Glaubens gewesen und von Vielen für heilig gehalten worden [3]). Er soll

1) Rathmann a. a. O. 298, 327. De Wette II, 133.

1) Wie gewöhnlich, z. B. von Löscher, angenommen wird, 1508, nach dem hier verläßlichern Paltz 1503. Kappens Kleine Nachlese IV, 460.

2) Löscher, Ref.-Acta I, 81. Tentzel, Hist. Bericht, 30. Erhard a. a. O. III, 456. Plochm. XXIV, 24. *Adami*, vit. Theol. Proles.

3) Von den neuen Eckischen Bullen und Lügen, Plochm. XXIV, 21.

ihn in Magdeburg gesehen und gehört haben [1]); ob es aber öfter der Fall gewesen und welchen Eindruck es auf ihn gemacht, darüber fehlen alle Angaben. Schon dieses beweist, daß der Eindruck in jedem Falle ein entscheidender, seine Richtung umwandelnder nicht gewesen ist. Es läßt sich denken, daß Proles' Persönlichkeit und Vorträge seinem religiösen Gefühle eine willkommene und heilsame Nahrung gaben und helle, doch lange schlummernde Gedanken in seine Seele legten, daß Proles frommer Eifer den seinigen entzündete, nur aber in keinerlei abweichenden Richtung. Hat er Aeußerungen abweichenden Sinnes von ihm gehört, so sind sie doch bei ihm, zum wenigsten für den ganzen ersten Abschnitt seines Lebens, ebenso verloren gegangen wie die ähnlichen, die er etwa im älterlichen Hause vernommen. Oder er verstand ihn so, daß er in dem fürstlichen Mönche das verkörperte Vorbild des heiligen Lebens sah, das der eifernde Prediger vermißte. Mit einem Worte, der hellere und freiere Geist der Zeit berührte den Franziskaner-Schüler höchst wahrscheinlich nur leise, nur von fern, jedenfalls ohne unmittelbare Wirkung, da auf eine solche keine Spur hindeutet.

Faßt man die inneren Zustände, in welchen er nach Magdeburg kam, die ihm von seinem dortigen Aufenthalte gebliebenen Erinnerungen, die Eindrücke, welche ihm von seinen magdeburger Lehrern und den Zuständen der geistlichen Stadt werden mußten, zusammen, so ergibt sich, daß seine religiöse Stimmung und Richtung hier sicher befestigt und noch verstärkt wurden. Indeß war seines Bleibens in Magdeburg nicht lange, nur etwa ein Jahr, weil sich am Orte hinreichende Unterstützung nicht fand und seine Aeltern nichts oder doch nicht genug für ihn thun konnten. Sie wiesen ihn nach Eisenach, dort ein besseres Glück zu suchen.

1) *Freher.* Theatr. 98. Die Nachricht bei Löscher I, 81, daß er ihn späterhin selbst gesprochen, beruht auf Mißverständniß einer Aeußerung von ihm, die ich unten anführen werde. Daß er ihn in seinem hohen Alter in Magdeburg gesprochen, wie Andre berichten, hat noch viel weniger Grund. Er kam erst lange nach Proles' Tode einmal wieder nach Magdeburg.

Zweite Schülerfahrt — die Schule in Eisenach.

Zweierlei hatte für Eisenach entschieden, der Ruf der dortigen lateinischen Schule, und vornämlich der Umstand, daß in Eisenach so viele Angehörige der lutherischen Familie wohnhaft waren, wodurch die Hoffnung eines leichteren Fortkommens für Martin erweckt wurde.

Eisenach hatte drei Parochialkirchen. Mit jeder derselben war eine Schule verbunden, die lateinische mit der Georgenkirche, und sie war es, in welcher Luther unterrichtet wurde [1]). Sie hatte nur zwei oder drei Klassen und nicht mehr als drei Lehrer. Nur von dem Schulmeister oder Rektor ist Einiges bekannt. Hilten, Ostermeyer, Truttvetter sind wol als Lehrer Luther's in Eisenach genannt, können es aber theils überhaupt, theils dort nicht gewesen sein. Der Rektor hieß Trebonius. Er lehrte die Grammatik, d. h. die lateinische Sprache, besser als es gemeinhin geschah und war ein einsichtsvoller Mann. Dies rühmte Luther von ihm gegen Melanthon. Er war ungewöhnlich human, vielleicht ein wenig excentrisch. Wenn er in die Klasse trat, pflegte er die Schüler durch Entblößung des Hauptes zu begrüßen. Den Schulgehülfen, die dies nicht thaten, sagte er, es sitzen unter diesen Knaben Leute, aus welchen Gott Bürgermeister, Kanzler, Doctores und obrigkeitliche Personen macht, ob Ihr es auch jetzo nicht sehet; Ihr solltet sie darum billig ehren [2]). Es scheint, er hatte einen Anflug von den besseren Grundsätzen über Jugendbildung und Unterricht, welche sich damals verbreiteten. Da er als ein gelehrter Mann und berühmter Poet geschildert wird [3]), so muß man annehmen, daß

1) Das Obige außer Zweifel gesetzt durch zwei Gymnasialprogramme Dr. Funkhänels in Eisenach von 1844 und 1845, wodurch der Streit über irrige Angaben Seckendorf's u. A. erledigt ist. Jahresbericht über das Gymnasium in Eisenach mit den Beiträgen zur Geschichte der Schule I, 3 f., 18. II, 20 ff.

2) *Seckend.* I, 20.

3) Köhler, Luther's jugendliche Bildung in Eisenach. (Ein früheres eisenacher Schulprogramm, doch von ungleich geringerem Werthe.)

er den Humanisten angehörte, von welchen die Verbreitung jener Grundsätze ausging, die die besseren klassischen Schriftsteller in die Schulen einzuführen suchten, eine bessere Latinität lehrten. Sie gaben sich fast Alle damit ab, es gehörte bei ihnen zum Ton, lateinische Verse zu machen. Man nannte sie Poeten. Sie pflegten sich und auch wol die Schüler lateinisch umzutaufen. So möchte auch sein römischer Name, der sich schwerlich von Latium nach Deutschland vererbt hatte, dahin deuten, daß er einer der ihren war. Doch wird er unter den namhaften Humanisten der Zeit, seine Schule nirgend unter denen genannt, auf welche die Hegius und Lang oder deren Schüler Einfluß übten, was allerdings an mehren sächsischen Orten, doch keineswegs durchgängig, der Fall war. Er soll Franziskaner gewesen sein und Bartholomäus Bernhardi, den wir späterhin in Wittenberg und mit Luther befreundet wiederfinden werden, 1499, also gleichzeitig mit Martin, die damals berühmte eisenacher Schule besucht und lateinisch und griechisch in ihr gelernt haben [1]). Das Letztere ist jedoch sicher unrichtig. In Deutschland fingen zu jener Zeit kaum einzelne Gelehrte an, griechisch zu lernen, nur an sehr wenigen Orten wurde es Schülern gelehrt und nur privatim. Luther machte damit erst in Wittenberg den Anfang. Nicht einmal auf den Universitäten hatte man überall Gelegenheit dazu [2]). Ja nicht einmal die besseren römischen Schriftsteller, Cicero, Virgil, Livius, wurden in Eisenach gelesen. Von keinem einzigen derselben wird erwähnt, daß sie dort erklärt worden wären. Luther lernte sie erst in Erfurt kennen, und dies scheint zu beweisen, daß Trebonius den Humanisten, den neuernden vorgeschrittenen Pädagogen, doch nur von fern angehörte, daß seine Schule eine vom herkömmlichen Zuschnitt, und wenn auch eine bessere, doch eine der gewöhnlichen lateinischen Schulen war. Ob in einer solchen die Klassiker getrieben wurden oder nicht, darin liegt der Gradmesser für sie. Nirgend findet sich eine Nachricht, daß Luther bei Trebonius mehr gelernt hätte als nach einer etwas bessern grammatischen Methode ein etwas besseres Latein, lateinisch sprechen, lateinische Aufsätze

1) *Henr. Feustking*, Schediasma de B. Bernhard. 8.
2) Ruhkopf a. a. O. 256.

und allenfalls Verse schreiben. Wie man in den Trivialschulen wenig mehr lehrte als lesen, beten und singen, wurden die Schüler der lateinischen Schulen in wenig mehr unterrichtet, als im Lateinischen, worauf man so großen Werth legte, daß man den Schülern wol gar den Gebrauch der Muttersprache untersagte. Luther, wo er in der Schrift an den Adel deutscher Nation über den Verfall der Schulen in der Christenheit sich ausläßt, sagt u. A., es sei nicht mehr als Beten und Singen daraus geworden [1]), und zum Theil paßte das auch auf die höheren Schulen, was man im Auge behalten muß, indem von seiner Schulbildung die Rede ist. Melanthon, ohne anderer Unterrichtsgegenstände zu gedenken, hebt die Fortschritte hervor, welche Luther zu Eisenach im Lateinischen gemacht. Darin sei er unterwiesen und habe es darin seinen Mitschülern weit zuvor gethan, indem er eines guten Verstandes gewesen und sonderlich geneigt zum Wohlreden. Eine seiner hervorstechendsten Anlagen, jene Anlage zur Kunst der Rede, zu einem unübertroffnen Gebrauch der Sprache, scheint demnach jetzt schon bei ihm hervorgetreten zu sein. Eine Ermäßigung des seinem eisenacher Lehrer gezollten Lobes liegt darin, daß Melanthon an derselben Stelle — freilich wol, indem er Luther's Jugendlehrer überhaupt dabei im Auge hat — bemerkt, der letztere hätte nach seinen bedeutenden Anlagen und bei seinem Fleiße aller Wissenschaften sich bemächtigen mögen, wenn er nur tüchtige Lehrer gehabt hätte.

Nach einer andern Seite aber, bei Martin jetzt vielleicht der wichtigsten, wirkten Trebonius, die Georgenschule und ihre freiere Erziehung sehr wahrscheinlich desto günstiger auf ihn ein. Die Humanität der Lehrer mußte in den Schülern das Verlangen, sich derselben würdig zu zeigen durch Anstand und feinere Sitte, und vor Allem Selbstgefühl wecken, und mit ihm einen edeln Stolz, eine willige und darum fruchtreichere Aufmerksamkeit, einen freudigern lebendigern Trieb zum Wissen und Lernen. So finden wir es auch bei ihm. Er erkannte jetzt, „welch ein lieblich Ding es wäre um die Lehre [2]),“ die eifrigste Lernbegier entzündete sich in ihm, jetzt erst kam ihm die eigentliche Lust

1) Plochm. XXI, 350. Ruhkopf a. a. O. 150, 242.
2) Melanthon.

zur hohen Schule, die er nach Melanthon's, vielleicht seinem eigenen Ausdruck — denn Melanthon schöpft seine Erzählung besonders der Jugendgeschichte Luther's hauptsächlich aus dessen Aeußerungen — jetzt als die Brunnquelle ansehen lernte, aus der alle Künste herflössen, als den Mittelpunkt aller Wissenschaft, alles Studiums. Es war eine Zeitansicht und sie mochte zu ihm gedrungen sein. Graf Eberhard in seinem der neuen Universität zu Tübingen ertheilten Freiheitsbriefe von 1477 sagt fast gleichlautend, er habe sich vorgenommen die hohe Schule zu gründen, „in der guten Meinung, graben zu helfen den Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt unersichtlich möge geschöpft werden tröstliche und heilsame Weisheit zu Erlöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit [1])." Es war das Verdienst des besseren Unterrichts der lateinischen Schule zu Eisenach und der Humanität Trebon's, daß sich der rechte eigentliche wissenschaftliche Sinn und Eifer durch sie, durch sie zuerst in ihrem genialen verschüchterten Schüler entwickelte.

Indeß wirkten hierauf auch noch andere Umstände ein, und zunächst fehlte es an großen Hemmnissen nicht.

Schülernoth.

Die Hoffnung, daß Martin hinlängliche Unterstützung durch seine Anverwandten in Eisenach finden würde, trog. Er mußte sich als Kurrendschüler sein kärgliches Brot ersingen und darben wie in Magdeburg, ja es scheint ihm hier noch schlimmer als dort ergangen zu sein. Er verzweifelte schon an seinem Fortkommen auf Schulen, dachte schon daran, nicht etwa eine neue Wanderung nach einem anderen Orte anzutreten, sondern in das älterliche Haus zurückzukehren.

Er kam mit froher Erwartung, die dem Verschüchterten und Bedrückten doppelt wohlgethan haben mochte. Das Erste, was ihn empfing, war getäuschte Hoffnung, dann begann die Noth von Neuem, die ihn aus Magdeburg fortgetrieben. Er hätte so gern etwas Rechtes gelernt, und welch ein schweres

1) Erhard I, 315.

Hinderniß war da seine ganze niederdrückende Lage, schon das zeitraubende nach Brote Gehen! Welch ein Leben, das Schülerleben für ihn! welche Aussichten zeigten ihm die Studien! wie konnte er sich mit Liebe der Wissenschaft hingeben, an die Existenz eines Gelehrten denken — und wie dazu gelangen? wenn er in seinen jugendlichen Jahren, unter frohen und glücklichern Schulkameraden, nun auch von seinem getreuen Hans Reinecke getrennt, Kummertage verleben, sein Brot in Thränen essen, Hunger leiden mußte; wenn er, dem die Natur ein reizbares Gemüth gegeben, Härte fand, wo er Mitleid gesucht, Kälte selbst bei den Befreundeten und Anverwandten; wenn er, hülf- und liebebedürftig, allein und hülflos in der Welt dastand und sich fühlen mußte; wenn er, heranwachsend, rechtschaffener Leute Kind, der edeln Wissenschaft sich widmend, mit Uebermuth, Stolz, Hohn vielleicht, mit harten oder spöttischen Worten, gleich einem unverschämten Bettler abgewiesen wurde; wenn die Heiligen sein Flehen nicht erhörten, auch der Himmel sich ihm zu verschließen schien, der nicht in freundlichen Bildern in ihm lebte, wenn er vergebens im inbrünstigsten Gebet zu Gott sich wendete und nur dessen schwere Hand empfand, wenn der gestrenge Richter des Verlassnen sich nicht erbarmte: wie hätte sein Hang zum Trübsinn, seine Schüchternheit sich nicht mehren, die Verdüsterung seines Gemüths nicht zunehmen sollen? Wie nahe lag es da, daß er, ob auch noch so fromm und noch so mäßig gewöhnt, an Gott und Menschen verzweifelte, daß Verzagtheit und Mißtrauen sich mehr und mehr seiner bemächtigten, daß sein innerstes Gefühl um so reizbarer wurde, je mehr Verletzungen und Kränkungen es erfuhr, daß seine Geistesklarheit sich mehr und mehr verlor, seine Geisteskraft mehr und mehr erlahmte!

Man hat freilich in Anschlag zu bringen, daß es der armen Schüler zu jener Zeit sehr viele gab, daß sie mit anderen Augen angesehen wurden, als es jetzt geschieht, daß manches auch nicht ganz dürftigen Mannes Kind dieselbe Schule durchmachen mußte. Man hatte fortwährend einen Stand vor Augen, der im Betteln ein Vorrecht erblickte, in seiner Armuth ein Verdienst, eine Ehre suchte und auch in der Meinung noch immer fand, ob diese auch damals angefangen hatte sich zu än-

dern. Die Armuth umgab auch noch zu jener Zeit ein Etwas wie von einem Heiligenscheine. Es war, wie Luther im großen Sermon von Wucher (1519) sich ausdrückt, „eine Ehre draus worden," zumal „in der geistlichen Priester Stand ward sie als ein köstlich Ding getrieben[1]," und als angehende Kleriker sah man die Schüler doch meisthin an. Die schon früh sehr weit verbreitete Vorstellung von der Verdienstlichkeit der Armuth hatte mit hingeführt zur Entstehung des Mönchslebens, insbesondre der Bettelorden, weil man eine Nachahmung der Armuth Christi und der Apostel, die wahre Lösung der Aufgabe eines gottgefälligen Lebens in ihr und ihrer freiwilligen Uebernahme erblickte. Eben die Bettelorden suchten die Heiligkeit recht ausdrücklich und beflissen in der Armuth, die nichts besitzt und das Nöthige erbettelt. Die Mönche, mit welchen Martin verkehrt hatte, die magdeburger Franziskaner, mochten sie ihm oft genug angepriesen haben. In jedem Falle wirkte dies hier mit. Der bettelnde Schüler jener Zeit war dem bettelnden Mönche verwandt, er fand sich leichter darein als in etwas Unanstößiges und nicht gar zu Hartes nach Brote zu gehen, es war ihm minder beschwerlich und empfindlich vom Mitleide zu leben. Wie aber, wenn das Mitleid sich nicht fand? Konnte der fromme Glaube, den der arme Schüler aus Mansfeld vom Vater mitgebracht, daß weit mehr Menschen auf Erden lebten, als Garben wüchsen, nicht auf eine zu harte Probe gestellt werden?

Er sagt freilich, und wir müssen hier auf den Punkt noch einmal zurückkommen, „sonderlich sollen junge Leute lernen, sich leiden und drücken. Denn solches Leiden ist ihnen nicht schädlich. Schädlicher ist's, wenn man schnell emporkommt, denn wenn man leiden muß, wie Salomon spricht Sprüchw. 16: wer zu Grunde gehen soll, der wird zuvor stolz, und stolzer Muth kommt vor dem Fall[2]." Auf ähnliche Weise spricht er in der Predigt: Daß man die Kinder zur Schule halten solle, sich aus, und wir haben in diesen Aeußerungen zugleich ein Zeugniß von ihm über sein Schülerleben in Eisenach und ein Denkmal seiner

1) Plochm. XX, 97.
2) Hauspostille, Plochm. VI, 334.

Ansicht vom Werthe der Wissenschaft und Gelehrsamkeit und der Mühe des Lernens, von hochgebornen und geringen Leuten, von niedriger Herkunft und den beschränkten Verhältnissen seiner eigenen Kindheit und Jugend. Er eifert da gegen die „losen Scharrhannsen," die „alle Lehre und Kunst" verachten, und „nichts rühmen können, denn daß sie Harnisch führen und zwei Beine über ein Roß hängen; wiewol sie solches selten thun müssen, und dafür das ganze Jahr Gemach, Lust, Freude, Ehre und Gutes genug haben." Es heiße wol, Kunst sei leicht, Harnisch schwer zu tragen; dagegen aber sei Harnisch führen bald gelernt, Kunst aber nicht bald gelernt und nicht leicht zu üben und zu brauchen. Dann fügt er hinzu: „und daß ich dieses Gewäsches einmal ein Ende mache, so sollen wir wissen, daß Gott ein wunderlicher Herr ist: sein Handwerk ist, aus Bettlern Herren machen, gleichwie er aus nichts alle Dinge macht; solch Handwerk wird ihm niemand legen noch hindern, er lässet gar herrlich in aller Welt von sich singen, Ps. 113, 5 ff. Wer ist wie der Herr, der so hoch sitzet, und so tief herunter siehet? der den Geringen aufrichtet aus dem Staube, und erhöhet den Armen aus dem Koth, daß er ihn sitzen lasse unter den Fürsten, ja unter den Fürsten seines Volks. Siehe dich um an aller Könige und Fürsten Höfen, und in Städten und Pfarren; was gilt's, ob nicht dieser Psalm mit vielen starken Exempeln darinnen regieret? Da wirst du finden Juristen, Doctores, Räthe, Schreiber, Prediger, die gemeiniglich arm gewest, und ja gewißlich allzumal Schüler gewest sind, und sich durch die Feder so empor geschwungen und aufgeflogen, daß sie Herren sind; wie dieser Psalm sagt, und wie die Fürsten Land und Leute regieren helfen. Gott will's nicht haben, daß geborne Könige, Fürsten, Herren und Adel sollen allein regieren und Herren sein, er will auch seine Bettler dabei haben; sie dächten sonst, die edele Geburt machte allein Herren und Regenten, und nicht Gott alleine. Man spricht, und ist die Wahrheit, der Papst ist auch ein Schüler gewest, darum verachte mir nicht die Gesellen, die vor der Thür panem propter Deum sagen, und den Brodreigen singen; du hörest (wie dieser Psalm sagt,) große Fürsten und Herren singen. Ich bin auch ein solcher Partekenhengst gewest, und habe das Brod vor den Häusern genommen,

sonderlich zu Eisenach, in meiner lieben Stadt; wiewol mich hernach mein lieber Vater mit aller Liebe und Treue in der hohen Schulen zu Erffurt hielt, und durch seinen sauren Schweiß und Arbeit dahin geholfen hat, da ich hinkommen bin; aber dennoch bin ich ein Partekenhengst gewest, und nach diesem Psalm durch die Schreibfeder so fern kommen, daß ich jetzt nicht wollte mit dem Türkischen Kaiser beuten, daß ich sein Gut sollte haben, und meiner Kunst entbehren. Ja, ich wolte der Welt Gut vielmal gehäuft nicht dafür nehmen, und wäre doch ohne Zweifel nicht dahin kommen, wo ich nicht in die Schule und ins Schreiberhandwerk wäre gerathen. Darum laß deinen Sohn getrost studiren, und sollte er auch dieweil nach Brod gehen, so gibst du unserm Herrn Gott ein feines Hölzlein, da er dir einen Herrn aus schnitzen kann. Es wird doch dabei bleiben, daß dein und mein Sohn, das ist, gemeiner Leute Kinder, werden die Welt müssen regieren, beide in geistlichem und weltlichem Stande, wie dieser Psalm zeiget. Denn die reichen Geizwänste können's und wollen's nicht thun, sie sind des Mammons Cartheuser und Mönche, deß müssen sie Tag und Nacht warten; so vermögens die gebornen Fürsten und Herren alleine nicht, und sonderlich vermögen sie das geistliche Amt gar nichts verstehen. Also muß wohl beides Regiment auf Erden bleiben bei den armen, mittelmäßigen und gemeinen Leuten und bei ihren Kindern [1])."

Allein so wahr es ist, daß Noth und Armuth stählt und auch ihn gestählt hat, so darf sie doch nicht ohne Ende und Ausgang sein, um Selbstvertrauen und Selbstgefühl zu geben, statt niederzudrücken. Er sagt auch, „das erfahren wir gemeiniglich, daß armer Leute Kinder zum Lernen tauglicher sind; wo aber denselben, weil es in ihrem Vermögen nicht ist, von reichen Leuten dazu nicht geholfen wird, müssen sie dahinten bleiben und können nicht fortkommen [2])." Als er jene Aeußerungen in der Predigt: Daß man die Kinder zur Schule halten solle, niederschrieb, hatte er seine Schülerleiden verschmerzt, die verderblichsten Eindrücke seiner bedrängten Schulzeit überwunden. Seine Gedanken und Empfindungen mußten andre sein, als er Mangel

1) Plochm. XX, 37. Vergl. II, 165.
2) Hauspostille, Plochm. VI, 136.

am Nothwendigsten litt und schon glaubte, Eisenach verlassen, die betretene Laufbahn aufgeben zu müssen. Und wer könnte sagen, was aus ihm geworden wäre, wenn die Noth ihn dazu gedrungen hätte? Es scheint, sowol für seine innere Entwickelung wie für seine Lebensschicksale stand ein entscheidender Augenblick nahe bevor. Wenn ihm nicht Hülfe und Förderung geworden wäre, so dürfte er heimgekehrt und ein Berghauer geworden und geblieben sein. Gerade ihm bei seiner religiösen Hinneigung, seiner übermächtigen Einbildungskraft und Empfindung, war anhaltende Beschäftigung mit der Wissenschaft nothwendiger als tausend andern, um zu lichter Geistesklarheit zu gelangen. Noch eine geringe Verstärkung des Druckes seiner Lage, eine erneuerte, rauhe oder eine noch rauhere Behandlung im älterlichen Hause, und der Schwung seiner Seele wäre vielleicht für immer erdrückt, er wäre etwa ein grübelnder, verdüsterter Jüngling und Mann, überspannter religiöser Denkart und Gesinnung, je nach äußern Anregungen Fanatiker, Schwärmer geworden, in der Dunkelheit fortlebend, im Bauernkriege ein Thomas Münzer.

Wie dem sei, wir können annehmen, daß seine religiöse Richtung in seinen Bedrängnissen ein starkes und bedeutungsvolles Moment bildete, daß ihm seine äußre Noth erschwert wurde durch seine verdüsterte gedrückte Stimmung, seine harten ängstigenden religiösen Vorstellungen und daß es auch wieder die Frömmigkeit war, die ihn am meisten aufrecht hielt, am meisten getröstet hat. Sie sollte das Entscheidende in seinem ganzen innern und äußern Leben werden. Hier zuerst tritt es deutlich hervor. Denn sie war es, bei welcher der erste bedeutendste Wendepunkt seiner äußern Lage und innern Entwickelung eintrat, oder die vielmehr die ganze Wandlung herbeiführte.

Frau Kotta.

Der Verlauf war einfach, kein sonderlich auffälliger. Seine Noth weckte Mitleid, sichtlicher Eifer und Inbrunst im Gebete erwarb dem harmlosen, stillen, fleißigen Kurrendschüler Gönnerschaft. Er hatte einst an drei Thüren herbe Zurückweisungen

erlitten, was ihn mit der tiefsten Niedergeschlagenheit erfüllte [1]). Nach solchen Erfahrungen war es, wo er wol darauf dachte, Schule und Bestimmung aufzugeben. Der Chor ging weiter, zu Konrad Kotta's, eines ehrsamen, wohlhabenden Bürgers Hause, von welchem die noch jetzt blühende Familie des Namens abstammen soll. Da war ihm, so oft er vor demselben gesungen, seine Gabe freundlich gereicht worden. Frau Kotta trug längst „um seines Singens und herzlichen Gebets willen in der Kirche eine sehnliche Zuneigung zu dem Knaben [2])." Es läßt sich denken, daß seine ungewöhnliche Traurigkeit Mitleid oder lebhafteres bei ihr erweckte, daß sie jetzt seine ganze Lage von ihm erfragte, erst kennen lernte. Sie ließ ihn hereinkommen, beschenkte ihn reichlich und nahm ihn nach einigen Tagen in ihr Haus und an ihren Tisch. Martin empfand die ungewohnte liebevolle Behandlung, die ihm von jetzt an zu Theil wurde, tief und schrieb sie in seinem Gedächtniß an. Man nannte Sickingen's Ebernburg die „Herberge der Gerechten," weil sie so vielen Verfolgten Zuflucht wurde. In viel höherem Maße verdiente Luther's Haus in Wittenberg den Namen. Eine lange Reihe von Jahren hatte er fast ohne Unterbrechung arme Studirende, Söhne von Freunden oder Gesinnungsgenossen, um des Evangeliums willen Bedrängte und Vertriebene aus allen Ständen, auch den höheren und höchsten, bei sich. Weit mehren Gerechten ist sein Haus Herberge gewesen in der Reformationszeit, als alle Ritterburgen Deutschlands und welche Behausungen sonst Asyle gewesen, zusammengenommen. So nahm er in den Jahren 1540 u. 41 Heinrich Kotta, Frau Ursula's Sohn, als derselbe in Wittenberg studirte, an den Tisch, und seiner ehrenden Gastlichkeit gedenkt wiederum Heinrich Kotta's Grabschrift, der als Bürgermeister in Eisenach starb [3]). Einst in späteren Jahren erzählte er: „Meine Wirthin zu Eisenach sagte recht, als ich daselbst in die Schule ging: es ist kein lieber Ding auf Erden, denn Frauenliebe, wem sie in

1) Lingke, Reisegeschichte, 5. Spiker a. a. O. 155. Walch XXIV, 64.

2) Mathesius, Erste Predigt

3) Lingke a. a. O. 6.

Gottes Furcht mag werden." Er setzte dieselben Worte als Randglosse bei Sprüchwörter Salomonis, Kapitel 31. Vers 10. Wem ein tugendsam Weib bescheert ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen. Es leidet keinen Zweifel, daß er dabei das Bild seiner Wohlthäterin vor Augen hatte. Frau Ursula sagte jene Worte wol im Gespräch mit Andern in des Schülers Anwesenheit, vielleicht nicht ohne absichtliche Beziehung. Er sagt in der Auslegung der Genesis und in den Tischreden. „Da ich ein Knabe war, weiß ich, daß wegen des gottlosen und unreinen ehelichen Lebens der Ehestand dermaßen berüchtigt war, daß ich dafür hielt, ich könnte ohne Sünde an das eheliche Leben nicht wohl gedenken. Denn das hatte man allen Menschen also eingebläuet, es hielten auch alle dafür, daß wer da in einem heiligen, Gott angenehmen Stande leben wollte, der müßte außer der Ehe leben und das Gelübde des ehelosen Standes leisten [1])." Jedenfalls ein Beweis, wie die mönchische Ansicht ihn eingenommen; wie das Gefühl der Sündhaftigkeit ihn verfolgte — vielleicht wie Frau Kotta bemüht war, mildernd, mäßigend und aufklärend auf seine mönchische verdüsterte Anschauung und Empfindung einzuwirken. Uebrigens zeigt schon die erwähnte Randglosse, dann die aus seiner Auslegung der Genesis angeführte Stelle und überhaupt sein Sprachgebrauch, daß man hier bei Frauenliebe an die eheliche Liebe und nur an sie zu denken hat. So sagt er in der Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg, im Abschnitte vom ehelosen Stande, Vers 37 des 12. Kapitels des Propheten Daniel erörternd: „Ihr höret hie, daß ein endchristischer Greuel und Plage ist, Frauenliebe verachten, das ist, die Ehe verbieten, denn Gott hat Frauen geschaffen, zu Ehren und Hülf dem Manne, darumb will er solche Liebe unverboten und unveracht haben. Das Fleisch und der Teufel lehren der Frauen allein zur Unehre brauchen, daß man eine nach der andern zu schanden mache, wie bisher gethan hat euer neuer, löblicher, eheloser (ich hätte schier gesagt, ehrloser) Stand und noch thut. Das heißt nicht Frauen lieben, sondern Unzucht und Schande an den Frauen lieben und suchen, und sie nicht wie Frauen, sondern wie Hurn halten und achten, daß sie hinfort niemand lieb noch

1) Zum 2. Verse des 22. Kapitels, Walch XXII, 1810.

werth haben mag. Aber Gott will, daß man sie halte und achte wie Frauen, und thu das gern und mit Liebe, das ist, ehelich soll man sie haben, und mit ehelicher Liebe bei ihn bleiben. Das gefället Gott wohl; aber es ist Gunst und Gnade[1])." Es gelang ihm übrigens, die Gunst seiner Wohlthäterin sich zu bewahren. Er blieb bis zu seinem Abgange von Eisenach im kotta'schen Hause und von Frau Ursula, die 1511 starb, erhielt sich die Aeußerung, Gott habe sie nach Martin's Aufnahme in ihr Haus mit seltenem Glücke gesegnet[2]).

Das Mitleid und die Liebe, die er fand, die schonende, sorgfältige Behandlung, die er von jetzt an auch außer der Schule erfuhr, die sorgenfreie Lage, in welche er sich versetzt sah: dies Alles mußte ihm unendlich wohlthun und wirkte sicher sehr wesentlich mit, daß er mit neuem Eifer und größerem Erfolge lernte, sich hervorthat unter seinen Mitschülern, sich die Gunst der Lehrer erwarb, daß die eigentliche wahre Lust und Liebe zur Wissenschaft und zum gelehrten Berufe sich in ihm entzündete.

Insbesondere wurde im kotta'schen Hause sein Sinn für die Musik genährt, seiner Anlage für sie Aufmunterung und Ausbildung zu Theil. Frau Kotta hielt viel darauf und begegnete so der Vorliebe des thüringischen Bergmannssohns und den Bemühungen der Lehrer. Denn die Musik pflegte wenigstens in sofern einen Hauptgegenstand des Unterrichts in den Schulen zu bilden, als in denselben der Kirchengesang, das Salve Regina, die Collecta, das Antiphonum, Responsorium u. A. fleißig geübt wurden. Martin hatte eine wohltönende, kräftige Altstimme. Aeußerst werthvoll und bedeutend war es für ihn, daß er nun auch die Flöte spielen lernte, wozu ihm im Hause seiner Wohlthäterin die Anregung, die Muße, die Mittel wurden. Vielleicht lernte er auch in Eisenach, und zwar ohne Lehrer, die Laute schlagen und die Kunst des Tonsatzes[3]).

1) Plochm. XXIV, 361.

2) Cochlaeus a. a. O. 2. Köhler a. a. O. 8.

3) Spiker 155. Ruhkopf 142. *Rebenstock* l. c. II, 23; Centifol. Luth. I, 23. Er äußerte einst, wie Mathesius und Andere erzählen, er habe eine „dünne, tumpere" Stimme. Melanthon bemerkte: „man höret sie gleichwol sehr weit."

Die Musik ist ihm stets mehr als Liebhaberei gewesen, stets hat er sie in ihren höhern Bedeutungen, namentlich gern in ihrem Verhältniß zur Religion und zum innersten Gemüthsleben aufgefaßt, wie sie stets in naher Verwandtschaft mit seiner heitern erhebenden Frömmigkeit blieb[1]). Man kann nicht wohl zweifeln, daß sie ihm schon in den Nöthen und Aengsten seiner Schülerjahre Trösterin gewesen, Leid und Gefahr seiner innern Bedrängnisse gemindert, noch schlimmerer Verstimmung wehrend, eine heitre gesunde Seelenstimmung herstellend. Zu oft rühmt er in Schriften, Briefen und Unterredungen ihren Einfluß gerade in den innern Beunruhigungen, die ihn jetzt schon gequält zu haben scheinen; wie sie, die kostbarste Gottesgabe, viel Anfechtungen vertreibe, was schon die Propheten gewußt; wie sie einem betrübten Menschen das beste Labsal sei, dadurch das Herz wieder zufrieden, erquickt und frisch werde; wie sie die Gebieterin und Regiererin der menschlichen Affekte sei, durch Herrschergewalt die Menschen hinreiße, die Hochmüthigen schrecke, den Rasenden Ruhe und Frieden, den Gehässigen Sanftmuth einflöße, die prophetischen Gaben und den Trieb zu allen Tugenden mittheile, wie man an Elisa, den Anstifter alles Bösen austreibe, wie man an Saul sehe, die Traurigen aufrichte, den Zaghaften Muth mache; wie Sänger fröhlich, die Sorgen mit Singen aus und hinwegschlagen; wie die Musika, den bösen Geistern zuwider und unleidlich, Das thue, was sonst die Theologie allein, nämlich daß sie Ruhe und einen fröhlichen Muth mache, zu einem klaren Beweis, daß Satan — der ein trübseliger Geist, traurige Leute macht, frohe Herzen nicht leiden kann, traurige Sorge und alles unruhige Lärmen stiftet, darum der Musika Feind ist — am weitesten vor ihr, vor ihrem Klange ebenso fliehet, wie vor dem göttlichen Worte, nicht bleibt, wo man singet, sonderlich geistliche Lieder; wie die Psalmen, zumal wenn die Musik dazu hilft, der Haufen mitsingt, allen betrübten elenden Gewissen so tröstlich, die in der Sünden Angst und Todesmarter und Furcht stecken; denn dem bösen Geiste ist nicht wohl dabei, wo man Gottes Wort im rechten Glauben singet oder prediget; er ist ein Geist der Traurigkeit und kann nicht

1) Gervinus III, 18.

bleiben, wo ein Herz geistlich, d. i. in Gott fröhlich ist [1]). Das ist es, worauf er stets zurückkommt. Es dringt uns deutlich wie Nachhall aus langer früheſter Erfahrung ans Ohr. Er ſollte noch oft und in ſchweren Stunden der hehren Kunſt und ihrer Wirkungen bedürfen und froh werden. Es war nichts Geringes, daß ihm ſeine „Wirthin zu Eiſenach“ zu größerer Kunde und Vertrautheit mit ihr half. Nach einer Reihe von Jahren, in Wittenberg, ſchließt er von Zeit zu Zeit ſich ein, jede Störung des Denkens, Studirens und Gebets fern zu halten, einſt mehre Tage lang. Schwere innere Bedrängniſſe, heftige Anfechtungen, Seelenſtürme und Erſchöpfungen haben ihm zuletzt das Bewußtſein geraubt, die beſorgten Hausgenoſſen klopfen vergebens an ſeine Thür, bis ein ſeelkundiger Freund mit Chorknaben erſcheint und ein geiſtliches Lied mit ihnen anſtimmt. Die Macht der Töne löst den Bann, der ſeine Lebensgeiſter gefeſſelt hält [2]). In noch ſpäteren Jahren in ſeiner patriarchaliſchen Häuslichkeit ſang er gern über oder nach Tiſch, freute ſich mit den Seinen der Muſik, des Geſangs, übte die Söhne darin, ſtimmte mehrſtimmige Lieder mit ihnen an. Auf der Reiſe nach Worms, unter feindſeligen Drohungen, Warnung und Unruhe der Freunde, Getümmel des Volks, das ſich gereizt, bewegt zeigt wie vor allgemeinem Aufſtande, greift er Abends in der umlagerten Herberge zur Flöte, — oder mag es, wie Cochläus berichtet, die

1) *Ericeus*, Sylvulae 193. Walch XXII, 1190, 2250 f. Vorr. auf die Harmonie vom Leiden Chriſti, Walch XIV, 409 f. Auslegung der letzten Worte David's, Walch III, 2795. Winterfeld a. a. O. 163.

2) *Seckend.* I, 21. Die Späteren, aus Seckendorf Schöpfenden, erzählen ſo, als habe ſich der Vorgang zu Erfurt, als Luther dort Mönch geweſen, zugetragen. Der Erſte las Seckendorf flüchtig und ſchrieb ihm gedankenlos nach und ebenſo folgten die Uebrigen. Seckendorf nennt Edenberger als den ſeelkundigen Freund und mit ihm wurde Luther erſt nach vielen Jahren in Wittenberg bekannt. Seckendorf erzählt den Vorgang gelegentlich bei der Schilderung der Mönchsanfänge Luther's, ſagt aber gar nicht, daß das Erzählte in Erfurt ſich zugetragen habe, und erzählt in Einem Fluſſe auch davon, wie Luther das Drechſeln gelernt habe, das er, wie wir genau wiſſen, auch erſt in ſeiner ſpäteren wittenberger Zeit anfing. Die Geſchichte lieſt ſich beſonders bei Ranke ſehr ſchön, wo Luther's erfurter Mönchszuſtände geſchildert werden.

Laute geweſen ſein [1]) — unbekümmert, den Geiſt der Traurigkeit durch die edle Tonkunſt fern haltend, der einzige Mann voll Gottesfrieden im ſtreiterfüllten Lande. In Koburg 1530, in Augenblicken, wo um die verhängnißvolle Entſcheidung der Sache ſeines Lebens, der großen Zeitfrage gehandelt, gekämpft wird, ſorgenvolle Berichte einlaufen von den geängſteten Freunden, ſchreibt er an den bairiſchen Hofmuſikus Senfel über Lieder und Kompoſitionen, dichtet und komponirt ſelber das unvergängliche Hohelied der Seinen: Eine feſte Burg iſt unſer Gott. Senfel ſoll ihm eine Kompoſition des Requiem: In pace in id ipsum (dormiam et requiescam) ſchicken. Von Jugend an habe ihn die Weiſe ergötzt, ſei ihm der Pſalm (4, 9, Ich liege und ſchlafe ganz mit Frieden, denn allein du Herr hilfſt mir, daß ich ſicher wohne) lieb geweſen (ein weiteres Zeichen der Frühe und der Richtung ſeiner Frömmigkeit), und jetzt ſei es noch mehr der Fall, da er die Worte verſtehe und ſich alle Stunden zum Sterben rüſte. Sein Schreiben werde vielleicht ungern geſehen, ob ſeines verhaßten Namens, doch habe die Liebe zur Muſika, womit Gott den Tonkünſtler begabt, den auch ſicher keine Gefährde treffen werde, die Scheu bei ihm überwunden. Selbſt unter Türken werde Niemand geſtraft werden, weil man eine Kunſt liebe und den Meiſter darin lobe. Er verehre und lobe auch die bairiſchen Herzoge, obwol ſie ihm nicht hold, namentlich deshalb, weil ſie die Muſika in Ehren hielten; die ihr ergebenen Gemüther ſchlöſſen den Samen vieler Tugenden in ſich, ſowie er die, welche nicht von ihr gerührt würden, den Stöcken und Steinen gleich achte [2]). Und wie er ſelbſt der Muſik und des Geſangs ſich freute, einſam und mit den Seinigen, erwies er auch dadurch ſeine hohe Meinung von ihrem Werthe, daß er ſich vielfach angelegen ſein ließ, ſie zu einem unumgänglichen Beſtandtheile des Unterrichts der Jugend zu machen. Sie ſolle und müſſe in der Muſik erzogen werden, ſagt er in der Vorrede zu Walther's geiſtlichen Geſängen (1524), deren Herausgabe ausdrücklich auf den Gebrauch und Nutzen der Jugend berechnet war. Denn er ſei mit nichten der Meinung, daß durch's Evangelium alle Künſte

1) *Cochl.* l. c. 29. Matheſius, Zwölfte Predigt.

2) De Wette IV, 181. Matheſius, Vierzehnte Predigt.

sollten zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeistliche vorgäben; er sähe sie vielmehr gern alle im Dienste Deß, der sie gegeben und geschaffen[1]).

Wir gedachten im Vorübergehen seiner Bemühungen um Erschaffung oder Erneuerung eines deutschen Kirchenliedes, wobei namentlich religiöse und sittliche Richtung und Gesichtspunkte ihn leiteten, und erinnern jetzt noch weiter daran, daß die geistlichen Lieder und namentlich die seinigen nicht blos in Kirche und Schule zugleich drangen, sondern für eine lange Zeit Volkslieder, überall gesungen wurden, in den Häusern und Werkstätten, auf Märkten, Gassen und Feldern, von Land zu Land und von Ort zu Ort getragen durch wandernde Handwerker, Schüler, Landsknechte, und so tief eingriffen in die ganze von ihm ausgegangene Bewegung, weil sie im Gedächtniß und von Mund zu Mund weiter gingen, nicht wie seine Schriften oder die Predigt seiner Lehre gehemmt werden konnten, die im Volke geweckten Gedanken und Empfindungen so frisch und kräftig ausdrückten, Jedem gestatteten durch ihr Singen jederzeit der Empfindung den lebendigsten Ausdruck zu geben. Etwas Aehnliches sagte er von den Schauspielen, wie wir hörten. Auch er hatte seinen Antheil daran, daß in seiner Lebenszeit die im Lauf der bürgerlichen Entwickelung der gesammten Nation vom Adel an die übrigen Stände, zumal den Bürgerstand gekommene Kunst — die Dichtkunst namentlich und die Musik — das Eigenthum Aller bei uns war wie in keiner andern europäischen Nation, daß die protestantische Musik unsre kirchliche Tonkunst zu ihrem Gipfel brachte und protestantische Dichter uns unsre neue Kultur schufen[2]). Alle diese Erfolge hingen nun freilich zum großen Theile an seiner Dichtergabe, seinem religiösen Feuer, dem Inhalte und Geiste, den er in seine Lieder hineinlegte, theilweis aber auch daran, daß er für sie

1) Walch XIV, 230. Gervinus V, 605. (Wir haben aus unserer Geschichte gelernt, daß die Reformation gradezu die Kunst gerettet hat ꝛc.) Doctor Martin Luther, eine Stimme aus England, 20. (Todesverachtung auf der einen Seite und eine solche Liebe zur Musik auf der andern — ich könnte sie die beiden einander entgegengesetzten Pole einer großen Seele nennen; zwischen diesen beiden hatte alles Große Raum.)

2) Gervinus II, 7; III, 25; V, 605.

neue Weisen erfand oder vorhandene ihnen anpaßte, umwandelte, für sie auswählte und so lebendig im Volkssinne fühlte und ihn auch an dieser Seite so richtig traf; und dies Alles hätte er nicht so gethan und nicht mit so viel Glück thun können, er hätte überhaupt diese ganze Richtung nicht mit solchem Eifer verfolgt ohne früh ausgebildeten musikalischen Sinn und Musikkenntnisse. Er hatte die Kunst des Gesanges bis in seine eisenacher Jahre bereits viel geübt, die Volksart und Landessitte, die Schule ihn darin gefördert, oft war es Sache des Zwanges, der Noth gewesen. Jetzt, im kotta'schen Hause übte er seine musikalische Anlage eifriger, vielseitiger, in freier Lust. Hier war die Stätte, dies die Zeit, wo er wol mit dem größesten Erfolge zum Meister der Töne sich bildete. Sangeslust und Sinn ward durch sein Leben im Kreise einer höheren Bürgerfamilie geweckt und genährt. Frau Kotta in Eisenach gab ihm die Flöte in die Hand.

Seine bisherigen äußern Verhältnisse waren der Art gewesen, daß Familienumgang gewiß sehr wünschenswerth für ihn war. Er trat in die Jahre, wo Verkehr mit sittigen Frauen bei dem Jünglinge einen großen und bedeutsamen Einfluß auf die Sitte und Sittlichkeit, die Bildung des Gefühls und des damit so eng zusammenhängenden Schönheitssinnes übt. Nach seinem Abgange von Eisenach entbehrte er die lange Reihe seiner jüngeren Jahre bis zum Mannesalter diesen Einfluß gänzlich. Gewiß, der Glücksfall, daß Frau Kotta ihn in ihr Haus aufnahm, wurde ihm auch in dieser Beziehung zum wesentlichen Gewinn. Es schliff das Roheste an ihm ab, lehrte ihn gebildetere Umgangsformen, kam seiner Anlage und seinem Streben zur „Wohlredenheit" zu statten. Die Grundlage echten Familienlebens, Anerkennung der Frauenwürde und Rechte, ergab sich aus dem Christenthume und der deutschen Volksthümlichkeit. Die deutschen Bischöfe widersetzten sich am nachdrücklichsten der gesetzlichen Einführung des Cölibats, die da aus verunreinigter und verirrter christlicher Ansicht und hierarchischen Abzweckungen hervorging, aus Verkennung des Werthes, der Würde und Berechtigung der Frauen und des Familienlebens. Der deutsche Luther gab dem letztern die Würde in der Meinung und Ansicht wieder, brach jene Fessel. Wenn er, wie wir weiterhin sehen werden,

selbst noch als Mönch und von mönchischer Ansicht erfüllt, einen so regen Familiensinn und eine so reiche Kunde und Achtung des Familienlebens zeigte, mit so viel zartem Sinn und so edler Ansicht die Frauen zu ehren, das eheliche Leben zu schätzen wußte, wenn ihm dann in noch späterer Zeit „Frauenliebe verachten, das ist, die Ehe verbieten" ein „endchristischer Greuel und Plage" war, wenn er seinen Zorn ergoß über das „Unzucht und Schande an den Frauen lieben und suchen," das mit nichten Frauen lieben heiße, über die Ansicht und Schriftsteller der Alten, die „nichts als der Weiber Laster und ehelichen Standes Unlust beschreiben": so wirkten dahin bei ihm auch andre Verhältnisse und Berührungen, deutsche Art, tiefere christliche Bildung: sicher aber hatte sein Leben im — doch auch deutschen und christlichen — kotta'schen Hause einen nicht geringen Antheil daran. Wie frisch blieb ihm der Ausspruch seiner Wirthin in Eisenach über die Frauenliebe im Gedächtniß [1])!

1) Seine Ansichten über die Frauen, über Liebe, eheliches und uneheliches Leben sind, zumal wenn man nur an vereinzelte Aeußerungen sich hält, dem Mißverständniß leicht ausgesetzt. Es liegt insbesondre bei dem Umstande nahe, daß er sich über Geschlechtsverhältnisse mit einer Unbefangenheit und Rücksichtslosigkeit äußert, die unsrer Sitte gänzlich widerstreitet und nicht selten Anstoß bei Unkundigen wie Uebelwollenden und Unlauteren erregt, wie auch wol die ähnlichen Natürlichkeiten der Schrift. Nur leidenschaftliche Feindseligkeit kann indeß Behauptungen der Art aufstellen, wie wir sie z. B. in den historisch-politischen Blättern finden (Band II. Luther's Eherecht), er habe dem Fleische unverholen das Wort geredet, das Weib sei ihm nichts als ein Mittel der Befriedigung der Lust gewesen u. s. f. Er faßte die Geschlechtsverhältnisse in ihrer ganzen Natürlichkeit, nannte das Einschlägige beim rechten Namen, wendete dann aber den religiösen Gesichtspunkt darauf an und hob dadurch die Frauen und den Ehestand zur höchsten Würde, in das Licht der reinsten christlichen Anschauung, freilich nicht zur Sentimentalität unsrer Zeit empor. Im Streit und Zorne gegen den Cölibat ließ er sich bisweilen Aeußerungen entschlüpfen, bald unhaltbar und unpraktisch, bald grob und unvorsichtig. Dies müßte das Ergebniß einer Untersuchung sein, welche recht sehr der Mühe werth ist und nicht gar zu schwierig sein würde, hieher jedoch nicht gehört. Er spricht bisweilen unter Berufung auf die betreffenden apostolischen Aussprüche vom Ehestande so, als wäre derselbe ihm nur ein Mittel wider die Unkeuschheit. Doch blieb ihm dieser Standpunkt, den er vom Apostel hat, keineswegs der einzige. Man kann dies übersehen und so in Verkennung gerathen. Die Behauptungen der hist.-pol. Blätter in jenem Aufsatze sind aber nur zum Theil verzeihliche Mißverständnisse. Noch sei auf einen Parallelismus aufmerksam gemacht. Seine Ansichten über die Verhältnisse der Obrigkeiten und Unterthanen halten sich theilweis eben so äußerlich, als seine Ansichten über die ehelichen Verhältnisse. Er weiß dann aber die erstern, und ebenso weiß er die letztern aufs trefflichste zu verinnerlichen und auf die höchste religiöse Höhe emporzuheben, so wahr es ist, daß er in Beziehung auf beide oft fehlgriff und irrte — indem er die schweren Verirrungen des katholischen Mittelalters bekämpfte, das die staatlichen, bürgerlichen und ehelichen Verhältnisse zerrüttet hatte, und indem er die wahre vernünftige und christliche Ansicht wieder hervorsuchte und freilich nicht sofort absolut richtig zu fassen und in richtigem maßvollen Ausdrucke festzustellen vermochte. Man findet den Kern seiner Ansichten über den Ehestand z. B. in einer Hochzeitpredigt vom J. 1531, bei Plochm. XVIII, 269 ff. Seine Ansichten über die Ehe sind wie überhaupt er selbst schmählich verkannt und mißverstanden auch von Hagen (Deutschlands lit. und rel. Verhältnisse II, 234) der, was Luther und dessen Schriften betrifft, so ausgezeichnet seine Darstellungen sonst vielfach sind, nur gar zu oberflächlich gelesen und geforscht und daneben, wie es scheint, durch Sucht nach geschichtschreiberischer Unparteilichkeit oder Absonderlichkeit zu den handgreiflichsten Irrungen sich hat verleiten lassen, wie ihm das mehrfach nachgewiesen worden, so in den Studien und Kritiken, wenn ich nicht irre im I. Hefte des Jahrgangs 1845, in Tholuck's liter Anzeiger, 1845. Nr. 34. Auch wir werden noch darauf kommen.

Auch daran können wir nicht zweifeln, daß seine Schüchternheit von jetzt an sich minderte, seine angeborene Heiterkeit wieder hervortrat, seine gesammte Geisteskraft lebendiger und frischer sich regte. Das Wohlthuende einer günstigen Lage wird nach einer drückenden um so lebhafter empfunden; sie ist und wirkt wie ein Inbegriff belebender Antriebe. Nach ihrem Eintreten konnte seine Armuth und Noth, deren Fortdauer zuletzt unfehlbar niederdrückend und lähmend hätte wirken müssen, heilsame Folgen erst recht entwickeln. Sie hatte seine Kraft erprobt, ihn entbehren und leiden gelehrt. Nun, da ihre Angst und Sorge hinter ihm lag, nun lehrte sie ihn desto standhafter in Widerwärtigkeiten sein, begann sie in jenem Lichte ihm zu erscheinen, in welchem er sie späterhin nach seinen angeführten Aeußerungen betrachtete; nun konnte ihm ihre Schule eine der wesentlichsten Grundlagen für Ansichten, Gesinnungen, Entschlüsse und Thaten werden, wie sie es geworden ist, durch welche er vielleicht am höchsten dasteht.

Es konnte endlich nicht ausbleiben, daß seine Aufnahme in das kotta'sche Haus einen günstigen Einfluß auf seine religiöse Stimmung und Richtung äußerte. Freilich, ihre Einseitigkeit verlor sich in Eisenach gewiß nicht ganz. Machte sie sich doch nach wenigen Jahren gar zu stark wieder geltend. Davor aber schützten ihn seine neuen Verhältnisse, daß er sich für jetzt nicht noch weiter in sie verlor. Eine günstige Lage bedingt eine heitre Stimmung und eine solche wirkt auch auf die religiösen Vorstellungen ein. Die Frömmigkeit eines Gedrückten, Hungernden, Geängsteten wird stets eine andre sein als die eines Nichtleidenden. Wie nahe lag es nach einer solchen Wendung seines Schicksals, daß er seinen Glauben bewährt fand, daß sich ihm die Religion in einer freundlichern Gestalt zeigte, daß er den Frieden, die Seligkeiten der Frömmigkeit, frommer Betrachtungen und Uebungen wie noch nie genoß. So mochte allerdings sein religiöser Hang von einer andern Seite verstärkt werden. Zudem, in dem Hause, der Familie, wo ein armer Schüler um seines andächtigen Singens und Gebets willen Aufnahme gefunden, herrschte fromme Gesinnung, wurde sie gepflegt, und einige kleine, am Schlusse dieses Abschnitts anzuführende Einzelheiten leiten noch mehr darauf hin, daß die Kottas eben vorzugsweis religiös und kirchlich gesinnt waren. Allein die religiösen Begriffe Martin's, wenn die Urgestalt auch blieb, in welcher sie zuerst in ihm lebendig geworden, verloren sicher einen Theil ihrer Strenge und Schärfe, ihrer Härte und Schroffheit, verletzten oder ängstigten nicht mehr wie früherhin. Und sollten nicht seine Umgebungen überhaupt auf diese Umwandlung hingewirkt, sollte sich ihm in seinen eisenacher Jahren nicht freisinnige Bürgeransicht mitgetheilt haben? Ueberhaupt, wie manchfache und tiefe Eindrücke mußten ihm doch in Eisenach werden!

Eisenach und Wartburg, Eindrücke, Erinnerungen.

Eisenach liegt am Saume des thüringer Waldes, in welchen unmittelbar das schöne felsgekrönte Marienthal hineinführt; am Fuße der Gebirgshöhe, auf welcher die Wartburg sich erhebt. Welch eine reiche, reizende Landschaft, die freundliche Stadt zu Füßen, breitet sich vor den Blicken aus, wenn man jene Höhe ersteigt! Blickt man von unten hinauf, welche Bilder erfüllen da sogleich die Seele. Damals freilich sang der Luther, der jetzt beim Hinaufschauen der erste Gedanke ist, noch ein armer Schüler aus Mansfeld, harmlos in den Straßen Eisenachs, die Wartburg war dem ruhmreichen Streiter gegen die Weltmacht noch nicht eine schützende Freistatt geworden, nur Frau Kotta's bescheidenes Bürgerhaus war ihm Asyl, doch vielleicht nothwendiger, Mehres schützend, größre Gefahr abwendend als die Veste mit ihren Mauern und Thürmen. Allein auch in jener Zeit mußte sie große Eindrücke erzeugen. Schon in den Zeiten der Frankenherrschaft gegründet, erneuert von Ludwig dem Springer, diente sie eine lange Zeit den thüringischen Landgrafen zum Herrensitze, den Ludewigen, dem Eisernen, dem Milden, dem Heiligen, Hermann dem Sängerfreunde, dann Margarethen, der letzten Hohenstaufin, der Mutter Friedrich's mit der gebissenen Wange, die, um den Mordplänen ihres Gemahls, Albert des Entarteten zu entgehen, an Stricken sich von ihr herabgelassen. Wie Margarethe war die heil. Elisabeth, von ihrem Schwäher Raspe unrühmlich verstoßen, mit Thränen von der Wartburg geschieden, die, wenn sie so reiche Erinnerungen der Vergangenheit weckte, auch noch eine bedeutende Gegenwart hatte. Noch immer war sie eine nicht unwichtige Veste, noch lag die Zeit nicht zu weit zurück, wo sie der Sitz der Landgrafen von Thüringen, Schauplatz von so vielen merkwürdigen und wichtigen Ereignissen gewesen war. Sie selbst und die Stadt Eisenach, wie viele noch frische Spuren, redende Denkmale einer bedeutenden Vorzeit, bedeutender Persönlichkeiten bewahrten sie!

Die Stadt war belebt, wohlhabend, eine der ersten unter den thüringischen Städten, wenn auch nicht mehr was sie früher gewesen, seit die Wartburg, und sie selbst bisweilen, aufgehört hatte, Residenz zu sein. Die Sage nennt Eisenach eine berühmte Stadt schon in den Zeiten der Völkerwanderung. Da, wo sie stand oder später gebaut wurde, soll Günther geherrscht haben, der Vater Chrimhild's. Nach seinem Verheerungszuge aus Gallien zurückgekehrt, habe da König Etzel (Luther spricht mehrfach von ihm, als dem Schrecken der Welt, von seinem

merkwürdigen Traume) einen Hof- und Landtag gehalten, große Freudenfeste veranstaltet, den Bund mit den ihm verbündeten deutschen Fürsten und Völkern erneuert, Krieg gegen die Markomannen beschlossen. Unter dem thüringischen Herzoge Burkard sei in der nächsten Umgegend eine verderbliche Hunnenschlacht geschlagen. Mehr als einmal hatte Eisenach in der Landesgeschichte eine wichtige Rolle gespielt. Aus dem 13. Jahrhundert meldet die Chronik einen „eisenacher" Krieg. Im 14. Jahrhundert hatten ihre Bürger, auf kaiserlicher Seite, wider die Landesfürsten, selbst die Wartburg belagert, und erst nach Kaiser Albrecht's Ermordung den Fürsten auf gegenseitigen Vertrag sich unterworfen. Die Stadt war ausgezeichnet durch alte Statuten und rechtskundige Schöppen. Oft hatten ihre Bürger Mannesmuth, Kraft und Trotz gezeigt und bewährt. Auf einer Wurfmaschine von der Burg hinuntergeschleudert, hatte der eisenacher Rathsherr Heinrich von Velsbach noch im Fluge durch die Luft gerufen: Thüringen gehört doch dem Kinde von Brabant! In einer solchen Bürgerschaft war Selbständigkeit, Ehrgefühl, Verstand, Tüchtigkeit aller Art. Um so wohliger lebte es sich innerhalb der Mauern, die eine solche Lebensfülle, ein so geordnetes, gesichertes und befriedigendes Dasein umschlossen [1]).

Das Alles konnte nun bei Luther nicht ohne, ob auch stillen, erst in späterer Zeit hervortretenden Einfluß bleiben. Vielfach und wohlthätig mußte hier jeder irgend Empfängliche sich angesprochen und angeregt fühlen, der Gedrückte und Lebensfrohe, wem der Sinn für Natur, Geschichte und Sage, Beobachtungsgabe, Gemüth und Phantasie nur nicht gänzlich versagt waren; und wir hörten schon, daß sie im reichsten Maße ihm zu Theil geworden. So manche seiner angeführten Erinnerungen schrieben sich ohne Zweifel von seinen eisenacher Jahren her.

Insbesondere aber ist das zu beachten, daß gerade diese Oertlichkeit auch wieder, und so sehr als eine geeignet war, Martin's religiöse und kirchliche Gesinnung zu nähren, ihn darin zu bestärken. Eben hier, wenn irgendwo in Thüringen, war um so zu sagen heiliger Boden. Die älteren lutherischen Schrift-

1) Getschel a. a. O 263. Mansf. Chronik 52, 325 ff. Raumer, Hohenst. IV, 586. Bechstein, Thüringen 235.

steller pflegen sich über Eisenach als ein „rechtes Pfaffennest" zu ereifern, das eine rechte geistliche Stapelstadt gewesen, da Mönche und Nonnen aus ganz Thüringen und Hessen ihre freie Niederlage gehabt [1]). In der Katharinenkirche lag Heinrich Raspe begraben, erlangten diejenigen einen zweijährigen Ablaß, die am Julianä Tag sein Grab besuchten. Reich an Kapellen, Kirchen und Klöstern verschiedener Orden war die Stadt. Der Klöster befanden sich in und um Eisenach neun. Hier hatte die heilige Elisabeth, deren er so oft und mit so viel Verehrung gedenkt, gelebt, gewirkt und die manchfachsten Spuren ihrer Sinnesart und Wirksamkeit zurückgelassen. Die religiösen Zustände waren hier im Ganzen dieselben, wie wir oben durch Mekum und ihn selbst sie schildern ließen. Die Denkart der eisenacher Bürger mochte eine hellere, verhältnißmäßig freisinnige sein, kirchlich aber war sie gewiß, abweichend keineswegs. Es wäre in andern Zeichen hervorgetreten als in einer, gerade zu jener Zeit in Eisenach vorgekommenen Aeußerung gegensätzlicher Ansicht, welche sich deutlich als ziemlich alleinstehend erkennen läßt.

Eisenach war nämlich bis vor einigen Jahren der Schauplatz der Lehrthätigkeit Johann Hilten's gewesen. Ein Thüringer von Geburt, hatte er zu Erfurt studirt und war darauf in den Franziskanerorden getreten. Er hatte wahrscheinlich zu Erfurt an der Universität, dann in Eisenach gelehrt, hatte fleißig die heil. Schrift, vielleicht Schriften von Waldensern gelesen, war dadurch auf neuernde Meinungen geführt, hielt sich berufen, seine bessern Erkenntnisse mitzutheilen, eiferte gegen Das, was ihm als Irrthum und Gebrechen erschien. Allein eben weil er die kirchliche Lehre und Praxis, hauptsächlich den Mißbrauch der päpstlichen Gewalt, die Vernachlässigung der heiligen Schrift und das ungeistliche Leben der Mönche laut getadelt, zu bessern sich bestrebt, weil er sich rücksichtslos, der Furcht unzugängig gezeigt, hatte er seine Ordensbrüder, in deren eisenacher Kloster er lebte, gegen sich erregt, war er von ihnen im Kloster eingekerkert. Er

1) Funkhänel, 2. Programm, 12. Falkenstein, Thüring. Chronik, Buch 2. Th. 2. 1167. In neuester Zeit hat sich ein berühmter französischer Schriftsteller und Pair gewaltig über die vermeinte dermalige Entweihung des heiligen Bodens ereifert.

blieb jedoch unerschüttert und schrieb im Gefängniß 1485 ein Buch von den letzten Schicksalen der Welt, in welchem er tiefe und besonnene Urtheile niederlegte, sich aber auch in Spekulationen über die künftigen Zeiten und das Ende der Welt verlor und sich auf Weissagungen einließ, von denen unter der Hand Manches bekannt wurde und womit man sich in der Stille bis zur Reformation herumtrug: eine mehrfach vorkommende Erscheinung, eins der Zeichen, daß nicht Wenige die Unhaltbarkeit der bestehenden Zustände fühlten, in den herrschenden Ansichten unsicher geworden waren, daß den neuen Erkenntnissen, Einsichten und Erschütterungen, welche kommen sollten, ihre Schatten, die Ahnungen, vorangingen. Hilten war nach vieljährigem Gefängnißleiden erkrankt, hatte den Guardian zu sich rufen lassen, um Erleichterung seines Schicksals gebeten, aber nur Vorwürfe wegen seiner Irrlehren vernommen und dann gesagt: „es wird ein Held kommen, der euch Mönche hart antasten wird, dem werdet ihr nicht widerstehen können." Noch im 13. Artikel der Apologie der augsburgischen Confession lobten ihn die Evangelischen als einen Zeugen der Wahrheit „im Papstthume," der die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, den guten Werken und heiligen Abendmahle in ihrer ursprünglichen Reinheit erkannt und gepredigt. Auch darauf bezogen sie sich, daß er schon vor dem Jahre 1500 verkündet habe, es werde 1516 ein Mönch kommen, der das Papstthum bestreiten, die Mönche scharf reformiren und den man mit Gefängniß und Banden nicht würde zwingen können.

Luther spricht mehrfach von ihm als einem Märtyrer; so in der Vorrede auf der barfüßer Mönche Eulenspiegel [1]) und Alkoran, liber conformitatum genannt. Er will durch das empfohlene Buch Denen, die im Papstthume nicht gewesen, an einem Beispiele zeigen, welch eine entsetzliche Finsterniß darin geherrscht, daß wirklich so gepredigt und geglaubt worden sei. Er habe

1) Des Erasmus Alberus, gerichtet gegen Barth. Albizzi's Buch von der Aehnlichkeit des heil. Franz mit Christus aus dem 14. Jahrhundert, in welchem jener diesem gleichgestellt und behauptet wird, daß Franz den Erlöser in einigen Wundern noch überboten habe, weshalb die Evangelischen das Buch der Barfüßer Eulenspiegel nannten.

das Buch und werde es auf die Nachkommen behalten, zum handgreiflichen Beweise, daß es in der That so arg gewesen, wie es die Gegenpartei nunmehr nicht gehabt haben wolle. „Wer du bist, sagt er, der du dies Büchlein lesen und vielleicht sagen wirst: hilf Gott, ist die Kirche vor uns so unterdruckt und die Welt so blind gewesen! horst du es, so laß dir sagen, hebe deine Hände und Augen auf gen Himmel und danke dem himmlischen Vater, daß er dich durch das Evangelium seines lieben Sohnes jetzt also erleuchtet hat, daß du solches erkennen und frei dawider reden kannst. Denn das sollst du wissen, daß ich, D. Martinus Luther, der ich jetzt noch lebe und dieß schreibe, auch einer des Haufens gewesen bin, der solches hat müssen glauben und anbeten. Und wäre jemand so kühne gewesen, der etwas hätte daran gezweifelt oder dawider gemuckt, der hätte müssen ins Feuer oder sonst verdammt werden, wie Herr Johann Ilten und Flecken und andern mehr geschah. Denn das Buch ist bei den Barfüßern für das Evangelium gehalten, und haben der Christenheit vorgebleuet Franziskum an Christi statt." Er setzt dann noch hinzu, zu der Zeit, als er des heil. Franz und Benedikt's Lügenden gelesen, habe er ein großes Aergerniß daran genommen, daß diese hohen heiligsten Väter noch so tief im Fleisch gesteckt, daß sich z. B. der heil. Franz, um seines Fleisches Lust zu dämpfen, ein Weib von Schnee gemacht, der heil. Benedikt, um sich die wollüstigen Gedanken zu vertreiben, nackt in Nesseln und Dornbüsche gelegt, sein Fleisch blutig gerissen habe u. s. f. „Ich dachte, solche hohe geistliche Leute sollten solche jugendliche Brunst nicht haben; aber ich mußte schweigen und glauben." In den Tischreden führt er von Hilten an, derselbe habe gesagt, da er sterben müssen: „ein Anderer wird nach mir kommen, den werdet ihr sehen." Diese Prophezey, setzt er hinzu, ist geschehen, da ich ein Knabe war und zu Eisenach in die Schule ging. Indeß war er entweder nicht genau unterrichtet, sein Gedächtniß trog ihn, oder er verwechselte eine frühere und eine spätere ähnliche Aeußerung Hilten's. Ueberhaupt scheint er erst späterhin mit diesen Vorgängen bekannt geworden zu sein; wenigstens bittet er im Jahre 1529 Mekum, ihm über die Geschichten von dem Mönche, der im Banne gestorben und geweissagt, worauf er ihn in Eisenach so begierig gemacht, ausführ-

liche Mittheilungen zugehen zu lassen. Er befand sich 1502 nicht mehr in Eisenach und erst in diesem Jahre wurde Hilten im Klosterkerker getödtet [1]).

Der ganze Vorgang zeigt, daß die durch die Siege, welche das Papstthum seit den großen Concilien des Jahrhunderts erlangt, nicht gänzlich unterdrückten abweichenden Richtungen auch in diesem Kreise einen Vertreter gefunden hatten. In der That war der Zwiespalt überall, obwol das römische System und die demselben zugewendete Richtung die Oberhand hatten. Von älterer und neuerer Zeit her, auf alte wie neue Erschütterungen deutend, ging ein bald leises, bald heftiges Zucken durch den Boden, auf welchem das stolze, vermeintlich sichre Gebäu des herrschenden Kirchenwesens stand. Elemente des Widerspruchs traten von Kindheit an Luther heran und wohin er kam. Der so Manches verneinende Geist, welcher in seinem Vater, den Bürgerschaften lebte — Proles in Magdeburg — Hilten in Eisenach! Doch weist immer noch durchaus keine eigentliche Spur darauf hin, daß diese Seite ihn auch nur fern und leise ergriffen hätte. Es scheint allerdings, daß Hilten in seinem Kreise hier und da Eindruck gemacht hatte. Einzelne mochte er ganz gewonnen haben, die dann in der Stille ihre „ketzerische" Meinung bewahrten und auch wol fortflanzten. Er war indeß unterlegen und niemand für ihn aufgetreten. Das Verfahren seiner Ordensbrüder gegen ihn beweist, daß sie von dem gewöhnlichen beschränkten, fanatischen Sinne der Mönche beherrscht wurden, und daß der mönchische Verfolgungseifer in Eisenach die volle Macht besaß, Diejenigen zu erdrücken, die er sich zu Opfern ausersehen. Ohne Zweifel bewachten die Franziskaner das Aufkommen des freieren Geistes, den sie in dem Bruder verfolgten, um so sorgsamer in ihrem ganzen Kreise. Schwerlich hat Luther schon zu Eisenach von Hilten's „Prophezey" und abweichender Ansicht

1) Köhler a. a. O. 8. *Freher*, Theatr. 97. Erhard a. a. O. III, 455. Löscher, Ref.-Acta I, 148. Hilten in Adami vitae Theol. Spiker a. a. O. Anhang 39. Mathesius, Funfzehnte Predigt. Walch XIX, 2441 ff.; XXII, 1405. De Wette III, 514. Christine, die Gemahlin Herzog Johann Ernst's, ließ Hilten ein Denkmal errichten, das sich am westlichen Eingange der Georgenkirche befindet.

etwas vernommen, zum wenigsten war es spurlos an ihm vorübergegangen. Er würde es sonst ohne Zweifel und mit Nachdruck erwähnt, mit größrer Bestimmtheit und Genauigkeit davon gesprochen haben. Dergleichen gefährliche Dinge sagte man den Schülern nicht. Von solchen Opfern der kirchlichen Tyrannei, wie Hilten, schwieg man entweder, oder bezeichnete sie als strafwürdige Ketzer, suchte auf alle Weise Abscheu vor ihnen zu erregen. Wenn von dem Eingekerkerten öffentlich oder gar in Gegenwart jüngerer Leute geredet wurde, so war es sicher in einem Sinne der Fall, daß die Gemüther der Hörer mit durchschauernden Vorstellungen von der Macht der Kirche, der rächenden Strenge, welche sie gegen Abweichende und Widersacher übte, dem schrecklichen Verbrechen der Ketzerei erfüllt werden mußten. Die Georgenschule lag neben dem Franziskanerkloster. Es könnte sein, daß ihre Schüler manches Mal mit Grauen nach den düstern Mauern hinübergeblickt hätten, hinter welchen der Ketzer Hilten gefangen lag. Auf diese Weise möchte der letztre noch am ehesten auf Luther in Eisenach gewirkt haben. Auch mittelbare, auf Hilten zurückzuführende Einflüsse fanden entweder nicht statt bei ihm, oder waren doch so schwach, daß in seiner Entwickelung durchaus nichts darauf auch nur hindeutet. Man möchte umgekehrt aus seinen Aeußerungen über den Barfüßereulenspiegel mit weit größerer Sicherheit darauf schließen dürfen, daß in Eisenach Einflüsse der Franziskaner an ihm geübt wären. Stammte das Exemplar, das er aufbewahrt hatte, vielleicht noch von Eisenach her? Trebonius soll Franziskaner gewesen sein, das Kloster, in welchem sich auch eine Schule befand, war so nahe, die Mönche waren so geschäftig die Legenden ihrer Ordensheiligen zu verbreiten. Von den schändlichen Mönchsbüchern, die in den Händen der Leute gewesen, die er lesen müssen, spricht Luther oft, und dieses war aus ihrer Zahl. In jedem Falle sehen wir auch aus diesen Aeußerungen von ihm, daß diese Literatur zu seiner Erziehung wesentlich beitrug und daß ihre Richtung vollständig bei ihm wirkte. Wir entnehmen weiter daraus, er las nicht, ohne dabei zu denken, allein wie übergläubig war sein Gedankengang! Es verletzte sein Gefühl, daß solche Heilige der fleischlichen Anfechtungen der Jugend noch nicht Herr waren.

Es mag sein, daß seine Berührungen mit der muthmaßlich freisinnigern eisenacher Bürgerwelt, seine günstigere Lage und heiterere Stimmung, seit er bei den Kottas Aufnahme gefunden, die mönchische Richtung seiner religiösen Ansicht und Empfindung aufhielten, sie änderten sie aber nicht. Wären ihm ja freiere Gedanken gekommen, so hielt der Geistesdruck der Kirche sie nieder. Er mußte „schweigen und glauben." Ohnehin wiesen ihn seine Verhältnisse großentheils und zu Anfang wol allein an die geringeren Bürger und die Geistlichen und deren Ansicht. Dem niederen und höchstens mittleren Stande gehörten seine Verwandten an. Einer derselben war Küster zu St. Nikolai, also auch eine geistliche Person. Sowol mit ihm als mit andern Eisenachern blieb er nach seinem Abgange in Verbindung, und sie waren gleichfalls Kleriker, z. B. Braun, Vikar am Marienstifte, die Konventsmitglieder des schalbischen Kollegiums, eines Minoritenklosters unter der Wartburg, so genannt, weil die in Eisenach sehr angesehene schalbische Familie — auch Frau Kotta wird eine Schallin oder Schalbin genannt — dem Kloster reiche Vergabungen zugewendet. Ursprünglich war es ein Armen- und Krankenhaus gewesen, von der heil. Elisabeth gegründet; Landgraf Friedrich der Ernste hatte das Kloster ihrem Andenken gewidmet. Die Konventsmitglieder waren von hoher Ehrerbietung gegen sie erfüllt, waren stolz darauf, dem ihr geweiheten Kloster anzugehören, da zu wohnen, wo sie einst der Armen und Kranken gepflegt. Einen bedrängten Angehörigen der schalbischen Familie aus Eisenach nahm Luther 1526 bei sich auf und verwendete sich wiederholt für ihn beim Kurfürsten Johannes. Wir sehen ihn mehrfach in Verkehr mit Angehörigen der schalbischen Familie. Die Zusammenhänge liegen nahe genug, auf welche dies Alles hindeutet[1]).

1) de Wette, I, 3; II, 505: III, 119, 162, 401. Funkhänel, 20. Lingke, Reisegesch., 6. *Rebhan*, fol. 10, B, pag. 18. *Paulini*, Annal. Isenac., 78. Koch, eisenachische Chronik, Buch I, Kap. 3, Blatt 113. *Toppius*, 18. Schumacher, Merkwürdigkeiten der Stadt Eisenach, 58. Storch, topogr. histor. Beschreibung d. Stadt Eisenach, 89.

Ergebniß, Abgang zur Hochschule.

Noch einmal, wie viel hat in Eisenach für Luther auf dem Spiele gestanden! Er befand sich hier in der Gefahr, die ihm bestimmte, von ihm erwählte, ihm angemessene Laufbahn aufgeben zu müssen, vielleicht im Druck, in gar zu beschränkten Lebensverhältnissen zu verkümmern. Hier wurde er dem Gelehrtenberufe erhalten, der Noth entnommen; hier wurde ihm Hülfe, Rettung durch Kraft des weiblichen Sinns, der entdeckte, was kein Verständiger sah, durch das fromme Mitleid einer edeln deutschen Frau. Erst in Eisenach ist er innerlich für die Wissenschaft gewonnen, da ist er reich geworden an Kenntnissen und noch mehr an vielfach heilsamen förderlichen Eindrücken, an Gunst bei Wohlthätern, Freunden, Lehrern. Er war arm und in Sorgen und Aengsten oder doch in trügerischen Hoffnungen gekommen: er ging mit einem sicheren, reichen Besitze.

Darum nannte er denn auch Eisenach stets „seine liebe Stadt," weil er da „so viel Gutes gelernt und genossen." Er beschloß dort noch das Jahrhundert seiner Geburt. Nach etwa vier zuletzt doch schönen Jahren, am 17. Juli im ersten Jahre des neuen sechzehnten größern Säkulums, welchem er so viel von seinem ureignen Gepräge geben sollte, zog er von dannen, mit Lust zur hohen Schule, dem Brunnquell aller Künste. Nach Erfurt ging er[1]).

1) *Richter*, Genealog. Lutheror., 156.

Viertes Hauptstück.

Erfurter Studienjahre.

1501—1505.

Uebersicht. — Stimmung Luther's. – Erfurt (die Stadt, freiere Denkart). — Kirchliche Gesinnung, kirchliche Zustände. — Erfurt (die Universität). — Die Scholastik (scholastisch-aristotelische Studien). — Usingen, Truttvetter. — Humanistische Studien. — Die Bibel. — Rechtsstudien. — Eintritt ins Augustinerkloster.

Uebersicht.

Um einen möglichst deutlichen und vollständigen Begriff von der Entwickelung Luther's in seinen Studienjahren zu gewinnen, müssen wir uns zunächst die allgemeinen Zustände dieser Zeit vergegenwärtigen, sofern sie unmittelbar oder auch nur von weitem her nothwendig auf ihn einwirkten, oder auch nur muthmaßlich Einfluß auf ihn geübt haben.

Wenn sich im ganzen 15. Jahrhundert die neue Zeit und Welt vorbereitete, die aus der ablebenden der mittleren Jahrhunderte hervorgehen sollte, so war diese Entwickelung in den seit Luther's Geburt verflossenen achtzehn Jahren ihrem Ziele mit starken Schritten näher gerückt. Die Wandlungen in den Verhältnissen, der Denkart und Stimmung, wodurch sie herbeigeführt wurde, mehrten sich eben am Ausgange des 15. und im Beginn des 16. Jahrhunderts, ihre Ergebnisse traten heller her-

vor, die Bewegung der Geister wurde stärker und ergriff immer größere Kreise. Eine zunehmende Gährung bezeichnet die Jahre, in welchen Luther zu Erfurt studirte.

Die Folgen der in den Staatenverhältnissen eingetretenen Aenderungen, der Versuche, das Reich wieder in Ordnung zu bringen, und der großen Erfindungen und Entdeckungen der letzverlaufenen Jahrzehnte wurden immer sichtbarer. Es ging ein unheimliches Gefühl durch die deutsche Nation, daß sich im Westen eine Macht unerwartet gegen sie erhoben habe, welcher sie sich bisher weit überlegen geglaubt und die nun ernstlich das Reich bedrohe. Sie hatte sich am Schlusse des 15. Jahrhunderts überlegen gezeigt, der französische Krieg war unglücklich abgelaufen. Je näher man sich dem Ziele geglaubt hatte, in eine desto weitere Ferne entschwanden die Aussichten und Hoffnungen, die öffentlichen Zustände geordnet und gründlich gebessert zu sehen. Gerade in Luther's Studienjahre fällt die Auflösung des zu Worms 1495 und seitdem Beschlossenen, offener Zwiespalt des Kaisers und der Stände, Wiederkehr der alten Unordnung, eine allgemeinere politische Aufregung und Verstimmung als Ergebniß aller jener Versuche. Von den Bewegungen in den niedrigsten Volksklassen während dieser Jahre war schon die Rede. In den untern und mehr noch in den mittleren Ständen wurde sie durch die volksmäßige Literatur beschleunigt und weiter verbreitet, welche einerseits gewaltig anschwoll und andererseits die Richtung änderte, sich mehr und mehr gegen das Bestehende kehrte, nachdem sie in Luther's Kinderzeit noch überwiegend namentlich den geistlichen Ansichten und Anliegen gedient hatte. Auch andere Umstände übten großen Einfluß darauf. Die Entdeckung der beiden Indien eröffnete dem Handel neue Wege, gab Anlaß zur Steigerung des Luxus, regte die Geldgier, den Ehrgeiz, die Einbildungskraft mächtig an, steigerte die Lust zu Thaten und Abenteuern, erhöhete die Forschbegier und das Nachdenken, bereicherte mit neuen Vorstellungen und Kenntnissen, hatte beträchtlichen Antheil daran, daß der gesunde Menschenverstand mehr und mehr erwachte und daß die geistliche Denkart immer weltlicher wurde, daß die Gegensätze des Reichthums und Ueberflusses und der Armuth und Entblößung, der Ansicht und Empfindung und der äußeren Lage der verschiedenen Stände, vor allen der untersten

zu den übrigen sich schärfer ausbildeten. Mit dem Allen stand ein gewaltiger Aufschwung im Zusammenhange, den die Künste und noch weit mehr die Wissenschaften nahmen und den in den mittleren und höheren Ständen die Geister namentlich durch die klassischen Studien erhielten, deren Einfluß sich in Deutschland eben jetzt verstärkte und in weiteren Kreisen verbreitete. Nicht minder wie die Entdeckungen der neuen Welt jenseits des Oceans reizten und erregten die gleichzeitigen der untergegangenen alten der Römer und Griechen, der Schätze ihrer Literatur, ihrer Weltansicht und Weisheit. Die Wissenschaft lenkte mehr und mehr von der Begründung und Verarbeitung zur Kritik ab, auch in ihrem Gebiete bekundete sich ein lebhafter Drang, die herkömmlichen Wege zu verlassen und neue Bahnen zu suchen, die Vorgänge in den Kreisen der gelehrten Literatur fingen an die Bedeutung von Ereignissen zu bekommen. Die Bewegung war auf allen Gebieten, alle Geheimnisse der Welt, des Geistes schienen sich zu erschließen, Ahnungen einer neuen wunderbaren Zeit ergriffen die Gemüther, in tausend Zeichen kündigte sich ein unruhiges Hinstreben und Drängen nach einer neuen Lebensentwickelung an. Ueberall stieß das Neue gegen das Alte und zu plötzlich trat es ein und suchte sich zu vordringend geltend zu machen, als daß heftige Reibungen hätten ausbleiben können, welche wiederum den Aufruhr der Kräfte, Gedanken und Bestrebungen verstärkten.

Vornämlich die Kirche stand ihnen entgegen als erste Herrscherin und Besitzerin in der äußeren Welt wie im Geistesgebiete, und auch innerhalb der Kirche trat wieder ein Zustand erhöhter Spannung und Bewegung ein. Während sich im Islam eine drohende Gefahr erhoben, hatte die Entdeckung der neuen Welten Aussichten auf eine unermeßliche Ausbreitung des Christenthums und der päpstlichen Obergewalt eröffnet. Eben jetzt begann unerwartet ein Widerspruch gegen die letztere, ja gegen alles im ganzen kirchlichen Wesen Bestehende und Hergebrachte innerhalb des Gebiets der Kirche selbst von der Seite der Wissenschaft her laut zu werden. Je mehr sich die geistliche Macht von neuem angefochten sah, desto mehr nahm sie sich zusammen. Nicht einmal in der Erd- oder Himmelskunde konnten neue Begriffe aufkommen, ohne auf kirchliche Schranken oder Hemmnisse zu

stoßen, geschweige denn in der Philosophie oder gar in der Theologie. Die Wachsamkeit, der Argwohn und das Bemühen der Kirche, ihren Besitzstand ungeschmälert zu behaupten, verdoppelten sich. Je lebendiger Gegensätze sich wieder regten, desto stärker wurde ihr Gegenwirken. So führte sie die Büchercensur ein und verschärfte sie — eben im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts — sobald die Presse und die Volksaufklärung ihren Einfluß deutlicher zeigten. Ueberall wurden die Abweichenden verfolgt und überwunden. Wir hörten, wie es um diese Zeit einem Hilten in Deutschland erging; 1498 hatte Savonarola in Italien den Ausgang Hussens genommen. Zunehmender Widerspruch und erhöheter kirchlich-hierarchischer und inquisitorischer Eifer waren die Zeichen dieser Zeit.

Noch viel weiter war diese ganze Entwickelung nach zwei Jahrzehnten vorgeschritten, es paßt aber noch fast ganz auf diese Zeit, was Luther von der um zwanzig Jahr vorgeschrittenen sagt: „So jemand lieset alle Chroniken, so findet er von Christi Geburt an, dieser Welt, in diesen hundert Jahren, gleichen nicht in allen Stücken. Solch Bauen (man bauete eben jetzt noch an den Münstern und Domen, zum Zeichen, wie lebendig der Katholicism noch war) und Pflanzen ist nicht gewesen so gemein in aller Welt. Solch köstlich und mancherlei Essen und Trinken auch nicht gewesen so gemein, wie es jetzt ist. So ist das Kleiden so köstlich worden, daß es nicht höher mag kommen. Wer hat auch je solche Kaufmannschaft gelesen, die jetzt um die Welt fähret und alle Welt verschlinget? So steigen auf und sind aufgestiegen allerlei Künste, Malen, Sticken, Graben, daß es seit Christi Geburt nicht gleichen hat. Dazu sind jetzt solche scharfe, verständige Leute, die nichts verborgen lassen. Da kommen hervor die Sprachen und allerlei Weisheit; was Christus die Sorge dieses Lebens nennet, ist auf höchste gekommen; es bricht ein Licht hervor und gehet ein Tag auf, er sei wer er wolle. Es ist vorhin solcher Witz, Vernunft und Verstand in der Christenheit nicht gewesen, auf und in zeitlichen und leiblichen Sachen; ich geschweige der neuen Fünde, als Buchdrucken, Büchsen und andere Kriegshändel. Dazu, daß nicht allein der weltliche Handel auf's höchste gekommen; so ist's auch auf's höchste gekommen in geistlichen Sachen. Größer Irr-

thum, Sünde und Lügen haben nicht regieret auf Erden vom Anfang, denn in diesen hundert Jahren [1]." Da meint er denn, es müsse brechen oder ein anderes werden, der jüngste Tag sei nahe. Das wurde jetzt das vorherrschende Gefühl, hundertfach sprach es sich aus, oft unklar, wie in Ahnungen und Vorhersagungen, so in Beängstigungen. „Im Pabstthume, sagt er, habe ich ihrer viele gesehen, denen so bange ist gewesen, daß sie gezittert und gezaget haben, also daß sie nirgend haben bleiben können [2]."

Von einer allgemeinen Gährung und Bewegung wird Jeder, fast jede Lebensstufe, nahe oder fern, berührt. Mag sein, daß die zunehmende, in welcher er bis zu seinem Abgange nach Erfurt aufgewachsen war, ihn als Knaben in Mansfeld, als armen Schüler in Magdeburg und Eisenach nur sehr fern berührt hatte: sie mußte ihn stärker und unmittelbarer fassen, da er in die Jahre größerer Reife trat, wo die Lust und die Gabe scharfer Beobachtung sich mehr und mehr bei ihm entwickelte, von deren Spuren und Zeichen seine Schriften voll sind. „Denn vor der Zeit siehet und verstehet ein Mensch in gemeinen Händeln nichts," bemerkt er [3]), von einer Beobachtung redend, die sich ihm aufgedrungen, seit er in seine zwanziger Jahre gekommen, wie er denn hier und da manchfacher Erfahrungen erwähnt, die er auf der Universität zu Erfurt, „da er noch ein junger Gesell gewesen," gemacht. In jene Jahre trat er nun bald hinein und zugleich bot sich ihm so viel mehr Stoff und Gelegenheit zur Beobachtung dar. Die Bewegung der Zeit mußte ihn um so viel stärker und unmittelbarer in einer so bedeutenden Handels- und Universitätsstadt fassen, wo sie begreiflicher Weise selbst so viel stärker und lebendiger war. Hier bot sich ihm die Gelegenheit — und er kam mit Begier, sie zu benutzen — in das Wissen der Zeit nach viel mehreren Seiten und viel tiefer einzudringen. Hätte der Ström der neuen Begriffe und Ansichten, die abweichende Zeitrichtung und so viel Anregung zu einem freien Denken

1) Kirchenpostille, Plochm. X, 52 f.

2) Hauspostille, Plochm. I, 130.

3) Auslegung d. Genesis, zu Kap. 26, V. 19—21. Walch II, 299.

ihn nicht ergreifen, vielleicht fortreißen sollen? Wir müssen hier die Hinneigungen begabter, strebsamer, feuriger und edler Jünglinge zu den neuen, frischen, aufstrebenden, kämpfenden Anschauungen und Richtungen der Zeit in Anschlag bringen. Wie gern und natürlich geben sie sich ihnen hin, ergreifen sie die Partei der Vertreter derselben. Da ist Kampf, die Lust der Jugend, da wo der Ruf der Freiheit ertönt, däucht ihnen, müsse die Wahrheit, deren Unmittelbarkeit sie ersehnen, und das Recht sein, bei der unterdrückten, verfolgten Sache. Die Selbstsucht, die Klugheit, die tiefere Einsicht und die Rücksichten der späteren Jahre liegen ihnen noch fern. Die freiere Ansicht, der Geist des Widerstands, des Verneinens, der gegen die herrschenden Zustände sich in zwiespältigen Zeiträumen erhebt, er ist es, der sie faßt, erfüllt, festhält, am ersten, am gewaltigsten.

Gedenken wir insbesondere der religiösen Zustände Luther's, sollte man da nicht meinen, er hätte sich hier den Banden, in welchen er gefangen war, entreißen müssen? Wenn junge Leute, kräftige Geister, in beengenden religiösen Vorstellungen, in blinder Unterwerfung unter ein auf Autorität ruhendes System von Kirchenlehren und abergläubischer Kirchlichkeit erzogen sind, und wenn sie dann in eine von dem bisherigen Zwange freie Lage versetzt werden, in das Gebiet selbständigen Forschens, in Kreise eintreten, in welchen unbefangene Ansicht waltet, wie natürlich ist es dann und wie oft hat sich dann die Wendung wiederholt, daß sie aus Blindgläubigkeit in die freieste Ansicht überspringen, die aufgedrungenen Vorstellungen weit von sich werfen und den Gegensatz in sich aufnehmen, die Fesseln zerbrechen und der Ungebundenheit sich hingeben, in raschem Wechsel ein Aeußerstes mit dem andern vertauschend. Noch immer hat jedes beengende Kirchenthum tausendfältig gerade bei den besten Köpfen diese Wirkung geübt. Wie Viele — eben auch am Ende des 15. und am Anfange des 16. Jahrhunderts — nahmen vom strengsten Katholicism die Richtung selbst zum entschiedensten Unglauben.

In den Bereich von Einflüssen, ganz geeignet zu einem Ergebnisse dieser Art bei ihm zu führen, trat Luther in Erfurt. Die Stoffe und Zeichen der Abweichung vom Bestehenden, des Widerspruchs gegen die herrschende Ansicht, die ihn leise berührt hatten, waren hier gehäufter und lebendiger, und noch andere

waren hier vorhanden, die ihm bisher fern und fremd geblieben. Eine ganze Reihe und Verkettung von Verhältnissen und Umständen kam zusammen, welche von allen Vermuthungen die am nächsten zu legen scheinen, er wird und muß die mönchisch-beschränkte Ansicht fahren lassen, den freieren, den abweichenden Richtungen sich hingeben, als ein kräftiger und vordringender Geist zunächst wenigstens die gegensätzlichen Ansichten in sich aufnehmen, zunächst wenigstens wider den dumpfen Katholicism, der wie ein Alpdruck einengend und ängstigend in ihm lebt, gestimmt werden, vielleicht gegen die Religion selbst, von welcher ihm nur jene einzige Form bekannt ist, bis sie sich ihm in einer neuen wahrhafter offenbart.

Von dem Allen geschah aber das gerade Gegentheil. Das Ergebniß seiner Universitätsjahre bestand in völligster Hingebung an das Kirchenthum wie es war in seiner äußersten Spitze, in vollendetster, übersteigerter Ausbildung seiner frühesten religiösen Richtung. Alle Vermuthung und Berechnung täuschend, zeigte er durchaus keinen Sinn für die antihierarchische Opposition; die verneinenden neuernden Strebungen machten keinen Eindruck auf ihn, die reformatorischen, nach außen auf die Verderbnisse und die Besserung der Kirche gerichteten Ideen blieben ihm fremd, entschieden wendete er sich dem Positiven, Bestehenden, Innerlichen zu. Mit Lust und Kraft betritt er die neue Welt, die sich ihm aufthut, beginnt er ein frisches Leben und Streben, und nach wenigen Jahren sehen wir ihn voll Ueberdruß, gänzlich ermattet, wie es scheint, die erfolgreich betretene Laufbahn verlassen und der Welt entfliehen. Haben die Gegensätze auf ihn eingewirkt: die Wirkung tritt erst nach Jahren hervor. Wird in Erfurt die Feindschaft gegen die hergebrachte philosophische, theologische und hierarchische Denkart bei ihm begründet, die derselben so verderblich werden sollte, er selbst, so viel sich ersehen läßt, hat nicht die leiseste Ahnung davon. Den lichten Geist der Zeit zurückweisend, von den frischesten Regungen derselben, dem aufgehenden Tage sich abwendend, der Freiheit und ihren Kämpfern und Freunden den Rücken zukehrend, Aussichten und Jugendlust aufgebend, wirft er sich der alten Nacht in die Arme, gibt er sich den herrschenden despotischen Mächten in völligem Einklange zu eigen hin, denen er später Worte entgegendonnerte

wie die: „mein Leben soll euer Teufel, mein Tod eure Hölle sein!“

Er befand sich im achtzehnten Jahre, als er die Universität zu Erfurt bezog. Unter dem Rektorate M. Jodokus Truttvetter's, sonst Jost oder Jodokus von Eisenach genannt, ist er mit den Worten: Martinus Ludher, ex Mansfeld, in der Matricula Candidatorum bei der philosophischen Fakultät Martinus Luder, ex Mansfeldt, inskribirt [1]).

Keineswegs, damit er Theologie studire, ließ ihn sein Vater nach Erfurt gehen. Zu Anfang war wol überhaupt von einem Fachstudium noch nicht die Rede, die Meinung indeß jedenfalls, daß er nach vollendetem Gymnasialkursus in weltlicher Wissenschaft sich umsehen, zunehmen, groß werden solle. Einen angesehenen, weltlichgelehrten Mann sollte die Universität aus ihm machen. Dazu trieb der Vater ihn an, dahin ging die Ansicht, der Rath der Freunde. Nachdem er die Vorstudien hinter sich und sich bereits hervorgethan hatte, wurde bestimmt, er solle der Rechtswissenschaft sich widmen, und er muß damit einverstanden gewesen sein. Es überraschte den Vater aufs höchste, daß er in den geistlichen Stand trat. Hans Luther wollte keineswegs, daß er „Bischof, Pfaff, Mönch“ werde, damit er „versorgt in fremden Gütern wohllebte und gute Tage hätte, statt sich durch eigne Mühe zu ernähren“ [2]), er meinte, der vielversprechende Sohn solle ihm einmal Ehre machen in weltlichen Aemtern und Würden. Er dachte schon darauf, „ihm reich und ehrlich zu freien.“ Wir wissen, im geistlichen Stande erblickte er kein sonderliches Glück oder Verdienst. In diesem Sinne mag er sich zur Genüge gegen den Sohn ausgesprochen haben.

Martin konnte sich jetzt mit freierem Geiste, sorgenloser, unbefangener den Studien hingeben. Die überstrenge pedantische Schulzucht lag hinter ihm. Der Vater war im Stande, dem Genügsamen, Unverwöhnten freigebige, ob auch immer nur knappe, über das Nöthige nicht hinausgehende Unterstützung zufließen zu lassen. So weit hatte er es nun gebracht. Seine Aeltern, sagt

1) *Motschmann*, Erford. lit. I, 696.

2) Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes, Plochm. XXVIII, 156.

Mathesius vom Sohne, erhielten ihn vom Segen ihres löblichen Bergguts. Wir erinnern uns seiner Aeußerung, daß ihn sein lieber Vater mit aller Liebe und Treue in der hohen Schule zu Erfurt gehalten und durch seinen sauren Schweiß dahin ihm geholfen habe, wohin er gekommen sei. Die Universitäten, selbst gelehrte Korporationen, vereinigten in sich wieder besondere Körperschaften, Kollegien oder Bursen, Gesammtheiten einer bestimmten Anzahl von Lehrern und Studirenden, die zusammen wohnten, einen gemeinschaftlichen Tisch hatten, gemeinschaftliche Andachtsübungen hielten. Die Lehrer oder die bereits mit akademischen Würden Bekleideten beaufsichtigten die Studirenden und leiteten deren Studien nach bestimmter Vorschrift. Jene wie diese pflegten dabei Stipendien zu beziehen, doch lebten auch manche auf eigene Kosten in den Kollegien, wenn deren Freistellen nicht zureichten. So war es auch in Erfurt [1]). Wahrscheinlich hat auch Luther einem solchen Kollegium angehört, doch ohne zum Genuß eines Stipendiums gelangt zu sein.

Der Anfang der Studien pflegte mit einem linguistisch-philosophischen Kursus gemacht zu werden. Die lateinische Sprache, die Klassiker vermittelten die allgemeine höhere Bildung, mit ihrem Studium wurden Uebungen im mündlichen und schriftlichen Ausdruck verbunden. Daneben wendete man sich den philosophischen Disciplinen, der Beschäftigung mit der Logik und Dialektik (der Denklehre), mit den höchsten Fragen des menschlichen Geistes zu, doch so, daß hieher alles für den Gebildeten und Gelehrten überhaupt Wissenswürdige gerechnet wurde, das Nothwendigste aus der Erd- und Himmelskunde u. s. f., wie man denn unter dem Namen der Philosophie wol die encyklopädische Masse der gesammten Wissenschaften begriff. Häufige Disputir-Uebungen dienten zu einer Geistesgymnastik, auf deren Vorzüge und Nachtheile wir zurückkommen werden. Auch die leibliche Gymnastik pflegte nicht zu fehlen. Schon der kriegerische Sinn und Zustand der Nation, die Stellung der Studirenden führte darauf hin. Wiefern sich Luther als Akademiker mit ihr abgegeben, wissen wir freilich nicht. Doch finden wir ihn bewehrt, wenn er über Land wandert. Wehr und Harnisch standen ihm

1) Erhard, a. a. O. II, 103.

wohl an, als er sich auf der Wartburg befand. Dort und auch wol späterhin noch (bei Löser), vielleicht auch früher, übte er das Waidwerk. Er war einst Zeuge, „daß einer seinen leiblichen Bruder mit dem Schwerte durchstochen und getödtet hat, da er wollte eine wilde Saue, die seinen Bruder unter sich gedrückt hatte, durchstechen.“ Stets pries er es, daß die Griechen so viel auf die Gymnastik gehalten; er hatte immer viel Vorliebe für Alles, was wehrhaft und mannhaft macht; am allerbesten gefielen ihm „die zwo Uebungen und Kurzweile, nämlich die Musika und Ritterspiel mit Fechten, Ringen und was weiter dahin gehört.“ Wie die erstere die Sorge des Herzens und melancholische Gedanken vertreibe, mache das andere „feine geschickte Gliedmaßen am Leibe und erhalte ihn bei Gesundheit mit Springen u. s. f.“ Weiter gerathe man dabei nicht auf Zechen, Unzucht, Spielen und Doppeln, wie man jetzt (in seinen späteren Jahren) sehe an Höfen und in Städten. So gehe es, wenn man die ehrbaren Uebungen und Ritterspiele verachte und nachlasse [1]).

Die römischen Autoren waren es, die Zeitphilosophie und was man hineinzog und daneben trieb, womit er sich auf der Universität gleich andern jungen Leuten zunächst beschäftigte. Es geschah mit glühendem Eifer und eiserner Ausdauer, wobei ihm insbesondere ein treffliches Gedächtniß zu Statten kam, das leicht faßte und nicht leicht wieder los ließ, was es einmal gefaßt. Man glaubt es, daß er eifrigst den Livius, Virgil, Terenz, Plautus, Cicero und welche andere ältere und neuere lateinische Schriftsteller las, daß er sie, wie späterhin die Scholastiker, Biel und d'Ailly, und die Schrift fast auswendig wußte, daß er keine Vorlesung versäumte, sich gern mit den Lehrern besprach, fleißig mit den Kommilitonen repetirte und auf der Bibliothek sich umsah, daß er sich der Logik und Dialektik bald bemächtigte, mit seinem scharfen Verstande sich leichter als die Meisten in dem Irrgewinde zurechtfand, es den Uebrigen zuvorthat. Schon nach zwei Jahren erhielt er den untersten philosophischen Grad, und mit ihm die Berechtigung, als Bakkalaureus philosophische Vor-

1) Ausl. d. 5. Buch Mosis zu Kap. 19. [illegible] Buch III, 2271 Tischreden, Walch XXII, 2281.

lesungen zu halten; zu Anfange des Jahrs 1505 die Magisterwürde unter M. Johann Werner's Rektorate und Johann Pistoris von Ingweiler Dekanate. Er gewann bei der Promotion nach vorhergegangenem Examen unter siebzehn Kandidaten die zweite Stelle und begann darauf sofort, wie es die jungen Magister sehr häufig thaten, Vorlesungen zu halten, und zwar über die aristotelische Physik und Ethik. Nun wendete er sich auch dem Fachstudium zu, dem er sich widmen sollte. Er machte den Anfang damit, die Rechte zu studiren. Er ließ fast die ganze akademische Jugend hinter sich zurück, sein Genie erregte die Bewunderung der Universität. Hegte man große Erwartungen von ihm, so ließ er selbst nicht nach, verdoppelte als Magister seinen Eifer [1]).

So sehen wir ihn im rüstigsten, raschesten, erfolgreichsten Vorschreiten in der Wissenschaft, zur Auszeichnung in ihr, an der Universität, im Leben. Auch einer heitern jugendlichen Geselligkeit scheint er nicht abgeneigt gewesen zu sein. Da bricht er plötzlich diese ganze Entwickelung, alle Aussichten, Erwartungen, Studien, dies ganze Dasein ab, um es mit einem durchaus entgegengesetzten zu vertauschen. Nach vier kurzen Jahren geht er in ein Kloster, wird Mönch, Bettelmönch, und verwickelt sich so tief als möglich in jenes Netz mönchisch-hierarchischer Begriffe und Verhältnisse, aus welchem ein Ausweg kaum zu finden war, das zu zerreißen die Anstrengung von Riesenkräften erforderte. Und noch viel auffallender erscheint dies, wenn man ins Auge faßt, was hier entgegenstand, ihn, wie man glauben sollte, in der Bahn hätte festhalten und fördern müssen, die er so entschieden als plötzlich verließ.

Die ganze merkwürdige Wendung erweist vervollständigend die Richtigkeit unsrer Ansicht von seiner Entwickelung, der religiösen namentlich, in seinen Kinder- und Schuljahren. Wir

1) „Zu Anfang des Jahrs 1505 ward ich Magister, zu Ende desselben Jahrs Mönch." *Ericeus* a. a. O. 174. Ebenso in Cod. chart. bibl. duc. Goth. Fol. Nr. 262 und Quart Nr. 153, S. 79 und in Jonas' Predigt über der Leiche Dr. M. Lutheri. Motschmann a. a. O. Melanthon und Seckendorf (I, 18.) verwechseln offenbar die Magisterwürde mit dem Bakkalaureat. Ukert, Leben Luther's, I, 67 ff.

werden noch mehr als ein Mal auf sie zurückkommen müssen, indem wir die Aufgabe dieses Hauptstücks vornämlich darin setzen, der Dürftigkeit und Verworrenheit der Nachrichten eine möglichst genügende Erklärung des neuen Entwickelungsganges abzugewinnen, den er nahm und der zu jenem entscheidenden Ergebnisse führte. Um dazu zu gelangen, wollen wir zunächst die Stimmung, in welcher wir ihn während seiner Studienjahre finden, und hiernach die besondern Verhältnisse und Zustände in Betracht ziehen, unter deren Einflüssen er sein Universitätsleben begann und fortsetzte, wobei wir denn Gelegenheit haben werden, Weiteres und Genaueres über seine Studien, Fortschritte, Erlebnisse und was sonst dahin gehören mag, hinzuzufügen.

Stimmung Luther's.

Man ist gewohnt bei Luther's Namen sofort, wol gar allein an vordrängende, brausende Thatkraft, kühne, rasche Erhebung, trotziges, kein Hinderniß, keine Gefahr achtendes, alles wie im Sturm vor sich niederwerfendes Ankämpfen, an die freieste Sinnesart, einen Gang zu denken, weit abliegend von den Bahnen jener Ruhe und Mäßigung, jenes Ansichhaltens und zögernden Umschauens, wie es bei gewöhnlichen Menschen gewöhnlich, in ruhigen und auch wol bewegten Zeiten gefordert zu werden pflegt. Will man jedoch zu einer richtigen Ansicht und Würdigung gelangen, so hat man sich dieser Betrachtungsweise gänzlich zu entschlagen, wie Vieles auch scheinbar sie rechtfertigt und begründet. Das sahen wir schon, in seiner ganzen Kindheit und seinen Schuljahren finden sich kaum Spuren jener Charakterzüge, deutet Alles viel eher hin auf ein stilles, folgsames, frommes, jedenfalls ein verschüchtertes Kind, auf einen empfänglichen, weichen, in sich gekehrten Sinn, der mehr Gegebenes aufnimmt als sich selbst versucht, sich leicht bestimmen läßt. Der Knabe und Schüler wird hart behandelt, leidet Noth, wird aber nicht trotzig, nicht bitter gegen Aeltern, Lehrer oder Geschick. In keiner Weise geht er aus den ihm angewiesenen Wegen heraus; nicht durch einen raschen Entschluß, eine ungewöhnliche Thathandlung oder hervorstechende Auszeichnung als Schüler, sondern durch ein stilles,

andächtiges Wesen zieht er die Aufmerksamkeit von Gönnern auf sich, wendet er leidend sein Geschick. Früh wacht die Ahnung der Gottheit, das Gefühl der Abhängigkeit von ihr in ihm auf, und der gefühlsam-phantastische Volksglaube, der ihm in jedem Kreuz am Wege, in den Heiligen- und Marienbildern das Uebersinnliche sinnlich näher bringt, der ihm einen strengen Herrn und Richter, doch auch tausend Mittel der Versöhnung vorhält dieser Volksglaube ist es und der Priestereinfluß, dem er sich gänzlich hingibt. Keine Spur weist auf Lust am Zweifeln, jede auf tiefes Bedürfniß des Glaubens und seiner Stärkung hin; keine auf Lust am Verneinen, jede auf Pietät.

Seine Verhältnisse in Eisenach scheinen mildernd und mäßigend auf seine religiöse Stimmung und Richtung gewirkt zu haben, er kam mit dem lebendigsten Wissenseifer nach Erfurt. Allein jene war doch fortwährend das Vorwaltende in ihm, und mit dem letztern blieb von Anfang ein wenigstens ebenso lebendiger Frömmigkeitseifer verbunden. Blos ein Gelehrter werden zu wollen oder zu werden, dazu fehlte bei ihm Sinn und Anlage. Das wissenschaftliche Erkennen und Begreifen genügte ihm nicht, war ihm nur Mittel zum Zwecke Das Erste, was er im Auge hatte, war die Noth und das Heil der Seele, ihr Verhältniß zu Gott, ihre Versöhnung mit ihm durch Gerechtigkeit vor ihm. Solchen Gehalt suchte er für sein Leben, dazu sollte ihm die hohe Schule, die Wissenschaft helfen. Er meinte, etwas Rechtes lernen, aber auch und noch mehr durch das Studium und ein gottgefälliges Leben dem Unsichtbaren immer näher treten zu wollen; Aufschlüsse, doch nicht blos Aufschlüsse über die vornehmsten Gegenstände des Denkens und Glaubens, sondern auch, und vielleicht noch mehr, Stärkung der sittlichen Kraft, den Antrieb und die Weihe zu einem gestrengen, gottseligen Leben erwartete er. Wie er wol auf den Schulbänken von der Philosophie mit Ehrfurcht hatte reden hören, nahete er ihr als der vertrauten Freundin der Wahrheit, der strengen Erforscherin des Guten, und vor Allem der größesten Stütze des Glaubens mit heiliger Scheu. Man kann annehmen, daß sein Eifer, seine Richtung überspannt war, daß er glühete, schwärmte. So, mit tiefem Ernst, in sich gekehrt, trat er in das akademische Leben ein und so war er als Akademiker. Durch seine Erziehung

ängstlich geworden, hatte er wenig Vertrauen zu sich selbst. Schon das war keine Gestimmtheit, neue Bahnen einzuschlagen oder in abweichende Richtungen auch nur einzugehen. Gehorsam hatte er gelernt, seine ganze Kraft warf sich darauf, das Gegebene zu fassen und in sich durchzubilden, was er glaubte, tiefer zu ergründen und zu befestigen, wo er zweifelhaft war, zur Klarheit und Gewißheit, vor Allem zu einem festen, religiös-sittlichen Halt zu gelangen, zum Seelenfrieden. Sein Fleiß, seine Erfolge und das Ende, der Entschluß, das Mönchthum zu erwählen, weisen schon ebenso sehr auf das Alles hin wie sein früherer Bildungsgang. Doch kommt viel mehr Bestätigendes hinzu, wovon hier nur noch Folgendes.

Mathesius berichtet etwas sehr Bezeichnendes von seiner Studienzeit. „Obwol er von Natur ein hurtiger und fröhliger, junger Geselle war, fing er doch alle Morgen sein Lernen mit herzlichem Gebet und Kirchengehen an, wie denn dies sein Sprichwort gewesen: Fleißig gebetet ist über die Hälfte studirt.“ So war es ein Grundsatz des heil. Bernhard, den er lebenslang so hoch hielt, gewesen, nicht der Verständige, sondern der ein heiliges Leben führe und mit kindlicher Einfalt und Demuth sich Gott hingebe, gewinne die göttliche Wahrheit; Gott lasse sich leichter und besser suchen und finden durch Gebet als durch gelehrte Gespräche und Forschungen. Auch der lebendige Eindruck, den ein Blick in die heil. Schrift bei ihm hervorbrachte, worauf wir unten kommen werden, bezeichnet seine religiöse Stimmung und Hinneigung. Fortwährend war der Gedanke seiner Kindheit lebendig in ihm, daß er fromm werden wolle. Zwei Mal, sagt er, habe er solch Gelübde, fromm zu werden und nach Rom zu pilgern, in Erfurt wiederholt [1]).

Da lag ihm denn die Stimmung und das Treiben flotter, lebenslustiger Studiosen fern, wenn er auch nicht mürrisch oder ungesellig war. Er gewann sich eine große Anzahl von Freunden in Erfurt, war auch bei den Lehrern wohlgelitten. Wäre sein Leben nicht strengsittlich gewesen, uns wäre sicher Kunde davon geworden. Wie beflissen haben die Gegner seinen Mängeln nachgespürt und ihm oft das Unschuldigste zum Verbrechen ge-

1) D. M. Lutheri Curriculum in Cod. chart. bibl. duc. Goth.

stempelt, was denn eben beweist, daß ihm Begründeteres und Größeres nicht vorzuwerfen war. Gerade in Erfurt erhoben sich — schon von 1512 an — Gegner wider ihn. In den nächstfolgenden Jahren war man dort theils mißgünstig, theils feindselig und erbittert gegen ihn gestimmt, und zwar gerade in Kreisen, in welchen er von seiner Studienzeit her so wohl bekannt war. Die Feindschaft sieht scharf. Man würde nicht davon geschwiegen haben, hätte man Nachtheiliges von ihm sagen können. Die Studiengenossen, mit denen er in Erfurt sich befreundete, vertrauteren Umgang pflog, sind als religiös-sittliche, ernste Charaktere bekannt, z. B. Lang, Spalatin. Wir werden unten ersehen, daß er von den Kreisen sich fern hielt, in welchen leichtfertige Denkart und Sitte heimisch war.

Wie sehr er während seiner Studienzeit von den religiösen Vorstellungen, die er von den Kinderjahren an in sich aufgenommen, erfüllt war, wie sehr er zu einer düstern Stimmung hinneigte, davon geben ein Paar kleine Vorfälle Zeugniß, die uns aufbehalten sind.

Einst verließ er in Begleitung eines Freundes, an einem dritten Ostertage — in welchem Jahre ist unbekannt, man vermuthet 1503 —, die Stadt, im Begriff, die Aeltern zu besuchen, die Wehr an der Seite, nach der Sitte der Reisenden, der Studiosen. Eine Wegstunde von Erfurt verletzte er sich durch den aus der Scheide herausschießenden Degen die Hauptader des einen Fußes. Das Blut konnte nur mit Mühe einigermaßen gestillt werden, bis wundärztliche Hülfe aus Erfurt herbeigeschafft war. Gewaltsames Zuhalten der Wunde veranlaßte eine ihm Schrecken erregende Anschwellung des Schenkels. Maria hilf! rief er in der Todesangst. „Da wär ich, sagte er einst, auf Mariam dahingestorben.“ Ueber Nacht im Bette brach die Wunde wieder auf. Noch einmal meinte er sterben zu müssen, und abermals war es die Jungfrau, die er anrief [1]).

Mit der Spannung und Unruhe der Zeit stand das Emporstreben Vieler, insbesondre zu wissenschaftlicher Auszeichnung, und hiermit eine erhöhte Reizbarkeit, in Verbindung, und zwar eben bei diesen Aufstrebenden, die die Kräfte übermäßig anstren-

1) Lingke, Reisegeschichte Luthers, II. *Ericeus* a. a. O. 235.

gen mußten und mit Noth und Entbehrung rangen. Mit jener Reizbarkeit hing wieder, wie man bemerkt hat, ein körperliches Unbehagen zusammen, das über der Welt lag, sodaß mehre Krankheiten, Fieber namentlich, stehende Uebel waren, obwol physische Kraft und Gesundheit vorherrschte. Auch hieran hatte Luther seinen Antheil, trotz Dem, was er von seiner körperlichen Gesundheit bis ins funfzigste Jahr sagt. Seine nicht seltenen Krankheiten mögen zu den gesunden gehört haben, von welchen Carus irgendwo spricht. Wir hörten, daß er einst in Magdeburg von einem Fieber befallen wurde. Mag sein, daß angestrengte Geistesarbeit die Schuld oder Mitschuld trugen: er erkrankte auch zu Erfurt in dem Jahre, in welchem er das Bakkalaureat erlangt hatte, und verzieh sich gänzlich des Lebens. Ein alter Priester suchte dem hoffnungsvollen jungen Manne Muth und Seelenruhe einzusprechen, und man sieht daraus, woran es dem letztern gebrach. „Seid getrost, mein Bakkalaurer, ihr werdet dieses Lagers nicht sterben, unser Gott wird noch einen großen Mann aus euch machen, der viel Leute wieder trösten wird; denn wen Gott lieb hat, und daraus etwas Seligs ziehen will, dem leget er zeitig das heilige Kreuz auf, in welcher Kreuzschul die Geduldigen viel lernen.“

Mathesius findet eine Weissagung in dem Zuspruche des Priesters, der wenigstens erkennen läßt, welche Hoffnungen Luther schon zu jener Zeit von sich weckte. Der Trost des Alten habe Luthern das Herz getroffen, er habe oft davon gesprochen. Das Wort war eben ganz seiner jetzigen Stimmung, auf die es denn auch wieder zu schließen erlaubt, gemäß, und wir werden den Nachklängen späterhin in der Theologie begegnen, in welcher seine Bedrängnisse sich auflösten, in welcher er den lange vergeblich gesuchten Seelenfrieden fand. Einst soll er geäußert haben: „Ich hatte zu Erfurt einen Freund, der mit mir studirte, aus Meiningen. Der sagte zu mir, als ich ihm meine schlechte Gesundheit klagte, lieber Bakkalaurie, laßt euch nicht leid sein, ihr werdet noch ein großer Mann werden. Da habe ich auch einen Propheten gehört [1]).“ Vielleicht daß hier eine Verwechselung zum Grunde liegt. Doch können auch beide Vorgänge stattgehabt haben.

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart. Nr. 148, pag. 127.

In einem Schreiben an Viscamp aus dem Jahre 1528 dankt er für erhaltenen Trost in schwermüthiger Stimmung, seiner Anfechtung, wie er sie zu bezeichnen pflegt; denn wir werden sehen, daß sie ihn zeitig überkam. Die allerschwerste Anfechtung nennt er hier die, in welcher der Freund ihn getröstet, seit seinen Jugendjahren (ab adolescentia) sei sie ihm bekannt gewesen. Es bleibt undeutlich, was er meint, läßt sich indeß leicht errathen [1]).

Melanthon, indem er sich auf Luther's eigne Mittheilung und die Notorietät bezieht: „wie er uns selbst gesagt und auch viel andre wissen," und indem Mathesius in allem Wesentlichen damit übereinstimmt, gibt als Ursache, weshalb sein Freund ins Kloster gegangen, an, er habe den Mönchstand für den bequemlichsten gehalten, fromm zu leben und Gottes Wort zu lernen, und fügt dann hinzu, wenn Luther dem Zorne Gottes und den erschrecklichen Exempeln seiner Strafen mit Ernst nachgedacht, hätten ihn alsbald solche Schrecken ergriffen, daß er davon schier vergangen. Am heftigsten habe er sie empfunden, als er einst einen Freund verloren, der durch einen Unfall umgekommen. Ueber diesen letzteren Vorfall gibt es verschiedene Berichte; das Gewisse und Genauere ist nicht zu ermitteln. Der Freund soll Alexius geheißen haben und nach Einigen erstochen, nach Andern vom Blitze und sogar an Luther's Seite erschlagen sein. Jenes ist das Wahrscheinlichere; dergleichen kam auf den Universitäten nicht ganz selten vor. Bei der andern Nachricht liegt die Annahme nahe, daß sie, die sagenhaftere, auf einer Verwechselung mit einem unten zu erzählenden verbürgteren Vorgange beruhe [2]). Melanthon fügt hinzu, „ich selbst habe es gesehen, daß er in einer Disputation, die Lehre betreffend, so tief in die Gedanken gekommen, daß er gar erstorben ist und sich in die nächste Kammer auf ein Bett gelegt und indem er gebetet diesen Spruch oft wiederholt hat: Er hat alles beschlossen unter die Sünde, auf daß er sich aller erbarme!" Natürlich ist dies eine Beobachtung aus späterer Zeit, sie zeigt aber, wie stark und zäh diese Jugendeindrücke und Stimmungen bei ihm waren.

Aus dem Allen erhellt doch gewiß, die schreckhaften Vor-

1) de Wette III, 251.

2) Vergl. Ukert u. Spiker.

stellungen vom strengen, zürnenden Gott, ein tiefes, überreiztes Gefühl der Sündhaftigkeit, Hinneigung zu grübelnder Schwermuth waren lebendig in ihm, ängstigten ihn auch zu der Zeit, als er den Studien oblag. Er griff diese mit großem Ernst und religiöser Richtung an. Frohsinn und jugendlicher Lebensmuth regte sich in ihm, stand aber hinter dem Ernst zurück und lag mit einer düsteren Stimmung im Kampfe, die den Grundton bei ihm gebildet zu haben scheint.

Daraus ergibt sich nun schon, daß alle Aeußerungen und Stoffe freierer oder abweichender Denk- und Sinnesart, mit welchen er in Berührung kam, nicht so leicht wie bei Andern auf ihn einwirken konnten und daß die entgegenstehenden um so mehreren Einfluß auf ihn üben mußten. Wie dies geschah, haben wir jetzt zu betrachten. Trotz der Dürftigkeit der Nachrichten werden wir doch zu einigem Ergebniß über seinen Bildungsgang in dieser Zeit, doch wenigstens zu einem halben Lichte gelangen, wenn wir den Wechselwirkungen nachgehen, die ohne Frage zwischen seiner Gemüthsart und Stimmung und andererseits seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen, den Personen und Zuständen, mit und in welchen er lebte, und insbesondere alle Dem stattfanden, was ihn in seiner Richtung zu befestigen geeignet war.

Erfurt (die Stadt, freiere Denkart).

Erfurt, die bedeutendste Stadt in Thüringen, sollte der Sage nach von Thüringens zweitem Könige, Merowig, gegründet sein, der in seiner Nähe das Schloß Merwigsburg erbaut habe. Es war schon von Karl dem Großen zum Handelsplatze mit den Sorben bestimmt und das ganze Mittelalter hindurch Stapelort zwischen Ober- und Niederdeutschland, reich und mächtig durch blühenden Handel und Gewerbe. In seinen Mauern hielt Ludwig der Deutsche einen Reichstag, Heinrich I. eine Kirchenversammlung. Es gehörte zu den unmittelbaren königlichen Städten und wurde späterhin mehrmals zu Reichsversammlungen gefordert; bedeutenden Grundbesitz und die oberste Gerichtsbarkeit hatten seit den ältesten Zeiten die Erzbischöfe von Mainz. Nur in geringer Verbindung stand es mit den Land-

grafen, deren Macht die seinige sich oft gleich oder überlegen zeigte. Auch im 12. Jahrhundert und später noch war es die Stätte großer Reichsversammlungen. Die Besitzungen und Rechte der mainzer Erzbischöfe bildeten sich zu einem nahe an Landeshoheit grenzenden Verhältnisse aus. Indeß blieb die erzbischöfliche Obergewalt nicht unbestritten, wurde eine Quelle endloser Zwistigkeiten. Erfurt befand sich doch auch im Besitze ausgedehnter, von den Kaisern mehrfach bestätigter, von den Erzbischöfen größtentheils anerkannter Freiheiten und Rechte, die es mit Glück zu erweitern und zu mehren strebte; es erhielt seine eigne städtische Verwaltung, seine Bürger durften nur vor ihren eignen städtischen Gerichten belangt werden, von welchen die Appellation unmittelbar an den Kaiser ging; es schloß Bündnisse mit benachbarten Städten, Fürsten und Herren oder bot ihnen Trotz, focht eine Menge Fehden mit großer Waffengewalt aus, wurde Maalstatt des Landesfriedensgerichts, das damals für Thüringen angeordnet wurde, in welchem seine Bürger neben Grafen und Rittern saßen. Im 13. Jahrhundert, gleich zuerst, als die Bürgerschaften nachdrücklich in die öffentlichen Verhältnisse eingriffen, kämpfte es beharrlich auf kaiserlicher Seite wider die geistliche Macht, weshalb es 1244 vom Erzbischofe mit dem Interdikt belegt wurde. Seine zunehmende Bedeutung erregte die Eifersucht der Landgrafen. Es wurde im 14. Jahrhundert mit Krieg überzogen und ging aus demselben siegreich hervor. Sein Handel, seine Besitzungen an Dorfschaften, Schlössern, Aemtern, Lehngütern mehrten sich. Es führte offne Fehde gegen die Erzbischöfe, kämpfte mit Glück in dem Streite Adolf's von Nassau und Ludwig's von Thüringen um das Erzbisthum für den erstern, den das Domkapitel rechtmäßig gewählt hatte, gegen den letztern, den der Papst einzudrängen suchte, hielt eine lange kaiserliche Belagerung so standhaft aus als den päpstlichen Bann. Im Anfange des 15. Jahrhunderts, auf der höchsten Stufe des Wohlstandes, wurde sein Glanz noch durch die neugestiftete Universität vermehrt. An Größe des Gebiets kamen ihm nur Ulm und Nürnberg gleich, es besaß unmittelbare Reichslehen, strebte Reichsstadt zu werden, die städtischen auf Kosten der erzbischöflichen Rechte mehr und mehr zu erweitern; seine rechtliche Unterordnung unter die Erzbischöfe

vertrug sich nicht mehr mit seiner thatsächlichen Bedeutung. Wichtige Dienste vermochte es in den Hussitenkriegen zu leisten, verdiente sich da des Kaisers schriftlichen Dank. Mehr als einem verbündeten Fürsten zahlte es Hülfsgelder. In den sächsischen Bruderkrieg der Mitte des Jahrhunderts verwickelt, zeigte es sich in seiner ganzen Größe zum Besten des Landes, indem es das Meiste zur Herstellung des Friedens und zum Sturze der Friedstörer beitrug. Noch 1474, nach großen Unglücksfällen, sandte es dem Kaiser eine stattliche Kriegshülfe zu. Um dieselbe Zeit, unter Streitigkeiten über den erzbischöflichen Stuhl, trat es offen mit dem Bestreben hervor, sich gänzlich von Mainz loszumachen und die Reichsfreiheit zu erwerben. Es gelang freilich nicht, 1483 wurden vertragsweis die erzbischöflichen Rechte bestätigt, die Stadt anerkannte ein Schutzrecht der an die Stelle der Landgrafen getretenen mächtigern sächsischen Herzoge, verlor durch die veränderten Verhältnisse Thüringens und des Handels sein politisches Uebergewicht, die aufkommende, neue, künstliche und vor allen die Gewerksgenossen drückende Verwaltung, damit in Verbindung stehende innere Gebrechen und Zerrüttungen traten hinzu, ihre Bedeutung überhaupt zu vermindern, was sich jedoch im Anfange des 16. Jahrhunderts äußerlich noch wenig zeigte. Verschwenderische Kriegsrüstungen, Gesandtschaften, Feste, Aufwand, Ueppigkeit, Stolz der Bürger verdeckten den Verfall, der innerlich begonnen hatte.

War Erfurt zu der Zeit, als Luther dort studirte, nicht mehr was es gewesen, so war es doch noch weit mehr als was es jetzt ist, wo es nur als ein Schatten seiner damaligen Blüthe erscheint. Seine Volkszahl übertraf die jetzige gewiß um das Vierfache. Einmal starben 12,000, später 20,000 Menschen an der Pest. Weite, jetzt wüst liegende oder in Gärten und freie Plätze umgewandelte Räume innerhalb seiner Ringmauern waren mit Gebäuden, mit Straßen bedeckt. Von dem ganzen bewegten Leben und Treiben jener Zeit sind kaum Spuren geblieben. Nur die Fruchtbarkeit des Landes umher, der Anbau der Umgebungen sind noch was sie waren. Luther erlebte den Verfall der Stadt zum großen Theile noch, wie er ihren Glanz gekannt hatte. „Erfurt ist ein sehr fruchtbar Bethlehem gewest," sagt er, „aber der Segen ist nun in Fluch gerathen." Sehr

richtig bemerkt er, „Erfurt liegt am besten Orte, ist eine Schmalzgrube: da muß eine Stadt stehen, wenn sie gleich wegbrennte. Wenn Nürnberg da stände, sie sollte das ganze Land unter sich reißen [1])."

Hält man sich nun jene Zustände vor Augen, so zweifelt man sicher nicht, daß ein großartiges ausgebildetes bürgerliches Leben in der reichen, mächtigen, freien Universitäts- und Handelsstadt zu finden sein, ein heller und tapfrer Sinn und Muth in den Bürgern herrschen und unverholen sich aussprechen mußte. In der That liefert Erfurt ähnlich wie Magdeburg ein Beispiel zu der allgemeineren Beobachtung, daß gerade auch in den unter geistlicher Hoheit befindlichen Städten die Freiheit am besten sich erhielt und gedieh. Man wird annehmen können, daß jene verständig-praktische Ansicht von den religiösen Dingen, die wir bei Luther's Vater fanden, hier noch weit bewußter und verbreiteter vorhanden war, als in kleinen und abhängigeren Städten, allgemeiner und stärker sich hier äußerte, wo sie, wie überhaupt in den größern Städten seit deren Emporkommen, so oft lebendig und kräftig als Widerspruch gegen die geistlichen Uebergriffe in das weltliche Gebiet sich ausgedrückt, geschichtlich die Gestalt bürgerlicher und nationaler Opposition gegen geistliche und römische Herrschaft angenommen und sich darin bethätigt. Dazu hatte die Abneigung gegen die Geistlichkeit und überhaupt freieres Denken und Urtheilen über religiöse Dinge seit Luther's Kinderjahren beträchtlich zugenommen. Näher und mächtiger trat jetzt dies oppositionelle Element an ihn heran; er konnte von seinen Einwirkungen nicht unberührt bleiben, wie entfernt man sich ihn von den Kreisen des bürgerlichen Lebens mag denken wollen. Die Stimmung der Bürgerschaft konnte unmöglich auf sie selbst ganz allein beschränkt bleiben, und selbst wer es entschieden will, kann sich gegen die Stimmung nicht vollkommen abschließen, die in Umgebungen herrschend ist, in welchen er lebt.

1) Ullmann, Reformatoren vor d. Reformation I, 241 ff. Artikel Erfurt in Ersch und Gruber. Erhard a. a. O. I, 156. Böttiger, Gesch. des Königreichs Sachsen I., und Falkenstein, Historie von Erfurt, an mehren Stellen. *Guden*, Hist. Erf. 130. Bechstein, Wanderungen durch Thüringen, 9. Tischreden, Walch XXII. 2351.

Wir haben hier nochmals jener populären Literatur zu gedenken, von welcher oben die Rede war, dürfen nicht übersehen, daß um die Zeit, als Luther nach Erfurt ging, ihre Erzeugnisse sich noch sehr vermehrten, und daß der Geist des Widerspruchs noch stärker in ihr hervortrat, was denn zu einem Schlusse auf eine zunehmende Ausbreitung dieses Geistes hinführt. Gerade am Ausgange des 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts erschienen die bedeutendsten Erzeugnisse des Volksschriftwesens, wurden der so tief eindringende Eulenspiegel, der (niederdeutsche) Reinecke Fuchs, Brant's Narrenschiff und eine Menge der Richtung nach ähnliche Schriften, wie auch die Bibel in der Muttersprache angelegentlich in die weitesten Kreise gebracht, fing man eifrigst an, mit der deutschen Geschichte sich zu beschäftigen, das Volk mit ihrem wesentlichen Inhalt, ihrem Gange im Großen und Ganzen bekannt zu machen. So häuften sich zu Ende des 15. Jahrhunderts unter mancherlei Titeln die kleinen Chroniken vom Anfange der Welt bis auf die Zeit ihres Erscheinens, die in ziemlich freier Rede den Gang der Dinge erzählten, und indem sie das Ursprüngliche darlegten, ihren Lesern ein Urtheil über das Gewordene und dessen Verhältniß zu jenem möglich machten. Recht geflissentlich verzeichneten sie die von den Päpsten gegebenen Aergernisse, die auch wol Alles in Allem waren, was von denselben berichtet wurde [1]).

Wie nun dies Volksschriftwesen von Anfang Zeichen und Ausdruck auch des lebendiger erwachten Nationalsinnes, was wir hier hervorheben wollen, und der Gegenwirkung der deutschen Volksthümlichkeit gegen den römischen Geist und die hierarchische Beherrschung gewesen war, so deutet seine Zunahme und Ausdehnung in dieser Zeit auf noch lebendigere Regungen des Nationalsinnes hin, den es auch geflissentlich zu wecken suchte. Nicht zu verkennen ist der Zusammenhang zwischen ihm und den patriotischen Anregungen, die im erzbischöflichen Streite gegen die Kurie so stark hervorgetreten, von einem Heimburg so beharrlich und eifrig vertreten waren, den Versuchen, das Reich in Ordnung zu bringen, ähnlichen Richtungen und Bewegungen auch auf andern Gebieten der Literatur. Der lebendiger er-

1) Studien und Kritiken, 1842, 777 f.

wachte Nationalsinn bemächtigte sich namentlich auch eines Theils der Gelehrten, der jüngern, strebsamen, geistreichern, der Humanisten, deren Bedeutung eben jetzt mit jedem Tage zunahm. Sie stärkten ihn bei sich auf Reisen nach Italien, durch das Studium der Klassiker und verbreiteten ihn wieder in ihren Kreisen, und wenn er an irgend einer Universität lebendig war, so war es eben in Erfurt der Fall, wie dies Ullmann sehr gut auseinandergesetzt hat. Der stärkste Zuwachs war ihr 1409 geworden, von Prag her. Unter den Korporationen der dortigen Universität, Nationen genannt, hatte die deutsche bedeutende Vorrechte genossen. Die Böhmen hatten eine Abänderung bewirkt, die Deutschen Prag verlassen und sich großentheils nach Erfurt gewendet, wo man sie auf's beste aufgenommen. Hier waren vom Anfange der Universität die Verhältnisse auf die vier Fakultäten gegründet, man hatte die Eintheilung in Nationen nicht beliebt. Die Prager waren mit einem geschärften Nationalgefühle gekommen, und fast nur Deutsche studirten in Erfurt, wo demnach eine Hauptquelle des korporativen und völkerschaftlichen Parteiwesens verstopft war und der Nationalsinn der unvermischt und ungetrennt zusammenlebenden Deutschen sich um so freier und kräftiger entwickeln und äußern konnte. Auch mußte er wieder eine Stütze finden im thüringischen Boden, in der Gesinnung der Bürgerschaft einer Stadt wie Erfurt.

Wir wissen nicht, ob sich Luther eben hier viel oder wenig mit dem Volksschriftwesen der Zeit beschäftigt hat. Gekannt hat er es sehr genau. Fremd konnte es ihm kaum, konnte es ihm wenigstens in seinen Einflüssen nicht bleiben. Wie hätte es zugehen sollen, daß die beliebten Volksbücher und Lieder mit ihrem Inhalt, ihrer heitern Anschauung, ihrem gesunden Menschenverstande und ihrem Scherz und Spott und Witz, in die Kreise der empfänglichen lebensfrohen Jugend nicht eingedrungen wären, umsomehr, da eine ähnliche Stimmung und Richtung in den klassischen Schriftstellern und bei den Humanisten vorherrschte? Wie eifrig beschäftigten sich aber die Scholaren mit jenen Schriftstellern, sodaß das Verwandte in ihnen und dem Volksschriftwesen mit einander in Verbindung stand und also um so eher und stärker ergreifen mußte. Schon aus Luther's früher Vorliebe für Plautus möchte man wenigstens schließen

dürfen, daß er an dem Heitern, Spottenden auch der Volksbücher Behagen fand.

Die Anregungen des Nationalsinns, welche vom Volksschriftwesen und neben ihm ausgingen, namentlich auch von der Universität, scheinen ihn sehr nahe berührt und starken Eindruck bei ihm gemacht zu haben. Man sagt richtig, daß in ihm und Hutten die volksthümliche deutsch-patriotische Richtung am stärksten hervortrat, am meisten ihr anti-römisches Element entwickelte, indem sie sich in ihnen am innigsten mit der Gegenwirkung des religiösen Gefühls wider das bestehende Kirchenthum durchdrang. Gewiß ist es nicht bedeutungslos, daß Luther wie Hutten Zöglinge dieser Zeit und dieser Universität waren, daß ihre Bildungs- und gerade ihre empfänglichste Jugendperiode mit dem lebendigern Erwachen des Nationalsinns im Volksschriftwesen wie in der gelehrten Literatur und im deutschen Gesammtleben zusammenfällt [1]). Es wird von Luther erzählt, als er Magister geworden, habe er geschrieben: „Nun vollends darf des Studirens für mich kein Ende sein, will ich anders den deutschen Magistern keine Schande machen [2])." Das sprach aus ihm sein angeborner, durch seine jetzigen Umgebungen, durch die Zeiteinflüsse lebendig angeregter National- und Vaterlandssinn. Aehnliche Aeußerungen sind von vielen Zeitgenossen, Agricola und Andern bekannt. Wir werden sogleich hören, selbst der päpstliche Legat, der während Luther's Studienzeit auf einer Ablaßverkündungsreise auch Erfurt berührte, sah sich gedrungen, den deutsch-patriotischen Ton recht angelegentlich anzuschlagen, sodaß also der päpstliche Legat mit den deutschen Volksschriftstellern, den Gelehrten aus einem Munde redete, deren deutsche Gesinnung sich schon sehr deutlich als antihierarchisch erkennen ließ. Die Schriften der Celtes, Kaisersberg, Wimpheling, Bebel u. s. f. waren ganz ähnlich wie Raymund's erfurter Ausschreiben voll von Klagen über die Schwäche Deutschlands bei so viel Kraft, über ein so elendes Staatswesen

1) Ullmann a. a. O.

2) Spiker a. a. O. 161, wo keine Quelle angeführt wird. Ich habe es auch sonst irgendwo gelesen, gestehe indeß, daß mein Gedächtniß und meine Excerpte mich verlassen.

bei so viel Stoffen zu einem bessern und trefflichen, über die Uneinigkeiten und Fehden, die Selbstsucht der Fürsten, die sich dem Gehorsam des Kaisers und Reichs entzögen und dadurch die Noth der öffentlichen Zustände verschuldeten, woran sich Aufforderungen an sie knüpfen, ihre Streitigkeiten zu beenden, die Reichseinheit herzustellen, die Türkengefahr abzuwenden [1]).

Man darf dabei jedoch nicht vergessen, daß eine auch noch so lebendige Anregung des National- und Vaterlandssinnes bei Luther für jetzt noch nicht leicht dahin hätte wirken können, daß seine Ergebenheit gegen die Kirche durch sie geschwächt worden wäre. Das lange Ankämpfen der deutschen Volksthümlichkeit und Vaterlandsliebe gegen die hierarchischen Ansprüche war doch immer noch nur ein im Ganzen erfolgloses Sträuben gewesen. Es fehlte noch viel, daß der Gedanke hell und eigentlich ins Volksbewußtsein getreten wäre, Befreiung von der päpstlichen Herrschaft oder Einschränkung derselben sei nothwendig um Deutschlands willen. Nur bei Einzelnen, wie Heimburg, und in vorübergehenden Augenblicken war er vollkommen lebendig geworden. Noch beleidigte die Kirche so wenig Luther's religiöses als sein vaterländisches Gefühl; und noch mehr, die Kirche befriedigte das letztre, erschien patriotischer als selbst die Reichsstände. Eben jetzt war es abermals ihr oberstes Haupt, das die Deutschen an die Noth und Gefährde ihres Gemeinwesens erinnerte und in Ehrfurcht gebietender Würde den weltlichen Häuptern ihre Schuldigkeit vorhielt. Nicht immer waren diese päpstlichen Mahnungen aus unlautern Beweggründen hervorgegangen, bisweilen auch, wenigstens früherhin, Ausflüsse und Zeichen einer hohen und edeln Stellung, Gesinnung und Wirksamkeit gewesen. Sie wurden freilich schon vielfach mit Mißtrauen aufgenommen, doch nicht von der Mehrzahl, die entweder eifrig kirchlich oder arglos und blind war. Es ist demnach sehr erklärlich, es lag in seiner Stimmung, wenn auch Luther ihnen Glauben schenkte, und man würde es schon aus der Bitterkeit, dem leidenschaftlichen Eifer schließen müssen, womit er sich späterhin über den, gerade in dieser Beziehung an der deutschen Nation verübten Betrug ausließ, denn als Betrug, als schmäh-

1) Hagen, Zur polit. Gesch. Deutschlands, 180 ff.

licher Mißbrauch arglosen Vertrauens erschienen ihm da jene römischen Aufmahnungen.

Davon aber ist nicht die leiseste Spur vorhanden, daß das Volksschriftwesen, sofern es eine heitre, gesunde, der mittelalterlich-überschwänglichen, mönchischen und abergläubischen entgegengesetzte Richtung ausdrückte, oder gar sofern es oppositionelle Elemente enthielt, anziehend oder aufklärend bei ihm eingewirkt hätte. In seiner späteren Anschauung und Sinnesart, Ausdrucks- und Darstellungsweise liegt viel Verwandtes und Gleichartiges. Unmöglich hätte er die Volksbücher, die bessern zumal, verwerfen können. Es ist auch nicht der Fall, er hielt viel darauf. So brachte er in seinen reiferen Jahren den Reinecke Fuchs bisweilen mit zu Tische und lobte ihn dann wol als ein „werklich Gedicht und lebendige Contrafactur des Hoflebens [1])." Allein er spricht von ihnen doch fast immer mit einer gewissen Zurückhaltung und bisweilen mit einer Geringschätzung, der man hier und da deutlich die Befangenheit des Theologen ansieht und die in allen Fällen zeigt, daß er der Volksliteratur die hohe Bedeutung nicht beilegte, die man ihr neuerdings hat beimessen wollen. Es ist aber auch sehr erklärlich, wenn er ihrem Einflusse eben in dieser Zeit wenig zugängig war, ja wenn sie ihn zum Theil wenigstens abstieß, und wenn er nie gar zu viel von ihr hielt. Sie befriedigte tiefere und höhere Anliegen nicht, faßte doch lange nicht alle Kreise, alle Naturen, gewährte Ernsteren und Gemüthvolleren ein flüchtiges Ergötzen, ohne nachhaltigere Eindrücke zurückzulassen, nahm sich einen breiten Raum, als bedeutendere Anliegen und Richtungen die Nation nicht beschäftigten und bewegten, und trat, als dies begann, sogleich weit in den Hintergrund zurück. Ihre nüchterne, prosaische Verständigkeit, ihre sarkastische Art war an sich selbst schon geeignet, ihn widrig erkältend zu berühren, der sich so recht in der mittelalterlichen Empfindungsüberschwänglichkeit befand, poetisch fühlte, enthusiastisch gestimmt war. Dazu äußerte sie sich nicht selten roh, plump, leidenschaftlich, ohne unterscheidende Beurtheilung. Ihr Spott und Tadel traf rücksichtslos und verletzend, sowol durch seinen Inhalt als seine Form, außer der verdorbenen Geist-

1) Mathesius, Zwölfte Predigt.

lichkeit, dem manchfachen geistlichen Betruge, den gröbsten kirchlichen Uebelständen nicht selten die Gefühle der aufrichtig Frommen, der gehorsamen Söhne der Kirche, ihnen heilige Dinge mit. Er artete nicht selten in Leichtfertigkeit aus. Es hing damit zusammen, daß Diejenigen, bei welchen der Verstand seine Rechte geltend gemacht, die die Welt und Natur nicht mehr mittelalterlich-düster, sondern von der heiteren Seite ansahen, nicht blos einem edeln Lebens- und Freudengenusse sich hingaben, sondern häufig auch der Sinnlichkeit zu große Rechte einräumten und die zartere sittliche Seite sammt der religiösen vernachlässigten, womit denn ein Gegensatz gegeben war, der die überwiegend religiös Gestimmten nur zurückstoßen konnte. Bei der streng sittlichen und kirchlichen Richtung nun, wozu Luther seiner Anlage nach hinneigte und die durch seine bisherige Erziehung und ganze Entwickelung in ihm noch weiter hervorgebildet war, mußte ihm die sinnliche Seite sowol des Volkslebens, als der Volksliteratur mißhagen und drängte ihn wol noch mehr zu geistlichem Umgange hin. Hat sie daher, und hat das freier und ihr ähnlich gesinnte Bürgerthum in Erfurt einen, seinem Hange zum Grübeln und zu übersteigerter mönchischer Denkart und Gefühlsweise sich entgegen legenden Einfluß geübt, so geschah es doch nur so, daß er nicht noch tiefer oder früher in seine Irrsale hineingerieth, so ist die Wirkung doch erst viel später hervorgetreten.

Kirchliche Gesinnung, kirchliche Zustände.

Man hat neuerdings mit Vorliebe und Beflissenheit die vor der Reformation in Deutschland überhaupt, in Erfurt insbesondere vorhanden gewesenen abweichenden Ansichten und Richtungen hervorgehoben. Auch wir beachten sie sorgfältig, meinen aber uns hüten zu müssen, ihnen ein zu großes Gewicht beizulegen, was leicht geschieht, wenn man sie zusammenstellt, um sie für sich allein vor Augen zu haben. Wir würden schwerlich zu einer richtigen Ansicht gelangen, wenn wir uns nicht stets erinnerten, daß die kirchliche Gesinnung zu dieser Zeit immer noch sehr lebendig und eine entschiedene Richtung der Gedanken

auf Besserung der Kirche, oder gar auf Abweichung von ihr in der Masse der Nation keineswegs verbreitet war. Die Abneigung und der Widerspruch wurden durchgehends nur wider Einzelnes bei besondern Veranlassungen laut, wider den Wandel der Geistlichkeit, geistliche Uebergriffe, auffällige Mißbräuche. Der kirchlich hierarchische Geist war allgemein noch sehr mächtig, der vorherrschende. Um nur auf einige Zeichen davon hinzuweisen, so wurde gerade noch am Ende des 15. Jahrhunderts unter der Regierung Alexander's VI. und unter seiner Mitwirkung die Zahl der Mönchsorden vermehrt, gemäß dem Anliegen der Päpste, den Glauben an die Heiligkeit des klösterlichen Lebens lebendig zu erhalten. Allerdings war auch das Reformationsstreben wieder im Erwachen. Da ließ wol ein Bischof — wie 1501 der von Zeitz — das Missale seiner Diöces verbessern. Als Julius II. 1503 zur dreifachen Krone gelangte, geschah es nur, nachdem er aufs feierlichste eine Reformation versprochen. Allein diese Erscheinungen beweisen doch auch, wie lebenskräftig der Katholicismus war, indem jene reformistische Richtung hier nur aus dem Absehen hervorging, die Hierarchie durch Beseitigung der gröbsten Aergernisse um so besser zu stützen, dort auf eifriger kirchlicher Gesinnung ruhete oder aber sehr leicht vereitelt wurde. Wie in Italien Savonarola nicht durchdrang, die Waldenser bis 1500 vergeblich die blutigen Verfolgungen abzuwenden suchten, welche bis zu diesem Jahre über sie verhängt wurden, so mußten freier Denkende und Redende an den deutschen Universitäten den Mönchen und Verfinsterern jetzt noch fast überall bald weichen, wirkungslos verhallten die Stimmen freimüthiger auf Abstellung der Mißbräuche dringender Schriftsteller und nichts könnte sich ohnmächtiger ausnehmen, als die Unternehmungen, zu welchen die Reichsgewalten um diese Zeit sich herbeiließen, um eine Minderung des geistlichen Druckes und Uebermuths zu erwirken. Die Ansicht von der höheren Würde und Heiligkeit des geistlichen Standes, von der Macht und Berechtigung der Kirche und Hierarchie, überhaupt die kirchliche Gesinnung herrschte noch gewaltig, auch in den Bürgerschaften, wie wir sogleich sehen werden, auch in der erfurter und vielleicht noch mehr in ihr als in mancher anderen. Luther brachte diese Ge-

sinnung mit, und wie sehr war nun gerade Erfurt doch auch geeignet, ihn darin zu befestigen.

Was die hier in Betracht kommenden erfurter Zustände betrifft, so erinnern wir zunächst an Das, was oben über den kirchlichen Geist gesagt ist, der überhaupt in Thüringen herrschend war. Wie hätte ihn die erfurter Bürgerschaft verleugnen können, so freisinnig ihre Ansicht sein mochte. Auch auf das schon Bemerkte müssen wir hier zurückweisen, daß man sich die im Bürgerstande vorwaltende religiöse Ansicht überhaupt nicht als eine unkirchliche denken darf, und daß sie und die geistliche in einander liefen und sich zuletzt leidlich vertrugen. Offner Widerspruch, nicht etwa blos gegen Mißbräuche u. dgl., eigentliche Abweichung von der Lehre und was damit zusammenhing, wäre Ketzerei gewesen. Davor aber hütete sich Jedermann, hatte große Scheu davor, die Geistlichkeit hätte Lärm darüber geschlagen, und, was noch mehr war, man hielt sie für Sünde. Einst, zu Anfange des Hussitenkriegs, hatte der Rath zu Erfurt, gleich so vielen Obrigkeiten, gefürchtet, daß das ganze niedere Volk von der Ketzerei ergriffen werden möchte. Allein es war nur ein Mummeln von Huß geblieben. Es drang freilich grade in seinen Studienjahren zu Erfurt an Luther's Ohr. Eben hier finden sich im ganzen 14. Jahrhundert Spuren der Begharden. Um die Mitte des 15. bekämpfte ein erfurter Lehrer, Johann Hagen, ketzerische Meinungen und Hinneigungen in seiner Umgebung [1]). Daß sie auch zu der Zeit seines Aufenthalts in Erfurt noch lebendig und ihm bekannt geworden waren, würde man schon aus seinen ersten Schriften und Predigten schließen dürfen, in welchen er gleichfalls gegen sie eifert. Sie hatten also nur den Gegensatz bei ihm hervorgerufen, von der herrschenden kirchlichen Gesinnung ihn nicht abwendig gemacht, welche fortwährend, trotz der Zunahme des „Mummelns" so vorwaltend und stark war, die Abweichenden zu nöthigen, die Stille und das Geheimniß zu suchen. Und gerade diese Gesinnung bei ihm zu unterstützen und zu beleben, kam Mancherlei in Erfurt zusammen, das doch eben auch wieder eine geistliche Stadt war.

1) Ullmann a. a. O. I, 248; II, 31.

Das ganze kirchliche Wesen und insbesondere die Geistlichkeit mochten lästig werden, mochten große Blößen in der Nähe zeigen: sie mußten doch auch wieder in großem Ansehen stehen. Das erstre mit all seinem Gepränge, der Pracht und Fülle des auf der Lehre beruhenden und in ihr befestigenden Gottesdienstes war im vollen Gange und war hier geeignet, noch mehr einzunehmen, als selbst zu Magdeburg. Hatte ihn schon früh der „Schein" der Kirche eingenommen, es mußte, konnte wenigstens leicht, noch viel mehr geschehen an diesem Orte, bei seiner größeren Reife. Nicht blos daß das ganze geistliche, äußere Wesen hier so viel reicher und bewältigender war, jetzt wurde ihm auch der weitere „herrliche Schein" kund, womit die „Abgötterei" gefärbt und geschmückt zu werden pflegte; jetzt hörte er und nahm ein oder besser ein, wenn man sagte, welch „ein nützlich Ding das schöne, ordentliche Regiment und Gewalt der Kirche sei, daß es so fein ausgetheilt nach Unterschied der Aemter und Stände, da die Bischöfe über gemeine Priester und über diese St. Petri Stuhl zu Rom, der da Macht habe, so oft es noth sei, Concilia zu versammeln und mit denselben zu urtheilen und zu schließen von allen Sachen den Glauben belangend, welchen Jedermann müsse folgen und gehorsam sein; welch ein großes Heil und Trost der ganzen Welt das Werk sei, da die Priester in der Messe täglich erneuen und Gott vortragen das Opfer, das Christus am Kreuze gebracht." Er bemerkt dazu, wo der Teufel Leute finde, die die Ohren zu solchen Fabeln kehrten, schütte er sie derselben so voll, daß sie davon nichts sähen noch hörten, was von reinerer Lehre an sie herandränge, und daß sie auf ihrem erträumten Lügentand, in ihrem verdüsterten Sinne dahin gingen, ohne sich weisen zu lassen [1]). Es war so zu jener Zeit mit ihm selbst.

Aus Dem, was ein Theil der Geistlichkeit sich ungescheut erlauben durfte, ist doch zu schließen, in welchem Ansehen oder wenigstens in welch einer gesicherten Stellung sie sich auch hier befand. „Zu Erfurt, erzählte er, wurden die Beischläferinnen der Geistlichen aus der Maßen geehrt auf Hochzeiten und in

1) Kirchenpostille, Plochm. IX, 79.

Badhäusern; Domina, Dekanissa, Pröpstin hieß man sie [1]).“ Die reiche Marien- oder Domkirche war eine der ersten in Thüringen, nebst einer geistlichen Kongregation, wahrscheinlich auch einem Nonnenkloster, durch Bonifacius gegründet, der hier auch ein Bisthum errichtete und von den Bürgern gegen die Heiden der Umgegend kräftigst geschützt wurde. Das Bisthum war dann nach kurzem Bestande dem mainzer Erzsprengel unmittelbar vorbehalten worden. Seitdem hatte die Verbindung mit jenem kirchlichen Fürstenthume nie aufgehört, von welcher oben die Rede war, und die unmittelbar nach der „Pfaffengasse des Reichs,“ den rheinischen Ländern hinleitete. Fortan blieb Erfurt auch in kirchlicher Hinsicht der Hauptort Thüringens, wodurch ohne Zweifel auch sein äußerliches Gedeihen befestigt wurde. Nicht ohne Grund rühmt Falkenstein, daß sich die Stadt bei dem Erzstifte wohl befunden, unter dessen gelindem Regiment sie reich geworden, daß es die geistlichen Oberherren gewesen, die zuerst sie mit Mauern umgeben, die unfreien Einwohner zu freien Bürgern gemacht, eigne städtische Verwaltung verliehen, was doch in der Erinnerung nachwirken mußte. Als während der Hussitenkriege die Stadt noch stärker befestigt wurde, wetteiferten die Bürger und der städtische Klerus in den dabei erforderlichen Anstrengungen. Sie wurde als die zweite Hauptstadt des Erzstiftes Mainz betrachtet. Schon das älteste Stadtsiegel aus dem 12. Jahrhundert trug die Umschrift: Erfordia est fidelis filia Moguntinae sedis, und Mainz und Köln waren wieder die getreuesten Töchter Roms in ganz Deutschland.

So hätte ein sehr bedeutendes Gewicht der Geistlichkeit in der geistlichen Stadt nimmer fehlen können. Die mainzer Erzbischöfe übten die peinliche Gerichtsbarkeit, das Münzrecht, die Handels-, die Straßen- und Baupolizei. Im Jahre 1450 ging die Stadt den Papst an, die Unauflöslichkeit ihrer Verbindung mit dem mainzer Stuhle feierlichst auszusprechen, und erwirkte den Spruch. Die erzbischöflichen Rechte wurden 1483 Seitens der Stadt anerkannt, nachdem der Rath sich viel Mühe gegeben, das ehemalige gute Verständniß „zwischen Mutter und Tochter,“ wie er sich ausdrückte, wieder herzustellen, dessen Störungen von Seiten der Stadt er nicht rechtfertigen wolle. Bei den

1) *Rebenstock* l. c. 71.

Streitigkeiten der letztern mit den Erzbischöfen hieß es doch, daß man, obwol gemeint bei der Stadt Freiheiten und Gerechtigkeiten zu bleiben, sich allezeit gegen den lieben heiligen Sankt Martin, auch gegen den Erzbischof und das Stift zu halten gedenke, wie es frommen Leuten gezieme. Im Jahre 1482, von der Mutter Prinz Albert's von Sachsen angegangen, desselben Gelangung zum Erzbisthume nicht zuwider zu sein, erklärte der Rath, die Sache gehe das mainzer Kapitel an, darum er die Sache auf den Papst stelle; was seine Heiligkeit für ein Urtheil gebe, das solle dem Rath wohl oder wehe thun. Wenige Städte waren so reich an Stiftern, Klöstern und einer wohlhabenden Geistlichkeit, wie Erfurt. Man fand da, wie Böttiger sich ausdrückt, fast eine Musterkarte von geistlichen Orden. Man könnte auf Erfurt anwenden, was Luther (Von den Conciliis und Kirchen) von der Vielheit der Mönche und Mönchsorden sagt: „es hieß da wahrlich Mönche geregnet und geschneiet.“

In den Klöstern hatten von jeher ehrenwerthe und verdiente Männer gelebt und das Ansehen des Klerus, der Mönche durch ihre Persönlichkeit wieder gehoben. Seit 1458 hatte das berühmte Benediktinerkloster auf dem Petersberge unter der trefflichen Leitung des Abtes Günther von Nordhausen gestanden. Man hat eine preiswürdige, in einem Generalkapitel gehaltene Rede über den Nutzen der geschichtlichen Studien von ihm, die überhaupt in den erfurter Klöstern emsig gepflegt wurden. Günther starb im Jahre 1503. Im Schottenkloster war Nikolaus II., von welchem man viele Schriften hat, von 1494 bis 1505 Abt. Im Karthäuserkloster hatte im 15. Jahrhundert Johann von Hagen gelebt, der einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit war, der über dreihundert Traktate geschrieben. Auch jetzt lebten manche der angesehensten und auch bei der Bürgerschaft in hohen Ehren stehenden Gelehrten in den Klöstern, so Usingen, einer der Lehrer Luther's, und Urbanus, befreundet mit den freisinnigsten Humanisten der Zeit, in welcher es doch nichts Ungewöhnliches war, daß auch helldenkende Geistliche, Literaten und Schriftsteller in Klöster sich zurückgezogen; so Trittheim, Pellikan, Scriptoris II., sogar ein Wimpheling. Kirchen waren in Erfurt wol selbst von Bürgern erbaut worden. Kirchen, Kapellen, Klöster wurden hier wie anderwärts eben noch im ganzen 15.

Jahrhundert theils gebaut, theils erneuert oder verziert. Der Bürger konnte keinen Schritt gehen, fast nichts vornehmen oder bedenken, ohne an das geistliche Wesen erinnert zu werden, das in der Stadt, in welcher er aufgewachsen, so tiefe Wurzeln geschlagen, in welches er von allen Seiten verstrickt war, und wir können noch eine ganze Reihe von Thatsachen anführen, welche die eifrige kirchliche Gesinnung der Erfurter beweisen [1]).

In allen ihren leidenschaftlichen erbitterten Kämpfen wider die geistlichen Uebergriffe oder Das, was so angesehen wurde, ist doch niemals der Gedanke, von der Kirche sich lossagen zu wollen, zu erkennen. Der terroristische Konrad von Marburg hatte sein Inquisitionstribunal in Erfurt ungestört errichten dürfen. Die im 13. Jahrhundert eingewanderten Dominikaner waren von Anfang sehr beliebt und eifrige Ketzerrichter. Fast nirgend waren mehr Kreuzbrüder verbrannt als in Thüringen, fast nirgend die Geißler eifriger bekämpft als in Erfurt. Eine neue Ketzerei war entstanden aus der Vereinigung von der der Fagellanten und Begharden, eben die, welche Hagen noch bekämpfte. Ihr Vertreter, ein gewisser Beghard, der unter seinen Anhängern als ein großer Heiliger und Märtyrer, als der wiedergekommene Elias galt, war in Erfurt verbrannt [2]), und eben gegen ihn und diese Begharden, wenn auch nicht gegen sie allein, werden wir Luther sich ereifern hören. Von dem Antihussitism, namentlich auch der Thüringer, und dessen Wirkungen war mehrmals die Rede. Erfurt hatte darin vorangestanden. Ein Wesel (wir werden auf ihn zurückkommen) hegte hellere Ansichten, sprach sie aus, schrieb dann wider den Ablaß, allein die Menge drängte sich hinzu, das Gift zu kaufen. Als der berühmte Kardinal Nikolaus von Kus 1451 in Deutschland als päpstlicher Ablaßverkündiger umherzog, wurde er überall von Fürsten, Klerisei und Volk aufs feierlichste empfangen und unter Preisgesängen in die Kirchen geleitet. In Erfurt, als er dort auf dem Markte predigte, war ein so unmäßiges Gedränge, daß mehre

1) *Guden* l. c. 13, 141. Falkenstein, Thüring. Chronik, Buch 2. Th. 2, 1042 ff. Erhard a. a. O. II, 280, 213 ff.; III, 376; I, 433. Pochm. XXV, 336.

2) Förstemann, Die christl. Geißlergesellschaften, 162 ff.

Menschen das Leben einbüßten. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich 1454, als der feurige und übrigens erleuchtete Eiferer für das Papstthum und die katholische Lehre, einen Kreuzzug gegen die Hussiten predigend, auch in Erfurt erschien. In dem Streite Erzbischof Diether's und Adolf's von Nassau um das Erzstift erklärte sich die Stadt zuerst wider den vom Papste begünstigten Prätendenten, ließ sich aber durch den päpstlichen Bann, der immer noch großen Eindruck machte, wenigstens mit bewegen, zu demselben überzutreten und somit den Widerspruch aufzugeben, die schwächere Sache, die sie war, wie man aus dem Erliegen aller und dem Uebel doch noch lange nicht an die Wurzel greifenden, größtentheils nur sehr Bescheidenes fordernden Oppositionen und ihrer kräftigsten und eifrigsten Fürsprecher sieht. Bis 1521 war eine große Procession im Gange, bei welcher, Gott und den lieben Heiligen zu Ehren, die Särge von vier Märtyrer-Bischöfen unter Theilnahme des Raths und gewappneter Bürgerschaft feierlichst umhergetragen wurden. Als 1496 auf Begehren der sächsischen Herzoge ein großes Turnier veranstaltet war, vergaß man nicht, vor dem Auszuge einer feierlichen Messe beizuwohnen. Als 1502 der Kardinallegat Raymund mit ausschweifenden und fast unerhörten päpstlichen Ablaßverkündigungen Deutschland durchzog und Erfurt sich näherte, schickte ihm der Rath Abgeordnete mit sechzig Pferden entgegen, holte man mit großer Procession ihn ein. Voran ging der Rektor Magnifikus mit der ganzen Universität, welcher alle Klöster und Schüler und die ganze Klerisei folgten, sammt dem Weihbischofe Johann von Lasphe. Von der Kavate herab ertheilte er den Segen, und so oft er noch Messe hielt, umgab ihn der Rath mit sechzig Gewappneten.

Das waren denn Auftritte, von denen sich wol mit Sicherheit annehmen läßt, daß sie auf Luther Eindruck machten. Ohnehin gehörte er wahrscheinlich zu den unmittelbaren Theilnehmern, und wo nicht, so konnten sie wenigstens seiner Kenntniß nicht entgehen. Ihnen allen liegt das Vorherrschen der hierarchischen Ansicht zum Grunde, das uns noch bedeutender erscheinen wird, wenn wir noch etwas näher auf sie und einiges damit Zusammenhängende eingehen.

Raymund von Peraldo war zuerst Augustiner gewesen, dann

aber aus dem Orden getreten, bevor er nach Deutschland kam. Er war bei Maximilian und in ganz Deutschland Legat der Päpste Paul II. und Sixtus IV. Alexander VI. erhob ihn zum Kardinal. Es wird ihm nachgerühmt, sein Wandel sei durchaus rein, sein Charakter höchst edel, er sei eben so herablassend als freigebig gewesen, ein Verächter der Güter und Schätze dieser Welt. Bei seinem Ablaßzuge durch Deutschland wurde er überall mit großen Ehren aufgenommen. So veranstaltete ihm 1503 die Universität zu Leipzig eine besondere Feierlichkeit und Wimpina, einer der angesehensten Lehrer, nannte ihn in einer Rede einen Engel des Friedens, einen zweiten Gott auf Erden. Er starb 1505, im siebzigsten Jahre. Unter mehren Schriften hinterließ er eine von der priesterlichen über alle Könige der Erde erhabenen Würde. Im Jahre 1503 erschienen von ihm ein paar Schriften zum Lobe der heiligen Barbara und Katharina, eine zu Mainz und die andere zu Speier. Sie waren, wie schon der Titel besagt, zur unentgeltlichen Vertheilung an Kirchen und einzelne Personen bestimmt, bei welchen er wirken wollte oder gewirkt hatte. Aus den Legenden der heil. Frauen werden, unter Berufung auf Schriftstellen, Väter und Scholastiker, Augustin und Bonaventura, Nutzanwendungen gezogen, wie sie der Kardinal seinen Zwecken angemessen hielt. Ueberhaupt wurde gerade damals in diesen Gegenden eine gehäufte Anzahl von Heiligenlegenden und ähnlichen Schriften gedruckt und eifrigst verbreitet, eine Historie vom heil. Albinus, von der heil. Jungfrau, von der heil. Lanze und den Nägeln Christi u. s. f. und noch dazu zum großen Theil in lateinischer Sprache, also für die Gelehrten und Gebildeten. Man hat namentlich auch leipziger Drucke dieser Art von 1497, 1499, 1502, 1503 und 1504. So erschien dort im letztgenannten Jahre von Georg Breitkopf, einem sonst als sehr freisinnig bekannten Manne, ein sapphisches Gedicht auf den heiligen Johannes, worin es u. A. heißt, man möge sich ihm mit Sinnen, Seele und Leib überlassen, so werde er zur Erfüllung aller Bitten helfen. Es darf nicht übersehen werden, daß diese geistliche Volksliteratur auch noch immer einen breiten Raum einnahm [1]).

1) Kapp, Kleine Nachlese, IV, 374. Gräfe, Leipzigs religiöses Leben, in Illgen's Zeitschrift für die historische Theologie, Band IX, 61.

Raymund veröffentlichte eben bei seiner Anwesenheit in Erfurt einen Erlaß, in welchem er sich sowol an die deutschen Fürsten als an die Nation wendet. Er schildert die Türkengefahr für die Christenheit, Deutschland insbesondere, die Schuld der Fürsten dabei, die durch ihre Selbstsucht und Uneinigkeit Streitigkeiten veranlaßten und die Türken herbeilockten. Er erinnert sie an ihre Pflicht, er solle sie zum Frieden bringen, dazu sei er in Deutschland erschienen, und auf welch ein Staatswesen weist so etwas hin? Der Papst, besorgt um die Christenheit, habe das Jubeljahr ausgeschrieben, mit dem aufkommenden Gelde ein Heer gegen die Türken auszurüsten. Besonders den Aermeren, die nicht hätten nach Rom kommen können, werde jetzt noch nachträglich Gelegenheit geboten, die Gnaden des Jubeljahrs, das Heil ihrer Seelen zu verdienen. Er erhebt die edeln, fürsorglichen päpstlichen Absichten bis zum Himmel, ruft Gott zum Zeugen ihrer Reinheit an, schmeichelt auf alle Weise der berühmten deutschen Nation, sucht sie durch Vorhaltung weltlicher und geistlicher Vortheile in Bewegung zu setzen. Auch Die, welche die Gnaden des Jubeljahrs verdient hätten, möchten nicht zurückbleiben: die menschliche Schwachheit falle so leicht zurück, man könne eben Zeit und Geld sparen, indem man gebe, denn die Gnade werde aufs neue und in Deutschland selbst angeboten. Er betheuert wiederholt, so wenig als er für seine Person, suche der Papst selbst Gewinn, der als allgemeiner Hirt für das Heil aller Seelen des Erdkreises zu sorgen habe, der frömmste und gnädigste Herr, der von Anfang seiner Regierung darauf bedacht gewesen, die Türkengefahr abzuwenden, und dazu alle Kräfte der Kirche, ja seine und seiner Kardinäle Person selbst darbiete u. s. f. [1]). Das wagte er den Deutschen von Alexander VI. zu sagen.

Der Wortschwall, die angelegentliche Anpreisung der päpstlichen Machtfülle und erhabenen Gesinnung, die wiederholten Uneigennützigkeitsversicherungen und Schmeicheleien lassen deutlich die Absicht durchscheinen und daß sich Zweifel erhoben hatten,

Niederer, Nachr. zur Kirchen-, Gelehrten- und Büchergeschichte, IV, 166 ff; II, 42. Die oben erwähnten leipziger Drucke bewahrt die Universitätsbibliothek.

1) Kapp a. a. O. IV, 378 ff.

daß es nicht mehr so leicht war als früher die Leute zum Geben zu bestimmen. Hält man indeß mit Raymund's Erlasse das oben Erwähnte über den Erfolg seines Auftretens zusammen, so ergibt sich, sowol daß die große Mehrzahl sich noch gewinnen ließ für die hierarchischen Zwecke, als auch, welche Vorstellungen und Beweggründe bei den Frommen, den Arglosen und Unkundigen noch immer wirkten; und zu ihnen gehörte ohne Frage der junge Akademiker aus Mansfeld.

Unter Raymund stand als Ablaßprediger Johann Zenser von Paltz. Er war Zögling der sächsischen Kongregation des Augustinerordens, noch jung — ein treffliches Vorbild für gleichgestimmte junge Leute — in das Augustinerkloster zu Erfurt eingetreten, wo der berühmte Johann von Dorsten sein Lehrer wurde. Er hatte 1483 die theologische Doktorwürde erlangt, war Propst und Archidiakonus zu Halle und starb 1511 als Prior des Augustinerklosters zu Müllenheim bei Koblenz. Nach einer Aeußerung Luther's in einem Briefe an den Prior und die Konventsseniore des Augustinerklosters in Erfurt aus dem Jahr 1514 muß Paltz mit dem dortigen Konvente in Mißhelligkeiten gerathen sein und sich mit Heftigkeit gegen denselben ausgesprochen haben. Fast scheint es, daß Luther noch mit ihm als Ordensbruder im erfurter Kloster gelebt hat. Er wird gerühmt als gelehrter Theolog wie als Kanzelredner; auch der Rechte kundig war er und in Geschäften erfahren. Er diente dem Erzbischofe von Trier, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, dem Herzoge Ernst von Sachsen und stand im höchsten Ansehen bei ihnen. Ablaßprediger war er 1490 und 1502. Ein Aufenthalt in der Bergstadt Schneeberg gab ihm den Gedanken wenigstens zur Einkleidung seiner himmlischen Fundgrube (Coelifodina), eines weit verbreiteten Andachtsbuches. Man könne himmlisches Erz, nämlich die Gnade Gottes, darin finden und graben. Sie wurde 1490 und 1502 gedruckt; auch noch später, 1510 oder 1511, scheint sie neu aufgelegt zu sein. 1504 schrieb er auch noch einen Nachtrag dazu. Der letztre enthält ein Kapitel über Rechtfertigung der Gottlosen, und in diesem die gewöhnlichen scholastischen Begriffe über die Eingießung der Gnade und deren Bedingungen, nebst Berichten, wie er Abweichende und Irrend durch Darlegung derselben bekehrt. Der erfurter Augustinerkonvent bewahrte ein Schreiben Raymund's an Paltz vom Jahre 1502, worin der Kardinal nach einem höchlich belobenden Eingange ihn auffordert, seine himmlische Fundgrube, da ein Mann, wie er, nicht überall sein könne, dem ganzen Orden mitzutheilen, damit man nirgend so heilsamer Lehre entbehre. Könnte man annehmen, Luther wäre mit dem Allen unbekannt geblieben? Und wie nahe liegen die hier zu vermuthenden Zusammenhänge? Als ein begeisterter Verehrer der Gottesgebärerin schrieb Paltz kleine Werke über die unbefleckte Empfängniß, die sieben Thore oder Feste der glorreichen Jungfrau, über deren Leben: „Wohlriechendes Gärtlein der ruhmreichen Jungfrau." Die himmlische Fundgrube erschien deutsch und lateinisch. Sie hat vier Abschnitte. Der erste handelt vom Leiden Christi, darein man durch sechs Eingänge oder Stollen kommen mag, der zweite von den bösen, unnützen Gedanken der Missebittung, d. h. den Gedanken, die der böse Geist einem Menschen wol auch ganz wider dessen Willen eingeben kann, lästerliche Gedanken wider das heil. Sakrament, die Mutter Gottes, diese oder jene Heilige. Der dritte und vierte Abschnitt verbreiten sich über die Erlangung des Sünd- und Schulderlasses durch Todesbetrachtungen und rechtes Sterben und das Sakrament der letzten Oelung und polemisiren wider mancherlei Irrthum und Mißglauben vieler unverständiger Menschen. Auch hier werden die Heiligen, die Jungfrau und deren Verdienste gepriesen. Umständlich wird vom Ablaß gehandelt. Der Glaube sei dabei nothwendig wegen der vielen höllischen Heere, die denselben bestürmen. Die Lästerer werden widerlegt, die da behaupteten, der Ablaß sei eine neuere römische Erfindung, es sei Unrecht, daß das Jubeljahr auf kürzere Zeiträume ausgeschrieben werde. In Beziehung auf den Ablaß sei die Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen zu nehmen. Denjenigen, die sich desselben nicht bedienen wollten, wird eine scharfe Strafpredigt gehalten, den Jüngern des Antichrists, den Kindern Babylons, die Gottes Gnade und Gebot verachten, der Wohlthaten des Leidens und Todes Christi verlustig werden. Beifällig wird der Bulle Klemens' VI. gedacht, in welcher dieser den Engeln des Paradieses befiehlt, die Seelen Derer, welche sterben würden, indem sie seinen Ablaß genießen wollten, sofort in den Himmel zu tragen. Die Behauptung wird vertheidigt,

daß der Papst auch für zukünftige Sünden Ablaß ertheilen könne. Es folge das aus seiner Gewaltfülle, aus der menschlichen Schwachheit, die ein Jeder fürchten müsse, auch wenn er keine Sünde beabsichtige. Niemand könne, wenn ohne Todsünde, doch ohne vergebliche sein. Jeder habe daher wenigstens das Fegfeuer zu scheuen. Doch fielen die Meisten in Todsünden zurück: so schwach sei das Fleisch, so groß die Verführung des Teufels, so stark die Lockung der Welt. Aus diesen und vielen andern Gründen könne so leicht Niemand dem Fegfeuer ohne Ablaß auch für zukünftige Sünden entgehen; so nothwendig sei er, daß die Armen das Geld dazu erbetteln müßten. Das ganze Ablaßceremoniell unter Raymund wird beschrieben: Versammlung der Geistlichkeit und der Laien in der Kirche, in welcher das Kreuz errichtet werden soll, dann feierliche Procession mit Vortragung des Venerabile zur Abholung des Ablaßkommissarius, weiter Errichtung des Kreuzes, unter welches der Geldkasten gestellt wird, Alles unter kirchlichen Gesängen, ferner Messe und Predigt, Anstimmung des ambrosianischen Lobgesangs u. s. f.[1]).

Raymund's Ablaßmission in Deutschland und die himmlische Fundgrube eines Paltz waren aber keineswegs vereinzelte Zeichen und Erscheinungen, sondern hingen mit vielen ähnlichen zusammen, müssen für Ausdrücke von Zeitrichtungen gelten. So wurden eben am Ausgange des 15. und besonders im Anfange des 16. Jahrhunderts sehr häufig Gebetbücher, namentlich auch deutsche gedruckt, woraus man auf das allgemeiner empfundene Bedürfniß schließen kann, Erbauliches zum Privatgebrauche zu geben und zu haben, da das Volk das Wort beim öffentlichen Gottesdienste nicht verstand, die Kunst und Gewohnheit des Lesens häufiger wurde, Bücher immer leichter zu bekommen waren, je mehr der Buchdruck sich vervollkommnete. Der Inhalt jener Gebetbücher ging nun auch zumeist wieder auf den Götzendienst der Heiligen und der Bilder hin, wenn auch reinere religiöse Begriffe nicht ganz fehlen. Nicht selten kommen Uebersetzungen von Psalmen und altchristlichen und deutschen Liedern, namentlich Marienliedern darin vor. Im „Herzmaner," einem nürnberger

1) de Wette I, 12. Kapp a. a. O. IV, 421. (*Osann*) Erfordia lit. III, 2. (*Simhold*) Erfordia lit. III, 1, 156.

Drucke aus dem letzten Jahrzehend des 15. Jahrhunderts, werden die fünf großen Herzeleid dargestellt, die Maria um ihren Sohn auf Erden gehabt, der ihr dann verspricht, wer täglich ihre Herzeleide mit einem Paternoster und Ave Maria oder mehrern gedenken würde, dem wolle er ganz besondere Gnade im Leben und Tode erweisen. Maria erscheint da als von Gott geordnete Fürsprecherin der Menschen, als Wiederbringerin und Versöhnerin der Sünder, auf deren mütterliche Fürbitte und Verdienst man sein Vertrauen zu setzen habe. In einem nürnbergischen Drucke von 1503, Salus animae, der Selen Hayl, spielt wieder die allerseligste Jungfrau eine große Rolle als Versöhnerin der Sünder, Tochter des ewigen Vaters, starke Zuversicht aller Verzweifelten, gewaltige Erlöserin der traurigen und betrübten Herzen, gewaltige Kaiserin des Himmels und der Erden u. s. f. Während der Messe, wenn der Priester die drei Kreuze macht, soll man sprechen: die Jungfrau Maria mit ihrem milden Sohn benedeye uns, all unsre Glieder benedeye die Jungfrau Maria, und durch das Zeichen des heil. Kreuzes weich fern von uns Alles, das uns Schade sein möge. Sonderbar genug wird Christus angerufen: Du wahrer Papst! Bei vielen Gebeten wird bemerkt, daß man damit reichlichen Ablaß verdienen könne, mit einem z. B. 6666 Tage, mit einem andern 24,600 Jahr und 24 Tage, mit noch einem andern 80,000 Jahr, bei einem andern hat Pius II. zwar nur 166 Tage bewilligt, indeß kommt Erlaß eines Drittels der Pein im Fegfeuer wegen vergessener Sünden hinzu. Auch sollen Dem, der dies Gebet täglich andächtig und mit gebogenen Knien spricht, weder Teufel noch böse Menschen schaden können, er wird nicht ungebeichtet sterben und dreißig Tage vor seinem Tode die Jungfrau zu seiner Hülfe bereit sehen. Ueberhaupt wird die Andacht weniger an Gott als an Maria, die Engel, die Propheten, Patriarchen, Apostel, Märtyrer u. s. w. hingewiesen. Oft werden sie geradezu angerufen um Erlösung von der höllischen Pein, erscheinen nicht blos als Fürbitter, sondern als Erhörer des Gebets. Ganz ähnlich waren andre, wie sie in den ersten Jahrzehenden des 16. Jahrhunderts gedruckt wurden. So eins der vielen Seelengärtlein, 1507 zu Strasburg gedruckt, dessen Verfasser sich, wie es häufig vorkam, u. a. viel zu schaffen macht mit der Erklärung der sieben

Todsünden, der neun fremden, der vier himmelschreienden, der sechs Sünden gegen den heil. Geist u. s. f. Auch hier die seltsamste Mischung reiner und unreiner Vorstellungen. Das Christliche, echt Religiöse macht sich immer wieder Bahn, kann nicht gänzlich erstickt werden, doch auch nicht durchdringen. Die Anweisungen, wie man sich christlich zum Sterben bereiten soll, enthalten das Beste. Es ist fast, als sollte in der letzten Stunde nur Christus und sein Verdienst gelten; dann aber soll der Sterbende doch wieder Maria und die Heiligen anrufen, bedenken, ob er auch Ablaßzettel habe, u. s. f. [1]).

Es gehört hierher der berüchtigte Marienpsalter Bonaventura's. Mag sein, daß er von dem letztern nicht herrührt. Indeß war und wurde er unter seinem Namen vielfach und zwar nicht ohne öffentliche Autorität verbreitet. Noch um das Jahr 1470 hatte Sixtus IV. eine besondere Brüderschaft vom Psalter Mariä zur Förderung des Dienstes der letztern und des Heils der Seelen bestätigt und mit großen Indulgenzen ausgestattet, die von Innocenz VIII. noch vermehrt wurden. In dem Psalter wird der Jungfrau zugeschrieben, was Gott allein gebührt, wo der Text von Jehovah, dem Herren redet, hat der Psalter Herrin. Auf sie soll Glaube, Hoffnung, Vertrauen gesetzt, von ihr Erlösung, Hülfe, Gebetserhörung erwartet, Verehrung und Anbetung ihr gewidmet werden. So beginnt der 109. Psalm: Der Herr sprach zu meiner Herrin, setz dich, Mutter, zu meiner Rechten, der 116. Lobet unsre Herrin alle Nationen, preiset sie alle Völker, der 119. Zu Maria rief ich, wenn ich betrübt war, und sie erhörte mich, u. s. f. Außer den Psalmen folgen dann noch einige „Prophetenlieder," z. B. das Lied Mosis (2. Mos., 15), wo gleich im Anfange Maria als Versöhnerin Gottes, als Mittelerin erscheint, allmächtige Herrin angeredet wird, die mit ihrer Rechten Pharao's Heer ins Meer geworfen u. s. f. [2]).

Wie sich Luther darüber äußert, ist oben angeführt. Es läßt sich denken, daß er mit diesen Vorstellungen eben jetzt noch mehr und mehr erfüllt und gerade mit diesem Zweige der Volksliteratur am meisten bekannt und vertraut wurde. Schändlich, falsch, lästerlich nennt er wiederholt (z. B. in der Kirchenpostille) jene Gebetbücher, „der die Welt voll war." Er gab sich unendliche Mühe, sie durch bessere zu ersetzen und zu verdrängen, durch „reine Gebete und gute christliche Gesänge, sonderlich den Psalter, das allerfeinste und köstlichste Bet- und Gesangbüchlein, deß sich zu unserer Zeit kein Theologus rühmen durfte, daß er einen einzigen Psalm also wohl und gründlich verstanden hätte, als jetzt die Laien, Mann und Weib, verstehen." Man kann sagen, daß er sich sein Lebenlang damit zu thun gemacht, und auch dieser Umstand beweist, wie weit jene älteren Gebetbücher verbreitet waren und wie tiefe Wurzeln ihre Vorstellungen geschlagen hatten. In der Vorrede zu seiner kurzen Form, die zehn Gebote, Glauben und Vaterunser zu betrachten (1520), sagt er davon: „Unter andern viel schädlichen Lehren und Büchlein, damit die Christen verführet und betrogen, und unzählige Mißglauben aufkommen sind, achte ich nicht für die wenigsten die Betbüchlein, darinn so mancherlei Jammer von Beichten und Sündeerzählen, so unchristliche Narrheit in den Gebetlein zu Gott und seinen Heiligen, den Einfältigen eingetrieben ist, und dennoch mit Ablaß und rothem Titel hoch aufgeblasen, dazu künstliche Namen darauf geschrieben: Eines heißt **Hortulus animae**, das andre **Paradisum animae**, und so fortan; daß sie wohl würdig wären einer starken, guten Reformation, oder gar vertilget wären. Welches Urtheil ich auch fälle über die Paßional- oder Legendenbücher, darinn auch viel Zusatz der Teufel eingeworfen hat. Bitte hiermit, Jedermann wolle sich der brigittischen Gebete und aller andern, die mit Ablaß oder Zusagung ausgemalet sind, entwöhnen, und wiederum auf dies gemeine, einfältige, christliche Gebet gewöhnen, welches der Art ist, je mehr und länger man es treibt, je süßer und lustiger es wird." Wir werden sehen, wie früh und eifrig er sich mit dem Psalter beschäftigte; und noch im Jahr 1543 wurde derselbe, den er so gern als Gebetbuch angesehen wissen mochte, auf Veranlassung des Pfalzgrafen und nachmaligen Kurfürsten Otto Heinrich zu Neuburg wiederaufgelegt, ausdrücklich weil der letztere dadurch die älteren Gebetbücher bei seinen Unterthanen und insbesondere in den Klöstern zu beseitigen wünschte. In seiner Vorrede spricht

1) Niederer a. a. O. II, 157 ff.; I, 909.

2) Niederer a. a. O. III, 300 ff. *Chemnitz*, Examen Conc. trid., 827 ff. der frank. Ausg. von 1707.

Luther auch hier davon, wie die früher gebräuchlichen Gebetbücher „fast eitel unchristliche Lügen und Mißbräuch" enthalten und endlich beseitigt werden sollten [1]).

Wenn man muthmaßen kann, daß er im erfurter Augustinerkloster mit Paltz bekannt geworden, so ist es wahrscheinlich, daß er einen andern dem Kardinal Raymund nahe stehenden Gelehrten, Emser, als Student kennen gelernt, indem er bei ihm lateinische Kollegien gehört. Emser war im Jahr 1500 Schriftführer und Kapellan Raymund's, und zog zwei Jahre lang in Deutschland mit ihm umher. Zum Zeichen, womit die Gelehrten sich abgaben, wie auch sie von dem hierarchischen Geiste erfüllt waren, ließ er 1501 oder in einem der nächstfolgenden Jahre eine Flugschrift erscheinen: Collectio reverendissimi patris et domini episcopi Gericensis, die einen Vorgang zum Gegenstande hat, welcher damals großes Aufsehen machte. In den Kleidern und der Wäsche vieler Leute zeigten sich Kreuze und Leidensinstrumente, die man als vom Himmel gefallen ansah. Kaiser Maximilian zeigte dem Pico von Mirandola weißes Zeug mit solchen Kreuzen vor, und Picus schrieb ein langes lateinisches Gedicht im heroischen Versmaße darauf. Emser's Schrift handelt in barbarischem Latein von der Bedeutung jener Wunderzeichen und stützt sich dabei in der gewöhnlichen Weise auf die Bibel, das geistliche Recht, die Legenden der Heiligen. Sie sind Merkmale, daß Gott strafen will, denn er thut nichts umsonst, weshalb die Begebenheit genau zu untersuchen ist. Dies soll denn so geschehen, daß Christus angefleht wird, daß er es selbst offenbare. Viel ist die Rede von der Höhe und Würde, der gebührenden Liebe und Verehrung des Kreuzes, desto weniger vom versöhnenden Tode des Erlösers. Gott sei erzürnt besonders durch zweierlei Menschenklassen: die nach Ostern Absolvirten und bald darauf wieder Rückfälligen, und Diejenigen, welche der Kirche und den Geistlichen die ihnen nach göttlichen, kanonischen und bürgerlichen Rechten zukommende Freiheit von den Lasten der Laien und der weltlichen Gerichtsbarkeit rauben oder schmälern. Sie kreuzigen Christum von Neuem. Sie verfallen in die Verkehrtheit, wie wenn der Sohn den Vater, der Schüler den

1) Plochm. VII, 19; XXII, 3. Niederer a. a. O. II, 412 ff.

Lehrer sich unterwerfen und mit ungerechten Lasten beladen will; sie trachten Diejenigen unter sich zu bringen, von welchen sie doch glauben, daß sie Gewalt haben, sie nicht blos auf Erden, sondern auch im Himmel zu binden und zu lösen. Besonderer Nachdruck wird darauf gelegt, daß Gott durch die Wunderkreuze die in Wollüsten verkommenen Fürsten, auf welche die härtesten Bibelstellen angewendet werden, gegen die Feinde des Kreuzes Christi, die Türken und Heiden, aufmahnen wolle. Das Aergste sei, wenn jene Zeichen gar verlacht und verspottet würden. Der Verfasser schließt daher mit dem Wunsche, Gott möge nur geben, daß statt seiner Kreuze nicht Schlangen und Nattern kämen und die Welt wegen ihres Spotts und ihrer Herzenshärtigkeit straften [1]).

Auch hierbei ist es sichtlich, daß der gesunde Menschenverstand und eine widerstrebende Stimmung erwacht war, daß jedoch von den höchsten bis zu den niedrigsten Ständen theils blinde Ergebenheit gegen die Kirche und den Klerus, theils wenigstens die abergläubige Frömmigkeit vorherrschte. Die im Bürgerstande sich Bahn brechende Ansicht, daß die wahre Frömmigkeit nicht in der Beobachtung von Aeußerlichkeiten, sondern in reiner Gesinnung und einem rechtschaffnen Wandel bestehe, daß Heiligkeit und der Seele Heil nicht vorzugsweis im Mönchsstande zu suchen sei, war in Erfurt schwerlich allgemein oder gar allgemein eine bewußte; und wäre sie es gewesen, so war es doch die entgegengesetzte, welche Luther, der fleißige Kirchgänger, täglich und mit für sie vorwaltender Empfänglichkeit vernahm. Auch scheint er wenig oder gar nicht mit erfurter Bürgern, mehr mit Geistlichen in persönliche Berührung gekommen zu sein. Den erstern wird aus seiner Studienzeit nachgesagt, bei den Vornehmen habe üppiger Hochmuth, bei den gemeinen Bürgern freche Rohheit, bei Allen Eigennutz und leichtsinnige Verschwendung geherrscht. Sehr begreiflich, wenn er sich von den Bürgerkreisen um so mehr fern hielt und wider freiere Ansicht, als Erzeugerin zu freier Sitte, um so mehr eingenommen wurde und in der strengen mönchischen sich abschloß. Nur von Universitätslehrern und Geistlichen erwähnt er hier und da, daß

1) Niederer a. a. O. 420 ff.

er sie gekannt. Er habe zu Erfurt, sagt er, im Karthäuserkloster einen Kranken an einer Krücke gehen sehen, der noch jung gewesen. Er habe ihn gefragt, ob man ihn nicht des Chors und der Wache überhübe, der junge Mönch aber habe kläglich erwidert, nein, er müsse fort. Er habe in seinen jugendlichen Jahren zu Erfurt viele Karthäuser gesehen, die den Jahren nach noch hätten jung sein müssen, aber bleich und matt am Stabe gegangen wären. Er habe sie verwundert gefragt, wie es zugehe, daß sie so früh gealtert, und sie hätten erwidert, durch vieles Wachen; er habe weiter gefragt, ob sie denn nicht schliefen, und die Antwort hätte gelautet, es werde ihnen nicht vergönnt [1]).

Die Klöster durchlief er also, und es fehlte nicht daran, daß er die Lasten und Leiden des Mönchslebens kennen lernte. Allein es „gleißete" von außen „so schön und herrlich." Welch eine „heiße und brünstige Andacht" schien da zu sein, wenn sie „von Andacht entzündet auf den Knien lagen, beteten und ihre Beschaulichkeit von himmlischen Sachen hatten mit solcher großen Lust, daß sie vor großer Freude weinten, alles Irrdische aus dem Sinne schlugen und allein an Gotte und die göttliche Majestät dachten." Der Karthäuserorden galt für den allerstrengsten und heiligsten, die Karthäuser meinten heilig zu sein und selig zu werden, nicht durch Christum, den sie „für einen strengen, zornigen Richter ansahen und fürchteten, sondern durch ihre Ordensregel [2])."

Das war es, was Eindruck bei ihm machte, trotz dem, daß ihm auch die Verdorbenheit des Klerus, wie wir oben sahen, und der Gedanke an die Vergeblichkeit der Mönchswerke nahe genug gelegt wurde. Er habe, sagt er, zu Erfurt einen Dompfaffen gekannt, der zweiundzwanzig geistliche Lehen für seine Person und guten Muth gehabt, sicher dahin gegangen wäre und in seinem Leben viel Sünde auf sich gehäuft hätte, und als er krank geworden und sterben sollen, und nicht gewußt, wohin er fahren sollen, Ach und Weh geschrien und geseufzt, ach

1) Auslegung der Genesis zu Kap. 13, V. 8 f. Von den Concilüs und Kirchen, Plochm. XXV, 339.

2) Ausführl. Erklärung des Galaterbriefs zu Kap. 5, V. 19 f. Walch VIII 2751.

Herr Gott, wer nun ein Sauhirt dafür gewesen wäre! Die Erinnerung daran blieb oder wachte späterhin sehr lebendig in ihm auf. Er kommt mehrmals darauf, und mehrfach klingt sie in Aeußerungen und Ansichten von ihm an. So wenn er in der Auslegung der ersten 22 Psalmen (von 1519) sagt, solche Marterkammern der Gewissen wären die Stifter und Klöster geworden, und so blinde Leiter des Volks wären die Stifts- und Klostergeistlichen, daß es weit sicherer und besser sei, zu einem Handwerke zu greifen, ja selbst ein Sauhirt zu werden, ein Weib zu nehmen und wie andre Menschen zu leben, als in den geistlichen Stand zu treten [1]).

Man sollte indeß glauben, auch von geistlicher Seite her müßte ihm eine hellere Ansicht kund geworden sein. Während er in Erfurt studirte, predigte im Dome Sebastian Weinmann, berühmt als Theolog und Kanzelredner. Er hatte seit 1482 an der Universität gelehrt, war 1490 Doktor der Theologie geworden, hatte 1493 die Würde des Rektorats bekleidet, ein Kanonikat am Dome erlangt. Hier eiferte er wider die Unwissenheit, die Trägheit und das schändliche Leben der Geistlichen, die Anmaßung des Klerus, die eigentliche religiöse Erkenntniß und die Theilnahme am innern kirchlichen Leben sich allein zuzueignen, wider den Ablaß, die Werkheiligkeit, die willkürliche Mittheilung guter Werke an Andre, zumal für Geld, und ähnliche Mißstände. Oefter sprach er von einer bald bevorstehenden Reformation, die seine Zuhörer noch erleben würden. Die Bürger und Studenten hörten ihn gern, er soll sogar Luther's Lehrer gewesen sein; der Rath und Klerus aber feindeten ihn an; er mußte 1508 flüchten, fand Schutz und Sicherheit in Magdeburg, und wurde erst nach mehrern Jahren zurückberufen. Nicht anders erging es einem Sinnesverwandten von ihm, Doktor Johann Pfennig, der gleichfalls als Prediger zu Erfurt genannt wird. Er sah sich genöthigt, in Böhmen bei den Hussiten Sicherheit zu suchen, wurde jedoch auf des Sachsenherzogs Albrecht Befehl aufgegriffen und dem Bischof von Meißen übergeben, in dessen Gefängniß er starb [2]).

1) Ausl. d. Genesis zu Kap. 45, V. 17 f. Walch II, 2546; IV, 2875; V, 671. Plochm. XIX, 175

2) Tentzel, Histor. Bericht, 28. Rathmann a. a. O. 299, 329. Löscher, Reformationsacta I, 83. Erhard sagt (a. a. O. III, 462 ff.),

Auch hier also wirken noch immer die weltlichen und geistlichen Obrigkeiten im Sinne der Hierarchie und zu deren Zwecken zusammen, geben die erstern zum Dienste der letztern sich her. Die Freigesinnten müssen flüchten, während der römische Abgesandte Triumphzüge hält. Abweichende Denkart ist Ausnahme, die kirchliche und hierarchische hat weitaus die Oberhand. Von der religiösen Opposition kommen nur einzelne schwache Spuren vor.

Um so leichter kann man sich nun vorstellen, was die Kirchgänger in der Regel zu hören bekamen, was ihnen von den meisten Predigern eingepredigt wurde: nichts Anderes als Das, was oben namentlich nach Aeußerungen Luther's als Inhalt der Predigten bezeichnet ist, nebst Verdammung der Ungläubigen, Aufstachelung gegen die Ketzer. Man kann annehmen, daß der Eifer wider sie eben hier und zu dieser Zeit um so lebendiger erwacht war, um so heftiger sich äußerte, theils in Folge von Veranlassungen, wie die der Anwesenheit des Kardinals, theils angefacht durch den sich regenden Gegensatz und die Nothwendigkeit, ihn zu bekämpfen. Kein Wunder, wenn Luther eben jetzt recht tief hineingerieth. Es dürfte ohnehin nicht einmal feststehen, daß er die Weinmann oder Pfennig gehört. Einer Predigtäußerung des erstern gedenkt er freilich (im Vorwort zu Menius' Schutzred und Erklärung etlicher Hauptartikel christlicher Lehre an die Christen zu Erfurt überschrieben, 1527), „es sprach einmal Doktor Sebastian, Prediger auf unser lieben Frauen Berge bei euch, da es so wohlfeil zu Erfurt war, Gott plaget andre Leute mit Theurunge, uns strafet er mit Fülle." Doch ersieht man nicht, ob er die Worte selbst gehört. Wir werden noch darauf kommen, er erwähnt, und zwar so, daß er Nachdruck darauf legt, daß man sieht, sie hatten Bedeutung bei ihm gewonnen, verschiedener Aeußerungen freierer und abweichender Denkart, die er in Erfurt vernommen. Er würde es schwerlich vergessen haben, wenn er Zuhörer bei solchen Weinmannschen Predigten, in welchen jene sich aussprach, gewesen wäre.

Luther habe Weinmann zum Lehrer gehabt. Aus Luther's Worten in der noch zu erwähnenden Vorr. zu Menius' Schutzrede geht es indeß nicht hervor. Luther führe aus Weinmann's Predigten Manches an. Ich vermag mich nur der einen Anführung in der eben genannten Vorrede zu entsinnen.

Dagegen würde es freilich auffallend erscheinen, daß er einen Prediger nie gehört haben sollte, dessen Vorträge ohne Zweifel vielfach besprochen wurden. Vielleicht daß er ihn mied, weil Weinmann eben Das angriff, was Gegenstand seiner Verehrung war. Wie dem sei, Eindruck machte er bei ihm nicht. Der Klerus feindete ihn an — der Klerus scheint den Studiosen Luther in Erfurt mehr und mehr in seine Gewalt bekommen zu haben. Die geistlichen Freunde mochten ihn vor den weinmannschen Predigten warnen, er war „der Fabeln so voll geschüttet, daß er von reinerer Lehre nichts sah noch hörte," ging in „seinem verdüsterten Sinne dahin," ohne von reiner Lehrenden „sich weisen zu lassen." Um so erklärlicher ist es, wenn er — was dann freilich nicht ohne alle Einschränkung wahr, und zunächst nur seine eigne Erfahrung ist — öfter in Predigten, in der Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg und sonstige unzählige Mal, dahin sich ausspricht, ihm sei unterm Papstthum geschehen, daß er um eine rechtschaffne Predigt gern nach Rom gegangen wäre und habe sie doch nicht finden können; unter Gottesdienst habe man verstanden Wallfahrten, Mönch werden, sich plagen mit Fasten, Wachen, Singen u. s. f. Er habe es mit den Uebrigen zu seinem Schaden erfahren, daß die Prediger von der Würde und den Pflichten der weltlichen Stände und Stellungen nichts gewußt, und wenn sie von guten Werken gepredigt, hätten sie nicht gelehrt, wie ein Jeder in seinem Stande und Verhältniß Gott gehorsam sein und dem Nächsten dienen möge, sondern gesagt, wer gute Werke thun wolle, möge nach St. Jakob, nach Rom, ins Kloster gehen, Mönch werden. Die Trost und Hülfe Bedürftigen, an der göttlichen Gnade Zweifelnden hätten sie an die Heiligen gewiesen, ihnen Ablaß, Messen, Möncherei empfohlen, und sie dadurch in noch größere Angst und Schrecken hineingeführt, da ihre Lehre Niemandem Gewißheit der göttlichen Gnade eingeflößt, da sie die armen, blöden, angefochtenen Herzen dahin getrieben, daß sie sich vor Christo mehr gefürchtet als vor dem Teufel selbst: „wie ich das wohl an mir selbst erfahren, und dafür meine Zuflucht zu den Todten, St. Barbara, Anna und andre todten Heiligen gestellt, als Mittler gegen Christi Zorn, und doch damit nichts schaffte, noch von dem furchtsamen flüchtigen Gewissen konnte erlöset werden."

Wir gedachten schon seiner Aeußerung, in seiner ganzen Jugendzeit habe „nie keiner ein Evangelium gehört," das nicht auf die Werke, sondern auf Christum gezogen wäre, nimmer sei in den Predigten „das Genugthun für die Sünde weislich unterschieden, nämlich also, daß es geschehe gegen den Menschen, nicht gegen Gott," denn wäre dies geschehen, „so würde dem großen Gott Bauch nicht so viel zugegangen sein." Eben in jenem Vorwort, an die Christen zu Erfurt gerichtet, sagt er: „Ihr habt bei euch viel Jahr eine Hohe Schule gehabt, darinn ich auch etlich Jahr gestanden bin; aber das will ich wohl schweren, daß alle die Zeit über nicht eine rechte christliche Lection oder Predigt von irgend einem geschehen ist, der ihr jetzt alle Winkel voll habet. O wie selig hätt ich mich dazumal gedaucht, wenn ich ein Evangelium, ja ein Psälmlin hätte mögen einmal hören, da ihr jetzt die ganze Schrift klar zu hören habt. Wie theuer und tief lag da die Schrift vergraben, da wir so trefflich hungerig und durstig darnach waren, und war niemand, der uns etwas gab; und ging doch so viel Mühe, Kost, Fahr und Arbeit drauf[1])."

Es wird sich uns noch deutlicher zeigen, Angst um das Heil der Seele war es, was ihn fortwährend quälte, Trost dem Gewissen war es, was er suchte und der ihm tief einwohnenden Vorstellung nach in den „Werken" zu finden meinte. Wir können nicht zweifeln, daß er darin eben jetzt wieder mehr und mehr bestärkt wurde. Als ihn (1503) eine schwere Krankheit befiel, als er wenigstens meinte sterben zu müssen, finden wir, wie schon erwähnt, einen geistlichen Gewissensberather an seinem Bette, der ihn zu trösten bemüht ist, den Trostbedürftigen, und bemerkenswerth dürfte dabei sein, daß gerade in diesem Jahre zu Erfurt „ein großes Sterben" war. Allein in der Bartholomäipfarre starben 304 Menschen[2]). Dergleichen pflegte dann Straf- und Bußpredigten, Predigten vom göttlichen Zorne und seinen Wirkungen, von der Sündhaftigkeit der Welt, der Nothwendigkeit, sie abzubüßen, der Verdienstlichkeit eines gottgeweihten Lebens u. dergl. zu veranlassen, und war ganz geeignet, bei entsprechenden Richtungen und Stimmungen gewaltig zu ergreifen. In der Auslegung der funfzehn Lieder im höheren Chor (1531—33) sagt er[1]), man habe dafür gehalten, wenn einer eine Messe gehört, habe er desto mehr Glück an dem Tage. An alle Wände habe man den Vers geschrieben, **nec unctura rotam, nec tardat missa dietam**, so wenig der Schmer das Rad, hindre die Messe das Tageswerk, und zur Bewährung habe man allerlei Fabeln erdacht, z. B. wie ein Haufe durch ein Dorf gezogen, als eben der Pfaff Messe gelesen, wie einer zur letzteren zurückgeblieben sei und die übrigen von Räubern erschlagen worden wären. In diesem Sinne, scheint es, verstand er sein „Fleißig gebetet, ist über die Hälfte studirt."

1) Plochm. II, 181; V, 144; VI, 93; IX, 297; XXIV, 343. de Wette, III, 228.

2) Falkenstein, Historie von Erfurt, 450.

Mit einem Worte, das geistliche Erfurt und die dortigen kirchlichen Zustände waren danach angethan, ihn in streng-kirchlicher Gesinnung, in düsterer mönchischer Anschauung wieder mehr und mehr zu bestärken, wenn sie ihm daneben auch die abweichenden Richtungen, eine hellere freundlichere Ansicht nahe brachten. In der Schrift von dem gefangenen Herzog zu Braunschweig (1545) erwähnt er einer „Prophezei," die er um diese Zeit gehört, die auch in Büchern vorgekommen sei, „als der tollen Brigitten, Lichtenberg, Arnold," und womit die Papisten sich getröstet, es werde eine Verfolgung über die Klerisei ergehen, die aber danach herrlicher werden solle, als sie jemals gewesen[2]). Auch darin sprach sich die Umwandlung der Ansicht, das Gefühl einer bevorstehenden Aenderung der Dinge, aber auch das Bestreben der Geistlichen aus, die Gläubigen zusammenzuhalten und sie und sich selbst auf die Zeit des Sturms vorzubereiten. Auf Luther scheint die Prophezei Eindruck gemacht zu haben, und es war natürlich genug bei ihm.

Erfurt. (Universität.)

Das Leben auf einer Universität und zumal einer Universität wie Erfurt, mußte fördernd auf die Hebung seines ganzen

1) Zum 3. Verse des 127. Psalms.

2) Plochm. XXVI, 239. Vorr. zu des Lichtenberger's Weissagungen. Walch XIV, 231 ff.

geistigen Daseins einwirken; und gewiß nicht wenig kam da zusammen, ihn zu einem freieren Denken hinzuführen, seinen Gesichtskreis zu erweitern, seine Begriffe, die religiösen namentlich, aufzuhellen. Es konnte nicht fehlen, die abweichenden Gedanken, Richtungen und Strebungen der Zeit mußten ihm bekannt, genauer bekannt werden. Schon das war sehr wesentlich.

Die Universitäten waren an die Stelle der Klöster und Stifter als Pflanzschulen und Freistätten der Wissenschaft getreten, zuerst in Frankreich und Italien, seit der Mitte des 14. Jahrhunderts auch in Deutschland. Anfangs freie Vereine von Lehrern und Lernenden, wuchsen sie bald zu wichtigen, mit großen Vorrechten und Freiheiten ausgestatteten, schon durch engen Zusammenhang eine große Kraft entwickelnden Körperschaften heran, deren Mitglieder einen neuen, den Gelehrtenstand, bildeten, nachdem bis zu ihrer Entstehung die Gelehrsamkeit Alleinbesitz der Geistlichen gewesen war. Ihr Ansehen als Körperschaften und das der Wissenschaft, der Gelehrten, hoben einander wechselsweis. Ihre Bedeutung stieg rasch um so höher, da sie bei der Seltenheit und Mangelhaftigkeit der Bücher, der Schulen, des wissenschaftlichen Verkehrs lange fast allein alle höhere Bildung vermittelten; da sie die neuen Anregungen des vernachlässigten, fast entschlafenen wissenschaftlichen Lebens, denen sie ihre Entstehung verdankten, ihrerseits verstärkten und verbreiteten und in wichtigen Beziehungen der vollkommensten Freiheit genossen. Sie führten ihr eigenes selbständiges Leben; Könige, Fürsten und Städte, ja selbst die geistliche Macht übten oft einen fördernden, wenigstens die erstern selten einen beschränkenden Einfluß auf sie, sie waren Sammelpunkte fast des gesammten höheren Wissens der Zeit. Sie zogen die großen Tagesfragen in den Kreis ihrer Forschungen, Erörterungen und Kundgebungen, griffen redend und handelnd in die Kämpfe der Zeiten ein, gewannen dadurch der Wissenschaft einen unmittelbaren und großartigen Einfluß auf das Leben, errangen so die wichtige Stellung, welche sie durch ihre Abgeordnete auf den Konzilien zu Konstanz und Basel einnahmen, der zufolge sie als Tribunale wissenschaftlicher Entscheidung galten, an welche die weltlichen Häupter und Obrigkeiten sich häufig wendeten, denen dieselben sich meisthin willig unterwarfen. Selbst die Päpste achteten ihre

Ansicht, ihre Aussprüche, fürchteten sie und wichen ihnen nicht selten. Es gab noch keine gebildete, an der Wissenschaft Theil nehmende Stände, so wenig eine zahlreiche wissenschaftlich gebildete Staatsdienerschaft als eine auf die Hochschulen sich erstreckende Ueberwachung von Seiten des Staats. Diese äußere Selbständigkeit der Universitäten leistete auch der Freiheit der Forschung, der Wissenschaft offenbaren Vorschub [1]).

Fast überall findet man an ihnen die vier Fakultäten der Theologen, Philosophen, Juristen und Mediciner. Sie bezogen sich jedoch nur auf die Lehrenden. Diese waren nicht selten Mitglieder von zweien oder dreien, sehr häufig hörten die Docenten in der einen mit der studirenden Jugend in einer andern, welche oft schon in sehr frühen Jahren die Universität bezog und so benutzte, wie jetzt die höhern Klassen der Gymnasien benutzt werden, wogegen sie dann die Studienzeit weit länger, bis zu einem reiferen Alter ausdehnte. So gelangten viele Studirende noch als solche zu Aemtern und Würden, wie auch Luther als Student die ersten akademischen Grade erhielt. Ihr Ansehen fiel dann auf den ganzen Stand zurück. Sie waren zunächst wenigstens an kein Fachstudium gebunden, hörten oft je nach vorwaltender Neigung und Anlage oder den Antrieben einer allseitigen Wißbegier folgend in mehren, bisweilen in allen Fächern, bis sie sich für eins derselben entschieden, und sehr häufig kam es vor, daß sie, die gehoffte Befriedigung nicht findend, vom einen zum andern übergingen. Dies Alles war sehr geeignet, Lehrer und Lernende einander näher zu bringen, an einander jung, den Wissens- und Lerneifer lebendig zu erhalten, zu verhüten, daß der wissenschaftliche Sinn in ein verkümmerndes Brotstudium sich verlor. Es hing damit zusammen, daß die Wissenschaften noch so viel geringeren Umfangs, noch nicht so abgeschlossen waren, wie sie es jetzt sind, mit der ganzen Stellung und Einrichtung der Universitäten. An den Vorrechten und Ehren der letztern hatten auch die Studirenden ihren bemessenen Antheil, wie sie denn bis-

1) Meiners, Gesch. der hohen Schulen, I, 7 ff. Savigny, Gesch. des römischen Rechts, 2. Ausg. III, S. VII, 154. Erhard a. a. O. I, 153 ff. Raumer, Gesch. der Hohenstaufen, VI, 488. Ranke a. a. O. I, 291, dann 392.

weilen selbst zur Rektorwahl durch Abgeordnete aus ihrer Mitte mitwirkten. So war es auch in Erfurt. Der Bürger war ihnen gegenüber nicht „Philister", nicht philisterhaft standen sie zu ihm, Vorzüge und Auszeichnung im Bedeutungslosen suchend.

Die Universitäten stellten ihre innere Bedeutung auch durch ihre Formen, ihre Bräuche anschaulich vor die Sinne hin und wirkten auch dadurch um so lebendiger, auf die Jugend namentlich. So wurden die Promotionen der Doktoren mit feierlichen Reden und pomphaften Aufzügen gefeiert. Was der Art jetzt noch üblich, läßt sich nur von fern damit vergleichen. Wie Luther der Universität als dem Brunnquell aller Künste mit hohen gespannten Erwartungen zuzog, blieben ihm die Studienjahre in der Erinnerung ein Zauberkreis, der ihm die Poesie der Jugend umzogen und belebt hatte. Man sieht es seinen Erinnerungen an, wenn er den Hausgenossen in höheren Jahren davon erzählt, was das zu Erfurt, als er dort studirt, für eine „Majestät und Herrlichkeit" gewesen wäre, wenn man Magister promovirt, ihnen Fackeln vorgetragen, sie verehrt habe. Es war ihm selbst wiederfahren. „Ich halte, daß keine zeitliche weltliche Freude dergleichen gewesen sei. Also hielt man auch ein groß Gepräng und Wesen, wenn man Doctores machte: Da ritte man in der Stadt umher, dazu man sich sonderlich kleidete und schmückte, welches alles dahin ist und gefallen, aber ich wollte, daß man's noch hielte [1])!"

Sollte man nun aber nicht glauben, seine Stellung als Mitglied einer Universität, die akademische Freiheit nach der beengenden Schulzucht hätte seine Schüchternheit mindern, ihm ein größeres Selbstgefühl einflößen müssen? Entwickelt sich bei einem

1) Tischreden; Walch XXII, 2229. *Motschmann*, Erf. lit. Erste Fortf. 14, 160, 441 ff. Wenigstens nicht ganz genau scheint Luther's Erinnerung von seinen Studienjahren her zu sein, wenn er in der Schrift: Exempel, einen rechten christlichen Bischof zu weihen, von einem Betrüger erzählt, der sich für einen Grafen von Henneberg ausgegeben und zum Rektor gewählt sei. S. Motschmann a. a. O. 386 ff. Die Erzählung ist in der That unwahrscheinlich. Eher mag es seine Richtigkeit mit einem andern Vorfalle haben, wonach, als er in Erfurt studirt, ein Bürgermeister von einem Henker gehenkt worden, welchen derselbe früher vom Galgen erlöst. Er spricht davon in der Auslegung der Genesis bei Kap. 16, V. 4.

solchen ein freies Denken nicht um so viel leichter und rascher? Mußte sein Selbstgefühl als Akademiker nicht ein noch erhöhteres sein, da gerade die erfurter Universität ein so bedeutendes Ansehen genoß?

Sie war gleich nach ihrem Entstehen weithin berühmt geworden. Die Stadt, als eine der bedeutendsten in Deutschland, ihre freigebige Fürsorge für die Universität, die mancherlei Annehmlichkeiten, welche sie durch ihre Lage, Verhältnisse und Hülfsmittel, eine verhältnißmäßig große Wohlfeilheit des Lebens darbot, hatten von Anfang ausgezeichnete Lehrer und eine beträchtliche Anzahl von Studirenden aus allen Theilen von Deutschland herbeigezogen. Die fürstlichen und gräflichen Häuser von Sachsen, Hessen, Baden, Holstein, Anhalt, Henneberg, Hohenzollern, Schwarzburg u. a. m. sendeten ihre Söhne nach Erfurt. Während des ganzen 15. Jahrhunderts wurden jährlich im Durchschnitt gegen 400 Studirende inscribirt, 1455 stieg die Anzahl sogar auf 538. Unter den Gelehrten Deutschlands galt es für eine Auszeichnung, in Erfurt studirt zu haben, bei der Errichtung neuer Universitäten suchte man erfurter Lehrer dahin zu ziehen. Erfurt hatte 1502 die für jene Zeit bedeutende Anzahl von dreizehn ordentlichen Professoren, war reich an wissenschaftlichen Anstalten, hatte große und reichdotirte Kollegien, deren eins eine für die Zeit bedeutende Bibliothek besaß. Auch der Universität fehlte eine solche nicht; sie war am Anfange des 15. Jahrhunderts gegründet und seitdem ansehnlich vermehrt [1]).

„Die Universität zu Erfurt, sagt Luther, war etwa in solchem Ansehen und so berufen, daß alle andern dagegen für kleine Schützenschulen angesehen worden." Daß die Stadt vortrefflich zum Sitze einer Hochschule gelegen sei, bemerkt er ebenfalls [2]). Die letztere befand sich gerade in seinen Studienjahren im Zustande ihrer höchsten Blüthe, sowol hinsichtlich des Ruhms ihrer Lehrer und der Anzahl der Studirenden als des innern wissenschaftlichen Lebens. Neben den älteren Lehrern traten jüngere

1) Erhard a. a. O. I, 170 ff. III, 472. Ullmann, Reformatoren, I, 241 ff.

2) Tischreden, Walch XXII, 2229.

auf, nachmals berühmte Namen, der berühmteste unter ihnen Luther selbst.

An der erfurter Universität herrschte ein verhältnißmäßig freier Sinn und Geist. Eine Reihe von Umständen bezeugt es oder läßt mindestens darauf schließen. Sie sind neuerdings mit Nachdruck hervorgehoben, nach Erhard von Hagen und besonders von Ullmann. Die Universität war die früheste im mittleren Deutschland, die erste, die geeignet war, auch in den nördlichen Theilen wissenschaftliche Bildung allgemeiner zu verbreiten. Eine Zeit lang war sie die einzige in den ganzen mittleren und nördlichen deutschen Ländern und, bevor die wittenberger gestiftet wurde, die bedeutendste Trägerin der Bildung in denselben. Schon ihr Ursprung ließ den verhältnißmäßig meisten Raum zu freier und gleichmäßiger wissenschaftlicher Entwickelung erwarten. Ihre Stiftung war zunächst nicht, wie die ihrer Vorgängerinnen, von einem weltlichen oder geistlichen Fürsten, sondern von der freien Bürgerschaft ausgegangen und zwar zur Zeit des großen päpstlichen Schismas, das die Achtung vor dem Papstthume so tief erschütterte. In diese Periode und die der großen Concilien des 15. Jahrhunderts fiel ihre Entstehung, ihr erstes Aufblühen. Stets erhielt sie Schutz und Pflege nicht von Seiten geistlicher oder weltlicher Häupter, sondern von Seiten der Stadt, in welcher sie bestand. Sogleich bei ihrer Stiftung erlangte sie das Recht, in allen erlaubten Wissenschaften zu lehren und Würden zu ertheilen, eine Auszeichnung, die auf den päpstlichen Wunsch hindeutet, sich die Stadt noch mehr zu verbinden. Die aus Prag hergekommenen Lehrer brachten eine genauere Kenntniß der abweichenden böhmischen Denkart mit, Einzelne vielleicht auch Hinneigung zu ihr, überhaupt neuernde Ansichten und Gesinnungen. Auch die erfurter Universität hatte die Concilien zu Konstanz und Basel beschickt. Die Abgeordneten verbreiteten an ihr wenigstens Kunde von den kühnen Grundsätzen und Maßregeln jener Versammlungen. Von dem Concil zu Basel erhielt die Universität ein Privilegium, nach welchem fünfundzwanzig Geistlichen das denselben hin und wieder streitig gemachte Recht ertheilt wurde, das bürgerliche Recht zu studiren, zu lehren und akademische Würden in demselben anzunehmen. Einer der erfurter Gesandten, Mathias Döring, stand zu Basel auf der Seite der Kirchenversammlung wider den Papst.

Weiter mag man sich daran erinnern, daß doch die Grundsätze der großen Concilien und ihre Richtung nicht gänzlich unterdrückt worden waren, ja gerade durch die Erzbischöfe nochmals die eifrigste Vertretung fanden, und daß es eben ein mainzer Erzbischof war, der eine lange Zeit die heftige und nachdrückliche Opposition leitete, die sich nach dem basler Concile wider die päpstliche Allgewalt und ihr Princip noch einmal erhob. Es geschah, als Papst Eugenius IV. die beiden geistlichen Kurfürsten von Trier und Köln absetzte. Im J. 1446 vereinigten sich die sämmtlichen Kurfürsten zum Widerstande und schickten eine Gesandtschaft nach Rom, deren Wortführer Heimburg war, der eifrigste Widersacher des Papstthums in Deutschland während seines ganzen öffentlichen Lebens. Sie forderten erneuerte Beschwörung der konstanzer und basler Beschlüsse, und zwar mit der Drohung, daß die ganze deutsche Nation, wenn Eugenius sich nicht bequeme, von ihm abfallen und Felix V. als Papst anerkennen würde. Der mainzer Erzbischof, Diether, wurde außerdem wegen der Gelder, die er für das Pallium zu entrichten hatte, mit der Kurie in einen heftigen Streit verwickelt, gerieth darüber in den Bann, veranstaltete darauf eine Versammlung sämmtlicher Kurfürsten in Mainz, wo als Abgesandter des Erzherzogs Sigmund von Oestreich der gleichfalls gebannte Heimburg erschien. Die päpstlichen Abgeordneten widersetzten sich seiner Zulassung. Diether setzte es durch, daß er gehört werde, und Heimburg ließ sich wie immer aufs Heftigste gegen den Papst vernehmen. Diether ernannte ihn darauf sogar zu seinem Rathe. Als sodann mehre Reichsstände damit umgingen, den fähigern und kräftigern Böhmenkönig Georg Podiebrad an die Stelle Friedrich's III., des ergebenen Knechts des Papstthums, zu bringen, standen Heimburg und Diether abermals in den ersten Reihen. Als Paul II. 1465 Podiebrad in den Bann gethan, Podiebrad aber durch Heimburg an ein allgemeines Concil appellirt, traten die Fürsten von Meißen und Brandenburg mit ihren Bischöfen und besonders die Erzbischöfe auf des Königs Seite, an die Spitze der sich von Neuem erhebenden Opposition. In ihren Landen wurde heftig auf den Papst gescholten: er suche

den Streit mit den Böhmen wieder anzufachen, die doch gern Friede haben wollten. Sie ließen die Universitäten Leipzig und Erfurt befragen, ob es ziemlich, wider die Böhmen zu streiten, und die Antwort lautete, daß päpstliche Heiligkeit mit denselben nicht so hart umgehen solle [1]).

Die Universität hatte viele freisinnige Lehrer gehabt, viel helle Köpfe gebildet. Felix Hemmerlein, der Geistesverwandte Sebastian Brand's, des Verfassers des Narrenschiffs, der kühne und scharfe Tadler so mancher Uebelstände im kirchlichen Wesen, späterhin Celtes, Lange, Dalberg hatten in Erfurt studirt und zum Theil gewirkt. Eine ganze Reihe solcher Namen läßt sich anführen. Der schon erwähnte Döring gehörte den berühmtesten Schriftstellern seiner Zeit an. Er schrieb im Fache der herrschenden systematischen Kirchenlehre, wurde aber noch weit berühmter durch seine exegetischen Werke, einen Kommentar über den Jesaias und Anmerkungen über die ganze Bibel, welche theils Zusätze zu dem größesten und geachtetsten Bibelwerke jener Zeit, der Postille Nikolaus von Lyra's, des berühmten Exegeten und Kritikers, der zu den Vorläufern der Reformation gezählt wird, theils eine Vertheidigung derselben enthalten. Diese Beschäftigungen deuten aber an sich selbst schon auf eine abweichende freiere Sinnesart hin, gehörten zu den Vorarbeiten einer neuen lebendigen, auf die Schrift sich stützenden Theologie, die um die Mitte des Jahrhunderts durch Verschiedene, Wessel namentlich und Wesel, schon sehr weit ausgebildet wurde und von welcher späterhin die ganze Reformation zunächst ausging. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts lebte und lehrte zu Erfurt Gabriel Biel, der letzte unter den berühmten Scholastikern, von dem wenigstens bekannt ist, daß er mehrfach von dem herrschenden Lehrsysteme abwich. Er stand hier in Verbindung mit Eggeling (Becker) von Braunschweig, einem der berühmtesten Theologen der Zeit, der auf ihn einwirkte, zu dessen Schülern der freisinnige Prediger Geiler von Kaisersberg gehörte, und der zu Wesel's Ansichten hinneigte, dessen Verurtheilung misbilligte. Antihierarchischen und reformistischen Geistes war auch der Minorit, gelehrte Theolog und Prediger Johann Kannemann. Er wurde, weil er

1) Hagen, Zur polit. Gesch. Deutschlands, 137 ff.

„schlimme Gedanken über die geistliche Gewalt hegte," sowol auf der Universität angegriffen, als vom Provinzial seines Ordens in Sachsen verfolgt. Bis 1465 lehrte und schrieb zu Erfurt Jakob von Jüterbock, der wie wenige unter den Zeitgenossen das Bedürfniß einer Reformation erkannte, dieselbe aufs innigste ersehnte und eifrigst herbeizuführen suchte. Vor diesen aber und noch Andern, die sich durch freimüthige Aeußerungen über die im kirchlichen Leben herrschenden Mängel und Misbräuche bemerklich machten und neue Bahnen auf dem Felde der christlichen Wissenschaft einschlugen, ist Johann von Wesel hier zu nennen. Er lehrte zu Erfurt um die Mitte des 15. Jahrhunderts, wurde 1458 zum Vicerektor der Universität gewählt. Den berühmtesten Zögling derselben, eine Zierde Erfurts nennt ihn Wimpheling. Luther spricht sich mehr als einmal anerkennend und mit Vorliebe über ihn aus. Er sagt von ihm, „Johannes Wesalia hat zu Erfurt die hohe Schule mit seinen Büchern regiert, aus welchen ich daselbst auch bin Magister worden." Man schließt mit Recht daraus auf eine große wissenschaftliche Bedeutung Wesel's zu Erfurt. Wie stark mußte er auf die ganze Richtung der Universität eingewirkt haben, wenn sie noch im folgenden Jahrhundert, lange nach seinem Abgange — er war etwa 1460 als Prediger nach Mainz gerufen — von seinen Büchern regiert wurde, trotzdem, daß ihm einige derselben einen Ketzerproceß zugezogen. Wesel war ohne Zweifel Nominalist, Anhänger jener Richtung der Schule gewesen, die so viele und starke gegensätzliche Stoffe in sich schloß. Wir werden darauf zurückkommen. Hier nur noch die Hindeutung darauf, daß Luther somit nominalistisch gebildet wurde, und folgt nicht daraus, daß seine philosophische Bildung eine freisinnige war, zumal da er, Schüler eines Wesel, aus Wesel's Büchern Magister wurde, der außerdem, obwol Scholastiker, doch den Gegnern des gewöhnlichen verknöcherten Scholasticism angehörte? Wesel hatte sich nicht etwa erst in Mainz, sondern schon in Erfurt seit dem Jubeljahr 1450 im abweichendsten Sinne namentlich über die Ablaßlehre geäußert. Er hatte überhaupt mit Lebhaftigkeit und Gründlichkeit den Ablaß bekämpft, war in seiner Bestreitung weit über die früheren, nur einzelne Verderbnisse bekämpfenden Gegner desselben hinausgegangen, hatte schon das ganze Institut

und dessen Grundlagen scharf und allseitig eindringend ins Auge gefaßt. Er hatte klar und schmerzlich den verdorbenen Zustand der Kirche erkannt und sich als Docent, Prediger und Schriftsteller unumwunden darüber ausgesprochen, eifrigst auf Besserung gedrungen, die unverkürzte und ungetrübte Verkündigung des reinen Evangeliums, wie es im Worte Gottes enthalten, gefordert; hatte den Mittelpunkt des Christenthums, das eigentlich Evangelische im Evangelium erfaßt, indem er nur die aus dem Glauben entsprungene Liebe als des Gesetzes wahre Erfüllung erkannte, und war hierdurch zugleich in den Mittelpunkt der Opposition gegen die herrschende Kirchenlehre und das ganze darauf gegründete Kirchenthum getreten, das an der Auffassung hing, wonach Gesetzeserfüllung durch Werke die Hauptforderung und Werkheiligkeit das Ergebniß war. Er hatte den helfenden Heiland schon herannahen sehen, hatte gesagt, „ich sehe es kommen, daß unsere Seele in Hunger dahin schwinden wird, wenn nicht aus der Höhe ein Stern der Erbarmung uns aufgeht, der diese Finsterniß, dieses Dunkel von unsern, durch die Lügen der Lenker verzauberten Augen vertreibt und das Licht wiederherstellt, der dieses Joch der babylonischen Gefangenschaft nach so vielen Jahren endlich zerbricht.“ Schon der Begriff der katholischen Kirche selbst als einer zugleich wesentlich heiligen war ihm zweifelhaft. Ein guter Theil der kirchlichen Lehren, Institutionen, Gebräuche, Fasten, Bußwerke u. s. w. galt ihm als später und unrechtmäßig eingedrungen, eben so schrift- als gnadenwidrig; er hatte Bedenken gegen das Dogma von der Brotverwandlung im Abendmahle. Er äußerte seine Meinungen oft mit aufreizendem Uebermuthe, griff mit Heftigkeit die Autorität der Kirche, die Koncilien und den Papst an und hatte die geistliche Gewalt so ausschließlich auf den Dienst des Wortes und der Liebe beschränkt, daß er nicht angestanden, sie geradezu Tyrannei zu nennen, wenn sie aus diesen Grenzen herausgehe. Dafür war er denn angeklagt, wobei kölner Dominikaner sich als besonders eifrige Werkzeuge bewiesen — „die verzweifelten hoffärtigen Mörder, genannt haereticae pravitatis inquisitores, vielmehr inventores,“ sagt Luther an der erwähnten Stelle, wo er über Wesel's erfurter Einfluß sich äußert. Im Inquisitionskerker war er

nach zweijährigen Gefängnißleiden gestorben, zwei Jahre vor Luther's Geburt [1]).

Diese Männer standen nicht allein, sie waren Vertreter von Zeitrichtungen, ihre Wirksamkeit hätte schon an sich selbst nicht ohne Einfluß bleiben können. Dieser mußte sich unter den angeführten weiteren Umständen um so gewisser äußern, der herrschende Geist der Universität mußte um so gewisser einen andern Charakter erhalten, als ihn andere Hochschulen trugen, wenn ein Wesel, einer der unmittelbaren Vorläufer der Reformation, bestimmend an ihr gewirkt hatte und sie fortwährend durch seine Bücher regierte. Könnte man hiernach glauben, daß sie sich eine ausschließlich päpstliche Denkart angeeignet hätte? Wird man nicht schließen müssen, daß sie unter den deutschen Universitäten der Zeit die Wiege der reformatorischen Richtung gewesen sei? „Erfordia Praga!“ sagte oder flüsterte man einander zu, und es drückt wenigstens die Ansichten und Erwartungen aus, die Manche von der erfurter Universität hegten.

In der That fehlt es auch nicht an Beweisen, daß unter den erfurter Lehrern in Luther's Studienzeit ein hellerer Geist lebendig war. Truttvetter von Eisenach war einer der angesehensten unter ihnen und der, den er am liebsten gehört zu haben scheint, mit welchem er in das genaueste Verhältniß trat. Er konnte ihn späterhin daran erinnern, daß er von ihm zuerst gelernt, man müsse allein den kanonischen Büchern sich gläubig hingeben, alle anderen aber der Prüfung unterwerfen [2]). Auch von dem Augustiner Gerhard Hecker, bei welchem er gleichfalls hörte, ist bekannt, daß er ein helldenkender Mann war. Er äußerte sich wenigstens späterhin in seinem Kloster zu Osnabrück, wohin er sich zurückgezogen, so entschieden im evangelischen Sinne, daß er sich mancherlei Verfolgungen zuzog. Als er 1536 gestorben war, nahm die Gegenpartei das von ihm reformirte Kloster wieder in Besitz und warf Luther's Briefe an ihn in die Hasc [3]).

---

1) Ullmann a. a. O. I, 260 ff., 325 f. 410. Erhard a. a. O. I, 188, 285 ff. Motschmann a. a. O. Zweite Forts. 216. Tentzel a. a. O. 28. Von den Concilien und Kirchen. Plochm. XXV, 325.

2) de Wette I, 109.

3) *Hamelmann*, Opp. hist., 1096, 1126. Centifol. Luther. 518.

Von noch einem andern seiner erfurter Lehrer, Johann Grevenstein, erzählt Luther in der Schrift: Von den neuen eckischen Bullen und Lügen, derselbe habe ihm einst, zu einer Zeit, da er noch nicht daran gedacht, Priester, geschweige Doktor zu werden, ins Ohr geraunt, die Tyrannen, die das kostnitzer Koncil beherrscht, hätten Huß tumultuarisch, widerrechtlich und unüberführt zum Tode verurtheilt [1]). Der erfurter Humanisten und noch anderer namhafter auf der Höhe der Wissenschaft ihrer Zeit stehender Gelehrten, welche damals zu Erfurt wirkten, wird unten gedacht werden.

So viel ist nach dem Allen gewiß, daß an der erfurter Universität Erkenntnisse und Richtungen, Belehrungen und Winke nicht fehlten, welche vollkommen geeignet waren, ihm eine freiere, ja eine abweichende Denkart einzuflößen, ihn allerwenigstens mit der antihierachischen und reformatorischen bekannt zu machen.

Allein die letztere war an der erfurter Universität so vorherrschend, entschieden und lebendig doch nicht, als man wol glaubt, wenn man sie, ihre Anzeichen zusammenstellend, für sich allein betrachtet. Vielmehr war die hierarchische und erhaltende Richtung an ihr die weitaus vorherrschende und stärkere. Von den freisinnigen oder gar abweichenden Zeitrichtungen war an ihr keine bestimmt vertreten, mit Ausnahme der humanistischen, wir werden sehen, in welchem Maße. Nur sehr schwach gab sich die reformatorische an ihr kund. War sie der Herd derselben, die freisinnigste, vorangeschrittenste und tüchtigste Hochschule Deutschlands vor der wittenbergischen [2]), so tritt daraus nur um so mehr hervor, wie gewaltig der hierarchische Geist an den übrigen herrschte und wie trostlos es bei ihnen aussah. Aus dem Nachfolgenden wird sich ergeben, wie Vieles sich an ihr vereinigte, den Geistesaufschwung der studirenden Jugend zu lähmen, freies Denken zu hindern, kirchlich hierarchischen Sinn einzuflößen oder zu befestigen und auszubilden. Die Finsterniß, von welcher Wesel sprach, lag, ob auch von einzelnen Lichtstrahlen durchbrochen, auch hier noch immer auf den verzauberten Augen. So groß war sie, war ihre Macht trotz allen Wesel und ähnlichen Gei-

1) Plochm. XXIV, 21.

2) Ullmann a. a. O.

stern, die sie zu überwältigen nicht vermocht hatten. Erst Luther sollte das Licht wiederherstellen und die Strahlen desselben auch nach Erfurt hinüberwerfen. Nicht die Universität hat es ihm zugeführt, ihn aus dem Joche babylonischer Gefangenschaft nicht befreit. Er zerbrach es, ausgerüstet mit einer Bildung, welche er größtentheils an ihr gewonnen, allein zunächst beugte sie ihn noch mehr unter dasselbe, seiner mitgebrachten Richtung gar zu sehr, seinem Regen und Ringen zur Befreiung gar zu wenig entgegenkommend.

Die Universitäten waren freie Vereine von Lehrenden und Lernenden längst nicht mehr, und überhaupt war die Zeit ihres höchsten Glanzes und ihrer höchsten Bedeutung vorübergegangen. Wenn sie — die deutschen — in dieser Zeit nicht blos im Verhältniß zu allgemein niedrigen Bildungszuständen auf einer hohen Stufe gestanden und viel geleistet hätten, so würde das Schulwesen, die Bildung der Nation, die Wissenschaft nicht haben so tief stehen können, als es der Fall war. Sie wurden ihrerseits dadurch niedergehalten, daß ihnen die Schulen nur sehr wenig vorgeschrittene Schüler zusenden konnten. Ein sehr bedeutender, wenn nicht der größeste Theil der Lehrer bestand doch auch an ihnen aus Geistlichen, und selbst die nicht-geistlichen Rechtslehrer konnten als halbe Geistliche zählen, sofern und weil sie, mit dem geistlichen Rechte sich beschäftigend, als Kanonisten, sehr häufig, wenn nicht in der Regel am meisten und eifrigsten kirchlich und hierarchisch-konservativ gesinnt waren. Bildeten die Universitätslehrer einen besondern, den Gelehrtenstand, und hat sich derselbe um die Erhaltung und das Fortschreiten der Wissenschaft in den mittleren Jahrhunderten große Verdienste erworben, so hatte er sich doch auch von dem Zunftgeiste so wenig frei gehalten, daß er die Wissenschaft selbst zunftmäßig und zunftmäßig-exklusiv gemacht, daß er sie zuletzt dem Leben doch wieder entfremdet, wie sich selbst von den übrigen Ständen abgesondert. Wären die Universitäten geworden, wozu sie die Anlage hatten, so würden sie die fort und fort vorhandene Gebundenheit der Ansichten, der gesammten Bildung, des Gedankens und die Hierarchie selbst überwunden haben. Jene Gebundenheit und die Hierarchie hatten über das freie Denken, Forschen und Wissen ihrerseits den Sieg davongetragen, sodaß zwar nicht alle Freiheit des Gedan-

kens und der Mittheilung fehlte, aber in gesetzten Schranken sich bewegen und dadurch gleichsam erkauft werden mußte, daß die Universitäten diese Schranken selbst hüten halfen. Daher war an ihnen keine echte Wissenschaft, die nicht sein kann ohne wahrhafte, das heißt eine solche Freiheit der Lehre, die nicht gerade da aufgehoben wird, wo sie beginnen muß, bei der Prüfung der bisher gewonnenen Ergebnisse, des für wahr Geltenden. Daher waren sie weniger Fortbildungsschulen der Wissenschaft als Schulen zur Fortpflanzung gelehrter Kenntnisse und feststehender Ansichten. Daher, daß eben sie der jetzt eintretenden Erweiterung der Kenntnisse und Ansichten, der jetzt neu erwachenden Lust des freieren Forschens und Mittheilens sich widersetzten. Durch diese Erweiterung, diesen an ihnen sich Bahn brechenden lebendigen Trieb hoben sie sich zu dieser Zeit allerdings, oder vielmehr sie wurden hierdurch wider ihren Willen gehoben. Als Körperschaften und in den Personen des weitaus größesten Theils der älteren eigentlich angestellten Lehrer übten sie weder auf die von anderen Seiten lebhaft betriebenen staatlichen Umgestaltungen, noch auf die politische Aufklärung der Nation — indem die rechtsgelehrten Doktoren eher verwirrten — oder gar der hülfloseren Klassen, die unter den dienerischen Doktrinen der letzteren gerade zu leiden hatten, nicht auf Fortbildung der Kirche oder der Theologie, nicht einmal auf den Ausbau der Philosophie und der übrigen Wissenschaften einen erheblichen und gedeihlichen Einfluß. An Mittheilung ihres Wissens an die Nation in deutscher Rede und in lesbaren Darstellungen dachten sie nicht. Sie achteten es unter ihrer Würde, anders als lateinisch, ja ein anderes als ein barbarisches Latein zu schreiben, sie waren um so dünkelhafter, je kleinlicher ihre Gelehrsamkeit war; mit der eigensinnigsten Hartnäckigkeit, mit dem unduldsamsten Eifer verfochten sie das oft gedankenlos angeeignete gelehrte Erbtheil der finstersten Jahrhunderte; sie schienen sich berufen zu glauben, den Wissensschatz wie eine Geheimweisheit in den gelehrten Kreisen zu bewahren, und er war um so unfruchtbarer, weil fast ihr gesammtes Wissen ein abgelebtes war. Lehrten sie Neues, so war es Fremdes und Unverstandenes, wie das römische Recht. Meisthin hielten sie sich knechtisch und pedantisch an das Ueberlieferte und Feststehende, machten die Jugend mit dem wahrhaft Wissens-

würdigen, insbesondere den abweichenden Ansichten nicht bekannt, ließen die Kräfte derselben am Nutzlosen, Kleinlichen und Geisttödtenden sich aufreiben, gewöhnten sie an Unterwürfigkeit unter die Satzung und hielten sie nach Kräften von einem freieren Aufschwunge, den Zeitfortschritten und den jüngeren, vom neuen Geiste belebten Lehrern zurück [1]).

Der Grundschade lag in der Unfreiheit der Universitäten, die von weltlicher Seite allerdings wenig überwacht und beengt, dafür aber von der geistlichen beaufsichtigt, geleitet und niedergehalten wurden, was wahrhaft freies Geisteswalten betrifft. Waren sie, zumal die ersten, ohne Zuthun der Päpste entstanden, behaupteten sie denselben gegenüber auch eine verhältnißmäßig bedeutende Selbständigkeit, sie konnten sich nicht lange ihrem Einflusse entziehen, der sich zunächst auf die wichtigste Fakultät, die theologische, und deren Stellung und Wirksamkeit erstreckte und von da aus auf die übrigen, auf jede Wissenschaft sich ausdehnte. Die Päpste beförderten den Besuch der Universitäten, oft den Fortschritt, das Gedeihen der Wissenschaft, eigneten sich aber zum Lohn der Pflege die Bevormundung derselben an und waren in der Regel klug genug, die Lehrer in ihre Anliegen zu verstricken, zu gewinnen, eine solche halbe, zweideutige, oft schädliche Freiheit zu gestatten, welche fast immer die große Mehrheit durch den Schein täuscht, als wäre sie wahre Freiheit. Die Wissenschaft und ihre Vertreter an den Hochschulen konnten nicht weiter vordringen, als es die hierarchische beschränkte und beschränkende Ansicht und Alles beherrschende Macht beliebte und zuließ. Man suchte die päpstliche Bestätigung der Universitäten, hielt sie für unentbehrlich, damit Niemand innerhalb der Christenheit an ihrer Christlichkeit, Tüchtigkeit und dem Promotionsrechte zweifeln dürfe. Die Päpste übten stets eine besondere Aufsicht über sie, die insofern gleich den Schulen kirchliche Anstalten und in der That Dienerinnen und Stützen der Kirche weit mehr waren, als freie selbständige Körperschaften. Paris, die Universitätenmutter, war ursprünglich eine Theologenschule ge-

1) Erhard a. a. O. I, 154. Raumer, Gesch. d. Hohenstaufen, VI, 489. Savigny a. a. O. 157, 415 ff. K. A. Menzel a. a. O. VI, 280; VIII, 224.

wesen, deren Schüler gleich denen der früheren Kloster- und Stiftsschulen in strenger Abhängigkeit erzogen wurden. Auch dies hatte sich weiter verpflanzt. Der studirenden Jugend ward große Ausgelassenheit nachgesehen, hinsichtlich ihres Lernens wurde sie geschult und namentlich in den Bursen unter scharfer Aufsicht gehalten, sodaß die Universitäten nicht wenig vom Seminarwesen hatten.

Auch zu Erfurt war doch die Hochschule wie alle übrigen in den mittleren Jahrhunderten unter päpstlicher Autorität gestiftet, und selbst das, daß man sogar zur Zeit des Schismas, der Verwirrung aller kirchlichen Verhältnisse, des so tief gesunkenen Ansehens und Gewichts der Päpste, nicht von fern daran dachte, der Bestätigung der obersten Kirchengewalt entrathen zu können, beweist, wie sehr das Zeitalter noch von der hierarchischen Macht und Grundansicht beherrscht war. Papst Klemens VII., an welchen die Stadt zuerst sich wendete, sagt in der Bulle von 1378, in welcher er sich geneigt erklärt, dem Ansuchen derselben zu willfahren, er glaube freilich nicht, daß die Erfurter besonderer Ermahnungen bedürften, bitte und fordere jedoch von ihnen, wofern sie seine und der Kirche, ihrer Mutter, Ehre suchten, daß sie als wahre Katholische ihm anhängen wollten. Man trat mit den Privilegien Klemens' VII. nicht hervor, weil er es in Deutschland zu allgemeiner Anerkennung nicht zu bringen vermochte, und erbat und erhielt deren neue von Urban VI. und Bonifacius IX., von welchem auch noch einige andere wichtige Verordnungen für die erfurter Universität herrühren. Bonifacius IX. ließ indeß ganz und gar Nichts zu, wodurch das päpstliche Ansehen Abbruch hätte erleiden können. Auch die Universität zu Erfurt wurde sofort der Oberaufsicht einer kirchlichen Behörde unterworfen. Der Papst übertrug das, zuerst dem Dechanten des Marienstifts bestimmte Kanzleramt 1396 dem mainzer Erzbischofe, der es durch einen Prokanzler seiner Wahl verwalten ließ. Die Erzbischöfe mochten bis auf einen bestimmten Punkt, in einzelnen Fällen und namentlich dann, wenn sie ihre Rechte gekränkt hielten, Widersacher der Kurie sein, so aber war ihre Gesinnung keineswegs, daß sie auch nur von fern an die Befreiung der Kirche oder Wissenschaft von der Beherrschung der Hierarchie, auf deren Stufenleiter sie zunächst

der Spitze standen, gedacht, ein wahrhaft freies Forschen, vom Herkömmlichen, Bestehenden abweichende Regungen an einer Universität geschützt oder nur geduldet haben sollten. Gerade Erzbischof Berthold, der in politischer Beziehung so hell blickende, die Seele aller Versuche und Bestrebungen am Ausgange des 15. Jahrhunderts, das Reich wieder zu ordnen, was ohne Verminderung des päpstlichen Einflusses nicht geschehen konnte — gerade er erließ (1486) das erste Censuredikt in Deutschland, unter Androhung harter Strafen und namentlich der der Exkommunikation. Auf Beschränkungen der Forschung und Lehre im hierarchischen Sinne deutet schon das hin, daß die Universität wie andre bei ihrer Stiftung das Recht erhielt, in allen erlaubten Wissenschaften zu lehren. Dabei wurde freilich zunächst nur an die schwarzen Künste als geheime und verbotene Wissenschaften gedacht, allein thatsächlich und indirekt war jede Wissenschaft, jede Erweiterung und jede Behandlung derselben unerlaubt, die vom Herkömmlichen abwich oder über die Schranken hinausging, welche die Hierarchie der Theologie und diese allen übrigen Wissenschaften gesetzt hatte. Die Theologie und das kanonische Recht, sowie die von der erstern beherrschte Philosophie behaupteten, wie an allen Universitäten, auch hier ein entschiedenes Uebergewicht über die anderen Wissenschaften, die, als noch in der Kindheit befindlich, von ihnen weit mehr bestimmt und niedergehalten wurden, als daß ein gleichmäßiger, wechselseitiger Einfluß stattgefunden hätte. Da das kirchliche Lehrsystem in seinen wesentlichen Bestimmungen festgestellt war, so wurde das theologische, und mit ihm alles übrige, weil von ihm beherrschte Denken in sehr engen Schranken festgehalten. In der Theologie durfte Nichts, was der autorisirten Lehre zuwiderlief, in keiner Wissenschaft durfte Etwas als Wahrheit sich geltend machen wollen, was mit der theologischen Rechtgläubigkeit stritt, eine mit der von ihr ausgehenden und durch sie bedingten unvereinbare Denkweise eingeführt hätte. Die katholische Kirche setzte eine katholische Theologie, diese eine katholische Geschichte, Erd- und Himmels- und Naturkunde, sowie eine katholische Poesie und Kunst voraus. Wenn nun die Wissenschaften in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auch bedeutende Fortschritte machten, so veränderte dies doch den kirchlich-hierarchischen

Grundcharakter der Universitäten noch ganz und gar nicht. Es kam hauptsächlich auf die Theologie an, und diese war noch ganz die mittelalterliche. An allen Universitäten lasen die Theologen die Bibel nur äußerst selten in der Grundsprache und banden sich dafür an die dogmatischen Lehrbücher der berühmtesten Scholastiker, die ihnen für eben so große Autoritäten galten als den Rechtslehrern das päpstliche und kaiserliche (römische) Recht, den Medicinern Galenus und Hippokrates, den Philosophen Aristoteles. Die Sprach- und Alterthumskunde hatte angefangen, sich Geltung an mehren Universitäten und unter ihnen auch an der erfurter zu verschaffen, wurde jedoch keineswegs von ihr gefördert. Geschichte, Naturkunde wurden allgemein vernachlässigt. Bei jener, wenn sie getrieben wurde, war an eine pragmatische Behandlung, an Kritik, bei dieser an wahre Naturbeobachtung nicht zu denken. Die Gelehrsamkeit und das Lernen mußten daher auch an den Universitäten zumeist Gedächtnißsache sein. Für den größesten Gelehrten galt, wer in seinen Autoritäten am meisten bewandert war und am besten Worte darüber zu machen wußte. Die Lehrer schworen auf ihren Aristoteles, Galen u. s. f., die Schüler auf das Wort der Lehrer. Die Abweichungen von einmal Angenommenem bestanden fast nur in Spitzfindigkeiten, die Denk- und Redeübungen fast nur in Disputationen über Spitzfindigkeiten, in Wort- und Begriffklaubereien. Die Art, wie die Wissenschaften in den mittleren Jahrhunderten betrieben wurden, war eins der vornehmsten Mittel gewesen, durch deren Anwendung die Kirchenlehre und die Hierarchie zu ihrer Ausbildung und Macht gelangt war, und durch dasselbe Mittel wurde die letztere auch jetzt noch behauptet: die ganze wissenschaftliche Methode war noch die alte [1]).

In Erfurt stand es im Wesentlichen nicht anders.

Gemäß den Statuten versammelte sich die ganze Universität mit allen ihren Mitgliedern vor dem Beginn der halbjährlichen Vorlesungen zu Anhörung einer Messe. Alle Fakultäten hatten sich unter den Schutz von Heiligen gestellt. Die philosophische, die sich statutenmäßig vor dem Anfange jedes Dekanats gleichfalls zur Anhörung einer Messe versammelte, welcher jedes Mitglied beiwohnen mußte, stand unter dem Schutze des heiligen Georg, und ihr Siegel stellte die heilige Jungfrau, wie das der Juristen den heiligen Papst Gregor VII. vor. Eins der für sie bestimmten Kollegien war gleichfalls der Jungfrau gewidmet. Der Patron der Rechtslehrer war der heilige Ivo. Sie feierten seinen, die Theologen des durch und durch mönchischen heiligen Hieronymus Tag durch eine solenne Messe. Die biblischen Bakkalaureen und Licentiaten mußten schwören, nichts wider den Ausspruch der heiligen Mutterkirche und approbirter Lehrer zu lehren und dem Dekane so rasch als möglich Anzeige zu machen, wenn sie wüßten oder hörten, daß ein der Fakultät Inkorporirter Ketzerei säe und lehre, oder Irrthum oder sonst Etwas, das wider die Entscheidung der Kirche wäre. Im Kollegium Amplonianum, gestiftet von dem Mediciner Amplonius Rattingen de Fago, mußte jeder Kollegiat den Statuten gemäß täglich die kanonischen Horen und das Miserere pro Defunctis lesen und einer Rede über die Jungfrau beiwohnen. Kein Kollegiat sollte sich direkter oder indirekter Hinneigungen zu Ketzereien schuldig machen, sich hussitischer und realistischer, der in Erfurt mißbilligten philosophischen Principien, enthalten. Wäre ein Kollegiat des Irrthums oder der Ketzerei verdächtigt, so sollten Rektor und Universität befugt sein, eine Untersuchung wider ihn einzuleiten und ihn zu strafen. Bei Tisch sollte eine geistliche Vorlesung gehalten, an Sonn- und Festtagen die Parochialkirche besucht werden. Die Statuten sind überhaupt eine sehr strenge, ins Einzelne gehende Lebens- und Studienordnung. Von einem der Administratoren dieses Kollegiums, Johann Hoensheym von Bercka, erhielt Luther die Bakkalaureenwürde. Aehnlich waren alle Kollegien eingerichtet [1]).

Schon aus den angeführten Einzelheiten sieht man, wie geistlich der Zuschnitt und wie beengt das Studium auch an der erfurter Universität war. Ihr Zögling Luther äußert sich denn auch mehrfach sehr unmuthig über die „verfluchte Weise," die seiner Zeit in den hohen Schulen regiert habe, „mit Eiden

1) Allg. Kirchenzeitung 1844, Nr. 46. Erhard I, 163 ff. Ranke a. a. O. I, 240 ff.

1) Motschmann a. a. O. V, 662; I, 5 ff. 147. *Osann*, Erf. lit III, 36. *Sinnhold*, III, 27 ff.

und Gelübden alle Ding wehren und auszurichten, die arme Jugend so schändlich verstricken ohne alle Noth." An allen Universitäten habe geherrscht die „Tyrannei, da man schwören müssen, nichts zu lehren, das wider die allerheiligste römische Kirche und die Lehrpunkte der Menschen (die autorisirte Lehre) sei; da Niemand sagen dürfen, das ist die Lehre der Schrift, da es dem allerheiligsten Schrein des allerheiligsten päpstlichen Herzens allein zustand zu urtheilen, was sie lehre [1])." Als die Kleriker reich und faul geworden, ihre Pflichten vernachlässigt hätten, da wären erfunden die „Mordstricke" der Gelübde, die Jugend zwangsweis zu zügeln, „damit sie die Gewissen gefangen unter der Zucht hielten, daß ein Jeglicher sich selbst mußte durch Furcht der Hölle inhalten, daß die Meister Ruhe hätten. Wie denn auch in den Hochschulen der verdammte Brauch ist, die Jugend mit Eiden verstricken und ihr Gewissen martern, auf daß ihre Hüter nicht dürfen wachen noch sorgen und faul schlafen mögen. Also sind aus den freien christlichen Schulen ängstliche Klöster, Nothställe und rechte unchristliche Teufelsschulen worden." Da wären denn viel falsche Eide geschworen von solchen, die sich nur widerwillig hätten binden lassen [2]). Er aber gehörte zu denen, deren „Gewissen gefangen wurde," die „sich selbst durch Furcht der Hölle inhielten." Mit einem wahren Ingrimm über seine Verblendung spricht er von „dem grausamen Blitzen und Donnern in den Bullen, wie sie überall hinten daran hängen, also: so Jemand freventlich hiewieder zu thun sich vermessen würde, daß er einfället in den Zorn des allmächtigen Gottes und seiner Apostel Petri und Pauli." Er sagt es, daß ihm das göttlich geschienen, daß er den Lug und Trug nicht gemerkt, und nur daraus weiß er es sich zu erklären, daß dadurch ein Schrecken in alle Welt getrieben, selbst viel Heilige und Auserwählte betrogen worden, eine gemeine Furcht in die Welt gekommen, daß Jedermann sich hüten müssen, durch teuf-

1) Bedenken und Unterricht von den Klöstern und allen Gelübden (1522), Plochm. XXVIII, 10. Auslegung der 22 ersten Psalmen zu Ps. 10. V. 8. Ps. 9. V. 19.

2) Urtheil von den geistlichen und Klostergelübden, Walch XIX, 1903. Offenbarung des Antichrists (1529), Walch XVIII, 1911.

lische Eingebung, wie man gesagt habe, dem heiligen Vater schädlich zu sein, oder seinem Willen zu widerstreben. Welche Zerrüttungen und Uebertretungen menschlicher und göttlicher Gebote der Bann und die Furcht des Banns aber auch anrichten möchten, die Hochschulen säßen und schwiegen still, hörten, nähmen an, folgten mit Demuth und Ehrerbietung wie gehorsame Kinder der Kirche allen Lügen und Greueln. Er führt einige von den Eidesformeln an, durch welche die angehenden Lehrer sich verpflichteten, der römischen Kirche und den Päpsten treu und gehorsam zu sein, was ihnen den letzteren Schädliches kund werde, zur Anzeige zu bringen, dem Papstthume zum Schutze seiner Vorrechte wider Jedermann behülflich und beflissen zu sein, sie zu mehren und zu fördern, die Ketzer und Schismatiker nach Vermögen zu bekämpfen und zu verfolgen u. s. f. Er fügt bittere Anmerkungen hinzu, u. A. die, daß die Doktoren doch ausrichten wollten, was sie angelobt und nun, da sie dem Papstthume Privilegien weder ertheilen noch mehren könnten, seiner Tyrannei Wachsthum dadurch förderten, daß sie die Rechte und die heilige Schrift verdreheten und den Päpsten zu Gefallen unbillige Urtheile in Gerichten und Koncilien sprächen [1]). Im römischen Sinne zu lehren war der Beruf der Universitätsdoktoren, ihr Ansehen, ihre Stellung hing davon ab. Auf so etwas zu verzichten um der Wahrheit oder Wissenschaft willen ist nur den Wenigern gegeben. Selbst die Mittelguten und Wohlmeinenden täuschen sich in den Glauben an die Satzung hinein, die sie zu lehren irgendwie bezahlt werden. Ebendaher wurde die Tyrannei, von welcher Luther spricht, kräftigst durch den eignen Nutzen der Doktoren unterstützt, die durch geistliche Titel, Würden und Präbenden den hierarchischen Anliegen eng verbunden zu sein pflegten, dem Bestande der Universitäten wie sie waren, welche „eine solche Unzahl von Doctores und Hochgelehrten gebaren," sodaß die römische Lehre und Herrschaft sich eben am festesten auf die Fakultäten der Juristen und Theologen gründete, deren Weisheit ihr diente, die „alle Bisthümer, Gerichtsfäle, Tempel

1) Offenbarung des Antichrists, Walch XVIII, 863. Vom Mißbrauch der Messe, Walch XIX, 1414. Warum und wie ein christlich Concilium frei sein sollte, Walch XVI, 2576.

und Predigtstühle inne hatten." Sie, sie vor allen hätten, meint er, pflicht- und berufsmäßig wider die Lügen und Schändlichkeiten einmüthig schreien und schreiben müssen: „Ja, wend das Blatt um, so findest Du es [1])."

Wie dürftig war für die Studien gesorgt, wenn man auch nur ansieht, worüber die Jugend in Erfurt Gelegenheit hatte, sich zu belehren Nach den Statuten der philosophischen Fakultät waren die ersten und am längsten dauernden Vorlesungen aristotelischen Büchern gewidmet, sodann wurde gelesen über den Euklid, Sternkunde, Musik, Verskunst, über den Donat und Alexander, Boethius und Priscian. Das ist fast Alles. Politik wurde nach Aristoteles gelehrt, was schon gut genug gewesen wäre, wenn man daneben die deutschen staatlichen Verhältnisse zu erklären, seine abstrakte Weisheit für die Beurtheilung derselben fruchtbar zu machen gewußt hätte. Man verstand jedoch die aristotelische Politik nicht einmal so anzuwenden, wie es von Seiten der Vorfechter Ludwig's des Baiers und den Gerson zu Konstanz geschehen war, d. h. wenigstens energisch, wenn auch verkehrt genug. Von Statistik, Geschichte, deutscher Geschichte, war nicht die Rede, so wenig als von Kirchengeschichte bei der theologischen Fakultät. Wir hörten schon, wie sehr er es beklagte, in Geschichte nicht unterrichtet zu sein. Auch auf den Mangel einer brauchbaren Geschichte der Kirche dehnte er die Klage aus. In einer Vorrede zu Barn's Werke vom Leben der Päpste (1536) äußert er, man habe kaum einzelne zerrissene Stücke einer Kirchenhistorie, eine wahre, nach Gebühr eingerichtete Historie nicht, am wenigsten eine von den Päpsten. Weil die Christenheit der Wahrheit nicht gehorchen wollen, habe ihr Gott nach der Vorhersagung des Apostels kräftige Irrthümer gesendet, daß sie der Lüge geglaubt, Christum nach und nach vergessen und sich einen neuen Abgott in der Kirche setzen lassen, von welchem nun nicht einmal eine wohl eingerichtete Geschichte vorhanden sei, weil seine Schmeichler seine Schande dermaßen bekleistert, seine falschen Tugenden dermaßen gerühmt, und seine Schlüssel und Banngewalt so hoch erhoben, daß er nach ihren Darstellungen nicht blos als Statthalter Gottes auf Erden, sondern

1) An den christlichen Adel, Plochm. XXI, 301.

als halb Gott, halb Mensch, als ein irdischer Gott erschienen sei, der mehr als Gott selbst gefürchtet und angebetet werden müsse. Die Freiheit, an Christum zu glauben, habe er gänzlich unterdrückt, Alle in Furcht und zum Schweigen und selbst die besten Könige und Fürsten durch Trug, Listen und Gewalt dahin gebracht, daß sie ihm die Füße küssen müssen. Es würde vielleicht nicht geschehen, ihm nicht so glücklich gelungen sein, wären seine Thaten wahrhaftig beschrieben und fromme Leute dadurch nach Gebühr erinnert. Einzelne hätten freilich eine Ahnung davon gehabt, den eigentlichen Verhalt der Sache aber doch nicht auffinden und ans Licht bringen können. Auch fand er ihn selbst späterhin zunächst nur durch Schriftstudien. Sehr bezeichnend setzt er hinzu: „Ich zwar, der ich anfangs der Historien nicht sehr kundig war, habe das Papstthum von fern aus der heiligen Schrift angegriffen, jetzo aber freue ich mich herzlich, da ich sehe, wie Andere dasselbe auch von hinten, d. i. aus der Historie angreifen, und dünke mich ganz zu triumphiren, da ich sehe, wie hell und klar die Historien mit der Schrift einstimmen. Denn was ich aus Paulus und Daniel gelernet, daß nämlich der Papst der Widerwärtige Gottes sei, das schreien gleichsam die Historien und weisen es mit Fingern und zeigen den Mann selbst eigentlich [1])."

Es leuchtet von selbst ein, wie schlimm es war, daß sich die Kirchengeschichte in einem solchen Zustande befand, zumal bei der innigen Verflechtung der deutschen weltlichen Geschichte mit der der Kirche. Die „wälschen Chronikschreiber" verdarben auch jene, sagten und hoben hervor, wie der Papst das römische Kaiserthum wieder aufgerichtet und an die Deutschen gebracht, wie es Keinem wohlergangen, der wider das Papstthum gestanden sei, wie die weltlichen Fürsten sich versündigt an der Kirche und den Päpsten zu lässig beigestanden und Aehnliches mehr. Seit Innocenz III. hatten sie nicht aufgehört gerade solche Sätze wie den von der Uebertragung des Kaiserthums auf die Deutschen diesen einzupredigen, und man weiß, welche Ansprüche daraus hergeleitet wurden und wie eben das Dunkle und Unbestimmte der Begriffe wirkte, die man damit verband. Wesentlich

1) Walch XIV, 350 ff

half diese Geschichtschreibung die Christenheit und insbesondere die Deutschen zu täuschen, ihnen eine übertriebene Ehrfurcht vor den Päpsten, eine übersteigerte geistliche Gesinnung, die römische statt einer nationalen Ansicht von den Zuständen ihrer Vergangenheit und Gegenwart einzuprägen, und diese wälschen und verwälschten Chronikschreiber waren es, woran sich Luther in seinen früheren Jahren hielt; die oben erwähnten in einem entgegengesetzten Sinne geschriebenen kleinen Geschichtswerke scheint er entweder nicht kennen gelernt oder doch nicht beachtet zu haben. Valla's Kritik hatte längst die Falschheit der historischen Tradition von der Schenkung Konstantin's erwiesen, Nikolaus von Kus die von der Uebertragung des Reichs mit unwiderleglichen Gründen in Zweifel gezogen: aber diese wichtigen Ergebnisse der Forschung waren in Erfurt unbekannt oder todt. Keine Spur weist darauf hin, daß Luther sie und Aehnliches dort kennen gelernt hätte, man muß das Gegentheil annehmen. Es währte lange, bis er die wahre deutsche Geschichte unter der Hülle der wälschen Darstellungen erkannte, wo er denn nur mit dem lebhaftesten Verdruß, Scham und „Erbarmen" daran dachte, daß die Klagen der letzteren über die Versündigungen der Fürsten an der Kirche in Wahrheit nur bedeuteten, „wie oft und viel der Papst an den Kaisern und Fürsten samt der ganzen deutschen Nation sein Gespött getrieben, mit großem Muthwillen und trotziger Kühnheit sein Spiel aus ihnen gemacht, sie wie die unvernünftigen Bestien umgeführet, hin und her geschleudert und gebraucht hat zu morden, zu kriegen, zu rauben, zu aller Schalkheit und Büberei, und hat sie indeß immer genannt die lieben Söhne der Kirche, womit sie die große Gnade verdienen mußten, daß er das Kaiserthum auf sie gewendet, damit sie wahrlich dem Teufel zu dienen sind gezwungen worden [1])."

Sehr häufig waren Disputirübungen und Examina. Vor Ertheilung der philosophischen Magisterwürde examinirte man zu Erfurt die Kandidaten in fünf circulis, anderthalb Stunden in Aristoteles' Physik, Metaphysik, dem Buche von der Seele u. s. f., eine halbe Stunde in der Erd- und Himmelskunde, aus dem Buche von den Meteoren, über Gedächtniß, Schlaf, Wachen,

1) Offenbarung des Antichrists, Walch XVIII, 1864 ff.

Kürze und Länge des menschlichen Lebens und Aehnliches, eine Viertelstunde aus den ethischen, politischen und ökonomischen aristotelischen Büchern, eine Achtelstunde und eine noch geringere Zeit aus noch andern aristotelischen Büchern, in der Musik und Mathematik. Schon hieraus ist ersichtlich, daß man nur wenig, kaum mehr als Anfangsgründe foderte, und daß man es nicht zu hoch anschlagen darf, als Zeichen einer bedeutenden Gelehrsamkeit, wenn Luther schon nach zwei Jahren das Bakkalaureat, nach vieren die Magisterwürde erlangte und aristotelische Vorlesungen hielt. Nur in Erwägung der dürftigen Schulbildung, die er mitbrachte, und des allgemein dürftigen und doch schwer zu erwerbenden Wissens erscheint es viel [1]).

Hatte sich die Universität eine so ausschließlich päpstliche Gesinnung nicht angeeignet wie andere, so fehlte doch sehr viel, daß sie, als er in Erfurt studirte, eine reformatorische gezeigt hätte. Selbst das Auftreten und Wirken einzelner das Herkömmliche bekämpfender freisinniger Lehrer an ihr stellt sich so sehr als Ausnahme dar, daß es nur um so mehr auf die Regel, darauf schließen läßt, daß die konservative Ansicht und Gesinnung weit vorherrschte, die Ansicht und Gesinnung, welcher alles Abweichende als Irrthum und Ketzerei erschien und der jene Verbote, jene Anordnungen und Strafen wider dergleichen entflossen waren. Man könnte sagen, welch eine Finsterniß mußte es sein, die selbst so hellen Lichtern nicht gewichen war, als womit die Jüterbock, Wesel u. s. f. hineingeleuchtet.

Die hierarchische Gesinnung und Richtung war nach aller Wahrscheinlichkeit mitgebracht und verstärkt eben von der Mehrzahl der aus Böhmen nach Erfurt gekommenen Lehrer, von welchen keineswegs bekannt ist, daß sie in irgend einem Sinne Anhänger der Lehre Hussens gewesen wären. Es läßt sich vielmehr voraussetzen, daß die nationale Abneigung und das Gefühl der beleidigten Volksthümlichkeit, der Unwille über ihre Vertreibung von Prag den Antihussitism bei ihnen zuerst erzeugt hatte, der nach den hussitischen Bewegungen und Kriegen an allen deutschen Universitäten herrschend wurde und wesentlich mitwirkte, daß auch sie dem römischen Systeme sich wieder um so mehr hin-

1) Motschmann a. a. O. Erste Fortsetzung 131, 146.

gaben. Er zeigte sich an der erfurter Universität schon früh sehr deutlich, vererbte sich auf die nachfolgenden Zeiten, begegnete sich mit den auch sonst hier vorhandenen Abneigungen gegen Ketzereien, insbesondere auch die böhmische, und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn dieselben bei Luther eben durch die Universität verdoppelt und erst recht ausgebildet wurden, wenn ihm, wie er 1519 während der leipziger Disputation so nachdrücklich zu erkennen gab, und 1522 selbst den böhmischen Landständen schrieb, die Böhmen „in seinen früheren Jahren, weil sie sich von der kirchlichen Einigkeit trennten, stets verhaßt waren [1]," wovon wir noch mehre Beweise erhalten werden; wenn er in Erfurt erst recht päpstlich und römisch, und zwar grundsätzlich gesinnt wurde. Das Ansehen der Lehrer erhöhete seinen früh eingesogenen volksmäßigen Widerwillen gegen die Ketzer, die Männer der Wissenschaft wußten den letzteren und die hierarchische Ansicht und Stimmung sowol besser und tiefer als scheinbarer zu begründen.

Wiklef hatte nicht blos arge Mißbräuche im Kirchenwesen, grobe Entstellungen der ursprünglichen christlichen Wahrheit angegriffen; nicht blos darauf war bei seinen Angriffen das Absehen gerichtet gewesen, die Kirche und die Kirchenlehre auf die Lehre der heil. Schrift und die kirchlichen Einrichtungen in der ältesten Zeit zurückzuführen: er hatte auch Behauptungen aufgestellt, durch welche jede öffentliche Ordnung, die kirchliche und staatliche, gefährdet wurde. Die Zerrüttung in allen Verhältnissen am Ende des 14. und im Anfange des 15. Jahrhunderts, insbesondere der tiefe Verfall des Papstthums und der Kirche, die Mißhandlungen, welche die Nationen von den geistlichen Häuptern erdulden mußten, hatten jenes Aeußerste hervorgerufen und gewannen ihm Anhänger. Der Mißmuth, die Erbitterung, die Klagen waren allgemein; ein Geist der Neuerung, Verlangen nach Reform und Umwälzungssinn hatten das ganze Zeitalter ergriffen. In dieser Gährung hatten die wiklefitischen Lehren Anklang gefunden. Huß erneuerte sie in Böhmen, wurde dort ihr gewaltiger Vertreter. Die Zeitstimmung erzwang das kostnitzer Koncil. Es war bestimmt die Kirche zu reformiren, sollte

1) De Wette II, 225. Leipziger Disputation, Walch XV, 1111.

insbesondere in den böhmischen Händeln entscheiden, das päpstliche Schisma, sowie die Spaltung beendigen, womit die hussitische Lehre die Kirche bedrohte. Es brachte die Reformation nicht zu Stande, weil diese nach zu langer Zögerung gar zu schwierig geworden, weil das Papstthum entgegenwirkte, über sich und seine Nothwendigkeit zu täuschen verstand, weil die päpstliche Gesinnung, überhaupt die Zugängigkeit für Täuschungsmittel noch zu stark war, weil endlich die für die Reform Gesinnten und Kämpfenden, so groß ihr Eifer sich erwies, der Aufgabe sich nicht gewachsen zeigten. Die reformatorische Versammlung ließ sich selbst die gröbsten Mißgriffe zu Schulden kommen. Sie ließ sich verleiten, in Huß ihre eigenen reformistischen Grundsätze zu verdammen. Wie hätte eben von Konstanz her ein wahrhaft freier Geist sich vererben können, wo gerade die Wahrheit „recht auf das Haupt geschlagen und verspottet worden, ja gar zu Boden gestoßen, mit dem heiligen Manne, Johanne Huß, den sie als einen Ketzer verdammten und verbrannten, und den Greuel päpstlicher Gesetze, daß er an der heiligen Stätte stehen sollte, aufrichteten. Sint der Zeit her haben sie nie aufgehöret, auch öffentlich der Wahrheit unter das Angesichte zu speien und sie zu verspotten. Denn wer allda zu Kostnitz, zu Rom, oder in den Schulen der Ketzermeister und Verdammer, etwas beständiglich hielte und behauptete wider ihr Urtheil, das ward ihm, mit einträchtigem grimmigem Rasen und Wüten aller derer Gegenwärtigen, für eine lästerliche, schändliche Ketzerei aufgerücket und vorgeworfen, ja, man wirft sie einem noch heutiges Tages vor [1]." Die Bischöfe waren durch ähnliche Eide wie die Universitätslehrer gebunden. Was konnte man von einem „päpstlichen" Koncile hoffen, in welchem „solche Doctores disputirten, solche Bischöfe die Endurtheile abfaßten [2]?" Die Doktoren und Prälaten der Opposition, deren Vorkämpfer, die vornehmen Universitätsgelehrten, die Gerson,

1) Auslegung der 22 ersten Psalmen, zu Ps. 22. V. 19. Walch IV, 1784.

2) Warum und wie ein christlich Concilium frei sein sollte. Walch XVI, 2587.

d'Ailly u. s. w. und ihre Nachfolger zu Basel, waren doch, indem sie die kirchlichen Verderbnisse aufs heftigste angriffen und ihre kühnen Grundsätze von der Unterordnung der Päpste unter die Kirchenversammlungen aufstellten und geltend zu machen suchten, zuletzt nur gemeint, die Gewalt des Papstthums an die Kirche zu bringen, unter welcher sie sich selbst, die geistliche Aristokratie verstanden. Statt der Päpste wollten sie Namens der Kirche unfehlbar sein. So groß ihr reformistischer Eifer war und so nahe sie — Gerson namentlich — den wiklefitischen Lehren kamen, sodaß sie folgerichtig dem römischen Katholicism hätten entsagen müssen: sie behaupteten hartnäckig das Ansehen der Kirche und Kirchenlehre, traten mit noch größerem, mit dem engherzigsten Eifer für dasselbe auf, wurden fanatische Verfolger der Abweichenden, Derer, die kühner und unbefangener als sie den letzten durch die gemeinschaftlichen Grundsätze gebotenen Schritt thaten, sodaß sie das Schändliche und Ruchlose, den Ketzern nicht Wort zu halten, anriethen und vertheidigten. Sie wollten die Kirche, die Lehre reinigen, ihre Herrschaft aber, ihre Zwangsgewalt um kein Haar breit vermindert wissen. Sie sprachen von dem Ansehen und dem Werthe der Bibel als von dem Urquell aller christlichen Erkenntniß, ja sie strebten durch Hinführung auf die Bibel die Theologie zu bessern, zu vereinfachen, aber die Kirche blieb ihnen doch die höchste und letzte Instanz für die Auslegung, den wahren Sinn der heil. Schrift. Welches Ansehen sie der letzteren beilegen, wie oft sie sich auf dieselbe berufen mochten, es war keine Folgerichtigkeit, keine Klarheit, kein Ernst darin. Das Grundübel lag viel tiefer, als sie es suchten, im kirchlichen Lehrsysteme, in welchem sie selbst noch viel zu sehr befangen waren. Zum wenigsten ließen sie sich davon hinweglenken, verwarfen Hussens Behauptung, daß die päpstliche Würde von den römischen Kaisern entsprungen sei, und behaupteten — eben d'Ailly — den päpstlichen Vorrang. Sie wollten zuletzt selbst nichts mehr wissen von der Entbehrlichkeit des Papstthums, von Anfang nichts von individueller Denk- und Glaubensfreiheit; von wahrhafter Achtung der Gewissensrechte hatten sie keine Ahnung. Von Anfang befanden sie sich im Wesentlichen noch fast ganz im mittelalterlich-hierarchischen Gedankenkreise, und geriethen immer tiefer in denselben wieder

hinein, jemehr ihr Eigennutz, ihr Standesgeist, ihr Sektengroll und ihre Gelehrteneitelkeit sie antrieb, Huß zu verdammen. Sofern sie seine Ansichten getheilt hatten, suchten sie sich von denselben so weit als möglich durch Einschränkungen und spitzfindige Distinktionen wieder zu trennen. Huß hatte nicht etwa blos die Päpste und deren Allgewalt angegriffen, sondern auch den von derselben nicht mehr zu trennenden Nutzen der Bischöfe und Prälaten. Huß war ein geringer Volkslehrer, war Realist und die Prälaten und Doktoren des Koncils waren Nominalisten. Gerade die Schulweisen waren es, die zu Konstanz den Sieg des Papstthums herbeiführten, und ließen sie zu Werkzeugen der römischen Ränke sich machen, so wurden ihre Sinnesverwandten zu Basel Opfer derselben und der Rathlosigkeit der deutschen Fürsten, von welchen sie eben so schmählich im Stich gelassen wurden, als sie selbst ähnliche Fehler wie die Kostnitzer einen nach dem andern begingen. Die Vertheidiger des Papstthums konnten nicht blos Wiklef's und Hussens Behauptungen, sondern auch die Grundsätze der reformistischen Doktoren, und nicht ohne allen Grund und noch weniger ohne Schein, als wirklich zerstörerisch, jede Ordnung gefährdend bezeichnen. Wenn man den Böhmen nachgab, die Reform zu Ende führte, wie sie eingeleitet worden, wenn das Papstthum beseitigt oder zur Ohnmacht heruntergebracht wurde, so trat die Gefahr einer allgemeinen gewaltsamen Erschütterung ein, deren Ausgang man nicht in der Hand hatte, so schien die Einheit und Selbständigkeit der Kirche verloren gehen, die Kirche aufgelöst, der weltlichen Seite dienstbar werden zu müssen, deren Habgier, deren rohen Gewalt sie und die christliche Wahrheit zu entziehen das Papstthum Jahrhunderte gekämpft. Man konnte darauf hinweisen, daß sich aus Hussens Grundirrthum von der Einerleiheit des äußern Rechts und der innern Sittlichkeit die ausschweifenden Grundsätze umwälzerischer Schwärmerei und rasender Gleichheitswuth der Taboriten entwickelt hätten. Die Begharden waren in Böhmen wieder erschienen, die schrecklichen Sektirer des 13. und 14. Jahrhunderts, die von der Verachtung des äußern Kirchenthums bis zur Auflösung aller göttlichen und menschlichen Gesetze fortgeschritten waren. In die Rasereien der Adamiten verfallen, waren sie selbst von den Taboriten verfolgt, welche ihrerseits

jene Greuel begangen hatten, wie Europa sie noch nie erlebt und unter deren Verheerungszügen Deutschland am meisten gelitten. Offenbare und große Blößen gaben ebenfalls die Meinungen der erfurter und thüringischen Begharden, leicht war es, sie als gefährlich für die bürgerliche und kirchliche Ordnung darzustellen. Man war zu Konstanz davon ausgegangen, das die Kirche beunruhigende und zerrüttende Schisma beendigen zu wollen, aber schien nicht eine unabsehbare Saat von Verwirrungen und Kirchenspaltungen eben aus dem Grundsatze der kostnitzer Doktoren hervorgehen zu müssen und hervorzugehen, daß die Kirche, wie jede andere Gesellschaft, das natürliche Recht jeder unabhängigen Gesammtheit habe, jeden beharrlich gegen das Gemeinwohl handelnden Vorsteher und Fürsten abzusetzen, mochte man die verkehrte Begründung des Grundsatzes auf die aristotelische Lehre oder die Bestrebungen und Erfolge der großen Koncilien in Betracht ziehen, die das Haupt unter die vornehmsten Glieder zu bringen trachteten, statt der gehofften Verbesserungen nur endlose Schwierigkeiten ins Leben riefen, der Kirche mit ähnlichen Zuständen, ähnlicher Schwächung des Oberhaupts, dieselbe Zerrüttung zu bereiten schienen, in welcher das Reich der Deutschen sich befand?

Erinnert man sich bei dem Allen, mit welcher Gewandtheit der päpstliche Primat und das ungeschmälerte Ansehen desselben zu Konstanz vertheidigt wurde, womit ein Aeneas Sylvius die Grundsätze und das Benehmen der reformistischen Partei zu bekämpfen wußte so erkennt man, wie natürlich es war, daß nicht blos finstre Köpfe und Nutznießer der Mißbräuche, sondern auch wohlgesinnte und helldenkende Männer dem römischen Systeme zuneigten, die reformistischen Ansichten der kostnitzer und baseler Doktoren mißbilligten und zuletzt alle Reformversuche für zu mißlich, die Gefahr dabei zu groß erachteten. Es war natürlich genug, wenn bei den Doktoren der Universitäten, bei den Nominalisten, die gründlichste Ketzerabneigung herrschend blieb, selbst wenn sie freier dachten, manchen Ansprüchen der Kurie widersprachen. Sie ließen es sich nicht nehmen, über die durch kirchliche Autorität nicht festgestellten Lehrmeinungen, allenfalls auch über die Grenzen der päpstlichen Macht, gegenüber der Kirche, zu disputiren, hatten aber noch ebenso wenig als die

kostnitzer Reformisten das Recht und die sittliche Macht des Geistes begriffen, ebenso wenig den Gedanken einer nicht-hierarchischen Kirche aufgefaßt. Die Lehre, der Glaube, die Kirche — das Bestehende — war nothwendige Voraussetzung in ihren Köpfen, eine andere Gestalt oder Entwickelung der Lehre, des Glaubens, der Kirche, einen Fortschritt oder eine Aenderung außerhalb der Kreise und Schranken des Bestehenden herbeiführen, galt ihnen mit Vernichtung desselben gleich; eine andre Grundlage suchen, ja die vorhandene nur prüfen, war in ihren Augen Verbrechen, und sträubte sich ihr Gefühl oder ihre Einsicht wider den Zwang oder gar zu grelle Zwangsmaßregeln, so entschieden sie sich dennoch für dieselben und gegen die Abweichenden, weil sie von der Frage nicht loskommen konnten: was soll aus der Lehre, dem Glauben, der Kirche werden? Trotz aller Auflehnungen des 15. Jahrhunderts hatten sie und hatte man überhaupt in der Erkenntniß und Achtung der Geistesfreiheit und ihres Rechts so gut wie gar keine Fortschritte gemacht [1]).

Wir finden, beide erfurter Abgesandte in Konstanz waren durchaus hierarchisch gesinnt. Der eine, Angelus von Dobelin, ein ausgezeichneter Prediger, machte als solcher so großen Eindruck auf den Papst und bezeigte so wenig Feindseligkeit gegen ihn, daß ihn derselbe einen wahren Engel nannte. Der andere, Johann Zachariä, that sich so sehr als Hussens Gegner hervor, daß ihm der Papst die geweihte goldene Rose verehrte, die sonst nur an hohe Häupter vergeben zu werden pflegte. Diese Männer brachten Ketzerhaß, irrige Vorstellungen von den ketzerischen Lehren, Kunde vornämlich von alle Dem mit, was wider die Ketzer und die freisinnigen Theilnehmer am Koncile eingewendet war. Freilich hatte einer, doch nur einer der erfurter Abgesandten in Basel auf der Seite des Koncils gestanden, und dieses war zuletzt ermattet und erfolglos aus einander gegangen. Das Papstthum hatte damals, wie in allen Kämpfen des 15. Jahrhunderts, den Sieg behalten, in der Kirche, im Reiche. Die Erzbischöfe, Heimburg, Wesel und wie sie weiter heißen — Alle

1) K. A. Menzel a. a. O. VI, 234 ff.; VII, 2, 23 ff., 125 ff. Historisch-polit. Blätter XI, 660 ff.

waren erlegen. Es war „Keinem wohl ergangen, der wider das Papstthum gestanden." Die Reformationsversuche und Gedanken hatten den großen Rechthaber Erfolg wider sich. Mochten die heller denkenden und edler gesinnten Doktoren an den Universitäten auch noch immer die Nothwendigkeit einer Besserung der Kirche anerkennen und eine solche wünschen: ihr Reformationseifer war erloschen, es fehlte ihnen ein Vereinigungspunkt der Kräfte, der Bestrebungen, selbst der Ansichten über Ziel, Maaß und Zeit der Reformation; alles Aendern und Rütteln am Hergebrachten däuchte ihnen mißlich und gefährlich, der Glaube an das Gelingen war entschwunden, sie wünschten ohne Hoffnung und ohne Thatkraft. Bei Vielen oder den Meisten hatte sich die Trägheit, die Furcht, die Rücksicht auf den eigenen Nutzen wieder geltend gemacht. Mit einem Worte, die vornehmen deutschen Gelehrten hatten sich zu dieser Zeit beruhigt oder abgefunden, standen auf päpstlicher Seite. Das Papstthum hatte gerade von ihnen für jetzt nichts zu fürchten, die Universitäten gehörten wieder zu seinen Bollwerken, stemmten sich der um diese Zeit zunehmenden Bewegung in den untern und mittlern Ständen und der gelehrten Welt, oder eigentlich unter den jüngeren und nicht graduirten Gelehrten entgegen — einer Bewegung, welche einigen, aber doch keinen sehr genauen Zusammenhang mit der zur Zeit der großen Koncilien lebendig gewesenen und allerdings, wenn auch nur schwach nachwirkenden reformistischen Gesinnung hatte. Es ergibt sich schon aus Dem, was oben über die Verbreitung und das Erlöschen der letztern im deutschen Volke gesagt wurde, woran hier zu erinnern ist.

Fast schon in den ersten Aeußerungen, die wir von Luther haben, spricht sich, wie oben angedeutet wurde, der lebhafteste Eifer gegen die bösen Ketzer, die Begharden und ihre Lehren aus, und offenbar meint er wenigstens an manchen Stellen die böhmischen Ketzer. Wir können nicht zweifeln, daß er eben in seiner Studienzeit von dieser Abneigung und Hitze ergriffen wurde. Als er ins Kloster ging, war er bereits Eiferer, als Schüler hatte er es in solcher Weise nicht sein können, wenn er auch die Anlage schon von der Schule mitbrachte. Wie sehr mußte aber auch der mönchisch-religiöse Geist zu Erfurt noch herrschen und wie stark mußte der Eindruck bei ihm in seiner

Stimmung sein, wenn zwei berühmte erfurter Rechtslehrer in seiner Studienzeit in der Todesstunde tiefen Schmerz darüber empfanden, weltliche Doktoren gewesen zu sein, und der Sache damit zu helfen meinten, daß sie um theures Geld Vigilien und Seelmessen stifteten und sich in Mönchskutten begraben ließen! [1]) Ebenso müssen die Grundsätze und Lehren von der überschwänglichen Hoheit und Würde des Papstthums, von der päpstlichen Untrüglichkeit, von der untergeordneten Bedeutung der Schrift, gegenüber den Aussprüchen der Kirche und der Väter, auch an der erfurter Universität sehr lebendig gewesen sein. Ohne Frage wurde er in dieser Zeit von ihnen erfüllt, machten sie eben jetzt den stärksten Eindruck auf ihn, wie aus dem Fortgange der Erzählung noch mehr erhellen wird. Ein großer Eiferer für das Mönchthum und mönchische Frömmigkeit scheint ein gewisser Staffelstein gewesen zu sein, von welchem weiter unten noch Einiges. Er nennt ihn seinen „Präceptor," und der Präceptor mochte mehr Einfluß auf ihn üben, als ein Professor, der ihm minder nahe stand, wie der verhältnißmäßig helldenkende Truttvetter, der übrigens doch auch sehr konservativ gesinnt sein konnte, trotzdem daß er öffentlich lehrte oder wenigstens gegen Luther fallen ließ, die Richtschnur des Glaubens liege in den kanonischen Schriften, nach welchen alle übrigen zu prüfen wären. Zu Konstanz war dasselbe und noch mehr behauptet und sodann Huß verbrannt, weil er that, was für Recht erklärt wurde und zu andern Ergebnissen gelangte. Vielleicht daß dem wackern Truttvetter zu den Aeußerungen, welche Luther von ihm über die kanonischen Schriften und über die Nothwendigkeit des Prüfens vernahm, der junge Eiferer selbst Veranlassung gegeben, daß es seine Absicht dabei gewesen war, ihn zu einer besonnenern Richtung zurückzuführen. Ein Grevenstein sprach sich mißbilligend über Hussens Hinrichtung gegen ihn aus, jedoch nicht öffentlich, er raunte es ihm ins Ohr, zum Zeichen, daß er ein schwacher Mann, noch mehr, daß die päpstliche Gesinnung die herrschende, die päpstliche Macht gefürchtet, die Rede gebunden war.

Es bliebe noch übrig, daß sich doch an der Universität die mit der wesselischen so nahe übereinstimmende Theologie Wesel's

1) Auslegung des 2. Psalms zu 11, 4.

festgesetzt hatte, wie es schien. Sie mußte die Grundlage des ganzen kirchlichen Lehrsystems und mit ihm das hierarchische erschüttern, wo sie sich verbreitete. Sie war Ergebniß der Fortschritte der Wissenschaft und des Umstandes, daß das Papstthum den Widerspruch nur äußerlich hatte besiegen, die Meinung nicht gänzlich wieder in vollen Einklang mit sich bringen können. Der Geist war unüberwunden geblieben, er stieg nun in tiefere Tiefen hinab, fand hier für den Widerspruch eine Begründung, wie sie bis dahin gefehlt hatte, richtete ihn nicht mehr so sehr, so vorwaltend, in vorderster Linie gegen das Aeußere, die kirchliche Regierung und Verfassung oder einzelne Lehrpunkte, sondern und zwar mit weit größerer Gründlichkeit und Schärfe, gegen die Lehre in allen ihren Theilen, den Mittelpunkt des ganzen hierarchischen Gebäudes, und schuf eine neue Theologie auf neuer Grundlage, welche folgerichtig zu einer neuen Kirche auf gleichfalls neuer Grundlage führen mußte. Und waren es nun nicht Wesel's Bücher, die die erfurter Universität regierten, aus welchen Luther Magister wurde?

Die Sache verhält sich aber ganz anders, als sie scheint. Wesel's Schrifttheologie, überhaupt seine abweichenden Ansichten, waren schon während seines Aufenthaltes in Erfurt, von Johann Hagen angefochten. Sei es nun, daß der Angriff auf sie so viel Kraft gehabt, oder daß sie wenig Anklang gefunden hatten: sie waren in Luther's Studienzeit an der Universität nicht mehr oder doch nur in einzelnen Erinnerungen lebendig, ja es scheint so gut wie vergessen. Es ist nichts davon bekannt, daß Wesel's Theologie, als Luther in Erfurt studirte, im Gange gewesen wäre und sie hätte es nicht sein können, ohne Bewegungen in der theologischen Welt und auch wol in noch weiteren Kreisen zu verursachen. Ueberhaupt existirten von Wesel's Schriften nur zerstreut und im Verborgenen einzelne Abschriften. Es waren die weselischen Lectiones und Quaestiones über die Sentenzen des Lombarden, die bei der Universität in so hohem Ansehen standen und dieselben, muthmaßlich in der Gestalt von Kollegienheften, regierten [1]). Wesel's theologische Begriffe konnten Luther

1) Ullmann a. a. O. I, 414 ff. Falkenstein, Historie von Erfurt, 315.

und konnten ihm allein aus seiner religiösen Richtung heraushelfen, ihm aus den Irrsalen heraushelfen, in welche er eben in Erfurt tiefer und tiefer hineingerieth, die ihm unsägliche Leiden und Bedrängnisse — wir werden sehen bis zur Verzweiflung — verursachten. Er hatte aber, als er ins Kloster ging, keine Ahnung von der Theologie Wesel's, er wurde dann auf sie hingeführt, aber keineswegs etwa durch einen erfurter Kenner oder Freund derselben oder durch wesel'sche Schriften. Ja, von diesen scheinen ihm eben die, welche Wesel's Schrifttheologie und dessen Angriffe auf den Ablaß enthalten, lebenslang unbekannt geblieben zu sein. Als er seine eigene ähnliche Theologie längst ausgebildet, als die daraus hervorgegangene Bewegung schon weit vorgeschritten war, erst da lernte er die Schriften Wessel's kennen und entdeckte zu seiner Ueberraschung und Freude die Uebereinstimmung der Lehre desselben mit der seinigen. Es lag nahe, war belangreich und fehlte nicht, daß er sich darauf berief. Dasselbe ist aber nicht so der Fall in Beziehung auf Wesel und dessen Schriften, die in der That auch erst viel später wieder ans Licht gezogen wurden — jene Schriften Wesel's, worin die abweichende Schrifttheologie desselben enthalten ist. Nichts hätte ihm, wie wir sehen werden, im Kloster, dann in seinen ersten wittenberger Jahren und insbesondere bei seinen Beschäftigungen mit der Lehre vom Ablaß, bei seinen Angriffen auf die letztere erwünschter und förderlicher sein können, als die Kunde von Wesel's Ansichten und deren tiefer Begründung. Er trifft theilweis mit denselben zusammen, doch ohne alle Kunde von ihnen, wie uns weiterhin gewiß werden wird, er steht noch 1517 bei seinen Angriffen auf den Ablaß in Beziehung auf Klarheit, Entschiedenheit, Wissenschaftlichkeit hinter Wesel zurück [1]). Auch die von letzterem ausgegangene Anregung zum Schriftstudium hatte nicht durchgegriffen, es lag gänzlich danieder, und schon deshalb war an keine Fortbildung, nicht einmal an Behauptung der wesel'schen Theologie zu denken. Man weiß nichts von biblischen Vorlesungen in Erfurt. Nach den Statuten des amplonianischen Kollegiums sollte in demselben über Tisch aus der Schrift und Lyra's Kommentar vorgelesen werden. Ob es aber

1) Ullmann a. a. O. 306.

geschah? Luther hat nichts davon gewußt, er findet wie zufällig eine Bibel und wundert sich mehr darin zu lesen, als in den gewöhnlichen Postillen aus ihr stand. Er studirte freilich nicht Theologie, aber hätte die Schrift ihm so gänzlich fremd bleiben können, wenn über sie gelesen wäre? Er setzt es im Kloster durch, die Schrift lesen zu dürfen, wird aber bald von ihr an die Scholastiker gewiesen. Ebenso sollten die Mitglieder jenes Kollegiums, wenn sie zur Theologie sich wendeten, zu Anfange die Schrift vornehmen, dann aber die Glossen und Sentenzen der Scholastiker Durandus, Thomas, Bonaventura, und man weiß, daß so überall Theologie studirt wurde und zwar mit Vernachlässigung des Schriftstudiums, das nur den Anfang bildete oder nur bilden sollte, denn es war ein durchaus armseliges und unzulängliches, wenig besser als gar keins [1]).

Und so war es ohne Zweifel auch sonst in Erfurt, wo es mit der theologischen, ja überhaupt der Wissenschaft ganz anders hätte stehen müssen, als es stand, wenn Wesel's Theologie im Gange, auch nur ein einziger namhafter, kräftig auftretender Lehrer von Wesel's Begriffen durchdrungen gewesen wäre. Gewiß ist, daß keiner von Luther's Lehrern ein Anhänger derselben war, sie sind als Scholastiker bekannt, als eifrige Anhänger der Scholastik. Wir werden sie weiter unten als solche genauer kennen lernen. Hier mag nur noch bemerkt werden, daß gerade die Namhaftesten von ihnen und die, bei welchen Luther am meisten hörte, an welche er sich vornämlich anschloß, seine Gegner wurden, als er die Scholastik und sodann die Ablaßlehre insbesondere von dem Mittelpunkte seiner späteren theologischen Begriffe aus anfocht, welche letztere so genau mit denen Wesel's zusammentrafen. Sie fühlten sich durch Luther's Angriffe auf die Philosophie und Theologie der Schule bitter gekränkt. Der eine von ihnen, Usingen, wurde sein eifriger Widersacher, der andere, Truttvetter, den er „den ersten Theologen und Philosophen," seinen „gar lieben Lehrer und Vater" nennt, aber freilich auch als pedantisch-eigensinnig, verknöchert in seinem Wissen und Begriffskreise schildert, gab ihm den lebhaftesten Unwillen zu erkennen, als die Ablaßthesen veröffentlicht waren, ließ sich, als

1) Sinnhold a. a. O. III, 27 ff.

er auf seiner Rückreise von Heidelberg 1518 durch Erfurt kam, von ihm nicht sprechen. Er mußte es sich große Mühe kosten lassen, ihn brieflich zu besänftigen. Vergeblich erinnerte er ihn daran, wie er ja von ihm zuerst gelernt, daß man allein den kanonischen Büchern sich gläubig hinzugeben, alle andern aber der Prüfung zu unterwerfen habe. Als er 1519 gestorben war, schrieb Luther an Spalatin, er fürchte seinen zu frühen Tod verursacht zu haben, denn gar zu sehr hätte er seine erfolgreichen Angriffe auf die scholastische Theologie sich zu Herzen genommen. Im Jahre zuvor hatte er noch eine Unterredung mit ihm und andern erfurter Professoren, konnte aber bei den „störrischen Alten" nichts ausrichten und sich nur damit trösten, daß die studirende Jugend und die jüngeren Lehrer den Ueberzeugungen, in welchen seine Seele lebte, sich zuwendeten. Er fand sich im Beginne des Ablaßstreits zu schreiben veranlaßt: „Den Erfurtern ist meine Theologie aufgewärmter Kohl." Sie erblickten also nur eine Erneuerung der weselischen Polemik darin, welche sie nach wie vor nur des Ignorirens werth hielten, die ihnen falsch oder vergeblich däuchte. Sie wollten wenigstens von keiner Anwendung der Wissenschaft auf das Leben, von reformistischen Bewegungen nichts wissen und beim Bestehenden und Hergebrachten verbleiben, sei es daß in ihren Augen das letztre wohlbegründet und berechtigt, oder die erstern nur störend und erfolglos waren [1]).

Die Bücher Wesel's, welche die Universität regierten, waren ohne Frage scholastische Werke, die er hinterlassen. Nun könnten aber auch diese verhältnißmäßig sehr freisinnigen Inhalts gewesen sein. Wesel war Nominalist, die Scholastik barg doch auch viel gegensätzliche Stoffe in sich, und der Nominalism war es, welcher sie hineingebracht. Mußte Luther nicht eben durch seine nominalistisch-scholastischen Studien auf ein freieres Denken hingeleitet werden, lag es nicht nahe, daß er mit den Grundsätzen und Ansichten des Widerspruchs und der Abweichung befreundet wurde, die auch in der Scholastik seit Jahrhunderten schon sich erhoben hatten?

1) De Wette II, 213; I, 108, 109, 111, 373.

Um diese Frage beantworten zu können und eine deutliche Vorstellung von seinen philosophischen Studien zu erhalten, müssen wir die Scholastik näher ins Auge fassen, wobei es jedoch weder einer geschichtlichen Darstellung noch einer Kritik derselben, sondern nur unserm Zwecke gilt, Luther's Bildungsgang in das erforderliche Licht zu setzen, hier: aus seinen Beschäftigungen mit der Scholastik zu erklären, die von seinen Universitätsjahren an so bedeutsam für ihn und seine gesammte Entwickelung wurde, daß er und daß die letztere überhaupt nicht verstanden und gewürdigt werden kann, wenn man ihre Einwirkungen auf ihn sich nicht vergegenwärtigt. Er ist bei den Humanisten in die Schule gegangen, hat viel von ihnen gelernt und in sich aufgenommen. Allein seine vornehmsten Meister sind sie nicht gewesen. Er äußert und klagt oft darüber, daß er bei ihnen nur Anfänger geblieben, dagegen wird durch seine geistige Entwickelung, seine vorwaltend theologische Denkart, überhaupt seine Schriften bezeugt, was er selbst vielfach ausgesprochen, daß er recht eigentlich ein Zögling der Scholastiker sei, wie frei er sich auch von ihrem Einflusse zu machen wußte. „Ich weiß und habe ihre Kunst auch gelernt und kann sie auch noch leider! allzuwohl. Ich kann ihre eigene Dialektik und Philosophie baß, denn sie selbst allesammt; ich bin durch ihre Kunst alle erzogen und erfahren von Jugend auf, weiß fast wohl, wie tief und weit sie ist [1])." Zu Erfurt in seinen Studienjahren nahm diese verhängnißvolle Erziehung ihren Anfang.

Die Scholastik (scholastisch-aristotelische Studien).

Man unterscheidet scholastische Philosophie und Theologie; doch liefen beide im ganzen Mittelalter in einander. Schon der Name Scholastik weist darauf hin, daß sie eine Lehre der Schule war. Auf diese war sie noch weit mehr beschränkt, als es die heutige Philosophie und Theologie ist, da sie nur in fremder — der lateinischen, der allgemeinen wissenschaftlichen Sprache betrieben

1) Sendschreiben vom Dolmetschen der heil. Schrift, Walch XXI, 315. Predigt: Daß man die Kinder zur Schule halten soll, Plochm. XX, 2.

wurde, ihre Terminologie und ganze Darstellung die schwerste und künstlichste seit der aristotelischen war, und ihrer Verbreitung und Aneignung bis auf ihre letzten Zeiten das Mittel des Buchdrucks abging und der Mangel einer allgemeineren Bildung entgegenstand. Doch war früherhin ihr Einfluß auf die gesammte Wissenschaft und auf das Leben um so bedeutender gewesen, als sich fast das ganze Wissen, Lernen und Lehren in ihr während eines langen Zeitraums gesammelt hatte, wo das Gewicht und Ansehen der Schule, innerhalb welcher sie betrieben wurde, so groß, die Bedeutung der Mittelpunkte und Stätten der Wissenschaft, der Universitäten, oder die Bedeutung einzelner Gelehrten so viel größer war als jetzt.

Seit den Zeiten Karl's des Großen wurde im Abendlande die Arbeit wieder aufgenommen, an welcher man in den ersten christlichen Jahrhunderten innerhalb der christlichen Welt die Kräfte des Geistes versucht, das Christenthum, das über das abgestorbene Griechenthum, den christlichen Glauben, der über die Philosophie der griechischen und römischen Welt den Sieg davongetragen, mit den Elementen der alten Philosophie zu vermitteln, die sich hereindrängten und auch nicht entbehrt werden konnten bei der weiteren Aufgabe jener Geistesarbeit, die christliche Lehre wissenschaftlich zu begreifen, zu begründen, bei den denkenden Gläubigen festzustellen, gegen die Abweichenden zu vertheidigen und im Geiste des Christenthums weiter auszubilden: den Inhalt der Offenbarung mit den Ergebnissen der Spekulation in Uebereinstimmung zu bringen und darin zu erhalten. An das damit in Verbindung stehende Bestreben, eine systematische Theologie zu bilden, knüpfte der Versuch sich an, eine christliche, eine aus der christlichen Weltanschauung und Geist- und Lebensentwickelung hervorgehende Philosophie zu erzeugen. Das Christenthum gestattet, fordert selbst freie Vernunftforschung, die Entwickelung seiner Lehre kann die weitere Ausbildung der Wissenschaft in reiner Vernunft nicht entbehren. Allein die Forschung der letztern mußte auf dem Gebiete der Kirchenlehre dieser untergeordnet, konnte bei dem anerkannten Anspruche derselben, die absolute religiöse Wahrheit zu enthalten, als eine selbständige Quelle der Wahrheit nicht betrachtet werden, konnte nur entweder philosophisches Christenthum oder Hülfsmittel sein,

in der durch die Offenbarung gegebenen Wahrheit zurechtzufinden oder zu ihr zu gelangen, und nur was außerhalb des Gebiets der Kirchenlehre lag, die Logik und Dialektik, und zum Theil die Metaphysik, Ethik und Politik, konnte sich mehr oder minder frei bewegen.

Der heil. Augustin, nach dem Apostel Paulus der genialste und einflußreichste Lehrer der Kirche, hatte gesagt: „Wenn man glaubt und lehrt, daß die Philosophie oder das Studium der Weisheit nicht etwas Anderes ist als die Religion: was ist über Philosophie zu verhandeln, als die Regeln der wahren Religion, durch welche die höchste und ursprüngliche Ursache aller Dinge, Gott, demüthig verehrt und verständig erforscht wird, auseinanderzusetzen? Es ist also ausgemacht, daß die wahre Philosophie die wahre Religion, und daß umgekehrt die wahre Religion die wahre Philosophie ist.“ Es war ihm und der älteren Zeit nicht gelungen dies nachzuweisen zur Befriedigung eines Bedürfnisses, das, selbst ohne Angriffe von Seiten Abweichender oder Ungläubiger, sofern der Geist nicht schlummert und blinder Glaube nicht herrscht, nothwendig so lange sich regt, bis es befriedigt ist. Sobald es sich wieder kräftiger regte in der erwachenden und sich befestigenden abendländisch-christlichen Welt, eben in der karolingischen Zeit, ging aus seinen Ansprüchen das erneuerte Bestreben hervor, Philosophie und Religion als eine Einheit zu wissen, die Spekulation und Offenbarung auszusöhnen. Dies wurde nun Ziel und Aufgabe der Scholastik. Sie wollte die kirchliche Lehre durch scharfe Begriffsbestimmungen und strenge schulgerechte Beweise in ein innerlich zusammenhängendes System bringen und wider alle Anfechtungen sichern. Unterschied man in ihr Philosophie und Theologie, so theilte man der erstern in der Regel doch nur das untergeordnete Geschäft zu, die Offenbarung vor dem Verstande zu rechtfertigen und Hülfe zu leisten zum Eindringen in die Geheimnisse derselben. Die Scholastik unterschied sich von den Bearbeitungen, welchen die Väter die Kirchenlehre unterworfen hatten, dadurch, daß die letztern das Dogma hervorgebracht und als Orthodoxie festgestellt hatten, die Scholastiker — die Magister und Doktoren — das kirchlich Ueberlieferte zum Gegenstande der dialektischen Behandlung und somit des begreifenden Denkens machten, es tiefer erforschten, seinen

Inhalt so viel möglich zu begreifen suchten, vom Glauben zum vernünftigen Wissen fortzuschreiten und ein in sich geschlossenes System zu bilden trachteten. Ein weiterer Unterschied lag darin, daß die Väter unter dem wesentlich mitbestimmenden Einflusse der orientalischen und klassischen Weltansicht gestanden hatten, die freilich besonders späterhin, doch bei weitem nicht in demselben Maße auch auf die Scholastiker einwirkte, und daß diese ihrerseits mehr durch die Anschauung und Art der germanischen Völker bestimmt wurden.

Sowol die Wissenschaft der Väter als die der Scholastiker war Erzeugniß des christlichen Geistes und in ihren Grundstoffen und ihren Entfaltungen der christlichen Begeisterung, der Begeisterung der ersten christlichen und der der mittleren Jahrhunderte. Daher fällt mit der höchsten Steigerung des religiösen Aufschwungs der letzteren auch die Blüthe der Scholastik zusammen, und wie Gefühlsüberschwänglichkeit und Vertiefung in das Innerliche diesen Aufschwung bezeichnet, ist es auch den Scholastikern eigenthümlich, daß sie in die Tiefen der innerlichsten christlichen Anschauungen und der christlichen Glaubenslehren sich versenken und daß ihrer Richtung die mystische zur Seite geht und in sie hinüberspielt [1]).

Wir haben nun vor Allem im Auge zu behalten, daß die Scholastik auf kirchlichem Boden entstanden war. Ihr Grundsatz mußte daher sein, daß Vernunft und Offenbarung sich nicht widersprechen dürften. Ließ sich jene mit dieser nicht versöhnen, so mußte sie widerlegt und das Ergebniß ihrer Thätigkeit als Irrthum zurückgewiesen werden. Die Kirche oder deren Häupter förderten die scholastische Philosophie, die zuerst vornämlich in den Klöstern betrieben wurde und sodann einen festen Sitz und ansehnliche Vertretung an den Universitäten, unter welchen die pariser den Ton angab, erhielt, und von ihnen aus die philosophischen und theologischen Begriffe meisthin im Bunde mit der Kirche und Hierarchie beherrschte. Jedoch konnte die letztere eine unab-

1) Schleiermacher's Werke, zur Theologie XI, 470. Krause, Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft, 303 ff. Baur, Die christl. Lehre von der Dreieinigkeit, II, 345 ff. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, VI, 519 ff.

hängige Philosophie nicht dulden, eine solche konnte schon bei der Stellung und dem Einflusse der Kirche nicht entstehen, sondern nur vorbereitet werden, und dies geschah, indem die, ob auch in ihrer Freiheit beschränkte Spekulation naturgemäß nach Selbständigkeit rang, ein beträchtlicher Theil der besten Geisteskräfte der mittleren Jahrhunderte an sie gesetzt wurde, große und kühne Geister sich mit ihr beschäftigten und nicht selten die Grenzmarken weit überschritten, die ihrer Kritik, ihrem Forschen, Denken, Lehren in dem ursprünglichen Grundsatze der eignen Schule, daß Vernunft und Offenbarung oder die mit der letztern vereinerleite Kirchenlehre zusammenstimmen müßten, gesetzt waren und durch das hierarchische Gebot und Eingreifen bewacht, gewahrt wurden.

Vom 9. bis zum 15. Jahrhundert, von dem Bestreben, vermittelst einer dürftigen Dialektik die christlichen Glaubenslehren zu erläutern, zu vertheidigen und wissenschaftlich auszubilden, die Seitens der Kirche festgestellten Glaubenssätze zu wissenschaftlichen Gedanken zu erheben, schritt jedoch das philosophische Denken in fortwährendem Ankämpfen gegen den Schul- und Kirchenzwang immer weiter zu der Selbständigkeit vor, in welcher es die Grundbegriffe aller Erkenntniß im menschlichen Geiste selbst und aus ihr Gott, Welt und Mensch ohne Vermittelung einer geoffenbarten Lehre zu begreifen sucht. Zeichen und Ausdruck dieses Fortschreitens zur selbstbewußten Spekulation ist der Gegensatz und Streit des Realismus und Nominalismus, welcher letztere zuerst im 11. Jahrhundert auftauchte.

Schon in seinem ersten Auftreten erscheint er als selbständige Kritik, wenn auch nicht der Kirchenlehre, doch der wissenschaftlichen Auffassung derselben. An seinen Widerspruch gegen die herrschenden philosophischen Begriffe knüpfte leicht und nicht selten Widerspruch gegen die ausschließende Lehre der Kirche und die Beherrscher der letztern sich an. Mehr als einmal war er mit den Gegnern des Lehrsystems und der Hierarchie im engsten Bunde, gingen gerade die stärksten und heftigsten Angriffe von ihm aus, weshalb er auch von Anfang Seitens der Kirche nachdrücklich bekämpft und verfolgt wurde.

Der Streit, welchen er erhob, drehete sich um den Gegensatz von Glauben und Wissen, oder aber Sein und Gedanke, das als Gegenstand gegebene Dogma und das in den Inhalt

desselben eindringende Selbstbewußtsein des Geistes, das jenen Inhalt in sich aufzunehmen trachtet. Das Ziel war die Vermittlung und Aufhebung dieses Gegensatzes, der die Philosophie früher und später beschäftigt; der Ausgangspunkt die dialektische Frage von den Universalien, d. h. den allgemeinen Begriffen, ob sie vor den Einzeldingen, in wahrer Wesenheit (re) existirten, wie die Realisten, oder ob sie erst nach denselben, nur dem Namen nach (nomine), wie die Nominalisten behaupteten, vorhanden, blos Erzeugnisse des abstrahirenden Verstandes, bloße Worte ohne Wesenheit wären. Das berührte aber mehr und mehr alle Begriffe und Zustände der Zeit, die theologischen und kirchlichen namentlich, sehr nahe. Die dialektischen Streitigkeiten der Realisten und Nominalisten gingen mit den theologischen Kämpfen Hand in Hand, wie denn einzelne Sätze der Theologie eine ganz andre Gestalt gewinnen müssen, jenachdem man sich die Theile derselben als Dinge außer dem Verstande oder blos als Begriffe davon denkt und die Beschaffenheit von diesen auf jene überträgt. Mit dem scholastischen Gegensatze von Sein und Gedanke standen die wichtigen Lehren von Freiheit, Gnade, Zurechnung, Erbsünde, Auferstehung und ewigem Leben in wesentlichem Zusammenhange. Dem Urheber des Nominalismus, Roscellin, wurde vorgeworfen, daß seine Behauptung, die Universalien wären bloße Gedanken, Gattungsbegriffe, mit der christlichen Glaubenslehre unvereinbar sei. Huß wurde u. A. deshalb zum Tode verurtheilt, weil er als Realist nicht an die Brotverwandlung im Abendmahle (Transsubstantiation) glauben könne. Vielleicht am bedeutsamsten war, daß es sich dabei auch um die Frage vom Wesen der Persönlichkeit, vom Verhältnisse des Einzelnen zum Ganzen und zu Gott handelte, die gewichtige Frage, ob die Kirche unumschränkt herrschen oder individuelle Freiheit stattfinden solle? Der Realismus traf mit den Ansprüchen der Kirche zusammen. Sind die allgemeinen Ideen unmittelbar wahr oder real, so dienen sie allen unsern Einzelvorstellungen zur Grundlage oder zur Norm, so ist die Vernunft nicht berechtigt, ihre Wahrheit oder Bedeutung kritisch zu untersuchen, so muß sie sich der weder durch das Denken, noch durch sinnliche Wahrnehmung zu erkennenden, nur durch unmittelbare Offenbarung gewissen religiösen Wahrheit, also der Kirche als der untrüglichen Auslegerin der-

selben unterwerfen. Aus den Grundbegriffen des Nominalism folgte dagegen, daß es nirgends ein absolut gewisses Dogma oder eine absolut untrügliche Autorität gebe und daß also jeder Einzelne das Recht habe, die Lehren der Religion und die Aussprüche der Kirche einer kritischen Prüfung zu unterwerfen. So mußte, schien es, die Kirche sich nothwendig des Realismus so entschieden annehmen als des Nominalismus zu erwehren suchen [1]).

Der letztere unterlag bald dem Realism und wurde für einen langen Zeitraum gänzlich zum Schweigen gebracht. Die Scholastik wähnte eine längere Zeit Glauben und Wissen in ihrer Einheit begriffen zu haben, entwickelte sich aber mehr und mehr zum Nominalism, mit welchem in seiner neuen Gestalt der Gegensatz, den sie zu versöhnen gestrebt, in voller Schroffheit hervortrat. Ihre ganze Arbeit zeigte sich als vergeblich. Sie hatte die Grundlage des Glaubens erschüttert, die frühere Unbefangenheit desselben aufgehoben, ohne im Stande zu sein, seine Uebereinstimmung mit der Vernunft nachzuweisen, sodaß ihr Ergebniß nur Selbstentzweiung und Zerfall sein konnte.

Wiederhersteller des Nominalism wurde im 14. Jahrhundert der geniale Franziskaner Wilhelm Okkam, den Luther mehrmals seinen Meister nennt. Er deckte die Unzulänglichkeit der gangbaren scholastischen Beweise für das Dasein Gottes auf und erklärte alle Demonstrationen des letztern für unmöglich. Er streifte bei allen Fragen dieser Art an die skeptische Tendenz eines Bayle, erklärte mit dürren Worten, daß sich die Lehre von der Brotverwandlung in der heil. Schrift nicht finde, weshalb auch ehemals die Meinungen darüber verschieden gewesen wären; und weithin griff sein Widerspruch gegen die herrschende Philosophie und Theologie auf das kirchlich-politische Gebiet hinüber. Er wagte es, als Gegner des Papstthums aufzutreten, dessen Gewalt er auf die rein kirchlichen Angelegenheiten zurückgeführt und beschränkt wissen wollte. Ueber weltliche Dinge habe Gott dem Papste keine Gewalt ertheilt. In den Streitigkeiten Philipp's des Schönen von Frankreich mit Bonifacius VIII. redete er in Paris dem Könige kräftig das Wort, verfocht seine Grundsätze

1) Marbach, Lehrbuch d. Gesch. d. Philosophie, II, 264, 358. Biedermann, Die deutsche Philosophie von Kant bis auf unsre Zeit, Einleitung.

kühn und nachdrücklich in Perugia und Bologna, unterstützte dann ebenfalls Ludwig den Baier, dessen Schutze er sich, wiederholt vom Papste gebannt, mit den Worten empfahl: „vertheidige du mich mit dem Schwerte, ich werde dich mit der Feder vertheidigen.“ In seinen Schriften für den Kaiser führte er den Satz aus, daß der Papst in weltlichen Dingen den Fürsten unterworfen sei, als Petrus' Nachfolger nicht gleiche Gewalt mit Christus habe und am wenigsten die Fürsten ihrer Rechte und Freiheiten berauben dürfe. Er griff sogar Papst Johann XXII. in einer eigenen heftigen Schrift unmittelbar an, warf ihm Ketzereien vor, beschuldigte ihn, das römische Reich gänzlich unterjochen oder doch zerreißen zu wollen. „Wenn er, sagt Mansi von ihm, über theologische Gegenstände schreibt, so ist Niemand besser, schreibt er wider die Kirche, so ist Niemand giftiger [1]).“

Okkam's Nominalism, so großen Widerstand er finden mußte, wurde gegen das Ende des 14. Jahrhunderts herrschend auf der pariser Universität und verbreitete sich auch in Deutschland auf den Hochschulen, obwol die Nominalisten noch 1408 von den stärkeren Realisten aus Prag vertrieben wurden. Einen bündigen Abriß von Okkam's Nominalism verfaßte jener Gabriel Biel, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts zu Erfurt lehrte, 1495 zu Tübingen starb, und für den letzten bedeutenden Scholastiker des dritten Zeitraums der Scholastik gilt. In seinen spätesten Lebensjahren schloß er sich der Brüderschaft des gemeinsamen Lebens an, den „Pietisten des 14. und 15. Jahrhunderts,“ deren Blüthezeit in das letztere fiel. Da späterhin ein wenn auch nur entferntes Verhältniß zwischen Luther und ihnen eintrat und da Biel einer von den Hauptschriftstellern war, mit welchen er sich noch in Erfurt (wenn auch erst im Kloster) anhaltend beschäftigte, so mag hier von ihnen und Biel noch Folgendes bemerkt werden. Ihre Pflanzungen erstreckten sich durch die Niederlande, vom niedern Rhein bis nach Schwaben und hinein nach Westphalen und Niedersachsen, im mitteren Deutschland bis Merseburg. Sie beschäftigten sich hauptsächlich mit Bücherabschreiben, verbreiteten die heil. Schrift, theologische Werke und Schulbücher, gründeten

1) Marbach a. a. O. 344. Schröckh, Kirchengesch., XXX, 33 f. Hagenbach, Dogmengesch., II, 60 ff.

Schulen, ersetzten den mönchischen Unterricht durch einen bessern, bildeten Lehrer, bemühten sich die Landessprache auf dem religiösen Gebiete emporzubringen, pflegten vielfache reformatorische Elemente in ihrer Mitte, befriedigten die tiefern religiösen Bedürfnisse der Zeitgenossen trefflich. Luther, der in einem umfassendern und höhern Sinn und Geiste das von ihnen Begonnene späterhin fortführte, spricht sich mehrfach ebenso billig als beifällig über sie aus; 1532 und 34 nahm er sich ihrer kräftig an. Doch findet sich auch von ihnen in Erfurt keine Spur. Ihr schon genannter Angehöriger Biel urtheilte oft sehr freimüthig über die Gebrechen der Kirche. Bebel nennt ihn den Monarchen der Theologen. Er verwies in seinen Predigten häufig auf die Schrift. Sie enthalten viele helle Gedanken. In seiner Erklärung des Meßkanon äußert er sich oft sehr freisinnig über Grundsätze des Kirchenrechts. Er behauptet das Recht christlicher Fürsten kirchliche Gesetze zu geben, und die gebietende Hoheit einer allgemeinen Kirchenversammlung über den Papst, dessen Fehlbarkeit er so deutlich zugesteht, daß er dieselbe als einen Grund angibt, warum man für ihn beten müsse [1]).

Auch Peter d'Ailly (de Alliaco), Kanzler der Universität Paris und zuletzt Kardinal, wird unter den berühmtesten Nominalisten genannt. Auf seinen Rath war die Kirchenversammlung von Pisa (1409) veranstaltet worden, an welcher er einen Hauptantheil hatte. Ebenso thätig war er zu Konstanz, die Hindernisse der Reform aus dem Wege zu räumen, offen und freimüthig in Wünschen und Vorschlägen zur Besserung sowol des päpstlichen Hofs als des Klerus und der Kirchenverfassung: ein Mann von lebhaftem Forschungsgeiste, einer der ersten von Denen, die die Philosophie von der Theologie zu sondern anfingen. Auf der einen Seite der Astrologie ergeben, war er doch auf der andern auch bemüht, vorurtheilsfrei die Kräfte und Gesetze der Natur zu erforschen. Eben im Jahre 1504 fanden seine Erläuterungen über Aristoteles' meteorologische Bücher eine weite Verbreitung. Er erklärte darin u. A. die Kometen für Feuerklumpen, die aus den aufgethürmten erhitzten Dünsten in den höchsten Luftschichten

1) Erhard a. a. O. I, 190 f. Cölln-Münscher, Dogmengesch., II, 22 ff., 252. Ullmann a. a. O. II, 187 ff.

entständen. Der Versammlung zu Konstanz empfahl er eine Kalenderverbesserung, die der gregorianischen den Weg gebahnt zu haben scheint. Er legte jedenfalls der Schrift neben der Tradition, den Vätern, Koncilienschlüssen und päpstlichen Dekretalen ein hohes Ansehen bei, hierin übereinstimmend mit Gerson, dem berühmtesten der freisinnigen pariser Theologen, dessen reformistischer Eifer von Niemanden übertroffen wurde. Noch bestimmter hatte Gerson, der gleichfalls Nominalist war, die Schrift für die Regel des Glaubens erklärt, wider welche, wenn sie recht verstanden werde, kein Ansehen, kein menschlicher Verstand zugelassen werden dürfe, noch irgend eine Gewohnheit oder Verordnung etwas gelte, sobald man erweisen könne, daß sie mit ihr streite. Eine Fülle heller Begriffe und Ansichten hatte in ihm gelebt, war durch ihn verbreitet, zu hohem Ansehen gelangt [1]).

Jene Männer sind aber bei weitem nicht die einzigen unter den älteren und neueren scholastischen Philosophen und Theologen, bei welchen sich freie und abweichende Ansicht findet. Man kann ihrer eine lange Reihe aufzählen, Forscher, hochstehend durch Geistesschwung, gewaltige Denkerkraft. So hatten Anselm und Abälard gelehrt, wenn man zum Glauben gekommen, so sei es Nachlässigkeit, sich nicht auch durch das Denken vom Inhalt des Glaubens zu überzeugen; man könne Nichts glauben, was man nicht zuvor vernünftig begriffen habe, und lächerlich sei es, Andern zu predigen, was man selbst so wenig zu begreifen vermöge wie Der, dem man predige. Die Scholastik war überhaupt Ergebniß des Freiheitsstrebens des menschlichen Geistes, der geistigen Regsamkeit, Denkkraft und Tüchtigkeit der abendländischen Nationen, der Inbegriff der spekulativen Einsicht des gesammten Mittelalters, in stetem Zusammenhange mit allen Oppositionen desselben gegen die hierarchische Bevormundung, die Offenbarung desselben Widerstandes auf dem spekulativen Gebiete, der auf andern Seiten von den Mystikern, den Ketzern, der weltlichen Macht, den Volksthümlichkeiten, dem einfach religiösen oder sittlichen Gefühle ausging.

1) Schröckh a. a. O. in XXX und XXXIII.

Konnte es nun wirkungslos sein, wenn ein kräftiger, forschlustiger, wahrheitdürstender Geist an dies Element des Gesammtlebens seiner Zeit hinantrat? Eben der Nominalism herrschte auch an der erfurter Hochschule. Aus nominalistischen Büchern wurde Luther Magister. Welche Vermuthungen liegen da so nahe! Wir werden uns jedoch nicht zu weit durch sie führen lassen, wenn wir, wie wir es müssen, fest im Auge behalten, daß in der Theologie deren Ergebniß, die Kirchenlehre, als exklusiv christlich und absolut wahr vorausgesetzt wurde, in der Philosophie feststehende theologische Ergebnisse als absolute Normen galten, und daß dies der ganzen Scholastik eigenthümlich und wesentlich war. Die scholastische Philosophie hatte getrachtet eine selbständige zu werden, war aber von diesem Ziele noch weit entfernt geblieben. So viele und große Freiheiten sie sich, hinüberstreifend in das christlich-dogmatische Gebiet, von Zeit zu Zeit herausnahm, im Ganzen war sie selbst da, wo sie freier sich bewegen durfte, dienende Magd der Theologie, wie die gesammte Scholastik der Kirche und Hierarchie diente, und in ihrer Ergebenheit und Unterwürfigkeit gegen dieselbe die eigentlich legitime kirchliche Wissenschaft, die Orthodoxie war, eben so sehr von Autorität abhängig, als ihrerseits herrschsüchtig und unduldsam. Man hat neuerdings aus der Scholastik das Vorhandensein einer sehr bedeutenden, wenn auch nicht ganz unbeschränkten Gedankenfreiheit im Mittelalter zu erweisen gesucht und mehrfach ist die Behauptung aufgestellt, daß die Scholastiker in dogmatischer und philosophischer Beziehung keineswegs unfrei, sondern vielmehr die Leiter einer fortschreitenden Bewegung gewesen wären, die den zähen Widerstand Roms langsam aber siegreich überwältigt habe[1]). Wie viel Wahres darin liegen mag, man darf dabei doch in keinem Falle vergessen, daß sie mit der Hierarchie zur Ausbildung der Kirchenlehre zusammenwirkte und zwar so, daß sie allerdings nicht selten Widerstand leistete, wenn der römische Hof Glaubensmeinungen je nach seinen Anliegen feststetzen oder unterdrücken wollte, nicht selten der Lehre Wendungen gab, welche den hierarchischen Abzweckungen zuwiderliefen; daß sie aber ebenso oft denselben Vorschub leistete und vermittelst der Wissenschaft gerade die Lehren feststetzen oder unterdrücken half, die die Päpste um des hierarchischen Nutzens willen festzustellen oder zu unterdrücken trachteten; und daß ihr doch endlich der einmal durch die Ergebnisse der bisherigen Forschung und durch kirchliche Autorität sanktionirte Lehrbegriff stets das Bestimmende war. Eben dies aber schließt die Freiheit aus. Wenn die Scholastik, die Kirchenlehre als Wahrheit voraussetzend, dennoch durch den Proceß des Denkens die letztere zu finden trachtete oder die Lehre auszubilden sich bestrebte, so blieb sie stets gebunden innerhalb eines Kreises, der nicht vom menschlichen Geiste, sondern von der Beschränktheit früherer Zeiten und von menschlicher Willkür gezogen war, und wo dies der Fall, da ist kein freies echtes Streben nach Wahrheit mehr, worin doch die eigentliche hohe Aufgabe aller Philosophie besteht, da muß diese sophistisch und heuchlerisch und wenn nicht nothwendig dienstbar werden, doch zwischen Fortschritt und rückschreitender Bewegung, Freiheit und Dienstbarkeit hin- und herschwanken. Sie wird als Kritik das als wahr Vorausgesetzte früher oder später auflösen, aber als eine Kritik, welche nicht darf und nicht einmal recht will, somit als eine unfreie Kritik. Gerieth die Scholastik mit der als absolute Wahrheit festgestellten Lehre oder der dieselbe schützenden Autorität in Widerspruch, so war allerdings ein Kampf vorhanden, der den Sieg erstrebte und vorbereitete. Allein der letztere konnte nur darin bestehen, daß sich der Gedanke der Voraussetzung der absoluten Wahrheit der Kirchenlehre und der Obervormundschaft und Zwangsgewalt der Kirche entzog. Dies aber ist nicht durch die Scholastik selbst, sondern durch die Reformation und obenein im Kampfe mit ihr, im Gegensatze zu ihr geschehen, eben weil sie, wie der Geist in ihrer Zeit überhaupt, sowol innerlich als äußerlich unfrei war. Im ganzen Mittelalter stand alles Denken, Reden, Lehren, Schreiben unter kirchlicher Censur, und was noch mehr ist, unter der Selbstcensur oder sagen wir lieber unter einer weit größeren, im Verhältniß zu der der späteren Zeit als knechtisch erscheinenden Gebundenheit der Denkenden, Redenden, Lehrenden und Schreibenden selbst, und gegen diese

1) Ritter im 7. Bande d. Gesch. d. Philosophie. Braniß, Uebersicht des Entwickelungsganges d. Philosophie.

Regel entscheiden die Ausnahmen einzelner freier Geister und Freiheitsgestattungen oder Zulassungen nicht. So kühne Behauptungen einzelne Scholastiker wagten, so gewiß es ist, daß die Denkfreiheit in der Schule nie ganz unterdrückt wurde, daß ihre Philosophie und Theologie Zeichen und Ergebnisse von freien Geistesregungen waren, ebenso gewiß ist es, daß da weder äußerliche noch innere Freiheit stattfand, wo man Eide schwören mußte, die Principien, sei es des Realism oder Nominalism zu behaupten, oder gar nicht anders zu lehren, als der oder jener Scholastiker gelehrt habe, wo die Schule selbst unstreitige Axiomata aufstellte und Abweichung davon beim Forschen und Lehren zum strafwürdigen Verbrechen stempelte, wo die abweichende Ansicht nur unter sorgfältigen Verwahrungen und Gehorsamsversicherungen an das Licht hervortreten durfte, so sorgfältig wenigstens den Schein der Uebereinstimmung mit der Kirchenlehre stets suchte, wo Censur und Inquisition der Kirche den hartnäckigern Widerspruch niederschlugen und schon die Drohung, die Furcht, der eigne Wahn denselben im Keime, im Gedanken niederhielt. Jedenfalls hatte die Scholastik das Aussehen und die Art einer Autoritätslehre. Ihre gegensätzlichen Bestandtheile waren doch immer erst das Zweite, Unbewußtere und Verstecktere in ihr, nur bisweilen hervortretend; das Erste, Bewußtere, am Tage Liegende und Läufige war fortwährend das ursprüngliche Absehen, die Lehre zu begreifen, höchstens sie auszubilden auf ihrer unwandelbaren Grundlage und sofern sie noch nicht festgestellt war, das zu Glaubende und Geglaubte zu wissen. Die freidenkendsten Scholastiker langten doch immer, wenigstens scheinbar, zuletzt bei der Kirchenlehre wieder an, zu welchen weitgehenden Folgerungen oder selbst freigeistischen Ergebnissen ihr Philosophiren hinleiten mochte. Wenn diese der Kirchenlehre widersprachen, so hielten sie inne oder lenkten ein. Von Spekulation gingen sie aus, und von einer oft sehr selbständigen und kühnen, aber das Ziel, das Hauptergebniß stand fest, und mochten sie mit oder wider Willen, indem sie es beweisen wollten oder indem ihr Philosophiren zu Zweifeln führte, in Widerspruch mit demselben gerathen: sie erkünstelten entweder Uebereinstimmung oder unterwarfen sich geradezu dem Ansehen der

Kirche. Geriethen sie aber mit dieser in Streit, so endete derselbe entweder damit, daß sie unter dasselbe gebeugt, daß ihre abweichenden Meinungen für ketzerisch erklärt wurden, oder daß die Kirche, wenn sie den Sieg davontrugen, ihre Behauptungen in den Kreis der autorisirten Lehren aufnahm, wodurch dann der Denk- und Lehrfreiheit sogleich wieder neue Schranken gesetzt waren. Der Nominalismus führte wol zu der Forderung des Rechts der freien Prüfung der Einzelnen, aber weit entfernt, daß die Kirche sie zugestanden, daß er sie durchgesetzt hätte oder sich selbst klar darüber geworden wäre, wie ja die Nominalisten den Realisten Huß zu Kostnitz verdammten. Er hat die Denkfreiheit schwerlich gefördert. Seine Urheber und Anhänger griffen wol kirchliche und Lehrverderbnisse, Anmaßungen der Päpste, das System der römischen Kurie an, ließen aber die Kirche und deren Gewalt und Untrüglichkeit, sowie das Ansehen der Schule unangetastet, waren oft die eifrigsten Kirchlichen, die unduldsamsten Verfechter der Rechtgläubigkeit der Kirche und Schule. Wenn er, worin eigentlich seine Aufgabe bestand, kritisch gegen den Realism auftrat, so suchte er doch die Kirchenlehre zu schonen. Je skeptischer er wurde, je deutlicher die Entzweiung der gesammten Scholastik in ihm hervortrat, desto unbedingter wollten seine Anhänger die äußere Autorität des Glaubens festgehalten wissen. Wenn Okkam die Kirchenlehre zu gefährden schien, indem er die Gründe, durch welche die Vernünftigkeit derselben bisher dargethan war, widerlegte, ohne andere an die Stelle zu setzen, so erklärt er doch die berührten Lehren für Gegenstände des Glaubens, sagt ausdrücklich, daß unter die Autorität der heil. Schrift oder die Tradition der Kirche alle Vernunft gefesselt werden müsse; er versteckte seine Skepsis unter der Maske der starrsten Rechtgläubigkeit. Auch er schrieb, wie Luther sagt, Konstantin habe das Reich dem Papste geschenkt und von demselben wieder zu Lehen genommen, wobei auch er auf Matthäus Kap. 28, V. 18. sich berief: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Von der Befangenheit der Gerson und d'Ailly war schon die Rede. Biel werden wir weiter unten als strengen eifrigen Scholastiker und bei einzelnen Abweichungen und hellen Gedanken fast unglaublich beschränkt in dem Begriffs-

kreise und den Fesseln der durch die aristotelische Philosophie beherrschten Schule kennen lernen [1]).

Wie hätte der Neuling Luther nun aber die gegensätzlichen Bestandtheile der Scholastik auch nur so bald auffinden, ihre Skepsis entdecken sollen? Wo bei ihm ein Einfluß davon hätte beginnen können, da lag ein andrer, Hingebung an die Kirche und das herrschende System erzeugender mindestens eben so nahe, und mit der Grundrichtung der Scholastik, den Glauben zu begründen, traf genau die Richtung zusammen, die wir bei ihm in dieser Zeit nothwendig voraussetzen müssen. Freie Ausbildung des Denkvermögens war nicht die der Scholastik und noch weniger die seine, die vielmehr dem unbefangenen Denken widerstrebte, wie sich auch von seiner Stimmung abgesehen, noch im Besondern aus manchfachen deutlichen Spuren schließen läßt. So glaubte er von Anfang „keinem Buche weniger als dem des (gleich zuerst eifrig studirten) Aristoteles de Meteoris," und zwar aus dem Grunde, weil es davon ausgehe, „daß sich in der Natur Alles aus natürlichen Ursachen zutrage [2])." Der junge Studiosus, der sein Studiren mit Gebet und Kirchgehen anzufangen pflegte, war von Sehnsucht erfüllt, zu begreifen, was er glaubte, und den Gegenstand der Andacht heller zu schauen, ihm näher zu kommen durch eine tiefere Bewährung; von einem schlechthin selbständigen Philosophiren hatte und konnte er kaum einen Begriff haben, die Empfänglichkeit dafür mußte ihm abgehen, die Voraussetzungen der Scholastik waren als solche unwandelbar auch in ihm begründet. Es war natürlich, daß die Richtung ihn am stärksten ergriff, die der seinigen entgegenkam, schon deshalb natürlich, daß die scholastischen Studien ihn in der Ergebenheit gegen die Kirche bestärkten, ohne ihn auf ein eigentlich freies Denken hinzuleiten, auch wol geistige Unfreiheit geradezu bei ihm begünstigten, sofern schon ihr Ausgangspunkt kein anderer war als der, ein bereits feststehendes Ergebniß zu begreifen, festzustellen, zu vertheidigen, sofern sie stets daran erinnerten, daß die Grundlage alles Glaubens, aller Wahrheit, sowie

1) Schleiermacher a. a. O. IV, 227. Marbach a. a. O. 350. Baur a. a. O. 877 ff. Tischreden, Walch XXII, 1375.

2) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 9, V. 12—16.

die höchste Autorität in Sachen der Meinung und des Wissens bei der Kirche zu suchen sei — hieran erinnerten, selbst wenn sie bis an die dem Denken gesetzten Schranken hinan- oder über dieselben hinausführten. Denn diese Schranken waren die Lehren von der katholischen alleinseligmachenden Kirche, als der alleinigen Inhaberin der christlichen Wahrheit, von der päpstlichen Gewalt und Untrüglichkeit; und diese Lehren gehörten so sehr zur Rechtgläubigkeit, daß sie als Axiome, welche einer Begründung gar nicht bedürften, im Vortrage des Systems vorausgesetzt wurden, und Abweichung davon für Ketzerei, ja für die gefährlichste aller Ketzereien galt. Die Scholastik war doch zuletzt auch nichts Anderes als die wissenschaftliche Grundlage, die Philosophie des Volksglaubens, in welchem seine religiösen Vorstellungen wurzelten, des ganzen kirchlichen Wesens, in dessen Einflüssen er aufgewachsen war, dessen Liebe und Verehrung er mitgebracht, das ihn so mächtig an sich gezogen. Die Scholastik vermittelte ein tieferes und deutlicheres Verständniß dessen, was er glaubte, liebte, ehrte, läuterte es und gab es ihm gleichsam in gereinigter, verklärter Gestalt zurück, wenn sie manche zu grobe Vorstellung darin ihm nahm; sie bot die letzten und höchsten erweisenden und rechtfertigenden Gründe dafür oder hatte doch dieses Absehen und gab es mindestens vor, wo sie kritisch oder skeptisch wurde. Als er studirte, was gleichfalls zu beachten ist, hatten ihre freiesten Bewegungen längst aufgehört, die Doktoren waren zu dieser Zeit noch durchgängiger die eifrigsten Knechte und Vertheidiger der Kirche und des entscheidenden Ansehens derselben; es gilt vollkommen von ihnen, was er noch zwanzig Jahre später über sie aussprach, sie „nennten ihre Menschensatzungen Gebote der heiligen Kirche und schrien ohne Aufhören, ei, das haben die heiligen Concilia beschlossen, das hat die Kirche geboten, das hat man so lange Zeit gehalten, sollen wir denn nicht daran glauben?" Da hätten sie auf der Heiligen Exempel und Legenden hingewiesen, und sei durch Päpste und Koncilien bestätigt, daß man Solches den Glaubensartikeln habe gleich halten müssen. Sie hätten die heil. Schrift lassen gehen, doch so, daß sie dieselbe an einiger Väter Schrift und Auslegung gebunden, allein auch dies wieder nur so weit, als es dem Papste gefallen und nicht wider sein Gesetz wäre, dem es allein gebühre die Schrift

auszulegen, und dessen Aussprüchen sich Jeder zu unterwerfen habe. Sofern sie aber die Auslegung und das Ansehen der Väter kanonisirt, hätten sie darin abermals Schranken aufgerichtet und geschrien, ei, wie sollten so viel Heilige, Gelehrte, Hochverständige die Schrift nicht verstanden haben[1]). Wie hätte dem Neulinge nicht begegnen sollen, was viel „großen Leuten" widerfuhr, die durch die „Menschensatzungen" — eben die Lehren der Scholastiker — „gefangen und verblendet wurden, daß sie viel darauf gehalten haben und Artikel des Glaubens daraus gemacht." So wären Viele auch verführt durch das Vorgeben, daß die Kirche nicht irre. Viele würden noch jetzt bewegt, wenn sie die Widersacher rühmen hörten: „Die heiligen Väter sammt ihren Nachkommen haben so und so gelehret, die Kirche oder gemeine Christenheit folget ihnen hierinnen nach; nun ist's unmöglich, daß Christus die Kirche oder seine Christenheit so viel hundert Jahr sollte irren lassen: und gewißlich wirst du allein, als eine einzelne Person, nicht weiser und verständiger sein, denn so viel heiliger Väter und die ganze Christenheit. Weil denn nun dieselbige heilige Christenheit so viel hundert Jahr also gelehret und gegläubet, wie sie es von den ersten und ältesten Vätern und Lehrern empfangen hat, welche freilich überaus heilige Männer, und gar weit gelehrter sind, denn du bist; wer bist du denn, daß du darfest eine andere Meinung haben und vorgeben, denn diese gehabt haben? Wer das gehöret, dem geht's, wahrlich, zu Herzen. Denn wen sollte nicht bewegen der Name der heiligen Lehrer und Väter, sonderlich aber der heiligen Kirche?[2])"

Bewundernswürdig durch Scharfsinn war das System, durch seinen wenigstens scheinbar unerschütterlich festen innern Zusammenhang, als ein tief gedachtes, mit unerhörter Ausdauer gearbeitetes Kunstwerk des menschlichen Geistes wohl geeignet, zumal einen Anfänger zu überwältigen, den irgend Empfänglichen für die Kirche um so mehr einzunehmen, von deren geistigem Leben es Ergebniß und glänzendes Zeugniß war und die es

1) Kirchenpostille. Walch XI, 599, 628. Hagenbach a. a. O. 191.

2) Ausleg. des 1. und 2. Kap. Johannis, zu Kap. 2, V. 23 ff. Walch VII, 1793. Ausführl. Erkl. des Galaterbriefs, zu Kap. 1, V. 11 f. Walch VIII, 1677.

sammt ihrem obersten Haupte verherrlichte und so hoch emporhob. Die Begriffe aber, auf welchen die Kirche ruhete, waren bei aller Unzulänglichkeit unleugbar große und christliche, sie wurden kunstreich in ihm dargelegt und hervorgehoben, durch sie wurde die widersprechende äußere Erscheinung verhüllt und verschönt.

So kann es um so weniger Wunder nehmen, daß eben die Kirche ihn noch immer mehr einnahm, daß seine Ehrfurcht vor ihr und dem Papstthume unter seinen scholastischen Studien abermals gesteigert wurde, dessen Gemüth Kraft und Lebendigkeit genug besaß, ihn für einen großen Gedanken zu begeistern, zu viel Reinheit und Unbefangenheit, um das Arge der Erscheinung leicht zu entdecken, zu viel Liebe des Heiligen, um die vielfach verdorbene Gestalt desselben nicht zu verzeihen. Er war mit der feurigsten Einbildungskraft begabt, die edlere Jugend idealisirt gern und gibt sich leicht dem Idealen hin. Auch hieraus erklärt sich's, wie er in Erfurt immer kirchlicher wurde. Die Scholastik war aber auch noch im Besondern durch eine ganze Reihe von Begriffen, durch ihre Grundlehren und ihre Grundeigenheit ganz geartet, nicht blos ihn in seiner Richtung und Stimmung zu befestigen, sondern ausdrücklich den Entschluß, das Klosterleben zu erwählen, in ihm vorzubereiten, oder aber, jene Begriffe mehr und mehr in ihm zu entwickeln, welche darauf hinführten oder darin bestärkten. Ja, wie hätte es anders sein können? Was dem Volke gepredigt wurde, war freilich gröber, als die Scholastik, die kirchliche Wissenschaft, aber zuletzt doch ihr Ausfluß. Indem sie es, wie schon gesagt, läuterte und zum wenigsten ihrem Vorgeben nach zu wissenschaftlicher Gewißheit erhob, geschah es, daß sie ihn vollends in den Begriffen verstrickte, in denen er aufgewachsen und nach Erfurt gekommen war.

Alle ernste Beschäftigung mit Gott führt durch Vergleichung mit ihm und das lebendigere Bewußtwerden seiner Größe und Heiligkeit zum Gefühle der menschlichen Geringheit, Schwäche, Unwürdigkeit ihm gegenüber. Dasselbe Ergebniß hat jede strenge Selbsterforschung. Bei Solchen, die zugleich in sich gekehrt und lebendig und phantasiereich sind, wird das Gefühl der Sündhaftigkeit natürlich um so mehr gesteigert. Eine abermalige Steigerung desselben lag sehr nahe für den, der die scholastischen

Lehren von der Sünde in sich aufnahm, die von den Scholastikern in den Ungehorsam der Menschen gegen Gott gesetzt wurde, der hauptsächlich im Stolze und in der Sinnlichkeit seine Wurzeln haben sollte. Wurde nun die Sünde nicht als eine That des innern sittlichen Lebens, sondern als ein Naturzustand betrachtet, den man aufheben zu müssen meinte, so blieb, je schärfer Jemand sich beobachtete, je ernster sein Wille auf Unsündlichkeit gerichtet war und je deutlicher er fühlte, daß ihm die Bewältigung der Natur nicht gelinge, in der That nichts übrig, als der Versuch der Mittel, von welchen gelehrt wurde, daß sie zur Ertödtung der Sinnlichkeit führten, Fasten, Kasteiungen u. s. f., vornämlich Klostergelübde; und wer das Höchste erreichen wollte, mußte auch das Höchste leisten, also der Welt entsagen, das Klosterleben erwählen.

Nicht anders verhielt es sich mit der Lehre von der Willensfreiheit, die von den Scholastikern gleichfalls in die engste Verbindung mit der von der Verdienstlichkeit der Werke und der durch die behauptete Willenskraft erreichbaren Heiligkeit des Lebens gebracht war und somit ebenfalls ins Kloster führte. Mit ihren schädlichen Irrthümern, die die „Sophisten" von der Heiligkeit des Lebens gelehrt, sagt Luther, hätten sie der Menschen Herzen so gewaltig eingenommen, daß es einen sauer ankomme, solcher Gedanken wieder loszuwerden. „Ich weiß wohl, wie sauer mich's ankommen hat, ja ich bin's noch heutiges Tages nicht los [1])." Narren nennt er alle Doktoren, weil sie „gelehrt, man müsse Gutes thun aus freiem Willen, um fromm zu werden." Eben daher, führt er aus, wären alle Klöster durch die Doctores aufkommen [2]). Denn das war nun eben die Hauptrichtung der scholastischen Theologie und eben hier traf sie mit der herrschenden Volksansicht am völligsten zusammen, daß sie dem — meist nur als Ueberzeugung von der Wahrheit des Dogmas gefaßten — Glauben und besonders den guten Werken Verdienstlichkeit vor Gott beimaß und sie für nothwendige und die hauptsächlichsten Mittel erklärte, Gnade bei Gott und die ewige

1) Ausführl. Erkl. des Galaterbriefs zu Kap. 5, V. 19. Walch VIII, 2748. Hagenbach a. a. O. 132 ff.

2) In der dritten der handschriftlichen zu Weimar gehaltenen Predigten.

Seligkeit, den Himmel zu erlangen, der als etwas schlechthin Jenseitiges betrachtet wurde, an welches man ein ganz äußerliches Anrecht durch Theilnahme an der Kirche und insbesondere durch ein geistliches Leben, Weltentsagung gewann. Denn die guten, an und für sich verdienstlichen Werke bestanden nun eben in Almosengeben, Fasten, Schenkungen an Kirchen u. dergl., die verdienstlichsten in den Klostergelübden und den asketischen Uebungen und Selbstquälereien. Luther spricht sich häufig darüber aus. So sagt er, die Scholastiker hätten den Spruch: wer da glaubt, wird selig (nämlich ohne sein Verdienst, ohne alle Werke), verdunkelt und geradezu umgedreht, indem sie gesagt, wer da glaube und thue gute — verdienstliche — Werke, der werde selig. Die Kirche und die Bücher der Scholastiker wären voll gewesen von Menschenlehre und Gebot, das man Ordnung und Gebot der Kirche genannt, und das in Fasten, Feiren, Beten, Singen, Möncherei bestanden; „haben damit die Leute vertröstet gen Himmel zu dringen." Aus den Worten des barmherzigen Samariters: so du etwas darüber wirst darthun, will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme, hätten die „Sophisten" ihre Lügen vom Ueberverdienst der Werke erdacht und vom Schatze der guten Werke, wonach ein Mensch nicht blos mehr thun könne, als er Gott schuldig sei, sondern auch Andern noch mittheilen und verkaufen. Wenn Christus im Evangelium Matthäi Kap. 5 dem mosaischen Gesetz eine höhere geistige Deutung für die Seinen gebe und eine bessere Gerechtigkeit als die blos gesetzliche der Juden fordere, so hätten sie das so umgedreht, als gebe da der Herr nur Räthe für die Vollkommenen, und diese hätten dann die Mönche sein sollen, als wären sie die großen Heiligen, denen es zu geringe, einfach Gottes Gebot zu halten, sondern die darüber noch viel Größeres in ihrem Orden thäten, wofür ihnen Gott den Himmel zu geben schuldig wäre, welcher Lehre dann so wenig die kirchliche Bestätigung, als den „Vollkommenen" die Heiligsprechung gefehlt hätte. Die Sophisten, des Papstes rechte Hand und Mammelucken, wären in das fünfte Kapitel Matthäi gefallen und hätten aus der köstlichen Rose das Gift gesogen und in Alle Welt gestreut, daß Christus von seinen Christen nicht alles gehalten haben wolle, was er lehre und gebiete, sondern nur denen gerathen, die vollkommen sein wollten. Daher

hätten sie zwölf evangelische Räthe erdichtet — den andern Backen darbieten, dem Uebel nicht widerstehen u. s. f., endlich das Keuschheitsgelübde — welche halten möge, wer vor anderen Christen Höheres und Vollkommneres sein wolle. Gar gemein sei diese Lehre bei ihnen gewesen. „Also haben sie die Kirche regieret und gelehret bisher, daß Christus hat mit seiner Lehre und Auslegung ihr Narr und Gaukler müssen sein.“ Sie theilten die Kirche in vollkommene und unvollkommene Christen, verwiesen diese auf die zehn Gebote, deren Erfüllung zur Seligkeit genüge, wogegen die Räthe zu halten nicht eben nöthig sei, wer nicht ein Mönch werden wolle. „Denn, sagen sie, wer kann die Feinde lieben? Das ist die scholastische, ja in Wahrheit die teuflische Theologie. Diese Irrthümer hat das Papstthum und die Sorbonne in Paris auf die Bahn gebracht.“ Dem Talmud sei die gottlose Lehre entnommen, die aber in allen Schulen gelehrt sei; Huß habe sie zu Kostnitz vertheidigt, er selbst habe ehemals (vielleicht in seiner ersten wittenberger Zeit oder noch zu Erfurt? dies wol das Wahrscheinlichere) ein Blättchen von den zwölf evangelischen Rathschlägen herausgegeben, „denn zu meiner Zeit war diese Theologie sehr gebräuchlich.“ Viel große Bücher wären davon gemacht und geschrieben „und haben's genannt Formas conscientiarum, die das Gewissen in seinen Nöthen trösten sollen. Und Thomas von Aquin ist fast der Hauptketzer solches Dinges. Dieselbige Lehre ist darnach vom Papst bestätiget und in die ganze Welt geflossen, da sind hernach die Orden herkommen, die haben wollen vollkommen sein.“ Das Evangelium lehre, die Liebe suche nicht ihr Eignes, sondern diene nur den Andern; sie aber hätten das Wörtlein Liebe wol gehalten, aber von ihm seine Art geschieden, indem sie gelehrt, ordentliche Liebe hebe an ihr selbst an und liebe sich am ersten und meisten, und wie sie der Liebe Wesen und Kraft genommen und nur den Namen gelassen, hätten sie auch die evangelische Lehre von der Hoffnung, die sich auf bloßes göttliches Verheißen baue, verdreht, indem sie gelehrt, Hoffnung bestehe auf eigenen Verdiensten [1]). Der Glaube an diese leitete aber ins Kloster.

1) Walch XI, 1265, 628, 529, 2110. Vorr. zur Ausleg. des 5. 6. u. 7. Kap. Matthäi, Walch VII, 523. Von den geistl. und Klostergelübden,

So kommt er häufig darauf, wie nach den mönchischen Begriffen das ganze weltliche Leben, der Ehestand u. s. f. für unrein, nur das Klosterleben für heilig sei gehalten worden, und dahin hätten denn die Sophisten durch ihr Lehrsystem gewirkt. „Ein reines Herz, sagt er in der Auslegung der Evangelisten bei Erklärung des Spruchs: Selig sind, die reines Herzens sind, haben sie geträumet, heiße, daß ein Mensch von den Leuten in einen Winkel liefe und nicht an die Welt gedächte, noch sich mit weltlichen Sachen und Geschäften bekümmerte, sondern mit eitel himmlischen Gedanken spielete [1]).“

Nach der ganzen mittelalterlichen und durch die Scholastiker ausgebildeten Vorstellung war der Vater, den Christus gelehrt, wieder zum zornigen, eifrigen, despotischen Judengotte geworden, der strenge Gesetzeserfüllung forderte und die Sünde unnachsichtlich und hart strafte. Mit dieser Vorstellung kam Luther, wie wir wissen, nach Erfurt, er fand ihre wissenschaftliche Begründung bei den Weisen, an die er sich wendete, und jene Gesetzerfüllung bestand nun wieder in den verdienstlichen Werken, das vornehmste von diesen im Klosterleben. Man nehme hinzu, wie grobsinnlich die Vorstellungen von Hölle und Fegfeuer. Die Scholastiker waren unendlich erfinderisch im Ausdenken von Höllenstrafen, schilderten sie und ihre Ewigkeit auf das blühendste und furchtbarste. Neue Antriebe, bei lebhaftem Gefühl der Sündlichkeit, bei erregbarer Einbildungskraft, Errettung der Seele im heilig gedachten Klosterleben zu suchen. Es paßt vollkommen auf ihn selbst, die Wirkungen davon, die in jener Zeit ohne Zweifel bei ihm eintraten, wenn er einmal sagt: „Die hohen Schulen, wenn sie die Leute wollen fromm machen, so halten sie ihnen das Gericht für, und machen das so heiß, als sie immer können. Damit führen sie das Volk in das Erschreckniß und lassen sie stecken, und sagen nicht, wie sie wieder herauskommen sollen [2]).“

Walch XIX, 1825. Predigten, Plochm. XV, 459; XIII, 137; XIV, 15. Kurze Ausleg. des Jesaias, zu Kap. 9, V. 6. Walch VI, 298. Marbach a. a. O. 213.

1) Walch VII, 572.

2) Walch XI, 1468. Hagenbach a. a. O. 273 ff. Münscher a. a. O. 96.

Hier hätte nun die Lehre von der Gnade eintreten sollen; allein die „Sophisten" lehrten, wenn man nur nach seinem Vermögen thue, so gebe Gott die Gnade, und „das sind blinde Leiter. Sie geben selbst zu, daß der Mensch sehr unlustig sei zum Guten; dennoch, so er hingehet und thut es, wiewol mit Beschwerde, Unlust und Trägheit, so sei er dennoch mit Gott wohl daran. Aus solchem irrigen Verstande sind die Klöster herkommen, da ist man hineingegangen, daß, wenn man nur darinnen wäre, wie unlustig es auch geschehe, so würde man selig [1])." Das Schlimmste war, die Gnade blieb nach der scholastischen Theorie gleich der in ihr auf die Willensfreiheit gestellten göttlichen Vorsehung ungewiß. Wir müssen jedoch im folgenden Buche darauf zurückkommen und übergehen hier daher diesen gerade sehr wichtigen Punkt. Nur so viel: eben die scholastische Lehre von der Gnade war dornig, eben sie machte ihm wol die meiste Qual. Sie bot nur einen Ausweg, und dieser bestand abermals in den Werken, denn mit der Lehre von deren Verdienstlichkeit stand auch sie wieder in der genauesten Verbindung.

Mehrte sie seine Angst um das Heil seiner Seele, die von der Rechtfertigung, der Erlösung bot keine Beruhigung (auch hiervon später). Dasselbe war der Fall bei der Lehre von der Buße, als Mittel der Erlassung der Schuld und ewigen Strafe. Sie sollte aus drei Stücken bestehen, deren eins die Genugthuung war und in Werken bestand, Fasten, Gebeten, Almosen, dann Geißelungen, Wallfahrten u. s. f. Die genugthuenden guten Werke wurden als strafenartige, opera poenalia, angesehen. Die Sünden gehörten zur Augen- oder zur Fleischeslust oder zum hoffärthigen Leben. Durch Almosen sollte für die aus Geiz und Habsucht entspringenden, durch Fasten und andere leibliche Kasteiungen für die Sünden der Wollust und Unreinigkeit, durch Gebet für die Sünden des Stolzes und der Hoffarth gebüßt und genuggethan werden; denn Gebete wären als Demüthigungen vor Gott zu betrachten und zugleich mit mancherlei körperlichen Unannehmlichkeiten — Knieen, Thränen, Seufzen — verbunden. Aber die auf diese Weise in ganz äußerliche Züchtlingswerke verwandelten christlichen Tugenden und Uebungen der Wohl-

1) Plochm. XIV, 15.

thätigkeit, der Mäßigkeit, der Enthaltsamkeit, des Gebets: wo hätte man ihnen so vollkommen und unausgesetzt nachleben können, als im Kloster? [1])

Wir sehen, auch durch die Scholastik wurde Luther dahin geleitet und es wird uns weiter unten noch deutlicher werden. Sie war ganz geeignet, seine religiösen Vorstellungen in ihm zu befestigen. Ihre Bußlehre wies ihn auf die gelobte Wallfahrt nach Rom. „Thomas von Aquin, der Lehrer aller Lehrer, sagen anders die Predigermünche recht, der sagt frei, daß Münch werden sei gleich so viel als getauft werden [2])." So hatte Thomas „große Klugheit vorgegeben mit der Dulia, Hyperdulia und was des Dings mehr ist, und saget, man sollte es anbeten, aber doch so fern, daß man zusammenknüpfe den, der im Himmel ist, mit dem, das der Maler gemalet hat," wodurch denn die Leute „umgeführt" wurden, denn der gemeine Mann vermochte nicht, was ihm da zugemuthet wurde, blieb unaufgeklärt bei seiner grobsinnlichen Ansicht und der Scharfsinn und die Mühe der Scholastiker wußte die Heiligenverehrung und was sich daran heftete bis zu den „Wallfahrten, Geplärr und schwitzenden blutenden Kreuzen," auch den Denkenden annehmlich zu machen [3]). Wir übergehen an dieser Stelle noch einige andere scholastische Vorstellungen, welche ebenso sehr als die bezeichneten geeignet waren, ihn auf den Entschluß der Weltentsagung hinzuführen. Nur dies sei hier noch bemerkt. Die Scholastik war zu Anfang ausschließlich, und war und wurde fortwährend sehr häufig in den Klöstern, meisthin von Klerikern getrieben. Die großen Scholastiker waren der Mehrheit nach Ordensleute, eifrige Vertheidiger der Bettelmönche gewesen, eine nicht geringe Anzahl von ihnen war unter die Heiligen erhoben. Schon daraus könnte man schließen, daß ihre ganze Lehre von der Ansicht der Heiligkeit und Verdienstlichkeit des Klosterlebens durchdrungen gewesen sei. Man erinnert sich hierbei von selbst mehrfacher schon erwähnter Aeußerungen Luther's, z. B. der, daß er Anselm „aller Mönche Mutter" nannte. Der Scholasticism war Ergebniß

1) Cramer-Bossuet VII, 745.

2) Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg. Plochm. XXIV, 347.

3) Plochm. XV, 459.

und Ausgeburt der gesammten Eigenthümlichkeiten der mittleren Jahrhunderte, der germanischen Nationen, hing namentlich mit ihrer Richtung auf das Innerliche, mit dem Mönchthume zusammen: so verfiel auch diesem gar leicht, ja fast unumgänglich, wer in ihn bis zur eigentlichen Hingebung sich einließ. Ohne Zweifel rührte der die Scholastiker bezeichnende Geist des spitzfindigen Grübelns großentheils davon her, daß ihre Mehrzahl von jeher dem ehelosen Stande der Kleriker angehört hatte. Eben von dieser Seite her mußten sie Einfluß bei Luther gewinnen, der gleichfalls so sehr zum Grübeln geneigt war, so ernstlich in Nachsinnen über die Strafgerichte Gottes und Aehnliches, wie wir noch mehr sehen werden, sich vertiefte. Daran ist nicht zu zweifeln, das hohe, die freie Geistesthätigkeit lähmende Ansehen, worin die Kirche, ihre Aussprüche, ihre Lehrer, die Scholastiker, standen und das die letztern namentlich jetzt auch bei ihm gewannen, ihr Lehrsystem und sein zartes überreiztes sittliches Gefühl wirkten dahin zusammen, daß er mönchischer Stimmung mehr und mehr verfiel und in ein Kloster eintrat. Nicht ohne Grund bemerkt er: „daher sind alle Mönche kommen, daß Alles recht war, was St. Gregor, Thomas von Aquin und Andere sagten.“ In einem Briefe an Spalatin vom J. 1519 nennt er die Scholastik ausdrücklich die Gewissenstortur, welcher er alle seine innern Bedrängnisse verdanke, von welcher auch er alle jene Ungeheuerlichkeiten (monstra), die scholastischen Grundlehren, wovon alle Bücher und Ohren erfüllt, gelernt habe, vom Verdienste der Billigkeit und Würdigkeit, von der Kraft des Menschen, die Gnade zu erwerben, die göttlichen Gebote zu erfüllen u. s. f. [1]). Sehr bezeichnend sind hier auch noch einige Aeußerungen von ihm in Predigten. Das sei der Stachel des Todes, von welchem der Apostel rede, wenn die Sünde aufwache im Gewissen und dem Menschen bange mache, daß er nicht wisse, wo er bleiben solle. Rohe, freche Leute fühlten ihn nicht, gingen sicher dahin; die Christen aber erführen und fühlten es, was Sünde und Tod für Kraft habe, denn jener Stachel komme nicht allein den groben Sündern zur Zeit der Reue, sondern auch frommen

1) Ausleg. des 1. u. 2. Kap. Johannis, zu Kap. 2, V. 23 f. Walch VII, 1789. de Wette I, 304.

Leuten vor der Welt, die sich mit ihren Sünden beißen müßten im Herzen, daß sie Gott nicht gefürchtet, ihm nicht geglaubt, vertraut, gedient. „Sonderlich, was zarte, furchtsame Herzen sein, fühlen oft solch Aechzen im Herzen und Gewissen, des Todes Stachel. Ich habe solchen Stachel, Spieß und Gift sehr oft fühlen müssen, daß mir der Angstschweiß darüber ausgebrochen ist.“ Und so habe er denn immer gedacht: O, wann willst du einmal fromm werden und genug thun, daß du einen gnädigen Gott kriegest? „Und bin durch solche Gedanken zur Möncherei getrieben. Das ist die Frucht und Lohn, so wir ihrer Werklehre zu danken haben, das war die falsche Lehre, das Wallen und Insklostergehen, die Werke der Finsterniß, das war unsre Nacht, Blindheit und Unwissenheit! [1])“

Es war nach dem Allen um so natürlicher, daß die in der Scholastik liegenden gegensätzlichen Bestandtheile nicht mit sehr erheblicher Kraft auf ihn einwirkten, daß ihn gerade seine philosophischen Studien am wenigsten auf ein freieres Denken oder eine weltliche heitrere Richtung hinführten. Dazu kommt noch Folgendes. Es steht nämlich durchaus nicht fest, ja es ist nicht einmal wahrscheinlich, daß er mit den Schriften der Wesel, Okkam, Biel, d'Ailly, Gerson, welche die abweichenden Ansichten derselben enthalten, sofern sie nicht in ihrem Nominalism lagen, schon in seinen Studienjahren bekannt, genauer bekannt geworden. Nur Melanthon hat eine hieher gehörige, einigermaßen bestimmtere Nachricht. Sie geht dahin, daß Luther im Kloster angefangen habe, sich mit der Lehre, welche damals in der Kirche und in den Schulen gebräuchlich gewesen, ernstlich zu beschäftigen, und zwar so, daß er die Sententiarier, Biel, Okkam, d'Ailly und Gerson neben Thomas und Skotus sich zu eigen gemacht. Sehr erklärlich, denn in seinen Studienjahren wurde an kein theologisches Studium gedacht, und auch hierbei ist noch immer nur daran zu denken, daß er die systematischen Werke der Genannten, nicht eben ihre antihierarchischen polemischen Schriften in die Hände bekam. Für jetzt trieb er nur scholastisch-aristotelische Philosophie. Erst spätere Nachrichten und Biographen

1) Plochm. XIX, 176; XVI, 90; XVIII, 148.

bringen seine eigentlichen scholastischen Studien in seine Studienjahre.

Hiermit soll indeß nicht mehr in Abrede gestellt sein, als das, daß er mit der Scholastik und insbesondere der Theologie und den abweichenden Ansichten der freisinnigsten Scholastiker in dieser Zeit näher bekannt wurde. Denn ganz unbekannt hätte er damit schon wegen des Zustandes der Philosophie und ihrer Vermischung mit der Theologie nicht bleiben können. Auch sollte man doch glauben, daß er sich frühzeitig bemüht haben müßte, mit den Schriften der berühmtesten Nominalisten bekannt zu werden, den Schriften der Repräsentanten des Systems, dem er sich hingab, des Systems seiner Lehrer, des Systems eines Wesel, aus dessen Büchern er Magister wurde, zumal bei seiner Forschbegier, seinen fleißigen Bibliothekbesuchen. Er sagt einmal: „Terministen — oder Okkamisten von Okkam, ihrem ersten Anfänger — hieß man eine Sekte in den hohen Schulen, unter welchen ich auch gewesen; dieselben halten's wider die Thomisten, Scotisten und Albertisten [1]).“ Wenn die theologischen Begriffe der Scholastiker, wie wir sahen, einen bedeutenden Einfluß auf seinen Weltentsagungsentschluß übten, so müssen sie ihm bekannt geworden sein, so mangelhaft seine Kunde vorerst noch bleiben mochte. Ebenso wird man, selbst wenn er die Schriften der vornehmsten Nominalisten nicht unmittelbar kennen gelernt hätte, doch annehmen müssen, daß ihm die in denselben liegenden oppositionellen Elemente nicht durchaus unbekannt blieben, daß er durch seine Lehrer eine mittelbare Kunde davon erhielt, daß der freiere Geist jener Männer ihn, wenn auch nur mittelbar, berührte. So fehlt es auch an Spuren nicht, welche darauf hinweisen, daß er sich mit Büchern geistlichen und theologischen Inhalts beschäftigte. In der Schrift: Wider die himmlischen Propheten (von 1524) z. B. spricht er davon, wie er als junger Magister ein Buch gelesen, dessen Verfasser das Vaterunser also „gerissen und gemartert“ habe: Vater unser, der du bist, im Himmel werde geheiligt, dein Name zukomme u. s. f. [2]).

1) Tischreden, Walch XXII, 2064.

2) Plochm. XXIX, 220.

Bei dem Allen ist nun aber nicht zu übersehen, daß er zunächst mit den Anfangsgründen genug zu thun hatte, daß ihn lange das Bemühen vollauf beschäftigen mußte, sich des Formalismus zu bemächtigen, worin die Philosophie zum guten Theile sogar geradehin aufging.

Dies hing mit dem tiefen Verfalle zusammen, in welchem sich die Scholastik zu jener Zeit unleugbar befand. Ihre Grundlage, ihre Methode hatte sich längst schlechthin unzulänglich gezeigt. Längst hatten sich die Kräfte an dem vergeblichen Versuche abgenutzt, den unendlichen Inhalt des Christenthums aus endlichen Begriffen zu erweisen, die Denkkraft frei zu üben, während man durch Voraussetzungen und äußern Zwang an ein Gegebenes sich band oder gebunden blieb; zum Zeichen, daß ein wahres Philosophiren innerhalb der katholischen Kirche unmöglich, daß das Wesen der letztern mit wahrer Geistesfreiheit unverträglich war. Die Unzulänglichkeit, Erschöpfung und Verderbniß der Lehre ihrer eignen Schule war die Strafe dafür, daß sie dem Geiste, der Vernunft und Wissenschaft Mißtrauen und Verachtung gezeigt, indem sie die Freiheit derselben aufgehoben, daß sie ihre Lehre als absolute Wahrheit feststellte und somit den Willen nicht haben konnte, ihre Auffassung der letztern ganz oder theilweis zu Gunsten derselben fallen zu lassen, sobald diese deutlicher erkannt wurde, was sie wiederum durch ihre Freiheitsbeschränkungen erschwerte. Bei einem Philosophiren, wo das Ergebniß wenigstens zum großen Theile schon im Voraus feststand; bei dem Versuche, die Wahrheit eines künstlichen Lehrsystems nachzuweisen, das großentheils unter zufälligen, keine Geltung mehr behauptenden Einflüssen entstanden war; bei dem Bemühen, die kirchliche Lehre, die zum großen Theil nach individuellen Empfindungen und Anliegen unfrei, unter Machtgebot sich ausgebildet, als vernünftig darzustellen oder doch die Uebereinstimmung der philosophischen Wahrheit mit ihr zu behaupten: bei dem Allen konnte es an dialektischen Künsteleien nicht fehlen. Diese mußten sich häufen, jemehr der Kreis der kirchlichen Lehren sich schloß, das System vollendet wurde. Denn in demselben Maße verengerte sich der Raum für freies Denken, an dessen Stelle das grübelnde trat; in demselben Maße wurde jede lebenvolle Erörterung der Fragen der Gegenwart, überhaupt

der wichtigern Fragen, der Sachen abgeschnitten oder verleidet, blieb nur Raum und Anlaß zum Streit über noch genauere Bestimmungen des schon Bestimmten oder über die Form, die leere Schale, nutzlose Subtilitäten. Die feststehenden Voraussetzungen, welche vom kirchlichen Dogma aus das Gebiet des freien Philosophirens beschränkten, hatten nicht blos die Folge, daß dieses lediglich formale Reflexion über jene, wo es damit zu thun hatte, werden mußte, sondern auch die weitere, daß sie die Geister mehr und mehr einengten; sodaß auch das freie Gebiet nicht mehr frei behandelt wurde und auf dem unfreien ein ganz leeres, gehalt- und interesseloses Zerfasern von Spitzfindigkeiten mit Behagen geübt wurde. Die Zeit der Blüthe der Scholastik war längst vorübergegangen. Im höchsten Maße hatte sich die, von allem Anfange bei ihr vorwaltende Hinneigung zu überscharfsinnigen Unterscheidungen und Ausflüchten, zu einem spitzfindigen Spielen mit Worten und Begriffen entwickelt. Sie war in Nachbeterei, Grübelei und Kasuistik ausgeartet, zu einem hohlen geistlosen Formelwesen herabgesunken, wiederum etwas äußerlich Ueberliefertes geworden, ein todtes Wissen, ein Hemmniß für weiteres Fortschreiten, nachdem sie geleistet, was sie zu leisten vermocht. Die Werke der Nominalisten waren in den wichtigsten Beziehungen eben so unerträglich als die der Thomisten und Skotisten. Skaliger nannte Okkam den spitzfindigsten aller Sterblichen. Gerade Okkam hatte selbst nach Skotus die Subtilitäten noch bedeutend gemehrt, die scholastische Methode auf die Spitze getrieben, alles zu Bejahende oder zu Verneinende in Fragen abzuhandeln, die Gründe für und wider einander gegenüberzustellen, für Alles und Jedes Gründe und Gegengründe zu finden und die Entscheidung vorzubehalten. So trägt er in seinem Centiloquium, einem Abrisse der spekulativen Theologie, die Lehren der letztern in hundert Konklusionen vor. Die erste ist, daß ein Gott sei, und da wird untersucht, ob die Erkenntniß dieser Wahrheit blos ein Gegenstand des Glaubens oder einer Demonstration fähig sei. In andern soll bewiesen werden, daß Gott sich persönlich mit der Kreatur vereinigen könne, daß die Sätze, der Vater sei der Sohn der Jungfrau Maria, der heil. Geist sei ein Mensch und ein Sohn der Jungfrau, der Vater, der nie gestorben, hätte sterben können, und der Sohn, welcher gestorben, hätte nie sterben können, mögliche Sätze seien, daß andre in einem gewissen Sinne wahr sein könnten, z. B. ein und derselbe Körper kann intensiver Weise an einem Orte unendlich weiß und intensiver Weise ins Unendliche schwarz sein; es hat von Ewigkeit her ein Ganzes gegeben, von welchem jeder Theil zu sein angefangen hat u. s. f. Daß er auf einen freieren Weg des Denkens geführt habe, ist schon deshalb zu bezweifeln, weil die Gelehrten stets ganz entgegengesetzter Meinung über die Frage waren und noch sind, ob er die Denkfreiheit gefördert. Unzweifelhaft ist es, daß er gerade die Scholastik auf einen Punkt hinführte, wo sie nach vollständiger Herausarbeitung aller Seiten des Widerspruchs zwischen Bewußtsein und Gegenstand sich vollkommen erschöpfte, ganz äußerlich wurde und sich in dieser Aeußerlichkeit auflöste. Selbst Biel war bei einiger Selbständigkeit doch am Ende nur sein Epitomator, und wie öde mußte die Philosophie der ganz mittelmäßigen und unselbständigen Scholastiker sein, die eben nichts waren als Nachbeter, Sammler und Ausschreiber, noch dunkler, verworrener und ermüdender durch gehäufte Spitzfindigkeiten und geistlose Exkurse und Erläuterungen [1]).

Was konnte nun der Erfolg sein, wenn solche Gelehrte die Jugend in die Philosophie, die aristotelische Logik und Dialektik einführten? denn mit ihr wurde allgemein der Anfang gemacht und eben sie studirte Luther mit dem größesten Eifer. Es darf nicht übersehen werden und ist sehr bezeichnend, daß er über Aristoteles' Physik und Ethik las, nachdem er Magister geworden war, wie sein Meister Biel über die aristotelische Ethik predigte. Es zeugt sowol von dem Ernst seines Sinns und Strebens als von seinem Hange zum Innerlichen, von seiner Hingebung an das herrschende Wesen und seiner geringern Befreundung mit den Beschäftigungen der humanistischen Aufgeklärten, daß er nicht über Klassiker oder Sprachen zu lesen begann, sondern von ihnen und der mit ihnen verbundnen Kritik sich fernhaltend, auf

1) Erhard a. a. O. I, 92. Ullmann a. a. O. I, 39. Cramer-Bossuet V, 485. Hagen, Deutschlands liter. und rel. Verhältnisse, I, 15, 30. Marbach a. a. O. 221. Plank, Gesch. d. prot. Lehrbegriffs, I, 18 ff. Cramer-Bossuet a. a. O. 825.

die Philosophie der Scholastiker sich warf, zu derselben Zeit, wo sie längst allgemeinen Ueberdruß, zumal bei den vordringenden Geistern erregt hatte, wo sie fast allseitig und am lebhaftesten von der jungen Gelehrtenwelt voll Sturm und Drang angegriffen wurde. Es geschah nach seiner Anlage und war zugleich ein richtiger glücklicher Griff, daß er vornämlich an die Scholastik gerieth und so tief in den Scholasticism eintauchte, damit ihn völlig durchdränge, woran der Bau hing, den er zertrümmern sollte, und damit er fähig würde, ihn zu zerstören und einen neuen aufzurichten.

In den Zeiten der Anfänge der Scholastik fehlte es an einer selbständigen Form des Philosophirens. Man nahm daher die aristotelische Philosophie zu Hülfe. Die Deduktionen und Disputationen der Scholastiker gründeten sich auf die Dialektik, worin man geübt sein mußte, um in ihnen bestehen zu können. Als ihr Erfinder war von Alters her Aristoteles anerkannt. Die Disputationen wurden unter den Scholastikern immer häufiger und hitziger, Gewandtheit in der geistigen Fechtkunst erforderlicher. Man hatte zuerst nur Aristoteles' logische Schriften theilweis gekannt, und bestrebte sich nun, zu einer immer vollständigern Kunde der aristotelischen Werke zu gelangen. In dem Maße, als man sie kennen lernte, stieg das Ansehen ihres großen Urhebers, lebte man sich in seine Begriffe hinein. Plato war nicht unbekannt, seit dem 13. Jahrhundert beherrschte Aristoteles die Schule so gut wie allein, welcher er vorzugsweis als der Philosoph galt. Sie entnahm seinen philosophischen Schriften die leitenden Grundsätze für das methodische philosophische Denken. Die Kirche widersetzte sich dem Hereinziehen der aristotelischen Philosophie, bekämpfte sie bis zum 12. und 13. Jahrhundert, so oft sie der christlichen Lehre zu widersprechen schien. Sie kam jedoch den kirchlichen Einreden und Verboten zum Trotz immer mehr in Aufnahme und mit ihrem Siege begann das zweite glänzendste Zeitalter der Scholastik. Es gelang den Dominikanern und Franziskanern, einem Albert und Thomas, die Kirche mit ihr auszusöhnen, die durch sie bedrohte Einheit der Schule und Kirche herzustellen, und nun ging das Ansehen des Kirchenglaubens selbst auf sie über, ja sie trat vielfach an die Stelle der Kirchenlehre und Aristoteles wurde fast vergöttert.

Die aristotelischen Studien bildeten demnach die nothwendige Grundlage der scholastischen. Luther mußte bei ihnen den Anfang machen. Sie erforderten aber auch viel Zeit und Geistesarbeit. Man hatte Aristoteles' an sich so schwer zu verstehende Schriften nur in lateinischen Uebersetzungen, die wiederum großentheils nicht aus den Originalen, sondern aus arabischen Nachbildungen übertragen waren, und die Kommentatoren vermischten mit den aristotelischen platonische, christliche und eigene Vorstellungen und wurden ihrerseits fast noch mehr als Aristoteles selbst studirt. Mag er Derjenige unter den Alten sein, wofür ihn Hegel noch erklärt, der am meisten studirt zu werden verdient: man verstand ihn höchstens zur Hälfte und mußte ihn mißverstehen. Erst am Ende des 15. Jahrhunderts wurde er durch bessere Uebersetzungen wieder besser bekannt. Ob man die letztern aber in Erfurt schon hatte, ist die Frage, und wäre es der Fall gewesen, die aristotelische Philosophie, wie sie getrieben wurde, hörte darum noch nicht auf das verworrene Gewebe zu sein, das sie durch die spitzfindige Behandlung der Scholastiker und die Beziehungen auf die Theologie, in welche man sie gebracht hatte, geworden war. Melanthon sagt, Luther habe die (aristotelische) Dialektik, „welche Kunst vornämlich lehrt, recht und wohl disputiren", in Erfurt also müssen lernen, wie sie damals gelehrt worden sei, nämlich dunkel und verworren genug. Man kann denken, daß seine Zeit, sein Fleiß und Interesse zum sehr bedeutenden Theile schon von ihr in Anspruch genommen wurde. Eine andere Frage ist aber, ob und wiefern sie ihm nützlich und förderlich sein konnte. Wo er in der Schrift an den Adel davon spricht, daß auch die Universitäten einer „guten starken" Reformation bedürften, sagt er u. A. „was sein sie anders denn wie das Buch Makkabäorum sagt, **Gymnasia Epheborum et Graecae gloriae**, darinnen ein frei Leben geführet, wenig der heiligen Schrift und christlicher Glaub gelehret wird und allein der blind heidnische Meister Aristoteles regieret, auch weiter denn Christus? Dazu seine Meinung niemand bisher verstanden und mit unnützer Arbeit, Studiern und Kost so viel edler Zeit und Seelen umbsonst beladen gewesen sein." Er erklärt sich wider den Inhalt der aristotelischen Bücher und fügt hinzu, Niemand möge ihm einwenden, er rede zu viel oder verwerfe, was er nicht wisse.

„Ich weiß wohl, was ich rede, Aristoteles ist mir so wohlbekannt als dir und deinesgleichen, ich hab ihn auch gelesen und gehöret, mit mehr Verstand dann St. Thomas und Scotus, deß ich mich ohne Hoffart rühmen und wo es noth ist wohl beweisen kann. Ich acht nit, daß so viel hundert Jahr lang so viel hoher Verstand drinnen sich ärbeitet haben. Solch Einreden fechten mich nimmer an, wie sie wohl etwan than haben“ [1]).

Gerade bei ihm war es von unverkennbar großem Nachtheile, daß die Philosophie, wie sie getrieben wurde, durch Inhalt und Methode sich so sehr eignete zu verwirren und zu betäuben, statt Klarheit in einen jugendlichen, die Denkkraft zuerst ernstlich erprobenden Geist zu bringen, was ihm bei seiner übermächtigen Phantasie und seiner Gefühlsüberschwänglichkeit das Nöthigste gewesen sein dürfte. Vergessen wir nicht, wie unreif er an das Studium des mißverstandenen Aristoteles und seiner uneinigen Kommentatoren, die unverständlichen Subtilitäten der auf die unverstandenen aristotelischen Kategorien gebauten, mit Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, den spitzfindigsten Distinktionen und Begriffspaltungen sich beschäftigenden unendlich trocknen Dialektik herantrat. Wie schwer mußte es ihm gleich so viel andern dürftig vorbereiteten jungen Leuten werden, durch die Form auch nur überhaupt zum Inhalte hindurchzudringen. Sie konnten ihm, war es der Fall, kaum gewachsen sein. Wie sollten sie es aber werden oder zu ihm gelangen, da die Lehrer selbst durchgängig im Formalismus verkommen zu sein pflegten, die Lehrweise pedantisch und geistlos und nur etwa insofern anregend und bildend war, als sie hauptsächlich auf Disputirkunst und Uebungen gerichtet war. Alle Anstrengung der Geisteskräfte gehörte dazu, in die endlos ausgesponnenen, mit todter Gelehrsamkeit überladenen scholastischen Vorträge und Bücher von wahrhaft ungeheurem Umfange einzudringen, die Kunst der sophistischen oft überflüssigen und ungereimten Fragen, Zweifel, Schlüsse und Auflösungen einigermaßen zu begreifen, eine eiserne Geduld sich hindurchzuarbeiten, dabei auszuharren, ein unabläßiges Aufbieten aller Denk- und Willenskraft, um nicht erdrückt oder gänz-

1) Marbach a. a. O. 289. Baur a. a. O. 353. Plochm. XXI, 344. f.

lich konfus zu werden durch die heilloseste Mischung von Geistesfreiheit und sklavischer Hingebung an die Lehren und die Autorität der Kirche, der Väter, des Aristoteles [1]).

Die Schulen waren Kampfplätze einer inhaltleeren philosophischen Klopffechterei. Luther selbst kam einst darauf, Proles habe zu sagen gepflegt, die scholastischen Disputationen gemahnten ihn gleich als wenn Einer sitze und wetze ein Beil, wetze und wetze immerfort und haue doch nimmermehr etwas damit. Oder er spricht mit Amsdorf von den Studien zu seiner Zeit, wie „unselig studiren gewesen wäre, da feine geschickte Leute wären mit unnützen Lectionibus und Büchern, zu hören und zu lesen beschwert worden, mit seltsamen, undeutschen, sophistischen Worten.“ Er erklärte späterhin vielfach die Dialektik für eine „nützliche und nöthige Kunst, die man billig studiren und lernen solle, als die da fein den Weg weise, wie man ordentlich und richtig, kurz und einfältig von den Dingen reden und lehren müsse.“ Allein damit ist die Dialektik nicht gelobt, wie sie in seiner Studienzeit gelehrt wurde. Auch der Disputirübungen an den Universitäten gedenkt er sehr anerkennend. „Man führte die stolzen Gesellen unter die Ruthe, auf daß sie erführen, wie geschickt sie seyn [2])“. Sie haben ihm ohne Zweifel auch genützt und gereichten wenigstens zur formellen Geistesbildung, erhielten den wissenschaftlichen Sinn und den Verkehr zwischen Lehrern und Lernenden rege, nöthigten in den Gegenstand tiefer einzudringen, sich desselben allseitiger zu bemächtigen. Sie bildeten die Redefertigkeit wie das Denkvermögen und mochten schon als Reibung der geistigen Kräfte unter der Jugend wohlthätig sein. Dagegen aber erzeugten und nährten sie auch die Disputirsucht, die gelehrte Rechthaberei, welche jener Zeit mehr als mancher andern eigen war; sie leisteten der gelehrten Kleinigkeitskrämerei großen Vorschub und schnürten am Ende die Geister doch mehr ein, als daß sie sie zu einer freien Uebung der Denkkraft geleitet hätten. Denn auch sie wurden streng beaufsichtigt und ihre Ergebnisse durften keine andre als gegebene, vorgeschriebene sein, was aus

1) Cramer-Bossuet a. a. O. 450 ff.

2) Tischreden, Walch XXII, 2002, 2066, 2211. ff.

dem unfreien Zustande der Wissenschaft und der Universitäten nothwendig folgte.

Ueber die letztern und die Studien an ihnen hat sich Luther in ähnlichem Sinne oft ausgesprochen, wie über die Schulen und den Schulunterricht, und einige seiner betreffenden Aeußerungen mögen eben hier noch angeführt werden, weil sie sich vorzugsweis auf die Herrschaft der Scholastik beziehen, die nicht blos selbst verderbt war, sondern obenein neben sich keinen Stoff und keine Form außer der ihrigen dulden wollte. Was wir oben aus der Schrift an die Rathsherren über die Schulen hörten, bezog sich zum Theil auch auf die Universitäten. Noch stärker spricht er an andern Stellen über der „hohen Schulen Gespenste" sich aus, „die wir mit unmenschlichem Gut gestiftet, und viele Doctores, Prädicatores, Magistros, Pfaffen und Mönche, das ist große, grobe, fette Esel, mit rothen und braunen Bareten geschmückt und auf uns geladen, die uns nichts Gutes lehreten, sondern nur immer blinder und toller machten." Er würde es lieber sehen, daß kein Knabe nimmer nichts lernte und stumm wäre, ehe er wollte, daß hohe Schulen und Klöster blieben wie sie bisher gewesen, daß keine andere Weise zu lehren und zu leben für die Jugend gebraucht werden sollte. „Denn es ist meine ernste Meinung, Bitte und Begierde, daß diese Eselställe und Teufelsschulen entweder in Abgrund versinken oder zu christlichen Schulen verwandelt würden [1])." In der Auslegung des Propheten Amos: „Was sind auch bisher unsere Universitäten auf der ganzen Welt anders gewesen, denn Mordgruben vieler trefflicher Ingenien und Verderbung der Jugend? Nicht allein darum, daß sie auf denselben ihren freien Muthwillen zu allen Sünden und Lastern gehabt haben, denn dasselbe ist das allergeringste; aber dieß ist am meisten zu beklagen, daß keine nützliche, heilsame Lehre ist vorhanden gewesen und zu voraus die lieben Studia christlicher Lehre mit verdrüßlicher, unnützer und schädlicher Sophisterei verdunkelt worden, darinnen viel gute und köstliche Ingenia sind verwirret und gehindert worden, daß sie zu keiner nützlichen Frucht haben kommen können [2])." In den

1) Walch X, 539, 563.
2) Walch VI, 2553.

Tischreden: „Etwa bei unsern Zeiten war bös studiren, da die Theologie und alle guten Künste verachtet waren, und feine geschickte Köpfe mit der Sophisterei geplaget worden. Aristotelem, den Heiden, hielte man in solchen Ehren, daß wer ihn verneinete oder ihm widersprach, der ward zu Köln für den größten Ketzer gehalten und verdammet; da sie den Aristotelem doch nicht verstunden, darum haben die Sophisten ihn viel mehr verdunkelt. Wie der Mönch thät, der in der Passionspredigt zwo Stunden mit dieser Frage zubrachte: Vtrum Quantitas realiter distincta sit a Substantia? Ob die Größe an ihr selbst unterschieden wäre vom Wesen? Und zeigete dieß Exempel an, und sprach: Mein Haupt könnte wol durch dieß Loch kriechen, aber die Größe des Haupts kann's nicht. Sonderte also ab, als ein Lappe und Narr, das Haupt von seiner Größe. Ein schlechter Grammaticus hätte es also einfältig können solviren und sagen, die Größe des Haupts, das ist, das größte Haupt. Mit solchem Narrenwerk wurden feine geschickte Köpfe beschweret, und weder in guten Künsten noch in der Theologie recht unterrichtet und gelehret. Also haben sich Antipho, Chusa, Cardus, Bovillus und andere jämmerlich geplaget und bemühet, wie sie das, so rund ist, in das Gevierte könnten bringen, auch die rechte Schnur oder gleiche Linien mit der krummen vergleichen. Jetzt haben wir selige Zeiten, wollte Gott, daß die Jugend derselbigen wohl gebrauchete, und studierte mit Fleiß in denen Künsten, die jetzt blühen und grünen [1])." In der Schrift vom Mißbrauch der Messe vergleicht er es mit den Molochopfern, wenn Aeltern ihre Söhne zur Universität schickten. „Das sind nun die Hohenschulen, in welchen der größte und beste Theil unsrer Jugend, gleichwie ein Brandopfer, geopfert wird, daß sie daselbst gelehret und ganz heilig sollen werden. Ein jeder meinet, daß an keinem Ort unter dem Himmel die Jugend möge besser unterwiesen werden, daß auch die Mönche dahin ziehen. Welcher nicht in der hohen Schule gestanden ist, der kann nichts; wer aber darinn gestanden und studirt hat, der kann alles. Denn man hält es dafür, daß man in Hohenschulen alle göttliche und menschliche Künste lerne. Und darum meinet jedermann, niemand könne seinen Sohn besser ver-

1) Walch XXII, 81.

schicken, denn dahin, und thue Gott damit einen großen Dienst, daß sie ihre Kinder dahin opfern, daß man sie geschickt und daraus Prediger, Pfaffen und Gottesdiener mache, welche Gott und den Menschen vonnöthen sein." Nirgend aber werde die Jugend mehr verderbt und mißleitet. Die nichts lernten, wären noch am besten daran, da sie doch nicht zu verlernen brauchten; die andern aber sögen Gift ein, das sie vielleicht nie wieder los würden; Alles die Folge davon, daß die Sonne des Evangeliums durch Menschenlehre verdunkelt gewesen sei [1]). Aehnlich spricht er in der Schrift: Offenbarung des Antichrists (1521) sich aus. Wären die jungen Leute auf der Universität angelangt, so lege man ihnen den nie recht verstandenen Aristoteles nebst andern heidnischen Büchern vor, wodurch ihr Verstand überladen, ja geblendet und zu Grunde gerichtet werde; man lehre sie dann unter dem Titel christlicher Lehre, was dem christlichen Glauben am meisten zuwider, und aus solchen Mordgruben gingen dann die Lehrer und Regenten der Kirche hervor [2]).

Schon in ihren frühern bessern Zeiträumen war die wissenschaftliche Methode, das Formelwesen in der Scholastik, gerecht und streng gerügt worden. Männer wie ein Johann von Salisbury nannten die sich mehr und mehr vordrängende Dialektik eine unnütze, eitle, hochmüthige und doch sehr laute, viel vermögende Schwätzerin. Wie heftig hatte ein St. Bernhard schon im 12. Jahrhundert wider den Mißbrauch der Philosophie in der Schule geeifert; wie stark ein Bako gegen das eitle, seichte Getreibe der sich immer nur auf Autoritäten berufenden Scholastiker sich erklärt, und wie bitter daneben über ihre Vernachlässigung der Schrift und ihre Unwissenheit in den Sprachen sich beklagt. Die Klagen und Rügen häuften und verstärkten sich mehr und mehr. Unter Denen, die im 15. Jahrhundert die Scholastik bekämpften und das Lehr- und Gelehrtenthum an den Universitäten tadelten, wollen wir nur Aeneas Sylvius, den nachherigen Papst Pius II., nennen. Aus den zwar grundgelehrten Scholastikern, Albert d. Gr. u. s. f., könne man nichts lernen, was zu

1) Walch XIX, 1430.

2) Walch XVIII, 1834.

wissen nöthig, sagte er. Die Universitätslehrer verwendeten die meiste Zeit auf Dialektik und unfruchtbare Untersuchungen. Nur darin werde examinirt. Um Rhetorik, um Mathematik kümmerten sie sich nicht, Beredtsamkeit und Poesie sei ihnen unbekannt, selbst Aristoteles' und andrer Philosophen Werke fände man bei ihnen nur selten, die meisten hätten blos die Kommentare. Jakob Sturm, der zu Heidelberg, gleichzeitig mit Luther, studirte, sagt in einem Schreiben an den Kanzler dieser Universität, der Unterricht sei so beschaffen gewesen, als hätte man ihn recht absichtlich dazu eingerichtet, die Geistesanlagen und die Zeit zu verderben. Im Jahre 1502 ergeht sich Geiler von Kaisersberg in einem Schreiben an Wimpheling in Klagen über die Nichtigkeiten der weltlichen und geistlichen Studien, wobei alles Nützliche und Nöthige vernachlässigt werde. Was man lernen müsse, sagte Pirkheimer, sei Hinderniß, elend und ohne Geist werde die Philosophie gelehrt, an das Evangelium nimmer gedacht und darin waren dann alle Humanisten einstimmig. Aufs Abgünstigste ließ sich Erasmus über die Theologen seiner Zeit aus, bald spottend, bald alles Ernstes. So schrieb er 1499 an Thomas Grey, „die Meisten von ihnen wachen niemals auf. Man behauptet, daß die Geheimnisse ihrer Wissenschaft von Keinem erlernet werden können, der mit den Musen und Grazien einigen Umgang hat. Man muß Alles verlernen, was man von bessrer Gelehrsamkeit gefaßt hat, Alles wegräumen, was man aus dem Helikon geschöpft." Nichts sei verdorbener als die Gehirne der Theologaster, nichts barbarischer als ihre Sprache, nichts stumpfsinniger als ihr Verstand, nichts dorniger als ihre Lehre, nichts rauher als ihre Sitten u. s. f. Gescheidte Theologen, bemerkt Melanthon, hätten allezeit eine andere, reinere und lautrere Lehrart gewünscht und Der müßte eine freche Stirn haben, der es leugnen wollte, daß eine Aenderung derselben nöthig gewesen, da offenbar zu sehen, daß ein Haufen spitziger Fragen und falscher Schlüsse in den gelehrten Streitigkeiten selbst von Denen nicht verstanden würden, die doch über solcher Lehre alt geworden, u. s. f. Die volksmäßigen Schriftsteller und Dichter stimmten früher und später in das Urtheil der Gelehrten ein. So läßt Hans Sachs noch in seiner Klagrede über der Leiche Luther's die Theologie

selbst auftreten und schildern, wie sie von den Scholastikern mißhandelt worden:

„Die mich auch hin und wieder zogen,
Zerkrüppelten, krümmten und bogen,
Ich wurd geradbrecht, zwickt und zwackt,
Verwundt, gemartert und geplackt
Durch ihr gottlose Menschenlehr" u. s. f. [1]).

Am allerschlimmsten, um hiermit zu beschließen, stand es bei den scholastischen, insbesondere den aristotelischen Studien mit dem religiösen Anliegen. Es hatte bei den Vätern vorgeherrscht, bei den Scholastikern überwog das philosophische. Die Scholastik war mehr und mehr in Spekulation, und zwar unter Erhebung der Form über die Sachen, aufgegangen und hatte nicht blos Sprach- und Naturkunde, alle geschichtlichen und Erfahrungswissenschaften, sondern auch die Väter, die Schrift und zuletzt fast alle Religion vernachlässigt und verdrängt. Sie hatte sich zuerst noch in den Grenzen der Dialektik gehalten, der Philosophie sich bedient, die unbezweifelte Wahrheit der Offenbarung bestimmter ins Bewußtsein zu bringen und war dann schrittweis dahin gelangt zu untersuchen, ob der Mensch einer Offenbarung, einer übernatürlichen Erkenntniß außer derjenigen bedürfe, deren sein Verstand von Natur fähig sei; dahin gelangt, zuerst die Wahrhaftigkeit der in den heiligen Schriften enthaltenen Offenbarungen darzuthun, ehe sie sie für würdig erklärte, der spekulirenden Vernunft als Richtschnur und Ziel zu gelten. Die Wahrheiten, welche sie beweisen wollte, waren ihr über dem Beweisen zuletzt gleichgültig geworden, über dem formellen Denken hatte sie das Anliegen am Gegenstande verloren. Nicht blos daß sie als ein Gemisch von Spekulation und Christenthum und durch ihre Unform verwirrte, Zweifel erregte und nicht löste und so selbst den dürren Verstand unbefriedigt ließ, vor Allem gingen Gemüth, Herz, das Frömmigkeitsbedürfniß bei ihr leer aus. Uneinig über ihre wichtigsten Grundbegriffe hatte sie es zuletzt mehr mit sich selbst als mit dem Glauben zu thun, hatte sie insofern

1) Hagen, Deutschlands Verhältnisse u. s. w., I, 85. Spiker a. a. O. Anhang II, 49. Schröckh a. a. O. XXX, 277. Melanthon im Leben Luther's.

aufgehört eine Stütze der Kirche und des Glaubens zu sein, und erschien daher den Frommen als ein nichtiges Getreibe des zur Erkenntniß des Ewigen unfähigen endlichen Verstandes [1]). Wie hätte sie Luther bei seiner Anlage, Art und Richtung befriedigen können, welchen Eindruck mußte sie bei ihm hervorbringen, der vor Allem Beruhigung eines beunruhigten Gemüths, Gewißheit, sichere Aufschlüsse über die höchsten Gegenstände des Glaubens suchte? Wenn er in seinen Studienjahren auch noch eifrig und ehrfurchtsvoll sich mit ihr beschäftigte, er mußte doch allmälig schon jetzt zu fühlen anfangen, was er späterhin deutlich erkannte und vielfältig aussprach, „er", um hier nur eine dahin gehörige Aeußerung (aus einer Predigt vom Jahre 1522 zu Erfurt gehalten) anzuführen, „er, der mit den Meistern in die Schule gegangen und da auch Bakkalaureus und Magister geworden, wisse wohl, daß sie ihre eignen Bücher nicht verständen, mit ihren exercitiis, copulatis, summis und dergleichen labyrinthis sei es nicht gethan, nimmer möchten sie mit ihren Quästionen die Hölle auslöschen, mit ihren Distinctionen den Himmel aufschließen [2]).

Wir müssen uns indeß hüten, seinen späteren Widerwillen gegen die Scholastik und insbesondere die aristotelische Philosophie auf seine Studienjahre zu übertragen. Man hat wol gar gesagt, daß Ueberdruß daran wesentlich mitgewirkt habe zu seinem Entschlusse, in ein Kloster zu gehen. Allein davon schweigen doch alle früheren Nachrichten und er selbst äußerte so etwas gleichfalls niemals. Es kommt hinzu, daß wir ihn eben erst im Kloster die scholastischen Studien von Neuem, wenn auch auf äußere Veranlassung doch mit einem Eifer werden beginnen sehen, der die Annahme einer lebhaften Abneigung ausschließen dürfte. Wir werden wahrnehmen, daß die letztere eben erst über einer tiefer eindringenden Beschäftigung mit der Scholastik bei ihm entstand und erst nachdem die Kraft ihrer für jetzt und noch eine längere Zeit ihn beherrschenden Vorstellungen und Lehren sich gänzlich an ihm erschöpft hatte. Sein eigentlicher Widerwille

1) Marbach a. a. O. 291, 325 ff., 356. Baur a. a. O. 800, 866. Münscher a. a. O. 24.

2) Plochm. XVIII, 242.

gegen sie steht in genauer Verbindung und Wechselwirkung gerade mit dem Beginn einer Entwickelung und Richtung bei ihm, die den Gegensatz zu der bildet, in welcher er sich jetzt befand und die jetzt ihrem Höhepunkte bei ihm zustrebte. Er konnte die Scholastik nicht hassen oder verachten, sie mußte in hohem Ansehen bei ihm stehen, denn sie war die legitime Wissenschaft der Kirche, deren Dienste er sich zuletzt ganz hingab, die Lieblingsbeschäftigung der Klöster, in deren eins er eintrat; sie war die Meisterin und Stütze des Kirchenglaubens, für den er in den heftigsten Eifer gerieth, unlöslich mit der mittelalterlichen Denkart verknüpft, welche er gänzlich in sich aufnahm, ihre gelehrte Seite. Die wesentlichsten Einwendungen der aus der ganzen mittelalterlichen Anschauung und Wissenschaft hinausstrebenden und ihr den Krieg machenden Humanisten gegen die Form und den Inhalt der Scholastik konnte er nicht gelten lassen, der sich jetzt eben auf die andere Seite und der neuernden Zeitrichtung entgegenwarf. Er hätte ihnen darin nicht beistimmen können, ohne ganz oder doch weit mehr als es der Fall war in ihre Begriffe und Ansichten einzugehen. Auch auf den scholastischen Formalismus, der das Studium so beschwerlich machte, darf hier kein zu großes Gewicht gelegt werden. Mühe scheute er nicht und an elenden Vortrag war er überflüssig gewöhnt. Nur das läßt sich daher vermuthen, daß in den philosophischen Disciplinen, womit er sich abgab, die Dürre, die Armuth an Stoff für das religiöse Anliegen ein dunkleres oder deutlicheres Gefühl der Nichtbefriedigung ihm einflößte, das seinen Antheil an der Niedergeschlagenheit, der Verstimmung gehabt haben mag, die seinen Entschluß, Mönch zu werden, mitbestimmte; eben wie seine scholastischen Studien den Hang zu Grübeleien, der ihn darauf hinleitete, in ihm genährt hatten.

Noch eine Doppelbemerkung drängt sich auf. Er hatte offenbar Hang und Anlage zur Spekulation, nicht aber die innere Ruhe und Fassung, die den systematischen Philosophen macht. In seinen Studienjahren bezog er sein Denken zu sehr auf den Gegenstand desselben, im späteren Leben zu sehr auf That und Leben und stets war sein Gemüth und seine Leidenschaft dabei zu sehr betheiligt, um eine völlige Hingebung an jenen Hang und eine allseitige Ausbildung jener Anlage zuzulassen, deren

Entwickelung außerdem der Zustand der Philosophie und der philosophischen Studien und sodann die Zeit, die keinen Sinn dafür haben konnte, die Universität, die keinen Sinn für ein fortstrebendes, lebendiges philosophisches Denken und Forschen hatte, und sein Lebensgang nicht begünstigten oder vielmehr hemmten. Sodann muß man sagen, es hat ihm, von allgemeineren und höheren Beziehungen abgesehen, sicher geschadet, daß er in seiner Studienzeit, in so jugendlichen Jahren und bei so dürftigen positiven Kenntnissen vorwaltend auf abstruse Schulgelehrsamkeit, Logik und Dialektik als Denkstoffe, Unterrichts- und Bildungsmittel verfiel, was der Jugend niemals taugt. Er hat es auch selbst erkannt und gesagt. Wenn man ernstlich eine Reform der Universitäten wolle, äußert er in der Schrift an den Adel, so möge man Sorge tragen, daß die Sprachen, Mathematik und Historien tüchtig gelehrt würden, und „fürwahr viel daran gelegen ist; denn hie soll die christliche Jugend und unser edles Volk gelehret und bereitet werden." Aus den philosophischen Studien sei „ganz ein Disputirn und Muderei worden." In der erwähnten Streitschrift gegen Latomus, in welcher er die Universitäten ähnlich und noch stärker wie anderwärts „Satans- aller Satansschulen" nennt, „darinnen die Sophistotheologen ihr Regiment haben": er frage nichts darnach, daß er von seinem Gegner des Undanks und der Ungerechtigkeit gegen St. Thomas, Alexander und Andere beschuldigt werde. „Denn sie haben sich schlecht um mich verdient gemacht. Ich glaube es fehle mir nicht an Verstand und mein Fleiß ist bekannt; ich habe aber meinen Rath gesagt, daß ein junger Mensch die Philosophie und Theologie der Schulen meiden solle, wie den Tod seiner Seelen." Sie werde aus ihren Früchten erkannt; er sei in diesen Dingen zum Urtheil befähigt, denn er sei darin auferzogen und habe die besten davon handelnden Schriften gelesen, darum möge man seinen Rath hören, er warne nochmals mit dem Apostel: Sehet zu, daß euch nicht jemand betrüge durch die Philosophie und eiteln Betrug, worunter er getrost die Schulweisheit verstehe [1]).

1) Plochm. XXI, 346. Confutatio Rationis Latomianae, p. p. Opp. lat. ed. Jenens. Tom. II, 401, 434.

Usingen — Truttvetter.

Gar zu wenig ist davon bekannt, wer Luther's Lehrer waren, was für Vorlesungen er bei ihnen hörte, wie sie bei ihm einwirkten. Außer den schon erwähnten Truttvetter, Usingen, Greffenstein und Hecker werden noch Greif und Bigard — wenig bekannte Namen — und Johann Ostermeyer genannt, der bald unter den ersten wittenberger Lehrern erscheint [1]). Man weiß indeß nicht, was er bei ihnen gehört, welchen Einfluß sie auf ihn geübt haben mögen, woraus zu schließen sein mag, daß derselbe nur gering gewesen. Dieß war anders mit Truttvetter und Usingen, den bedeutendern unter ihnen, mit welchen er auch später noch in Verbindung blieb. Ich werde ein paar Worte über sie sagen dürfen, da sich aus einer Betrachtung ihrer Gelehrsamkeit und ihrer Schriften doch einiges Genauere über die Bildung entnehmen läßt, welche ihm in Erfurt zu Theil wurde. Von Beiden ist indeß bereits genug gesagt, um sie im Allgemeinen als strenge, regelrechte Scholastiker erkennen zu lassen, als Gelehrte jener Art, die ihr System, ihr Fach gründlich gelernt und sich darin wenn auch nicht gedankenlos, doch ohne höhere freiere Gesichtspunkte und jene Geisteskraft und Selbständigkeit vertieft hatten, welche sich neue Bahnen bricht. Usingen war Augustiner, lehrte an der Universität, lebte aber im Kloster, demselben, in welches Luther eintrat, wirkte dort ohne Zweifel noch vielfach auf ihn ein und dieß um so mehr, da er im Kloster die scholastischen Studien wieder aufnahm und tiefer in Usingen's Wissenschaft einzudringen begann.

Zuvor mag noch auf einen Umstand hingewiesen werden, der zu denen gehört, welche die Universität zu Erfurt und ihre freie reformatorische Richtung nicht hervorheben. Es waren doch zumal außerhalb Deutschlands bereits nicht ganz unerhebliche Versuche gemacht, die platonische Philosophie neben der aristotelischen wieder zu beleben, neue in sich abgeschlossene philosophische Systeme zu begründen, auszubilden und der Scholastik, deren Schwächen für uneingenommene scharfblickende Augen längst auf-

1) Walch XXIV, 69 f. de Wette III, 112. Ukert I. 68 ff.

gedeckt waren, gegenüberzustellen, und auch in Deutschland kommen Anfänge eines solchen Bestrebens um diese Zeit vor. Manche suchten wenigstens gesundere Ansichten über die Grundlehren des menschlichen Wissens und Lebens zu verbreiten. Wir denken hierbei an die Bestrebungen eines Wessel, Celtes, Trittheim, Agrikola u. A. Man mag vermuthen, daß etwa Celtes auch in dieser Beziehung einige Saat in Erfurt ausgestreut hätte. Sie war indeß nicht aufgegangen. Henning Göde, der berühmte Rechtslehrer, später in Wittenberg, soll in Erfurt die Studirenden zum Studium einer reineren Philosophie ermahnt haben. Allein von diesen schwachen Spuren hinweggesehen erblickt man doch keinerlei Zeichen, daß jene Versuche und Bestrebungen in Erfurt Eingang gefunden oder irgend erheblich gewirkt hätten. Man überzeugt sich vielmehr vom Gegentheile, wenn man die Schriften der Usingen und Truttvetter vor sich nimmt, auf welche im Ganzen Anwendung leidet, was im vorigen Abschnitte über die Scholastik und die scholastischen Studien gesagt ist. Man sieht ihnen sogleich an, daß ihre Verfasser zu Denen gehörten, die in allem Wesentlichen auf dem bisherigen Standpunkte standen. Namentlich die Dialektik, die zu einer Kunst unnützer Streitigkeiten herabgewürdigte Wissenschaft des richtigen Denkens, behandeln sie ganz wie gewöhnlich, sodaß Agrikola's Urtheil ihre Weisheit trifft, der von der Dialektik der Scholastiker sagte, daß sie eine erbärmliche, im gemeinen Leben wie für andre Wissenschaften nicht nur nutzlose, sondern sogar schädliche Kunst sei, die dem Geiste eine verkehrte Richtung gebe und ihn unfähig mache, wieder in andern reellern Wissenschaften zu arbeiten [1]).

Bartholomäus Arnoldi von Usingen kann als eine Art Vorbild für Luther gelten, indem er gleichfalls den Studien zu Erfurt obliegend ins Augustinerkloster ging, in welchem er auch (1532) starb. Er wurde 1491 Magister und gelangte sodann zu einer Professur in der philosophischen Fakultät. Er wußte sich Ruf zu verschaffen. Sogar ein Eoban Heß feiert ihn in lateinischen Versen als einen trefflichen Dialektiker und Physiker, der von Alt und Jung bewundert werde. Im Jahre 1514 wurde er Doktor und Professor der Theologie. Er war ein sehr frucht-

1) Erhard I. 400 ff.; III, 473.

barer Schriftsteller; 1499 erschienen von ihm Commentarii logicae figuralis und ein Parvulus philosophiae naturalis et moralis; 1501 ein Parvulus logice cum figuris; während Luther mit ihm im Kloster sich befand, 1507, eine Summa compendiaria totius logicae und Quaestiones in Aristotelis librum de anima, 1508 abermals ein Compendium logicae. Seine physischen Werke gab der erfurter Doktor der Medizin Curio noch 1543 und zwar auf Veranlassung der philosophischen Fakultät wieder heraus, so freilich, daß er in Anmerkungen den Inhalt vielfach zu berichtigen sich veranlaßt fand; auch die Schreibart suchte er zu bessern, indem er mit vollem Grunde über die barbarische Latinität Usingen's Klage führt, der übrigens 1513 auch eine Interpretatio Donati minoris und noch später theologische Streitschriften herausgab [1]).

In dem Werke Parvulus logicae figuralis geht er davon aus, die Logik sei eine species artis liberalis, ars eine species habitus intellectualis. Er erörtert darauf den habitum, cum innata sit nobis via procedendi a generalioribus ad specialiora primo physicorum u. s. f. In acht Traktaten handelt er dann seinen Gegenstand ab und zwar so, daß er mit unendlicher Weitschweifigkeit und Verworrenheit ganz nach der scholastischen Methode fortwährend Fragen aufwirft und verschiedene Meinungen zur Beantwortung derselben einander gegenüberstellt. Am Schlusse sagt er dem allmächtigen Gott und dessen Erzeugerin (genitrici Mariae virgini) Dank, mit deren Hülfe er sein Opus den bonis adolescentulis zum Frommen begonnen und zu Ende gebracht.

Einen nicht ganz geringen Fortschritt bekundet die Summa compendiaria totius logicae von 1507, wenigstens insofern, als das Werk minder weitschweifig und verworren geschrieben ist und auch in der scholastischen Weise des Gegeneinanderüberstellens verschiedener Meinungen mehr Maß hält. Darauf deutet denn auch schon die Titelseite rühmend hin, denn gleich dem Titel Summa u. s. w. ist hinzugefügt: „welche nichts Dunkles noch Verwickeltes (intricati) enthält, sondern das Mark der ganzen Dialektik nach der Methode der neuern (modernorum, d. h. der

1) Motschmann, 597 ff.

Okkamisten) in kurzer scholastischer Rede darlegt." Zum Motto ist das Horazische:

Quisquid precipies, esto brevis ut cito dicta
Percipiant animi dociles teneantque fideles.

Zum Ueberfluß sagt noch eine Anrede an den Leser in Versen, diese Summa meide die ambages perplexaque syrmata longas und umfasse in kurzem Vortrage Alles, was Aristoteles und Chrysippus gelehrt. Doch enthält das Werk trotz der gerühmten Kürze hundert engbedruckte Quartblätter, und zwar nach damaliger Sitte bei Büchern dieser Art in abbrevirtem Drucke. Zuerst wird der Ausdruck Logik erklärt. Er habe eine doppelte Bedeutung. Generaliter sei die Logik scientia sermonicalis vel rationalis, denn das Wort Logik komme aus dem griechischen logos, das sermo oder ratio heiße, und so zerfalle sie in drei species, die scientiae sermonicales vel rationales, nämlich Grammatik, Dialektik und Rhetorik; specialiter sei sie die scientia disserendi et argumentandi, wo sie in einem andern Sinne Dialektik genannt werde, d. h. disputandi scientia, weil Dialektik vom griechischen dialogome komme, was im Lateinischen auch disputiren heiße, woraus man beiläufig ersieht, wieviel Griechisch Usingen verstand. Dann folgt die Definition der Logik als der Wissenschaft, welche definiren, abtheilen, demonstriren und das Wahre vom Falschen durch Vernunftgründe unterscheiden, also omnem modum sciendi lehre. Weiter folgt die Eintheilung der Logik in die alte (die partes integrales argumentationis, wie die propositiones und termini, die universalia und praedicamenta) und die neue (die tota argumentatio und deren species, quae sunt syllogismus, inductio, exemplum et entimema cum argumentatione demonstrativa, dialectiva et sophistica). Der ganze Stoff wird in sieben Traktaten abgehandelt und unsäglich nüchtern, subtil und spitzfindig ausgesponnen in fast ununterbrochen fortlaufenden Begriffsbestimmungen, Spaltungen, Theilungen, Unter- und Untertheilungen, fast zur Hälfte geradezu in tabellarischer Form, die den denkbar trockensten Schematismus darstellt, sodaß dem Leser sofort des göthe'schen Mephistofeles Definition der Logik in den Sinn kommt und nicht leicht wieder weicht. Fünf Traktate handeln von der alten, zwei von der neuen Logik. Der erste soll korrespondiren mit den beiden aristotelischen Büchern

perihermias, der zweite mit dem libro universalium des Porphyrius, der dritte mit Aristoteles' Buche von den Prädikamenten, der vierte mit den logischen Schriften des Marsilius und einiger Andrer, u. s. f. Man kann denken, der Verfasser vergißt nicht die okkamistischen Lehren von den Universalien, sowie die einschlägigen thomistischen und skotistischen — denen er die der Neuern entgegenstellt — sammt deren Gegensätzen hereinzuziehen. Da berührt er denn Meinungen und Behauptungen der Art wie die alte, daß der, der die platonischen Universalien läugne, zugleich die zweite Person in der Gottheit läugne (es geschieht im Eingange des zweiten Traktats) und ähnliche mehr. Die Gesinnung, die Ansichten des Verfassers über Gott, Welt, Mensch, Kirche oder Regiment sind schwer zu erkennen. Er läßt sie nur durchblicken, er hat viel zu viel mit Formalitäten zu thun, um darauf kommen zu können. Nur im Vorübergehen geräth er auf Ein und das Andere, wie wenn er im dritten Traktate sagt, der Papst regiere generaliter in spiritualibus, der Bischof specialiter in denselben, in seiner Diöcese, der Kaiser universaliter in secularibus, der König specialiter in denselben, in seinem Königreiche. Auf ähnliche Weise zeigt er sich nach allen Seiten hin von dem Begriffskreise der mittleren Jahrhunderte beherrscht. Aus dem angeführten Beispiele läßt sich allenfalls abnehmen, wie die jungen Studirenden über die öffentlichen Verhältnisse der Welt, der Kirche, des Vaterlands unterrichtet wurden.

Wenn Usingen in diesem Werke die Methode vereinfachte und mehr Klarheit in die Sache brachte, als er es früherhin gethan und als Andere es thaten, so bekommt man eine Vorstellung davon, wie die Wissenschaft betrieben zu werden pflegte. Um noch ein Beispiel anzuführen, so stellt er im sechsten Traktate, der mit den libris Priorum Aristotelis korrespondiren soll, nach einer Unzahl von Definitionen, Schlußformen, regulativen, konstitutiven und reduktiven Principien blos vorläufig noch dreizehn allgemeine Kautelen und Regeln auf, die bei jedem Syllogismus beobachtet werden sollen, und ein gut Theil mehr verwirren, als zum Bilden von richtigen Schlüssen geschickt machen. Geht man weiter in der Vergleichung Usingen's mit ihm selber und mit Andern, so ist das Ergebniß ihm doch nicht gar zu günstig. Die Summa totius logice zeigte, wiefern er 1507 seit

1499 vorgeschritten war. Er kam indeß nicht darüber hinaus. Liest man z. B. sein Exercitium veteris artis in studio Erffordiensi collectum, instauratum atque emendatum von 1514, worin er besondere Rücksicht auf Okkam nimmt, so wird man keines weitern Fortschritts gewahr. Das Werk leidet an demselben Ungeschmack, denselben Fehlern der Behandlung, es schließt sich eng an seine frühern an, bewegt sich in demselben Gedankenkreise, keine Spur weist auf einen höhern Schwung, eine Veränderung der Richtung, ein Berührtsein des Verfassers von der Zeitbewegung hin. Wie ganz anders ist dies doch wenigstens in einzelnen ähnlichen gleichfalls von Klerikern verfaßten Werken aus derselben Zeit, um ein solches zu nennen in der 1514 zu Hagenau gedruckten Dialektik Altenstaig's, die derselbe für die jüngern Koventsmitglieder seines Ordens (der regulirten Chorherren St. Augustin's), zunächst seines Klosters herausgab. Auch er behandelt die Logik noch in der herkömmlichen Weise, stellt sie sehr hoch als die unentbehrliche Grundlage des Wissens für Jeden, der etwas lernen wolle; allein er behält im Auge, daß sie Mittel zum Zwecke sein soll, anerkennt neben ihr den Werth der Dichter, Geschichtschreiber, Prediger und moralischen Schriftsteller, auf deren Studium er dringt, wer ein echter und nützlicher Gelehrter werden wolle. Man müsse, erklärt er, eine allgemeinere Bildung sich aneignen, statt blos den Verstand durch Spitzfindigkeiten auszubilden. Mit Wärme redet er der Frömmigkeit das Wort, setzt sie aber aus dem Aeußern in das Innerliche, aus dem Scheine in das Wesen. Er lobt das Mönchsleben und die Ordensgelübde, erinnert indeß, ein rechtes Ordensmitglied sei, wer vor allen Dingen Gott sich heilige und sich vom sittlich Unreinen möglichst frei mache, der Gott diene nach dem apostolischen Ausspruche, das ist ein rechter Gottesdienst, Witwen und Waisen besuchen in ihrer Trübsal u. s. f. Geduld, Glaube, Keuschheit, Unschuld wären die rechten guten Werke, die wahre Frömmigkeit. Wer verdienstlich handele und selig werden wolle, möge seinen Willen mit dem göttlichen in Uebereinstimmung bringen und nichts Anderes begehren, als daß stets Gottes Wille geschehe, wie das auch Biel in seinen Sentenzen und seiner Erläuterung des Meßkanon lehre; möge seinen Wandel nach der Schrift einrichten: hoffe auf den Herrn und thue Gutes u. s. f.

Das Mönchthum werde durch nichts besser im Stande und Wesen erhalten, durch nichts erfreulicher und glücklicher, als durch die Wissenschaften, die menschlichen und besonders die göttlichen, als die auf Geist, Gemüth und Sittlichkeit so wohlthätig einwirkten, allein von der Barbarei befreien könnten, die edeln Thaten der Vorfahren kennen lehrten, dem Jünglinge und Greise das schönste Ergötzen, überhaupt das kostbarste Geschenk des Himmels wären, das überallhin begleite, das Niemand zu rauben vermöge. Die vornehmste Wissenschaft, das erste Studium aber sei die heil. Schrift, besonders für Ordensleute, die man aus den Klöstern so viel es angehe auf die hohen Schulen schicken sollte, weil sie dort mehr lernen könnten.

Eines Führers und Lehrers, der so sprach, einer solchen Weisheit hätte Luther als Studiosus und im Kloster bedurft. Allein von der Ansicht und Gesinnung eines Altenstaig findet man bei Usingen nichts, und ob Truttvetter mehr davon hatte, ist mindestens ungewiß.

Jodokus Truttvetter von Eisenach, an welchen er von dort aus empfohlen sein mochte, stand in dem Rufe eines trefflichen Mannes und bedeutenden Gelehrten. Luther's angeführtes Urtheil über ihn steht nicht allein. Er war noch ein gutes Theil berühmter als Usingen, in seinen Fächern der angesehenste erfurter Lehrer seiner Zeit, obwol er so wenig als Usingen zu den Universitätslehrern gehört, welche einen allgemeinen und dauernden Einfluß gewannen. Daß er nicht blos für gelehrt, sondern auch für helldenkend galt, mag schon aus seiner Berufung nach Wittenberg geschlossen werden können. Wir haben noch von ihm ein **Breviarium dialecticum** von 1500, eine **Summa totius logice** von 1501, eine **Epitome logice** von 1507, ein **Opus majus de logica**, eine **Summa in totam physicen** von 1514 [1]).

Seine dialektischen Werke sind den usingenschen nach Geist,

1) Erhard III, 259. (Eckhard) Nachrichten von Jodokus Truttvetter, Eisenach 1791. Die Bibliotheken zu Wolfenbüttel, Leipzig, Göttingen bewahren, nicht jede einzelne, doch zusammen alle Werke Usingen's und Truttvetter's. Von des Letztern Summa in totam physicen besitzt die göttinger ein schönes Exemplar. Ich kann von den übrigen im Augenblick nicht angeben, woher ich jedes gehabt.

Inhalt und Behandlung so ähnlich, daß es nur eine nutzlose Wiederholung sein würde, wenn wir sie näher ansehen wollten. Wir beschränken uns daher, was sie betrifft, weil sie mit den usingenschen bereits charakterisirt sind, auf ein paar Bemerkungen. Man sollte von der 1507 erschienenen Epitome Einfachheit und Klarheit um so mehr erwarten, da des Verfassers Absicht bei Herausgabe derselben dahin ging, die Rudimente des im größeren Werke über denselben Gegenstand umständlicher Abgehandelten zu geben, da er sie der tenera juventus bestimmte und ausdrücklich sagt, daß er deren Ingenia nicht unnützer und schädlicher Weise beschweren wolle. Allein wir finden, sie ist trotzdem noch schwerfälliger und minder verständlich als Usingen's ähnliche Schriften, mit welchen sie übrigens hinsichtlich der Anweisung zur Schlußbildung, der Beispiele von richtigen und falschen Schlüssen fast buchstäblich übereinstimmt. Ein sehr bedeutender Theil der dialektischen Weisheit und Lehrweise dieser Scholastiker war in der That stereotyp, auch Truttvetter entfernt sich vom Herkömmlichen wenig und auch seine hieher gehörigen Bücher beschäftigen nur den dürrsten Verstand, üben nur den Scharfsinn und zwar bis zum Uebermaße, regen höchstens hier oder da den Witz an, was namentlich bei den Trugschlüssen der Fall ist, z. B. jener Hund ist Vater, er ist dein, folglich ist jener Hund dein Vater, ein Exempel, das nebst zehn ähnlichen Truttvetter und Usingen und wol alle andere Dialektiker der Zeit haben.

Indeß ist uns daran gelegen, zu wissen, was Luther außer den eigentlich scholastischen Disciplinen von diesen Männern lernen konnte, und da möchte die meiste Aufmerksamkeit für unsern Zweck ein Werk Truttvetter's verdienen, dessen Inhalt andere allgemeinere Wissenszweige umfaßt, seine **Summa in totam physicen, hoc est philosophiam naturalem, conformiter siquidem verae sophiae** (sehr bedeutsam!), **quae est Theologia.** Er ließ es freilich erst 1514 erscheinen, etwa zehn Jahre später, als Luther sein Schüler war. Allein er faßt darin die Summe seines Wissens von den Gegenständen zusammen, die er darin abhandelt, über welche er auch schon früher las, und man wird annehmen dürfen, daß Luther auch darüber bei ihm gehört hat. Jedenfalls zeichnet das Werk den Verfasser.

Im ersten Buche des starken Quartanten schließt er sich eng an Aristoteles' physische Bücher, im zweiten an die aristotelische Schrift: **De coelo et mundo**, im dritten an Aristoteles' Bücher: **De generatione et corruptione** u. s. f. Denn auch hier ist Aristoteles die Autorität, von welcher er sich hauptsächlich abhängig zeigt. Man könnte sagen, das Werk sei eine Art Encyklopädie, handle von allem Möglichen und noch einigen Sachen. Es kommen in Betrachtung die Principien der natürlichen Dinge, Glück und Zufall, Monstra (Misgeburten) und Wunder, Bewegung und Ruhe, das Unendliche und das Vacuum, Ort und Zeit, die Elemente und Naturerscheinungen und Produkte, der Himmel und die Himmelskörper, Regen und Regenbogen, Donner und Blitz, Quellen und Ströme, Winde, Mineralien, Pflanzen, Thiere, der Mensch und die Einrichtung des menschlichen Körpers, die Sinne, die Seele und deren Kräfte, die Entstehung der Farben, Schlaf und Wachen, Träume u. s. f. Mit einem Worte, der Leser erhält eine Astronomie, Physiologie, Anatomie, Psychologie u. s. w. in der Nuß. Der Verfasser legt bei Erörterung der vielfachen Gegenstände, über welche er sich verbreitet, eine reiche Belesenheit, besonders im Aristoteles, den Vätern und Scholastikern, an den Tag, dann aber auch in ältern und neuern Schriftstellern wie Ptolemäus, Plutarch, Orosius, Herodot, Seneka, Plinius, Mirandola, d'Ailly, Gerson, Petrarch und vielen andern. Aus Allem leuchtet ein heller Geist, doch ohne Eigenthümlichkeit hervor, der die Wissenschaft nicht weiter bringt, nicht danach geartet ist, selbsteignes Forschen lebendig anzuregen. Der Verfasser zeigt sich als ein denkender, gescheidter Mann, nicht aber als Beobachter oder gar Erfinder: er kompilirt nur, wenn auch mit Verstand. Am liebsten und häufigsten stützt er sich auf Autoritäten, wenn er sich auch nicht geradehin zu ihrem Knechte macht. Seine eigenen Auseinandersetzungen und Begriffsbestimmungen sind abstrus, wenn auch verhältnißmäßig faßlich und lichtvoll. Der Aberglaube und die Aufklärung seiner Zeit, freies Denken und Blindgläubigkeit, beides findet man bei ihm. Er ist wundergläubig, doch weist er darauf hin, daß nur dem großen Haufen alles Außergewöhnliche Wunder sei, dessen Ursache oder Beschaffenheit er nicht kenne, z. B. die Kometen. Diese sind ihm verdichtete terrestrische Ausdünstungen, die er

sehr genau beschreibt. Wunder ist ihm nur ein solches Wirken, das außer den Naturkräften liegt, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur nicht oder doch nicht auf die Weise, wie es wahrgenommen wird, geschehen kann, unmittelbar von Gott ausgeht und einen guten Zweck hat, z. B. das Seelenheil der Gläubigen. Seine Naturkunde ist nicht unbedeutend, wenn man den Maßstab der Zeit an sie legt, und gereinigt von vielen gangbaren abergläubischen Vorstellungen. Doch ergeht er sich über die geheimen Naturkräfte, die fabelhaften Eigenschaften, welche man z. B. den Edelsteinen zuschrieb. Die Erde ist auch ihm, was er aus den Aequinoktien ableitet, der Mittelpunkt der Welt, und wer weiß nicht, wie tief und bestimmend diese Vorstellung in die Theologie eingreift? Auch die Möglichkeit, daß die Erde der Mittelpunkt der Welt sei, erörtert er, und leitet sie daraus ab, daß in ihrer Mitte ein Punkt, Centrum der Welt genannt, sein müsse, zu welchem alles Schwere natürlicher Weise sich hinneige und hinbewege, eben so wie etwas gewaltsam, wider die Natur Bewegtes, z. B. ein in die Höhe geworfener Stein wieder zur Erde falle. Bei der Astronomie geht er von der Eintheilung des Himmels in vier terrestrische und elf himmlische Sphären oder Himmel aus, deren letzte das Empireum. Er würde keine der Schrift zuwiderlaufende Annahme in Betreff des Weltgebäudes dulden, gehört aber auch den Aengstlichen nicht an, welche forderten, daß man an dem, was in der Schrift über dasselbe enthalten, sich genügen lassen und nicht weiter darüber nachforschen solle, wobei er indeß nicht vergißt, sich auf eine Anzahl von Autoritäten zu berufen. Wo er vom Einflusse der Gestirne auf die Erde und das auf ihr Vorhandene, Belebtes und Unbelebtes, von der Sonnenwärme, der Ebbe und Fluth, den Mondsüchtigen u. s. w. spricht, verwirft er viel astrologischen Aberglauben, auf viele Autoritäten sich stützend, gänzlich. Mittelbare Einwirkungen der Himmelskörper auf den menschlichen Geist und Willen und so auf die menschlichen Handlungen nimmt er an, indem sie auf die Sinne einwirkten. Doch stellt er die Nothwendigkeit dieser Einflüsse in Abrede; vielmehr könne man sich ihnen vermöge der Willensfreiheit entziehen. Auf der andern Seite gibt er zu, daß die Astrologen aus den Gestirnen und deren Konstellationen über die Eigenthümlichkeiten der Men-

schen, z. B. ob sie üppig, furchtsam, neidisch sein würden, Manches vorherwissen könnten, was er auf die Stärke der Geneigtheit, den sinnlichen Einwirkungen sich hinzugeben, gründet. In ähnlicher Weise hätten die Dämonen, z. B. der des Sulla, Vorherwissenschaft gehabt. Nicht viel anders äußert er sich über die Alchymie. Er will nicht entscheiden, ob bei den Künsten der Alchymisten Wunder, unmittelbare göttliche Zulassung im Spiele sei, er bemüht sich, so viel er vermag, natürlich zu erklären; er erklärt jene Künste für äußerst schwer, nur Wenigen eigen; sorgsam warnt er zuletzt vor den vielfältigen Betrügereien und Täuschungen, die unter dem Namen derselben verübt würden. Man wird von selbst erwarten, daß er über viele Gegenstände und Behauptungen ernsthafte Erörterungen anstellt, welche die Metaphysik, Natur- und Seelenkunde jetzt längst beseitigt hat. Sehr spitzfindig sind oft seine Erörterungen, z. B. die über die Frage, ob der Himmel, ob die Pflanzen belebt seien? Wo er vom Menschen handelt, kommt er auf die Frage, ob ex incubis et succubis Menschen gezeugt werden könnten, führt da die Meinungen der Aerzte über die Ursachen des Alpdrückens an, meint aber doch, die göttliche Vorsehung gestatte auch bösen Geistern bisweilen solche Bedrückungen, und weist die Meinung nicht ab, daß Menschen dadurch gezeugt werden könnten, wobei er sich auf den **Malleus maleficarum** beruft, u. s. f.

Das Werk ist für die Kunde des Zustandes der Wissenschaften zu jener Zeit nicht ohne Belang und, so viel ich weiß, noch unbenutzt. Der Verfasser steht in den Fächern, die er darin behandelt, nicht auf gleicher Linie mit den ausgezeichnetsten und selbständigsten gleichzeitigen, einem Trittheim oder Regiomontan, aber den aufgeklärten Gelehrten gehört er doch an, deren Zahl noch nicht groß war und deren Aufklärung und Offenheit immerhin schon etwas sagen will, in einer Zeit, die einen Trittheim wegen ähnlicher Lehren und Behauptungen, wie wir sie bei ihm finden, als Zauberer und Teufelsbanner ausschrie und in seinem amtlichen Wirken störte. Von ihm gilt es doch nicht oder jedenfalls nur im geringsten Maße, was Luther unwillig einmal über die „natürliche Kunst, die vorzeiten Magia hieß und jetzt Physiologia," die „der Natur Kräfte und Werk" erkennen lehre und über die Pflege sagte, welche die Universitäten

ihr angedeihen ließen, „aber dieser Kunst gedenket man jetzt nicht in den hohen Schulen, und wissen die Bauern mehr darum, denn unsere Magi, die natürlichen Meister, daß sie nicht unbillig die natürliche Narren heißen, die mit so viel Kost und Mühe nur hinter sich lernen und des Teufels Spottvögel sind[1])." Im vierten Buche werden wir anzudeuten haben, was er von manchen der Gegenstände, welche die Summa Truttvetter's behandelt, wußte und dachte; wir werden sehen, wiefern er zehn bis funfzehn Jahre später aufgeklärt oder abergläubisch war, und da wird sich dann von selbst ergeben, daß und wiefern er namentlich von Truttvetter in diesen Beziehungen gelernt hat, auf dessen Belehrungen seine Begriffe offenbar zurückweisen. Hier soll nur noch Einiges bemerkt werden. Das Dogma der früheren und mittleren Jahrhunderte hängt untrennbar sowol mit den philosophischen Grundlehren als den Ansichten jener Zeiten von den allgemeinen Naturgesetzen und vom Weltgebäude zusammen. Luther entfernte nur spätere Zusätze und Auswüchse desselben, er blieb fest darin stehen, ja man kann sagen, daß er es durch seine zur Geltung gebrachte Ansicht vom buchstäblich zu nehmenden Schriftsinne und dem Ansehen, das demselben gebühre, theoretisch noch mehr gegen die neuen, mit den kopernikanischen Aufklärungen über das Weltgebäude beginnenden Entdeckungen befestigte, als es durch die katholische Grundansicht feststand. Es ist merkwürdig, daß Kopernikus sein großes System, das die bisherige und die neue lutherische Theologie, die die Erde zum Mittelpunkte der Welt und die Menschheit zum Mittelpunkte der göttlichen Thätigkeit machten, so tief erschüttern sollte, gerade zu der Zeit (um 1507) zu denken anfing, als Luther sich tiefer in die bisherige Theologie einließ und als die seinige in ihm zu keimen begann. Erst in seinen spätesten Lebensjahren wurde das kopernikanische System bekannt, ihm aber nicht, oder es erregte doch seine Aufmerksamkeit nicht sonderlich. In einer seiner letzten Schriften sehen wir ihn noch ganz auf dem vorkopernikanischen Standpunkte stehen; gerade wie ein Theolog, der keine Eingriffe der Naturkunde in die Theologie duldet, und wie ein Schüler Truttvetter's spricht er sich z. B. über das Centrum der Welt

1) Kirchenpostille. Plochm. X, 317. Erhard III, 381.

in der Auslegung der Geneſis aus [1]). Lebenslang ſann er gern über ſo manche der Probleme und ähnliche nach, welche von Truttvetter in jenem Werke zur Sprache gebracht werden, z. B. das Einſchlafen, die menſchliche Stimme, das Lachen u. ſ. f. [2]). Von Truttvetter hat er doch wol den erſten tüchtigen Stoff, die nachhaltigſten Anregungen dazu empfangen, von ihm, ſcheint es, die erſte Kenntniß der Naturgeſetze, der Naturerſcheinungen und ihres Weſens, dieſes großen und unentbehrlichen Hülfsmittels der Geiſtesbildung, und wer kann ſagen, wie wichtig und nöthig ſie ihm wurde, damit er ſich nicht zu ſehr in die Abſtruſitäten der Philoſophie verlor. Für einen andern Theil des Inhalts der Summa mußte die Zeit mit ihren großen Entdeckungen und ihrer angeſpannten Forſchluſt um ſo empfänglicher machen. Indeß ſieht man nicht, daß er viel Sinn dafür gezeigt hätte; ſeine Richtung und Anliegen gingen zu überwiegend auf das Innerliche, dann auf andere Seiten des Wiſſens und Lebens.

Wir können es bei dem über die Schriften Truttvetter's und Uſingen's hier Zuſammengeſtellten bewenden laſſen. Die letztern waren berühmte Gelehrte und Schriftſteller, die bedeutendſten von Luther's erfurter Lehrern. Faſſen wir nun das über ſie und ihre Werke hier und vorhin und das über die Scholaſtik und die Univerſitätsſtudien Geſagte zuſammen, erinnern wir uns daneben des über die Magiſterprüfungen und die Jugendlichkeit und Unreife der meiſten Studirenden beim Beginn ihrer Studien Bemerkten: ſo wird ſich ein ziemlich deutliches Bild von dem ergeben, was Luther bei ſeinen ſcholaſtiſchen Lehrmeiſtern lernen konnte, wie er von ihnen unterrichtet, in die Wiſſenſchaft eingeführt, wiefern zum Selbſtdenken und eignen Forſchen angeleitet, zur Geiſtesfreiheit oder Unfreiheit erzogen, ob viel- oder einſeitig gebildet wurde, insbeſondre aber, was vor Allem zu beachten, mit welchen Schwierigkeiten er in jedem Falle bei ſeinem geſammten geiſtigen Vorſchreiten zu kämpfen hatte. Auch das ergibt ſich, daß ſelbſt die berühmteſten und die beſſern deutſchen Univerſitätslehrer und Gelehrten jener Zeit, ſelbſt die an einer ſo vorgeſchrittenen Hochſchule wie Erfurt, ſehr mittelmäßig, wenn

1) Zu Kap. I, V. 9—11 und ſonſt. Walch I, 58.

2) z. B. Walch XIV, 408 ff.

auch nicht unwiſſend im Wiſſenswerthen, und groß, ſchwer gelehrt im Nutzloſen, im weitaus Unwichtigern, ſchwerfällig und befangen, haftend an den unwandelbaren Formen, in denen die Wiſſenſchaften ſich noch immer bewegten, keine Philoſophen im wahren Sinne des Worts waren. Stand es ſo zu Erfurt, wie mußte es an anderen Univerſitäten und mit ihren gelehrten Lichtern und Säulen ausſehen! Nicht ohne Grund warf ihnen Luther ſpäterhin ſo oft ihre Unwiſſenheit im Erheblichen und Nothwendigſten vor, nicht eben mit Unrecht ſchrieb er, wenn man bei ihnen das Gepraſſel der Titel und was dahin gehöre, abziehe, ſo habe man nur Larven und Schemen vor ſich [1]). Es war bei ſeiner Anlage, Richtung und Stimmung ein großes Glück für ihn und ſeine Entwickelung, daß er wenigſtens in Erfurt ſtudirte und einen ſo beſonnenen, wohlmeinenden und verhältnißmäßig unbefangenen und helldenkenden Lehrer und Führer wie Truttvetter fand. Denn, wie wir dies bereits anzudeuten veranlaßt waren, auch das Allerſchlimmſte fehlte keineswegs bei dieſen ſcholaſtiſchen Univerſitätsgelehrten und Würdeträgern, daß ſie mit wenigen Ausnahmen eifrigſt und mit allen Mitteln der Umtriebe und Gewalt dem Aufkommen eines andern Wiſſens als des ihrigen und einer andern Lehrweiſe als der ihrigen entgegentraten. Daher namentlich ihr allgemeiner offner oder geheimer Krieg gegen die Humaniſten.

Von ihnen hat Luther gleichfalls gelernt; und zwar iſt ihr Unterricht wol belangreicher und wichtiger für ihn und ſeine Bildung geweſen, als man glauben ſollte, wenn man ihn als ſo eifrigen Schüler von vorzugsweis ſcholaſtiſchen Lehrern vor Augen hat.

Humaniſtiſche Studien.

Das Studium der klaſſiſchen Literatur war unter Karl dem Großen neu belebt, unter den Ottonen bis in die Zeiten der fränkiſchen Kaiſer lebendig und eins der vornehmſten Bildungsmittel unſrer Nation geweſen. Hierauf durch den Scholaſticism

1) de Wette I, 101.

verdrängt, erwachte es im 14. Jahrhundert von Neuem und zwar in Italien, hauptsächlich durch die Bemühungen Dante's, Petrarcha's und Boccaccio's. Es wurde mehr und mehr mit Leidenschaft ergriffen. Fürsten, Städte, Päpste wetteiferten darin, es zu fördern. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts standen die Medizäer und Papst Nikolaus V. an der Spitze der Freunde und Förderer der klassischen Studien, die seit dieser Zeit auch in Deutschland wieder große Aufmerksamkeit zu erregen anfingen. Viele Deutsche gingen um ihrer willen nach Italien und verbreiteten sie und den Eifer für sie nach ihrer Rückkehr im Vaterlande [1]).

Daß die klassischen Studien neu belebt, so eifrig ergriffen wurden und in so weiten Kreisen sich Bahn brachen, war ein Zeichen, daß ein neues Bildungsbedürfniß, eine neue Richtung der Geister eingetreten, der Scholasticism seine Lebenskraft verloren hatte, nicht mehr genügte. Ueber dem Studium der klassischen Schriftsteller erkannte man immer deutlicher die Unschönheit der Form der mittelalterlichen Wissenschaft, die Einseitigkeit ihres Inhalts, die Mängel der ganzen Bildung der mittleren Jahrhunderte und wurde eines neuen Bildungsziels sich immer bewußter. Aus dem Gegensatze der neuen und bisherigen Bildung, des Humanism und Scholasticism, gingen Reibungen hervor. Der letztere suchte sich zu behaupten in seiner Alleinherrschaft, und wollte er bestehen wie er war, so mußte er dem erstern entgegentreten, dieser aber den Scholasticism zu überwinden trachten, um emporkommen zu können. Der Scholasticism hing mit allem in der Wissenschaft und im Leben Bestehenden eng zusammen; so mußte der Angriff auf ihn über ihn selbst hinaus, wider Alles sich kehren, was auf ihn sich gründete, worin er eine Stütze fand. Die Humanisten trachteten das Studium der älteren Sprachen und Literaturen, besonders und zunächst das der lateinischen und der griechischen zum Hauptgegenstande und Mittelpunkte aller wissenschaftlichen Thätigkeit, aller höheren Bildung zu machen. Schon das hieß die Scholastik aus ihrer Stellung verdrängen wollen. Um ihren Zweck zu erreichen, wirkten sie auf Anlegung neuer Schulen, in den vorhandenen auf Verbesserung des Unterrichts und der Methode, auf Einführung neuer Lehrbücher hin; sie legten selbst Schulen an, suchten sich an Gymnasien und Universitäten festzusetzen. Der Scholasticism wurde dadurch mittel- und unmittelbar bedroht. Das gesammte Unterrichtswesen hatte sich bis dahin lediglich in den Händen von Scholastikern oder doch scholastisch Gebildeten befunden, und Form und Inhalt der mittelalterlichen Wissenschaft hingen untrennbar zusammen. Die Humanisten befleißigten sich eifrigst einer klassischen Latinität und beschämten dadurch die Scholastiker, die noch dazu mit der ihrigen ihre Philosophie und Theologie selbst hätten aufgeben müssen. Und hierzu wurden sie von noch anderen Seiten durch die Humanisten gedrängt. Indem sich diese der älteren Sprachen bemächtigten und durch ihre klassischen Studien ihren Gesichtskreis erweiterten und ihre Kenntnisse mehrten, dann aber sich anregen ließen, ihre Aufmerksamkeit nach den verschiedensten Seiten hin zu richten, die Geschichte, die Naturwissenschaften, die philosophischen Systeme der Alten vorzunehmen, alle Wissenszweige zu erweitern, in allen neue Bahnen zu suchen, wurden sie fähig und darauf hingeleitet, die Grundlagen namentlich der kirchlichen Lehre, Praxis und Verfassung, die so etwas nicht vertrugen, zu untersuchen, zu beleuchten. Die Philosophie der Scholastik ruhte auf Mißverständniß und so gut wie ausschließlicher Schätzung der aristotelischen, ihre Theologie, wie sie war, auf Unkunde und Mißverständniß der heil. Schrift, das geistliche Recht war auf falsche geschichtliche Annahmen, auf Unkunde der Geschichte gebaut; das ganze Wesen, Hierarchie und Scholastik, die ganze mittelalterliche Bildung und Anschauung waren bedingt durch Unwissenheit, besonders der Massen, durch einen engen Gesichtskreis, einen sehr niedrigen Stand der meisten Wissenschaften, die eigenthümliche Stimmung und Geistesrichtung der mittleren Jahrhunderte, das Streben der Päpste, alle der römischen Kirche angehörigen Nationen in einen einzigen, ihnen unterworfenen Christenstaat zu vereinigen. Und nun warfen sich die Humanisten auf ein echtes Studium der gesammten Philosophie der Alten, des Grundtextes der Schrift, überhaupt auf die Kritik, deckten geschichtliche Irrthümer, wie den von der Schenkung Konstan-

1) Gervinus I, 96 ff. Hagen, Deutschlands lit. und rel. Verhältnisse, I, 37. Raumer, Gesch. der Pädagogik, I, im ersten Abschnitte.

tin's, auf, verbreiteten Kenntnisse, so weit sie vermochten, regten den Lern- und Wissenseifer in den weitesten Kreisen an, nahmen eine neue Denk- und Gefühlsweise in sich auf und theilten sie weiten Kreisen, zumal der Jugend, mit. Dies Letztere geschah am meisten, ja fast nur von den deutschen Humanisten. Besonders hieran knüpfte sich ihr immer zunehmender Einfluß, hierin vornämlich und im Zusammentreffen ihrer abweichenden Richtung namentlich mit der volksmäßigen, lag der Nachdruck ihres Strebens, wenigstens in Deutschland.

Die verständige praktische und heitre Ansicht vom Leben und von den religiösen Dingen, die im Gegensatze zur mittelalterlich-überschwänglichen und düstern hauptsächlich im Bürgerstande erstarkt war, stimmte wenigstens zum großen Theile mit der Anschauung der heidnisch-antiken Welt überein, die doch immerfort Einfluß geübt, da die Kunde und Liebe der klassischen Literatur nie gänzlich verloren gewesen war und die nicht aufhörenden Beziehungen Italiens zu Deutschland darin befestigt hatten. Die erneuerte, angelegentlichere Beschäftigung mit den Alten fand jene schon sehr verbreitet vor, auf welche sie nun wieder fördernd einwirkte. An sehr nahen Punkten berührten sich die eingetretene volksmäßige, verständige und sittlich-religiöse Rückwirkung und der Kampf der Humanisten wider Unwissenheit, Verfinsterung und unklare Gefühlsamkeit, wider die Uebertreibungen, Entartungen und Mißbräuche in der Kirchenlehre und im ganzen kirchlichen Wesen, wider Alles, was darin dem gesunden Menschenverstande und dem natürlichen sittlichen und religiösen Gefühle widersprach. Daher, daß das Aufkommen der klassischen Studien mit dem des Volksschriftwesens Hand in Hand ging, daß die Helldenkenden an allen Orten sie begünstigten, daß mehr und mehr Alle, die auf Bildung Anspruch machten, mit der Sprache und den Werken der Alten sich abgaben, daß die Beschäftigung damit Ausdruck des Erstarkens der Volksthümlichkeit gegenüber den, dieselbe niederdrückenden römisch-hierarchischen Ansprüchen und Strebungen wurde. Besonders in Italien galt sie bereits längst für das Kennzeichen allgemeinerer und feinerer Bildung. Indem aber die Deutschen sie aufnahmen, wurden sie inne, daß sie den Italienern für Barbaren galten, daß ihre Ungewandtheit in der geschliffenen lateinischen Welt- und Geschäftssprache ihren

Nationalanliegen stets empfindlich geschadet (wie namentlich zu Konstanz) und noch schade, daß sie von den Italienern durch die in größerer Ausdrucksgelenkheit und in überlegener Kenntniß und Aufklärung liegende Macht, überhaupt, daß sie beherrscht und gegängelt wurden, daß sie nicht einmal im Stande waren, ihren Beherrschern sich und ihr volksthümliches Wesen verständlich zu machen. Indem sie zunächst in Italien selbst die neue Bildung sich aneigneten, befähigten sie sich zu dem Befreiungskampfe, in welchem es galt, Rom durch seine eigenen Waffen zu überwinden. Der beginnende abermalige große nationale Aufschwung knüpfte sich wesentlich an die neu erwachte Begeisterung für die Alten und die Beschäftigung mit ihnen, welcher zumal die jüngere gelehrte Welt, man kann sagen die Blüthe der Nation sich hingab.

Luther's Heranwachsen fiel gerade in diese mit jedem Jahre zunehmende Bewegung. Eine Wirkung davon war schon die Schulbildung gewesen, die ihm in Eisenach zu Theil geworden. Als er nach Erfurt kam, hatte der Humanism in Deutschland freilich beiweitem den Höhepunkt noch nicht erreicht, zu welchem er in Italien gelangt war, aber doch schon bedeutende Fortschritte gemacht. Der Scholasticism und überhaupt die mittelalterliche Bildung herrschten diesseit der Alpen noch vor, allein der Humanism und die neuere waren seit der Mitte und namentlich dem Ausgange des 15. Jahrhunderts durch eine lange Reihe berühmter und trefflicher Männer — Groot, Wessel, Dalberg, Agrikola, Lange u. s. f., denen sich um diese Zeit die noch berühmter gewordenen Namen Erasmus, Reuchlin u. A. anschlossen — vertreten gewesen, und wurden fortwährend von ihnen oder ihren Schülern beflissen in immer weiteren Kreisen verbreitet. Ihre Zahl, ihr Eifer und ihr Einfluß hatte von Jahr zu Jahr zugenommen, ihre Ansicht und Richtung war bereits ein sehr mächtiger Gährungsstoff in der gelehrten und gebildeten Welt geworden, wurde es und gewann sich in weiteren Kreisen die Meinung täglich mehr. Die Humanisten waren sogar nahe daran, wie es schien, selbst an einer oder der andern Universität, wenn nicht die Oberhand zu gewinnen, doch in gesicherter Stellung sich festzusetzen. Es war namentlich an der wittenberger

der Fall, deren Anfänge in den Jahren liegen, wo Luther studirte [1]).

Das Gesagte gilt von Erfurt, das den Sitzen des Humanism angehörte, mehr und weniger als von anderen Hochschulen, weit mehr z. B. wie von Köln, weniger wie von Heidelberg. Erfurt und Thüringen waren zu dieser Zeit weder die Hauptsitze des Scholasticism noch des Humanism. Allein es fehlte dem letzteren hier doch auch nicht an einer sehr lebendigen Vertretung.

Im dritten Viertel des 15. Jahrhunderts, um 1460, traten Lehrer der Poesie, d. h. der gesammten klassischen Studien auf, Peter Luder und Johann Publicius aus Florenz, die ersten an einer deutschen Universität. Zu derselben Zeit studirten dort Rudolf von Langen und Johann von Dalberg, die bekannten großen Beförderer des neu erwachenden wissenschaftlichen Lebens. Etwas später (1485) lehrte Konrad Celtes zu Erfurt, der so eifrig bemüht war, die humanistischen Studien in Deutschland zu verbreiten, dessen klassische Richtung aufs genaueste mit der volksmäßigen übereinstimmte. Planmäßig und ununterbrochen wurden diese Studien damals freilich noch nicht fortgesetzt, nicht immer fanden sich Lehrer für dieselben. Zuletzt aber erkämpften sie sich eine größere und dauernde Geltung; sie gelangten seit dem letzten Jahrzehend des 15. Jahrhunderts zur Blüthe, viele nachher bedeutende Männer beschäftigten sich mit ihnen. Maternus Pistoris von Ingweiler (wie schon erwähnt, erhielt Luther die Magisterwürde von ihm), und Nikolaus von Marschall brachten sie in nachhaltige Anregung. Pistoris war es, der sie zuerst wieder erweckte und eine große Anzahl der späterhin ausgezeichnetsten Männer in die Sprachwissenschaft und die schöne Literatur einführte. Marschall unterhielt in seinem Hause eine eigene Druckerei. Es galt, die Klassiker mehr und mehr zu verbreiten. In Erfurt wurden zuerst in Deutschland griechische Schriften gedruckt, wie denn 1501 hier der Priscian, das erste in Deutschland mit griechischen Lettern gedruckte Buch', erschien; es gab

1) Hagen a. a. O. 147 ff. Raumer, Gesch. der Pädagogik, I, 6, 33. Erhard I, 259 ff.; II, 210; III, 264.

hier wohlversehene Buchläden, die, wie man denken kann, vor Allem reichlich mit der neuen Literatur versorgt, Sammelpunkte der Freunde der letzteren waren, und Luther blieb ihnen so wenig fremd als der Universitätsbibliothek. Das Griechische und der Unterricht darin auf Schulen und Universitäten wurden in einiger Allgemeinheit und mit Erfolg erst seit dem zweiten Jahrzehend des 16. Jahrhunderts betrieben. In Erfurt wurde es durch Marschall begründet, Spalatin's Lehrer, der in seinem Hause wohnte, ihm als Amanuensis diente und 1501 eine Sammlung lateinischer Gedichte unter seinen Augen herausgab. Jakob Ceratinus war einer der wenigen Gelehrten, die sich in Deutschland nach Reuchlin und neben Erasmus um das Studium der griechischen Literatur verdient machten. Er studirte seit 1500 in Erfurt und wurde dort 1504 Magister. Gegen das Ende der Studienzeit Luther's erschien Hermann Busch, Hegius' berühmter Schüler in Erfurt, erklärte unter großem Zudrange den Virgil, Statius, Lukan, bewirkte, daß die alten geschmacklosen Lehrbücher vollends verbannt, die römischen Schriftsteller an ihre Stelle gesetzt wurden, die klassischen Studien einen noch höheren Aufschwung nahmen. Um 1505 lehrte auch Publius Vigilantius, gleichfalls ausgezeichnet als Humanist, eine Zeit lang zu Erfurt. Die Humanisten übten einen sehr bedeutenden zunehmenden Einfluß auf die studirende Jugend. Krotus Rubianus, der 1498 die Universität Erfurt bezog, hörte Anfangs bei den Scholastikern, lebte ganz in deren Wissenschaft und wurde der abgesagteste Feind des Scholasticism, sobald ihn Pistoris in die Kunde der klassischen Literatur eingeweiht, als er den noch berühmteren Humanisten Mutian im nahen Gotha kennen gelernt. Heß hatte meistens funfzehnhundert Zuhörer. An den namhaftesten Orten Deutschlands bildeten die Humanisten, meist junge strebende Männer, in Verbindung mit den offensten und regsamsten Köpfen unter der Jugend, eng verbundene wissenschaftliche und gesellige Kreise, in welchen das frischeste und lebendigste wissenschaftliche Leben und Treiben herrschte, die neuen Gedanken und Anliegen, Kämpfe und Strebungen, welche sich daran knüpften, lebhaft, bisweilen muthwillig durchgesprochen wurden, der Ernst mit Scherz und heiterm Gelagen wechselte. Ein solcher bestand auch zu Erfurt in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts. Nicht

wenige späterhin oder schon damals glänzende Namen gehörten ihm an, Eoban Heß, Krotus Rubianus, Peter Eberbach, Hutten, Spalatin, Lang u. A., und Luther kannte wenigstens die beiden Letztgenannten von Erfurt her genau, wurde 1504 mit Krotus bekannt [1]).

Wir können hiernach gar nicht zweifeln, daß die neue Richtung mit ihrem anregenden gegensätzlichen Inhalt zur genauen Kunde bei ihm gelangte. Man sollte auch meinen, daß sie Einfluß an ihm geübt haben müßte. Die mit ihr verschwisterte bürgerliche Ansicht war ihm nicht fremd, als er nach Erfurt kam. Daß er mit eigentlicher Abneigung gegen sie erfüllt gewesen wäre, ist nicht wohl anzunehmen. Wir haben schon bemerkt, daß sie wenigstens in den Kreisen, in welchen er aufwuchs, mit der asketischen, die ihn beherrschte, durch die beiden gemeinschaftliche kirchliche Gesinnung zusammenhing, sodaß ihm der in ihr liegende Gegensatz schwerlich schon zum Bewußtsein gekommen war. Es war ja die gesundere väterliche Ansicht vom Leben, die er bei den klassischen Schriftstellern, nur in andrer Gestalt und ausgebildeter, wiederfand. Er war von der Schule her gewöhnt, die humanistischen Studien als einen der vornehmsten, den zunächst nothwendigsten Bildungsstoff zu betrachten. Wie dem sei, er kam mit einem kräftigen Geiste, der wol fähig war, beherrschender Stimmung und Voreingenommenheit Meister zu werden, mit einem brennenden Wissensdurst. Schon dieser mußte ihn empfänglich machen für die geisterweckenden, aufhellenden, den Gesichtskreis erweiternden humanistischen Studien und Kreise. Hätte der in den letzteren herrschende Geist nicht auf ihn, der ein „hurtiger junger Geselle," nicht ohne Lebenslust war, einwirken sollen? So viel ist endlich gewiß, er warf sich mit dem lebhaftesten anhaltendsten Eifer auf das Studium der Klassiker, las sich tief und mit innigster Lust in sie hinein. Er wußte die römischen Autoren, mit welchen er sich vornämlich beschäftigte, auswendig, er drang in ihren Sinn, ihre Belehrungen und Anschauungen ein. Er empfing die nachhaltigsten Eindrücke von

1) Erhard I, 2, 282 ff.; II, 67, 285, 321 ff.; 411 ff.; III, 273 ff. Hagen a. a. O. 228. *Laur. Reinhardi* comm. de vita et obitu Justi Jonae, Cap. II, §. 1. Motschmann a. a. O. Forts. 2, 218. Ruhkopf, 256.

den Alten. Lebenslang hat er sie hochgeschätzt. Stets sind sie ihm gegenwärtig. In fast allen seinen Schriften beruft er sich auf ihre Aussprüche, erörtert er ihre Ansichten, entnimmt er ihnen Vergleiche und Anspielungen. „Wahr und schön sagt der Dichter: Auri sacra fames, quid non mortalia pectora cogis? Gar wohl gefällt mir der Poeten Fabel vom Midas. Trefflich hat Juvenal die Menschen geschildert, die von ihrem Gewissen gequält werden, Cur tamen hos tu evasisse putes, quos diri conscia facti mens habet attonitos, u. s. f. Recht sagt Virgilius: Gratior est pulchro veniens e corpore virtus. Auch er hat es gesehen, das nescia mens hominum fati sortisque futurae, et servare modum rebus sublata secundis. Der Poet Ovidius spricht fein: Luxuriant animi rebus plerunque secundis, nec facile est aequa commoda mente pati. Wir sehen, was schon Cicero bemerkt, daß die Männer, die in Niedrigkeit geboren, durch Geschick und Tugend groß werden, dem Haß und der Feindseligkeit der Adligen ausgesetzt sind [1])." Tausendfältig spricht er auf diese Weise sich aus. „Große, feine, nützliche Bücher" nennt er die Werke Homer's, Virgil's und andrer Alten [2]). Wir werden noch darauf kommen, daß er ihre „heidnische" Anschauung und Weisheit freilich unter die christliche, alle Klassiker tief unter die heil. Schrift stellt. Er spricht sich auch wol mit Schärfe über ihre Gottverlassenheit und den Dünkel ihrer Vernunft aus. Allein so stark ist seine Jugendvorliebe für sie, so groß seine damit verschwisterte, wol zunächst aus ihr herstammende Unbefangenheit, daß er den Rathsherren sagt, indem er in sie dringt, des Schulwesens sich anzunehmen, und seine Gedanken darüber ihnen auseinandersetzt: „Die Poeten und Oratoren sollten in den Schulen getrieben werden, nicht angesehen, ob sie Heiden oder Christen wären, griechisch oder lateinisch." Die Reiferen möchten Cicero lernen, dessen Lehre von guten Sitten und ehrbarem Wandel ein Erzeugniß der Vernunft sei. Er und Aristoteles, überhaupt die bessern Alten, Plato, Xenophon u. s. f., hätten aus

1) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 30, V. 34; K. 31, V. 44; K. 39, V. 6; Kap. 41, V. 40; K. 45, V. 16. Ausleg. über etliche Kapitel des 5. Buchs Mosis. Plochm. XXXVI, 294.

2) Tischreden., Walch XXII, 4.

der natürlichen, allen Menschen ins Herz geschriebenen Erkenntniß geschöpft, von welcher der Apostel im zweiten Kapitel des Römerbriefs rede. Ihre Werke sollten daher den Unverständigen und Frechen recht vorgelegt werden, zur Zucht und Besserung ihrer gebrechlichen Natur. An hundert Stellen preist er besonders Cicero als einen frommen Mann, dessen Werke so recht der Ausdruck des römischen Weltverstandes und der Religiosität der Römer, als einen der ersten und besten unter den Sterblichen aller Zeiten, als trefflichen hochberühmten Staatsmann und Redner und den Gott sonderlich erwählt Meister der lateinischen Sprache zu werden [1]). Zu Koburg während des augsburger Reichstags beschäftigt er sich in Mußestunden mit einer Auslegung der Propheten und daneben mit einer Uebersetzung des Aesop für die Jugend und das Volk. Er hatte ihn neben Plautus und Virgil in seinen früheren Jahren lieb gewonnen. Die äsopischen Fabeln, meinte er, wären sicherlich nicht das Werk eines einzigen Dichters; viele treffliche Köpfe verschiedener Zeiten müßten daran gearbeitet haben. Namentlich Virgil blieb ihm lebenslang lieb. An eine Wand seiner Wohnung in Wittenberg schrieb er den Vers aus der zehnten Ekloge, **Omnia vincit amor et nos cedamus amori.** Wie tief er in die mönchische Richtung, die Ansicht von dem ausschließlich seligmachenden Glauben der Kirche hineingerathen war, er ließ es sich nicht nehmen, die Welt, die in den Alten glorreich sich offenbarende, habe auch ihre Wahrheit, die in Worten und Werken, im ganzen Leben gehalten werden solle, wenn auch noch Mängel und Gebrechen daran wären. Wie die Schriften, die Weisheit, einzelne Aussprüche der Alten seine Bewunderung erregen, so die Helden der Römer und Griechen, ihre Tugenden und Thaten. „Pomponius Attikus, Aristides, Sokrates und andere Dergleichen sind feine, wahrhaftige, aufrichtige Leute gewesen, ohne alles Falsch." Er preist Alexander als Krieger und Herrscher, Hektor in seinem Abschied, „da er Harnisch und Rüstung angelegt, und sein Söhnlein küsset," Scipio, als den Einzigen in allen Historien der Alten, der sich den Ruhm erworben, auch im Glücke sich selber überwunden

1) Auslegung d. Genesis zu Kap. 9, V. 12—16, Walch I, 937 f. Vorr. zum Prediger Salomonis, Walch V, 2025 ff.

zu haben, während alle andern Helden die Kraft nicht gehabt, sich selbst zu beherrschen. Denn das hätte auch ein Themistokles nicht gekonnt, nicht Alexander, der ein Knecht seines feurigen Muthes gewesen, nicht der stärkste und männlichste aller Griechen, Achilles, der um der Briseis willen kindisch geworden und sein Herz zu überwinden nicht vermocht habe [1]).

Auch wo er keinen Bezug auf die Klassiker nimmt, sieht man oft deutlich, daß er unter ihrem Einflusse schreibt, denkt, empfindet. Deutlich sieht man es überhaupt seinen Schriften an, daß er ein Zögling der Alten ist, wie anhaltend er sich mit ihnen beschäftigt, wie eifrig und erfolgreich er bemüht gewesen war, nach allen Seiten in die römische und griechische Welt, in die Kunde der Geschichte, Weltansicht, Weisheit, Art und Gesittung des klassischen Alterthums einzudringen. Nicht minder deutlich sieht man, wie viel ihm davon eigen geworden, sei es unwillkürlich oder durch sein Bemühen, in sein innres Eigenthum zu verwandeln, was ihn zumeist anzog, Empfänglichkeit in ihm vorfand. In dem Allen müssen wir doch Nachwirkungen seiner erfurter humanistischen Studien erblicken, zu dem Allen machte er doch in Erfurt den eigentlichen Anfang, hier legte er den Grund dazu, wo er einen besseren Unterricht und stärkere Anregungen zu diesen Studien erhielt, wo er sich allein damit als eigentlichen Studiengegenständen beschäftigt hat. Und daß das Wahre, Große und Schöne im Inhalt und der Form der klassischen Welt und Literatur ihn fesselte und so tief auf ihn einwirkte, zeugt dann davon, wie viel Sinn dafür, wie viel Gleichartiges in ihm lag, und eben darum, weil dies der Fall war, wirkten die Alten so tief und nachhaltig auf ihn ein, trotz Dem, daß ihrem Einflusse bei ihm nicht wenig entgegenstand.

Es wäre sehr der Mühe werth, einmal ausdrücklich die Spuren der Einwirkungen aufzusuchen und zusammenzustellen, welche

1) de Wette IV, 12. *Klincksieck*, Lutherus humanioris literaturae cultor et aestimator, 13. Ausl. d. Genesis zu Kap. 30, V. 39; Kap. 41, V. 40. Ausl. d. 51. Psalms zu V. 6, Walch V, 790. Ruhkopf 299 („Schon der einzige Ausspruch, daß man anders als Knabe, anders als Mann den Menschenmaler Terenz lese, würde für den Einfluß der Klassiker auf ihn bürgen.").

die Beschäftigung mit den klassischen Schriftstellern auf ihn, seine Ansichten, sein ganzes Geistesgepräge und Gefühls- und Gemüthsleben, seine Schreibart geübt haben. Wir können nur auf Eins und das Andre aufmerksam machen, das in näherem Zusammenhange mit dem hier zu verfolgenden Zwecke steht, dürfen nicht vergessen, daß wir es an dieser Stelle eben nur mit den Einwirkungen der klassischen Studien, die ihm in Erfurt wurden, zu thun haben. Freilich nöthigt die Mangelhaftigkeit der Nachrichten über die letztern erst später Hervorgetretenes zu Hülfe zu nehmen, um durch Rückschlüsse ein einigermaßen helleres Licht zu erhalten.

Zunächst mußten ihm die klassischen Studien nicht mehr und weniger als allgemeines Bildungsmittel sein. Die lateinische Sprache war nicht blos die der strengen Wissenschaft, der Schule, der Lehrbücher, sondern fast der gesammten Literatur, sowie der großen politischen und kirchlichen Verhandlungen. Alle Zeitfragen wurden in ihr durchgesprochen. Man disputirte, schrieb, sprach und dichtete lateinisch in der ganzen gebildeten Welt. So las er die lateinischen Klassiker vor allen Dingen um der Sprache willen und da entging ihm denn bei seinem feinen Sprachsinne, seiner außerordentlichen Anlage für die Kunst der Schreibart und Darstellung die Schönheit, die Vollendung der Form bei den Klassikern sicher nicht. Die Humanisten leiteten ihre Schüler namentlich zur „Beredtsamkeit" an, übten diese selbst eifrigst, und was man so nannte, war eben die Kunst des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks. Zufolge der erwähnten Nachrichten über seine Schuljahre und Bildung scheint seine vorragende Anlage der „Wohlredenheit" früh bei ihm hervorgetreten zu sein, scheint er die letztere früh mit Vorliebe geübt zu haben. Es muß auch zu Erfurt der Fall gewesen sein, wo sie sich rasch entwickelte. Eben dies war es doch wol, mindestens zum großen Theile, was dem jungen Magister die Bewunderung der ganzen Universität erregte. Es wurde darauf zu jener Zeit ein größeres Gewicht gelegt als je zuvor, durfte neben anderen Kenntnissen und Befähigungen nicht mangeln. Darauf deutet keine Spur hin, daß er, als er die ersten akademischen Grade erlangte, etwa in der Wissenschaft eine neue Bahn eingeschlagen oder literarisch etwas irgend Erhebliches geleistet hätte. Zum Studium der Rechte,

zur Vorbereitung auf die Laufbahn des Rechtsgelehrten und Geschäftmannes riethen die Freunde, muthmaßlich insbesondere deshalb, weil sie ihn des Ausdrucks so mächtig sahen, so viel Anlage und Neigung zur Wohlredenheit bei ihm wahrnahmen. Hierzu waren allerdings auch die scholastischen Disputationen ein Bildungsmittel, die klassischen Studien aber ohne Frage das vorzüglichere; ja sie mußten wol wieder gut machen, was jene und überhaupt seine scholastischen Studien an seinem Ausdrucke verdarben, und wurden so doppelt wohlthätig. Er hat sich überhaupt genommen und zumal nach seiner Studienzeit viel anhaltender mit den Vätern, scholastischen Theologen, Philosophen und sonstigen mittelalterlichen Schriftstellern abgegeben als mit den Klassikern. Deutsche Muster hatte er so gut wie gar nicht. Was möchte aus seiner Schreibart geworden sein, wenn er die Klassiker in Erfurt vernachlässigt hätte? Wie hart, steif und eckig läßt sie sich ohnehin noch in den ersten Aeußerungen an, die wir von ihm haben; wie deutlich und wie schwer hängen ihr da und noch lange die Spuren der Sprache und Darstellung der Scholastiker an. Von den Klassikern, als ersten Lehrmeistern des Styls, hat er nicht blos lateinisch, sondern auch deutsch, sein unübertreffliches Deutsch, reden und schreiben gelernt, so wahr es ist, daß namentlich auch seine Schriftkunde, sein Studium der Muttersprache, sein sorgfältiges Achten auf die Mundarten, den Kanzleistyl darauf einwirkte und daß seine angeborene Anlage das Beste dabei gethan. Das Latein der Scholastiker war eine neue kunstvolle, seinem Zwecke angemessene, jedoch verdorbene Latinität, sein Einfluß auf das gewöhnliche bestand darin, daß dieses ein unerhört barbarisches war. Die Sprache der Schule und Wissenschaft hatte nachtheilig statt bildend auch auf den Ausdruck der Deutschen in ihrer Muttersprache gewirkt, die sich in Luther's Entwickelungszeit bildsam wie immer, aber sehr ungebildet und ungelenk zeigt. Nimmt man sein Aufwachsen in den untern und mittleren Ständen, seine gewaltige Naturkraft hinzu; denkt man daran, wie oft die letztere stürmisch, roh und maßlos auch in seinem Ausdrucke hervorbrach, wie oft auch in diesem die Nachwirkungen seiner plebejischen Herkunft hervortreten, so wird man sicher glauben, daß der Einfluß seiner klassischen Studien in dieser Beziehung nicht leicht zu hoch in Anschlag gebracht werden

kann. Das Gebildete und Edle, die Ruhe und Haltung, die Klarheit und das Maß seiner Schreibart ist vornämlich auf sie zurückzuführen. Was er Emser vorhielt [1]), oratorum insigne decus est apposite dicere, wie Cicero sage; worauf er Erasmus verwies, daß Niemand nach Quintilian besser von Sachen rede und den Zuhörern die Herzen nehme, als Der, dem die Sache mit Ernst anliege — Dies und Aehnliches aus Cicero's, Quintilian's und andrer Klassiker Schriften hatte er sich sorgfältig gemerkt, des Achtens auf sie selbst und ihrer Einwirkung als Vorbilder zu geschweigen [2]).

Zunächst hing hiermit zusammen, einige seiner angeführten Aeußerungen über die Klassiker weisen schon darauf hin, und leicht würde es sich durch hundert andre noch weit vollständiger erweisen lassen, daß ihre Poesie bei seinem poetischen Sinne und Phantasiereichthume ihn mächtig anzog und wesentlich zur Ausbildung seiner poetischen Anlage mithalf. Noch 1539 schrieb er an Eoban Hesse, er bekenne, einer von Denen zu sein, die durch die Dichter stärker erregt, mehr erfreut und festgehalten würden als durch ungebundene Rede, und wenn es die eines Cicero und Demosthenes wäre [3]). Freilich wirkte hier auch die kirchliche Poesie und die Kirche überhaupt mit, seine Beschäftigungen mit der Schrift übten vielleicht einen noch größeren Einfluß, wie er denn auch in jenem Schreiben an Hesse den Eindruck, den die Psalmen von früh an auf ihn gemacht, noch höher stellt. Dies konnte jedoch jetzt noch kaum der Fall sein. Gerade in dieser Zeit waren die klassischen Dichter für die Pflege und Ausbildung seines dichterischen Sinnes um so schätzbarer als Gegenwirkung bei seinem eifrigen Eingehen in die Logik und Dialektik der Schule, welche so sehr geeignet war, den Verstand einseitig zu beschäftigen und auszubilden und Gemüth und Einbildungskraft zu erdrücken; seinem Eingehen in den Scholasticism, der die letztere durch irre leitende Stoffe anregte und die Grübe-

1) In der Schrift: Antwort an den Bock Emser, Opp. lat., ed. Jenens. I, 372.

2) Antwort an Erasmus, daß der freie Wille nichts sei, Walch XVIII, 2193.

3) de Wette V, 75.

leien begünstigte, gegen welche dann abermals die Alten schützten. Auch seiner humoristischen Anlage und Stimmung kam seine Beschäftigung mit den Klassikern sehr gut zu statten. Je ernster seine Richtung war, je düstrer sie bisweilen werden mochte, von desto größerem Werthe war die echte, ob auch niedre Komik eines Plautus für ihn. Sie hat ihm, wie man nicht ohne Grund vermuthen mag, wol manche schwere Stunde voll Herzensangst, wenn ein finstrer Geist über ihn kam, verscheucht.

Nahmen die scholastischen Lehrer die Zeit und Aufmerksamkeit der studirenden Jugend für deren formelle Verstandesausbildung durch dialektische Vorlesungen und Disputationen so übermäßig in Anspruch, waren sie in anderen Wissenszweigen nur sehr mittelmäßig bewandert und gingen deren mehrere sehr wichtige, Geschichte, Erdkunde u. s. f. ganz, oder so gut wie ganz leer bei ihnen aus, so wurden ihm ohne Frage die klassischen Studien weiter dadurch in einem sehr hohen Maße nützlich und förderlich, daß sie ihm Gelegenheit boten, einen reichen Vorrath von Kenntnissen manchfacher Art, und gerade solchen Kenntnissen einzusammeln, welche eben da ergänzten, wo der übrige Unterricht die fühlbarsten Lücken ließ. Ebenso nützlich mußte ihm das Bekanntwerden mit den vielfachen neuen Begriffen und Anschauungen werden, die er bei den Klassikern fand. Es schützte ihn und war ihm ein sehr nothwendiger Schutz gegen die Einseitigkeit des scholastischen Gesichts- und Gedankenkreises. Davon unten noch Einiges. Hier wollen wir zuvörderst noch etwas, die Bereicherung seiner positiven Kenntnisse durch die Alten Betreffendes beispielsweise herausheben.

Man kann sagen, daß er gewiß die volle Hälfte seiner Geschichtskenntnisse den Klassikern entnommen hat, denen auch seine Naturkunde zu einem sehr bedeutenden Theile entstammt, wie es sein angeborner deutscher Natursinn war, der, Nahrung bei ihnen findend, ihn zu ihnen hinzog, zu Virgil namentlich. So verdankte er ihnen auch das Meiste von Dem, was er in den Fächern der Staatswissenschaften gewußt hat. Auf seine für die religiösen und deutschen Angelegenheiten so wichtig gewordenen Vorstellungen von Recht, Staat und Politik wirkten auch die Scholastiker nebst dem christianisirten Aristoteles, dann das geistliche Recht, die deutschen volksmäßigen Begriffe und die Ansich-

ten der Staatsmänner und Juriſten, mit welchen er in nähere Verbindung trat, und beſonders ſein Schriftſtudium ſehr ſtark und obenein vielfach verwirrend und verdunkelnd ein, ſehr weſentlich aber doch auch und zunächſt die klaſſiſchen Schriftſteller, deren Einfluß auch in dieſer Beziehung fortwährend ſichtbar bei ihm bleibt und vielfach wieder gut machte, was von anderen Seiten her bei ihm verdorben wurde. Wo er über Verhältniſſe des öffentlichen Rechts, Obrigkeiten und Unterthanen, Rechte und Pflichten derſelben ſpricht, ſcheint es immer durch, wie tief ihn die Begriffe der Alten vom Gemeinweſen durchdrungen hatten, auch dann, wenn er ſich nicht ausdrücklich auf ſie beruft. In einer nicht geringen Anzahl ſeiner Schriften gewahrt man eine unerwartet ausgebildete Vorſtellung von einem vernunftgemäßen Staatsweſen, die freilich theilweis als aus deutſchen und chriſtlichen Staats- und Rechtsbegriffen herfließend erſcheint, doch ebenſo wenig den Jünger der Griechen und Römer verkennen läßt, der ſich den in den Werken derſelben niedergelegten Schatz geſunder und tiefeindringender philoſophiſcher Forſchung über Recht und Staat und praktiſcher Staatsweisheit und politiſcher Erfahrung zu eigen gemacht. Mit Leichtigkeit läßt ſich aus ſeinen Schriften ein reicher und trefflicher Regentenſpiegel zuſammenſtellen, der zugleich der Ausdruck des Bewußtſeins iſt, mit welchem er herrſchend, ordnend oder leitend, näher oder entfernter in kirchliche und bürgerliche Verhältniſſe eingriff; und dieſer Regentenſpiegel weist überall auf die Alten zurück. „Darum, ſchließt er eine Erörterung, wer im weltlichen Regimente will lernen und klug werden, der mag die heidniſchen Bücher und Schriften leſen, die haben es warlich gar ſchön und reichlich herausgeſtrichen und abgemahlet, beide mit Sprüchen und Bildern, mit Lehren und Exempeln, aus welchen auch die alten kaiſerlichen Rechte gekommen ſind. Und iſt mein Gedanke, daß Gott darum gegeben und erhalten habe ſolche heidniſche Bücher, als deren Poeten und Hiſtorien, wie Homerum, Virgilium, Demoſthenem, Ciceronem, Livium, und hernach die alten feinen Juriſten (gleichwie er auch andere zeitliche Güter unter die Heiden und Gottloſen allezeit gegeben und erhalten hat), daß die Heiden und Gottloſen auch haben ſollten ihre Propheten, Apoſtel, und Theologos oder Prediger, zum weltlichen Regiment.

Wie auch Sanct Paulus derer Kretenſer Poeten, Epimeniden, ihren Propheten nennet, Tit. 1, 12. und Matthäus die heiligen drei Könige Magos nennet, Matth. 2, 1., darum, daß ſie der Araber Prieſter, Propheten oder Lehrer waren. Alſo ſind bei ihnen Homerus, Plato, Ariſtoteles, Cicero, Ulpianus u. ſ. w. geweſen, wie bei Gottes Volke Moſes, Elias, Eſaias u. ſ. w. und ihre Kaiſer, Könige, Fürſten, als Alexander, Auguſtus u. ſ. w. ſind ihre Davides und Salomones geweſen[1].“ Aus Cicero, Ariſtoteles, Plato, auf die er auch ausdrücklich ſich beruft, entnahm er jene Grundſätze, die er ſo trefflich anzuwenden und ſo kunſtreich mit chriſtlichen Begriffen und Anweiſungen zu verſchmelzen wußte: wie die menſchlichen Dinge wären, könne kein Reich ohne Gewalt und Unrecht regiert werden, über allem poſitiven Rechte ſtehe und gelte das der ewigen Vernunft und des Geiſtes und der Kraft der Großen und Guten, der „rechten Wundermänner,“ denen die Natur die Anlage und das Recht des Herrſchens mitgegeben, die, die Meiſter und das Recht ſelbſt, die Rechte zu ändern wüßten oder den wahren Sinn derſelben träfen, den die Rechtsgelehrten ſo oft verfehlten; es gebe nach Plato zweierlei Recht, **Justum natura, Justum lege**: „ich will es das geſunde Recht und das kranke Recht nennen. Denn was aus Kraft der Natur geſchieht, das gehet friſch hindurch, auch ohne alles Geſetz, reißt auch wol durch alle Geſetze; aber wo die Natur nicht da iſt, und ſoll es mit Geſetzen herausbringen, das iſt Bettelei und Flickwerk, und geſchieht gleichwol nicht mehr, denn in der kranken Natur ſteckt.[2]“

Wie oft läßt ſich der Einfluß der Alten bis ins Einzelne und Kleinſte des Kreiſes ſeiner Anſichten über Recht und Staat verfolgen. So ſchimmert bei ihm ſehr deutlich durch, wo er Anſichten über Staat und Politik ausſpricht, daß er mit ſo großer Vorliebe den Cicero und Livius geleſen, bei welchen die ariſtokratiſche Auffaſſung der Respublika nicht minder vorherrſcht wie bei Ariſtoteles. Es war dann um ſo natürlicher, daß er dieſelbe ſich vorzugsweis aneignete, da auch die deutſchen ſtädtiſchen Gemeinweſen vom

1) Ausleg. des 101. Pſalms, zu V. 5. Walch V, 1256.

2) Ausleg. d. 45. Pſalms, zu V. 7 f., Walch V, 544. Ausleg. d. 101. Pſalms, zu V. 1, Walch V, 1201 ff.

aristokratischen Elemente durchdrungen waren. Sie aber boten ihm die nächsten Vergleichungspunkte mit den antiken Stadtrepubliken, der griechischen und römischen Staatsverfassung, sie wurden die vornehmsten Stätten und Stützen der Reformation, das Verhältniß der städtischen Obrigkeiten zu dieser gewann eine so unendliche Wichtigkeit für seine gesammten Bestrebungen, und eben jetzt wurde es Ton unter den Humanisten im Gegensatze zu dem ohnmächtigen verwirrten Reichsregimente, der Gewaltlust des rohen Adels und den Machtgelüsten der zur Unumschränktheit hinstrebenden Fürsten, die reichsstädtische aristokratische Freiheit rühmend zu erheben [1]). Nichts hätte auch zumal in jener Zeit bei uns nützlicher und förderlicher sein können als eine genauere Bekanntschaft und eifrige Beschäftigung mit den staatssinnigen Römern. Die Humanisten, in denen das nationale Bewußtsein, die vaterländische Gesinnung lebendig erwachte und sich läuterte, indem sie klassische Latinität sich anzueignen suchten, entnahmen aus den Alten die trefflichsten Lehren und empfingen durch sie die lebendigsten Anregungen des Freiheits- und Gemeinsinns, jenes echten aufgeklärten Patriotism, der die individuelle Freiheit nicht opfern wollte, zugleich aber hinarbeitete auf Einigung der Kräfte und Bestrebungen, ein festes Zusammenhalten der Nation, Errichtung einer gesetzlichen Ordnung und Unterwerfung unter sie. Sie schwärmten für das klassische Alterthum, lebten sich tief in römisch-republikanische und patriotische Ansichten und Gefühle hinein, nährten aber durch die Alten ihr deutsches Vaterlandsgefühl und machten von demselben den besten patriotischen Gebrauch. So ließ ein Freund der humanistischen Studien aus dem Fürstenstande am wormser Reichstage 1495 Demosthenes' erste beiden Philippiken, von Reuchlin übersetzt, vertheilen [2]). Jene Richtung der Hutten und ähnlich Gesinnten bei ihren klassischen Studien ergriff auch Luther, wie man schon daraus schließen könnte, daß, als er Magister geworden, sein erster Gedanke war, den deutschen Magistern Ehre zu machen. Flammt der Patriotism bei ihm im Gegensatze gegen römische Bedrückung so gewaltig auf, so sind die Einflüsse seines fleißigen Lesens der

1) Gervinus II, 417.

1) Pfister a. a. O. III. 588.

klassischen Schriftsteller, seines Cicero, seines Livius, dabei nicht zu verkennen. Nicht sichrer als durch ihre Leitung hätte er zu dem christlichen Universalismus hindurchdringen können, der die Rechte der Volksthümlichkeiten achtet und der Vaterlandsliebe den freiesten Raum läßt und nur die engen feindseligen Volks- und Stammesunterschiede aufhebt, während der Universalism der römischen Kirche jene Rechte nicht achtete und den Patriotism abschwächte, und während die weltlichen deutschen Verhältnisse den beschränkten selbstsüchtigen Stammes- und Provinzial- und Pfalbürgergeist nährten. Eben den Einflüssen von dieser Seite her wirkte Befreundung mit den Alten und deren Republikanismus kräftigst entgegen, indem ihr engherziger Barbarenhaß bei tief gewurzelter christlicher Anschauung Eingang nicht finden konnte. Auch da können uns ihre Einwirkungen auf ihn nicht entgehen, wo er für die gemeine Sache, für das Volk sich erhebt, als Volksmann, als Tribun auftritt, indem er die Fahne der Freiheit, der eigentlichsten persönlichen Selbstbestimmung, in der Sache des Glaubens oder Deutschlands hoch emporträgt. Die Tyrannen und der Demos, Despoten- und Pöbelherrschaft sind ihm gleich sehr zuwider. In keinem anderen Augenblicke seines Lebens und in keiner anderen seiner Schriften spricht sich dies deutlicher aus als in der beim Beginne des Bauernkriegs geschriebenen: Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei, einer Schrift, welche gleich sehr auf antik-republikanischer und der christlichen Ansicht von der Gleichheit Aller als Kinder Gottes durch den Glauben und von der Gewissenspflicht der liebevollsten Fürsorge eben für die Armen und Niederen ruht, denselben aber so streng die Selbsthülfe als den Obern die Ungerechtigkeit und Eigenmacht verbietet. Freilich entschwanden ihm die hellsten Gesichtspunkte bisweilen im trüben Gewirre und Drange der Ansichten, Verhältnisse, Aufregungen und Begebenheiten der Zeit. Es gelang ihm nie zu einer völligen Vermittlung der antiken und christlichen Begriffe von Staat, Recht und Freiheit hindurchzudringen; Mißverständniß von jenen und diesen beirrte ihn nicht selten. So war ihm offenbar eben auch seine klassische Bildung hinderlich, die Leibeigenschaft an sich selbst als ein Unrecht, als eine Sünde wider Menschenrecht und Würde wie gegen den wahren und christlichen Begriff vom Staat zu

erkennen. Weil die Römer, gleich den Vätern des alten Testaments, Sklaven gehabt, fand er in der Leibeigenschaft in Deutschland um so weniger etwas Anstößiges. Wie sich die Doktoren des römischen Rechts bei ihrer vorwaltenden oder fast ausschließlichen Kunde eben dieses Rechts und der römischen Rechtsbegriffe und Einrichtungen in den deutschen Verhältnissen verirrten und vergriffen, so erging es ihm vielfach hinsichtlich seiner Ansichten von den Gegenständen des Rechts und der Politik in Folge seines, zumal was die theoretische Seite betrifft, überwiegenden Wissens von römischer Verfassung und Staatswesen. So hat das Studium der Klassiker Freiheitssinn bei ihm geweckt und genährt, ihn aber auch auf höchst illiberale Vorstellungen hingeführt. Allein trotz dem Allen ist es als ein sehr großes Glück zu betrachten, daß er wenigstens die Staatsweisheit der Alten kennen gelernt, als er in die Welthändel verstrickt wurde; als ein um so größeres Glück, wenn man erwägt, in wie große und verhängnißvolle Irrthümer und Mißgriffe er in Folge seiner mangelhaften Kenntniß von den deutschen und europäischen Rechts- und Staatszuständen, den vaterländischen und Weltverhältnissen verfiel, wovon die Universitätsdoktoren wenig wußten und die heranwachsende Jugend nichts lehrten.

Unter den Humanisten machten viele das Sprachliche, die formelle Bildung zur Hauptsache, und diese Richtung ging auf ihre Schüler leicht über. Bei anderen unter ihnen war dies jedoch nicht oder weniger der Fall. Sie richteten ihr Augenmerk nicht ausschließlich auf eine bessre Latinität, bessre Grammatiken, Wörterbücher u. dergl., sondern zugleich oder auch vorwaltend auf die Sachen, den Gehalt, lernten und lehrten aus den Alten Geschichte, Philosophie, Lebensklugheit, sittliche Besserung.

Ganz in dieser Richtung trieb Luther seine klassischen Studien, so hohen Werth er auf die Sprachen an sich selbst legte, die ihm die Scheide waren, „worin das Schwert des Geistes stecke." Doch wurden sie ihm als solche erst späterhin so wichtig. In seinen jugendlichen Jahren scheint ihm der Inhalt seiner römischen Autoren weitaus die Hauptsache gewesen zu sein, sofern er Gelegenheit zur Bereicherung seines Wissens, und noch mehr sofern er Stoff darbot für sein Streben nach Ausbildung des Verstandes und Mehrung der Einsicht, nach allgemeiner menschlicher, besonders innerlicher sittlicher Tüchtigkeit. „Er las sie also wie Melanthon sagt, daß er nicht allein die Worte daraus genommen hat, wie die jungen Knaben, sondern auch eine Lehre und Exempel des menschlichen Lebens daraus gefaßt hat. Darum er auch desto fleißiger Acht gehabt, was derselben Skribenten Vornehmen wäre und wohin ihre Rede gerichtet, und darnach fast alles dasselbige, so er gelesen oder gehört, im Sinn behalten, gleich als ob er's immer vor Augen hätte." Damit stimmt eine andere handschriftliche Nachricht genau überein. Er habe in Erfurt die „besten und feinesten autores linguae, als Ciceronem, Virgilium, Livium, Plautum gelesen," und nicht etwa so, daß er „allein etliche Wörter und phrases daraus erlesen," sondern habe „das ganze consilium authoris betrachtet und nützliche Lehren zum gemeinen Leben draus genommen [1])." Auch aus seinen Schriften sehen wir, daß es ihm bei den Alten stets auf die praktische Anwendung ankommt.

Er beruft sich zehn für ein Mal auf die „Exempel," womit die „Komödien das gemeine Leben so fein abmalen;" erinnert, um Kleinen und Großen aller Stände die Thorheit der so häufigen menschlichen Selbstüberhebung zu Gemüth zu führen, an Cicero's Ausspruch, am übelsten gerathe das am besten Ausgedachte, an das „ich sollte billig König sein" des Narren der Komödie, an die Mythe vom Phaeton; denn das Lehrhafte, Sinnige und Sinnreiche der griechischen und römischen Mythologie ist es, was ihn auch bei ihr zumeist beschäftigt und anzieht. Er mag die Schrift auslegen, Tagsfragen besprechen, geistliche oder weltliche Sachen erörtern, in der Streitschrift wie in der Predigt — stets hat er ein Beispiel aus dem klassischen Alterthume oder einen Ausspruch der Klassiker bei der Hand. Wie er aus der klassischen Dichtersprache die der Psalmen erläutert, ist er durchgängig bemüht, die Lehren und Aussprüche, die Erzählungen und Persönlichkeiten der Schrift durch Nebeneinanderstellungen aus dem klassischen Alterthume in ein helleres Licht zu setzen. Er hält dem Erzbischof Albrecht (Wider den Bischof zu

1) Mel. im Leben Luther's. Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart. Nr. 153, S. 79.

Magdeburg, 1539) vor, er habe einen Angeschuldigten ohne ihn gehört zu haben hinrichten lassen und weist ihn hin auf Das, was von Alexander dem Großen erzählt werde, daß er, wenn eine Klage vor ihn gekommen, ein Ohr fest zugehalten und den Kläger reden lassen, weil er, wie er gesagt, dem Verklagten, der antworten solle, auch ein Ohr behalten müsse [1]). Und so in hundert und wieder hundert Stellen, deren jede bezeugt, daß er, fern davon, nur auf das Sprachliche zu sehen oder ein todtes Wissen aufzuhäufen, die Klassiker mit Nachdenken, mit vorherrschend praktischer Abzweckung gelesen hatte.

Indem er, der Welt entsagend, ins Kloster geht, beherrscht ihn die mittelalterlich-asketische Anschauung und Stimmung ganz, unwiederbringlich verloren scheint bei ihm jeder Eindruck, den die verständige, einfache, unbefangene Auffassung und Behandlung der menschlichen Dinge, die das Menschliche im Menschen zur reinen Offenbarung bringende Humanität, die Geistesklarheit und Freiheit, die heitre Ruhe der Alten auf ihn gemacht haben mochte. Seine Beschäftigung mit ihnen hatte für jetzt kein hinreichendes Gegengewicht gebildet gegen Das, was von Ueberspannung und Verdüsterung in seinem Gemüthe lag, gegen seine einseitige religiöse Ansicht und Gefühlsweise, die Verworrenheit, in welche er namentlich durch seine scholastischen Studien gerieth. Allein der Eindruck seiner Beschäftigung mit den Alten war keineswegs ein verlorner bei ihm. Er nahm sie mit ins Kloster, und waren sie es auch nicht, welche ihm unmittelbar und zunächst aus seinen Irrsalen wieder heraushalfen, so wirkte dazu doch sicher auch die Klärung und die Kraft, welche seinem Geiste durch sie geworden, wenigstens mittelbar, so linderten und beschwichtigten sie doch sicher manchmal die Schmerzen und Aengste, die ihn auch ihrerseits an seiner Selbstbefreiung hinderten, indem sie seine Geisteskraft lähmten, seine Geistesklarheit trübten. Daß er sodann nach einer kurzen Zwischenzeit eines ganz innerlichen, von Natur und Welt abgewendeten Daseins jener ihr Recht wieder einräumte, dieser sich wieder zuwendete und so frei und gewandt sie anzu-

1) Ausl. d. Genesis zu Kap. 32, V. 1 u. 2; Kap. 27, V. 11—14. Ausl. d. 90. Psalms zu V. 9, Walch V, 1139 ff. Plochm. XXXII, 25.

greifen, mit so gesundem Urtheil ihre Verhältnisse, die Menschen aller Stände und deren Treiben zu würdigen, die menschlichen Dinge und die Wissenschaft auf eine dem Verstande so zugängliche praktisch-verständige Weise zu behandeln wußte — selbst noch aus dem klösterlichen Verbande heraus — das Alles ist ohne Frage zum großen Theile seiner anhaltenden denkenden Beschäftigung mit den Alten beizumessen. Ihr „ich bin ein Mensch und achte nichts Menschliches mir fremd" hatte er freilich bei seinem Eintritt ins Kloster und in seinem mönchischen Christenthume vergessen, verkannt oder abgelehnt. Im evangelischen Christenthume liegt es gleichfalls, nur auf eine höhere Grundlage zurückgeführt. Späterhin fand er es wieder, und man darf nicht zweifeln, daß Schriftstudium und Einflüsse klassischer Studien dabei zusammenwirkten. In der Auslegung des 1. Buchs Mosis kommt er beim 8. Verse des 35. Kapitels auf die Gleichgültigen, die vermeinten Stoiker, die sich durch die Kunde von den die Türkeneinfälle begleitenden Greueln nicht bewegen ließen. Nichts, meint er, könne allem menschlichen Gefühle mehr zuwider, gottloser und unchristlicher sein, als ungerührt zu bleiben bei dem Jammer, welchen die Türkeneinfälle Mitmenschen bereiteten — oder bei dem Seelverderben durch papistische Irrlehren, bei der Bedrängniß durch die Feindschaft des Kaisers wider die Evangelischen verursacht. „Da gebühret mir, daß ich ein Mensch sei und das Menschliche mitempfinde, wie Jener in der Komödie sagt; und noch mehr gebühret mir als Christen in solchem Falle, daß ich Andrer Noth mir zu Herzen gehen lasse." Zugleich auf die klassische und die christliche Ansicht bezieht er es zurück, daß er erkannt, „die Gemeinschaft des menschlichen Geschlechts sei nicht zu fliehen, sondern zu suchen, Gott habe die Menschen in diese Welt, nicht außerhalb der Welt berufen, wie der Herr selbst aus der Wüste berufen sei zu predigen und zu wirken in der Welt, wie die heiligen Väter des alten Testaments die Gemeinschaft der Menschen geliebt und freundlichen Umgang mit den Ihrigen und Fremden gepflogen; gottlos und unmenschlich sei es, die Schmerzen der Betrübten nicht mitempfinden zu wollen. Als übersteigerter Stoicism erschien ihm zuletzt die mönchische Ansicht und Lebensweise, ja „sehr feind" erklärte er sich dem Plinius, „daß er die Natur also beschuldiget, als sei sie allzeit unsre Stief-

mutter und nicht unsre rechte Mutter, die uns nähret [1])." Die Umwendung hätte nicht völliger sein können und war ohne Zweifel, ob auch nicht allein, Nachwirkung und Fortwirkung seiner klassischen Studien, in welchen die nothwendige Bedingung lag, daß er die uns so heilsame Richtung der bessern deutschen Humanisten, das Römer- und das uns noch verwandtere Griechen- und das Deutschthum, und Humanism und Christianism, soweit es möglich, in unsrer Ansicht und Art zu verschmelzen, so in sich aufnehmen und so sehr verstärken konnte. Er zog ganz deutsch Gewinn aus dem Klassischen, dem Fremden, ohne jedoch seine deutsche Art und Gesinnung dadurch verderben zu lassen, die Alten mußten seine vaterländische Gesinnung beleben und halfen ihm doch wieder, indem sie ihn Hingebung an das Menschliche und Menschheitliche lehrten, seinen vaterländischen Sinn vor dem Beschränktpatriotischen bewahren. Aehnlich verhielt es sich mit seinem Christianism im Verhältniß zu seinem Humanism.

Die antike religiöse Anschauung lag freilich so weit von der christlichen ab, daß man fast glauben sollte, sie hätte ihn bei seiner eifrigen christlichfrommen Gesinnung durchaus gegen die Alten einnehmen müssen. Es war indeß nicht, am wenigsten unbedingt der Fall. Selbst für seine Frömmigkeit fand er Nahrung bei ihnen. So wie er war, konnte ihre Skepsis bei ihm keinen Eingang gewinnen. Leicht fand er dagegen heraus, und es zog ihn an und wirkte tief auf ihn, daß die Weisen und Helden des Alterthums geglaubt hatten, von etwas Göttlichem erfüllt und getragen zu werden, und da meint er denn wol, auch zu der Tugend eines Herkules gehöre „Gottestreiben" zu [2]); daß sie so ernst mit religiösen Dingen sich beschäftigt, und da anerkennt er es, daß ein Cicero, ein Plato der christlichen Gotteserkenntniß denkend und ahnend schon sehr nahe gekommen; daß auch, bei den Römern namentlich, Religion und Priesterthum so innig mit dem Staatswesen verflochten, ihre bürgerliche Frömmigkeit der der deutschen Städter so ähnlich gewesen war. Endlich mußte die Kunde der Religiosität der Alten ihm doppelt heilsam sein, sofern sie sich frei zeigte von der Ausschließlichkeit und

1) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 20, V. 8, Walch I, 2019.

2) Ausleg. d. 101. Psalms, zu V. 5, Walch V, 1259.

Unduldsamkeit, wozu der strenge katholische Glaube so nachtheilig hinleitete.

Bei seiner Richtung, Lehre und Exempel des menschlichen Lebens ihnen abzulernen, war es, wie man denken kann, insbesondere ihre Moral, die ihn anzog und beschäftigte; vorzugsweis die ernstere Seite derselben, doch so, daß auch die Lehren einer heitern Lebensweisheit, wie sie bei den Alten sich finden, nicht ohne Anklang bei ihm blieben. Die besseren ethischen Anschauungen der Römer und Griechen sind ja den christlichen nahe genug verwandt, ihre lebenskräftige Vorbildung, sowie die christlichen ihre läuternde höher hebende Entwickelung. Um so leichter konnte geschehen, was geschah, daß er Nahrung für den innersten Trieb eines sittlichen Sinnes und Lebens, eines christlichen Wandels auch bei ihnen fand. Durch ihre philosophischen Moralprinzipien läuterte er die christlichen sittlichen Ansichten, wie sie ihm geworden waren. Sie dienten ihm zum vernünftigen und wissenschaftlichen Begreifen und Begründen seiner christlichen Moral. Die Scholastiker hatten die Dogmatik mit unverhältnißmäßig größerem Fleiße und Glücke bearbeitet als die Moral, welche durch sie eher verwirrt als aufgeklärt, kasuistisch, düster und mönchisch, oder noch mönchischer geworden war. Um so wichtiger und wohlthätiger wurde die Kenntniß der Alten für ihn. Wenn die Lehre, die Vorbilder des klassischen Alterthums das rein Menschliche darstellten und darum das Göttliche wiederspiegelten; wenn sie das Gute, Schöne, Große als Ausdruck einer hohen Begeisterung dafür in sich offenbarten; wenn sie eine hohe sittliche Kraft forderten oder bewiesen, Beherrschung und Besiegung der Selbstsucht, der Leidenschaft als edles Ziel vorhielten oder übten; Leidenskraft, großmüthige Aufopferung empfahlen und auf den Lohn im eigenen Bewußtsein als den besten hinwiesen, vollendete Tüchtigkeit als Tugend und Lebenszweck hinstellten: so konnte es nicht wohl fehlen, daß er dadurch lebendig ergriffen wurde und sich angeregt fühlte. Es war von ihm Gesuchtes, darum fand er es; es war ihm Verwandtes und wurde darum das Anklingende bei ihm, wurde ihm Uebergang und Vorbereitung zu einer zweiten Stufe seines christlich-sittlichen Lebens, auf welcher er dasselbe neu begriff und abklärte. Wie oft liest man es bei ihm durch, daß die Alten auch von dieser Seite tief auf ihn eingewirkt hat-

ten; oft aber gedenkt er auch ihrer Sittenlehre ausdrücklich. Trefflich, sagt er selbst in erbaulich-exegetischen Schriften, hätten Cicero (dem er den Vorzug gab) und Aristoteles von den Tugenden, der Klugheit, der Mäßigkeit, der Sittenlehre geschrieben und gelehrt. Eine auserlesene Tugend- und Sittenlehre enthielten Cicero's Bücher von den Pflichten, die kostbarste Schrift in ihrer Art; nach keiner andern könne die Jugend besser zu einem ehrbaren Wandel und edler Sitte angeleitet werden. Er ruft wol geradezu auf, dem Römer zu folgen: „So laßt uns nun lernen auch in Nöthen stark und unverzagt sein, lernen, was der heidnische Poet spricht, Tu ne cede malis, sed contra audentior ito!" Oder er bezieht sich auf Juvenal's Ausspruch, es sei ein gar fein Ding, daß Einer keinerlei Sünden halber bleich oder schamroth werden dürfe, u. s. f. [1]).

Von selbst erwartet man, daß ihm die Moral der Römer und Griechen nicht durchgängig zusagen, daß er sie nur bis auf einen gewissen Punkt gelten lassen und sich aneignen kann, daß er sie auch bestreiten muß. In der That geschieht es, und geschieht häufig. Der Epikuräism erregt ihm nicht selten Entrüstung, ebenso die aristotelische Ethik, ganz verfehlt nennt er die Sittenlehre der Peripatetiker, der Stoicism ist ihm zu fühllos, „sauer," mönchisch, doch freilich so, daß ihm die Ordensleute „siebenfache Stoiker" sind [2]). Aber gerade seine Einreden gegen die sittlichen Grundsätze der Alten zeigen recht deutlich, wie sehr diese Grundsätze ihm anlagen. Sie mußten ihm schon jetzt theilweis mißfallen, sofern sie gegen seine strenge Denkweise anstießen. Späterhin konnte er an ihnen überhaupt nach seiner theologischen Ansicht und Richtung nicht mehr loben, nichts Höheres in ihnen finden, als daß sie aufs Trefflichste lehrten, was dazu diene und so viel nöthig sei, „dieses Leben wohl und glücklich dahinzubringen;" die wahre Weisheit könne man aus ihnen nicht lernen. Da fand er, daß sie doch auch „durch ihre Werke genug thun wollten," daß des Heiden Cicero Spruch — auf welchen sich

1) Kurze Auslegg. d. Jesaias, zu Kap. 9, V. 2, Walch VI, 171 ff. Auslegg. d. Genesis zu Kap. 32, V. 9—12; Kap. 37, V. 15—20.

2) Auslegg. d. 22 ersten Psalmen, zu Ps. 14, V. 1, Walch IV, 1077. Auslegg. d. Genesis zu Kap. 42, V. 22—24.

Viele der gegnerischen Seite beriefen — von der Süßigkeit des Bewußtseins eines rein verlebten Daseins nicht weit reiche u. s. f. [1]). Er fand den Angelpunkt der Scholastik, sofern sie ihn in seine Irrsale hineingeführt, in der Lehre, daß der Mensch aus seinen natürlichen Kräften die göttlichen Gebote halten und erfüllen könne, wenn er thue, was an ihm sei. Ganz ähnlich war die Ansicht des klassischen Alterthums. Merkwürdig ist hier, wie die Moral der Alten in seinen Studienjahren mindestens scheinbar ganz entgegengesetzte Einflüsse bei ihm üben mußte. Von der einen Seite lag in ihr ein Gegengewicht bei ihm wider die mönchische Richtung auf Beschaulichkeit und Abwendung von der Natur, von Welt und Leben, indem sie auf eigne Kraft, allseitige Ausbildung, Thätigkeit und Tüchtigkeit im Leben verwies. Allein auf der andern konnte sie ihn eben durch ihr Hinlenken auf die eigne Gerechtigkeit, wodurch sie mit dem thatkräftigen Mittelalter, der Art deutscher Bürger, der Neigung eines kräftigen jungen Mannes und auch wieder mit dem Mönchthume übereinstimmte, leicht auf einem anderen Punkte in seinem Gedankenkreise bestärken, sodaß man sagen kann, selbst die Ethik der Alten habe an seinem Entschlusse der Weltentsagung auch wieder ihren Antheil, wie er denn wahrnahm, daß die Griechen und Römer im Grunde eben wie Türken, Juden und Mönche „durch ihre Werke hätten genug thun wollen [2])." Diese Wahrnehmung konnte indeß erst eine spätere sein, und eben deshalb auch namentlich der gefeierte Aristoteles als Moralist erst späterhin den Widerwillen und Zorn bei ihm erregen, wovon wir ihn fast immer erfüllt finden. Im Uebrigen war gerade bei seinem angelegentlichen Studium der scholastisirten aristotelischen Philosophie seine daneben hergehende Beschäftigung mit den Philosophen des Alterthums, die er außer Aristoteles und bei den Humanisten kennen lernte, die heilsamste, welcher er sich nur irgend hätte hingeben können. Jene populären Eklektiker, denen die philosophischen Geschichtschreiber und Redner hinzugefügt werden mögen, führten ihn freilich auf kein eigentliches umfassendes abgeschloß-

1) Vermahnung an die Geistlichen, Plochm. XXIV, 341. Auslegg. d. 22 ersten Psalmen, zu Ps. 5, V. 12.

2) Vom Mißbrauch der Messe, Plochm. XXVIII, 121.

nes System, erweiterten aber dagegen seine Kunde von philosophischen Vorstellungen, Systemen und Methoden, minderten dadurch die Einseitigkeit seiner vorwaltend aristotelisch-scholastischen Bildung, brachten Klarheit in sein Denken und lenkten es vom Abstrusen auf praktische Gegenstände.

Bei dem Allen darf nun aber nicht übersehen werden, daß er sich den humanistischen Studien und Kreisen und der Leitung der Humanisten keineswegs so hingab, wie es viele und wol die meisten der strebsamen und begabten jungen Leute thaten. Pistoris war doch wol sein wie Krotus' Lehrer, er aber seinerseits blieb bei der Scholastik. Wir gedachten schon seiner Aeußerung in der Schrift an die Rathsherren, wie leid es ihm sei, daß er in seiner Jugend nicht mehr Poeten und Historien gelesen. Er fügt da noch hinzu: „Habe dafür müßt lesen des Teufels Dreck, die Philosophos und Sophisten (wir wissen schon sein häufiger Ausdruck zur Bezeichnung der Scholastiker) mit großer Kost, Arbeit und Schaden, daß ich genug habe dran auszufegen [1])." Hiermit stimmt das Ergebniß überein, daß er trotz seiner Anlagen und seines auf die klassischen Studien ohne Frage verwendeten Fleißes das Ziel nicht erreichte, das den meisten Humanisten für das Höchste, für das eigentliche Kennzeichen der feinen wissenschaftlichen Bildung und der Humanisten-Genossenschaft galt: elegante Latinität. Seine lateinische Schreibart hat freilich den Vorzug einer großen Deutlichkeit und Durchsichtigkeit, sie ist lebendig und energisch, auch bei ihr blickt seine Sprachmeisterschaft durch. Allein elegant ist sie nicht, nicht einmal durchgängig regelrecht [2]). Die meisten Humanisten übertrafen ihn darin, deß er auch selbst gar kein Hehl hat. „Ich rede nicht von der Beredtsamkeit und eleganter Latinität (de eloquentia et Latini sermonis elegantia), denn darin bin ich unerfahren," sagt er (1521) in einem Schreiben an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen. Einen Brief von 1536 an Wenzeslaus Link beginnt er: „Quia jam dudum aliquot saecula sunt, daß ich nicht lateinisch schreibe noch rede, ut metuam, ne etiam meum antiquum Latinum igno-

1) Plochm. XXII, 191.

2) Lindner, Beiträge zur Reformationsgesch., in Studien und Kritiken 1834, 86.

rem," und fährt dann auch bald wieder deutsch fort. In einem Schreiben an Bugenhagen vom Jahre 1537 kommt die Aeußerung vor, er, der weder ein Lateiner noch ein Grammatikus und noch viel weniger ein Ciceronianer sei, lobe darum doch Diejenigen um so mehr, die sich bestrebten, es zu sein. An Bucer schreibt er 1539 (übrigens in einem lateinischen Briefe), man habe eine lateinische Vorrede zu seinen Postillen von ihm gefordert, allein er sei des Lateinschreibens unerfahren und hätte, wenn er Latein gekonnt, dasselbe über seinem vielen Deutschschreiben wol verlernen müssen. Humanisten vom echten Schrot und Korn vergaßen eher ihr Deutsch als ihr Latein, schrieben auch nicht leicht deutsche Briefe, was er oft und gern that. Er drückt sich im Verkehr mit ihnen (Beweise werden weiterhin folgen) immer so aus, als gehöre er ihnen nicht an, so genau er auch mit ihnen befreundet sein oder sonst übereinstimmen mochte. Wie oben erwähnt, bot sich in Erfurt die damals noch so seltene Gelegenheit, auch Griechisch zu lernen. Die eifrigsten Jünger der klassischen Studien, die von der humanistischen Richtung ganz Durchdrungenen, versäumten sicher nicht, sie zu benutzen. Er benutzte sie nicht, machte erst viel später mit dem Griechischen den Anfang, und strengte dann freilich alle Kräfte an, möglichst tüchtig darin zu werden. Allein auch dann war es wenigstens zunächst kein humanistischer Gesichtspunkt, der ihn dazu antrieb, auch blieb das Maß seiner Kunde des Griechischen im Verhältniß zu seinem Latein. Nach dem Berichte der Tischreden sagte er einst: „Ich kann weder griechisch noch ebräisch; ich will aber dennoch einem Griechen und Ebräer ziemlich begegnen." Die Meinung ging dahin, er habe die griechische und hebräische Sprache nur im theologischen Anliegen gelernt. In einem Briefe an Melanthon vom Jahre 1530 sagt er: „Magister Joachim hat zwei Mal griechisch an mich geschrieben. Wenn ich wieder hergestellt bin, will ich ihm türkisch schreiben, damit er auch einmal etwas zu lesen bekommt, das er nicht versteht [1])." Die Humanisten trachteten häufig die Schule, wie man sich jetzt ausdrücken würde, von der Kirche zu emancipiren, oder setzten an die Stelle des in den Klöstern und an den Universitäten hausenden Zunftzwan-

1) de Wette I, 565; IV, 16, 681; V, 91, 211. Walch XXII, 2251.

ges einen ähnlichen in den Schulen, einen in diesen fortbrütenden Pedantismus. Auch in dieser Beziehung ist Luther in ihre Gesichtspunkte, Strebungen und Irrwege nicht eingegangen, so eifrig er sich die Besserung des gesammten Schulwesens angelegen sein ließ, antreibend, belehrend und selbst organisirend darauf hinwirkte und sich bemühete, die klassischen Sprachen und Schriftsteller zu wesentlichen bleibenden Gegenständen des Schulunterrichts zu erheben [1]). Man weiß endlich nicht einmal, bei wem er über die römischen Autoren gehört hat. Sehr wahrscheinlich weihete ihn Pistoris in die klassischen Studien in Erfurt ein. Emser, der sich als „Poet" einigermaßen hervorthat, in Tübingen das Griechische und in Basel auch schon (1499) das Hebräische angefangen hatte, weilte nach seinen Reisen mit dem Kardinal Raymund, wie wir hörten, eine Zeit lang in Erfurt, wurde dort Magister und hielt humanistische Vorlesungen. Nach seiner Angabe soll Luther sein Zuhörer gewesen sein, als er eine lateinische Komödie Reuchlin's erklärt [2]). Luther sagt nichts davon und erwähnt überhaupt keines einzigen seiner humanistischen Lehrer namentlich, blieb mit keinem derselben in Verbindung.

Man darf aus dem Allen schließen, daß er sich den klassischen Studien doch immer nur halb zuwendete, sie nur vor und neben andern, seinen Hauptstudien, obschon mit Ernst und Eifer, trieb. Es erklärt sich auch leicht. Er konnte bei seiner vorwaltenden Richtung eine völlige Befriedigung von den Alten nicht erwarten, er machte ihre Bekanntschaft, er studirte sie doch nicht ohne alles Vorurtheil, nicht ohne eine gewisse Voreingenommenheit, wie sie nothwendig aus seiner katholisch-christlichen Anschauung hervorgehen mußte, nach welcher ihm das klassische Alterthum nicht wohl als gesundes Erzeugniß, als vollberechtigte Entwickelung des Menschengeistes erscheinen konnte. Man muß sich daher wundern, daß er es in Beziehung auf die Römer und Griechen und ihre Literatur zu der Unbefangenheit brachte, von welcher oben Beweise mitgetheilt wurden, jedoch nicht behauptet werden kann,

1) Häußer, Die Anfänge der klass. Studien in Heidelberg. Ruhkopf a. a. O. 330.

2) Fortgesetzte Nachr. von alten und neuen theologischen Sachen auf das Jahr 1720, S. 10 ff.

daß er sie schon in seinen Studienjahren besaß. Sie war wol erst eine Errungenschaft größerer Reife. Man wird annehmen können, daß ihm die Alten von Anfang zur Hälfte fremd bleiben und ihn theilweis abstoßen und verletzen mußten, nicht blos durch ihren selbstsüchtigen Eudämonism, ihren leichtfertigen Epikuräism. Zu stark für ihn trat das Sinnliche in ihnen hervor, das Natürliche; sie wußten als Heiden nichts von Gott, von alle Dem, wodurch die Seele vom ewigen Verderben gerettet wird — mit einem Worte, ihre ganze Welt- und Lebensanschauung stand von der seinigen zu fern und die seinige war ihm zu sehr Herzenssache, seine Innerlichkeit war zu groß, als daß er ihrem Studium mit dem Behagen, der Unbefangenheit und Ausschließlichkeit der Humanisten sich hätte hingeben können. Er gedenkt, um dies oben schon Vorgekommenem hinzuzufügen, der laxen Maxime eines „heidnischen Poeten" und setzt hinzu, man müsse Dergleichen heidnischen Propheten zu Gute halten; und nur nach diesem Gesichtspunkte mochten ihm die Alten bisweilen erträglich sein. Darüber konnte er jedoch nicht hinaus. Er blieb dabei und es störte ihn ohne Frage, „alle heidnische Bücher sind mit dem Gift des Lob- und Ehresuchens ganz durchmachet, darinnen man der blinden Vernunft nach lernet, als seyn das nicht thätige oder theure Menschen, noch werden mögen, die sich nicht lassen Lob und Ehre bewegen; und die für die besten geachtet werden, die Leib und Leben, Freund und Gut und alles hintansetzen, daß sie Lob und Ehre erjagen. Cicero mag mit dem Ueberfluß von Tugendhelden in seinem Geschlechte groß thun, wir Christen müssen mehr auf den Glauben sehen, nur heidnische Tugend kommt dabei heraus, wenn wir ihnen nacheifern. Homer und Virgil, rühmen sie nicht die blutgierigsten und grausamsten Menschenmörder, die Tyrannen, die verabscheuungswürdigsten Feinde des Menschengeschlechts, also daß ihre honigsüße Beredtsamkeit auch wohl Christen zur Blutdurst reizen könnte? Besingen sie nicht, was mit blutgen Thränen beweint werden sollte, die Greuel, den Jammer des Kriegs, des Krieges, aus toller Herrschgier geführt. O Finsterniß, o Raserei! Was sind sie am Ende? Sie und die Dichter der schandbaren Liebesgedichte? Lobsinger der menschlichen Sünden. Die Historien der Heiden, von Homer, Virgil, Livius und andern beschrieben, die Historien des großen Alexander, Julius Cäsar u. s. f., wie schön

sie auch mit Worten geschmückt, wiewohl sie lautre Wunder und Werke Gottes sind, es mangelt ihnen doch an dem rechten Schmucke, an der Herrlichkeit, der Ehre und Krone, welche ist Gottes Wort, dessen Zeugniß sie nicht haben, ohne das keine wahre Gotteskenntniß ist: darum ist es mehr arm Ding damit, denn daß sie sollten rechtschaffne Historien sein. Plato und Cicero, die besten Philosophen der Heiden, suchen Gott mit ihren Spekulationen, sind zu einer ziemlichen Erkenntniß gekommen, wie denn Plato die göttliche Weltregierung erkennt; aber weit bleibt er dennoch von der Erkenntniß fern, daß Gott für uns sorge, die Betrübten und Elenden höre und ihnen helfe, zu ihr hat er nicht gelangen können durch sein Spekuliren. Auch die bessern — Aesop, Aristoteles, Plato, Xenophon, Cicero, Cato, fragst du sie, wie das Gewissen zufrieden zu stellen sei oder nach der Hoffnung des ewigen Lebens, so gleichen sie nur dem Raben, der um die Arche herumfliegt, draußen Frieden nicht findet und drinnen nicht suchet. Aller Heiden Bücher lehren gar nichts vom Glauben, von Hoffnung und Liebe, sehen allein auf das Gegenwärtige, das man fühlen und mit Vernunft fassen und begreifen kann; von Gott vertrauen und auf den Herrn hoffen ist nichts darin [1])."

Das war es, wo sie ihn sicher auch jetzt schon und eben jetzt unbefriedigt ließen, ja verletzten. Das war es, was er vornämlich suchte. Er fand es bei ihnen nicht — so wendete er sich vorzugsweis an die Lehre der Kirche, die scholastischen Doktoren, und lief den Humanisten nur durch die Schule, daß wir so sagen. — Dazu kommt dann noch Folgendes.

Aus dem in Italien erwachten Eifer für die klassischen Studien erzeugte sich dort zuerst Verachtung und Anfeindung des barbarischen Lateins, sodann der gesammten Wissenschaft, namentlich der Philosophie und Theologie der mittleren Jahrhunderte, des Mittelalters überhaupt. Die Humanisten — es ist von der Mehrzahl wenigstens der nichtdeutschen und den einflußreichsten die Rede — machten die Form so sehr zur Hauptsache, daß sie auch von allen den Gegenständen sich abwendeten, welche sich nicht leicht und geschmackvoll behandeln ließen oder für welche sie eine gefällige Form nicht zu finden wußten, und zu diesen Gegenständen gehörte das Christliche, wie man es hatte und kannte, als ein ungefügiger barbarischer Stoff. Schon hieraus folgte bei ihnen Mangel an Ernst und Tiefe, eine mehr heidnische als christliche Denk- und Redeweise, religiöser und sittlicher Indifferentism. Sie griffen die Auswüchse und Entartungen in der Lehre, Verfassung und Praxis der Kirche an, welche sie von dem Standpunkte ihrer Aufklärung aus als solche erkannten. Es war dabei indeß auf keine christlich-religiöse Geistes- und Lebenserneuerung abgesehen. Keineswegs war eine solche in ihnen vorgegangen. Sie nahmen die Anschauungen des klassischen Alterthums großentheils und zwar unvermittelt in sich auf, vermischten sie mit christlichen, antike Philosophie mit christlichen Vorstellungen und dem Kirchenglauben, christliche und heidnische Gedanken, Worte, Bilder, bis zur Verzerrung, wie z. B. Dante Zeus den für uns auf Erden Gekreuzigten anruft, Boccaccio Christum den Sohn Jupiter's nennt, der Pluto's Reich beraubt habe; wie Bembo, der Typus der humanistischen Bildung in Italien am Anfange des 16. Jahrhunderts, in seinen Briefen überall mit Ehrfurcht von Cicero, niemals von Christus spricht, von den unsterblichen Göttern redet und keine Spur einer christlichen Bildung und Denkweise verräth. Sie sagten sich von dem Christenthume innerlich mehr oder minder los, Freidenkerei bemächtigte sich ihrer Kreise, und indem sie nicht ganz selten den Mißbrauch tadelten, der in der Kirche vielfach mit dem Heiligen getrieben wurde, gaben sie sich selbst einer oft sehr ausgelassenen Leichtfertigkeit, und wenn auch der edlere Platonism seine Anhänger unter ihnen fand, doch großentheils einem dürftigen Deism, einer oberflächlichen eklektischen Popularphilosophie oder dem schlechten und schlechtesten Epikuräismus hin. Der geistreiche, aber alles Heilige und Edle in den Schlamm der Gemeinheit herunterziehende Aretino wurde seines Styls wegen in den humanistischen Kreisen

1) Predigten über d. 1. Buch Mosis, Plochm. XXXIII, 385. Ausl. d. Genesis zu Kap. 2, V. 21; Kap. 3, V. 7; Kap. 30, V. 14—16; Kap. 45, V. 3. Vermischte Predigten, Plochm. XX, 217. Ausl. der 22 ersten Psalmen, zu Ps. 14, V. 2, Ps. 17, V. 7 f. Walch IV, 1104 ff. Ausl. d. 5. Buchs Mosis zu Kap. 2, V. 7—22; Kap. 4, V. 3 f. Tischreden, Walch XXII, 6.

der Göttliche genannt, und Julius II, dann Leo X und Klemens VII zeigten dadurch, daß sie seine eifrigen Gönner und Beschützer waren, wie sehr ihre Denkart mit ihrem Berufe in Widerspruch stand und wie zweideutig die vornehme Bildung war. Ihre Aufklärung war nur eine kalte Verstandeseinsicht, wodurch sie zur Erkenntniß der kirchlichen und Lehrentartung, zur theilweisen Entdeckung des geistlichen Trugs, der die Welt gefangen hielt, geführt waren. Allein sie ließen sich durch ihre bessre Kunde nur zum Spott über Das anregen, was im Christenglauben und Kirchenthume der Zeit menschliche spätere Erfindung und überschwänglich oder mißbräuchlich war. Oft tadelten und verspotteten sie als vernunftwidrig, unchristlich und verderblich, was nur ihrer Halbkunde, Oberflächlichkeit und Voreingenommenheit oder ihrem nicht seltnen Uebelwollen so erschien. Nicht beim Angriff auf Entstellungen, auf das verdorbene Christenthum, die entartete Kirche, oder Das, was ihnen für christlich und kirchlich galt oder was sie davon kannten, blieben sie stehen: über das Christenthum selbst in jeder Gestalt, über alle und jede Religion ergoß sich ihr Hohn. Ihre Erleuchtung dem Volke mitzutheilen, daran dachten sie nicht, sie hielten sie vor dem großen Haufen verborgen und verspotteten diesen gleichfalls wegen seiner Leicht- und Blindgläubigkeit. Die Kirchenhäupter begünstigten und förderten die humanistische Aufklärung, doch so, daß sie im Alleinbesitz der Gebildeten bleiben, keine praktische Folgerung daraus gezogen, kein volksmäßiger Angriff auf die Verderbniß der bestehenden kirchlichen Zustände von ihr ausgehen, daß die Vielen daneben planmäßig im Finstern erhalten werden sollten. Die humanistische Aufklärung diente dazu, in der Kirche und bei deren Behandlung und Lenkern einen schlechten Machiavellism noch vor Machiavelli zu begründen, in dessen Blüthe der letztere aufwuchs und seinen politischen um so besser lernte. Man spielte in den höchsten Kreisen des kirchlichen Regiments ebenso mit dem Lichte der freigeistischen zum guten Ton gehörenden Zeitaufklärung, wie es die Höfe des 18. Jahrhunderts mit dem der philosophischen Aufklärung ihrer Zeit thaten. Dort und hier verließ man sich auf die Unkraft der religiösen und sittlichen Oberflächlichkeit und Fäulniß und glaubte nicht an ein ernstes

Streben nach dem Bessern und dessen Kraft, an die Macht inniger, aufrichtiger religiöser und sittlicher Gesinnung [1]).

Luther, sobald ihm dies kund geworden, machte die Epikurer, den Epikuräism der Wälschen bei jeder Veranlassung zum Gegenstande seiner Angriffe und Ausfälle, und diese zeugen dann stets von dem heftigsten Widerwillen. Für jetzt blieb ihm freilich wol selbst die Ahnung dieser italischen Zustände fern, und in Deutschland wirkte die humanistische Aufklärung im Ganzen ganz anders als in Italien. Während sie hier Geringschätzung und Anfeindung der Theologie, der Kirche, des Christenthums hervorgerufen, hatte sie in Deutschland bei der frömmeren Gesinnung, dem größeren sittlichen Ernst, der unaustilgbaren Verehrung für Religion und Kirche den Erfolg, daß eben im Kreise der Humanisten der Gedanke einer christlichen Geistes- und Lebenserneuerung aufgefaßt wurde. Männer wie die Wessel, Reuchlin und viele Andre benutzten das Licht und die sonstigen Mittel, welche ihnen die klassischen Studien an die Hand gaben, zu einer tieferen Erforschung der Urkunden des Christenthums, zu Versuchen, eine reinere Theologie zu begründen, mit einem Worte, das Mittelalterliche zu läutern und auf seiner gereinigten Grundlage weiter zu bauen, allgemeine Aufklärung, den Jugendunterricht, den Fortschritt in dem Sittenzustande der Nation und in den staatlichen Verhältnissen des Vaterlands wie im kirchlichen Wesen zu fördern. Allein Unchristliches, Unsittliches und Undeutsches fehlte auch bei den deutschen Humanisten nicht ganz. Auch unter ihnen geriethen Manche in eine übersteigerte Vorliebe für das Fremde bis zur Verwälschung, zur Verachtung des Heimischen und Christlichen in Sitte, Denkweise, Sprache hinein. Sie vergötterten die Sprachen und Schriften der Alten und zwar so, daß sie oft in den ärmlichsten gelehrten Kleinigkeitsgeist verfielen, im engsten Gedankenkreise sich bewegten, in den Geist des Alterthums nicht eigentlich eindrangen und den der mittleren Jahrhunderte verkannten, alles Gemüths und tieferen Denkens und tieferer Ueberzeugungen sich entleerten und in der dürrsten oberflächlichsten Reflexion und Verstandesmoral und Religion verka-

1) Trechsel, Lelio Sozini und die Antitrinitarier seiner Zeit, I, 4 ff. Hagen a. a. O. 59, 132 ff. Raumer a. a. O.

men. Ihre verständige Betrachtung führte sie bisweilen auch vom Wahren ab und fanden sie es, so fehlte doch wol bei Verachtung des wissenschaftlichen Denkens die tiefere Begründung, und die Wahrheit selbst erschien bei ihnen als Vorurtheil. Nicht gänzlich hielten sie sich von der Leichtfertigkeit der Italiener fern. Es konnte nicht wohl anders sein, wenn kirchliche und religiöse Entartungen, was auch sie nicht unterließen, von ihnen angegriffen wurden, in Ernst oder durch Spott, daß die Angriffe bisweilen weiter gingen als selbst die Absicht. Manche zeigten nicht blos Gleichgültigkeit gegen die Aeußerlichkeiten des veräußerlichten Christenthums, ihre Gegenrede streifte an Gleichgültigkeit gegen den innern Gehalt der christlichen Frömmigkeit. Nicht ganz selten blickte entschiedener religiöser Kaltsinn auch bei ihnen durch, und oft kehrten sie ihre Waffen gegen Aeußerlichkeiten, welche Luther damals vom Wesen der Religion zu unterscheiden noch weit entfernt sein mußte. Sie verspotteten eben das und in derselben Weise, was in den volksmäßigen Schriften verspottet wurde. Erasmus begann um diese Zeit den Ton darin anzugeben und so sehr er sich durch die Art seiner Satyre und seine gelehrte Vornehmheit den italischen Humanisten näherte, er wurde auch der deutschen gefeiertes Haupt und blieb es, bis die Luther und Hutten gegen seine Verehrung sich auflehnten und ihr erfolgreich abbrachen [1]).

Auch unter den erfurter Humanisten fehlte es an Muthwillen, oberflächlicher sinnlicher Ansicht, heiterem Sinnenleben und Sinnengenuß und lockerem Wandel nicht. Von Celtes ist bekannt, daß weder seine Religiosität noch seine Moral ohne Epikuräismus war; von Hutten, daß er bei allem Gesinnungsadel, allem Schwunge doch einem losen Wandel sich ergab. Heß gesteht selbst, er bringe ganze Tage damit hin, schlüpfrige Epigramme zu schreiben, er habe viel von seinem Geisteslichte im Becher ausgelöscht [2]). Pistoris von Ingweiler war freilich ein ernsterer Charakter, machte die Theologie der Schule zu seinem Hauptstudium, gehörte zu den in Deutschland häufigern Humanisten, welche ihre Liebe und Verehrung der Alten mit dem Kir-

1) Gervinus III, 173 ff.

2) Helii Eob. Hessi et amicorum ipsius epp. fam. 9, 285.

chenglauben zu vereinigen wußten, dem er bis zu seinem Tode (1534), also weit über die Anfänge der Reformation hinaus treu blieb. Doch stand auch er mit Mutianin freundschaftlicher Verbindung, und Mutian hatte viel Verwandtschaft mit Erasmus und war der herrschende Geist in den erfurter humanistischen Kreisen.

Konrad Mutianus Rufus lebte seit 1501 im benachbarten Gotha als Kanonikus. Er galt, seitdem er aus Italien zurückgekehrt war, für einen der vornehmsten Vertreter des Humanismus. Er unterhielt mit den namhaftesten Humanisten, sowie mit vielen Notabilitäten der höheren Stände eine stete Verbindung. Zu seinen hohen Gönnern und Verehrern gehörte auch Kurfürst Friedrich von Sachsen, er zu den Gelehrten, deren Rath der letztre bei Errichtung der Universität zu Wittenberg einholte. Als abgesagter Feind des Scholasticism, dem die älteren humanistischen Lehrer noch ergeben zu sein pflegten, zog er besonders die jüngeren geistvollen Freunde der neuen Richtung an sich. Sein Haus stand ihnen gastfrei offen. Er war ihr Gönner und Förderer, sie schlossen sich als an ihr gemeinsames Haupt an ihn an. Bisweilen fand er sich in Erfurt ein, wo der gelehrte Mönch Heinrich Urban, sein vertrautester Freund, lebte; noch öfter pilgerten sie zu ihm nach Gotha, feierten bei ihm platonische Symposien, ließen sich von ihm anregen, aber auch wol seine Scheu vor einem ernsteren wissenschaftlichen Streben, überhaupt der ernsteren Seite des Lebens sich einflößen. Diesem Kreise nun gehörten namentlich Hutten, Eoban Heß, Krotus Rubianus und andre Gleichgesinnte an. Mutian liebte es, die Geistlichkeit zu verspotten. Seine religiösen Ansichten konnten als freigeistisch gelten. Der historische Christus galt ihm wenig: Gerechtigkeit, Friede und Freude sei der wahre vom Himmel gestiegene Erlöser. Auch vom Sakrament hielt er nicht viel: die wahre Religion bestehe in der Erfüllung des Gebots der Gottes- und Menschenliebe; Friede und Eintracht sei der wahre Leib Christi. Die christliche Religion war ihm im Grunde keine geoffenbarte, sondern eine natürliche, allen Menschen gemeinsame. Nicht das Glaubensbekenntniß, sondern Rechtschaffenheit und Gottesfurcht machten die Religiosität aus. Er erklärte biblische Wundererzählungen ganz rationalistisch. Wie den Klerus machte er gern kirchliche Institute, z. B. das Fasten zum Gegenstand

seiner Scherze, oder spottete über das christliche Soli Deo gloria, an den Doppelsinn des Soli anknüpfend (Luther spricht in einem Briefe davon). Das Alles sollte dann aber Geheimgut für die Vertrauten und Klugen bleiben, nicht unter den großen blöden Haufen kommen [1]).

Daraus ist nun gewiß sehr erklärlich, wenn Luther bei seiner ernsten, seiner priesterlich-religiösen, der Kirche und neuerdings dem Scholasticism ergebenen Richtung der humanistischen und den Humanisten nicht völliglich zuneigen und angehören konnte, sich fern von ihren Kreisen hielt, ob er auch mit einzelnen ihnen Angehörenden Umgang pflog. Er wollte sich durch die klassischen Studien nicht unchristlich, nicht undeutsch machen lassen; das Heidnische und das Fremdländische als solches, das mit dem Humanism hereindrängte, das Altrömische, sofern es deutscher Sprache, Art, Gesinnung und Sitte nicht förderlich, vielmehr hinderlich war, stieß er jetzt schon ab wie späterhin das Neurömische. Er nahm Theil an den klassischen Studien, war befreundet mit einzelnen von den jüngeren Freunden Mutian's, gehörte der regsamen geistvollen Jugend an, die nicht leicht verfehlte, die Bekanntschaft desselben zu suchen, so gern um ihn sich sammelte und von ihm gefesselt wurde; er hätte zu ihm wol eben so leicht in ein näheres Verhältniß kommen können, wie ihm dies bei Truttvetter gelang; er war ein aufstrebender junger Studiosus, dann Bakkalaureus, fing allmälig an die Augen der Universität auf sich zu ziehen: dennoch lernte er Mutian nicht persönlich kennen. Man müßte es schon daraus schließen, daß er ihn, 1516 in Gotha anwesend, nur schriftlich begrüßt und seine Freundschaft zu ihm für noch gar zu neu erklärt, als daß er einen Besuch hätte wagen mögen. Lange schreibt noch in späterer Zeit an Mutian über Luther wie von einem ihm persönlich Unbekannten [2]). Wenn er aber Mutian nicht kannte, so stand er auch außerhalb des eigentlichen Humanistenkreises, woher es gekommen sein mag, daß er so manche namhafte Studiengenossen, wie Hutten, nicht kennen lernte. Daß er sich fern davon

1) Hagen a. a. O. 323 ff. Erhard II, 276; III, 285. de Wette V, 757.

2) de Wette I, 21. Suppl. I. Hist. Goth. Sagittarianae, 29.

hielt, beweist wieder die Strenge seiner Richtung und zwar um so mehr, da doch auch ernstere, dem Kirchenglauben und der Scholastik ergebene Männer mit Mutian Umgang und Freundschaft pflogen, ein Pistoris mit dem Beispiele voranging und jüngere von allgemein anerkannter ernsterer Gesinnung nachfolgten, mit welchen er zu verkehren nicht anstand, wie Spalatin und Lang. Denn von diesen durchaus religiös-sittlichen Charakteren, und nur von diesen ist bekannt, daß er von Erfurt her mit ihnen genauer befreundet war. Vielleicht gehörte ihnen, dies im Vorübergehen zu erwähnen, auch Lorenz Suße, von ähnlich ernster Richtung, an, nachmals Augustiner, 1522 erster evangelischer Prediger in Nordhausen, wo er zur Zeit des Bauernkriegs wie Luther selbst Müntzer's Zorn erregte. Er soll Luther's Stubengenosse in Erfurt gewesen sein, nur steht nicht fest, ob er als Student mit ihm zusammen lebte oder im Kloster seine Zelle theilte [1]).

Aus seiner Stellung zum Humanismus und den Humanisten geht wol auch das hervor, daß er zu dieser Zeit sich zwar bestimmen ließ, doch nur bis auf einen gewissen Punkt, bei welchem er dann seine Selbständigkeit wahrte, daß in ihm ein eigenthümliches unerkanntes Gemüthsleben waltete, der Geist still und geheim arbeitete, Einflüssen zugängig, sofern sie dem innern Zuge gemäß waren, nicht weiter. Er studirte die Klassiker fleißig und mit Lust, verkehrte mit ihren Jüngern, folgte aber der bei ihnen vorherrschenden Zeitrichtung nicht, ging doch seinen eigenen Weg, auf seine Weise den Stoff verarbeitend, den das Eindringen in das klassische Alterthum seinem Denken, seiner Lernbegier zuführte.

Doch nicht blos, daß ein ursprünglicher Gegensatz vorhanden war zwischen seiner und der humanistischen Richtung, stark genug, es zu einer völligen Annäherung so leicht nicht kommen zu lassen: es trafen mancherlei Umstände zusammen, die Entfremdung zu unterhalten. So wenig die Humanisten als die älteren Lehrer und die Geistlichen waren unbefangen genug, um einander auch nur verstehen zu können. Die letztern erhoben grundlose, aber auch gegründete Beschuldigungen wider die erstern.

1) Fortgesetzte Nachrichten von alten und neuen theolog. Sachen auf d. J. 1770, 568.

Die Humanisten traten vielfach und eben jetzt mehr und mehr mit einer erbitternden Unbilligkeit und Leidenschaftenerregung auf. Sie würden vielleicht auf andre Weise nicht haben durchdringen können, allein jedenfalls entfremdeten sie sich und ihrer Sache viele selbst der Empfänglichen, Verständigen, Wohlwollenden und Billigen unter den Doktoren der Universitäten und im höheren und niederen Klerus, die zu gewinnen gewesen wären, hätten es die Humanisten sich mehr angelegen sein lassen zwischen der herrschenden und der neuen Richtung und Wissenschaft zu vermitteln, jene durch diese stiller und allmäliger umzubilden. Allein so friedlich und gehalten bricht kein neuer Geist sich Bahn. Genug, sie hatten gar zu offenbar ihr Absehen auf den Sturz der ältern Bildung gerichtet, verkannten deren theilweise Berechtigung, gingen ohne Schonung zu Werke und brachten dadurch auch jene, ihnen halb und halb Zuneigenden wider sich in Harnisch und in eine Art Verbindung mit der großen Masse der Gegner, auf welche freilich durch Vernunft und Wissenschaft nicht einzuwirken war, mit den in der zunftmäßigen Wissenschaft und deren Begriffen und Formen Erstarrten, den Unwissenden und Einfältigen, Lern- und Denkfaulen, den im Genuß ihrer Pfründen und Stellungen Behaglichen und gegen Wahrheit und Wissenschaft Gleichgültigen. Diese, sollten sie sich gutwillig verdrängen lassen, die Unzulänglichkeit ihres Wissens einräumen? Wohin sollte es mit ihnen, der Theologie, der Kirche, allen bestehenden Zuständen kommen, wenn der Humanism erreichte, daß die Philosophie der Schule gestürzt, die Schrift allgemein gelesen und verstanden wurde, die ganze Fluth heidnisch-humanistischer Denkart in die Kirche hereinbrach? So konnten auch Verständige und Wackere denken.

Sie suchten daher sich, ihre Stellung und Wissenschaft zu behaupten, des Humanism nach Kräften sich zu erwehren, gut und schlecht. Sie beschuldigten die Humanisten auf Zerstörung des Kirchenglaubens auszugehen, die Beschäftigung mit den ältern Sprachen und den klassischen Schriftstellern zum Mittel zu gebrauchen, die Sittlichkeit zu untergraben, das Christenthum zu beseitigen und das Heidenthum wieder einzuführen. Sie hoben den vielfach schlüpfrigen Inhalt der Werke der Klassiker und Humanisten hervor. Diese waren meist jüngere Männer ohne

bestimmte Anstellung, bisweilen ohne geregelte Lebensweise. Auf den Universitäten hatten die Scholastiker noch fast sämmtliche ordentliche Lehrstühle inne; sie traten den Humanisten entgegen, verketzerten sie, ließen sie gar nicht aufkommen oder vertrieben sie wieder, und gelang dies nicht, so machten sie ihnen doch den gewonnenen Boden fortwährend streitig, suchten sie niederzuhalten. In Erfurt gelang es ihnen eben jetzt übel genug, der Humanism gewann täglich mehr Boden. Man kann denken, daß sie um so erzürnter wider ihn waren. Noch einige Jahre später klagt Mutian bitterlich über die Anzettelungen und Umtriebe der Anhänger des alten Systems. Er fürchtet, daß sie Heß nicht zum Bakkalaureus machen möchten, weil er sich mit Poesie und alter Literatur beschäftigte. Mutian selbst mit seinen Freunden nannten sie Gotteslästerer und Heiden. Mönche und Priester pflegten zu sagen: ein guter Grammatikus ein Häretikus. Luther erwähnt dies und fügt hinzu: „als ein junger Mensch hörte ich gelehrte Männer und gute Grammatiker gegen ihre Widersacher disputiren und sagen, wenn wir die prophetischen und apostolischen Schriften lesen, finden wir darin eine ganz andre Lehre, denn ihr Priester uns vorlegt [1]).“

Der Gegensatz des Humanism und des Scholasticism und Kirchenthums blieb ihm also nicht verborgen, wie es auch nicht anders sein konnte. Er hörte Humanisten und geistliche Gegner derselben die Sache durchdisputiren, den Vorwurf der Ketzerei gegen die erstern, und gegen die letztern die Behauptung aussprechen, daß ihre Lehre mit der Schrift nicht übereinstimme. Erinnern wir uns, daß er viel geistlichen Umgang hatte, daß Truttvetter, ein scholastischer Doktor, am meisten von ihm verehrt wurde, daß er keinem anderen Lehrer so nahe stand. Um so erklärlicher, daß er auf die scholastisch-priesterliche Seite trat und in die humanistischen Kreise und in die klassischen Studien sich minder tief als Andere einließ, obwol er der Beschäftigung mit den Alten nicht entsagte, den Eingenommensten wider dieselben das Ohr verschloß; wie er denn an Pistoris das lebendige Beispiel hatte, daß Jemand ein guter Grammatiker und doch streng kirchgläubig sein könne.

1) Erhard I, 321 f. Hagen 366. *Ericeus* 142.

Er hörte in so erregender Beziehung von den prophetischen und apostolischen Schriften reden: sollte ihn dies auf dieselben nicht aufmerksam gemacht, oder, wenn er sie schon kennen gelernt, nicht seine Aufmerksamkeit verdoppelt haben und zwar so, daß er nach ihrem, angeblich den Kirchenglauben erschütternden Inhalte geforscht hätte?

In jedem Falle war sein Bekanntwerden mit der Bibel von Belang für seine Entwickelung in dieser Zeit und darf daher nicht unberücksichtigt bleiben.

Die Bibel.

Die heilige Schrift war zu Erfurt nur Wenigen bekannt. Sie wurde vernachlässigt. Dies ergab sich aus dem, was oben über die kirchlichen Zustände Erfurts, die Verhältnisse an der Universität und Luther's scholastische Lehrer gesagt ist. Einiges Bezügliche mag jetzt noch hinzugefügt werden.

Nach den Kirchengesetzen war nur den Priestern der Besitz und das Lesen der Vulgata, der kirchlich autorisirten lateinischen Bibelübersetzung, erlaubt, ihnen und noch mehr den Laien die Bibel in der Landessprache verboten. Das Verbot wurde vielfach übertreten, nachdem der Buchdruck sogleich nach seiner Erfindung eifrigst zur Verbreitung von Vulgaten und deutschen Uebersetzungen der Bibel, oder eigentlich einzelner biblischer Bücher benutzt wurde, zum Zeichen, daß ein allgemeineres Bedürfniß und Verlangen nach Erbauung aus der einfachen und ursprünglichen religiösen Lehre auch im Volke vorhanden war. Das Verbot fand sogar mehr und mehr offenen Widerspruch, der auch in Erfurt zu dieser Zeit laut wurde. Sebastian Weinmann mißbilligte es öffentlich. Als er einst in der Predigt das Evangelium vom Blindgebornen, der Gewohnheit der Prediger gemäß, auswendig hergesagt, setzte er hinzu: „es wird die Zeit kommen, wo man euch selbst das Evangelium aus dem Buche wird lesen lassen und viele unter euch werden sie erleben, ich aber werde sie nicht erleben.“ Von Johann Reß aus Würzburg, der in Erfurt studirt hatte, 1582 Magister geworden war und 1505 die theologische Doktorwürde erhielt, wird gerühmt, daß er mit

dem größten Lobe bei Geistlichen und Laien gepredigt, daß man seine Predigten als die sicherste Anleitung zum christlichen Glauben und Leben betrachtet habe, die Prediger sie als Muster geschätzt, ihn selbst einen zweiten Augustin, einen deutschen Cicero genannt hätten. Er war klassisch gebildet, Freund der namhaftesten Humanisten, übte Einfluß auf die Studirenden und ermunterte sie fleißig zum Studium der alten Sprachen und zum fleißigen Forschen in der heiligen Schrift. Wie schon gesagt, beschäftigten sich wenigstens einzelne unter den deutschen Humanisten mit dieser viel. Sie hoben gern ihre Bedeutung hervor. Agrikola, indem er das Studium der Philosophen, Geschichtschreiber, Redner und Dichter der Alten empfiehlt, fordert sodann, man solle jedoch höher hinaufsteigen zu der heil. Schrift, um nach ihren Lehren das Leben zu ordnen, auf ihre segensreiche Leitung der Seele Heil zu bauen. Allem, was Andere lehrten, sei doch immer Irrthum beigemischt, die heil. Schrift aber sei von allem Irrthum ebenso weit entfernt, als ihr Urheber, Gott selbst. Sie allein führe auf einem sichern, festen und richtigen Wege, sie zerstreue alles Dunkel, sichere Den, der ihr folge, vor aller Täuschung, Abweichung und Verirrung [1]).

Man sollte nun um so mehr glauben, daß Luther auf die Schrift aufmerksam geworden sein und sich bemüht haben müßte, sie kennen zu lernen. Dem war jedoch nicht so. Freilich ist von den erfurter Lehrern der klassischen Sprachen, die er gehört oder Gelegenheit zu hören hatte, nicht bekannt, daß sie mit biblischer Kritik sich abgaben. Pistoris war Anhänger des alten Systems. Dennoch scheint aus dem Obigen abermals hervorzugehen, daß er Prediger wie Weinmann nicht hörte, den Humanisten nur ein halbes Ohr lieh, sich mit entschiedener Vorliebe zu den scholastischen Lehrern und zu Geistlichen und zwar der Neuerung nicht zuneigenden, hielt. Hierbei hat man sich zu erinnern, daß der Klerus das Bibellesen als gefährlich meisthin zu verhindern suchte, und daß auch die Doktoren keine Freunde davon waren, daß die Väter, Aristoteles und spätere Schriftsteller, nicht aber die biblischen Bücher die vornehmste Grundlage ihrer Theologie bildeten, daß sie die Schrift wenig

1) Erhard III, 461, 463; I, 391 f.

oder gar nicht berücksichtigten, am wenigsten in nichttheologischen Vorlesungen, wie Luther sie hörte. Daß dies eben auch bei seinen scholastischen Lehrern der Fall war, muß man daraus schließen, daß ihn keiner derselben je darauf hinwies, sich eine unmittelbare Kenntniß von der Schrift zu verschaffen, wie denn auch ihre Werke ihr Nichtstudium derselben bezeugen. Er gelangte, wie wir sogleich sehen werden, ganz zufällig zu ihrer Kunde. Auch Truttvetter's das Gewicht der kanonischen Bücher betreffender Wink steht damit in keinem Zusammenhange, erfolgte wol erst, nachdem er seine Bibel gefunden, und war nicht der Art, ihn auf eine eigentliche Beschäftigung mit derselben hinzuleiten, wozu es vorerst gar nicht kam. Ein paar Aeußerungen von ihm werden dies alles noch mehr ins Licht setzen. In der schon erwähnten Vorrede zu seiner 1543 von Kreutziger neu herausgegebenen Kirchenpostille davon redend, wie durch seine und seiner Freunde Bemühungen die schlechten Betbüchlein verbannt worden und „gute christliche Gesänge ausgangen," sagt er, „der Psalter sonderlich, das köstlichste Betbüchlein und Gesangbüchlein, deß sich zu unsrer Zeit kein Theologus rühmen durfte, daß er einen einigen Psalmen also wohl und gründlich verstanden hätte, als jetzt die Layen, Mann und Weib, verstehen. Und über alles ist da die ganze Bibel gut deutsch durch den Druck also übermenget, daß ein jechlicher Hausvater und wer da deutsch lesen kann, eine eigene leichtlich wohl zeugen kann, da zuvor viel Doctores Theologiä waren, die ihr Lebelang nie keine gelesen, etliche nie gesehen hatten." In der Vermahnung an die Geistlichen fährt er nach der angeführten Aeußerung darüber, daß die Mönche Christum fürchten und fliehen gelehrt hätten, fort: „Dazu holfen die Doctores in den hohen Schulen, die sonst nichts zu thun hatten, denn neue Opiniones, einer über den andern, zu erdenken; und es hätte einer nicht mit sonderlichen Ehren mügen Doctor sein, wer nicht etwas Neues hätte aufbracht: ihr Bestes aber war, daß sie die heilige Schrift verachten, und unter der Bank liegen ließen. Was Biblia, Biblia! sprachen sie, Biblia ist ein Ketzerbuch, man muß die Doctores lesen, da findt man es. Ich weiß, daß ich hie nicht lüge, denn ich bin ja unter ihn aufgewachsen, hab solchs alles von ihn gesehn und gehöret. Scotus schreibt, daß

man aus der Schrift nicht beweisen kann diesen Artikel, descendit ad inferos. Occam, mein lieber Meister, schreibt, daß man aus der Schrift nicht beweisen müge, daß einem Menschen zum guten Werk Gottes Gnade noth sey; das sind die besten zween, was sollten die andern thun [1])?"

So las er denn die Doktores und suchte es bei ihnen. Es scheint, er gerieth gerade bei solchem Suchen über die Schrift.

„Auf eine Zeit — so erzählt Mathesius den Hergang — wie er die Bücher fein nach einander besiehet, auf daß er die guten kennen lernt, kommt er über die Lateinische Biblia, die er zuvor die Zeit seines Lebens nie gesehen. Da vermerkt er mit großem Verwundern, daß viel mehr Text, Episteln und Evangelien darin wären, denn man in gemeinen Postillen und in den Kirchen aufn Kanzeln pfleget auszulegen. Wie er im alten Testament sich umsiehet, kommt er über Samuelis und seiner Mutter Anne Historie. Die durchlieset er eilend, mit herzlicher Lust und Freuden, und weil ihm dieß Alles neu war, fängt er an von Grund seines Herzens zu wünschen, unser getreuer Gott wolle ihm dermaleinst auch ein solch eigen Buch bescheeren."

Was er in der Jugend wünschte, sollte ihm im Alter in Fülle werden. Mit einer Bemerkung dieser Art schließt Mathesius seinen Bericht, aus welchem wir deutlich die Lebhaftigkeit des ersten Eindrucks ersehen, den das unmittelbare Bekanntwerden mit der Schrift bei Luther hervorbrachte Wir stellen indeß vor allem mit der obigen Erzählung ein paar Aeußerungen des letztern selbst zusammen, die sich theils in den Tischreden, theils in gothaer handschriftlichen Nachrichten finden. „Vor dreißig Jahren war die Bibel unbekannt, die Propheten waren ungenannt: und gehalten, als wären sie unmöglich zu verstehen. Da ich zwanzig Jahr alt war, hatte ich noch keine gesehen. Ich meinte es wären keine Evangelia noch Episteln mehr, denn in den Postillen sind. Endlich fand ich in der Liberey zu Erfurt eine Bibel. — Als junger Mensch sah ich zu Erfurt auf der Universitätsbibliothek eine Bibel, und las eine Stelle im Samuel;

1) Plochm. VII, 19; XXIV, 347.

es war aber Zeit, ich mußte in die Vorlesung. Ich hätte gern das ganze Buch durchgelesen. Damals aber fügte es sich nicht (tum temporis non dabat occasio). Ich forderte indeß wiederum eine Bibel, als ich ins Kloster gegangen war. — Einst las ich als junger Mensch, da ich Bakkalaureus war, von ungefähr die Geschichte von der Mutter Samuelis im Buch der Könige. Das Buch gefiel mir erstaunlich, und ich dachte, wie glücklich ich sein würde, wenn ich einmal solch ein Buch besitzen könnte. Bald darauf kaufte ich eine Postille und sie gefiel mir sehr, weil sie mehr Evangelien enthielt, als durch das Jahr gelesen zu werden pflegten.[1])"

Nach Dresser wünschte er nichts mehr, als, zuerst daß er die Bibel einmal, späterhin, daß er sie möglichst oft durchlesen könnte. Selnecker erzählt, als er die Bibel gefunden, die Geschichte von der Hanna durchlaufen, und die Worte: der Herr macht die Reichen leer und erhebt die Armen, gelesen, habe er gesagt, „wie so sehr ist doch dieser Trost für die armen Scholaren geschrieben, deren ich einer bin[2])!"

Aus dem Allen sind nun einige Schlüsse gestattet. Seine Entdeckung war ein glücklicher Griff, ein Zeichen seiner Forschbegier, die nach allen Seiten sich hinwendete, ihn antrieb, alle Schränke der Bibliothek zu durchstöbern. Sie fiel in das dritte Jahr seiner Studienzeit. Sie veranlaßte ihn zu einem eigentlichen Schriftstudium nicht, sei es, daß seine anderweitigen Beschäftigungen ihn zu sehr in Anspruch nahmen oder daß er davon hinweggelenkt, daß ihm das Verständniß zu schwer wurde und Niemand da war, der ihn aufgemuntert, ihm das letztere erleichtert hätte. Er scheute sich vielleicht, häufiger über dem der Universitätsbibliothek gehörenden Exemplare der Bibel gesehen zu werden. Er hätte gern ein eignes gehabt; allein seine Mittel reichten nicht zu. Er kaufte daher eine Postille, die wenigstens etwas mehr aus der Schrift enthielt, als das Gewöhnliche, wodurch er denn zu einiger weiteren Schriftkunde gelangte. Der

1) Walch XXII, 1371. Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart, Nr. 168, 26; Nr. 79, 589.

2) *Dresser*, Secunda narratio etc. *Selnecker*, Oratio hist. de initiis etc.

Eindruck muß groß gewesen sein. Im Kloster bittet er sofort um eine Bibel, und wir werden sehen, daß er zunächst nichts Anderes lesen mag. Auf freiere Gedanken, eine von der veräußerlichten der Kirche und der Mönche abweichende Ansicht oder Frömmigkeit führte ihn jedoch seine Schriftentdeckung für jetzt durchaus nicht hin. Von dem meißnischen unten noch zu erwähnenden Bischofe Salhausen ist die bezeichnende Aeußerung bekannt, „es wäre ein Buch, das hieße die Bibel; wenn er darin läse, so ließe er sich bedünken, es ginge in der christlichen Kirche nicht recht zu." Von einem Eindrucke dieser Art findet sich bei Luther nicht die leiseste Spur. Mathesius erzählt in der 13. Predigt von sich selbst, er hätte in seiner Jugend eine aus der lateinischen übersetzte deutsche Bibel gesehen, die „dunkel und finster" gewesen sei; sein Vater hätte auch eine deutsche Postille gehabt, darin nächst den Sonntagsevangelien auch einige Stücke aus dem alten Testamente postillirt und ausgelegt gewesen wären. Wie gern, hätte sein Vater gesagt, möchte ich eine deutsche Bibel sehen. Der Wunsch ging aus einer Zeitrichtung hervor, aus der Mitte der Opposition des einfachen und doch tiefern religiösen Sinnes und Gefühls gegen das veräußerlichte Kirchenthum und die aus demselben sich ergebende Frömmigkeit. Luther befand sich ganz in diesem oppositionellen Elemente, indem derselbe Wunsch in ihm aufstieg. Die Bibel, das Ketzerbuch, war, wie wir uns ausdrücken würden, das revolutionärste aller Bücher, wurde es erst recht im Zeitabschnitte der Reformation, sollte eben in seiner Hand der gewaltigste Hebel der von ihm ausgehenden Umwälzung werden. Allein er hatte von dem Allen jetzt nicht die leiseste Ahnung. Noch am ersten wäre anzunehmen, daß er, obwol sich hingezogen fühlend zu dem für heilig erklärten und doch dreifach versiegelten verdächtigten Buche, das „Ketzerbuch" darin erblickt und gescheut hätte. Er hört gelehrte Männer sagen, das Christenthum des Evangeliums sei ein ganz anderes als das die Priester lehrten. Er hätte es wol nicht behalten, wenn es ihn nicht aufmerksam gemacht, ihm nicht Gedanken erregt hätte. Allein es änderte seine der Kirche wie sie war zugewendete Stimmung und Richtung nicht; indem er ins Kloster geht, folgt er eben, stärker als je von ihr beherrscht, der priesterlichen Lehre. Und selbst in ihr konnte seine Schrift-

kunde ihn bestärken, auch diese konnte ihn in's Kloster leiten helfen.

Man muß nur im Auge haben, daß die ganze asketische Anschauung nebst allen ihren Ausflüssen, daß namentlich die mönchischen Vorstellungen vom Klosterleben doch auch auf die Schrift zurückgeführt, daß auch aus ihr Gründe dafür hergenommen wurden. Es konnte freilich nur durch Mißdeutung geschehen. Allein ihm fehlte für jetzt jedes Mittel, diese als solche zu erkennen; er hielt sich ganz natürlich an die Auslegungen, die er in den gewöhnlichen Predigten und Postillen oder aus dem Munde seiner geistlichen Freunde, Leiter und Berather vernahm. Sodann fand er in der Schrift eben die Vorstellungen, die ihm angewöhnt waren und ihn beängstigten, die alttestamentlichen, vom Zorne Gottes handelnden, den Uebertretern des Gesetzes göttliche Strafgerichte androhenden, den Ewigen als strengen Richter und Rächer darstellenden, auf das tiefe Verderben der menschlichen Natur, die Sünden hinweisenden, die der Mensch selbst nicht zählen könne. Freilich wechselten da mit Drohungen und zornverkündenden Worten tröstliche Verheißungen, eine ganz andre versöhnende religiöse Anschauung trat zumal im neuen Testament — doch wiefern wurde er jetzt schon mit diesem bekannt? — hervor: allein sie war ihm gänzlich verdunkelt, er mochte sich ahnend zu ihr hingezogen fühlen, in einzelnen Augenblicken ihre Kraft empfinden, mußte indeß außer Stande sein zu ihr hindurchzudringen. Auch das Evangelium wies auf die strengste Buße, als Bedingung der göttlichen Gnade und ihn somit auf die Klosterpforte hin, weil er unter Buße nichts anderes verstehen konnte, als die Bußwerke, weil er meinte, daß deren größre keine wären, als die im Klosterleben gethan wurden, weil die geringeren ihm die gesuchte Beruhigung nicht gaben. Wenn er im Mönchthume das gottgefälligste Leben erblickte, so mochte ihn eben dahin seine Kunde der Schrift, seine Beschäftigung mit ihr ziehen, sofern sie überhaupt den Gedanken an die Nothwendigkeit eines gottgefälligen Lebens lebendig in ihm erneuerte, seine religiöse Stimmung und Hinneigung noch stärker anregte.

Man kann nicht wohl zweifeln, daß dies geschehen, und nichts kann erklärlicher sein. Schon der lebhafte Wunsch, der in

ihm aufstieg, als er nur einen Blick in das Buch selbst und dessen unerwarteten Reichthum geworfen, deutet darauf hin, daß sein religiöses Gemüth in der Tiefe gefaßt und bewegt war. Man nehme hinzu, wie er späterhin sich gleichsam mit dem heiligen Buche identificirte, zum Zeichen, wie angemessen der Inhalt desselben seinem innersten Wesen war. Diese Wahlverwandtschaft zwischen dem in der Schrift sich offenbarenden und in ihm lebenden Sinn und Gemüthe bestand auch jetzt schon und empfinden mußte er sie, wenn er auch erst später sich ihrer bewußt wurde, wo sie herausgebildeter war. Hier, bei ihm, fehlte die Empfänglichkeit nicht, und wie viel war dort so geeignet, dem sittlichen und poetischen Gefühle Nahrung zu geben, die Gegenwart des Göttlichen im Gemüthe zu beleben, die Seele zum Unendlichen zu erheben, das Denken auf die höchsten und würdigsten Gegenstände hinzuleiten — große Anschauungen und heilige Vorbilder, Licht, Leben, Geist, Poesie, hoher Schwung, gesunder Verstand, die Weisheit von Jahrtausenden und der das Zeugniß der Welt und des göttlichen Geistes zur Seite stand, vor allen Dingen feste Haltpunkte, ein fester Grund; denn als Gottes Wort hatte er doch von Kindheit an das heilige Buch ehren gelernt, auch ohne es zu kennen. Und es mußte ihn um so tiefer ergreifen, weil er darin fand, was die Klassiker großentheils, die Scholastiker fast gänzlich vermissen ließen.

Bei diesen fesselte ihn freilich die eingeprägte Verehrung, die Meinung, daß er von ihnen und nur von ihnen zu lernen habe, um dem Zwecke seiner Studien zu genügen. Allein es lag sehr nahe, ja es konnte kaum ausbleiben, daß die Befriedigung, welche er in ihnen und dem Gedanken an seinen weltlichen Beruf gefunden, ob auch ihm selber vielleicht ganz unbewußt, durch die von seinem Bekanntwerden mit dem heiligen Buche ausgehende neue religiöse Anregung gemindert wurde; daß diese den Gedanken in ihm weckte oder nährte, er könne nicht durch die Weisheit der Schule, durch weltliche Tüchtigkeit das Ziel erreichen, das zu erstreben ihm eine innre Nothwendigkeit war, sondern nur durch Frömmigkeit, deren eigentlichste Bethätigung er im Klosterleben erblickte; daß sein Verlangen nach Beschäftigung mit der Schrift und der Gedanke, sie mit den weltlichen Studien und Berufe nicht vereinigen zu können, wenig-

stens mitwirkte, ihm das Klosterleben mit seiner Stille und Muße in einem anlockenden oder noch anlockendern Lichte erscheinen zu lassen.

Man möchte selbst den Umstand bedeutungsvoll finden, daß er beim ersten Durchblättern auf die Geschichte der Hanna kam (1 Sam. Kap. 2 u. 3), wie sie in der Begeisterung eines gotterfüllten Gemüths den neugeborenen Samuel dem Dienste des Herren weihet und wie dann der junge Samuel vom Herrn gerufen wird und dem Rufe folgt. Stiegen vielleicht da schon Ahnungen eines ähnlichen Berufs, Gedanken eines ähnlichen Lebensganges in ihm auf? Bald sollte die Geschichte Samuels zur seinigen werden, sofern er selbst als Kleriker den Dienst des Herrn erwählte. Oder es war vielleicht vor Allem Hanna's Lobgesang, dieser köstliche lyrische Erguß des religiösen Gefühls, der sein Gemüth tief ergriff, um so mehr ergriff, da er Vorstellungen enthält, die mit der Grundstimmung seiner Seele vollkommen einklangen, die ihn mit Schauern und Schrecken, mit seligen Gefühlen erfüllen konnten, indem der Hymnus, Jehova preisend, den allein Heiligen, den Gewaltigen, der da erniedrigt und erhöhet, auch davon redet, wie die Gottlosen zu Schanden werden und in Finsterniß umkommen, wie die mit dem Herrn Hadernden zu Grunde gehen müssen und der Herr zuletzt die Welt richten werde, er, der da tödte und lebendig mache, in die Hölle und wieder herausführe, die Füße seiner Heiligen behüte. Es läßt sich bei der Dürftigkeit der Nachrichten nicht sagen, welche innere Gährung der erste Blick in das geheimnißvolle Buch, von welchem Alle redeten und so Wenige wußten, bei ihm hervorbrachte, welche Eindrücke die ersten, die stärksten waren, seine sehnsüchtige Begier nach genauerer Kunde erregten. Aus Selnecker's Erzählung müßte man schließen, daß seine erste oder vorwaltendste Empfindung eine recht herzerfreuende gewesen wäre. Es scheint aber auch das noch mehrmals daraus hervorzugehen, wie gedrückt er sich als ein armer Schüler fortwährend fühlte.

Rechtsstudien.

Wir wissen schon, daß und warum sein Vater wollte, er solle die Rechte studiren; daß auch die erfurter Freunde dazu riethen, wenigstens ein Theil derselben. Er soll eine kurze Zeit bei Göde gehört haben, wovon er indeß selbst nicht spricht [1]). Der Anfang der juristischen Studien pflegte mit dem geistlichen Rechte gemacht zu werden. Um so erklärlicher ist es, wenn er sich späterhin ohne wissenschaftliche Kunde des weltlichen zeigt, denn das geistliche hat er allerdings fleißig studirt. Doch ist mit Gewißheit anzunehmen, daß er sich tiefer erst später hineingelesen, seit er sich mit der Theologie bekannt machte, mit welcher es so genau zusammenhing, daß, wer es nicht kannte, für keinen Theologen gehalten wurde. Aus seiner erfurter Studienzeit wissen wir noch, daß er sich das „ganze Corpus juris“ angeschafft hatte, bevor er ins Kloster ging [2]). Bei der Theure der Bücher und seiner Dürftigkeit berechtigt dies wol zu dem Schlusse, daß es mit dem Beginne der Rechtsstudien Ernst werden sollte. Es war indeß erst um die Zeit oder nach der Zeit der Fall, als er Magister geworden, oder kurz vor seinem Eintritte ins Kloster. Er kann also mit den Rechtsstudien nur einen Anfang gemacht haben. Sie konnten tiefer eindringende nicht sein und würden daher den zu dieser Zeit auf ihn einwirkenden Bildungsstoffen kaum beigezählt werden dürfen. Indeß bekam er doch auch wol jetzt schon einen Ueberblick, einige Kunde von den Rechten und der Art, wie sie betrieben wurden. Ein großer Theil der Lehren und Bestimmungen des geistlichen Rechts durchdrang Leben und Wissenschaft dermaßen, daß er ihm auch ohne Rechtsstudien mehr oder minder bekannt werden mußte, und ohne Frage wirkten jene Lehren und Bestimmungen früh und stark

1) Erhard III, 477.

2) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Fol. Nr. 262 (D. M. Lutheri Curriculum). *Ericeus*, 174. *Cranold*, Diss. de jurisprudentia Lutheri. 5. *Joh. Henr. Stuss*, De eloquentia M. Lutheri.

auf ihn ein. Einige zur Erläuterung dieses Einflusses dienliche Bemerkungen werden daher schon hier an der Stelle sein.

Um zuerst vom kanonischen, d. h. von dem in der Kirche entstandenen, dem geschriebenen kirchlichen Rechte zu reden, so besteht dasselbe aus zwei ältesten Gesetzsammlungen, apostolische Konstitutionen und Kanones der Apostel genannt, weil man die Gesetzgebung der letztern darin zu haben glaubte, aus den Beschlüssen der Kirchenversammlungen und den päpstlichen Verordnungen; woneben dann noch die fränkischen Kapitularien, bischöfliche Satzungen für einzelne Diöcesen, die Bußbücher, jene Anweisungen zur Handhabung des Gerichts im Beichtstuhle, welche die einzelnen Sünden nach Fasttagen, Gebeten und Geldspenden abschätzen, die Formelbücher der römischen Kirche und namentlich, als Zeugnisse für das Recht der früheren Kirche, die Schriften der Väter den reichhaltigsten Stoff liefern. Die Gesetzgebung und Verfassung der Kirche entwickelte sich allmälig aus den Lehren Christi und seiner Jünger; das geistliche Recht ist ein Abbild dieser Entwickelung, ein Spiegel des Emporkommens der Hierarchie, der päpstlichen Macht, ihres Umfangs, ihrer Bedeutung, ihres Einwirkens. An der Rechtsbildung hatte in den ersten Jahrhunderten die Gemeinde einen bestimmten Antheil, welcher ihr mehr und mehr und zuletzt gänzlich durch die Geistlichkeit entzogen wurde, die die Gesetzgebung priesterlich-aristokratisch, vornämlich auf den Kirchenversammlungen, übte, bis dieselbe allmälig an die römischen Bischöfe überging. Ausgebildet erscheint das päpstliche Gesetzgebungsrecht zuerst in den Dekretalen des falschen Isidor, in welchen die Bischöfe verpflichtet werden, den päpstlichen Ausschreiben und Verordnungen als Geboten, nicht als Rathschlägen oder Zeugnissen vom überlieferten Recht, zu gehorchen.

Sie gehören als die folgenreichste und merkwürdigste in die Reihe der Bearbeitungen des geistlichen Rechts. In Deutschland war von den beiden bedeutendsten Sammlungen der päpstlichen Dekretalen vorzugsweis die des römischen Abts Dionysius Exiguus aus dem 6. Jahrhundert im Gebrauch. Die andre, hauptsächlich unter Mitwirkung Isidor's von Sevilla etwas später entstandene wurde um die Mitte des 9. Jahrhunderts betrügerisch umgearbeitet, und zwar nach den Wünschen, Ansichten und

Abzweckungen des Klerus und besonders der Päpste. Sie wurde von Mainz aus verbreitet, ihre, gegenüber der allgemeinen Unwissenschaftlichkeit bedeutende praktische Tüchtigkeit und klare Erkenntniß, die Unwissenheit und die geistliche Gesinnung der Zeit, die Treuherzigkeit der Deutschen verschafften ihr und mit ihr der sich steigernden Priesterherrschaft Geltung. Die Verbindlichkeit der untergeschobenen und gefälschten päpstlichen Dekretalen fand Glauben und Jahrhunderte lang beruhte die kirchliche Ordnung vornämlich auf der Grundlage derselben. Das Bedürfniß führte zu weiteren umfassenden Bearbeitungen des geistlichen Rechts, von denen selbst die berühmten Burchard's von Worms und Ivo's von Chartres äußerst roh und chaotisch erscheinen. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts trat das große Dekret des Benediktiners Gratian ans Licht, eine Sammlung von allem, was über die päpstliche Gewalt, die Rechte der Hierarchie und ihre Stellung zu der gehorchenden Kirche, die Sakramente, zumal Ehe und Buße, die Kirchenzucht u. s. w., mit einem Worte über die Gesammtheit aller kirchlichen Verhältnisse in früheren Sammlungen niedergelegt war. Sie zerfällt — mit ihren Quästionen, Distinktionen und Subtilitäten das treuste Abbild des Scholasticism — in drei Hauptabschnitte, von denen der erste in 101 Distinktionen, der zweite in 36 wiederum in Quästionen geschiedene Rechtsfälle, der dritte in 5 Distinktionen abgetheilt ist. Als wahrhafter Ausdruck des Geistes der Zeit wurde Gratian's Dekret bereitwillig angenommen, und mit seinem Hervortreten die Wissenschaft des kanonischen Rechts, die bis dahin nicht viel mehr als ein Theil der praktischen Theologie gewesen war, selbständige Disciplin. Sie wirkte nun wesentlich auf die fernere Entwickelung der geistlichen Gesetzgebung ein, welche bald neue Sammlungen nöthig machte; Gregor's IX., Bonifaz VIII. und Klemens' V., welche fast nur Dekretalen und Koncilienschlüsse, besonders des 13. Jahrhunderts, enthalten. Durch die Schule empfingen sie ihren wissenschaftlichen Charakter, durch die Schule nicht durch allgemeine Promulgation, gingen sie in die Gerichte ein. Der Glaube, daß das geistliche Recht dem göttlichen diene, zum Bau des Reiches Christi auf Erden mithelfe, verschaffte ihm willige Aufnahme bei der germanischen Völkerwelt. In den Zeiten der Kirchenspaltung und des geschwächten päpst-

lichen Ansehens verlor sich die Bereitwilligkeit, die immer drückender werdende, den Regungen der Zeit gegenüber mehr und mehr als veraltete Anmaßung erscheinende päpstliche Gesetzgebung anzunehmen. Das wissenschaftliche Leben, das im 12. Jahrhundert das kanonische Recht zur Blüthe gebracht, war erstorben, das belebende Princip in der immer größer gewordenen Unwissenschaftlichkeit und Verflachung verloren gegangen. Authentische Sammlungen erschienen daher nicht mehr, und die unter dem Namen der Extravaganten ans Licht getretenen deuten schon durch ihren Namen auf einen Gegensatz zu dem recipirten Rechte hin, obwol auch sie einen Theil des kanonischen Rechtsbuchs bilden und ihre Verbindlichkeit auf päpstlicher Seite stets behauptet wurde [1]).

Die Bestimmungen des geistlichen Rechts befestigten die hierarchische und päpstliche Obergewalt, griffen, wie schon erwähnt, in die weltlichen Verhältnisse, in der Tiefe umwandelnd auf das nationale, insbesondere das Gesellschaftsrecht der germanischen Völker, ein. Nach der Ansicht der mitleren Jahrhunderte stellte die Kirche das Gottesreich auf Erden dar, war es ihr Beruf, die Sünde auszustoßen, das Irdische mit dem Himmlischen ganz zu durchdringen, war der Mittelpunkt ihrer gesammten Thätigkeit der römische Stuhl. Das Seelsorgeramt des Nachfolgers Petri, dem Christus die Schlüssel des irdischen und himmlischen Reichs gegeben, legte die Pflicht ihm auf, nichts Sündliches zu dulden in Denkart und Sitte, den weltlichen Rechten und Verfassungen, den Handlungen oder dem Wandel der Glieder der Kirche, vom Geringsten bis zu den höchsten Häuptern, sondern das alles zu regeln nach den Geboten Gottes und Christi, wie Papst und Kirche sie verstanden; das alles zu regeln, auch durch zwingende Autorität, durch äußerliche Zuchtmittel. Der Ausdruck dieser Ansicht war eben das geistliche Recht, das daher von einer durchgreifenden christlichen Auffassung der Begriffe von Verbrechen und Strafen ausging, auch unabhängig von der weltlichen Strafe jedes bürgerliche Vergehen als ein Zuwiderhandeln gegen das göttliche Gesetz ahndete, die kirchliche Strafbefugniß auf alle sündigen Verhältnisse ausdehnte und theils im Beichtstuhle, theils in den Sendgerichten übte, die Ungehorsamen mit dem Kirchenbanne bedrohete, dem nach weltlichen Rechten die Reichsacht folgte, wenn der Gebannte sich nicht löste, dem Papste die weltliche Macht soweit unterwarf, als er's bedurfte, um die Gesetzgebungen und Regimente christlich zu gestalten, oder doch so zu beaufsichtigen, daß sie das Maß des Christlichen innehielten.

1) Eichhorn a. a. O. II, 247 ff.; III, 535 ff. Artikel Corpus juris canonici im Staatslexikon von Rotteck und Welcker. Buß, Ueber den Einfluß des Christenthums auf Recht und Staat, I, 189 ff.

Hierdurch wird nun das ergänzt, was oben über den Geistes- und Seelenzwang, welchen die Kirche über alle ihre Angehörigen, zumal über die „zartern Gewissen" übte, was über das geistliche Recht und dessen Einwirkungen und über die Doktoren des kanonischen Rechts gesagt ist. Wer ein Rechtsbuch wie dieses studirt hatte, Doktor daraus geworden war, darüber las, Entscheidungen danach abgab, es nur erläuterte, kommentirte, in der allgemeinen unwissenschaftlichen Weise, auch wol mit Behagen, es aber ließ wie es war, statt es entweder ins Feuer zu werfen oder sich zu bemühen, auf dem Wege der Wissenschaft das Veraltete auszuscheiden, den Buchstaben durch den Geist zu mildern, zu beschränken oder zu erweitern und es vergeistet aus der Schule in das Leben, die Gerichte zu bringen, der war darin gefangen, war päpstlich, hierarchisch gesinnt, wenn er auch unter seines Gleichen verhältnißmäßig ein freisinniger Doktor sein konnte. Der Katholicism ist folgerichtig. Wer das Grundprincip zugibt, die Autorität der Kirche, die Nothwendigkeit und Pflichtmäßigkeit der Unterwerfung des Einzelnen unter ihre Ansichten, ihre Gebote, ist in dieselben verstrickt, zu welchem Aeußersten sie gehen, wie sehr sein Verstand oder sein Gefühl bei Einzelheiten dawider sich sträuben mögen; ist darin verstrickt, eben je gewissenhafter und logischer seine Denkart ist, und es gibt keinen Ausgang als die Leichtfertigkeit und Unfolgerichtigkeit der Gesinnung und des Denkens, oder — für ernste Menschen und klare Denker — die Losreißung von der kirchlichen Autorität. „Die Papisten, sagt Luther, haben auch den tröstlichen Spruch: Der heilige Geist, welchen der Vater senden wird in meinem Namen, wird euch alles lehren jämmerlich und schändlich zerrissen und eben damit genommen, was Christus gibt.

Denn also haben sie ihn ausgelegt: Christus sagt, daß der Heilige Geist bey der Christlichen Kirche sey, und sie alles lehre, das ist recht und wahr. Darum folget, was die Christliche Kirche schleußt, das thut der Heilige Geist. Nun hat die Kirche beschlossen, daß die Layen nur eine Gestalt des Sakraments sollen empfahen; item, daß man auf bestimmte Tage und Zeit nicht soll Fleisch essen; item, sie hat bestätigt die geistlichen Orden und Klostergelübde, Fegfeuer und Seelmessen, Wallfahrt und Heiligendienst u. s. f., darum soll man bei der Seelen Seligkeit solches halten und gehorsam seyn. Und wer nicht dem Pabst und Bischöffen gehorsam ist, der ist der Christlichen Kirche nicht gehorsam; wer aber der Kirche nicht gehorchet, der ist dem Heiligen Geist ungehorsam. Also haben sie mit solchem Geschrey die Einfältigen betrogen, und alle Welt eingetrieben und in ihren Zwang bracht, dass niemand hat dürfen dawider mucken [1])." Eben auf Gehorsam drang, in ihm befestigte das geistliche Recht, aus welchem er das hierarchische System so viel vollständiger erkennen lernte, und schon darum sah er nicht oder ging doch der Eindruck davon bei ihm verloren, daß es auch der treue Spiegel war der hierarchischen Eigensucht, Herrschsucht und Engherzigkeit, der päpstlichen Anmaßungen, Uebergriffe und Uebelthaten, der Verunreinigung und Verweltlichung der Kirche, des schreienden Widerspruchs, worin sie nach mehr als tausendjähriger Entwickelung mit ihrer Aufgabe, mit dem evangelischen Begriffe des Gottesreichs getreten, der verwerflichen Mittel, welche sich die Hierarchie zur Erreichung ihrer Zwecke so oft bedient.

Wo nun und wann seine Kunde des geistlichen Rechts begann, sie war im höchsten Maße geeignet, ihn in mönchisch-religiöser, strengkirchlicher und päpstlicher Gesinnung und Richtung zu bestärken, eben weil ihn diese schon beherrschte, weil er von ihr allein schon gehindert wurde, die Schatten an der blendenden Herrlichkeit, die sich ihm enthüllte, den Trug zu entdecken, dessen Erkenntniß außerdem eine lange Reihe kritischer Arbeiten voraussetzte, welche damals kaum begonnen waren. Selbst wenn sich ihm vielleicht einzelne Bedenken aufdrangen, so war jene

1) Auslegung des 14. 15. und 16. Kap. Johannis, zu Kap. 14. V. 25 f., Walch VIII, 272.

Richtung bei ihm zu überwiegend, als daß sie darin ihn hätten wankend machen können. Groß war noch die Unkenntniß der Zeit, und ihm fehlte eben die Kenntniß und wurde ihm auch an der Universität nicht mitgetheilt, die vor Allem nöthig war, um aus dem Irrgewinde herauszufinden, die Kenntniß nämlich der evangelischen Urkunden und der Kirchengeschichte, wovon wir oben hörten.

In der Schrift: Vom Mißbrauch der Messe (1522), führt er den Gedanken aus, daß im späteren Papstthume ein neues und ärgeres heidnisches Priesterthum aufgekommen, dessen Gesetz das geistliche Recht sei, darin zahllose unevangelische, auf den Bestand und die Führung jenes Priesterthums bezügliche Vorschriften enthalten und Uebertretungen derselben zu Todsünden gemacht wären. Was es zur Sünde mache, werde in ihm größer und mehr geachtet und gestraft, denn alle Sünde wider Gottes Gebote. Den Gehorsam gegen die Kirche aber preise es über Alles, nenne ihn eine Königin aller Tugend, ohne welchen die andern Tugenden gar nichts wären. Nicht darauf leite es hin, daß Rath und Hülfe dem Nächsten, auch dem Feinde geleistet, rechte christliche Werke wären, sondern darauf, daß man Messen stiften, Kirchen bauen, nicht Milch noch Fleisch essen und vor allen Dingen sein Gesetz halten für gute Werke achte. Den geistlichen Stand, die Ehelosigkeit der Priester, das Meßopfer, was zum Kultus gehöre, geweihet Wasser, Fasten u. s. f., dann Präbenden, Zinsen und die zahllosen Dinge dieser Art wären die Gegenstände, womit es sich beschäftige, die es ordne und gebiete. Es habe das lebendige Gesetz Christi — den Geist Gottes, der nur durch das Wort des Evangelii gegeben werde — ausgetilgt und so zu dem Wahne geführt, es sei genug zur Seligkeit, daß man dem Papste und den römischen Bullen und Kirchen gehorsame. Das Evangelium und das geistliche Recht könnten nimmer zugleich regieren. Jenes bringe mit sich den Geist, dieses verhindre und verjage ihn; jenes lehre den Glauben, dieses nichts als kindische eitle Werke, wodurch derselbe ausgelöscht werde; jenes erlöse, dieses verstricke die Gewissen [1]). — Eben dieses war im vollsten Maße bei ihm selbst der

1) Plochm. XXVIII, 109 ff.

Fall. Wir sehen ihn in dieser Zeit und werden ihn bald noch deutlicher erfüllt und überfüllt sehen von der Vorstellung und den dahin gehörenden, daß Gehorsam gegen die Kirche die höchste Pflicht, die geringste Abweichung davon Todsünde, der geistliche Stand der gottgefälligste sei.

Die Kanonisten nannten den römischen Hof „eine Quelle der Gerechtigkeit," sie lehrten: „es sei nicht zu vermuthen, daß päpstliche Hoheit irre [1])." Mit der allerpäpstlichsten Gesinnung erfüllten sie und ihr Rechtsbuch ihn um die Wette. In diesem fand er nun jene Sätze, und bestens begründet, die ihn späterhin so heftig erzürnten, ihn jetzt aber vollends einnahmen, — jene Sätze, die er in den Schriften: Der Artikel von der Donatio Constantini (1537), Warum des Papsts und seiner Jünger Bücher verbrannt sind (1520), heraushebt: Der Kaiser Konstantin habe dem Nachfolger der Apostel die kaiserliche Krone und alle kaiserliche Herrlichkeit geschenkt, der Papst sei nicht unter den Koncilien, stehe über allen Rechten, während er auf dem ganzen Erdkreise zu richten habe, die Sonne bedeute die päpstliche und der Mond die weltliche Gewalt, der Fels, worauf Christus seine Kirche erbaut, sei der römische Stuhl, ihm allein wären die Binde- und Löseschlüssel gegeben für Himmel und Erde, er sei des römischen Reichs Erbe, habe das Recht, Könige zu entsetzen und die Unterthanen vom Gehorsame zu entbinden u. s. f.

Wenn das geistliche Rechtsbuch die päpstliche Machtfülle so hoch erhob, so zuversichtlich und mit einer so feinen Dialektik, einer so kunstvollen Konsequenz darlegte, so scheinbar begründete, auf die geachtetsten Zeugnisse stützte, ihr einen so ehrwürdigen Ursprung im Worte des Herrn, so heilige Zwecke, so segensreiche Wirkungen nachrühmte, so war es kein Wunder, daß er, ein phantasiereicher, empfänglicher, treuherzig-gläubiger junger Mensch, von Kindheit den Priestern zugeneigt, viel und gern mit Geistlichen verkehrend, mehr und mehr von dem Papstthum eingenommen, für das Urbild und die damit verwechselte Wirklichkeit desselben entflammt wurde. Das geistliche Recht enthielt die gesetzlichen anerkannten Bestimmungen über die kirchliche und päpst-

1) Ausleg. der ersten 22 Psalmen.

liche Machtfülle, die Gründe, worauf diese ruhete, scharfsinnige und glänzende Zeugnisse dafür, von tausend Jahren her Zeugnisse ihrer oft so großartigen Ausübung, der hohen Gesichtspunkte, des Heldenmuths der Päpste gegenüber der von ihnen allein gebändigten rohen Gewalt der Mächtigen der Welt. Im geistlichen Rechtsbuche fanden sich die Dokumente, wie zu allen Zeiten die Lehr-, Trost- oder Schutzbedürftigen sich nach Rom gewendet und empfangen hatten, was sie gesucht, wie die Päpste das Ganze und Große geordnet und auf das Geringste bedacht gewesen waren, die Allerniedrigsten geschützt, die Mächtigsten in Furcht erhalten und gestraft hatten, wie der römische Stuhl in der That der Fels gewesen, der allen Stürmen getrotzt. Entwickelte sich daraus in ihm die tiefste Ehrfurcht, die höchste Bewunderung und Begeisterung und der festeste Glaube an die päpstliche Macht und Heiligkeit, so floß hieraus wiederum her, daß ihm auch der übrige Inhalt des geistlichen Rechts mehr und mehr als unverbrüchliche Wahrheit, seinen Lehren und Vorschriften nicht zu glauben als Todsünde erschien, und war erst sein Gewissen und seine Gewissensangst aufgeregt, so ging er immer tiefer hinein, so schreckte er vor keinem Aeußersten zurück, so machten die abweichenden, die helleren oder gemäßigten Ansichten keinen Eindruck mehr bei ihm, mochte er deren bei den Humanisten, einem Truttvetter, Grevenstein oder wo sonst hören. Sofern er das geistliche Recht noch als Studirender kennen lernte, wirkte es unzweifelhaft wesentlich zu seinem Mönchwerden mit. Denn in des Papsts Dekreten und Kanonen war, wie er in der Auslegung der Genesis [1]) und der zweiundzwanzig ersten Psalmen [2]) ähnlich wie in der Schrift: Wider den Mißbrauch der Messe, und sonst vielfach sagt, nur davon und wieder davon die Rede, wie man die Sünde beichten, bereuen und dafür genugthun müsse, dem Papst Gehorsam und der Mönche Regeln halten solle; wie es nicht genüge, getauft zu sein und an Christum zu glauben; nur Menschensatzungen schärften die Dekretalen ein, während sie Gesetz und Evangelium verdunkelten und so zumal die Einfältigen verführten, die Mönchsgelübde und ähnliche Fin-

1) Zu Kap. 48, V. 20.

2) Zu Ps. 22, V. 19.

sterniß anzustaunen; eine gleißende Betrügerei und Falschheit, führe dies todte unfruchtbare Recht das einfältige Volk unter dem Titel und Namen der Gottseligkeit nur auf die große Lüge hin, für wichtig zu halten, was nach den Mönchsgedanken wichtig, Kleider, Tage, Unterschied darin und was dergleichen mehr.

Der Inhalt des kanonischen Rechts stammte aus einem mehr als tausendjährigen Zeitraume her, in welchem die Kirche und die in ihr lebendig gewesenen Ansichten von dem, was recht und christlich, die vielfachsten und wesentlichsten Umwandelungen erfahren hatten. Schon deshalb konnte er kein gleichartiger, mußte er ein Gemisch von rein und getrübt Christlichem oder auch Unchristlichem sein. Am Wahren, Schönen, Echten war kein Mangel. Das Eine wie das Andere erkannte Luther auch späterhin sehr wohl. Er beginnt eine Vorrede zu Hieronymus' Schreiben an Evagrius von der Gewalt des Papstes (1538), es wären viel herrliche Dinge im Dekret Gratian's zu finden, aus den Vätern zusammengetragen, wiewol Gratian — was er jetzt nicht wissen oder auch nur ahnen konnte — selbst schon das frühere Papstthum ins Schöne gemalt, die besten Sprüche und Schlüsse der Väter wieder entkräftet oder nach römischen Gesichtspunkten verfälscht habe. In der Trostschrift an die Christen zu Halle über den Tod ihres Predigers Georg Winkler's (1527) sagt er, die Kanonisten nennten das geistliche Recht selbst **Concordantia discordantiarum**, Vertrag oder Vereinigung der widerwärtigen Sprüche, und es enthalte in der That nichts Anderes, denn wie vorzeiten in der Christenheit so mancherlei Weise und Wesen, ein sehr wüster wilder Wald gewesen mit dem äußerlichen Regiment, dessen uneinige Weisen und Stücke der Meister des Buchs, Gratian, in eine Weise habe bringen wollen. Und so trage er denn auf einen Haufen allerlei Bischoff, Väter, Concilen, Sprüche und Ordnungen, und lasse es sich sauer werden, sie zu vergleichen, und zwar so, daß er nicht die Schrift, sondern den Papst und die römische Kirche zum Fürbilde und zur Form nehme, wonach sich Alles richten und schicken solle. Das wolle es denn aber nicht thun, und so hebe denn ein Stöcken und Blöcken über die guten Sprüche an, die er doch nirgend zurecht bringen könne. In solchem wüsten widerwärtigen Handel müsse sich's freilich begeben, daß manche feine gute Sprüche vorkämen,

der Schrift ganz gemäß; denn wo Zwei wider einander redeten und sich unter einander straften, da müsse ja Einer zuweilen recht haben; allein Gratian lasse die guten Sprüche nicht gehen nach der Schrift, wonach sie lauteten, sondern deute sie nach dem Papst und folge den ärgsten Sprüchen. — Aehnlich am Schlusse der Schrift: Von Ehesachen (1530), das geistliche Recht sei unördig in einander geworfen und oft wider einander, weil aus päpstlichen Sendbriefen, auf mancherlei Zeit und Sachen gegeben, zusammengerafft, woher denn die weitläufigen Disputationen der Juristen, wenn sie bemüht, es zu vergleichen. „Es ist wahr, es sind viel guter Urtheil und Rechtssprüche drinnen, etliche sind auch sohin [1])."

Im Jahre 1520 erklärte er es für wohlgethan, daß das geistliche Recht vom ersten bis zum letzten Buchstaben, insbesondere die Dekretalen, ausgetilgt werde. Fände sich auch viel Gutes darin, so sollte es billig schon deshalb untergehen, weil derzeit das Studiren darin unnütz und nur Betrug sei, indem der Papst sein **scrinium pectoris**, seine Willkühr darüber erhebe und sich selbst nicht daran binde [2]). Einige Zeit darauf warf er es ins Feuer, um des Unlautern und Unchristlichen, das er darin erkannt, das seinen Zorn erregte, ihm auch wol im Drange der Stunde die Augen für die Lichtseite und insbesondre die Schwierigkeit verschloß, daß man desselben nicht entrathen konnte, ohne ein anderes zu schaffen, daß ihm selbst und den übrigen Theologen dazu die Fähigkeit abging und die Kanonisten die entschiedenste Abgeneigtheit an den Tag legten. Mag sein, da doch auch jetzt schon die Unbefangenheit seines katholischen Glaubens vielfach gestört wurde, daß Kritik und Bedenken sich ihm aufdrängten, daß ihm Ein oder das Andre Zweifel erregte: jetzt nahm die Lichtseite ihn ein und verschloß ihm die Augen gegen die Schatten, jetzt nahm er den ganzen Inhalt um der lautern und christlichen Bestandtheile gläubig in sich auf, sodaß eine etwaige halbe Erkenntniß von mancherlei Unsittlichem und Unevangelischem darin seiner eifernden päpstlichen Gesinnung nichts abbrach, indem er Beschönigungen der einen oder andern Art dafür fand, für

1) Walch XIV, 361. Plochm. XXII, 308 f.; XXIII, 153 f.
2) An den Adel, Plochm. XXI, 346.

das Princip sich einmal entschieden hatte. Wie hätte er schon jetzt der kunstvollen **concordantia discordantiarum** auf den Grund blicken und einsehen können, was er späterhin allerdings erkannte, daß sich das Recht der Priester mit ihm selber „wie mit ihrem eigen Schwert" schlagen ließ? Der Papst, sagte er einst, habe zwei Säulen, darauf er stehe; die eine heiße: Alles, was ihr auf Erden binden werdet, das soll auch im Himmel gebunden sein, die andre: weide meine Schafe. Diese Sprüche habe er dahin gedehnt, daß er freie Macht und Gewalt habe, zu thun in der Kirche und im weltlichen Regiment, was ihn gelüste, worauf er nach seinem Willen verdammt und selig gemacht, Könige entsetzt habe u. s. f. Dann sei das Dekret voller Lügen und Tyrannei hinzugekommen, das ihn für untrüglich erklärt, zu einem Halbgotte erhoben, das Ansehen der heil. Schrift vom päpstlichen Stuhle abhängig gemacht habe, der um so mehr habe thun und lehren können, was ihm beliebt, nachdem er solches die Leute überredet. Schande, ruft er aus, so verblendet gewesen zu sein. Er wundre sich oft, daß solche Finsterniß geherrscht, da doch die Kirche reichlich gewarnt worden durch Christum und die Apostel, da es doch auch im Papstthum nicht an Leuten gefehlt habe, die schöne Ingenia gehabt und große Zeugnisse ihrer Kunst und Geschicklichkeit. Die Erklärung, „daß es kein Mensch verstanden und gemerkt hat," die Erklärung seiner eigenen Blindheit liegt darin, wenn er hinzufügt, „aber dies Reich des Antichrists hat nicht sollen offenbaret seyn, wiewol es an feinen Leuten nicht gefehlt, die es sollten gegriffen haben: die herrschenden öffentlichen Lügen und die kräftigen Irrthümer haben einen nicht lassen zur Erkenntniß kommen [1])."

Hiernach auf das weltliche oder vielmehr insbesondre das römische Recht zu kommen — denn nur mit diesem gaben die Universitäten sich ab — so würde an dieser Stelle kaum weiter die Rede davon sein dürfen, weil wenigstens so viel gewiß ist, daß er jetzt und auch späterhin eine nur oberflächliche Kenntniß davon nahm oder erhielt. Ob seine lebhafte Abneigung gegen die gelehrte Juristerei und die Juristen schon in dieser Zeit begründet wurde, läßt sich mit Sicherheit nicht ermitteln. Wir

1) Tischreden, Walch XXII, 1373 ff.

können es demnach unter den auf ihn in seinen Studienjahren einwirkenden Bildungsstoffen nicht wohl in Betracht ziehen. Dennoch wird es mindestens nicht überflüssig sein, ein paar Worte über seine damaligen Zustände und wissenschaftliche Behandlung schon hier zu sagen, da wir annehmen müssen, daß es, eben wie das geistliche, ob auch in anderer Weise, nicht ohne alle Einwirkung auf seinen Entschluß, der Welt zu entsagen, gewesen ist.

Das Studium des römischen Rechts war im 12. Jahrhundert rasch aufgeblüht und dann allmälig wieder gesunken. Von dem allgemeinen Aufschwunge, welchen die Wissenschaften in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts genommen, war auch die Jurisprudenz nicht unberührt geblieben. Der Humanismus hatte auch auf sie einzuwirken begonnen, obschon in einem geringeren Maße. Er erhob lebhaften Widerspruch gegen die seit der Mitte des 13. Jahrhunderts immer allgemeiner gewordene Weise, wonach man das (römische) Recht nicht aus den ursprünglichen Quellen, philosophisch und grammatisch-historisch, sondern hauptsächlich aus den Werken der latinobarbarischen Glossatoren studirte und nach Art der Scholastiker in spekulativen Quästionen und Disputationen behandelte, ähnlich wie die Theologen sich um die Bibel nicht kümmerten und sich fast nur mit den Büchern der Sentenzen abgaben. Der bologneser Rechtslehrer Accursius hatte die zerstreuten Ansichten und Erklärungen in seiner **Glossa ordinaria** gesammelt und gewann durch sie bei den Juristen nicht viel weniger Ansehen und Einfluß, als Petrus Lombardus bei den Theologen. Seitdem war die wissenschaftliche Entwickelung ins Stocken gerathen. Man brachte das Ueberlieferte allenfalls in eine bessere Ordnung, stattete es mit praktischen Glossen aus, ließ es aber im Wesentlichen, wie es war. Die meisten Rechtsgelehrten gaben sich nur in dieser dürftigen Weise oder gar nicht mit wissenschaftlicher Begründung des Rechtes ab und beschränkten sich auf die Praxis als Sachwalter, Richter und Beisitzer in Gerichten und Spruchkollegien, Rathgeber der Fürsten und städtischen Obrigkeiten. Die scholastisirende Behandlung der Rechtswissenschaft führte zu keiner gründlichen Rechtskunde und dafür zu ungeheuern Spitzfindigkeiten und offenbaren Rechtsverdrehungen. Die Humanisten verfehlten nicht, den Juristen auch dies

aufzurücken. So spricht Busch im Vorworte zu seiner Rede von der Verachtung der Wissenschaften und der Begierde nach Reichthum mit Wegwerfung von Bartolus, Baldus und „andern barbarischen Rechtsverdrehern," wie Luther späterhin sagte, das Recht stecke nicht in dem Gutdünken, den Einfällen und Aussprüchen der Lehrer, und nicht wissen, was Bartolus und Baldus über jeden Rechtsfall geurtelt, sei noch keine Rechtsunwissenheit. Eoban Heß sollte in Leipzig die Rechte studiren, empfand aber wie Hutten den heftigsten Widerwillen gegen die Jurisprudenz. Auch aus andern Gründen waren die Humanisten den Rechtsmännern nicht hold, und auch in anderen Klassen und Ständen war viel Abneigung gegen die gelehrten Juristen verbreitet. Friedrich III. pflegte sie Irreführer, Stiefväter und nicht rechte Erbdiener des Rechts zu nennen. Die Jurisprudenz galt weithin für eine Wissenschaft der schlechten Künste des Rechtsverdrehens, der Unterdrückung, des Betrugs, wälscher Praktiken. Die Habsucht machte sich beim ganzen Rechtswesen sehr stark geltend. So sagte der berühmte Rechtslehrer Udalrich Zasius, die Gerichtsherren, statt auf das gemeine Beste zu sehen, straften nur, um ihre Einkünfte zu vermehren [1]).

Ein regeres Leben war in die Jurisprudenz nicht allein durch den Humanismus gekommen. Auch die staatlichen Verhältnisse wirkten mit, daß das römische Recht seit einigen Jahrzehenden wieder mit größerem Eifer studirt und allgemeiner bearbeitet wurde. Gerade zu dieser Zeit erhielt es durch die Schule einen erhöheten Einfluß auf das Leben. Die Herrschaft der Begriffe und Anliegen der neurömischen, päpstlichen und kaiserlichen Weltherrschaft hatte dahin geführt, daß das Recht der Altrömer in den mittleren Jahrhunderten als das gemeinsame europäische, insbesondere als das gemeine des römischen Reichs und Kaiserthums deutscher Nation betrachtet war. Indeß hatten die altgermanischen Rechte zähen Widerstand geleistet, der jedoch eben jetzt anfing, gebrochen zu werden. Zum Zeichen, wie schwach, unaufgeklärt und arm an hinlänglich befähigten Vertretern der

1) Erhard III, 466 ff., 80. Raumer, Hohenstaufen, V, 369. K. A. Menzel a. a. O. VIII, 170. Savigny a. a. O. 83. Auslegung der Genesis zu Kap. 12, V. 17, Walch I, 1227.

erwachende Nationalsinn noch war, gelang es um diese Zeit den gelehrten Juristen, dem römischen Rechte das Uebergewicht über das deutsche zu verschaffen. Maximilian erhob es zu allgemein anerkannter Gesetzeskraft. Es wurde indeß vom Volke mit Ungunst angesehen. Wenn sein Studium auch dem heimischen Rechte zu gut gekommen ist, so war doch dieser Einfluß entweder erst ein späterer oder noch nicht sichtbar. Der ungeschickte Eifer der gelehrten Juristen, das fremde Recht an die Stelle des deutschen Volksrechts zu bringen, hatte die Folge, daß das letztere in seiner Entwickelung gehemmt und mehr und mehr verdrängt, der Rechtszustand verschlimmert, die hergebrachte Volksfreiheit geschmälert, die Fürstenmacht nach oben und unten ausgedehnt wurde, ohne daß dem Kaiserthume geholfen wäre. Statt Vertreter und Schützer nationaler und volksthümlicher Rechtsbildung zu sein, gefielen sich die gelehrten Juristen in stolzherabsehender, antinationaler Opposition gegen die deutsche Schlichtheit und Einfalt. Es war die Zeit der aufdämmernden Gelehrsamkeit, und das römische Recht war eine gelehrte Sache. Die Gelehrsamkeit hatte einen vornehmen Anstrich, und diese Seite beuteten sie aus, indem sie vornehm thaten durch einen Nebel lateinischer Pedanterei, während sie das heimische Volksrecht nicht kannten, das fremde philosophisch nicht durchdrangen, häufig mißverstanden und eben so oft verkehrt anwendeten; vornehm thaten durch Würden der Hof- und anderer glanzgebender Aemter, woneben dienerischer Sinn sie beherrschte. Das Recht war ihnen nicht Erzeugniß des Lebens, des Verkehrs, der Bedürfnisse und Zustände des Volks, sondern eine durch ihre Gelehrsamkeit willkührlich ausgesponnene Sammlung von Regeln, die zu befolgen die Unterthanen gezwungen sein sollten. Nach dem fremden Rechte legten sie das heimische aus, wenn sie es nicht beseitigen konnten. Sie standen meisthin im Herrendienst: so waren ihre Auslegungen durchgehends den Herren günstig in den Landesgebieten; sie waren die Fürstenberather oder die Gesandten in den Reichsversammlungen, und verdarben auch die Reichsgeschäfte, indem sie dieselben wie Rechtshändel führten, und in dieser Stellung, obwol Doktoren des „kaiserlichen" Rechts, ihr Absehen vornämlich darauf richteten, dem Kaiser möglichst wenig zu bewilligen und möglichst viel abzugewinnen. Dabei war unter

ihnen nach wie vor und noch eine lange Zeit an eine wahrhaft wissenschaftliche und geschmackvolle Behandlung der Jurisprudenz nicht zu denken. Es war eine alte Klage, daß in den Vorlesungen in jedem Jahre nur einige Stellen des Korpus Juris erklärt wurden, so wenig kam man von den Glossen zur Sache. Die neuen Regungen und Fortschritte fanden, wenn irgend wo, an der wittenberger Universität seit dieser Zeit die eifrigste Vertretung, und doch klagt noch Wilhelm Nesen, der 1523 dort studirte, in einem Briefe an Spalatin, er würde wol einmal etwas im Jus thun, wenn die Professoren nur das Gesetzbuch, den Text erklärten und nicht mit Ausdreschen der abgeschmackten Glossen die Zeit verschwendeten. „Wenn sie so fortfahren, haben sie binnen zwei Jahren kaum zwanzig Zeilen erklärt." So wenig hatte also selbst das Vorbild eines Henning Göde gewirkt, der eine Reihe von Jahren in Wittenberg, jetzt aber noch in Erfurt lehrte und einer der ausgezeichnetsten unter den Wenigen war, die zu jener Zeit die Jurisprudenz mit philosophischem Geiste behandelten, gleich geehrt und berühmt als Rechtslehrer und Praktiker. Auch Luther spricht mehrfach von ihm mit hoher Anerkennung. Der erfurter Professoren seiner Studienjahre „als der trefflichsten, so in deutschen Landen berühmt gewesen wären," gedenkend, setzt er hinzu, Juristen habe die Universität gehabt wie Göde! Er spricht nicht selten Grundsätze aus wie die: „Rechte lernen oder wissen ist nicht eine große Kunst, aber der Rechte recht brauchen und in ihrem Ziel und Ring behalten, daß sie nicht zu weit fahren, das ist Kunst." Das war auch Göde's Meinung, der ihn vielleicht zuerst darauf hingeleitet hat [1]).

Daß er bei einem Göde hören konnte, wäre nun günstig genug für einen rechten mit Lust und Liebe zu machenden Anfang oder die Fortsetzung seiner Rechtsstudien gewesen. Allein

1) Savigny, 85 ff., 547. Beseler, Volksrecht und Juristenrecht. Bensen, Teutschland und die Geschichte, 164 ff. Wirth, die politisch reformatorische Richtung der Deutschen im 16. u. 19. Jahrhundert, 19. K. A. Menzel VIII, 129. Reformationsalmanach für 1821, 175. Erhard III, 473. Exempel einen rechten christl. Bischof zu weihen, Walch XVII, 147. Von Ehesachen, Plochm. XXIII, 153. Gretschel a. a. O. 349.

man darf sich auch Göde's Vortrag nicht vollkommen frei denken von den Schlacken, welche zu allgemein der Behandlung der Rechtswissenschaft anklebten. Neben ihm standen andere minder Tüchtige, die den verworrenen und elenden Zustand derselben vertraten. Sodann war Göde auch ein großer und eifriger Kanonist, Kanonikus am Dome und von strenggeistlicher und kirchlicher Richtung, späterhin einer der hartnäckigsten Gegner der lutherischen Reformen in Wittenberg, sein Unterricht auch im weltlichen Rechte schwerlich geeignet, auf eine größere Unbefangenheit hinzuleiten. Erinnern wir uns, was Luther von den erfurter Doktoren des Rechts sagte, die sich in der Mönchskutte begraben ließen, und von ihrer Ansicht. Trotz der Anerkennung, die er den erfurter Lehrern überhaupt und Göde insbesondere zollt, finden wir ihn doch in späterer Zeit keineswegs einverstanden mit der Art, wie die Rechtsstudien betrieben wurden. An einer Stelle der Auslegung der Genesis, aus welcher man schließen möchte, daß er zu Erfurt angefangen, sich mit dem weltlichen Rechte zu beschäftigen, spricht er sich über die scholastische Theologie dahin aus, daß sie nichts Festes gebe, ein bloßer Wahn sei (opinio), weil die Scholastiker — ihr Aufwerfen und Unentschiedenlassen von Fragen! — sagten, „man muß also lehren und glauben oder auf eine andere Weise." Die Philosophen und Juristen, fügt er hinzu, machten es mit ihren Doppelsinnigkeiten (aequivocationibus) nicht besser. Er erinnere sich noch wohl, daß er einst im Accursius gelesen, der bei einer dunkelen Stelle mancherlei Meinungen angeführt und sodann erklärt habe, man könne diesen Sinn annehmen oder jenen, er verstehe die Stelle nicht. Diese Aufrichtigkeit habe ihn an dem Juristen gefreut. Das mochte sein in diesem Falle, bei dieser Stelle, aber die ihn anwidernde scholastisirende Methode herrschte doch bei den Juristen vor, und nimmer konnte sie ihm gefallen, wie er denn auch noch hinzusetzt: das Hin- und Herschwanken, dessen er auch die Juristen überhaupt beschuldigt, ist doch nichts Anderes, als nicht wissen [1]). Bevor das Evangelium wieder an den Tag gekommen, sagt er in der Auslegung des Hohenliedes, sei keine „Kunst" recht gelehrt, von keiner der Nutzen und Gebrauch

1) Walch II, 2835.

recht erkannt und gezeigt worden. Das gelte von dem, was man in den Schulen, wie von den Disciplinen, die man auf den Universitäten getrieben habe. Von der Theologie rede die Sache selbst. „Was die Rechtslehrer anbelangt, so verstunden sie zwar einigermaßen ihre Kunst, auch den Nutzen und Gebrauch derselben; jedoch, welches das Allerschädlichste war, so glaubten die Allerwenigsten, daß sie sich in einer solchen Lebensart befänden, die Gott wohl gefiele [1])."

Dies Letztere, zusammentreffend mit der Aeußerung über jene erfurter Rechtslehrer, deutet abermals darauf hin, daß nach der herrschenden Ansicht nur im geistlichen Stande die höhere Gottgefälligkeit, die er zu erringen strebte, gewonnen werden könne, und daß auch die Rechtslehrer von ihr erfüllt waren. So fand er auch bei ihnen Förderungen seiner mönchischen Gedanken. Wenn sie zweifelten, ob sie in einem gottgefälligen Stande und Berufe sich befänden, so läßt sich glauben, daß ihre Zweifel bei ihm zu den schwersten Bedenken wurden, daß er mit Sicherheit und ohne großen Widerwillen die Studien nicht anfangen konnte, die ihn in denselben hineinführten. Hier tritt nun die Seite deutlich hervor, von welcher auch der Beginn der Rechtsstudien auf seinen Einfluß der Weltentsagung sehr wohl eingewirkt haben kann. Mit ihm that er den ersten Schritt in die weltliche Laufbahn. Bis dahin hatte er sich nur mit Gegenständen der allgemeinen Bildung beschäftigt, von welchen er zu jedem Fachstudium übergehen konnte. Der Anfang des Rechtsstudiums brachte die Entscheidung für das Leben. Ließ er sich erst hinein, so war er gefesselt; das Umkehren war schwer, wenn nicht unmöglich. Nun mochte es ihm zum Bewußtsein kommen, daß der ihm bestimmte Beruf ein aufgezwungener sei. Wie aber ihm entgehen? Bitten und Vorstellungen hätten sicher einen Sturm von Vaters Seite erregt und doch schwerlich zum Ziele geführt. Ein Gewaltschritt war am Ende der Weg, auf welchem es am ehesten, leichtesten, gewissesten zu erreichen war.

Denn das wäre doch gerade am schwersten zu verkennen, daß seine vorwaltende innerste Richtung und Anlage auf Beschäftigung mit religiösen Dingen, also auf geistliche Studien,

1) Walch V, 2402 f.

eine geistliche Laufbahn hinging, so viel Tüchtigkeit für weltliche Wissenschaft und Beschäftigung auch in ihm sein mochte. Hätte er kein Gefühl davon haben sollen, daß der geistliche Stand doch sein eigenster Beruf war, worin er erwarten konnte, sein ganzes Wesen am allseitigsten zu entwickeln und das Meiste zu leisten? Der Vater hatte ihn, nicht er sich selbst zum Rechtsgelehrten bestimmt. Auf den Rath, vielleicht das Andringen der Freunde, fing er juristische Studien an. Es geschah doch wahrscheinlich mit großem Widerstreben, und dazu kommt, daß er sich, als es geschah, ohne Zweifel längst in der asketisch-weltabgewendeten Stimmung, den innern Bedrängnissen befand, in welchen der Grund seines, mag sein plötzlich entstandenen Entschlusses der Weltentsagung zu suchen ist. Offenbar konnte die Rechtswissenschaft dem Insichgekehrten, mit seinen inneren Zuständen, mit der Angst um das Heil der Seele Beschäftigten noch viel weniger als die Philosophie ein lebendiges Anliegen einflößen. Sie hatte die Verhältnisse des Lebens vor Augen, die ihm mehr und mehr als nichtig erschienen. Welchen Werth konnten in den seinigen die Würden, Aemter oder Reichthümer haben, zu deren Erlangung ihr Studium das Mittel war? Wie wenig Anziehendes, wie viel Unbefriedigendes und Abstoßendes lag offenbar nach dem Obigen für ihn im Studium der Rechte, im Berufe und der Stellung des Juristen. Dürre, vornehme Gelehrsamkeit, Herrendienst, volksmäßige Abneigung wider die römische Juristerei, fremdes Recht, Schulrecht, heidnisches Recht — und er bei seiner Stimmung! Diese Juristen, diese Staatsmänner und Staatskunst, solche Verhältnisse und solche Behandlung derselben, konnten sie ihn anlocken seine Kraft dahin zu werfen? Selbst aus den humanistischen Kreisen konnte sich ihm leicht Unlust mittheilen. Sollte der Gedanke nicht schon in ihm gedämmert haben, der späterhin zur Klarheit in ihm wurde, daß alle Rechte aus der Vernunft als ihrem Urquell hergeleitet werden müßten, damit ein rechtes Recht sei? Davon war bei allen Juristen nicht die Rede. Trotz alles Bemühens, auch bei der Jurisprudenz die Grenze des Christlichen und Kirchlichen innezuhalten, wie mancher Widerspruch zwischen den Satzungen des römischen Rechts und des Evangeliums drängte sich doch auf. Hätte gerade er

dies Gegensätzliche nicht herausfinden sollen? Wimpheling in seiner Apologie des christlichen Staats und Beschwerden deutscher Nation gegen den römischen Stuhl, klagt wol, die Theologie sei in eine solche Verachtung gerathen, daß sich die jungen Leute fast alle auf solche Wissenschaften legten, welche Geld einbrächten; nur Wenige wendeten sich der Philosophie zu, der Theologie fast Keiner; Alles lege sich auf die Rechte, die menschlichen Gesetze würden den göttlichen vorgezogen [1]). Von Dergleichen konnte bei Luther die Rede nicht sein. Er hätte wol gar zu gern zu jenen Wenigen gehört, aber der väterliche Wille band ihn.

So begann er ohne innern Beruf, wider Neigung die aufgedrungenen Rechtsstudien. Dies mußte den Zwiespalt noch mehren, in welchem er sich schon befand. Es kam bei seiner Stimmung die Unruhe, das Unbehagen, der Druck hinzu, woran mancher kräftige junge Mann so schwer leidet, mancher erliegt, dessen äußere Lebensverhältnisse dem Angreifen der empfundenen oder erkannten Aufgabe seines inneren Lebens feindlich entgegenstehen, in welchem der halb unklare Drang der eigentlichen Natur mit der aus den erstern herfließenden Gebundenheit ringt, der, ob willig, doch ohne Lust in das ihm Unangemessene hineingeht, den thatsächlichen Widerspruch aber fühlt, sich desselben mehr und mehr bewußt wird und sich nun in seiner Abhängigkeit zwischen die innere Neigung und die äußere Nöthigung, die natürliche Bestimmung und die Unnatur seiner Lage, Rücksichten der Pietät und anderer Art mitten hineingestellt sieht. Luther, wie groß seine Abneigung gegen den ihm angewiesenen Studien- und Lebensweg sein mochte, konnte nur an einen, Widerspruch nicht leicht duldenden, strengen Gehorsam fordernden Vater denken, der, wie schon gesagt, schwerlich sich hätte umstimmen, die Genehmigung dazu sich hätte abbitten lassen, daß der Sohn der Theologie sich widme. Freilich, gerade gegen das Mönchthum war Hans Luther's Widerwille am meisten gerichtet. Allein nicht unüberwindlich stand dieses Hinderniß entgegen, während die väterliche Zustimmung unbedingt erforderlich war, wenn Martin zu den theologischen Studien übergehen wollte.

1) Jahrbücher d. Gegenwart, 1811, Februarheft, 119 ff. Spiker a. a. O. 112.

Eintritt ins Augustinerkloster.

Man hat seine Erwählung des Mönchsstandes, womit sein erster Lebensabschnitt zu Ende geht, höchst auffallend, wunderlich, räthselhaft gefunden. Sie wird im hohen Maße kaum so erscheinen nach dem Bisherigen, woraus gewiß hervorgeht, daß ein Gedanke dieser Art nahe genug, so nahe lag, daß man sagen möchte, es sei von Kindheit auf das Mönchthum bei ihm angelegt gewesen, es hätte mit ihm bei irgend einem Anlasse zu einem solchen, alle Schranken der entgegenstehenden Bedenken und Rücksichten durchbrechenden Entschlusse einmal kommen müssen. Freilich fehlte es auch an Gewichtigkeiten nicht, geeignet, den Gedanken niederzuhalten oder die Ausführung zu hindern. Wir vergegenwärtigen uns zunächst den Hergang. Indem er noch mehr Licht auf die Stimmung des angehenden Asketen wirft, erklärt er den Schritt desselben noch deutlicher. Nachfolgen mag dann, was zur Verständigung und Beurtheilung zu sagen noch übrig bleibt. Die ältesten und verläßlichsten Erzählungen stimmen im Wesentlichen, jedoch im Nebenumständen nicht vollkommen genau überein. Ich stelle zusammen, was sich aus den Berichten Verschiedener und zumal aus Luther's eigenen Aeußerungen ergibt, die uns in mehren Schriften von ihm, den verschiedenen Sammlungen der Tischreden und gothaer handschriftlichen Nachrichten aufbehalten sind, und auf welche namentlich auch Lingke seine Darstellung stützt, während Seckendorf wenigstens zum Theil nach Selnecker, einer minder zuverlässigen Quelle, berichtet. Sagenhaftes hat ohne Frage der Erzählung, wie wir sie haben, sich beigemischt. Die Gleichzeitigen wissen z. B. von der Oertlichkeit des Vorgangs nichts. Indeß liegt sehr wenig daran.

Der Entschluß Luther's kam plötzlich; Luther selbst hatte ihn nicht geahnt, als er kam, wenn man auch mit Wahrscheinlichkeit annehmen mag, daß er sich schon eine längere oder kür-

zere Zeit damit herumgetragen hatte, oder wenigstens, daß der Gedanke schon öfter in ihm aufgestiegen war.

Wunderbar sind bisweilen die menschlichen Geschicke, die Zeitabschnitte der innersten geistigen Entwickelung, wie mit den leiblichen Zuständen so mit dem Leben der Natur verflochten. Er befand sich an einem schwülen Sommertage 1505 auf einsamem Fußwege, einige Zeit nach dem tragischen Vorgange, von welchem oben die Rede war. Man kann denken, daß das Bild des in der Blüthe der Jahre urplötzlich dahingerafften Freundes ihm vorschwebte. Wie nahe lag es da, daß ihn neben Bildern des Todes Gedanken der höchsten Pflicht eines gottgefälligen Lebens, der ersten Nothwendigkeit, Gott zu suchen, mit ihm versöhnt zu werden, so lange es noch Zeit, erfüllten, daß er in doppelt verdüsterter Stimmung, vielleicht abgespannt oder überreizt durch die Umstände, welche bei jedem erschütternden Lebensereignisse einzutreten pflegen, gerade den Gedanken wieder nachhing, deren peinigende Eindrücke er am heftigsten beim Tode des Freundes empfunden, daß er abermals mit ganzem Ernst dem „Zorne Gottes und den erschrecklichen Exempeln seiner Strafen" nachsann. Es kam hinzu, daß eine pestartige Epidemie eben damals die Universität verödet, der größeste Theil der Lehrer und Schüler von Erfurt sich entfernt hatte, daß er vielleicht selbst im Begriff war der Pest wegen fortzugehen, körperlich leidend war, sich leidend vielleicht noch mehr fühlte. Da ereilte ihn zwischen Erfurt und dem Dorfe Stotterheim ein heftiges Gewitter. Leicht glaublich, daß er den Gott des Zorns und der Rache zu vernehmen glaubte, daß ihm die Schwüle der Luft, die Schrecken der Natur das gepreßte Herz vollends zu Boden drückten. „Nichts Unfriedlicheres gibt es, sagt er in der Auslegung des 1. Buchs Mosis, als ein erschrocken Herz: bei jedem Blitze, bei einem rauschenden Blatte erbleicht es." Das erfuhr er jetzt. Ein starker Donnerschlag betäubte seine Sinne, der Blitz schlug nicht fern von ihm ein, in seiner Bestürzung rief er: Hilf liebe heilige Anna! so will ich alsbald ein Mönch werden [1]).

1) Erhard II, 272. Spiker 165, wo auf die Berichte von Melanthon, Mathesius u. A. prüfend verwiesen ist. Ausleg. d. Genesis, zu Kap. 42, V. 28. *Lingke* II. Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Fol. Nr. 262 (D. M. Lutheri curriculum).

Es war ein Augenblick der höchsten Seelennoth, der höchsten Kraft und Lebendigkeit des Gedankens, den entscheidenden, vielleicht lange gefürchteten Schritt um Seel und Seligkeit willen zu thun, alles Irdische dahinzugeben und nichts mehr zu achten, um die christliche Vollkommenheit zu finden, durch klösterliche Heiligkeit den zürnenden Himmel zu versöhnen und die göttlichen Strafgerichte abzuwenden. „Ich ward, sagt er in der Zuschrift an seinen Vater zu der Schrift von den Klostergelübden, je nicht gern und willig ein Mönch, viel weniger um Mästung des Bauchs willen, sondern als ich mit Schrecken und Angst des Todes eilend (elend) umgeben, gelobte ich ein gezwungenes und gedrungenes Gelübde."

In derselben Zuschrift und nach seiner spätern dem Mönchswesen feindseligen Stimmung davon redend, daß sein Gelübde nicht aus Gott gewesen, sagt er, dies gehe daraus hervor, „daß es nicht von Herzen und willig gethan war [1])." Beide Aeußerungen bezeugen unzweifelhaft, daß er es sich durch eine übermächtige Empfindung und unwiderstehliche Ueberzeugung hatte abdringen lassen, aber zugleich mit innerstem Widerstreben. Einer günstigen Stellung im Leben, lockenden Hoffnungen und Aussichten, dem beginnenden Ruhme, den Freuden der Welt zu entsagen und sich in Armuth und Dunkelheit zu begeben: dies mochte ihm bei seiner jetzigen Gemüthsverfassung als ein Geringes erscheinen. Mehr war es, lebendig-todt die Angehörigen und Freunde, die Aeltern verlieren, noch weit mehr aber, ihrer Mißbilligung sich aussetzen, in Widerspruch mit ihnen treten, sie erzürnen. Es war das erste Mal in seinem Leben, es konnte ihm unmöglich leicht werden. Was von geistiger Gesundheit in ihm war, mußte sich gegen die Unnatur der Erwählung des Klosterlebens in den schönsten, kräftigsten Jugendjahren und unter solchen Umständen sträuben. Die lauteste und immer lauter werdende Tagsmeinung in den Kreisen der Aufgeklärten, der kecken, die Welt an sich reißenden jungen Docenten und Scholaren, der Humanisten, die das große Wort führten und mit Hohn und Spott über die Mönche stets bei der Hand waren, die Ansicht eines so großen Theils des Bürgerstandes, worin er auf-

1) De Wette II, 101.

gewachsen war, des Vaters endlich, ging wider die Möncherei: das mußte ihm nothwendig Bedenken erregen, es mußte etwas davon in ihn übergegangen sein, und was davon in ihn übergegangen war ihn dringen, das von Augenblicksgewalt abgepreßte Gelübde zu widerrufen.

In der That nahm er sich bis zur Ausführung, zum Besinnen eine gute Zeit, vierzehn oder fast vierzehn Tage. Es ist ungewiß und eher unwahrscheinlich als wahrscheinlich, daß er schon in dieser Frist den Freunden seinen Entschluß mittheilte und mit ihnen besprach. Allein es mag früher oder später geschehen sein, fest steht, daß sie abmahnten und zwar aufs ernstlichste; vielleicht nicht alle freilich, aber viele, wie er selbst sagt, und man kann denken, die, welche ihm zum Studium der Rechte gerathen, hauptsächlich die von der Richtung der Busch, Hesse, Eberbach, Krotus, von welchen der letztere kurz vor dieser Zeit, 1504 oder 1505, Ulrich von Hutten, den seine Aeltern dem geistlichen Stande bestimmt und in die Klosterschule zu Fulda gethan, in dem Entschlusse zu entweichen und nach Erfurt zu kommen bestärkt hatte [1]). Wenn er sich diesen Freunden jetzt noch nicht anvertraute, so konnte ihm ihre Ansicht doch nicht im mindesten zweifelhaft sein, und er schwieg vielleicht eben deshalb.

Er soll einst geäußert haben [2]), daß er sein Gelübde in den nächstfolgenden Tagen bereut, was um so erklärlicher sein würde, wenn er es mit jenen Freunden besprochen hätte, und noch weit erklärlicher dadurch ist, daß er — die unzweifelhafte der hier freilich nicht übereinstimmenden Nachrichten — den Aeltern seinen Schritt verheimlichte [3]), indem er wußte, der Vater würde zürnen, nicht leicht zu besänftigen, zur Einwilligung nicht zu bewegen sein und ernstlich gegen die Ausführung des Vorhabens einschreiten, sie verhindern oder doch große Hindernisse in

1) Erhard II, 271.

2) *Rebenstock* II, 12.

3) De Wette II, 100. Nach Motschmann (696 ff.) soll Hans Luther, nachdem der Sohn ihm seinen Entschluß eröffnet, selbst nach Erfurt gekommen sein und ihm Vorhalt gemacht haben. Allein die Erzählung leitet an sich schon darauf hin, daß sie auf einer Verwechslung mit einem späteren Vorgange beruht.

den Weg legen. In jedem Falle gerieth er in den peinigendsten inneren Zwiespalt. Er war gewohnt zu gehorchen, den Vater zu lieben, zu ehren und zu fürchten, er lebte im strengsten Pflichtgefühle, die Aeltern hatten es sich sauer um ihn werden lassen, an sein Fortschreiten auf der nunmehr glänzend begonnenen Laufbahn Hoffnungen geknüpft, Pläne darauf gebaut. Kummer und Schmerz und Unwillen zugleich mußte er fürchten bei ihnen durch Zuwiderhandeln gegen ihren Willen zu erregen.

Wer kann sagen, ob er nicht in dem Kampfe seiner Pflichtgefühle zurückgetreten wäre, hätte nicht geistlicher Einfluß in seinem Entschlusse ihn bestärkt; denn auch an solchem fehlte es nicht. Man muß vermuthen, daß er den abrathenden und, wie er annehmen und wissen mußte, zum Abrathen geneigten Freunden doch erst sehr spät von seinem Mönchsgelübde Kunde gab. Dagegen scheint er anders Gesinnte unmittelbar oder doch bald nach seiner Rückkehr zur Stadt in Kenntniß davon gesetzt zu haben. Kann man sich auf die handschriftliche Nachricht [1]) verlassen, so eröffnete er nach seinen eignen Aeußerungen seinem „Präceptor," dem Magister Andreas Staffelstein, „als dem obersten Regenten der Schulen," und „einigen andächtigen Ma-

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart, Nr. 153 (Von der Gelegenheit und Ursprung des Traums Friedrich's des Weisen und Eingangs ins Kloster). Dies Dokument enthält die eigne Erzählung Luther's, doch nicht von seiner Hand, von dem, was zwischen ihm und Staffelstein vor seinem Eintritt ins Kloster vorgegangen. Die Jahreszahl 1510 statt 1505 erklärt sich leicht als Schreibfehler. Ein paar andere Umstände erregen aber größere Bedenken. Der Bericht widerstreitet andern darin, daß nach ihm Luther am 14. Juli um zwei Uhr Nachmittags, begleitet von seinem Präceptor, einigen wenigen von seinen Schulgesellen und etlichen andächtigen Matronen ins Kloster eingetreten sein soll. Sodann nennt sich Luther darin einen einigen Sohn und Erben seiner Aeltern, weshalb er denselben seinen Entschluß vor der Ausführung habe anzeigen wollen. Ein Staffelstein kommt späterhin in Wittenberg vor, ob zu dieser Zeit in Erfurt kann ich nicht sagen. Die Matrikel ist mir nicht zur Hand. Leicht möglich, daß der Nacherzähler Einzelnes unrichtig aufgefaßt hätte. Im Uebrigen hat die Erzählung sehr viel Wahrscheinliches. Irgend etwas dieser Art muß doch in jedem Falle vorgegangen sein. Staffelstein, wenn der Name nicht falsch gehört ist, möchte man sich etwa als den Leiter der Burse denken, welcher Luther angehören mochte.

tronen," daß und warum er sich in den geistlichen Stand zu begeben gedenke. Staffelstein redete ihm sogleich zu, rieth ihm an, in das Franziskanerkloster einzutreten, das zu der Zeit neu aufgebaut wurde, ging auf der Stelle mit ihm hin zu den Mönchen, damit er nicht „durch langen Verzug anders gesinnt würde," strich seine geistige Begabung heraus und rühmte ihn als den einzigen unter seinen Schülern, zu dem er „gute Zuversicht und Hoffnung hege, er werde ein rechter gottseliger Mensch werden." Nun kam aber der schwerste Anstoß. Luther erklärte, daß er sein Vorhaben zuvor seinen Aeltern anzeigen und ihr Bedenken darüber hören wolle. Dahin ließen ihn jedoch Staffelstein und die Mönche nicht. Sie belehrten ihn aus dem Hieronymus, man solle Vater und Mutter liegen lassen und nicht achten und zum Kreuze Christi kriechen, sie zogen den Spruch Christi an, wer die Hand an den Pflug lege und zurückblicke, sei nicht durftig zum Reiche Gottes, worauf er denn zusagte, in den nächsten Tagen wiederzukommen und das Probejahr zu beginnen — „ein frommer, andächtiger und gottfürchtiger Mönch zu werden."

Von jeher waren Einwendungen von Aeltern, deren Söhne oder Töchter in Klöster eintreten wollten, und Bedenken der Kinder, die dies wider den Willen der Aeltern thaten, vorgekommen, und alt und neu die Gegenreden der Mönche, womit sie „ihr gottlos Wesen entschuldigten." Gehorsam, sagten sie, sei besser denn Opfer, die geistlichen Väter wären mehr als die natürlichen, Werke christlicher Liebe könne man auch im Kloster unter den Brüdern thun, in geistlichen Sachen sei ein Jeder sein eigen und frei [1]). Längst mochte er in den Vitis Patrum jene „mehr wölfischen und tyrannischen, denn christlichen und menschlichen" Erzählungen von der (wie sie ihm später erschien) „unnatürlichen Unfreundlichkeit" der Mönche und Einsiedler, wodurch sie „viel Leute mit sich in den Irrthum und Verderben führten, gelesen haben, wie z. B. zwei Brüder vor ihrer Mutter, welche sie in ihrer Einsiedelei zu sehen wünschte, sich versteckten, sie fortgehen hießen und ihr sagten, sie möge sich's nicht

1) Urtheil von den geistlichen und Klostergelübden, Walch XIX, 1928, 1935.

leid sein lassen, daß sie ihrer Söhne beraubt sei, damit sie sie wiedersehe im ewigen Leben [1]). Er kommt in der Auslegung der Genesis darauf, daß Hieronymus die mönchische Heiligkeit so hoch gerühmt habe, daß er gesagt, wenn Vater oder Mutter einen Sohn, der ins Kloster gehen wolle, zu verhindern kämen, solle man sie zurückweisen, ja mit Füßen hinausstoßen. Das sei eine gottlose Rede, sagt er, wofür Hieronymus verdiene, was er anrathe. Ein hartes entsetzliches Wort desselben sei es, dessen Urheber er um Vieles nicht sein möchte, „wenn schon dein Vater vor deiner Thür liegt und kläglich weint und die Mutter ihren Leib zeigt, der dich getragen, die Brust, die dich gesäugt, nur immer mit Füßen getreten und stracks zu Christo gelaufen [2])!" „Sie mißdeuteten, sagt er an einer andern Stelle, den Ausspruch Christi: So Jemand zu mir kommt und hasset nicht Vater und Mutter, der kann nicht mein Jünger sein, und achteten es für eine Ehre und dichteten es eine sonderliche evangelische Heiligkeit, die Aeltern und Geschwister hassen und verachten zu können." Mehrfach spricht er im höchsten Unwillen davon, wie im Papstthume die Meinung geherrscht habe, Mönch oder Nonne wären nicht mehr unter dem Vater, sondern in der Geistlichkeit und im Gottesdienst, worin sie, weil Gott mehr als Vater und Mutter, nicht mehr schuldig den Aeltern zu dienen. „Das hat der Antichrist gelehrt, und du magst fröhlich sagen, daß er lüge. Gott hat nächst seinem Gehorsam geboten der Aeltern Gehorsam, vor allen Dingen und über allen Dingen. Aber was lehret jetzt der Papst und geistliche Regiment? Wenn ein Vater einen Pfaffen oder Bischof hat, so hat er einen Herrn über sich erzogen, der ihm in keinem Wege mehr schuldig ist gehorsam zu sein, um der großen Würdigkeit willen der hochheiligen herodischen Geistlichkeit. Darum lebet auch das Volk in einem freien, unsträflichen Leben, wie wir sehen. Gottes Gebot, von der Aeltern Gehorsam, ist zerrissen, und geben vor, sie sind nun unter Gottes und höhern Gehorsam; so doch Gott nicht einen Buchstaben von ihrem Stande geboten hat,

1) Das. 1926.

2) Zu Kap. 43. V. 30., Walch II, 2362.

sondern sie haben's von ihnen selbst erwählet. Nun widerrufet Gott sein Gebot nicht um sein selbst willen. Item, die Klöster sind auch nun in den Schwang kommen, solches Gottes Gebot los zu machen: da entläuft Sohn oder Tochter dem Vater ohne seinen Willen ins Kloster; das urtheilet der heilige Vater Papst mit seinen Herodisten, es sei recht und wohl gethan, und zwinget gleich die Leute, daß sie Gottes Gebot um Gottesdienst willen zerreißen. Also gehet jetzt der ganze geistliche Stand frei und los von diesem höchsten und ersten Gebot Gottes der andern Tafel." Er räth dann den Aeltern, das Kind, das wider ihren Willen das geistliche Leben erwählt, aus dem Kloster zu reißen, wenn sie Gefahr für dasselbe besorgen müßten, genügende Gründe hätten, auch nachher nicht einzuwilligen. „Hättest du, sagt er dem Vater in der erwähnten Zuschrift, gewußt, daß ich auf die Zeit noch in deiner Hand war, hättst du mich nicht aus väterlicher Gewalt aus der Kappen gerissen? Hätt ich's gewußt, hätt ich ohne dein Willen und Wissen solichs nicht angefangen, und ob ich auch tausend Töde hätte leiden sollen. Dann eigentlich mein Gelübde was nicht einer Schlehen werth, dann ich zog mich damit aus Gewalt und Willen der Aeltern, die mir von Gott geboten waren; und das mehr, es war ganz ungöttlich [1])."

Jetzt aber gewann die geistliche und mönchische Ansicht und Gesinnung entschieden die Oberhand bei ihm, obwol, wie es scheint, erst nach einem längeren schweren Kampfe, und setzte sich dann so fest, daß er einen abermaligen und noch längeren und schwereren Kampf bestehen mußte, um sich von ihr wieder frei zu machen und schreiben zu können, wie er nach den obigen Anführungen dem Vater und in so mancher Schrift schrieb.

Er blieb dem Gelübde treu, welchem Hutten um dieselbe Zeit entflohen war, nur daß er sich für das Augustiner- statt des Franziskanerklosters entschied, aus Gründen, wovon im zweiten Buche die Rede sein wird. Er bestimmte den Alexiustag (Mitte Juli) und erinnerte sich an demselben späterhin noch mehrfach seines Eintritts in den geistlichen Stand. Vielleicht daß er den Tag mit Bezug auf den verlornen Freund wählte,

1) Plochm. XIII, 187; X, 379. De Wette II, 101.

wahrscheinlicher daß der Tag dem letzteren den Namen gegeben hat. Am vorhergehenden Abend versammelte er noch seine liebsten, wol dieselben Freunde, die an der „Majestät und Herrlichkeit" bei seiner Magisterpromotion Theil genommen, zu einem Abschiedsmahle, ergötzte sich mit ihnen noch einmal bei Saitenspiel und Gesang: noch einmal wollte er sich der irdischen Herrlichkeit des Lebens theilhaftig machen; es sollte der letzte Zoll sein, den er der Welt, den Freunden, den weltlichen Verbindungen gab, die er in wenigen Stunden zu verlassen gedachte. Nach Melanthon hätten die Geladenen bis zur letzten Stunde keine Ahnung seines Entschlusses gehabt. Wie dem sei, sie drangen in ihn, als er damit hervortrat, seinen Sinn zu ändern. Vergebens. Er sagte ihnen, „heute sehet ihr mich, hinfort nicht mehr." Er erzählt dies selbst und setzt hinzu, „also beharrte ich bei meinem Vorsatze, gedenkend nie wieder aus dem Kloster zu gehen;" denn er sei der Welt ganz abgestorben gewesen, bis die von Gott geordnete Zeit erschienen, wo er gedrungen worden wider den Tetzel zu schreiben. Noch in der Nacht oder am nächsten frühen Morgen eilte er zum Augustinerkloster und erhielt den verabredeten Einlaß. Seine ganze Habe hatte er zurückgelassen, von seinen Büchern brachte er nur den Virgil und Plautus mit. Die übrigen wendete er dem Buchhändler wieder zu. Anderen Freunden — und diese mögen es gewesen sein, welche wir noch überrascht sehen werden — wie auch den Aeltern eröffnete er den Vorgang schriftlich, innigst für alle erwiesene Liebe dankend, schickte auch den Magisterring und seine weltlichen Kleider zurück [1]).

Wir stellen hiernächst eine Reihe eigener Aeußerungen von ihm zusammen, die sich zerstreut in seinen Schriften und theilweis in den mehrerwähnten gothaer ungedruckten Aufzeichnungen finden. Sie enthalten Erklärungen und Selbstbekenntnisse, die den tiefsten Einblick in sein Inneres gewähren, zum Verständniß seines Mönchwerdens fast nichts zu wünschen übrig lassen und Das, was Melanthon, wie oben angeführt wurde, als Beweggrund desselben angibt, und Mathesius' ähnlichen Bericht

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart, Nr. 79, 588 ff. *Ericeus* 174. *Stuss* l. c. Vergl. Ukert, Spiker und Meurer, Luther's Leben I, 10.

vollkommen bestätigen, nach welchem er, „da ihm sein Gesell erstochen war und ein großes Wetter und greulicher Donnerschlag ihn hart erschreckt, und er sich ernstlich vor Gottes Zorn und dem jüngsten Gericht entsetzte, ein Gelübde that, er wolle ins Kloster gehen, Gott allda dienen und ihn mit Meßhalten versöhnen und die ewige Seligkeit mit klösterlicher Heiligkeit erwerben, wie denn solches eigentlich der frömmsten Klosterleute Lehre und Gedanken war."

Er sagt: „ich ging ins Kloster und verließ die Welt, indem ich an mir verzweifelte [1]). Es hat die Wahrheit das Sprüchwort erfunden: verzweifeln macht einen Mönch. Denn wie viel sind ihrer, die um des Bauchs willen ins Kloster liefen, wie der große Haufe that; oder sie traueten Gott nicht so viel, daß er sie ernähren möchte, oder verzweifelten an der Welt wegen so viel Undank, Haß und Verfolgung zum Lohn für eitel Gutthat, oder weil sie nicht traueten, darin fromm bleiben und selig werden zu können [2]). Da war kein Christus, vom Glauben ward nichts gedacht, sondern man hoffete, mit eignen Werken die Sünde für Gott zu tilgen und zu überwinden. Der Meinung wurden wir auch Pfaffen und Mönche, daß wir uns selbst wider die Sünde legen wollten [3]). Schwer ist's, daß ein Mensch in Anfechtung lasse Mosen mit seinem Gesetz fahren und ergreife Christum durch das Wort der Gnaden. Denn das erschreckte und von Sünden geplagte Herz ist ein solch thöricht Ding, daß es nimmer denkt, Gott sei ihm gnädig und barmherzig und wolle ihm um Christi willen die Sünde vergeben, sondern solcher Gedanken ist es voll, daß Gott mit den Sündern zürne, sie anklage und verdamme. Hat das Gewissen einen solchen Kampf gekämpft und sich also mit dem Gesetz zermartert, so nimmt es das Evangelium von Christo, dadurch ihm gewisse Vergebung der Sünden angeboten und verheißen wird, nicht blos nicht an, sondern sieht sich weiter nach mehr

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart, Nr. 168, 26.

2) Kirchenpostille, Plochm. X, 378. Auslegung des 5. 6. u. 7. Kap. Matthäi, zu Kap. 5. V. 6.

3) Schmalkaldische Artikel, Plochm. XXV, 130.

Gesetzen um, will damit helfen und denkt bei sich selber also: will's Gott daß ich länger leben soll, will ich mein Leben bessern, dies und das thun, barfuß gehen, in ein Kloster laufen [1]). Die leiblichen Anfechtungen, als Armuth, Geiz, Ruhmredigkeit oder Schande und dergleichen, kann man leicht überwinden. Da aber hat's Mühe und Arbeit, wenn uns der Satan Gottes Zorn und viel Exempel davon vorhält, und dazu unser eigen Gewissen wider uns zeuget. Das ist der heftigste Streit, in welchem der Teufel all seine Kräfte und Künste aufbietet. Hängst du dann den Gedanken nach, die er dir eingibt, so bist du schon verloren und verdorben. Denn des Menschen Gemüth vermag Gottes Zorn, also ihm vorgehalten, nicht zu ertragen [2]). Ich dachte, o wenn ich in ein Kloster gehe, und in der Kappe und Platte Gott diene, so wird er mir lohnen und mich willkommen heißen [3]). Ich that das Gelübde um des Heils meiner Seele willen. Aus keiner andern Ursach begab ich mich in den geistlichen Stand, als daß ich Gott dienen und in Ewigkeit gefallen möchte [4]). Ich meinte, Gott nähme sich meiner nicht an; sollte ich in Himmel kommen und selig werden, so würde an mir das meiste liegen. Wußte nicht anders, ich müßte es mit meinen Werken ausrichten, daß ich der Sünde und des Todes los würde. Ward auch derohalb ein Mönch, und ließ mir's blutsauer werden [5]). Wir wußten gar nichts was ein Christ wissen soll, was Gott, was Welt, was Kirche, was Sünde und Vergebung der Sünde sei. Alles hatten sie verdunkelt und unterdrückt. Große, grobe, ungelehrte Esel waren sie in christlichen Sachen. Denn ich bin auch einer gewest, und weiß daß ich hierin die Wahrheit sage, und werden mir deß zeugen alle frummen Herzen, die unter dem Papst sowohl als ich gefangen gern solcher Stück eins hätten gewußt und haben's nicht wissen können noch müssen; wir wußten nicht anders, denn Pfaffen

1) Ausführl. Erkl. des Galaterbriefs zu Kap. 3. V. 19.

2) Kurze Auslegung des Jesaias zu Kap. 36. V. 11.

3) Auslegung des 14. 15. u. 16. Kap. Johannis zu Kap. 15. V. 16.

4) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Folio, Nr. 262. S. 1.

5) Hauspostille, Plochm. I, 248.

und Münche wären alles gar alleine, und auf ihren Werken stunden wir, und nicht auf Christo [1]). Wenn sich aber ein Gewissen auf seine Werke soll setzen und bauen, so sitzt es auf einem losen Sande, der reitet und riefet immer fort, und muß Werk suchen, immer eines nach dem andern, je länger je mehr, bis daß man zuletzt den Todten Münchkappen anzog, darin sie sollten gen Himmel fahren. Lieber Herr Gott, wie sollten arme Gewissen thun? Sie mußten auf Werk bauen, darum mußten sie auch so jämmerlich suchen und erhaschen, was sie finden konnten, und in solche tiefe Thorheit fallen. Ueber das wurden durch solche schändliche Lehre alle rechtschaffene gute Werk, von Gott gestift und geordnet, veracht und gar zu nichte gemacht, als: Oberherr, Unterthan, Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Knecht, Magd. Das hießen nicht gute Werk, gehörten auch nicht zur Buße, sondern hieß ein weltlich Wesen, fährlicher Stand und verlorne Werk [2]). Gelästert ward von den München das Hausleben im Ehestand als ein weltlicher unseliger Stand, wie wenn man bei der Unruhe darin an Gott nicht denken und ihm nicht dienen könnte [3]). Es war die beste Lehre im Papstthum, daß Möncherei so ein köstlich heilig Ding wäre, daß man's der heiligen Taufe gleich halten sollte [4]). Sie gaben vor, daß man mit dem Klosterleben Vergebung der Sünde und Rechtfertigung vor Gott, und mehr verdiente mit solchem Stande der vollkommnen als mit allen übrigen von Gott eingesetzten Ständen [5]). Sie lehrten, wer Lust und Liebe habe mit den Menschen umzugehen, werde mit den heiligen Engeln keine Gemeinschaft haben können, nannten das einsame Leben ein engelisch Leben, nahmen den Menschen die Neigung, die Gott in die menschliche Natur geschaffen [6]). Und ich, als ich verführt war

1) Warnung an seine lieben Deutschen, Plochm. XXV, 48.

2) Vermahnung an die Geistlichen, Plochm. XXIV, 342.

3) Hauspostille, Plochm. II, 13 ff.

4) Ausführl. Erkl. des Galaterbriefs zu Kap. 3. V. 1.

5) Augsb. Confession, XVI, 1022 ff. (Ohne Frage auch Luther's Gedanke.)

6) Auslegung der Genesis zu Kap. 35. V. 8.

durch mancherlei Brauch der Worte, war auch weiland in dem Irrthum. Tief in der Menschen Herzen wurzelt der Irrthum, daß wir allein seltsame Dinge hoch halten [1]). Ein jeglicher von uns hat einen großen Mönch in seinem Busen sitzen, das ist, wir möchten gern köstlicher Werke uns rühmen und sagen können: siehe, das hab ich gethan, ich habe heute meinen Gott bezahlet mit beten und meinen guten Werken. Wir suchen von Natur Reinigkeit in uns, erforschen unser ganzes Leben und möchten gern gutes in uns finden, daß wir der Gnade nicht bedürften, sondern aus unserm Verdienst gerecht und fromm erkannt würden. Diese Unart und Heuchelei ist in unserm Fleisch gewurzelt, kommt von dem großen Mönch in unserm Busen [2]). Allzeit ist bei den Leuten größrer Eifer im Aberglauben und Abgötterei, denn die rechte Lehre und wahren Glauben anzunehmen und fest daran zu halten. Da ich zu Erfurt in der hohen Schul angefangen hatte in guten Künsten und in der Philosophie zu studiren, und darinnen so viel gefasset und gelernet hatte, daß ich Magister worden war, hätte ich daselbst, nach dem Exempel der andern, die Jugend wiederum lehren und unterrichten können, oder aber hätte mögen fortfahren, und weiter studiren. Aber ich verließ meine Aeltern und verwandten Freunde, und begab mich wider ihrer aller Willen in das Kloster und zog eine Kappe an. Denn ich hatte mich überreden lassen, daß ich gläubete, ich würde in demselben Stande und mit solcher harten sauern Arbeit Gott einen großen Dienst thun [3])." Er führte einst in einer Predigt den Gedanken aus, die Liebe schaffe nicht das Leben, sondern das Leben die Liebe. „Erst mußt du lebendig werden, ehe du etwas thust, daß du aber lebendig bist, hat nicht deine Liebe gethan, sondern die Liebe Christi, womit er gestorben ist, daß er uns lebendig mache. Der Papst aber lehrt: willst du lebendig werden, mußt du Mönch werden, wie ich also auch genarret leider und andere mit mir [4])."

1) Das. zu Kap. 20. V. 2. Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes, Plochm. XXVIII, 143.

2) Auslegung des 45. Psalms zu V. 11 f.

3) Auslegung der Genesis zu Kap. 49. V. 13.

4) *Bruns*, Lutheri Scholia et Sermones in 1. Jo. epist. 158.

Erinnert man sich hierneben des Unterrichts und der Bildung, die ihm von Kindheit an zu Theil geworden waren, der Einflüsse, die auf ihn und insbesondere seine religiöse Anlage und Richtung, zuletzt auch in Erfurt, eingewirkt hatten, der Andeutungen und Aeußerungen von ihm, wie dieselben ihn späterhin bewogen, in ein Kloster zu gehen, wie es sein vorherrschendes Verlangen gewesen, fromm zu werden: so könnte der Zusammenhang in der That kaum deutlicher vor Augen liegen. Er wurde bei einer überzarten sittlichen Anlage verschüchtert, das lebendigste Bewußtsein der Mangelhaftigkeit und Sündhaftigkeit und der Unzulänglichkeit von alle Dem, was er that, um fromm zu werden, entwickelte sich in ihm; der angeborne starke Trieb der Frömmigkeit wurde zum tiefsten Ernst und zum brennenden Willen Gott wohlzugefallen, die Seele zu retten und dies als erste und höchste Aufgabe des irdischen Daseins zu betrachten; das Alles und die Einseitigkeit und Dürftigkeit seiner Bildung führte ihn zu Grübeleien, zu Spekulationen, deren Ergebniß, weil er ihrer nicht mächtig zu werden und keinen Ausweg zu finden wußte, in schweren „Anfechtungen" bestand; er hatte auch die abweichenden Ansichten und Stimmungen der Zeit kennen gelernt und theilweis in sich aufgenommen und mitempfunden, sie hatten die Unmittelbarkeit und Unbefangenheit des Glaubens seiner Kindheit unterbrochen und gestört — ein anderer Grund seiner inneren Bedrängnisse — allein ihre Gewalt war die geringere bei ihm, er gerieth in die Hände von mönchischen Berathern, vielleicht Proselytenmachern (denn so etwas scheint doch nach Allem in Erfurt der Fall gewesen zu sein), nach seinem innerlichsten Seelenzuge neigte er zur Priesterlehre, zu dem im Großen und Ganzen noch immer die Herrschaft behauptenden Katholicism hin, und zwar so, daß er sich ganz in die Ueberschwänglichkeit, die Anschauungen und Empfindungen hineingelebt, wie sie in den entschwundenen mittleren Jahrhunderten lebendig gewesen waren. Weil jedoch auch die Neuzeit mit ihren Vorstellungen, Gedanken und Empfindungen ihn gefaßt, weil sie und seine Lebensstellung mit der Macht ihrer Verhältnisse Gewalt über ihn übte, so schwankte er noch. Da, unter dem Hinzutreten verschiedener äußrer Umstände, verbanden sich alle die Bestimmungspunkte, die von früh an zu einer solchen

Entscheidung bei ihm in der Stille hingewirkt, in einem Augenblicke höchster Erregtheit aller Seelenkräfte, und erzeugten eine Stimmung und Entschließung in ihm, wie sie in solcher Kraft und so zu dieser Zeit nur äußerst selten, wenn überhaupt noch vorkamen, in den Zeiten der Blüthe des Katholicism aber häufig genug gewesen waren. Wie oft war da eine plötzliche gänzliche Umwandlung und Wiedergeburt des ganzen Menschen selbst mit durchaus weltlich Gesinnten vorgegangen! Wie Viele und sehr weltlich Gesinnte, unter ihnen eben auch thüringische Fürsten und Herren, hatten plötzlich den Entschluß gefaßt und vollführt, ihrer Macht und aller Herrlichkeit der Welt zu entsagen, um ihr Leben hinter Klostermauern zu beschließen. So hatte Günther der Eremit, aus thüringischer hoher Abkunft, seinen Schätzen und dem Weltgetümmel entsagt und unter harten Selbstpeinigungen siebenunddreißig Jahre im böhmisch-bairischen Nordwalde gelebt. Der heil. Norbert aus Xanten im zweiten Jahrzehend des 12. Jahrhunderts hatte als ein wohlhabender Edler sehr weltlich gelebt, bis ihn eines Tags ein Blitzstrahl zur Erde warf, worauf er von der äußerlichsten zur strengsten asketischen Lebensweise überging, sein Erbe verkaufte und den Erlös den Armen zuwendete [1]). Was mit ihm und was mit Luther vorging, läßt sich freilich nicht vergleichen, da des letzteren allerdings auch rascher, alle Fäden und Banden seiner Lebensverhältnisse zerreißender Entschluß gleicherweise wie zufällig herbei geführt und entstanden erscheint, aber doch kein Ueberspringen von einem zu einem anderen Aeußersten, sondern natürliches Ergebniß einer vor Augen liegenden stetigen innern und äußern Entwickelung war. Eher würde hier ein Vergleich Luther's mit Petrus Waldus zutreffen, einer ernsteren Natur, dem Urheber der Sekte der Waldenser, der seinen Lebenswandel sofort änderte und seine neue Richtung begann, als einer seiner Freunde (1173) plötzlich neben ihm todt niedergesunken war. Auf den Vertreter der dichterischen und schwärmerischen Mystik in Deutschland, Heinrich Suso (um 1300 geboren) machte der Tod seiner Mutter in seinem achtzehnten Jahre einen solchen Eindruck, daß

1) Böttiger a. a. O. I, 93. Raumer, Hohenstaufen, VI, 356; III, 127.

er zur Verwunderung seiner Freunde der Welt entsagte. Oft erhoben sich Zweifel in ihm, die ihm als innere Anfechtungen, als „unrechte Einfälle über den Glauben" erschienen. Bald warf er sich Fragen auf: wie mochte Gott Mensch werden? und ähnliche, oder er verzweifelte an seinem ewigen Heile, indem er sagte, was hilft es, daß ich mich übe und Gott diene, wenn ich vielleicht doch einmal zu den Verdammten gehöre? Und diese „Anfechtungen" waren bei ihm wie bei Luther die Ursache einer langen inneren Marter, einer „wahren Hölle," wie er es nannte. Er hielt sich zu schweren Leiden berufen, sann auf Mittel, die bei ihm als blühendem Jünglinge mächtige Sinnlichkeit zu bändigen, wußte kein andres oder beßres als Kasteiungen, in deren Wahl er sich auf eine wahrhaft gräßliche Weise erfinderisch zeigte [1]). Nahekommendes werden wir bei Luther sehen, ob auch nicht Gleiches. In allen diesen und ähnlichen Fällen zeigt sich die Gewalt des Katholicism in den Zeiten seiner höchsten Lebendigkeit. Allein seine Lebendigkeit und Kraft hatte sich wesentlich vermindert. So wirkte er längst nicht mehr. Nur einzelne ähnliche Nachwirkungen kommen in seiner späteren, in der bis an Luther's Geburt und Aufwachsen hinanreichenden Zeit noch vor. So hatte der gelehrte Trittheim 1483 plötzlich, als ein Unwetter ihn übereilt und genöthigt hinter Klostermauern Schutz zu suchen, den Entschluß gefaßt, Mönch zu werden. Noch 1520 trat Oekolampadius (geboren 1482), ergriffen von der mystisch-beschaulichen Richtung, seine Zeit zwischen Andacht und Studien zu theilen, doch schon gefaßt von dem reformatorischen Geiste, den Luther nicht ahnte oder weit von sich wies, in ein Kloster. Er stellte den Mönchen die ausdrückliche Bedingung, genau nach dem göttlichen Worte leben zu dürfen, und sehr bald ging ihm die völlige Erkenntniß des Widerstreites zwischen dem letztern und dem Mönchthume auf, welchem er von Anbeginn nur halb sich hingegeben [2]). Noch viel später beschloß Kaiser Karl V., der größeste der Widersacher Luther's, seine Laufbahn hinter Klostermauern, wie Luther die seine anfing, und eine je-

1) Schmidt, Heinrich Suso, in Studien und Kritiken, 1843, S. 840 ff.

2) Schröckh XXX, 345. Studien und Kritiken, 1845, 200.

ner Nachwirkungen ist darin zu erkennen, so himmelweit verschieden die Fälle im Uebrigen sind. Die edle strebsame Jugend floh, haßte, verachtete die Klöster und das Klosterleben. Bei einer noch größern Mehrzahl als in den mittleren Jahrhunderten waren es ganz äußerliche Beweggründe, wodurch sie bewogen wurden den Mönchsstand zu erwählen. Es entschieden sich allerdings noch immer manche aus Frömmigkeit für ihn, doch war es bei den Begabten weit seltner geworden. Viele von den in die Bewegungen der nächstfolgenden Jahrzehende tief Verflochtne wurden nie und in keiner Weise vom Mönchsgeiste berührt, wie Zwingli. Ein Fall daß ein Solcher wie Luther, und so und unter solchen Umständen zum Gelübde der Weltentsagung sich hätte fortreißen lassen, kommt in der Zeit doch nicht weiter vor.

Erklärlich oder noch erklärlicher wird es durch einen Umstand, der als geringfügig an sich selbst erscheinen möchte, auf den es aber doch wol der Mühe werth ist, aufmerksam zu machen. Zu den Legenden, die, wie oben bemerkt ist, eben um diese Zeit angelegentlich verbreitet wurden, gehörten vor Allen die von der heil. Anna, der Mutter der Jungfrau. Erst noch am Ende des 15. Jahrhunderts war ihr Dienst in Meißen und Thüringen mit großem Gepränge eingeführt. Hauptsächlich bewogen durch „demüthiges Ansuchen" des Kurfürsten Friedrich (des Weisen) von Sachsen, erließ Papst Alexander VI. im Jahr 1496 eine Bulle, worin er dem Erzbischofe Ernst von Magdeburg aufgab, das Annenfest als ein hohes Fest einzuführen, mit dessen Begehung vierzig Tage Ablaß verbunden sein sollten. Es bildeten sich Brüderschaften der heil. Anna, wie zu Naumburg, denen die vornehmsten Bürger, auch Rathsmitglieder angehörten, für die auf den Messen zu Leipzig u. s. f., so wie zu andern Zeiten gesammelt wurde. Schon 1495 war zu Leipzig ein Carmen zum Lobe der neuen Heiligen erschienen, 1494 ließ Trittheim einen Traktat über ihre Tugenden drucken, von 1497 bis 1517 kamen in Leipzig sieben Ausgaben ihrer Legenden heraus. Man setzte die heil. Anna sogar noch über die Gottesgebärerin, alle anderen Feste, selbst die der Apostel, mußten dem ihrigen weichen, man bauete ihr zu Ehren die Bergstadt Annaberg. Selbst erfurter Humanisten, wie Marschall, machten Gedichte auf sie. In der Gedichtsammlung, welche Spalatin 1501 herausgab, kommen Stücke

von Hesiodus und Ovid, und geistliche Poesien auf das Osterfest, den Erlöser, die heil. Jungfrau und einige von Marschall vor, in deren einem er die heil. Anna preist, sodaß also auch bei den Humanisten, wie bei einem Sebastian Brand, dem Volksprediger und Satyriker, die neuere und ältere Richtung und Bildung, die abweichende und die abnehmende mittelalterliche religiöse Denkweise in den Vertretern der ersteren sich noch immer berührten. Die Verehrung der heil. Anna weckte um diese Zeit und in diesen Gegenden einen ähnlichen Eifer wie die Marienverehrung im ganzen 15. Jahrhundert, und wir sehen, bis in welche Kreise er sich verbreitete. In einer Predigt aus dem Jahr 1545 spricht Luther davon, wie die Katholischen für ihren Glauben und Religion so gern auf das angebliche Alter derselben sich beriefen, und weist auf die verhältnißmäßige Neuheit so vieler Lehren und Einrichtungen, den Ursprung derselben erst in den letzten zwei bis drei Jahrhunderten hin. Da sagt er denn u. A. „wie denn viel neue päpstliche Artikel aufkommen und eingerissen sind bei meinem Gedenken. Denn ich gedenke noch, daß in dieser Kirche und diesen Landen St. Anna nicht bekannt war und St. Annaberg den Namen noch nicht hatte.“ In der Auslegung der zehn Gebote Gottes, dem Volk zu Wittenberg (1516 und 17) gepredigt, läßt er sich weitläufiger, unwillig und theilweis ironisch aus über die heil. Anna, die „neueste und älteste, und darum auch die fürnehmste“ Heilige, ihre verdächtige Legende, ihre alle andern verdunkelnden Feste, die Sucht nach Neuem auch in solchen Dingen. In einer Predigt der Hauspostille spricht er von einem der „Wunderzeichen,“ die der heil. Anna zugeschrieben worden und womit man sich herumgetragen. Da sollte irgendwo in Hessen ein Kind unter ein Mühlrad gekommen, jämmerlich „zerradebrecht“ sein und drei Tage todt im Wasser gelegen haben. Als man es darnach herausgezogen, habe man es zu St. Anna gelobt, worauf es wieder aufgelebt und gesund geworden sei. Ueberhaupt nennt er gerade die letztre sehr häufig. In jenem Augenblicke, als er „von Angst und Schrecken des ewigen Todes elend umgeben,“ rief er die heil. Anna an, und wir sehen, warum eben sie, sehen, welchen Eindruck jenes ganze Wesen auf ihn gemacht, daß die das Volk verblendende „Lüge und Irrthum,“ wie er es

späterhin nannte, auch ihn damals gänzlich eingenommen hatten [1]).

Hier aber tritt nun dennoch, scheint es, eine räthselhaft bleibende Seite an dem sonst Erklärlichen hervor. Wie war das möglich, fragt man sich, möglich bei einem so begabten jungen Manne, einem so scharfen durchdringenden Verstande, einer Beobachtungsgabe, wie Luther sie besaß? Was aber noch weit mehr ist: war die Sittenlosigkeit, die Entartung der Klöster und der Klostergeistlichkeit in jener Zeit nicht so groß, so verbreitet, daß sie den lebhaftesten Unwillen überall und zumal bei allen Verständigen und Bessern erregte? Wendeten sich nicht eben auch die Ernsteren, ein tieferes Frömmigkeitsbedürfniß Fühlenden, die sittlich und religiös Erregteren von der Kirche, um ihrer Verweltlichung, der Veräußerlichung ihrer Lehre und Einrichtungen, der Werkheiligkeit willen ab, aus welcher die Mißstände entsprangen und worin die Irrungen zusammenliefen? Wie konnte sich eben Luther dieser Werkheiligkeit hingeben, gerade von ihr den Seelenfrieden erwarten, in den Sitzen der Faulheit und Liederlichkeit fromm werden, Gottes Wort lernen wollen?

Hierauf läßt sich etwa Folgendes antworten. — Es ist richtig und als thatsächlich so allgemein bekannt als anerkannt, daß die große Mehrheit der Mönche eine in geistiger Dumpfheit und sittlicher Fäulniß begriffene Masse war und längst gewesen war [2]). Wir gehen an dieser Stelle umsomehr darüber hinweg, da wir gelegentlich schon darauf hingewiesen haben und späterhin noch darauf kommen müssen. Hier ist auf Folgendes zu achten, womit bereits Gesagtes in Erinnerung gebracht und vervollständigt werden soll. Die Verderbniß des Mönchswesens war nie allgemein und nie so groß, daß sie alle Einzelnen ergriffen und verdorben hätte, welche in Klöster eintraten. Die Aergernisse versteckten sich zu einem bedeutenden Theile im Inneren derselben und hinter einem Heilgenscheine, der sie von den früheren Zei-

1) Löscher, Reform.-Acta I, 75 ff. Tentzel 280, 350. Fraustadt, Einführung der Reformation im Hochstifte Merseburg, 25. Plochm. XVII, 142; V, 337. Walch III, 1735. Seidemann, Beitr. zur Reformationsgesch. I, 26.

2) Ullmann a. a. O. I. 202

ten her umgab und theils durch künstliche Mittel, theils namentlich auch dadurch erhalten wurde, daß eine Minderheit der Ordensleute stets durch Frömmigkeit, Sittenstrenge, Entsagungsgröße, Gelehrsamkeit und Thätigkeit, oft überwiegende Gewandtheit auch in weltlichen und weltmännischen Geschäften sich auszeichnete. Ihr verdientes Ansehen fiel auf ihre Orden und Klöster, auf den gesammten Mönchsstand zurück und pflanzte die Vorstellung von ihm, als dem eigentlichen Stande der Vollkommenheit, der höchsten Blüthe des christlichen Lebens fort [1]). Diese Vorstellung wiederum zog viele reine und ernste Charaktere und tüchtige Köpfe in die Orden hinein, welche mindestens zum Theil die dem Mönchthume zum Grunde liegenden edeln und großen Begriffe festhielten und in ihrer geistigen und gemüthlichen Entwickelung wie in ihrem Wandel, in ihren Persönlichkeiten zur Erscheinung brachten. Erinnern wir uns, wie Luther selbst späterhin, wo er von Unwillen und Zorn über die entartete Kirche und das entartete Mönchswesen erfüllt war, anerkannte, daß der Geist des Herrn von seiner Kirche niemals gänzlich entwichen sei und auch unter den Ordensleuten stets Einzelne in rechter Erkenntniß und Gesinnung erhalten habe. Noch in den Zeiten der Entartung bildeten in Klöstern so unläugbar herrliche christliche Gemüther, wie das eines Thomas von Kempen, sich aus. Geistreiche und edle Männer fanden Frieden und Genüge darin. Es wurde oben erwähnt, wie viel wackre und helldenkende Gelehrte in den Klöstern, insbesondere auch den erfurter Klöstern lebten. Die Mönche verdarben unsäglich viel, aber eben die von ihnen mitbewirkte Verderbniß und Verschlimmerung des religiösen und sittlichen Gesammtgeistes weckte wieder Manche zu einer christlichen Erhebung und einem Eifer, worin sie sich bewogen fühlten selbst die Mönchsgelübde abzulegen, indem ihnen die treue Erfüllung derselben nach der herrschenden Vorstellung der mittleren Jahrhunderte als höchstes Verdienst, die verdienstlichste aller menschlichen Leistungen vor Gott, das höchste Ziel christlicher Vollendung, das Mönchthum als höchste Stufe des christlichen Lebens, der Mönch als der vollkommene Christ galt. Diese Vorstellung haftete aus

1) Ullmann I, 143. Hohenstaufen VI, 355.

vielen Gründen unendlich tief. Sie empfahl sich den sittlichen Schwächlingen und Schlaffen, die nur eine äußerliche Erfüllung der Mönchsgelübde im Sinn hatten und eine solche leichter fanden, als echte innerliche Sittlichkeit und einen sittlichen Wandel in der Welt, eben so sehr aber auch sittlich Ernsten und Thatkräftigen, indem sie ihnen ein Ziel für ein alle Kräfte erforderndes Streben und Gelegenheit bot, die Lust am Schweren und Schwersten zu üben. Es ist wahr, ihre Lebendigkeit hatte sich vermindert, war aber noch weit größer, als wir es uns vorzustellen pflegen, die wir nach der gewaltigen Erschütterung leben, welche sie eben erst durch die Reformation und namentlich durch den späteren Luther erhielt, der indeß ihre Kraft an sich noch empfand, dessen Kindheit und Jugend in eine Zeit fiel, die von dem Mönchsgeiste, der im Mittelalter gerade über das Volk eine so ungeheure Herrschaft geübt hatte, noch immer in beträchtlichem Maße beherrscht wurde. Er war aus dem Volke, er war unter dem abnehmenden, aber im Volke, in den Schulen und an den Universitäten noch unermeßlichen Einflusse des Mönchsgeistes aufgewachsen, dessen Verbreitung und zähe Kraft auch dadurch gerade bewiesen wird, daß die Entartung des Ordenswesens seit Jahrhunderten tausendstimmige Klagen veranlaßt hatte und daß es fortbestand, daß selbst das Volk längst angefangen hatte den Trug des mönchischen Scheins zu durchblicken und die Mönche zu verspotten, und sich dennoch von ihnen leiten ließ und ihre Schaaren ergänzte. Eben die Stärke des Wahns, der das Zeitalter noch immer gefangen hielt, beweist, wie groß die Kraft war, die Luther späterhin zu entwickeln hatte, ihn zu durchbrechen. Es erklärt sich, daß Begriffe und Empfindungen ihre Macht auch an ihm, dem Jünglinge und dem Jünger übten, deren Macht nur seine, des Mannes und Meisters Kraft überlegen war.

Dem Mönchthume lagen die großen christlichen Ansichten und Lehren von dem irdischen Dasein als Vorbereitung zu einer höhern Bestimmung, von der Nichtigkeit des Irdischen im Verhältniß zum Ueberirdischen und Göttlichen unläugbar, ob auch mißverstanden zum Grunde. Es erschien als ein großartiger, wenn auch gleichfalls auf Mißverständniß beruhender, Uebersspannung bekundender Versuch, in völliger Besiegung der sinn-

lichen Natur das Höchste, was ein Mensch zu leisten vermag, zu vollbringen, die menschliche Natur zu vergöttlichen, den Menschen gleichsam zum Gott zu erheben. Es war in seinem Ursprunge und Fortgange zum großen Theile als heilsame Gegenwirkung wider schlechte, unchristliche, weltliche Ansicht, Gesinnung und Sitte aufgetreten. Es war der höchste Ausdruck der mittelalterlichen Denkart und Gefühlsweise und des kirchlichen und hierarchischen Eifers, eine der kräftigsten Stützen des gesammten Katholicism. Es hatte große Männer, Thaten, Tugenden und Verdienste in seiner Geschichte aufzuweisen. Es hatte seine glänzende Lichtseite und sie war hundertfach mit Beredtsamkeit und großer Kunst hervorgehoben. Wie nahe lag es da doch immer, daß ein junger Mann, in welchem ein reines, argloses, christliches Gemüth wohnte, Hinneigung zum Excentrischen, eine lebendige Phantasie, ein Feuergeist war, sich ihm hingab, indem er, woran schon erinnert ist, die Wirklichkeit desselben idealisirte, von der Lichtseite sich ganz einnehmen ließ; jene Mißverständnisse nicht erkennend, weil sein Unterricht zu dürftig gewesen war; die Verderbniß im gesammten Mönchsthume nicht durchschauend, nicht ahnend, weil ihm vor Allem Unbefangenheit abging; die Anklagen und Beschuldigungen um so leichter überhörend, weil sie meisthin von weltlich Denkenden erhoben wurden und von weltlicher Gesinnung größtentheils ausgingen, wie es schien. Mit eifrig-kirchlicher und päpstlicher hatte er sich erfüllt und das Mönchthum war die stärkste Stütze des Papstthums von jeher gewesen, war es noch und konnte auch von dieser Seite ihn anziehen oder mit sich versöhnen. In einem edeln kräftigen Menschen lebt stets der Trieb, für ein großes Ganze thätig zu sein. Ein Hutten ließ von der weltlichen Seite sich anziehen. Aber nicht ganz leicht fand — und so war es bei Luther der Fall — ein hochsinniger junger Mann eben damals im deutschen Staate bei den wirren, hoffnunglos erscheinenden öffentlichen Zuständen, der herrschenden, selbstsüchtigen, kleinlichen Gesinnung, welche die nationalen Angelegenheiten zu Privatsachen machte, ein Ziel, das Befriedigung verheißen, Lust und Muth geweckt hätte, als Welt- und Staatsmann etwas zu leisten; wogegen ihm die doch jedenfalls gewaltiger und geordneter dastehende Kirche ein solches Ziel vorhielt, in der Idee und dem Dienste der Idee der

Weltherrschaft des Papstthums und Christenthums zum Zwecke der Heiligung und Beglückung der Menschheit, allgemeinen Friedens, der Einigung und geistigen Erhebung aller Nationen. Man mag sodann auch wol sagen, Luther's Entschluß deute auf krankhafte Ueberspannung, auf eine gelähmte Kraft und Uebung des Denkens hin. Auch hier fehlt die Erklärung nicht. Sie liegt in dem, jene Kraft und Uebung allerdings lähmenden, die Einbildungskraft überreizenden Brüten und Grübeln, dem er verfallen war, in der Uebersteigerung des religiösen Gefühls und Phantasielebens, dem er sich hingegeben, in der ihm anerzogenen und dieselbe Wirkung äußernden Leichtgläubigkeit für das Wunderbare, in dem hiemit verbundenen Kultus der Heiligen, der Maria und dessen Fanatism, der wiederum dieselbe Folge haben mußte, in der schwermüthigen Stimmung, die ihn, wie es scheint, nur zu oft übermannte. Mit großer Wahrheit aus eigner Erfahrung sprach er es oft aus, schrieb er einst an Hieronymus Weller (1530): „Du wirst bisweilen vom Geiste der Schwermuth gequält; diese Anfechtung ist für die Jugend die schädlichste; alle Heiligen erfuhren sie, kämpften aber und siegten; das Wichtigste in diesem Kampfe ist, der schweren Gedanken sich entschlagen und ihnen nicht nachhängen, was sie stärken heißt [1]).“ Gerade Das war es, was er selbst nicht vermieden hatte.

Allein es dringen sich uns hierbei noch ein paar weitere Bemerkungen auf, die wir doch nicht übergehen dürfen und womit wir oben Erörtertes von einer anderen Seite wieder aufnehmen. Mit Paulus auf dem Wege nach Damask vergleicht ihn Krotus Rubianus in dem Augenblicke, wo er, von einem Blitzstrahle halb betäubt, das Gelübde des Mönchwerdens ausspricht. Doch ein Vergleich mit der Bekehrung Pauli oder ein andrer, etwa mit der des heiligen Augustin, paßt nur, sofern ein plötzlicher Eindruck, durch etwas Aeußerliches veranlaßt, bei dem Apostel, dem Heiligen und Luther zu einer plötzlichen Aenderung des Lebensganges führt. Allein bei Luther hat Alles in weit höherem Maße den natürlichen Verlauf, auch in seiner Auffassung, trotz seiner Exaltation. Bei ihm tritt nicht eigentlich eine plötzliche Sinnesänderung ein, nie war in ihm ein eigentlicher Gegensatz

1) De Wette IV, 39 f.

zu dem Mönchthume gewesen, dem er sich hingab; er sieht keine himmlische Erscheinung, er hört keine himmlischen Stimmen [1]).

Wir sehen bei seinem plötzlichen Entschlusse und der Ausführung desselben zum ersten Male, daß er von stürmischen innern Bewegungen abhängig ist, heftigen überwältigenden Gefühlen und Eindrücken des überraschenden Augenblicks sich überläßt und ihren Antrieben gehorcht, doch nicht ohne Ueberlegung und Besonnenheit. Lange muß sein Geist in geheimster Stille — denn der ganze Hergang hat doch das Aussehen des Ueberraschenden und überrascht Jedermann — gearbeitet haben, und erst langem Verarbeiten und Gähren folgt der Ausbruch. Zum ersten Male zeigt sich an ihm die Lebendigkeit des Gemüths, der jähe Ungestüm des Charakters, womit er das Wichtigste ergreift, die ihn fortreißen und die er doch beherrscht. Er gelobt ein Mönch zu werden, wie er mehrfach geäußert hat, aus Noth und Zwang seines Gemüths, sodaß er nicht wohl sagen könne, wie es zugegangen [2]); er vollführt, was er gelobt, doch nimmt er sich noch eine ziemlich lange Bedenkzeit. Man kann sich vorstellen, in welch einem Gemüthszustande er sich in den vierzehn Tagen befand, wo er noch in der Welt verweilte, mit der er innerlich zerfallen war, gebrochen hatte, in Tagen solcher Ungewißheit, solcher Schmerzen, solcher Angst, hingestellt zwischen ein doppeltes Pflichtbewußtsein, die Nothwendigkeit vor sich, entweder an den Aeltern sich zu verfehlen oder ein so heiliges Gelübde zu brechen. Doch vergißt er keine der den Umständen nach erforderlich scheinenden Vorkehrungen, ja er versammelt im letzten Augenblicke noch die besten Freunde um sich. Das veranstaltete Mahl muß ein gar schmerzlich-fröhliches, das Herz muß ihm dabei bis zum Zerspringen voll gewesen sein und aus allen Wunden geblutet haben; doch ist daraus zu erkennen, er vollführt das Beschlossene mit voller Geistesklarheit. Es offenbart sich darin eine Poesie des Gemüths, die sich sehr wohl mit Dem, was man

1) Monumenta pietatis, Francofurti 1701 edita II, 12 sq. *Joh. Fr. Mayeri*, comparatio Pauli et Lutheri. *Car. Fr. Chr. Heinrichs*, Comm. de iis quae potissimum contulerint ad Lutherum sacror. Reformatorem sensim effingendum, 9 sq. Das Augustin Betreffende im zweiten Buche

2) Tentzel 151.

jugendliche Schwärmerei nennt, verträgt, doch sinnbetäubende, fanatische ausschließt. Man sieht, in ihm ist nichts Saures, Mürrisches [1]), nichts von überdrüssiger, stumpfer Verachtung der Welt und ihrer Freuden, nichts von finsterer oder trockner Gemüthsart, Zerrissenheitseinbildungen, Winselei und Pinselei oder der Kraftgeniesucht, die nach Größe oder nur deren Schein trachtet, indem sie nach Auffälligem greift, aus einem Aeußersten ins andere überspringt. Nicht in träger Unlust zu Kämpfen und Mühen, nicht aus Behagen an eintöniger Sorglosigkeit, nicht stolz, kalt, grämlich oder übersättigt wendet er der Welt, der Freude, der Freundschaft und Liebe der Seinen den Rücken. Im vollen Gefühle der Süßigkeit ihrer Banden entzieht er sich ihnen, weil ihn eine stärkere Liebe und Sehnsucht hinwegzieht, die aber auf Arbeiten und Thun gerichtet, vom Gefühle der Pflicht, der sittlich religiösen Nothwendigkeit bestimmt ist. Er läßt seine Bücher zurück, die Rechtsbücher, die dialektischen wie die meisten Klassiker: sie scheinen ihm nichts nütze, Gottes Wort zu lernen und fromm zu leben, eher zerstreuend und hinderlich: doch nimmt er zwei Dichter mit, den phantasiereichen, naturfreundlichen Virgil und den lustigen Plautus; er denkt in guten wenn auch seltnen Stunden sich an ihnen geistig zu erquicken, zu ergötzen. Er mochte freilich um so eher an solche Selbstgestattung denken, da man eben Virgil und Plautus in den Klöstern häufig las.

So fällt bei der Betrachtung des Herganges das Stürmisch-Heftige an ihm und ebenso Das nur zunächst auf, daß er — ein so starker Geist und umgeben von so manchen Elementen, die sich ihm darboten und von vielen Andern benutzt wurden zu einer mehren oder minderen Befreiung aus den Banden, welche, im Katholicism zusammengefaßt, die Geister damals fesselten — daß er, sagen wir, sich knechten ließ und den herrschenden Mächten recht eigentlich zu Dienst sich hingab. Dem war so; allein die Sache hat noch eine ganz andere Seite. Auch das ist nicht zu verkennen, zum ersten Male bricht jetzt in ihm das Feuer und die Kraft des religiösen Genius hervor, die so hell erleuchten, so mächtig erschüttern sollten. Sie offenbarten sich in der

1) Planck 15.

Gestalt des tiefsten Gefühles der Abhängigkeit und Unwürdigkeit der Kreatur, dem Schöpfer gegenüber, der tödtlichsten Angst um das Heil der Seele und des heftigsten Verlangens nach innerer Heiligung, der lebendigsten Begier, darum Alles zu thun und zu opfern, mit einem Worte in der völligsten Hingebung an die religiöse Idee, wie sie eben jetzt in ihm lebendig war. Andeutend zeigt sich darin schon, was ihn lebenslang auszeichnete, jene unbeugsame Willenskraft, zu vollbringen, was ihm je nach seiner Ueberzeugung als Pflicht, als höhere Nothwendigkeit erschien, ohne zurückzuschrecken vor der That und Arbeit des Höchsten und Schwersten, das der Mensch zu leisten vermag — jener Schwung einer hoch über alle irdische Rücksichten und Bedenken sich erhebenden Seele — jener unwiderstehliche Drang nach kühnster Selbstbestimmung in den höchsten Anliegenheiten des Geistes und Herzens — ja, der Freiheitsdurst, der die Fesseln des Herkömmlichen und der Satzung, der menschlichen Autorität und Gebote zu zersprengen ringt, die das eigenthümliche Leben des Geistes und Glaubens hemmen. Wenn er sich dienstbar machte, so geschah es, indem der Grundsatz der christlichen Freiheit ihn verlockte und fing, daß „in geistlichen Sachen jeder sein eigen und frei sei." Er schrieb dem Vater nach Jahren in der Zuschrift zu seinem Werke von den Klostergelübden (und deren Nichtigkeit): „darum schicke ich dir dies Buch, in welchem du erkennest, mit was Zeichen, Kräften und Wunderwerken Christus mich von dem Gelübde der Müncherei (innerlich nämlich, denn er blieb noch im Klosterverbande) erlöset hat, und mit so großer Freiheit begnadet, daß ich, wiewol er mich zu aller Menschen Knecht gemacht hat, dennoch niemand unterworfen, denn ihm alleine [1])." War aber nicht sein Hineingehen in Knechtschaft, ob auch ihm unbewußt, eine Selbstbefreiung, eine That derselben Freiheit, deren er sich nach jener Aeußerung bewußt geworden war? Und so viel Demuth, so viel Trotz gewahren wir an ihm, so viel Erschrecken und Verzagen, so viel Muth und Kühnheit. Was er ist, was er thut, er ist und thut es mit ganzer Seele. Der kecken Jugend gehört er nicht an, die aus Wahrheitseifer und Uebermuth das Hergebrachte, die

1) De Wette II, 104

Autorität in Zweifel zu ziehen liebt, sich gern an den Widerspruch anschließt gegen Das, was ihr als Unwahrheit oder Unbill erscheint, sich gern für neue Ansicht erhebt und warm und frisch ihr Ideal in die Welt einführen möchte: mit zu viel Innigkeit und Pietät hat er die Jugendeindrücke, das als heilig und Gegenstand des Glaubens Dargebotene in sich aufgenommen, zu wenig noch hat die positive Idee, worin er lebt und ihr Ausdruck, die Kirche und ihr Lehrsystem, seine Innerlichkeit verletzt, zu wenig noch hat er die Elemente des Widerspruchs gegen das Bestehende und Herrschende in sich verarbeiten können, als daß er sie verstanden hätte, sie nicht ablehnen sollte. Energie gibt sich kund, auch bei ihm, dem Verschüchterten und Blöden, und eine gewaltige, nur nicht in der Richtung auf die Opposition, das Verneinen.

Endlich, in dem Allen zeigt sich die rechte Eigenthümlichkeit einer deutschen, wie religiösen Natur. Zunächst darin, daß er vorwaltend und so eifrig von früh an die innerliche, die religiöse Seite des Lebens auffaßt, Alles darauf bezieht, vor Allem fromm werden will, daß er von den Zeitansichten, Verhältnissen und Anliegen, selbst an einem Orte und in einer Lage, so sehr geeignet, auf ihre Beachtung hinzuleiten und in ihre Bewegung hineinzuziehen, sich abwendet, sich in sich selbst vertieft, von Spekulationen und der Beschäftigung mit seinen innern Zuständen sich ganz in Anspruch nehmen läßt. Die deutsche Art, auch in den Hauptperioden unserer Geschichte, insbesondere unserer Dichtung hervortretend, dem handelnden und wirkenden Leben den Rücken zu wenden und der Beschaulichkeit nachzuhängen [1]). Wir erinnern weiter an Das, was in dem Abschnitte über seine thüringische Abstammung davon gesagt wurde, wie es gekommen, daß bei uns eine so nachhaltige Liebe und Ehrfurcht vor der Kirche sich festgesetzt. Hier wollen wir aufmerksam darauf machen, wie derselbe Gang bei Luther und in seiner Entwickelung sich wiederholt hat, wie er in und an sich die Entwickelung, die Erfahrungen und Schicksale seines Stammes und Volks so völlig erlebte. Bei vorwaltender religiöser Anlage und Stimmung lernt er das Christenthum vielfach entstellt und die

1) Gervinus V, 715.

Kirche sehr verunreinigt kennen. Er kann das Falsche und Unreine darin nicht erblicken, da ihm der Grundgedanke, die Urgestalt unbekannt, und sein Geist und seine Bildung noch nicht gereift genug sind, sie zu entdecken. Er fühlt sie aber heraus, nimmt das Christenthum der römischen Kirche auf, wie es ihm geboten wird, um der noch unverlornen echt christlichen Bestandtheile desselben, eignet es sich um ihrer willen ganz an, wie es in seinem priesterlichen Typus war. Dasselbe hatte die Nation gethan, hatte an seiner Ausbildung in der einmal gegebenen Richtung den ernstlichsten Antheil genommen, vornämlich ihr Werk war die Entwickelung der Hierarchie und des Papstthums, großentheils auch der kirchlichen Wissenschaft und des Kultus zu der Höhe gewesen, welche die mittleren Jahrhunderte in dem Allen erreichten [1]). Ihre Ehrfurcht vor dem Heiligen, der Religion, welche doch nie aus der Kirche entwich, ihr Hang zu religiösen Spekulationen, einem innerlichen Leben, zum Idealisiren, ihre schon von Tacitus gepriesene Genügsamkeit und Zufriedenheit mit dem Aeußerlichen, wie es nun eben war, ihre fromme und oft träge Vorliebe für das Gewohnte und Hergebrachte, ihre edle und blinde Treuherzigkeit: das Alles war so groß und mächtig bei ihr, daß sie trotz ihres gewaltigen Triebes der Freiheit und Selbstbestimmung, der sie so oft gegen die hierarchischen Uebergriffe in ihre individuelle und nationale Freiheit in Harnisch brachte, den Fesseln der Hierarchie sich hingab und der letztern eifrigste Freundin wurde. Bei Luther dieselbe unbefangene, gläubige, treuherzige, blinde Hingebung an das Kirchenthum, um der Mittel des Heils der Seele, die es vermeintlich allein darbot, um der christlichen Idee willen, die es allein darstellte und die er in ihrer Reinheit noch nicht ahnte. Derselbe mächtige Trieb der Selbstbestimmung, der das äußerlich Gesetzte, das innerlich nicht angeeignet werden mag und so als Aufgedrungenes erscheint, zurückstößt, und dieselbe Verirrung in den blindesten Gehorsam. So viel Forschbegier, so viel Hinneigung zum Beschaulichen; so viel Hang zur freiesten religiösen Spekulation, der zu den kühnsten, stärksten und dann als schwere Anfechtungen erscheinenden Zweifeln hinführt, so viel Gläubigkeit und Pietät, in Allem die tiefste Innerlichkeit, der tiefste Ernst.

1) Ullmann I, 9.

Die Folgen und Wirkungen seiner Erwählung des Mönchsstandes treten in der Geschichte seines ferneren Lebens nach und nach hervor. Da jedoch diese Darstellung zum wenigsten vorerst noch nicht das Ganze des letztern umfassen wird und weil es zur Würdigung jenes Schrittes gehört, so werden noch ein paar Andeutungen statthaft sein. Auf der Hand liegt, daß er Das nicht geworden wäre, was er geworden ist, wenn er ihn nicht gethan hätte. Er selbst hat ihn von verschiedenen Standpunkten aus beurtheilt.

In der mehrerwähnten Zuschrift an den Vater faßt er es als eine göttliche Fügung auf, daß er durch seinen Lebensgang zur unmittelbaren Erkenntniß der klösterlichen und überhaupt der kirchlichen Entartung, und durch jene Erkenntniß zu der Fähigkeit geführt sei, sich mit Erfolg gegen dieselbe zu erheben. Er schreibt, mit Beziehung auf die Vorstellungen von der klösterlichen Heiligkeit, die ihn beherrscht, auf seinen Ungehorsam gegen den väterlichen Willen, die Ansicht, daß die Aeltern nicht Gewalt hätten, ihren Kindern zu wehren, in Klöster zu gehen, die Kinder nicht die Pflicht, den Aeltern zu gehorsamen, die dawider wären, „Gott hat aus allen solchen Irrthümern und Sünden Wunder viel größer Güter geschafft. Siehe, wolltest du nu nicht lieber hundert Söhn verlorn, dann solch groß Gut nicht gesehn haben? Es dunket mich, daß Satanas von meiner Jugend an zuvor gesehen hab die Ding, die er nu leidet. Derhalb hat er, mich umbzubringen und zu vorhindern, geraset, und wuthet mit so viel Fünden, daß ich mich ofte verwundert und gedacht, ob ich's gar allein wäre unter allen Menschen, den er antastet. Es hat aber Gott gewollt (wie ich nu sehe), daß ich der hohen Schulen Weisheit, und der Klöster Heiligkeit aus eigener und gewisser Erfahrung, das ist, aus vielen Sunden und gottlosen Werken erfuhre, daß das gottlose Volk nit wider mich, ihren zukunftigen Widerpart, zu prangen hätt, als der unerkannte Ding verdamnit. Darumb bin ich ein Münch gewest und noch; aber nicht ohne Sunde, doch ohne Schuld odder Vorwurf. Dann Aberglaub und Gotts-Vorachtung, wurde ins Papsts Regiment nicht allein nicht gestraft, sondern auch vor große Geistlichkeit geacht." Ebenso äußerte er am Alexiitage

1539, den Hergang seiner Weltverlassung erzählend, „Gott hat mich darum lassen Mönnich werden, nicht ohne große Ursache, sondern daß ich durch Erfahrung belehrt, wider den Papst schreiben sollte [1]).“

Alle aus den Lehren, Vorschriften und Einrichtungen der Kirche hervorgehenden Zustände hat er durchgelebt, darum kannte er sie bis auf den innersten Grund und was sie wirken und nicht wirken konnten, und er mußte sie ganz durchleben, um von den absterbenden und verkehrten jene tiefe kräftige Ueberzeugung ihrer Unzulänglichkeit, Irrthümlichkeit und Verdorbenheit in sich zu begründen, die ihm nöthig war sie zu verneinen und zu beseitigen, und sodann zu den lebenskräftigen und echten hindurchzudringen, die Zerstreuten in sich zu sammeln, zu einem neuen und geläuterten Leben zu erheben und so die Glaubensreinheit, Kraft und Begeisterung zu gewinnen, die ihm der Hebel wurde, das Zeitalter auf eine höhere Stufe hinanzuführen. Alle Verderbniß der Kirche wurde ihm aus eigner, innerer und äußerer Erfahrung klar und gewiß, wie sie es sonst nicht hätte werden können. Wer hätte der Aufgabe gewachsen sein sollen, die Versöhnung mit Gott nach der Lehre der Kirche, durch Verfolgung der von ihr gewiesenen Bahn bis ans äußerste Ende, durch Weltentsagung, Büßungen und wie die Mönchswerke weiter hießen, denen so große Dinge zugetraut wurden, zu lösen, wenn es Luther's Kraft nicht gegeben war, ein solcher Wille daran scheiterte? Er hat die Arbeit seines Lebens nur dadurch vollbringen, nur dadurch die weltbeherrschende Macht so tief erschüttern und den christlichen Geist wieder beleben können, daß er sich mit dem tiefsten, religiösen Ernste, namentlich in das Lehrsystem der Kirche hineinließ. Die Macht des bestehenden Kirchenthums und seine Verderbnisse ruheten auf der Ansicht, wonach man in der Kirche, ihren Institutionen und der Theilnahme daran, das wahre Christenthum hatte, das da beselige, zum Heile nothwendig, außer welchem kein Heil, dem Unterwerfung gebühre. Diese Ansicht hatte wiederum ihre Grundlage im Lehrsystem der Kirche, das gleich einem dichten undurchdring-

1) De Wette II, 102. Cod. chart. bibl. duc. Goth. D. M. L. Curriculum.

lichen Gewebe die ursprüngliche christliche Wahrheit verborgen hielt und die Mißgestalt, jeden Auswuchs als christlich und göttlich rechtfertigte und erscheinen ließ. Wer die Entartung und die hierarchische Macht, wodurch sie getragen und gehalten wurde, mit Erfolg bekämpfen wollte, mußte der hohen Schulen Weisheit und ihren Ungrund in der Tiefe kennen. Nicht anders konnte er den absichtlichen und unabsichtlichen Betrug aufdecken und dadurch die in der großen allgemeinen Täuschung befangene Meinung umgestalten, losreißen von dem Bestehenden und hinüberziehen auf die Seite des Angriffs. Scholastik und Mönchthum waren, von der Seite der Theorie und Praxis, die höchsten Potenzen, die mächtigsten Stützen, der eigentlichste Ausdruck des ganzen kirchlichen Wesens. Eben darum waren so viele und gewaltige Kämpfe der weltlichen Macht, der Herrscher und Nationen gegen die Uebergriffe und Mißbräuche der Hierarchie und Kirche mißlungen, weil die Meinung sie selbst noch beherrschte, auf welcher jene ruheten, und weil sie zur ursprünglichen christlichen Wahrheit entweder nicht hindurchdrangen oder sie zur Gestalt und allgemeinen Anerkennung nicht zu bringen vermochten. Wie die Kirche gesunken war durch Verderbniß ihres Gesammtgeistes und wie dieser verdorben war durch vornehmste Schuld der geistlichen Leiter, so konnte sie auch nur reformirt werden durch eine religiöse Erneuerung und diese nur ausgehen von geistlich Gebildeten und religiös Begeisterten. Wie die christlichen Völker geknechtet und beherrscht waren von Geistlichen, konnten sie auch nur von solchen wieder gefreit werden; nur ein Wissender war im Stande, den Zauber der geistlichen Herrschaft zu zerstören. Darum ging die deutsche Reformation von einem gelehrt Gebildeten, einem Kleriker, einem Mönche aus, darum schlossen sich ihm zunächst Gelehrte, Geistliche, Mönche an. Denn gerade diese ergebensten Knechte des finsteren Wahns und der Macht, die ihn unterhielt und ausnutzte, diese am meisten Bethörten und Verfinsterten lernten am nächsten die Unnatur, die Entwürdigung des Geistes, den Druck der Fesseln, die Entzweiung, Versunkenheit und Ruchlosigkeit kennen, welche grade da herrschten, wo die reinste Heiligkeit, der seligste Friede zu finden sein sollten, wozu die Kirche zu führen vermochte. Die zauberischen Bilder vom heiligen klösterlichen Leben zerran-

nen am gewissesten in der unmittelbarsten Nähe. Die sie mit gläubiger Hingebung umfingen, empfanden die Leere am schmerzlichsten. Der Fluch der Finsterniß und Lüge traf sie am härtesten. Sie konnten Zeugniß geben wie Andre nimmer. Wenn ein Lichtstrahl in die Klostermauern zu ihnen hineindrang, wenn die himmlische Luft der Freiheit sie anwehete: wer hätte davon berührt und belebt werden können wie sie?

Wir haben schon darauf hingedeutet und werden es noch weiter ausführen müssen, von allen Richtungen des Volksgeistes zu jener Zeit, in der Wissenschaft und im Leben, hatte nur die religiöse die Kraft, den Anstoß zu einer Bewegung in unserm Volksleben zu geben, wie sie noth that und wie die Reformation sie gebracht hat. Sie konnte nicht ohne die tiefste religiöse Erregung zum Ziele gelangen und diese bedarf in jedem Kulturvolke der Theologie, um es zu haltbaren Gründungen zu bringen. Luther wurde von der erstern ins Kloster geführt und gelangte zur letztern durch das Mönchthum. Beide sind die Bedingungen gewesen, daß er seine nationale, kirchliche und Weltbestimmung erreicht hat. Die glücklichste Divinationsgabe hat ihn geleitet. Bei einem solchen Geiste und solcher Kraft hätte es zu einem Zusammenstoße des Gemüthlebens und der Wirklichkeit, zu irgendwelchen Excentricitäten oder Jugendverirrungen fast kommen müssen, und soll davon die Rede sein, so war seine Erwählung des Mönchsstandes die unschädlichste und wenigstens insofern die förderlichste und nützlichste, als nichts geeigneter war denn das klösterliche Leben, seine ungestüme Kraft zu mäßigen, ihm bei seinen verworrenen Seelenzuständen eine bestimmte Arbeit zu geben, sein Gemüthsleben vor Störungen von Eindrücken der Außenwelt zu schützen, welche wenigstens die Vertiefung mit ihrem Gewinn nicht zugelassen hätten, die nur innerhalb der Klostermauern möglich war.

Erkannte er dies ganz richtig, so entging ihm doch aber auch eine andre Seite der Sache nicht. Er beklagt es wol, daß er „keine große Erfahrung" habe, weil er „bis ins vierzehnte Jahr hinan ein Mönch gewesen," und, sagt er, „wer ein Lehrer und Prediger in der Kirche sein will, der muß auch in der Welt sein gewesen und derselbigen Händel gesehen und je zum Theil erfahren haben; denn es thut's nicht, daß ein Mensch mit

Klostergedanken etwas regieren sollte[1])." Aehnliche Aeußerungen werden wir unten noch hören. Doch ist es ihm schwerlich jemals zum vollkommen deutlichen und oft in mehr als einer Beziehung vielleicht gar nicht zum Bewußtsein gekommen, wie unendlich nachtheilig es wurde für seine gesammte geistige Entwickelung, seine Gelehrsamkeit, seine Theologie, seine Wirksamkeit, daß er von so vielen Bildungsmitteln und Stoffen der Zeit sich ausschloß, den lebendigen Verkehr mit Welt, Wissenschaft und Leben aufgab, eine so einseitige Richtung nahm und auf ihrem Wege seine theologischen Begriffe ausbildete, mit scholastischer Bildung und nie gänzlich abgeworfenen Klostergedanken die Dinge, die weltlichen, die politischen namentlich, beurtheilte, in der Welt und Kirche Händel eingriff, was hier jedoch nicht weiter auszuführen ist. Freilich hatte Kaiser Friedrich gesagt, als ihm einst „Seltsames" unter Mönchen begegnet war, wer die Welt kennen lernen will, gehe in ein Kloster. Allein wie viel Wahrheit darin lag, alle im Kloster zu gewinnende Weltkunde mußte eine beschränkte und getrübte bleiben. Wir fügen nur noch hinzu, daß er sich späterhin sein Mönchwerden zum schweren Vorwurf machte, ob auch nicht selten mehr rhetorisch, doch oft im eigentlichen Sinne, im tiefsten Ernst und unter besondrer Einwirkung seiner späteren Ansicht namentlich von dem Meßopfer als einer Abgötterei. „Was siehet Gott an, daß er euch seine Gnade zuwendet? fragt er. Thut er's um eures Opfers willen? Nein. Viel weniger thut er's um eurer Möncherei willen, darin ich funfzehn Jahr mein Leben schändlich zugebracht, Christum meinen lieben Herrn greulich gekreuzigt habe durch mein lästerlich Meßhalten, und meine beste Zeit mit meinem und andrer Leute großem Schaden verloren habe. Die Jahre, weil ich im Kloster gewesen, sind dahin und verloren. Ich bin darin kommen um der Seelen Heil und Seligkeit und um des Leibes Gesundheit. Ich habe des Nachts gewacht, habe gefastet, gebetet, meinen Leib zerplagt, daß wir Gehorsam hielten. Derer hat man mehr unter den Nonnen und Mönchen gefunden. Ich rede von den Frommen und Rechtschaffnen, denen es ein Ernst gewesen, nicht von den Huren und Buben, die im

1) Tischreden, Walch XXII, 69, 330.

unzüchtigen losen Leben gesteckt sind, sondern die es sich haben lassen sauer werden wie ich, und sich zerplagt, haben das wollen erlangen, was Christus ist, auf daß sie selig würden. Haben sie ihn funden? Christus sagt: ihr werdet bleiben in euren Sünden und sterben. Das haben sie erlangt. Was haben wir ausgerichtet, daß wir mit so großer Mühe und Arbeit uns haben lassen sauer werden, das Gesetz zu halten und zu erfüllen, was haben wir Narren gemacht, daß wir uns mit dem Gesetz also gemartert [1])?" In einer anderen Schrift führt er aus, alle noch so großen und schweren Werke der Ordensleute wären verloren und je mehr sich Mönche und Nonnen marterten und ängsteten, desto weniger richteten sie aus, „wie ich selbst durch meine eigene Erfahrung muß zeugen. Nachdem ich über funfzehn Jahr ein frommer Mönch gewest, täglich Messe gehalten, und mich so mit Beten und Fasten geschwächt, daß mein nicht lange sollt gewesen sein, wenn ich darinnen blieben wäre. Und doch, wenn ich solches alles zusammen brächte, so kann ich mir damit nicht helfen in einer geringen Anfechtung, daß ich könnte vor Gott sagen: So viel habe ich gethan, das siehe doch an, und sei mir gnädig. Was habe ich denn nun damit ausgerichtet, denn daß ich vergeblich mich zumartert und verderbt, und die Zeit verloren habe, und muß nun das Urtheil Christi darüber gehen lassen: Du hast es ohne mich gethan, darum ist es nichts, und gehöret in mein Reich nicht, kann weder dir noch andern helfen oder nützen zum ewigen Leben. Ja, ich muß es jetzt selbst zu Sünden machen und verdammen, als in der Abgötterei und Unglauben gethan, und dafür erschrecken, wenn ich daran gedenke. Noch hat Jedermann daran gehangen, und solches für den Weg der Seligkeit gehalten. Da hat alle Welt genug zu gegeben und gestiftet, und ihnen solche Heiligkeit und Verdienst wollen abkaufen; wie sie sie denn unverschämt feil geboten, und mit Siegeln und Briefen verkauft haben [2])." In

1) Ausleg. d. ersten beiden Kap. des Johannesevangeliums zu Kap. 1. V. 16. Ausleg. des 6. 7. u. 8. Kapitels zu Kap. 8. V. 19 u. 21. Walch VII, 1599, 2444, 2456, 1605.

2) Ausleg. des 14. 15. und 16. Kap. Johannis zu Kap. 15. V. 15. Walch VIII, 362.

einer Predigt der Kirchenpostille preist er die Liebe Gottes gegen die sündigen Menschen, und fährt dann fort: „Was hab ich gethan und gelebt bisher in meinem Klosterleben, da ich funfzehen Jahr täglich Christum gekreuziget und alle Abgötterei getrieben habe; und über das alles, damit ich ihn so hoch erzürnet habe, hat er mich so geliebet, daß er aller meiner Bosheit vergisset, und offenbaret mir seinen Sohn und sich selbst mit aller Gnaden; das mag doch ein unbegreiflicher Reichthum grundloser Liebe heißen [1])." Im Bekenntniß vom Abendmahl (1528) sagt er sogar, „das sind meine größesten Sünden, daß ich ein so heiliger Mönch gewest bin, und mit so viel Messen über funfzehn Jahr lang meinen lieben Herrn so greulich erzürnet, gemartert und geplagt habe [2])." Als ein Sündenfall, als Apostasie erschien ihm das Mönchwerden. So in einer andern Predigt der Kirchenpostille über das Evangelium am zweiten Advent, von den der Zerstörung Jerusalems vorhergehenden Zeichen an Sonne, Mond und Sternen. „Den Fall der Sterne deute ich dahin, wenn ein Mensch getauft und ein Christ worden ist, und darnach ein Pfaff oder Mönch wird. Glaube mir wer da will; wer nicht will, der lasse es, ich weiß, was ich sage. Ich sage nicht, daß sie Alle verloren werden; Gott kann wol im Feuer erhalten, welchen er will. Aber das sage ich, wer Pfaff oder Mönch wird, in dem Namen, daß er einen seligen Stand will annehmen, der tritt vom christlichen Glauben in den Unglauben; denn der Sternen Fall bedeutet nicht grobe Fälle, als da ist, Mord, Hurerei, Diebstahl, sondern den Fall vom Glauben. Pfaffen und Mönche (wo Gott nicht wundert sonderlich) sind ihres Standes halben gewißlich abtrünnig und verleugnete Christen, daß kein ärger Volk auf Erden ist. Die Türken sind auch Unchristen; aber in zween Stücken sind sie besser, denn diese. Zum ersten, daß sie nie sind Christen gewesen, auch nicht vom Glauben getreten. Zum andern, so thun sie keine Sünde an den Sakramenten. Aber dies Volk machet aus der Messe ein Opfer und gut Werk, thut das täglich und unzählig; welches doch ist die allergreulichste Verkehrung, die von der Sonne be-

1) Plochm. XII, 330.
2) Plochm. XXX, 372.

schienen ist. Kurzum, wer durch Werk und geistlichen Stand will fromm und selig werden, der tritt vom Glauben, und fället vom Himmel; denn allein Christi Blut muß uns fromm und selig machen. Darum, wenn du einen Stern fallen siehest, so wisse, daß es heißt, Pfaffen, Mönche, Nonnen werden [1])." In der kleinen Antwort auf Herzog Georg's nähestes Buch rühmt er sich des Vorwurfs, ein verlaufner Mönch, ein Apostat (vom Mönchsstande) zu sein. „Denn du mußt gewohnen, wenn du das Wort Münch höreſt, daß es gleich so viel sei, als hörtest du das Wort verleugneter Christ, Apostata vom Glauben Christi, ein Bundgenoß des Teufels oder Zauberer. Denn wir Münche sind auch die rechten Zauberer und Gäukler des Teufels gewest, die wir alle Welt mit unserm falschen Gauckelspiel bezaubert und verblendet haben, daß sie sampt uns von Christo abgefallen, Apostaten und verleugnete Christen worden sind, und des lieben Erlösers sampt seinem Leiden und heiligen Blut vergessen haben [2])." Die Schrift: Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papsts und der Bischöfe, beginnt er mit Aeußerungen stolzer Verachtung der päpstischen und kaiserlichen Ungnade, die ihn seiner Titel und seines Charakters beraubt. „Denn solche Larven meine höheste Schande für Gott gewesen ist, und ich auch weiland in Irrthum, den ich von euerm Haufen gelernt mit großer Kost und Mühe, ein Lügner, Betrüger, Verführer und Lästerer war, wie ihr itzt seid, wider Gottes reine Lehre [3])." Mit dem Apostel Paulus, der auch ein Verfolger und Mörder der Christen gewesen, vergleicht er sich. „Wie auch ich und viel fromme Leute mit mir selbst von uns bekennen, daß wir im Papstthum verzweifelte verdammte Leute gewesen sind, und unser Leben schändlich zugebracht in der Möncherei, da wir Gott und seinen lieben Sohn täglich geläſtert und geschändet haben mit unsern Messen und abgöttischen Gottesdienst [4])."

Auch wir möchten mit einem Fall der Sterne das Mönch-

1) Plochm. X, 76.

2) Plochm. XXXI, 277.

3) Plochm. XXVIII, 143.

4) Ausleg. des 15. Kap. des ersten Korintherbriefs, zu V. 8—10. Walch VIII, 1191.

werden der begabten jungen Leute voll des reinsten und besten Willens vergleichen, die in den Zeiten des tiefen Verfalls der Möncherei ohne Kenntniß der Entartung der Klöster und ohne Ahnung, daß sie in die Knechtschaft einer unwahren Idee und zum Dienste einer überlebten schlechten Tyrannei sich hingaben, das Mönchthum erwählten. Sie ließen sich entweder in die gewöhnliche Gemeinheit hinunterziehen und verkamen in ihr, oder erkannten sich zu spät getäuscht, im Widerspruch zwischen ihrer Anschauung und Ueberzeugung und ihrem äußern Dasein und gelobten Dienst. Sie waren meisthin zu unkräftig sei es zur Flucht oder zu dem Versuche, mit der Waffe ihrer theuer erkauften Kunde und Erfahrung zum Kampfe wider das als Lüge und Trug ihnen offenbar gewordne Mönchthum und die Mächte sich zu erheben, der es diente und die es beschützten, und in diesem Streite zu siegen oder mit Ehren unterzugehen. Meist hin lebten und dienten sie in ihrer Schwäche wider die innere Stimme fort, sei es ermattet, verzweifelnd und gebrochen, sei es daß sie zu Selbsttäuschern oder bewußten Lügnern wurden. In jedem Falle rieben sie die beste Jugend- und Geisteskraft auf und verkümmerten in ihren Klöstern.

Darauf kam es nun an bei Luther, ob er so fallen oder eine größre Kraft beweisen und von dem Falle, sofern er gefallen war, sich wieder erheben würde, und wie hoch und wie es geschah. „Ich habe viel Mönche gekannt, sagt er in seinem Vorwort zur Auslegung des 130. Psalms (1539), die in große Fährlichkeit kamen, indem sie durch ihre eignen menschlichen Gedanken Gott ergreifen wollten; und wenn mich Gott nicht aus sonderlicher Gnade von solcher Anfechtung erlöset hätte, so wäre ich auch schändlich gefallen und in allen Jammer und Herzeleid kommen [1])." Andre haben das Mönchthum innerlich und äußerlich mit Leichtigkeit abgeworfen. Ihm wurde es unendlich schwer. Kein Andrer hat so lange und heftig dawider gezürnt, doch verloren sich — zum Zeichen, wie tief er sich hineingelassen — die deutlichsten Spuren desselben aus seinem Wesen und Leben niemals ganz, von den „Mönchsgedanken" bis zu den Klostergewohnheiten, wie er denn noch in seinen höheren Jahren „alle

1) Walch IV, 2815.

Morgen und Abend und oftmals unterm Abendeſſen ſein Gebet verrichtete, wie er ſolches von Jugend auf im Kloſter gewohnet, und oftmals ſchwere und tiefe Gedanken mit ſich an Tiſch nahm, auch bisweilen die ganze Mahlzeit ſein alt Kloſterſilentium hielt, daß kein Wort am Tiſch gefiel [1])."

1) Matheſius, 12. Predigt. Herzog, das Leben Oekolampads, in Studien und Kritiken, 1845, 200. — Es mag geſtattet ſein, an dieſer Stelle noch hinzuweiſen auf die ſo eben erſchienene kleine Schrift von Krumhaar: Luther's Vaterhaus in Mansfeld, in welcher ſich S. 39 ein paar mir entgangene Angaben finden, woraus das über die verdumpfte abergläubiſche Frömmigkeit in Mansfeld Geſagte noch weiter erwieſen wird. Die Leſer werden gebeten, ein Erratum berichtigen zu wollen, das ich bei der Reviſion überſah und zu ſpät entdeckte. S. 24 ſteht nämlich in der erſten Anmerkung Rationes Latomianae ſtatt Confutatio Rationis Latomianae etc.

Zweites Buch.

Erfurter Mönchsjahre.

1505—1508.

Erstes Hauptstück.

Das Probejahr.

1505—1506.

Bevorwortung. — Einkleidung Luther's. — Vergebliche Bemühungen der Freunde, der väterliche Unwille. — Die Augustiner-Eremiten. — Die Ordenssatzungen. — Der erfurter Konvent. Behandlung des Novizen. Die Universität. — Mönchischer Eifer. — Eifernde hierarchische Gesinnung. — Innere Bedrängnisse, verworrene Seelenzustände. — Die Bibel. — Hindernisse des Vorschreitens, Einsamkeit, Askese, die Klosterzelle. — Mönchische Umgebung und Anleitung, der Präceptor, die Brüder. — Die Beichte, Beichtmarter. — Ende des Probejahrs.

Bevorwortung.

Nichts scheint dunkler zu sein fast in Luther's ganzem Leben als seine Verhältnisse, Zustände und Entwickelung im erfurter Kloster. Mir däucht aber, sie lassen sich in einem wünschenswerthen Maße aufhellen. Wir werden sehen, wie tief er selbst uns in sein ganzes Wesen, sein Innerstes, wie es eben zu dieser Zeit war, auch in die dunkelsten Tiefen desselben hineinblicken läßt, jede Falte offen legend, keine zu verhüllen trachtend, sodaß uns eben nichts natürlicher erscheinen dürfte, als gerade der Gang, welchen er nahm.

Dies aber sein inneres Leben und dessen Regungen und Bethätigungen, Entfaltung und Fortschreiten ist ungleich wichtiger, des Wissens, der Betrachtung werther, als die äußern Begegnisse seines in den nächsten drei Jahren so einförmigen Daseins, obwol auch sie durch ihre Beziehungen keineswegs ohne Wichtigkeit sind. Vielleicht gelingt es gleichfalls über sie ein einigermaßen helleres Licht zu verbreiten, so dunkel sie verhältnißmäßig

allerdings bleiben. Sofern ich ziemlich unbetretene Wege einschlage und mich, verlassen von genügenden Nachrichten, außer Stand sehe, überall mit voller Sicherheit zu führen und so helle Einblicke zu eröffnen als es zu wünschen wäre, muß ich um Nachsicht, und noch mehr muß ich bitten, nicht zu leicht ermüden zu wollen, wenn ich selbst vielleicht etwas zu unermüdlich in alle nur irgend sich darbietenden Gänge des Irrgewindes einzudringen suche, dem Luther's Seelenzustände in dieser Zeit gleichen. Ich glaube indeß meine Bitte durch nicht ungewichtige Gründe unterstützen zu können. Seine erfurter Mönchsjahre sind die entscheidenden für sein gesammtes Werden und seine Zustände in ihnen so beziehungsreich, daß unendlich Vieles und Wichtiges in seinem ganzen späteren Leben und Sein nach dem Maße ihrer Aufhellung verständlich wird oder unerklärt bleibt. Die Stimmung, Denkart und Empfindung, worin wir als angehenden Augustinermönch ihn finden, liegt so weit von der unsrigen ab, daß wir nicht leicht tief genug in sie eingehen und nicht leicht lange genug bei ihr verweilen können, wenn sie uns nicht mehr oder minder fremd und unverstanden bleiben soll. Seine Selbstbekenntnisse werden gern gelesen werden. Ihre Zusammenstellung und Einflechtung wird keiner Rechtfertigung bedürfen. Sie hätten nebst den zu weiterer Erläuterung anzuführenden Aeußerungen von ihm noch sehr vermehrt werden können, doch kaum ohne unnöthige Wiederholungen. Vielleicht wäre es besser gewesen, nicht so viele mitzutheilen, allein mir däucht, der Nachtheil würde der überwiegende sein, wenn eine größere Beschränkung dieser Art die Folge gehabt hätte, daß einzelne Züge des Bildes, dem es gilt, nicht oder minder deutlich hervorgetreten wären. Verschiedene, namentlich theologische Erörterungen werden nicht als fremdartiges Beiwerk erscheinen. Der Gegenstand erforderte sie. Sie waren nicht zu vermeiden, wenn die Bedeutung und Beziehung von Manchem das rechte volle Licht erhalten sollte. Die Rüge aber, daß sie ausgedehnter und eingehender sein sollten, würde abgelehnt werden müssen, da ich nicht lutherische Dogmatik, sondern Geschichte schreibe. Ich ließ mich immer nur so weit in sie ein, als ich sie für nöthig zu nöthiger Erklärung hielt, und jedenfalls wird wenigstens dieser Gesichtspunkt der richtige sein.

Einkleidung Luther's. — Vergebliche Bemühungen der Freunde. — Der väterliche Unwille.

Sogleich nach seinem Eintritt in das Kloster legte er das Novizenkleid an und begann sein Probejahr. Nach Jahresfrist pflegten die Novizen das unwiderrufliche Gelübde abzulegen. Bei dem Seelenzustande, in welchem er in das Kloster eingetreten war, müssen wir ihn uns von der Feierlichkeit seiner Einkleidung aufs Tiefste ergriffen denken.

Sie erfolgte nach der Ordensregel vor dem ganzen versammelten Konvente. Der Prior richtete an den Novizen die Frage, ob er sich stark genug fühle, die Last zu tragen, welche der Orden auferlege? Er stellte ihm die Strenge desselben vor, die Entsagung des eigenen Willens, welche er fordere; er wies hin auf die schlechte Kost und Kleidung, die nächtlichen Wachen und die Tagsmühen, die Fleischesertödtung, die Schmach der Armuth, des Bettelns, die abmattenden Fasten, die langweilige Oede des Klosters und Aehnliches, das ihn erwarte. Der Noviz erklärte, er wolle dem Allen mit Gottes Hülfe sich unterziehen, und nun fiel der Prior wieder ein: So nehmen wir dich an zum Probejahre, und Gott, der das gute Werk in dir angefangen, wolle es vollenden. Der ganze Konvent rief das Amen und stimmte das Lied Magne pater Augustine an. Unterdessen wurde dem Novizen der Kopf geschoren und das geistliche Kleid ihm angelegt, nachdem er das weltliche ausgezogen. Der Prior erinnerte ihn dabei, daß er nunmehr auch einen neuen Menschen anziehen möge. Er mußte darauf vor dem Prior niederknien, es folgten Responsorien, und der Letztere sprach das Schlußgebet: Gott, der diesen Jüngling von der Welt bekehrt und ihm Wohnung im Himmel bereitet, möge geben, daß sein Wandel seinem Berufe angemessen, daß er dankbar sei für seinen Entschluß u. s. f. Dann ging der ganze Zug unter abermaligen Wechselgesängen zum hohen Chore, und Alle warfen sich nieder zum Gebet. Der Noviz wurde in den Konventssaal geführt und empfing den Bruderkuß vom Prior und den Brüdern. Er beugte die Kniee vor jenem, der ihn erinnerte, daß der selig werde, der bis ans Ende beharre, und ihn dem Gehorsame des ihm bestimmten No-

vizeninstruktors übergab. Cochläus berichtet, Luther's Gelübde habe folgendermaßen gelautet: Ich Bruder Martinus thue Profession und verheiße Gehorsam Gott dem Allmächtigen und der heil. Marie allezeit Jungfrauen, und dir Bruder N. Priori dieses Orts, im Namen und an Statt des gemeinen Priors des Ordens der Brüder Einsiedler St. Augustini des Bischofs und seiner Nachkommen, die ordentlich eingehen, zu leben ohne Eignes, in Keuschheit, nach der Regel desselben heil. Augustini bis in den Tod u. s. f. [1]).

Noch an demselben Morgen erschienen die Freunde, welche ihn von seinem Schritte nicht hatten zurückhalten können, und vielleicht noch Andere, die die Kunde desselben überrascht, betrübt, erschreckt hatte, an der Klosterpforte. Sie dachten den Bethörten, wofür sie ihn halten mochten, zu bewegen, den übereilten Entschluß zurückzunehmen, durch welchen die Universität ein vielversprechendes Mitglied, die Welt einen voraussichtlich ausgezeichneten Mann einbüßte, sie selbst einen wackern und lieben Studien- und Jugendgenossen verloren. Nach den Kirchengesetzen machte nicht das Kleid, sondern das feierliche Gelübde den Mönch. Er hätte wieder austreten können. Allein die sorglichen Freunde wurden nicht eingelassen; es vergingen vier Wochen, bevor er sich sehen und sprechen ließ. Dann fanden sie ihn unerschütterlich. Sein Entschluß beruhete zu sehr auf innerer Nothwendigkeit. Ohnehin konnte nach der herrschenden Meinung Der, der das Mönchskleid angezogen, in die Welt recht mit Ehren nicht wieder zurücktreten.

Ebensowenig als die Freunde war der Vater einverstanden, vermochte er den Entschluß des Sohns zu ändern. Hans Luther fühlte sich auf das Empfindlichste betroffen. Er zürnte heftig und lange, und war vorerst schlechterdings nicht zu bewegen, seine Einwilligung zu geben, so dringend Martin darum gebeten, den der Gedanke doch schwer ängstete, wider Wissen und Willen der Aeltern gehandelt zu haben. Hans Luther war den strengsten Gehorsam von Seiten des Sohns stets gewohnt gewesen; er sah seine Lieblingsgedanken vereitelt, saure Mühen vergeblich; er war voll Sorge wegen des Sohns, der als ein junges Blut

1) Kap. 6 der Constitut. fratr. etc. S. unten. Cochl., Von der Apostasey un von Gelübden der Closterleut, 1549. Blatt 40. Seidemann, Beiträge zur Reformationsgesch. I, 24.

von zweiundzwanzig Jahren, in welchem „noch eitel heiße Jugend," zu einem so ernsten, entscheidenden, für das Leben bindenden und unglückseligen Schritte sich hatte fortreißen lassen. Er meinte aus häufiger Erfahrung zu wissen, daß „Möncherei Vielen gar unselig gelungen." Ohne Zweifel bestärkten die Mitglieder des Konvents den Novizen in seinem Ungehorsame, seiner Standhaftigkeit.

Was vorging zwischen Vater und Sohn, erzählt der Letztere selbst in einer 1544 zu Wittenberg gehaltenen Predigt und in seiner Zueignung an den Vater zu der Schrift von den geistlichen und Klostergelübden. Der Vater hatte ihn, seit er Magister gewesen, Ihr angeredet, jetzt in seinem Erwiederungsschreiben hieß er ihn Du und sagte ihm alle väterliche Gunst und Willen ab. Seine Furcht und Sorge, sein Unwille auf ihn war „eine Weil schlecht unversöhnlich." Zwei Söhne starben ihm an der Pest, man brachte ihm Kunde, auch Martin sei todt. Selbst diese Botschaft erweichte seinen harten Sinn nicht. Der Sohn lebte, von mehren Seiten wurde dem Vater zugeredet, er möge „auch was Heiliges in seine Ehre opfern," Martin in den heiligen Orden eintreten und Mönch werden lassen. Wohlmeinende, vermittelnde Freunde wiesen ihn darauf hin, daß es sich für ihn um ein Gott darzubringendes Opfer handle, und daß man in solchem Falle das Liebste und Beste zu opfern habe. Er hatte jedoch keine Ohren dafür. Bibelsprüche, die ihm wol selbst einfielen, von der Vergeblichkeit der menschlichen Gedanken handelnd, föhnten ihn gleichfalls nicht aus. Er hegte fortwährend Unwillen und Bedenken. Erst nach zwei Jahren fügte er sich widerwillig, wir wir unten sehen werden, erneuerten Vorstellungen, der Unerschütterlichkeit des Sohns, dem Unabänderlichen [1]).

Es läßt sich leicht denken, daß dies Mißverhältniß den trostlosen Zustand Martin's, wovon bald die Rede sein wird, noch trostloser machte. Er hatte sich freilich überreden lassen und in der Meinung gehandelt, daß in seinem Falle die Kindespflicht hinter einer höheren zurückstehen müsse und der älterliche Wille nicht binde; allein so stand es mit ihm doch nicht, daß er die Ansicht und Gefühlsweise sich völlig angeeignet hätte, die dem

1) Motschmann a. a. O. 699. Tentzel a. a. O. 146.

heil. Hieronymus die angeführten barbarischen oder fanatischen Aussprüche eingegeben, wonach die menschlichen Affekte ertödtet werden und in der geistlichen Heiligkeit geradezu untergehen sollten, und die aus den Menschen „Klötze und Steine“ machte und ihn, Luther, späterhin veranlaßte, die Mönche „tolle Phantasten und siebenfache Stoiker“ zu nennen. In der Schrift von den geistlichen und Klostergelübden spricht er davon, wie die Mönche Hungernde und Durstende, Gefangene und Pilger, Vater und Mutter eher verderben lassen müßten, ehe sie den Gehorsam ihres Ordens verletzen dürften. „O welch eine unerhörte Blindheit! ruft er aus. Ich gedenke noch wohl in meiner Möncherei, wie einfältig und ungelehrt ich da war, that mir nichts so wehe, als die Tyrannei und der Gottesraub christlicher Liebe. Niemand vermochte mich zu überreden, daß ich mit ruhigem Gewissen hätte glauben können, der Klostergehorsam sei göttlich und recht, der so stracks wider alle christliche Liebe war[1]);“ was denn schon auf einen geheimen unversöhnlichen Zwiespalt seiner innersten Art und des erwählten Standes hindeutet; ein Zwiespalt, von welchem uns bald noch mehr als ein Zeichen begegnen wird.

Zunächst sind jetzt ein paar Worte darüber zu sagen, weshalb er sich für den Augustinerorden entschieden haben mag.

Die Augustiner-Eremiten.

Die Augustiner-Eremiten, in deren erfurter Konvent er sich aufnehmen ließ, hatten ihren Namen von der Entstehung ihres Ordens in der Mitte des 13. Jahrhunderts, wo die Päpste Innocenz IV. und Alexander IV. verschiedene Einsiedlergesellschaften, die keine besondere Regel hatten, unter die angebliche des heil. Augustin vereinigten. Alexander IV. nahm den so entstandenen Orden in den besonderen Schutz des apostolischen Stuhls, ertheilte den Mitgliedern desselben schwarze Kutten und befreite ihn von der bischöflichen Gerichtsbarkeit. Die Augustiner-Eremiten wählten daher keine von den Bischöfen zu bestätigende Aebte, sondern nur Vorsteher, Prioren, und in jedem Lande oder jeder Provinz einen Vikar oder Provinzial. Sie sollten

1) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 42, V. 22—24. Von den geistlichen und Klostergelübden, Walch XIX, 1930.

vom Betteln leben und dieses als eine besondere heilige Demüthigung ihnen gelten. Indeß wurden sie erst 1567 von Pius V. unter die eigentlichen Bettelmönche aufgenommen. Der Orden gewann rasch bedeutenden Zuwachs. Er soll aus fast zweitausend Klöstern mit mehr als dreißigtausend Mönchen und mehr als dreihundert Nonnenklöstern bestanden haben. Die Gründe seines Zunehmens und Gedeihens lagen in dem berühmten Namen seines Schutzheiligen, in den von den Päpsten ihm verliehenen Vorrechten — zu welchen gehörte, daß stets ein Augustiner die wichtige Stelle des Sakristans, des Vorstehers der päpstlichen Sakristei, bekleidete — und endlich darin, daß er sich vor andern verhältnißmäßig vortheilhaft auszeichnete. Die Augustiner-Eremiten hatten sich von jeher weniger anmaßend, streitsüchtig und fanatisch gezeigt als ihre großen Nebenbuhler, die Dominikaner und Franziskaner, mit welchen sie lange um den Vorrang gestritten und in vielfacher, weitgreifender Thätigkeit gewetteifert. Der Verfall der Klosterzucht auch in ihrem Orden hatte Reformationen desselben seit dem 14. Jahrhundert und daraus erwachsene Kongregationen veranlaßt. So hatten sie sich zuletzt zur Zeit des baselschen Koncils neu konstituirt. Die Bulle zur Einrichtung des sächsischen und thüringischen Vikariats hatte Henricus Psalterii ausgewirkt. Von ihm war es zwölf Jahre und nach ihm von Proles mehre Jahrzehende verwaltet, doch mit einer Unterbrechung von sechs Jahren, für welche er es an Simon Lindner übertragen. Zuletzt, 1503, hatte er es an Staupitz abgegeben, der es jetzt verwaltete und eben erst die Ordensverfassung durch seine 1504 erlassenen neuen Konstitutionen völlig zu Stande gebracht.

Alle jene Vorstände waren eifrigst bemüht gewesen, den Orden in den thüringisch-sächsischen Klöstern zu seiner ursprünglichen Lauterkeit zurückzuführen. Es war ihnen jedenfalls gelungen, eine bessere äußerliche Zucht herzustellen. So waren die Augustiner-Eremiten auch in Schwaben reformirt und standen mit den sächsischen. in Verbindung. Staupitz war im J. 1500 Prior in Tübingen gewesen. Der Orden genoß des besten Rufes. Er zeichnete sich durch eine ungewöhnliche Sittenstrenge und Frömmigkeit aus. Kein anderer stand ihm in diesen Gegenden im Ansehen gleich. Aber als noch wichtiger muß gelten, daß gerade das tiefste reformatorische, ob als solches auch noch meist-

hin ganz unbewußte Element der Zeit in ihm heimisch war. Die christliche Anschauung, die theologischen Begriffe des Kirchenvaters Augustin von der Gnade und dem rechtfertigenden Glauben waren in ihm wieder aufgelebt, und wir sahen schon, wie in ihrem Vorstande Proles eine Richtung auf innerliche Frömmigkeit, eine damit von selbst gegebene Abneigung gegen äußere Werkheiligkeit hervorgetreten war, wie er die Brüder hinwies auf das Aus Gnaden sind wir was wir sind, und den Gedanken an die Nothwendigkeit einer Reformation daran knüpfte. Wie Staupitz noch lebendiger als Proles von ihr durchdrungen und wie bemüht er war, sie in den Konventen mehr und mehr zu beleben, davon wird weiterhin die Rede sein. Waren besonders die Dominikaner einflußreicher, mächtiger, die eifrigsten Vertheidiger des herrschenden Lehrsystems und des äußerlichen Kirchenthums, im Besitze der vornehmsten Stellen in der Kirche und an den Universitäten, der Inquisitionsgewalt, traten sie zumal mit dieser aller Entwickelung, jedem Fortschritte, jeder Abweichung rücksichtslos entgegen, bezeichnete Herrsch- und Gewinnsucht und beschränktester Mönchsgeist und Fanatism die Franziskaner: so erscheint der Sinn der Augustiner weniger nach außen gekehrt, auf so äußerliche Bestrebungen gerichtet, milder und besonnener. Nicht so unmittelbar waren die Anliegen des herrschenden Kirchenthums die ihrigen, mindere Gewalt besaßen sie zum Gebrauch und Mißbrauch. Eine innigere christliche Gesinnung fand sich bei ihnen; mehr als die meisten andern Orden lebten sie der stillen Betrachtung, dem Geschäfte der eigenen Heiligung und den Studien [1]).

Das war es aber eben, wonach Luther's Sinn stand, und es leidet wol keinen Zweifel, daß er mit dem in den verschiedenen Orden lebendigen Geiste, dem Zustande der Klöster in Erfurt mehr oder minder genau bekannt geworden war. Er hat sich über die verschiedenen Orden unzählige Mal ausgesprochen; allein man kann von seinen späteren Urtheilen nicht mit Sicherheit auf seine Ansichten in dieser Zeit zurückschließen, obwol sich daraus, daß er doch thatsächlich den Augustinern den Vorzug gab, ver-

1) Schröckh XXVII, 505 ff. Ranke a. a. O. I, 288 f. Raumer, Gesch. der Hohenstaufen, III, 466. Kappens Kleine Nachlese, IV, 459 ff. Ullmann, Reformatoren, I, 119. Löscher, Reformationsacta, I, 321.

muthen läßt, daß ihm auch jetzt schon an den Dominikanern „Stolz und Aufgeblasenheit" mißfiel, daß er die Franziskaner, denen er wol Verachtung der Wissenschaft und der Gelehrten vorwirft, zu genau kennen gelernt hatte, daß ihm ihre finstere Strenge nicht zusagte. Einige seiner späteren Aeußerungen sind indeß auf seine jetzigen Ansichten zu beziehen, z. B. wenn er sagt, daß er den Barfüßern wegen ihrer gar zu übertriebenen Heiligkeitseinbildungen stets feind gewesen sei, oder wenn er den augustinischen Grundsatz, wonach bei Anwendung der Regel die Besonderheiten der Einzelnen berücksichtigt werden sollten, dem Rigorismus der „thörichten" Karthäuser, von dessen bedauerlichen Folgen er, wie wir uns erinnern, lebendige Bilder vor Augen gehabt hatte, lobend entgegengestellt. Der bei den Augustinern vorherrschende Sinn und Geist war seinem religiösen Gemüthsleben, seinen Begriffen jedenfalls der verwandteste, obwol er diese Verwandtschaft, die bald so wichtig werden sollte, für jetzt nur dunkel zu empfinden, nicht deutlich einzusehen vermochte. Kaum läßt sich zweifeln, daß bei seiner Entscheidung die Eindrücke mitwirkten, die er in Magdeburg durch Proles empfangen, wenn sie auch nur darin bestanden hätten, daß er von einer tiefen Hochachtung gegen den Namen desselben erfüllt war. Noch mehr mochte der Ruf Staupitzens wirken. Natürlich genug, wenn auch das bestimmend mitwirkte, daß die berühmten erfurter Lehrer Dobelin, Dorsten und Zachariä Augustiner gewesen waren. Der Letztere war 1428 in der Kirche des Klosters derselben zu Erfurt begraben und auf dem Grabsteine mit der geweiheten Rose am Baret zu schauen, die ihm für seine Verdienste um die Verdammung Hussens geworden. In Luther's Augen war Huß damals der ruchloseste Ketzer, seine Verdammung die gerechteste und lobwürdigste. So mochte er schon mehr als ein Mal den Grabstein des wackern Ketzerüberwinders mit tiefer Ehrfurcht betrachtet haben, es nun zur Ehre sich rechnen, in einen Orden einzutreten, der solcher Mitglieder sich rühmen konnte, in ein Kloster, in welchem einst ein solcher Streiter und Held der Kirche und des Glaubens gelebt hatte. So etwas sähe ihm wenigstens, wie er zu dieser Zeit war, nur ganz ähnlich. Vielleicht, daß auch der Eindruck, den muthmaßlich der Kardinal Raymund und Paltz auf ihn gemacht, beitrug, das Ansehen des

Ordens, dem Beide angehörten, in seinen Augen zu erhöhen. Noch wahrscheinlicher wurde seine Wahl des Augustinerklosters dadurch mitbestimmt, daß zwei seiner Universitätslehrer, Usingen und Hecker, Augustiner waren, daß der Erstere (wie auch wol der Letztere) im Kloster lebte, was denn manchfache Förderung im Fortstudiren erwarten ließ und überhaupt dafür zu bürgen schien, daß wissenschaftlicher Geist im Kloster heimisch sei, allerwenigstens Raum finde. Er sagt, Usingen sei im Augustinerkloster zu Erfurt sein Präceptor gewesen, und man kann mit Grund vermuthen, entweder, daß Usingen die Stelle eines solchen für die sämmtlichen jungen Mönche versah, oder sich Luther's besonders annahm, und daß dies, als der Letztere zur Aufnahme sich gemeldet, verabredet war, nur daß man es nicht wohl so verstehen darf, als sei Usingen der Instruktor gewesen, der ihm als Novizen vorgesetzt wurde. Es hätten sich wol genauere Nachrichten davon erhalten. Ein Mann wie Usingen mochte den studirenden Brüdern Vorlesungen halten, die Disputirübungen leiten, gab sich aber schwerlich zum Novizeninstruktor her [1]).

Man darf indeß immer nur annehmen, daß der in den Augustinern lebende Geist ein verhältnißmäßig besserer war. Die Sinnesart, der wissenschaftliche und Frömmigkeitseifer eines Proles, eines Staupitz waren sicher nur bei den wenigern Ordensgliedern lebendig. Die Augustiner-Eremiten hatten sich stets mehr als andere Orden mit der Schrift abgegeben. Doch eigentliches Schriftstudium oder überhaupt ernstere wissenschaftliche Beschäftigungen waren bei ihnen keineswegs die Regel, und selbst an eine vertrautere Kunde der Theologie Augustin's war nicht zu denken. Auch die Augustiner waren in die Begriffe und Anliegen des herrschenden Kirchen- und des Mönchthums tief verstrickt. Die Richtung auf eine äußerliche Frömmigkeit, auf die mönchische Werkheiligkeit war auch bei ihnen die weitaus vorherrschende. Die widrigsten Erscheinungen des Mönchswesens kommen auch in der Geschichte ihres Ordens vor. Dobelin und besonders Zachariä waren fanatische Verfechter des päpstlichen

1) *Rebenstock* I, 70. Ausleg. d. Genesis, zu Kap. 13, V. 8 f. Falkenstein, Thüringische Chronik, Buch 2, Theil 2, S. 1108. Tischreden, Walch XXII, 35.

Nutzens und Ansehens, finstre Gegner der Abweichung gleich den eifrigsten Dominikanern. Wider Okkam, als dieser die Unvereinbarkeit des weltlichen Besitzthums der Päpste mit den Grundsätzen der Vernunft und des Christenthums darzuthun gesucht, behauptete ein Augustiner, Christus habe als Mensch die unbeschränkteste Gewalt auf Erden gehabt und sie ganz auf Petrus und dessen Nachfolger übertragen, Niemand könne vom Papste — den er **Dominus Deus noster papa** nannte — an Gott berufen, dem Papste gebühre dieselbe Ehre wie Christo, den Heiligen, den Engeln. Kaum einen bessern Eindruck als dieser Augustin Triumphus, die Dobelin und Zachariä macht die Persönlichkeit, das Treiben eines Paltz. Wenn die innerlichere Richtung des Augustinerordens mit dem kanonischen Leben, welchem Thomas von Kempen angehörte, verwandt war und besonders in den Niederlanden die Grundlage zu der freieren Genossenschaft der Brüder vom gemeinsamen Leben bildete, welcher der helldenkende Vorsteher der Kanonissinnen des heil. Augustin zu Mecheln, Johann von Goch, zugethan gewesen: so hatte sich doch auch ein Augustiner, Bruder Bartholomäus, zuerst und eifrigst gegen die Gemeinschaften erhoben. Als Wimpheling 1505 in einer Druckschrift die Ansicht, daß zur wahren Frömmigkeit keine Kutte und kein Mönchsgelübde, überhaupt keine Aeußerlichkeit nöthig sei, durchführte und gelegentlich erwähnte, daß Augustin auch keine Kutte getragen habe, griffen ihn die strasburger Augustiner, ohnehin seine Gegner, weil er die klassische Literatur in Aufnahme zu bringen suchte und sie wegen ihrer Unwissenheit schon mehrmals verspottet, aufs Heftigste an, stellten ihn überall als Ketzer dar und brachten die Sache zuletzt gar vor den Papst, womit sie sich freilich in den weitesten Kreisen lächerlich machten [1]).

Natürlich stand es im einen Konvente besser als im andern. Es kommt uns vornämlich auf den an, dessen Mitglied Luther wurde, und da wird denn noch Folgendes über ihn hier zu bemerken sein. Nach dem im ersten Buche Vorgekommenen scheinen die Vorstellungen der „himmlischen Fundgrube" sehr lebendig

1) Ullmann I, 119; II, 178. Hagen, Deutschlands Verhältnisse, I, 419 f. Wessenberg, Die großen Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts, II, 18.

in ihm gewesen zu sein. Usingen kennen wir schon als strengen Scholastiker, und daß es überhaupt zum höchsten nur sehr mittelmäßig mit den erfurter Augustinern bestellt war, ergibt sich aus den Schwierigkeiten der Fortbildung Luther's in ihrem Kloster, der geringen Förderung, deren er von Seiten des Konvents sich zu erfreuen hatte, den Hindernissen, welche seiner eigenthümlichen, aber doch gerade dem gerühmten Geiste des Augustinerordens sehr entsprechenden Geistes- und Studienrichtung entgegengesetzt wurden, und sogleich aus der Behandlung, welcher man ihn nach seinem Eintritt unterwarf. Dies Alles wird sich besser beurtheilen lassen, wenn wir zuvor einen Blick in die von Staupitz erlassenen Konstitutionen werfen. Wir werden dadurch zugleich Grundzüge zu einem bestimmteren Bilde vom Mönchsleben Luther's erhalten und deutlich erkennen, wie stark auch die — wenngleich von einem Staupitz bearbeitete — Regel, nach welcher Luther fortan lebte, von dem gewöhnlichen Mönchsgeiste durchdrungen war, welch eine Unzahl von Vorschriften auch sie enthielt, mit welcher Wichtigkeit auch sie das Geringfügigste behandelte, wie geistlähmend sie wirken mußte.

Die Ordenssatzungen.

Schon Simon Lindner und Proles hatten die Ordenssatzungen für die ihnen untergebenen Klöster mehrfach verbessert. Staupitz veranlaßte zu Jubilate 1504 einen Konvent in Nürnberg, der aus fünf Professoren der Theologie und fast allen Prioren, denen auch die abwesenden ihre Stimmen aufgetragen hatten, bestand und aus dessen Beschlüssen eine neue Revision der Statuten des Augustinerordens in Deutschland hervorging, die noch in demselben Jahre zu Nürnberg unter dem Titel: **Constitutiones fratrum heremitarum sancti Augustini ad apostolicorum privilegiorum formam pro reformatione Alemanie** gedruckt wurde [1]).

Zunächst wird darin an die Regel des Ordensheiligen erinnert, worin die Brüder ermahnt werden zur Liebe Gottes und

1) Die Exemplare sind selten geworden; ein sehr schönes besitzt die Universitätsbibliothek zu Jena.

zur Liebe unter einander, Alles gemein zu haben, den Gebeten zu den bestimmten Zeiten obzuliegen, das Fleisch durch Fasten und Enthaltsamkeit zu dämpfen, so weit es die Gesundheit erlaube, bei den Vorlesungen über Tisch ohne Lärmen zuzuhören, nichts in der Kleidung und viel im Wandel zu suchen, stets selbander zu sein, in Mienen, Gange, Haltung sich ihrer Heiligkeit stets würdig zu zeigen, die Blicke nicht auf Frauen zu werfen und haften zu lassen, und kämen sie in der Kirche oder sonst mit Frauen zusammen, gegenseitig ihre Keuschheit zu bewachen; denn Frauen zu sehen, werde nicht verboten, wol aber sei es Verbrechen, ihrer zu begehren, und längeres Anschauen reize die Begierden. Die Brüder jedes Konvents sollen eine gemeinschaftliche Kleiderkammer haben, nicht murren oder zanken, wenn Einer ein schlechteres Kleid erhalte, als er gehabt. Es folgen Vorschriften über Waschungen und Bäder, das Verhalten bei eigenen Krankheiten und bei Krankheit der Brüder, über Sänftigung des Zorns bei erlittener Unbill, Enthaltung von bösen Worten, Gehorsam gegen den Prior, unherrschsüchtige, milde Verwaltung des Amts des Obern, der die Schwachen trösten und aufrichten, mit einem guten Beispiele vorangehen, stets bedenken soll, daß er Gott Rechenschaft geben müsse. Er soll mehr dahin trachten, daß er geliebt, als daß er gefürchtet werde u. s. f. Den Schluß bildet die Mahnung, die Brüder möchten das Alles beobachten nicht als Sklaven des Gesetzes, sondern als durch die Gnade Freie.

Die staupitzischen Ordenssatzungen sind dann in einundfunfzig, zum Theil ziemlich ausführlichen Kapiteln enthalten. Um einen Begriff von dem Ganzen zu geben, führen wir einen Theil der darin abgehandelten Gegenstände an und heben einzelnes Bezeichnende hervor, Anderes zurücklassend, wovon späterhin noch die Rede sein wird.

In den ersten Abschnitten werden Vorschriften gegeben über die Theilnahme der Brüder an den Frühmetten und anderen Horen, den Dienst der ungelehrten Brüder, den Eintritt in das Kapitel und das Verhalten darin, das Verhalten beim Zuspätkommen eines Bruders ins Kapitel oder Refektorium; sodann über tägliches Anhören und Celebriren der Messe für lebende und ver-

storbene Wohlthäter, die geheimen Beichten, die nur an ganz verdachtlosen Orten gehört werden und wobei die Absolutionen von Todsünden dem Prior vorbehalten bleiben sollen; ferner über die Unterredungen der Brüder mit Frauenzimmern und die Weise, wie der Letztern Beichte zu hören, über das Kommuniciren der Brüder, das Schweigen an den verschiedenen Orten und zu den verschiedenen Zeiten. Ein strenges Schweigen soll überhaupt beobachtet werden. Im Schlafgemach dürfen die Brüder beten, schreiben, lesen u. s. f., doch nur so, daß sie die Andern nicht stören. Eine Lampe soll dort stets hell brennen. Nützliche und fromme Unterredungen sollen zu angemessenen Zeiten und an unverdächtigen Orten erlaubt sein. Der Prior deutet im Chore und Refektorium Vieles nur durch Winke und Zeichen an. Es werden verschiedene Zeiten im Jahre benannt, wo die Brüder in den Zellen bleiben, gänzlich schweigen und alles Geräusch vermeiden müssen, dieselben ohne besondere Erlaubniß des Priors nicht verlassen dürfen.

Vom zwölften Kapitel an folgen Vorschriften über die Fälle, in welchen es Frauen gestattet sein soll, den Chor und das Kloster zu betreten, über Krankenpflege, Aufnahme der Novizen. Sie sollen achtzehn Jahr alt sein; wer pro clerico sich meldet, muß lesen und singen können; doch dürfen hiervon Ausnahmen gemacht werden, z. B. wenn der sich Meldende Anlage zeigt noch Alles zu lernen, wenn er von adliger Geburt ist.

Das siebzehnte und die folgenden Kapitel handeln von den Eigenschaften und Obliegenheiten des Lehrmeisters der Novizen, von den Feierlichkeiten bei Ablegung des Gelübdes, der Aufnahme von Gästen, den Sendungen der Brüder, dem Verhalten derselben bei den Mahlzeiten und Fasten, der Zahl und Beschaffenheit ihrer Kleider u. dergl. Die Vorschriften sind besonders hier nicht blos äußerst zahlreich, sondern gehen auch sehr ins Kleinliche. Die Brüder sollen im Skapulier (Schöpler, wie Luther es nennt, der kleinen Kaputze) schlafen und die Zelle nicht anders als damit bekleidet verlassen, u. s. f. Genau sind für alle Uebertretungen die Strafen bestimmt, unter welchen die des so oder so viel Tage auf der Erde Sitzens sehr häufig vorkommt.

Es folgen weiter Vorschriften über gemeinschaftliches Aderlassen und Bartabnehmen, Wahl und Obliegenheiten des Generalvikars, Priors, Subpriors und anderer Klosterbeamteten, Abhaltung des dreijährigen Kapitels, Visitationen, die Studien und deren Einrichtung, das Predigtwesen. Das Studium der gesammten Theologie (studia generalia) soll eifrigst getrieben, nur tüchtige Präceptoren sollen zugelassen werden. Der Vikar sagt an, in welchem Kloster studium generale oder particulare (Logik und Grammatik) stattfinden soll; kein Kloster darf jedoch mehr als zwei Brüder dazu schicken; wo das studium generale stattfindet, sollen alle Brüder daran Theil nehmen. Die am studium particulare Theilnehmenden sollen doch auf dem Chore am Tage wie bei Nacht erscheinen; eine Ermäßigung tritt nur bei den Frühmetten für sie ein, auch sollen sie die Serten außerhalb des Chors sprechen dürfen. Den Präceptoren ist dies auch noch hinsichtlich der Frühmetten und des Kompletoriums erlaubt. Von den übrigen Horen aber sind sie nicht befreit, und an Festen hören alle diese Gestattungen auf. Zum Predigen soll nur zugelassen werden, wer vom Generalvikar examinirt und approbirt worden. Den Predigern werden gute, doch sehr allgemein gehaltene homiletische Regeln gegeben; insbesondere wird ihnen eingeschärft, daß sie nicht etwa unvorsichtigerweise die dem Orden von Alexander IV. geschenkten Indulgenzen geringer angeben, als sie sind.

Von den weiter folgenden Bestimmungen mag hier endlich noch auf nachstehende hingewiesen werden. Jeder Prior soll Sorge tragen, daß es an den heiligen Gefäßen und den nöthigsten Büchern nicht mangele, d. h. der regula s. Augustini, der Bibel, den Heilgenlegenden. Sie dürfen nicht veräußert werden. Der Prior soll zum Fleiß ermahnen und Diejenigen, welche dazu sich eignen, anhalten, daß sie auch schreiben lernen. Aus den strengen und umständlichen Strafbestimmungen, womit Beschädigung und Fälschung von Briefen, Siegeln und Ordensdokumenten, Fleischesvergehen, Aneignung von Eigenthum, Offenbarung der Kapitelsgeheimnisse u. dergl. bedroht werden, erhellt, welche Vergehen für die gröbsten gehalten wurden, welcher Art die am meisten vorkommenden gröberen Uebertretungen sein mochten. Im letzten Kapitel sind Anordnungen über den Konvent

in Rom und das Amt des Ordensprokurators bei der römischen Kurie enthalten. Vierzig Konventualen sollen in Rom wohnen, sie sollen tüchtig und vier Sänger unter ihnen sein, auch Lektoren, welche disputiren können, und ein Prior, der gelehrt und Eiferer für den Orden.

Im Vergleich mit andern Ordenssatzungen zeichnen sich die augustinisch-staupitzischen offenbar durch eine große Unbefangenheit, Milde und Zweckmäßigkeit aus. Allein wie engherzig und kleinlich war doch das Ganze. Schon jetzt wurde es vielfach gerügt und verlacht und eben in den nächstfolgenden Jahren brach in der Literatur und im Leben der Unwille und Hohn wie überhaupt über das Mönchthum, so insbesondere über das die Mönche Bezeichnende los, daß sie, was Murner so bitter verspottet, wenn sie einen Teller fallen lassen, das Handwaschen vor Tisch vergessen, zu Gott beten, daß er die böse That nicht räche; daß ihnen solcher Beginentand eine große Sache sei, daß sie aber, wenn sie buhlen und alle Klöster durchlaufen und Jedem ein Lotterspöttlein anhängen, alle Welt zusammenkuppeln, neidige Drachen sind und Zwiespalt anstiften, sich dessen nicht schämen dürfen [1]). Hier war das Pedantisch-kleinliche und Verkehrte der Moral und Lebensordnung noch ganz, und welch ein geringer Raum ward namentlich der wissenschaftlichen Beschäftigung gelassen, wie wenig wurde in dieser Beziehung gefordert und schon deshalb gewiß auch nur geleistet. Auch kann man leicht denken, daß die neuen Satzungen, die ein Reformationsmittel sein sollten, beim Durchlesen sich noch ein gutes Theil besser ausnehmen, als die Konvente beschaffen sein mochten, für welche sie erlassen waren. Beim Durchgehen der Ordenssatzungen, bei Erwägung dieser Umstände findet man es doch von Neuem verwunderlich, wie ein geistvoller, wissenschaftlich vorgeschrittener junger Mann sich unter die Mönchsregel in ein Kloster begeben konnte. Die Verwunderung wird noch viel größer, wenn wir Luther bei seinen Mönchsanfängen genauer beobachten. Wie gewaltig mußte der Frömmigkeitseifer, der Mönchsgeist ihn ergriffen haben.

1) Gervinus II, 422 f.

Der erfurter Konvent. — Behandlung des Novizen. Die Universität.

Nach dem 18. Kapitel der Ordenssatzungen sollte der Prior den Novizen einen Bruder vorsetzen, der gelehrt, erprobt und eifrig für den Orden wäre und sie vor allen Dingen zu lehren hätte, aufrichtig, sorgfältig, oft und demüthig zu beichten und keusch und züchtig zu leben. Weiter lag dem Präceptor ob, sie mit der Regel und den Satzungen genau bekannt zu machen, sie zu unterweisen im Kirchendienst, im Gesange, den Zeichen; sie überhaupt zu beaufsichtigen, daß sie zu den Vigilien aufständen u. s. f., sie zu ermahnen und zu strafen, sie zu lehren die Verneigungen und Kniebeugungen, das Niederwerfen zu den bestimmten Zeiten und an den bestimmten Orten, so wie regelmäßig und schweigend beten, auf die Bücher, die heiligen Geräthe und Kleider achten, sich demüthig bezeigen, mit Niemandem streiten, Allen und insbesondre dem Lehrmeister gehorsamen, nur ihm, wenn er Priester wäre, oder dem Prior über geheime Sünden beichten. Er hatte ferner darauf zu achten, daß sie mit keinem Andern redeten, ausgenommen in seiner oder des Priors Gegenwart, nur gerufen im Konvent erschienen, über die Regel und die Satzungen nicht disputirten, den Besuchern sich nicht zugesellten, nur sitzend und so tränken, daß sie daß Trinkgefäß mit beiden Händen faßten, von Niemandem Böses redeten, was bös scheine, so deuteten, als geschehe es aus guter Absicht; daß sie mit zur Erde gehefteten Blicken einhergingen, bei jeder Gabe mit tiefer Verbeugung sagten: der Herr sei gepriesen in seinen Gaben, von Abwesenden nur Gutes sprächen, Niemandem eine Schmeichelei ins Gesicht sagten, Niemandem unrecht thäten, Unrecht geduldig litten, die Armuth liebten, Ergötzlichkeiten mieden, den Eigenwillen brächen, die heil. Schrift eifrigst läsen, andächtig hörten und gerne lernten, über ihre Familie und Verwandtschaft Schweigen (gradus parentelae suae non recitet) beobachteten, mit ihrer edeln Herkunft nicht großprahlten u. s. f. „In den Klöstern gewöhnete man die jungen Mönche, sagt Luther und lobt es, wer ihnen nur eine geschnittene Feder schenkte, daß sie sich bücken

und sagen mußten, Gott sei gelobt um alles das, das er uns schenket [1])."

Wenn es nun streng damit genommen wurde, so hatten die Novizen in der That nicht wenig zu lernen, zu thun, und dies war auch bei den Mönchen der Fall. Sie hatten täglich sieben Horen abzuwarten, die erste nach Mitternacht, die zweite wenn der Hahn krähte, die übrigen um sechs, neun, zwölf und drei Uhr, bis zum Kompletorium am Abende, wozu noch viel Aehnliches kam für besondre Tage, die Messen, das Beichthören, das Terminiren, die einsamen Gebete, die Kasteiungen u. s. f. Aber noch mehr und von noch einer anderen Seite wurde der gewissenhafte oder gar bedenkliche Noviz in Anspruch genommen. Man bekommt einen deutlichen Begriff von den Quälereien, welchen er unterworfen wurde, wenn man das 47. und die folgenden Kapitel der Ordenssatzungen liest. Es wird darin bestimmt, was geringes, schweres, sehr schweres und allerschwerstes Vergehen sei. Zu den geringen wird gerechnet, wenn Jemand nach gegebenem Zeichen nicht sofort gebührendermaßen in der Kirche erscheine, wenn er auf dem Chore schlecht lese oder singe und nicht augenblicklich die Erde mit der Hand berühre und sich an die Brust schlage; wenn er beim Gottesdienst die Blicke umherwerfe, in der Kirche, im Schlafgemach oder der Zelle Unruhe verursache, Etwas singen oder lesen wolle, das wider den Gebrauch sei, laut lache oder Andre zum Lachen bringe, am Feste der Verkündigung oder der Geburt des Herrn beim Deo-gratias sagen sich nicht zur Erde werfe, im Gehen oder Kommen die Benediktion vergesse, auf dem Chore einschlafe, die ihm gegebenen Kleider oder Bücher nicht wieder an den rechten Ort zurückbringe, Speise oder Trank verschütte oder ohne Benediktion zu sich nehme u. s. f. Ein schweres Vergehen war es, wenn Jemand mit einem Bruder oder einer weltlichen Person stritt, einem Bruder einen früher begangenen Fehltritt vorwarf, öfter das Schweigen oder die vorgeschriebenen Fasten brach, die Blicke auf ein Frauenzimmer heftete, mit einem solchen außer der Beichte und, kurze Fragen oder Antworten ausgenommen, allein sprach u. s. f. Ein sehr großes Verbrechen beging, wer dem Prior einen ganzen Tag den

1) Hauspostille, Plochm. V, 77.

Gehorsam verweigerte, einer Todsünde sich schuldig machte, etwas ihm Gegebenes verheimlichte u. s. f. Die schwerste Schuld ladete der trotz aller Strafen Unverbesserliche auf sich.

Wenn der Präceptor, den Luther erhielt, und der Konvent keinerlei Rücksichten auf seine Auszeichnung, seine besondre Stimmung und Gemüthsverfassung nahmen, die Last und die Widerwärtigkeiten, die ihm aus der Regel und den Satzungen erwuchsen, ihm nicht möglichst erleichterten, sondern das Gegentheil thaten, so handelten sie wider den Geist und den Buchstaben der letztern und stellten sich selbst ein schlechtes Zeugniß über ihren Scharfblick und ihre Sinnesart aus; und es geschah. Sie waren stolz auf die Erwerbung eines Mitgliedes der Universität, eines so berufenen jungen Mannes, sie hofften von ihm, daß er das Ansehen des Ordens erhöhen werde. Es war aber nach allem Anschein nichts als mönchische Eitelkeit und Hochmuth. Weit entfernt, daß sie ihn auf Studien hingewiesen, ihn dabei zu fördern gesucht, namentlich zum fleißigen Bibellesen ihn angehalten hätten. Wir werden darauf zurückkommen, er war es, der eine Bibel forderte. Sie gaben sie ihm, allein zu Erfurt erhielt sich die Rede, sie hätten von Anfang einen Haß auf ihn geworfen, weil er sich zum Lesen der heil. Schrift begeben und nicht ruhen wollen, bis er sie ganz durchgelesen; sie hätten ihn daher durch allerlei lästige Beschäftigungen davon abzubringen gesucht [1]). Von der Verkehrtheit der Mönche redend, mit der sie alle Schuhe über einen Leisten hätten strecken und nach einer Regel alle Menschen regieren wollen, sagt er selbst, „denn so sprachen sie zu mir, als ich ins Kloster kam: wie mir geschehen ist soll dir auch geschehen." Eine solche Arithmetik aber, wonach Augen und Füße, weil sie Glieder Eines Leibes, gleiche Last tragen sollten, gehöre auf den Markt, wo man kaufe und verkaufe, und nicht ins Regiment. Viel besser sage Augustinus, man solle nicht Alle mit gleichem Maße messen, weil nicht Alle an Stärke und Gesundheit einander gleich. Ein anderes Mal erzählt er von seinen „Brüdern im Kloster," „sie waren mir gram, darum, daß ich studirte, sagten: Sic tibi, sic mihi, Sackum per Nackum, es

1) *Maimbourg*, Hist. du Lutheranisme, I, 24. *Dresser*, Prima narratio de M. Luthero ex libello ejus de festis.

gehe dir wie mir. Hielten keinen Unterscheid. Ein Ungelehrter galt bei ihnen gleich so viel als ein Gelehrter. Sie verachteten die Gelehrten, wußten nichts von der distributiven Gerechtigkeit, berücksichtigten nicht den Unterschied der Ingenia und der Leiber, fragten nicht darnach, ob einer geschickt oder ungeschickt, schwach oder stark war, das sahen sie nicht an. Es mußte stracks steif nach ihrer Regel gehen und gehalten werden. In Italien ist ein Orden der Ignorantiner, die auf die heil. Ignorantia schwören. Des Titels könnten sich alle Klöster mit Recht rühmen, indem sie nur auf das Lesen, nicht auf den Verstand dessen hielten, was gelesen wurde, und sagten, verstehst du die Worte der Schrift und des Gebets nicht, so versteht sie der Teufel und entflieht. Das war das O und A der Mönche, die Wissenschaft und die Studirenden zu hassen. Sie meinten, studirt der Bruder, so wird er uns beherrschen." Dann spricht er davon, wie der Stolz nirgend größer, der Geiz nirgend unersättlicher, der Haß nirgend unversöhnlicher, Ausschweifungen und Völlerei nirgend ärger gewesen wären, als in den Klöstern. „Man that da Alles ohne Beschwerung willig und gern; ihr Fasten war ihnen leichter denn unser Essen. Zu einem Fasttage gehörten drei Freßtage. Zur Kollation auf den Abend gab man jedem Mönch zwo Kannen gutes Bier, ein Kännlein Wein, Pfefferkuchen oder gesalzen Brot, daß man wohl trinken könnte. Da gingen die armen Brüder wie die feurigen Engel; so gar waren sie verblichen und verschmacht [1])."

Es erhellt nun allerdings nicht vollkommen deutlich, ob dies Alles, auch das Letztere, von dem erfurter Konvente gelten soll; indeß klingt es offenbar wie Selbsterlebtes, er bringt es mit Dem, was er von seinen erfurter Brüdern sagt, in genaue Verbindung, er erzählt noch anderes Aehnliches, woraus hervorgeht, daß die bei ihnen vorhandene Frömmigkeit eine ganz äußerliche und mönchische war. Sehr wohl erinnerte er sich eines erfurter Mönchs, der, obwol groß und stark, die Hausarbeit des Klosters stets von sich abwendete, indem er sagte, er sei dazu nicht geschickt, wisse auch wol, wenn er erst ein Mal Hand anlege, so müsse

1) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 17, V. 9; zu Kap. 29, V. 28. Tischreden, Walch XXII, 1467, 1450. *Rebenstock* I, 70.

er's öfter thun. Einem Doktor in seinem Kloster hatten sich nach einer vierteljährigen Abwesenheit die Horen so angehäuft, daß er sie nicht verrichten konnte; er schenkte nun zwei Brüdern einige Gulden, daß sie ihm beten hülfen und er desto eher davonkäme. Nur Wenige, sagt Luther, wollten mit Ernst „rechte heilige Mönche sein, der ich auch einer gewest." Nie habe er im Papstthume ein Fasten gesehen, das ein rechtes christliches Fasten gewesen wäre; kein Fleisch essen habe man so geheißen und dann die besten Fische mit dem köstlichsten Gewürz gegessen und guten Wein dazu getrunken. „Sie lehrten, daß man die zeitlichen Güter, Weingärten und Aecker verachten solle, und trachteten doch am allermeisten danach, aßen und tranken das Beste. Ein Bruder im Kloster konnte fünf Semmeln fressen, da ich an einer genug hatte [1])."

Dem Allen sieht nun auch die Behandlung ganz ähnlich, welche ihm von den Konventsmitgliedern widerfuhr. Sie übten den empörendsten Pennalismus gegen den Novizen, sie überhäuften ihn mit den lästigsten, niedrigsten und demüthigendsten Geschäften, ließen ihn die Thür hüten, die Uhr stellen, die Kirche reinigen, ja die geheimen Gemächer ausräumen, und — was ihm das „Beschwerlichste" gewesen sein soll, und sehr begreiflicherweise war — vor allen Dingen häufig mit dem Bettelsacke durch die Stadt gehen, die ihn als einen jungen aufstrebenden Docenten so wohl kannte, wo er so manchem frohen Freunde und Studiengenossen begegnen mußte: die Wiederholung des Bildes jenes anhaltinischen Fürstensohns, der ihm in Magdeburg als ein Urbild der Heiligkeit erschienen war. „Mit betteln und nicht mit studiren mehret man das Klostergut," war ihre Rede [2]). Mönchischen Sinns wollten sie ihn dadurch vielleicht an Selbstentäußerung gewöhnen, ihn desto gewisser und eher dem Orden

1) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 39, V. 5 f. Cod. chart. bibl. duc. Goth. Fol. Nr. 402. De abominationibus papistarum, p. 140. Plochm. VIII, 236. Ausleg. d. 5., 6. u. 7. Kap. Matthäi, zu Kap. 6, V. 16. Ausleg. d. Genesis zu Kap. 27, V. 28 f; zu Kap. 48, V. 17 f., Walch II, 2766.

2) Seckendorf, Mathesius, Selnecker. Bürger, Histor. Nachricht von Lutheri Mönchsstand und Klosterleben, 149 ff.

ganz zu eigen machen, seinen Gehorsam auf die Probe stellen. So etwas war gewöhnlich, und man kam dabei nicht selten auf abenteuerliche Dinge. „Die Mönche (Luther spricht davon in der Auslegung der Genesis zu Vers 23—27 des 17. Kapitels) suchten den rechten Gehorsam und den sie allein rühmten, dadurch zu erproben, daß sie unbillige, beschwerliche, kindische und närrische Dinge mit willigem und fröhlichem Herzen zu thun vorschrieben.“ Indeß blickt Rohheit und Ungeschlachtheit bei der Behandlung, welcher er von den Konventsmitgliedern unterworfen wurde, zu deutlich durch, um verkannt werden zu können. Sie wußten ein Talent nicht zu schätzen und suchten es deshalb oder aus Mißtrauen und Neid zu unterdrücken, fühlten sich durch seine edlere Natur und Richtung, durch die Strenge, womit er, wie wir sogleich hören werden, die Regel beobachtete, getadelt und trachteten ihn zu sich herunterzuziehen; sie handelten in dem Behagen, das von rohen Gemüthern darin gesucht und empfunden wird, wenn sie es in ihrer Gewalt haben, einen edeln Geist zu erniedrigen und zu quälen. Wir werden noch mehrfach wahrnehmen, daß sie den Studien überhaupt nicht sonderlich geneigt waren, höchstens scholastische Gelehrsamkeit achteten.

War dies nun das Ideal, wovon er geträumt, dies die Freistätte, die er gesucht für einen auf stille Betrachtung, in die göttlichen Geheimnisse eindringendes Studiren, frommes Leben gerichteten Sinn? Hätte er nicht, bald enttäuscht, den Entschluß fassen sollen, die widrigen Fesseln so rasch zu zerbrechen, als er sie sich selbst angelegt? Noch war es Zeit. Noch hatte er kein Gelübde abgelegt. Wir wissen aber schon, daß er unerschütterlich blieb. Die Erklärung wird sich im Nachfolgenden finden. Hier mag noch bemerkt werden, daß ihn Manches, was er sah und hörte, weniger verletzte, weil er Aehnliches von Kindheit an gesehen und gehört, und weiter, daß es doch auch an Bessern im erfurter Augustinerkloster nicht ganz fehlte. Außer dem gelehrten Usingen lebten mit ihm darin Melchior Weidemannn, Lange, dem er bald in den Studien sehr förderlich war, und wahrscheinlich der schon genante Suße, der die Zelle mit ihm bewohnt haben soll und durch aufrichtige Frömmigkeit und wissenschaftlichen Sinn Staupitzens ganzes Wohlwollen sich gewann. Sie zeigen sich späterhin durchaus wacker und tüchtig. Allein die Rohheit herrschte

doch weitaus vor, und wie stark mußte sie sein, da die Minderzahl der Genannten, und unter ihnen der angesehene Usingen, gegen den Unfug, der an Luther verübt wurde, entweder gar nicht einredete oder doch nichts dawider vermochte. Und wie arg es damit doch gewesen sein muß, ist zum Ueberfluß noch aus Folgendem ersichtlich.

Natürlich genug hatte schon sein Eintritt ins Kloster an sich selbst Aufsehen erregt; noch mehr war dies der Fall bei der Behandlung, welche er erfuhr. Sie muß ungewöhnlich hart oder roh gewesen oder mindestens bei ihm, den Umständen nach, erschienen sein. Die Universität fühlte sich in den ihm zugemutheten Erniedrigungen an der Ehre verletzt, auch mochte das Mitleid rege werden. Sie machte Vorstellungen beim Prior und Konvent, und er wurde nun wenigstens von den widerwärtigsten der ihm auferlegten Leistungen befreit [1]).

Als sehr beachtenswerth erscheint, daß er in sein Urtheil über das Schmähliche und Verderbliche der Erbärmlichkeit, worunter er so schwer gelitten, und der Tyrannei, welche an ihm geübt wurde, niemals Bitterkeit hineinlegt, am wenigsten gegen die rohen Tyrannen selbst. Er erwähnt ihrer nur selten, als solcher gar nicht, nennt ihre Namen nirgend.

Mönchischer Eifer.

Er selbst hatte nicht darauf angetragen, daß ihm Erleichterung würde, kein Widerstreben, keinen Unmuth gezeigt. „Ich war Mönch ohne Klage, sagt er, dessen ich mich in Wahrheit rühmen kann [2]).“ Er leistete nicht blos den strengsten Gehorsam, sondern that aus eigenem Antriebe noch weit mehr, als ihm zu-

1) Mathesius, 1. Predigt. Ukert I, 75. Meurer, Luther's Leben I, 13. Die Angabe hat die innere Wahrscheinlichkeit für sich. Nach Seckendorf I, 21 war es Staupitz, der ihn von jenen Erniedrigungen befreite. Indeß war Staupitz schwerlich schon in Luther's erster Mönchszeit im Kloster (s. unten). Sehr wohl kann Beides der Fall gewesen sein, daß zuerst die Universität einschritt und daß dann Staupitz späterhin weitere Milderungen veranlaßte.

1) Scholia et Sermones in primam Jo. ep., Bruns 69.

gemuthet wurde. Mit Aufbietung, mit Ueberspannung aller seiner Kräfte richtete er sein ganzes Bestreben darauf, ein rechter heiliger Mönch zu werden. Erinnern wir uns, wie viel Beschwerliches und wie Vielerlei die Satzungen vorschrieben. Erasmus fühlte sich den Quälereien so wenig gewachsen, daß er darum aus dem Kloster entwich. Er schreibt darüber dem Pater Servatius in das von ihm verlassene, indem er seine Entfernung anzeigt, unter Anderm, er habe bei seiner Körperbeschaffenheit das Fasten nie vertragen, stets erst nach einigen Stunden wieder einschlafen können, wenn er aus dem Schlafe geweckt worden; ebenso unerträglich wäre ihm bei seiner geistigen Eigenthümlichkeit der Zwang der frommen Gebräuche und Uebungen gewesen[1]). Ganz anders Luther. Er wiederholte in seiner Person den wunderlich großartigen Versuch des Mönchthums in seiner Blüthe, durch Ertödtung des sinnlichen Menschen eine widernatürliche übermenschliche Heiligkeit zu erringen, durch einen Titanenkampf wider die ureigne Natur den Himmel zu erstürmen. „Zuerst, als ich Mönch geworden war, ich hätt in den Himmel gestürmet," sagt er[2]). Er lernte mit dem lebhaftesten Eifer die Lehre der Kirche, hielt sich mit äußerster Strenge nach der Zucht des Klosters, that es in allen Uebungen mit Lesen, Disputiren, Fasten und Beten Allen weit zuvor. So Melanthon, der seinem Berichte hinzufügt, er habe sich oft darüber gewundert, daß Luther bei seinem weder kleinen noch schwachen Körper nur sehr weniger Speise und Tranks bedürftig gewesen sei. „Ich habe ihn zu Zeiten, sagt er, ob er schon gesund war, vier Tage hinter einander durchaus nichts essen oder trinken, auch sonst oft lange Zeit täglich mit wenig Brot und einem Häring sich begnügen sehen[3])."

Das war thüringische Genügsamkeit, Gewöhnung eines Sohnes knapp und mäßig lebender geringer Bürgersleute, eines armen Schülers, und noch etwas Anderes und mehr: Zeichen einer

1) *Hessi* Epp. 260.

2) Bruns a. a. O. 219.

3) Mit Melanthon's und Luther's eignen Aussagen stimmt auch Maimbourg. Sein Leben und Wandel im Kloster sei rein gewesen, „bis ihm die Ketzerei Geist und Herz verderbet." Seckend. I, § 8.

vorherrschenden Anlage, Stimmung, Sinnesart, welche die Anforderungen der Sinnlichkeit über dem stets regen Geistesleben und Arbeiten oder im häufigern Seelenaufschwunge hintansetzt; Zeichen auch seiner Ueberspanntheit und der Schwere der Beängstigungen, welche damit in Verbindung standen. Noch in höheren Jahren konnte er wol sagen, „wenn ich in Anfechtung bin, so wollte ich wol in dreien Tagen keinen Bissen essen, denn ich habe keinen Appetit noch Verlangen oder Lust dazu." Essen und trinken ohne Lust sei doppeltes und zwiefaches Fasten, aber in Anfechtung fasten sei doch noch hundert Mal ärger als essen und trinken. Indeß trieb er es so arg und noch ärger als angehender Mönch. Er that sich so wehe, daß er späterhin kaum Worte finden konnte es zu beschreiben; er quälte sich mit Beten, Fasten, Wachen und Frieren, daß er „allein vor Frost möchte gestorben sein;" er zermarterte und zerplagte seinen Leib dermaßen, „daß er es auf die Länge nicht hätte ertragen können." In einer Predigt der Hauspostille kommt er darauf, wie in den Klöstern Viele durch übermäßiges Beten, Fasten, Singen, Wachen, Kasteien, Lesen, übel Liegen sich verderbt hätten, daß sie vor der Zeit sterben müssen. Er setzt hinzu: „und ich selbst auch gethan habe, und meinen Kopf zerbrochen, daß ich's noch nicht überwunden habe, werde es auch mein Lebtag nicht überwinden." So streng hielt er die Regel, daß er oft in drei Tagen keinen Bissen, keinen Tropfen genoß. In der That überwand er es sein Lebtag nicht. In seinen späteren Jahren aß und trank er in Anfechtungen, allein ohne Lust, und die Anfechtungen blieben doch nicht gänzlich aus[1]).

„Ich habe wahrlich meine Ordensregel mit großem Fleiß und Eifer gehalten, sagt er, in den verschiedensten Lebensabschnitten und Schriften darauf kommend, ich habe mich öfters krank und beinahe zu Tode gefastet, ich beobachtete die Vorschriften genau, stellte mir noch besondere Aufgaben, hatte noch meinen besonderen Weg für mich. Die Senioren in meiner Regel strit-

1) Tischreden, Walch XXII, 1178. *Rebenstock*, II, 13. Cod. chart. bibl. duc. Goth. Fol. Nr. 262. *Kirchmaier*, Disq. hist. de Lutheri imagine reliqua, 60; Part. II. conc. domest. p. m. 119. Ausleg. d. 14., 15. u. 16 Kapitels Johannis, zu Kap. 14, V. 1, Walch VIII, 33.

ten sehr wider die Singularität, und thaten wohl daran. Ein schändlicher Verfolger und Todtschläger meines eigenen Leibes war ich, denn ich fastete, betete, wachte, machte mich matt und müde über mein Vermögen, was nichts anderes als Selbstmord ist. Es war ein fein lustig Leben in den Klöstern, darin solche Beschwerde und Kümmerniß nicht war, wie in der Welt in allen Ständen unzählige Trübsale und Anfechtungen sind, doch eine unerträgliche Last war es den frommen Leuten, die nicht allein des Bauchs gedachten, sondern auch begehrten selig zu werden, wie ich mich plagte mit allerlei schwerer Last, weil ich mit ganzem Ernst meinte, durch meine Werke fromm und gerecht zu werden. Papisten, Türken, Juden und alle Gottlose lassen sich träumen, daß sie gerecht sind und das Gesetz erfüllen können. Der Gesellen war ich auch einer, half lästern und schänden das heilige Blut Christi und seine Kraft durch eigne Heiligkeit und Weisheit, wußte es nicht besser, meinet, es wäre so recht und wohl gethan. Wir waren unter solchen Menschensatzungen auferzogen, die uns Christum verdunkelt und in uns ganz unnütz gemacht hatten. Ich meinte so durch meine Möncherei genug zu thun. Was suchte ich damit anders denn Gott, der da sollte ansehen wie ich meinen Orden hielte und ein so streng Leben führte, ging also immer im Traum und rechter Abgötterei, denn ich glaubte nicht an Christum, sondern hielt ihn nicht anders denn für einen schrecklichen Richter, wie man ihn malte auf dem Regenbogen sitzend, suchte darum andere Fürbitter, Maria und andere Heilige und meine eigenen Werke und Verdienste des Ordens." Er spricht in der Schrift Eine einfältige Weise zu beten (1535) von dem Beten, „wobei das Herz anderswo zerstreut ist," das eben nur geschehe, weil es geboten sei und wodurch man dennoch Gott wohlgefällig zu werden meine. Solcher Gebete habe er sein Tage im Papstthume viele gehört, ja die Gebete wären fast alle der Art gewesen; er setzt hinzu: „Denn ich hab selbs solcher horas canonicas mein Tage viel gebet't, leider, daß der Psalm oder Gezeit aus war, ehe ich gewahr ward, ob ich angefangen oder im Mittel wäre [1])."

1) Umständlichere Erkl. des 53. Kap. Jesaia, zu V. 9. Bruns a. a. O. (Annotationes in priorem ep. Pauli ad Timotheum.) Ausleg. d. Genesis

Wenn er genug gebetet hatte, so meinte er, er wäre fromm Das waren kostbare Augenblicke für ihn, wenn er mit Selbstzufriedenheit sich sagen konnte: heute hab ich nichts Böses gethan; ich bin meinem Prior gehorsam gewesen, ich habe gefastet, gebetet, so ist mir Gott gnädig. Allein sie waren selten bei ihm. Wie Vielerlei wurde in den Konstitutionen zur Sünde gemacht. Sie mußten ihm dadurch bei seiner Gewissensüberreiztheit zu einer fortwährenden Marter werden, und es fehlt nicht an Bezeugungen, daß es der Fall war. Mehrmals spricht er z. B. davon, wie er als Mönch gemeint habe, wenn er ohne Skapulier aus der Zelle gegangen, daß er sich einer großen Todsünde schuldig gemacht, und er habe dann verzweifeln wollen. Er warnt davor, sich von erdichteten und Lügensünden entbinden zu lassen, denn wer es thue müsse, sich darnach auch an die erdichtete und Lügengerechtigkeit kehren. Erdichtete Sünden, päpstische aber wären die, „da die Gaukler, Papst und Bischöfe mit umgehen, die vor den Flatenweihern für Sünden gölten, welche sie erdacht, daß einer an einem verbotnen Tage nicht faste, daß ein Mönch ohne einen Scheppler, eine Nonne ohne einen Weihel gehe." Er führt aus, der Papst mache überall Sünde und Gerechtigkeit, wo Christus sie aufhebe, binde überall die Gewissen, wo Christus sie frei mache. „Da ists Sünde, wenn eine Nonne anrühret das Altartuch, das sie Pallam nennen. Sünde ist's, einen Kelch angreifen: Sünde ist's, in einem ungeweiheten Kelch oder Meßgewand Meß halten: Sünde ist's, so er ohne Manipel, oder ohne ein ander Stück der heiligen Kleider zum Altar gehet: Sünde ist's, wenn der Priester etwa dem Altardiener ruft und ein Wort oder zwei unter der Stillmesse mit ihm redet: Sünde ist's, wenn einer im Kanon fehlet, oder etwa in einem Wort gestammelt hat: Sünde ist's, wer das Heiligthum anrühret. Wer aber mit der Hand oder mit einem Finger das Sakrament des heiligen Fronleichnams Christi anrühret, und ob einen schon die Noth dringet dazu, daß ihm das Sakrament inwendig am Gau-

zu Kap. 40, V. 12 – 15. Ausleg. d. 45. Psalms zu V. 11. Ausleg. d. beiden ersten Kap. Johannis, zu Kap. 1, V. 17. Der Artikel von der Donatio Constantini, Plochm. XXV, 200. Ausführl. Erkl. des Galaterbriefs zu Kap. 3, V. 1, Walch VIII, 1977. Plochm. XXIII, 222.

men anklebet, und ers ablösen wollte, das ist so eine große Sünde, daß man ihm das lebendige Fleisch abschaben muß, womit er's hat berühret. Das ist doch so eine große Unsinnigkeit, daß die Unsinnigkeit selbst nicht wol könnte unsinniger sein." Dagegen sei es gering geachtet, dem Nächsten nicht helfen in seinen Nöthen u. dergl. „Im Papstthum haben wir tollen Heiligen einen Satz über den anderen gemacht, und ist der Gesetze kein Ende gewesen, haben die Gewissen nur geschrecket und durstig gemacht, ihre Prediger haben den Durst nur gemehret. Wie es denn nicht anders kann zugehen. Wenn die Werkheiligen lehren, so machen sie einen Durst über den andern, und ein Gesetz aus dem andern, daß kein Ende noch Aufhören der Gesetze ist; wie wir damals allzusehr erfahren haben. Alle Jahre hat man einen neuen Doktor gehabt, und haben die Narren nur die Gewissen geplaget. Als, das war ein ernstliches Gesetz, daß man nicht durfte ein Korporal oder Kelch anrühren, haben alles voller Todsünde gemacht: ein Mönch durfte ohne Schepeler nicht gehen; denn diese Lehrer konnten nichts anders thun, denn sie wollten mit Gesetzen regieren: da wuchsen denn aus einem Gesetz viel andere Gesetze; nam casus sunt infiniti, und aus einem Gesetz wurden hundert Glossen gemacht." Bei den Juristen gehe es und sei es ebenso gegangen; sie hätten immerfort bessern und flicken wollen und dadurch die Gesetze ins Unendliche vervielfältigt. So hebe ein Schneeball, der vom Dache oder einem hohen Berge falle, klein an, nehme aber im Fallen immer mehr Schnee an sich und werde zuletzt so groß, daß er Alles zertrümmere. Nicht anders sei es im Papstthume mit den Menschensatzungen gegangen [1]).

Die Masse der äußeren Gebote, die die Kirche Allen auferlegte, mißleitete oder lähmte ohnehin schon den Trieb der Heiligung, das sittliche Streben nur zu sehr. Die Sorge für ihre Erfüllung schuf einerseits Unruhe und nahm andrerseits Kräfte in Anspruch, welche dem Bemühen um die eigentliche, die innere Heiligung, die Erfüllung des göttlichen Gebots entzogen wurden.

1) Plochm. XXXI, 273. Walch XXII, 1391; VI, 577 f. Plochm. I, 363 f. Offenbarung des Antichrists, Walch XVIII, 1904. Walch VII, 2324. Ausleg. d. 6., 7. und 8. Kap. Johannis, zu Kap. 7, V. 37—39.

In allen Beziehungen erschwerte sie die Befriedigung des sittlichen Gefühls, die Gelangung zu wahrem sittlichen Halt und zum inneren Frieden. Für den Mönch kam dann noch die ganze Masse der Ordenssatzungen hinzu. Alle Folgen eines Uebermaßes äußerlicher Gebote mußten um so viel mehr bei ihm eintreten und bei Luther war es im höchsten Maße der Fall. Als Herzog Georg von Sachsen die Evangelischen aus Leipzig ausgetrieben, er (1533) ein Trostschreiben an dieselben und der Herzog auf dieses eine Erwiderung hatte drucken lassen, entgegnete er auf den Vorwurf, daß er sein Klostergelübde gebrochen: „Hie kann ich wahrlich auf diesmal nicht anders thun, denn meinem ungnädigen Herrn ganz freundlich danken, daß er mich so ehrlich nennet. Denn ich wollt lieber, daß mich Meister Hans auf ein Rad stieße, oder zu Pulver verbrennet, weder daß mich Herzog George sollte einen frommen, treuen Münch loben. Wahr ist's, ein frommer Münch bin ich gewest, und so gestrenge meinen Orden gehalten, daß ichs sagen dar: ist je ein Münch gen Himmel kommen durch Müncherei, so wollt ich auch hinein kommen sein; das werden mir zeugen alle meine Klostergesellen, die mich gekennet haben. Denn ich hätte mich (wo es länger gewährt hätte) zu todt gemartert mit wachen, beten, lesen und ander Arbeit [1])."

Eifernde hierarchische Gesinnung.

So völlig hatte er die mönchische Ansicht in sich aufgenommen, so bestimmt die unbefangenere von sich gewiesen. Aber noch weit mehr. Ein solcher Mönchseifer hätte nicht leicht ohne eifernde päpstlich-hierarchische Gesinnung sein können. Sie war recht eigentlich bei den Mönchen heimisch. War doch das Aufkommen zumal der Bettelorden schon im Ursprunge Gegenwirkung der Hierarchie gegen die ketzerischen Sekten und deren abweichende Ansichten gewesen und auch geblieben. Es waren Empörungen vorgekommen, allein im Ganzen waren die Mönche stets die ergebensten eigentlichen Schildträger und Knechte der Päpste. Wir leiteten im vorigen Buche aus mehreren Anzeichen die Folgerung

1) Plochm. XXXI, 273.

her, daß Luther der päpstlich-hierarchischen Gesinnung in seiner Studienzeit sich zugewendet habe. Jetzt zeigt es sich deutlich, daß er sich mit Entschiedenheit und Leidenschaft in sie hineingeworfen hatte und mehr und mehr hineinwarf. Er hat sich vielfach darüber ausgesprochen, mit welchem Ernst und Eifer er „Papist" gewesen; wir werden späterhin noch Aeußerungen dieser Art anführen müssen und thatsächliche Beweise ihrer Wahrheit erhalten. Hier mag es genügen, auf ein Paar einander erläuternde Stellen in seinen Schriften hinzuweisen, in deren einer er einen gerade in diese Zeit gehörenden Vorgang berichtet, der seine beschränkte und zelotische päpstliche Gesinnung in das hellste Licht setzt.

Beim 14. Verse des 1. Kapitels der ausführlichen Erklärung des Galaterbriefs, wo der Apostel Paulus davon spricht, wie er um die jüdischen Satzungen geeifert und die Christen verfolgt habe, kommt er durch eine sehr nahe liegende Gedankenverbindung auf sich selbst. Der Apostel wolle sagen, er habe es wol allen Eiferern um die väterlichen Gesetze zuvorgethan, sich's auf das Allersauerste werden lassen durch Gesetzerfüllung gerecht und fromm zu werden. „Da mag ich nun, fährt er fort, von mir selbst mit Wahrheit auch sagen, ist irgend einer gewesen, wahrlich so bin ich es, der vor dem Wiederaufgange des evangelischen Lichts die päpstischen Gesetze und der Väter Traditionen innigst verehrte, dafür eiferte, mit großem Ernst sie und daß man sie hielte, für ein Heiligthum achtete, dafür brannte und sie als zur Seligkeit nothwendig vertheidigte." Er schildert sodann auch hier, wie er sich gemartert, um den Ordenssatzungen aufs Vollkommenste zu genügen, weil er in dem Wahne befangen gewesen sei, daß er dadurch gerecht vor Gott werden würde, und setzt darauf hinzu, „den Papst betete ich aufrichtig an, nicht um Pfründen oder Würden und dergleichen willen, sondern was ich that, das that ich aus einfältigem Herzen, redlichem Eifer und zur Ehre Gottes. Aber die Widersacher als bequeme Leute und durch keine Anfechtungen versucht, glauben es nicht, daß ich und die meisten anderen solches erfahren und gelitten haben, die mit höchster Begier den Seelenfrieden suchten, der in solchen Finsternissen unmöglich zu finden war." Den Apostel, führt er weiter aus, habe sein unverständiger, blinder und gottloser Eifer zu

einer grausamen Wütherei fortgerissen, welche ruchlose Sünde er für die größte Heiligkeit, den angenehmsten Gottesdienst gehalten, bis ihm Gnade und Erkenntniß der Wahrheit reichlich geworden. Denselben Weg sei er, Luther, geführt worden. „Da ich ein Mönch war, kreuzigte ich Christum alle Tage und lästerte ihn durch mein falsches Vertrauen, das mir damals immerdar anhing. Von außen war ich freilich nicht wie andere Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, sondern hielt Keuschheit, Gehorsam und Armuth, nahm mich dazu gar nichts an um dies gegenwärtige Leben, hatte mich ganz und gar ergeben aufs fasten, wachen, beten u. s. f. Hatte aber gleichwol unter solcher Heiligkeit und falschem Vertrauen auf die eigne Gerechtigkeit im Herzen ewiges Mißtrauen und Zweiflung, Furcht, Haß und Lästerung Gottes." Er ergeht sich darüber, wie „solche Heilige" nichts anders seien, denn „rechte Gefangene und eigene Knechte des Satans," die da denken, reden und thun müßten was Satan wolle, obwol sie der Werke und ihres sauren Leben halber leuchteten und sich stellten als ob sie viel besser denn andere Menschen wären. „Solche Heilige sind wir unterm Papstthum gewesen, eben solche, wo nicht noch größere Verfolger Christi denn Paulus selbst; sonderlich ich. Denn so groß war des Papsts Ansehen bei mir, daß ich meinete, nur im allergeringsten Artikel von ihm abweichen wäre eine Sünde, ewiger Verdammung würdig, und diese gottlose Meinung verursachte, daß ich den Huß für einen so verfluchten Ketzer hielt, daß ich's für eine schwere Sünde achtete, auch nur an ihn zu denken, und daß ich des Papsts Ansehen zu vertheidigen selbst Feuer hätte anzünden mögen, den Ketzer zu verbrennen, und hätte geglaubt, Gott den höchsten Gehorsam damit zu erweisen."

„Wenn einer, sagt er an einer andern Stelle, damals gelehrt hätte, was ich jetzt durch Gottes Gnade glaube und lehre, ich würde ihn mit den Zähnen zerrissen haben;" und man wird sich hiernach über sein Verhalten nicht wundern, als er einst in dieser Zeit über hussische Predigten gerieth. Er erzählt es in der Nachrede auf etliche Briefe Hussens aus dem Gefängniß zu Kostnitz an die Böhmen geschrieben. Er fand einen Band mit jenen Predigten in der Klosterbibliothek und wurde „aus Fürwitz lüstern zu sehen, was doch der Erzketzer gelehrt hätte." Er fing

an zu lesen — wurde das Buch doch unverbrannt in der Bibliothek aufbewahrt, zu welcher Alle Zutritt hatten. Da fand er nun aber Vieles, das ihm einen Gedanken eingab, vor welchem er sich entsetzte, den Gedanken nämlich, warum doch ein Mann verbrannt wäre, der so christlich und gewaltig die Schrift zu führen vermocht habe. Allein Hussens Name war so greulich verdammt, daß er meinte, wenn er desselben mit Wohlwollen gedächte, würden die Wände schwarz werden, die Sonne den Schein verlieren. Er schlug daher das Buch zu, eilte hinaus, „mit verwundetem Herzen," und wußte sich nur damit zu trösten, daß er dachte, Huß hätte wol nur so geschrieben, bevor er ein Ketzer geworden: denn „die Geschichte des kostnitzer Concils kannte ich zu jener Zeit noch nicht," setzt er hinzu[1]). So wenig Eindruck hatte Grevenstein's Aeußerung über dasselbe auf ihn gemacht, so verblendet war er und so wenig ist dabei an eine eigentliche Belehrung zu denken. Er sagt in den Anmerkungen zum ersten Timotheusbriefe, „wie St. Paulus die Lehre vom Glauben lange nicht kannte, so wußte ich auch nicht was Huß gelehrt hatte. Hörte ich den Namen Huß, so erschrack ich und wagte nicht mir selbst zu glauben als ich einsam auf eine schriftmäßige Predigt von ihm gerathen war[2])."

Innere Bedrängnisse. — Verworrene Seelenzustände.

Sehen wir ihn tief verstrickt in die Ansicht von der Gottgefälligkeit der Mönchswerke, so erklärt dies an sich selbst den Eifer doch noch nicht ganz, womit er sich auf dieselben einließ. Es waren, noch hinzukommend, innere Bedrängnisse, welche dazu trieben, zunächst dieselben, welche seinen Entschluß, den Mönchsstand zu erwählen, bestimmt hatten, jetzt fortdauerten, ja sich steigerten und mehrten, indem er ihnen im Kloster zu entgehen geglaubt. Sie hatten ihre tiefste Wurzel in den düstern religiösen Begriffen, welche sich ihm in seiner Kindheit eingeprägt und

1) Walch XVI, 2563. Bürger a. a. O. 153.
2) Bruns a. a. O. 198.

worin er sich zuletzt wieder mehr und mehr befestigt haben mußte. Gott war strenger Richter und Rächer der Sünde. So galt es durch Ueberwindung der letztern, durch vollkommene Erfüllung des göttlichen Gebots dem Gericht zu entfliehen und die göttliche Gnade zu erwerben. Das sehnsüchtige Verlangen des Knaben und Jünglings, fromm zu werden, blieb unbefriedigt, weil er des Gefühls der Sündhaftigkeit nicht ledig wurde. Nun war die Vorstellung hinzugetreten, durch den Mönchsstand sei das Gesuchte zu erlangen. Wich das Gefühl der Sündhaftigkeit nicht, wurde es vielleicht gar noch lebendiger, so mußten die Mönchswerke verdoppelt, mit verstärktem Eifer erfüllt werden, und waren sie dennoch vergeblich, so schien dem vergeblich Suchenden die göttliche Ungnade gewiß, er däuchte sich zur Verdammung vorherbestimmt zu sein. Noch andre verwandte Vorstellungen und Bedenken verbanden sich damit und dies Alles wirkte bei ihm zu innern Kämpfen und verworrenen Seelenzuständen zusammen, die um so sorgfältiger zu beachten sind, weil der Knotenpunkt seiner gesammten Entwickelung in ihnen liegt. Wir müssen über sie, so viel es der Gegenstand erlaubt, zur Klarheit zu gelangen suchen, zu welcher am sichersten seine Selbstbekenntnisse führen.

„Als ich noch ein Mönch im Kloster war, sagt er, war ich äußerlich viel heiliger als jetzt, betete mehr, wachte, fastete, kasteiete mein Fleisch — mein Leben hatte vor der Leute Augen einen großen Schein; doch vor meinen eigenen Augen nicht, denn ich hatte einen zerbrochnen Geist und war immer betrübt[1]) Ich beobachtete die Gelübde, die ich gelobt hatte, mit dem höchsten Eifer und Fleiß bei Tage und bei Nacht, und hatte doch keine Ruhe, weil alle die Tröstungen unkräftig waren, die ich aus meiner Gerechtigkeit und meinen Werken nahm[2])." Nach einer oben angeführten Aeußerung fehlte es ihm freilich nicht ganz an Augenblicken der Selbstzufriedenheit. Sie müssen indeß kurz und selten, scheinen nie ungetrübt gewesen zu sein. Er spricht es oft aus, daß ohne zweifelloses Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit ein wahrhafter Trost, eine echte Freude im Herrn undenkbar sei.

1) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 29, V. 1—3, Walch II, 677.
2) Scholia et sermones in primam Jo. ep. Bruns 69.

„Ich habe es selbst erfahren, da ich ein Mönch war, wenn ich mich so sehr zerplagte mit Wachen, Studiren u. dergl., so blieb doch allezeit der Zweifel in meinem Gewissen haften, daß ich dachte: wer weiß, ob es Gott auch gefällig und angenehm ist oder nicht [1])?" Ebenso in einer Predigt der Kirchenpostille, indem er davon spricht, wie er ein heiliger frommer Mönch habe sein wollen und mit großer Andacht zu jedem Mönchswerke sich bereitet: „aber wenn ich am andächtigsten war, so ging ich ein Zweifler zum Altar, ein Zweifler ging ich wieder davon; hatte ich meine Buße gesprochen, so zweifelte ich doch; hatte ich sie nicht gebetet, so verzweifelte ich abermal; denn wir waren schlecht in dem Wahn, wir könnten nicht beten, und würden nicht erhöret, wir wären denn ganz rein und ohne Sünde, wie die Heiligen im Himmel [2])." Der Wahn war so verbreitet und haftete so tief in der Zeit und bei ihm selbst, daß er sich noch in seinen letzten Lebensjahren — in der Auslegung der Genesis — wiederholt und angelegentlich damit zu schaffen machte, ihn zu bestreiten. Wir haben übrigens hier schon wieder ein Zeichen des Zwiespalts in ihm, von welchem oben die Rede war. Getrieben von den Furien der Angst um Seele und Seligkeit ließ er sich in die angestrengteste Verrichtung der Mönchswerke ein. Er vermochte es nicht mit völliger Zuversicht, deren Mangel er fühlte, sich aber nicht zu gestehen wagte, und den er dann durch verdoppelte Anstrengungen zu ersetzen suchte.

Allein vergebens und immer vergebens; sein Bemühen hatte den umgekehrten Erfolg. „Alle fromme Herzen haben es erfahren, daß niemand vor dem Gerichte Gottes durch seine Werke und eigne Gerechtigkeit besteht [3]). Den Fehl und Mangel haben alle Werke, die man vornimmt, um Gottes Zorn damit zu versöhnen, daß sie das Herz in noch größere Zweifel und Angst bringen denn zuvor. Anfechtungen waren im Papstthum vielen Ursach, daß sie in Klöster gingen; es geschah aber gemeiniglich, daß zu den vorigen Anfechtungen und Versuchungen andre viel

1) Ausleg. d. 51. Psalms zu V. 8, Walch V, 834.

2) Plochm. IX, 298.

3) Ausleg. d. 15 Lieder im höheren Chor, Ps. 130, V. 3, Walch IV, 2827.

schwerere kamen und die Sache viel ärger ward [1]). Die durch des Gesetzes Werke gerecht werden wollen, die werden nicht allein nicht gerecht, sondern werden zwei mal ungerechter, als sie zuvor waren, werden durch das Gesetz viel schwächer und untüchtiger zu allen guten Werken." Immer mehr gewöhne sich, wer durch Werke gerecht werden wolle, in den Wahn hinein, daß es durch Werke geschehen müsse, wenn Gott versöhnt werden solle, der da zornig und ein verzehrendes Feuer sei. Er fange an, könne aber nimmer so viel Werke thun, worauf das Gewissen zufrieden sei; es fordre mehr und immer mehr, wolle sich nimmer begnügen lassen, an jedem Werke finde es Fehl und Sünde, sodaß die Zweifel sich mehrten, der Gedanke immer öfter wiederkehre und immer heftiger ängste, da hast du etwas vergessen, jetzt nicht recht gebeichtet, jetzt die oder jene Sünde begangen, sodaß der Mönch nur immer schwächer, dürftiger, ungläubiger und furchtsamer werde, weil er durch Schwachheit stark, durch Armuth und Bettelei reich werden wolle [2]). Er habe das an sich selbst und vielen Andern vollauf erfahren. Je mehr einer sein Gewissen durch eigne Gerechtigkeit stillen wolle, desto unruhiger mache er es. „Denn ich habe ihrer viel gesehen, die aus herzlicher guter Meinung und Andacht alles das thaten, was sie konnten und vermochten, ihr Gewissen damit zu stillen; trugen härene Hemden an, fasteten, beteten, marterten und plagten ihre Leiber mit mancherlei stetiger Kasteyung, daß, wenn sie gleich eisern gewesen wären, sie auf die letzte hätten drüber brechen müssen: und machten gleichwol die Sache damit nichts besser; sondern, je säurer sie es ihnen werden ließen, je verzagter und blöder war ihr Gewissen. Sonderlich aber wenn sie sterben sollten, wurden sie so erschrocken und zaghaftig, daß ich viel Mörder, die man nach gesprochenem Urtheil gerichtet hat, viel getroster und muthiger habe sehen sterben, denn dieselbigen, die doch so ein strenges Leben geführet hatten. Darum ist es gewißlich wahr, daß eben die, so das Gesetz am meisten halten wollen,

1) Andere Ausleg. des Propheten Joel zu Kap. 3, V. 25 f., Walch VI, 2299.

2) Ausführl. Erkl. d. Galaterbriefs zu Kap. 4, V. 8 f., Walch VIII, 2448 f.

am wenigsten halten. Denn je mehr sie das Gesetze oder menschliche Satzung erfüllen wollen, je mehr sie es übertreten [1]). Je saurer ich es mir werden ließ, mein Gewissen zufrieden zu stellen durch Fasten, Wachen, Beten, desto weniger Ruhe und Friede ich fühlte, denn das rechte Licht war von meinen Augen weggethan. Je mehr ich den Herrn suchte und meinte ihm näher zu kommen, je weiter ich von ihm kam. Ich war ein Wollender und Laufender in meiner Möncherei, kam aber je länger je weiter davon [2])."

Ein Paar weitere Aeußerungen setzen dies und zugleich die Anlässe und Gegenstände seiner „Anfechtungen" in ein noch helleres Licht. „Da ich ein Mönch war, meinte ich, ich müßte verloren sein, wenn ich eine fleischliche Begierde fühlte, das ist, Unkeuschheit, Zorn, Haß, Neid und dergleichen wider einen Bruder. Da versuchte ich mancherlei, beichtete alle Tage, und half mich doch nichts. Denn dieselben fleischlichen Begierden kamen immerdar wieder; darum konnte ich nicht zufrieden sein, sondern marterte mich für und für mit solchen Gedanken: Siehe, da hast du die und die Sünde gethan, bist neidisch, ungeduldig: darum hilft dich's nicht, daß du den heiligen Orden angenommen hast, alle deine guten Werke sind verloren. Hätte ich da St. Pauli Sprüche recht verstanden, das Fleisch gelüstet wider den Geist, dieselben sind wider einander u. s. w., so wollte ich mich so hart nicht gemartert, sondern also gedacht haben, wie ich jetzt — ein Anklang staupitzischer Einwirkungen, was hier voraus bemerkt werden mag — zu thun pflege: Martine, es wird nichts daraus, daß du ganz ohne Sünde seist, so lange du im Fleisch lebest, wirst nicht ledig davon, daß es wider den Geist gelüstet. Aber verzage darum nicht, sondern widerstrebe ihm durch den Geist, daß du seine Lust nicht vollbringest; dann bist du nicht unter dem Gesetze [3])." Auf ganz ähnliche Weise in der Auslegung der Genesis: „Wir haben vor dieser Zeit im Papstthum

1) Ausführl. Erkl. d. Galaterbriefs zu Kap. 5, V. 3.

2) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 50, V. 15, Walch II, 3059. Kirchenpostille, Plochm. IX, 326. Tischreden, Walch XXII, 745.

3) Ausführl. Erkl. d. Galaterbriefs zu Kap. 5, V. 17, Walch VIII, 2724 f.

geschrieen um die ewige Seligkeit und das Reich Gottes; wir haben uns fast wehe gethan, ja wir haben unsere Leiber mit Fasten und Kasteiung schier zu Tode gemartert, wir haben gesucht und angeklopft Tag und Nacht. Und ich selbst, wo ich nicht durch den Trost des Evangelii Christi wäre erlöset worden, so hätte ich nicht zwei Jahre leben können, also zermarterte ich mich und flohe vor dem Zorn Gottes, und mangelte auch an Thränen und Seufzen nicht. Wir richteten aber damit nichts aus, haben mit all unserm Kasteien nichts geschafft. Es wurde auch so gelehrt und gehalten, daß man an Gottes Gnade und Barmherzigkeit zweifeln mußte. Derohalben, je mehr ich lief und begehrte zu Christo zu kommen, je weiter er von mir wich [1])."

Aus den nachstehenden Aeußerungen tritt die Folge der Vorstellungen deutlich vor uns hin, worin der Grund der Vergeblichkeit seiner Anstrengungen wie seiner marternden innern Bedrängnisse, seiner Bedenken lag, die ihm auch wol jetzt schon, wie es späterhin bestimmt der Fall war, als Anfechtungen des Teufels erschienen, mochten sie nun durch Selbstbeobachtung, Spekulation, Grübeln, eine innre Erfahrung, einen vom Zorne Gottes handelnden Spruch der Schrift oder wie sonst in ihm entstanden sein. Waren sie es doch nach dem allgemeinen Glauben des Volks, der Väter, der Mönche. Die Einkleidung vieler seiner späteren Aeußerungen über seine jetzigen Zustände entstammt jener Vorstellung. Cochläus deutet sie dahin, daß sie die Meinung Vieler nicht wenig unterstütze, wonach er im Kloster zu Erfurt „mit einem Teufel verkehrt habe [2])." Indeß fehlt jede sichere Nachricht selbst davon, daß er in dieser Zeit solche wesenhafte satanische Erscheinungen gehabt zu haben geglaubt hätte, wie nach Jahren z. B. auf der Wartburg. Auf seine jetzigen Irrungen bezieht es sich aber, wenn er äußert, „die größeste Anfechtung des Teufels ist die, daß er sagt: Gott ist den Sündern feind, du bist ein Sünder, darum ist dir Gott feind. Machen wir da nicht den Unterschied, daß Gott nur den Unbußfertigen feind ist, hält dir der Teufel Sodom und andre Exempel göttlichen Zorns vor, und du hältst ihm nicht entgegen, daß

1) Zu Kap. 27, V. 34 f. Walch II, 465.

2) Hist. de actis et scriptis M. Lutheri, fol. I.

Gott aus Liebe zu den Sündern seinen Sohn hat Mensch werden und so jämmerlich leiden und sterben lassen, so liegt das Gewissen überwunden darnieder und verzweifelt." Oder ebenso: „Sobald das Gewissen hört, dem Gesetz muß genug geschehen und es muß gehalten werden, so sagt's und schleußt von Stund an, du mußt es halten oder bist verdammt; du hast es nicht gehalten, kannst es nicht halten — da hebt sich denn eine ewige Angst und Marter im Gewissen an. Gleich wie es ein schrecklich Ansehen hatte auf dem Berge Sinai, da Gott redet, und Blitzen und Donner dermaßen durch einander ginge, daß der ganze Berg rauchet und bebet: also thut das Gesetz noch, wo es die Herzen recht trifft, da schreckt's und machet blöde, zaghaftig, daß man nicht weiß, wo man vor Angst bleiben soll. Denn wissen, was Gott haben will, und daneben fühlen, daß man's nicht gehalten habe, ist unmöglich, daß solches einen Menschen nicht anfechten, noch ängstig sollte machen. Denn was Gott den Uebertretern seines Worts dräuet, das ist vor Augen, nämlich, den ewigen Tod, und alles Unglück. Darum ist solche Judenpfingsten eine schreckliche, unfreundliche Pfingsten, da gar keine Freude kann bei seyn, denn es hat über die Massen ein greulich, schrecklich Ansehen gehabt, daß die Juden selbst zu Mose mußten sagen, und bitten: Ach rede du mit uns, denn soll der Herr mit uns reden, so müssen wir sterben. Die Gesetze Gottes sind allein ein Spiegel, darin wir sehen unsre Bosheit. Die Werke machen allein Heuchler, das Gesetz macht allein Verzweiflung. Die Worte gerecht und Gottes Gerechtigkeit waren mir in meinem Gewissen wie ein Donnerschlag. Wenn ich sie hörte erschrak ich und gedachte, ist Gott gerecht, so wird er strafen, u. s. f. Da ich erstlich in den Psalmen las und sang: deine Gerechtigkeit errette mich, da erschrak ich alle Mal und ward den Worten Gerechtigkeit, Gericht, Werk Gottes feind. Denn ich wußte nicht anders, als Gerechtigkeit Gottes hieße sein strenges Gericht. Sollt er mich nun mit seinem gestrengen Gericht erretten, so war ich ewig verloren [1])."

Von der Vorstellung der göttlichen Strenge im Fordern

1) Tischreden, Walch XXII, 732, 1262, 1382. *Ericeus* 91, 154. Haus- und Kirchenpostille, Plochm. IV, 64; XIII, 125, 129.

der Gesetzerfüllung gingen somit seine innern Bedrängnisse fortwährend aus. Sie hätten auf dem Wege, welchen er eingeschlagen, nur weichen können, wenn es ihm möglich geworden wäre, es zum Heiligkeitsbewußtsein zu bringen, zu der Selbsttäuschung, in welcher die meisten Ordensleute sich wiegten. War es nicht der Fall, so mußte sich seine Unruhe verdoppeln. Er weist mehrfach darauf hin, daß das Mönchswesen entweder die eine oder andre dieser Wirkungen hervorbringen müsse. „Wir Mönche hielten Christum entweder für einen zornigen Richter, oder verachteten ihn gar für unsrer eignen erträumten Heiligkeit, wähnten, wir wären nicht in den Sünden, so die zehn Gebote zeigen und strafen, sondern hätten das natürliche Licht der Vernunft, und freien Willen, und wenn wir darnach thäten, soviel wir könnten, so müßte uns Gott seine Gnade geben. Ein Mönch mit seinen Messen, bei der Menge seiner Werke, wird entweder hochmüthig, oder er verzweifelt. Was heißt es anders, Gott fürchten, denn ihn ehren und lieben, erkennen, daß er gütig und gnädig sei und ihm deshalb gehorchen. Diesen Gott hatte ich verloren, da ich ein Mönch war und in Zuversicht meiner eignen Gerechtigkeit lebte. Denn ich kann mit Wort und That bezeugen und beweisen, wenn schon einer das Gesetz völlig erfüllt hätte, daß daraus nichts anders folgen kann, denn Verzweiflung, welches selten geschieht, oder Vermessenheit, die gemein ist [1])."

Zu jener Selbsttäuschung, zum hochmüthig Werden, war sein Geist zu eindringend, sein Wille zu ernst, war er eine zu tiefe sittliche und religiöse Natur. So mußte es bei ihm zum Verzweifeln kommen: das Gefühl der Sündhaftigkeit wich nicht, wurde nur immer lebendiger. Noch immer hing ihm aus seinen Kinderjahren die Schüchternheit, Mißtrauen gegen seine unschuldigsten Handlungen, Gedanken, Empfindungen an. Er hatte stets den Blick in sich, nach Sünde spähend gerichtet, Sünde sah er in jeder sinnlichen Regung, in jedem unbedeutenden Vergessen, jedem Gedanken, der ihm unlauter däuchte; und er meinte dann, Gott sei und könne ihm nicht gnädig sein, schreckende Vorstellungen ewiger Verdammniß ängsteten ihn Tag und Nacht. Je fester die Nothwendigkeit bei ihm stand, daß sich die Kreatur

1) Walch XII, 2278; IX, 1034; IV, 2843.

aller Unreinigkeit entledige, um sich zu ihrem Urbilde emporschwingen zu können, je mehr ihm dieses in seiner reinen aber schrecklichen Majestät stets gegenwärtig, und je heißer seine Sehnsucht war, jene Fleckenlosigkeit zu erringen, desto unfehlbarer erschien ihm selbst jedes natürliche Empfinden oder Begehren sündlich, desto weiter, unausfüllbarer, finsterer die Kluft, welche ihn von dem Schöpfer trennte. Und da er nun Sünde schon in der sinnlichen Natur und ihren Aeußerungen erblickte, alle Bußübungen aber vergeblich sah, die Sinnlichkeit zu entfernen oder zu ertödten, so vermochten sie ihm auch das mönchische Bewußtsein der Reinheit nicht zu schaffen, in welchem er allein ein genügendes Zeugniß der Würdigkeit vor Gott, einer seligen Zukunft der unsterblichen Seele hätte erblicken können. Schrecken fand er und Angst und Pein ergriff ihn, wenn er in sein Inures, wenn er emporblickte. Dort die Sünde oder was ihm als solche erschien, hier den Ewigen, der die Sünde heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, von welchem ein jeder empfangen soll nach dem er gehandelt hat bei Leibes Leben. Wie dem Gericht entrinnen ohne Befreiung von der Sünde, die, so „herzlich und mörderisch sauer" er es sich werden ließ, durch alle Mönchswerke nicht weichen wollte, in deren Erfüllung er den Rettungsanker erblickt, wonach er gleich einem Menschen in Todesnöthen wie nach dem Reise gegriffen hatte, das sich aber zu schwach erwies. Bei unnachsichtiger und in Selbstquälerei ausartender Selbstbeobachtung, bei einem reinen und leidenschaftlichen Wollen, bei einem edeln und überspannten Gefühle, einem zarten und überreizten Gewissen, konnte jene Einbildung eigner Vollkommenheit, jenes Vertrauen darauf nicht bestehen, worin Andre Beruhigung des Gemüths, den Frieden mit Gott fanden. Zu lebendig war das Gefühl der Unvollkommenheit bei ihm; durch keine Täuschung ließ es sich beschwichtigen. Seinem tieferen Geiste und Gefühle mußte die blos äußerliche mönchische Frömmigkeit, das Scheingebilde eines durch sie zu erlangenden Verdiensts, als vor Gott nichtig erscheinen. Und doch hatte er sich auf diesen Grund gestellt, der ihm unter den Füßen wankte und wich und auf welchem er sich im peinvollsten Kampfe zu halten suchte, weil er keinen anderen kannte. „Wer da meint, ein Christ dürfe gar kein Gebrechen an ihm haben, und fühlet

doch an ihm viel und mancherlei Gebrechen, der muß endlich durch Schwermuth verzehrt werden und verzweifeln," sagt er in der ausführlichen Erklärung des Galaterbriefs (zum 17. Verse des 5. Kapitels), und es war jetzt so mit ihm [1]).

Jene Gewissenszärte, jenes lebendige Gefühl der menschlichen Mangelhaftigkeit verließ ihn lebenslang nicht, und wir werden die Folgen namentlich auch in der Entwickelung seiner religiösen Begriffe noch wahrnehmen. Nach seiner Beobachtung und Anschauung blieb es dabei: was bei dem natürlichen, durch die göttliche Gnade nicht umgewandelten und geheiligten Menschen Tugend scheint, ist nur ein Schatten, ein todtes Bild derselben, eben nur Schein; der Mensch ist böse von Jugend auf. In der Kindheit ist die Bösheit nur verborgen, schläft gleichsam, erwacht mit dem eigentlich menschlichen Bewußtsein und wird immer offenbarer, beherrscht in allen Lebensaltern, mag sich verhüllen, ist aber immer zu erkennen, wenn man sich nicht täuschen läßt oder täuschen will. Es ist unmöglich, daß wir in diesem Leben ganz rein und ohne alle Sünde sein können; denn wenn auch das, was man Sünde zu nennen pflegt, nicht da ist, so bleibt doch die Erbsünde; auch in denen, die fromm, heilig und gerecht sind, bleibt etwas von der Sünde noch übrig, als Lust, böse Begierde und andre Laster, als die Hefen. Wer sein Gewissen fragen will, der wird bekennen müssen, er sei denn ein Heuchler, daß es ist wie der Apostel spricht, daß das Fleisch wider den Geist gelüstet. Der gute Wille ist wol da, der Geist aber, das Fleisch verhindert, daß wir Gottes Gebot halten, den Nächsten lieben wie uns selbst, viel weniger aber, daß wir Gott lieben von ganzem Herzen [2])." Darin finden denn auch Aeußerungen von ihm ihre Erklärung wie die, wenn er sich nur einer kleinen Verletzung oder Neides schuldig wüßte, würde er nicht beten können; den harten unempfindlichen Köpfen, die Gottes

1) Vergl. Plank a. a. O. 56 f. Ranke I, 297. Die Leipziger Allgemeine Zeitung vor dem Richterstuhle der Geschichte oder Actenmäßige Beiträge zur Geschichte der Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts, und Historisch-politische Blätter, Band XI, 412 ff.

2) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 8, V. 21, Walch I, 881. Ausleg d. 51. Psalms zu V. 1 f., Walch V, 714, 730. Ausführl. Erkl. d. Galaterbriefs zu Kap. 5, V. 17, Walch VIII, 2728.

Zorn nicht fürchteten, könne man es nicht genug sagen, daß sie sich demüthigen und ihre Sünde bereuen sollten, den zarten Gewissen aber solle man mit Trost zu Hülfe kommen [1]). In dem Allen sind Nachwirkungen der Zustände zu erkennen, welche er jetzt durchlebte. Sie haben ohne Zweifel die ihm angeborne Richtung und Anlage verstärkt, bis zu äußerster Schärfe herausgebildet; allein ihren letzten Grund haben wir wieder in dieser seiner Richtung und Anlage zur Frömmigkeit zu suchen. Er spricht aus seiner innersten eigensten Art, seinem tiefsten Bewußtsein heraus, wenn er sagt: „Der Gottlose siehet und fühlet keinen Zorn Gottes, sondern lebt sicher dahin, als wäre kein Zorn, kein Gott, der Sünde seiner Zeit strafen würde. So ist es am meisten bei denen, die sonderliche große Heiligkeit vorgeben, wie die Barfüßer schändlich sich rühmen, daß ihre Regel und Orden dem Leben des Herrn völlig gleiche. Ein gottfürchtiger und gläubiger Mensch aber fühlt allezeit mehr Sünde denn Gnade, mehr Zorn denn Barmherzigkeit Gottes. Je frömmer einer ist, desto mehr wird er den Kampf des Fleisches wider den Geist empfinden. Je heiliger Mensch, je größere Anfechtung. Daher das jämmerliche Klagen der Heiligen in den Psalmen, der ganzen heil. Schrift, davon Münche, Einsiedler und alle Werkheilige kein Tröpflein wissen noch verstehen [2])."

Eben deshalb führte auch Beobachtung der helleren Seite seines innern und äußeren Lebens, das Bewußtsein auch der übermäßigsten Gewaltanstrengungen dem Gesetze völlig zu genügen, zu keiner Aenderung seines Denkens und Empfindens, mußten Augenblicke der Selbstzufriedenheit rasch und ohne Trost zu bringen vorübergehen. Denn „also pflegt der Teufel zu thun. Er greift irgend eine geringe Sünde auf, und verdunkelt damit alle gute Werke, die du dein Leben lang gethan, dermaßen, daß du in dir nichts anderes, denn dieselbige einige Sünde siehst. Ich hab es erfahren, kenne seine List und Tücke wol, daß er aus einem kleinen Splitter viel große Balken, das ist, aus dem, das

1) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 37, V. 29 f.; zu Kap. 45, V. 5, Walch II, 1675, 2478.

2) Ausleg. d. 51. Psalms zu V. 6, Walch V, 799. Ausführl. Erkl. d. Galaterbriefs zu Kap. 5, V. 17.

nur die geringste oder gar keine Sünde ist, eine Hölle macht, daß einem die weite Welt zu enge wird. Er greift etwa ein Dräuwort Christi auf und malt dir den Heiland so vor, als ob er mit den Sündern zürne und sie in den Abgrund der Hölle stoßen wolle. Er gibt dir lästerliche Gedanken ein, dann beschuldigt er dich: siehe dein Herz an, wie es ist! Bist du nicht ein Sünder? Wenn dann das Herz solches muß bekennen, so schließt er: so ist Gott gewiß zornig auf dich, denn er kann der Sünde nicht hold sein. Weichst du dann und räumst ihm nur ein wenig ein, so stürzt er dich [1])."

So war sein Empfinden und der Zusammenhang seiner Vorstellungen, und eben darum konnte auch die bei den Kirchenlehrern gängige Lehre, welche späterhin seinen höchsten Unwillen erregte, weil sie das Bedürfniß der Gnade verringerte oder aufhob, jetzt keinen Eindruck bei ihm machen, jene Lehre, wonach „böse Begierde und Lust keine Sünde, sondern ein Gebrechen und Schwachheit ohne Sünde" war [2]). Er hatte seine Ansicht über die Erbsünde von den Scholastikern, hier glaubte er ihnen nicht, bis hierher, wo ihr System zu beschwichtigen strebte, vermochte er ihnen nicht zu folgen. Wir werden sehen, durch welche Vorstellungen er, ohne seine Ansicht von der allgemeinen Herrschaft der Sünde aufzugeben, zum Frieden gelangte. Jetzt marterte er seinen Leib vergebens mit Fasten, Wachen, Frost, weil er wollte „gewiß und versichert sein, daß er durch solche Werke Vergebung der Sünden haben würde [3])."

Jedoch fort und fort ohne Erfolg. Er glaubte sich nicht selten zur Verdammniß vorherbestimmt, die ihm seine Phantasie in den schrecklichsten Farben vormalte, und häufig erwähnt er als einer besondern und einer der schwersten der Anfechtung der Vorsehung. Sie wurde durch sein spekulatives Denken, sein Grübeln veranlaßt, wenn er sich Fragen, wie die, zu beantworten suchte: warum Gott, da er Alles vorhergewußt, des Men-

1) Kurze Ausleg. d. Jesaias zu Kap. 36, V. 16 ff. Walch VI, 702. Ausleg. d. 90. Psalms zu V. 7, Walch V, 1127. Erkl. des Spruchs Galater 1, V. 4 f., Walch IX, 397.

2) Vom Mißbrauch der Messe, Plochm. XXVIII, 112.

3) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 22, V. 16—18, Walch I, 2361.

schen Fall nicht verhindert habe; warum er der Welt zusehe und sie ihre eigne Verdammniß fördern lasse, da er sie doch bekehren könnte, daß sie fromm sein müßte? u. s. f. [1]). Zunächst, scheint es, führten ihn Schriftsprüche darauf hin. So bemerkt er, die Sprüche, aus welchen man schließen müsse, daß Christus nur für die Auserwählten gesandt sei, regten den Zweifel an: gehörst denn du zu den Auserwählten? Und das sei die schrecklichste Anfechtung, die Seele werde darin gleichsam in den Höllenschlund hinabgestoßen und von ihm verschlungen, der sich über ihr schließe, sodaß wenig daran fehle, daß sie schon in der Hölle wohne [2]). Die Stelle im Römerbriefe Kapitel 9, V. 16: So liegt es nun nicht an jemands wollen oder laufen, sondern an Gottes Erbarmen, verstand er von der göttlichen Vorherbestimmung [3]). Und eben die Zweifel an Gottes Erbarmen gegen ihn ließen keine Freudigkeit bei ihm aufkommen. In späteren Jahren verhandelte er häufig in Briefen über diese Anfechtung, Andere tröstend, die nach ihm daran litten, z. B. seinen Freund Hieronymus Weller. Der Schwester Weller's, mit welcher es ebenso stand, schreibt er 1531, „ich kenne die Krankheit wohl, und hab bis auf den ewigen Tod in dem Spital gelegen;" dem Grafen Albrecht von Mansfeld 1542, „wo E. G. in diesen Gedanken oder Anfechtungen stecken, so wäre es mir von Herzen leid, denn ich etwa auch drinnen gestecket. Solche teufelische Gedanken machen zuletzt, wo es blöde Herzen sind, verzweifelte Leute, die an der Gnade Gottes verzagen, oder seind sie kühne und muthig, werden sie Gottesverächter und Feinde, sagen, laß hergehen, ich will thun, was ich will, ist's doch verloren [4])." Wie sehr sie ihn gequält hatten ist auch daraus ersichtlich, daß er in Vorlesungen, Schriften und Unterredungen so oft darauf kommt, wie im Papstthum viele gottselige Menschen dieser Anfechtung anheimgefallen wären, die aus wahren höllischen, der verdammten Menschen Gedanken bestehe, denn zwischen einem, der zweifle, und einem Verdammten sei kein Unterschied; wie höchst gefährlich es sei, mit großer Gefahr sei er es selbst inne geworden, mit Spekulationen über die Majestät und Werke der Weisheit Gottes sich zu zermartern; wie die Gedanken von der göttlichen Majestät die schwachen Seelen in den Abgrund stürzten, wie es genug sei zu lernen, daß sie von keinem Menschen gefaßt werden könne; wie man ja nicht forschen solle nach der Vorsehung des verborgenen Gottes, sondern an der Vorsehung sich genügen lassen, die durch die Berufung und das Predigtamt offenbart werde u. s. f. [1]).

1) Hauspostille, Plochm. I, 333.

2) Ausleg. d. 22 ersten Psalmen, zu Ps. 22, V. 8, Walch IV, 1692 f.

3) *Rebenstock* II, 9.

4) de Wette IV, 247; V, 513

Einige spätere Lebensbeschreibungen reden von Zweifeln an Gottes Dasein oder der Wahrheit des Christenthums, die durch das Studium der scholastischen Philosophie in ihm entstanden seien, ihn geängstet, wenigstens mitgewirkt haben sollen, ihn ins Kloster zu treiben und in diesem seine Bedrängnisse zu mehren. Es läßt sich bei der vorherrschenden Richtung der Scholastik, deren eigentliches Studium er nun bald begann, auf Spekulation, bei ihrer Methode, ihrem Skepticism und ihrer Selbstentzweiung gar wohl denken, daß sein Glaube durch seine Studien auch nach dieser Seite hin in ein gewisses Schwanken gerathen war oder jetzt gerieth. Er beschäftigte sich von früh an so viel und angelegentlich mit religiösen Dingen, dachte so scharf und anhaltend über sie nach, mit dem lebhaftesten Verlangen nach Glaubensgewißheit jede Bewährung wie jede Einwendung beachtend, das zu Glaubende oder Geglaubte nach allen Seiten und immer von neuem erforschend und prüfend. Die Zweifel und Schmerzen des Denkers, des religiös gestimmten, der den festesten Grund und das hellste Licht sucht, beschäftigten und quälten ihn daher von Jugend an. Das ist die Bedeutung zahlloser Aeußerungen von ihm, gewöhnlich in der Form, wie ihm der Teufel schwere Anfechtungen bereitet, jetzt aus den Einwendungen der Klüglinge gegen den Glauben an ein ewiges Leben, dann aus innern Bedenken gegen die Wahrheit des göttlichen Worts, u. s. f. Es kommen Aeußerungen von ihm vor, welche auf Zweifel am Dasein Gottes deuten, z. B. „Satan hat wohl gemacht, daß ich nicht gewußt habe, ob ich todt oder lebendig sei. Hat mich

1) Ausleg. des Genesis zu Kap. 26, V. 9, Walch II, 266 ff. Kurze Ausleg. d. Jesaias zu Kap. 65, V. 16; zu Kap. 66, V. 1, Walch VI 1323, 1343.

auch in Verzweiflung gebracht, daß ich nicht wußte, ob ein Gott wäre und daß ich an unserm Herr Gott ganz und gar verzagte.“ Oder: die Anfechtung des Unglaubens sei eine solche Pein, daß sie sich mit Worten gar nicht beschreiben lasse [1]). Doch ist Dies und Aehnliches, wie es berichtet wird, ohne alle nähere Beziehung auf seine Zustände im erfurter Kloster gesagt und es fehlt wenigstens an weiteren sichern Spuren, daß in dieser Zeit Zweifel solcher Art ihm gekommen wären. Ja, es scheint fast, sie würden dadurch ausgeschlossen, daß er jetzt hauptsächlich von Zweifeln an der göttlichen Gnade beunruhigt wurde und daß er alle Kraft darauf richtete, diese durch Das, was ihm als Christenthum oder dessen höchste Stufe erschien, zu erwerben. Der zweifelt nicht am göttlichen Dasein, dem die Vorstellung vom göttlichen Gericht und Zorne solche Schrecken erregt. Es kommen eher davon Spuren vor, daß er wider Gott grollte oder doch in eine, einem solchen Grolle ähnliche Empfindung hineingerieth, weil der reine aber schreckliche Rächer des Bösen eine Sündlosigkeit fordre, die zu erreichen selbst bei den äußersten Anstrengungen der menschlichen Schwäche unmöglich sei.

Bei so viel Unklarheit jedoch, bei so heftigen inneren Bewegungen und Stürmen, konnte es auch gar wohl geschehen, ist es sogar wahrscheinlich, daß die widersprechendsten Vorstellungen und Bedenken in ihm aufstiegen, einander folgten und drängten. Man pflegte in den Klöstern jene innern Bedrängnisse, jene verworrenen Seelenzustände, die man Anfechtungen nannte, genau zu beobachten, war stolz darauf und auf die so oft nur scheinbare Kraft, die man an ihre Ueberwindung setzte, freute sich ihrer und der Selbstquälerei mit ihnen, zergliederte, distinguirte und definirte sie: ein schlechtes Mittel, sich davon zu befreien oder zur Klarheit darüber zu gelangen. So nannten es Kirchenlehrer und Mönche suspensio gratiae, Gnadeneinhalt, wenn den Frommen die Empfindung ängste, als sei er von Gott vergessen. Er habe, sagt Luther, als er jung gewesen, in ihren Disputationen davon gelesen, es aber nicht eher verstehen können, als bis

1) Ausleg. d. 15. Kapitels d. ersten Korintherbriefs zu V. 33, Walch VIII, 1315. *Ericeus*, 171. Ausleg. d. Genesis zu Kap. 32, V. 21, Walch II, 1146.

er angefangen sich mit der heil. Schrift zu beschäftigen. Auch durch diese, wie überhaupt durch die verschiedenartigsten Anfechtungen wurde er gequält. Weil er sich allein so schwer geängstet sah, däuchten ihm seine Anfechtungen die größesten zu sein. Oft wußte er sie weder sich noch Andern deutlich zu machen, glaubte dann, sie von allen Menschen allein zu haben und fühlte sich um so unglücklicher und verlassner. Einen Jeden, bemerkte er wol, drücke sein Leiden so hart, daß er meine, es leide Niemand so schwer als er; „sonderlich in den hohen und geistlichen Anfechtungen, damit die, so vor andern hohe geistliche Gaben haben, angefochten werden, wie St. Paulus oft von seinen hohen Anfechtungen klagt, welche der gemeine Haufe nicht versteht, kann sie auch nicht ertragen. Dies sind solche Leiden, daß auch die großen starken Geister wol darunter verschmachten und verdorren müßten, wenn ihnen Gott nicht auch Trost verliehe; denn sie greifen das Herz im Leibe an und verzehren Mark und Bein.“ Er habe ein Mägdlein die Anfechtung klagen hören, daß ihr, da sie in der Kirche gestanden und das Sakrament aufheben sehen, die Gedanken eingefallen wären: „Siehe, welch einen großen Schalk hebet der Pfaff auf,“ worauf sie in plötzlichem Schrecken zur Erde niedergesunken sei. Er bemerkt, „solch Schrecken und Angst kommt daher, daß der Mensch wähnet, es sei kein andrer in solchen greulichen Anfechtungen als er, und er allein ein sonderliches, seltsames und ungewöhnliches Leiden habe [1]).“

Jetzt stand es so mit ihm selbst, und auf ihn selbst in dieser Zeit ist auch noch eine weitere Bemerkung von ihm zu beziehen: „weil ein Mensch angefochten ist, kann er nicht nach seinen Gedanken recht urtheilen [2]).“ In der kurzen Auslegung des Jesaias und in der Kirchenpostille spricht er davon, wie er Versuchungen gehabt habe, dergleichen, wie er geglaubt, kein Mensch auf Erden gehabt hätte. Da habe er mit dem Apostel darüber disputirt, was denn wol sein Pfahl im Fleische gewesen und die Faustschläge, womit er vom Teufel geschlagen worden. Bisweilen habe sich dann solcher Hochmuth seiner bemächtigt, daß er sich

1) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 15, V. 1; zu Kap. 8, V. 1, Walch I, 1398, 843. Kirchenpostille, Plochm. IX, 88, 90.

2) Kirchenpostille, Plochm. IX, 375.

eingebildet, er habe eben so schwere Versuchungen erduldet wie der Apostel selbst, da man dafür gehalten, daß unter dem Pfahle und den Faustschlägen die Versuchungen zur Verzweiflung zu verstehen wären. Da habe er denn zuweilen gedacht in seinen Anfechtungen, er wolle mit St. Petro und St. Paulo disputiren, ob sie schwerer als er angefochten werden könnten. „Denn das thut der Teufel, wo er sonst nichts mehr kann, daß er den Menschen dahin treibe, daß er nichts anders, denn nur sein Leiden und Noth ansehen kann und mit solchen Gedanken drücket: es sei kein Mensch so gar von Gott verworfen oder so tief in Angst und Noth gesteckt [1]).“

Das Bild seiner inneren Zustände und Bedrängnisse in dieser Zeit wird sich vor unsern Augen vollenden, wenn wir noch einige Aeußerungen von ihm zusammenstellen, worin er sie absichtlich und unabsichtlich schildert.

„Da gehet es hart zu, wenn der böse Geist das Gewissen ängstet in Todesnöthen, und vorhält, wie Gott zornig sei und wolle sein nicht. Hier leidet der Glaube die letzte Noth und ist in der Höllenpein. Hier ists noth, feste halten und sich nicht irren lassen, daß ihm Gott selber vorgebildet wird. Siehe, das ist die letzte und größeste Anfechtung des Glaubens; wer hier bleibet, der bleibet wol ewig; denn da ist überwunden Todes- und Höllenfurcht mit allen Schrecken, das in dieser und jener Welt ist. Das sind die stärkesten Christen und größesten Geister [2]). Das ist die allerbitterste Angst, die überall den unerbittlichen ewig erzürnten Gott fühlt. Denn hier verzweifelt die Hoffnung selbst, niemand versteht es, der es nicht empfunden, in das innerste des Lebens dringt es ein [3]). Das geängstete Herz ist wie ein brausendes Meer, darin gehen allerlei Anschläge unter einander; der elende Geängstete versucht es auf allen Seiten, und findet nirgend wohin er sich wenden soll. Die Angst und Versuchungen des Herzens machen einen so unempfindlich,

1) Kurze Ausleg. des Jesaias zu Kap. 9, V. 6, Walch VI, 309. Plochm. IX, 92.

2) Kirchenpostille, Plochm. XIV, 60, vergl. 107.

3) Ausleg. d. 22 ersten Psalmen, zu Ps. 13, V. 2 f., Walch IV, 1011 ff.

daß keine Empfindung am Leibe mehr übrig bleibt [1]). In diesem Leben ist kein größerer Jammer und Elend, denn die Schmerzen und Angst eines Herzens, das verlassen ist und keinen Rath oder Trost weiß. Es ist kein schwerer Leiden denn Traurigkeit des Herzens, denn das ist der Tod und die Hölle selbst. Da schließe die Hölle zu und den Himmel auf, wer da kann, auf daß ein solch schwach betrübtes Herz nicht gar dahin sterbe, wenn es die Sünde fühlet und darüber solche Marter leidet [2]). Unter den Schülern des Gesetzes sind solche, die es angreifen, martern sich mit harter Uebung, und fühlen doch in ihrem Innern, daß sie es mit Werken nicht können halten. Ein solcher bin auch ich gewesen, hab aber auch erfahren, wenn sie in Anfechtung fallen und der Tod sie schrecket, so wollen sie verzweifeln, fliehen vor Gott als vor dem Teufel, denn es ist kein Herz in ihnen, das da sagen könnte, ich glaube an Gott und vertraue ihm, daß er mir gnädig und barmherzig sei. Ja, bald die Heiligen angerufen: o heilige Jungfrau Maria, o St. Jakob, o St. Barbara, hilf mir! und können doch nicht gegen einen einigen Schrecken bestehen, arbeiten im Gesetz so lange, bis sie ihr Unvermögen sehen und daran verzweifeln, das Gesetz zu erfüllen [3]). In anderen Anfechtungen ist Rath zu schaffen, aber die Gebrechen des Gewissens, die Aengste des ewigen Todes, das sind die schwersten und gefährlichsten, denn da steht Seele und Seligkeit in Gefahr, wenn wir meinen, daß wir von Gott verlassen sind, unsre Sünde sehen, daß alle unsre guten Werke und Leben von Gott, dem zornigen Richter, verdammt und verworfen werden; ja daß wir nicht allein von Gott verlassen, sondern wegen der Sünde ganz verstoßen sind, daß er uns weder sehen noch hören will [4]). Was im Psalm stehet: du wirst ihn lassen eine kleine Zeit von Gott verlassen sein, das versteht kein Mensch auf Erden,

1) Kurze Ausleg. d. Jesaias zu Kap. 38, V. 21, Walch VI, 740.

2) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 36, V. 20—30; zu Kap. 45, V. 5, Walch II, 1471, 2476.

3) Ausleg. d. 1. und 2. Kap. Johannis, zu Kap. 1, V. 17, Walch VII, 1609.

4) Ausleg. d. 15 Lieder im höheren Chor zu Ps. 130, V. 1, Walch IV, 2818.

keiner kann es mit Worten erreichen. Denn von Gott verlassen sein, das ist viel ärger als der Tod. Die ein wenig davon erfahren haben, mögen etwas nachdenken; sichre, rohe, unversuchte Leute wissen und verstehen nichts davon [1]). Die sich von Gott verlassen halten und verzweifeln, fürchten sich vor jeder Creatur, erschrecken bei jedem fallenden Blatte, auch das Gute und Beste fürchten und fliehen sie. Ist das Gewissen recht getroffen und geschreckt, so wird der Mensch also bedrängt, daß er nichts thun, keinen Gedanken denken kann, den erschreckten Söldnern gleich, die ohne Hand oder Fuß zu regen vom Feinde sich hinwürgen lassen. Eine so greuliche Strafe folgt auf die Sünde, daß sich das Gewissen vor dem Rauschen eines Blattes entsetzt, das schönste von allen erschaffnen Dingen, das helle Tageslicht nicht leiden kann, das uns doch von Natur erquickt. Die Stimme des Gewissens ist nicht ein einzelnes, sondern ein Haufen von Uebeln, eine Lerna, eine Ilias malorum, ein feuerspeiender Kakus, ein bellender Höllenhund, eine wüthende Furie, ein höllischer Plagegeist. Ich bin ein Mönch gewesen, und hab in Stricken des Gewissens gelebt, dadurch die Menge der Menschensatzungen eine Sünde über die andre machte; wenn mir da jemand gesagt hätte, wie theuer ich den Frieden mit Christo erkaufen könnte, ich wollte auf mein Angesicht gefallen sein, wollte mein Leben gerne dahin geben, und nur allein um Errettung meines Gewissens gebeten haben [2])."

So handelte es sich bei seinen Selbstquälereien und den Schmerzen, die jetzt sein Herz durchschnitten, um die höchsten und tiefsten Fragen des Geistes und Gemüths, um ihre Lösung durch die Kraft des Christenthums, um die weitre Frage, ob diese Lösung möglich durch das Christenthum, wie es im Katholicism sich entwickelt, oder aber, ob das Christenthum in der Form des letztern seine ganze volle Kraft entfalte zur Befriedigung des echtesten und lebendigsten religiösen Bedürfnisses — ob der Katholicism, wie er war und bei den Gegensätzen, welche sich

1) Ausleg. des 8. Psalms zu V. 5 f., Walch V, 327.

2) *Rebenstock*, 1, 64. Ausleg. d. Genesis zu Kap. 3, V. 8, Walch I, 313. Kurze Ausleg. d. Jesaias zu Kap. 38, V. 17, Walch VI, 742. Ausleg. d. 15 Lieder im höheren Chor, zu Ps. 132, V. 16, Walch IV, 2953.

wider ihn erhoben und die Geister und Gemüther ergriffen hatten, noch immer genügte, wenn er es je vermocht, die tiefern religiösen Bedürfnisse zu befriedigen? Bis jetzt hatte Luther durch seine gänzliche Hingebung an das Kirchen- und Mönchthum mit seinen Lehren, Vorstellungen und Forderungen Befriedigung nicht gefunden, sie hatte ihm nur immer größere Qual bereitet. Er war weit entfernt von dem Gedanken, sich ihr entziehen zu wollen, Befreiung von ihr zu suchen, oder zu ahnen, daß er in dieser zugleich und nur in dieser die Befreiung von seinen Bedrängnissen finden, dort finden würde, wo er nichts als Trost suchte, nämlich in der Schrift. Zu dieser, zu anhaltender Beschäftigung mit ihr trieb ihn ein innerer Zug. Er las sie mit nichten so eifrig, um zu einer Lösung der Bande des Kirchen- und des Mönchthums, die ihn gefesselt hielten, zu gelangen, sondern nur, weil er an ihr sich zu erquicken dachte, indem er, ohne jene Banden als solche zu fühlen, von ihrer Last, die er ihnen nicht schuld gab, niedergedrückt wurde.

Die Bibel.

„Als ich ins Kloster gegangen war, erzählte er Freunden, forderte ich eine Bibel und die Brüder gaben mir eine. Sie war in rothes Leder gebunden. Ich machte mich so vertraut damit, daß ich von jedem Spruche wußte, auf welcher Seite, an welcher Stelle er stand. Hätte ich sie behalten, so würd ich ein trefflicher localis biblicus sein. Kein anderes Studium gefiel mir als das der heil. Schrift. Ich las eifrigst darin, prägte sie meinem Gedächtniß ein. Manchmal lag mir ein einziger sinnschwerer Spruch den ganzen Tag in Gedanken. Auch den bedeutsamen Worten der Propheten, deren ich mich noch wohl erinnre, sann und sann ich nach, obwol ich sie nicht zu fassen vermochte, z. B. wie man im Ezechiel liesest: ich will nicht den Tod des Sünders [1])."

Die Ordenssatzungen schrieben ein fleißiges Bibelstudium

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart, Nr. 168, S. 26; Nr. 79, S. 388 f. *Ericeus*, 171.

vor, allein Sinn und Brauch im erfurter Konvente stimmten mit der Vorschrift nicht überein. Die Bibel konnte dem Novizen freilich nicht verweigert werden, doch förderte man seine Beschäftigung mit derselben jedenfalls nicht, verübelte sie ihm, wie schon erwähnt wurde, und suchte ihn daneben auch jetzt schon auf die Studien hinzuleiten, welche in den Klöstern vorzugsweis getrieben zu werden pflegten. Wir werden unten Beweise davon erhalten. Anhaltende scholastische Studien begann er allerdings erst, nachdem er Profeß gethan. „Darnach erst (nachdem er sich «zur Bibel gewöhnt») las ich die Skribenten," sagt er. Allein da die Schrift doch von Anfang nicht der einzige Gegenstand seiner Studien blieb, so mag es sein, daß es schon von dieser Zeit zu verstehen ist, wenn er erzählte, daß er die aristotelische Physik mit ausnehmender Unlust getrieben, daß ihm dabei stets das Herz gebrannt habe, sich wieder zur Schrift zu wenden [1]).

Es war nun aber gar nicht so leicht für ihn, die Tröstungen und Aufschlüsse in der Schrift zu finden, welche er darin suchte. Seine Beschäftigungen mit ihr konnten ihn in der That nur äußerst langsam weiterführen. Zu Anfang hatte er mit dem Einlernen der Regel und ihrer vielfachen Vorschriften genug zu thun; weiterhin mußten ihn die Geschäfte und Uebungen, welche sie anordnete, welche die Brüder, wie wir sahen, ihm keineswegs erleichterten und die er sich selbst noch mehrte und erschwerte, sein Beten, Wachen, Kasteien fast ganz in Anspruch nehmen. Anleitung zum Schriftstudium und Verständniß fehlte gänzlich. Er bekam nicht den ursprünglichen Text, der ihm freilich auch nicht genützt hätte, da er noch kein griechisch und hebräisch gelernt hatte und sehr wahrscheinlich in Erfurt auch noch nicht einmal einen Anfang damit machte [2]). Man gab ihm

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. a. a. O. Tischreden, Walch XXII, 86.

2) Man will annehmen, daß er schon im Kloster zu Erfurt sogar fleißig hebräisch getrieben habe. Es kommt mir durchaus unwahrscheinlich vor, trotz Dem, was er in dem Schreiben an Lange (de Wette II, 203) sagt, worauf man sich beruft (Schott, Gesch. der deutschen Bibelübersetzung Luther's, 15). Er spricht da von einem hebräischen Wörterbuche, das er olim, ab initio in Erfurt gekauft. Allein dies ab initio bezieht sich nicht nothwendig auf seine erfurter Studien- oder Mönchszeit und steht keineswegs Dem entgegen, daß er das hebräische Wörterbuch, wovon er spricht, späterhin,

nur die Vulgata, obenein ein inkorrektes Exemplar, und daneben einen nur höchst mangelhaften Kommentar in die Hand, die Glossa ordinaria [1]). Es war ein weit besserer, der von Lyra, vorhanden, allein er ließ sich dawider einnehmen. Endlich las er die Schrift, erfüllt von vielerlei Voreingenommenheiten, worin er durch seine Umgebungen nur bestärkt werden konnte.

Die Scholastik, in welcher seine Irrungen doch ihren letzten Grund hatten, stützte sich, ihre Dogmen, die mönchischen Ansichten auch auf die Schrift, wobei sie die willkürlichste Exegese übte, wovon schon die Rede war. Die Beschäftigung mit der Schrift war ihren Meistern nur Nebensache, der Text nicht sowol Gegenstand, als nur Anknüpfungspunkt zu Disputationen. Einige wendeten ihre dialektische Methode auf die Auslegung an, die meisten gaben sich mit der letztern nur zum Behuf der Dogmatik ab, weshalb ihnen nichts daran lag, die Schrift mit ihrer Philosophie oder Theologie in irgend ein genaues und durchgreifendes Verhältniß zu bringen. Sie dehnten sie, wie Luther sagt, nach ihrem Wohlgefallen, und spotteten Derer, die ihre Ansichten auf die Schrift gründeten, indem sie vorgaben, mit unüberwindlicher Dialektik zu streiten. Jeder von ihnen versuche sein Glück an der Schrift, deute sie nach seinem Kopfe und zanke darüber mit den Andern. So gründeten sie die Lehre vom Meßopfer darauf, daß im Neuen Testamente Christus mit dem Könige und Priester Melchisedek verglichen werde, und darauf, daß dieser nach dem 110. Psalme Brot und Wein hervorgetragen habe

etwa 1511 oder 12, in Erfurt gekauft. Auch in einem der beiden letztgenannten Jahre (und 1515) ist er dort gewesen und um jene Zeit fing er an sich mit Ernst auf die Grundsprachen zu legen. Der Nachweis wird im dritten Buche gegeben werden. Schwerlich war auch ein erfurter Konventsmitglied im Stande, ihn anzuleiten. Selbst an der Universität war damals vom Hebräischen nicht die Rede. Emser wußte ein wenig, allein wenn Luther bei ihm hörte, so geschah es doch nur in lateinischen Vorlesungen, und wie hätte er als Student darauf kommen sollen, Hebräisch zu lernen, da er noch nicht einmal Griechisch lernte. Doch die gewichtigsten Gegengründe sind noch andere, worüber eine Bemerkung unten, Hauptstück III, Erfolgreiche Schriftstudien. Sollte er zu dieser Zeit Hebräisch getrieben haben, so blieb er jedenfalls noch so sehr in den Anfängen, daß es ihm nicht helfen konnte.

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. a. a. O.

u. s. f. [1]). Nun gebrach ihm aber nicht blos jedes Mittel, jene Willkür und den wahren Schriftsinn zu entdecken, sondern er fand selbst den hineingetragenen, ließ eben auf ihn sich hinführen und befestigte sich so gerade in dem scholastischen, auf die scholastische Exegese gebauten Dogmensysteme, indem er, wie er in einem Briefe von 1518 an Spalatin sagt, die Schrift nach den Lehren und Regeln der scholastischen Theologie handeln wollte [2]).

Es verhielt sich mit dem gesammten Kirchenthume nicht anders. Welchen Raum dabei die Ueberlieferung einnehmen mochte, es wurde zuletzt mit allen seinen Auswüchsen auf die Schrift gestützt, obwol nur so, daß diese auch hier nichts weiter als Anknüpfungspunkt war, weshalb die Auslegung nur zu häufig Verdunkelung oder Verdrehung sein mußte. Luther hat sich späterhin oft und stark darüber ausgelassen. Der Papst thue es den Scholastikern noch weit zuvor. In den Extravaganten deute er 2. Mosis 13, 13, wie man mit einem Schafe die erste Geburt von einem Esel lösen soll, dahin, daß ihm gebühre, die Gelübde zu ändern, im Dekret Jesaias 10, 15 die Säge, die ein Zimmermann zeucht, dahin, daß alle Kirchen dem römischen Bischofe unterworfen sein sollen, u. s. f. „Also haben uns unsere Heiligen den Psalm ausgelegt: Die Königin stehet zu deiner Rechten in köstlichem Golde, bekleidet mit Buntwerk, daß die Kirche habe einen gülden Rock, den Glauben oder die Liebe, wie sie wollen; aber der bunte Rock soll sein, daß man in einem Bisthum so viel Messen hält, in andern so viel Lektion in der Metten lese; diese führen die Chorkappen oben, die anderen unten; in dem Stift oder Orden hält man's so, im andern so." — Er nennt diese Exegese „Possen reißen in der Kirche." So gibt er unter Anderm in der Schrift: Von Menschenlehre zu meiden (1522), „Antwort auf Sprüche, so man führet, Menschenlehre zu stärken;" z. B. wer euch höret, der höret mich: „hier soll Christus uns zwingen (geben sie für), daß man ihr Menschen-

1) Ausleg. d. 22 ersten Psalmen, zu Ps. 22, V. 19, Walch IV, 1763 ff. Ausleg. d. Genesis, z. Kap. 14, V. 18, Walch I, 1365.

2) de Wette I, 128. Reuß, Die Gesch. der h. Schriften neuen Testaments, 148.

gesetz müsse aufnehmen." In der Antwort auf König Heinrich's VIII. von Engelland Buch wieder den Traktat von der babylonischen Gefängniß (1522) geht er davon aus, er habe in seinen bisherigen Schriften „zweierlei Sach" gehandelt, einmal von Glauben, Liebe, guten Werken u. s. f., sodann vom Papstthum, der Koncilien Artikeln, Ablaß, Fegfeuer, Messen, geistlichen Gelübden und dergleichen. „Diese Stück, sagt er von den letztern, sind außer der Schrift wie Unkraut auf den christlichen Acker gesäet." Um sie zu begründen, habe man die Schrift auf sie gezwungen und dermaßen verdreht, daß man sie ganz und gar „auf eitel Lügen getrieben." So sei es namentlich geschehen mit dem Hauptspruche: du bist Petrus, auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen, wo man aus dem Fels des Evangelii und Glaubens ein äußerliches Papstthum gemacht habe, u. s. f. Gerade Bezugnahme auf die Schrift und Zacharia's schlechte Exegese hatte Hussens Verdammung begründen müssen [1]). So war es kein Wunder, wenn Luther in seiner eifrigen päpstlichen Gesinnung, womit er die Schrift jetzt las, durch diese noch gestärkt wurde, zu deren richtigem Verständniß ihm, neben dem erforderlichen gelehrten Apparat, neben Kenntnissen und Anleitung, die höchstnöthige Unbefangenheit abging.

Das Letztere auch noch in einem andern Sinne. Die Schrecken, welche zunächst sein Mönchsgelübde veranlaßt, hatten ihn beim Nachsinnen über die Exempel des göttlichen Zorns ergriffen. Aus mehren seiner kaum erst angeführten Aeußerungen über seine innern Bedrängnisse ging hervor, daß sie eben über dem Lesen der Schrift bei ihm sich wiederholten. Gerade die Schrift enthielt jene Exempel und Aehnliches, dem er Tage lang nachsann, worüber er mit verdüsterten Sinnen brütete. Waren es Sprüche, die ihn hätten beruhigen müssen, wie der: ich will nicht den Tod des Sünders, so verfehlten sie doch des rechten Eindrucks, weil er sie nicht begriff, nicht zu vereinigen wußte mit den ihm Grauen erregenden von Sodom, von der göttlichen Gerechtigkeit, die ihm Donnerschläge waren, ihn mit einem Entsetzen erfüllten, das die Beruhigung weit überwog, die er in

1) Predigten über d. erste Buch Mosis, Plochm. XXXIV, 188. Plochm. XXVIII, 349. Walch XVI, 2563.

der Schrift suchte und bei ihrem Studium so gewiß nur auf Augenblicke fand, als seine Beängstigungen und Seelenkämpfe unter demselben fortdauerten. „Mir ist's, sagt er, in der Möncherei zum öftern widerfahren, daß ich diesen Psalm gelesen habe und das Buch aus den Händen legen müssen [1]).“ Er habe nicht gewußt, daß die darin enthaltenen Schreckworte nur dem stolzen verhärteten Haufen gelten sollten. Jener Psalm beginnt gerade: Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für. Allein er wußte sich diesen und ähnliche „süße Tröste“ nicht anzueignen. Er hielt sich ihrer wegen seiner Sünde unwürdig, wußte nicht, daß sie eben Denen gehörten, „die ihre Sünde erkennen.“ Freute er sich aber eines Trostworts, so erging es ihm, wie er's beschreibt: „wenn es dazu kommt, daß man im ernsten Kampf und Anfechtung des Gewissens des Evangelii sich behelfen soll, welches ist ein Wort der Gnaden, Trostes und Lebens, dann geschieht's gar oft und viel, daß dem Evangelio das Gesetz zuvorkommt, welches ist ein Wort des Zorns, der Traurigkeit und des Todes, und richtet im Gewissen einen Schrecken an, der nicht geringer, denn das greuliche Wesen am Berge Sina gewesen; also daß wol ein einziger Dräuspruch aus der Schrift alle andere Trostsprüche auf einen Haufen verdunkelt und unterdrückt und Herz und Gewissen so bestürzt macht, daß wir Alles vergessen, wie man vor Gott gerecht werden muß, was Gnade, Christus und Evangelium sei [2]).“ So empfänglich war er nach seiner Seeleneigenthümlichkeit für diese Schrecken, so tief und lange wirkten diese Jugendeindrücke nach, daß er noch in seinen letzten Lebensjahren den Zuhörern im Kollegium sagte, er lese die schrecklichen Historien der Schrift von den göttlichen Strafgerichten mit Fleiß, wiewol sehr ungern, denn der große Zorn Gottes, den man darin sehe, erfülle ihn mit Entsetzen [3]). Mit dem neuen Testamente war es nicht anders. Auch in ihm fand er Drohworte — der heil. Geist wird die Welt strafen um die Sünde u. s. f. — göttliche Strafgerichte, die Zerstörung Jeru-

1) Ausleg. d. 90. Psalms, zu V. 1. Walch V, 1096.

2) Ausführliche Erkl. des Galaterbriefs, zu Kap. I, V. 11 f. Walch VIII, 1675.

3) Ausleg. d. Genesis, zu Kap. 19, V. 1, Walch I, 1820.

salems u. a. „Ja, sagt er in einer Predigt der Kirchenpostille, was ist für eine ernstlichere, schrecklichere Anzeigung und Predigt Gottes Zorns über die Sünde, denn das Leiden und Sterben Christi, seines Sohns? Der Mensch, wo das Leiden Christi recht in sein Herz fällt, muß wol von ihm selbst darin sehen und fühlen, den unerträglichen Zorn Gottes über die Sünde, und davon erschrecket werden, daß ihm die Welt zu enge wird. Wie auch St. Bernhard zeuget, daß ihm selbst geschehen sei, da er das Leiden Christi recht angesehen, und spricht: Ach! ich meinete, ich wäre sicher, und wüßte nicht von dem Urtheil und Zorn, der über mich gegangen war, bis daß ich sahe, daß der einige Gottes Sohn für mich mußte dahin treten u. s. f. Denn es ist dies Bild so schrecklich, daß auch die Verdammten in der Hölle keine größere Pein und Fühlen Gottes Zorns und Verdammniß werden haben, denn von diesem Ansehen des Sterbens des Sohnes Gottes, welches sie haben lassen an ihnen verloren sein [1]).“ Wir werden unten noch vollständigere Beweise erhalten, daß das Neue Testament ihn durch einen Theil seines Inhalts ängstete gleich dem Alten.

Man wird es um so begreiflicher finden, daß eine lange Zeit verging, ehe die Schrift ihm Licht und Trost brachte oder auch nur aufhörte, wol gar seine Irrungen und Seelenleiden noch zu mehren, wenn man sich die Anfänge seiner Schriftstudien noch deutlicher zu vergegenwärtigen sucht, wobei man sich des Nachstehenden erinnern muß [2]).

Schon früh war der Text der heil. Schrift durch bewußte, in dogmatischem Anliegen vorgenommene Verfälschungen, und noch mehr durch Irrthümer und hineingesetzte Glossen, Recensionen und liturgische Zusätze vielfach entstellt. Aber auch der verdorbene Urtext wurde im Abendlande vergessen oder auch absichtlich hintangesetzt, indem lateinische, nach ihm gefertigte Übersetzungen an seine Stelle traten, den Rang der Urschrift, einen offiziellen kirchlichen Charakter erhielten. Nur in der Kirche wurde dem Volk Kunde aus der Schrift gegeben, und die lateinische war die Kirchensprache. Man gewöhnte sich schon im

1) Plochm. XIII, 116.

2) Vergl. Reuß a. a. O. 188, 227 ff. Schröckh XXXIV, 127 ff.

Alterthume von einer lateinischen Uebersetzung zu sprechen, machte eine gemeinschaftliche Benennung von sehr zweideutiger Gewähr — Itala — für alle wirklichen oder vermeintlichen Ueberreste jener Uebersetzung ausfindig. Namentlich durch Buchstäblichkeit verletzte sie den Genius der römischen Sprache, war theils aus einem ganz verwilderten Texte erwachsen, theils weiter verderbt. Die Kirche suchte zu helfen. Der römische Bischof Damasus veranlaßte den letzten, durch Sprachkunde befähigten, doch ängstlich rechtgläubigen, mönchisch gesinnten Kirchenlehrer des Abendlands, Hieronymus, sich des Geschäfts der Reinigung der Itala zu unterziehen. Das Ergebniß genügte nicht. Hieronymus begann eine ganz neue Uebersetzung aus dem Urtexte, kam jedoch nur mit dem Alten Testamente zu Stande. Er habe für eine Person genug, würde aber wohlgethan haben, sagt Luther von ihm, wenn er ein paar gelehrte Helfer zugezogen hätte [1]). Erst dem Papste Gregor dem Großen gelang es, dies Bibelwerk zu allgemeiner Aufnahme zu bringen, doch nur nachdem durch eine Menge von Aenderungen die Texte der neuen und der alten Bibel vermischt waren. Als die neue Ausgabe — fortan bekannt unter dem Namen Vulgata — die allgemeine wurde, glich sie sich selbst nicht mehr. Doch wurde sie seit der Zeit als einzige autorisirte Kirchenversion des römisch-hierarchischen Nutzens wegen festgehalten.

Die Auslegung der heil. Schrift befand sich das ganze Mittelalter hindurch bis zu dessen Ausgange in einem eben so trostlosen Zustande als die Textkritik, weil die erforderliche Sprach- und Alterthumskunde mangelte und die Exegese in den Dienst der über den Wortsinn der Schrift so weit hinausgegangenen Kirchenlehre gerathen war. Schon in den ersten Jahrhunderten waren verkehrte Methoden der Schriftauslegung aufgekommen. Im vierten machte sich wieder eine bessere geltend. Ein Jahrhundert später war sie vergessen und abermals nach hundert Jahren sprach die Kirche den Bannfluch über sie aus. Von den nach ihr gearbeiteten Werken erhielten sich nur die des Chrysostomus, nach dessen Sinne jedoch Alles „mönchisch hergehen" sollen, gerade wie Hieronymus „von nichts saget denn von sei-

1) Tischreden, Walch XXII, 5.

ner Andacht und die Jungfrauschaft und das Klosterleben über alle Stände lobet [1])." Von der Exegese der Scholastiker hörten wir eben erst. Im wissenschaftlichen Anliegen und in wissenschaftlicher Form geschah für die Schriftauslegung Jahrhunderte lang so gut wie nichts. Man wiederholte ältere Methoden, sammelte ältere oder auch neuere Erklärungen aus den Vätern, den Scholastikern, setzte dieselben an den Rand oder unter kleinere Abschnitte, buchstäbliche, den Wortsinn verdunkelnde moralische, mystische Ausdeutungen, und Parallelstellen und Glossen der Sprachgelehrten aus allen Zeitaltern und Wissensgebieten neben- und durcheinander, in bunter Unordnung und voller Widersprüche. So gelangten sie zwischen die Zeilen. Ein solches Werk war die aus dem 9. Jahrhundert von Walafried herrührende **Glossa ordinaria** über die ganze Bibel, die Hauptfundgrube der folgenden Jahrhunderte.

Der Erste, der nach so langen Zeiträumen wieder hebräische Sprachkenntniß zur Schriftauslegung mitbrachte, war der Franziskaner Lyra im 14. Jahrhundert, über den das **Si Lyra non lyrasset, Lutherus non saltasset** bekannt ist. Er verfaßte buchstäbliche Erklärungen über die ganze, moralische über einen großen Theil der Bibel. Fast volle vierzig Jahre arbeitete er an seinem großen Bibelwerke **Postillae** (erläuternde Anmerkungen) **perpetuae in Biblia**. Er hatte es 1330 vollendet, 1471 erschien es in fünf Foliobänden zum ersten Male zu Rom im Druck, dann zu Nürnberg 1492 und 1497; dann zu Basel 1498, 1501 und 1508. Lyra erhob sich, ob auch nicht sehr bedeutend, über die herrschende elende Methode. Nirgend will er etwas entscheidend behaupten, als was durch die heil. Schrift oder das Ansehen der Kirche bereits bestimmt ist. Die Kirchenlehre, die Väter beherrschen ihn noch so sehr, daß er z. B. 1. Mosis Kapitel 3, Vers 14 und 15: da sprach Gott der Herr zu der Schlange, und er soll dir den Kopf zertreten, nach dem gemeinen Brauch verfälschend auf die heil. Jungfrau bezog. Indeß war schon sein Reichthum für jene Zeiten von unendlichem Werthe. Er wendete doch großen Fleiß daran und bot viele Mittel dar, den Wortsinn zu erforschen und zur Anerkennung zu bringen,

1) Tischreden, Walch XXII, 69.

worauf um so mehr ankam, da die seit der Väter Zeiten herrschende Methode der mystisch-allegorischen Deutungen, wovon er sich freilich auch noch lange nicht losmachte, allein hinreichte, jedes echte Schriftverständniß unmöglich zu machen. Er leitete zuerst wieder auf einen richtigern Weg [1]). Mit Recht genoß er daher des bedeutendsten Ansehens. Zwei Jahrhunderte war er der exegetische Lehrer, sein Kommentar die Fundgrube der Exegeten. Und wie viele helle Gedanken kommen bei ihm vor. Er wagt es, dem Könige der Schule entgegenzutreten, ja er tadelt Thomas fast so oft, als er ihn nennt. An mehren Stellen gesteht er, daß die Vulgata vom hebräischen Texte abweiche. Zum zwölften Kapitel des Propheten Daniel bemerkt er, der Antichrist werde darum der Frauenliebe nicht achten, auf daß er ihm einen größeren Schein der Heiligkeit mache. An einer andern Stelle sagt er: die rechte Kirche bestehe nicht auf Menschen, Fürsten oder Prälaten ihrer Würde und Gewalt halben, „denn viele Fürsten und Bischöfe, selbst Päpste sind offenbar vom Glauben abgefallen, da ist die Kirche, wo rechte Erkenntniß Christi, der Wahrheit" u. s. f. Man bezog sich lutherischer Seits in der Apologie der Konfession darauf. In dieser habe man im Grunde nichts Anderes gesagt, als was schon Lyra mit den klarsten Worten ausgesprochen [2]).

Lyra also war es, durch welchen der junge, ohne Anleitung die Schrift studirende Noviz der erfurter Augustiner zu einem bessern Schriftverständniß hätte gelangen können, dessen Mangel ein Hauptgrund seiner Leiden und Irrsale war, die recht eigentlich daraus hervorgingen, und deren lange Dauer eben dadurch bedingt wurde, daß er sich so lange vergeblich abmühete, in den richtigen Wortverstand der Schrift, namentlich gewisser Stellen, einzudringen. Da nun, in solcher Noth, hätte ihm gerade Lyra, wie es späterhin geschah, die besten Dienste leisten können; allein er hielt sich an die verwirrende trostlose Glossa ordinaria und verachtete ihn, eben wegen des höchsten Vorzugs, den er vor den

1) Ausleg. d. Genesis, zu Kap. 3, V. 14 f. Walch I, 340, 352. Schröckh a. a. O.

2) Walch XVI, 1447.

übrigen Exegeten besaß [1]). In der Auslegung der Genesis sagt er's den Zuhörern, davon redend, wie oft der wahre Sinn der heil. Schrift durch allegorische Deutungen verfälscht sei. „Ich hab es euch oft gesagt, was es für eine Theologie war, da ich erstlich anfing, Theologie zu studiren. Der Buchstabe, sagten sie, tödtet. Darum war ich — so knechtisch hielt er sich an jedes Wort der Mönche und Scholastiker — vor allen Lehrern sonderlich Lyra feind, daß er so fleißig dem Text nachgehet und gern dabei bleibet. Nun aber ziehe ich ihn um deswillen allen andern Auslegern der Schrift vor [2])." Dazu dann Lyra's freie Aeußerungen. Sie hätten wol allein schon genügt, ihn zu vermögen, das Buch voll Schrecken und Entrüstung gleich Hussens Briefen aus der Hand zu legen.

Die nothwendige Folge war, daß er las und theils nicht verstand, theils mißverstand. In der Schrift an die Rathsherren läßt er sich darüber aus, wie nothwendig die Kunde der älteren Sprachen namentlich zur Schriftauslegung sei; wie häufig die Väter, deren Schriftauslegungen er schon in seiner Glossa ordinaria fand, darin gefehlt, weil ihnen Sprachkunde gemangelt. „Daher kommt's, daß sint der Apostel Zeit die Schrift so finster ist geblieben, und nirgend gewisse beständige Auslegung darüber geschrieben sind. Derhalben haben auch die Sophisten gesagt, die Schrift sei finster, und sehen nicht, daß aller Mangel liegt an den Sprachen. Darum ist das auch ein toll Fürnehmen gewesen, daß man die Schrift hat wöllen lernen durch der Väter Auslegen und viel Bücher und Glossen lesen. Man sollt sich dafür auf die Sprachen geben haben. Denn die lieben Väter, weil sie ohne Sprachen gewesen sind, haben sie zuweilen mit vielen Worten an einem Spruch gearbeitet, und dennoch nur kaum hinnach geohmet, und halb gerathen, halb gefeihlet. So läufest du demselben nach mit viel Mühe, und künntist dieweil durch die Sprachen demselben viel baß selbst rathen, denn der, dem du folgest. Denn wie die Sonne gegen den Schatten ist, so ist die Sprache gegen aller Väter Glossen." Die Väter hätten nur zu oft getappt wie der Blinde an der Wand, des rechten Texts

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. und Ericeus a. a. O.

2) Zu Kap. 9, V. 12—16, Walch I. 1945.

gefehlt und ihm in ihrer Andacht eine Nase gemacht [1]). Er empfand die Folgen bei seinen ersten Schriftstudien. Dem Prediger Salomonis wußte er lange ganz und gar nichts „abzugewinnen;" er verstand kein Wort, „so sehr war das Buch stracks wider den Text mit falschen Glossen gedeutet und zu Grunde verderbt." Die Väter legten es so aus, als werde darin „eine Möncherei gelehrt, wie man die Welt fliehen müsse." Hieronymus hatte durch seine Auslegung „die Jungfrau Blesilla zum Klosterleben überredet [2])." So mochte sie ihn in seiner mönchischen Ansicht leicht bestärken. In der Vorrede zu seiner kurzen Erklärung des Jesaias sagt er, „wer diesen Propheten auslegen will, muß die Grammatik vollkommen inne haben, woran es Augustino und andern großen Lehrern gefehlt, und die Historie, welcher derselbe fleißig nachgeht, wovon man wieder das Gegentheil bei Hieronymo sieht, der aber dafür hebräisch verstand [3])." Sehr oft ließ er sich späterhin darüber aus, wie die Väter die Schrift verdunkelten durch ihre allegorischen Erklärungen, ihre Weise, einen mehrfachen Schriftsinn anzunehmen, namentlich einen allegorischen, der dann nur ihre eigenen Gedanken und Einfälle enthalte, den sie solchergestalt in die Schrift hineinlegten. Er sei nun anfänglich, durch ihr hohes Ansehen bewogen, ganz in ihre Fußtapfen getreten. „Wenn ich in der Bibel las, achtete ich auf den Wortsinn nicht, sondern machte Alles nach ihrem Exempel zu eitel Allegorien." Origines und Hieronymus wären überall von der Historie gewichen, hätten sie den tödtenden Buchstaben und das Fleisch genannt, dagegen den höheren geistlichen Schriftsinn erhoben und durch ihre eigenen Gedanken von der Lehre und rechtem Verstand der Worte hinweggeführt. So hätten auch die Neueren in seiner Jugendzeit die Historie für ein todtes Ding erklärt und sich der allegorischen Auslegung beflissen, „und das ging auch mir, da ich jung war, sonderlich von statten." Er sage und wiederhole, daß er kein groß Gefallen an allegorischen Deutungen habe, die er freilich in seiner Jugend ausnehmend geliebt, weil er geglaubt habe, man müsse die ganze

1) Plochm. XXII, 186.

2) Vorr. zur Ausleg. d. Predigers Salomo, Walch V, 2011, 201

3) Eingang zu den Vorlesungen über den Jesaias, Walch VI, 12.

Schrift allegorisch deuten, wozu ihn der Väter Vorgang verleitet; allein ihr Exempel schrecke ihn, er habe über ihren Auslegungen nur seine Zeit verdorben und verloren [1]). Wir werden noch sehen, wie spät und schwer er sich von dieser Exegese losmachte, und völlig ist es nie geschehen.

Weiter ist hier auf Folgendes zu achten. Mehrmals in seinem Hause über Tische redete er „mit Seufzen und Schmerzen" von der Blindheit und Finsterniß seiner (Jugend-) Zeit und bemerkte unter Anderm, wie „die ehelosen Päpstler das Buch der Schöpfung sehr verachtet hätten und vor demselben eine Scheu gehabt, als vor einem Buche, das voller Unreinigkeit und Unzucht wäre, darum, daß es anders nichts lehrte, denn nur allein, wie die Patriarchen Kinder gezeuget und der Haushaltung gewartet hätten." In ähnlichem Sinne spricht er sich in seinen Vorlesungen über die Genesis an vielen Stellen aus. Er sagt freilich, die Kirche habe das erste Buch Mosis stets hoch gehalten, sofern es die ältere Menschheits- und Religionsgeschichte in sich fasse. Allein „die weltlichen Stände und Werke, das häusliche, bürgerliche, eheliche Leben wurden im Papstthume geringgeschätzt. Darum verstanden die Papisten die Dinge gar nicht, welche der heil. Geist von den Patriarchen schreibt, sahen sie wie kindische, verächtliche, fleischliche Dinge an, weil sie wider ihre selbsterwählte Gerechtigkeit und Heiligkeit waren. Die Größe der Patriarchen in menschlicher That und Tugend, in Leid und Hingebung war ihnen verborgen, um des einzigen Aergernisses willen, daß sie Ehemänner gewesen waren, Weib und Kind gehabt u. s. f. Darum konnten sie die Sterne, ja Sonne und Mond der schönsten Tugenden an den Patriarchen nicht sehen. Schon Augustin hatte nach seiner manichäischen Bildung Leben und Wandel derselben für unkeusch erklärt. Da meinten nun die Mönche, Abraham habe in Wollust gelebt, weil er ein Weib gehabt. Auch manche freche Juristen urtheilten von dem ersten Buch Mosis, es handle nur von der Juden

1) Ausleg. d. Genesis, zu Kap. 30, V. 9—11, Walch II, 814; zu Kap. 3, V. 23 f., Walch I, 428; zu Kap. 9, V. 12—16, Walch I, 922; zu Kap. 30, V. 9—11, Walch II, 814. Ausleg. über etliche Kapitel des andern Buchs Mosis, Plochm. XXXV, 24.

Kinderzeugen. Es ärgerte die Papisten, daß Moses so oft von den Patriarchen sage, daß sie Söhne und Töchter gezeugt, und so sprachen sie, das Buch der Schöpfung sei ein Buch, darin nicht mehr sei, denn daß die Patriarchen ihre Weiber zu lieb gehabt, und erklärten es für schandbar, daß Moses dessen so oft gedenke, wie denn die unreinen Herzen die höchste Keuschheit nicht ungelästert lassen können. Von Juristen und Theologen hab ich in Schulen solche Urtheile viel gehört. Solche Geschichten, wie die von der Sara im sechszehnten Kapitel des ersten Buchs Mosis, waren gar verachtet, weil sie wider das uneheliche Leben gehen, obwol an jenem Eheweibe mehr Tugenden zu finden sind, als in aller Mönche und Nonnen Leben. Die Geschichten der Väter, Abraham's, Isaak's, des ganzen jüdischen Volks hielten sie ganz gering als todte Historien, die eben geschehen wären und sie nichts mehr angingen [1]).“

Auch diese ganze Ansicht eignete oder eignete er sich nun noch mehr an. „Hieronymus hatte dieselben Gedanken, die ich auch vor Zeiten hatte, da ich ein Mönch war. Ich weiß mich zu erinnern, daß ich diese Historie (von Abraham und Melchisedek) in meiner Jugend auch gelesen habe; aber ich las sie wie eine Historie im Livius [2]).“

Wie hätte er bei solcher Eingenommenheit zu helleren Einsichten durch sein Schriftlesen rasch vordringen können! Er nennt die Bibel „das Haupt und Kaiserin unter allen Fakultäten und Künsten,“ meint aber auch, es sei „ein groß Wunderwerk Gottes Wort recht zu verstehen.“ Er sagt, „meine Theologiam habe ich nicht gelernt auf einmal, sondern ich habe immer tiefer und tiefer danach forschen müssen. Dazu haben mich meine Anfechtungen gebracht, denn die heilige Schrift kann man nimmermehr verstehen außer der Praktik und Anfechtungen.“ Es war jedenfalls nicht der kürzeste Weg, wenn ihn die innern Bedrängnisse, die zum Schriftstudium ihn trieben, zugleich zum Schriftverständniß führten [1]).

1) Besold's Vorr. zum letzten Theile der Ausleg. d. Genesis, Walch II. Ausleg. d. Genesis, zu Kap. 11, V. 12—26; Kap. 40, V. 1—5; Kap. 44, V. 1 f.; Kap. 26, V. 34 f.; Kap. 30, V. 14—20; Kap. 20, V. 2 f.; Kap. 4, V. 1; Kap. 5, V. 32; Kap. 16, V. 1. Walch I, 1080; II, 2302, 2392, 346, 834; I, 1977, 443, 654, 1460, 1463. Ausleg. d. 22 ersten Psalmen, zu Ps. 22, V. 19, Walch IV, 1761.

2) Ausleg. d. Genesis, zu Kap. 25, V. 1—4, Walch I, 2618, und zu Kap. 14, V. 19, Walch I, 1372.

Hindernisse. — Einsamkeit. — Askese. — Die Klosterzelle.

Wir haben hiernächst verschiedene Umstände zu beachten, die ihn gleichfalls hinderten, sobald einen Ausweg zu entdecken.

Um aus seinen Irrsalen herauszufinden, wäre der nächste Weg wol eben der gewesen, den er verlassen, statt seiner einengenden Vertiefung in einen einzigen Gedankenkreis, Wissenszweig und so beschränkten Lebensberuf anhaltende und möglichst vielseitige Beschäftigung mit der Wissenschaft, tieferes Eindringen in sie, und zwar draußen in der lebendigen Welt; ein frisches thätiges Weltleben, oder doch die Richtung des Geistes, die Vorbereitung darauf, wie es sein Vater mit ihm in Sinne gehabt. Eben dies möchte am gewissesten beigetragen haben, die Ueberspanntheit seiner Empfindung, Stimmung, Begriffe und Ansichten auf ein gesundes Maß zurückzuführen, ihn zurückzubringen von seinen geistigen Ausschweifungen, ihn von seinen Hirngespinnsten und Grillen zu befreien, seinen innern Zwiespalt aufzulösen. Bei seiner einseitigen Richtung und Bildung, seinem überreizten Gefühls- und seinem unklaren Gedankenzustande war die Klosterpforte dem eigentlichen Eingange in das Labyrinth zu vergleichen, in dessen äußere Gänge er während seiner Studienzeit gerathen war. Zwischen den todten Klostermauern und finstern Mönchsköpfen mußte es nothwendig mit seinen Bedrängnissen noch schlimmer werden. Die Welt mit ihren Verhältnissen, Freuden und Sorgen, ihrem ganzen Treiben, lag ihm im Argen, war ihm wenigstens gleichgültig geworden; die Klosterexistenz sonderte vom gesunden Verkehr mit ihr ab, stellte sich zwischen den Jünger und die so nöthige „Erfahrung,“ hinderte alle wahre berichtigte Kenntniß von ihr, bestärkte unvermeidlich

1) Tischreden, Walch XXII, 9, 17, 95.

in der von ihr abgewendeten, wol gar ihr feindseligen, jedenfalls trüben, einseitigen, übersteigerten Anschauung und Gesinnung.

Es gibt freilich, außer der Heiligkeitseinbildung, der mechanischen Frömmigkeit oder auch der Versinnlichung und dem Verzweifeln ein Drittes, wozu das Klosterleben zu führen, gerade aus heftigen inneren Kämpfen zu führen geeignet erscheint. War es nicht der stillen Betrachtung günstig? Hätte es den schwärmerischen Jüngling nicht auch in jene schwermüthig-süße Seelenruhe, jene Beschaulichkeit versenken können, in welcher nicht Wenige Frieden und Freude hinter Klostermauern gefunden haben? Manches begünstigte doch hier jene Erhebung des Geistes über Welt und Zeit, die in allem Irdischen nur das Vergängliche, Eitle, Unbedeutende erblickt, oder es nur anschaut als Irrsal, Fülle von Leid, Sünde, dem baldigen Untergange geweiht; die mit stolzer, ruhiger oder heiterer Weltverachtung, mit dem Bewußtsein des Glückes einer gefundenen Freistätte, mit Entzücken ob dem stets vor dem Geistesauge schwebenden Urquell alles Lebens, ob der Hoffnung der Triumphe der Frommen in der Ewigkeit, mit dem freudig-stolzen Bewußtsein erfüllt, frei zu sein von der nie befriedigten Weltliebe und Lust und der Furcht vor Leid und Tod, Herr zu sein über die sinnlichen Triebe, das irdische Werkzeug der Seele, den Engeln gleich schon im Leibesleben.

Das Bild eines solchen Daseins scheint ihm vorgeschwebt, Sehnsucht danach ihn zum Kloster mit hingezogen zu haben. Auch blieben ihm die Seelenzustände, die ein solches geistlich schauendes und befriedigtes Leben voraussetzt, nicht immer fremd; er war nicht ohne Empfänglichkeit für sie. Doch jetzt! — eben jetzt mangelte bei ihm die erste Bedingung ihres Eintretens, eines solchen Stilllebens, die Ruhe, um Alles, was im Kloster zum Seelenfrieden wirken mochte, zu benutzen. Er trat im Zustande der höchsten Zerrissenheit und Uebersteigerung in dasselbe ein. Eben das Stürmische seines Dranges nach innerem Frieden stand entgegen, daß er diesen sobald hätte finden mögen. Er hatte das beschauliche Leben erwählt, ohne die besondere Anlage zu besitzen, die nicht fehlen darf, wenn die demselben angemessene Stimmung in der aufstrebenden Kraft jugendlicher Jahre dauernd sich soll einstellen können. Er hatte vom thätigen Leben sich abgewendet, doch nur in scheinbarer Ermattung oder Thatenunlust. Seine Anlage ging auf vollkräftige Thätigkeit, und auch jetzt waren es Thaten, Thaten des Geistes, Seelenarbeiten, worauf er sich mit ganzer Kraft, strebend und ringend, nur in einer anderen als der ihm von außen angewiesenen Bahn, geworfen hatte. Offenbar herrschte die Einbildungskraft mit großer Gewalt in ihm, erfüllte ihn ein lebhaftes Gefühl, ein starkes Gemüthsbedürfniß; allein neben diesem war in gleicher Stärke ein Bedürfniß der Vernunft, etwas Sicheres zu besitzen, bei ihm vorhanden, sodaß er ein ganz Anderer als so Viele in das Kloster eintrat, dessen Umgebungen und Mittel doch nun nicht die geeignetsten waren, besonders für das letztgenannte Bedürfniß Befriedigung zu gewähren.

Freilich, es bot Einsamkeit, Stille und somit Muße und Gelegenheit zum Nachdenken und Forschen, zum Sammeln, zur Selbstbetrachtung, zum Lernen, zur Geistes- und auch zur Charakterbildung. Allein die Einsamkeit ist dem Grübeln förderlicher als dem Denken, wenn dieses, wie es eben bei ihm jetzt der Fall war, den nöthigen Stoff an gegenständlicher Wissenschaft nicht findet. Ein starker Geist zerbricht auch wol durch sein eigenes Bemühen die Fesseln, die ihn gefangen halten; doch mag es sein, daß die daran gesetzte Kraft zum Theil besser hätte verwendet werden können. Ein verdunkelter Geist findet auch wol in seiner eigenen Tiefe den Gedanken, der ihn zum Lichte emporhebt, doch schwer. So war es bei Luther. Die Erleichterung durch Lehre und Mittheilung ging ihm gar zu sehr ab, und sie wäre ihm eben jetzt bei seinen Zuständen so nöthig gewesen, wo es weniger auf reines Denken als auf ganz andere Dinge ankam. Er hatte dem Unterricht, dem fördernden Verkehr mit den besten Männern der Wissenschaft in Erfurt entsagt, auf das Selbstlernen zu sehr sich beschränkt: zu sehr aber fehlten die Vorkenntnisse und Mittel dazu. Er wollte Gottes Wort aus der Schrift lernen. Da wäre es auf Kunde der Grundsprachen, der biblischen Kritik, der Hülfswissenschaften zum Schriftverständniß angekommen. Eben zu jener Zeit geschah und war dafür schon viel geschehen, namentlich von Seiten der Humanisten, und er wendete ihnen und den Gegenständen und Ergebnissen ihrer Studien den Rücken. Alle Förderung, die er daraus hätte entnehmen können, entging

ihm nun. Wie viel früher würde er außerhalb des Klosters zu einer richtigern Würdigung eines Lyra gelangt sein, wie viel bessere Hülfsmittel als die Glossa ordinaria besaß man draußen schon. Welch eine gänzliche Blindheit umnachtete seinen Geist. Wie nahe lag ihm doch der Faden, der ihn aus dem Irrgewinde herausgeführt hätte. Was ihm fehlte, war eine tiefere, innerlichere Auffassung der christlichen Wahrheit und Frömmigkeit. Die Grundstoffe zu einer solchen hätte er draußen finden mögen; sie waren im Gedankenkreise der Zeit vorhanden, schon in jener verbreiteten Ansicht, daß Alles ankomme auf die Gesinnung, nichts auf die Werke. Er würde sie tief haben durchbilden können, wäre vielleicht seinen spätern dogmatischen Einseitigkeiten nicht verfallen. Und selbst die theologischen Begriffe, die er späterhin im Kloster allerdings auffaßte, an die der Umschwung seiner ganzen Denkart sich anknüpft, aus welchen er mühsam seine Theologie schuf: die Wesel und Wessel hatten sie längst entfaltet. Zu allernächst kam es bei ihm nur darauf an, einzusehen, daß Gott lediglich den Unbußfertigen zürne, wenn er überhaupt zürnte, nur auf eine richtigere Auffassung des biblischen Begriffs der göttlichen Gerechtigkeit. Und fast nur Sprachkunde fehlte ihm, um dazu zu gelangen. Ihr Mangel verschloß ihm das gesuchte Verständniß. Nun konnte er nur grübeln, und je mehr er den Exempeln der göttlichen Strafgerichte nachgrübelte, desto dunkler ward es ihm vor den Augen, desto trostloser wurde sein Zustand. Nur dahin konnte es führen, wenn er Tage lang einzelnen Sprüchen nachdachte, die er nicht verstand und durch Grübeln nicht verstehen lernen konnte. Gerade das Mönchthum hatte, wie schon erwähnt, von jeher den Grübelgeist der Scholastik genährt, er konnte ihr im Kloster auf die Länge nicht entgehen und sie war ihm hier viel gefährlicher, als sie ihm an der Universität hätte sein können. Es war seine Erfahrung, wenn er sagte, „je mehr man seinen Gedanken nachhängt, desto weniger kann man sich ihnen entschlagen, sondern wird ihrer, wie in einem Labyrinth beschlossen, nimmer ledig [1]).“ Was ihm fehlte, waren Kenntnisse und Klarheit, nur die Wissenschaft konnte sie ihm geben, und schon an der Universität wäre derselben so viel mehr

1) Kurze Ausleg. d. Jesaias, zu Kap. 36, V. 11 f., Walch VI, 597.

zu finden gewesen als im Kloster. Es war eine Zeit, wo die Literatur sich noch immer schwer und langsam verbreitete, wo ein großer Theil des vorhandenen Wissens noch bei einzelnen Lehrern aufgesucht werden mußte, wo selbst noch an keiner einzigen Universität für alle Wissenschaften gleichmäßig und genügend gesorgt war, wo den Forschlustigen und Wißbegierigen jede Stadt und selbst das Vaterland zu enge wurde, sodaß sie wanderten von einem zum andern Orte und Lande, suchend nach Begriffen, Anschauungen und Kenntnissen; wo bei der Dürftigkeit der literarischen Hülfsmittel auf den mündlichen Unterricht so viel mehr ankam. Welch ein Schaden, daß er in einen so engen Kreis sich festbannte! Es sollte Alles oder doch das Meiste aus ihm selbst kommen; allein diese Entwickelung konnte nur eine langsame sein und schloß die Gefahr der Einseitigkeit im höchsten Maße in sich. Er sollte die ganze Entwickelung der Kirche selbst durchleben, aber freilich mußte er dabei alle ihre Irrwege gehen, alle ihre Schmerzen leiden.

Die Einsamkeit, weil sie den Blick zu überwiegend stets nach Innen kehrt, führt noch eine andere verwandte Gefahr mit sich, die der Selbstquälerei. Bei sittlich zart organisirten Naturen, bei phantasiereichen Menschen, zumal bei überspannten jungen Leuten ist diese Gefahr doppelt groß. War Luther ihr schon als Student verfallen, so mußte sie sich jetzt für ihn verdoppeln. Er verkannte späterhin den Werth der Einsamkeit nicht, aber Warnungen vor ihr und den „Spekulationen,“ denen sie Raum und Anlaß gebe, kommen in seinen Schriften doch weit häufiger vor. Er spricht aus seiner eigenen, zu dieser Zeit namentlich gemachten Erfahrung, wenn er z. B., nachdem er von seiner Traurigkeit, seinen Anfechtungen gesprochen, hinzusetzt, „darum wer mit dem Geiste der Traurigkeit geplagt wird, der soll aufs Höchste sich hüten und vorsehen, daß er nicht allein sei;“ oder wenn er sagt: „es geschehen viel mehr und größere Sünden, wenn die Leute allein sind, denn wenn sie sich zu anderer Leute Gesellschaft halten. Die Einsamkeit macht lauter Traurigkeit. Der Einsame hat arge, böse, beschwerliche Gedanken. Ist man allein, da denkt man einem Dinge emsiger nach, und macht Alles größer und ärger als es ist. Es ist über die Maßen gefährlich und schädlich, daß ein Mensch, der Anfechtung hat und

traurig ist, allein sei. Darum haben die Stifter der Mönchs- und Nonnenörter unzählig vielen Menschen Ursach gegeben zu verzweifeln. Dem erschreckten und von Sünden geplagten Herzen ist nicht zu Sinne, daß ihm Gott gnädig und barmherzig sei, sondern es steckt schlecht solcher Gedanken voll, daß Gott mit den Sündern zürne, sie anklage und verdamme. Wo der Glaube nicht zu Hülfe kommt, der dem Gewissen aufhelfe, oder etwa ein Bruder vorhanden ist, der mit Gottes Wort den tröste, der vom Gesetz also zerschlagen ist, so folget gewiß Verzweiflung." Dem jungen Fürsten Joachim von Anhalt schreibt er einst (1534), seine ganze Familie neige zu einem stillen eingezogenen Wesen, an seiner Leibesschwachheit — wovon die Rede ist — möge auch wol ein schwer Gemüthe Schuld sein; er ermahne ihn daher, als einen jungen Mann, immer fröhlich zu sein, zu reiten, zu jagen, gottseliger und munterer Gesellschaft sich zu fleißigen. „Denn es ist doch ja die Einsamkeit oder Schwermuth allen Menschen eitel Gift und Tod, sonderlich einem jungen Menschen." Ebenso spricht er sich gegen Hieronymus Weller aus, beräth er ihn. Erinnern wir uns, was er über den Zwang gesagt, den die Mönche an der Jugend geübt, wie sie dieselbe eingefangen, gleich Vögeln im Bauer gehalten und mit Niemandem reden lassen. Es bezieht sich wol gerade auch auf die Novizen. Noch am Abend vor seinem Tode kam er mit den Worten zu Tische: „Allein sein bringt nicht Fröhlichkeit [1])."

Die Einsamkeit wurde ihm „Gift und Tod" um so mehr, weil die Askese hinzutrat. Von jeher wurden die Einsiedler und Mönche durch Schreckgebilde der Phantasie geängstet, durch Träume und Gesichte beunruhigt, waren Klagen über fortwährende Anfechtungen bei ihnen gewöhnlich. Das Wachen, Fasten u. s. f. wirkt physisch und psychisch darauf hin; Luther war ein vollkräftiger junger Mann, und um so schlimmer [2]). Um so vergeblicher sucht die Askese Ertödtung der Sinnlichkeit, da sie diese

1) Tischreden, Walch XXII, 1256, 1293 f. Ausführl. Erkl. des Galaterbriefs, Walch VIII, 2271. de Wette IV, 543. Mohnicke, Luther's Lebensende, XVII.

2) Ueber Luther's Körperkonstitution, Krankheiten und Tod, von Augustin, im neuen hanöverschen Magazin, 1797, Stück 99—102.

gerade reizt oder erhöht, sowol durch die Ueberspanntheit, welche sie erzeugt oder mehrt, als durch die Leere und Abspannung, die ihre Uebung zurückläßt. Die Berührungen mit den Verhältnissen des Lebens sind durchaus geeignet sittlich zu kräftigen, indem sie rechtem Wollen einen Gegenstand, der Kraft ein Feld gesunder, reeller Thätigkeit bieten, in welcher sich dann auch ein Bewußtsein zunehmender Tüchtigkeit entwickeln, sittliche Reinheit und Größe sich bewähren und empfunden werden kann. Die mönchische Askese erstrebt die innere Umwandlung ohne die Uebung und die Erprobung durch äußeres Handeln und richtet, indem sie von einem falschen Begriffe der Tugend und Reinheit ausgeht, das Wollen auf ein Hirngespinst, die Kraft auf ein Ziel, das so oft entschwindet, als es scheinbar erreicht wird, und weil durch sie nur Scheinbares erreicht wird, reibt sie die Kraft auf und erfüllt nur mit dem Gefühle der Nichtbefriedigung, es wäre denn, daß der Asket so fest auf ihre Verdienstlichkeit schon an sich selbst vertraute, wie es bei Luther eben nicht der Fall war.

Wie deutlich hat er das Alles auch späterhin erkannt. „Den Fehl und Mangel, sagt er z. B., haben alle Werke, die man vornimmt, Gottes Zorn damit zu versöhnen. Sie bringen das Herz in größere Zweifel und Angst, als worin es zuvor war. Die Anfechtungen verursachten im Papstthum Viele, Mönche und Nonnen zu werden, denn sie hofften, derselben los und fromm zu werden, wenn sie mit heiligen Leuten umgingen und ohn Unterlaß Gott dienten. Es geschah aber gemeiniglich, daß zu den vorigen Anfechtungen noch andre viel schwerere kamen, dann viel fasten, Gebete und andere Uebungen konnten dieser Krankheit nicht helfen; sie gleichen der Speise, die den Hunger nicht stillt, sondern reizt und größer macht. Wenn wir bei den Leuten bleiben und Gemeinschaft mit ihnen halten, da lernen wir die Sünde der Unzucht, des Zorns und dergleichen andre böse Lüste zwingen, brechen und widerstehen. Tödten das Fleisch muß zugehen zuerst durch den Geist im Glauben, daß man den Lüsten feind werde, darnach mit Arbeit, Mühe, Sorgen, wie es haußen die Leute haben. Keine greulichere Stärkung des Fleisches unter dem Himmel, denn in Klöstern. Da ist ein faul sicher gut Leben, während sie es ein Kasteyleben rühmen. Ich hab's auch gesehen und versucht, so fast als kein andrer. Die,

welche Denen, so ihre Sünde gebeichtet haben, rathen, daß sie mit fasten, kasteien u. dergl. büßen oder in ein Kloster gehen sollen, ein keusch Leben darin zu führen, thun nichts anders, denn daß sie dieselben in viel größre Sünde und Greuel führen, sie aus einem geringen Unglück erretten und dem Tode in Rachen stoßen, aus einem kleinen Wasser in das tiefe Meer senken [1])." Er sprach so aus Erfahrung, die er eben jetzt machte. Gerade durch die Mittel, welche er anwendete, seiner Seelenqual ledig zu werden, vergrößerte er dieselbe. Nur zu geeignet war die dumpfe Luft zwischen den finstern Klostermauern, das Beten, Fasten, Wachen, gebotne Schweigen, die Stille und Einsamkeit der Mönchszelle, seinen Trübsinn und seine Aengste, seine Unklarheit und seine Exaltation noch recht sehr zu vermehren und zu verschlimmern.

Sie ist noch erhalten, die enge Zelle, mit dem einzigen Fenster, das in den beschränkten rings umschloßnen Klostergarten öffnete — nur war sie kahl und schmucklos, als er sie bewohnte — die Marterkammer, in welcher er so oft, so schmerzlich gelitten, die stumme Zeugin von den angestrengtesten Geistesmühen, von den gewaltigen Kämpfen, in welchen die Riesenkraft lange vergeblich rang, welche die Welt erschüttern sollte, die geweihte Stätte eines edeln Geistes in der Zeit, wo er am tiefsten umnachtet war und sodann die ersten Lichtstrahlen seine Finsterniß durchblitzten. Doch verging bis dahin noch eine geraume Zeit [2]).

Mönchische Umgebung und Anleitung. — Der Präceptor. — Die Brüder.

Unter den Hindernissen und Hemmungen seines Fortschreitens zum Schriftverständniß, zu berichtigten religiösen Begriffen,

1) Ausleg. d. Joel zu Kap. 2, V. 25 f., Walch VI, 2299. Ausleg. d. Genesis zu Kap. 42, V. 22—24, Walch II, 2203. Von den Klostergelübden, Plochm. XXIX, 326. Ausleg. d. 51. Psalms zu V. 13, Walch V, 873.

2) Abbildung und Beschreibung der Zelle und Reliquien, welche in ihr aufbewahrt werden, im Reformationsalmanach von 1821. Sie paßt noch, so viel ich mich von einer Reise im Sommer 1843 entsinne. Vergl. das Lutherbüchlein von Holzschuher über das neben dem Waisenhause, wozu das Kloster schon länger dient, errichtete Martinsstift.

zur Geistesklarheit und zum Seelenfrieden waren seine mönchische Umgebung und die mönchische Anleitung, welche er empfing, nicht die geringsten. Dieser Anleitung, der Lehre des Präceptors, welchem er überwiesen war, konnte er nicht entgehen, und eben so wenig dem Gedankenkreise der Brüder, an welchen ihn die Vorlesungen bei den Mahlzeiten, die Unterredungen mit ihnen fesselten. Hiervon zuerst.

Ein Vorgang, von welchem sich eine Nachricht erhalten hat, veranschaulicht sehr deutlich das Leben und Treiben, die Vorstellungen und Gesprächsgegenstände der jungen Mönche, deren Luther einer war. In der kleinen Antwort auf Herzog Georg's nächstes Buch erzählt er selbst von einem Ausfluge, der wol Terminirens [1]) wegen gemacht wurde, nach dem zwei Meilen von Erfurt gelegenen Arnstadt. Er befand sich im Barfüßerkloster. „Da saß über Tische Doktor Heinrikus Kühne, ein Barfüßer, den sie für einen gar besonderen Mann hielten, und preisete uns daher, wie ein köstlich Ding der Ordensstand wäre vor andern Ständen, darum, daß dieser Taufe halben ein solch Vortheil darinnen wäre, wenns einen schon gereuet hätte, daß er ein Mönch wäre worden, und damit alle seine vorige gute Werke und Leben verloren, so hätte er noch das zuvor, wo er umkehrete und von neuen an einen Vorsatz nähme. Er wollte, wo er nicht ein Mönch wäre, noch ein Mönch werden; so wäre dieser neue Vorsatz eben so gut, als der erste Eingang gewesen, und wäre von neuen eben so rein, als käm er aus der Taufe, und solchen Vorsatz möchte er, so oft er wollte, erneuern, so hätte er immer wieder eine neue Taufe und Unschuld bekommen u. s. f. Wir jungen Mönche saßen und sperreten Maul und Nasen auf, schmatzten auch für Andacht gegen solcher tröstlichen Rede von unser heiligen Möncherei. Und ist also diese Meinung bei den Mönchen gemein gewesen [2])."

Von der letztern wird unten die Rede sein. Man sieht, wie sehr die Mönchsvorstellungen und Ansichten nach allen Seiten

1) d. h. Bettelns, von den „Terminen," d. h. den für die Einsammlungen der Bettelmönche bestimmten Bezirken. Gretschel, Kirchliche Zustände Leipzigs, 145.

2) Walch XIX, 2307.

ihn einnahmen und wie es zuging, wie die jungen Mönche in die Schule genommen wurden. Auch noch eine andre Aeußerung von ihm gehört hieher. Von seinem Mönchsleben redend sagt er in der Auslegung der Genesis, „wir verließen uns auf unser Kreuz und Marter, und meinten, wir säßen Gott auf seinem Schooß [1])."

Die Unterredungen und Disputationen der jungen und der älteren Brüder führten auf dergleichen Ansichten und Einbildungen, oder bestärkten darin. Die Gegenstände derselben waren ohne Zweifel meistthin eben so seltsam als unfruchtbar. „Wir lasen und disputirten täglich von Gottes Wesen," sagt er, doch habe er den Artikel ebenso wenig verstanden als alle Mönche und Doktoren; von der Lehre der Schrift sei nicht die Rede gewesen. Alle Worte und Werke der Eheleute wären zu Todsünden gemacht. „Und ich selber, da ich noch ein Mönch war, bin auch derselbigen Meinung gewesen, nämlich, daß der Ehestand ein verdammter Stand wäre. Wir pflegten davon zu disputiren: Ob es sich auch geziemen möchte, daß einer eine fromme ehrliche Jungfrau liebe, und sie zum Eheweibe begehre? Item: Ob es auch Sünde wäre, daß der Mann mit seinem Weibe scherzet? Und ich verwunderte mich des Spruches Bonaventurä, welcher unter den Mönchen der heiligste gewesen, sehr, da er saget: Das ist keine Sünde, wo einer irgend um eine Jungfrau werben lässet, und sie zum Weibe begehret zu haben: ja, man mag solches mit Recht wol thun." Da erzählt er denn aber auch, sehr wohl erinnere er sich, wie die mönchische Ansicht selbst die Laienstände dermaßen beherrscht habe, daß die Ehemänner über ihr eheliches Leben in der Beichte oft als über schwere Sünde jämmerlich geklagt, und so sehr hätten die Mönche ihre Ansicht auf die Spitze getrieben, daß die Barfüßer, wenn eine ehrsame Matrone oder fromme Jungfrau über ihren Kirchhof gegangen wäre, denselben sofort mit Besen gekehrt und die heilige Stätte mit Feuer gereinigt hätten. „Vor Zeiten war eine Frage in den Klöstern unter den jungen Mönchen, was Christus in seiner Kindheit gethan hätte, wovon die Mönche ein eigen Buch gedichtet haben, da sehr viel ungeschickte Narrentheidinge

1) Walch I, 2160.

inne sind." Noch in späteren Jahren sprach er davon. Er glaube es auch, Jesus habe seiner Mutter als ein gehorsam Kind im Hause arbeiten helfen, bisweilen Wasser geholt u. dergl. Allein das Buch von der Kindheit des Herrn sei „gar zu gering," weshalb es die alten Dekrete auch als ein unnützliches verwürfen. Ein Lieblingsgegenstand der Unterredungen war das beschauliche (spekulative) und das Weltleben, die „Gesichte und heimlichen Offenbarungen," womit die Eifrigsten zu schaffen hatten, und die sie sich wünschten, wie sie denn auch wol ihre Träume niederschrieben [1]).

Man darf auch nicht glauben, daß er in seinem Novizenjahre allein die Schrift gelesen hätte. Wir können nicht zweifeln, daß ihm die Hauptbestandtheile der Klosterbibliothek, die „schädlichen Mönchsbücher," die Legenden der Heiligen, die Lebensbeschreibungen der Väter, die himmlische Fundgrube und ähnliche eben jetzt in die Hand gegeben wurden, was denn gleichfalls seine mönchische Anschauung noch bereicherte und ihn darin bestärkte. Eine Aeußerung von ihm setzt es aber auch außer Frage, daß er dogmatische Schriften las, und daß sein Präceptor doch Sinn gehabt zu haben scheint für ein ernsteres und gediegeneres Studium und ihn darauf hinleitete. Bugenhagen gab 1532 Schriften von Athanasius heraus, Luther schrieb eine Vorrede dazu und sagt in dieser, ganz besonders habe ihn das Gespräch des Athanasius mit Arius vor dem Richter Probus erquickt, denn es habe ihm das süße Andenken erneut, daß er dies Gespräch im ersten Jahre seines Mönchsstandes zu Erfurt mit großer Begierde und Freude gelesen; sein Klosterpräceptor, ein ohne Zweifel rechtschaffener Christ, obwol er in der Kutte gesteckt, habe es, von seiner Hand abgeschrieben, ihm zu lesen gegeben [2]).

Der Präceptor scheint hiernach gut gewählt gewesen zu sein und eine Ausnahme von der rohen Mehrzahl der Konventsmit-

1) Ausleg. d. 14.—16. Kap. Johannis, zu Kap. 14, V. 13 f., Walch VIII, 153. Ausleg. d. Genesis zu Kap. 26, V. 8; zu Kap. 19, V. 14, Walch II, 143; I, 1881. Hauspostille, Plochm. II, 7. Mathesius, 12. Predigt.

2) Walch XIV, 298.

glieder gemacht zu haben. Allein auch er war Mönch und wahrscheinlich ein eifriger, gänzlich in mönchisch-scholastischer Ansicht befangen. In dieser wurzelten aber Luther's Irrungen: so konnte er ihn auf keinen Ausweg hinweisen, oder vielmehr, auch er führte ihn noch weiter hinein und war, wie wir sogleich sehen werden, ebenso wenig als irgend ein andrer Bruder des Klosters im Stande ihn wirksam zu berathen und zu trösten.

Wie oft hat er es doch ausgesprochen, unendlich viel sei am Worte eines Bruders in Bedrängnissen gelegen, wie die waren, die ihm jetzt so unsäglich zu schaffen machten. Wir kommen noch darauf. Allein er hatte dabei stets ein rechtes Wort aus der Schrift im Sinne [1]), und eben daran war bei den erfurter Augustinern so wenig zu denken. Unter ihnen war keiner, der ähnliche Kämpfe durchzumachen gehabt, ähnliche Zustände an sich erfahren hätte. Sie waren „gute sichere Leute, des sanften Pfaffen- und Klosterlebens wohl gewohnt, die niemals ihr Lebelang keine rechte geistliche Anfechtung geschmeckt," die mit ihrer Sündenlast durch die Mönchswerke leicht fertig zu werden gewußt, es sich nie hatten „mörderisch sauer" werden lassen und in der Einbildung mönchischer Heiligkeit sich wiegten. Mehr oder minder gilt dies von Allen, auch von seinem wohlmeinenden Präceptor. Er sagt in den Resolutionen zu den Ablaßthesen, wovon weiter unten die Rede sein wird: „nimm einen wahrhaft Bußfertigen vor dich, so wirst du sehen, daß er so eifrig an sich selbst Rache sucht, weil er Gott beleidigt hat, daß du nothwendig Mitleid mit ihm haben mußt, ja daß es nöthig ist, ihm Einhalt zu thun, daß er sich nicht selbst verderbe [2])." Ein solcher Bußfertiger war er in jener Zeit. Mag sein, daß sie ihm Einhalt zu thun suchten, aber Niemand vermochte es, Niemand verstand ihn. Sie hielten seine Anfechtungen, seine Selbstanklagen für thörichte Einbildungen, Grillen eines excentrischen Kopfes, was sie zum Theil auch waren, konnten ihn aber nicht darüber aufklären, denselben entreißen, weil sie in den tieferen Grund und Zusammenhang nicht hineinblickten, weil sie selbst auf die Bußübungen und die Ansicht von deren Werthe, woraus seine Irr-

1) Ausleg. d. 90. Psalms zu V. 7, Walch V, 1130.

2) Walch XVIII, 457.

sale großentheils hervorgingen, ihn hinleiteten, indem dieselben Begriffe freilich bei ihm und bei ihnen nicht zu denselben Folgen führten. Cochläus will wissen, die Brüder hätten geurtheilt, er wolle etwas vorstellen durch Singularität, habe Verkehr mit einem unsichtbaren Teufel oder leide an der Fallsucht; als man einst in der Messe das Evangelium von der Austreibung des Satans aus dem Taubstummen gelesen, sei er auf dem Chore plötzlich niedergestürzt, unter dem Ausrufe, ich bin es nicht, bin es nicht [1]). Man erkennt leicht, wie viel Wahres oder Wahrscheinliches darin liegt. Jedenfalls geht daraus hervor, daß ihn die Brüder mißverstanden, und es war natürlich, daß sie bei seinem ungewöhnlichen Gebahren Mönchsgedanken hatten. Es wurde erwähnt, daß er seine Bedrängnisse bisweilen weder sich noch Andern zu erklären gewußt und dann geglaubt habe, sie wären die größesten und nur er von Allen erleide sie. Die Beziehung tritt durch die nachstehenden Aeußerungen von ihm noch deutlicher vor die Augen. „In den hohen Anfechtungen, darin ich gewesen, die meinen Leib gar verzehrten, daß ich nicht wohl Athem hatte, daß ich mich oft verwundert habe, ob ich auch noch ein Bißlein Gehirn in meinem Haupt hätte, konnte mich schier kein Mensch trösten, denn wem ich's nur klagte, der sprach: ich weiß nichts von dieser Anfechtung, daß ich drauf sagte, bin ich's denn alleine, der ich den Geist der Traurigkeit leiden muß [2])?" In der Auslegung des 51. Psalms beim 8. Verse (laß mich hören Freude und Wonne, daß die Gebeine fröhlich werden, die du zerschlagen hast) sagt er, die päpstlichen Lehrer und Schüler hätten so wenig von der Freude gewußt als von den zerschlagenen Gebeinen, davon David rede. Sie hätten von solchen hohen Dingen disputirt ohne alle Erfahrung, wie der Blinde von der Farbe. Er habe im Kloster ihrer Viele gefragt, was doch zerschlagne Gebeine wären; allein weil sie diese Anfechtung nie erfahren hätten, sei es ihnen unmöglich gewesen, ihm eine richtige gewisse Antwort zu geben [3]).

1) Hist. de actis et scriptis M. Lutheri, fol. I.

2) Tischreden, Walch XXII, 1296.

3) Walch V, 835.

Er suchte Rath und Trost vornämlich in der Beichte — und gerade da fand er am wenigsten was er suchte.

Die Beichte. — Beichtmarter. — Ende des Probejahrs.

Den Kirchengesetzen zufolge sollte Jeder wenigstens ein Mal im Jahre „alle seine Sünde beichten seinem eigenen Priester," und wer es nicht thäte, sollte nicht in geweihter Erde begraben werden. Damit begann der Beichtzwang, der so Viele bewog, zur Beichte zu gehen, blos weil es Kirchengebot war, dessen äußerliche Erfüllung die Heilsbegier der Seele ersetzen mußte und dafür genommen wurde, und die Beichtmarter bei Denen, welche einen Antrieb zur Sinneserneuerung, zur Losreißung von der Sünde und Gewißheit der göttlichen Gnade suchten und nicht fanden, aber auch bei den Vielen, die sich marterten mit der Furcht der Strafe, die sie fühlten verdient zu haben. „Gleichwie wir im Papstthum für die Sünde Buße gethan haben, da wir alle Jahre zur Beichte sind gezwungen worden. Denn dazumal hätten die Leute auch lieber den Sünden nachgehänget, wo sie das hätten thun mögen; und bald nach Ostern thaten sie doch wiederum wie ihre Art war, und freueten sich, daß sie nur der Marter los waren, die sie mit der Beichte gehabt [1])." Jenen Erstern gehörte Luther an. Diese Marter war es, worunter er jetzt mehr litt als je und wovon er nicht genug zu reden weiß [2]). Die Ordenssatzungen gingen viel weiter als die Kirchengesetze. Nach dem 8. Kapitel sollte streng darauf gehalten werden, daß jeder Bruder wenigstens ein Mal in der Woche beichte. Nach der herrschenden Bußlehre und Praxis wurde aber die Buße nicht als schmerzliches, jedoch auf die Versöhnung durch Christus trostvoll vertrauendes, gänzliche Sinnesänderung und geistige Erneuerung in sich schließendes Gefühl der Sünde gefaßt, sondern sie sollte, wir müssen darauf zurückkommen, aus drei Theilen

1) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 27, V. 34 f., Walch II, 461.

2) Von der Beichte, ob die der Papst Macht habe zu gebieten, Plochm. XXVII, 357.

bestehen, der Zerknirschung, contritio, dem Schmerze über die Sünde mit dem Vorsatze, nicht wieder zu sündigen, sodann dem Bekenntniß mit dem Munde und endlich den sich auch hier eindrängenden, ja vordrängenden Genugthuungen. Aber noch mehr. Von der contritio wurde die attritio unterschieden, die unvollkommene Buße oder die Reue aus Furcht vor Hölle oder Fegfeuer, das Sündgefühl Derer, die Abscheu vor der Sünde noch nicht empfanden, und auch diese „Galgenreue," wie Luther sie mehrfach nennt, sollte dann doch zur Erlangung der Sündenvergebung zureichen, nur freilich nicht ohne die Genugthuungen, überhaupt nicht ohne Voraussetzungen, die in Wahrheit nicht eintreffen konnten. Deutlicher wird dies werden, wenn wir ihn selbst darüber reden lassen, und man muß ihn selbst über das Beichten zu damaliger Zeit hören, um zu verstehen, wie sehr es ihn quälte und warum es ihm eine solche Marter war.

„Die Beichte, sagt er, war eine unerträgliche Bürde und Last, der Christenheit aufgelegt. Denn kein schwerer Ding bisher gewesen ist, wie wir alle versucht haben, denn daß man Jedermann zu beichten gezwungen, bei der höhesten Todsünde, darzu dasselbige so hoch beschweret hat, und die Gewissen gemartert mit so mancherlei Sünden zu erzählen, daß niemand hat können rein genug beichten, und, das das ärgeste ist gewest, niemand gelehret noch gewußt hat, was die Beichte wäre, oder wie nütz und tröstlich, sondern haben eitel Angst und Höllenmarter daraus gemacht, daß man's hat thun müssen, und doch keinem Ding so feind ist gewesen." Die Beichte stehe in zweien Stücken. „Das erste ist unser Werk und Thun, daß ich meine Sünde klage und begehre Trost und Erquickung meiner Seele. Das ander ist ein Werk, das Gott thut, der mich durch das Wort, dem Menschen in Mund gelegt, los spricht von meinen Sünden; welches auch das fürnehmste und edelste ist, so sie lieblich und tröstlich machet. Nu hat man bisher allein auf unser Werk getrieben, und nicht weiter gedacht, denn daß wir ja reine gebeichtet hätten, und das nöthigste ander Stück nicht geachtet noch gepredigt; gerade als wäre es allein ein gut Werk, damit man Gott bezahlen sollte, und wo die Beichte nicht vollkommen und aufs allergenaueste gethan wäre, sollte die Absolutio nicht gelten, noch die Sünde vergeben sein. Damit man die Leute so weit

getrieben hat, daß jedermann hat verzweifeln müssen, so reine zu beichten (wie es denn nicht müglich war), und kein Gewissen hat mügen zu Rugen stehen, noch sich auf die Absolutio verlassen. Also haben sie uns die liebe Beicht nicht allein unnütz, sondern auch schwer und sauer gemacht, mit merklichem Schaden und Verderben der Seele." Hätte man den hohen Werth der Absolution gebührend dargestellt und darauf hingewiesen, wie sehr Jedermann ihrer bedürfe, so würde kein Nöthigen und Zwingen erforderlich gewesen sein, das eigne Gewissen und der große freudige von der Absolution zu erwartende Trost würde von selbst zur Beichte getrieben haben [1]). Allein zur Angstbeichte, zu einer unleidlichen Marter sei sie dadurch geworden, daß man die unmögliche Arbeit, die Sünden zu erzählen und zu bereuen, gefordert, diesem eigenen Werke Gnade und Seligkeit verheißen und so Jedermann von Christo auf sich selbst gewiesen habe. Unmöglich sei es offenbar, daß man alle seine Sünden benenne. Die vergessenen wären vergeben, sofern man sie gleichfalls beichte, nachdem man sich ihrer erinnert. So habe man nie gewußt, ob man rein gebeichtet oder wann das Beichten einmal ein Ende haben werde; es sei ein solches Laufen zur Beichte gewesen, daß man sich nimmer habe satt beichten können, denn sei einem etwas eingefallen, das er vielleicht vergessen, so habe er gemeint, flugs wieder beichten zu müssen, weil keine Sünde ungebeichtet bleiben dürfe, und dennoch sei man auf sein eigen Werk hingewiesen durch die Erklärung, je reiner man beichte und vor dem Priester sich schäme und schände, desto eher und besser thue man genug für die Sünde, denn solche Demuth erwürbe gewiß Gnade bei Gott. Der Trost des Beichtenden sei also auf sein Sündenerzählen und Schämen gestellt [2]).

Weiter, was die zur Bedingung der Absolution gemachten Genugthuungen (oder Bußen) anbelange, so habe kein Mensch wissen können, wie viel er thun solle für eine einzige Sünde, geschweige denn für alle; und da „fanden sie einen Rath," auferlegten den Beichtenden wenig Genugthuungen, die man wohl

1) Kurze Vermahnung zur Beichte, Plochm. XXIII, 85, 88 f.

2) Warnung an seine liebe Deutsche, Plochm. XXV, 43. Rathschlag von der Kirche (1538), Plochm. XXV. 131.

ausführen konnte, fünf Paternoster, einen Tag fasten u. dergl. und wiesen sie mit der übrigen Buße ins Fegfeuer. „Hier war nun auch ein eitel Jammer und Noth. Etliche meinten, sie würden nimmer aus dem Fegfeuer kommen, dieweil nach den alten Kanones sieben Jahr Buße auf eine Todsünde gehöret. Noch stund die Zuversicht auch auf unserm Werk der Genugthuung. Und wo die Gnugthuung hätte mögen vollkommen sein, so hätte die Zuversicht gar darauf gestanden, und wäre weder Glaube noch Christus nütz gewest; aber sie war unmöglich. Wenn nun einer hundert Jahr also gebüßet hätte, so hätte er doch nicht gewußt, wenn er ausgebüßet hätte. Das hieß immerdar gebüßt, und nimmermehr zur Buße kommen [1])." Da habe denn der heil. Stuhl auf Abhülfe gedacht und den Ablaß erfunden, worauf wir zurückkommen werden. Luther macht ferner bemerklich, was noch hierher gehört, daß „der Papst," wenn er auf das Lösen der rechten Sünde komme, „das ist, zu Vergebung der Sünden, wider Gottes Gebot geschehen," da mache er den tröstlichen Löseschlüssel zunicht und kraftlos in aller Welt. „Denn so lehret er mit seinen Schulen, daß der Schlüssel nicht löset, noch die Sünde vergeben sind, wo nicht die Reu, Beicht und Gnugthun da ist; weiset uns also vom Glauben auf unser Werk, daß wir nimmermehr können gewiß werden, ob die Sünden vergeben sind, wir seien denn zuvor gewiß, daß wir durch unser Thun der Vergebung würdig sind und verdienet haben: welchs ist ein vergeblich, unmüglich Ding. O das ist eine schreckliche Plage in der Christenheit, daß man die Leute ungewiß macht und bleiben läßt auf ihren eigen ungewissen Werken [2])."

Nur scheinbar besser stand es, sofern die Absolution an die Bedingung geknüpft wurde, daß der Beichtende seine Sünde bereue, jedoch nur scheinbar. Denn die Sünde soll allerdings nur den Reuigen vergeben werden, aber nicht, wie es geschah, um der Reue als eines Verdienstes willen. In allen päpstlichen Bullen hieß es, die ihre Sünden bereut und bekannt haben, sollen Vergebung der Sünden erlangen. „Die Reue aber, das fühlen der Sünde, verursacht anderes nicht, denn daß es uns abreißt

1) Plochm. XXV, 131.

2) Wider das Papstthum zu Rom, Plochm. XXVI, 192.

vom Glauben und wir von Gott fliehen und uns vor ihm fürchten, so daß die Sünde erst recht groß wird, daß man nirgend Ruhe und Rast haben kann. Das hießen sie Reue und Leid, woraus aber — wie beim Judas, der solche Reue auch hatte — nur Verzweiflung hervorgeht, wenn nicht Christus mit seinem tröstlichen Wort und Befehl von Erlassung der Sünden dazu kommen [1]). Es ist eine falsche erdichtete Buße, welche die Deutschen eine Galgenreue heißen, nämlich, wenn ich also Buße thue, daß ich mich nicht schäme, daß ich Gott erzürnt habe, sondern daß ich mir selbst habe Schaden gethan. Solche Buße ist sehr gemein, und ich habe selbst auch oftmals also Buße gethan, und habe mir es lassen leid sein, daß ich irgend etwas närrisch, unweislich und mit Schaden ausgerichtet hatte. Ich schämete mich der Thorheit und des Schadens mehr, als der Sünden, als der Schuld, und daß ich Gott erzürnet hatte. Wo man aber allein über den Schaden, so man gethan hat, Leide träget, das ist eine solche Buße, davon Gott nicht weiß; ja, unsere eigenen Herzen wissen davon auch nichts [2]). Die wahre Buße siehet auf den Zorn Gottes um der Sünde willen, fleugt vor solchem, möchte gern mit Gott versöhnet sein, gebieret aber nicht Schmerzen über den Schaden, sondern sagt also: wenn mir nur Gott wollte gnädig sein, so wollte ich gern allerlei Schaden und Unglück leiden. Das Wort Reu, Contritio, ist wol aus der Schrift genommen, doch was es sei, wurde von den Mönchen so wenig verstanden als recht gelehrt. Denn Reue haben sie geheißen das Werk, aus eigenen Gedanken und freiem Willen erzwungen, daß ein Mensch in einem Winkel gesessen, den Kopf gehänget und ihm vorgenommen, mit bittern Gedanken seine zuvor begangenen Sünden zu betrachten; davon doch kein ernstlich Leid und Mißfallen der Sünde gefolget, sondern mehr sich selbst mit solchen Gedanken gekützelt, und die sündliche Lust gestärket haben. Und wenn sie lange davon sagten, konnten sie doch nicht schließen, wie groß die Reue sein sollte, daß sie genug wäre für die Sünde; mußten sich mit solchem Flickwerk trösten und behelfen, daß, wer nicht könnte recht vollkommene Reue haben, der sollte doch zum

1) Hauspostille, Plochm. III, 366 f.

2) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 27, V. 34 f., Walch II, 458.

wenigsten, wie sie es genennet, Attritionem, eine halbe Reue haben, und ihm die Sünde ein wenig lassen leid sein." Allein „rechte Reue in der Schrift, heißt nicht solche unsere eigen und selbst gemachte Gedanken, so die Mönche Contritio und Attritio, ganze oder halbe Reue nennen; sondern, so dich wahrhaftig dein Gewissen beginnet zu beißen und zu ängsten, und dein Herz ernstlich erschrickt vor Gottes Zorn und Gericht, nicht allein von öffentlichen groben Sünden, sondern von wegen der rechten starken Knoten, so du siehest und fühlest, daß eitel Unglauben, Gottes Verachtung und Ungehorsam, und, wie St. Paulus Röm. 8, 7. saget: Feindschaft wider Gott in deinem Fleisch und Blut steckt, und sich reget mit allerlei böser Lust und Begierden u. s. f., damit du Gottes Zorn auf dich geladen, und verdienet hast, daß du ewig von seinen Augen verworfen, im höllischen Feuer brennen sollst. Daß also die Reue gehe nicht stücklich über etliche Werke, die du öffentlich begangen hast wider die zehen Gebot, da doch der Traum und Wahn bleibt der heuchlerischen und mönchischen Buße, die ihnen selbst Unterscheid ihrer Werke dichten, und dennoch etwas Gutes bei ihnen selbst finden; sondern über die ganze Person, mit alle ihrem Leben und Wesen, ja über deine ganze Natur, und dir zeige, daß du unter Gottes Zorn liegest, und zur Höllen verdammet seist. Sonst lautet das Wort Reue auch noch zu juristisch, wie man in weltlichen Sachen von Sünde und Reue redet, als von einem Werk, das einer gethan, und hernach anders bedenket, und wollte, daß er's nicht gethan hätte. Solche Reue und ernstlich erschrecken kommt nicht aus eigenem menschlichen Vornehmen oder Gedanken, wie die Mönche davon träumen; sondern muß durch Gottes Wort in dem Menschen gewirket werden, welches Gottes Zorn anzeigt, und das Herz trifft, daß es anfähet zu zittern und zu zagen, und nicht weiß, wo es bleiben soll. Denn solches kann die menschliche Vernunft von ihr selbst nicht sehen noch verstehen, daß alles, was in Menschenkräften und Vermögen ist, unter Gottes Zorn, und vor seinem Gericht schon zur Höllen verdammt ist. Darum muß nun solches gepredigt und verkündiget werden, wie Christus allhier sagt, so man die Leute zu rechter Buße weisen und bringen soll, daß sie ihre Sünden und Gottes Zorn erkennen, und also erstlich durchs Wort unter Gottes Zorn und

Verdammniß sich werfen lassen, auf daß ihnen wiederum auch durch die andere Predigt, von Vergebung der Sünde, zu rechtem Trost, göttlicher Gnade und ihrer Seligkeit geholfen werde; sonst würde der Mensch nimmermehr dazu kommen, daß er seinen Jammer und Elend erkennet, und nach der Gnade seufzet; viel weniger würde er lernen, wie er vor Gottes Zorn und Verdammniß zu Gnaden und Vergebung der Sünde kommen sollte. Des Herren Christi Meinung ist nicht, also die Buße zu predigen, daß man die Gewissen soll im Schrecken bleiben lassen, sondern daß man die, so ihre Sünde nun erkennen und reuige Herzen sind, wiederum tröste und aufrichte [1])."

Endlich „lehrten sie auch nicht recht, was Sünden wären; haben nichts mehr davon gewußt, denn was die Juristen Sünde heißen, und vor den Richter und weltliche Strafe gehören. Von der Erbsünde und inwendiger Unreinigkeit des Herzens haben sie nichts wissen zu sagen. Denn sie auch vorgegeben, daß menschliche Natur und die Kräfte des freien Willens wären so vollkommen, daß ein Mensch möchte aus seinen Kräften so viel zuwege bringen, daß er Gottes Gesetz erfüllete, und dadurch Gottes Gnade verdienen, und also ohne Sünde sein könnte, daß er der Buße nicht bedürfte. Aber damit sie ihnen dennoch etwas zu beichten machten, mußten sie Sünde erdichten, da doch keine war, wie sie auch dagegen eigene gute Werke erdichteten, welche sie doch für die größesten und schwersten hielten: als wenn etwa ein Lay einen geweiheten Kelch angerühret hätte, oder ein Pfaffe in der Messe über dem Kanon gestammlet, und dergleichen Gaukelei [2])." Wenn man aber die Sünde nicht tiefer betrachte, die Wurzel aufzeige, woraus sie und alles gottlose Wesen herwachse, es bei den begangenen Sünden allein bleiben lasse nach einem Begriff von wirklicher Sünde, der viel zu enge gespannt sei, als daß man daraus die Größe der Sünde und ihre Kraft in der verderbten menschlichen Natur zu erkennen vermöchte: so wisse man nicht was Sünde, und wer das nicht wisse, wisse auch nicht was Gnade sei, könne daher erschrockne Gewissen nicht trösten und verfalle in die Thorheit, auf Möncherei u. dergl.

1) Kirchenpostille, Plochm. XI, 280, 282, 289.

2) Daselbst 281.

als Sühnmittel zu verweisen und zu lehren, daß sich Gott mit erdichteten Schmerzen, sauer sehen, Fasten u. dergl. bezahlen lasse [1]). Ihre Lehre war, „daß ein Mensch sollt seine Sünde bedenken und zusammen lesen, damit eine Reue zu machen, durch die Furcht der Höllen, und also die Gnade mit Werken verdienen vor den Schlüsseln; und war doch unmüglich alle Sünde zu bedenken. Dazu lehreten sie allein die Schuppen, die gemeinen groben Sünde bedenken; aber die starken, rechten Greuel und Teufelsköpfe und giftigen geistlichen Drachenschwänze, nämlich Unglauben, murren wider Gott, Gottes Haß, zweifeln, lästern, Gotts Verachtung und dergleichen, kenneten sie nicht, schweige, daß sie Reu darüber sollten lehren. Darum auch ihre Buße ein lauter Schein war, und währet kaum die halbe Marterwochen; denn es war kein gründliche Buße noch Verstand da. Aber an solcher Greuel Statt lehreten sie die Gauckelsünde, so wider ihr Lügengesetz geschehen waren. Was sollt da guts an solcher Buße sein?" So wurde denn „der Bindeschlüssel greulich und tyrannisch getrieben, und der Löseschlüssel mit seiner Kraft gar geschwiegen, nichts rechtes gelehrt von Christo unserm Mittler, nichts vom Trost der Schlüssel, nichts vom Glauben gelehret: sondern allein von der unträglichen, doch vergeblichen Marter der Reu, Beicht, Gnugthun und unser Werk. Und mußte Christus ein grausamer Richter heißen, welchen wir neben unser Reu, Beicht und Gnugthun, mit Fürbitt seiner Mutter und aller Heiligen, mit aller Pfaffenmeß, mit aller Münche und Nonnen Verdienst versühnen mußten, und half doch nicht; blieb gleichwohl ein unsicher Gewissen, ein blödes Herz, ein lauter verzweifeln und Anfang der Höllen [2])."

So wurde nach seiner Auffassung überall gelehrt und gepredigt, so war die Lehre seiner Lehrmeister im Kloster. Sie brachte die Größe und Bedeutung der Sünde nicht zum Bewußtsein, traf „den rechten Knoten" nicht und konnte schon darum Denen nicht helfen, die die Sünde tiefer und wahrhafter empfanden und die mit größerem Ernst ihrer ledig zu werden trachteten. In seinem lebhaften Sündgefühle entwickelte sich ein eben so

1) Einleitung zur Ausleg. d. 51. Psalms, Walch V, 677.

2) Von den Schlüsseln, Plochm. XXXI, 182.

starkes Bedürfniß der Erlösung, der Gnade, das Befriedigung durch die herrschende Lehre nicht finden konnte, da ihr zufolge das widrige und drückende Gefühl der Sünde durch eine äußerlich gefaßte Reue und durch eigne Werke, die als verdienstlich bezeichnet wurden, und die Sündenschuld durch die Absolution aufgehoben werden sollte, während er bei seinem Ernst und nach seiner innersten Empfindung in den eignen Werken keine Verdienstlichkeit und in den Absolutionen keine Gewißheit zu finden wußte. Sein innerer Zustand war so, wie er ihn unabsichtlich in den angeführten Aeußerungen schildert, und da er den Lehrmeistern glaubte, so mußte geschehen, was geschah, daß ihm eben die Beichte, worin er den besten Trost zu finden hoffte, zu einer „wahren Henkermarter" wurde. Seine hieher gehörenden Aeußerungen werden jetzt vollkommen verständlich sein. „In Klöstern lehrte man uns, daß wir unsre Sünde fleißig sollten beichten und genug dafür thun. Dadurch aber war das Gewissen nicht zufrieden gestellt, es half auch nicht, daß wir uns streng nach der Regel hielten, es blieben gleichwol Schmerz und Angst des Gewissens in der Kappe, wie zuvor außer derselben [1]) Da ich ein Mönch war, wandte ich allen möglichen Fleiß für, daß ich nach meiner Regel recht lebete, pflegete oft meine Sünden mit Ernst zu bereuen, und so viel mir möglich, alle zu beichten, hielt auch meine aufgelegte Buße so strenge und hart, als ich immer konnte. Noch gleichwol konnte mein Gewissen nimmermehr friedsam und sicher werden, sondern stund immerdar im Zweifel, und gedachte: Siehe, da und da hast du Unrecht gethan; item, du hast deine Sünde nicht gnugsam bereuet, hast dies oder jenes in der Beichte vergessen. Derhalben, je länger ich damit umging, daß ich meinem zweifelhaftigen, schwachen und betrübten Gewissen durch menschliche Satzung helfen und rathen wollte, je mehr ich's von Tag zu Tag zweifelhaftiger, schwächer und betrübter machete: und je mehr ich auf solche Weise die menschlichen Satzungen halten wollte, je mehr ich sie übertrat. In Summa, je heftiger ich immer darnach trachtete, daß ich durch meinen Orden hätte mögen fromm werden, je ärger ich wurde. Denn es ist, sagt St. Paulus, unmöglich, daß eines Menschen

1) Ausleg. d. 51. Psalms zu V. 3, Walch V, 741.

Gewissen zu Ruhe und Frieden kommen möge durch des Gesetzes Werk: viel unmöglicher aber ist es, daß es durch menschliche Satzung geschehen sollte, ohne die Verheißung und Evangelium von Christo [1])."

Nun wurde ihm freilich in der Beichte bei der Absolution wiederholt gesagt, Gott habe selbst geboten ihm zu glauben; aber er meinte dann, „weil närrische Gedanken ihn verhinderten," die Worte gingen ihn nicht an, er müsse ihnen nicht glauben und hörte sie „als vergebliche Worte." „So sehr war ich, sagt er in der Auslegung des 51. Psalms, durch die gewöhnliche Lehre verderbet, daß ich mit schwerer Arbeit und großer Mühe, durch Gottes Gnade, zu dem hören des Worts Gottes, welches Freude und Wonne bringet, mich habe können gewöhnen. Denn wenn man so lange soll warten, bis man die Sünde bereue, wird man nimmermehr zum Gehör der Freude und Wonne kommen. Welches ich im Kloster oftmals mit großem Schmerzen erfahren habe; denn ich folgete der Lehre von dem bereuen und Genugthuung der Sünde. Je mehr ich aber die Sünde bereuen wollte, je mehr Schmerzen und unruhiger Gewissen ich davon hatte, und konnte mich gar nicht, weder durch Absolution noch andere Trostsprüche, die mir die Beichtväter vorsagten, zufrieden stellen noch trösten lassen; denn ich gedachte also: Wer weiß, ob solchem Trost zu gläuben und zu trauen ist [2])." Aehnlich in einer Predigt: er habe einem Bruder seine Noth geklagt und seine Gewissensbedrängnisse eröffnet, allein „er verstund meine Angst und Noth nicht. Ich konnte seine Rede auch nicht verstehen, wenn er mir viel Messen und Walfahrt auflegte. Es half meinem Gewissen nicht [3])."

Es war schon gut, daß er auch einmal auf Gottes Befehl verwiesen wurde, der göttlichen Zusicherung der Sündenvergebung zu glauben, doch ebenso begreiflich ist es, daß das Trostwort für jetzt keinen Eindruck bei ihm hervorbrachte. Dem standen die Vorstellungen, aus welchen seine Bedrängnisse hervorgingen und die durch ein wohlgemeintes Zureden dieser Art nicht sofort geän-

1) Ausführl. Erkl. d. Galaterbriefs zu Kap. 5, V. 3, Walch VIII, 2607.
2) Zu V. 8, Walch V, 830.
3) Plochm. XVIII, 62.

dert oder erschüttert werden konnten, dem stand die viel gewöhnlichere unlautere Beichtlehre und Praxis entgegen. Die Regel derselben war doch, daß man „die Leute zu St. Jakob, gen Rom und andere Orte wies und darnach auf eigene Reue und Genugthuung [1]),“ daß die Verweisung auf den Erlöser und den erbarmenden Gott, der es wolle, daß man sich mit freudiger Zuversicht ihm hingebe, viel zu sehr zurücktrat und durch die Absolutionen der gewöhnlichen Art wieder unwirksam gemacht wurde. „Wir machten die Beichtväter müde,“ sagt er, „sie dagegen machten uns bange mit ihren bedingten Absolutionen, denn also absolvirten sie: ich spreche dich los um unsers Herren Jesu Christi und der seligen Jungfrau Marien und aller lieben Heiligen und unsers Ordens Verdienst, um deines Mundes Bekenntniß, um der Reue deines Herzens, um der Genugthuung willen durch gute Werke, die du gethan hast und noch thun wirst. Da hörte man freilich Christi Verdienst nennen, aber dachte man den Worten nach, so war ihm die Ehre genommen und den Mönchswerken geeignet. Die Bedingung und der Anhang richtete alles Unglück an. Mit unzähligen menschlichen Satzungen beschwert und überladen, erfüllten wir Alles aus Furcht, daß wir möchten gerecht und selig werden, und glaubten Todsünden begangen zu haben, wenn wir, auch ohne allen Vorbedacht, Muthwillen oder Halsstarrigkeit ein kirchliches Gebot übertreten hatten [2]).“ Es hing ihm bis an seine spätern Jahre nach. Nicht selten scheute er sich zu Beichte und Abendmahl zu gehen, weil er sich „nicht geschickt genug“ fühlte. Es war seine häufige „Anfechtung, sonderlich aus dem alten Wesen her unter dem Papst, da man sich so zumartert hat, daß man ganz rein wäre und Gott kein Tädlin an uns fände, davon wir so schuchter dafür worden sind, daß flugs sich Jedermann entsetzt und gesagt hat: o weh, du bist nicht würdig [3]).“ „So gemartert, gestöckt und geflöckt, ruft er im schmerzlichen Andenken an die Angstzeit, die er durchlebt hatte, aus, sind die Gewissen im Papstthume gewesen. Hätten

1) Hauspostille, Plochm. III, 369.

2) Ausführl. Erkl. d. Galaterbriefs, zu Kap. 2, V. 18. Walch VIII, 2875.

3) Der große Katechismus, Plochm. XXI, 150.

die Päpste sonst nichts gesündigt als in den Tagen der Marterwoche und Fasten mit der Beicht, so wären sie werth mit glühenden Zangen zerrissen zu werden. Unsre Leute jetzt zur Zeit wissen von dem Gefängniß und der Gewissensmarter jener Zeit nichts, leben in großer Freiheit und Sicherheit, können sich's kaum denken wie es stand“ [1]).

Dies sagte er in späteren Jahren den Hausgenossen und Freunden. Im Büchlein von der Beichte (1520) und in der Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg schreibt er, „aber wer mag alle Tyrannei erzählen, durch welche die elende Gewissen der Beichtkinder und bußfertigen Christen, mit tödtlichen und verderblichen Auffätzen, Weisen und Sitten täglich beschwert werden, durch die närrische und ungeschickte, untüchtige Leute, die allein schwere und unträgliche Bürde können zusammenbinden und den Leuten auflegen, die sie nicht mit einem Finger wollen bewegen und angreifen? Und dies allerheiligste Sakrament der Buße ist nichts anders worden, denn eine lautere Tyrannei der großen Herren, und folgend eine Krankheit und Mehrung der Sünde; also, daß es andere Dinge anzeigt, und wirkt den elenden Sündern, weil die gottlosen und ungelehrten Priester in dem Gesetze des Herrn, die Kirchen Gottes also verwalten und regieren, welche sie mit ihren Gesetzen und Träumen erfüllet haben.“ „Da sind euer Bücher noch vorhanden, darinn ihr die Beicht gesetzt und gelehret habt. Welche ich für der größesten Plagen eine rechne auf Erden, damit ihr aller Welt Gewissen verwirret, soviel Seelen verzweifeln gemacht, und aller Menschen Glauben an Christo geschwächt und gedämpft habt. Denn ihr habt uns gar nichts vom Trost der Absolution gesagt, welche das Hauptstück und das Beste in der Beichte ist, die auch den Glauben und Vertrauen an Christo stärket; sondern ein Werk habt ihr daraus gemacht, mit Geboten durch Gewalt erzwungen von den unwilligen Herzen, nur Tyrannei zu stärken, und darnach ängsten, martern und geißeln lassen, mit Erzählung aller Sünden, das ist, mit unmüglicher Arbeit Ruhe und Friede des Herzen ewiglich verstöret. Wenn wollt ihr aber solche Seelen alle herwieder bringen, und den mördlichen, grundlosen Schaden erstat-

1) Tischreden, Walch XXII, 874 f. Rebenstock, 39.

ten? Die Buße, das ist die Grundsuppe und die Hölle selbst; und wenn man euch alle Greuel vergeben und schenken wollte, so kann man euch doch dies Stück nimmermehr vergeben. Dies Stück hat die Hölle gefüllet, und das Reich Christi greulicher verstöret, denn der Türk, oder die ganze Welt immermehr thun kann. Denn so habt ihr uns gelehret, daß man solle durch unser Werk gnug thun für die Sünde, auch gegen Gott. Und das heißet die Sünde gebüßet. Der Reu und Beicht habt ihr nirgend soviel gegeben; wiewol ihr auch Werk daraus gemacht habt. Was ist nu das anders gesagt: Du mußt für deine Sünde gnug thun, denn soviel, du mußt Christum verleugnen, deine Taufe widerrufen, das Evangelion lästern, Gott Lügen strafen, die Vergebung der Sünde nicht gläuben, Christus Blut und Tod mit Füßen treten, den heiligen Geist schänden, durch dich selbs mit solchen Tugenden gen Himmel fahren? Ach, wo sind die Zungen und Stimmen, die hievon mügen gnugsam reden? Was ist nu solcher Glaube anders, denn der Türken und Heiden und Juden Glaube? welche allesampt auch wollen durch ihre Werk gnug thun. Wie ist's aber müglich, daß eine Seele nicht verzweifele, so sie kein andern Trost hat wider die Sünde, denn ihre eigen Werk? Dies Alles künnt ihr nicht leugnen, euer Bücher sind vorhanden, darin nichts vom Glauben, weder in der Beicht noch Buße gelehret wird, sondern eitel eigene Werk [1])."

Diese Zornworte und Weherufe weisen ohne Frage auf die Leiden zurück, die er von der Beichttyrannei und Lehre und Praxis erduldet, und schildern sie vielleicht noch deutlicher und lebendiger, als wenn er ausdrücklich von ihnen spricht.

Jene Leiden bildeten einen Theil, nur einen Theil der Bedrängnisse, unter welchen sein Probejahr verging. Er litt ohne Trost, arbeitete und rang ohne Erfolg. So stand es mit ihm, als der Tag heranrückte, an welchem er förmlich und feierlichst in den Klosterverband durch Ablegung der Mönchsgelübde aufgenommen werden sollte. Sein Entschluß war unerschüttert geblieben. Seine Verblendung, seine Vorstellungen von der Heiligkeit und Verdienstlichkeit des klösterlichen Lebens und der Mönchs-

1) Plochm. XXIV, 340 f.

werke waren noch dieselben, so schmerzlich er es empfand, zum Seelenfrieden dadurch nicht gelangen zu können, so Vieles er nun gesehen und gehört hatte, das ihn, wie man glauben sollte, hätte enttäuschen müssen. Er war doch nunmehr, nach Jahresfrist, mit der Wirklichkeit des Mönchslebens genau genug bekannt geworden. So gut es verhältnißmäßig bei den erfurter Augustinern stehen mochte: wie viel Unwissenschaftlichkeit und Rohheit hatte er unter ihnen gefunden, wahrlich genug des blos Aeußerlichen, der Entartung, des Widerspruchs mit der Idee, um auch die überspanntesten und hartnäckigsten, aus idealisirender Anschauung hervorgegangenen Begriffe herabzustimmen oder zu erschüttern. Allein keine Spur weist darauf hin, daß dies bei ihm der Fall gewesen wäre. Zu viele Berührungspunkte hatte er dem Mönchthume entgegengebracht, als daß es ihn nicht gewaltig hätte fesseln sollen, zu fest stand in ihm der Gedanke, im Kloster fromm werden zu wollen: so umfing er selbst noch den Schatten klösterlicher Heiligkeit und nahm den Schein und das Zerrbild für das Wesen, zu eingewurzelt war der Wahn in ihm, zu heftig und zu blind sein Eifer, zu leidenschaftlich sein Wille, zu groß seine Kraft und sein Ernst: er hätte sobald nicht zur Klarheit gelangen, sobald nicht ablassen können.

Zweites Hauptstück.

Von Ablegung der Mönchsgelübde bis zur Priesterweihe im Mai 1507.

Ablegung der Mönchsgelübde. — Staupitz (die Mystik, Staupitzen's praktisch-mystische Theologie). — Seine ersten Einwirkungen auf Luther. — Erneuerte Beschäftigungen mit der Scholastik. — Vorbereitung zur Priesterweihe. — Priesterweihe.

Ablegung der Mönchsgelübde.

Nach dem 18. Kapitel der Ordenssatzungen sollte der Prior am Schlusse des Probejahres eines Novizen prüfen, ob derselbe der Aufnahme würdig sei. Er versammelte den Konvent unter Geläut in der Kirche, setzte sich vor die Stufen des Altars, ließ den Novizen niederknien und redete ihn folgendermaßen an: Du hast das gestrenge Leben unsers Ordens kennen gelernt, und mußt nun wählen, ob du in die Welt zurückkehren oder ihm dich weihen willst. Erklärte der Noviz, das Letztere zu wollen, so wurde er angewiesen, das Novizenkleid abzulegen, und es folgte eine Wechselrede: unsere Hülfe ist im Namen des Herrn u. s. f., worauf ihm der Prior das Mönchsgewand anlegte und ihm dabei sagte, daß er jetzt einen neuen Menschen anziehe. Die Brüder sangen den Hymnus Magne pater Augustine und nach einem Wechselgesange legte sodann der Noviz unter Händeauflegen des Priors das Gelübde ab: ich, N. N., thue hiermit Profeß und gelobe Gehorsam dem allmächtigen Gotte, der himmlischen ewigen Jungfrau und dir, mein Bruder. Ich gelobe zu leben bis zum Tode nach der Regel des Ordens u. s. f. Man gab ihm ein brennendes Licht in die Hand, der Prior betete für ihn, die Brüder sangen den Hymnus Veni sancte spiritus und führten den jungen Mitbruder auf den Chor, wo er von Allen den Bruderkuß empfing. Schließlich wies ihm der Prior seinen Platz an und hielt ihm eine Ermahnung zur Treue, die er stehend anhörte, worauf man sich aus der Kirche entfernte.

Von ihm selbst wissen wir, daß sich bei seiner Aufnahme noch etwas Gewöhnliches und doch, nach dem Eindrucke, den es auf ihn machte, Besonderes zutrug. Es war schon die Rede davon, man pflegte den Eintritt in den Mönchsstand mit der Taufe zu vergleichen, erhob ihn auch wol noch weit über dieselbe; für eine zweite noch wichtigere, eine völlige Wiedergeburt bewirkende Taufe wurde die Ablegung der Gelübde geradezu erklärt. Als die Feierlichkeit beendet war, beglückwünschte ihn der Prior, sein Beichtvater, die gesammte Brüderschaft, daß er „nun wäre wie ein unschuldig Kind, das jetzt rein aus der Taufe käme." Alle priesen ihn ob der „herrlichen That," die er gethan, in deren Folge er nun „durch eigene Werke sich heilig und selig zu machen vermöge." Und er hörte „solch süßes Lob und prächtige Worte von seinen eigenen Werken gar gerne." Es war einer der Augenblicke, in welchen er der Täuschung sich hingab, sich froh oder doch befriedigt in dem erwählten Stande fühlte, sich die Heiligkeit desselben einredete, einreden ließ. Allein es währte nicht lange, sehr bald kehrte seine Unsicherheit und Trostlosigkeit wieder. So gern er sich gefreut hätte der herrlichen That, daß er „ein solcher trefflicher Mensch auf einmal worden wäre," und obwol er sich für „einen Wunderthäter halten ließ, der sich selbst so liederlicher Weise könnte heilig machen und den Tod fressen sammt dem Teufel," so wollte es doch „nicht Stich halten." Denn „wo nur eine kleine Anfechtung kam vom Tod oder der Sünde, sagt er, so fiel ich dahin und weder Taufe noch Möncherei mochte mir helfen. Da war ich der elendeste Mensch auf Erden, Tag und Nacht war da eitel heulen und verzweifeln, daß mir Niemand steuern konnte. Denn ich kannte Christum nicht, denn als einen gestrengen Richter, vor dem ich entfliehen wollte und doch nicht konnte. Mit dieser Lehre von der Mönchtaufe,

setzt er hinzu, die sie in aller Mönche Herzen trieben, haben sie manche feine Seele ihr Lebenlang gemartert und endlich durch Verzweifeln in Abgrund der Höllen gestoßen: daß ich die Müncherei wol mag nennen (als ein erfahrner Münch, der mit großem Ernst ein Münch sein wollte) ein höllisch Giftküchlin, das mit Zucker überzogen ist. Denn es war aus der Maßen süße zu hören, und schmeckt der Vernunft köstlich, solche tröstliche Verheißung: Daß ein Mensch sich selbs künnt fromm, lebendig und selig machen, ehe denn Christus und sein heiliger Geist dazu käme. Ja wir wollten ihm den Himmel ersteigen, und das Reich erschleichen, ehe er's sollt gewahr werden. Solchs war der Zucker, der uns in die Müncherei und ihre Taufe locket. Darnach, wenn wir das Küchlin verschlungen hatten, fand sich die Gift, daß Christus verloren, und nu nicht mehr ein Heiland noch Tröster, sondern ein zorniger Richter, ja Henker und Teufel war in unserm Herzen, und eitel Furcht, Zagen, Schrecken, Unruge Tag und Nacht uns marterten. Summa, ein Kloster ist eine Hölle, darin der Teufel Abt und Prior ist, Münche und Nonnen die verdampten Seelen [1])."

Er vertauschte im Kloster seinen Taufnamen mit dem Namen Augustin, ob jetzt bei Ablegung der Gelübde oder schon bei seiner Einkleidung ist ungewiß. Das Erstere dürfte wahrscheinlicher sein. Er ereiferte sich höchlich über diesen Namentausch, als er einst den Studenten in der Vorlesung davon erzählte, nannte den Gebrauch der Namenänderung bei den Ordensleuten, bei Denen, „die dem Papste einen Eid schwuren, seine Satzungen zu halten," die „die Kutte anzogen," eine arge Thorheit, einen schändlichen ungöttlichen Abfall von Christo und der Taufe, und erst jetzt verpflichtete er sich doch eigentlich dem Papste, erst jetzt legte er das eigentliche Mönchskleid an, erst jetzt erhielt er die Mönchstaufe, womit der Namentausch doch wol in Verbindung stand. Staupitz nennt ihn Martin, woraus man sowol schließen könnte, daß er während des Novizenjahrs Luther's im erfurter Kloster gewesen, als daß sich der Letztere erst nach Ablauf desselben Augustin genannt. Indeß ist darauf kein zu gro-

1) Kleine Antwort auf Herzog Georg's nähestes Buch. Plochm. XXXI, 279. Vergl. IX, 26 ff.

ßes Gewicht zu legen. Er scheint mit seinem Mönchsnamen nur abwechselnd und vielleicht am wenigsten genannt zu sein. Nur zweimal bedient er sich desselben bei Unterschrift von Briefen, und zwar in den Jahren 1514 und 1516, wo er das eine Mal **Frater Martinus Augustinus**, das andre **Frater Martinus Lutherus Augustin** unterschreibt, während sich sogar unter dem ersten Briefe, der sich von ihm erhalten und den er noch aus dem erfurter Kloster schrieb, der Name Augustin nicht findet, sondern die Unterschrift **Frater Martinus Lutherus ex Mansfeld** [1]).

Zur näheren Erklärung seines Zorns über die Vorstellung und Lehre von der Mönchstaufe gehört noch die Hinweisung, daß hier der eigentliche Grund des Uebels in der Lehre der Scholastiker von der Gnade lag. Diese war von ihnen ebenso ungewiß gemacht, wie die Wirkung der Absolution. Sie blieb ungewiß, trotz aller Genugthuungen, durch welche sie doch erlangt werden sollte. „Wir thaten Alles," sagt Luther in einer Predigt der Kirchenpostille, „was uns nur unter der Kirchen Namen vorgegeben ward, allein darum, daß es sollte Trost und Hülfe geben, daß wir nicht verzweifelten an Gottes Gnade; aber dafür, daß sie uns sollten trösten, führten sie uns zum Teufel, und steckten uns nur mehr in Angst und Schrecken; denn es war doch nichts, das uns konnte gewiß machen (wie sie auch selbst mußten von ihrer eigenen Lehre bekennen), daß ein Mensch nicht könnte noch sollte gewiß sein, ob er in Gnaden Gottes wäre [2])."

Auch bei dieser Lehre erkennt man, und eben recht deutlich, die Einwirkung der gemeinsten hierarchischen Anliegen auf die Ausbildung des Lehrsystems. Die sich der Gnade völlig versichert halten konnten, brauchten sich keine Büßungen und Genugthuungen auferlegen zu lassen, fremde Verdienste nicht zu kaufen. Daher wurden Schriftaussprüche wie: Herr, verzeihe mir

1) Auslegung der Genesis, zu Kap. 36, V. 2 f. Walch II, 1448. De Wette, I, 4, 14, 19. Mehrmals setzt er bei Unterschriften seinem Namen Augustinianus hinzu und dieß könnte auch die Unterschrift des Briefes von 1516 bedeuten sollen. Der Name des heiligen Martin, den er führte, paßte für ihn, wie er jetzt war, übrigens gut genug. Der Heilige war ein großer Ketzerverfolger gewesen.

2) Plochm. IX. 297.

meine verborgenen Fehler, ich bin mir zwar nichts bewußt, aber darum bin ich nicht gerechtfertigt, der Herr ist's aber, der mich richtet, geradezu umgedreht. Während im ersteren David Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit ausdrückt, im zweiten Paulus ausspricht, daß er sich nicht durch Gesetzerfüllung, wol aber durch Gottes Gnade freudig gerechtfertigt glaube, während das Evangelium eben von der Verkündung des gnädigen Gottes ausgeht, lehrten die Scholastiker nach Thomas, eine vollkommene Gewißheit der Gnade könne man nur durch eine göttliche Offenbarung erlangen, die nur Wenigen zu Theil werde. Wer sich bewußt sei, in keiner Todsünde zu leben, empfinde, daß er Freude an Gott habe und irdische Dinge verachte, könne aus Merkmalen einigermaßen, muthmaßlich wissen, daß er die Gnade empfangen habe, doch nicht mit solcher Erkenntniß, welche die Furcht des Gegentheils ausschließe [1]).

Eben die Lehre von der Ungewißheit der Gnade war es, wodurch auch die gleichfalls scholastische von der Mönchstaufe — Thomas von Aquino war ihr Urheber — wieder untröstlich gemacht wurde, sodaß ihre Kraft bei Luther „nicht Stich hielt," nachdem sie ihn vorübergehend erquickt. „Denn also findet man's im Papstthum," sagt er, „also haben sie geglaubt und gelehret, und wir zeugen's, die es also erfahren und mit ihnen also geglaubt und gelehrt haben, auch noch in ihren Büchern also geschrieben stehet, gläuben und lehren auch noch also: Wenn ein Mensch getauft ist, und wieder in Sünde fället, so ist die Taufe (und also auch Christus) verloren, und kömmt ihm nicht zu Hülfe. Weil nun dieselbige Taufe ist unrein worden, so müsse er eine neue Taufe haben. Darum müsse er in ein Kloster gehen, oder soviel zur Kirche geben und stiften, soviel Messe halten, oder halten lassen, der Mönche gute Werke und Fürbitte kaufen, so und so büßen und genug thun u. s. f., daß ihm die Sünden vergeben werden [2])." Hieran schließt sich seine Darstellung in der kleinen Antwort auf Herzog Georg's nächstes Buch, worin er erzählt, wie man ihn nach Ablegung seines Gelübdes

1) Cramer-Bossuet VII, 641 ff.

2) Auslegung des 14., 15. und 16. Kap. Johannis, zu Kap. 14, V. 17. Walch VIII, 199.

beglückwünscht. „Wenn sie einen armen Menschen mit prächtigen Worten beredet hatten, daß er durch seine Mönchtaufe so rein sei, wie das Kind aus der Taufe komme, so wendeten sie hernach das Blatt und hatten eine andere Lehre, Prediger Salomo Kap. 9. Vers 1: Es sind Gerechte, doch kennet kein Mensch weder die Liebe noch den Haß irgend Eines, den er vor sich hat. Sie deuteten den Spruch so: wenngleich ein Mensch fromm und gerecht sei, wisse er doch nicht, ob er vor Gott in Gnaden oder Ungnaden sei, sondern dies bleibe ungewiß bis zum jüngsten Gericht." Diese Deutung, diese Lehre sei allgemein gewesen in den Schulen, den Klöstern, und habe alle Gewissen erschreckt, „wie auch ich es elendiglich erfahren, auch viele gesehen habe, die darüber verschmachtet und in Verzweiflung gestorben sind." Es mußte die Folge sein, „wenn ein betrübt Gewissen gern wollte Ruhe und einen gnädigen Gott haben, und mit Ernst gerne selig gewesen wäre," und wo zugleich „jener Spruch im Herzen steckte; denn da dachte das Gewissen: wer weiß, ob ich in Gnaden bin oder nicht! so war der Teufel flugs da, gab den höllischen Mordstoß und sprach: Du bist in Ungnaden und verloren."

Der Widerspruch war in der That unauflöslich. Von der einen Seite sollte die Mönchstaufe von Sünden rein und heilig machen; das war die Lockung. Denn wer „hätte wollen ein Mönch werden, wo er nicht hätte gedacht, dadurch heilig und selig werden?" Von der anderen Seite sollte die Gnade ungewiß sein, wodurch das Bewußtsein des Besitzes der Heiligkeit wieder zerstört und das Bewußtsein der Sünde wieder geweckt wurde. Ausflüchte halfen da nicht. Wurde gesagt, ein Mensch, der die Mönchstaufe erlangt, könne ja nachher wieder fallen, wie nach der Schrift der Gerechte sieben Mal des Tages fällt, so war in jedem Falle die mönchische Heiligkeit dadurch auf Nichts zurückgeführt. Oder wandte man ein, die aus der Mönchstaufe hervorgehende Gnade sei bei Gott gewiß und nur bei den Menschen ungewiß, so dachte Luther, „das Erstere wußte ich vorher auch; ich bin aber nicht darum Mönch geworden, daß es bei Gott gewiß sein sollte, ob ich rein oder unrein wäre, sondern ich, ich wollte gern gewiß sein, ob ich in Gnaden oder Ungnaden wäre." Die Mönchstaufe sollte so wünschenswerth sein, weil

die durch die Taufe erlangte Sündlosigkeit durch nachfolgende Sünden verloren worden; aber sie führte nicht weiter, weil die durch sie gewonnene Heiligkeit ebenfalls durch nachfolgende Sünden wieder verloren gehen konnte und auch kein Mönch der Gnade gewiß war, und wenn er hunderttausend Mal durch wiederholten Vorsatz und Buße seine Mönchtaufe erneute. Wo blieb da „der arme Mönch mit seiner Heiligkeit und Reinigkeit? Er hing zwischen Himmel und Erde, ließ sich rühmen, daß er heilig und gottgefällig sei, und sein Gewissen erfuhr es nimmer. Das kam davon, daß man angeleitet wurde, die Gnade Gottes zu verleugnen und Trost und Hoffnung auf die angeblich heilige Möncherei zu setzen, statt lediglich auf die Barmherzigkeit und Gnade Christi, die durch die Taufe verheißene und angefangene [1])."

Er hat sich sehr häufig über die Lehre von der Ungewißheit der Gnade und ihre Urheber, die „Sophisten und Mönche," ausgesprochen, und man sieht es der Leidenschaft, womit es durchgängig geschieht, deutlich an, daß er den „greulichen und großen Schaden," den sie angerichtet, schwer empfunden hatte. „Die Lehre des Glaubens haben sie damit allerdings unterdrücket, den Glauben zerstöret, die Gewissen verwirret, Christum aus der Christenheit hinweg geraubet, alle Wohlthaten und Gaben des heiligen Geistes verdunkelt und verleugnet, den rechten wahrhaftigen Gottesdienst abgethan, dargegen allerlei Abgötterei, eitel Gottes Verachtung und Lästerung in der Menschen Herzen angerichtet. Denn wer da zweifelt an Gottes gnädigem Willen, und hält nicht gewißlich, daß er einen gnädigen Gott habe, derselbe kann nimmermehr gläuben, daß ihm die Sünden vergeben werden, daß Gott sich seiner annehmen und ihn selig machen wolle." Ein „schädliches Gift, in die Welt ausgeschüttet," nennt er die Lehre von der Gnadenungewißheit. So lange ein Mensch in dem Wahne stehe, den sie einflöße, sei ihm Christus kein nütze, helfe ihm nichts Geburt, Leid, Tod und Auferstehung des Herrn. Sie strafe Gottes Verheißung Lügen, verleugne also Gott, und gottlos sei es daher gewesen, daß die Mönche das junge Volk in die Orden gelockt, die sie als heilige Stände gerühmt, darin man selig werden könne, und sie dann an Gottes Gnade zweifeln gelehrt hätten, wodurch das Evangelium unterdrückt, der Glaube an Christum, der für die Sünde dahingegeben, in den Herzen vertilgt, Gott sammt allen seinen Verheißungen aus der Christenheit hinweggerissen und Jedermann von ihnen auf seine eigenen Werke und Verdienste gewiesen sei. Wo das aber geschehen, sei es nicht möglich, daß ein Mensch zu Gottes gnädigem Willen eine gewisse Zuversicht haben könne, er müsse darin vielmehr immerdar wanken und endlich auch verzweifeln. [1]).

Die Lehre von der Gnade war es nicht allein, aber doch vorzugsweise, weshalb er mit ausdrücklicher Berufung auf seine eigne Erfahrung, die, welche er eben jetzt machte, die gesammte Lehre der Schule und Kirche eine „Zweifelslehre" nennt, weil Niemand, wie viele, große, mühsame Werke er gethan, gewiß habe wissen können, wie er mit Gott daran, wie Gott gegen ihn gesinnt wäre, wie er mit Gott stände, ob sein Stand und Wesen Gott gefiele, weil Keiner des heiligen Geistes Zeugniß in seinem Herzen empfunden, Keiner habe können noch dürfen sagen: ich weiß, daß ich bin ein Diener und Knecht Christi, mein Thun gefällt ihm. Er habe sich oft über St. Ambrosius Kühnheit verwundert, daß sich derselbe in seinen Briefen einen Knecht Jesu Christi genannt, „denn ich meinete, wir sollten alle also erschrokken sein, daß Niemand (ohne allein der Apostel selbst) solches möchte rühmen [2])."

Das Ergebniß vom ersten Jahre seines Mönchslebens hatte darin bestanden, daß er, indem er „ein frommer Mönch sein wollte und auch war," sich zerarbeitet und zermartert, um zu erlangen, was er nicht erlangt, „ein Herz fassen zu können, daß seine Werke, so er aufs fleißigste gethan, Gott wohlgefielen und sein Gebet [gewißlich erhört würde" [3]); und ferner darin, daß er dessenungeachtet das Vertrauen zum Mönchthume noch nicht hatte fahren lassen, denn er würde sonst die Gelübde nicht abgelegt haben. Sein erstes eigentliches Mönchsjahr begann er mit jenem

1) Plochm. XXXI, 286. ff.

1) Ausführl. Erkl. des Galaterbriefs, zu Kap. 4, V. 6. Walch VIII, 2399, 2416, 2423.

2) Daf. 2008. Kirchenpostille, Plochm. IX, 214.

3) Auslegung des 14., 15. u. 16. Kap. Johannis, zu Kap. 15, V. 7. Walch VIII, 379.

für den Augenblick erhöhten Vertrauen, sodaß er sich noch gern hineinreden ließ, daß er seine Anstrengungen fortsetzte, ob auch ohne allen wahren nachhaltigen Erfolg.

Staupitz (die Mystik, Staupitzens praktisch-mystische Theologie).

Denn wenn er auch die Vergeblichkeit der Hoffnung, womit er ins Kloster eingetreten war, die Fruchtlosigkeit seiner Anstrengungen empfand, die Aufgabe, die er sich gestellt, auf dem eingeschlagenen Wege zu lösen: er war weit entfernt, davon abzulassen. Das Gefühl mochte da sein, die Erkenntniß mangelte. Kein Gedanke, aus der betretenen Bahn auch nur einen Schritt zur Seite zu gehen oder einen Augenblick zu rasten, obwol sein Zustand bedenklich geworden war. Man muß dies aus alle Dem, was von seinem äußern und innern Leben seit seinem Eintritte ins Kloster erzählt ist, aus seinen angeführten wiederholten Aeußerungen, wie er es nicht gar lange mehr hätte ertragen können, wie er sich zu Tode gemartert haben würde, wenn es noch lange gewährt hätte, auch wol daraus schließen, daß Staupitz so angelegentlich seiner sich annahm, als er, ohne Zweifel auf einer Visitationsreise, im Kloster erschien.

Luther's Jugendfrische mußte gelitten haben, die Farbe der Gesundheit kränklicher Blässe gewichen sein. In seinem ganzen Aeußern, im Blicke, Mienen, Haltung, mußten seine Seelenleiden sich ausdrücken. Man darf die bildlichen Darstellungen von ihm nur ansehen: sein Gesicht ist sprechend, seine Züge sind markirt, verrathen Geist und Charakter. Er hatte nach der Schilderung der Zeit- und Lebensgenossen namentlich schöne feurige Augen mit schwarzem Augapfel. Jetzt lagen sie wol tief, hohl waren die Wangen, welche Kranach meist so voll malte. Sein ganzes Aeußere verkündete schwere innere Bedrängnisse, einen außerordentlichen Geist [1]).

1) Kirchmayer, Disq. hist. de Lutheri imagine reliqua, 248. ssq. Maimbourg bei Seckendorf I, 18. Der Letztere hat die briefliche Selbstschilderung Luther's aus dieser Zeit doch nicht, wovon Planck I, 55 spricht. In der Sakristey der Stadtkirche zu Weimar befindet sich ein Gemälde, das

Die Ordenssatzungen sagen im 35. und den folgenden Kapiteln vom Generalvikar, Alle sollten ihm Gehorsam erweisen, wie dem Vater und Hirten; er selber solle wie ein treuer Hirt und Regierer den Orden visitiren, und in diesem Geiste sind die Vorschriften für ihn, die Strafbestimmungen abgefaßt, die er in Anwendung bringen soll. Er soll u. A. Nachfrage anstellen, wie die Kranken gepflegt, die Novizen unterrichtet würden, ob die Brüder nicht unerlaubte Speisen genössen, die Fasten hielten, das Gebot des Schweigens beobachteten, dem Prior gehorchten u. s. f. Staupitz war ein Oberer, wie er sein sollte, väterlich wohlwollend, erfahren, ein Menschenkenner. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, das Bibelstudium in den ihm untergebenen Klöstern in Aufnahme zu bringen, und die Begabtesten herauszufinden und auf eine lebendigere Theologie als die der Schule war hinzuleiten. Er hätte aufmerksam werden, Luther zur Annäherung ermuthigen müssen, hätte sich dieser auch nicht ihm genähert, hätte ihm auch der Prior nichts gesagt, oder hätte er sonst nichts vernommen von dem absonderlichen, so ganz abweichenden Wesen des jungen Bruders, der aus einem aufstrebenden Mitgliede der Universität ein Mönch geworden, ein so eifriger Mönch war, so beharrlich nach Heiligung rang, ein so tiefes Wehe über seine Mangelhaftigkeit empfand, Anfechtungen hatte, die sich Niemand zu erklären wußte, so eifrig den Studien oblag und immer nur die Schrift lesen wollte. Schon dies allein war doch gar zu ungewöhnlich. Auch fiel es dem Provinzial auf. „Die Mönche studirten nicht in der Schrift," sagt Luther, „es wäre denn gewesen, daß einer sonderliche Gnade hatte, sie zu lesen, wie ich hatte. Ich las sie im Kloster oft, mit großer Verwunderung Doktor Staupitzens [1])."

Luther dreifach darstellt, als Mönch zu Erfurt, als Junker Görge und im Predigerrocke, wie er am meisten gemalt ist. Das Gemälde hat die Jahreszahl 1572 und ist wahrscheinlich von Vischer, einem Schüler Kranach's. Eine Nachbildung im Reformationsalmanach von 1817. Man mag sich Luther in dieser Zeit wol vorstellen, wie ihn der Maler auf der ersten der drei Tafeln (aus der Phantasie) gefaßt. Ref. Alm. 1817, XXVI f. Schwabe, Histor. Nachr. von den Monimenten und Reliquien Luther's, 80.

1) Tischreden, Walch XXII, 1377, 1458. *Ericeus*, 125.

Die Bemühungen des Letztern, seine Richtung in den ihm untergebenen Klöstern emporzubringen, hatten also, auch hieraus sieht man es, noch wenig durchgreifenden Erfolg gehabt. Zu welcher Zeit er seit Luther's Eintritt ins Kloster zum ersten Male dort hinkam, ist unbekannt. Es erhellt nur so viel, daß es nicht in der ganz ersten Zeit, aber auch nicht später, als vor Ablauf des zweiten Jahres der Anwesenheit Luther's, wahrscheinlich früher der Fall war. Ebenso unbekannt ist es, ob er aus freien Stücken Luther bewog, sich ihm aufzuschließen, oder ob sich Luther zuerst an ihn wendete. Das Wahrscheinliche möchte sein, daß er seinerseits Aufmunterung dazu gab. In jedem Falle knüpfte sich zwischen ihm und Luther ein Verhältniß an, das immer inniger und vertrauter wurde. Er muß mehr als einmal in Erfurt gewesen sein, so lange sich Luther im dortigen Kloster befand. Bei seiner ersten Anwesenheit wies er den Prior an, Luther, der bereits Magister sei und Neigung zum Fortstudiren habe, minder streng zu behandeln und ihm namentlich Zeit zu seinen Studien zu gestatten. Er hielt auf gute Ordnung, wollte die Regel aber nicht rigoristisch genommen wissen. Er hatte Augustin's Ansicht wirklich zur seinigen gemacht, daß man nicht Alle gleich halten solle, weil nicht Alle gleiches Vermögens. Er sagte einst zu Luther, doch wol erst in späterer Zeit, er habe vom Bischof zu Worms, einem Dalberg, sagen hören, hätte Augustin auch sonst nichts geschrieben als die Regel, so müßte man dennoch urtheilen, daß er ein trefflicher weiser Mann gewesen. Luther pries sie bei jeder Veranlassung wegen der Umsicht und Billigkeit, wovon sie zeuge. Sodann bestärkte er Luther in seiner Vorliebe für die heilige Schrift und rieth ihm, sie fleißig zu durchlesen, damit er text- und kapitelfest werde. Man möchte daraus schließen, daß er schon im Novizenjahre Luther's im Kloster gewesen. Wenn es aber auch der Fall war, so trat er doch damals mit ihm noch in keine tiefere Berührung. Luther's Zustände in den ersten zwei Jahren seines Mönchsstandes weisen zu sehr darauf hin, daß er hinsichtlich seiner Studien und insbesondere hinsichtlich der Beschaffenheit und Richtung seiner Anschauungen und Empfindungen sich selbst und mönchischen Umgebungen so gut wie allein überlassen war. Wir werden ihn noch im dritten Jahre von den Vorstellungen erfüllt sehen, die ihn

so sehr ängsteten. Erst in diesem Jahre trat eine ganz neue Entwickelung seiner Begriffe, offenbar nicht ohne wesentlichen Einfluß Staupitzens ein. Sie hätte doch früher eintreten müssen, wenn er schon in der ersten Zeit in ein näheres Verhältniß mit dem Letzteren getreten wäre, wenn Staupitz gleich zu Anfang tiefer auf ihn eingewirkt hätte [1]).

Jedenfalls aber ist er der Erste gewesen, der Luther's große Anlage erkannt. Er hat sehr Viel gethan, die junge Heldenkraft in ihm zu beleben, sie von einem Abwege in die rechte Bahn zu lenken, er wurde dem Unglücklichen in seiner entsetzlichen Seelennoth ein liebreicher, helfender, tröstender Freund und Führer. Möglich, daß Luther ohne ihn sich aufgerieben hätte, unterlegen oder nie aus der Nacht zum Licht gelangt wäre. Freilich knüpfte sich diese seine Entwickelung zumeist an die eigne Arbeit seines Geistes, wie sich ergeben wird, und was Staupitz fördernd dazu that, scheint nicht unerläßlich nothwendig gewesen zu sein. Die nöthigen Hülfen lagen auch sonst nicht unerreichbar fern. Doch Staupitz hat wesentlich dazu geholfen. Sein Zusammentreffen mit ihm wurde entscheidend für Luther's innern und äußern Lebensgang, und schon die ersten Berührungen waren folgenreich. In einem Briefe an ihn vom Jahre 1523 schreibt er, durch ihn habe das Licht des Evangeliums in seinem Herzen aus der Dunkelheit zuerst aufzuleuchten angefangen [2]). Schon um dies vollkommen zu übersehen, müssen wir noch einen Augenblick bei ihm und insbesondre der in ihm lebendigen religiösen Denkart verweilen.

Johann von Staupitz stammte aus einem alten edeln Geschlecht in Meißen. Frei von Ahnenstolz, strebte er, sich durch innerliche Tüchtigkeit auszuzeichnen. Um ganz den Studien und frommen Betrachtungen leben zu können, trat er in den Augustinerorden. Auf verschiedenen Universitäten erwarb er sich die gangbare scholastisch-philosophische und theologische Bildung. 1497 war er bereits artium magister und Lektor der Augustiner. In diesem Jahre wurde er zu Tübingen inskribirt, im folgenden zum

1) *Seckendorf* I, 21. Spangenberg, Adelsspiegel, 87. Von den Conciliis und Kirchen, Plochm. XXV, 338.

2) De Wette II, 408.

Prior des dortigen Augustinerklosters gewählt. 1499 wurde er zum Baccalaureus biblicus und sententiarius, 1500 unter großer Anerkennung zum Doktor der Theologie kreirt. Bedeutenden Einfluß übte der tübinger humanistische Lehrer Konrad Summerhard auf ihn, ein Hasser der Scholastik, der nicht selten mit Leidenschaft ausrief: wer befreit mich Elenden von dieser zänkischen Theologie! Staupitz vergaß es nicht. Auf diesen scheint auch der freisinnige Paul Scriptoris Einfluß geübt zu haben, der zu jener Zeit in Tübingen Theologie lehrte und vertrieben wurde, weil er seines Lehrers Brulifer freie Ansichten vertheidigte, die wir bei Staupitz wiederfinden, der seinen Mönchen erlaubte, die Vorlesungen von jenem zu besuchen. Staupitz wandte sich unbefriedigt von der Scholastik ab zur Mystik und zur Schrift, die ihn zum Leben führte, zu der Erkenntniß, daß nicht blos das Wissen den Theologen mache, sondern der ganze innere Gemüthszustand, die Bewährung des Erkannten durch die That. So wurde er ein Erfahrungstheologe, ein biblisch-praktischer Mystiker, vornämlich an die paulinisch-augustinischen Begriffe sich anlehnend. Dies war die Denkart, welcher er Eingang zu verschaffen oder die er zu lebendigerm Bewußtsein zu bringen bemüht war, so weit sein Einfluß reichte. Er verband mit Gelehrsamkeit praktischen Sinn, Frömmigkeit und edle Gesinnung mit Geist, weltmännischer Bildung, Beredtsamkeit und einer anziehenden äußeren Erscheinung. So erwarb er sich das besondere Vertrauen seines Kurfürsten Friedrich's des Weisen und seines Ordens. Jener bediente sich seines Raths bei Stiftung der Universität Wittenberg und gebrauchte ihn mit gutem Erfolge zu Gesandtschaften an Höfe. 1502 reiste er nach Rom (wo wir ihn auch 1506 finden) und erlangte von Julius II. die Privilegien für die neue kursächsische Hochschule. Ein Ordenskapitel in Eschwege wählte ihn 1503 einstimmig zum Vikar in ganz Deutschland. Wie er als Oberer sich bewährte, wurde schon erwähnt. Es muß noch hinzugefügt werden, daß er schmerzlich sowol die Verderbniß der Kirchenlehre als den tiefen Verfall des Klerus empfand, und eifrig bemüht war, die Klöster seiner Provinz in wahrhafte Wohnungen eines gottgeweiheten Lebens umzuwandeln. Doch gehörte er zu den Männern, die sich gern innerhalb des ihnen angewiesenen Kreises halten, nur auf das Nächste bedacht sind, geduldig und mild,

auch wol schüchtern und biegsam jedes energische Eingreifen, zumal in die Ferne, in das große Ganze, ihrer Natur nach scheuen [1]).

Die Verschiedensten sind einstimmig in seinem Lobe, Maimbourg wie Luther, der in späteren Jahren in ein Mißverhältniß mit ihm über die große Tagsfrage und ihre beiderseitige Stellung zu derselben gerieth, das ihn zu ein Paar Aeußerungen aufwallenden Unmuths über Staupitz veranlaßte, wogegen er ihn aber desto öfter gepriesen und lebenslang verehrt hat. „Ein theurer Mann war dies, pflegte er von ihm zu sagen, der nicht allein in Schulen und Kirchen sich hören ließ, wie ein Gelehrter, sondern er galt auch ein Mann in der Welt, zu Hofe und bei großen Leuten." Gern rühmte er „den hohen Verstand, die Redlichkeit und Aufrichtigkeit" Staupitzens, der „allzeit eines adelichen (wie er denn einer vom Adel), nicht unehrbaren und knechtischen Gemüths" gewesen wäre. Oft erwähnt er seiner, bezieht er sich auf ihn als auf einen in hohen Ehren bei ihm stehenden Gewährsmann, seinen Lehrer, Wohlthäter. „Mein Staupitz," „mein lieber Doktor Staupitz sagte," pflegt sein Ausdruck zu sein [2]).

Um uns Staupitzens theologische Denkart, von Ullmann unübertroffen dargestellt, zu veranschaulichen, müssen wir einen Blick auf die Mystik, insbesondre die deutsche, werfen, die auch in Luther's Entwickelung so bedeutsam werden sollte, ihn durch Staupitz zuerst berührte.

Die Mystik erstrebt Vereinigung mit Gott, theils durch sinnliche Anschauung, Unmittelbarkeit oder Verzückung des Gefühls, anderentheils aber auch durch Spekulation. Nur ganz roh wird sie aufgefaßt und falsch verstanden, wenn man sie mit ihren Verirrungen und Auswüchsen verwechselt und nur übersteigerte Gefühlsamkeit, Geistes- oder Empfindungsausschweifung, Verirrung und Unwissenschaftlichkeit in ihr erblicken will. Sie enthält nach den Gestaltungen, worin sie im Fortgange der Ent-

---

1) Ullmann, Reformatoren, I, 256. *Grimm*, De Jo. Staupitzii meritis, in Zeitschrift für d. histor. Theologie, Neue Folge, Bd. I, St. 2, S. 63 ff. Planck, I, 53 ff.

2) Grimm a. a. O. 85 ff. Mathesius, 12. Predigt, Ausleg. des 101. Psalms zu V. 8, Walch V, 1291.

wickelung des Christenthums hervorgetreten, religiöse und sittlich-praktische, spekulative und poetische Grundstoffe. Ihre Spekulation war nicht selten die tiefste und tiefsinnigste. Wesentlich wirkte sie von den ältesten Zeiten und namentlich seit den scholastischen Jahrhunderten bis zu Spinoza, Schelling und Hegel auf die Philosophie. Durch die Askese und selbst durch ihre Spekulation mit der Scholastik zusammenhängend und sie ergänzend, trat sie doch bald in den durch die letztere beherrschten Zeiten als Gegenwirkung wider dieselbe auf, machte ihr die Alleinherrschaft streitig, bekämpfte sie und arbeitete an ihrer Auflösung, weit früher als der Humanism. Sie wollte das durch den Scholasticism erstarrte religiöse Leben wieder wecken, sie strebte der einseitigen Verstandesrichtung desselben entgegen, trachtete die immer äußerlicher werdende Frömmigkeit zu verinnerlichen und einfache Lehrformen an die Stelle des zur Herrschaft gekommenen künstlichen Lehrsystems zu setzen. Daher, daß sie sowol im Gegensatze zur Scholastik wie zur Kirche sich ausbildete. Die mystische Liebe sollte eine reinere echtere Sittlichkeit wieder beleben. Zum großen Theile Ergebniß der religiös bewegten Empfindung und Einbildungskraft in den mittleren Jahrhunderten, wird die Mystik mit Recht zur religiösen Poesie derselben gerechnet. Religiöse, philosophische, sittliche, gesellschaftliche und gemüthliche Bedürfnisse will sie befriedigen, drängen zu ihr hin. Sie hat ihre Wurzel in der Anlage des menschlichen Geistes. Nie fehlte es ganz an für sie Gearteten und Empfänglichen und bisweilen war die Empfänglichkeit für sie in großer Stärke und Verbreitung vorhanden. Doch werden besondre Organisationen, Stimmungen und Verhältnisse erfordert, daß Einzelne sich ihr ganz hinzugeben vermögen, daß sie in weiteren Kreisen zur Herrschaft gelangen kann. Schon im frühesten christlichen Zeitalter ist sie da, reicht vom Areopagiten bis in unsre Tage. Uns liegt sie hier vorzugsweis an, sofern sie in den mittleren Jahrhunderten bis auf Luther's Zeit als Abweichung und Gegenwirkung und Gewicht gegen den Scholasticism und das herrschende Kirchenthum sich entwickelte und schon dadurch die wesentlichste Bedeutung behauptete und unschätzbare Verdienste sich erwarb. Allein noch abgesehen von den argen Ausartungen, worin sie mehrfach gerathen war, und den schweren Irrungen, welche sie

veranlaßt, konnte eine allgemeine Erneuerung des religiösen Lebens und eine Umgestaltung der Kirche durch sie allein freilich nicht bewirkt werden, schon weil ihr Einwirken eine Eigenthümlichkeit der Anlage und Art voraussetzt, welche bei Allen nie da sein kann, nicht einmal bei den Mehreren jemals da war. Auch ihr war das Christenthum starres, dumpfe Unterwerfung fordern-des Gebot, oder die Mystiker ließen sich fern von ihm ab zur offenbarsten Heterodoxie und Freigeisterei führen, indem sie der Empfindung, der Phantasie und Spekulation sich hingaben, ohne das Maß und die Regel des Evangeliums zu erkennen oder innezuhalten. Besser, lebenvoller als die abgestorbene Scholastik und geeigneter, das religiöse Herzensbedürfniß zu befriedigen, war sie pantheistisch, schwärmerisch, sektirerisch geworden und auch bis ins 15. Jahrhundert zu überfliegend, phantastisch und sinnlich, um eine allgemeinere volksmäßige Wirksamkeit üben zu können, obwol sie in einzelnen ihrer Vertreter allmälig einfacher, praktischer, reiner und volksthümlicher erschien und immer siegreicher sich erhob, je mehr die Scholastik verfiel und die Richtung zum Scholasticism schwächer wurde. Die romanischen Nationen hatten das Christenthum mehr verstandesmäßig aufgefaßt und den größesten Antheil an der Arbeit gehabt, es zur Scholastik mit der einseitig-theoretischen Richtung und der Berechnung derselben auf hierarchische Zwecke auszubilden. Die germanischen Völker hatten es sich zunächst praktisch-gemüthlich angeeignet und sich mehr mit dem Verhältniß des Staats zur Kirche und mit der Ausbildung der Erfahrungstheologie der Mystik statt der scholastischen Dialektik beschäftigt. Neben Förderung des Humanism war vom Institute des gemeinsamen Lebens eine geläuterte praktische Mystik ausgegangen, die im 14. und besonders im 15. Jahrhundert vielfache Vertretung und eifrige Pflege in Deutschland fand. Der allgemeine Charakter und Erfolg der deutschen Mystik bestand darin, daß sie das Christenthum aus dem Begriff ins Gefühl, aus der Spekulation ins Gemüth, aus der Schule ins Leben leitete, den Inhalt des Christenthums einfacher, sittlicher und lebenvoller auffaßte, in deutschem Gewande auftreten ließ und so zur Volkssache machte; daß sie das romanische Kirchen- und Schulenthum unmittelbar oder mittelbar bekämpfte, ein dem germanischen Sinn und Geist entsprechendes,

innerliches und freies Christenthum herstellte, und dadurch die Befreiung sowol des Glaubens als der Nation in Sachen des Glaubens von der Herrschaft des Romanismus im Ganzen und Großen vorbereitete. Diese Grundrichtung gibt sich wieder in sehr verschiedenen Formen kund, deren vornämlich vier zu unterscheiden sind: die dichterische — hauptsächlich durch Suso, die spekulative — durch den Verfasser der deutschen Theologie, die gemüthliche — durch Tauler, und die praktische deutsche Mystik — durch Staupitz vertreten. Sie gehört neben dem Humanism und in Verbindung mit ihm zu den wesentlichen Vorbedingungen der deutschen Reformation, zu den wesentlichen Bildungsstoffen, durch welche Luther eben der eigenthümlich christliche und von innen heraus reformatorische Charakter und der Theolog wurde, der er war. Den mächtigsten Einfluß übte sie auf ihn vornämlich durch Tauler und die deutsche Theologie, worauf wir späterhin kommen werden, zunächst durch die Herzenstheologie Staupitzens, welcher er die Richtung und die Begriffe verdankte, womit er die Arbeit seiner Befreiung von den Banden des Scholasticism und des Mönchthums begann, worin er die erste Beruhigung fand, in welchen die Religion sich ihm zuerst als Liebe erschloß und die es ihm eben hierdurch möglich machten, mit Befriedigung und Freude dem tiefinnersten Zuge seiner Seele nach der eigentlichen und völligen Frömmigkeit sich hinzugeben, welche darin besteht, daß jeder Augenblick des Lebens durch den Gedanken an Gott bestimmt wird, lebendigstes Gefühl der Gottesnähe ist, unabweisbares sich gebunden Finden an Gott und seine Willensordnung. So lebendig und kräftig im Uebrigen die mystische Richtung zu dieser Zeit war, sie war doch auf einzelne ziemlich enge Kreise beschränkt; so verbreitet war sie jedenfalls nicht, daß man mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen könnte, Luther würde ihr auch außerhalb der Klostermauern begegnet sein, auch draußen würde sie ihn berührt und angesprochen haben [1]).

1) Helfferich, Die christliche Mystik in ihrer Entwickelung und in ihren Denkmalen, Einleitung. Liebner, Gerson's mystische Theologie, in Studien und Kritiken, 1835, 279 ff. Ullmann, Theologische Aphorismen, das. 1844, 172 ff. Ueber den unterscheidenden Charakter des Christenthums, das. 1845, 21. Reformatoren, I, 115, 142, 178; II, 63, 171 ff., 203, 269 ff., 420 ff.

Das Wesentliche, woraus Staupitz Alles ableitete, war ihm in mystischer Weise die Liebe, die Liebe Gottes, aus der sich, durch Christum vermittelt, die menschliche entzündet. In dieser ruht aller wahre Dienst Gottes, alle Frömmigkeit. Sie ist eine Sache der Erfahrung, der Mensch kann sie daher nicht von Andern, aus seinem natürlichen Verstande oder dem Buchstaben der Schrift lernen, der Christi Geist nicht ins Herz bringt. Die Liebe muß durch den Geist Gottes und Christi in die Seele kommen, die durch ihn die Kraft erhält, alle Gebote zu vollbringen, und durch das Licht des Glaubens erleuchtet wird. Aus ihm fließt auch die wahre Hoffnung und der sichere Trost her, die wir nicht auf unsre Werke, auf unsre Liebe gegen Gott, sondern nur auf Gottes Liebe gegen uns, auf Das, was Gott in uns wirkt, gründen können. Die Liebe Gottes wird uns ins Herz gebildet durch Christum, in dem sich die unaussprechliche Liebe Gottes gegen uns offenbart hat, die unsre Gegenliebe erzeugt, in welcher es Stufen gibt. Christus gehört ohne Vermittlung Gott zu, wir aber durch Christum. Durch ihn ist die auserwählte Seele Gott also freundlich zugethan, daß ihr auch die Sünde nicht allein unschädlich ist, sondern zum Besten hilft. Doch ist die Sünde mit höchstem Fleiß zu fliehen, denn sie zu decken durch Barmherzigkeit, ist allein Gottes Werk. Ein wahres Zeichen der Liebe Gottes ist Vollbringung der Gebote, ihr gewissestes Zeichen ist, daß nichts denn Gott frei einig im Geiste bleibt und alle Kreaturen daraus vertrieben werden, sodaß der Liebhaber Gottes seines Lebens, Verdienstes und Heils vergißt, nur Gottes Ehre und Willen sucht, Gott ohne Zweifel in ihm ist. Dem Glauben, welchen wir Gott und seinem Worte, das die Wahrheit selbst ist, schuldig sind, muß sich aller Verstand gefangen geben. Alle Zusage Gottes ist enthalten und vergewissert in Christo. Die an Christum glauben, dürfen ihrer Versehung zur Seligkeit gewiß sein; sie werden gerechtfertigt und erneuert und haben Vergebung der Sünden, wozu weder Beichte, noch Reue, noch irgend ein Menschenwerk hilft, sondern nur der Glaube an Christum. Ohne ihn ist keine rechte Tugend, Vernunft und gute Meinung, in ihm ist alle Sünde läßlich, wenn Buße folgt: die aus Gott geboren sind, bewahrt diese Geburt vor dem Sündigen, nicht ihre Tugend, Vernunft oder stark

Gemüth. Der Glaube an Christum läßt auch keinen Menschen in ihm selber bleiben, sondern zieht ihn über sich und feiert nicht, bis er uns mit Gott vereinige. Wer durch den Glauben in Christo ist, der befleißigt sich vor Allem der Nachfolge Christi, zunächst im Leben, dann besonders im Leiden und Sterben. Von Paulus ist zu lernen, wie durch die Sünde der Tod in die Welt gekommen, wie von der ersten Sünde aus die Sünde sich über das ganze Geschlecht verbreitet, wie Christus die Sünde und den Tod überwunden, und wie er durch sein Sünde und Tod bezwingendes Leiden und Sterben auch uns ein Vorbild des rechten Leidens und Sterbens geworden [1]).

Staupitzens erste Einwirkungen auf Luther.

Es ist leicht einzusehen, daß es Luther's Bedrängnisse hätte wesentlich mindern oder sie beendigen müssen, wenn Staupitz seine ganze religiöse Denkart ihm dargelegt, er sie in sich aufgenommen hätte. Allein sie stand der seinigen doch gar zu fern, stand ihr widersprechend gegenüber, und alle Begriffe wurzelten zu fest bei ihm, als daß er die ihm neuen staupitzischen Ueberzeugungen sogleich mit den seinigen hätte vertauschen, ja sie nur wahrhaft verstehen können. Selbst an eine vollständige Belehrung und Mittheilung war bei dem ersten Zusammentreffen begreiflicherweise noch nicht zu denken. Der Generalvikar konnte sich schwerlich veranlaßt fühlen, einem jungen Bruder sofort sein theologisches System auseinanderzusetzen. Ueberhaupt stand er den Mitgliedern des Ordens mit seiner Denkart doch großentheils fremd gegenüber. Es finden sich wol Spuren, daß sie oder die nahe verwandte augustinische, wie in anderen Klöstern des Ordens zu jener Zeit, auch im erfurter wenigstens in einzelnen Brüdern lebendig war. Allein die scholastische Theologie scheint doch darin weitaus vorgeherrscht zu haben, vielleicht durch Usingen's Einfluß. Insbesondre Staupitzens Ansicht von der Schrift und den Schriftstudien hatte noch keineswegs allgemeineren Eingang gewonnen. Zu Erfurt gelang es ihm nur halb, sie in Beziehung

1) Ullmann, Reformatoren, II, 256 ff.

auf Luther geltend zu machen. Es läßt sich nicht ermitteln, worin seine ersten Einwirkungen auf Luther bestanden, wie tief sie griffen. Das Wahrscheinliche dürfte Folgendes sein.

Wenn Staupitz auch den bloßen Buchstaben der Schrift für tödtend erklärte, was Luther in seiner Lust am Allegorisiren bestärkt haben mag, so war ihm doch das Schriftstudium das erste, das er dem scholastischen weit voranstellte. Dies war der nächste Punkt, wo er mit Luther zusammentraf, wo dieser nach der Stufe seiner dermaligen innern Entwickelung in seine Ansichten am leichtesten eingehen konnte. Empfahl er ihm das Studium der Schrift, so mußte sich Luther in seiner Vorliebe durch des geehrten Obern Empfehlung auf das Erfreulichste befestigt fühlen, was ihm sicher auch um so werthvoller und förderlicher war, da seine nächsten Umgebungen seine Neigung nicht theilten, und indem er sich ihr hingab, ihn irre zu machen, ihn zu hemmen suchten, ihm sagten, wie es zu geschehen pflegte, man müsse die Väter, die Lehrer der Schule lesen, die hätten den Honig, den Saft der Wahrheit aus der Schrift gesogen; die Schrift sei ein großer, wüster, unordentlicher, verworrener Haufe, dunkel und nicht wohl zu verstehen [1]), was er denn freilich nicht in Abrede stellen konnte. Wie aber gerade der Grund seiner Irrsale in Vorstellungen lag, welche von der Schule ausgingen, oder doch befestigt wurden, so konnte ihn nur die wohlverstandene Schriftlehre aus denselben herausführen, und eben deshalb war es so wichtig, daß ihn Staupitz in dem Hange zum Schriftstudium bestärkte und einigermaßen die Hindernisse beseitigte, die demselben entgegenstanden. „Ich hab viel gelesen in meiner Jugend, sagte er einst, die Bibel, weil ich ein Mönch war. Lest ihr sie auch fleißig, das thut's allein. Denn wenn ich die Bibel nicht hatte, so machte ich schlechts aus Christo einen Mose [2])." Es mußte ihm wie Musik in den Ohren klingen, machte sicher den tiefsten Eindruck auf ihn, wenn er Staupitz vielleicht schon in dieser Zeit sagen hörte, „es ist mißlich und gefährlich, daß wir uns auf unsere eigene Kräfte verlassen, denn es kann wol kommen, daß wir auch in Dem, was wir aufs allerbeste wissen und

1) Tischreden, Walch XXII. 2059.
2) Das., 2401.

verstehen, gleichwol fehlen und irren können zu unserm und Andrer Schaden; weshalb es uns wol vonnöthen, daß wir in der heil. Schrift mit höchstem Fleiß und aller Demuth studiren, auch mit ganzem Ernst beten, daß wir ja die Wahrheit des Evangelii nicht verlieren [1])."

Allein unmittelbar konnte alle Hinleitung auf das Schriftstudium doch immer noch nicht helfen, da Luther eben die scholastischen Begriffe in die Schrift hineintrug und aus ihr heraslas. Es kam auf ein besseres Verständniß an; allein dafür konnte Staupitz im Augenblick wol nicht viel thun und nach allem Anschein hat er dafür überhaupt wenig gethan. In dieser Beziehung mußte Luther sich selbst helfen so gut er konnte. Staupitzens Belehrungen hatten nach dieser Seite zunächst sehr wahrscheinlich nur die Folge, daß Luther mehr und mehr auch andre Begriffe als die ihn ängstigenden in der Schrift suchte und fand, was immerhin ein großer Gewinn war. Allein der Hauptmangel einer guten Anleitung zu einer gründlichen Schriftauslegung wurde dadurch nicht ersetzt. „Ich denke der Zeit, sagt er in einer Predigt der Kirchenpostille, da ich mit allem Fleiß in der heil. Schrift studiret, was ich gerne darum gegeben hätte, daß mir jemand einen Psalmen recht ausgelegt hätte, und wenn ich etwa einen Vers begunnte zu verstehen, meinete, ich wäre neu geboren [2])." So stand es selbst noch in seinem letzten erfurter Mönchsjahre mit ihm. Sodann konnte es nicht wohl anders sein, was Staupitz ihm sagte, mochte dem Jünger als eine gar schöne tröstliche Rede erscheinen, durch das Wohlwollen, womit es gesagt wurde, um so tiefer eindringen. Allein zur Klarheit verhalf es ihm nicht, aus seinen Irrungen brachte es ihn nicht heraus: es traf den Mittelpunkt derselben nicht sogleich, konnte in seiner allseitigen Bedeutung noch nicht aufgefaßt werden. Staupitz verstand im Anfange ihn so wenig als er den wohlgesinnten Obern. Erst nach und nach konnte es dazu kommen. Freilich beichtete er Staupitzen, schloß ihm sein ganzes Innre auf, all seine Geistes- und Herzens- und Gewissensnöthe. Es ist gewiß, daß Staupitz eben auf diesem Wege zur genaueren Kunde derselben gelangte,

1) Ausführl. Erkl. d. Galaterbriefs, Walch VIII, 1786.

2) Plochm. IX, 300; VIII, 272.

und man dürfte mit Wahrscheinlichkeit annehmen können, daß es schon bei seiner ersten Anwesenheit im Kloster geschah. Doch Luther konnte sich ihm um so weniger verständlich machen, je unklarer er sich selbst war. Er klagte ihm, mit welchen entsetzlichen und schrecklichen Gedanken er geplagt würde; er beichtete ihm „nicht von Weibern, sondern die rechten Knoten." Wir hörten schon, was er dabei im Sinne hatte, die Sünde mit einem Worte, nicht einzelne Sünden. Allein zu sagen, worin sie bestanden, dafür fehlte ihm jetzt noch die Selberklarheit und der Ausdruck, den er erst später fand. Staupitz sagte: ich verstehe das nicht. Mit einem Worte, Staupitz wollte ebenso wenig um Das wissen, was ihn quälte, als andere Beichtväter. So dachte er denn abermals, die Anfechtung hat Niemand als du allein. „Da ward ich als eine todte Leiche," sagt er [1]).

Seine Vorstellungen hatten eine ihm eigenthümliche Richtung genommen. Was Anderen Sünde däuchte, darin sah er noch lange die rechten Knoten nicht, oder, wie er es auch ausdrückte, die rechten Greuel und Teufelsköpfe und giftigen geistlichen Drachenschwänze. Er vertiefte sich ganz in sich selbst. Die finstern Vorstellungen, womit er sich herumtrug, die ihn mit Schrecken des Todes elend umgaben, die „hohen Spekulationen," in welche er sich grübelnd vertiefte, seine „närrischen Gedanken [2])," jenes dunkle, gewiß wenigstens oft genug auf nichts bestimmtes sich gründende Gefühl einer Sündhaftigkeit, die ihn an Gottes Gnade verzweifeln machte: Das war es, was weder Staupitz noch sonst Jemand verstand. Staupitzen mochte das Meiste als unfruchtbare Grübelei und Selbstquälerei erscheinen, und muthmaßen läßt sich, daß er ihm jetzt schon die Worte oder ähnliche sagte, womit er ihn, wie Luther selbst erzählt, oft getröstet. Er sagte ihm nämlich: „warum plagest Du Dich also mit diesen Spekulationen und hohen Gedanken? Schau an die Wunden Christi und sein Blut, das er für Dich vergossen hat, daraus wird die Versehung hervorscheinen. Deshalb soll man den

1) Tischreden, Walch XXII, 1256. *Ericeus*, 176. Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart, Nr. 168, S. 385. Keil, Luther's Lebensumstände, I, 13. *Seckend.* I, 52. de Wette, IV, 187.

2) S. unten, Hauptstück IV, Wirksame Tröstungen im Beichtstuhle.

Sohn Gottes hören, der Mensch worden und darum erschienen ist, daß er die Werke des Teufels zerstöre und dich der Versehung gewiß mache. Und darum saget er auch zu Dir: Du bist mein Schäflein, denn Du höreſt meine Stimme und niemand wird Dich mir aus meiner Hand reißen [1]." Wie tröstlich, aber auch wie fremd mußte das in Luther's Ohren klingen. Auf keinen Fall hätte er es sogleich völlig fassen und sich aneignen können, wenn ihn Staupitz auf die versöhnende Liebe Gottes im Erlöser hinwies. Zu grauenhaft und zu fest stand das Bild Gottes und Christi als strengen Richters vor ihm. Er spricht in einer Predigt der Kirchenpostille von dem freudigen Eindrucke des Glaubens an den Erlöser als den, „der kein Schaaf suche noch trage, denn das da verloren ist und ihm selbst keinen Rath noch Hülfe weiß." Der müsse rechten Trost und Freude in und durch den Herrn Christum empfahen, der solchen Glauben von ihm haben könnte, weil darin die gewisse Verheißung liege, daß er, weil er sich also an Christum halte und sich auf seinen Schultern tragen lasse, ein lieber Gast im Himmelreich sein und mit allen Freuden werde empfangen werden. Aber, setzt er hinzu, „wenn ein Mensch betrübt ist, so siehet ihn auch die Sonne und alles was er siehet finster an. Es fühlet sich gar viel anders in der Traurigkeit und Schwermuth des Gewissens, da das Herz nicht anders kann denken, denn es stehe ein jeglicher Engel mit einem bloßen Schwert hinter ihm, daß er keine Freude kann schöpfen, weder von Gott noch Engeln, daß auch etliche keine Kreatur fröhlich können ansehen, fürchten sich vor der lieben Sonnen, ja vor einem jeglichen rauschenden Blatt. Das machet alles, daß sie sich selbst mit ihren eigenen Gedanken beißen und fressen, und wollten sich gerne heraus wirken, so viel arbeiten, und sich selbst so fromm fühlen, daß sie sich nicht dürfen fürchten; aber damit machen sie nur Uebel ärger [2]." So stand es jetzt mit ihm selbst.

In der That hatte Staupitz seine Einbildungen vergeblich bekämpft. Denn der hier jetzt noch zu berichtende Vorgang scheint nach Luther's erster Beichte bei ihm stattgehabt zu haben. Ueber

1) Ausleg. d. Geneſis, Walch II, 264.

2) Plochm. XIII, 59.

Tisch, als er ihn so traurig und niedergeschlagen sah, redete er ihn an: wie seid Ihr so traurig, Bruder Martin? Ach, wo soll ich hin? erwiderte Luther. Nun sagte Staupitz, vielleicht nur wiederholend, was er ihm schon in der Beichte gesagt, ich habe solche Anfechtung nie erfahren noch empfunden, so viel ich aber verstehe, ist sie Dir nöthiger als Essen und Trinken. Du weißt nicht, wie heilsam und nöthig sie Dir ist. Gott schickt sie Dir nicht vergebens zu. Es würde nichts Gutes aus Dir ohne sie. Du wirst sehen, daß er Dich zu großen Dingen brauchen wird. „Er verstand das selber nicht, sagt Luther. Er meinte, ich wäre gelehrt und würde stolz und hoffärtig werden, wenn ich nicht Anfechtung hätte. Ich aber nahm es an, wie Paulus sagt: mir ist ein Pfahl ins Fleisch gegeben, daß ich mich der hohen Offenbarungen nicht überhebe; darum nahm ich's auf als ein tröstlich Wort und Stimme des heiligen Geistes."

Es läßt sich wol annehmen, daß man sich im Konvente durch den Eifer des jungen Bruders beschämt, beläſtigt fühlte, seine Ueberlegenheit ungern empfand, ihm sein absonderliches Thun und Wesen als Stolz und Hoffahrt auslegte und sich in diesem Sinne gegen Staupitz geäußert hatte. Möglich, daß Luther schwächeren Geistern, gemeinen Seelen nicht immer mit kluger Schonung begegnete, wenn sich auch keine Nachricht darüber erhalten hat. Man würde sich sehr wundern müssen, wenn es bei einer solchen Kraftnatur nie und nimmer zu Ausbrüchen gekommen wäre. In seiner Auffassung der mönchischen Aufgabe, in der Art, wie er sie zu lösen suchte, lag etwas Himmelstürmerisches, Riesiges, ein Zeugniß, daß er eine gewaltige Kraft in sich fühlte oder ahnte; obwol seine Hingebung in die Knechtschaft des Mönchsstandes und Gehorsams beweist, daß es ihm an Demuth, am ernsten Willen, Demuth mehr und mehr zu lernen, wahrlich nicht fehlte, wie es denn überhaupt sehr bemerkenswerth ist, daß seine Kraft und sein Wille in ihren ersten gewaltigsten Anstrengungen die Richtung auf Selbstverleugnung und Selbstbeherrschung nahmen. Doch eine solche Kraft, ein so leidenschaftlicher und eiserner Wille hat die natürliche Neigung zu Ausschreitungen über Maß und Ordnung hinaus. Keine bedeutende Anlage, die nicht den Keim auch zu großen Abirrungen in sich trüge. Die Mehrzahl der Konventsmitglieder, wie sie waren,

mußte ihn fast nothwendig verkennen, mißverstehen. Es mag wol sein, daß Staupitz zwar einen hohen Geist, doch auch etwas Hochfahrendes neben seiner Zerknicktheit und Schüchternheit in ihm erkannte oder vermuthete. Was er ihm sagte, scheint auf so Etwas hinzudeuten. Zugleich aber ist daraus ersichtlich, daß er etwas Außerordentliches in ihm entdeckt, eine tüchtige Grundlage bei ihm gefunden zu haben meinte, Wohlwollen für ihn faßte, ihn auf jede Weise aufzurichten suchte. Verkündungen, es werde noch etwas Großes aus ihm werden, hörte Luther mehrfach. Schon als Student hatte er eine solche vernommen. Er erwähnt, eine andre einst aus dem Munde eines Mannes gehört zu haben, den er über den Verlust eines Sohns getröstet, und fügt hinzu, er habe sich oft daran erinnert, in dergleichen Aeußerungen liege etwas von Divination. Es würde unnatürlich sein, wenn er darin so Etwas nicht gefunden hätte bei dem ihm inwohnenden Geiste, indeß sagt er, was er von Staupitz an jenem Tage gehört, hätte er in seinem damaligen Zustande nimmer geglaubt[1]).

So war Staupitzens Rede nur ein augenblicklich beruhigendes und tröstendes, noch lange kein heilendes Wort. Luther war jetzt noch viel zu sehr in sich selbst vertieft, zu zerknickt, als daß nicht insbesondre jene Hinweisungen auf ein Wirken in der Welt, und gar als ein Werkzeug Gottes zu großen Dingen für den Augenblick an ihm hätten verloren gehen müssen. Auch finden wir ihn in der nächsten Zeit noch eben so abgewandt von der Welt, noch eben so mit seinen Grübeleien und den darauf sich beziehenden Studien beschäftigt, noch eben so düster gestimmt, eben so trostlos, verzagend an Gottes Gnade. Keine Spur vorerst, daß er die Denkart Staupitzens in sich aufnähme, er scheint sich vielmehr in der mönchischen und scholastischen noch immer mehr zu befestigen. Es geht selbst aus seinen weiteren Verhandlungen mit Staupitz über seine Zustände, wovon späterhin, hervor und erklärt sich durch mancherlei Umstände leicht. Doch war die wohlwollende, rücksichtsvolle Behandlung, die ihm Staupitz hatte zu Theil werden lassen, ein unschätzbarer Gewinn für ihn, schon durch den erfreuenden und belebenden Einfluß, den eine

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. daf. *Ericeus* daf. de Wette daf. u. ff. Tischreden, Walch XXII, 1256, 1263.

solche Theilnahme bei einem Schwermüthigen stets übt. Wenn auch eine durchgreifende Einwirkung auf ihn von Staupitz jetzt noch nicht ausging, so waren doch Anfänge dazu schon beim ersten Zusammentreffen gemacht, das eine wechselseitige Zuneigung begründete, die einen innigern und fortgesetzten Verkehr auch in der Ferne durch Briefe zur Folge hatte. Es ist nichts davon übrig geblieben. Nur wenige Sendschreiben Luther's an Staupitz aus späteren Jahren haben sich erhalten. Als der letztere 1524 im Benediktinerkloster zu Salzburg gestorben war, ließ man seinen Nachlaß, sofern er sich auf Luther bezog, Bücher und Handschriftliches, dessen nicht wenig gewesen sein soll, öffentlich verbrennen[1]). Daß Luther ihm schrieb, bezeugt, wie viel Zutrauen er zu ihm gefaßt, wie verlassen, wie wenig gut berathen er sich im Kloster fühlte, und man kann hinzusetzen, es war das schmerzliche Gefühl seiner Verlassenheit in dieser Zeit und ihrer schweren Folgen für ihn, die Empfindung der Kraft des heilenden Eindrucks von Staupitz's Belehrungen und Tröstungen, die sich noch darin wiederspiegeln, wenn es ihm zur Maxime wurde, die er wiederum Andern einzuprägen suchte, daß die Einsamkeit, einsames Grübeln einem jungen Menschen Gift sei, und daß einem Angefochtenen und Bekümmerten nichts besser zu statten komme, als der Zuspruch eines Freundes. Wenn es zur höchsten Seelennoth kommt, „muß einem der heil. Geist Gottes gnädige Verheißung ins Herz geben (zu welcher er eben noch keine Zuversicht zu fassen vermochte), oder man muß einen christlichen Menschen bei sich haben, der einen mit Gottes Wort tröste und die Verzweiflung durch (Belehrungen über) Gottes Verheißung abweise." Ein betrübtes Gewissen, so mit Sünde und Tod ringe, könne nichts Lieblicheres und Fröhlicheres hören als Trostworte der Schrift durch den Mund eines Bruders. „Ein guter getreuer Freund ist der köstlichste Schatz, das höchste Gut im ganzen Erdenleben, nicht nur um gemeiner und leiblicher Gefährde und Noth willen, darin ein Freund dem andern Rath und Hülfe bringen kann, sondern um der geistlichen Anfechtungen willen. Denn obwol dein Herz vom heil. Geiste auf-

1) Kappen's Kleine Nachlese, IV, 469. *Götzi*, Comm. de Jo. Staupitzio, 41.

gerichtet und gestärkt wird, ist dir doch das auch ein großer Dienst und Trost, wenn du einen getreuen Freund hast, mit welchem du von religiösen Dingen reden und dessen Trost du hören kannst [1])."

In der That kam bei ihm Alles auf eine Umwandelung seiner religiösen Begriffe, so wie darauf an, daß sein wüstes durchwühltes Gemüth auf Ruhe und Maß, Klarheit und Ordnung zurückgeführt wurde, und dahin begann Staupitzens Einfluß ohne Zweifel sofort bei ihm zu wirken, wenn er auch erst nach längerer Zeit sichtbar wurde. Es fehlte aber auch nicht an starken Hemmungen.

Erneuerte Beschäftigungen mit der Scholastik.

Den Eindrücken, die er von Staupitz empfangen und auch aus der Ferne durch schriftlichen Verkehr empfing, wirkte nämlich ein starker Einfluß entgegen, und zwar der Einfluß, den seine erneuerten Beschäftigungen mit der Scholastik nothwendig auf ihn übten. Wie schon erwähnt, wurden die theologischen Studien allgemein so begonnen, daß man die Anfänger eine kurze Zeit sich mit der Schrift beschäftigen ließ, doch höchst oberflächlich, unter dürftigster Anleitung und ohne fruchtbare Theilnehmung von Seiten der Lehrer, worauf man sie beflissen in die systematische Theologie der Scholastiker einführte. Von einem eigentlichen Schriftstudium war vor und nach nicht die Rede. Staupitz konnte nicht daran denken, durch allgemeine Vorschriften dies ändern, die Scholastik verdrängen zu wollen. Eine so durchgreifende, Feindschaft und Kampf gegen die letztere und ihre Meister und Gönner in sich schließende Neuerung lag nicht in seiner Art und Richtung. Die von ihm ausgegangenen Satzungen schärfen auch nur ein, daß die Anfänger zu fleißigem Lesen der Schrift angehalten werden sollen, und was sie sonst über die Studien in den Klöstern vorschreiben, setzt voraus, daß es beim

1) Kurze Ausleg. d. Jesaias zu Kap. 36, V. 9 f., Walch VI, 687. Ausleg. d. 45. Psalms zu V. 9, Walch V, 571. Ausleg. d. Genesis zu Kap. 13, V. 5—7, Walch I, 1267.

Herkömmlichen belassen werden sollte. Staupitz bemühte sich, seiner theologischen Denkart Eingang zu verschaffen, so weit sein persönlicher Einfluß reichte; allein er vermied dabei Geräusch und gewaltsames Eingreifen, hätte auch nicht wohl etwas daran ändern können, daß in jedem Kloster die Studien je nach der Fähigkeit und Richtung des Priors, des Präceptors oder welcher andern gelehrten und einflußreicheren Konventsmitglieder getrieben wurden. Wo nun aber, wie hier, ein Usingen den Ton angab, da mußten die theologischen Studien durchaus den scholastischen Zuschnitt haben, und so war es bei den erfurter Augustinern in der That. Es geht schon aus den Maßregeln hervor, denen Luther nach Beendigung seines Noviziats trotz der Ansicht und Anweisung Staupitzens unterworfen wurde. „Als ich das Gelübd abgelegt, sagt er, nahmen sie mir die Bibel wieder und gaben mir die Sophistenbücher. So oft ich aber konnte, versteckte ich mich in die Liberey und wendete mich zur Schrift." Es wurde angeführt, was ihm — wahrscheinlich wiederholt — die Brüder über die Schrift sagten, daß sie ein wüster Haufen sei und daß man die Lehrer der Schule studiren müsse, die den Fünftelsaft daraus gezogen. Eben auch Usingen hatte es ihm gesagt und noch hinzugefügt, die Schrift „richte allen Aufruhr an [1])."

Das Alles beweist, daß die herrschende Ansicht auch vom erfurter Konvente getheilt, die staupitzische, wenn auch in der Stille, doch thatsächlich beseitigt wurde. Wie wir schon hörten, die Doktores nannten die Bibel ein Ketzerbuch, forderten, daß die Doktores gelesen würden, und ein solcher Doktor war auch Usingen. Luther führt zwei Gründe an, weshalb man die jungen Mönche und Nonnen vom Lesen der Schrift abgehalten und dieselbe ein Ketzerbuch genannt habe. Einmal kämen so viele Historien in der Schrift vor, in welchen natürliche Dinge erzählt würden, was denn bei Unbefestigten oder Unlauteren die Sinnlichkeit leicht reizen könne. Sodann hätten alle Sekten, Ketzer und Rotten die Schrift für sich angezogen und auf ihren Sinn gedeutet, sodaß sie angefangen habe nichts mehr zu gelten und

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart, N. 168, S. 26. Tischeden, Walch XXII, 35.

die Ansicht aufgekommen sei, daß alle Ketzereien aus ihr entsprängen. Da sie also ein zerrissen Netz geworden und Jeder nach seinem Sinn und Einfällen sie gedeutet und gedrehet habe, so hätten die Christen der Sache nicht anders zu rathen gewußt, denn viel Koncilia zu machen, darin sie neben der Schrift viel äußerlicher Gebot und Ordnung machten, den Haufen bei einander zu erhalten, wider solche Zertrennunge. „Aus dem Fürnehmen (wiewol sie es gut meineten) floß her, daß man spricht: Die Schrift wäre nicht gnug, man müßte der Koncilia und Väter Gebot und Auslegung auch haben, der heilige Geist hätte es den Aposteln nicht Alles offenbart, sondern etliche Ding auf die Väter gespart, bis daß zuletzt das Papstthum draus ist worden, darin nichts gilt, denn Menschen-Gebot und Glossen nach dem Herzenschrein des heiligen Vaters [1]).“

Allerdings hatten sich die Abweichenden von jeher auf die Schrift berufen, ihre Angriffe auf sie gestützt, ihre stärksten Waffen aus ihr hergenommen. Es war dem Klerus um so verhaßter, da das Bestreben, die Schrift in den Hintergrund zu rücken, ihre Kunde den Laien zu entziehen und so die ursprüngliche Lehre Christi zu einer priesterlichen Geheimlehre zu machen, dahin geführt hatte, daß auch der Klerus sie gar zu wenig kannte und verstand, durch die aus ihr hergenommene Gegenrede der bibelfesten Ketzer beschämt wurde und derselben nicht gewachsen war. Es war um so gefährlicher, weil die spätere Kirche nach der Ansicht und Behauptung der Abweichenden Verbildung und Verwickelung des Ursprünglichen und Einfachen war, das in der Schrift gefunden wurde, weil sie durch Hinweisung auf die letztre sehr scheinbar als ihrerseits abgewichen und unberechtigt dargestellt werden konnte. Eben die Erhebung der Waldenser und Hussiten hatte von der Schrift ihren Ausgang genommen und es war dabei Jedermann einleuchtend geworden, daß die höchste Gefahr für die Kirche, wie sie war, darin lag. Nun wissen wir aber, daß jene Erhebung in Luther's Augen zu dieser Zeit gottlose Empörung war, daß ihm alle Abweichenden als verdam-

1) Vermahnung an die Geistlichen, Plochm. XXIV, 347. Ausleg. d. Genesis zu Kap. 4, V. 1, Walch 1, 440. Daß diese Worte Christi, das ist mein Leib, noch feststehen, Plochm. XXX, 17.

mungswürdige Ketzer erschienen, daß er insbesondre bei dem hussitischen Namen nur Schauder und Abscheu empfand, daß die tiefste Erfurcht vor den Ansichten und Geboten der Kirche und der Päpste ihn erfüllte. Mußten nun die an sich schon auf Gründe, welche sich doch sehr wohl hören ließen, gestützten Einwendungen der Brüder, eines Usingen, gegen die Schrift oder die Beschäftigung mit ihr nicht um so größern Schein in seinen Augen haben, nicht um so größern Eindruck auf ihn machen? Allein die Ansichten und Abmahnungen der Konventsmitglieder waren schlechterdings nicht im Stande, in seiner Vorliebe für das Schriftlesen ihn irre zu machen, scheinen ihm auch keine Bedenken dagegen eingeflößt zu haben. Hier, bei einem so starken innern Zuge, einer wol bereits zu einem halben Bewußtsein gekommenen geistigen Wahlverwandtschaft, bei dem einmal aufgefaßten Gedanken, daß er in der Schrift finden werde, was er in dieser ganzen Zeit mit einer Leidenschaft suchte, worin sein ganzes Denken, Empfinden, Wollen und Thun aufging, wo es ihm galt, wie Melanthon sagt, seine Seele vom göttlichen Willen zu unterrichten, seine Gottesfurcht und seinen Glauben zu nähren und zu stärken — hier zeigt er sich abermals selbständig, unzugänglich jedem Bestreben, ihn abzulenken, wie stark es sein oder von wem es ausgehen mochte. Noch einmal zeigt sich hier aber auch, wie förderlich, wie schätzbar Staupitz's Anwesenheit im Kloster ihm geworden sein mußte. Stiegen Bedenken gegen das Schriftlesen in ihm auf, so wurden sie durch Staupitz's Empfehlung desselben leicht beseitigt, und um so leichter, weil die Zeitstimmung auch in dieser Beziehung sich geändert hatte. Die Begünstigungen, welche Staupitz den Schriftstudien angedeihen ließ, waren Zeichen und Folge davon, daß die Kraft der hierarchischen Gegenwirkungen gegen das letztere abgenommen hatte, daß eine allgemeinere Neigung und Lust dazu erwacht war, so bei den Laien und so bei den Augustinern namentlich. Um so mehr Nachdruck hatte daher, was ein Staupitz dafür sagte und that, und um so bedeutungsvoller war es, daß Luther sich gerade diesem Orden zugewendet.

Er hätte die scholastischen Studien, wozu er jetzt aufgefordert wurde, schon des Gehorsams wegen nicht abweisen können. Allein wie groß seine Abneigung sein mochte oder wie viel lieber

er sich mit der Schrift beschäftigt hätte: halb scheint er von Jugend an nichts haben thun zu können, er griff das ihm Widerwärtige, oder wenigstens minder Erwünschte mit einem Ernst und Eifer, einer Beharrlichkeit an, als ob er allein dafür lebte, keine andre Gedanken und Zielpunkte hätte. Gerade von dieser Zeit gilt nun, wovon schon gesagt ist, daß er tagtäglich die Sententiarier, die Verfasser der schon seit dem 7. Jahrhundert gebräuchlichen Sammlungen von den Lehrsätzen, den „Sentenzen" der älteren Kirchenlehrer, und so eifrig und anhaltend den Biel und d'Ailly las, daß er sie von Wort zu Wort auswendig wußte. Die Schriften der Okkam, Thomas und Skotus beschäftigten ihn nicht minder, und er lag ihnen mit Forschgeiste, mit unterscheidender Beurtheilung ob. Am meisten von den letztgenannten zog Okkam durch seinen ungemeinen Scharfsinn ihn an. Viel Zeit und Fleiß widmete er der Dialektik, und zeigte in den Disputationen eine Ueberlegenheit, durch welche er alle Andere weit hinter sich zurückließ. Doch waren sie ihm nur eine unvermeidliche Nebenbeschäftigung, er suchte keinen Ruhm dadurch zu erjagen, sein Sinn stand darauf, Gottesfurcht zu lernen, fromm zu werden, einen gnädigen Gott zu haben, Seelenfrieden zu finden [1]).

Hierbei ist nun auf ein Mehrfaches aufmerksam zu machen. Was das Letztere, die Disputationen, betrifft, so soll er durch dieselben, nach einer anderen Nachricht, auf welche wir späterhin zurückkommen werden, Unwillen im Kloster gegen sich erregt und gern disputirt haben. Zu seiner jetzigen Stimmung paßt es indeß nicht; es mag in seinem letzten erfurter Mönchsjahre der Fall gewesen sein und als ein Zeichen gelten, daß sein inwohnendes Feuer selbst noch hinter den Klostermauern nach außen hervorzubrechen anfing, daß seine Kraft nicht zu lange im Selbstvertiefen und Beschränken Genüge finden konnte, daß er bei aller Niedergeschlagenheit, Zerknirschtheit und Kleinmüthigkeit sich fühlte und herausgefordert oder auf den Plan gezogen fest, eifrig, vielleicht hartnäckig und mit Leidenschaft seine Ueberzeugungen vertrat oder geltend zu machen suchte. Was sein Studium der Sententiarier anlangt, so ist Folgendes dabei in Betracht zu ziehen. Seit

1) Melanthon.

dem Ende des 11. Jahrhunderts hatten die eigentlichen systematischen Bearbeitungen des Dogmas begonnen, indem es der Scholastik bis dahin noch nicht gegolten hatte, ein im Ganzen durchgeführtes System aufzustellen, sondern nur Das nachzuweisen, daß der Inhalt des Glaubens dem vernünftigen Wissen nicht unbedingt verschlossen sei. Petrus Lombardus (Magister Sententiarum) hatte durch ein großes dogmatisches Werk, seine vier Bücher der Sentenzen, ein Zeitbedürfniß trefflich befriedigt. Sie wurden seit dem 12. Jahrhundert aller theologischen Bildung zum Grunde gelegt und waren zu einem solchen Ansehen gelangt, daß man sie weit mehr las, erläuterte und verehrte als die heil. Schrift. An dritthalbhundert, und unter ihnen sehr ausgezeichnete Männer hatten sie umständlicher Erklärungen würdig gehalten. Auch Luther spricht noch in späterer Zeit mit großer Achtung von ihnen. „Wollen wir der Väter Sprüche vergleichen, so laßt uns Magister Sententiarum fürnehmen, der ist in diesem Werk über die Maaße fleißig, und uns lange zuvor kommen. Denn derselb hat auch solche Anfechtung von der Ungleichheit der Väter gehabt, und solcher Sachen abhelfen wollen. Und meines Achtens, hat er's besser gemacht, denn wir's machen würden. Und du wirst in keinem Koncilio, noch in allen Koncilien, dazu in keinen Vätern so viel finden, als in dem Buch Sententiarum. Denn die Koncilia und Väter handeln etliche Stücke der christlichen Lehre, keiner aber handelt sie alle, wie dieser Mann thut, oder jedoch die meisten." Er sei „reiner" als Gratian, obwol er übrigens von den rechten Artikeln, Glauben und Rechtfertigung, „zu dünne und schwach" rede, wenn er auch die Gnade Gottes hoch genug preise. In den dogmatischen Werken der Scholastiker, den Summen und großen Kommentaren über die Sentenzen wurde die Lehre nach allen Seiten hin, auf welchen sie irgend einen Anknüpfungspunkt darbieten konnte, für das denkende Bewußtsein zurechtgelegt und schon dadurch waren sie Zeugnisse von einer ungemeinen Kraft des Denkens und von preiswürdigen Anstrengungen, das Dogma in seinen tiefsten Begriffen und Zusammenhängen zu ergründen und in das Selbstbewußtsein des Geistes aufzunehmen [1]).

1) Von den Conciliis und Kirchen, Plochm. XXV, 258. Raumer,

Erinnern wir uns nun hierbei an das im ersten Buche über die Scholastik Erörterte, so wird uns ein Mehreres gewiß werden. Die scholastischen Studien, wie er sie jetzt begann, mußten ihn vollauf beschäftigen, die Scholastik und die Scholastiker ihn doch auch nicht wenig anziehen, seine Lern- und Denkbegier lebendig anregen: sie boten ihr einen reichen und wahrlich nicht unwürdigen Stoff, und wenn das stärkere religiöse Anliegen, Befriedigung suchend, ihn zur Schrift hinzog, so war bei dem forschbegierigen und heilsgeängsteten Jünglinge doch auch das auf Begreifen der Lehre gerichtete und mit dem religiösen jedenfalls nahe zusammenhängende Belangen, dem die Scholastik Befriedigung verhieß, gewiß lebendig. Darauf, daß es der Fall war, deutet auch Das hin, daß die Brüder und er „täglich von Gottes Wesen lasen und disputirten." Sodann studirte er jetzt die Scholastik als ein ganz Andrer; einmal unter dem Einflusse eines Gegensatzes, der in ihm nothwendig sich bildete. Seine Beschäftigungen mit der Schrift waren doch auch in den Anfängen schon geeignet, und Staupitz war bemüht, seine Ansicht und Gesinnung umzuwandeln und ihm aus seinen Irrsalen herauszuhelfen. Auf der anderen Seite aber eigneten sich die Scholastik und seine scholastischen Studien ebenso sehr, und die Bemühungen und Einwirkungen der Konventsmitglieder kamen hinzu, ihn darin zu bestärken, noch tiefer hineinzuführen und seine Leiden demnach zu mehren oder stets zu erneuern. Er fand in der Scholastik die kunstvoll auferbaute Grundlage der seit seiner Kindheit in ihm herrschend gewordenen Begriffe. Eben hinter Klostermauern konnte oder mußte eine tiefer eingehende Beschäftigung mit ihr am meisten den Erfolg bei ihm haben, ihn zu überwältigen, zu verwirren und zu betäuben, dem Grübelgeiste Vorschub bei ihm zu thun. Sofern es auf Geistesbefreiung bei ihm ankam, konnten die Verhältnisse und Einflüsse, unter welchen er jetzt Philosophie und Theologie studirte, nicht wohl ungünstiger sein. Er lernte, forschte, dachte unter mönchischen Umgebungen, die Lehrmeister, die Bücher, die eigne Anschauung und Richtung, Alles war mönchisch; von mehr als einer Vor-

Hohenstaufen, VI, 276. Baur a. a. O. 349 ff. Ritter, Geschichte der Philosophie, VII, Kap. 6.

aussetzung ging er aus, deren jede für sich allein genügt hätte, die Unbefangenheit des Denkens bei ihm zu zerstören, von der befestigten Voraussetzung der Untrüglichkeit der Kirche, deren Dienste er sich geeignet, ihrer Lehre, der Schule, und er war obenein in das blindeste leidenschaftlichste Eifern dafür gerathen; von der der Heiligkeit des Mönchsthums, als dessen Theorie die Scholastik gelten konnte; von der der Sündhaftigkeit abweichender Gedanken, des Bezweifelns, des Prüfens also selbst. Allein auf dieses, ja recht eigentlich auf Skepsis, führte die Beschäftigung mit der selbstentzweiten Scholastik trotz alle dem hin, und die stechenden nagenden Denkerschmerzen müssen am schlimmsten und heftigsten sein, wo die Ungewißheit, die das Prüfen begleitet, die Zweifel, wozu es unausbleiblich führt, als Verbrechen und eben dieses Verbrechen als Verlust der Seligkeit und Verstoßung zur Hölle empfunden wird. Eben hieraus erklärt sich größtentheils seine Stimmung auch noch während des zweiten Jahres seines Mönchsstands, nach seiner ersten Berührung mit Staupitz, ja unter fortgesetzten Einwirkungen von diesem. An den Gegensatz der Schriftlehre und der staupitzischen theologischen Begriffe, die ihm allmälig bekannter und deutlicher wurden und wozu er innerlich schon hinneigte, und andererseits der mönchisch-scholastischen Denkart, welche in ihm lebendig, die bewußte war und in deren völligere Ergründung er jetzt hineingeleitet wurde: an diesen Gegensatz knüpft sich seine weitere Entwickelung, seine innere Umwandlung unmittelbar an. Wir müssen daher Schritt vor Schritt den Einflüssen nachgehen, welche fördernd und hemmend, aufhellend und verdunkelnd, Gährung und Kampf erregend, sein Schriftlesen, sein Verkehr mit Staupitz und seine erneuerte und tiefer eingehende Beschäftigung mit der Scholastik auf ihn übten. Nach dem Bisherigen läßt sich schon ziemlich bestimmt übersehen, zu welchen Ergebnissen die letztere bei ihm führen mußte. Es wird nun sogleich aus Dem noch mehr erhellen, was zunächst in Betracht zu ziehen ist, denn es wird dabei ausführlich seiner Beschäftigung mit einem scholastischen Hauptwerke und mit Dingen gedacht werden müssen, die von jeher unter wesentlicher Einwirkung der Scholastiker gestanden hatten.

Vorbereitung zur Priesterweihe.

Nach Ablegung der Gelübde kam die Zeit der Vorbereitung zur Priesterweihe. Auch sie wurde ihm wieder eine Angstzeit; diese Vorbereitung befestigte ihn in seiner kirchlichen und hierarchischen Ansicht und Gesinnung, erneuerte und mehrte seine Unruhe, verwickelte ihn abermals tiefer in seine Irrungen. Es hätte schon deshalb nicht ausbleiben können, weil Gabriel Biel und ein von der Weisheit und dem Geiste desselben durchdrungener Präceptor oder Konvent dabei seine Führer und Lehrmeister waren. Was zum Kultus gehörte, insbesondre die Messe verrichten lernen, war gar nicht leicht, war ganz geeignet, empfänglichen Gemüthern einen hohen Schwung zu geben, doch ebenso sehr, Bedenklichen eine Gewissensmarter zu werden.

Der Gottesdienst der katholischen Kirche steht eine einzige und beispiellose Erscheinung da. Umfassend und poetisch, Geist und Herz ergreifend ist der Gedanke, der ihm zum Grunde liegt, dessen Ausdruck er ist. Wesentlich gehört er hinein in jene Auffassung des christlichen Urbegriffs vom einen und seligen Gottesreiche, die sich als katholische Kirche schon in den früheren Jahrhunderten verkörperte und in den mittleren als deren wunderbare großartigste Schöpfung entfaltete. Im Kultus war sie am faßlichsten, in ihm trat sie auch den Ungebildetsten am nächsten. Es wurde schon darauf hingewiesen, wie Luther auch durch ihn ohne Frage ergriffen und der Kirche gewonnen wurde, und daß er sich um so tiefer hineinlebte in den Katholicism, je mehr und mehr dessen Inhalt und Bedeutung ihm kund wurden. Kein Wunder, wenn ihn auch die Vorbereitung auf die Priesterweihe in dieser Richtung bestärkte, indem er nun den Kultus, der durch sein Ganzes so großen Eindruck auf ihn gemacht, im Einzelnen und nach der sinnvollen Bedeutung alles Einzelnen kennen lernte, während er nicht vorbereitet genug war, das Unzutreffende der kirchlichen Exegese, die dabei in Anwendung gebracht wurde, überhaupt die unevangelischen Bestandtheile, insbesondre der Messe, zu erkennen. Wir werden ihn nach der Priesterweihe womöglich noch katholischer sehen, obwol ihn die Vorbereitung darauf abermals mit abweichenden Ansichten in Berührung brachte.

In welchem Lande der Welt, unter welchem Volke, von dessen Sprache er keinen Laut versteht, der Gläubige sich befinden mag, sei es in der schmucklosen Dorfkapelle oder im Prachtdome, überall findet er mit wenigen Abweichungen denselben Brauch, dieselbe Einrichtung des Gotteshauses, dieselbe Kirchensprache, dieselben erhebenden, erschütternden, rührenden Klänge und Weisen wieder, die ihm von Kindheit an vertraut und lieb. Schon diese Uebereinstimmung ist geeignet, die Vorstellung der umfassendsten Allgemeinheit und der engsten Verbrüderung zu wecken, hinzuziehen zur Kirche, die allein fest und unbeweglich in der allgemeinen Unsicherheit und Beweglichkeit der Welt, der Zeiten dasteht, Alle im gleichen Bekenntniß, in derselben Anbetung, demselben Gedanken und Gefühle eint, Alle, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, dem ewigen Gebote Gottes unterwirft, Alle zum Gehorsam mahnt, Alle heiligt, die Mächtigen und Glücklichen demüthigt und an die Nichtigkeit alles Irdischen erinnert, den Unterdrückten beisteht, die Elenden tröstet, den Sündigen Gnade, Allen den erhabensten Gottesfrieden bringen will.

Der Mittelpunkt des kunstvoll gegliederten Gottesdienstes ist die Messe. Von Anfang greift da Alles in einander. Eins muß das Andere unterstützen und heben: so die Wahl, die Anordnung der biblischen Abschnitte, die gelesen, der Gebete, die gesprochen oder gesungen werden, der festlich und feierlich, jubelnd und triumphirend, weich und klagend oder Mark und Bein durchschauernd ertönenden Weisen, der Einzelstimmen, der Chöre, der Instrumentalbegleitung. Die Wechselgesänge zwischen den Priestern und der Gemeinde, was die Ministranten reden oder thun, jede ihrer Körperbewegungen, ihr Ornat — Alles hat seine Bedeutung, seine Beziehung auf die Anbetung, das zu vollbringende Opfer. Dieses Opfer bildet den Kern des Ganzen, das von Anfang bis zu Ende vornämlich darauf berechnet ist, die priesterliche Hoheit in ein bewältigendes Licht zu stellen. Indem sich Luther anhaltender damit beschäftigte, den Sinn davon tiefer erkennen lernte, der Ausführung wissender beiwohnte und am Chore Theil nahm: wie gewaltig mußte es ihn ergreifen, ergriff es ihn. Zeugniß und Nachwirkung davon ist es noch, wenn es ihm in viel späteren Jahren so schwer wurde, gegen die Messe sich zu erklären, wenn er, erfüllt von dem Gedanken,

daß sie unevangelisch, ungöttlich, verführerisch sei und feindselig erregt gegen sie, dennoch so viel von ihr beibehielt und mit so großer Wärme so viel an ihr rühmte, „viel Gesang in ihr fein und herrlich vom Danken und Loben gemacht" nannte, „als das **Gloria in excelsis**, das **Alleluja**, das **Patrem**, die Präfation, das **Sanctus**, das **Benedictus**, das **Agnus Dei** [1])." Gewaltig mußte die Vorstellung vom täglich sich opfernden Erlöser, die mystische Verbindung mit ihm in der Kommunion ihn anregen, hoch ihn emportragen. Wirklich und wesentlich wird Brod und Wein in den Leib Christi verwandelt durch den Priester. Welch ein Augenblick, wenn er endlich niederkniet, die Meßglocke ertönt, die ganze Gemeinde sich niederwirft, der Priester nach vollbrachtem Konsekrationswunder die in den Leib des Herrn, den in der Gemeinde weilenden Gott verwandelte Hostie emporhebt, Christus selbst geheimnißvoll statt des äußerlich sichtbaren Brods leiblich und persönlich inmitten seiner Gemeinde gegenwärtig ist. In welcher Glorie steht der Priester vor sich selbst und den Gläubigen da. Er besitzt durch die Weihe einen unvertilglichen Charakter, ein geistiges, der Seele eingeprägtes Zeichen, das ihn von den Laienständen trennt und über sie erhebt. Er steht da als Vermittler zwischen Gott und Menschen. Den geringsten Priester umgibt ein Schimmer, der den Königen auf den Thronen unerreichbar bleibt. „Die Alten, sagt Luther in der Schrift: Daß man die Kinder zur Schule halten solle, haben den Priesterstand sehr gemieden und gescheuet anzunehmen, um seiner großen Würde und Höhe willen, daß man sie hat dazu müssen zwingen und treiben. Um des Meßhaltens, mehr denn ums Predigens willen, haben sie ihn über Mariam und Engel gesetzt, weil die Engel und Maria nicht sollen Messe halten können, das doch ein Priester könne [2])."

Schon hiernach kann man denken, mit welchen Gefühlen die Aussicht auf die Erlangung der Priesterweihe ihn erfüllen

1) Vermahnung zum Sacrament des Leibes und Blutes unsers Herrn, Plochm. XXIII, 191.

2) Plochm XX, 9. Alt, Der christliche Kultus, 220—235. Clausen, Kirchenverfassung, Lehre und Ritus des Katholicismus und Protestantismus, III, 695.

mußte. Unter seinen Vorbereitungen darauf erkannte er die Bedeutung und Höhe derselben nach der Lehre der Kirche noch deutlicher. Man hatte das Abendmahl schon in den ersten christlichen Zeiten als ein Mysterium, als Opferung Christi betrachtet. Die früheren Scholastiker bildeten die Lehre von der Brotverwandlung aus. Sie war von Innocenz III. zum unabänderlichen Glaubensartikel gemacht. Nun wurde die Messe, seit dem 13. und 14. Jahrhundert, mehr als je Mittelpunkt des ganzen Kultus; die Lehre von der Transsubstantiation Kern des kirchlichen Lehrsystemes, die wichtigsten Anliegen der Hierarchie, die zu ihrer Ausbildung wesentlich mitgewirkt, blieben daran geknüpft; sie war die Grundlage der Vorstellung von dem vermittelnden Hohenpriesterthume der Geistlichkeit, und dadurch die stärkste Stütze des hierarchischen Systems, wie es in den mittleren Jahrhunderten ausgebildet worden. Den spätern Scholastikern war nur übrig geblieben, die kirchlich festgestellte Lehre noch feiner auszuspinnen und spitzfindige Fragen aufzuwerfen und zu erörtern. Sie stritten darüber, ob auch Thiere, wenn sie eine Hostie verzehrten, den Leib Christi genössen, ob die Wandlung allmälig oder urplötzlich vor sich gehe, ob das Brot blos in das Fleisch Christi oder auch in sein Blut übergehe u. s. f. So zogen sie die der Messe überhaupt zum Grunde liegenden Begriffe ins Aeußerliche und Irdische herunter, bewiesen aber dadurch zugleich, wie wichtig und belangreich dieselben ihnen waren, und hatten sie jedenfalls sehr scharfsinnig, den Anfänger leicht bewältigend ausgebildet und begründet [1]).

Gabriel Biel hatte eine umständliche Erläuterung des Meßkanon (der Abendmahlsliturgie) verfaßt, die in großem Ansehen stand. Wir wissen schon, daß er manche freiere Ansicht hegte. Er hatte seine reformatorischen Grundsätze vornämlich in seinen Schriften über den Meßkanon niedergelegt. Er behauptet darin das Recht christlicher Fürsten, kirchliche Gesetze zu geben, die gebietende Hoheit einer allgemeinen Kirchenversammlung über den Papst. Wenn Luther dergleichen in dieser Zeit las, so konnte es kaum ohne Widerwillen und Entrüstung geschehen, und Biel's Erläuterung über den Meßkanon war es, woraus man ihn zum

1) Hagenbach, Dogmengesch. II, 222.

Priester sich vorbereiten ließ. Doch mag es sein, daß man ihm einen Auszug aus dem größeren Werke in die Hand gab, in welchem jene abweichenden Ansichten nicht mit abgedruckt waren. Im Uebrigen enthielt die bielsche Erläuterung des Meßkanon dafür einen Ueberfluß der Vorstellungen, in welchen er lebte. Biel lehrt da, zufolge göttlicher Ordnung habe man seine Zuflucht zu den Heiligen zu nehmen, um durch die Verdienste und Fürbitten derselben zur Seligkeit zu gelangen; der himmlische Vater habe die Hälfte seines Reichs der allerseligsten Jungfrau, der Königin des Himmels, übergeben, von der ihm eignenden Gerechtigkeit und Barmherzigkeit habe er die Gerechtigkeit sich vorbehalten, die Ausübung der Barmherzigkeit der jungfräulichen Mutter übertragen. Er gibt sich viel Mühe, zu beweisen, daß den Laien der Kelch mit Recht entzogen werde u. s. f. [1]).

Werfen wir nur einen Blick in sein gepriesenes Werk, so sehen wir in ihm sogleich der rechten Scholastiker einen, sehen ihn ganz durchdrungen von der kirchlichen Rechtgläubigkeit, von hierarchischer Gesinnung. Wie hoch erhebt er den Priesterstand. In der Messe werden Gebete dargebracht für den Papst, den Diener Gottes, Vorstand und König der Kirche, außer welcher kein Heil, keine Gnade, wie die Erläuterung bemerkt [2]). Der Priester ist von Amts wegen der Kirche Fürsprecher für das Volk bei Gott. Das Opfer darbringend statt der Kirche kann er die Kraft und Früchte desselben Andern zuwenden. Denn er empfing diese Macht in der Ordination, indem ihm bei Ueberreichung des Kelchs und des Brots gesagt worden: nimm hin die Gewalt zu opfern für die Lebendigen und die Todten. Er hat daher nicht blos die Gebete der Kirche und das Opfer in ihrem Namen darzubringen, sondern kann auch, als die höchste Stufe der kirchlichen Ordnung einnehmend, kraft des Opfers und der Darbringung bestimmen, welchem oder welchen Bedürfenden die Wohl-

1) Schröckh XXXIV, 217. Chemnit. Exam. Conc. Trid. 807. Die Apologie der augsb. Konfession beruft sich auf Biel's Werk, zum Beweise, daß in der Schule die Heiligen zu Versöhnern gemacht worden. Walch XVI, 1544, 1554.

2) Epithoma expositionis canonis missae, Tübinger Ausg. von 1499; Lect. 22—24.

that des Opfers zu gut kommen soll [1]). Wenn er da weiter sagt, was der Priester könne, die Messe verrichten, das könnten die Engel, das könne selbst Maria nicht, so erinnert man sich sogleich der zuletzt angeführten Aeußerung Luther's und erkennt die Beziehung. Beim vierten Theile werden fein gesponnene Fragen abgehandelt, ob das Brot von Waizen sein müsse oder auch von anderm Korne sein dürfe, wie viel Brot auf einmal konsekrirt werden könne, welche Folgen es haben möchte, wenn der Priester aus Unwissenheit oder sich versprechend hoc est corpus meus statt meum sage u. s. f.

„Man lese nur den Biel über den Canonem der Messe, sagt Luther in den Tischreden, der doch das beste Buch der Papisten ist, wie schändlich Ding drinnen ist. Das war vor Zeiten mein bestes Buch." Ein anderes Mal: Gabriel Biel habe ein Buch geschrieben über den Canon in der Messe, das er seiner Zeit für das beste gehalten. „Wenn ich darinnen las, da blutete mir das Herz [2])."

Diese Aeußerung bezieht sich ohne Zweifel darauf, daß eben das Studium jenes Werks eine neue Gewissensmarter für ihn wurde. Die Vorschriften über die Mängel, welche beim Verrichten der Messe eintreten, besonders die, welche aus unwürdiger Beschaffenheit des Priesters nach seiner Intention, seiner geistigen und leiblichen Disposition u. s. f. entstehen konnten, waren sehr zahlreich und gingen ins Allerkleinste, was denn genau mit der Grundansicht der Kirche vom Meßopfer und der Lehre von der Brotverwandlung zusammenhing. Alle Uebertretungen waren mit Strafen bedroht, zu Sünden, zu Todsünden gemacht [3]). Luther fand nun das Alles in Biel's Erläuterung. Wir deuten auf Einzelnes hin, um anschaulich zu machen, wie und wodurch das Lesen darin ihn sehr begreiflicherweise ängstete und verletzte. Da las er, der an seiner Erwählung, an Gottes Gnade Verzweifelnde, wo die Bitte erklärt wird, Gott möge der Bittenden

1) Lect. 29.

2) Walch XXII, 1413, 2067.

3) Mohnike, Aeltere und neuere Vorschriften für den Messe haltenden Priester, in Illgen, Zeitschrift für d. hist. Theologie, Bd. 2, St. 2, S. 191 ff.

gedenken, Gott wisse und kenne von Ewigkeit her Alles zuvor, das Kennen und Nichtkennen heiße, nach Matthäus Kapitel 7, Vers 25 (Ich habe euch nie erkannt, weichet von mir, ihr Uebelthäter), so viel, als erwählen und verdammen; auch die Sünde Derer, die sich bekehrt, strafe Gott und gedenke nicht der Verdienste Derer, die sich von ihm wieder abwenden, nach Ezechiel Kapitel 18. Wo davon die Rede, daß der Priester Verdienst und Nutzen des Meßopfers zuwenden könne, wem er wolle, wird bemerkt, er müsse dabei aber der Vorschrift und der Lehre folgen, sonst schade er sich selbst. Des Opfers Kraft werde nicht aufgehoben durch Sündhaftigkeit, Exkommunikation oder Suspension des Priesters. Sie gehe ex opere operato, nicht aus der Würdigkeit des Priesters, sondern aus der Einsetzung Christi und dem Verdienst der Kirche, deren Vertreter er sei, hervor, ohne daß eine gute innere Bewegung (bonus motus interior) bei den Empfangenden, den Kommunikanten erfordert werde. Der Priester, nach seinem durch die Weihe erworbenen unvertilglichen Charakter, könne Andern auch als ein Unwürdiger helfen, indem er sich aber freilich selbst verdamme, u. s. f., wie denn dies Alles der kirchlichen Lehre nur gemäß war [1]).

Wenn Luther nun das priesterliche Amt idealisch und innerlich faßte und sich bei seinen vorbereitenden Studien durch die Aussicht auf die Erlangung desselben in Augenblicken hoch gehoben fühlte, so war es doch aber bei seinem Gemüthszustande natürlich, daß ihn viel öfter Verzagen, Angst und Schmerz ergriff, wenn er las, wie verdammlich der Priester in seinem Amte sich selbst machen könne, wie er freilich die Schlüssel erhalte, auf Erden und im Himmel zu binden und zu lösen, doch recht und würdig nur, wenn er ein apostolisches Leben führe; wie jede Sünde, von welcher er löse, auf ihn selbst zurückfalle, wenn er noch selbst ihr unterworfen sei, und wie er, um dies zu vermeiden, eine innere Lauterkeit, eine Reinheit der Absicht zu erstreben habe, welche er sich beim Gefühl seiner Sündhaftigkeit nicht zutrauen konnte. Schon die vielen Aeußerlichkeiten, die der Priester

1) Lect. 29 ff. Er lehrte ebenso in seinem Collectorium ex Occamo Libb. IV in Sententiarum. Neudecker, Die christl. Kirchengesch. der neuesten Zeit vom Professor Riffel, 79 f.

zu beobachten, der angehende zu lernen hatte, mußten ihm Angst erregen, und seine Umgebungen verfehlten nicht dieselbe zu mehren. Kam er zu den Brüdern, so vernahm er den Widerhall von Dem, was er im Biel gelesen. Vornämlich Denen, „die fromm waren, denen es ein Ernst war, machten sie so bange mit den Worten der Einsetzung, daß sie ganz und gar zitterten, wenn sie die Worte sagten: das ist mein Leib; denn die mußte man ohne Anstoß aussprechen. Wer stammelte oder ein Wort außen ließ, der hatte eine große Sünde gethan. Dazu mußte er die Worte lesen ohne alle fremde Gedanken" u. s. f. Er urtheilte späterhin, und jetzt empfand er es, daß sie „die schwachen und kranken Gewissen nur erschreckten, um den Geist christlicher Freiheit auszulöschen und den gefangenen Geist der Furcht zu wecken," indem sie es „für eine Todsünde erklärten, das Wortlin enim oder aeterni auszulassen," indem sie, „wenn einer vergessen, ob er ein Wort gesprochen, verboten, es noch einmal zu sprechen" und nur traurige Nothbehelfe für solche Fälle hatten. „Hie war Angst und Noth," ruft er aus. Der sonst treffliche Hugo habe ein greulich Wort geschrieben, wer nur eine Sylbe ausließe und nicht gar ausbetete, müßte Rechenschaft dafür geben am jüngsten Gericht. „Wie waren wir mit der Messe geplagt, und sonderlich mit den Kreuzen," sagte er einst, ohne viel Glück versuchend, den alten Bruch zu treffen, und man darf sich darüber nicht wundern. Die Vorschriften für den Mechanismus bei der Messe sind fast unzählig. Der Priester hat während derselben am Altare einige hundert Bewegungen zu machen. Der Bekreuzungen sind etwa funfzig. Aufs genaueste war vorgeschrieben, wie sich der Priester zu verhalten habe, wenn vom Weine etwas verschüttet, welche Buße Den treffen solle, der durch Nachlässigkeit Schuld daran sei. Es wird erzählt, als einst im Jahr 1542 bei Vertheilung des heil. Abendmahls einige Tropfen verschüttet worden, wären Luther und Bugenhagen aus ihren Stühlen geeilt und hätten nebst dem administrirenden Geistlichen die Tropfen mit den Zungen aufgeleckt — dahin ging die alte kirchliche Vorschrift — und durch ihr ganzes Wesen an den Tag gelegt, wie sehr der Unfall sie im Innersten erschüttert [1]).

1) Tischreden, Walch XXII, 897 f., 1380. Vom Mißbrauch der Messe,

Noch schlimmer aber war es, daß bei der Messe so viel von Dem vorkam, was er „schändlich Ding" nennt, und daß er sich darin nun erst recht befestigte — Biel's Erläuterung war sein bestes Buch — ohne freilich zu sichern und beruhigenden Ueberzeugungen zu gelangen. Im Meßkanon, um nun auch auf die Schattenseite desselben und des Kultus überhaupt zu kommen, spiegelt sich die ganze Richtung der lateinischen Kirche ab, nach welcher sie die einfache Lehre Christi in ein Gewebe künstlicher Dogmen, die geistige Gottesverehrung des Evangeliums in mechanischen Dienst, die kräftigende evangelische Moral in eine abschwächende Bußtheorie verwandelt hatte. Die ganze Anbetung wird wieder so recht zum äußeren Werk. In der theilweis schönen und bedeutungsvollen Symbolik des Kultus überwiegt das Unzeitige, Verfehlte und Kleinliche doch weit. Der eitle Prunk, welcher entfaltet wird, ist noch lange nicht das Anstößigste. In den großentheils so schönen Gebeten spricht sich auch die engherzige Unduldsamkeit der Kirche aus, die Bitte ist überwiegend aufs Irdische gerichtet, lohnsüchtig. Viele von den Gebeten befassen sich fast nur mit den spitzfindigen Dogmen der Kirche, wie sie besonders in den mittlern Jahrhunderten ausgebildet waren. Die alttestamentlichen Vorstellungen von Gott herrschen in ihnen vor. Sie lassen die Wirkung des Sakraments so erscheinen, als ob es an sich selbst den Menschen zu einem gottgefälligen umwandle, denn es sollte nach der gangbaren Lehre und Auffassung, wogegen gewisse fein gesponnene Deutungen und Ausflüchte mancher Apologeten der Kirchenlehre nicht in Betracht kommen können, die rechtfertigende Gnade, die es enthalte, in die Seele eingießen und diese Kraft auch dann haben, wenn es auch nur ex opere operato, ohne religiösen Sinn und Absicht vollzogen würde, wie wir es eben bei Biel fanden. Indem sie die Verdienste der Heiligen erheben und an ihren Beistand hinweisen, verringern sie das Verdienst des Erlösers, lenken sie den Hinblick der Erlösungsbedürftigen von der einen Heilsquelle auf deren viele, und lähmen den auf selbsteigene Anstrengung der sittlichen Kraft gerichteten Willen. Nicht wenige fördern den gröbsten

Plochm. XXVIII, 65. Von der Winkelmesse und Pfaffenweise, Plochm. XXXI, 331. Illgen a. a. O.

Aberglauben, beschäftigen sich mit den phantastischsten Legenden. Größtentheils aus Schriftstellen zusammengesetzt athmen sie auch hier wieder mehr jüdischen als christlichen Geist, und dasselbe ist bei den Ceremonien des Hochamts der Fall, die, auf Beschäftigung und Blendung der Sinne berechnet, nur als Erneuerung des israelitisch-levitischen Dienstes erscheinen; wie denn der Kultus überhaupt, als zu überwiegend auf die Sinne einwirkend, das Bedürfniß eines geistigen Gottesdienstes zu wenig befriedigt und Herz und Geist dennoch zuletzt leer läßt, mehr bewältigt als erbaut, den Priester freilich mit einem hellstrahlenden Nimbus umgibt. In den Gebeten werden sehr häufig ganz unzusammengehörige, ohnehin aus dem Zusammenhange gerissene Schriftstellen an einandergereiht, und noch mehr, es wird ein ihnen ganz fremder Sinn hineingelegt. So findet man etwa eine Stelle aus Sirach von ganz besondrer Beziehung neben einer andern aus einem Wallfahrtsliede nach Jerusalem in dem Gebete am 18. Sonntage nach Pfingsten. An Marienfesten wird aus Bruchstücken des 45. Psalms, der ein Hymnus an den König ist, ein Loblied der Maria, dann auch wieder eins der heil. Agathe gebildet u. s. f. Man findet die Beziehungen oft nur, wenn man vom Wortsinne und eigentlichen Inhalte der benutzten Schriftstellen gänzlich hinwegsieht und sie mit der Phantasie der Mystik auf das Gewaltsamste und Widernatürlichste deutet. Ebenso verhält es sich mit der Auswahl der Episteln. Sie werden unverständlich schon durch die Beziehungen, in welche sie gebracht sind. Da wird aus Salomo's Sprüchen das 8. Kapitel vom Lobe der Weisheit für die Jungfrau in Anspruch genommen. Auf das Fest der Schmerzen Mariä ist Judith's Danksagung für Holofernes' Enthauptung bestimmt. Am Feste der Heimsuchung Mariä dient Kapitel 2 des Hohenliedes zur Epistel: Siehe, er kommt hüpfend über die Berge und springend über die Hügel; mein Freund ist gleich einer Gazelle oder einem jungen Hirsche u. s. f. In der Auslegung über etliche Kapitel des andern Buchs Mose und im Bedenken und Unterricht von den Klöstern spricht sich Luther ausführlich darüber aus, wie man die biblischen Texte mißdeutet, z. B. den am Feste der Empfängniß Mariä von der Noah-Arche auf die Jungfrau gezogen habe. Er lobt „die Noten und den Gesang" am Frohnleichnamfeste,

der Text aber sei Flickwerk, hie sei ein Stück und dort ein Fleck daran gehängt, sodaß er aussehe wie ein gestickter und geflickter Mantel. Da werde Melchisedek's gedacht, welcher Brot und Wein geopfert, das Lämmlein komme herfür, welches das Volk frühe geopfert, das Brot Eliä, das Himmelbrot der Väter, Isaak, der geopfert werden sollte: das Alles und noch viel mehr habe das Abendmahl des Herrn bedeuten müssen. Dazu komme denn auch der Papst in der Lektion zur Metten mit großer Pracht, daß Jedermann meine, er werde nichts denn den reichen Schatz des Glaubens verkündigen; auch fange er an, falle aber von Stund an auf aristotelische Weisheit zur Erläuterung des Brotvernichtens, und wenn dann die armen Menschen noch hungre, nachdem ihnen eitel Spreu für Gottes Wort geworden, so gebe der heil. Vater seinen reichen und milden Ablaß, und spreche noch obenein in der Vorrede davon, daß er wol weinen möchte, wenn er solche gnadenreiche Güte göttlicher Majestät betrachte. In den Vigilien und Seelenmessen sei die ganze Schrift aufs Fegfeuer gedeutet; allein funfzehn schöne Psalmen wären mißbraucht, es darin zu finden [1]).

Es war mehr als zu viel, den Unerfahrnen zu verwirren und immer tiefer zu verwickeln, der eine bessre Schriftauslegung nicht kannte, nicht mit kritischem Blicke und Absehen, sondern mit dem lebendigsten Gemüths- und Glaubensbedürfniß, und ganz erfüllt von religiösen Vorstellungen las und lernte, die er im Meßkanon wiederfand.

Denn gerade wie er den himmlischen Vater und den Erlöser als strengen Herrn und Richter sich dachte, steht auch das ganze Meßbuch weit überwiegend auf der Stufe des Judenthums. Die evangelischen Bestandtheile verschwinden fast unter den alttestamentlichen. Jehova, der strenge Rächer, wird angefleht, seinen Zorn lieber gegen die Heiden zu kehren, dem Volke seine Schuld zu vergeben und es an den Heiden zu rächen, der Christenheit zu helfen, die heidnischen Völker durch die Gewalt seiner Rechten zu zerschmettern. Die Messe ist Sühnopfer. Denn nur für die Erbsünde sollte Christus genuggethan haben, die Messe das

1) Plochm. XXXV, 29; XXVIII, 86. Widerruf vom Fegfeuer, Walch XVIII, 1075.

Opfer sein für die anderen Sünden, dieselben hinwegzunehmen und Gott zu versöhnen. Gott gibt den Gerechten Belohnungen für ihre Verdienste und schenkt den Sündern Verzeihung durch das Fasten, durch Bekenntniß der Schuld. Er soll gnädig die Geißeln seines Zorns von der Christenheit abwenden; die Prüfungen, die er väterlich nach christlicher Vorstellung auferlegt, werden für Strafgerichte erklärt. Die Fürsprache der Heiligen soll bewirken, daß die Namen der im Gebet Empfohlenen im Buche der seligen Vorherbestimmung eingeschrieben bleiben. Das Sakrament soll durch die Fürbitte der Heiligen eine Abwaschung von allen Lastern, eine Stütze gegen alle Gefahren der Welt, ein Mittel gegen alle Gebrechen des Leibes und der Seele wider die Angriffe des Teufels, eine Nachlassung aller Sünden für die Lebendigen und die Todten werden, wie es denn eben recht oft zur Erlösung der Seelen aus dem Fegfeuer empfohlen wurde. Das Opfer ist es, das die Gläubigen des göttlichen Schutzes würdig, die andächtige Verehrung der heiligen Gebräuche, die dem Leibe und Geiste nach Gott wohlgefällig, die fromme Abbitte der Fastenden, die ihn besänftigen soll. Wo eine Abtheilung der Messe erhebend beginnt, wie die Präfation, kehrt doch sogleich die Vorstellung wieder, als könne der Himmel durch den äußeren Dienst zufriedengestellt werden, folgt dem Einfach-Biblischen und Erbaulichen Spitzfindig-Dogmatisches über die Dreieinigkeit, die Jungfrauschaft Mariä, Hervorhebung des Schutzes der Apostel und dergl. Selbst an den gewöhnlichen Sonntagen beschäftigt sich die Messe mit Verehrung eines Heiligen; sogar in solche Feste, die dem Erlöser gewidmet sind, wie das der Beschneidung, drängt sich der Maria-Dienst ein, sodaß auch hier der Erlöser weit hinter die Schaaren der Heiligen zurücktritt. Eine der ihnen erwiesenen ähnliche Verehrung wird auch dem Papste zu Theil, die Kirche steht als die von der Welt verfolgte da, ein Gregor VII. wird gepriesen als von Gott zur Beschützung der Kirchenfreiheit ausgerüstet, Kraft zur Nachahmung seines Beispiels wird erfleht. Destoweniger ist von einer echten Nachfolge Christi die Rede. Wo eine innerlichere Frömmigkeit hervorzutreten scheint, ist sie doch weniger dies als eine andächtelnde, eine frömmelnde. Ein „Lören und Tönen" war es, wobei „das Wort" vernachlässigt war; man „überschüttete die Seelen," daß

sie „müde und überdrüssig“ wurden, wie sich Luther in der Schrift „Von der Ordnung des Gottesdienstes in der Gemeinde“ (1523) darüber ausdrückt [1]).

Mit diesem ganzen Wesen nun beschäftigte, erfüllte sich Luther bis zum Tage seiner Priesterweihe, hin und hergezogen von den widersprechendsten Gefühlen, man kann nicht zweifeln, tief ergriffen von dem Echtchristlichen, das in der Messe vorhanden war, auch das Unlautere gläubig in sich aufnehmend und doch im Innersten unbefriedigt, oft schmerzlich verletzt; tief ergriffen und wol auf Augenblicke hoch erhoben von dem Gedanken an die Würde, die ihm zu Theil werden sollte, und doch schwer geängstet von Zweifeln, ob sie ihn, gerade ihn nicht verwerflich machen werde vor Gott. Mit welchen Schauern mochte er an seine erste Messe denken, wo er als Priester nach dem Kruzifixe, dem Altare, den Bildern und Reliquien beräuchert werden, dann die Wandlung der Hostie in den Gott vollbringen, so hoch über die Menschen, so nahe zu Gott gehoben werden sollte — er mit dem Gefühle seiner Sündhaftigkeit, mit der Angst, ob er Messe werde lesen können, ohne sich zur Hölle verdammlich zu machen.

Es schuf ihm ohne Zweifel schwere Bedenken, während er sich ebenso unzweifelhaft jetzt in der Ansicht von der Messe als einem Opfer befestigte. Nichts Anderes wurde so gewiß und allgemein in der Christenheit geglaubt. „Ich unterfange mich einer wichtigen Sache,“ sagt er noch in der Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche (1520), in welcher er die Messe zuerst angriff. Es sei vielleicht unmöglich, sie umzustoßen, da sie durch so langen Gebrauch bestätigt, mit gemeiner Bewilligung angenommen und so eingenistelt sei, daß es, um sie beseitigen zu können, nöthig erscheine, daß der größte Theil der Bücher, die im höchsten Ansehen ständen, ja die ganze Gestalt der Kirche weggethan und umgewandelt werde. Freunden sagte er in späteren Jahren, „es däuchte mir zuerst unmöglich, daß die Messe untergehen könnte, die in so vielen Orten und Herzen der Menschen gegründet war. Sie hat viel Heilige ein-

1) Plochm. XXII, 156, 154. Augsb. Konfession, Art. 24. Walch XVI, 1013. Eisenschmid, das römisch-katholische Meßbuch. Clausen a. a. O. 679 ff.

genommen von den Zeiten Gregor's über achthundert Jahr. Huß war noch in ihrer Superstition gefangen. Ich wundere mich, wie Gott mich aus diesem einzigen Götzendienst gerissen hat“ [1]). Die Kirchenlehre wurde gestützt auf den Kanon der Stillmesse, der, wie Luther in der Vermahnung zum Sakrament des Leibes und Blutes unsers Herrn bemerkt, enthielt „was böse in der Messe ist vom Opfer und Werk,“ während das, was öffentlich vom Chor und Haufen gesungen werde, fast eitel gute Ding und Lobgesänge sei; sodann auf die Väter und Scholastiker, die diesen Kanon gebraucht, auf zahlreiche Geschichten von Geistern und heiligen Männern, die erschienen wären und geflehet hätten, daß man ihnen durch Messen zu Hülfe kommen, sie erlösen möge u. s. f. Das Alles war aber bei ihm zu jener Zeit vom größesten Gewichte [2]).

Die Priesterweihe. 1507.

So war er vorbereitet, so gestimmt, so geängstet, als der zur Priesterweihe bestimmte Tag kam. Eine Aeußerung von ihm, freilich der Ausdruck einer ganz andern Stimmung, weist mindestens auf die Bedeutung hin, die einem solchen Tage beigelegt wurde. „Die erste Messe ward hoch gehalten und trug viel Geldes, denn es schneiete da zu und war das rechte Geldmetze mit Opfer und Geschenk. Da legte man die horas canonicas mit Fackeln zu. Da mußte der liebe, junge Herr mit der Mutter, da sie noch lebte, tanzen, daß auch die Zuseher stunden und weineten für Freuden, war sie aber gestorben, so stürzte er sie unter den Kelch und erlöfete sie aus dem Fegefeuer“ [3]).

Hans Luther hatte den Sohn noch immer — ins zweite Jahr — nicht sehen mögen, noch immer gezürnt. Indeß müssen die Verhandlungen mit ihm fortgesetzt sein. Er hatte sich endlich zufrieden erklärt, die Einladung angenommen, der Feierlichkeit der Priesterweihe Martin's beizuwohnen. Das Einladungsschreiben des Letztern an ihn ist nicht erhalten, dagegen aber ein anderes lateinisches, vom 22. April 1507 datirt, das früheste

1) Walch XIX, 34. Rebenstock I, 67.

2) Vom Mißbrauch der Messe, Walch XIX, 1376 ff.

3) Tischreden, Walch XXII, 1517.

echte schriftliche Dokument, das wir von ihm besitzen [1]). Es ist an den Vikarius Braun zu Eisenach gerichtet. Christi und der Maria heiligen Priester nennt er ihn. Er sagt nach ein paar einleitenden Worten: „Da der glorreiche und in all seinen Werken heilige Gott mich unseligen und in allerlei Weise unwürdigen Sünder gewürdigt, mich so herrlich zu erhöhen und in seinen erhabenen Dienst allein aus seiner reichlichsten Barmherzigkeit zu rufen, so bin ich allerdings schuldig, das anvertraute Amt zu übernehmen, um solcher überschwenglichen göttlichen Güte dankbar zu sein, zum wenigsten so viel es der Staub vermag." Die Väter hätten beschlossen, daß seine Einweihung, die Darbringung seiner Erstlinge vor Gott, am nächstfolgenden Sonntage Kantate (2. Mai) stattfinden solle. Dieser Tag sei der Bequemlichkeit seines Vaters wegen bestimmt. Er ladet nun auch Braun ein, „demüthigst und doch vielleicht nicht ohne Kühnheit"; nicht daß er ihn mit einer beschwerlichen Reise wegen seiner Verdienste um ihn, deren keine vorhanden, bemühen wollte, oder sich für würdig hielte, daß er — Braun — zur Armuth seiner so großen Geringheit komme; er kenne aber Braun's Güte und Wohlwollen gegen ihn, das er ja erst vor ein paar Tagen [2]) bei ihm, ebenso wie sonst, reichlich erfahren. Braun möge daher durch seine Gegenwart und Fürbitte helfen, daß sein Opfer vor Gott angenehm sein möge, auch seinen (Luther's) Anverwandten, Konrad, den vormaligen Küster zu St. Nikolai, mitbringen, wenn es demselben gefalle zu erscheinen. Eine Zelle im Kloster sei für ihn bereit. In einer Nachschrift fügt er hinzu, Braun möge den um ihn so wohlverdienten Mitgliedern des schalbischen Konvents seine Dankbarkeit bezeugen. Er wage nicht, seine Einladung an sie ergehen zu lassen. Es dürfte ihrem Orden und ihrer Würdigkeit nicht wohl anstehen, zu einem so geringen Geschäfte sich holen zu lassen, sich Beschwerde zu machen um der Gelübde eines „der Welt nun abgestorbenen Mönchs" [1]).

1) Nur ein einziges noch früheres Schreiben, von 1503, ist als ein lutherisches (in den Nachträgen zu Ritter's evangel. Denkmal der Stadt Frankfurt a. M.) mitgetheilt. Vergl. aber die betreffende Bemerkung in der Note S. 11.

2) Er war also erst eben von einer kleinen Reise zurückgekehrt. Lingke in der Reisegeschichte hat nichts davon, während er doch so genau registrirt, daß er auch des kaum einjährigen Luther Reise von Eisleben nach Mansfeld nicht vergißt.

Man sieht, wie viel auch auf den gebräuchlichen geschraubten Briefstyl der Zeit zu geben sein mag, er hatte sich mönchische Demuth auch im Ausdruck angeeignet; er ist schüchtern, unsicher, ohne Vertrauen zu sich selbst, doch fest und entschieden in seiner Weltentsagung, welcher jetzt gleichsam das letzte Siegel aufgedrückt werden sollte durch die Priesterweihe, die ihn, es darf hier wol noch einmal bemerklich gemacht werden, noch weiter von den Laienständen trennte, indem sie ihn noch höher über dieselben erhob. Denn „ein geweiheter Pfaffe war gegen andere getaufte gemeine Christen wie der Morgenstern gegen einen glimmenden Docht." Die Weihe erhob selbst über Apostel, Bischöfe, Märtyrer, sofern sie nicht Priester gewesen waren: „solche große Kraft hatte der Chresem," sagte er späterhin spöttisch und zürnend; „geweiht müsse man werden, sagten sie, um Priester zu sein, und ob einer der allerheiligste, ja Christus selbst wäre, und durch die Weihe werde einer Priester, ob er schon boshafter und schändlicher wäre, denn Nero und Sardanapal [2])". Jetzt erfüllten ihn die hohen Begriffe von der Priesterweihe und dem Priesterthume. Er scheint beruhigt in seinem Entschluß und Vorhaben zu sein, doch ohne Zweifel sah er der Ausführung desselben in großer Spannung entgegen. „Es ist ein herrlich Ding gewest um einen neuen Priester und erste Messe," sagt er; „selig war die Frau, die einen Priester getragen hatte, und Vater und Mutter sind fröhlich gewesen sammt allen Freunden [3])." So war es aber bei seiner ersten Messe nicht. Sein Vater war eingeladen nach dem Brauch und hatte versprochen zu kommen, war jedoch noch keineswegs vollkommen einverstanden, war über die Heiligkeit der Möncherei des Sohns fortwährend sehr verschiedener Ansicht. Und wurde nicht Martin selbst noch von Zweifeln hin und hergeworfen, von Zweifeln wenigstens, ob ihm

1) de Wette I, 3.

2) Von der Winkelmesse und Pfaffenweihe, Plochm. XXXI, 346, 354. Sendschreiben an Rath und Gemeinde der Stadt Prag, Walch X, 1834.

3) Sermon, daß man die Kinder zur Schule halten soll, Plochm. XX, 9, 17.

der Mönchsstand nütze, ob er das heilige Priesterthum würdig und zu seinem Segen werde verwalten können?

Der Sonntag Kantate kam. Hans Luther erschien mit einem stattlichen Geleite von zwanzig Berittenen. Er machte obenein dem Sohne ein Geschenk von zwanzig Gulden. Es erschien Johann von Lasphe, der Weihbischof, und eine große Anzahl von festlich Geladenen, angesehenen Personen, Ordensgliedern, im Kloster. Die Stimmung Martin's war die erregteste. Er wäre „schier gestorben," als er seine erste Messe hielt. Mit Furcht und Zagen erfüllte ihn der Gedanke, ob er auch würdig wäre für seine Person, ob auch nicht ein Sünder. Er hatte es an nichts fehlen lassen, sich für die Stunde zu heiligen. Dann peinigte ihn die Angst, daß er auch „nichts außen ließe in der Messe mit den Schirmschlägen und Gepränge [1])." Eine Vorschrift ging dahin, daß kein Priester, der das Officium angefangen und das Gebet gesprochen, ohne zwingende Nothwendigkeit vom Altare sich entfernen dürfe, damit ein andrer die Messe vollende, bei Strafe der Exkommunikation. Fast wäre er ihr verfallen. Als er begonnen hatte und die Worte las: ich bringe Dir dem ewigen lebendigen Gott dieses Opfer, ergriff ihn eine solche Bestürzung, daß er den Altar verlassen wollte und es gethan haben würde, wenn sein Präceptor ihn nicht zurückgehalten hätte. „Denn," dachte er, „wer kann vor Gottes Majestät bestehen ohne den Mittler, wie komme ich dazu, daß ich die hohe Majestät anreden soll, da die Menschen doch schon verzagen, wenn sie einen König anreden sollen?" Er war kaum im Stande, sich wieder zu fassen, er sagte Freunden: „von der Zeit an habe ich mit großem Entsetzen Messe gelesen [2])."

1) Tischreden, Walch XXII, 1517.

2) Illgen a. a. O. Cod. chart. bibl. duc. Goth., in Quart, Nr. 168. S. 95. Ericeus 177. Ausleg. der Genesis, zu Kap. 25, V. 21. Walch II, 45. Bzovius sagt in den Annalen (bei 1507), der Prior habe ihn abgehalten, die Opferung ungethan zu lassen und die Flucht zu ergreifen. Ebenso er selbst bei Rebenstock 2, 13. Die Worte des Offertoriums, bei welchen Bestürzung ihn ergriff, lauten vollständig: „Empfange, heiliger Vater, allmächtiger Gott, dieses unbefleckte Opfer, welches ich dir, dein unwürdiger Diener, meinem wahren lebendigen Gott darbringe für meine unzähligen Sünden, Beleidigungen und Nachlässigkeiten und für alle Umstehenden, aber auch für alle lebenden Christgläubigen und für die Verstorbenen, damit es mir und ihnen zum ewigen Heile gereichen möge."

Tiefe, bis zum Entsetzen sich steigernde Schauer der Ehrfurcht waren also seit diesem Tage die ersten in einer Reihe merkwürdig wechselnder unerfreulicher Empfindungen, welche die Messe ihm erregte. In der Auslegung der Genesis von Unthaten der Patriarchen redend, sagt er (beim 34—36. Verse des 37. Kapitels), er wisse sich zwar solcher groben Sünden nicht schuldig, außer daß er funfzehn Jahre täglich die ruchlosen Opfermessen gehalten. In der Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg kommt er auch auf seine Priesterweihe, den Augenblick, wo ihm der Weihbischof den Kelch in die Hand gegeben und die Worte zu ihm gesprochen hatte: Nimm hin die Gewalt zu opfern für die Lebendigen und die Todten. „Daß uns da nicht Beide die Erde verschlang," ruft er aus, „das war unrecht und allzugroße Gottes Geduld!" [1])

Diese Aeußerungen finden ihre Erklärung in seinen späteren Ansichten von der Messe, nach welchen sie ihm als Abgötterei und Gotteslästerung erschien; denn indem ein Opfer aus dem Sakrament gemacht werde, werde die ganze Natur und Art desselben verändert; indem man den Leuten ein Gewissen daraus gemacht, habe man die christliche Freiheit vertilgt; den Erlöser sammt seinem ganzen Reiche hätten die Urheber der Messe hinweggenommen und ihr eigen Werk und Erfindung an die Stelle gesetzt, denn Vergebung der Sünden hätten sie zwar wohl von ihrem Opfer verheißen, doch nicht eine ewige, sondern nur eine täglich zu erneuernde, und nimmer könne der Glaube, daß die Sünde für ewige Zeit verlassen sei durch den einmal für sie geopferten Christus, mit dem täglich wiederholten Suchen der Erlösung von der Sünde durch immer andere Opferung bestehen; welch ein Jahrmarkt, Diebstahl und Raub sei es doch, den Christen den Leib und Blut des Herrn, so ihnen gebühre umsonst mitzutheilen, zu nehmen und um ihr Geld und Gut ihnen eines elenden Menschen Opfer und Werk zu geben; das Herz sollte einem zerspringen, da doch das Opfer für die ganze Welt durch Christum geschehen, nachdem der himmlische Vater das Blut des

1) Walch II, 1694. Plochm. XXIV, 350.

eignen Sohns es sich kosten lassen, wenn ein sündiger Mensch Brot und Wein nehme, um für die ganze heilige Christenheit zu opfern [1]).

Die Feierlichkeit war vorüber und nun zeigte sich, daß Hans Luther seine Sorge um den Sohn auch jetzt noch nicht hatte fahren, daß er sich hatte beschwichtigen lassen, aber fortwährend voll Unmuth war. Er hatte seine Einwilligung „mit einem unwilligen traurigen Willen" gegeben, indem er seufzend geäußert: „Es gehe hin, Gott gebe, daß es wohl gerathe!" Als man zu Tisch saß, wagte es der Sohn, mit dem Vater über die kitzliche Sache zu reden. Er wünschte sich mit ihm völlig zu verständigen. Es scheint, er hatte der rauhen gemeinen Wirklichkeit die poetische Seite abgewonnen, dachte wenigstens in dieser Stunde gehobener Empfindung, was so Mönchsgedanken waren, wie man im Kloster „abgesondert von der Welt, aller Sorge und Unlust sich entschlagen, fein friedlich und stille ungehindert Gott dienen könne [2])." Er mochte sich nach überstandener Angst in seinem Mönchs- und jungen Priesterthume gar selig fühlen, meinte, der Vater werde jetzt an diesem Tage für eine günstigere Ansicht von demselben empfänglich sein. Er begann mit kindlich-schüchternen Vorstellungen: „Lieber Vater, warum habt Ihr Euch doch so hart dawidergesetzt, und wart so zornig, daß Ihr mich nicht gern wolltet lassen einen Mönch werden, und sehet es vielleicht auch jetzt noch nicht allzugerne? Ist's doch ein so fein geruhsam göttlich Wesen!" Dann erzählte er, wie ihn Gott durch eine schreckende Erscheinung vom Himmel gerufen habe, wie er sich verpflichtet erachtet, dem göttlichen Geheiß Folge zu leisten. Ebenso redeten die anwesenden Ordensobern, Doktoren, Magister; Alle gaben Beistimmung zu erkennen, priesen das Mönchsleben und äußerten gegen Hans Luther, es nehme sie Wunder, wie er so unwillig darüber sein könne, daß Martin dasselbe erwählt habe. Der Alte, unbeengt durch Zeit, Ort, Umgebung, fuhr rauh heraus: „Ei, hast Du nicht

1) Vom Mißbrauch der Messe, Walch XIX, 1353. Sendschreiben an den Rath und die Gemeinde der Stadt Prag, Walch X, 1827. Von der Winkelmesse, Plochm. XXXI, 321. Vom Greuel der Stillmesse, Plochm. XXIX, 118 ff.

2) Kirchenpostille, Plochm. IX, 81.

auch gehört, daß man Aeltern soll gehorsam sein? Ihr Herren Gelehrten, habt Ihr nicht gelesen in der Schrift, daß man Vater und Mutter ehren soll?"

Noch in seinen letzten Jahren hatte der Sohn herzinnige Freude daran, daß sein Vater bei jener Gelegenheit mit solchem Freimuth sich geäußert, sich auf die Schrift berufen habe gegen die versammelten Gelehrten. Im Augenblick aber verstummte er bestürzt. Er war erfüllt von dem Bewußtsein, daß er wider Wissen und Willen der Aeltern nicht gehandelt haben würde, „und wenn er tausend Tode hätte erleiden sollen," sofern er nicht überzeugt gewesen wäre, Gottes Gebot dem der Aeltern vorziehen zu müssen, einem göttlichen Rufe gehorcht zu haben. So konnte er dem Vater nicht Recht geben, dessen Aeußerung doch aber auch ihren Eindruck nicht verfehlte. Er meinte, sein Leben lang kein Wort eines Menschen gehört zu haben, das ihm so zu Herzen gegangen wäre, und man glaubt es, wenn man an seine Gewissenszärte denkt — und nie kann man sich ihn skrupulös genug denken — wenn man sich erinnert, wie heilig ihm stets die Pflicht des kindlichen Gehorsams war, wie er den Kindern einschärfte, daß sie „die Namen Vater und Mutter für ein groß köstlich Heiligthum halten, viel lieber müßten sterben wollen als die Aeltern erzürnen"; Aeußerungen, wobei er wol der Schmerzen und Unruhen sich erinnerte, die sein Ungehorsam, sein Mißverhältniß mit dem Vater ihm verursacht hatte.

Man kam auf den Satz, daß Gott mehr als den Menschen zu gehorchen sei, auf den an den jungen Priester ergangenen, göttlichen Ruf, die himmlische Erscheinung zurück. „Gott gebe, daß es nur nicht ein Betrug und teuflisch Gespenst sei," sagte der Alte, und das Wort drang dem Sohne in den Grund der Seele, so sehr er sich bemühen mochte, den Eindruck abzuwehren; kein anderes, das er aus des Vaters Munde gehört, prägte so fest seinem Gedächtniß sich ein. Er schrieb noch von der Wartburg aus an Melanthon davon, es wolle ihn bedünken, Gott habe ihn an jenem Tage durch des Vaters Mund gleichsam von weitem angeredet, wiewol zu spät, ihn zu strafen und aufzumahnen.

Das Ergebniß bestand darin, daß der Vater geschehen ließ, aber ungern, daß er, wenn es an ihm gelegen, lieber gesagt hätte: es gefällt mir nicht, womit er auch nicht zurückhielt; auch

ließ er noch die Worte fallen: „Ich muß hier sein, essen und trinken, wollte aber lieber ich wäre davon [1]).“

Selbstverständlich hatte dies fast zweijährige Mißverhältniß einen verschlimmernden Einfluß auf die düstere Stimmung, die innere Unruhe des Sohns haben müssen. Es war nun aufgehoben, gewiß ein sehr günstiger Umstand. Doch auch der doppelt schöne Tag hatte nicht ohne bittere Beimischung vergehen sollen. Die Worte des Vaters erregten dem Sohne sicher noch manchmal Kummer, Bedenken und Aengste. Er hatte nun wiederum wol noch oft und hart zu kämpfen, sich in seinen abermals erschütterten Begriffen und Ueberzeugungen zu stärken. Doch um so fester wurzelten sie bei ihm. Wir finden ihn in der nächstfolgenden Zeit im tiefsten Herzensgrunde erfüllt von mönchischer Ansicht und Gesinnung. Er scheint sich noch immer eifriger dem ganzen Wesen hinzugeben, dessen Dienste er sich jetzt völlig geeignet.

1) Ausleg. der Genesis zu Kap. 48, V. 20 und zu Kap. 27, V. 41. Walch II, 2782, 480. de Wette II, 47. Tentzel 145 ff. Die Zuschrift an den Vater zum Werke von den Klostergelübden.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES

This book is due on the date indicated below, or at the expiration of a definite period after the date of borrowing, as provided by the rules of the Library or by special arrangement with the Librarian in charge.

DATE BORROWED	DATE DUE	DATE BORROWED	DATE DUE
	18		
C28(1141)M100			

343.015 LB4+55

Jurgens

Luthers leben

18 Ja'46D

JHMontias

4+K1.
3 Bk

VOLUME 2

943.015 L34
2

Columbia University
in the City of New York
Library

Special Fund for History
1898
Given by
Seth Low

Luther's Leben.

Von

Karl Jürgens.

Erste Abtheilung.

Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite.

1483 — 1517.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1846.

Luther

von seiner

Geburt bis zum Ablaßstreite.

1483 — 1517.

Von

Karl Jürgens.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1846.

Inhalt.

Zweites Buch.

Erfurter Mönchsjahre.

1505—1508.

Drittes Hauptstück.

Von der Priesterweihe bis in das Spätjahr 1507.

Seite

Priesteranfänge 3
Staupitzens fortgesetzte Einwirkungen 24
Gegenwirkungen aus der Scholastik 45

Viertes Hauptstück.

Drittes Jahr, bis zum Abgange nach Wittenberg.

1507—1508.

Wirksame Tröstungen im Beichtstuhle 61
Erfolgreiche Schriftstudien 69
Die Gerechtigkeit durch den Glauben 80
Die paulinische Auffassung des Christenthums. — Die gesetzliche Richtung der Scholastik, der Kirche, des Mönchthums 85
Unsicherheit. — Hemmnisse 99
Die Väter. — Augustin. — Gerson. — Einwirkungen auf Luther . . 104
Rückblick. — Berufung nach Wittenberg 138

Drittes Buch.

Wittenberger Anfänge und Fortschritte bis zu den Ursprüngen des Ablaßstreites.

1508—1516.

Erstes Hauptstück.

Zustände in Wittenberg. — Luther's Anfänge.

1508—1510.

	Seite
Vormerkung	151
Kurfürst Friedrich der Weise	153
Die Schloßkirche in Wittenberg	168
Friedrich's Frömmigkeit	174
Kirchliche Zustände, reformatorische Gesinnung und Strebungen in Sachsen	179
Die wittenberger Universität (Veranlassungen und Pläne)	182
Die Stadt Wittenberg	189
Die Universität (Gründung, erste Einrichtungen)	204
Die frühesten Lehrer und Lebenszeichen der Universität	217
Hergang der Berufung Luther's	235
Der Zeitpunkt	239
Richtung und Stimmung Luther's	244
Der erste Eindruck. — Aristotelische Vorlesungen. — Das theologische Bakkalaureat	247
Erste Predigten	254
Angestrengte Thätigkeit. — Mönchischer Eifer	256
Erfolge	259

Zweites Hauptstück.

Die Romfahrt.

1510.

Zeitbestimmung	266
Veranlassung. — Beweggründe	268
Die Hinreise	272
Bedeutung Roms für die Gläubigen und Pilger (Einflüsse auf Luther's Stimmung)	279
Kirchlich-politische Vorgänge und Zustände 1510	281
Bedeutung Roms für die Gläubigen und Pilger. (Fortsetzung.)	296

	Seite
Die Mirabilia Romae	299
Eintritt in die Stadt. — Andachtseifer	303
Geschäftsausrichtung. — Besichtigung der Merkwürdigkeiten Roms	311
Das Papstthum in unmittelbarer Nähe. — Römische und italische Zustände	315
Fortgesetzte Beobachtungen und Erlebnisse in Rom. — Enttäuschung	326
Mehrfache Reisebemerkungen. — Rückreise. — Ergebniß	344

Drittes Hauptstück.

Die Jahre 1511 bis 1514.

Ereignisse der Jahre 1511 und 1512 (die Kirchenversammlungen von Pisa und im Lateran)	359
Wiederanfänge Luther's in Wittenberg	385
Die theologische Doktorwürde, 1512	397
Neue Thätigkeit. — Sprachstudien	428
Die Auslegung des Römerbriefs, 1513	431
Auslegung der Psalmen, 1513, 1514	437
Kämpfe in Wittenberg, 1513, 1514	475
Angriffe von Erfurt her, 1513, 1514, 1515	488
Die Reuchlinistenfehde. — Stellung zu ihr	494
Persönlichkeit	536

Viertes Hauptstück.

Die Jahre 1515 und 1516 bis zu den ersten Anlässen der Ablaßbestreitung.

Fortgesetzte Thätigkeit, 1515	541
Das Predigtwesen bis in das 16. Jahrhundert. (Einfluß auf Luther's Bildung zum Prediger.)	542
Luther als Prediger	555
Früheste erhaltene Predigten	562
Die Zeitbewegung. — Fortgang der Reuchlinistenfehde. — Das päpstliche Koncil, 1515 und 1516	574
Erste heftige Angriffe auf die Scholastik, die Zeitphilosophie	595
Einwirkungen auf die Ordensbrüder	634
Uebernahme des Ordensvikariats. — Luther in Grimma und Tetzel in Wurzen	640

Fünftes Hauptstück.

Die Ablaßlehre und Praxis. — Unwille, Unschlüssigkeit Luther's.

	Seite
Alte Abneigung Luther's gegen den Ablaß	647
Bedenklichkeitsgründe gegen einen Angriff	654
Der päpstliche Ablaß	657
Die scholastische Theorie	659
Unsicherheit Luther's	666
Bedeutsamkeit eines Angriffs auf den Ablaßunfug	672
Das Ablaßunwesen	678
Weitere Bedenklichkeitsgründe	688
Erzbischof Albrecht's Anweisung für die Ablaßbevollmächtigten	697
Tetzel	702
Hergang beim Tetzelschen Ablaßkrame	705
Die Ablaßbriefe	708
Ueble Folgen	710
Widerstreben	718
Noch andere Bedenklichkeitsgründee	729
Die Ablässe in Kursachsen	737
Luther's Stellung. — Ergebniß	741

Zweites Buch.

Erfurter Mönchsjahre.

1505—1508.

LUTHER
SEMINARY
LIBRARY

Drittes Hauptstück.

Von der Priesterweihe bis in das Spätjahr 1507.

Priesteranfänge. — Erhöhter mönchischer Eifer. — Fortwährende Bedrängnisse. — Der Beichtstuhl. — Erste Predigten. — Staupitzens fortgesetzte Einwirkungen. — Gegenwirkungen aus der Scholastik.

Priesteranfänge.

Der junge Priester, sobald er durch die Weihe das Recht zum Messelesen erlangt hatte, machte eifrigst Gebrauch davon. Er konnte „in seinem Herzen nicht zufrieden sein, wenn er nicht jeden Tag eine Messe las“ [1]), obwohl ihn auch das Messelesen nicht zufrieden machte. Es war indeß nach seiner Ansicht ein verdienstliches Werk, das trieb ihn dazu, und wie es mit seiner Ansicht in dieser Beziehung stand, ist aus zahlreichen in seinen Schriften zerstreuten und sonst aufbehaltenen Aeußerungen von ihm zu ersehen.

Von Zeit zu Zeit las er Messe in Dorfkirchen. Er erzählt selbst davon. „Da ich zu Erfurt ein junger Mönch war, und terminiren und nach Käsen gehen mußte auf die Dörfer, kam ich auf eines und hielt da Messe. Da ich nun vor den Altar trat in meinem Priesterschmuck, da fing der Kirchner an das Kyrie Eleison und Patrem auf der Lauten zu schlagen; da konnte ich mich schwerlich des Lachens enthalten, denn ich war solches Orgelns nicht gewohnt; mußte mein Gloria in excelsis nach seinem Kyrie einrichten [2]).“

---

1) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 43, V. 6, Walch II, 2305.

2) Tischreden, Walch XXII, 1516.

Staupitz's Anweisungen waren also nicht so weit gegangen, oder wurden vom Prior nicht streng befolgt: der junge Gelehrte wurde auch als Priester nicht geschont; er mußte fort mit dem Bettelsacke wie die Andern, und keine Spur weist darauf hin, daß er eine schonende Ausnahme, eine in dieser Beziehung schonendere Behandlung selbst nur gewünscht hätte. Auch hier dringt die Bemerkung sich auf, wie doch unter seinen vielfachen Klagen über seine Leiden im Kloster nie eine hierüber vorkommt. Beim Erzählen des Vorgangs in jenem ungenannten Dorfe, der ihm eine nahe Veranlassung dazu gab, läßt er über das nach Käse Gehen kein Wort des Unwillens laut werden; er gewinnt ihm die heitre Seite ab und nimmt ihn lediglich von dieser.

Eine andere Erzählung könnte als noch ein Zeichen gelten, wie roh und äußerlich die erfurter Augustiner ihr heiliges Thun und Wesen auffaßten. „Ich war ein gar vermessener Werkheiliger. Wenn ich hatte Messe gehalten und gebetet, darauf verließ ich mich und vertrauete sehr vermessentlich; aber den Schalk sah ich nicht darunter, daß ich nicht auf Gottes, sondern auf meine eigne Gerechtigkeit trauete, dankte Gott fürs Sakrament nicht, sondern er mußte mir danken und froh werden, daß ich ihm seinen Sohn opferte, das ist: schändete und lästerte. Und wenn wir wollten Messe halten, sagten wir in einem Sprüchwort: ich will gehen und der Jungfrau ein Kind heben." Man muß dabei jedoch die Eigenthümlichkeit der Mönchsgedanken berücksichtigen. Er kommt noch einmal in einer Auslegung des 110. Psalms (beim 4. Verse) darauf. Der Mönche Rede sei gewesen, wer in ein Kloster gehe, opfere Gott Leib und Seele, den Leib durch Armuth und Keuschheit, die Seele durch Gehorsam und Selbstverläugnung; wer die Kappe anziehe, werde so rein, als käme er eben aus der Taufe; und so, wer seine erste Messe halte, hebe der Jungfrau ein Kind. „Also hat der Teufel ihrer gespottet", setzt er hinzu [1]).

Wir müssen hier der gangbaren unendlich rohen Vorstellungen von der Messe und deren Wirksamkeit, der über alles Maß gestiegenen Mißbräuche gedenken, die in Folge davon mit den Messen getrieben wurden. So weit war man abgekommen von

1) Walch V, 1498. Tischreden, Walch XXII, 739.

ihrem „Verstande", daß „eine Zauberei" daraus gemacht wurde. „Etlich lassen Mess halten, daß sie reich werden, und ihn in ihrem Handel glückselig gehe. Etlich darum, daß sie meinen, wo sie des Morgens Mess hören, sein sie den Tag sicher, für aller Noth und Fährlikeit; etlich um ihre Krankheit; etlich noch viel närrischer, ja auch sündlicher Ding willen; finden dennoch so tolle Pfaffen, die Geld nehmen, und thun ihren Willen. Weiter haben sie nun eine Mess besser gemacht, denn die ander, eine hiezu, die ander dazu nützlich geschätzt, da sein sieben gülden Messen erfunden. Des heiligen Kreuzes Mess hat ein andere Tugend ubirkummen, dann unser Frauen Mess. Hie schweigt Jedermann still, und lassen das Volk einher gehen, um des verfluchten schändlichen Pfennigs willen, der durch so mancherlei Namen und Tugend der Mess, mit Haufen zugehet. Also muß der Glaub, gleichwie Christus, verkauft werden von seinem Juda, das ist, von dem Geiz und Gelddurst (Matth. 26, 15. 16). Man findet auch etlich, die unter dem Altertuch lassen Mess halten, ubir dies und das; kurz um, allerlei muß die Mess thun, ohn ihr rechts eigens Werk, den Glauben, des achtet niemand. Die sein nun die besten auf Erden, die viel Mess lassen halten, gleich ob sie damit gedächten viel guter Werk zu sammeln."

So Luther im Sermon vom Neuen Testament, das ist von der heiligen Messe (1520). In der Vermahnung an die Geistlichen sagt er den Bischöfen, auf die „Kauf- oder Winkelmesse" kommend, die er von den in den Kanones der älteren Kirche beschriebenen gemeinen oder Kommunikantenmessen sorgfältig unterscheidet, sie hätten aus dem Sakrament ein Opfern gemacht und das Kommuniciren fahren lassen; denn: „Hie wisset ihr selbs, lieben Herrn, welch einen schändlichen Treudel und Jahrmarkt ihr aus dem Sakrament gemacht habt; das ist euer aller gemein Handwerk gewest, daß ihr täglich in aller Welt so viel tausend Messen um Geld gekauft und verkauft habt, eine um einen Groschen, eine um acht Pfennige, eine um sechs Pfennige u. s. w. Und hilft hie kein Entschuldigung noch Leugnen. Denn ob ihr's nicht einen Kaufshandel habet genennet, so wisset ihr doch, daß in der That nichts Anderes, denn ein Kaufhandel gewest ist. Um Geld ist's geschehen; ist nicht Geld da gewest, so sind die Messen nachblieben. Diese Sünde ist allein so greulich, daß

nicht Wunder wäre, ob Gott hätte alle Welt lassen drüber zu Türken werden, oder in Abgrund versinken, und meiner großen Verwunderung eine ist, daß Gott hat mügen so lange dulden. Es ist ein unbegreifliche Geduld; wiewohl der Zorn sich nicht gesäumet hat. Wohlan, das habt ihr gethan, und so ist's gestanden bei euch, ehe unser Evangelion kam; dürfet euch nicht so sehr schmücken, es ist am Tage so fast, daß euch selbs dazumal dafür grauet, und ließet es gleichwohl gehen, und mußte keine Neuigkeit heißen [1]).“

Er sprach so aus langer unmittelbarer Anschauung und Erfahrung. Es war noch beiweitem nicht Alles, wird indeß genügen, uns in Stand zu setzen, einen desto deutlichern Begriff von der herrschenden, auch verständige, denkende, reingesinnte Menschen gefangen haltenden Verblendung, von der Größe der seinigen uns zu machen, worin er, schlechterdings ohne Augen für die so handgreifliche Entweihung und Verzerrung des Heiligen, in das ganze Wesen aufs Gläubigste und so tief sich einließ, wie aus dem Nachstehenden ersichtlich. Es erklärt sich fast nur aus der Macht des „Scheins,“ die auch ihn von Kindheit an gefesselt, worüber schon Aeußerungen von ihm angeführt sind, denen hier noch eine ähnliche aus einer Predigt der Hauspostille hinzugefügt werden mag, die zugleich zeigt, wie hoch er jene Macht selbst noch späterhin anschlug, und passend seine Selbstbekenntnisse über seine jetzige Denkart und sein Treiben als Messe lesender Mönch und Priester einleitet. „Mit dem Schein hat man alle Welt geäffet. Ich weiß fürwahr, es sollten hie zu Wittenberg unter euch kaum zehen sein, die ich nicht verführen wollte, wenn ich wollte wiederum solcher Heiligkeit brauchen, welcher ich im Papstthum, da ich ein Mönch war, gebrauchet habe [2]).“

Wir lassen ihn diese „Heiligkeit“ nunmehr selbst schildern.

„Auch ich, da ich noch ein Mönch war, pflegte täglich zu beichten, zu fasten, zu lesen, zu beten, Opfermesse zu halten, um der Ursach willen, daß ich von den Vigilien, Messen und übrigen Werken den Laien etwas mittheilen und verkaufen könnte.

1) Plochm. XXVII, 169; XXIV, 343.

2) Plochm. VI, 68.

Dafür nahmen die Mönche Geld, Getreide und Wein, gleichwie man noch jetzt viele Briefe und Siegel hat von solchem Kaufen und Verkaufen, darinnen sie sich gegen die Leute also verschrieben haben: Wir wollen dir N. N. hierin mitgetheilt haben für einen Scheffel Getreide unser Fasten, Wachen, Disciplin, Messe u. s. w. alles vermög dieses ordentlichen Kontrakts und Kaufbriefs. Ich konnte so wenig als der gemeine Mann unterscheiden Messe und Sakrament, der ich ein Erzpapist und viel heftigerer Meßknecht war, als sie jetzt allesammt sind. Mir war Messe und Sakrament über dem Altar ein Ding, wie es uns allen dazumal war. Ich half mit Andern singen und lesen, wie Paulus an Titum schreibt: sie sagen, sie erkennen Gott, aber mit den Werken verleugnen sie es, an welchen Gott Greuel hat und sind zu allem guten Werk untüchtig; und hielt dennoch viel mehr von meiner Möncherei und eigenen Werken. Ich habe in dem Spital auch krank gelegen, meinete, Christus wäre stracks nichts Anderes, denn ein strenger Richter, den ich versöhnen müßte mit meinen Ordenswerken: nichts desto weniger sagte und bekennete ich mit dem Munde, daß er gelitten hätte und gestorben wäre, das menschliche Geschlecht zu erlösen. Darum war das meine Weise und Gewohnheit: wenn ich meine Zeit ausgebetet oder Messe gehalten hatte, daß ich allwege am Ende mit solchen Worten beschloß: Mein lieber Herr Jesu, ich komme zu dir, und bitte dich, du wollest Alles, so ich in meinem Orden thue und leide, dir gefallen lassen, und annehmen zu einer Vergleichung für meine Sünde. Wer mir vor zwanzig Jahren die Messe hätte wollen nehmen, der hätte mir sollen zu Kaufe kommen. Denn ich hing von ganzem Herzen daran und betete sie an. Wenn mir Jemand zu der Zeit, da ich auch war ein frommer heiliger Mönch, alle Tage Messe hielt und wußte nicht anders, denn ich ginge auf der rechten Bahn stracks gen Himmel, gesagt hätte, daß alle solche Heiligkeit nichts wäre und ich ein Feind des Kreuzes Christi wäre und meinem eigenen Bauche dienete, so hätte ich auch flugs zum wenigsten Steine und Holz helfen zutragen, solchen Stephanum zu Tode zu werfen, ja als den ärgsten Ketzer mit Feuer zu tilgen. Ich kann mich selbst zu einem Exempel setzen, wie wir unter dem Papstthum gethan, der ich mehr denn funfzehn Jahr in lauter Abgötterei gelebt, im

Unglauben an Gott und falschen Vertrauen auf die todten Heiligen, so ich anrufte, und auf meine Messen und Klosterleben; hätte darob auch helfen fromme unschuldige Christen verdammen, verfolgen und todtschlagen, so solche Abgötterei nicht hätten wollen loben, und damit gemeinet, Gott einen großen Dienst zu thun, dieweil immerdar meine täglichen Gottesdienste und Feiern in der Kirche mit großer Andacht gehalten. Recht gekreuzigt habe ich einst den Herren Christum, bin nicht nebenher gelaufen, sondern habe ihn selber helfen führen und durchboren. Ich hatte mir einundzwanzig Heilge erwählt, las jeden Tag Messe und rief dabei immer drei derselben an, sodaß ich die Woche herumkam; und vornämlich betete ich die heil. Jungfrau an, als deren Frauenherz leichter gerührt wäre, den Sohn zu versöhnen. So sind wir, die gerne wollten recht leben, geängstet durch des Papstes Gebot, der durch seine Mönche so viel unzähliger Stricke der Gewissen gemacht, die sie Casus conscientiae nennen, der sie große Bücher und Summen voll geklickt, wie große schwere Todsünde es wäre, wenn man solche Gebote nicht hielte. Als, wenn ein Mönch sein angenommen Regel und Orden nicht allezeit streng und rein gehalten, ja wenn er etwa aus Vergessen den Schöpler unter der Kappen nicht angelegt, ein Pfaff sein Gebet (die sie nennen Horas, Siebenzeit) nicht gelesen, oder wenn er Messe sollte halten, etwa ein Tropfen Wassers oder zween hätte zu sich genommen. Item, wenn einer nicht alle Sünde rein gnug gebeichtet, oder ganz rein gefastet, und also wäre zum Sakrament gegangen, seine aufgelegte Genugthuung nicht vollkömmlich gehalten, u. s. w. Damit sind die blöden Gewissen so gefangen und geängstet worden, daß ihnen Niemand hat gewußt zu rathen; und wenn sie gleich Alles, was sie vermochten, mit allem Fleiß gethan hatten, konnten sie dennoch nicht zufrieden sein, meinten, sie hätten nicht genug gethan. Da liefen sie hin und her, hier zu diesem Heiligen, dort zum andern, gen Rom, zu St. Jakob gen Compostel, etliche wüllen und barfuß, etliche auch in ihrem Harnisch, und hie und dort zu neuen Wallfahrten, sonderlich da die Jungfrau Maria (wie die unverschämten Mönche oder Pfaffen erdichteten) sollte gnädig sein und Wunder thun. Des Papstes Predigten hatten es dahin gebracht, daß wir uns vor Christo schier zu Tode fürchten, weil

sie keine Gnade noch Trost bei ihm zeigeten, sondern nur als einen zornigen, schrecklichen Richter vorbildeten, vor welchem niemand kein Gnad finden könnte, er hätte denn so viel eigener Heiligkeit und guter Werk', damit er alle Sünde überwägen möchte, oder seiner Mutter und anderer Heiligen Fürbitte. Denn ich bin auch der einer gewesen, die da die Jungfrau Maria anrufeten, daß sie sollte unsere Mittlerin und Versöhnerin sein gegen den strengen Richter Christo; wie denn auch öffentlich in allen Kirchen schier nichts anders, denn solche Abgötterei (die sie jetzt gar wollen vergessen haben, als hätten sie nie kein' Irrthum, noch Abgötterei gehabt) gelehret, gelesen und gesungen ward. Es mußte überall die Anrufung der Fürbitte Mariä und der Heiligen das Vornehmste sein; wie sie denn eigene Horas, siebenmal des Tags zu Maria geordnet, hielten und sungen, darin sie diesen Vers sonderlich immer wiederholeten, welchen sie auch den Leuten am Todbette vorbeteten, und auch in die Ohren schrien, wenn sie jetzt sollten den Geist aufgeben: Maria mater gratiae, Tu nos ab hoste protege, in hora mortis suscipe! Und ging allenthalben jedermann, auch der heiligen Mönche, Gebet und Seufzen also: Hilf du liebe Mutter Gottes, und sei unsere Fürbitterin gegen das strenge Gericht deines Sohnes, sonst ist unsern Seelen kein Trost, noch Hülfe oder Rath [1]).“

So erklärt es sich, daß er in eine so tiefe Verblendung hineingerieth, und die Uebertreibung wiederum, zu welcher sie ihn hinleitete, erklärt es, daß er späterhin erschrack, wenn er sich seiner „Andacht“ in dieser Zeit, namentlich beim Messelesen, erinnerte. Sie erschien ihm, wie wir uns aus dem ersten Buche erinnern, als Sünde, worüber er sich nicht selten die schwersten Bedenken machte, und diese nahmen dann wol die Gestalt von satanischen Anfechtungen an, was hier noch hinzugefügt werden

1) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 49, V. 11, Walch II, 2948. Brief an einen guten Freund wegen seines Buchs von der Winkelmesse, Plochm. XXXI, 385. Kirchenpostille, Plochm. XI, 216; IX, 351. Ausführl. Erkl. des Galaterbriefs zu Kap. 2, V. 18, Walch VIII, 1876. Tischreden, Walch XXII, 1521. Vermischte Predigten, Plochm. XVII, 252. Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Fol. Nr. 262. *Rebenstock* II, 13. Kurze Ausleg. d. Jesaias zu Kap. 9, V. 4, Walch VI, 217. Hauspostille, Plochm. I, 114 f.

mag. „Ich will euch eine kleine Beicht thun, sagt er in der Schrift von der Winkelmesse [1]). Ich bin einmal zu Mitternacht auferwacht, da fing der Teufel mit mir in meinem Herzen eine solche Disputation an (wie er mir denn gar manche Nacht bitter und saur gnug machen kann): Höret ihr's, Hochgelehrter, wisset ihr auch, daß ihr funfzehn Jahr lang habt fast alle Tage Winkelmessen gehalten: wie wenn ihr mit solcher Messe hättet eitel Abgötterei getrieben, und nicht Christus Leib und Blut, sondern eitel Brodt und Wein da angebetet und anzubeten andern fürgehalten? Ich antwort: Bin ich doch ein geweiheter Pfaff, habe Chresem und Weihe vom Bischof empfangen, dazu solchs alles aus Befehl und Gehorsam gethan; wie sollt ich denn nicht haben consecrirt, weil ich die Wort mit Ernst gesprochen und mit aller müglichen Andacht Messe gehalten, das weißest du fürwahr. Ja, sprach er, es ist wahr, aber die Türken und Heiden thun auch alles in ihren Kirchen auf Befehl und ernstlichem Gehorsam; die Pfaffen Jerabeam zu Dan und Bersebe thäten alles vielleicht mit größer Andacht, weder die rechten Priester zu Jerusalem: wie wenn deine Weihe, Chresem und consecriren auch unchristlich und falsch wäre, wie der Türken und Samariter" Da sei ihm der Schweiß ausgebrochen und das Herz habe ihm angefangen zu zittern und zu pochen; er habe ja nicht gerne einen solchen Haufen Greuel auf sich lassen, sondern seine Unschuld vertheidigen wollen und dem Bösen zugehört, was er für Ursachen hätte wider sein Weihen und Konsekriren, die denn darin bestanden: er habe dabei keine Zuversicht zum Erlöser gehabt, sondern ihn gefürchtet; er habe, statt nach Christi Befehl die Sakramente an die Gemeinde auszutheilen, allein dahingenommen, was dieser gehöre; er habe statt Christi Tod beim Abendmahl zu verkündigen, dem Volk zu predigen, mit sich selbst gewispelt; er habe ein Opfer aus Dem gemacht, was eine gemeine Speise sein solle; er habe, statt das Sakrament auszutheilen, um den Glauben der Gemeinde zu stärken und Christum zu loben, ein eigen Werk aus demselben gemacht und es Andern mitgetheilt und um Geld verkauft. So in die Enge getrieben, habe er denn in seiner Angst und Noth zum alten Harnisch gegriffen, den er im Papst-

1) Plochm. XXXI, 311 ff.

thume lernen anziehen und führen, und entgegnet, er habe seine Messen gehalten im Glauben und Meinung der Kirche; denn hätte er auch nicht recht geglaubt, so glaube und meine doch die Kirche recht, weshalb dann auch seine Messen und Weihe recht gewesen sein müssen. Allein sein Widersacher habe ihm erwidert, wo das geschrieben stehe, daß ein glaubloser Mensch auf der Kirche Glauben und Meinung wandeln möge u. s. f. Satan behielt für das Mal das letzte Wort und nichts beweist wol stärker, wie tief verstrickt er in dieser Zeit in das ganze Wesen der Schule, der Kirche, des Mönchthums war, als diese Gewissensbedenken darüber in späteren Jahren. Zugleich erblicken wir aber auch hier wieder eine Spur, daß sich schon jetzt, mitten in seiner Hingebung, Bedenken gegen sie in ihm regten, daß er nicht ohne inneren Zwiespalt eifriger Mönch und „Meßknecht" war. Er hätte sonst des „Harnischs" nicht bedurft, keiner Beschwichtigung durch Glauben und Meinung der Kirche.

Eben hieraus erklärt es sich dann weiter um so mehr, daß er sich, so groß seine Gläubigkeit, sein Eifer war, dennoch nimmer befriedigt fühlte. „Ich meinte, sagt er, daß ich dem Gesetz ein Gnüge damit thun wollte und mein Gewissen vor dem Stecken des Treibers befriedigen, daß ich täglich drei Heilge anrief und meinen Leib mit Fasten und Wachen abmattete; aber ich richtete nichts aus; je weiter ich auf diesen Wegen fortging, desto mehr wurde ich erschreckt, sogar, daß ich würde verzweifelt sein, wenn mich nicht Christus gnädiglich angesehen und mit Licht seines Evangelium erleuchtet hätte. Ich war sehr fromm im Kloster, und doch immer so traurig, weil ich meinte, Gott wäre mir nicht gnädig. Da hielt ich Messe und betete, und nach der Beichte, und wenn ich Messe gelesen hatte, konnte ich in meinem Herzen nimmer zufrieden sein, denn das Gewissen kann keinen rechten zuverlässigen Trost haben von den Werken. Bei meinem höchsten Eifer und Fleiß hatte ich doch keine Ruhe, weil alle die Tröstungen unkräftig waren, die ich aus meiner Gerechtigkeit und meinen Werken nahm. Funfzehn Jahr bin ich ein Mönch gewesen, habe täglich Messe gelesen, und den Psalter gebetet, daß ich ihn auch auswendig wußte; und doch in dem Allen niemal also gebetet, daß ich mit solchem Herzen oder Gedanken hätte können mein Gebet sprechen: Lieber Gott, ich weiß, daß dir mein Gebet,

mag. „Ich will euch eine kleine Beicht thun, sagt er in der Schrift von der Winkelmesse [1]). Ich bin einmal zu Mitternacht auferwacht, da fing der Teufel mit mir in meinem Herzen eine solche Disputation an (wie er mir denn gar manche Nacht bitter und saur gnug machen kann): Höret ihr's, Hochgelehrter, wisset ihr auch, daß ihr funfzehn Jahr lang habt fast alle Tage Winkelmessen gehalten: wie wenn ihr mit solcher Messe hättet eitel Abgötterei getrieben, und nicht Christus Leib und Blut, sondern eitel Brodt und Wein da angebetet und anzubeten andern fürgehalten? Ich antwort: Bin ich doch ein geweiheter Pfaff, habe Chresem und Weihe vom Bischof empfangen, dazu solchs alles aus Befehl und Gehorsam gethan; wie sollt ich denn nicht haben consecrirt, weil ich die Wort mit Ernst gesprochen und mit aller müglichen Andacht Messe gehalten, das weißest du fürwahr. Ja, sprach er, es ist wahr, aber die Türken und Heiden thun auch alles in ihren Kirchen auf Befehl und ernstlichem Gehorsam; die Pfaffen Jerabeam zu Dan und Bersebe thäten alles vielleicht mit größer Andacht, weder die rechten Priester zu Jerusalem: wie wenn deine Weihe, Chresem und consecriren auch unchristlich und falsch wäre, wie der Türken und Samariter" Da sei ihm der Schweiß ausgebrochen und das Herz habe ihm angefangen zu zittern und zu pochen; er habe ja nicht gerne einen solchen Haufen Greuel auf sich lassen, sondern seine Unschuld vertheidigen wollen und dem Bösen zugehört, was er für Ursachen hätte wider sein Weihen und Konsekriren, die denn darin bestanden: er habe dabei keine Zuversicht zum Erlöser gehabt, sondern ihn gefürchtet; er habe, statt nach Christi Befehl die Sakramente an die Gemeinde auszutheilen, allein dahingenommen, was dieser gehöre; er habe statt Christi Tod beim Abendmahl zu verkündigen, dem Volk zu predigen, mit sich selbst gewispelt; er habe ein Opfer aus Dem gemacht, was eine gemeine Speise sein solle; er habe, statt das Sakrament auszutheilen, um den Glauben der Gemeinde zu stärken und Christum zu loben, ein eigen Werk aus demselben gemacht und es Andern mitgetheilt und um Geld verkauft. So in die Enge getrieben, habe er denn in seiner Angst und Noth zum alten Harnisch gegriffen, den er im Papst-

1) Plochm. XXXI, 311 ff.

thume lernen anziehen und führen, und entgegnet, er habe seine Messen gehalten im Glauben und Meinung der Kirche; denn hätte er auch nicht recht geglaubt, so glaube und meine doch die Kirche recht, weshalb dann auch seine Messen und Weihe recht gewesen sein müssen. Allein sein Widersacher habe ihm erwidert, wo das geschrieben stehe, daß ein glaubloser Mensch auf der Kirche Glauben und Meinung wandeln möge u. s. f. Satan behielt für das Mal das letzte Wort und nichts beweist wol stärker, wie tief verstrickt er in dieser Zeit in das ganze Wesen der Schule, der Kirche, des Mönchthums war, als diese Gewissensbedenken darüber in späteren Jahren. Zugleich erblicken wir aber auch hier wieder eine Spur, daß sich schon jetzt, mitten in seiner Hingebung, Bedenken gegen sie in ihm regten, daß er nicht ohne inneren Zwiespalt eifriger Mönch und „Meßknecht" war. Er hätte sonst des „Harnischs" nicht bedurft, keiner Beschwichtigung durch Glauben und Meinung der Kirche.

Eben hieraus erklärt es sich dann weiter um so mehr, daß er sich, so groß seine Gläubigkeit, sein Eifer war, dennoch nimmer befriedigt fühlte. „Ich meinte, sagt er, daß ich dem Gesetz ein Gnüge damit thun wollte und mein Gewissen vor dem Stecken des Treibers befriedigen, daß ich täglich drei Heilge anrief und meinen Leib mit Fasten und Wachen abmattete; aber ich richtete nichts aus; je weiter ich auf diesen Wegen fortging, desto mehr wurde ich erschreckt, sogar, daß ich würde verzweifelt sein, wenn mich nicht Christus gnädiglich angesehen und mit Licht seines Evangelium erleuchtet hätte. Ich war sehr fromm im Kloster, und doch immer so traurig, weil ich meinte, Gott wäre mir nicht gnädig. Da hielt ich Messe und betete, und nach der Beichte, und wenn ich Messe gelesen hatte, konnte ich in meinem Herzen nimmer zufrieden sein, denn das Gewissen kann keinen rechten zuverlässigen Trost haben von den Werken. Bei meinem höchsten Eifer und Fleiß hatte ich doch keine Ruhe, weil alle die Tröstungen unkräftig waren, die ich aus meiner Gerechtigkeit und meinen Werken nahm. Funfzehn Jahr bin ich ein Mönch gewesen, habe täglich Messe gelesen, und den Psalter gebetet, daß ich ihn auch auswendig wußte; und doch in dem Allen niemal also gebetet, daß ich mit solchem Herzen oder Gedanken hätte können mein Gebet sprechen: Lieber Gott, ich weiß, daß dir mein Gebet,

im Namen und Glauben Christi, deines lieben Sohns, gesprochen, wohl gefället und gewißlich erhöret ist. Sondern also stunden meine Gedanken: Ich habe meinen Gehorsam des Ordens und der Kirche gehalten, meine Messe gelesen, meine Siebenzeit gesprochen; wußte nichts, wie ich mit Gott daran war, ob ihm solch mein Werk angenehm wäre. Nun bin ich der besten einer gewesen, der solches mit Ernst und Andacht gethan, und habe doch niemals ein Gebet recht können thun, und mit meinen Messen täglich Gott gelästert, daß ich wollte Gott seinen Sohn opfern, und durch solch mein Werk seine Gnade verdienen. Nie konnt ich's dahin bringen mit allen meinen Messen, beten, wachen, fasten, Keuschheit, daß ich hätte können sagen: nun bin ich gewiß, daß Gott mir gnädig sei, oder: nun hab ich's versucht und erfahren, daß mich mein Orden und strengs Leben geholfen hat und gen Himmel fördert [1])."

Wenn er sogar sagt, er wisse es an sich selbst, was es mit den Messen auf sich habe; er habe, wie heilig und andächtig er funfzehn Jahre durch sein Meßhalten Christum gelästert, nie gern Messe gehalten [2]): so scheint da ein Widerspruch mit anderen Aeußerungen obzuwalten, wonach er nicht zufrieden sein können, wenn er nicht täglich Messe gelesen. Doch konnte beides sehr wohl nebeneinander bestehen. Die genügende Erklärung liegt schon darin, daß er an die Verdienstlichkeit des Messelesens, überhaupt der Mönchswerke, glaubte und ihre Unkraft empfand, ohne zu wissen, was er erst später erkannte, daß „ein Herz unmöglich Friede haben kann, es vertraue denn Gott und nicht eignen Werken, es hebe an sich in Gottes Gnaden zu ergeben, wagen und trauen [3])." Seine Unruhe und Angst, seine Leidenschaft des Wollens und Strebens kam hinzu, und macht es sehr begreiflich, daß er sich häufig in einem gewissen Schwanken

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart, Nr. 168, S. 385. *Ericeus*, 176. Ausleg. d. Genesis zu Kap. 27, V. 38, Walch II, 467. Bruns a. a. O. 69. Verm. Predigten, Plochm. XVII, 139. Ausleg. d. 15. Kapitels des ersten Korintherbriefs zu V. 3—7, Walch VIII, 1183.

2) Verm. Predigten, Plochm. XIX, 39.

3) Grund und Ursach aller Artikel so durch die römische Bulle unrecht verdammt worden, Plochm. XXIV, 105.

befand, jetzt zuversichtlich, dann wieder verzagt und unsicher war. Und dies mußte zunehmen, sobald Staupitzens Einwirkungen verstärkt sich äußerten, was um diese Zeit geschah, wovon unten mehr.

Er hat übrigens auch den Grund seiner Nichtbefriedigung bei seinem Meßhalten sehr deutlich angegeben in der Schrift vom Mißbrauch der Messe. Indem sie ein Opfer aus der Messe gemacht, hätten sie die Liebe Gottes verdunkelt, der Herzen Sicherheit geschwächt, Jedermann ungewiß gemacht, ob sein Opfer Gott angenehm oder nicht. „Wer da opfert, der will Gott versühnen; wer aber Gott versühnen will, der hält ihn für zornig und ungnädig; und wer das thut, der versiehet sich zu ihm keiner Gnaden noch Barmherzigkeit, sondern fürcht sein Gericht und Urtheil. Wer aber zum Sakrament fruchtbar gehen soll, der muß gläuben, und gänzlich dafür halten, daß er ein gnädigen, gütigen Gott habe, und ihn aufs höheste liebe, daß er ihm freiwilliglich sein höhesten und theuresten Schatz gegeben hat; und ist nichts mehr und höher entgegen, und wider die Uebung und Frucht des Sakraments, als eben der Papisten Lehre, und diese schädliche Gewissen, daß Gott zornig und mit diesem Opfer zu versühnen sei, welcher, wenn er nicht so gütig und barmherzig wäre, hätt er nicht ein solchen reichen Schatz und theure Gaben ausgegossen und uns dargegeben. Dabei nimm abe, wie die Meßpfaffen uns mit ihrem Opfer in große Fährlichkeit geführt haben, daß wir unser Gut, das uns lebendig und selig macht, in das, welchs uns tödtet und verdammet, gekehrt und gewandt haben, Gewiß in Ungewiß, den Glauben in Zweifel gesetzt, und kurzum göttliche Lieb und Gnad in Zorn und Haß, den Vater für ein Feind halten, den Himmel mit der Höll, das oberste mit dem niedersten gemenget [1])."

Unter den Berechtigungen und Geschäften den Priesters war das Beichthören keins der geringsten. Nach dem 8. Kapitel der Ordenssatzungen sollte kein Priester vor Ablauf eines Jahrs nach seiner Weihe Weltlichen Beichte hören, ausgenommen in Sterbensnöthen, ja nicht einmal den Brüdern, außer in Nothfällen. Ob es ganz genau damit genommen wurde, steht dahin. Luther

1) Plochm. XXVIII, 78.

blieb aber auch noch länger als ein Jahr nach seiner Priesterweihe im Kloster zu Erfurt und hat dort, so viel steht fest, Beichte gehört, sei es nun während seines ersten Priesterjahrs oder nach Beendigung desselben. Wir dürfen es nicht außer Acht lassen, weil das Beichthören, ja schon der tägliche Umgang mit beichthörenden Mönchen, ein nicht unwichtiger Theil der Schule war, die er durchmachte und die ihn bildete. Es ist nicht zu verkennen, der Mönch, wenn er Priester war, sah und hörte hinter seinen Klostermauern durch das Seh- und Hörrohr des Beichtstuhls nicht wenig, ja selbst auch mehr vom wirklichen Leben, als die meisten von den in und mit der Welt Lebenden. Diese Kenntniß mußte eine einseitige bleiben, doch aber bot der Beichtstuhl Gelegenheit, die tiefsten Blicke in das menschliche Herz und das Getriebe der menschlichen Dinge zu thun, namentlich in die dunkleren Tiefen derselben, was gerade bei Luther gewiß von großer Bedeutung war, bei seinem Scharfblicke, seinem sittlichen Ernst, der ihn stets antrieb, der sittlichen Nichtigkeit, Schwäche und Verwerflichkeit im menschlichen Wesen und Thun nachzugehen, und sie trotz allem Tugendscheine, alles Rühmens davon und aller Selbstverblendung zu entdecken. In jedem Falle mußte ihm sein Beichthören fortan den Mangel unmittelbarer Erfahrung mehr oder minder ersetzen, Menschen- und Volks- und Weltkunde geben, Gelegenheit und Stoff zur Uebung des sittlichen Urtheils darbieten. Er erzählt in der Auslegung der Genesis einen merkwürdigen Beicht- und Gewissensfall, der, als er Beichtiger in Erfurt gewesen, einem seiner Brüder vorgekommen und sodann vor die juristischen und theologischen Doktoren gebracht war; ein Fall, ebenso geeignet Unerfahrne zu üben, als Erfahrung, Menschen- und Lebenskenntniß, christliche und sittliche Sicherheit zu bewähren; und Aehnliches mußte sich häufig ereignen [1]).

Wir haben Aeußerungen von ihm auch darüber, wiefern er Frauen Beichte gehört. Indem wir auf sie kommen, geben sie uns Veranlassung, einiges Bezügliche zur Sprache zu bringen, das hier am passendsten eingeschaltet wird.

Bekannt ist, wie die Deutschen von jeher die Frauen und

1) Zu Kap. 36, V. 20—30, Walch II, 1472 ff.

Recht und Würde der Frauen ehrten. Sie hoben sie dabei aus den natürlichen Verhältnissen nicht heraus, sondern wiesen ihnen eben zuerst und am vollkommensten von allen Nationen der Erde die Stelle an, welche die Natur in der Gesellschaft ihnen bestimmt hat. Hiermit und mit ihrem regen Familiensinne stand in Verbindung, daß sie gleichfalls von jeher einen so hohen Werth auf die Ehe und das eheliche Leben legten, daß sie so hart und lange gegen die Unnatur des Cölibats der Geistlichen sich sträubten, den sie nur nach dem heftigsten Widerstreben sich aufnöthigen ließen, so groß ihre Ehrfurcht vor der Kirche war, die ihn gebot, so tief sie sich hineinlebten in die religiöse Anschauung und Empfindung, welche die Grundlage sowol der Ansicht von der Verdienstlichkeit des ehelosen Lebens und von der Pflicht der Kleriker, demselben sich zu weihen, als des Kirchengebots dieser Entsagung war. Indeß hatte im Lauf der Jahrhunderte die mönchische Ansicht von den Frauen, dem ehelichen und ehelosen Leben mehr und mehr Boden gewonnen. Das Weib galt ihr zufolge als Urheberin der Sünde, als Mittel, dessen sich der Teufel zur Erreichung seiner Absichten bediene. Die Mönche meinten, daß man die Frauen auf jede Weise fliehen müsse, um den Verführungen zu entgehen, daß es hohe Tugenderweisung sei, auf die Frauenliebe und die Verhältnisse zum weiblichen Geschlecht zu verzichten; sie erblickten darin ein wesentliches Mittel, zur höchsten Frömmigkeit zu gelangen. Wir erinnern uns der Verbreitung dieser Mönchsansichten in den Umgebungen, in welchen Luther aufwuchs, wie man, als er ein Knabe war, den Ehestand für ein sündlich Wesen hielt und meinte, wer ein gottgefälliges Leben führen wolle, müsse Keuschheit geloben; sodann wie manchfach er in seiner Jugendzeit die weltlichen Stände heruntersetzen, den ehelosen geistlichen Stand preisen hörte und welchen Eindruck dies auf ihn machte. Je tiefer er sich in geistliche und mönchische Studien einließ, desto öfter wurde die Mönchsansicht ihm vorgehalten; begreiflich genug, wenn er sich desto mehr darin befestigte. Die Schrift wurde nach ihr gedeutet; nur eins ihrer vielen Zeichen war die herrschende Geringschätzung der Genesis; die Werke der Väter, die Mönchsbücher, die Legenden waren voll vom Lobe des ehelosen Standes, von Beschreibungen der Kämpfe, welche die Heiligen wider die Anfechtungen des Fleisches

bestanden, und vom Rühmen ihrer Siege in denselben. In gleichem Sinne sprachen sich die Scholastiker, und geringschätzig, oft bitter über die Frauen aus, wie es auch die Griechen und Römer gethan, die den letztern nur eine so untergeordnete Stellung anwiesen, ebenso wie sie, des germanischen Gemüths entbehrend, die Frauenliebe in der höheren Bedeutung, wo sie so viel mehr als sinnliches Wohlgefallen ist, nicht gekannt hatten. Die Kirche und noch mehr das Mönchthum hatte sich an dieser Seite der antik-heidnischen Ansicht zugekehrt und von der christlich-germanischen abgewendet. Sehr wohl kann die Beschäftigung mit den Alten auch an diesem Punkte die geistliche Ansicht bei Luther genährt, diese ihn mit den Römern und Griechen in seinen Jugendjahren noch einhelliger gemacht haben. Als späterhin das Evangelium und deutsches Wesen die Oberhand in ihm gewannen und ihn völlig durchdrangen, kehrte sich gleicherweise sein Eifer ebenso oft gegen die Alten wie gegen die Kirchenlehrer, Päpste und Mönche, wenn er wider Frauenverachtung redet und zürnt. So leitet er aus der herrschenden Scheu vor den Beschwerlichkeiten des ehelichen Lebens, aus epikurischer Gesinnung die Sprüche der Römer und Griechen ab: keine Stadt ohne Beschwerung, das ist ohne Weiber; ein Weib ein nothwendiges Uebel; besser ein Weib begraben als nehmen u. s. f. „Aber diese und dergleichen viel Klagen in der Heiden Schriften über die Frauen hat der Teufel wider das weibliche Geschlecht aus eitel Haß und Gift wider Gott und sein Werk ausgespeiet, damit er jedermann den ehelichen Stand und Gottes Wort verleide und es ärger mache." Ganz gegenscholastisch und mönchisch läßt er sich dann darüber aus, daß die Frauen, obwol von Gebrechen nicht frei, doch Gottes Geschöpf eben wie die Männer wären. „Ein Weib ist eine edle Kreatur Gottes, welche man nicht soll verachten, sondern ehren," u. s. f. [1]).

Es wäre indeß zu verwundern, wenn er, den die geistliche Ansicht eingenommen, als er noch außer dem Kloster lebte, sich innerhalb desselben nicht darin bestärkt, nicht auch sie bis zum

1) Gervinus I, 174. Raumer, Hohenstaufen, VI, 782 ff. Ausleg. der funfzehn Lieder im höheren Chor zu Ps. 128, V. 1, Walch IV, 2726 f. Ausleg. des Predigers Salomo zu Kap. 7, V. 27, Walch V, 2270 f.

Aeußersten in sich aufgenommen hätte, da er ein so übereifriger und eifernder Mönch war.

Wir erinnern uns Dessen, was aus der Regel Augustin's über das Ansehen von Frauen angeführt wurde. Nach dem 9. Kapitel der Ordenssatzungen war zu jeder Unterredung mit einem Frauenzimmer in oder außer dem Kloster die Erlaubniß des Priors erforderlich, der dieselbe nicht ertheilte, ohne einen Bruder zu bestimmen, dem Gespräche beizuwohnen. Wenn es die Umstände beim Terminiren erforderten, daß Brüder — deren stets nur zwei und zwei ausgesendet wurden — in den Dörfern einzeln gehen müßten, so sollten sie mit Frauen reden dürfen, falls die Noth es gebiete; doch länger bei ihnen zu verweilen und mit ihnen zu reden, sollte schlechterdings verboten sein. Diese und die weiteren ähnlichen vorsorglichen Bestimmungen, so wie die hinzugefügten Strafandrohungen waren darauf berechnet und mußten die Wirkung haben, vom weiblichen Umgange streng abzusondern und überhaupt die Mönchsansicht von den Frauen und den Geschlechtsverhältnissen zu befestigen. Allgemeine Vorschrift war es, daß die Geistlichen beim Beichthören mit niedergeschlagenen Augen sitzen und Niemanden, insbesondre die Frauen nicht ansehen sollten.

Auch in dieser Beziehung hielt sich Luther auf das strengste nach der Regel und that noch ein Uebriges. Er sagte Freunden, er hätte Frauenzimmer gar nicht ansehen mögen und seit er ins Kloster gegangen so zu reden kein Weib wieder gesehen noch gehört. „Ich wollte die Gesichter der Frauen nicht sehen, die bei mir beichteten. In Erfurt hab ich keiner, in Wittenberg nur dreien, einer Nonne niemals Beichte gehört [1])."

Er übertrieb auch in dieser Beziehung, weil die Mönchsansicht von den Frauen in äußerster Schärfe herrschend in ihm geworden war, weil er jede Veranlassung zum Erwachen der Geschlechtslust ängstlich glaubte meiden zu müssen, ängstlich der Regel gedenkend, wonach längeres Anschauen die Begierden reizen sollte, wonach es widerrathen, ob auch nicht verboten wurde,

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart, Nr. 168, S. 385. Tischreden, Walch XXII, 1256. *Ericeus* 93, 176. Wider den falschgenannten geistlichen Stand des Papsts, Ploch m. XXVIII, 199.

Frauen zu sehen. Den Ordenssatzungen zufolge war es dann aber wieder ein schweres Vergehen, die Blicke auf einem Frauenzimmer haften zu lassen. Die sinnlichen Triebe waren es, von welchen die Ordensleute am meisten oder auffälligsten geplagt wurden, bei welchen die Schwierigkeit, den Sieg davonzutragen, so wie die Unnatur der Mönchsgelübde am deutlichsten, grellsten hervortrat. Es gilt auch von ihm, wenn er sagt, „ein junger Gesell, der keusch lebet, überwindet seine Lust wohl, aber wahrlich nicht ohne Beschwerung, Mühe und Arbeit." Erfahrung, Menschenkunde, Kenntniß des Klerus, der Klöster seiner Zeit bezeugen Aeußerungen von ihm, worin er sich darüber ausläßt, wie doch die gewöhnlichen Ordensleute Keuschheit halten wollten, die vom heilgen Geiste und Glauben nichts wüßten, da sie mit großer Arbeit, Zwang, Kreuz und Kasteiung kaum zu halten sei, da selbst die hohen Geister genug damit zu schaffen hätten, die geistliche Sachen versucht; mit Händen sei es ja zu greifen, wie sie Keuschheit hielten, Mönche, Nonnen, Pfaffen, Alle, die der Keuschheit sich rühmten; nur Hurenhäuser wären aus so viel Stiftern und Klöstern geworden, denn Niemand könne sich enthalten, dem nicht die hohe Gabe der Keuschheit sonderlich gegeben sei, daß er sich enthalte um des Evangelii willen [1]).

Ueber die in den Klöstern und im Klerus verbreitete Sittenlosigkeit war schon seit unvordenklichen Zeiten Klage geführt. Am kostnitzer Koncile hatte Gerson laut gesagt, eine Tochter einkleiden lassen sei ebenso viel als sie zur Hure zu machen, hatte der Kardinal Zabarelli auf Beseitigung des Cölibats als des einzigen Mittels, der Liederlichkeit im Klerus zu steuern, gedrungen. Auch zu Basel war der Antrag nachdrücklich wiederholt, doch hatte man sich nur zu Beschlüssen wider den Konkubinat der Geistlichen vereinigt, die freilich durch sich selbst den Beweis liefern, wie groß und verbreitet das Uebel war. Aehnlich und noch stärker wie Gerson zu Konstanz hatte sich der General der Kamaldulenser, Traversari, zu Basel ausgesprochen. Allgemein wurde die Liederlichkeit im Klerus eben jetzt wieder im Volke und Volksschriftwesen beklagt, gerügt, verspottet.

1) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 8, V. 1, Walch I, 845. Von den geistlichen und Klostergelübden, Walch XIX, 1995, 2034.

Gerade die Beobachtung der in den Klöstern so häufigen Unkeuschheit bewog Luther sehr wahrscheinlich zu noch größrer Strenge. Ihm war die Gabe der Keuschheit gegeben. Auch die entschiedensten tadelsüchtigsten Gegner gestehen zu, daß sein Wandel durchaus rein geblieben sei im Mönchsstande, daß er das Keuschheitsgelübde nur durch sein Eintreten in den Ehestand gebrochen, sofern hierin ein Bruch desselben lag. Allein er hat auch nie ein Hehl daraus gemacht, daß er „als Mönch wider die Natur an die unreine Keuschheit außerhalb der Ehe gebunden [1])," auch die Anfechtung des Fleisches zu bekämpfen gehabt habe, und man sollte meinen, daß es in nicht geringem Maße bei ihm der Fall gewesen sein müßte, da er körperlich so vollkräftig und mit einer so gewaltigen Einbildungskraft begabt war. Es scheint auch aus so vielen Aeußerungen von ihm hervorzugehen, in welchen er sich über die Gewalt der Fleischeslust in den stärksten Ausdrücken rückhaltlos ausspricht. Allein es verhielt sich bei ihm in dieser Beziehung doch nicht ganz so, wie man wol vermuthen möchte.

In der Schrift von den geistlichen und Klostergelübden erörtert er die Verkehrtheit und Vergeblichkeit, welche darin liege, daß man den angehenden Ordensleuten ein Probejahr setze. Das ganze Leben sei ein Versuchsjahr. Es könne sehr wohl sein, daß Jemand ein Paar Jahre Keuschheit hielte, indem die Fleischeslust ruhe, und daß diese erst späterhin erwache. Da beginne dann die wahre Prüfzeit erst, nachdem die vor der Zeit nach dem Kalender gesetzte längst vorüber sei. „Ich habe es an mir selbst und vielen Andern erfahren, wie der Teufel so fein kann still sitzen und heimlich lauern im ersten Jahr, wenn einer Mönch wird, also daß sich dann Etliche dünken lassen, es sei nichts leichter als Keuschheit, aber der schalkhaftige böse Feind thut das Alles nur zu Versuchung Stricke zu legen den Gewissen [2])."

Dies bezieht sich freilich nur auf sein Novizenjahr, Andres und Aehnliches aber auf die nachfolgende Zeit. Er sagte Freunden, er habe in seinem Mönchsstande nicht viel Begier empfunden, obwol die Natur auch bei ihm ihre Rechte geltend gemacht. In den Predigten über das erste Buch Mosis bei der Geschichte

1) Ausl. d. 15 Lieder im höheren Chor zu Ps. 132, V. 16, Walch IV, 2953.
2) Walch XIX, 2020.

von Jakob und Rahel eifert er darüber, daß ein Spott daraus gemacht und gesagt sei, der Patriarch habe nichts gethan als gebuhlt und bei Frauen gelegen, daß man die Ehelosigkeit gepriesen, alle Welt getadelt und selbst bis über die Ohren in Unkeuschheit gesteckt habe. Wie er oft gepredigt thue er es auch hier, die mit falscher Lehre, daß es eine Schande sei, Weib oder Mann zu nehmen, gefangenen Gewissen zu erlösen. Es müsse je also zugehen, daß man Lust und Liebe zusammen habe. „Ohne Liebe ist es eitel Jammer und Noth; kömmt sonst noch Unglücks genug." Der heilge Geist zürne nicht, ob eine Metze — sein häufiger Ausdruck für Mädchen — einen Knaben lieb habe und daß sie ehelich würden. Er habe es gerne, daß auch die Heiligen der Schrift sich erzeigten wie andere Menschen, wodurch denn Die zum Schweigen gebracht würden, welche die Heiligen so hoch höben, als hätten sie keine natürliche Bewegung gefühlt. Darauf aber setzt er doch hinzu, „zwar wenn man's von mir schriebe, würde mich's wol verdrießen, daß man von mir lesen sollt, daß ich mit Metzen gebuhlet hätte," obwol Moses von dem Patriarchen, dem heiligen Manne, so etwas melde. Er spricht von Verliebten und Verliebtheit bisweilen, bemerkt z. B., jene wären thöricht und ließen sich bald dies bald das träumen, „wie der Poet sage," doch spricht er nicht so davon, als ob er da eigne Erfahrung hätte [1]). Die Erklärung davon, daß er „nicht viel Begier empfand," liegt nahe. Er wollte ein heiliger Mönch sein, wollte es mit ganzem Ernst, und die überspannteste Mönchsansicht von Frauen und Frauenliebe beherrschte ihn. Sodann haben wir eine Bemerkung von oben hier zu wiederholen. Es war nur das Natürliche, daß die Sinnlichkeit zurücktrat bei einer so übermäßigen Spannung der Seelenkräfte, so hochfliegenden Gedanken, so geistigen Beschäftigungen, Beunruhigungen und Schmerzen, wie die waren, die ihn während und noch immerfort nach seiner Novizenzeit gänzlich in Anspruch nahmen. In den nachfolgenden Jahren aber wurde er allmälig seiner jetzigen Stimmung, nicht aber der Unruhe ledig, sein Geist erhielt einen neuen Schwung, nur nach einer anderen Seite hin, er faßte

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart, Nr. 79, S. 583. Plochm. XXXIV, 140 f. Ausleg. d. Genesis zu Kap. 19, V. 13—33, Walch I, 1943.

stets größere Gesichtspunkte auf, immer größere Absehen, Anliegen und Bewegungen ergriffen ihn, hielten ihn fest, füllten auch sein Gemüthsbedürfniß aus.

Mit dem vollsten Rechte wird die edle Liebe des Jünglings und die Zeit ihres Erwachens gepriesen. Kaum läßt sich der mit ihr verknüpfte Gewinn für Geist und Gemüth, ja für die gesammte Entwickelung hoch genug anschlagen. Ihren Wahn, wenn Verstandeskalte so wollen, den aber die Natur herbeiführt und also will, ihre Lust und ihr süßes Leid hielt er sich fern durch einen andern viel schlimmeren Wahn, den, daß irdische Liebe sündlich sein sollte. Er deutet einmal auf die böse Frucht seiner Möncherei in dieser Beziehung hin, indem er in einer Predigt der Hauspostille sagt, „wie ihr wisset, ist der Ehestand unter dem Papstthum sehr verachtet, und allein die Jungfrauschaft gerühmet worden. Wie aber Gott die ehelosen Geistlichen wiederum bezahlt und gestraft habe, wissen wir zu guter Maaß, daß ihnen nicht allein Lust und Liebe zum Ehestand genommen, sondern auch die Liebe zu den Frauen schier ausgelöscht ist. Daß es groß Wunder ist, daß nicht längst der gottlose Sodomitische Haufe, in Stiften und Klöstern im Papstthum, allein dieser Sünde halben, welche aus Verachtung des ehelichen Lebens gefolget, mit höllischem Feuer angezündet, und in Abgrund der Höllen versenkt ist [1])." Daraus, daß er die mönchische Ansicht überwand, und aus seiner gemüthlichen Innigkeit erklärt es sich, daß die Frauenliebe, welche das Mönchthum im Keime bei ihm so gut wie erstickt hatte, noch in den Mannesjahren bei ihm erwachte; immerhin aber war ihm ihr Mangel in den Jugendjahren unersetzlich und von schweren Nachtheilen begleitet. Frauenumgang und Frauenliebe sänftigten seinen Sinn nicht, ihr Entbehren nährte jetzt den Grübelgeist bei ihm, wie die Ehelosigkeit ihn stets genährt hatte bei seinen scholastischen Lehrmeistern und den Mönchen.

Einigen, doch unsichern Nachrichten zufolge soll er auch schon als erfurter Mönch gepredigt haben. In jedem Falle geschah es zuerst nur im Reventer vor den Brüdern zur Uebung. Dies soll er einst in Wittenberg einem jungen Prediger, Anton Lauterbach,

1) Plochm. II, 11.

gesagt haben, der ihm seine Schwäche, seine Kanzelscheu klagte. „Ei, Lieber, es ist mir auch also gewest. Ich hab mich wol so sehr gefurcht vorm Predigtstuhl als ihr; noch mußt ich fort, wurd gezwungen." Und da habe er sich denn erstlich in Erfurt vor den Brüdern üben müssen. Er setzt indeß laut dieser Nachricht noch Etwas hinzu, woraus man fast nothwendig schließen muß, daß ein Vorgang in Wittenberg gemeint und Erfurt mit Wittenberg verwechselt ist. Der genau angegebenen Oertlichkeit eines anderweit berichteten Auftritts zufolge geschah es in Wittenberg, daß ihn Staupitz zum Predigen nöthigte. Indeß könnte es sein, daß er zu Uebungen auch schon zu Erfurt, sei es von Staupitz oder dem Konvente, genöthigt wäre, und daß der Zwang, den ihm Staupitz in Wittenberg anthat, auf sein dortiges erstes Predigen oder auch auf die Annahme einer Berufung zum Predigtamt sich bezöge, was mir jedoch unwahrscheinlich däucht. Seckendorf erzählt, er habe in Erfurt von Zeit zu Zeit kleine ländliche Ausflüge gemacht, Herz und Gemüth zu erquicken, und dann den Hirten gepredigt. Allein er bringt dies in unmittelbaren Zusammenhang mit der weitern Erzählung, daß Luther das Drechseln gelernt habe, was erst in Wittenberg viel später geschah, und mit jenem wittenberger Vorgange, wonach er einst in seine Zelle sich eingeschlossen und aus einem Ohnmachtschauer nur durch Musik erweckt werden können [1]).

Im Uebrigen ist es an sich weder unwahrscheinlich, daß er beim Terminiren gelegentlich in Dorfkirchen der Umgegend gepredigt, noch daß man ihn im Kloster zu Uebungen genöthigt, so wenig Gewicht auf das Predigen verhältnißmäßig gelegt wurde. Man überließ die Kanzel, welche die höhere Geistlichkeit nur selten betrat, am häufigsten den jüngeren und niederen Klerikern, unter den Mönchen in der Regel den Terminirern, worüber viel Klage war, die auch bei Luther nicht fehlt. „Die geistlichen Tyrannen verachteten das Predigtamt und hielten es geringe, so es doch das allerhöhist Amt ist, an dem alle andre hangen und folgen. Wem es auferlegt ist, der mag darnach auch taufen, Meß halten und alle Seesorge tragen, oder am predigen alleine

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Fol. Nr. 262, Consolatio D. M. Lutheri ad. A. Lauterb. de vocatione sua. *Seckend.* I, 21. Lingke, 12.

bleiben und taufen und andre Unteramt andern lassen; daran man aber siehet, daß unsre jetzige Bischoff und Geistlichen Götzen und nicht Bischoffe sind, denn sie lassen das höhist Amt des Worts, das ihr eigen sein sollt, den allergeringsten, nämlich Kapellan und Mönchen, Terminarien." Allein zu Opfermessen weiheten die Weihbischöfe, fragten nichts danach, wie und was man predigen solle und was den Leuten noth zu lernen, wären zufrieden, wenn die Novizen des Priesterthums kaum ein Requiem lesen könnten, ölten sie und ließen sie hinstreichen [1]).

Was die terminirenden Mönche predigten, ist schon aus den angeführten Aeußerungen Luther's über den Inhalt der Mönchspredigten zu entnehmen. Diese jungen Menschen, sagt Guttel in seinem Buche: Ein selig Neujahr, vom Jahr 1522, wären der Schrift unkundig gewesen, hätten vorgeschriebne Predigten von Fabeln vollgestopft gehalten, um dem Volke Käse, Butter u. dergl. abzulocken, und so das Reich der Störche über die Frösche dargestellt [2]). Daß Luther hieran Theil nahm, ist schon erwähnt, und man kann denken, daß seine ersten Predigten ähnlichen Inhalts wie die seiner Brüder waren. Wir haben darüber auch eigne Zeugnisse von ihm. „Im Papstthum hat man geprediget von dem Dienst der lieben Heiligen, daß man sich auf ihr Verdienst sollte verlassen. Und ich selbst hab also geglaubt und geprediget. St. Anna war mein Abgott und St. Thomas mein Apostel, da bauet ich auf festiglich. Sie nannten alle Stände weltlich und unnütz, und rühmten und preiseten allein ihre Platten und Kappen. Wir, sagten sie, sind die Geistlichen, wir beten für die andern: ihr Bürger, Bauern, Fürsten, Adel und alle Weltlichen könnet Gott nicht dienen. Darum gebet uns her Gold, Silber, eure Schlösser, Städte und Lande, so wollen wir Tag und Nacht für euch bitten, dieweil ihr den Acker bauet, Hausgesind und Unterthanen regieret. Also habe ich selbst auch gelehrt, da ich ein Mönch war [3])."

1) Daß eine christl. Gemeinde Recht und Macht habe alle Lehre zu urtheilen und Lehrer zu berufen, Plochm. XXII, 151. Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papsts, Plochm. XXIV, 365.

2) *Seckend.* I, 247.

3) Hauspostille, Plochm. I, 166. Ausleg. d. Genesis zu Kap. 37, V. 12—14, Walch II, 1577.

Aus diesen Aeußerungen möchte man schließen, daß er allerdings noch in Erfurt gepredigt, indem es scheint, daß Dergleichen in Wittenberg wol nicht mehr von ihm zu erwarten gewesen wäre. Wir werden indeß sehen.

Staupitzens fortgesetzte Einwirkungen.

In der Zeit nach seiner Priesterweihe treten die Folgen der fortgesetzten Einwirkungen Staupitzens in einer allmäligen Umgestaltung seiner religiösen Begriffe und Anschauungen und überhaupt seiner innern Zustände hervor. Genaues und Sicheres läßt sich weder hinsichtlich der Zeitpunkte, wo sie eintraten, noch der Reihefolge ermitteln, in welcher sie stattfanden. Gewiß ist nur, daß sie einen wesentlichen Einfluß auf seine Stimmung und Entwickelung geübt haben. Ueber ihre Beschaffenheit sind nur einzelne lückenhafte Nachrichten vorhanden. Allein wenn man diese mit einem sorgfältigen Hinblicke auf die Vorstellungen und Empfindungen in Erwägung zieht, auf welche seine Irrungen, Bedrängnisse und Selbstquälereien, sein Ringen und Streben und dessen Antriebe und Richtung zurückweisen, so läßt sich doch ein ziemlich deutliches Bild von ihnen gewinnen, bei welchem wenigstens für die Wahrheit und Richtigkeit der wesentlichen Züge genügende äußre und innre Bürgschaft nicht gebricht.

Es läßt sich nicht annehmen, daß Staupitz in den drei Jahren, wo Luther im Kloster zu Erfurt sich befand, häufiger dort gewesen wäre. So oft es aber der Fall war, unterredete sich Luther mit ihm, beichtete ihm, und man kann leicht denken, daß die Unterredungen bei zunehmender Vertrautheit anhaltender wurden, tiefer eingingen. Ohne Zweifel war ihr Ausgangspunkt Das, was Luther seine Sünde nannte, und bei ihm begannen am wahrscheinlichsten Staupitzens tiefere Einwirkungen. „Da ich ein Mönch war, erzählte Luther Freunden, schrieb ich Doktor Staupitzen oft, und einmal schrieb ich ihm: O meine Sünde, Sünde, Sünde! Da gab mir Staupitz diese Antwort: Du willt ohne Sünde sein, und hast doch keine rechte Sünde. Christus ist die Vergebung rechtschaffener Sünden, als, die Aeltern ermorden, öffentlich lästern, Gott verachten, die Ehe brechen u. s. w. Das

sind rechte Sünden. Du mußt ein Register haben, darin rechtschaffene Sünden stehen, soll Christus Dir helfen, mußt nicht mit solchem Humpelwerk und Puppensünden umgehen und aus einem jeglichen Bombart eine Sünde machen.“ Auch in einem Briefe an Spalatin vom 21. August 1544 erwähnt er dieser Verhandlungen. „So tröstete mich einst mein Staupitz in meiner Traurigkeit. Du willt ein erdichteter Sünder sein und einen erdichteten Christum zum Heiland haben. Du mußt in die Gedanken fassen, daß Christus ein wahrer Heiland ist und Du ein wahrer Sünder bist. Gott geht nicht mit erdichteten Dingen um, und scherzet nicht, indem er seinen Sohn sendet und für uns dahin gibt [1]).“

Staupitz suchte ihm also seine Vorstellungen von Christus als einem strengen Richter und vom ungnädigen Gott, so wie den Wahn auszureden, daß er es errreichen müsse, vollkommen rein zu werden, und daß jede sinnliche nur natürliche Regung, die unvermeidliche Unvollkommenheit, die er an sich wahrnahm, jede Uebereilung, jedes Vergessen eine Todsünde sei, wofür keine Vergebung zu finden. Da mußte es nun wol den tiefsten Eindruck bei ihm machen, wenn ihm Staupitz sagte, daß Gott so überaus gnädig, daß er gerade zu Rettung der so sehr sündigen und der Sünde nimmer durch eigne Mühe ledig werdenden Menschen das Theuerste nicht geschont, den Sohn geschenkt habe, der um die abgefallene Menschheit zurückzubringen und zu beseligen den göttlichen Liebeswillen zum seinigen gemacht und in den Tod gegangen sei. Wenn er sie nur in sich aufnehmen und beleben konnte, die Anschauung vom Erlöser als dem leuchtenden Abbilde der göttlichen Liebe zur Menschheit und der reinsten menschlichen Liebe zu Gott, diese Liebe in Allen entzündend und Alle in ihr einend: so war er von der unteren Stufe seiner beengenden, niederdrückenden und ängstenden alttestamentlich-katholischen Frömmigkeit auf die lichthelle Höhe der befreienden und freien, erquickenden und beseligenden evangelischen emporgehoben. Zu ihr neigte doch der tiefste Zug seines Innern, Liebe des Göttlichen, hin. Dem Zuge zu folgen hatte ihn nur die Lehre gehindert, die ihm geworden war und ihn mit Furcht erfüllt. Sobald

1) Tischreden, Walch XXII, 553. de Wette, V, 680.

die göttliche Liebe sich ihm offenbarte, mußte die Furcht weichen, mußten seine harten Vorstellungen von Gott und Christus verschwinden vor andern herzerfreuenden und tröstenden, denen bei seinem jetzigen Seelenzustande die meiste, ja völlige heilende Kraft inwohnte. Des Gefühls der Sündhaftigkeit hätte er sich nun einmal nicht zu entledigen gewußt. Er konnte von dem ebenso schmerzlichen als vergeblichen Kampfe dawider ablassen, es peinigte ihn nicht mehr, ja er konnte sich, wie es etwas später, doch noch im erfurter Kloster, namentlich an einem Weihnachtsfeste geschah, mit einer gewissen geistigen Wollust darein versenken, wenn er nur in die staupitzischen Begriffe sich einlebte. Je größer er sich dann seine Sünde dachte, desto größer erschien ihm die göttliche Gnade und die Liebe des Erlösers, und in der freudigen Beruhigung, welche er hieraus schöpfte, verlor sich die Unruhe, die ihm sein Sündbewußtsein erregte.

Wenn er sich Staupitzens Denkart nun auch nicht sogleich vollkommen aneignen konnte, so geschah es doch mehr und mehr, und wie tief Staupitzens Reden bei ihm sich einsenkten, geht wol am deutlichsten daraus hervor, daß er, was ihm gesagt wurde, so sehr in sein geistiges Eigenthum verwandelte, daß er es späterhin oft mit denselben Worten wiederum Andern mitzutheilen sich bemühte. So beginnt er eine Predigt der Hauspostille: „Unser lieber Herr Christus hat uns nicht eine falsche Gnade widerfahren lassen, die nur den Schein hätte; sondern gleich wie unsre Sünden recht große verdammliche und nicht gemalte Sünden sind, also ist's auch mit seiner Gnade eitel Ernst." Ganz ähnlich in einer der vermischten Predigten: „Gedenke in höchsten Nöthen, wenn dein Gewissen der begangenen Sünden eingedenk wird und erschrickt, daß du mit muthigem Herzen und starkem Glauben sagen könnest: Christus ist gegeben nicht für der Heiligen Gerechtigkeit noch für der Engel Unschuld, sondern für der armen Sünder Ungerechtigkeit. Wäre ich gerecht, so bedürfte ich Christi nicht. Warum willst du mich so verkehrter Weise zum Heiligen machen, du heilloser Satan, und eitel Gerechtigkeit von mir fordern, der ich doch gar nichts denn nur eitel Sünde habe. Dazu nicht erdichtete, sondern rechte, wahrhaftige; nicht schlechte und geringe, sondern große, grobe und überaus

schwere Sünden, als da ist, daß ich Gott nicht fürchte, ihm nicht glaube" u. s. f. [1]).

Sehr merkwürdig ist hier auch der schon erwähnte Brief an Spalatin, der ähnlichen Bedrängnissen anheimgefallen war und dem er nun ebenso zuredet, wie Staupitz vor siebenundzwanzig Jahren ihm gethan. „Es ist kein Wunder, ist nichts neues, schreibt er ihm, daß ein Mensch, der im Fleische lebet und von so vieler Teufel unzähligen feurigen Pfeilen umgeben ist, zuweilen verwundet oder auch zu Boden niedergefället wird. Jetzt hat Dir der Feind den Gedanken an Gottes Gnade und Barmherzigkeit im Herzen ertödtet. Du bist bisher ein zu zärtlicher Sünder gewesen, hast Dir nur gar geringe Sünden vorgeworfen. Geselle Dich zu uns, den wahrhaften, großen, argen Sündern, daß Du uns Christum nicht gering machest, der nicht ein Erretter ist von erdichteten und leichten, sondern von wahrhaften und großen, von den größesten, von allen Sünden. Das laß Dir nun wieder ins Gedächtniß zurückrufen von mir, der ich eben so wie Du jetzt versucht wurde, nun aber in Christo stark bin. Glaube der Schrift, daß Christus gekommen, damit er die Werke des Teufels zerstöre, deren eins solche Traurigkeit ist." Man hat sehr richtig bemerkt, aus der Vorstellung vom Herablassen Gottes zum sündigen Menschen, das den letztern heilige, der auch schon vor errungener Vollendung Gott nahen dürfe und ihm wohlgefällig sein könne, stamme die Heiterkeit Luther's bei der ernstesten Ueberzeugung vom menschlichen Verderben, das kindliche Zutrauen, womit er Gott sich darstelle und auch das Geringste und Schwächste ihm zu weihen wage und lehre zu wagen, wenn es nur aus aufrichtigem Herzen komme, sein vielfach mißverstandnes pecca fortiter, sed crede fortius, das wol keiner von den Reformirten je gesagt haben würde, das aber bei ihm gewiß das wahre Christenthum gewesen [2]). Wer sähe nicht sogleich, daß es sich bei ihm aus Staupitz's Einwirkungen entwickelte? Sollte das Wort nicht von ihm herrühren, worüber ich ungewiß bin, so hat er doch Aehnliches mehrfach

1) Plochm. IV, 341, 366; XIX, 218.

2) Der protest. Gottesdienst und die Kunst in ihren gegenwärtigen Verhältnissen aufgefaßt, St. Gallen, 1840.

gesagt, und jetzt schon war ihm der Gedanke, ja selbst der Ausdruck durch Staupitz nahe genug gelegt.

Allein dem Eifer des letztern, durch Mittheilung seiner theologischen Denkart dem Jünger aus seinen Irrungen herauszuhelfen, stand bei diesem eine ganze Reihe tief eingewurzelter Begriffe entgegen, deren Beseitigung ein längeres Bemühen erforderte.

Einst, noch ganz in seinen rohesten Vorstellungen vom zürnenden Gott, sagt er zu Staupitz: „Ei, lieber Herr Doktor, unser Herr Gott gehet ja so greulich mit den Leuten um, wer kann ihm dienen, wenn er also um sich schlägt?“ Er hatte da wieder „den Exempeln des göttlichen Zorns“ nachgedacht. Staupitz erwidert: „Lieber, lerne Gott anders ansehen: wenn er nicht so thäte, wie könnte er sonst die harten Köpfe dämpfen? Er muß den hohen Bäumen steuern, daß sie nicht in den Himmel wachsen. Gott schlägt, um gesund zu machen, und erlöst und errettet uns also, die wir sonst verloren gehen würden.“ Auch dieser Gedanke kehrt fast mit denselben Worten in Luther's Predigten und exegetischen Schriften zehn für ein Mal wieder. Nach vielen Jahren noch beschäftigten ihn Staupitz's Aeußerungen. Was er von diesem gehört, sagte er einst, daß Gott strenge Strafgerichte über die harten Köpfe verhänge, um die Seinen zu erretten, habe ihn 1530 zu Koburg gelehrt, den Anhang der zehn Gebote recht zu verstehen, in welchem Gebot Gott spreche, er sei ein eifriger Gott, der da heimsuche die Missethat an Kindern und Kindeskindern [1]).

Wir wissen, wenn seine Bedrängnisse aus seinen Vorstellungen von Gott als zürnendem Richter jeder Schuld herflossen, daß dies auf das Engste damit zusammenhing, daß er sich mit peinigenden Gedanken über die Prädestination quälte, sich nicht selten zur Verdammniß vorherbestimmt wähnte. Auch nach dieser Seite hin suchte Staupitz berichtigend und beruhigend einzuwirken. Einst klagt ihm Luther, wie ihm die hohe Anfechtung von der „Vorsehung“ über die Maßen hart zusetze und plage. Staupitz sagt ihm: „In den Wunden Christi wird die Vorsehung ver-

1) Tischreden, Walch XXII, 212 f. Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart, Nr. 148, S. 247.

standen und gefunden, sonst nirgend. Denn es steht geschrieben: den sollt ihr hören.“ Nicht durch Spekulation möge Luther Gottes unbegreifliches Wesen verstehen wollen. Das werde sich dereinst schon offenbaren. Gottes Wesen und Gesinnung könne der Mensch nicht ausdenken, Gott werde nicht begriffen und wolle auch nicht gefaßt sein außer Christo. „Die Ursach, weshalb Viele verdammt werden, ist die, daß sie nicht hören, was Christus vom Vater sagt. Dem, der von den Wunden Christi beginnt, weichen die Zweifel und Spekulationen von wegen der Vorsehung; wer in die letztern sich einläßt, vergißt, was Gott und Christus ist, erliegt unnützen Gedanken und meint, Gott sei nicht gerecht.“ Wer zu disputiren beginne und das Unbegreifliche mit eignem endlichen Verstande ergründen wolle, der verfalle nur in vergebliche Zweifel, in Gottvergessenheit und Lästerung. „Glaube nur fest dem Wort, in welchem sich Gott offenbart. Bilde dir Christum wohl ein, so ist die Vorsehung schon im Werk und bist allbereit versehen. Denn Gott hat's zuvor versehen und geordnet, daß sein Sohn leiden sollte, nicht um der Gerechten, sondern um der Sünder willen. Wer das glaubt, der soll das liebe Kind sein. Darum soll man in diesem Artikel also denken: Gott ist wahrhaftig und lügt und trügt nicht, das weiß ich; derselbige hat mir seinen eingebornen Sohn geschenkt mit allen seinen Gütern, hat mir gegeben die heil. Taufe, das Sakrament des wahren Leibs und Bluts seines lieben Sohns und allerlei Güter, zeitliche und ewige. Wenn ich also bedenke die großen unaussprechlichen Wohlthaten, die mir der himmlische Vater um Christi willen aus lauter Gnade und Barmherzigkeit gegeben hat, ohne alle meine Verdienste, gute Werke und Würdigkeit, wie sein Wort bezeuget, und bleibe dann dabei, so ist die Vorsehung lieblich und tröstlich und bleibet mir fest und beständig, sonderlich weil ich weiß, daß Gott selbst in seinem Wort und durch seine Diener mit mir redet, u. s. f. [1]).

„Ich bin schwer angefochten worden von Zweifeln wegen der Vorsehung, sagt Luther, was Gott mit mir machen würde. Endlich überwand ich aus Gottes Gnade solche Gedanken und

1) Spangenberg, Adelsspiegel, 87. Tischreden, Walch XXII, 489. *Rebenstock*, I, 45.

warf mich in Gottes offenbarten Willen. Höher können wir nicht aufsteigen. Sein verborgener Wille bleibt uns unerforschlich. Uns genügt sein Wille, in Christo offenbart. Thoren sind wir, statt dessen undurchdringliche Geheimnisse erforschen zu wollen, daher dann Viele den Hals brechen, indem sie auf jene unnützen Spekulationen sich einlassen [1])."

Aehnlich hat er sich häufig ausgesprochen, vor den Spekulationen über Gottes Wesen und Majestät gewarnt. Wir hörten oben schon Aeußerungen dieser Art von ihm. Staupitz's Einwirkungen sind dabei abermals nicht zu verkennen. Er sagt indeß auch ausdrücklich in dem angeführten Schreiben an den Grafen Albrecht von Mansfeld: „wo mir aus dieser Anfechtung Doktor Staupitz, oder vielmehr Gott durch Doktor Staupitz nicht herausgeholfen hätte, so wäre ich drinnen ersoffen und längst in der Helle." Auch in der Auslegung der Genesis spricht er davon, wie die Folge dieser Anfechtung Verzweiflung sei, die auch ihn ergriffen haben würde, wenn ihn Staupitz nicht gerettet hätte [2]).

Die angeführten Belehrungen des Generalvikars trafen in den Mittelpunkt seiner Bedrängnisse, enthielten eben Das, was er nur in sich aufzunehmen brauchte, um von seiner Unruhe frei zu werden, sofern diese aus seinem innern Zwiespalt hervorging, daß er von dem lebendigsten Bedürfniß der Erlösung und zugleich von den Vorstellungen der Kirche und Schule erfüllt war, die ihn darauf hinführten, durch eigne Werke eine vollkommene Lauterkeit und Gerechtigkeit erringen zu wollen, wodurch die Kraft und der Trost der Erlösung geschwächt, wo nicht diese ganz überflüssig werden mußte. Hundertfach klingt der Nachhall jener Belehrungen in seinen eignen Schriften wieder. „Weil du in Christo bist, magst du dem Teufel trotzen und sprechen: ob ich wol ein Sünder bin, so bin ich dennoch kein Sünder. Ein Sünder bin ich meiner selbst halben und außerhalb Christo, aber in meinem Herrn Jesu und außerhalb mir bin ich kein Sünder. Denn er hat mit seinem theuern Blute alle meine Sünden ausgetilgt, wie ich festiglich glaube, deß zu einem Wahrzeichen ich

1) *Rebenstock*, I, 46.

2) de Wette V, 513. Walch II, 263 (zu Kap. 26, V. 9).

auch getauft, durch Gottes Wort von meinen Sünden losgesprochen und mit dem Sakrament des wahren Leibes und Blutes meines lieben Herrn Jesu Christi gespeiset und getränket worden bin, als durch gewisse Gnadenzeichen, daß ich Vergebung der Sünden durch Christi Blut erlangt habe [1])." Allein es mußte ihm sehr schwer werden, sich diese Auffassung und Ueberzeugung zu eigen zu machen, schon weil er in den Sakramenten keine rechte Gnadenzeichen erblickte, sondern bei der Buße und Messe vor allen Dingen auf Selbstgerechtigkeit bedacht war.

Es klang unendlich tröstlich, wenn er von Staupitz hörte, daß Gott das Opfer Christi für die Sünder annehme und seine Gnade und Barmherzigkeit dadurch erweise. Aber Buße forderte Gott doch als Bedingung seiner Gnade, und die Buße begann nach den Schulbegriffen mit Zerknirschung und vollendete sich durch die Genugthuung der Werke, die Satisfaktionen, welche der Priester den Beichtenden als Bedingung der Absolution auferlegte. Wir hörten, welche Noth ihm die Reue, die Beichte, wie er sich die Bußwerke zu einer fast unerträglichen Last und Qual machte und wie sie dennoch seinem Gefühle nach unzulänglich blieben, Gott mit ihm zu versöhnen. Da trat denn Staupitz abermals vermittelnd ein. Schon Wessel hatte nur „derjenigen Trauer einen Werth beigelegt, die nicht blos aus Abscheu gegen die Sünde" — oder gar aus bloßer Furcht vor ihren Folgen, aus Empfindung derselben — „sondern aus Liebe gegen den beleidigten Gott" entspringt. Denn das Wohlgefallen Gottes ruhe nicht auf der Trauer, sondern auf der Liebe, daher, wer aus Liebe traure, Gott wohlgefällig sei, nicht weil er traure, sondern weil er es aus Liebe thue. So war der Schmerz, den Judas empfand, Gott nicht angenehm, weil er bei ihm aus der Selbstliebe, nicht aus der Liebe zu Gott als seiner Quelle hervorging. Wessel betrachtete daher die Zerknirschung gar nicht als wesentlichen Bestandtheil, sondern als Wirkung und Folge der Buße. Noch stärkere Zweifel erhob er gegen das Bekenntniß des Mundes, und als einzig würdige Frucht der Buße erschien ihm die volle Rückkehr zu Gott und diese als Genugthuung, indem er schloß, daß jene die göttliche Verzeihung zur Folge

1) Kurze Ausleg. des Jesaias zu Kap. 36, V. 9 f., Walch VI, 687.

habe, und nach dieser Verzeihung alle noch weiter auferlegte Bußwerke, d. h. Strafen, unstatthaft sein müßten [1]).

Ganz in ähnlichem Sinne belehrte nun Staupitz Luther, woran dieser ihn in einem Briefe aus dem Jahre 1518 erinnert, daß „das die rechte wahre Buße wäre, die an der Liebe der Gerechtigkeit und Gottes anfange, was aber die scholastischen, die Gewissen mit endlosen und unerträglichen Vorschriften beladenden Lehrer als Schluß und Vollendung der Buße darstellten, vielmehr ihr Anfang sei." Dies Wort habe ihm wie eine Stimme vom Himmel getönt, wunderbaren Trost in sein Herz ergossen, darin gehaftet wie der scharfe Pfeil eines Gewaltigen; und als er es dann mit den von der Buße handelnden Aussprüchen der Schrift verglichen und die schönste vollkommenste Uebereinstimmung gefunden, da sei ihm fortan nichts lieblicher und tröstlicher zu hören gewesen als das Wort Buße, das er zuvor (er hatte die Bußwerke darunter verstanden) nicht habe aussprechen hören können ohne Grauen, das ihm das härteste, schrecklichste Wort der Schrift gedäucht, denn trotz aller Anstrengungen habe er es nur zu einer falschen erzwungenen Liebe Gottes gebracht. „Also werden die Lehren Gottes uns lieblich, wenn wir sie nicht blos in Büchern, sondern in den Wunden unsers süßesten Erlösers zu lesen bekommen und erkennen [2])."

Wie sich bei der Buße Veranlassung für Staupitz zu Belehrungen und Tröstungen gefunden, so war es auch beim Sakrament der Fall. „Da ich ein junger Mensch war, erzählt Luther, begab sich's zu Erfurt am Tage Korporis Christi (Fronleichnam — also ein paar Monate nach der Priesterweihe oder auch das Jahr darauf) in der Procession, da ich auch mitging und ein Priesterkleid anhatte, daß ich vor dem Sakrament, das Doktor Staupitz trug, so hart erschrak, daß mir der Schweiß ausbrach und nicht anders zu Sinn war, als würd ich vergehen vor großer Angst. Nach der Procession beichtete und klagte ich's Staupitzen. Der sagte: ei, Eure Gedanken sind nicht Christus, denn Christus schreckt nicht, sondern tröstet nur. Dies Wort nahm ich mit Freuden an, und war mir sehr tröstlich [3])."

1) Ullmann, Reformatoren, II, 597 ff.
2) de Wette I, 116.
3) Tischreden, Walch XXII, 513 u. 724. Es steht da Eisleben statt

So tief waren die Eindrücke jener Zeit auch in dieser Beziehung bei ihm, daß ihn auch noch in späteren Jahren nicht selten ein Grauen vor dem Sakrament ankam. „Es ist mir oft begegnet, sagt er in einer Predigt der Kirchenpostille, daß ich mich davor gescheuet habe, und damit nur mehr davon getreten." Und da enthielt er sich denn wol eine Zeit lang des Abendmahls, weil er vor dem Genusse desselben erst ganz rein sein wollte. In einer Predigt der Hauspostille äußert er, vor sieben, also einst in seinen Mannesjahren, habe er gemeint, er wolle nicht eher zum Sakrament gehen, er wäre denn gar geschickt; „und solches hatte ich noch aus dem Papstthum [1])."

Es erhellt hieraus, was für ein Gefühl jenes Erschrecken gewesen sein muß, das ihm noch so lange nachhing. Zugleich werden wir dadurch auf die Erklärung hingeführt, die jedoch noch deutlicher in nachstehenden Aeußerungen enthalten ist: „im Papstthum ist's kein Wunder gewesen, daß man sich vor dem Sakrament gescheuet und entsetzet hat, sintemal man die Leute so beschweret hat. Denn da hat man dies liebliche, tröstliche Sakrament mit Gallen, Essig und Wermuth verderbet, und uns die Freude genommen, die wir vom Sakrament haben sollten. Denn also hat man uns gelehret, wir müssen so gar rein sein, daß auch nicht ein Stäublein täglicher Sünde in uns übrig bleibe, und so gar heilig, daß unser Herr Gott uns vor großer Heiligkeit kaum ansehen könnte. Solches konnte ich an mir nicht ersehen; darum erschrak ich vor dem Sakrament. Und solch Schrecken, so ich im Papstthum gelernet habe, und des ich gewohnet bin, hanget mir noch heutiges Tages an, so ich doch mit Fröhlichkeit dazu kommen sollte." Sie machten uns durch ihre Lehre „blöd und schüchtern, verkehrten das süße selige Sakrament zu einem schrecklichen und gefährlichen Handel, füllten uns mit Sorge und Furcht, ob wir auch rein und würdig genug wären, und da

Erfurt, was indeß nur auf einem Irrthume beruhen kann. Vielleicht trägt ein Druckfehler in der ersten Ausgabe die Schuld. Luther befand sich erst 1516 wieder einmal in Eisleben, traf dort mit Staupitz nicht zusammen und war in diesem Jahre kein junger Mensch mehr. Auch paßt das Ganze auf diese Zeit nicht.

1) Plochm. XI, 225; II, 221, 251.

Furcht und Verlangen nicht mit einander bestehen, so verhinderten sie uns, indem sie uns zu fördern meinten. Wir marterten und ängsteten uns, wie wir würdig zum Sakrament gingen. Man lehrte, sich bläuen mit vielen schweren Werken, fasten, beichten und sich so bereiten, daß man's brauchte alleine für ein Werk." Niemand sollte zum Sakrament gehen, er befinde sich denn gar rein; „solche Reinigkeit aber haben sie gestellt auf das beichten, reuen, fasten, beten, Almosen geben und dergleichen Werke, die man Werke der Buße hieß, welche die Prediger rühmeten. Im Papstthum, wenn ich zum Sakrament gehen wollte, hatte ich die Gedanken: wer nur eine einige Stunde nach der Beichte rein bleiben könnte, auf daß ich das Sakrament würdiglich empfahen möchte. Das kam daher, daß ich nicht wußte, was da heißt Vergebung der Sünde, noch verstand, warum Christus diesen Namen führet und ewig Vater heißt [1])."

Eben hierauf wies ihn Staupitz hin, indem er ihm sagte, Christus schrecke nicht, sondern tröste nur. Die Folge der gemeinen Lehre konnte nur die sein, daß die ihr Nachgehenden, wie es Luther in der Schrift vom Mißbrauch der Messe ausdrückt, nicht die durch Christus erworbene Vergebung der Sünden lauterlich umsonst suchten, sondern daß sie eine eigne neue Sündenvergebung durch ihr Opfer, ihre Werke, ein vermeintes Verdienst erwerben wollten, worin eine Unmöglichkeit, eine Unfrömmigkeit lag, welche er tief fühlte; und daß sie in solcher Weise zum Sakrament sich würdig zu machen suchten, daß nichts übrig bleibe, das zu vergeben sei, was nichts andres heiße, als das zur Vergebung der Sünden vergossene Blut Christ verspotten [2]), mit andern Worten, die Erlösung, nach welcher er aufs innigste sich sehnte, beseitigen, weil Das, was von der Sünde gelehrt wurde, das Gefühl der Mangelhaftigkeit und Hülfsbedürftigkeit bei ihm nicht zu ersticken vermochte. Damit, daß das Sakrament die rechtfertigende Gnade auch dann mittheilen sollte, wenn es ohne religiösen Sinn und Absicht vollzogen würde,

1) Hauspostille, Plochm. II, 245, 217; VI, 89. Verm. Predigten, Plochm. XVII, 70. Sermon vom Sakrament d. Leibes und Blutes Christi wider die Schwarmgeister, Plochm. XXIX, 343.

2) Walch XIX, 1370 f.

wußte er sich nicht zu beruhigen, indem er, auch gläubig und eifernd, doch nicht blindgläubig, der herrschenden Lehre sich nimmer hingab, wo sie seinem innersten religiösen Gefühle widersprach.

Staupitz nun führte ihn darauf hin, von dem Bemühen abzulassen, des Sündgefühls durch zu erringende Selbstgerechtigkeit ledig zu werden, zugleich aber darauf, sich dabei zu beruhigen, indem er ihn auf eine dem Frömmigkeitsgefühle genügende Ansicht hinleitete. Seine Belehrungen waren durchaus geeignet die ganze religiöse Anschauung seines Schülers, namentlich die Vorstellungen desselben von den Genugthuungen und ihrer Nothwendigkeit, zu erschüttern, und es ihm nahe zu legen, den Begriff der Frömmigkeit tiefer zu fassen und in einer innerlichen zu suchen, was er vergeblich in äußerlicher zu finden sich abmühete. Er brachte ihm Das zum Bewußtsein, was wir ihn schon aussprechen hörten, daß das Streben nach mönchischer Heiligkeit entweder zu einem falschen Tugendstolze oder zur Verzweiflung führe. Er sagte und wiederholte ihm, der das göttliche Gebot, wenn ihm Gott gnädig sein solle, so völlig meinte erfüllen zu müssen, sich doch bewußt blieb, es nicht zu können, und darüber fortwährend sich ängstete, „das Gesetz Gottes spricht zu den Menschen: es ist ein großer Berg, du sollt hinüber. So sagt denn das Fleisch und die Vermessenheit: ich will hinüber. Darauf spricht das Gewissen: du kannst nicht. So will ich's lassen, antwortet dann die Verzweiflung. Also machet das Gesetz, dem der Mensch doch einmal nicht genug thun kann, im Menschen entweder Vermessenheit oder Verzweiflung." Er stellte ihm sich selbst zum Beispiele vor. „Ich habe, pflegte er zu sagen, unserm Herr Gott mehr denn tausend Mal gelobt, ich wollte fromm werden, habe es aber nie gehalten, weiß auch, daß ich's nie halten werde. Darum will ich's mir nicht vornehmen, fromm zu sein, denn ich sehe wohl, ich kann's nicht halten, ich will nimmer lügen. Ich will nicht mehr gereden fromm zu sein, habe ja unsern Herrgott zu oft getäuscht, will ihn bitten um ein seligs Stündlein. Wo mir Gott nicht genädig sein will um Christi willen und ein seliges Stündlein verleihen, wenn ich von diesem Jammerthal scheiden soll, werde ich mit meinen Gelübden und guten Werken nicht bestehen können, sondern verloren sein müssen."

Luther erwähnt dieser Aeußerungen wiederholt, das eine Mal

mit dem Zusatze, „also ging mir's auch. Im Papstthume war mir's großer Ernst, daß ich wollte fromm sein. Aber wie lange währte es? Nur bis ich hatte Messe gehalten. Ueber eine Stunde war ich böser denn vorhin. Das währet so lange, bis daß einer es gar müde wird, und sagen muß: ich will das Frommsein, den Mose, das Gesetz an einen andern Ort setzen und mich halten zu einem andern Prediger, der da spricht, komm her zu mir, der du mühselig und beladen bist, ich will dich erquicken. Dieser Prediger lehrt nicht, daß du kannst Gott lieben, sondern sagt, wenn du es nicht thun kannst, wie du dennoch müssest fromm und selig werden." Ein anderes Mal sagte er, „indem Doktor Staupitz davon sprach, daß er nimmer fromm sein wolle in seinem Sinne, hätte Gott schon zu lange gelogen mit seiner menschlichen Frömmigkeit, die ihm doch nicht geholfen, meinte ich eine wunderherrliche Rede zu hören; er lehrte mich damit eine neue Kunst, daß eigne Frömmigkeit vor Gott nicht bestehe [1])."

Staupitz's Belehrungen und Fingerzeige gingen demnach darauf hin, seinen Schüler Gott als den erbarmenden, den Erlöser in seinem göttlichen Leben und aufopfernden Tode als Abglanz der Herrlichkeit des Vaters kennen zu lehren, woraus von selbst Hinkehr und Vertrauen zum Vater und zum Erlöser und Beruhigung folgen mußte. Die Form war der Glaube an Christi die göttliche Liebe beweisende Sendung, an Christi bei Gott für die Sünder genugthuenden Tod. Denn wenn nun auch dieser Glaube zu einem unablässigen Kampfe wider die Sünde antrieb und deren Bewußtsein nicht aufhob, so konnte doch dieses nicht bis zum Verzweifeln beunruhigen, war mit reichlichem Troste wie der Kampf von Anfang mit dem Bewußtsein verbunden, daß er zur Erlangung der göttlichen Gnade genüge. Wir können uns hier auf eine Bemerkung Luther's in der Auslegung des 51. Psalms (zu Vers 4) beziehen: es erhebe sich in den Herzen der Menschen ein stark Widersprechen gegen Gott und sein Wort, nach welchem Alle Sünder sind, indem sie von Natur nicht gern Sünder und ungerecht, sondern fromm und heilig sein wollten.

1) Tischreden, Walch XXII, 581, 583, 798. *Ericeus*, 225. Ausführl. Erkl. des Galaterbriefs zu Kap. 5, V. 17. Ausleg. des 6., 7. u. 8. Kapitels Johannis, zu Kap. 7, V. 37, Walch VIII, 2725; VII, 2321.

Da solle aber Jeder ja fest beim Bekenntniß der Sündhaftigkeit bleiben, denn das heiße, dem Arzt seine Gebrechen offenbaren, und folge die Frucht daraus, daß Gott dadurch gepreiset werde und sein göttlich Amt an dem Demüthigen beweise, nämlich daß er als der rechte Arzt das verwundete, kranke, schwache Herz und Gewissen desselben heile [1]).

Wir sahen schon aus Dem, was er jenem Berichte hinzufügt, daß er diese Begriffe Staupitzens ganz in sich aufgenommen; und ähnliche Zeichen, wie sie uns oben begegnet, daß es eben Staupitz gewesen war, der auf die Umbildung seiner Ansichten auch von dieser Seite eingewirkt hatte, treten auch hier wieder aus Aeußerungen von ihm hervor, in welchen er nicht blos Staupitz's Lehren, sondern, und wie es scheint ganz unbewußt, selbst den Ausdruck desselben wiederholt. So in einer Predigt der Hauspostille: „Im Papstthum hatte ich keine andre Gedanken, denn wie ich viel guter Werke thun möchte, meine Sünde zu büßen: denn ich wußte vom Evangelio und Glauben nichts überall. Aber nun mir Gott sein Evangelium geoffenbaret hat, habe ich viel andere Gedanken. Wenn daher kommt Pestilenz oder Tod, so spreche ich: Nur hinweg mit dem Diebe (meinem alten Adam) an den Galgen, ich werde doch nicht besser noch frömmer. Ich sage wol: Morgen will ich fromm werden; aber es wird nichts daraus, ich habe meinem lieben Gott wol hundert tausendmal gelogen; darum nur hinweg mit dem Fleisch, das nichts mehr denn sündigen kann. Ich aber tröste mich des, daß ich getauft bin auf den Mann, der da gesagt hat: Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig. Also spreche ich, und bitte Gott um Gnade, daß er mich wolle stärken, daß ich's glauben möge, und darauf fröhlich dahin fahren." Er hört einst von Jemand, der gebeichtet, sagen: ich will nicht mehr so beichten und lügen, denn ich verheiße stets mein Leben zu bessern und frömmer zu werden, und thue es doch nicht, werde also zum Lügner und Unmanne vor Gott. „Es will's nicht thun hie bei uns, fällt Luther ein, Mensch bleibt doch Mensch und Art lässet doch nicht von Art; darum laßt uns nur bitten, Gott

1) Walch V, 769.

wolle uns ein selig Stündlein bescheren, daß wir von hinnen scheiden [1])."

Staupitz scheint bei allen seinen Belehrungen nie darauf auch nur hingedeutet zu haben, daß sie mit der in der Kirche und Schule herkömmlichen in einem unauflöslichen Widerspruche standen. Er klärte den Jünger darüber nicht unmittelbar auf, er ließ es dabei bewenden, ihn ohne Bestreitung der Theologie der Schule auf seine Denkweise hinzuleiten. Allein für sie gewinnen hieß auch schon, aus der kirchlich-scholastischen heraushelfen und einen Gegensatz wider dieselbe begründen; und ebenso wie dies sein Bestreben war, ließ er auch die übereifrige Gesinnung Luther's nicht ohne Berücksichtigung. Es fehlt nicht ganz an Spuren davon, daß er auch sie zu mäßigen und den jungen Saulus auf eine unbefangenere Ansicht hinzuleiten bedacht war.

In der Schrift: Von den neuen Eckischen Bullen und Lügen erzählt Luther, er habe einst von Proles sagen hören, derselbe habe im erfurter Kloster das Bild Zachariä's, der mit der Rose am Baret gemalt sei, betrachtet und geäußert, o weh, ich wollt nit gern die Rosen mit den Ehren tragen! Ueber den Sinn seiner Aeußerung befragt, habe er erwidert, da Johann Huß zu Kostnitz öffentlich disputirt, sei ihm von Johann Zachariä der Spruch Ezech. 34, 11, 12: Siehe, ich will selber über die Hirten und nicht das Volk! vorgehalten; Huß habe vermeint, es stünde nicht drinnen: und nicht das Volk, Zachariä aber habe sich auf Hussens eigne Bibel berufen, die er in der Herberge desselben heimlich eingesehen, und als sie gebracht worden, hätten die Worte sich allerdings darin gefunden. Huß habe darauf gerufen, sie sei falsch, andre Bibeln hätten's so nicht, er habe das erste beste Exemplar mitgenommen; allein er sei überschrieen und durch eine falsche Bibel verdammt, worauf denn Zachariä als sein Ueberwinder die Rose erhalten.

Er erzählt dasselbe in der Nachschrift zu einigen Briefen Hussens, nennt hier Staupitz als Den, zu welchem Proles das Erwähnte gesprochen, und sagt, er habe es von Staupitz selbst gehört. Man sollte meinen, es wäre doch wol noch im erfurter Kloster geschehen, wo Zachariä's Grabstein eine nahe Veranlassung

1) Plochm. IV, 48. Walch XXII, 881.

dazu gab. Luther's befangener Eifer konnte Staupitz nicht entgehen, der vielleicht auch gehört, wie der erstre erschreckt Hussens Predigten zugeschlagen hatte, die ihm in die Hand gefallen waren. Möglich, daß ihm Luther die Sünde sogar gebeichtet, daß er darin gelesen. Auf der anderen Seite möchte man zu glauben geneigt werden, daß Staupitz's Aeußerungen doch einer späteren Zeit angehören dürften. Luther sagt weiter, man sehe aus dem Allen, daß Proles dafür gehalten, Hussen sei unrecht geschehen, und Zachariä zur Hölle gefahren, wo er seine Schändlichkeit nicht abgebüßt; „wie denn auch Staupitz dafür hielt, und ich desgleichen." Allein auch die eifrigste Gesinnung vertrug sich am Ende mit einem Verwerfungsurtheile über eine offenbare Unredlichkeit und Ungerechtigkeit, wogegen sich freilich ein solches Verwerfungsurtheil nicht vertrug mit dem Glauben an die kirchliche und päpstliche Unfehlbarkeit, an welcher es bei scharfem, folgerichtigem Denken irre machen mußte. Doch wie selten, wie spät pflegt es zu einem solchen zu kommen. Die Gegensätze sind oft lange nebeneinander vorhanden, ehe sie ins Bewußtsein treten, und es war eben bei Luther der Fall; wir werden es bei der Geschichte seiner Entwickelung in den nächsten Jahren noch immerfort wahrnehmen. Wie dem aber sei, der Vorgang wirft ein helles Licht auf Staupitz's freisinnige Denkweise, und man kann gewiß annehmen, daß er sie seinem Schüler einzuflößen suchte [1]).

Allein so wenig in dieser als in irgend einer andern Beziehung war der Erfolg seiner Einwirkungen auf Luther ein durchgreifender und rascher. Die Gründe, weshalb es nicht der Fall, waren mehrfach. Einmal lagen sie in Luther's Eigenthümlichkeit und in seinen jetzigen inneren Zuständen, die auch nach dieser Seite durch seine eignen Bekenntnisse am anschaulichsten werden. „Halt ja fest an dem Bilde von Christo, daran auch die lieben Engel im Himmel ihre Lust haben, wonach er kein Moses und Stockmeister, sondern ein Mittler und Versöhner ist. So können wir alle wol reden, diese Worte sind leicht; aber wenn es zum Treffen kommt; wenn der Teufel in der Anfechtung Christum uns vor den Augen verbirgt und das Wort der Gnade aus dem Herzen reißt, da erfahren wir, daß uns noch weit fehlet. Wer da

1) Plochm. XXIV, 24. Walch XVI, 2562 ff.

Christum als den freundlichsten Erlöser ansehen könnte, der hätte schon alles überwunden; aber nichts ist schwerer auf Erden, denn daß man's in der Anfechtung thun könne. Im Gewissen gehet es so zu; wenn Gott mit seiner Gnade kommt, Vergebung der Sünden und ewiges Leben lauter umsonst, durch Christum, verheißet, da wird die Gnade so groß, daß man denkt, es sei gar zu viel, und dürfen es uns nicht annehmen. Das kann man wol glauben, daß Gott gnädig und barmherzig sei; aber daß er uns so überaus wolle gnädig sein, das will schlecht nicht ins Herz; Jedermann denkt: Wenn ich so rein und fromm wäre wie die Jungfrau Maria, St. Peter, St. Paul, so wollte ich mich solcher Gnaden trösten und annehmen: aber ich bin ein Sünder, bin der Gnade nicht werth, sondern der Ungnade und des Zorns. Da schlägt denn der Teufel auch zu, der bläset die Sünde im Herzen dermaßen auf, daß du nichts kannst sehen, denn deine Unwürdigkeit und mußt also vor der großen überschwenglichen Gnade erschrecken. Es ist bald gesagt, Vergebung der Sünden, wie denn auch die ganze christliche Lehre leichte ist. Ja, wenn es mit Worten ausgerichtet wäre; aber wenn's zum Ernst und Treffen kommt, so weiß man nichts davon. Denn es ist ein groß Ding, daß ich mit dem Herzen soll fassen und glauben, mir sei all meine Sünde vergeben und daß ich durch solchen Glauben gerecht bin vor Gott. Ich habe es oftmals erfahren, und erfahre es noch täglich je länger je mehr, wie über die Maaßen es einem schwer wird, sonderlich wenn das Gewissen der Sünden Last, Schrecken des Todes und Gottes Zorn fühlet, daß es alsdenn gewiß glauben soll, Christus sei gegeben nicht für die, so da heilig, gerecht, würdig und Gottes Freunde sind; sondern für die, so gottlos, Sünder, unwürdig, und Gottes Feinde sind, die recht und billig verdient hätten Gottes Zorn, den ewigen Tod und Verdammniß. Darum sollen wir unsere Herzen mit diesen und dergleichen Sprüchen, der die Schrift voll ist, wohl rüsten und geschickt machen, auf daß wir dem Teufel, wenn er dermaleins kommt und uns anklaget (wie er denn allen Gottseligen pflegt zu thun), und spricht: Ei, du bist ein Sünder, darum bist du mein eigen und ein Kind der ewigen Verdammniß; daß wir alsdenn, spreche ich, ihm begegnen, und auf die Meinung antworten können: Ja, lieber Teufel, eben darum,

daß du mich für einen Sünder anklagest, und derohalben verdammen willst, will ich desto getroster glauben, ich sei heilig und gerecht, und werde gewiß selig werden. Was ich sage, das habe ich erfahren, denn ich kenne des Teufels List und behende tückische Griffe sehr wohl, davon einer ist, daß er uns nur ein Stück von Christo, nicht den ganzen Christum vorhält, als nämlich, daß er wohl zulässet, er sei Gottes Sohn, von der Jungfrauen Maria Mensch geboren: daß er aber sich selbst für unsere Sünde gegeben habe, da läßt er einen nicht zukommen, bricht es ab, und reißet es einem aus dem Herzen, flickt und setzet etwas fremdes hinan, das sich gar nicht zur Sache reimet, als nämlich: hält uns irgend ein Dräuwort Christi vor, damit er die Gottlosen schrecket: als ohngefährlich dies, Luc. 13, 3: Wo ihr nicht Buße thut, werdet ihr alle also umkommen und verderben. Beschmeist und vergiftet also das reine und gewisse Erkenntniß Christi mit seinem Gift, und machet, wenn wir gleich glauben, daß Christus unser Mittler und Heiland sei, daß er gleichwol in unsern Herzen für und für ein schrecklicher und grausamer Tyrann und Stockmeister bleibt. Werden also von dem Bösewicht betrogen, daß wir das allerfreundlichste und lieblichste Trostbild unsers Hohenpriesters und Sündenbüßers, Jesu Christi, allerdings verlieren, und fahren lassen, und vor ihm ja so furchtsam und schüchtern werden, als vor dem leidigen Teufel selbst[1]."

So machten es die Anfechtungen ihm schwer, die immer und immer wiederkehrenden, völlig und rasch in sich aufzunehmen, was Staupitz ihn lehrte; jene auf seine eigentlichste Art hinweisenden Anfechtungen, von welchen freilich, was nicht zu vergessen, „rohe Leute nichts wissen," vor denen aber „die rechten Christen erschrecken," die es immer zu viel däucht, „daß Gott um ihretwillen das thun soll," die da denken „was bin ich? Bin ich's doch nicht werth, daß Gott mir soll so gnädig sein[2]."

Hinzu kam dann, daß natürlicherweise Unruhen, Schmerzen, Seelenstürme, wie die seinigen, nicht rasch oder plötzlich gestillt

---

1) Ausführl. Erkl. des Galaterbriefs zu Kap. 1, V. 4, Walch VIII, 1620. Hauspostille, Plochm. IV, 309; V, 246. Verm. Predigten, Plochm. XIX, 23 f., 220, 225.

2) Hauspostille, Plochm. IV, 310.

werden können. „Die darin gewesen, wissen es, wie hoch vonnöthen es thut, daß man den Herzen gewissen und starken Trost einrede, damit sie zur Hoffnung der Gnade gebracht werden und des Zorns vergessen können. Oft kann ein ganzer Tag, ja wol ein ganzer Monat dazu nicht hinlänglich genug sein, sondern wie nach einer Krankheit lange Zeit über der Genesung hingeht, so wird auch den verwundeten Herzen nicht so bald und allein mit einem Wort geholfen. Ein recht erschrocknes Herz kann nur schwer wieder aufgerichtet werden. Ob wir gleich anheben zu glauben und zu beten, so lassen sich doch unsre Herzen abschrecken; die Größe der Dinge, darum wir bitten, macht uns Bedenken, auch die Höhe des, der erhören soll [1])."

Wir müssen weiter zur Erklärung der Thatsache, daß er die religiöse Denkart, in welcher seine Angst und Noth ein Ende finden mußte und worin er sogleich die willkommensten Tröstungen und Beruhigungen fand, so schwer und langsam sich aneignete, nicht blos die Macht früher Angewöhnung, sondern auch, und zwar in hohem Maße, seine eben hierbei abermals aufs deutlichste sich bekundende Art in Anschlag bringen, wonach ihm die religiösen Beziehungen eigentlichste Herzensangelegenheiten und Lebensfragen waren, daß er sie mit dem tiefsten Ernst erfaßte, womit denn aufs Engste zusammenhing, daß seine religiösen Begriffe und Ueberzeugungen mit seinem ganzen geistigen Wesen und Dasein verwuchsen. Darum hielt es so schwer, daß er eingewurzelte aufgab, neue erfaßte, auf Glauben, selbst von einem Staupitz, annahm, in sein geistiges Eigenthum verwandelte, sogar solche, die ihm seine Seelenqual linderten, die er, ob auch unbewußt, suchte, die Befriedigung seiner Sehnsucht, seines innigsten Bedürfnisses verhießen, denen die völligste Empfänglichkeit in seinem Innern entgegenkam, zu welchen ein so Wohlwollender und Geistesverwandter wie Staupitz, und dem er mit solchem Vertrauen sich hingab, ihm zu helfen so angelegentlich bemüht war. Denn das zeigt sich auch hier wieder, und wird sich aus dem Folgenden noch bestimmter ergeben, so schmiegsam, schüchtern und kindlich er an den väterlichen Freund

1) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 8, V. 21, zu Kap. 20, V. 11—13, zu Kap. 17, V. 19—21, Walch I, 866, 2029, 1674.

und verehrten Ordensobern sich anschloß, wo sein innres Leben, sein religiöses Gefühl, sein Glaubensbedürfniß in Frage kam, da genügte ihm Menschenansehen nicht, ließ er durch keine Ehrfurcht und Pietät sich bestimmen, ruhte er nicht, bis er in und durch sich selbst eine sichrere Bewährung gefunden. Dazu kommt, daß in Staupitzens und seiner Art doch auch keine völlige Uebereinstimmung bestand, wie denn gleicherweise die Theologie, welche er mit Staupitz's Hülfe sich aneignete, in ihrer weiteren Ausbildung wesentlich verschieden von der staupitzischen sich zeigt. Bezeichnend für die Theologie Beider und die mehr weibliche Natur des Einen, die mehr männliche des Andern ist es in der That schon, daß Staupitz den Nachdruck auf die Liebe, Luther ihn auf den Glauben legte.

Endlich ist nicht zu vergessen, daß Staupitz's Belehrungen keine anhaltende waren und größtentheils doch wol nur in Fingerzeigen bestanden, bei welchen es dem Schüler überlassen blieb, der gewiesenen Richtung nachzugehen. Er bedurfte der völligsten Gewißheit, die ihm durch Anregungen oder gelegentliche Bemerkungen nicht schon werden konnte, einer Gewißheit, zu welcher er nur durch die Wissenschaft, tiefste Ergründung, eigne und schwere Arbeit zu gelangen im Stande war, da er keine Seite der Sache ununtersucht zu lassen vermochte, jede Zweifelspur verfolgen mußte. Auch darum waren Staupitz's Reden ihm gar tröstlich, und drangen doch nicht, zum wenigsten nicht sogleich, bei ihm durch. Darum mochte er sagen, Staupitz habe ihn die neue Kunst gelehrt, daß eigne Frömmigkeit vor Gott nicht bestehe, während wir doch wahrnehmen, daß er sie desungeachtet erst selbst lernen mußte, wobei er dann aufs Schwerste gehemmt und beirrt wurde durch seine anhaltenden scholastischen Studien. Dies haben wir jetzt zu erörtern und wollen dazu durch noch eine Bemerkung hinüberleiten. Seine Bedrängnisse und Schmerzen hätten weder so groß noch so anhaltend sein können, wenn er die Lösung der Aufgabe fromm zu werden, die er sich gestellt, mit unbefangener Gläubigkeit unternommen, wenn die abweichenden Ansichten der Zeit ihn nicht berührt, jene Gläubigkeit gestört, es ihm nicht so schwer gemacht hätten, in mönchischer Heiligkeit Befriedigung zu finden. Als er hiernach mit allen Kräften noch rang, begannen Staupitz's Einwirkungen. Sie waren nicht stark

genug, ihn zu bestimmen, sogleich davon abzulassen, und nun war er von noch einer anderen Seite unsicher gemacht, das Alte und Neue gerieth in ihm in einen wühlenden Kampf, sein ganzes Innre in eine neue Gährung, ein bedeutendes Schwanken konnte nicht ausbleiben, Arbeit und Kampf erhielten eine veränderte Richtung, seine Bedrängnisse und Schmerzen mußten vermehrt und verschärft werden. Auch Staupitzens Begriffe gehörten zu den abweichenden, sie reizten und faßten ihn, gewaltig wie noch keine abweichende Richtung, er war durch sie mitten in die kreisenden Gegensätze der Zeit hineingerissen, ihr Widerstreit hatte jetzt ernstlich auch in ihm begonnen, es ging ohne Hitze, Gefährde und viel Verletzung dabei nicht ab und auch er mußte seinen guten Antheil davontragen. Wir erinnern uns seiner Aeußerungen, wonach aus der strengen Gesetzeinschärfung nur Verzweiflung oder Vermessenheit habe folgen können: im Grunde dieselbe Wahrnehmung des Geschichtschreibers unsrer poetischen Nationalliteratur, daß die düstere Stimmung, in welche die Schreckensmoral des zelotischen Christenthums des Mittelalters und die Lehre des alten Testaments den Sünder versetzt, nothwendig von Verzweiflung zu Vergessen und Leichtsinn und von diesen zu jener übergesprungen sei und an allem Gleichmaß des sittlichen Lebens gehindert habe, wie es noch heute in allen nichtgesitteten und ausgearteten Nationen der Fall [1]). Wenn nun diese Zeiten in der unsrigen jenen Sittenernst und jene Zucht und Scham gefestigt haben, die uns auch unter Aufklärung und Erleuchtung verhältnißmäßig weit minder als Andern verloren ging, und wenn wir jene sklavische Furcht vor einer despotischen Strafgeißel tilgten und die Sünde lieber einem Ideal menschlicher Würde als einem Strafkodex von Pfaffen gegenübersahen, wie die Alten thaten, die der menschlichen Schwächen menschlich spotteten und nur Todsünde oder Frevel als von den Göttern unversöhnlich verfolgt darstellten: so können wir hier abermals beobachten, wie tief und völlig Luther unser Nationalleben in sich durchlebte, um es wie kein Andrer zu bewegen und uns weiter zu führen. Schon in seiner Kindheit begründete die Schreckenslehre der Kirche jene düstre Stimmung in ihm und

1) Gervinus, II, 398.

steigerte sie dann so gewaltig, daß er sich der Welt entriß, um ihr zu entfliehen. Aber wie kein Andrer fiel er im Kloster der Verzweiflung anheim, weil ihn sein Sittenernst so wenig zum Vergessen und Leichtsinn als die tiefe Innerlichkeit seines religiösen Gefühls und seine Geistesschärfe zu Heiligkeitseinbildungen hinließ. Den Sittenernst schirmte und befestigte das Kloster in ihm. Die Verzweiflung trieb ihn zu einem Kraftanstrengen und Suchen, dessen Ergebniß bei ihm war, daß er die knechtische Furcht in sich selbst überwand und die Fähigkeiten sammelte, die ihn zum ersten Befreier der Nation von ihren Fesseln machten. Kein Andrer hatte sie und das Bedürfniß und die Sehnsucht, von ihr frei zu werden, so wie er empfunden, so wie er den Fluch ihrer Tyrannei kennen und verabscheuen gelernt, so wie er das Geheimniß ihrer Herrschaft und der Wege der Befreiung von dieser durchblickt. Eben im Kloster faßte und knechtete sie ihn erst recht, zu einer Zeit, wo ihre Tilgung in der Nation bereits angefangen worden, die Humanisten und die Volksschriftsteller diese Arbeit wetteifernd vor sich genommen hatten. Ihr Streben und ihre Richtung hatten ihn gefaßt, waren aber nicht stark genug zur Befreiung bei ihm gewesen, wie sie auch die Kraft nicht hatten, der Nation dazu zu helfen. Eben sie waren es, die ihn jetzt unbewußt sowol beirrten als förderten. Allein das eigentliche Befreiungswerk sollte bei ihm von einer ganz andern Richtung, wie das Würksamere zur Befreiung der Nation nicht vom Humanism und Volksschriftwesen, sondern von ihm, Luther, und der durch ihn erregten und getragnen religiösen Idee, Bewegung und Erneuerung ausgehen.

Gegenwirkungen aus der Scholastik.

Staupitz's Einwirkungen auf Luther liefen darin zusammen, daß er ihm die Fülle der göttlichen Gnade zu erschließen suchte, die sich in Christi Sendung und Hingebung in den Tod offenbart habe und nur erkannt und geglaubt werden dürfe, um den Sinn des Gläubigen zu erneuen und mit Liebe Gottes und Beruhigung über die Sünde zu erfüllen, die da ohne alles menschliche Verdienst um Christi willen vergeben sei. Die Geistes-

und Gemüthsbedürfnisse Luther's bezogen sich auf die völlige Erkenntniß dieser göttlichen Gnadenfülle, völlige Aneignung dieser Begriffe Staupitzens. Mußten seine Beunruhigungen mit ihr aufhören, so war schon aus dem Bisherigen zu erkennen, wie sehr sie ihm durch die Gegenwirkungen erschwert wurden, die sich dawider aus den Lehren der Schule erhoben, in welche seine erneuerte Beschäftigung mit der Scholastik ihn gleichzeitig noch tiefer verwickelte. Es ist jetzt indeß noch Einiges über diese Gegenwirkungen hinzuzufügen, um sie und ihre Ergebnisse desto deutlicher und vollständiger zu überblicken.

Die großen systematischen Werke der Scholastiker gingen überhaupt vom ethischen Standpunkte der Anordnung aus, faßten aber das Ethische nahezu nur in der Form kirchlicher Werkheiligkeit auf und ließen unleugbar die innre Bewegung und Entwickelung des religiös-sittlichen Lebens fast unbeachtet, wodurch sie eben seit dem 12. Jahrhundert den Gegensatz des Mysticism hervorgelockt hatten, wie dies neuerdings noch von Ritter lichtvoll auseinandergesetzt ist [1]). Es läßt sich leicht bei allen Hauptpunkten ihres Systems zeigen und wird sich auch uns schon ergeben, indem wir mehre derselben und zwar der wesentlichsten auf unserm Wege in Betracht ziehen müssen. Es ist schon darauf hingedeutet, vielleicht ist aber dennoch die ausdrückliche Bitte nicht überflüssig, daß man weder eine abgerundete Darstellung noch eine Kritik der Lehre der Kirche und Schule, oder auch eine Beurtheilung des Verhältnisses der Auffassung Luther's zu ihr oder gar zu den Ergebnissen ihrer fortgeschrittenen Entwickelung erwarten oder fordern wolle. Es kommt bei seiner Lebensgeschichte lediglich auf die Eindrücke an, welche die Lehre, wie sie ihm zugeführt wurde, was nicht nach der vergeistigenden Symbolik eines Möhler geschah, und nach der Bestimmtheit seiner Empfänglichkeit und Bildungsstufe auf ihn machte.

Wenn Staupitz seinem Jünger sagte, er möchte sich nicht aus jedem Humpelwerk eine Sünde machen und der göttlichen Barmherzigkeit trauen, so bestärkten ihn die Scholastiker wieder darin durch ihre Lehre von der Sünde und Buße, worin eben Humpelwerk zu Todsünden gemacht wurde und zuletzt Alles auf

1) Gesch. d. Philosophie, Band VII, Kap. 6.

Genugthuungen, ein Vertrauen auf eignes Verdienst hinauslief, wodurch der völlige Glaube an die Barmherzigkeit Gottes ausgeschlossen wurde, „von welchem des Papsts Schüler gar nichts lehrten, der doch das vornehmste Stück der Buße ist und die Vergebung der Sünden allein ergreifet [1])." Stellte ihm Staupitz den gnädigen Gott vor Augen, so verwischten die Scholastiker das freundliche Bild stets wieder bei ihm durch das eines mit Fegfeuer und Höllenstrafen drohenden strengen Richters, der eine Gesetzerfüllung forderte, wie er sie nicht leisten zu können sich bewußt blieb. Staupitz suchte ihn vor Allem durch den freudigen Eindruck der Erlösung aufzurichten, indem er ihn hinwies auf Christum, der durch sein Opfer Gott versöhnt habe, das vom Erbarmenden angenommen sei, der von den Menschen zu ihrer Rechtfertigung vor ihm nur fordere, daß sie Christo, dem göttlichen Worte und der Verheißung der Gnade sich ganz hingäben, daß sie glaubten in dem Sinne, in welchem der Glaube, aus herzlichem Verlangen nach Gott und dessen Gnade hervorgehend, zuversichtliches Vertrauen zu Gott und freudige Erwartung der Begnadigung bedeutet und ein ernstliches Streben nach Heiligung zur Folge hat. Die Scholastiker machten ihn dann aber wieder irre. Einmal indem „sie sich auf unumschränkte Spekulationen der Gottheit Christi legten und die Menschheit Christi liegen ließen," so daß „keine Seele vor der Größe seiner Macht, Majestät und Weisheit bestehen konnte." Die Bedeutung liegt vor Augen, welche die scholastischen Lehren über die Naturen des Gottmenschen bei seiner aus seiner Kindheit herstammenden und so tief haftenden Vorstellung vom Erlöser und eben jetzt für ihn haben mußten, wo es sich bei ihm so dringend darum handelte, aus der Entzweiung zur Versöhnung zu gelangen. Er habe sich elendiglich mit jenen Spekulationen zermartert, sagt er, und sei darüber in die größte Gefahr gerathen. Wer heilsam von Gott spekuliren wolle, möge Alles außer der Menschheit Christi hinansetzen, sich diese zum lebendigsten Bewußtsein bringen und sodann weiter gehen und denken: siehe, dies und das thut er nicht nach seinem, sondern nach Gottes seines Vaters Willen: dann werde ihm der Wille des Vaters,

1) Ausleg. d. Hoseas zu Kap. 14, V. 3, Walch VI, 1996.

den er in der Menschheit Christi zeige, als der allerlieblichste zu gefallen anfangen, denn in diesem Willen könne der Vater sicher und getrost gefaßt werden, der da wolle, daß man durch keinen andern Weg zu ihm komme, ihn erkenne und liebe. Diesen Weg aber hätten die Scholastiker nicht gewußt und ihn auch sich selbst durch ihre wahnhaften Spekulationen versperrt, durch welche sie die Menschheit von der Gottheit Christi geschieden und ausgeschlossen, ihn aber in ihren Irrthum geleitet, so daß er ein Doktor wie sie gewesen sei [1]). Ebenso schwere Irrungen bereitete ihm sodann die scholastische Lehre von anderen Seiten, deren wir uns hier erinnern müssen. Die Menschwerdung Christi erschien in ihr als eine Nothwendigkeit, die aus dem Schaden, den die Sünde angerichtet, und aus der göttlichen Gerechtigkeit, welche ein Aequivalent dafür fordre, hergeleitet wurde. Diese Erlösungstheorie bot eine Seite dar, von welcher sie, wie wir noch hören werden, tröstend und beruhigend auf ihn einzuwirken geeignet sein mochte. Jetzt aber hielt sie ihm nach der Stufe und Art seiner Erkenntniß und Auffassung nur ein grausenhaftes Bild der göttlichen Gerechtigkeit vor Augen. Weiter spielte die Lehre von den überflüssigen Verdiensten in sie hinein, den mehren als zur Rechtfertigung erforderlichen. Die Heiligen, die Ordensleute sollten sich dergleichen erworben haben und erwerben und dann Andern davon mittheilen können. Vor allen aber sollte sich nach Thomas' Lehre Christus durch sein Leiden und Sterben ein überflüssiges Verdienst erworben, doch nur für die Erbsünde der göttlichen Gerechtigkeit Genugthuung geleistet haben, die durch die Taufe dem Menschen zu Theil werde, der aber für seine nachherigen Sünden selbst Genugthuung durch Bußwerke leisten müsse. Auch die Scholastiker lehrten, daß der Glaube Bedingung der Rechtfertigung sei. Allein er sollte dazu doch keineswegs hinreichen und konnte es nach ihrem Begriffe nicht. Er war ihnen lediglich eine mit innerer Zustimmung verbundene geschichtliche Erkenntniß der Wahrheit des göttlichen Worts, insbesondre der im apostolischen Bekenntniß enthaltenen Wahrheiten,

1) Sermon über den Spruch Johannis Kap. 6, V. 37—40 (vom J. 1518), Walch VII, 2569. Ausleg. des 6., 7. und 8. Kapitels Johannis, zu Kap. 6, V. 47, Walch VII, 2049.

oder aber Vertrauen auf die Kirche, die da im Namen Gottes die Sünde vergebe und das ewige Leben verheiße. Augustin hatte Glauben, Hoffnung und Liebe als Tugenden des Christen von den blos menschlichen Tugenden unterschieden. Man nannte sie die theologischen, baute darauf fort, und rechnete das zuversichtliche Vertrauen zu Gott und die freudige Erwartung der Seligkeit als Folge des Glaubens zur theologischen Tugend der Hoffnung; durch die Liebe, die sich durch Liebeswerke zu erweisen habe, erhielt er dann seine Vollendung, da er für sich freilich, als bloße historische mit Beifall verbundene Erkenntniß der christlichen Wahrheit, als Bewußtsein der kirchlichen Versöhnungs- und Beseligungsmacht, zur Erlangung der Gnade und Seligkeit nicht hinreichen konnte, zumal dazu abermals auch Genugthuungen erforderlich sein sollten und folgerichtig in der That nöthig waren, weil man ihn nicht als innerlich umgestaltendes, das ganze Gemüth ergreifendes Lebensprinzip gefaßt hatte. Die „Hoffnung" war es, wonach Luther schmerzlich sehnte und rang, und sie sollte nun „herkommen aus den Verdiensten, darunter sie die Werke verstehen [1])." Daher die Bethörung der Werkheiligen, sagt er, und er spricht nicht selten davon; unzählige Angst und Marter der Gewissen sei durch den Irrthum verursacht. Volle Wahrheit lag darin, wenn er „dies Stück, die Genugthuung, den Anfang und Ursprung, Thür und Eingang zu allen Greueln im Papstthum" nannte [2]). Wir müssen immer deutlicher erkennen, „dies Stück" war es, das ihm am meisten zu schaffen machte, ihn am meisten hinderte, die staupitzischen Begriffe sich rasch anzueignen.

Staupitz hatte die strengere augustinisch-pauliniſche Lehre von der Erbsünde und der Verderbniß der menschlichen Natur und von der Unkraft des Gesetzes, von der Sünde und deren Strafe zu erlösen, sich zu eigen gemacht. Daher, daß er zu Luther gesagt, das Gesetz sage zu dem Menschen, es ist ein großer Berg, du sollst hinüber u. s. f. Auch dies konnte Luther nicht leicht fassen, da auch hier die Lehre der Scholastiker hindernd im Wege stand, die sich dabei von dem Gesichtspunkte, die freie

1) Ausleg. der 22 ersten Psalmen, zu Ps. 5, V. 12, Walch IV, 563.
2) Wider Hans Wurst, Plochm. XXVI, 17.

sittliche Seite des Christenthums zur Anerkennung zu bringen, hatten leiten lassen, zuletzt aber doch die echte Sittlichkeit abschwächten und das religiöse Moment in den Hintergrund drängten. Luther kommt selbst unzählige Mal darauf. Wenn sie die Erlangung der Gnade wenigstens zum großen Theil von Verdiensten des Menschen, von der Gesetzerfüllung, von guten Werken abhängig machten, so konnte dies nur geschehen, indem sie ein großes Gewicht auf die menschliche Einsicht und Willensfreiheit legten. „Damit die zehn Gebote nebst dem Gebot, Gott über Alles und den Nächsten als sich selbst zu lieben, desto fleißiger gehalten würden, sagt er, lehrten sie, der Mensch könne das wohl thun, denn er habe das von Gott eingegebene natürliche Licht der Vernunft, daß er verstehe, was er thun und lassen solle, habe dazu die Willensfreiheit und Kraft, sich dazu zu entschließen und es zu thun, wogegen denn Gott seine Gnade ertheilen werde. Und weil sie fühlten, daß das doch noch nicht hülfe, lehrten sie, daß man der Ungnade noch gewisser entrinne durch Kasteiungen, Ordensgelübde u. s. f. Ja sie lehrten, daß ein Mensch wol aus eignen Kräften die Gebote Gottes ohne die göttliche Gnade halten könne, die dem Menschen unfehlbar zu Theil werde, wenn er nur thue so viel an ihm sei. Wie mein Meister Okkam schreibt, es sei nirgend in der Schrift gegründet, daß eine sonderliche Gnade oder Gabe noth sei, zu erfüllen Gottes Gebot, und brüsteten sich mit dem Spruche St. Hieronymi: wer da sagt, daß Gott unmögliche Gebote gegeben habe, der sei verflucht. Das waren nun anfangs gar tröstliche Lehren; sie machten, daß man sich auf die eigne Vernunft und Willenskraft verließ, die Sünde und gottlos Wesen, worin man sich befand, nicht sah, nicht empfand, von der Erbsünde nichts wußte; sie erfüllten mit der Einbildung, um des Gehorsams gegen seine Gebote, oder gar um des Uebergehorsams durch Mönchswerke u. dergl. müsse Gott seine Gnade geben. Wie mit einer Heertrommel erweckten sie die Leute mit dieser Lehre zu fasten, kasteien, wallfahrten und dergleichen.“ Auch bei ihm wirkte sie, obwol sie in schweren Anfechtungen und Todesnöthen sich als vergeblich erwies, „wo es nicht hilft, die Sünde gering achten[1]).“

1) Kirchenpostille, Walch XI, 1110, 2278. Kleine Antwort auf Herzog Georgens nächstes Buch, Walch XIX, 2324. Ausleg. der Genesis zu Kap. 8, V. 21; zu Kap. 27, V. 38; zu Kap. 42, V. 29—34, Walch I, 876, II, 467, 2235. Ausleg. des 51. Psalms, zu V. 1, Walch V, 727.

Nun hätte er eben des Glaubens bedurft, daß Gottes Gnade noch größer sei als die menschliche Schuld. Da aber machte die scholastische Lehre die Erbsünde gering, und indem sie „die Sünde zu einem geringen Dinge machte,“ verringerte sie auch die in der Sendung Christi sich offenbarende göttliche Liebe, deren Größe zu erkennen Staupitz ihn anleitete. Indem ihr zufolge die Erbsünde in der Taufe hinweggenommen sein und nur ein kleiner Zunder, eine Schwachheit des Fleisches, eine Neigung zum Sündigen zurückgeblieben sein sollte, hinderte sie ihn „zu verstehen, was Gnade, Vergebung der Sünde, heiliger Geist, Gott und alle Dinge sei.“ Aus dem sich daran schließenden Lehrsatze, daß der Mensch aus natürlichen Kräften, wenn er thue, was an ihm sei, Gottes Gebot halten und erfüllen könne, folgte, daß sie „zwar mit Worten“ die Erlösung und deren Kraft anerkannten, aber „im Grunde der Wahrheit“ lehrten, daß Christus weder gerecht noch selig machen könne, was sie den eignen Werken und Gottesdiensten zuschrieben; daß sie „die Sünde leugneten, welche von Gott durch sein Wort offenbart ist, und auch nicht einräumen wollten, daß Gott allein gerecht sei, der uns für Sünder hält und urtheilt;“ daß wir „der Gnad Gottes unserthalb nicht bedürfen, weil wir die Werk aus eigner Kraft thun können, und weiter, daß Gott den Himmel mit großem Unrecht den Menschen verschlossen hat und die Hölle bereitet.“ Das erschien dann als ein „muthwilliger Auffatz,“ Gott als ungerecht, weil er die Menschen „aus frevelichem Muthwillen,“ ohne ihre Schuld verdamme. Denn „wie kannst du Dem von Herzen hold sein, der ohne alle Ursach unnöthige, überflüssige und unmögliche Dinge von dir fordert? Also müssen wir gläuben (nach ihrer Lehre), daß Christus solcher Lust und Muthwillens halben, nicht daß wir's bedurft hätten, gekreuzigt sei. Und kurzumb, Alles, was Christus ist, und in ihm uns gegeben ist, das ist (wenn du uns und unser natürliche Kräfte ansiehest) unnöthig, umbsonst und ver-

gebens geschehen; so du aber Gottes Auffatz ansiehest, so ist's von nöthen gewest [1])."

Das waren die Gedanken, welche die Scholastik in ihm anregte, die ihn dann weiter antrieb, den Strafgerichten Gottes nachzusinnen, ihn über das Bedenken nicht hinwegkommen ließ, warum doch Gott so greulich mit den Leuten umgehe, ihn durch Zweifel an seiner Vorsehung ängstete, ihn späterhin veranlaßte zu sagen, „es wurde so gehalten und gelehrt, daß man an Gottes Gnade und Barmherzigkeit verzweifeln mußte [2])."

Denn wenn ihn Staupitz nun auch damit aufzurichten suchte, daß er ihn auf die Verheißung der Gnade selbst bei unvollkommener Gesetzerfüllung verwies, so trat die Scholastik doch fortwährend beirrend dazwischen, je tiefer er sich in sie einließ; gerade durch ihre Lehre von der Gnade. Wir sahen, wo von der Ablegung seiner Gelübde, der „Mönchstaufe," die Rede war, wie jene Lehre ihn ängstete, weil ihr zufolge die Gnade ungewiß war. Natürlich genug, wenn sie schon deshalb die Freudigkeit nicht aufkommen ließ, womit ihn Staupitz zu erfüllen suchte, das Vertrauen auf die Gnade in ihm wieder erstickte, wenn es von Staupitz angeregt war. Es ist hier der Ort, noch etwas näher darauf einzugehen. Sie hatte noch mehre Seiten, von welchen her sie ihn irrte und ängstete. Wir werden dies am besten beurtheilen können, wenn wir auch bei ihr seiner eignen Auffassung folgen.

In der ausführlichen Erklärung des Galaterbriefs u. A. stellt er sie folgendermaßen dar. Er kommt dabei sogleich auf die scholastische Lieblingstheorie und Redeweise von der Eingießung der Gnade, worunter eine unmittelbare und übernatürliche Wirkung Gottes verstanden wurde, welche die Sünde hinwegnehme, die verderbte Seele in eine reine und schuldlose umwandle. Wenn der Mensch nach ihrer Lehre, sagt er, ein gutes Werk thut, das läßt ihm Gott gefallen und gießt ihm die Liebe dafür ein. Die eingegossene Liebe ist dann eine in der Seele haftende Eigenschaft.

1) Ausführliche Erkl. d. Galaterbriefs zu Kap. 2, V. 20, Walch VIII, 1915. Ausleg. d. 51. Psalms zu V. 4, Walch V, 761. Vom Mißbrauch der Messe, Plochm. XXVIII, 124.

2) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 27, V. 38, Walch II, 467.

Wer diese Liebe — ein Werk des Gesetzes, das da gebeut, du sollst lieben Gott deinen Herrn — diese Tugend, diese Gerechtigkeit der Seele, wie sie vor Gott sein soll, besitzt, der ist fromm, gerecht, wie sich's vor Gott zu sein gebührt; auch um seines Thuns, seiner Werke willen ist er gerecht, da er solche Werke zu thun vermag, womit das ewige Leben verdient wird. So die besten und frömmsten unter ihnen. Die Andern, wie Skotus und Okkam, sind noch viel ärger; denn sie geben vor, man bedürfe der eingegossenen göttlichen Liebe gar nicht, sondern der Mensch könne es aus seinen eignen natürlichen Kräften dahin bringen, daß er Gott über alle Dinge liebe, Gnade und ewiges Leben verdiene blos durch die Werke (ex opere operato), denn da er aus eignen Kräften die Kreatur — Gold oder andre geringe Güter, andre Menschen — zu lieben vermöge, müsse er noch viel mehr der Liebe zu Gott, dem höchsten und besten Gut, dem Schöpfer, fähig sein. Dem auszuweichen lehrten nun wieder Andre, nach der Schrift fordre Gott außer der Liebe, womit der Mensch aus natürlichen Kräften ihn liebe und die ihm nicht genug sei, noch eine andre und höhere, womit er ihn begabe. Dadurch aber geben sie Gott Schuld, daß er ein grausamer Tyrann und schrecklicher Stockmeister sei, als der sich nicht daran genügen lasse, daß der Mensch sein Gesetz erfülle, was er vermöge, und ihm noch nicht gnädig sein wolle, wenn er thue, was er vermöge, ihn besser haben wolle, als er sei. Nun unterschieden sie zwischen Gesetzerfüllung nach der Substanz der That, wonach dieselbe vollkommen sein und geleistet werden könne, und nach der Intention des Gesetzgebers, wonach er sie fordre in übernatürlicher von ihm eingegossener Liebe, wodurch die Sache aber nicht besser wurde. Denn es blieb dabei, Gott forderte von dem Menschen, was dieser nach seiner Natur nicht leisten konnte, ja es lag nun nahe, daß Gott selbst Schuld daran sei, wenn der Mensch verdammt werde.

Nach dieser Lehre war dann weiter der Glaube keine feste Zuversicht des Herzens, dadurch man Christum ergreift und sich zu ihm hält, sondern ein faul, unnütz, todtes Ding, das auch im Herzen eines Todsünders liegen konnte, wie die Fliege zur Winterszeit in einer Ritze, bis die eingegossene Liebe kam, ihn aufweckte und lebendig machte, ihn formirte nach dem Ausdruck

der Schule. Er war der Leib, die Liebe das Leben, er eine Hülse oder Schale, sie der Kern; er die Farbe, sie das lebendige Bild. Dieser Glaube nun, der von der Liebe die rechte Gestalt empfangen hatte, sollte die Grundfeste der Seligkeit sein. Sie sagten: so du das Gesetz hältst und die Werke thust, macht dich der Glaube gerecht um der Werke willen, von welchen er begleitet ist. Es folgte aber, daß der Glaube ohne das Gesetz und die Werke nicht selig machen könne, und daß diese es waren, die gerecht machten, nicht der Glaube.

Den gefühlten Nachtheilen der Lehre von der Verdienstlichkeit der Werke, dem Tugendstolze, den Heiligkeitseinbildungen, welche dieselbe erzeugte, sollte dann eine von Thomas herrührende, jedoch nicht ausreichende Unterscheidung von Verdiensten der Würdigkeit und der Billigkeit oder Schicklichkeit begegnen: solchen, die ihren Ursprung hätten in der eingegossenen und inwohnenden Gnade, ohne Theilnahme des freien Willens, und solchen, woran dieser Theil nehme, die zu belohnen Gott nur anständig sei nach der Herrlichkeit seiner Gnade. Denn sie sagten: wenn jemand ein gut Werk thue, zuvor und ehe denn er bei Gott in Gnaden sei, daß solch Werk dazu dienen und helfen soll, daß er erlange gratiam de congruo, das ist, er mache sich dadurch also geschickt, daß ihm Gott billigerweise gnädig und hold werde: Wenn er aber also zur Gnade sich geschickt und derselben würdig gemacht hat (sagen sie), was er darnach weiter für gute Werke thue, dieselbigen sein bei Gott denn also verdienstlich, daß sie Gott von rechtswegen mit dem ewigen Leben zu belohnen schuldig werde, de condigno. Als zum Exempel: Wenn ein Mensch in einer Todsünde außer der Gnade wäre, und thäte aus einer guten Andacht und Wohlmeinung ein gut Werk, als, daß er eine Messe läse oder hörete, gäbe ein Almosen, und was desgleichen ist, derselbe Mensch, sagen sie, soll mit solchem Werk gratiam de congruo verdienen, das ist, er soll sich geschickt machen und zur Gnade bereiten, daß ihm Gott um seines Werks willen hold und günstig werde. Wenn er aber sich also zur Gnade geschickt und bereitet hat, alsdann könne er fortan andere gute Werke thun, damit er verdienet, daß ihm Gott das ewige Leben dafür zu geben schuldig wird; welches sie denn zu nennen pflegen meritum de condigno. Das erste Werk ist unser Herr Gott wol

nicht schuldig noch pflichtig zu belohnen; aber weil er doch so gütig und gerecht ist, gebühret ihm dennoch gleichwol, daß er solch gut Werk ihm gefallen lasse und sich dagegen mit Gnaden erzeige, unangesehen, ob es schon in einer Todsünde geschehen wäre. Wenn Gott aber gnädig worden, so ist er darnach schuldig und pflichtig, das ewige Leben von rechtswegen zu geben. Denn solch Werk ist nunmehr ein Werk nicht allein secundum substantiam factum, das ist, das schlecht blos an ihm selbst recht, aus freiem Willen des Menschen geschehen sei; sondern es ist ein gratia gratificante, das ist, in der Liebe geschehen, welche macht, daß ihm Gott Alles wohlgefallen und angenehm sein lässet, was man ihm zu Dienst thut.

So weit, ruft Luther aus, hatten die Blindenleiter sich von der Wahrheit verirrt und das Evangelium verdunkelt, ja unterdrückt, daß sie zu lehren wagten, man könne durch die Werke Gnade und Vergebung der Sünde verdienen. Er nennt es einen höchst schädlichen Irrthum der „Sophisten" und „Schulschwätzer," wenn sie gelehrt, der Mensch könne dadurch Vergebung der Sünden erlangen und gerecht werden, daß er durch die Werke vor der Gnade — die Verdienste der Schicklichkeit — sich zur Gnade bereite und derselben würdig mache, und durch die nach eingegossener Gnade geschehenen Werke — die Verdienste der Würdigkeit — so gut und tüchtig vor Gott werde, daß dieser von rechtswegen schuldig und verpflichtet werde, ihn mit dem ewigen Leben zu belohnen. „Solche eitle und lose Träume, setzt er eifernd hinzu, hat niemand anders erdichtet, als solche sichere, unnütze und müssige Leute, so ihr Lebenlang auch nicht ein einigesmal ihre Sünde recht erkannt, vor Gottes Gerichte oder dem Tode einmal recht ernstlich erschrocken sind [1])."

Die Irrungen liegen vor Augen, welche für ihn daraus herflossen. Er empfand die Sünde aufs tiefste, war nicht selten recht ernstlich vor Gottes Gerichte erschrocken gewesen, das Gefühl dieser entsetzlichen Augenblicke verließ ihn nie. Sünde, der die Strafe folgen müsse, erkannte er in der Nichterfüllung der Pflicht und dieser Nichterfüllung blieb er sich bewußt. Nimmer konnte er sich überreden, daß des Menschen guter Wille oder

1) Zu Kap. 2, V. 4 f., 16 f., Walch VIII, 1727, 1805, 1860, 1812—21.

gute That mehr sei als eben Pflicht, ein Verdienst sein oder erwerben könne. Da er noch immer Sünde in sich erblickte, kein Werk ihn darüber beruhigte, so war seine Seele — er hatte ein deutliches Bewußtsein davon — noch nicht umgewandelt, noch nicht gerecht, er hatte die Gnade noch nicht, sie war ihm nicht eingegossen. Und gerade diese übernatürliche Wirkung Gottes, die doch eine augenblickliche sein mußte, die Gnadeneingießung, machte ihm zu schaffen, und sehr begreiflicherweise. Die eingegossene Gnade sollte nach Thomas und der gemeinen scholastischen Lehre, obwol eine augenblickliche, die Sünde hinwegnehmende Wirkung Gottes, doch Stufen und Arten haben. Die erste sollte niemand durch verdienstliche Werke verdienen können, so daß die Wiederherstellung vom Falle lediglich ein Werk der göttlichen Barmherzigkeit war. Hörte Luther nun von Staupitz, daß er sich ganz und allein auf die letztere zu verlassen habe, und fand er in soweit Uebereinstimmung damit bei den Scholastikern, so wurde er doch von diesen bald wieder irre gemacht, da sie desungeachtet am Ende wieder die Rechtfertigung, die Gnade, die Seligkeit von den Werken abhängig machten, worin er eben keinen Trost zu finden vermochte. Denn sie lehrten weiter, sobald der Mensch durch die erste Gnade wieder aufgerichtet, zu verdienstlichen Werken wieder geschickt geworden wäre, könne er die Vermehrung der Gnade, und da diese zum ewigen Leben führe, auch das letztere verdienen. Doch war die Gnade erforderlich, damit er sich zum Empfange ihrer übernatürlichen Erleuchtung vorbereiten könne. Sie mußte ihm den Vorsatz eingeben. Mit der habituellen Gnade mußte er begnadigt werden, um verdienstlich wirken zu können. Ohne die Gnade zu haben, mußte er alle Todsünden begehen, keine vermeiden können. War er wieder zu Gott gewendet, geheilt durch die Gnade, so mußte sie ihm doch immer von neuem zu Hülfe kommen, weil auch nach ihrer Erlangung ein Zunder zum Bösen zurückbleibe, das Fleisch doch noch immer gelüste wider den Geist. Der Satz, daß jene Umwandlung in einem und demselben Augenblicke vor sich gehe, hatte zu metaphysischen Einwendungen und Erörterungen geführt. Von Thomas' Beantwortung der letztern sagt ein kundiger Beurtheiler, nachdem er sie dargelegt: „kann sie nicht leicht verstanden werden, so liegt die Schuld nicht an mir, denn ich gebe Thomas'

Gedanken in der Ordnung und Folge, worin er sie zusammengereiht hat, und kann er nicht verstanden werden, so weiß ich keinen anderen Grund anzuzeigen, als den, daß er sich selbst nicht verstanden oder seine Vorstellungen nicht deutlich genug gedacht. Das sind die Dornengebüsche, auf die man in den Schriften der scholastischen Theologen so oft stößt. Man verwickelt sich darin, ohne zu sehen, wie man sich ohne Verwundung des gesunden Menschenverstandes wieder herausfinden soll."

Könnte es Wunder nehmen, wenn der junge Luther nicht herauszufinden wußte und das Herz blutig riß in diesem Dorngebüsch? In einer Predigt vom Jahr 1515 spricht er davon, mit welcher Seelenqual er über die augenblickliche Eingießung der Gnade, die Wegnahme der Sünde gegrübelt, die doch damit verbunden sein mußte. „Was heißt das anders, ruft er aus, als in Verzweiflung fallen, das traurige Gewissen martern? So verzweifelte auch ich fast an Gott und was er ist und hat [1])."

Es geschah natürlich mehr als ein Mal, daß er vergebens bei den Scholastikern suchte, daß sie ihn irre führten oder rathlos ließen. Sie hätten, sagt er, den Text der Bibel und das schöne Licht der Verheißungen mit erschrecklicher Dunkelheit verwirrt, daß niemand die Lehre von Christo und seinem Reiche oder was Gutes von ihm zu gewarten, habe verstehen oder wissen können [2]). „Der Schultheologen Kunst mit ihrem Disputiren in der heil. Schrift ist nichts denn lauter Eitelkeit und menschliche Gedanken nach der Vernunft. Davon hab ich viel im Bonaventura gelesen, aber er hat mich schier taub gemacht. Ich hätte gern gewußt und verstanden, wie Gott mit meiner Seele vereinigt sei, aber ich konnte es nicht daraus lernen [3])." Er leitet häufig die Irrgänge der Scholastiker daraus her, daß sie zur Erkenntniß und wissenschaftlichen Ausbildung der christlichen Lehre nicht durch Schrifterforschung, sondern durch die Vernunft, Spekulation ohne Schrift, hätten gelangen wollen, und es paßt ganz auf seine jetzigen Zustände und Verhältnisse, wenn er sagt, Menschenwort könne nur ein zweifelhaftes, unruhiges, irrendes Gewissen

1) Löscher, Reformationsacta, I, 258.
2) Auslegung d. Genesis zu Kap. 49, V. 11 f., Walch II, 2941.
3) Tischreden, Walch XXII, 10.

machen, und das Uebel verschlimmere sich jemehr, je länger man unter solchen Lehrern stehe [1]).

Die scholastische Lehre von der Gnade stand wiederum mit anderen in Verbindung, die es ihm vielleicht noch schwerer machten, zu einer hellen und erfreulichen Einsicht zu gelangen. Namentlich waren es die erst zum Theil berührten scholastischen Begriffe von der Gerechtigkeit, der Rechtfertigung, die seinen vordringenden Geist aufhielten, sein Frieden suchendes Gemüth stets von neuem umdüsterten. Wir werden zweckmäßiger im Fortgange der Darlegung seiner inneren Entwickelung darauf zurückkommen. Es wird dann noch einleuchtender werden, welch eine Seelenmarter die scholastischen Studien für ihn waren und sein mußten. Von den Werken der Scholastiker redend, die er im erfurter Kloster gelesen, sagt er zum Zeugniß davon: „ich behalte noch die Bücher, die mich also gemartert haben [2])." Im Uebrigen weist der Umstand, daß er so lange von ihnen sich martern ließ und so schwer und langsam Staupitz's willkommene Lehre sich aneignete, auch auf den Ernst hin, womit er in das Studium der Scholastik sich vertiefte, einen Ernst, der unter den Hemmnissen der Einwirkungen Staupitzens auf ihn nicht vergessen werden darf. Ein Anderes, dessen jetzt noch gedacht werden muß, lag in Staupitz und dessen Theologie selbst. Er war nämlich um so weniger im Stande, den Jünger rasch für seine Auffassung zu gewinnen, ihm einen sichern Ausgang aus dem Irrgewinde der ihn quälenden scholastischen Begriffe zu zeigen, weil er sich eben selbst doch auch noch darin befand. Seine theologische Denkart war, obwol abweichend von der scholastischen, doch noch von dieser großentheils beherrscht. Zum Zeugniß dafür wollen wir nur Einzelnes hervorheben, nur darauf hinweisen, daß er sich gerade von den scholastischen Lehren von der Eingießung der Gnade, vom Glauben und der Liebe, aus welchen für Luther so große Noth mehrfacher Art erwuchs, noch keineswegs frei gemacht hatte, noch immer einen, den tieferen Begriff des Glaubens nicht erschöpfenden, obwol nicht den ausschließlichen Nachdruck wie die Scholastik auf die Liebe legte. Ja wir finden

1) Ausleg. der 22 ersten Psalmen, zu Ps. 11, V. 7, Walch IV, 988.
2) Tischreden, Walch XXII, 2067.

dies noch zehn Jahre später bei ihm, nachdem Luther in stetem Verkehr mit ihm seinerseits ihn manchfach gefördert. In einer kleinen Schrift erbaulichen Inhalts, in welcher sich übrigens viele helle Gedanken finden, spricht er z. B. von den Werken des formirten Glaubens, die Gott durch die Liebe im Menschen wirke, welche den Willen im letztern entzünde, indem die Liebe ihm eingegossen werde. Die Liebe, zumal wenn sie durch die Gnade eingegossen worden, führe dann Christum ins Herz und in ihm Gehorsam, Reue, Gerechtigkeit. Die Liebe mache den Glauben lebendig, der ohne die Werke todt, u. s. f. [1]).

Sodann gebrach seinem Systeme die scharfe logische Folgerichtigkeit, die wenigstens einen großen Theil der Scholastiker auszeichnete, deren Theologie in weit höherem Grade wissenschaftlich ausgebildet war als die seinige und sich dadurch vor ihr empfahl. Luther war nun zwar für seine mystische Auffassung gar nicht unempfänglich; doch zur alleinigen Herrschaft hätte sie bei ihm nach seiner Anlage nicht gelangen können. Sein Geist war wieder zu scharf-verständig, sein Gefühls- und Gemüthsleben nicht so ganz überwiegend. Hierin lag ein weiterer Grund des Zögerns, womit er die Lehre Staupitzens auf sich wirken ließ. Er bedurfte, um zur Ruhe zu gelangen, sich völlig hinzugeben, deutlicher zusammenhängender Begriffe und Einsichten und der nur in ihnen liegenden vollen Bewährung, in weit höherem Grade eines systematischen wissenschaftlichen Begreifens. Eben deshalb nahm er Staupitz's ganze theologische Denkart auch nicht in sich auf, sondern suchte, um sich befriedigt und sicher zu fühlen, für die, welche er allerdings unter Staupitz's Einflusse in sich ausbildete, Bewährung und feste Begründung namentlich auch im theologischen Zeitsysteme, obwol ihm auch dieses von Anfang nicht genügte, weshalb er zur Schrift sich wendete. Doch wird sich uns noch zeigen, wie tief es auf ihn eingewirkt hat. Vielleicht darf auch eine Vermuthung gewagt werden, die nämlich, daß es ihm Anfangs schwer geworden sein

1) Ein nutzbarliches Büchlein von der entlichen volziehung ewiger fürsehung, wie das der wirdig vatter Joannes von Staupitz 1516 zu Nurmberg gepredigt hat; geteutscht von Chr. Scheurl, Nürnberg 1517, Satz 40, 45, 50.

machen, und das Uebel verschlimmere sich jemehr, je länger man unter solchen Lehrern stehe [1]).

Die scholastische Lehre von der Gnade stand wiederum mit anderen in Verbindung, die es ihm vielleicht noch schwerer machten, zu einer hellen und erfreulichen Einsicht zu gelangen. Namentlich waren es die erst zum Theil berührten scholastischen Begriffe von der Gerechtigkeit, der Rechtfertigung, die seinen vordringenden Geist aufhielten, sein Frieden suchendes Gemüth stets von neuem umdüsterten. Wir werden zweckmäßiger im Fortgange der Darlegung seiner inneren Entwickelung darauf zurückkommen. Es wird dann noch einleuchtender werden, welch eine Seelenmarter die scholastischen Studien für ihn waren und sein mußten. Von den Werken der Scholastiker redend, die er im erfurter Kloster gelesen, sagt er zum Zeugniß davon: „ich behalte noch die Bücher, die mich also gemartert haben [2])." Im Uebrigen weist der Umstand, daß er so lange von ihnen sich martern ließ und so schwer und langsam Staupitz's willkommene Lehre sich aneignete, auch auf den Ernst hin, womit er in das Studium der Scholastik sich vertiefte, einen Ernst, der unter den Hemmnissen der Einwirkungen Staupitzens auf ihn nicht vergessen werden darf. Ein Anderes, dessen jetzt noch gedacht werden muß, lag in Staupitz und dessen Theologie selbst. Er war nämlich um so weniger im Stande, den Jünger rasch für seine Auffassung zu gewinnen, ihm einen sichern Ausgang aus dem Irrgewinde der ihn quälenden scholastischen Begriffe zu zeigen, weil er sich eben selbst doch auch noch darin befand. Seine theologische Denkart war, obwol abweichend von der scholastischen, doch noch von dieser großentheils beherrscht. Zum Zeugniß dafür wollen wir nur Einzelnes hervorheben, nur darauf hinweisen, daß er sich gerade von den scholastischen Lehren von der Eingießung der Gnade, vom Glauben und der Liebe, aus welchen für Luther so große Noth mehrfacher Art erwuchs, noch keineswegs frei gemacht hatte, noch immer einen, den tieferen Begriff des Glaubens nicht erschöpfenden, obwol nicht den ausschließlichen Nachdruck wie die Scholastik auf die Liebe legte. Ja wir finden

1) Ausleg. der 22 ersten Psalmen, zu Ps. 11, V. 7, Walch IV, 988.

2) Tischreden, Walch XXII, 2067.

dies noch zehn Jahre später bei ihm, nachdem Luther in stetem Verkehr mit ihm seinerseits ihn manchfach gefördert. In einer kleinen Schrift erbaulichen Inhalts, in welcher sich übrigens viele helle Gedanken finden, spricht er z. B. von den Werken des formirten Glaubens, die Gott durch die Liebe im Menschen wirke, welche den Willen im letztern entzünde, indem die Liebe ihm eingegossen werde. Die Liebe, zumal wenn sie durch die Gnade eingegossen worden, führe dann Christum ins Herz und in ihm Gehorsam, Reue, Gerechtigkeit. Die Liebe mache den Glauben lebendig, der ohne die Werke todt, u. s. f. [1]).

Sodann gebrach seinem Systeme die scharfe logische Folgerichtigkeit, die wenigstens einen großen Theil der Scholastiker auszeichnete, deren Theologie in weit höherem Grade wissenschaftlich ausgebildet war als die seinige und sich dadurch vor ihr empfahl. Luther war nun zwar für seine mystische Auffassung gar nicht unempfänglich; doch zur alleinigen Herrschaft hätte sie bei ihm nach seiner Anlage nicht gelangen können. Sein Geist war wieder zu scharf-verständig, sein Gefühls- und Gemüthsleben nicht so ganz überwiegend. Hierin lag ein weiterer Grund des Zögerns, womit er die Lehre Staupitzens auf sich wirken ließ. Er bedurfte, um zur Ruhe zu gelangen, sich völlig hinzugeben, deutlicher zusammenhängender Begriffe und Einsichten und der nur in ihnen liegenden vollen Bewährung, in weit höherem Grade eines systematischen wissenschaftlichen Begreifens. Eben deshalb nahm er Staupitz's ganze theologische Denkart auch nicht in sich auf, sondern suchte, um sich befriedigt und sicher zu fühlen, für die, welche er allerdings unter Staupitz's Einflusse in sich ausbildete, Bewährung und feste Begründung namentlich auch im theologischen Zeitsysteme, obwol ihm auch dieses von Anfang nicht genügte, weshalb er zur Schrift sich wendete. Doch wird sich uns noch zeigen, wie tief es auf ihn eingewirkt hat. Vielleicht darf auch eine Vermuthung gewagt werden, die nämlich, daß es ihm Anfangs schwer geworden sein

1) Ein nutzbarliches Büchlein von der entlichen volziehung ewiger fürsehung, wie das der wirdig vatter Joannes von Staupitz 1516 zu Nurnberg gepredigt hat; geteutscht von Chr. Scheurl, Nürnberg 1517, Satz 10, 45, 50.

mag, die augustinischen Begriffe Staupitzens wegen ihrer Härte sich anzueignen. Staupitz lehrte nach Augustin einen ewigen Rathschluß, wonach Gott Einige auserwählt, Andre verworfen habe. Zu verkennen ist nicht, was er dem sich mit der Anfechtung von der Vorsehung quälenden Luther sagte, war nur eine unwissenschaftliche, wenn auch von inniger Frömmigkeit eingegebene Beschwichtigung, und hatte doch auch wieder eine Seite, von welcher es die Unruhe Luther's leicht noch vergrößern konnte. Wenn er endlich seinen Schüler auf freisinnige Ansichten hinführte, ihn in der Verdammung Hussens eine Ungerechtigkeit erkennen lehrte, so darf dabei an nichts weniger gedacht werden, als hätte er ihm eine unkirchliche Gesinnung eingeflößt. Davon war er selbst weit entfernt, und seine Ansicht von der Kirche war eine geistige und hohe. Er lehrte, der Glaube in Christum lasse keinen Menschen bei und in ihm selber bleiben, ziehe über sich und feire nicht, bis er die Gläubigen mit Gott vereinige, daß sie ein Herz, eine Seele in Gott gewönnen. Daher entspringe die Einigkeit der Kirche, deren Glieder in Gott dergestalt vereinigt sein sollten, wie der Vater in Christo und Christus im Vater, eines Willens, Gemüths, Sinnes, einer Meinung und einer Begehrung. In der That eine Lehre, ganz geeignet, Luther in seinen hohen Begriffen von der Kirche noch zu bestärken [1]).

1) *Grimm*, De Jo. Staupitzio, a. a. O. 100, 105, 110. Ich bemerke nochmals, es kam im Obigen, d. h. bei psychologisch-geschichtlicher Entwickelung und Darstellung, lediglich auf Luther's Auffassung des scholastischen Systems und den Eindruck an, welchen es auf ihn machte, wodurch über die Frage allerdings noch nichts entschieden ist, ob seine Auffassung nur subjektiv oder auch objektiv wahr genannt werden darf. Das Erstre ist außer Zweifel, das Letztere könnte angefochten werden, wenn man Darstellungen wie die von Möhler (Symbolik, 6 Aufl., etwa S. 50 ff. u. sonst) vergleicht, die jedoch ihrerseits dem Einwande, eine verschönende zu sein, nicht wird begegnen können. Die genauere Erörterung dieser Punkte gehört indeß theils nicht in ein Geschichtwerk, theils erst an die Stelle, wo von dem Streite berichtet wird, in welchen Luther mit scholastisch-gelehrten Widersachern gerieth und insbesondre auch seine Auffassung ihres Systems zu bewahrheiten Veranlassung bekam.

Viertes Hauptstück.

Drittes Jahr, bis zum Abgange nach Wittenberg.

1507—1508.

Wirksame Tröstungen im Beichtstuhle. — Erfolgreiche Schriftstudien. — Die Gerechtigkeit durch den Glauben. — Die paulinische Auffassung des Christenthums. — Die gesetzliche Richtung der Scholastik, der Kirche, des Mönchthums. — Unsicherheit, Hemmnisse. — Die Väter. — Augustin. — Gerson. — Einwirkungen auf Luther. — Rückblick. — Berufung nach Wittenberg.

Wirksame Tröstungen im Beichtstuhle.

Er hatte von Anfang hauptsächlich im Beichtstuhle Beruhigung gesucht und fand sie dort endlich. Wir sahen oben, welche Marter die Beichte und die Ungewißheit der Absolution ihm waren. Auch in späteren Jahren legte er einen solchen Werth auf die Absolution, daß er wol äußerte, er glaube, wenn er vom Sakrament abgewiesen, die Absolution ihm versagt würde, selbst aus geringeren Ursachen, so könnte er in Verzweiflung davonlaufen und sich wie Judas erhenken [1]). Bei einer Darlegung in einer Predigt der Kirchenpostille, daß Kraft und Trost der Absolution darin liege, daß der Absolvirende auf Christi Geheiß die Vergebung der Sünden ankündige, daß Gott selbst durch seinen Mund rede, ruft er aus, „wer kann aber ausreden, welch ein unaussprechlicher, mächtiger und seliger Trost das sei, daß

1) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 21, V. 15 f., Walch I, 2140.

ein Mensch dem anderen mit einem Wort kann den Himmel aufschließen!" Dies muß man im Auge haben und auch das, daß nach seiner Empfindung und Erfahrung kein größerer Schrecken zu denken war, „denn von Sünde und Tod," um das Nachstehende ganz zu würdigen, wobei er die Erfahrung machte, „daß Gott in solchen Schrecken die Betrübten auch also trösten könne, daß sie mit Paulus rühmen dürften, die Sünde habe eben zu ihrer Rechtfertigung gedient und nun gerne in den Tod gehen würden [1])."

Ein Bruder im Kloster, dem er beichtete, sagte ihm: „Du bist ein Thor; Gott zürnt nicht mit Dir, Du zürnst mit ihm; hab Du nur keinen Zorn gegen ihn, er hat viel weniger Zorn gegen Dich." Mehr als einmal erzählte er davon und nannte es ein „groß und herrlich Wort [2])." So tief prägte es sich ihm ein, daß er in Predigten ausdrücklich darauf sich beruft. „Also kommen wir noch heutiges Tags zu Vergebung der Sünden, wenn der Kirchendiener, oder ein anderer Christ zu dir spricht: Gott zürnet nicht mit dir; zürne nur du mit ihm nicht: denn um seines Sohns Jesu Christi willen hat er dir alle deine Sünden vergeben. Da sollst du mit aller Macht solcher Zusagung glauben, und dich ehe zerreißen lassen, denn daß du daran zweifeln wolltest. Denn so du zweifelst, hilft dich die Absolution nichts, wenn gleich Gott mit allen seinen Engeln solche Absolution selber mündlich über dich spräche [3])." Jetzt war das nun noch bei ihm der Fall. Durchgreifenden Eindruck machte das herrliche Trostwort daher nicht, beruhigte ihn nur augenblicklich, weil es seine Bedenken nicht hob. Wirksamer wußte ihn sein Präceptor zu trösten. Er klagte ihm einst weinend seine Anfechtungen. Jener sagte: „was thust Du, Sohn? Weißt Du nicht, daß unser Herr selbst uns geboten hat, zu hoffen und zu glauben?" Das einzige Wort „geboten" gab ihm einen solchen Trost, daß er „hernach wußte, daß man der Absolution glauben müsse," die er oft als vergeblich und ihn nichts angehend

1) Plochm. XI, 334, 3.

2) Tischreden, Walch XXII, 1256. Ausleg. d. Genesis zu Kap. 19, V. 22, Walch II, 2342.

3) Hauspostille, Plochm. V, 165.

gehört hatte, weil „närrische Gedanken ihn verhindert [1])." Er glaubte späterhin Fluch über „den Papst" aussprechen zu müssen, als der dem Reiche Christi mehr Schaden gethan wie der Mahomet, der doch nur Leib und Gut tödte und hinwegnehme. „Ich hätte sterben müssen in der Mördergrube, wo mich nicht Gott errettet, denn ich wußte nichts von göttlichen Verheißungen, vom Gebrauch oder Nutzen der heiligen Sakramente, hielt in größern Ehren als Christum einen Pfaffen, der im langen Rock daherging und opferte für die Lebendigen und die Todten, meinte, die Lehre von Christo nebst den Verheißungen und Sakramenten ginge mich gar nichts an. Denn vorzeiten im Papstthum, da ich ein Mönch war, wußte niemand nichts davon zu sagen, was Wort oder Verheißung war, wie sie auch nichts davon verstanden, daß das Wort mit dem Glauben verbunden sein muß. Denn dies war ihre gewöhnliche Lehre: die Sakramente geben Denen, die sie brauchen, Gottes Gnade ohne Wort und Glauben; wenn einer getauft wird, der bedarf des Glaubens nicht; die Sakramente haben so viel Kraft, daß sie von wegen des äußerlichen Werks Gnade geben [2])."

Noch tiefer drang bei ihm durch, was ihm ein anderes Mal ein Beichtiger sagte, ein älterer Bruder, ob sein Präceptor ist ungewiß. Es muß sich nach seiner Priesterweihe und einige Zeit vor Weihnacht desselben Jahrs zugetragen haben. Er quälte sich noch immer durch Fasten, Nachtwachen, Kasteiungen, war stets traurig, sein Meßhalten wollte ihm schlechterdings keinen Trost geben. Er offenbarte seine „Schrecken" in der Beichte dem Alten, der ihm darauf viel vom Glauben redete, und zwar in einem andern als dem scholastischen Sinne. Er wies ihn hin auf das, „ich glaube an eine Vergebung der Sünden" im apostolischen Glaubensbekenntniß, und legte es ihm so aus, man müsse nicht blos glauben, daß Einzelnen die Sünde vergeben werde; denn daß sie z. B. dem heil. David oder St. Peter verziehen sei, glaubten auch die Teufel; sondern es sei Gottes Befehl, daß Jeder für sich glaube, ihm werde seine Sünde verziehen. Dies geschehe vom barmherzigen Gott und Vater um des Opfers Christi

1) Ausleg. d. 51. Psalms zu V. 8, Walch V, 831.

2) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 48, V. 20 f., Walch II, 2792, 2801.

willen, er lasse es durch den heil. Geist in der apostolischen Kirche durch das Wort der Absolution verkündigen. Zum Beweise berief sich der Alte auf einen Ausspruch des heil. Bernhard, der in einer Predigt sage: dazu sollst du aber auch das glauben, daß dir durch ihn deine Sünden geschenkt werden; dies ist das Zeugniß, das der heil. Geist zeuget in deinem Herzen, da er spricht: deine Sünden sind dir vergeben; denn also hält es der Apostel, daß der Mensch ohne Verdienst gerecht werde durch den Glauben [1]).“

Man erkennt sogleich Staupitzens Denkart und Lehre darin. Mehre schon angeführte Aeußerungen von ihm lauten bis auf die Worte gleich damit. So sagt er auch in seiner Schrift: Vom christlichen Glauben, „es ist nicht genug zu glauben, daß Gott sei Mensch worden, man muß auch glauben, daß es uns zu gut geschehen sei [2]).“ Die augustinisch-paulinische Theologie hatte also, wie wir hier sehen, auch im erfurter Kloster wenigstens einzelne Vertreter, vielleicht ein neueres Ergebniß der Einflüsse des Generalvikars. Eine Folge von diesen, die allmälig gewirkt hatten, war es sicher, daß Luther jetzt endlich in Dem, was er wiederholt gehört, den lebendigsten und kräftigsten Trost fand. Dankbar erinnerte er sich dieses Beichtigers noch oft, gedachte seiner stets mit großen Ehren, eignete seine Belehrungen ganz sich an, die ihm, wie er sagte, zur Erkenntniß der wahren Meinung Pauli geholfen, wenn der Apostel sage, wir würden durch den Glauben gerecht. Nachklänge vom Worte des Alten und Staupitzens sind es — und sie beweisen die Stärke des Eindrucks, den es gemacht — wenn er in Predigten und Schriften, fast gleichlautend wie in schon angeführten Aeußerungen, sagt, „es ist kein Mittel, Vergebung der Sünde zu erlangen, denn daß ich glaube, daß mir meine Sünden vergeben werden, wir wir im christlichen Glauben beten, ich glaube an eine Ver-

1) Melanthon im Leben Luther's, Mathesius, 1. Predigt. Seckendorf und nach ihm Andre erzählen, offenbar in der Meinung, denselben Vorgang zu berichten, Luther habe an einer schweren Krankheit (wovon sonst nirgend die Rede) darniedergelegen, wo ihm dann der Alte, so wie oben angegeben ist, zugeredet. Ohne Zweifel eine Verwechslung mit dem ähnlichen im ersten Buche erzählten Vorgange, der nur in Luther's Studienjahre paßt.

2) *Grimm* a. a. O. 100 f.

gebung der Sünde. Aber meine Natur und Vernunft möchte gerne diesen Artikel also haben, daß Sünde nicht heiße Sünde, sondern eine gemalte und gedichtete Sünde; in Summa ich möchte gern Gott einen falschen Sünder geben und so fern mich einen Sünder bekennen, daß ich keine Sünde in mir fühlte. Es sind aber Worte des heil. Geistes: ich glaube Vergebung der Sünde, und was der heil. Geist Sünde heißt, das muß keine gemalte, sondern eine rechte wahrhaftige Sünde sein. Wo die Vergebung geglaubt und bekannt wird, da muß auch die Sünde geglaubt und bekannt werden. Die Worte im Glauben, ich glaube Vergebung der Sünde, sind abenteuerlich gesetzt. Wir glauben, die Schuld sei da, aber vergeben, gleich wie der Tod, der die Christen würget leiblich, ein Tod ist, aber ein überwundener Tod. Die Erkenntniß der Sünde, wenn wir den Ernst fühlen, macht einen rechten demüthigen Menschen, macht Raum, daß man zu rechter Vergebung der Sünde kommen kann. Wo solche Demuth nicht vorhergehet, da ist auch keine Vergebung. Darum gehöret das Evangelium von Vergebung der Sünde allein für die rechten Christen, die ihre Sünde recht erkennen und fühlen. Die andern rohen Leute, so ihre Sünde nicht erkennen noch fühlen, gehören nicht hieher, verstehen auch nicht diesen Artikel von Vergebung der Sünde. Ob sie schon davon predigen hören, so bleibet es doch ihnen zugedeckt. Aber die rechten Christen, so ihre Sünde fühlen, haben den Trost, daß sie glauben Vergebung der Sünde: denn sie sind getauft, hören das Evangelium, haben die Absolution und das heilige Sakrament, demselben Wort glauben sie. Denn Gott hat den Schatz, nämlich Vergebung der Sünde, gelegt in sein Wort und Sakrament, und befohlen, daß man demselben glauben soll. Auf solchen Glauben soll der Mensch so fest und tief stehen, daß ihn kein Teufel, kein Mensch, kein Engel noch sein eigen Gewissen davon abwenden ewiglich.“ Der Glaube aber müsse der rechte sein; daß ein Gott sei, glaube auch der Teufel, nicht aber, daß ihm Gott „zu seiner Seligkeit ein Gott und Herr sei.“ Darum sei es nicht genug, daß einer glaube, es sei ein Gott, Christus habe gelitten und dergleichen, „sondern er muß festiglichen glauben, daß Gott ihm zur Seligkeit ein Gott sei, daß Christus für ihn gelitten, seine Sünde getragen habe.“ In den Predigten, die er 1523 zu Wittenberg zur

Beschwichtigung des von Karlsstadt veranlaßten Stürmens hielt, sagt er zwei Mal, er habe das Nöthigen und Zwingen zur Beichte, das ihm so viel Qual gemacht, verworfen und angegriffen, nicht aber die Ohrenbeichte. Er meint, nicht unbedingt. Denn wir werden hören, er griff sie sogar schon vor dem Ablaßstreite an. Doch nicht an sich selbst fand er sie verwerflich. Nur gegen die unevangelische Uebung erklärte er sich, wie er sie denn auch hier wegen einer sehr nutzbaren Seite lobt, indem er sie jedoch allerdings in einem anderen Sinne nimmt, als das Priesterthum sie verstand. „Dennoch will ich mir die heimliche Beichte niemand lassen nehmen, und wollte sie nicht umb der ganzen Welt Schatz geben; denn ich weiß, was Stärk und Trost sie mir geben hat. Es weiß niemand, was die heimliche Beicht vermag, denn der mit dem Teufel oft fechten und kämpfen muß. Ich wäre längst von dem Teufel überwunden und erwürget worden, wenn mich diese Beicht nicht erhalten hätte. Denn es sind viel zweifelhaftig und irrige Sachen, darein sich der Mensch allein nicht wohl schicken kann, noch sie begreifen. Wenn er nu in einem solchen Zweifel stehet, und weiß nicht wo hinaus, so nimmet er seinen Bruder auf ein Ort, und hält ihm für sein anliegende Noth, klagt ihm seine Gebrechen, seinen Unglauben und seine Sünde, und bittet ihn umb Trost und Rath. Denn was schadets ihm, daß er sich für seinem Nächsten ein wenig demüthige und sich zu schanden mache? Wenn dir denn da ein Trost widerfährt von deinem Bruder, den nimm an und gläube ihm, als wenn dir's Gott selbs gesaget hätte; wie Christus im Matthäo spricht: Wo zween unter euch eins werden auf Erden, warumb es ist, das sie bitten wollen, das soll ihn widerfahren von meinem Vater im Himmel. Denn wo zween oder drei versammlet sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihn, Mtth. 18, 19. 20. Wir müssen auch viel Absolution haben, damit wir unser blödes Gewissen und verzagtes Herz gegen den Teufel und für Gott stärken und trösten mögen: darumb soll man die heimliche Beicht nicht verbieten, noch jemands davon halten [1])."

1) Hauspostille, Plochm. V, 251. Von zweierlei Menschen, wie sie sich in dem Glauben halten sollen und was der sei (J. 1523), Plochm. XXII, 136. Predigten in Wittenberg gehalten, Plochm. XXVIII, 249, 283.

Mit voller Lebendigkeit und Kraft wiederholte sich der Eindruck am nächstfolgenden Weihnachtsfeste. Da kam in einer Sequenz der Vers vor: o selige Schuld, die solch einen Heiland erworben. Als er sie mitsang, erwachten alle die Gefühle wieder in ihm, die der alte Beichtiger in ihm erweckt. Ohne Schmerz konnte er jetzt seiner „Sünde" gedenken, das Bild der Schuld und des Erlösers schwebte ihm vor und erregte ihm keinen Schrecken mehr, sondern die Empfindung einer tröstlich-wehmüthigen Lust, eines der erquickenden Anhauche des Friedens, wie sie in wogenden Stimmungen nach heftigen Schmerzen und Stürmen, deren Abnahme und Ende verkündend, sich einstellen. Es würde nicht haben sein können, hätte er sich jetzt nicht Gott als den barmherzigen, Christus als Versöhner gedacht, der die Schuld getilgt, worauf ihn der beichthörende Bruder hingeführt [1]).

Die Vorstellung von der „seligen" Schuld war eine augustinisch-scholastische. Zuerst hatte Augustin davon gesprochen. Die Liebe Gottes würde ihm nimmermehr so hell offenbar geworden sein, hätte sie sich nicht in so großen Gefahren an ihm bewiesen, indem er so große Schuld auf sich geladen. „O wie selig bin ich gefallen, der ich nach dem Falle noch seliger wieder auferstand [2])."

1) Mathesius und Selnecker. Keil, Leben Luther's, I, 16. Nun auf den ersten Blick erscheint eine Sequenz solchen Inhalts am Weihnachtsfeste auffallend. Sie ist ein Zeichen der engen Verbindung, in welche die Kirchenlehre die Erscheinung Christi mit der Sünde gebracht hatte. Feierte die Kirche doch auch den 24. December als den Gedächtnißtag Adam's und Eva's zur Erinnerung an den Sündenfall, der die Erlösung nothwendig gemacht. Es war, wie Hagenbach bemerkt, ein Hauptgebrechen der anselmischen Theorie, daß durch sie, die die Erscheinung Christi als bloße nothwendig gewordene Reparatur des Schadens, den die Sünde angerichtet, betrachtete, der freudige Eindruck der erstern verwischt und die Weihnachtsfreude unzeitig in eine weinerliche Passionsklage verwandelt wurde.

2) Luther: „Möchte man doch die Sünde fast selig preisen, weil eine solche hohe Würde daraus erfolget ist; denn wie wollte sonst unser Fleisch und Blut zu der Ehre kommen sein, daß es in die Gemeinschaft der heil. Dreieinigkeit aufgenommen und von den Cherubinen und Seraphinen angebetet werden sollte, wenn der Mensch nicht gefallen wäre." Ich weiß die Stelle im Augenblick nicht genauer nachzuweisen. Sie wird aus Luther's Schriften nach einer Ausgabe, die mir nicht zur Hand ist, von Mayer in dessen Comm. zu Selnecker's Vita Lutheri, S. 21, angeführt.

Die meisten Scholastiker hatten sodann, wie schon erwähnt, die Erscheinung Christi in die engste Verbindung mit der Sünde gebracht. Anselm's Theorie war es, wonach die letzte Ursache derselben in einer im Wesen Gottes begründeten Nothwendigkeit lag, und Christus Mensch werden und sterben mußte, weil die göttliche Gerechtigkeit für die unendliche Schuld der Sünde ein unendliches Aequivalent forderte, so daß, wenn keine Sünde zu versöhnen gewesen wäre, auch kein Christus erschienen sein würde, was auch Thomas' Lehrmeinung war [1]).

Was so wesentlich mitgewirkt hatte zu Luther's Entschlusse, den Mönchsstand zu erwählen, was ihn im Kloster am meisten beunruhigte, was er Staupitz schrieb und ihm und den Brüdern in der Beichte klagte, ohne den Ausdruck dafür finden zu können, was sie sich nicht zu erklären wußten, für thörichte Einbildung hielten, nämlich seine Empfindung der Sünde und was sich daran knüpfte, war nichts Andres als Zeichen eines tieferen religiösen Gefühls und Bedürfnisses, dem nur Befriedigung werden konnte durch eine tiefere Auffassung des christlichen Glaubens. Viel deutlicher noch als vorhin tritt dies jetzt hervor. Er hatte jetzt den Faden erfaßt, der zu einer solchen tieferen Auffassung hinleitete, ihr Licht leuchtete schon vor ihm auf, obwol es noch mit den in seiner Seele auf und niedersteigenden Schatten zu kämpfen hatte. Namentlich Staupitz hatte ihm dazu geholfen. Staupitz's Belehrungen waren es, die, wieder und wieder von ihm erwogen, ihre Kraft an ihm erwiesen, als er sie in erhöheter Stimmung aus dem Munde des Beichtigers vernahm, von welchem ihm Belehrungen wie von Staupitz schwerlich geworden waren, der aber mit dem rechten Worte den rechten Augenblick traf. Er sagt gewiß mit Recht, daß es nicht lange mehr so mit ihm hätte währen können. Kämpfe und Bedrängnisse wie die seinigen müssen mit Sieg und Frieden endigen, oder der Leib muß zusammenbrechen, der Geist in völlige Nacht versinken. Wir sind indeß bei dem Wendepunkte angelangt, wo eine wesentliche, wenn auch immer noch nicht vollkommen durchgreifende Umstimmung in seinem Innern vorging und die Wahngebilde seines verdüsterten Gemüths zu verschwinden anfingen, indem seine Begriffe sich

1) Hagenbach, Dogmengesch., I, 170 f.

umwandelten und indem er Alles aufbot, des neuen helleren Bewußtseins völlig Herr zu werden, das schon in ihm begründet war. Von hier an ist nun vorzugsweis auf seine fortgesetzte und erfolgreiche eigne Geistesarbeit zu achten, in die ihm gewordenen Belehrungen tiefer ein- und von ihnen weiter vorzudringen, von den mönchisch-scholastischen Begriffen sich zu befreien und den Inhalt des Evangeliums geistiger, innerlicher verstehen und auffassen zu lernen nach der ihm eigenthümlichen Art des Empfindens und Denkens, nach der Bestimmtheit seiner in seinem innersten Wesen liegenden Anschauung und Gesinnung.

Erfolgreiche Schriftstudien.

Erst in seinem dritten erfurter Mönchsjahre geschah es also, daß eine Erkenntniß sich ihm erschloß, mit welcher seine schwersten Irrungen und zugleich seine schwersten Bedrängnisse enden sollten. Der Zuspruch des Beichtigers hatte die Friedenspalme auf seine Schläfe gesenkt, Weihnacht fanden wir ihn in der weichen Stimmung, in welche, wenn eine Wendung solcher Art eingetreten, heftige Erschütterungen sich aufzulösen pflegen. Allein er war noch immer unruhig. So galt es, den Trost, der ihm geworden, in einen sichern Schatz des Herzens zu verwandeln und so erst wahrhaft zu gewinnen, durch völlige Befestigung in dem neuen Gedankenkreise, in welchen er hineingeleitet war, eine Bewährung zu finden, die auch den letzten Zweifel beseitigte. Nach diesem Ziele richtete er nun seine ganze Kraft. Diese Aufgabe war das Bestimmende bei allen seinen Studien, und Alles, was auf ihrem Wege an ihn herantrat, mußte der Lösung derselben dienen.

Die Scholastiker lehrten zwar nicht, daß der Mensch allein wegen seines Gehorsams gegen das göttliche Gebot Gnade und Seligkeit erlange, wol aber, daß die Rechtfertigung zugleich Folge seines Gehorsams sei. Auch hier gab es zu den verderblichsten Irrungen Anlaß, daß sie die Schrift nicht verstanden oder mißverstanden, und aus Begriffen, welche sie in Schriftaussprüche hineinlegten oder mit solchen verknüpften, philosophirten und wesentliche Theile ihres Lehrsystems hervorbildeten. So geschah es

mit dem pauliniſchen Ausdruck der Rechtfertigung durch den Glauben. Sie verſtanden darunter — und zwar namentlich Thomas und nach ihm die meiſten; die Skotiſten wichen nur wenig davon ab — nicht was der Apoſtel damit gemeint hatte, die göttliche Abſicht, einen das Geſetz nur unvollkommen Erfüllenden (Ungerechten) wie einen Gerechten behandeln, ihn begnadigen, die Strafe ſeiner Uebertretung ihm erlaſſen zu wollen und zwar wegen ſeines Glaubens, aus dem Grunde ſeiner gänzlichen Hingebung an Chriſtum, ſeiner Gott und dem Erlöſer ganz zugewendeten Geſinnung. Sie dachten ſich dabei, der herkömmlichen, an die lateiniſche Ueberſetzung des griechiſchen Ausdrucks durch Justificatio ſich anknüpfenden Auslegung zufolge, die durch die Eingießung der Gnade bewirkte Umwandlung eines Sündigen in einen Menſchen, wie er vor Gott ſein ſoll, einen Menſchen, der geneigt wäre und das Vermögen hätte, das als recht und gut Erkannte zu wollen. Die Rechtfertigung war Zukehr, richtige Geſinnung der übernatürlich umgewandelten Seele zu Gott. Die erſte Zukehr ſollte durch den Glauben — gefaßt als Erkenntniß und Annahme der chriſtlichen Wahrheit — geſchehen; alſo gehörte auch er zur Rechtfertigung, und in dieſem Sinne ſollte Paulus gelehrt haben, daß der Menſch durch den Glauben gerecht werde. Denn wer zu Gott kommen wolle, müſſe glauben, daß er iſt; demnach ſei der Glaube zur Rechtfertigung nothwendig. Allein dieſer Glaube war nichts als ein äußerliches Annehmen der Lehrſätze, welche die Kirche als chriſtliche Wahrheit lehrte und zu glauben gebot, nicht Erzeugniß der innern Lebensentwickelung, beruhend auf den durch Kunde von der Erſcheinung Chriſti zunächſt hervorgebrachten und das ganze Innere ſodann umwandelnden und erneuernden Anſchauungen und Eindrücken. Dieſer Glaube war daher ein todter, der mit einer lebendigen Empfindung der göttlichen Gnade nicht verbunden ſein konnte, welche, weil er offenbar nicht genügte, von den Heilsbegierigen natürlicherweiſe in jenen Werken geſucht wurde, die die Kirchenlehre denn auch empfahl und empfehlen mußte. Es war unvermeidlich beim ſcholaſtiſchen Begriffe vom Glauben [1]).

Die Scholaſtiker hatten alſo die bibliſche, insbeſondre die

1) Cramer-Boſſuet VII, 664 ff.

pauliniſche Lehre dem Wortlaute nach feſtgehalten, ihr aber weſentlich andre Begriffe untergeſchoben, und gerade dies erſchwerte es dem mit ihren Augen forſchenden Luther ſo ſehr, den wahren Sinn des Apoſtels zu faſſen. Es war um ſo folgenreicher, da der letztere ſo vielfach vom Gerechtwerden durch den Glauben ſpricht, da ſeine ganze Anſchauung und Darſtellung der chriſtlichen Wahrheit um die darin liegende Lehre ſich dreht. Nun konnte dieſe bei Luther, weil er ſie im Sinne der Scholaſtiker verſtand, keine chriſtliche Freudigkeit erwecken; ſie machte ihm Grauen, verletzte ſein religiöſes Gefühl. Wir erinnern uns der Aeußerungen, die Worte gerecht und Gottes Gerechtigkeit wären ihm in ſeinem Gewiſſen Donnerſchläge geweſen, er wäre ihnen feind geworden. Die Väter, ſagt er, hätten das: Gott iſt gerecht! ſo ausgelegt, daß er gerecht richte und die Uebertretung ſtrafe. „Dieſe Auslegung war mir ſehr zuwider und erſchrecklich, da ich ein junger Theologus war. Denn wenn ich hörete den gerechten Gott nennen, gedachte ich an ſolche Auslegung, die mir veſte und eingewurzelt und eine ſtarke Gewohnheit war worden; entſetze mich auch noch heutiges Tages, wenn ich das Wort, Justus Deus, leſe oder höre, ſo harte klebet mir an die eingewurzelte Gewohnheit. So ein kräftig, ſchädlich Ding iſt falſche gottloſe Lehre, wenn die Herzen von Jugend damit beflecket und vergiftet werden. Noch haben es die alten Lehrer ſchier alle auf dieſe Weiſe ausgeleget.“ Eine ſchädliche Peſt, ein teufliſches Gift nennt er die Lehre von der Gerechtigkeit Gottes, die den Begriff der Gerechtigkeit von menſchlichen Gerichten vor den Richterſtuhl des Herrn bringe, wo es nicht heiße, du biſt ein Sünder, darum zürnt dir Gott, ſondern, ſei getroſt, Gott erbarmt ſich der Sünder, die ihre Sünde erkennen und recht fühlen [1]).

Nach Staupitz' und jenes alten Beichtigers Ausdeutung beſtand der Glaube in einem freudigen hingebenden Vertrauen und die Gerechtigkeit des Menſchen vor Gott darin, daß ihm dieſer den Glauben gleichſam als Gerechtigkeit zurechnete, ihm die Sünde, von welcher er ſich trotz deſſelben nicht entledigen könne, nicht zumeſſe, ihn wegen derſelben nicht verdamme, ſondern ſie vergebe, den Menſchen wie einen Sündloſen beſelige, doch nicht

1) Ausleg. d. 51. Pſalms zu V. 1 u. 3, Walch V, 701, 747.

um seiner Würdigkeit, Werke oder Verdienste, sondern um Christi und des Glaubens willen, so daß sich der Gläubige zugleich als Sünder und als gerecht fühlen konnte. So tröstlich dieser Gedanke nun aber auch für Luther war und von Anfang gewesen war, seit Staupitz ihn darauf hingeleitet, er hatte sich doch lange nicht hineinfinden können und noch immer wurde es ihm schwer, eben weil ihn die scholastischen Begriffe und die scholastische Exegese noch immer beherrschten, und weil sowol Staupitz als sein Präceptor und Beichtiger es ihm selbst überließen, sich herauszuhelfen so gut er konnte, ihm, der auf seine Glossa ordinaria beschränkt war und keinen anderen Text hatte als die Vulgata. Staupitz' und des Beichtigers Belehrungen brachten ihn darauf, daß der Apostel mit seinen Worten eine ganz andere Meinung verbinde, als die Schule lehrte und Jedermann annahm. Um nun zu einer deutlichen und sichern Einsicht zu gelangen, las er mit verdoppeltem Eifer, und je mehr und mehr er las, die betreffenden Sprüche und Exempel in den prophetischen und apostolischen Schriften mit einander verglich, durch tägliches Gebet im Glauben sich stärkend und ermuthigend, desto mehr Bestätigungen fand er für die Ansicht des Alten, desto heller wurde es vor seinen Blicken, und fiel ihm zuletzt wie Schuppen von den Augen[1]). „Kein Sophist hat den Spruch Habakuk Kap. 2, V. 4: Der Gerechte lebet seines Glaubens, können verstehen noch auslegen," sagt er. Das letzte Kapitel des Propheten, sein Gebet, sei täglich in der Kirche gesungen und gelesen, doch nach dem Sprüchwort: wie die Nonne den Psalter liest. Seit der Apostel Zeit sei der Prophet nicht richtig verstanden und ausgelegt, großentheils weil die hebräische Sprache unbekannt gewesen, und die Apostel hätten ihn doch in hohen Ehren gehalten; Lukas und Paulus führten den Spruch: Der Gerechte lebt seines Glaubens, mehrfach an, Paulus lege ihn seinem Römerbriefe zum Grunde. Der Teufel selbst könne das in ihm enthaltene Argument nicht solviren: es liege aber daran, wer es ergreifen könne. „Ich war im Papstthum lang irre, wußte nicht, wie ich daran wäre, ahnte wol etwas, wußte aber nicht was es war." Da habe ihm denn ein bessres Verständniß jenes Spruches geholfen, die Einsicht,

1) Melanthon.

von welcher Gerechtigkeit Paulus rede, indem im Text (der Vulgata) Justitia, Gerechtigkeit gestanden. „Da ward ich meiner Sache gewiß, lernte die Gerechtigkeit des Gesetzes und des Evangelii unterscheiden. Zuvor mangelte mir nichts, denn daß ich Gesetz und Evangelium für eins hielt, und meinte, daß zwischen Christo und Mose kein Unterschied wäre, denn der Zeit und Vollkommenheit nach. Aber da ich den rechten Unterschied fand, nämlich, daß ein ander Ding das Gesetz wäre, ein andres das Evangelium, da riß ich hindurch." Aehnlich äußerte er sich zu einer andern Zeit: „Als ich den Worten gerecht und Gottes Gerechtigkeit, vor denen ich erschrack, wenn ich sie hörte, fleißiger nachzudenken begann, den Spruch Habakuk Kap. 2 erwog, und daß die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, ohne Zuthun des Gesetzes offenbart wird, da ward ich anders gesinnt und gedachte von Stund an: Sollen wir gerecht werden aus dem Glauben, soll die vor Gott geltende Gerechtigkeit selig machen alle die daran glauben, so werden solche Sprüche die armen Sünder und erschrockenen Gewissen nicht sowol schrecken als vielmehr trösten[1])."

Allein es kostete ihn doch unendliche Mühe, darüber zur Klarheit und Gewißheit zu gelangen. „Es hat mir vor Zeiten viel zu schaffen gemacht, wenn ich auf Sätze gekommen bin, als: die Gerechtigkeit, die Werke Gottes, dein Werk, deine Gerechtigkeit. Denn je nachdem sie verstanden werden, sind sie der Tod oder Leben und Seligkeit. Wenn ich betete: errette mich Herr durch deine Gerechtigkeit, dachte ich, ja nicht durch deine Gerechtigkeit. Der Prophet sagt was Paulus sagt, das Gesetz sei die Kraft der Sünde, mehre und stärke sie. Die natürliche Vernunft dagegen urtheilt, es gebiete was gut, verbiete was bös, sei also eine Kraft der Gerechtigkeit." Diese und ähnliche Sprüche der Propheten und des Paulus zu verstehen habe ihn daher viele und große Arbeit gekostet. Die Väter schwiegen davon, sagten ungereimte Dinge und verdunkelten dergleichen Schriftstellen nur noch mehr[2]).

In der Vorrede zum ersten Theile seiner gesammelten latei-

1) Ausleg. d. Propheten Habakuk zu V. 1, Walch VI, 3092. Tischreden, Walch XXII, 41, 736, 764, 732.

2) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 42, V. 18—20, Walch II, 2184. Kurze Ausleg. d. Jesaias zu Kap. 9, V. 4, Walch VI, 215.

nischen Schriften vom J. 1545 sagt er: „Ich hatte das sehnlichste Verlangen, Pauli Römerbrief recht zu verstehen, woran mich stets nur das Wort Justitia gehindert, Kap. 1, 17, da Paulus spricht, die Gerechtigkeit Gottes werde im Evangelio offenbart. Ich war dem Worte Gottes Gerechtigkeit sehr feind, denn ich war nach Gewohnheit aller Lehrer nicht anders unterwiesen, denn daß ich's philosophisch von solcher Gerechtigkeit verstehen müßte, wonach Gott gerecht ist und thut und die Sünder straft. Obwol ich nun ein unsträflicher Mensch war, fühlte ich mich doch einen großen Sünder vor Gott, war dazu eines ängstlichen Gewissens, und getraute mich nicht durch meine Genugthuungen und Verdienste Gott zu versöhnen. Ich liebte daher den gerechten und zornigen Gott gar nicht, sondern zürnte heimlich wider ihn, und dachte oft: genügt es denn Gott noch nicht, daß er uns, die wir schon durch die Erbsünde zum ewigen Tode verdammt sind, und so viel Jammer und Trübsal des Erdenlebens zu leiden haben, außer des Gesetzes Schrecken und Bedrohung, auch durch das Evangelium des Jammers und Herzeleids noch mehr machen, durch die Predigt und Stimme desselben seine Gerechtigkeit und ernsten Zorn ferner drohen und verkündigen lassen muß? Da ergrimmte ich denn oft in meinem verwirrten Gewissen, und sann Tag und Nacht der wahren Meinung Pauli nach, wodurch ich denn zuletzt erkannte, sie sei so zu fassen: durchs Evangelium wird die Gerechtigkeit offenbart, die vor Gott gilt, in welcher uns Gott aus Gnaden und Barmherzigkeit rechtfertigt, wie geschrieben steht, der Gerechte lebt seines Glaubens. Alsbald fühlte ich mich wie neu geboren, es war mir, als hätte ich das weit geöffnete Thor des Paradieses gefunden. Nun sah ich die heilge Schrift ganz anders an, durchlief, so weit mein Gedächtniß reichte, ihren ganzen Inhalt, verglich und fand, Gottes Gerechtigkeit heiße um so gewisser, daß er uns gerecht macht, da Alles so wohl stimmte, Gottes Werk hieß, das Gott in uns selbst wirkt, Gottes Kraft, damit er uns stark macht, u. s. f. Wie ich nun zuvor das Wörtlein Gottes Gerechtigkeit mit rechtem Ernst gehasset, fing ich nun an, dasselbige als mein allerliebstes und tröstlichstes Wort theuer und hoch zu achten, jene Stelle bei Paulus war mir die rechte Pforte des Paradieses [1])."

1) Walch XIV, 460 ff. — „Da ich erst die Sache verstand und wußte,

Aehnlich in der Auslegung der Genesis. „Ich arbeitete fleißig und ängstlich, wie ich doch den Spruch Pauli Röm. 1, 17 verstehen sollte, da er saget: Die Gerechtigkeit (die vor Gott gilt) wird im Evangelio geoffenbaret. Daselbst suchte ich lange und klopfte immer an, denn das Wort, die Gerechtigkeit Gottes, lag mir im Wege, welches man nach gemeinem Gebrauche also auszulegen pflegte: die Gerechtigkeit Gottes ist eine solche Tugend, dadurch er für sich gerecht ist und die Sünder verdammet. Also hatten alle Doktores diesen Spruch ausgeleget, Augustinus ausgenommen, daß sie sagten: die Gerechtigkeit Gottes, das ist der Zorn Gottes. So oft ich aber den Spruch las, wünschte ich allezeit, daß Gott das Evangelium niemals möchte geoffenbaret haben. Denn wer könnte den Gott lieben, der da zürnet, richtet und verdammet? Bis daß ich endlich durch Erleuchtung des heiligen Geistes den Spruch des Propheten Habakuk etwas fleißiger erwogen habe, da er sagt Kap. 2, V. 4: Der Gerechte wird seines Glaubens leben. Daraus habe ich abgenommen und geschlossen, daß das Leben aus dem Glauben muß herkommen; ich zog nun das Wort Gerechtigkeit auf das Wort gerecht, nämlich, daß der Mensch vor Gott gerecht würde durch den Glauben. Da wurde mir die ganze heilige Schrift und der Himmel selbst auch geöffnet [1])."

Es leidet hiernach keinen Zweifel, daß ihm das ersehnte Licht als Lohn eines selbsteignen langen und schweren Kampfes mit der ihn umhüllenden Finsterniß wurde, daß es Folge war seiner eignen Geistesarbeit, seiner anhaltenden angestrengten Schriftstudien. Auch kann es nach dem Bisherigen, um dies hier beiläufig zu bemerken, nicht zweifelhaft sein, daß er mit dem Hebräischen in dieser Zeit entweder überhaupt noch keinen, oder doch nur den allerersten Anfang gemacht hatte. Offenbar fehlte es ihm aber, und das Griechische nicht minder. Wir kommen noch darauf, erst viel später lernte er den griechischen Ausdruck für Buße und damit den evangelischen Begriff derselben völlig ver-

Gerechtigkeit Gottes heiße die Gerechtigkeit, womit er uns durch die in Christo geschenkte Gerechtigkeit gerecht macht, da verstand ich die Grammatik und schmeckte mir erst der Psalter." *Ericeus*, 154.

1) Zu Kap. 27, V. 38, Walch II, 468.

stehen. Er hatte jetzt nur den lateinischen Text. An die Justificatio desselben knüpfen sich seine Irrungen und nicht durch Kenntniß der Grundsprache gelangt er zu einem andern und bessern Verständniß, sondern dadurch daß er nachsinnt Tag und Nacht, die betreffenden Stellen vergleicht und so dem Grundbegriffe nachspürt.

Die ganze hier dargelegte Wendung seines innern Lebens bezeichnet er einmal sehr treffend, indem er sagt, „wiewol ich mit ganzem Ernst und ohn alles Falsch ein Mönch zu sein dachte, — denn ich muß mich oft als ein Exempel darstellen, wie auch St. Paulus schreibet, daß er ein Pharisäer gewesen sei im Gesetz unsträflich — doch bin ich vor Gott um der erdichteten Religion willen, welche ich nicht sah, ein Lügner gewesen; denn sie lag verborgen unter der Gestalt der Heiligkeit, wie denn auch die Wahrheit im Verborgnen liegt, bis so lange, daß diese verborgene Wahrheit durch das Wort mir angezeiget und offenbaret ward [1])." Was und wie viel ihm auch von außen kam, er hätte es sich nicht blos äußerlich aneignen können. Eine fremde Ansicht oder Ueberzeugung machte er zur seinigen nicht, ohne sie in sich selbst wieder zu erzeugen durch eignes Schaffen, eigne angestrengte rastlose Arbeit. Staupitz's Belehrungen trösteten ihn, allein immer nur augenblicklich, machten Eindruck auf ihn, ohne seine Bedrängnisse zu heben. Als wirkliche eigne Ueberzeugungen, und so verbunden mit wahrer innerlicher Befreiung, einer wesentlichen Umwandlung seiner Seelenzustände, treten sie zuerst hervor nicht etwa in unmittelbarer Folge vom Zureden des Obern und Freundes, in einer Unterredung mit ihm, einer Herzensergießung gegen ihn, sondern bei einer Veranlassung und unter Umständen, die sie als Frucht eigner, ob auch durch Staupitz erleichterter und geleiteter Anstrengungen erscheinen lassen, und deutlich darauf hinweisen, wie sehr Staupitz' Einwirkungen auf ihn der Ergänzung bedurften, wie wenig sie für sich allein bei ihm genügt, gefruchtet hatten. Daß ihn Staupitz dafür empfänglich gemacht, ihm einzelne Begriffe, wie den von der Buße, aufgehellt, zu einer richtigeren Auffassung andrer den Weg ihm gewiesen, ist damit nicht und darf nicht in Abrede

1) Ausleg. d. 51. Psalms zu V. 6, Walch V, 791.

gestellt werden. Nur das ist gewiß, daß ihm zur Erlösung aus seinen Irrsalen sowol Hülfe wurde, als daß er sich selber dazu half, ohne daß sich genau abwägen ließe, wie viel Staupitz und wie viel er selbst dazu gethan. Nicht zu vergessen ist aber, daß Alles, was durch Staupitz und ihn selbst geschah, nach seiner eignen Ansicht ein Werk der göttlichen Gnade war. „Staupitz half mir, oder vielmehr Gott durch ihn — ich hab' erbärmlich in den päpstischen Stricken gesteckt, und mit ganzem Ernst Alles gethan und gelitten, das heutiges Tags der größte Theil im Papstthum nicht mehr achtet noch hält: ich hätte sterben müssen in der Mördergrube, so mich Gott nicht errettet — die Gnade hat mich umgewandelt, daß ich mich nicht zu den Feinden des Evangelii gesellet, nicht mit ihnen jetzt unschuldig Blut vergieße [1])."

Erinnert man sich, wie tief er in eifernde Gesinnung schon hineingerathen war, so läßt es sich allerdings nicht als unmöglich an, daß er sich in der päpstisch-mönchischen Denkart befestigt und beruhigt hätte und vielleicht ein fanatischer Knecht und Vorkämpfer des Scholasticism, des Mönch- und Römerthums geworden wäre, etwa ein dreifacher Hochstraten, ein Gregor, soweit es die Zeit erlaubte, eine gewaltige Stütze, ein Erneuerer des Papstthums: er hatte das Zeug dazu in sich. Es war eine der Möglichkeiten, der Gefahren, welche seine Erwählung des Mönchsstandes in sich geschlossen, und sie würde eingetreten sein, wenn ihm, wie man gesagt, bei seinem Bemühen, durch Mönchswerke gerecht zu werden, der Geist der Liebe und Demuth gefehlt und grenzenloser Hochmuth ihn dazu angetrieben hätte [2]).

1) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 28, V. 20, zu Kap. 49, V. 7, Walch II, 2791, 2878.

2) In welchem er sich, wenn man ihm seine Aengste, Bedrängnisse, Selbstquälereien als einen eingebildeten selbstgeschaffnen Zustand dargestellt, beleidigt gefühlt und die Gnade verschmäht haben soll. Denn so stellen Riffel, die Historisch-politischen Blätter (Bd. IX, 412 ff.), und der Verf. von: Die Leipziger allg. Zeitung vor dem Richterstuhle der Geschichte, oder aktenmäßige Beiträge zur Geschichte der Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts, Luther im erfurter Kloster dar. Er habe allen Ernstes durch eigne Kraft und Anstrengung ohne die Gnade heilig und gerecht sein wollen, um der Vergebung der Sünde und der Erlösung nicht zu bedürfen. Aus unsrer

Er vermag es zur Heiligkeitseinbildung nicht zu bringen, er sucht weder die Stelle eines Inquisitors oder Hierarchen, oder sonst Aeußerliches; noch sehen wir ihn bei so etwas anlangen und Befriedigung finden. Der Hochmuth nimmt nicht seinen Anfang im tiefsten schmerzlichsten Sündhaftigkeitsgefühle, nicht seinen Ausgang darin, daß er der Gnade Alles gibt und der eignen Kraft und That Alles abspricht. Das irregehende Angstleben Luther's während seiner ersten Mönchsjahre entsprang offenbar aus dem aufrichtigen und heißen Verlangen und jenem so demüthigen als schmerzlichen und eifrigen Suchen und Streben, das allein zu einer tiefern Auffassung der religiösen Idee, zur höchsten Begeisterung für dieselbe und zur höchsten Glaubenskraft führt. Sie kam ihm nach seinem innersten Bewußtsein von oben, Gott errettete ihn, die Gnade wandelte den Demüthigen um, er stand nun auf unerschütterlichem Grunde, und so ward sein bedenklicher, nach menschlichem Absehen unheilvoller Entschluß der Erwählung des Mönchsstandes zum Heil.

Dies ist es, was in seiner Entwickelung mit vollster Klarheit von dem Augenblicke an sich herausstellt, wo er die Bedeutung der Lehre von der Gerechtigkeit durch den Glauben urplötzlich erkannte, so erkannte, daß ihm däuchte, die ganze heilige Schrift und der Himmel selbst sei ihm geöffnet. Diese Aeußerung, der ganze Hergang dringt noch eine Bemerkung über seine Eigenthümlichkeit auf, die dabei sich wiederum deutlicher enthüllt. Man sieht, er gehörte nicht zu den ruhigen oder gar kalten Denkern, die ungestört durch heftige Gemüthsregungen an ununterbrochenen Gedankenstufen zum Zweifel hernieder und von ihm zur Ueberzeugung emporsteigen. An seinem Denken hatten die Leidenschaft einer Feuerseele, die Wallungen eines übervollen Herzens und vor Allem der lebhafteste Trieb nach Heiligung eben so viel Antheil, als der prüfende Verstand. Allerdings lernte und dachte er fleißig und gelangte so von einer Stufe des Erkennens zur andern, so daß es volle Wahrheit hat, wenn er — davon redend, daß kein Papist mit solchem Gewissen und Ernst Papist sei, wie er armer Tropf es gewe-

urkundlichen, seine Verirrungen nicht verhüllenden Darstellung ergibt sich die Berichtigung des Mißverständnisses der Parteileidenschaftlichkeit von selbst.

sen — sagt, „ich habe müssen erfahren St. Peter's Spruch: wachset in der Erkenntniß des Herrn[1])." Allein er faßte seine wichtigsten Ueberzeugungen in einzelnen erregten Augenblicken, deren Eindruck plötzlichen Zusammenhang in die verschlungenen, doch noch unverbundenen Fäden seiner Begriffe und Erkenntnisse brachte, Schlummerndes wie durch den Hauch des Lebens zu plötzlicher Wirksamkeit weckte, so daß sein Glaube unversehends fertig dastand, fast wie Eingebung oder Offenbarung erscheint.

Auch hier müssen wir einen solchen urplötzlichen Eindruck annehmen, ein gewaltiges Einwirken des Augenblicks, wie er es dort auf dem Wege nach Stotternheim erfuhr. Und der Erweckungsanstoß, der ihm jetzt wurde, war von nicht minderer Bedeutung. Ein neuer Zeitraum seines ganzen inneren Lebens begann mit ihm. Hatte ihn der Moment, der ihm das Mönchsgelübde abpreßte, in die Nacht geschleudert, dienstbar und elend gemacht: der Augenblick, in welchem er den Gedanken und der blitzähnlich durchzuckende Gedanke ihn erfaßte, daß der Gerechte seines Glaubens lebe, that den ersten großen Riß in die ihn umhüllende Finsterniß, sprengte seine drückendsten Banden, beendete seine schlimmste Trübsal. Freilich hatte ihn jener Gedanke schon unlängst getröstet, er hatte ihn vielleicht Monden lang und länger mit sich umhergetragen, er hatte ihm Tag und Nacht im Sinn gelegen. Doch er war ihm verdunkelt gewesen durch die dichten Nebel der Schulweisheit. Immer und immer noch vergeblich hatte er die Sehkraft angestrengt, ihn, wie den Morgenstern seiner Sehnsucht und Hoffnung, fest ins Auge zu fassen. Er fiel erst zu einer glücklichen Stunde gleich einem Lichtstrahle in seine Seele, urplötzlich wirkend wie dort Donner und Blitz, nur nicht schreckend, sondern herzerfreuend. Man kann nicht daran zweifeln, wenn man den ganzen Hergang ins Auge faßt, wenn man liest, wie er, indem das Wort des Apostels ihm klar wird, die Thore des Paradieses offen zu sehen glaubt. An sich selbst und eben jetzt an sich selbst Erlebtes und Erfahrenes war es, was er in der ausführlichen Erklärung des Galaterbriefs ausspricht, nichts sei gefährlicher als in Gedanken gen Himmel fliegen und sich vermessen zu wollen, Gottes unbe-

1) Wider die Antinomer, Plochm. XXXII, 7.

greifliche Majestät zu erforschen; wer sich unterfange ohne den Mittler Gott versöhnen zu wollen und eigne Werke zwischen Gott und seine Sünde zu stellen, der müsse einen Fall thun wie Lucifer, und Gott und Alles verlieren; die hohen Spekulationen von den schrecklichen Gerichten Gottes, wie er die Welt durch eine Sündfluth oder Sodom mit Feuer und Schwefel vom Himmel vertilgt habe, müßten in Verzweiflung stürzen; nimmer sei zu hoffen, daß man Heilsames und Tröstliches von Gott lerne und erkenne, man ergreife denn Christum, der nach des Vaters Willen für unsre Sünde sich in den Tod gegeben. „Sobald du aber dies Erkenntniß mit gewissem Glauben ergreifest, da verschwindet in einem Hui aller Zorn, Furcht und Zittern und wird an Gott nichts anders mehr gesehen, als eitel Barmherzigkeit, und solch Erkenntniß macht das Herz frisch und fröhlich, daß es gewißlich dafür halten kann, daß Gott nicht mit uns zürne, sondern uns herzlich lieb habe [1])."

Wie gewaltig der Eindruck bei ihm gewesen war — und zugleich noch ein Mal, wie sehr er gelitten, wie hart und schmerzlich er gerungen: man sieht es vielleicht am deutlichsten aus der seligen Freude, dem Seelenjubel, womit er das ersehnte, ihm nun gewordene Licht empfängt, der Herzensüberfülltheit, worin er noch in späteren Jahren kaum Worte zu finden weiß, die Empfindungen zu bezeichnen, welche das erste Aufleuchten desselben in ihm erweckt; aus der Begeisterung, womit er so oft noch in späteren Jahren von der Ueberzeugung redete und schrieb, der er die Errettung aus den Bedrängnissen seiner verkümmerten Jugendzeit, die Ruhe seines nachherigen Lebens, den festen Grund in allen Stürmen, seine ganze Freudigkeit in den Kämpfen, die er bestand, und alle seine Hoffnungen der Ewigkeit zu danken hatte.

Die Gerechtigkeit durch den Glauben.

Jene Ansicht, daß der heilige, die Sünde rächende Gott zugleich der gnädige, der erbarmungsvolle, das von ihm angenommene Opfer des Sohns das unzweifelhafte Zeugniß seiner

1) Zu Kap. I, V. 3—5, Walch VIII, 1599, 1630.

Gnade sei, nach welcher er auch die sündige Seele nicht verstößt, sondern wieder an sich zieht, indem er sich daran genügen läßt, daß sie sich gläubig ganz dem Erlöser hingibt, und daß es also, um zur Gerechtigkeit vor Gott, zu seiner Gnade zu gelangen, auf ein Verdienst, eine der Menschheit unerreichbare Lauterkeit nicht ankomme: diese Ansicht mußte sein ganzes Seelenbedürfniß stillen, sobald sie ihm ein Mal recht klar wurde, ihn ein Mal bis zu fester voller Zuversicht durchdrang. Es geschah, sie fand bei ihm ihren Ausdruck in dem prophetisch-apostolischen Worte: der Gerechte lebt seines Glaubens, durch den Glauben werden wir gerecht, und dies war nun von der folgenreichsten Bedeutung, was doch zum völligern Verständniß noch im Besondern zu erörtern ist.

Der in dem Wahrworte des Propheten und Apostels liegende Gedanke enthält den Kern der Theologie, welche von Luther und den sächsischen Reformatoren im Gegensatze zur scholastisch-katholischen Kirchenlehre ausgebildet wurde; er bildet die Grundlage der ganzen Anschauung und Gesinnung, in welche Luther von jetzt an mehr und mehr sich hineinlebte und worin er den unerschütterlichen Anhalt seines neuen geistigen Daseins, das Mark, woran er dieses Dasein nährte, fand; er ist der eigentliche Punkt, von welchem Luther's Angriffe auf die Scholastik, die Hierarchie, seine Kämpfe, sein Heldenthum, seine ganze reformatorische Thätigkeit ausgingen.

Der Angelpunkt der Weltgeschichte ist thatsächlich Christus. Mit ihm endet das erste Zeitalter, beginnt ein neues Leben der Menschheit. Dies größeste weltgeschichtliche Ereigniß beruhte eigentlichst nicht auf Lehre oder Gründung und Verbreitung einer neuen Philosophie, Religions- oder Sittenlehre, oder politisch-religiösen Ordnung, sondern auf der ganzen Erscheinung Christi, dem Eindrucke, den sie hervorbrachte, dem lebendigen Glauben, daß die Fülle der Gottheit in dem Menschen Jesu sich offenbart habe und daß die Menschheit durch engste Verbindung mit ihm dem Schöpfer zugewendet werde, den höchsten Zweck des Erdendaseins erfülle und alle der Kreatur erreichbare Vollendung und Seligkeit zu hoffen habe. Wesentlich bedingt war jener Eindruck durch ein lebendiges und tiefes Gefühl der Sünde und des aus ihr herstammenden Elends, in welchem Gefühle das

der Bedürftigkeit der Erlösung, Sehnsucht nach ihr und die höchste Fähigkeit sich erzeugte, die erlösende Kraft des Evangeliums zu erkennen, sich ihr ganz hinzugeben, sie auf sich wirken und von ihr sich durchdringen zu lassen, noch ein Mal in lebendigem Glauben. Denn so war der Eindruck der Erscheinung Christi, daß sie nicht etwa eine bloße auf Verstandeseinsicht beruhende Ueberzeugung gewirkt hätte, sondern der in ihr sich offenbarende göttliche Geist ergriff die Gläubigen, ging von ihr in sie aus, so daß er ihr ganzes Wesen erfüllte und umwandelte, daß sie ihre Verbindung mit Christo als die innigste und lebenvollste auffaßten, die ohne Gesinnung und That gar nicht sein konnte. Der Glaube war also Aneignung der Gottes- Welt- und Lebensanschauung Christi, seiner vollendeten Gottes- und Menschenliebe, Nachbildung seines Bildes in den einzelnen Gläubigen und ihrer Gemeinschaft, Nachfolge im Leben und bis zum Tode. In ihm den Abglanz des himmlischen Urbildes in seiner Schönheit, Güte und Größe, das Vorbild des mit Gott sich einigenden, zu ihm sich emporschwingenden, durch seine Gnade geheiligten und gesegneten Menschen in seiner Herrlichkeit erblicken — wie er in dem Gedanken leben, ein Werkzeug des Ewigen zur Hinausführung des Weltplans zu sein — wie er der Kraft und dem Siege alles Guten und Wahren unbedingt und freudig vertrauen — wie er dem göttlichen Willen gehorsamen und so unablässig gegen die demselben widerstrebenden Gelüste der sinnlichen Natur, gegen die Gott widerstrebende Welt kämpfen und in diesem Kampfe keine irdische Gefahr, kein irdisches Opfer, selbst das des Lebens nicht scheuen, ja ihn ansehen als höchste Freude wie Aufgabe des irdischen Daseins: das war der christliche, die alte Welt überwindende, die neue schaffende Glaube, und er die bewegende Grundursache, die Seele des ganzen christlichen Lebens.

Auch bei Luther entwickelte sich die Fähigkeit, Gott und den Erlöser in ihrer Herrlichkeit zu schauen und den Eindruck der Erscheinung des Erlösers als den freudigsten zu empfinden und sich ihm ganz hinzugeben, der Glaube, im lebendigsten und tiefsten Sündgefühle, und indem er im Gegensatze zu dem scholastischen Begriffe den Glauben so innerlich faßte und alle Gerechtigkeit von ihm abzuleiten begann, drang er zum eigentlichen

Kern und Mittelpunkte des Christenthums hindurch, dessen wahrer Geist und eigentliches Wesen ihm jetzt zuerst in Klarheit und Schöne vor Augen trat. Zugleich war seine neue Anschauung, freilich ohne daß er auch nur die leiseste Ahnung davon hatte, eine im tiefsten Grunde gegenkirchliche, reformatorische, weil das ganze herrschende Kirchenthum von allen Seiten, nach Lehre, Kultus, Verfassung und Regiment, in Widerspruch mit ihr stand. Der Gläubige ist schon durch seinen lebendigen Glauben in der innersten Tiefe seines Gemüths mit Christo und durch ihn mit Gott eins, er bedarf also keines Vermittlers zwischen Gott und sich, oder doch nur des Erlösers und Versöhners als solchen, auf keinen Fall aber eines Priesters. Der Glaube, das christlich belebte Selbstbewußtsein des Geistes und die freie Thatkraft des christlich-erneuerten inneren Lebens, durchdringt ihn ganz und schafft des Gottessohns Gott zugewendete Gesinnung in ihm: so bedarf er keiner Werke, keines Mönchsthums, keiner Genugthuungen und Büßungen, denn er ist wie er vor Gott sein soll, gerechtfertigt, versöhnt, geeint mit Gott, und das Bewußtsein davon gibt ihm eine Zuversicht und eine Freudigkeit, wie die blos äußerliche Werkheiligkeit sie am wenigsten geben kann. Der ganze Katholicism, wie Luther ihn gefaßt und wie er Luther ergriffen, stand und fiel schon mit der Ansicht, daß das Priesterthum fähig und nothwendig sei, die Verbindung der Christen mit Christo zu vermitteln. Bei der Ansicht, daß der Glaube gerecht macht, erscheint es sammt den Genugthuungen als überflüssig, ja als eine den Gläubigen vom Erlöser trennende Schranke, indem es dem Glauben die lebendige Innerlichkeit nimmt, die selbsteigene Freithätigkeit der Christen aufhebt, ihnen die Freiheit nimmt, sie abhängig macht vom Handeln der Priesterschaft.

Es war mehrfach die Rede davon, daß zu dieser Zeit in Folge vom Erwachen des gesunden Menschenverstandes, der Zunahme allgemeiner Kenntnisse, der neu belebten Beschäftigung mit den Alten, des Fortwirkens der doch nie ganz verloren gegangenen ursprünglichen Volksgesinnung und der einfachen Schriftlehre und eines mehrfachen Bestrebens, zu ihr zurückzukehren, sie heller zu erkennen, ein großer Theil der Gebildeten, des Mittelstandes und selbst der unteren Volksklassen die Ansicht aufge-

faßt hatte, es komme bei der Frömmigkeit und Gottwohlgefälligkeit nicht sowol auf Beobachtung äußerlicher Gebräuche oder gar auf solche Werke, deren Verrichtung einen höheren Grad von Heiligkeit zuwege bringen sollte, nicht auf Vermittlung der Kirche durch die Priesterschaft oder auf den Glauben im Sinne des künstlichen kirchlichen Lehrsystems, auf theologische Spitzfindigkeiten u. dergl. an, sondern auf Erkenntniß des allein wahren, weise und liebevoll die Welt regierenden Gottes, auf Verehrung desselben im Geist, ungeheuchelte Menschenliebe, gewissenhafte Pflichterfüllung, vor allen Dingen auf die Beschaffenheit des Herzens, auf die christliche Gesinnung. Nach sehr wesentlichen Punkten traf aber diese Ansicht genau mit dem Lehrsatze von der Gerechtigkeit durch den Glauben zusammen. Dieser wiederum war das Princip jener Theologie, die in Wesel einen ihrer tüchtigsten Vertreter gefunden hatte, von Wessel schon vor Luther's Geburt (er starb 1489) ausgebildet und seitdem vielfach verbreitet war, in einzelnen Kreisen fortlebte und recht eigentlich die Reformation vorbereitete, die in ihr, wie in jener humanistischen und volksmäßigen Ansicht einen empfänglichen und den allerempfänglichsten Boden fand. Die Denkart Staupitzens und der ihm gleichgesinnten Augustiner war eine ihrer Verzweigungen. Durch Staupitz und seinen Beichtiger trat sie jetzt an Luther heran und ihre Angemessenheit für ihn bei seinen dermaligen Zuständen, sein Gemüthsbedürfniß, sein tieferes religiöses Gefühl und sein fleißiges eifriges Schriftstudium führte ihn darauf hin, und zwar in solcher Weise, daß er ihre Grundüberzeugung mit glühender Seele erfaßte. Er hatte die volksmäßige und die humanistische Richtung, sofern sie Dem widerstrebten, was im Leben und in der Wissenschaft die Herrschaft behauptete, abgelehnt. Zum ersten Male nahm er jetzt abweichende Elemente der Zeit — auch die staupitzische Mystik gehört dahin — wirklich und lebendig in sich auf, theils indem sie von außen her ihn berührten und Gewalt über ihn übten, theils indem ihn seine innere Entwickelung darauf hinleitete. Sie waren in Andern und ausgebildeter längst auch da. Er sollte nicht in der Welt, die er verlassen, mit ihnen in Berührung kommen, sie finden. Fast ganz ursprünglich und selbständig entstanden sie, entfalteten, wuchsen und befestigten sie sich wenigstens in ihm zufolge seiner inneren Entwickelung.

Von großer Bedeutung war es dann weiter, daß er den wahren Geist des Christenthums zuerst in der paulinischen Auffassung desselben kennen lernte und sich aneignete.

Die pauliniſche Auffaſſung des Chriſtenthums. — Die geſetzliche Richtung der Scholaſtik, der Kirche des Mönchthums.

Der Apostel Paulus hatte das Wesentliche und Eigenthümliche des Christenthums am tiefsten und großartigsten aufgefaßt, er legte den ersten Grund zu einer christlichen Theologie, sein Feuer und seine Thatkraft zumeist hat die Kirche gegründet, das Evangelium vom Judenthume losgerissen und in die Welt hineingeführt. Die Religionen der ältern Periode waren sämmtlich partikularistisch, nur einzelnen Völkern bestimmt, wegen lokaler und nationaler Bestimmungen allein in ihnen möglich. Paulus faßte am hellsten unter allen Aposteln die weltgeschichtliche und providentielle Bedeutung der Person und Erscheinung Christi, die menschheitliche, die Bestimmung des Christenthums zur Weltreligion auf. Je lebhafter sein Eifer war, es als solche zum Bewußtsein und zur Geltung zu bringen, Menschen im Juden- und Heidenthume dafür zu gewinnen, in desto häufigere und heißere Kämpfe wurde er verwickelt. Aus den innern Gegensätzen des Christenthums einer- und des Juden- und Heidenthums andererseits erhob sich ein hartnäckiger Widerstand. Im Streite dieser Gegensätze bildete seine christliche Anschauung sich aus, und seine pharisäische Gelehrsamkeit gab ihm den Ausdruck, die Form seiner stets kämpfenden christlichen Theologie, die nur selten eigentliche Lehrentwickelung, fast immer Vertheidigung und Bestreitung ist.

So wenig die heidnische als die jüdische Welt erkannte den Menschen im Menschen, die gleiche Würde und das gleiche Recht, die Kindschaft Gottes in allen an. Wer nicht zum Volk gehörte, war fremd im schroffsten Sinne, oder gar Feind. Die

jüdiſche wie die heidniſchen Religionen waren überall eng mit den nationalen Denkarten, Sitten und Gebräuchen, den ſtaatlichen Einrichtungen verbunden, das Weltliche mit dem Göttlichen vermiſchend, dieſes herunterziehend, ohne jenes mit ihm zu durchdringen. So gewaltig herrſchte die ſelbſtſüchtige, beſchränkte, national-religiöſe Anſicht, daß ſelbſt die unmittelbaren Schüler Chriſti, die übrigen Apoſtel, den Gedanken nicht zu faſſen wußten, auch den Heiden ſei das Evangelium zu predigen, daß es dem geiſtreicheren und tiefſinnigern Paulus ſelbſt gegen ſie nur mit Mühe gelang, ſeinen Gedanken und ſeinen Plan, den in dem Eindrucke der Perſönlichkeit und Lehre des Erlöſers quillenden Strom eines neuen Lebens über die Grenzen Paläſtinas hinaus und in alle Welt hineinzuleiten, zur Anerkennung zu bringen.

Noch einen andern Gegenſatz fand der Apoſtel zu bekämpfen. Auch das Heiden- und noch mehr das Judenthum wollte Erlöſung und Verſöhnung bewirken. Allein die Mittel, götzendieneriſche Opfer und Geſetzerfüllung, waren unzulänglich. Durch ſie konnte die Sünde nicht ertödtet, ein neuer ſittlicher Lebenstrieb nicht geweckt, das Sündgefühl nur beſchwichtigt, das Bewußtſein der göttlichen Gnade nicht völlig und gewiß, nur Geſetzlichkeit und Gottesdienſt, nicht echte Sittlichkeit und Frömmigkeit geſchaffen werden. Die Opfer und die Vorſtellungen vom Wohnen der Gottheit an beſtimmten Stätten, Tempeln oder welchen ſonſt ſind die alten Zeichen der Abgötterei. Noch nicht einmal das religiös höher ſtehende Judenthum hatte von ihr ſich gänzlich befreit. War der Moſaismus freier vom Götzendienſte, ſo war ſein Geſetz doch Zwangsgeſetz, welchem, als etwas äußerlich Gegebenem, durch Drohung Eingeſchärftem zu gehorſamen war und dem mit dem Gefühle des Zwanges Gehorſam geleiſtet wurde. Es war Buchſtabe, wie der Apoſtel es bezeichnet, blieb äußerlich, durchdrang den ganzen Menſchen nicht, heiligte nicht die Geſinnung, brachte nicht Leben und Freiheit, umgekehrt, der Buchſtabe tödtete, wie der Apoſtel es ausdrückt, und flößte doch Tugendſtolz ein. Nach jüdiſcher Denkart machte der, ob auch widerwillig geleiſtete Gehorſam gegen das moſaiſche Ceremonial- und Sittengeſetz die Werke, mochten ſie in Opfern, Heiligung des Sabbaths oder in Enthaltung vom Todtſchlag ꝛc.

beſtehen, gerecht vor Gott, den Ungehorſamen war Jehovah ein ſtrenger Richter und Rächer. Der Gehorſam iſt niemals ein völliger, ſo war das Geſetz anklagend und verdammend. Genau hing dieſe ganze geſetzliche Richtung mit den durch den Moſaism gegebenen Vorſtellungen von der Gottheit zuſammen. Weder durchgebildet, noch in die allgemeine Denkart durchgedrungen war die vorevangeliſche einzelner hellerer und tieferer Geiſter, der Propheten, denen der Buchſtabe des Geſetzes wie der Opferdienſt als ungenügend erſchienen war zu echter Gottesfurcht und Gottwohlgefälligkeit. Nur zur Sehnſucht und Erwartung, nicht zur Erfüllung hatten ſie einen ihnen vorſchwebenden Zuſtand zu bringen vermocht, wo eine allgemeinere und reinere Gotteserkenntniß und Menſchenliebe im Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit die Menſchen einigen und heiligen, ein neuer, auf Erkenntniß des in den Herzen der Menſchen gepflanzten göttlichen Geſetzes und freiern Gehorſam gegen daſſelbe ruhender Bund mit Gott geſtiftet werden würde.

Auch in der heidniſchen Welt fehlte die geſetzliche Richtung nicht und hing auch in ihr mit den in ihr gegebenen Vorſtellungen von der Gottheit eng zuſammen. Auch in ihr fehlte es an äußerlichen Satzungen nicht und ſelbſt das in die Herzen aller Menſchen geſchriebene Sittengeſetz, ſofern ſie es erkannte und anerkannte, war ihr Zwangsgeſetz, gleichfalls anklagend und verdammend, unfähig zu befreien und zu beleben. Die geſetzliche Richtung trat in ihr gleich dem Erlöſungs- und Verſöhnungsbedürfniſſe in dem Götzen- und Opferdienſte, in der Moral, der „Rechtſchaffenheit“ der Griechen und Römer hervor, die der jüdiſchen und katholiſch-chriſtlichen Werkheiligkeit nahe verwandt iſt, der „Gerechtigkeit ſo vor der Welt ſcheinet und aus dem Geſetz kommt, davon auch die Heiden zu guter Maaßen zu lehren wiſſen,“ wie Luther bemerkt [1]). Stellte ſich in der heidniſchen Welt die geſetzliche Richtung weniger ſchroff heraus, ſo lag dies lediglich daran, daß in ihr das göttliche und Sittengebot minder allgemein und beſtimmt erkannt und anerkannt wurde. Die religiöſe und ſittliche verhältnißmäßig reinere und doch noch

1) Ausführl. Erklärung des Galaterbriefs zu Kap. 3, V. 10. Walch VIII, 2121.

verunreinigte Anschauung der Gebildeten und Edeln im Heidenthume war Ausnahme. Im Ganzen und Großen war die Aufklärung der Griechen und Römer nur die der Leichtfertigkeit des Denkens und der Sitten. Es herrschte der Skepticism neben dem Aberglauben und erfüllte die Weisen mit Stolz, der die Liebe ausschloß, welche mit Allen sich eins fühlend, Alle zu erheben trachtet; es herrschte das Trachten nach sinnlichem Wohlbehagen, und während das Natürliche vergöttlicht wurde, blieb die Herrschaft desselben und der Sünde und Schuld unerschüttert, weil ein echtes, glaubensinniges Streben nach Sittlichkeit und Wahrheit, nach Versöhnung und Einigung der Menschheit und Gottheit, ein heller fester Glaube an einen höheren Ursprung und ein höheres Ziel der Menschheit und des Erdenlebens mangelte, und mit ihm der Glaube an die Kraft und den nothwendigen Sieg des Wahren und Guten, die Kraft und der Wille, die sinnlichen Triebe zu zähmen, die selbstsüchtigen Neigungen zu beherrschen, das Irdische zu verschmähen oder zu wagen wo es galt, die Idee frei geltend zu machen oder zu behaupten wider die eigene Lust oder menschliche Uebermacht oder Drohung. Fehlte es am Heroism aber nicht, so mangelten diesem doch die besten Beweggründe und die höhere Weihe, so nahe auch Einzelne in der heidnischen Welt der Höhe der christlichen, sittlich-religiösen Denkart und Gesinnung gekommen waren.

Indem Paulus nun das Christenthum im Gegensatze zum Heiden- und Judenthume als universelle, geistige, befreiende und mit Gott einigende Religion geltend zu machen strebte, drehte sich seine ganze Darlegung um die Sätze: das Christenthum, die letzte und höchste Offenbarung des allwaltenden Gottes, ist Evangelium und Geist, nicht Gesetz und Buchstabe; Gott ruft durch Christum Alle, Allen Gnade verkündend, zu sich, frei sind die Gottes-Kinder, die Christen sind, indem sie innerlich wiedergeboren werden, im Geiste leben mit Christo, in welchem Gott die Welt mit sich selbst versöhnte und mit welchem wiederum nur der Glaube einigt, der allein gerecht macht. In diesem letztern Satze liegen wieder alle andern, wenn man den Glauben als vollkommene Aneignung der Denkart und Gesinnung des Erlösers, engstes Anschließen an ihn, innerlichstes Einswerden mit ihm versteht, wie auch Paulus ihn so faßt, obwohl nicht

immer. Denn häufig bezieht er ihn fast ausschließlich auf den Opfertod des Erlösers, wobei sowol seine Ansicht vom Sündenfalle, als seine Richtung auf Befreiung, insbesondere auf Zerstörung des Götzen- und Opferdienstes einwirkte. Um den Wahn von der Kraft der Opfer aus den Herzen zu reißen, kam er um so beflißner auf die Vorstellung zurück, daß das Opfer des Erlösers das allein genügende sei. Sie ist nicht die einzige der Vorstellungen, durch welche seine Auffassung des Christenthums, indem er es den Banden des Judenthums zu entreißen strebt, im letzteren noch befangen erscheint, zumeist freilich nur der Darstellung, der Einkleidung seiner Gedanken nach, deren Fülle, Flug und Feuer das Verständniß nicht selten ebenso sehr erschwert, als ihre durch des Schreibenden Bildung und Polemik bedingte Form, ihre Beziehungen auf eine Denkart und Verhältnisse, welche andern Zeiten sehr fern liegen.

Es war nur das Natürliche, daß Luther in der Lehre des Apostels den Begriff des Glaubens, gleichfalls vorwaltend und zumal für jetzt, in jener engeren Bedeutung auffaßte. So wurde er in Staupitzens Theologie gefaßt, so eben war er ihm am willkommensten und am geeignetsten bei seinen jetzigen Zuständen und sonstigen Begriffen sein Gemüthsbedürfniß zu befriedigen. Gerade in dieser Auffassung erschien ihm die paulinische Lehre wie ein heller Stern der Rettung in finsterer, angstvoller, langer Nacht, brachte sie ihm Trost, Frieden und Genesung, erlöste sie ihn aus einer Hölle. Erklärlich genug, wenn er um den in ihr liegenden Trost aufs tiefste zu empfinden, sie überall suchte und fand, daß er sich in ihr nach allen Seiten immer mehr zu befestigen strebte, je lieber sie ihm sein mußte und immer mehr wurde, je saurere Mühe es ihn gekostet und noch ferner kostete sich ihrer ganz zu bemächtigen, je schwerere Kämpfe er um sie zu bestehen hatte und je länger und je mehr er ihre Kraft erprobte. Sehr nahe lag da freilich die Gefahr, die so leicht eintritt, wenn man den Gedanken sich aneignet, der in einem Ausspruche, einer Lehre liegt, die Gefahr, mehr oder minder den der Person des Lehrenden eigenthümlichen Ausdruck mit dem Inhalte zu verwechseln und auch das Zufällige und Zeitliche an diesem als nothwendig und wesentlich zu nehmen. Es kam darauf an, wiefern es Luther gelang, zum reinen Gehalt der apostolischen Lehre

hindurchzudringen und von den in ihr nicht ganz überwundenen und sie trübenden Bestandtheilen jüdischer Denkart sich loszumachen. Man muß sagen, daß es verhängnißvoll für seine innere Entwickelung und äußere Thätigkeit, deren Erfolge und den Gang der Ereignisse geworden, daß ihm der Geist des Christenthums zuerst in solcher Stimmung, unter solchen Umständen, in der Form der paulinischen Theologie offenbar wurde, und daß er in letzterer mit größester Lebendigkeit gerade die Vorstellung auffaßte, nach welcher der rechtfertigende Glaube ganz speciell auf den Opfertod des Erlösers bezogen wird. Es erklärt sich noch mehr daraus, daß er selbst in der Ansicht von der Nothwendigkeit eines Gott versöhnenden Opfers lebte, die eben erst durch sein junges Priesterthum und seine Vorbereitung darauf in ihm von Neuem angeregt und befestigt war; daraus daß die Vorstellung von Gott als einem strengen Richter des Bösen so fest bei ihm haftete, daß er so schwer ängstende Schrecken vor demselben empfand und nichts mehr bedurfte als eines recht kräftigen, einen freudigen Eindruck wirkenden, ein heiteres Bild darbietenden Erweises der göttlichen Gnade.

Ebenso leicht erklärt sichs überhaupt, daß gerade die paulinische Auffassung des Christenthums ihn so gewaltig faßte und festhielt. Einmal bestand eine enge Wahlverwandtschaft zwischen seiner und des Apostels Gemüths- und Sinnesart, die er natürlich herausfühlte, die ihn anzog. Es wurde schon darauf hingewiesen, sie tritt hier wieder hervor. Paulus war ein scharfer Dialektiker, zugleich aber mit einer bisweilen übermächtigen Phantasie begabt, voll des tiefsten Gefühlslebens. Er ist Eiferer für das Judenthum; die Christen zu verfolgen eilt er von Jerusalem nach Damask, da wird ihm die Herrlichkeit des Christ, den er verfolgt, in einer Erscheinung offenbar, das Ergebniß eines Augenblickes, der alle die Eindrücke in ihm aufweckt und zum lebendigsten Bewußtsein steigert, die der Erlöser bereits in seinem Innern ihm unbewußt hervorgebracht. Ebenso Luther. Auch er ist Eiferer für das Gesetz, das herrschende Kirchenthum, begabt mit Verstandesschärfe und Gemüthsfülle, in sich gewendeten und thatkräftigen kriegerischen Sinnes. Er ähnelt dem Apostel bei seinem Gelübde, Mönch zu werden, und in dem Augenblicke, wo der Gedanke, daß der Gerechte seines Glaubens lebe, seine Nacht

durchblitzt, so daß er den Himmel selbst geöffnet zu sehen glaubt. Doch ist hier auch eine Unähnlichkeit nicht außer Acht zu lassen. Was von des Apostels Bekehrung erzählt wird, erscheint wie eine Vision, und von dergleichen ist bei Luther auch in jenen erregten Augenblicken keine Spur zu entdecken. Paulus rühmte sich besonderer Offenbarungen, nicht durch Mittheilung von den unmittelbaren Jüngern des Herrn wollte er seine Kunde des Evangeliums haben. Luther hielt sich dagegen stets an das sichere Schriftwort und wollte von einem im Innern aufgehenden Lichte, das zur Erkenntniß führe, nichts wissen, woher namentlich die Hartnäckigkeit und Hitze seiner Kämpfe und Leidenschaften wider die „Schwärmer" und „Schwarmgeister." Das Evangelium war ihm freilich eine Lehre, die sich durch Menschenfleiß, Mühe und Weisheit nicht lernen lasse, sondern durch Gott offenbart werden müsse, jedoch so daß dies eben nur bei eifrigem Lesen, Studiren, Schriftforschen geschehe. In genauem Zusammenhange damit steht sein standhaftes und eifriges Dringen auf Festhalten am Wortsinne der Schrift. Auch in dem Zeitabschnitte, den Augenblicken, wo er sich am kühnsten über den Text und die Autorität des Buchstabens der Schrift erhob und wo er den Glauben als innerste, freieste Lebensthätigkeit, eigenste Gesinnung, tiefstes Selbstbewußtsein faßte, verwarf er entschieden die das Evangelium nur etwa als Anknüpfungspunkt gebrauchende, nicht aber gründlich erforschende und das so Erforschte zur Grundlage nehmende Willkür der Phantasie, Spekulation und mystischen Uebersteigerung. Wiederholt hat er ausgesprochen, daß er weder durch Zeichen noch besondere Offenbarungen gelehrt worden, auch Gott niemals um Zeichen, vielmehr um das Gegentheil gebeten habe, damit er sich nicht überheben und vom Worte durch Betrug des Satans abgezogen werden möchte. „Ich hab mein Gott sehr oft gebeten," sagte er einst über Tische, „er wolle mich kein Gesicht oder Wunder sehen, oder nicht in Träumen berichten lassen, denn ich habe genug am Wort zu lernen, das ist gewiß, wahr, standhaftig und gibt Weisheit, Trost, Friede, Freude und allen die es bewahren das ewige Leben; Gott behüte vor falschen Glosen [1])." So fand er auch eben jetzt schriftforschend

1) Ausführl. Erkl. d. Galaterbriefs zu Kap. I. V. 16 ff. Walch VIII,

gerade was er suchte und wurde plötzlich nicht ein anderer, sondern der er zu werden strebte.

Die paulinische Auffassung zog ihn sodann dadurch so mächtig an, daß sich des Apostels Theologie in dem großen Gegensatze bewegt, von der Herrschaft der Sünde, die seit dem Falle des ersten Menschen gewährt, und von der Erlösung zur Freiheit von der letztern, die durch Christum, gleichsam den Erzeuger einer neuen Menschheit, gekommen, ein neues Weltalter bezeichnend und begründend. Schon dieses deutet darauf hin, daß Paulus, worin ihm Luther eben ganz begegnete, von einem starken, auf tiefer Selbsterkenntniß, einem ernsten Sittlichkeitsstreben, einem lebhaften Bewußtsein der Größe des Schöpfers und der Abhängigkeit der Kreatur ruhenden Gefühle der menschlichen Hülflosigkeit und Mangelhaftigkeit beseelt war. Daher bei ihm die lebendige Empfindung des Bedürfnisses der Erlösung, die gänzliche Hingebung an den Erlöser, sein Eifer, den Unfreien die Freiheit zu bringen, ein Eifer, der sich stets auf Zustände bezieht, ganz denen ähnlich, in welchen Luther lebte und in welchen der Grund seiner Bedrängnisse lag. Die Anschauungen und Begriffe, von welchen er seine Zeit zu erlösen trachtete, waren theils dieselben, theils denen nahekommende und verwandte, die Luther beherrschten und wovon eben sein Lehrtypus den letztern befreite. „Mögen Andere selbst zusehen, sagt Luther, was sie in der Theologie der Schule gelernt haben. Ich weiß und bekenne, daß ich nichts darin gelernt habe denn Unwissenheit der Sünde, Gerechtigkeit, Taufe und des ganzen christlichen Lebens, nichts aber davon, was Kraft, Werk, Gnade, Gerechtigkeit Gottes, Glaube, Hoffnung, Liebe sei. Kurzum, ich habe in ihr nicht blos nichts gelernt, was zu ertragen stände, sondern nur gelernt was wieder vergessen werden muß und der Schrift ganz zuwider ist. Dort hatte ich Christum verloren, den ich jetzt in Paulo wiedergefunden habe [1])“

1694, 1698. Kurze Ausleg. des Jesaias zu Kap. 8. V. 20 ff. Walch VI, 125. Mathesius, 13. Predigt.

1) Erläuterungen zu seinen leipziger Disputirsätzen, Opp. lat. ed. Jenens. I, 393.

Es war eben vor Allem die gesetzliche Richtung der Scholastik, der Kirche und insbesondre des Mönchsthums, wodurch er „Christum verloren“ hatte, und der Gegensatz der paulinischen Theologie gegen diese Richtung, wodurch er ihn wiederfand. Allein die Polemik des Apostels und die derselben zu Grunde liegende Anschauung, wonach der Eindruck der Herrlichkeit des Erlösers in den sich ihm Zuwendenden den freien Trieb erzeugen sollte, dem göttlichen Willen auch ohne Gesetz zu leben, so daß der Buchstabe Geist in ihnen würde — des Gesetzes Erfüllung ohne Gesetz, die herrliche Freiheit der Kinder Gottes — war vom Anfang vielfach gar nicht oder nur mangelhaft gefaßt. Die Kirche konnte nicht in vollkommener Freiheit von der gesetzlichen Richtung gegründet werden, die in den mittleren Jahrhunderten wieder zur überwiegenden, ja alleinherrschenden wurde. Mit heidnisch-jüdischen Vorstellungen, Gebräuchen und Einrichtungen, mit alttestamentlicher Ueberlieferung und antiker Philosophie drang sie in die Lehre, den Kultus, die Verfassung der Kirche ein und fand in der Hinneigung des „natürlichen Menschen“ zu ihr und in dem Mangel an höherer Bildung bei den rohen Nationen, welche in die Kirche aufgenommen wurden, eine starke Stütze. Ja das Bedürfniß einer sittlichen Erziehung der Barbaren und das darauf eingehende Bemühen der römischen Kirche führte darauf hin, daß unter ihren Händen das Christenthum „Völkerpädagogik,“ Gesetz wurde und in der verhüllenden Form kirchlicher Satzungen vornämlich seine sittlichen Kräfte entfaltete [1]). Erwarb sich aber die Kirche hierdurch ein wesentliches Verdienst, so hielt sie sich dabei doch auch von Eigennutz, Uebertreibung und Verirrung nicht frei. Das Christen- und Kirchenthum der mittleren Jahrhunderte stellt sich zuletzt geradezu als in ein neues christlich modificirtes Heiden- und Judenthum verwandeltes dar. Zumal mit dem letztern erscheint es nach seiner vorwaltenden Richtung wieder verwandt. Die christliche Religion war wieder zu einem Inbegriff von äußerlichen Geboten und Verboten geworden, an welche ebenso äußerliche Verheißungen und Drohungen geknüpft waren, die dann zu nicht minder äußerlichen Mit-

1) Ullmann, Ueber den unterscheidenden Charakter des Christenthums, in Studien und Kritiken, 1845, 14.

teln trieben, des verheißenen Lohns theilhaftig zu werden und der angekündigten Strafe zu entfliehen. Statt Moses war Christus Gesetzgeber, dessen Statthalter der Papst, statt Jehovah der Christengott strenger Rächer geworden. Paulus hatte das mosaische Gesetz dargestellt als Zuchtmeister bis auf Christum, an seine Stelle war eben so zuchtmeisterlich das kirchliche Gesetz getreten, organisirter und eingreifender als das bürgerliche, wie überhaupt die dem Papstthume unterworfenen Länder einen dem jüdischen Priesterstaate ähnlichen priesterlichen Christenstaat darstellten. An die Stelle der jüdischen Hohenpriester und Schriftgelehrten waren der Klerus und die Kirchenlehrer getreten. Die Priester waren die Vollstrecker des Gesetzes. Vollkommener als die Laien erfüllten sie, nochmehr die Ordensgeistlichen, am allermeisten die Heiligen dasselbe, die noch mehr thaten. Die ganze Kirche, die Priester und Mönche zumal, waren durchdrungen von der Ansicht, daß die Werke gerecht machten, von der Einbildung, daß Werkgerechtigkeit zur Heiligkeit, Versöhnung und Seligkeit führe, und die Scholastiker waren die Schriftgelehrten, die diese Lehre dialektisch ausbildeten und das neue Testament in ihrem Sinne glossirten und seinen Inhalt alterirten, wie die Rabbinen das alte Testament [1]).

Hierarchische Anliegen und geringe Bildung der Zeiten, in welchen die Kirche sich entwickelte, hatten zusammengewirkt, die letztere in diese Richtung und Gestalt hineinzubringen. Sie hatte das religiöse Bedürfniß darin nicht ganz unbefriedigt gelassen. In welchem Maße sie es früherhin befriedigt, darauf kommt es uns hier nicht an. Wir haben uns an die Thatsache zu halten, daß sie ihm jetzt nicht mehr wie früherhin genügte, weil sie ausgeartet, noch viel eigensüchtiger geworden war und ihre bessern Absehen mehr und mehr aus den Augen verloren hatte, und weil die allgemeine Bildung vorgeschritten war, der Geist der Nationen der sinnlichen Anschauungsweise mehr und mehr entwuchs, die schon längst einzeln vorgekommene Sehnsucht nach lebenvolleren religiösen Begriffen und einer innerlichern Religiosität in den germanischen Völkern sich steigerte und verallgemeinerte. Statt die Hand zu bieten zu einer entsprechen-

1) Ullmann, Reformatoren, I, 97 f.

den Gestaltung des Christenthums, zu dessen Wiederentfaltung als Evangelium, war die Hierarchie nur bemüht, gleich den jüdischen Schriftgelehrten und Obern die kirchliche Zucht und Obergewalt auch über die zur Mündigkeit reifenden und strebenden Geister fort und fort zu üben und zu behaupten. Es gelang ihr so wenig gegen den fortwirkenden Geist des Erlösers, wie es jenen wider diesen selbst gelungen war. Das innerste Gemüth der germanischen Völker drängte zum Erfassen des freien Evangeliums hin. Ein Zeichen davon war es, daß die gesetzliche und zuchtmeisterliche Richtung und Gestalt der Kirche als unevangelisch, ungenügend und verderblich allgemeiner erkannt und getadelt zu werden anfing. So bezeichnet Erasmus in einer seiner gelesensten Schriften, die um diese Zeit erschien, dem Handbuche des christlichen Streiters, den ganzen priesterlichen, nur in der Werkheiligkeit wurzelnden und darin sich auflösenden Gottesdienst geradezu als einen Abfall vom Evangelium zum gemeinen Judenthume, wozu die Unzahl der Mönche und unwürdigen Priester die Christenheit verleitet habe und worin sie dieselbe durch List und Gewaltmittel aller Art festzuhalten suche, was er denn mit den lebendigsten Farben umständlich ausführt. Nur auf Erasmus mag hingewiesen werden, weil er, der gelesenste und einflußreichste Schriftsteller jener Zeit, eine weitverbreitete Ansicht und Stimmung und am meisten gerade in dieser Beziehung aussprach. Auch Luther's Auffassung stimmt mit der seinigen überein. Von jüdischen gottesdienstlichen Gebräuchen redend, weist er von einer ganzen Reihe christlich-kirchlicher nach, daß sie von „unsern Affen," den christlichen Priestern aus dem Judenthume in die Kirche verpflanzt worden [1]). Mit so vielen Dekreten der Päpste, sagt er, so vielen Satzungen und Bräuchen sei die Christenheit beschwert, daß man wol auf den Gedanken kommen müsse, das Gesetz Mosis sei doppelt und dreifach in sie zurückgeführt, wie denn das Ergebniß auch da sei, Pharisäism und Verhinderung der Leute, zu echter Frömmigkeit zu gelangen [2]). Das Christenthum sei nicht nach Christo

1) Ausleg. des 51. Psalms, zu V. 7. Walch V, 806.

2) Kurze Ausleg. des 23. bis 25. Psalms, zu Ps. 24, V. 6. Walch IV, 2247.

und auf evangelisch, sondern nach dem Gesetz und auf mosisch aufgefaßt und behandelt. Das Papstthum habe „die Welt voll Juden gemacht," Evangelium und Gesetz vermengt, und das christliche Judenthum sei noch viel ärger als das jüdische [1]). Denn die gottesdienstlichen Satzungen in jenem hätten doch auf göttlicher Einsetzung beruht, wogegen die der christlichen Priesterkirche aus menschlicher Willkür hervorgegangen wären und die freie christliche Anbetung wider den göttlichen Willen in einen Zwangsdienst verwandelten [2]). „Unsre Juden machen's viel gröber und ungeschickter. Jene Juden hatten doch einen redlichen Schein, daß Gottes Gesetz sie band: unsere Juden, der Papst mit seinen Papisten, treiben uns auf lauter Menschengesetze, und ihre eigenen Fündlein, die Gott verboten hat; und schreien fast sehr von der edlen Tugend, Gehorsam, daß ohne dieselbe möge Niemand selig werden, und durch sie Jedermann selig werde: deuten aber denselben Gehorsam nicht auf Gottes Gebot, sondern auf ihre Gesetze und Fündlein [3])." Bis zur Erkenntniß des Gesetzes hätten es auch die Heiden gebracht. Die Mönche wollten es besser machen als die heidnischen Philosophen, ständen aber weit hinter ihnen zurück, indem sie sich einen Gott vormalten, der droben sitze und Kappen und Platten zuschneide, Stricke, härne Hemden und hölzerne Schuh mache, damit, wer sie anziehe, nicht bloß für sich den Himmel habe, sondern auch Andern hineinhelfen könne, was aber Blindheit über alle Blindheit und um nichts besser als Ochsen und Kälber anbeten, und viel geringer sei, als die Forderung der Bessern im Heiden- und Judenthume, die auf Gesetzerfüllung beständen [4]). Moses und Cato wären viel besser gewesen. Von dem Unterschiede des Gesetzes und Evangeliums finde man nicht einen Buchstaben in allen Büchern der Mönche, Kanonisten und

1) Vom Anbeten des Sakraments des heiligen Leichnams Christi, Plochm. XXVIII, 406. Ausführl. Erklärung des Galaterbriefs, zu K. 2, V. 14. Walch VIII, 1791.

2) Ausleg. des 51. Psalms, zu V. 7. Walch V, 807.

3) Kirchenpostille, Plochm. VII, 308.

4) Ausleg. des 1. u. 2. Kapitels Johannis, zu K. 1, V. 18. Walch VII, 1623 ff.

Sophisten; in allen Schulen und Kirchen sei etliche hundert Jahre daher nichts Rechtes von jenem Unterschiede gelehrt und gepredigt worden, wodurch denn die armen Gewissen in große Gefahr und Schaden gerathen wären, denn wo man Gesetz und Evangelium nicht deutlich und richtig unterscheide, sei es unmöglich die christliche Lehre ungefälscht zu erhalten; das Gesetz gleiche der Hand, die sehr nützlich den Weg zeige, aber ihn nicht führe, die Kraft nicht gebe, ihn zu wandeln; es gleiche einem Spiegel, der die Sünde offenbare und den strafenden Gott, und eben dadurch Verzweiflung anrichte [1]). Ihm habe die Konfusion der Vermengung von Gesetz und Evangelium über dreißig Jahre zu schaffen gemacht, so daß er Christum nicht dafür halten können, daß er ihm gnädig sei, und Gerechtigkeit vor Gott durch der Heiligen Verdienst habe erlangen wollen. „Ach, was haben wir Maria geküßt [2])!" Darum sei der Zustand der Kirche ein entsetzlicher gewesen. „Denn da sahe noch hörete man nichts, das ein Herz in seiner Angst und Noth hätte können trösten und aufhalten, ohne daß man im Jahr einmal schwerlich lehrete die Historie vom Leiden Christi; daraus man ein wenig sehen konnte, wo man Vergebung der Sünden suchen sollte. Das andere Alles (so gesungen, gelehret und geprediget ward) weisete von der Verheißung der Vergebung der Sünden auf eigene Gerechtigkeit. Darum haben wir gesehen, daß in vielen Klöstern Leute durch ihr ganzes Leben in Schwermüthigkeit und Verzweiflung daher gingen, und endlich im Kampf des Gewissens vor Leid und Angst sturben. Die andern Brüder thaten (dieweil die Lehre unbekannt war) nichts, denn daß sie dabei stunden und abgöttischer Weise die Heiligen um Hülfe anriefen. So mußten die armen Leute ohne alle Hoffnung, Hülfe und Rath, in der höchsten Angst des Gewissens, dahin sterben Ist aber das nicht ein schrecklich Ding gewesen? Denn nichts Schrecklichers ist, als in Sünden sein und nicht haben noch wis-

1) Das. zu K. 1, V. 17. S. 1611 ff. Ausführl. Erklärung des Galaterbriefs, zu K. 3, V. 19. Walch VIII, 2260. Vermischte Predigten, Plochm. XIX, 243.

2) Ausleg. des 1. u. 2. Kapitels Johannis, zu K. 1, V. 17. Walch VII, 1615.

sen können Vergebung der Sünden oder Trost und Verheißung der Gnade [1])."

Das war es, die als Rechtfertigung des Sünders vor Gott gedachte Versöhnung, was er gesucht und jetzt gefunden; gefunden in dem den Geist und die Liebe belebenden Glauben an den gotteinigen Erlöser; denn dieser Glaube vermittelte sie, nachdem Christus die Erlösung vollbracht. Er hatte die ersehnte Einigung mit Gott gefunden in der paulinischen Theologie. Der Apostel hatte ohne Gemüthsbefriedigung in den geistigen Banden des den schärfsten Ausdruck der gesetzlichen Richtung des Judenthums bildenden Pharisäism gelegen, der in äußerlichen Werken statt in der frommen Gesinnung das Ziel der Frömmigkeit suchte, in welchem er aufgewachsen und gelehrt gebildet war. So war Luther ohne Seelenstillung von dem christlichen Pharisäism, demselben Gesetzthume seiner Zeit, gefesselt gewesen und noch tiefer durch seine Erwählung des Mönchsstandes in dasselbe verstrickt. Denn das Mönchsthum war der schärfste Ausdruck der gesetzlichen Richtung der Kirche und Rückfall zum Juden- und Heidenthume überhaupt durch die letztre und insbesondre durch seine eng mit ihr zusammenhängende Moral, welche das Böse in der Natur, der Aeußerlichkeit suchte. Nach der paulinischen Auffassung aber war das Böse Verschuldung, freie Geistesthat, einer solchen selbst als allgemeine angeborne Verderbniß entstammend, und nimmer genügte Ueberwindung einzelner Aeußerungen der Sünde — das Höchste, wohin durch Gesetzerfüllung zu gelangen — sondern es kam darauf an sie in ihrem Grunde aufzuheben, was nur durch die als Wiedergeburt, innere Geistes- und Lebenserneuerung gefaßte Buße möglich, wozu das im Glauben zu erfassende, zum Glauben weckende Evangelium aufrief. Da die Theologie des Apostels gerade recht ausdrücklich auf Befreiung von der heidnischen und jüdisch-gesetzlichen Richtung ging, so konnte nichts willkommener und angemessener für Luther sein, dessen Innerstes gegen die letztre sich auflehnte, die durch den Katholicism, insbesondre Scholastik und Mönchthum, worin sie wieder zum Vorschein gekommen, ihn gefaßt hatte. Der Apostel hatte seine Theologie eben im Kampfe wider jene Richtung und zum Behuf dieses Kampfes ausgebildet, den Kampf, welchen Luther vorerst innerlich eben auch begonnen. So hätte er sich nicht besser als durch sie in der Auffassung des Christenthums als Geist und Evangelium befestigen können, und eben sie lieferte ihm ein schon fertiges Rüstzeug, bereite Waffen für seinen Streit.

1) Ausleg. der Genesis, zu K. 3, V. 13. Walch I, 328.

Indeß verging noch eine lange Zeit, ehe dieser ein äußerlicher wurde. Zunächst hatte er die gesetzliche Richtung — er befand sich über dreißig Jahre in der Konfusion — noch in sich selbst zu bekämpfen, wo sie noch immer sehr mächtig, die paulinisch-evangelische noch sehr lose und unklar war.

Unsicherheit — Hemmnisse.

Denn man darf nicht glauben, daß er jetzt zu voller Klarheit und Gewißheit gelangt wäre, trotz dem daß er sagt, als er die wahre Meinung des Apostels, wenn derselbe vom Glauben und Gerechtigkeit rede, verstanden, sei ihm die ganze Schrift geöffnet. Das ihm gewordene Licht war nur der erste hellstrahlende Schein des aufgehenden und durch Nebel wieder verdunkelten Tagsgestirns, oder gar nur das Aufleuchten eines seine Nacht auf Augenblicke erhellenden Blitzes gewesen. Er war und blieb in Erfurt der eifrigste Mönch und Priester. Seine angeführten Aeußerungen über sein Messelesen und Heilgenanrufen und stetes Traurigsein dabei beziehen sich noch auf diese ganze Zeit. Die „Anfechtungen" kehrten noch immer wieder und mit ihnen die eingewurzelten Vorstellungen, und mehr oder minder entschwand ihm dann die feste Zuversicht zur göttlichen Gnade, die nach seiner Erfahrung „ohne großen Kampf und Streit" weder errungen noch erhalten werden konnte [1]). Die scholastische Kirchenlehre beherrschte ihn noch immer, wenn auch nicht mehr ausschließlich; noch sehr viel fehlte daran, daß er die pauliniſche Theologie sich ganz angeeignet hätte. Es geschah überhaupt nur sehr allmälig. „Niemand soll denken," sagt er, „er könnte den Artikel von christlicher Gerechtigkeit auf einmal gar auslernen.

1) Ausleg. des 51. Psalms, zu V. 9. Walch V, 843.

Das aber sollen Christenleute thun, St. Paulum oft und wohl durchlesen, und was an einem jeden Orte vor und nachgehet, ja alles, was, er geschrieben mit Fleiß gegen einander halten und vergleichen, so werden sie seine wahre Meinung finden[1])." Er selbst hatte sie so und nur so gefunden. Ja, man könnte zweifelhaft werden, ob der Augenblick, in welchem sie ihm urplötzlich klar wurde, noch in seine erfurter Mönchszeit fällt. Es mangelt dem Berichte eine genaue Bestimmung der Zeit, aus seiner noch so lange fortdauernden Unsicherheit möchte man schließen, daß der Vorgang ein späterer gewesen, und dies scheint sogar durch eigne Aeußerungen von ihm bestätigt zu werden. In der Vorrede zum ersten Theile seiner lateinischen Werke erzählt er, was ihm oben nacherzählt wurde, daß ihn das Wörtchen Justitia Dei am Verständniß Pauli gehindert, daß er es gehaßt und daß er sich wie neugeboren gefühlt, als er zum Verständniß gelangt sei; und dies Alles erzählt er ausdrücklich als Ereigniß aus den Jahren 1519 und 20. Allein zu jener Zeit hatte er die paulinische Auffassung längst zum Mittelpunkte seiner Theologie gemacht, und eben daraus war der ganze bereits mehrjährige Streit entsprungen. Nach Melanthon sagte er selbst, der alte Beichtiger habe ihn auf den richtigen Sinn des Spruches: der Gerechte lebt seines Glaubens, hingewiesen. Er sucht darauf die Bewährung und findet sie, was doch in einem so engen Zusammenhange steht, daß man nicht wohl annehmen kann, es hätte Beides in der Zeit gar zu fern auseinander gelegen. Melanthon sagt ausdrücklich, daß sich das Verständniß der paulinischen Begriffe ihm noch zu Erfurt eröffnet und daß er die Belehrung des alten Mönchs und seine neue Ansicht, so wie den Trost, der dadurch in seinem Herzen angezündet worden, durch das Studium Augustin's und viel helle Sprüche namentlich in Augustin's Auslegung der Psalmen und in dessen Werke vom Geiste und Buchstaben bestätigt gefunden habe. Daß er aber schon zu Erfurt von der Scholastik zu einer anderen lebensvolleren Theologie, der paulinisch-augustinischen sich gewendet, schon hier Schriften Augustin's kennen gelernt und viel gelesen,

1) Ausführliche Erklärung des Galaterbriefs, zu K. 3, V. 6. Walch VIII, 2053.

berichtet auch Seckendorf, und sein erster von Wittenberg aus geschriebener Brief, seine wittenberger Anfänge beweisen es; und daß ihn Augustin's Buch vom Geist und Buchstaben in seiner neuen Ansicht sehr bestärkt habe, sagt er wieder in jener Vorrede selbst. Seine Irrungen hingen damit zusammen, daß er die Grundsprachen nicht kannte und an den lateinischen Ausdruck der Vulgata, Justitia, sich hielt, was nach einiger Zeit in Wittenberg nicht mehr hätte der Fall sein können. Seine Aeußerungen in der mehrerwähnten Vorrede mögen daher auf einer Verwechslung beruhen, und das Wahre mag darin bestehen, daß er im Sinn hatte, daß seine paulinischen Begriffe in den von ihm bezeichneten Jahren lebendig sich fortentwickelten, daß auch in diesen ein Zeitpunkt eintrat, in welchem er plötzlich und unerwartet zu einer noch vollkommenern Klarheit und Sicherheit jener Begriffe gelangte. Doch deutet auch dies darauf hin, daß er nach einem ihm unvergeßlichen Augenblicke noch lange ungewiß blieb, noch lange zwischen scholastischer und paulinischer Ansicht, wie zwischen Ruhe und Unruhe, Angst und Frieden schwankte; gerade wie es so lange gewährt hatte, ehe er den Tröstungen und Belehrungen Staupitzens zugänglich geworden war.

Jene andauernde Unsicherheit erklärt sich aus denselben Gründen, welche zur Erklärung dieser längeren Unzugänglichkeit angeführt wurden. Indem wir daran erinnern, fügen wir Folgendes hier noch hinzu. Sein Mönchsleben erneute, verschärfte und befestigte anfänglich die beengenden Eindrücke, die er seit seinen Kinderjahren empfangen. Wo von diesen die Rede war, ist darauf hingedeutet, daß sie nach seinen Selbstbezeugungen lebenslang bei ihm nachgewirkt hätten. Einige weitere Bekenntnisse von ihm sind jetzt um so besser zu verstehen und zu würdigen und verdeutlichen seine Zustände im erfurter Kloster noch mehr. Sie beziehen sich auf anhaltende und gewaltige Nachwirkungen derselben und sind insbesondre auch geeignet, unrichtigen Vorstellungen von seiner Entwickelung zu begegnen. Wir finden sie zerstreut in seinen Schriften und großentheils in Schriften aus seinen späteren und spätesten Lebensjahren.

„Was mehr ist, als daß ich meine Gesundheit verderbte, da ich ein Mönch war, ich verwundete und beschwerte auch mein

Gewissen mit der Werkgerechtigkeit, daß es sich noch jetzt nur kümmerlich will heilen lassen. Denn über unsre Art und Natur, der es angeboren ist, daß sie sich immer der Werke rühmen will, habe ich mir eine zweite Natur daraus gemacht, daß ich stets auf meine Werke und Würdigkeit sehen will [1]). Wie schwer es ist, daß man den Trost der Schrift an sich bringet, bezeugt meine Erfahrung. Ich habe die Schrift nun bei dreißig Jahren mit höchstem Fleiß gelesen und bin noch nicht so gar geheilet, daß ich mit vollkommenem Vertrauen an die heilsame Arznei halten kann, die Gott darin zeigt [2]). Es geht mir noch also, daß mich die Werke hinter sich ziehen von Christo auf mich selber; ich muß mich noch Tag und Nacht damit zerkämpfen [3]). Ich wollte lieber, daß ich einen gnädigen Gott hätte durch mein Verdienst, ohne Glauben, und disputire bei mir allein oft davon, daß michs sehr schwer dünkt, daß ich des hoffen soll, das unsichtbar ist, und nicht zweifeln an dem, das ich nicht sehe, und dasselbige so groß achten, daß ich mich sein freuen und damit trösten soll, und doch weder sehe noch höre, ja, das der Vernunft nach gar nichts ist, und soll gleichwol mit dem Herzen so veste daran hängen, daß ich soll Alles drüber lassen, und mich lassen erwürgen, allein, daß ich Christum habe. Wer dieses nicht erfahren hat, der meinet, es sei ein geringe Ding um den Glauben. Ich aber murre oft wider diese Gerechtigkeit und liebe gottlos Wesen, das ist, ich gläube nicht, daß ich ohne alle meine Werke und Verdienst, allein aus Gnaden, einen gütigen barmherzigen Gott habe, erschrecke vor Gottes Gericht, murre und werde ungeduldig, wenn mich Gott ein wenig züchtiget und angreifet. Also lieb ich diese Dinge, so Gott entgegen sind [4]). Ich weiß bei mir selbst, was es dem Menschen für Leid anleget, die heillose Weisheit und Dünkel der Gerechtigkeit, und

1) Comparavi habitum et consuetudinem respiciendi ad mea opera et dignitatem meam. Ausleg. der Genesis, zu K. 29, V. 1—3. Walch II, 677.

2) Das. zu K. 45. V. 12—15. Walch II, 2532.

3) Ausleg. des 6. bis 8. Kapitels Johannis, zu K. 6, V. 63. Walch VII, 2164.

4) Ausleg. des 45. Psalms, zu V. 8. Walch V, 558.

was es für Mühe kostet, ehe der Schlangenkopf zertreten wird [1]). Ich kann es noch schwerlich lassen, daß ich gerne etwas wollte wissen, das ich gethan hätte, darauf ich mich möchte verlassen, obwol ich also drob zermartert und zerschlagen bin, daß ich kaum bei dem Leben bin blieben. Das ist der rechte Mühlstein, den man nimmer kann vom Halse bringen [2]). Es ist ein großer und starker Trost in aller Anfechtung, wer ihn nur recht fassen und solches fest glauben könnte, daß Gott mit uns nicht zürnen, sondern uns freundlich anlachen wolle, wenn wir Christum lieb haben und fest an seinem Worte halten. Aber es will, sonderlich zur Zeit der Anfechtung, nicht in unser Herz. Das Widerspiel gedenken wir, Gott sei uns feind [3]). Greift der Teufel einen an, macht er ihm Himmel und Erde zu enge. Mich plagt er unterweilen auch also, daß er mir aus einer vergeblichen Sünde ein solch Meer und Feuer macht, daß ich nicht weiß, wo ich bleiben soll, und aus dem Tode hat er mir oft ein solch Bild gemacht, daß ich vor Schrecken hätte mögen sterben [4]). Wie es die höchste und größte Kunst bei den Christen ist, daß man Christum mit seiner rechten Farbe male, ist sie auch die allerschwerste. Es wird mir selber sauer, Christum mir also einzubilden, wie ihn St. Paulus vorzumalen pfleget, ob ich wol nun lange Zeit so fleißig darauf studiret, und diese selige Zeit erreicht habe, darin das Evangelium durch Gottes Gnade so hell und klar uns gegeben ist. Also tief ist die giftige Lehre, der schädliche Wahn von Christo, dazu ich gewöhnt bin, daß er nur ein Gesetzgeber und Richter sei, bei mir eingewurzelt, wie ein flüchtiges Oel hat sie sich in meine inwendigen Gebeine gezogen, daß ich doppelte Mühe und Arbeit habe, sie aus dem Herzen und Gewissen wieder los zu werden, mich gegen sie zu wehren und aufrecht zu erhalten. Sie ist eine Plage, die nicht ablassen will, noch immer wiederkehrt und mich anficht [5]).

1) Kirchenpostille, Plochm. IX, 356.

2) Verm. Predigten, Plochm. XVII, 95.

3) Hauspostille, Plochm. IV, 76.

4) Das. III, 329.

5) Ausführliche Erklärung des Galaterbriefs, zu K. 2, V. 20. Walch VIII, 1927.

So stark hatte die religiöse Unterweisung, die ihm in seinen Kinderjahren geworden, und nun seine Angstzeit als Mönch gewirkt; so wenig darf man daran denken, daß seine Irrungen und Bedrängnisse jetzt gänzlich aufgehört hätten, oder auch nur daß er von jetzt an rasch vorgeschritten wäre zu einem völligen, einem nicht blos auflodernden und wieder erlöschenden, sondern fortleuchtenden Lichte. Wir fühlen uns dabei gedrungen, eine leicht umzukehrende Bemerkung zu wiederholen, die Mathesius in seine fünfte Lutherpredigt einflicht: „Wer sein erste Religion, damit er gestillet und gewiegt ist, nie mit Ernst gemeint, der wird bei neuer Religion, und ob er alle Jahr ein andern Glauben annähme, auch nit beharrlich fußhalten."

Andre nicht zu übersehende Gründe seines langsamen Vorschreitens lagen in der Dürftigkeit der ihm zu einem tieferen Schriftverständniß zu Gebot stehenden Hülfsmittel, in den ihn stets wieder irrenden fortgesetzten scholastischen, und selbst in der Richtung der Studien, der patristischen, denen er sich recht eigentlich hingab, wie es scheint, um zur Gewißheit über die scholastischen und die paulinischen Begriffe zu gelangen.

Die Väter — Augustin — Gerson — Einwirkungen auf Luther.

Nach den Scholastikern waren es die Väter, die großen Kirchenlehrer der ersten christlichen Jahrhunderte, an welche Diejenigen gewiesen wurden, welche mit geistlichen Studien sich abgaben. Die Väter muß man studiren, war auch dem jungen Luther gesagt worden, um ihn vom Schriftstudium abzuziehen. Eine Schrift des Athanasius hatte ihm sein Präceptor in die Hand gegeben. Im dritten Jahre seines Mönchsstandes, wie man annehmen muß, begann er die Väter eifrig zu lesen. Als er auf die Lehre von der Gerechtigkeit durch den Glauben hingeführt war, sagt Melanthon. Vornämlich wendete er sich zu den Schriften Augustin's, die ihn gewaltig anzogen, sobald er sie kennen lernte. Augustin genoß unter allen Vätern des höchsten Ansehens, er war der Ordensheilige der Augustiner und das Studium seiner Schriften unter ihnen seit den letzten Jahrzehenden neu erwacht. Es muß daher auffallen, es liegt ein Beweis darin, wie wenig es mit diesem Erwachtsein im Ganzen zu bedeuten hatte und wie stark mindestens im erfurter Augustinerkloster der Scholasticism vorherrschte, daß Luther auf das Studium Augustin's weder vom Konvente noch von Staupitz ausdrücklich hingeleitet zu sein scheint. Keine Nachricht, keine Aeußerung von ihm weist darauf hin, und in einem Briefe an Spalatin vom Jahre 1516 sagt er, nachdem er sich dahin ausgesprochen, daß er Augustin als Schriftausleger dem Hieronymus vorziehe, er lobe ihn keineswegs aus Ordensvorliebe, der nicht die mindeste Gunst bei ihm gehabt, bis ihm seine Schriften „in die Hände gefallen" wären [1]).

Schon im apostolischen Zeitalter waren „Irrlehrer" aufgetreten, gegen welche die Apostel ihre Anschauung und Lehre zu vertheidigen hatten. Die letztere, wie sie von den Vätern verstanden und entwickelt wurde, stellte sich als apostolischer Glaube in der Kirche fest. Diese wurde in ihrem Bemühen, nach Außen sich auszubreiten durch Ueberwindung des Juden- und Heidenthums und zugleich im Innern sich zu befestigen, sowol durch Gegner von Außen als durch Abweichende, „Häretiker," im eignen Schoose gestört. Sie hatte wider Beide zu kämpfen. Im engsten Zusammenhange damit standen schwere und langwierige Streitigkeiten über die Frage, was als Irrlehre zu verwerfen, als Orthodoxie festzustellen und zu behaupten sei. Die Entscheidung derselben bestimmte einen sehr bedeutenden Theil der Geistesthätigkeit der Väter, war ihre eigentlichste Aufgabe und Arbeit. Die angeführten Umstände übten den wesentlichsten Einfluß auf die Lehrentwickelung, die großentheils vom Angriff der Gegner, dem Gegensatze der Häresien, dem apologetischen Anliegen abhängig war. Die Wendung, welche der Streit nahm, das große lebendige Anliegen, die ewigen Urbegriffe in der geschichtlichen Erscheinung des Christenthums denkend zu erfassen und zum denkenden Bewußtsein zu bringen, der Einfluß der neuplatonischen Zeitphilosophie, die Geistesrichtung besonders der morgenländischen Völker und Lehrer wirkten zusammen dahin, daß in den ersten drei bis vier Jahrhunderten vornämlich die

1) De Wette I, 14.

Theologie und Christologie, die Lehren von der Dreieinigkeit, von den Naturen in Christo, im Gegensatze zu den andern Religionen, den Lehrsätzen der Philosophen und den Behauptungen der Häretiker aus der apostolischen Verkündigung herausgebildet wurden. Die Glaubenslehre war vorherrschend spekulativ, eine spitzfindige und tiefsinnige Metaphysik des göttlichen Wesens, das im Erlöser sich offenbart. Sie suchte vornämlich zu ergründen, was dasselbe in sich und seiner Offenbarung, und beschäftigte sich viel weniger damit, was es für den Menschen und in diesem sei. Hierbei trat die paulinische Anschauung und Darstellung, obwol die weitere Entwickelung der Lehre zunächst von ihr ausgegangen war, zurück, die johanneische in den Vordergrund, in welcher man die meisten Anknüpfungspunkte für die spekulative Entwickelung der Lehren vom göttlichen Wesen und Gottmenschen, die meisten Anklänge aus der Zeitphilosophie fand. Das größeste Gewicht wurde auf das Einssein mit der Kirche, die Rechtgläubigkeit, gelegt, und diese war Uebereinstimmung mit dem Kirchenglauben, also vornämlich mit jenen, zuerst im nicänischen Symbole festgestellten Dogmen. Der Glaube aber war nicht mehr der innerliche paulinische, weil weder die Ausbildung und Feststellung der Lehre, noch die Forderung der Orthodoxie von äußerlichem Zwange frei gehalten wurde.

Seit dem Anfange des 5. Jahrhunderts gelangte der paulinische Lehrtropus wieder zu überwiegendem Einfluß und Geltung, begann das Abendland für die Entwickelung des Dogmas statt des Morgenlands die erste Stelle einzunehmen, beides hauptsächlich durch die Persönlichkeit und die Einwirkung des Aurelius Augustinus, dessen Theologie mit Recht der welthistorische Uebergangspunkt von der religiösen Objektivität des Morgenlandes zur Subjektivität des Abendlandes genannt ist, eine Richtung, welche durch die Reformation kirchliches Gemeingut und herrschendes Bewußtsein der modernen Welt geworden [1]). An Paulus knüpfte Augustin sein System an und suchte durch ihn die Lehre weiter zu führen. Er war nicht ohne Erfolg bemüht, in die Begriffe Gott und Welt und das Verhältniß der Gott-

1) Ullmann, Theologische Aphorismen, in Studien und Kritiken, 1841, 157 ff.

heit und Menschheit spekulativ noch tiefer einzudringen als die Väter vor ihm, stellte indeß die Theologie und Christologie zurück und bildete vorzugsweis die Anthropologie und die Heilsordnung aus, die Lehren von der Sünde und Erlösung, der Gnade und Prädestination. Durch ihn wurde das sittliche Wesen des Menschen und sein Verhältniß zu Gott die vornehmste Aufgabe der christlichen Wissenschaft, durch ihn verwandelte sie sich aus einem Systeme der Gotteserkenntniß in Erkenntniß der Sünde und erlösenden Gnade, durch welche sich Gott den Menschen ganz mittheilt. War dies Augustin's Richtung und herrschte bei den Vätern das religiöse Anliegen, wie bei den Scholastikern das des Denkens am Dogma vor, so ergibt sich schon hieraus, wie sehr sich Luther und eben bei seinen jetzigen Zuständen zu den Vätern und insbesondere zu Augustin hingezogen fühlen mußte, sobald er sie kennen lernte.

Eine der bedeutendsten Häresien war seit der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts das dualistische Religionssystem Mani's gewesen. Er nahm an, daß das Böse seinen Sitz in der Materie habe. Die Kirchenlehre dagegen setzte die Sünde in den Willen des Menschen und brachte sie in den innigsten Zusammenhang mit der menschlichen Freiheit. Daneben wurde auch, jedoch ohne schärfere Bestimmungen, ein Zusammenhang der Sünde Adam's mit dem menschlichen Verderben allgemein angenommen. Besonders die morgenländischen Väter hatten die Lehre von der Freiheit und sittlichen Selbstbestimmung des Menschen festgehalten. Die ganze darin liegende sittlich-religiöse Anschauung hoben zu Anfang des 5. Jahrhunderts scharf und einseitig zwei abendländische Mönche hervor, Cölestius und dessen Lehrer, der Britte Pelagius. Sie schienen durch ihre Lehre, den „Pelagianism," die Grundbegriffe und Abzweckung des Christenthums, Einigung Gottes und des Menschen durch den menschgewordenen Erlöser, aufzuheben, mit dem Kirchenglauben und namentlich der paulinischen Bibellehre in Widerspruch zu gerathen. Entschieden, eifrig und erfolgreich erhob sich Augustin dawider. Im Gegensatze zur pelagianischen bildete er seinerseits noch schroffer und einseitiger die entgegenstehende tiefere paulinisch-christliche Lebensansicht, wie er sie verstand, bis zu den äußersten Folgerungen aus.

Nach der pelagianisch genannten Lehre ist der Mensch frei

geboren, besitzt in der Freiheit seines Willens die Kraft, das Gute oder das Böse zu wollen und zu thun. Die Sünde ist daher die freie That jedes Einzelnen, ist so wenig als die Tugend dem Menschen angeboren, der sich bei seiner Geburt in dem Zustande befindet, in welchem sich Adam vor dem Falle befand, dessen Sünde nur ihm selbst geschadet hat und auf die Nachkommen nicht anders als wie gegebenes Beispiel wirkte. Ein fortgeerbtes Verderben gibt es nicht. Der Mensch würde sterben auch ohne Adam's Schuld, wie er auch aufstehen mag ohne das Verdienst des Erlösers. Auch vor der Ankunft Christi sind Menschen, Heiden, fromm und rechtschaffen, ohne Sünde gewesen. Auf verschiedenen Wegen, durch das Gesetz sowol wie durch das Evangelium, kann der Mensch die Seligkeit erwerben. Das Evangelium ist nur die vollkommenste Anweisung, in das Himmelreich zu gelangen.

Diese von der Kirche verworfene Lehre barg unläugbar edle, obwol getrübte christliche Begriffe in sich, predigte die Duldsamkeit, welche der Kirche schon zu jener Zeit so sehr mangelte, empfahl sich dem gesunden Menschenverstande, dem natürlichen sittlichen Gefühle nicht wenig. Ihre Verdammung erklärt sich theils aus Mißverständnissen, dem unchristlichen Fanatism der Gegner und zufälligen äußeren Umständen, theils aber auch aus ihren Gebrechen, daraus daß sie zu sehr bei der äußeren That stehen blieb, die innere Beschaffenheit der Seele zu wenig beachtete, und auf einer sittlichen Ansicht ruhte, die nicht mit Unrecht der Flachheit beschuldigt wird. Sie faßte den Menschen viel zu sehr als vereinzeltes Wesen und berücksichtigte seinen Zusammenhang mit einer höheren Weltordnung nicht; sie stellte ihn als gut von Natur hin und übersah seine Anlage und Bestimmung zu einer ewigen Annäherung an das Urbild aller Vollkommenheit. Sie dachte den Menschen, indem sie ihn durch die Freiheit ehren wollte, nicht hoch genug, verwandelte die letztere in Willkür der Einzelnen und schwächte das sittliche und zugleich das christliche Bewußtsein, indem sie das Gute zu überwiegend aus dem Vermögen der menschlichen Natur, zu wenig aus dem Eindrucke der Erlösung hervorgehn ließ. Außerdem verrieth sie den mönchischen Ursprung, indem sie zwischen einer gemeinen Sittlichkeit aller Menschen und einer höhern asketischen unterschied, die nicht allen

zugemuthet, wozu die Mehrheit nur aufgefordert werden könne. So nährte sie gleich sehr den Hang zur sittlichen Trägheit als die Neigung zur sittlichen Selbstgefälligkeit und zur äußeren Werkheiligkeit, welche der Ausdruck jener beiden Hinneigungen ist. Große Massen von Heiden waren in die Kirche eingedrungen oder hineingenöthigt. Ihre christliche Frömmigkeit konnte meisthin nur eine äußerliche sein. Großentheils daher hatte Veräußerlichung im ganzen Kirchenthume um sich gegriffen. Das Mönchthum, das sich mehr und mehr ausbildete, war doch auch ihr Ausdruck, obwohl es gleich der Askese überhaupt ursprünglich auch Gegenwirkung wider die Veräußerlichung des Kirchenglaubens und Kirchenthums gewesen war, die sich einstellte, seit die Rechtgläubigkeit nicht mehr auf rein innerliche Weise zu Stande gebracht und gefordert wurde. Das Bedürfniß einer erneuten, tieferen, religiösen Anregung und Verinnerlichung machte sich geltend und gelangte durch die augustinische Richtung zu lebendigem Bewußtsein und wesentlicher Befriedigung.

Augustinus war ein viel eindringenderer Geist als Diejenigen, welche die pelagianische Anschauung vertraten. Eine große, geistige und gemüthliche Wahlverwandtschaft zwischen ihm und Paulus und wiederum Luther ist nicht zu verkennen. Auch seine dogmatischen Ansichten waren wesentlich durch seine Herzens- und Lebenserfahrungen bestimmt. Er war Numidier von Geburt. Die Natur hatte ihn mit den reichsten Geistes- und Gemüthsanlagen ausgestattet, ihm insbesondre den innerlichsten Heimwehzug nach Gott mitgegeben [1]). Schon mit der Muttermilch, sagt er in seinen Bekenntnissen, habe sein Herz den Namen des Erlösers eingesogen und tief aufgenommen, und nichts habe ihn ganz ergreifen können, das ohne diesen Namen gewesen sei, der ihm stets als der süßeste gelautet, so weit seine Erinnerung reiche. Dennoch wendete er sich erst spät, nach langem Schwanken und schweren Kämpfen und Verirrungen, der Kirche zu. Er studirte Grammatik und Rhetorik, klassische Philosophie und Redekunst in Madaura und Karthago, doch regellos. Nur seine Mutter war Christin. Vergeblich suchte sie seine Leidenschaftlichkeit zu bezwingen, ihn für die Kirche zu gewinnen. Er schloß sich im

1) Bindemann, Der heilige Augustinus, I, 265.

zwanzigsten Jahre den Manichäern an, gegen welche er die Kirche späterhin so nachdrücklich vertheidigte. Sie zogen ihn dadurch an sich, daß sie verhießen, ihre Jünger von der Autorität und deren Zwange zu befreien, und lediglich durch die einfache Vernunft zu Gott und in alle Wahrheit zu führen. Ihre Bestreitung der Schrift- und Kirchenlehre schien ihm die unzweideutigsten Beweise von einer alle Vorurtheile durchdringenden Wahrheit zu enthalten, unwiderleglich darzuthun, daß das kirchliche Bekenntniß den Ursprung des Bösen, womit er sich lebhaft und anhaltend beschäftigte, auf Gott zurückleite. „Wie im sittlichen so auch im spekulativen Bewußtsein erwachen oft plötzlich Gegensätze, die mit unendlicher Beängstigung den Menschen nach Vermittlung und Versöhnung ringen lassen, und, damit er nur von der innern Qual befreit werde, ihn fast besinnungslos einer sich gerade anbietenden Verheißung zuwerfen, ohne daß er das Verheißende gekannt und aus innerlichem Zuge das Geschenk des Friedens von demselben gehofft hätte. So wurde Luther, als unter einem plötzlichen Todesschrecken seine Sünde der Heiligkeit Gottes gegenüber sich ihm darstellte, in ein Kloster getrieben und so wurde Augustinus, als dieser Stachel, daß Gott zufolge der Kirchenlehre der Urheber des Bösen sei, in sein Denken gedrückt war, gequält und erschöpft eine Beute der Manichäer, indem er durch ihren Dualismus die Wiederherstellung seines gestörten Gottesbewußtseins zu gewinnen wähnte [1]).“ Er war ausschweifend, schon seit seiner frühen Jugend, wie er selbst bekennt. Unter den bittersten Gewissensqualen kämpfte er Jahre lang vergebens wider seine übermächtige Sinnlichkeit. Indeß wurde er mit dem Christenthume vertrauter, der Manichäism wurde ihm mehr und mehr verdächtig und erschien ihm allmälig schwächer als die Lehre der Kirche, von welcher er geglaubt, daß sie ihrerseits dialektisch unhaltbar sei. Hierin bestärkte ihn vornämlich das Lesen der heil. Schrift und insbesondere der pauliniſchen Briefe. Er lernte aus ihnen die tiefe Knechtschaft der Menschen in der Sünde nach dem Gesetz der Gerechtigkeit Gottes ganz verstehen, zugleich aber den gottmenschlichen Erlöser ganz erkennen, dessen Liebesopfer in unendlicher Selbsterniedrigung und

1) Bindemann a. a. O. 93.

im Gehorsam bis zum Kreuzestode der Menschen Schuld gesühnt und ihnen die Heilkraft neuen Lebens gespendet habe. Das Rechte und das viel Höhere als philosophische Begeisterung war, fand er endlich in dem Gefühle demüthiger Liebe, die ihn in Christo zu Gott hinzog und mit Gott vereinte [1]). Nach neun Jahren beschloß er die manichäische Gemeinschaft zu verlassen und dem Christenthume sich zuzuwenden, sich der Enthaltsamkeit zu widmen und von der Welt sich abzusondern. Es traten öfter Augenblicke bei ihm ein, denen ganz ähnlich, welche wir auf Luther's Entwickelung und Lebensgang so gewaltig einwirken sahen. Nicht auf dem Wege unbefangener gründlicher Studien und anhaltenden ruhigen Forschens und Prüfens gelangte er zu seinen neuen christlichen Ueberzeugungen. Die Leidenschaft eines gepeinigten Gemüths hatte den wesentlichsten Antheil daran. Er schwankte noch. Einst in einem Zustande der lebhaftesten Unruhe der aufs höchste gespannten Einbildungskraft, schon fast daran verzweifelnd zur Gewißheit zu gelangen, glaubte er himmlische Stimmen zu vernehmen, die ihn auf die pauliniſchen Briefe hinwiesen: ziehet an den Herren Jesum, und wie es dort weiter heißt [2]). Dies bestimmte ihn völlig. Er erblickte in seiner plötzlichen Umwandlung aus einem Ketzer in einen Rechtgläubigen, aus einem Weltmanne in einen Asketen, aus einem Lüstlinge in einen streng wandelnden Frommen, einen Beweis und ein Wunder der unwiderstehlichen göttlichen Gnade. Indeß begab er sich in kein Kloster und beschäftigte sich anfangs noch viel mit weltlicher Weisheit, wie Luther den Wissenschaften, den Klassikern nicht zu entsagen meinte, sondern gerade studiren wollte, als er ins Kloster ging, sodaß bei dem Einen wie dem Andern die Ueberstiegenheit nicht ohne etwas wahrhaft Festes und Besonnenes war. Er lebte mit einigen Freunden asketisch zurückgezogen und den Studien ergeben zu Hippo, wo er Presbyter, im einundvierzigsten Lebensjahre Bischof wurde und 430 sechsundsiebzig Jahr alt starb, nachdem er fortwährend die Manichäer, Donatisten und Pelagianer bekämpft, an allen wichtigen Ereignissen dieses Zeitraums thätigen Antheil genommen und den tiefgrei-

1) Bindemann 267.

2) Bindemann 281.

fendsten Einfluß auf die Entwickelung der Kirche und der Lehre in demselben geübt hatte. Er war mit einer gewaltigen Einbildungs- und zugleich mit großer Denkkraft begabt, mit einem scharfen Verstande und mit der lebhaftesten Empfindung, dem innigsten und heftigsten Gemüth, empfänglich für mystische Anschauung und geneigt und geschickt zu dialektischer Behandlung der Gegenstände des Glaubens, forschbegierig und stets weiterschreitend, wahrheitseifrig und glaubenskräftig, mehr scharfsinnig und geistvoll, als streng wissenschaftlich. Die Maler gaben ihm ein flammendes Herz zum Symbol. Nur so viel an dieser Stelle zu seiner Charakteristik. Eine allseitige Vergleichung anzustellen zwischen ihm und Luther, auf welchen er so tief und nachhaltig eingewirkt hat, kann hier noch nicht statthaft sein.

Die Menschheit stand ihm als großes Ganzes, eine massenhafte Gesammtheit vor dem innern Auge. Seine Ahnung eines geheimnißvollen, in das Dunkel der geschichtlichen wie der Naturanfänge sich verlierenden Zusammenhanges zwischen der Ursünde und der Sünde aller Menschen wurde in ihm zu einer festen Anschauung, zu einem unumstößlichen Dogma, das er besonders bei Paulus wiederzufinden meinte. Er war überwiegend religiös gestimmt, in höchster Lebendigkeit war das christliche wie das kirchliche Bewußtsein in ihm. Sein Blick ging nicht blos auf die nach außen gerichtete That des Einzelnen, sondern tiefer — nach paulinischer Anleitung — auf den dauernden Zustand der Seele und ihr absolutes Verhältniß zu Gott. Sein tiefsinniger Ernst, sein Scharfblick, sein früherer manichäischer Glaube, daß eine fremde Materie in ihm, daß er fast leidend sündige, was er als Strafe betrachtete, seine innern Erlebnisse und Erfahrungen wirkten zusammen, daß er in die innersten Tiefen des menschlichen Herzens und Lebens eindrang, die menschliche Selbstsucht im geheimsten Grunde, in allen Verhüllungen und Gestalten, in ihrer Größe und Allgemeinheit erkannte. Allein er übertrieb, übersah die edlere sittliche Anlage des Menschen oder brachte sie nicht genügend in Anschlag, schloß ohne zureichende Berechtigung von den Untugenden der Kindheit und insbesondere der seinigen, auf eine angeborene Verderbniß, von sich und seiner Erfahrung auf den Zustand des ganzen Menschengeschlechts, erblickte Nothwendiges und Bleibendes in Zufälligem und Vorübergehendem,

beurtheilte seine eigene Besonderheit, Art und Empfindung nicht einmal richtig, indem er — gerade wie Luther bei seinen Wehklagen über seine Sünde — das Gute und Schöne in sich selbst, den Aufschwung, den er genommen, die Erhebung, den Ernst, die Frömmigkeit nicht beachtete, wozu er es in schweren Kämpfen gebracht, die für sich allein schon die menschliche Natur in ihm ehrten, echt Christliches, Sittliches und Großes als vorhanden in ihm bezeugten.

So bildete er die Lehre vom Zusammenhange der Sünde Adam's mit der Sündhaftigkeit aller Menschen in schroffer Folgerichtigkeit zu dem starren Dogma aus: weil in Adam Alle gesündigt haben, sind sie auch eben dieser angeerbten Sünde und Sündenschuld wegen mit vollem Rechte verdammungswürdig vor Gott. Vollkommen an Leib und Seele ging der erste Mensch aus den Händen des Schöpfers hervor, himmlischen Verstandes, frei am Willen, ohne Reiz zur Sünde, eben darum paradiesischer Seligkeit genießend, dem Tode nicht unterworfen. Sein Fall aber, in welchem alle Nachlebenden mitgesündigt, verderbte die ganze menschliche Natur, sodaß der Mensch aus eignem Antriebe nur noch Böses wollen und thun kann. Nicht blos daß er zu seinem sittlichen Streben der Hülfe, der seine Schwachheit unterstützenden, durch mancherlei Veranstaltungen ihm entgegenkommenden Gnade Gottes bedarf, nicht daß diese zur Anstrengung des freien Willens nur hinzukommt und selbst wieder durch den guten Willen verdient werden mag, wie Pelagius lehrte: der natürliche Mensch hat nur Freiheit zum Bösen, die Freiheit zum Guten und der auf dasselbe gerichtete Wille kann nur durch die göttliche Gnade in ihm wieder erzeugt werden, nur sie vermag aus dem selbstverschuldeten, angeerbten Verderben, von dem göttlichen Fluche zu erretten, dem das menschliche Geschlecht mit vollem Rechte unterliegt. Kein menschlicher Entschluß, keine menschliche Kraft, nicht das Verhalten der Menschen, sondern einzig und allein die göttliche Barmherzigkeit ist der Grund eines ewigen göttlichen Rathschlusses, daß aus der verdorbenen Masse Einige zur Seligkeit erwählt werden und die Uebrigen der Verdammniß überlassen bleiben sollen. Prädestination nannte Augustin das Erstere, Reprobation das Letztre, um es zu vermeiden, eine Vorherbestimmung zum Bösen geradezu auszusprechen. So

suchte er auch die theoretische Härte durch praktische Fingerzeige zu mildern. Um der sittlichen Trägheit zu begegnen, welche in der Lehre von der Vorherbestimmung wie in der vom Vorherwissen Gottes eine Stütze suchen möchte, sollte eingeschärft werden, daß aus dem gerechten Streben und Wandel die Mittheilung der Gnade zu ersehen sei. Im Uebrigen erfolgt nach seiner Lehre die Erwählung durch Christum. So wie kein menschliches Verdienst vom Fluch erretten kann, wie nur das göttliche Erbarmen das Verderben von Einigen abwendet, so ist auch die Erlösung durch Christum nur ein Ausfluß der freien göttlichen Gnade. Die Heiden, die zu Christo nicht kamen, von ihm nicht wußten oder wissen, sind in Ewigkeit verloren.

Die große Bedeutung dieser Lehre lag darin, daß sie die bisher vernachlässigte praktische wichtigste Seite des Evangeliums hervorhob. In der bisherigen Theologie war Christus als Gottmensch, als äußrer Gegenstand der spekulativen Erkenntniß dagestanden. Je mehr Gewicht auf die Willensfreiheit, die natürliche Kraft zum Guten gelegt worden, desto mehr ward der Tugendstolz genährt, tiefere Selbsterkenntniß gehindert, Werth gelegt auf die äußere als verdienstlich gedachte That, die Erlösung gering geachtet. Augustin's Lehre belebte das Bewußtsein von einem unendlichen Werthe derselben wieder, führte den Erlöser und dessen Wort und That, dessen ganze Erscheinung in das Innere des Gemüths zurück, weckte gewaltig das Sündbewußtsein und mit ihm das Gefühl des Bedürfnisses der Erlösung. Eben damit — dem Aufrufe zur Buße — hatte die Predigt des Evangeliums begonnen; in seiner nachdrücklichen Hinweisung auf die Wahrheit, daß die Menschen allzumal Sünder, daß alles Gute von Gott komme, hatte wesentlich der Grund der gewaltigen Wirksamkeit des Apostels der Heiden gelegen. Indem Augustin diese Saite anschlug, diese evangelischen Grundbestandtheile in den Vordergrund stellte; indem er statt der theoretischen und spekulativen Seiten des christlichen Dogmas, den Lehren von Gott, seinem innern Wesen uud der Person Christi, die praktischen unmittelbar ins Leben eingreifenden von der Sünde, Gnade, Erlösung und Heiligung schärfer als irgend ein Lehrer vor ihm ausprägte: begann ein Zeitraum der religiösen Erneuerung mit ihm, strömte gleichsam ein neuer Quell des religiösen

Lebens, besonders für die abendländische Christenheit von ihm aus. Seine Theologie wurde um so mehr Grundtypus der ganzen theologischen Entwickelung des Mittelalters, da sie auch wissenschaftlich von durchgreifender Bedeutung war. Es ist schon die Rede davon gewesen, daß er den Anfoderungen der Spekulation zu genügen, Glauben und Erkennen, Autorität und philosophisches Denken zu versöhnen strebte, daß sein Grundsatz, daß das Glauben dem Denken nothwendig vorangehe, aus dem Glauben aber ebenso nothwendig das Denken sich erzeuge, die principielle Basis der bedeutendsten Gestaltungen der Scholastik wurde. Die augustinische Theologie war ohne Frage zu ihrer Zeit die tiefsinnigste und folgerichtigste. Erscheinen einzelne ihrer Behauptungen der unsrigen und zumal dem gewöhnlichen Verstande als gänzlich verkehrt und widersinnig, ja empörend und ungeheuer, so darf nicht vergessen werden, daß nur der Maßstab ihrer dogmatisirenden Zeit mit Recht an sie angelegt wird, und daß die Theologie der ihr vorangegangenen Jahrhunderte nichts Anderes war, als Entwickelung nur anderer Bestandtheile der apostolischen Lehre zu Dogmen, die der gewöhnliche Verstand am Ende für ebenso ausschweifend erklären muß, die aber dennoch bis auf diesen Tag von Millionen geglaubt werden, ja, die die fortgeschrittene Wissenschaft eben jetzt wider den Rationalism, der sie verkannte, weil er sie nicht verstand, neu zu begründen und zum bessern und gläubigern Bewußtsein zurückzubringen bemüht ist und welche jedenfalls der, mag sein mangelhafte Ausdruck für ewige Wahrheiten sind, der Ausdruck der Begeisterung für Christus, der richtigen höheren Ansicht der Kirche von ihm und der Bedeutung des Erlösungswerkes. Die Lehre Augustin's legte in Luther's Fassung den Grund zur deutschen Reformation, sie hat nach ihr bis in unsre Tage fortgewirkt, ihre Wirkungen sind fortwährend sichtbar in den Zuständen der Theologie und Kirche, sie enthält viele der wesentlichsten Begriffe der neuen Philosophie in ihren ersten Keimen, Viele haben aus ihr geschöpft von Anselm bis Leibnitz und noch Späteren. Noch heute beruft man sich auf seinen Grundsatz, daß das Glauben dem Denken vorhergehe. Seine Theologie findet noch immer ihre Gläubigen, wie ihr Urheber seine Bewunderer unter Gesinnungsvollen, Urtheilsfähigen und Freisinnigen, die es für einen

Irrthum der vergegangenen Jahrzehende erklären, den Augustinism als eine Theologie des religiösen Sklaventhums bezeichnet zu haben. Sie weisen darauf hin, daß jene Vorstellung falsch sein müsse, weil Augustin's Lehre sonst nimmermehr vor der Reformation und im Laufe derselben das Bekenntniß und die Standarte aller Derjenigen gewesen könnte, welche die christliche Freiheit wieder hergestellt, während der Pelagianism die Grundlage für die Theologie der Hierarchie gebildet habe; daß Männer, von dem Muthe beseelt, die weltbeherrschende Macht des Papstthums anzugreifen, auch das Ansehen eines Kirchenvaters nicht gescheut haben würden, wenn dieser nicht eine unwiderstehliche Macht über ihren Geist und ihr Gemüth geübt hätte. In der That scheute Luther Augustin's Ansehen nicht, er tadelt ihn und widerspricht ihm nicht selten völlig rücksichtslos; er ist eben in seiner Grundlehre vom allein rechtfertigenden Glauben weit über ihn hinausgegangen. Man hebt ferner die innere Wahrheit, die echt evangelischen Bestandtheile seiner Theologie, die Größe seines Geistes und Charakters hervor. Nach seiner Lehre erscheine der Mensch erst in seiner vollen persönlichen Bedeutung und in seinem unendlichen Werthe, als Gegenstand und Zielpunkt aller von Ewigkeit gefaßten Beschlüsse und Anstalten des Heils, und werde er auch von der einen Seite als absolut abhängig von Gott aufgefaßt, so sei auf der andern Seite diese Abhängigkeit wieder die Quelle seiner vollen Freiheit, weil der aus Gott Geborene und durch Christum Gefreite in sich selbständig und von keiner menschlichen Autorität abhängig sei. Ein außerordentlicher Mensch wird Augustin genannt, der weit seine Zeitgenossen überragt, der einflußreichste Kirchenlehrer seit der Apostelzeit, an Allseitigkeit der Einwirkung vielleicht selbst Luthern überlegen, der den übrigen Reformatoren voran, nicht um eines objektiven Zweckes willen, sondern weil er die wesentliche Wahrheit der augustinischen Grundprincipien selbst erfahren, in den Akkord eingestimmt habe, den Augustin mit gewaltiger Macht angeschlagen. So Ullmann. Aehnlich der neueste Lebensbeschreiber Augustin's. „Der heilige Augustinus gehört zu den größten Erscheinungen in der Kirche. Er steht keinem der Lehrer, welche seit der apostolischen Zeit am meisten in derselben gewirkt haben, an Bedeutung nach, aber man darf wol sagen, daß ihm unter

den Kirchenvätern die erste Stelle gebühre und zur Zeit der Reformation nur ein Luther durch Fülle und Tiefe des Geistes und Großartigkeit des Charakters ihm zur Seite getreten sei. Er ist der Höhepunkt von der Entwickelung der vormittelalterlichen abendländischen Kirche, aus ihm hat sich, nicht minder als die Scholastik, auch die Mystik des Mittelalters genährt; er ward eine der mächtigsten Säulen des römischen Katholicismus, und aus seinen Werken schöpfte der Führer der Reformation, nächst dem Studium der heiligen Schrift, besonders der paulinischen Briefe, am meisten die Ueberzeugung, durch welche ein neues Zeitalter hervorgerufen wurde [1]).

Unläugbar hatte jedoch Augustin's Theologie große Schwächen und Schattenseiten, die auch nur noch selten in Schutz genommen, oft gerade recht scharf hervorgehoben werden. Nicht blos daß die auch jetzt verbreitete pelagianische Lebensansicht wider sie einredet und einreden muß, keine unbefangene Betrachtung vermag sie zu verkennen. Unlauter und unwürdig erscheinen einer solchen im Verhältniß zu den evangelischen die augustinischen Begriffe von der göttlichen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, die durch eine unbegreifliche Gnadenwahl geehrt werden sollte. Nimmer wird sie im Evangelium die harten Sätze der augustinischen Theologie finden können. Bei aller Folgerichtigkeit ist diese Theologie doch wie psychologisch und erfahrungsmäßig, so selbst logisch unhaltbar. Wenn z. B. Adam war, wie sie ihn schildert, so konnte er nicht fallen. Die Lehre, daß die Gnade, aus welcher alles Gute stammt, eine unwiderstehliche sei, unter der Form der Nothwendigkeit wirke, widerstrebt ohne Frage, indem sie verneint, daß die Persönlichkeit des Menschen an allem Guten, das ihm wird, irgend einen Antheil habe, unsrer sittlichen Natur geradezu. Die Lehre von der Erlösung und Gnadenwahl erhebt nur einen Theil der Menschen, ja der Christen zum Gegenstande des göttlichen Erbarmens und zu einem unendlichen Werthe, und erniedrigt wieder die ganze Menschheit durch ihre Verwerfung der größern nichterwählten Hälfte dadurch, daß sie die ganze menschliche Natur als verpestet darstellt und der Per-

1) Ullmann, Theologische Aphorismen, a. a. O. Bindemann a. a. O. Vorwort.

sönlichkeit, der eignen Kraft und That des Menschen, auch des besten, allen und jeden Werth abspricht. Wie kein Anderer vor ihm hatte sich Augustin in seiner frühesten spekulativen Richtung dem Ziele genähert, das Verhältniß zwischen Gott und Mensch in seiner tiefsten Innerlichkeit und die Erlösung als das geistig Belebende im Christenthum zu erfassen, und keines anderen Vaters Lehre hatte so sehr das Ergebniß, Gott und den Erlöser dem Menschen ganz äußerlich gegenüberzustellen und das Verhältniß zwischen beiden ohne die Möglichkeit einer echten Versöhnung zu zerreißen, als eben die seine, da sie dem Menschen alle freie Selbstbestimmung nahm und Gott und dem Erlöser nur die Macht ließ, mechanisch, von außen her, auf ihn einzuwirken, wodurch die Entzweiung nimmer aufgehoben werden konnte.

Eben darum war sie eigentlich auch nur durch ihre echt evangelischen Bestandtheile wirksam, siegte sie nur äußerlich, drang sie niemals ganz durch, obwol hier auch die weite Verbreitung blos äußerlicher Frömmigkeit in der Kirche und Unempfänglichkeit des Zeitalters für eine innerliche und eine tiefere Auffassung entgegenstand. Sie vermochte den Pelagianism nur aus den Dogmen der Kirche, nicht aus den Ueberzeugungen und Gemüthern zu verdrängen. Nur Wenige eigneten sich innerlich die scharfen und harten Endergebnisse des Augustinismus an. Die Lehre von der Prädestination wurde für Viele von Anfang ein Stein des Anstoßes, den auch die Orthodoxen, namentlich in der griechischen Kirche, zu umgehen suchten, was im Abendlande zum Aufkommen des grundsatzlosen Semipelagianism führte, der zwischen dem Pelagianism und Augustinism eine Mitte suchte und die äußersten Ausläufe zu vermeiden trachtete. Es vergingen nach Augustin's Tode noch fast zwei Jahrhunderte, ehe es Gregor dem Großen gelang, die augustinische Lehre in gemilderter, mehr auf das Praktisch-christliche als Spekulative bezogener Auffassungsweise in die folgenden Jahrhunderte hinüberzuleiten. Ja, das spätere Mittelalter erscheint wieder fast ganz pelagianisch und mönchisch, und freilich auch religiös und sittlich erschlafft [1]).

1) Hagenbach, Dogmengesch. I, 267 f. Schleiermacher, Gesch. d. christl. Kirche, 290 ff. Gesch. d. Philosophie, 165. Ullmann, Reformatoren, I, 32. Baur a. a. O. 348 ff. Gfrörer, Allgem. Kirchengesch. II, 2 ff. und Blätter f. lit. Unterhaltung, 1843, Nr. 11, wo Gfrörer's Bewunderung Augustin's und der Theologie desselben mit verständigen Gründen widersprochen wird. Schröckh XV, 223 ff.

Es kann nach dem Allen durchaus nicht mehr undeutlich sein, daß sich Luther fast von allen Seiten durch Augustin mächtig angezogen fühlen mußte, dessen Geist so gewaltig, dem seinigen so verwandt war. Ein ähnlicher Bildungsgang bei allen Verschiedenheiten, eine ähnliche Geistesrichtung, ähnliche Herzens- und Lebenserfahrungen hatten ihn bereits auf das Bedeutendste in der Lehre Augustin's, auf eine tiefe Empfindung der wesentlichen Wahrheit darin, ja zum Theil der darin enthaltenen Uebertreibung hingeführt. Er war im Suchen nach Befestigung neuer Ansichten und Ueberzeugungen begriffen, die nicht blos seinem Verstande einzuleuchten, sondern auch seinem geängsteten Gemüthe die seligste Befriedigung zu gewähren angefangen hatten. Er fand die gesuchte Bewährung bei Augustin. Die Lehre von diesem hatte sich eben im Gegensatze zur pelagianischen Ansicht so schroff herausgebildet. In demselben Gegensatze eignete Luther die augustinische sich an, deren Härten er eben darum desto weniger wahrnahm. Die Schlaffheit, die gesetzliche Richtung der Lehre der Schule und Kirche, der Zwang derselben, sofern sie ein blos Aeußerliches, Gebotenes und innerlich nicht angeeignet, unverstanden war, hatten ihn unbefriedigt gelassen, ihn verletzt bei seinem tiefen christlichen und deutschen sittlichen Ernste, seiner auf die innerlichste Frömmigkeit gehenden Anlage, dem Ueberwiegen des religiösen Gefühls in ihm. Er hatte der Scholastik selbstdenkend innerlichst nicht zustimmen können, als starre zwingende Satzung griff sie hemmend in seine Entwickelung ein. Die augustinische Lehre kam dieser ganz entgegen, bestärkte ihn in seinem Abhängigkeitsgefühle von Gott, genügte seinem Drange nach Freiheit und Selbständigkeit des Geistes innerhalb des göttlichen zur eigensten Gesinnung gemachten Gebots. Sein lebendigstes Gefühl, das der Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit, bei Augustin fand er es wieder. So den Gedanken, der ihn jetzt am lebhaftesten beschäftigte, am meisten tröstete, in Augustin's Lehre von der erbarmungsvollen ohn alles menschliche Verdienst erlösenden Gnade.

„Er fand, sagt Melanthon, als er angefangen Augustin's Schriften zu lesen, in der Auslegung der Psalmen und im Buche vom Geist und Buchstaben viel hellere Sprüche, welche die Lehre vom Glauben und den in seinem Herzen dadurch angezündeten Trost bestätigten. Augustin's Bücher las er am meisten, behielt er am besten."

Nun war aber Augustin, wie so viele Väter, ein äußerst schwacher Exeget. Er verstand die Grundsprachen so wenig, daß er sich fast allein mit Uebersetzungen behelfen mußte. Außerdem kannte er keine bessere als die gebräuchliche mystisch-allegorische Auslegungsweise. Das Beste war, daß er oft gute Gedanken, tiefsinnige, freilich mit oberflächlichen wechselnde sittlich-religiöse Beobachtungen in den Text hineinlegte oder daran knüpfte. Aber noch öfter geschah es mit philosophischen oder dogmatischen Spitzfindigkeiten, wozu er überhaupt nicht wenig hinneigte, und durch sie und die willkürlichen Deutungen verdunkelte er den Schriftsinn und verwirrte er den Leser weit mehr, als daß er ihn wahrhaft aufgeklärt hätte. Wie denn Luther gleichfalls bemerkt, der Wahn, daß man einen allegorischen Schriftsinn suchen müsse, habe auch Augustin betrogen, „sonderlich in den Psalmen, wo er die Historien fahren lässet und lenket sich auf die Allegorien;" eine Richtung, wovon er sich erst spät und nie völlig befreite [1]). Gerade die Psalmen-Auslegung Augustin's enthält manche nicht werthlose dogmatische, manche erbauliche Betrachtung, manchen hellen Gedanken. Er tritt da wol dem uneingeschränkten Lobe des Mönchthums entgegen, weil in den Klöstern auch nicht wenige böse Brüder gefunden würden. Herrliche Gedanken, bemerkt Luther, habe er über die Worte im 63. Psalme: deine Güte ist besser als Leben [2]). Er hatte in der schmerzlich bewegten Zeit seines Schwankens zwischen dem Manichäism und Christenthume mit Vorliebe den Psalmen sich zugewendet, der „allstimmigen Harfe des religiösen Gemüthes," von welcher die Sprache aller seiner Gefühle, bewegt von dem strafenden, er-

1) Ausleg. der Genesis, zu K. 3, V. 23 f. Walch I, 428. Bindemann, Der heilige Augustinus I, 207.

2) Ausleg. der 22 ersten Psalmen, zu Ps. 17, V. 14. Walch IV, 1321.

munternden, tröstenden und beseligenden Geiste Gottes ihm entgegentönte [1]). Ebenso Luther, der ihm in dieser Vorliebe begegnete und dem er darin durch seine Psalmerklärung gewiß förderlich war. Allein das Ganze besteht doch zumeist aus ungehörigen allegorischen Anmerkungen, weit hergeholten Anspielungen, Spitzfindigkeiten, langen Abschweifungen wider Ketzer und Schismatiker u. dergl. Gleich im ersten Verse des ersten Psalms: Selig der Mann, der nicht im Rathe der Gottlosen sitzt, ist Christus der Mann, der nicht gleich dem irdischen Menschen, welcher seiner von der Schlange betrogenen Frau Beifall gegeben, Gottes Gebot übertrat, und so geht es fort, so wenig konnte seine ihn bisweilen allerdings wie zufällig richtig leitende Dialektik und Metaphysik den Mangel namentlich der zum Schriftauslegen erforderlichen Gelehrsamkeit ersetzen. Peter Kastellan hat in einem gewissen Sinne eben nicht unrecht, wenn er sagt, Augustin habe bei seiner Auslegung der Bibel nur geträumt.

So übel berathen war also Luther jedenfalls in dieser Beziehung bei ihm und den Vätern überhaupt. Augustin's armselige und verkehrte Exegese bestärkte ihn noch in der seinigen, die auch dazu viel zu schwach war, daß er die Mängel seines Meisters als Exegeten sofort hätte erkennen, seine Bewunderung desselben ermäßigen mögen. Was Augustin's Lehre ohne echtes Verständniß der Schrift hatte leisten können, das hatte sie geleistet. Das Letztre mußte hinzukommen, wenn die von ihm begonnene Entwickelung wesentlich fortgeführt und vollendet werden sollte. Luther befand sich auf dem Wege dahin, auf welchem ihn nun aber Augustin auch vielfach aufhielt statt ihn zu fördern. Von der sprachunkundigen Exegese, der Weise der Väter, die Schrift allegorisch zu deuten und dem Einflusse, den dieselbe auf ihn übte, war oben die Rede. Hier noch ein paar Belege, wie sie, und auch Augustin, eben jetzt hierdurch ihn irreführten oder ihn doch rathlos ließen. Es handelte sich bei ihm darum, Gesetz und Evangelium unterscheiden zu lernen. Aber auch „in den Büchern der Väter war kein Buchstabe davon zu finden. Augustin hat diesen Unterschied zum Theil verstanden und dargelegt, Hieronymus und Andre mehr haben we-

1) Bindemann a. a. O. 286.

nig davon gewußt." Es machte ihm so viel zu schaffen, die Begriffe Gerechtigkeit Gottes, Werke Gottes, deine Gerechtigkeit, dein Werk zu verstehen. Allein „hier irrten alle Väter, Augustinus, Ambrosius und andre mehr. Sie stießen sich an Psalm 25 Vers 10, die Wege des Herrn sind eitel Güte und Wahrheit. Nach ihrer Deutung sollte Gott durch seine Wahrheit alle Gottlosen und Verdammten richten, die Heiligen aber durch seine Barmherzigkeit, und so verdunkelten sie den ganzen Psalm [1])." In einer Predigt der Kirchenpostille sagt er, den Spruch, das Licht leuchtet in die Finsterniß, hätten sie vom natürlichen Lichte der Vernunft so gedeutet, daß der richtige Sinn verdunkelt, der falsche sich ihm tief eingeprägt habe. Die Platoniker hätten Augustin darauf gebracht, der dann „alle mit ihm drein gezogen." So tief prägte die Auslegung der Väter und Scholastiker in der That sich ihm ein, daß er nach jener Bemerkung sich auszurufen gedrungen fühlte: „o daß dieser Verstand aus meinem Herzen gerottet wäre, wie ist er mir so tief eingesessen [2])!"

Dem Buche Augustin's vom Geist und Buchstaben gibt die paulinische Stelle: der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig, den Titel. Er bestreitet darin den Satz, daß die Kraft des menschlichen Willens allein, ohne Gottes Hülfe, eine vollkommene Gerechtigkeit bewirken könne, weil Gott den Menschen mit einem freien Willen geschaffen und ihn durch seine Gebote gelehrt habe, wie er leben müsse, ihm dadurch beistehe, daß er durch seine Belehrungen die Unwissenheit hinwegschaffe. Allein, führt Augustin aus, man muß den göttlichen Beistand noch darin setzen, daß der Mensch den heilgen Geist bekomme, damit in seinem Gemüthe Freude an dem unveränderlich Guten, welches Gott ist, und Liebe zu ihm entstehe. Durch das freie Geschenk des heiligen Geistes entbrennt in ihm erst der rechte Trieb, dem Schöpfer anzuhängen, wird er zur Theilnehmung an jenem wahren Lichte entzündet, damit es ihm aus demjenigen wohl gehe, von dem er das Vermögen dazu hat. Wird auch

1) Ausführliche Erklärung des Galaterbriefs, zu K. 3, V. 19. Walch VIII, 2260. Ausleg. d. Genesis, zu K. 42, V. 18—20. Walch II, 2184.

2) Kirchenpostille, Plochm. X, 187 f.

der Weg der Wahrheit bekannt, so geschieht doch noch nichts wahrhaft Gutes, wenn nicht Freude daran empfunden wird, und dies ist erst dann der Fall, wenn die Liebe Gottes in die Herzen durch den heiligen Geist ausgegossen wird. So den zum Guten unentbehrlichen Beistand der göttlichen Gnade beschreibend, sucht er dann seine Lehre aus der Schrift zu erweisen. Sie liege vornämlich in dem paulinischen Ausspruche, nach welchem die bloße Vorschrift des Lebens ein nur Aeußerliches, Gesetztes, innerlich nicht Angeeignetes und darum Ungeistiges und Todtes, ein tödtender Buchstabe sei, sofern nicht der lebendig machende Geist hinzukomme. Doch auch viel andre biblische, besonders paulinische Stellen bestätigten die Nothwendigkeit der göttlichen Gnade; jene namentlich, in welchen Paulus lehre, daß die Gnade, wo die Sünde mächtig wurde, noch viel mächtiger geworden, daß sich die Juden vergeblich der Beobachtung des Gesetzes gerühmt, weil ihnen die Gnade gemangelt, daß das Gesetz der Werke und das des Glaubens ganz verschieden, daß Gott durch den Glauben gerecht mache, daß wir umsonst durch die göttliche Gnade gerecht würden. Im Uebrigen verwandle diese Lehre von der Gnade die menschliche Freiheit mit nichten in Unfreiheit; sie mache den Willen vielmehr noch freier, indem die Gnade nach ihr den Willen heile, durch welchen die Gerechtigkeit frei geliebt wird. Der Glaube stehe insofern in des Menschen Macht, daß niemand glaubt, der nicht will; jedoch sei auch der Wille zu glauben eine Gabe Gottes [1]).

Bei solchem Inhalt mußte vornämlich diese augustinische Schrift Luther willkommen sein und auch fördern. Indeß war ihre Exegese nicht besser, und schon deshalb mancherlei Irrung unvermeidlich und volle Einsicht nur durch saure und lange Mühe zu gewinnen. „Ich fand, sagt er in der Vorrede zum ersten Theile seiner lateinischen Werke, im Buche vom Geist und Buchstaben unverhofft, daß er das Wörtlein Gottes Gerechtigkeit von solcher Gerechtigkeit auslegte, mit welcher Gott uns anzeucht und bekleidet, wenn er uns rechtfertigt. Wiewol das nun noch nicht genug gesagt ist und Das nicht eigentlich ausdrückt und erklärt, wie uns Gott Gerechtigkeit zurechnet, gefiel mir doch dies, daß

1) Schröckh a. a. O. XIV, 392 ff.

er von Gottes Gerechtigkeit so lehrte, dadurch wir gerechtfertigt werden." Was nach Paulus Geist und Buchstabe sei, bemerkt er anderwärts, hätten die Väter nicht verstanden, nur Augustin sei „ein wenig hineingekommen," er selbst noch als gelehrter Doktor darüber ungewiß gewesen [1]). Wir werden unten sehen, daß er auch über andre Begriffe noch lange ungewiß blieb. So trugen Augustin's Vorstellungen von der Buße oder was er dafür halten mußte, nicht wenig bei, sein Schwanken und seine Unruhe zu verlängern. Denn nicht sogleich fand er die Uebereinstimmung zwischen der Schrift und Staupitzens Belehrungen, von welcher er dem Letztern mit so großer Freude schreibt [2]).

Ueberhaupt war es ihm bei seinem jetzigen Bildungszustande unmöglich, die Schwächen der augustinischen Lehre zu entdecken und von ihrer Erkenntniß ausgehend rasch weiter vorzudringen. Sie mußte ihn um so mehr aufhalten, in ihre Irrgänge ihn um so tiefer verwickeln, je stärker er die Macht des Geistes, von welchem sie ausgegangen, empfand und je mehr er sich von ihr beherrschen ließ. Man möchte sagen, dies hätte wenigstens zunächst in einem um so völligern Maße geschehen müssen, je bekannter er mit Augustin's Schriften wurde. Sie sind fast unzählig, meist Gelegenheits- oder Streitschriften, ihre Darstellung ist oft weitschweifig, schwer zu fassen. Je nach den verschiedenen Abzweckungen, Zeitabschnitten und Verhältnissen, in welchen sie geschrieben sind, und als Ausdrücke sehr verschiedener Erkenntnißstufen des Verfassers, enthalten sie große Widersprüche, die der Letztre dann wol mühsam und künstlich auszugleichen oder zu verdecken sucht. Indem er eben nach Verinnerlichung und Selbstbestimmung durch den Glauben hinstrebte, hätten ihn die veräußerlichenden Begriffe Augustin's vom erlösenden Gottmenschen und der Gnade nicht befriedigen können, wären sie ihm nicht flüssig gemacht durch die hinzutretenden staupitzisch-mystischen. Die Wesenheit des allein rechtfertigenden Glaubens war doch auch von Augustin nicht erkannt. Er dachte den Glauben mehr als Wirkung der heiligenden und beseligenden Gnade, denn als innerlich umwandelndes und erneuerndes

1) Walch XIV, 462. Plochm. IX, 233 f.

2) De Wette I, 116.

Lebensprincip, das der Gnade gewiß mache; eine Entwickelung des Begriffs, zu welcher erst Luther wieder hinführen sollte. Große Unruhe und schwere Irrungen mußten seine Entsetzen erregenden Schilderungen des menschlichen Verderbens, wobei er mit Vorliebe verweilt, mußte seine Prädestinationslehre dem Jünger bereiten. Den Irrthum, den Staupitz bei ihm auszurotten suchte, die selbstquälerische Angewöhnung, aus jedem Humpelwerk eine Sünde zu machen, fand er auch bei Augustin wieder, obwol dieser über wirkliche große sittliche Verirrungen zu wehklagen hatte. Augustin's Einwirkungen mußten auch deshalb eine Klippe für ihn werden, weil derselbe als Theolog über seine zufälligen innern und äußern Erfahrungen und Erlebnisse sich nicht erhob. Offenbar befand er sich auf dem geraden Wege zu demselben Fehlgehen und sofern er sich in ihn hineinleiten ließ, mußten auch seine theologischen Begriffe einseitig, befangen, von der objektiven Wahrheit um so entfernter bleiben und dadurch der Kraft und des Nachdrucks entbehren, wodurch allgemeine und nachhaltige Anerkennung bedingt wird. Augustin konnte ihn gar zu leicht selbst in der mönchischen Richtung bestärken, die alles Sinnliche als bös zu unterdrücken trachtet. Es hing ihm lebenslang an, daß er Manichäer gewesen. Er war Asket und hielt viel von der Askese und dem einsamen Leben; das Einsiedlerwesen „gewann einen solchen Schein, daß Hieronymus und auch Augustin es schier anbeteten und nicht hoch genug zu preisen wußten [1])." Augustin erhebt sich oft in großer Geistesfreiheit weit über seine Zeitgenossen. So war er eifrig bemüht, die Unhaltbarkeit der Astrologie aufzudecken [2]). Eben so oft aber steht er mit enger beschränkter Ansicht mitten in seinem abergläubischen Zeitalter. Er preist den ehelosen Stand, fördert die Heiligenverehrung, den Wunderglauben, was mindestens in eben so hohem Grade auch bei den übrigen Vätern der Fall war. Als Mönch habe er, sagt Luther, oftmals von Herzen begehrt, nur einmal eines einzigen Heiligen Leben und Wandel zu sehen, und zwar in der Meinung, es sollte ein solcher sein, der in der Wüste wohnte, nicht äße noch tränke, sondern sich allein von

1) Walch XI, 2513.

2) Bindemann a. a. O. 153.

Wurzeln und frischem Wasser nährte, welche närrische Gedanken von den wunderlichen Heiligen er nicht allein aus der Sophisten Büchern, sondern auch aus den Vätern gefaßt [1]). Wie Augustin's Dogmatik spitzfindig und grübelnd ist, so entbehrt seine Moral fester Grundsätze, ist fast nur kasuistisch, nicht selten durch unevangelische und widersinnige Behauptungen und Entscheidungen entstellt. Er war zuerst Schüler und Lehrer der Philosophie der Alten, trachtete darauf die Spekulation mit dem Glauben zu versöhnen, und schritt fast zur Verachtung des Werthes und der Bedeutung der Philosophie fort. Indem ihm, seit er dem Christenthume sich zugewendet, mehr und mehr nur das mit diesem Zusammenhängende nothwendig und heilsam erscheint, alles Andre tadelnswerth, als dem philosophischen Stolze angehörend; indem er das nothwendige Mißlingen aller philosophischen Forschungen aus dem gänzlichen Verderben der vernünftigen und sittlichen Natur herleitet und auch den heidnischen Philosophen folgerecht jede Tugend abspricht, trägt seine Forschung einen durchaus theologischen und beschränkt theologischen Charakter. Leicht konnte Luther durch sein Studium abgehalten werden von dem Bemühen, tiefer in seine Lehren, überhaupt in das Dogma durch spekulatives Denken einzudringen, während doch nicht anders über sie hinaus und im Begreifen und Bestimmen des Dogma zu einem sichern Abschlusse zu kommen war [2]). Der Einfluß, den er auf Luther übte, war ganz geeignet, die Studien und die Forschung des Letztern in dieselbe Richtung hineinzuziehen und Abneigung gegen die Philosophie in ihm zu nähren. Aber auch in noch einer anderen Befangenheit mußte er ihn bestärken.

Die christliche Lehre hätte sich nicht ohne die Kirche, diese ohne ein lebendiges Gefühl der Gemeinschaft sich nicht halten können gegen die auflösenden separatistischen Tendenzen der Häretiker, die Angriffe von Außen her. Allein der Begriff der einen heiligen allgemeinen Kirche wurde sehr bald veräußerlicht,

1) Ausführl. Erklärung d. Galaterbriefs, zu K. 5, V. 19. Walch VIII, 2740.

2) Raumer über Ritter's Gesch. der christl. Philosophie, in: Blätter für lit. Unterhaltung 1843, Nr. 17.

indem man anfing die Form mit dem Wesen, dessen blos annähernd vollkommener Ausdruck sie auch im besten Falle nur sein kann, zu verwechseln und die Einheit auch in außerwesentlichen Einrichtungen und Lehrsatzungen zu suchen. Auf diesen Abweg gerieth man bei dem an sich berechtigten und nothwendigen Streben, die Einheit der Kirche zu erhalten und gegen die Häretiker zu vertheidigen. Aber die Katholischen gingen bald noch viel weiter. Sie hatten Recht, wenn sie behaupteten, daß in der Kirche die Fülle des Heils liege, es mochte natürlich und unbedenklich sein, wenn sie den Grundsatz aufstellten, daß Rettung und Seligkeit nur in der Kirche zu finden sei, so lange die Angehörigen der letztern eine Minderzahl ausmachten, ja eine Seitens der bürgerlichen und priesterlichen Gewalten bedrückte, verfolgte Minderzahl, die meist aus wahrhaft christlich gesinnten Menschen bestand, welche sich in vollkommener Freiheit zur Gemeinschaft der Kirche hielten und nicht daran denken konnten, Gewalt gegen ihre Mitgenossen oder gar gegen außen Stehende zu üben. Dies änderte sich aber besonders seit dem 4. Jahrhundert, in welchem recht eigentlich die Arbeit begann, die Kirche in den Staat hineinzubilden, wobei Mißgriffe nicht wohl ausbleiben konnten; in welchem die Staatsgewalten für das Christenthum gewonnen wurden und Unzählige aus ganz äußerlichen und oft sehr verwerflichen Gründen in die Kirche sich aufnehmen ließen; es änderte sich, als eine herrschsüchtige Priester-Aristokratie emporkam, weltliche Anliegen mit den religiösen und kirchlichen in Verbindung traten und überhaupt Unduldsamkeit und Glaubenswuth der Gemüther sich mehr und mehr bemächtigten. Man begann eine unheilvolle und noch immer nicht ganz durchlaufene Bahn damit, die lebendige christliche Wahrheit, die einfache apostolische Lehre und die Ergebnisse der natürlichen Entwickelung derselben in fein ausgesponnene und dogmatisch scharf bestimmte Satzungen zu verwandeln, diese durch List und Drang zu Glaubensartikeln zu erheben und Diejenigen als Ketzer zu bezeichnen und von der kirchlichen Gemeinschaft auszuschließen, die nicht einstimmen, sich nicht unterwerfen konnten oder mochten. Man ging einen Schritt weiter, indem man mit dieser Ausschließung aus der Kirche auch Versagung der Liebe und bürgerliche Nachtheile verband. Dann wurde durch frevelnden Miß-

brauch mit dem Grundsatze, daß außer der Kirche kein Heil, das edle christliche Gebot der Nächstenliebe so in Verbindung gebracht, daß die Katholischen folgerten, es sei heilige Pflicht, die der beseligenden kirchlichen Gemeinschaft sich Entziehenden nöthigfalls auch gewaltsam derselben zuzuführen, daß sie die verderbliche Thorheit begingen, die Staatsgewalten in die Glaubenssachen und Lehrstreitigkeiten hereinzuziehen und zu Zwangsmaßregeln gegen die Widerspenstigen aufzufordern und zu verleiten. Die christlichen Kaiser und Obrigkeiten kamen theils aus selbstischen weltlichen Gründen, theils fanatisirt, auf halbem Wege entgegen, und immer gewaltsamer wurden die Artikel des Glaubens festgestellt und zur Anerkennung gebracht, immer schlechtere Mittel wurden gebraucht, die theologische Richtung bald der Hof-, bald der Priesterparteien, bald Einzelner herrschend zu machen. Nachdem so viel Blut christlicher Märtyrer durch das Heidenthum zur Ehre und Kräftigung der Kirche geflossen war, mußte noch mehr Blut von Ketzern, Abtrünnigen, Irrgläubigen fließen, die oft weit besser und christlicher als die Katholischen dachten und lebten, vergossen werden von Christen zum brennenden Schimpfe und höchsten Schaden der Kirche.

Das harte Dogma Augustin's war ganz geeignet, seine Begriffe von der Kirche, dem nur in ihr zu erlangenden Heil und von den Ketzern zu verschärfen. Zwar hat er sich bisweilen besonnener und milder als manche seiner Zeitgenossen über die im Glauben Irrenden ausgesprochen, weit öfter jedoch die Grundsätze eines Ketzerrichters gelehrt und verfolgungssüchtig sich bewiesen. Er ist der erste Lehrer der alten Kirche gewesen, der umständlich den Beweis zu führen wagte, daß Gewaltgebrauch wider Ketzer eben so nothwendig als nützlich sei. Im hartnäckigen Stolze und Trotze auf seine und der Katholischen Alleinrechtgläubigkeit wollte er den Pelagianern auch nicht einmal Ort und Zeit zur Darlegung ihrer Sache, zur Erörterung des katholischen Glaubens, Seitens der katholischen Fürsten gewährt wissen: die Letztern sollten nicht zweifeln, sondern die Bestreiter und Feinde des Glaubens gebührend strafen. Er war es, der wider die Andersglaubenden, mit welchen er in Streit gerieth, blutige Verfolgungen anstiftete. Er an der Spitze der Katholischen beladete sich mit der ewigen Schmach, „Irrgläubige" zu

nöthigen, ihm die offenbarsten Grundsätze des Evangeliums und der Gewissensfreiheit vorzuhalten, ihn zu erinnern, daß der Kaiser nur über die Seelen Gewalt habe, ihm zu sagen — wie es der donatistische Bischof Petilian that — die Apostel haben niemanden verfolgt, Christus hat niemanden der weltlichen Macht überliefert. Du aber, der du dich einen Jünger Christi nennst, willst die Missethaten der Heiden nachahmen. Gott will keine Henker zu Priestern. Christus wollte die Menschen durch sanfte Ueberredung zum Glauben bewegen, nicht sie mit Gewalt dazu zwingen. Was hängt ihr euch an die Fürsten dieser Welt, in welchen die Christenheit von jeher ihre Feinde erkannte! Gott hat den Menschen nach seinem Ebenbilde und darum frei geschaffen. Ist es nicht wahrer Hochverrath, daß menschliche Anmaßung sich unterwindet, zu rauben was Gott geschenkt und daß sie sich noch rühmt, solchen Raub im Namen Gottes zu verüben [1])?

Die Katholischen thaten es, Augustin an der Spitze, und in seine Schule gerieth Luther, während er sich in einer Stimmung befand, in welcher er jeden Andersglaubenden hätte mit den Zähnen zerreißen mögen. In solcher Stimmung las er des hochverehrten Augustin Streitschriften, die mit Ausfällen gegen die Ketzer reichlich versehene Psalmerklärung, die übrigen Väter, die von ähnlichen Vorstellungen über die katholische Kirche, Rechtgläubigkeit, Ketzer und deren Behandlung erfüllt sind. Augustin hatte freilich gesagt, die Kirche sei „mit Auffätzen der Bischöfe so beschwert, daß der Juden Wesen leidlicher und träglicher sei: Christus habe sie nur mit wenigen und leichten Ceremonien, Taufe und Abendmahl wollen beladen haben und niemand sei schuldig das mehre zu halten, sondern möge es ohne Sünde lassen;" er wolle „keinem der Väter glauben, er habe denn die Schrift für sich," keine Schrift sei „der Apostel und Propheten Büchern gleich zu achten [2])." Luther berief sich späterhin darauf, er sagt wol, er folge in Beziehung auf Väter und Koncilien dem Exempel Augustin's, der, fast der Einzige,

1) Hagenbach a. a. O. 210 ff. Schröckh XV, 489, 525. Gfrörer, Kirchengesch., II, 547 ff.

2) Von den Conciliis und Kirchen, Plochm. XXV, 233, 258, 261.

von aller Väter und Heiligen Büchern wolle ungefangen und allein der heil. Schrift unterworfen sein [1]). Gewiß ist auch der Einfluß Augustin's auf diese freiere Richtung seiner Grundsätze nicht in Abrede zu stellen, er begann aber eben so gewiß erst viel später als jetzt, wo es der Fanatism der Väter war, der überwiegenden Anklang bei ihm finden mußte.

Ein besonderer Umstand mußte es ihm noch weiter sehr erschweren Augustin zu verstehen, durch ihn gefördert zu werden und insbesondre von den scholastischen Begriffen und deren Einflüssen durch ihn sich zu befreien, dessen Theologie zu der pelagianisch-scholastischen und kirchlichen freilich im stärksten Gegensatze stand. Allein dies Verhältniß war gänzlich verdunkelt, so daß Augustin in der Schule und Kirche bis in den Himmel erhoben und doch beseitigt wurde. Man hatte nämlich die semipelagianische Denkart, die sich in der lateinischen Kirche verbreitet, für augustinisch ausgegeben und Augustin galt allgemein für ihren Urheber, obwol semipelagianisch gesinnte Kirchenversammlungen des 9. Jahrhunderts ihn, den wahren Augustinus, in der Person des Mönches Gottschalk, der zu seinen Lehrsätzen sich bekannte, verdammt hatten, und es war dabei auch geblieben. Eine Folge davon war, daß die Kirche, die Scholastiker, sich sehr häufig eben für ihre nichtaugustinischen Satzungen und Lehrmeinungen auf Augustin beriefen, wobei seine Aussprüche natürlich mißdeutet wurden [2]). Man habe, sagt Luther, aus dem Ausspruche desselben **accedat verbum ad elementum et fit sacramentum** die gröbsten Irrthümer hergeleitet, indem man ihn so verstanden, daß er behaupte, ein Sakrament bestehe aus zwei Stücken, dem Worte und dem Zeichen (**elemento**), woraus folge, daß der Leib und das Blut Christi sogleich da sein müsse, wenn der Meßpriester in Gegenwart des Brots und Weins die Konsekrationsworte gesprochen. Daran sei dann weiter die gangbare Lehre über die Monstranz und deren Anbetung geknüpft, während Augustin's Meinung dahin gar nicht gehe, was er dann

1) Vorr. zum 1. Theile seiner deutschen Bücher, Walch XIV, 423.

2) Wiggers, Darstellung des Augustinismus und Pelagianismus, II, Kap. 20.

weiter ausführt [1]). Allein das Mißverständniß war allgemein, und Luther war vorerst gänzlich außer Stande, in diesem und in ähnlichen Fällen den richtigen Sinn zu entdecken.

Man sieht schon aus dem angeführten Beispiele, wie leicht es geschehen konnte, ja wie unvermeidlich es war, daß er durch Augustin, statt aufgeklärt zu werden, irregeführt wurde, und es geschah nicht selten. So berief man sich gern und oft für das hohe Ansehen und das Entscheidungsrecht der Kirche in Glaubenssachen auf einen anderen Ausspruch Augustin's, er würde auch dem Evangelium nicht glauben, wenn ihn das Ansehen der Kirche nicht dazu bewegte. Luther verwarf späterhin den darin liegenden Grundsatz entweder geradezu, oder wollte ihn so verstanden wissen, daß ihm zufolge die Kirche das Wort Gottes vom Menschenworte zu unterscheiden, Fug und Macht haben, nicht aber über dem Evangelium sein, oder aber daß die letzte Entscheidung doch der Schrift zufallen solle, wobei er sich auf die Einleitung zu Augustin's Buche über die Dreieinigkeit berief. In der Schrift: Von Menschenlehre zu meiden (1522) kömmt er ausführlich darauf, wie der Ausspruch so gedeutet werde, daß der Kirche mehr als dem Evangelio zu glauben sein solle. Aber, wendet er ein, wenn Augustin auch so gesagt hätte, so würde doch noch nicht folgen, daß man ihm glauben müßte, der oft geirrt habe, der sich dann selbst widersprechen würde, dessen Worte eigentlich lauteten, er würde dem Evangelium nicht glauben, wenn ihn nicht das Ansehen der ganzen Christenheit bewegte, womit er sagen wolle, daß er das Evangelium nur in der Christenheit finde. Allein an die Stelle dieser letzteren setzten die Tyrannen sich selbst, als gehörten die Laien nicht mit dazu, sie wollten, daß Das, was Augustin von der Christenheit in aller Welt sage, vom römischen Stuhle verstanden werde, und forderten, daß ihre Lehre die Lehre der Kirche heißen solle, während sie nur die geringere Zahl wären und davon nicht die Rede sei, daß die gemeine Christenheit befragt werde, was unter ihrem Namen gelehrt werden solle [2]). Indeß kann man nicht

1) Walch XXI, 1588.

2) Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche, Walch XIX, 128. Tischreden, Walch XXII, 947. Bericht an einen guten Freund von

zweifeln, daß er Augustin's Ausspruch zuerst so verstand, wie er allgemein verstanden wurde, daß er sich durch ihn in seiner hierarchischen Gesinnung befestigen ließ und daß die Väter überhaupt einen ähnlichen Einfluß auf ihn übten durch ihren mißverstandenen Glaubenseifer, ihre Unduldsamkeit, ihre Verkehrtheit, auch um die geringfügigsten Lehrbestimmungen mit äußerster Hartnäckigkeit und Leidenschaft bis zur höchsten Gefährde nicht blos der eignen Persönlichkeit, sondern der Kirche und des Glaubens selbst zu streiten. Der allgemeine Glaube an das Ansehen der Väter, das Vorgeben der Untrüglichkeit der Kirche hatte ihn jetzt völlig eingenommen, sein Studium der Väter war bei den Voraussetzungen, womit er daran ging, ganz geeignet, seine Finsterniß noch dichter zu machen [1]). Wurzelte doch in ihnen, namentlich einem Theile von ihnen das Mönchische, die scholastische Lehre von der Willensfreiheit, die ihm so viel Noth machte, der ganze Pelagianism der Kirche; das will sagen die geistige Grundlage der Hierarchie, des Mönchsthums und der Kirchenlehre gerade der Theorie von der Werkgerechtigkeit, worin er noch immer befangen war. Er nennt den Pelagianism die „Quelle aller Abgötterei," denn stets sei er in andern Gestalten von neuem hervorgetreten, wenn er überwunden worden, wie er denn auch, von Augustin eine Zeitlang zu Boden geschlagen, wiederum emporgekommen sei und die Oberhand so sehr behalten habe, daß die Kirche ihn geboten und zu ihm gezwungen, die hohen Schulen ihn gelehrt, die ganze Welt von ihm erfüllt gewesen wäre [2]). Jetzt nun las er die anderen Väter neben Augustin, und diesen in der festen Meinung, die (pelagianisch-) kirchliche Denkart auch bei ihm zu finden. Irrungen hätten unmöglich ausbleiben können. Er hatte nicht etwa ein brauchbares Handbuch der augustinischen Lehre, mußte sie aus einzelnen Schriften Augustin's herauslesen und las diese Schrif-

beiderlei Gestalt des Sakraments, Walch XIX, 1660. Kirchenpostille, Walch XI, 1889. Von Menschenlehre zu meiden, Plochm. XXVIII, 340.

1) Ausleg. des 1. u. 2. Kapitels Johannis, zu K. 2, V. 23. Walch VII, 1790 ff.

2) Ausleg. der 22 ersten Psalmen, zu Ps. 17, V. 13. Walch IV, 1315.

ten unter verkehrter Anleitung und mit grundfalschen Voraussetzungen. Auch hier waren die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, um zu lichtvollen und zusammenhängenden Einsichten und einem sichern Wissen hindurchzudringen, so groß, daß man sie sich nicht leicht groß genug denkt. Wie sehr ihn die Väter und deren Ansehen beirrt, geht vielleicht am deutlichsten daraus hervor, daß er keine Gelegenheit vorübergehen läßt, davor zu warnen, daß man ihren Meinungen nicht einen zu hohen Werth beimesse, auf den großen Schaden, der daraus erfolgt sei, daß man es gethan, und auf ihre häufigen Irrthümer hinzuweisen und Vorsicht bei ihrer Lesung zu empfehlen.

Man darf indeß nicht vergessen, daß die Sache auch noch eine andere Seite hat. Er fand bei den Vätern jedenfalls auch helle, freie, antihierarchische Ansichten und Grundsätze. Wie viele Beweise von der Grundlosigkeit der päpstlichen Ansprüche, wie viele Verwahrungen gegen Anmaßlichkeiten der römischen Bischöfe konnte er aus ihnen herauslesen, was auch späterhin nicht ausblieb [1]). Ein ganz anderes Bild der Kirche als der römischen seiner Zeit trat ihm doch vor die Augen, indem er mit ihnen sich beschäftigte. Von welchen Zeiten der Kirche waren die Schriften der Väter, Augustin's insbesondere, redende Zeugnisse! Welche zugleich erhebende und liebliche Bilder von Christi Reiche, von den Erweisungen des göttlichen Geistes in der Christenheit mußten in seiner Seele auftauchen, wenn er in diese Schriften sich vertiefte. Wie sehr war ihr Studium doch auch geeignet, Geist und Gemüth zu erquicken. Die Mängel der Väter sind großentheils nur Auswüchse eines edeln Stammes, ihrer christlichen Begeisterung. Viele von ihnen sind geistsprühend, genial, tiefsinnig, und wenn sie überhaupt an Gemüth und feurigem Gefühle reicher sind als an klarer Einsicht und Verstande, so ist ihre Anschauung doch eine erhebende. Sie geht in dem großartig aufgefaßten Gegensatze von Welt und Christi Reiche auf. Sehen sie das irdische Leben auch zu düster an, so blicken sie dafür siegesfreudig selbst auf die bedrängte Kirche hin. Neben duldender Weltverschmähung sind sie von Kampfesmuth erfüllt. Neben dem Mönchischen, dem Leid- und Schmerzlustigen liegt

1) Wider das Pabstthum zu Rom, Plochm. XXVI, 137.

in ihrem Sinn und Geiste etwas Kriegerisches, Heldenmäßiges. Wir sehen sie in der Auffassung des Gedankens, in welchem sie leben und für welchen sie streiten, schwer irren und können ihnen dennoch Bewunderung nicht versagen, denn sie setzen jedes irdische Gut dafür ein, ihre Hingebung bis zum Tode ist nicht ohne Seelengröße. War es auch nicht immer das reine Evangelium, war auch die Kirche, für welche sie in die Schranken traten, nicht immer die echteste Entwickelung der christlichen Idee und drangen sie auch nicht ohne mannichfach fehl zu gehen in diese letztere und nicht in alle Tiefen derselben ein: sie haben den Kampf der Erlösung vom Heidenthume, von der ganzen Anschauung der frühern Weltperiode vollendet. Ihre Schriften athmen jene tiefe Ehrfurcht vor dem Ewigen und der durch Christus offenbarten Wahrheit, jene gewaltige unüberwindliche Glaubenskraft und Treue, jene Märtyrergesinnung, durch welche dem Evangelium der Sieg über die Welt gewonnen wurde; sie enthalten die kostbarsten Erfahrungen und erhebendsten Anschauungen über die Herrlichkeit und Erlösungskraft des Gottessohns. So kam es nur darauf an, wie und von wem sie gelesen wurden — ob ihr Jünger und Verehrer Herz und Sinn und Kraft genug besaß, die bessern Bestandtheile ihrer Erzeugnisse in sich aufzunehmen und die unlautern von sich abzulehnen. Selbst in ihrer unzureichenden allegorischen Schriftauslegung hielten sie wenigstens im Verhältnisse zu Häretikern Maß und entwickelten in ihrem Kampfe wider dieselben die ersten Keime einer gesunderen und genügenderen Schriftauslegung. Ihr Allegorisiren bei letzterer wird mit Wahrheit im Gegensatze gegen einen blinden und engherzigen Eifer für eine am Buchstaben klebende Rechtgläubigkeit und eine eingebildete todte Schriftgelehrsamkeit berechtigt und dem damaligen kirchlichen Geiste naturgemäß genannt. Man muß es anerkennen, daß die allegorische Auslegung wenigstens eine Frucht innigster Hingabe an die heiligen Schriften, eine aus frömmster Gesinnung hervorgehende Erweiterung des Buchstabens aus seiner geschichtlichen Einzelnheit zum geistigen Allgemeinen und zur Vorbildlichkeit des Erlösers und seines Reiches war [1]), und so finden wir sie selbst noch in den spätesten exegeti-

1) Bindemann a. a. O. 201 ff., 201 ff. Neander, Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche, I, 863, 942.

schen Schriften Luther's, obwol er ihr ernstlich widerredet und entgegenstehende hermeneutische Grundsätze sich angeeignet hatte. Der Bildungsstoff, den die Schriften der Väter für ihn enthielten, war demnach keineswegs durchaus verwerflich, er war vielmehr ein vielseitig anregender und fördernder, ihm weit angemessener als der, der in der Scholastik ihm bisher dargeboten war, und gerade recht wohlthätig nach der Dürre und Kälte der letztern.

Es muß dem Fortgange der Geschichte seiner Entwickelung und seines Lebens aufbehalten werden, ausführlicher zu zeigen, wie und in welchem Maße das Studium der Väter und insbesondere Augustin's Einfluß bei ihm geübt, wiefern der Letztere ihn beherrschte, oder er davon sich frei machte und selbstständig eine höhere Stufe der Anschauung und Erkenntniß erstieg. Hundertfach hat er namentlich Augustin gepriesen, als vor andern Kirchenvätern des Lobes würdig, als einen feinen und frommen Mann und rechtschaffnen Lehrer, den „ernstesten, tapfersten und reinsten" unter ihnen allen [1]). Seine Schriften sind die lebendigen unmittelbaren Zeugen, wie tief und umfassend er ihn auf sich einwirken ließ. Wir müssen hier davon abbrechen, doch gehört noch eine Anmerkung hierher, die uns deutlich machen wird, welch einen Eindruck Augustin und insbesondere eins der Werke desselben sicher schon in dieser Zeit bei ihm hervorbrachte. Nicht blos daß er als wittenberger Lehrer, wie wir sehen werden, mit dem Augustin seine eigenthümliche neue Bahn sich brach und späterhin das Studium der augustinischen Schriften stets und dringend empfahl: im Jahre 1518 erwirkte er die Anordnung alljährlicher Vorlesungen gerade über die vom Geist und Buchstaben. Er hätte wol eine bedeutendere wählen können, doch eben sie hatte ihn so sehr getröstet, gefördert. Er ließ sie in dem genannten Jahre mit einer Vorrede abdrucken, in welcher er u. A. sagt, „ich kann aus eigner Erfahrung sicher behaupten, daß es nächst der heil. Schrift keinen Lehrer in der Kirche gibt, der dem Augustin an christlicher Gelehrsamkeit zu vergleichen wäre. Ich lasse den Andern das Lob, daß sie beredt sind, wie Chrysostomus, in weltlichen Wissenschaften wohl bewandert, wie

1) Tischreden, Walch XXII, 2060, 2062.

Hieronymus: aber wenn man sie alle zusammenfaßt, wird man in ihnen nicht die Hälfte von Dem finden, was Augustin so reichlich darbietet. Darum erwähle ihn nach der heil. Schrift dir zum Lehrmeister. Ich habe manche Stunde über dem Hieronymus, Chrysostomus und Andern verderbt, die ich besser beim Augustin zugebracht hätte. Willst du meiner Erfahrung nicht glauben, so magst du es selber versuchen."

Zu den Schriftstellern, mit welchen er sich in der letzteren Zeit seines erfurter Mönchslebens viel beschäftigte und die nächst Augustin und den übrigen Vätern tiefer auf ihn wirkten, gehört Gerson, von welchem schon ein paar Mal die Rede war. Schmerzliche Sehnsucht nach Frieden in Gott war es gewesen, was Gerson zur Einkehr in sich selbst getrieben hatte. Er suchte und fand Heilung für die Wunden seiner Seele in der Mystik, die er als innere Erfahrungswissenschaft darzustellen und in Verbindung mit dem Nominalismus zu setzen suchte [1]). Luther begegnete demnach in ihm einem verwandten Geiste. Gerson war es, der ihn nach Staupitz auf die Mystik hinführte und von der Scholastik abwendete. Ein ähnliches Gemüthsbedürfniß wie das, das Gerson auf die mystische Theologie hingeleitet, zog ihn zu Gerson hin und er fand es in hohem Maaße bei ihm befriedigt, ohne daß übrigens die scholastische Mystik des pariser Kanzlers auf die Entwickelung seiner theologischen Begriffe wesentlichen Einfluß geübt hätte, so viel sich ersehen läßt. Heilung seiner Seelenwunden suchte und fand er bei ihm.

Es ergibt sich aus seinen Aeußerungen über ihn, aus welchen man zugleich erräth, welche gerson'sche Schriften es waren, die er oder die er doch vorzugsweis in dieser Zeit gelesen. Nämlich gewiß nicht die kirchenrechtlichen und politischen, sondern solche, welche das theologische Studium, das Dogma, das Mönchthum zum Gegenstande haben, exegetische oder moralische, am wahrscheinlichsten eine, von welcher er am meisten spricht, die nach seinen Aeußerungen den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht zu haben scheint, und nach seiner Stimmung und seinen äußern Verhältnissen eben jetzt bei ihm am beruhigendsten wirken konnte.

1) Liebner, Gerson's mystische Theologie, in Studien und Kritiken, 1835, 279 ff.

„Gerson allein unter allen Lehrern der Kirche," sagt er, „hat von geistlichen Anfechtungen geschrieben; die andern allzumal haben nur leibliche Anfechtung gefühlt — er allein hat von Kleinmüthigkeit geschrieben, taugt und dienet allein die Gewissen zu trösten, indem er darthut, daß nicht Alles, einen Schöpler nicht anziehen, Horen versäumen, gleich eine Todsünde sei. Die papistische Fasten ist eine rechte Mordgrube, damit viel junger Leute verderbet sind gewesen, da die Leute straks ohne Unterschied einerlei Zeit halten, und einerlei Speise essen mußten insgemein durchaus. Also werden die natürlichen Kräfte verderbet. Daher der Gerson, der alte Lehrer zu Paris, ein Trostbüchlein schreiben mußte für die bekümmerten und angefochtenen Gewissen, daß sie nicht verzagten noch verzweifelten. Er konnte allein die Gewissen trösten und aufrichten, weil er es durch Erfahrung gelernt. Ist er als Mönch so weit nicht kommen, daß er den Gewissen hätte können Rath schaffen in Christo durchs Evangelium, hat er doch die Anfechtung und Noth durch Linderung des Gesetzes leichter gemacht. Er ist der Erste gewesen, der aus dem Gefängniß der menschlichen Satzungen gebrochen ist, die die Gewissen überladeten. Sonderlich Gerson hatte mit den Gewissen zu thun, die dadurch verwirrt waren, daß man geistlich und weltlich Recht in einander mengte und die äußerlichen vergänglichen Rechte gleich den innerlichen ewigen achtete. Gerson, der fromme ehrliche Doctor, lehrt unter den neuern Theologen allein, daß man in Anfechtungen der Teufelsgedanken, die das freundliche, tröstliche Bild des Versöhners aus den Augen rücken, sich entschlagen, mit dem Teufel nicht disputiren soll, und daß sie dann von selbst dahinfallen. Der Geist der Lästerung ward es genannt in den Klöstern, wenn die Gedanken vom Zorne Gottes wider die Sünde Ungeduld anrichteten und solche Klagen laut wurden: ach, warum sind wir geboren, warum ist es mit uns nicht wie mit den Thieren u. s. f. Auch dawider hat Gerson viel Tröstung. Viel wurde vom spekulativen Leben geschrieben und gelehrt, die Vornehmsten und Besten in den Klöstern machten sich viel damit zu schaffen. Gerson hat auch davon geschrieben und lobt es gar sehr. Mit ganzem Fleiß hab ich solche Bücher gelesen [1])."

1) Tischreden, Walch XXII, 875, 1219, 1501, 2071 ff. Von Ehe-

Ohne Zweifel hat Gerson auch durch diejenigen seiner Schriften, in welchen er die Kirchenfreiheit dem Papstthume gegenüber vertheidigt, auf ihn eingewirkt, doch ist es ebenso gewiß erst späterhin geschehen. Seine Stimmung in dieser Zeit und noch in den nächsten Jahren würde sonst nicht wohl zu begreifen sein. Aus eben diesem Grunde ist nicht wahrscheinlich, was Manche vermuthet haben, daß er noch im erfurter Kloster, namentlich durch Okkam auf gewisse helle Ideen geführt sei, worauf wir weiter unten kommen werden. Für jetzt hat sich der Einfluß der freieren Geister, mit welchen er allerdings in Berührung kam, sicher darauf beschränkt, ihn den Banden der engsten Mönchsgedanken zu entziehen und im Uebrigen Zündstoffe abweichender Begriffe in seine Seele zu werfen, die jedoch noch vollkommen ruheten. Im Uebrigen ist zu erinnern, daß die Schriften Gerson's, der ebenso sehr noch in seiner Zeit als über derselben stand, doch auch Vieles enthielten, was ganz geeignet war, ihn in seinem Gedankenkreise zu befestigen und auf einem sehr beschränkt-kirchlichen Standpunkte festzuhalten, ihm gerade unförderlich zu sein. Er ermahnte selbst späterhin die Zuhörer, was Gerson vom spekulativen Leben schreibe, mit Vorsicht zu lesen. Auch zu einem Exegeten konnte ihn Gerson so wenig bilden als die Väter. Seine Eingenommenheit und seine ungründliche Schriftauslegung hatten sich zu Konstanz gezeigt, indem er mitgeholfen, die Sätze aus Hussens Schriften auszuziehen, die dem Koncile vorgelegt wurden, um sie als ketzerisch zu verdammen. Seiner großen Befangenheit, trotz seines Zurückgehens auf die Schrift, und seiner Opposition wider das Papstthum wurde schon gedacht.

Rückblick. — Berufung nach Wittenberg.

Es ist nicht zu verkennen, daß Luther durch sein Mönchsleben sehr wesentlich aufgehalten und gehemmt worden ist. Auf

sachen, Plochm. XXIII, 152. Kurze Ausleg. des Jesaias zu Kap. 36, V. 11, Walch VI, 695 ff. Ausleg. des 90. Psalms zu V. 7, Walch V, 1132 Ausleg. der Genesis zu Kap. 19, V. 14, Walch I, 1883.

der andern Seite sehen wir ihn im dritten Jahre seines Mönchsstandes dennoch wesentlich vorgeschritten, ja umgewandelt. Abgesehen davon, daß er eine Masse positiver Kenntnisse sich angeeignet hatte, war er doch zu der Erkenntniß wenigstens schon ziemlich nahe hindurchgedrungen, die das eigentlich Reformatorische in ihm und seiner Zeit bildet: daß das wahre Christenthum nichts äußerlich Gesetztes, sondern innerlich Lebendiges, daß die wahre Quelle der Frömmigkeit der durch den Eindruck der Erscheinung des Erlösers entzündete Geist, die Christo ähnliche Gesinnung, das gläubige, auf Gottes Gnade vertrauende, von Liebe und Ehrfurcht Gottes durchdrungene Herz sei. Erfüllt von den Begriffen des veräußerlichten Katholicism, des Mönchsthums insbesondere war er gekommen. Jetzt stand er, obwol im letztern, doch schon als ein halb Gefreiter durch die Einsicht in die Lehre von der Gerechtigkeit durch den Glauben da, die wenigstens in ihm begründet war, welcher er, wenn auch noch unsicher, doch nach dem innersten Seelenzuge sich zugewendet hatte. Der Gang, der bei so vielen Klerikern und Mönchen vorgekommen war — er selbst erwähnt solcher Beispiele, wie das des heil. Bernhard — [1]) daß sie, etwa einmal tödtlich krank oder in der Todesstunde an der Möncherei verzweifelten, wiederholte sich bei ihm weit früher, weil die vorgeschrittene Zeit die Gegensätze so viel früher in ihm aufgeweckt hatte, weil er schon seit seinen Universitätsjahren, so gläubig er in ihnen bleiben und so gewaltig und voll der Katholicism, das Mönchthum, der Geist des Mittelalters ihn gefaßt haben mochte, als er gelobte, Mönch zu werden, doch selbst in diesem Augenblicke und so auch während der Zeit seiner eifernden Gesinnung im Kloster die zweifel- und reflexionslose Sicherheit und Hingebung des Glaubens der frühern mittleren Jahrhunderte nicht haben konnte; weil er Todesangst um das ewige Heil schon so früh und oft empfand. Die Tiefe und Kraft der deutschen Art, deutsche Innigkeit und Treue, Hängen am Ueberkommenen und Eingewöhnten und grübelndes einseitiges Versenken in das Innere, das Gemüths- und Seelenleben, hindern ihn, so leicht wegzuwerfen oder zu finden, was die Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit, der

1) Walch XIX, 2315.

gemeine Verstand oder eine lebendigere, frischere und gesundere geistige Regsamkeit viel leichter weggeworfen, gefunden hätte. Er läßt nicht leichthin das Geglaubte und Verehrte fahren, enttäuscht das Echte mit dem Schlechten beseitigend, dem er nur schwer und zögernd entsagt, in dem Maße als jenes in Fülle und Schöne ihm erscheint. Mit deutscher Ausdauer und eisernem Fleiße sehen wir ihn dem Kerne nachforschen. Der auf das Innerliche gehende deutsche Freiheitssinn lebt auch in ihm, sträubt sich gegen das blos äußerlich Gesetzte, sofern es das innerste Gemüthsleben ohne Uebereinstimmung damit beherrschen will, sucht die Fesseln zu zerbrechen, sobald ein Widerspruch der Idee und der Satzung ins Bewußtsein zu treten beginnt. Dies hat bei ihm in dieser Zeit angefangen. Er fühlt die Tyrannei der Satzung, sie quält, martert ihn grenzenlos, er sucht Linderung gegen die Pein, welche sie ihm erregt, und in dem Troste, den er sucht und findet, beginnt er sich ihr zu entziehen. Unruhe, Unbehagen, Schmerz erregt sie ihm, freilich noch keinen Haß. Prüfung des als Wahrheit oder Vorschrift äußerlich Gesetzten, nach Begriffen oder Grundsätzen, die im eigenen denkenden Geiste gefunden worden, das Finden und Aneignen von solchen unter Verwerfung des äußerlich Gesetzten, Selbstbestimmung in Sachen des Meinens und Glaubens ist Geistesfreiheit, und eben Zeichen und Stufen derselben sind es bei ihm, daß er von der scholastisch-mönchischen Denkart sich losringt und der Schrift und Schriftwahrheit sich zuwendet. Denn wenn er ihr auch als einer neuen Autorität sich unterwirft, so geschieht es doch mit vollkommenster Zustimmung seines Geistes, weil er ihn in der Schrift wiederfindet. Doch wie stark hat sich auch der deutsche Hang zum Dienen, Gehorchen, Hingeben an Autorität seiner bemächtigt, wie schwer wird es ihm, sich demselben zu entziehen. Wie tief ist er noch im blindesten Glauben, in knechtischer Unterwürfigkeit befangen. Eine durch und durch deutsche, vor allem aber eine religiöse Natur, wie dies in seiner gesammten Entwickelung stets in den vordersten Vordergrund tritt.

Er war ins Kloster gegangen, weil er geglaubt dort um so mehr fromm leben und Gottes Wort lernen zu können. Dieses Doppelziel hatte er, ohne einen Augenblick rechts oder links zu sehen, im Auge behalten, es unermüdlich, mit rastloser höchster Anstrengung, in fortwährender Unruhe und Leidenschaftlichkeit, unter unaufhörlichen innern Bedrängnissen verfolgt. Auf diese und ihre Beendigung, die Befriedigung eines ängstenden Gemüthsbedürfnisses, bezogen sich alle seine Studien — jene Studien der Schrift, der Scholastik, der Väter, wobei er durch ein Labyrinth früh eingesogener, vielfach genährter irrender Begriffe, durch einen unendlichen Wust todter Gelehrsamkeit sich durchzuarbeiten hatte, wobei ihm so große Hindernisse in den Weg traten, nur so dürftige Hülfsmittel zu Gebot standen, so wenig Förderung zu Theil wurde, woneben er Stunden, Tage und Nächte der Askese, der Erfüllung der geistlosesten Ordenspflichten widmete. Und schon deshalb war sein Geist rastlos thätig, weil sein Gemüth in unausgesetzter Spannung war. Eben darum aber und weil er zum Trost eines unsäglich geängsteten Herzens las und forschte, prägte sich ihm Das, was er ergriff, unauslöschlich ins Gedächtniß ein, ergriff und hielt er es fest nicht blos mit dem Verstande, sondern im innersten Gemüthe, als eigenste Erfahrung. Von ihr getrennt ist er gar nicht zu denken, womit seine Schwäche und seine Schwächen namentlich als Theolog zusammenhängen. Allein sie wurde auch das Mark und die Triebkraft seines Wesens und seiner Wirksamkeit, hat ihn insbesondere zum großen Kirchenlehrer gemacht. Er verglich daher auch mit Recht diese Erfahrung und im besondern ihren lebendigsten Ausdruck, seine Bußkämpfe, seine „Anfechtungen," mit der Praxis, die bei dem Arzte zur Theorie hinzukommen müsse, wenn er seine Kunst recht eigentlich inne haben solle. „Ich habe," sagt er, „meine Theologiam nicht auf einmal gelernt, sondern hab immer tiefer und tiefer grübeln müssen; dazu haben mich meine Anfechtungen gebracht, ohne Uebung und Erfahrung lernet man's nicht. Ich will dir anzeigen eine rechte Weise in der Theologia zu studiren, der ich mich geübt habe. Es ist die Weise, die der 119. Psalm lehrt, da wirst du drei Regeln innen finden, durch den ganzen Psalm reichlich vorgestellt, und heißen also: Oratio, meditatio, tentatio." (Ebenso Augustin in seinen Bekenntnissen.) „Wenn wir ohne Anfechtung sind, lernen wir nichts, nehmen gar nicht zu. Sie sind die Uebung und Ritterschaft der Christen, dadurch wir erkennen, daß wir unter dem Schutze der heiligen Engel sind

und daß auch die härtesten Anfechtungen uns nicht schaden. Das ist unsre Theologie, die man nicht so leicht und bald lernen kann, sondern allezeit muß man zu Felde liegen und wider den Teufel streiten, der sich unterstehet, uns vom Worte abzuziehen und unsern Glauben zu schwächen [1]).“

Staupitzens Wort, die Anfechtungen wären ihm gut, bewährte sich im weitesten Sinne an ihm. In seinen Kämpfen um Gewißheit des Geistes und um Gewissensberuhigung keimte und wuchs seine Erfahrungs- und Herzenstheologie sammt den Gefahren und Schwächen der Einseitigkeit oder welche sonst mit einer solchen verbunden zu sein pflegen, aber auch seine Glaubenskraft, sein Innigstes u. Tiefstes, Das, worin seine Stärke und Größe eigentlichst lag. Eben daß er so schmerzlich seine Sünde fühlte, daß er die Vergeblichkeit seiner Anstrengungen, ihrer ledig zu werden, daß er bis zum Herzbluten und Verzweifeln die Nichtbefriedigung der herrschenden Lehre empfand — eben das trieb ihn zu dem tiefen Eindringen, dem allseitigern unermüdlichen wie leidenschaftlichen Suchen an, in welchem er die reinere Auffassung des christlichen Glaubens, oder sagen wir lieber den, ein neues schaffendes Lebensprincip in sich schließenden Glauben fand, dessen er zur Seelenstillung bedurfte; eben das erweckte ihm die Kämpfe, worin er sich dieses Glaubens wie eines Eroberten bemächtigte, seine Kraft und die eigne erprobte. „Laß den Teufel nur plagen und schrecken mit schweren Anfechtungen, die blödes Gewissens sind, es muß doch ihnen nicht schaden. Denn es sind nicht solche, die Gott schrecken und verdammen will als rohe Leute, sondern furchtsame und weiche Herzen, die gerne Trost hätten und nicht finden können, bis so lange ihnen Gott heraushilft und mit seinem Worte tröstet [2]). Gott richtet niemand auf, stärkt und tröstet auch niemand, denn alleine Die, so bis in den Tod betrübt sind. Denn das Wort des Lebens und Heils gehört Denen zu, die in Angst und Verzweiflung sind, zu welchen recht gesagt wird, sei getrost, verzage

1) Tischreden, Walch XXII, 939. Hauspostille, Plochm. I, 69. Auslegung der Genesis zu Kap. 17, V. 18, Walch II, 294.

2) Vermischte Predigten, Plochm. XVI, 6.

nicht [1]). Die Mißgeburt der Lehrsätze von den Genugthuungen kann nicht ausgerottet, ja nicht einmal erkannt werden, wo einer nicht die gewaltigen Anfechtungen des Todes, der Hölle, des Gewissens, der ewigen Gnadenwahl empfindet [2]). Außer solcher Erfahrung versteht man nicht, was des Glaubens Kraft sei. Daß die Welt die Lehre vom Glauben gering achtet, das machet, daß sie sicher und ruchlos dahin gehet, und nicht weiß noch erfahren hat, was Schrecken und Sünde und ein verzagt Gewissen thut; aber hernach, wenn sie der Tod und Schrecken übereilet, so weiß sie keinen Rath, und fällt plötzlich in Verzweiflung, und müssen alsdenn, wenn es zu lang geharret, wol erfahren, was für ein Ding ist um den Glauben, das sie zuvor nicht gewußt; nämlich, daß es nicht sind todte Buchstaben, oder Worte auf der Zungen, oder ein lediger Gedanken und Wahn, den die Papisten Glauben heißen; sondern ein unerschrockener, unverzagter Muth, der da könne mit ganzem Erwägen des Herzens trotzen auf Christum wider Sünde, Tod und die Hölle [3]). Wer der Anfechtung entronnen ist, denkt, wie habe ich doch einen so gnädigen Gott; ich war schon verzagt und ging in die Hölle hinab, nun aber sehe ich, daß mir dieser Kampf zum Leben nütze gewesen. Zu solchem Erkenntniß Gottes gehört aber Erfahrung, sonst kann man es nicht verstehen noch Andere trösten [4]). Gottes Zorn fühlen ist ein Anfang zur Seligkeit, wenn man keine Seligkeit siehet vor der Sünde; denn also werden wir zubereitet gleichwie der Acker mit dem Pfluge, den göttlichen Samen zu empfangen, welches Frucht ist das ewige Leben [5]). Der Name Christi hat mir öfter geholfen, da niemand helfen konnte; so habe ich für mich die Sache und die Worte, die Erfahrung und die Schrift, und Gott gab mir beides reichlich: ist mir aber auch sehr sauer geworden durch Anfechtung, das ist

1) Auslegung der Genesis zu Kap. 46, V. 2—4, Walch II, 2584.

2) Auslegung der 22 ersten Psalmen zu Ps. 14, V. 1, Walch IV, 1074.

3) Kirchenpostille, Plochm. XII, 208.

4) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 32, V. 32, Walch II, 1182 ff.

5) Ausleg. des 90. Psalms zu V. 12, Walch V, 1154.

mir sehr gut gewesen[1])." Er möge es ohne Ruhm sagen, allein seine Anfechtungen hätten ihn predigen und trösten gelehrt, denn er wüßte keine, die er nicht versucht und gefühlt, ausgenommen den Geiz[2]).

Die Frage, was aus ihm geworden sein dürfte, wenn er im Kloster zu Erfurt geblieben wäre, beantwortet die Geschichte ebenso wenig wie die, was aus ihm geworden wäre, wenn er nicht den geistlichen Stand erwählt hätte, denn er war wie er eben hierdurch zum sehr großen Theil geworden. Jedoch ergibt sich aus dem Thatsächlichen so viel, daß man sagen muß: er bedurfte zu einer rascheren, richtigern, d. h. seinen Anlagen und Kräften angemessenern und mehrseitigern Entwickelung einer freieren Bewegung, einer frischeren Luft, einer mehreren Förderung und Anregung, als die war, deren er innerhalb der Mauern des erfurter Augustinerklosters genoß.

Ihm wurde, was ihm gebrach, und zwar ohne seinen Willen, ohne daß er es vorbereitet oder auch nur geahnt hätte, von außen her, während er sich als einen der Welt abgestorbenen Mönch dachte. Kaum selbst wissend, wie ihm geschah, hatte er sich zur höchsten Ueberraschung seiner Angehörigen und Freunde aus dem lebendigen Treiben der Welt in die klösterliche Stille hineinreißen lassen: überraschend für ihn und Jedermann ward er ebenso plötzlich aus der klösterlichen Stille wieder hinaus auf den Schauplatz der Welt, mitten in einen der bewegtesten Kreise des deutschen Lebens jener Zeit versetzt. Er wurde an die Universität Wittenberg berufen und folgte dem Rufe oder dem Geheiße Staupitzens; denn Staupitz war es, durch welchen diese neue Wendung seines Lebensganges vermittelt wurde.

Die neu gestiftete Universität zu Wittenberg leuchtete schon hell hervor unter den Pflegstätten der Wissenschaft. Durch ihn sollte ihr Licht seinen völligen Glanz, und die Wärme, die Gluth erhalten, nicht nur erleuchtende Strahlen in die aus dem Mittelalter hinausringende Welt zu werfen, sondern zu zünden in der Nation, der Kirche. Eine Erneuerung des deutschen und christ-

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart, Nr. 168, S. 385.

2) *Götze*, 40, De domesticis Lutheri singularia.

lichen Geistes sollte durch ihn von Wittenberg ausgehen, wie sie, trotz aller hochgespannten Erwartung vom letztern, nicht geahnt wurde. Von ihm selber am wenigsten. Man war ihm dort schon weit voraus, der noch so viel weiter zu führen bestimmt war. Er ging mit einem nicht unbedeutenden, doch sehr mangelhaften Wissen, einer sehr dürftigen und einseitigen Bildung und Richtung, hin und her taumelnd zwischen Licht und Finsterniß, mit engen Mönchsgedanken, noch ganz Mönch, noch halb zerschlagen, aber mit einem hohen Sinne, einem Arbeit gewohnten, durch Mühe und Kampf zubereiteten Geiste und Gemüthe, einer schon errungenen, mächtig anwachsenden, aus der innersten Gemüthstiefe hervorquillenden Glaubenskraft, wie sie Dem nothwendig, der die Geister und Gemüther der Vielen im Innersten ergreifen, zu sich emporheben, mit sich fortziehen, eine große Entwickelung, einen Riesenfortschritt herbeiführen, eine neue Schöpfung, eine neue Gemeinschaft, zumal in dem Gebiete des religiösen Lebens gründen will oder soll. Er war dazu befähigt, obwol er noch weit zurückstand, gerade weil er das vergehende Alte und den Uebergang in das werdende Neue so völlig und so vordringend in sich nicht etwa durchgemacht und durchgelebt hatte, sondern weil er hierin noch begriffen war. Er war dazu befähigt eben nach an sich selbst beklagenswerthen Verirrungen, in der Demuth und Zerschlagenheit des Mönchs und Büßers, des schwer Angefochtenen und Bewährten, dessen „edle Seele selbst vor dem Schatten des Bösen erschrocken," aber vor keiner Schwierigkeit, keiner Prüfung zurückgebebt war; dazu befähigt, als Mönch in der religiösen Stimmung einer klösterlich gehaltenen Seele, die „immer noch am meisten erlaubte, die Energie des Unwillens über den zum Christenthume in der Kirche hinzugekommenen Unrath zu gewinnen, welche erfoderlich war zur gründlichen Reinigung; dazu befähigt als Augustiner und tief durchdrungen von der augustinisch-paulinischen Auffassung der christlichen Erlösungs-, Rechtfertigungs- und Heilslehre; als Thüringer-Sachse, nun versetzt noch weiter nach Norddeutschland hinein, in die Hauptstadt des ersten unter den sächsischen Ländern[1]).

1) Planck a. a. O. I, 56. Leo, Lehrbuch der Universalgeschichte, III, 3.

Wir schließen hier und eröffnen den Hinblick auf seinen in den folgenden Büchern zu betrachtenden neuen Lebensabschnitt mit eigenen Worten von ihm, die wir angemessen darauf beziehen mögen. „Gott hat sich unser erbarmet, sagte er im J. 1534, und uns zu Gnaden genommen, und dazu durch seinen Heiligen Geist uns beruffen, dass Christus durch uns offenbaret ist und viel grössere Gaben uns gegeben, die andern nicht gegeben sind. Und können uns mit Paulo rühmen, dass Gott durch uns das Evangelium wieder an Tag bracht, und so weit ausgebreitet hat, dass sie uns dennoch müssen den Trotz lassen, daß wir ehe, denn sie, dazu kommen sind und das Evangelium gepredigt haben, daß sie vielleicht nichts davon wüßten, wo wir's nicht zuvor in die Welt bracht hätten. Hätte es Gott wollen anders machen, so hätte er sie wol vorgezogen und heißen reden vor andern, daß wir müssen schweigen und sie hören. So thut es Gott auch darum, daß er solche arme Sünder dazu erwählet, wie St. Paulus und wir gewesen sind, daß er der Klügler Vermessenheit und Dünkel wehre. Denn er will nicht solche sichere, vermessene Geister dazu haben; sondern solche Leute, die zuvor wohl durch die Rolle gezogen, versucht und gebrochen sind, und solches wissen und bekennen müssen, daß sie böse Buben gewesen sind, wie St. Paulus gewesen war, und mit solchen Sünden beladen, die rechte große Sünden heißen vor Gott, als Gottes und des Herrn Christi Feinde; auf daß sie in der Demuth bleiben, und nicht sich vermessen noch rühmen können (wie jene unversuchte Geister thun), sie sein so fromm, heilig, gelehrt gewesen, daß sie Gott dazu erwählet habe; sondern, daß er allzeit den Ruhm und Trotz behalte, daß er zu ihnen könne sagen, wenn sie auch wollten stolz werden: Lieber, was habt ihr, darauf ihr wollt pochen? Oder: wider wen wollt ihr stolzieren? Wisset ihr nicht, was ihr für Leute gewesen seid, und beide wider mich und die Christenheit gethan, und vieler Leute Blut auf euren Hals geladen habt? Oder: wollt ihr vergessen, was ich euch für Gnade und Barmherzigkeit erzeigt habe [1])?"

1) Ausleg. des 15. Kapitels des ersten Korintherbriefs zu V. 8. 9. 10. Walch VIII, 1191 f

Er war „wohl versucht und gebrochen": das Ergebniß seiner erfurter Mönchsjahre. So ging er nach Wittenberg, wo sich aus seiner Demuth seine höchste Kraft entwickelte, wo er Der werden sollte, als dessen Wahrwort seine Aeußerung gelten kann: „Wie ich mich vor Gott von Herzen bücke und demüthige, so bin ich wider den Teufel und die Welt stolz, trotzig und hoffärtig im Herrn, verachte alle ihre Gefahr, List und Gewalt mit einander [1])."

1) Ausleg. des 51 Psalms zu V. 12, Walch V, 860.

Drittes Buch.

Wittenberger Anfänge und Fortschritte bis zu den Ursprüngen des Ablaßstreites.

1508—1516.

Erstes Hauptstück.

Zustände in Wittenberg. — Luther's Anfänge.

1508—1510.

Vormerkung. — Kurfürst Friedrich der Weise. — Die Schloßkirche zu Wittenberg. — Friedrich's Frömmigkeit. — Kirchliche Zustände, reformatorische Gesinnung und Strebungen in Sachsen. — Die wittenberger Universität (Veranlassungen und Pläne). — Die Stadt Wittenberg. — Die Universität (erste Einrichtungen). — Die frühesten Lehrer und Lebenszeichen der Universität. — Hergang der Berufung Luther's. — Der Zeitpunkt. — Richtung und Stimmung Luther's. — Der erste Eindruck, aristotelische Vorlesungen, das theologische Bakkalaureat. — Erste Predigten. — Angestrengte Thätigkeit, mönchischer Eifer. — Erfolge.

Vormerkung.

Wir vergegenwärtigen uns vor allen Dingen den Schauplatz der neuen Entwickelung und Thätigkeit der weltgeschichtlichen Wirksamkeit Luther's. Dies war und blieb Wittenberg, wo, als an seinem dauernden Wohnsitze, fortan mit nur jeweiligen Unterbrechungen sein irdisches Dasein verlief. Stadt und Universität wurden hauptsächlich durch ihn zu ihrer vorragenden Bedeutung erhoben. Die Verhältnisse und Zustände in Wittenberg, die Persönlichkeiten, mit welchen er dort in Berührung kam und zum Theil die innigsten Verbindungen anknüpfte, wirkten vielfach und

wesentlich auf ihn ein, zu jeder Zeit und ohne Zweifel auch gerade in den ersten Jahren, in welchen seine Fortbildung noch am wenigsten eine selbständige, sein Auftreten noch am unsichersten, seine Richtung noch am unbestimmtesten war, sich erst zu entscheiden und festzusetzen anfing. Wir werden von ihm und seiner Entwickelung in dieser Zeit eine um so deutlichere Vorstellung gewinnen, wenn wir uns die Einflüsse vor Augen halten, in deren Bereich er trat. Wir werden seine Eigenthümlichkeit und Kraft, sein Streben und Wirken richtiger zu beurtheilen und zu messen im Stande sein, wenn uns die Zustände und Personen gegenwärtig sind, auf welche er seinerseits Einfluß übte. Es mag scheinen oder sein, daß ich lange, zu lange dabei aufhalte. Aber mir däucht, wir sollten das Wittenberg dieser Zeit so genau als nur immer möglich kennen zu lernen suchen. Es ist der Punkt, von welchem aus ganz Deutschland in ein Schlachtfeld seiner größesten geistigen Völkerschlacht verwandelt wurde; der örtliche Mittelpunkt der wichtigsten Bewegung unsers Nationallebens, die in seinen Verhältnissen sich entspann; der feste Standpunkt des Bewegers und Führers, des geistigen Kriegsfürsten.

Bei Dem, was hier zu sagen ist, werden wir am angemessensten von einem Blicke auf die Persönlichkeit des Kurfürsten Friedrich ausgehen, der, fördernd und auch hemmend, so unendlich bedeutsam für Luther, Luther's Wirksamkeit und deren Erfolge und — ein Fürst von seltenen Gaben und Verdienst — durch Luther, den größern Mann, so viel bedeutender und größer in der Geschichte geworden ist; der bis zu seinem Ableben den Thaten Luther's und des Volks, deren Glanz auf ihn zurückfiel, nach Vermögen den Boden ebnete, den Raum freihielt und einen, wenn auch nicht immer kräftigen und entschlossenen, bisweilen nur zagenden, ja zweideutigen, doch wirksamen und dankenswerthen Schutz lieh, und zum Lohne dafür einen Ruhm in der geschichtlichen und Volksüberlieferung erlangt hat, der das Gebührende eher überschreitet, als daß er es nicht erreichte. Von Luther's allmählig und bis 1517 sich ausbildendem Verhältnisse zu ihm darf an dieser Stelle noch nicht die Rede sein. Manches würde hier über ihn nicht gesagt werden, wenn dieses Werk nicht, wenigstens vorerst, mit jenem Jahre schließen sollte; Anderes

wird nicht oder blos andeutend berührt werden, weil es uns jetzt nur gilt, durch das Nothwendigste vom Kurfürsten das Verständniß des Nachfolgenden zu erleichtern, insbesondere die wittenberger Zustände zu veranschaulichen und eine Grundlage zur Würdigung der Verbindung und Wechselwirkung, welche zwischen Friedrich und Luther begann, und des Eindrucks zu erhalten, welchen der Fürst bei dem Mönche hervorbrachte.

Kurfürst Friedrich der Weise.

Die nöthigsten Andeutungen über die Verhältnisse des Herzogthums und Kurfürstenthums Sachsen sind im ersten Buche gegeben. Auch ist dort bereits gesagt, daß der dritte Friedrich 1463 — er war also zwanzig Jahre älter als Luther — geboren und 1486 seinem Vater in der Regierung gefolgt sei. Er hatte mit seinen Brüdern, dem Kurfürsten Administrator Albrecht zu Mainz, dem magdeburger Erzbischofe Ernst und Johann (dem Beständigen), der gleichfalls, doch erst späterhin, in der Geschichte Luther's und der Reformation sehr bedeutend wurde, eine gelehrte Erziehung auf der Stiftsschule zu Grimma, dann durch einen Privatlehrer, Ulrich Kemmerlin, erhalten. Er verstand, schrieb auch und sprach lateinisch und französisch. Manchen Spruch aus den römischen Schriftstellern, dem Terenz und Kato namentlich, hatte er schon seit seiner Jugend dem Gedächtniß eingeprägt. Mit Johann regierte er gemeinschaftlich, doch so, daß er die Hauptleitung der Geschäfte hatte. Die Kur nebst dem Herzogthume Sachsen war ihm ausschließend zu Theil geworden. Bei den Versuchen der Zeit, das Reichswesen wieder in Ordnung und insbesondere Festigkeit in die Stellung des Kaisers und der Stände zu bringen, war er nach Berthold von Mainz der einflußreichste Leiter. 1496 führte er das Reichsvikariat, 1500 trat er an die Spitze des Reichsregiments zu Nürnberg, erhielt er die große und kleine Komitiv vom Kaiser; 1507 bei abermaliger Abwesenheit des letztern ernannte ihn Max zum Reichsgeneralstatthalter mit einer angemessenen Besoldung. Er leitete die Reichsgeschäfte ein Jahr lang zur Zufriedenheit des Oberhaupts. 1509 lehnte er das ihm angetragene

Reichsgeneral-Feldmarschallamt im Kriege gegen die Venetianer ab. Doch hörte in unserm ganzen Zeitabschnitte — bis 1517 — seine Theilnahme an den Reichsgeschäften keineswegs auf. Späterhin sollte sie noch bedeutsamer hervortreten. Dreißig Reichstagen hat er in seiner Regierungszeit beigewohnt. Auch auf die europäischen Angelegenheiten wirkte er ein; mehrfach wurde seine Vermittelung bei den Händeln Maximilian's mit auswärtigen Häuptern in Anspruch genommen. Trefflich verwaltete er sein Land, mehrte die Macht des Kurstaats. Bei Maximilian, dem er auch verwandt war, bei den Ständen des Reichs, in ganz Deutschland und auch im Auslande stand er in hohem Ansehen[1]).

Die Geschichte hat ihm den Namen des Weisen beigelegt; nicht gerade mit Unrecht, obwol es seine eigenthümliche Art noch richtiger bezeichnen möchte, wenn ihn sein Lebensbeschreiber Spalatin mit Fabius dem Zauderer vergleicht. Schon unsere Erzählung wird, ihre Fortsetzung wird noch deutlicher zeigen, daß er hoch, jedoch nicht ganz auf der Höhe der Bildung seiner Zeit stand, ihren Ereignissen, dem Sinn und Streben der Nation nicht völlig gewachsen, und ob auch eine sehr bedeutende Persönlichkeit, einer der bedeutendsten unter den Zeitgenossen, der Liebe und Verehrung würdig, ja groß in einzelnen Zügen und Stunden, nicht überhaupt und im eigentlichen Sinne groß war. Es braucht nicht nach dem lutherischen Fürst Wildpret im Himmel[2])! zu gehen, er ist dennoch ausgezeichneten Lobes werth. Tief durchdrungen war er von seinen Fürstenpflichten. Voller Ernst war es bei ihm, daß er in sein Schlafzimmer an die Wand das homerische „Einem der für Land und Leute zu wachen hat stehet nicht zu die ganze Nacht zu schlafen" geschrieben hatte. Es bezeichnet ihn, daß er mit Wohlgefallen Luther's Schrift: Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei? aufnahm; eine Schrift, die unter der großen Mehrzahl der Regenten

1) Spalatin, Leben Friedrich's, 6, 26. Weiße, Gesch. der churſächsischen Staaten, III, 5, 11 ff. Böttticher, Gesch. des Kurstaates und Königreichs Sachsen, I, 365 ff. Gretschel, Gesch. des sächsischen Volks und Staats, 376. K. A. Menzel, Gesch. der Deutschen, VIII, 190.

2) Ob Kriegsleute auch in einem seligen Stande sein können? Plochm. XXII, 274. An die Pfarrherren, wider den Wucher zu predigen, Plochm. XXIII, 329.

und fast zu jeder anderen Zeit, obwol sie genau gewogen in guter Gesinnung oder weil sie in wahrhaft guter Gesinnung ohne Rückhalt geschrieben ist, den Verfasser als Majestätsverbrecher in Kerker und Banden geführt haben würde. Allein er wurde und wird auch jetzt noch oft schlecht, weil gedankenlos gelobt, wie neben ihm Luther dasselbe Schicksal gehabt hat. Das Lob ist ihm wol überreichlich zu Theil geworden, nach deutscher Art, Blödigkeit und Ungeschick, viel eher die Wahrheit des Urtheils und der eignen Geschichte zu trüben, als völlige Urtheilsgerechtigkeit gegen einen geliebten und bewunderten Fürsten zu üben. Sodann wurden von Friedrich eben die Gelehrten, die Schriftsteller, die Geschichtschreiber so sehr begünstigt. Sie vor Allen waren seines Ruhms voll und waren damals überschwänglich im Lobe der Fürsten, die der Wissenschaften sich annahmen. Nur wenig, nur ein leiser Tadel klang in den Urtheilen über ihn durch. Manche wollten es ihm nicht zum Besten deuten, daß er „nicht gern Leute hörte." Weltmännisch zurückhaltend, erschien er zu unzugänglich dem Volke. Dann mißfiel auch wol, wie Luther einmal nicht ohne Zurechtweisung der Tadler bemerkt, seine „Sanftmüthigkeit und Lindigkeit," daß er „ein so friedlich, geruhig und eingezogen Regiment und Hof führte." Nicht ganz fehlte die damals allgemeine Klage über anwachsende Steuerbürde, veranlaßt nicht blos durch Reichssteuern und Söldnerwesen, sondern namentlich auch durch Kostspieligkeit des Hofhalts. Noch 1517 mahnt Luther ihn ab, eine beabsichtigte neue und schwerere Auflage nicht auszuschreiben. Schon die vorhergehende habe ihn „so viel gutes Geruchts, Namen und Gunst beraubt." Er nennt ihn einen „züchtigen Herren, der mit Frauenzimmern nicht viel zu schaffen gehabt," und die Züchtigkeit „eine seltsame Gabe an großen Herren, Königen und Fürsten." Einzelne außereheliche Verbindungen kamen vor, doch ging es damit sehr still zu. Friedrich war nie vermählt. Einst hatten die „Räthe und die vom Adel" ihn beredet, sich mit einer Herzogin von Jülich zu vermählen. Er sendete Staupitz, und „ließ das Freien anstehen," als dieser seine Meinug dahin abgegeben, sie „reime sich nicht zu ihm." Auch Luther rügte, daß die an den damaligen Höfen herrschende Trunkliebe von dem seinigen nicht gänzlich verbannt war. Kälte und Strenge gegen die Hofleute, die er jedoch in

Gegenwart fremder Personen abzulegen pflegte, mochte jenen tadelnswerth, Andern lobwürdig erscheinen. So sprachen Manche Mißbilligung über allzugroße Verzögerung der Geschäfte aus, wo Andere nur preiswürdige oder doch entschuldbare Vorsicht, ja Weisheit erblickten [1]).

Alle diese Flecken konnten an sich selbst nicht zu sehr gegen ihn einnehmen und mußten um so leichter übersehen werden, da sie durch zahlreiche helle Lichtseiten weit überwogen wurden, neben welchen die Schatten fast gänzlich und umsomehr verschwanden, weil er seine Vorzüge vor den meisten andern Fürsten voraus hatte. Eine patriotische Anschauung und Gesinnung wie in dem sächsischen Herzoge Albrecht lebte in ihm nicht, so viel er in Reichssachen gethan, so ergeben er Maximilian, so gut deutsch seine Sinnesart war. Er zeigte seine Deutschheit bei der Kaiserwahl Karl's V., und schon früher, um nur das Eine herauszuheben, als er anordnete, daß in der Kanzlei des Reichskammergerichts alle Verhandlungen in deutscher Sprache geführt werden sollten. Gewiß lag das Reich, das Gemeinwohl Deutschlands ihm an; doch nicht im Sinne der Patrioten. Er wußte keinen bessern Rath dafür, als den er in seiner öffentlichen Thätigkeit geltend machte; die höchste echte Hingebung und Aufopferungsfähigkeit war nicht in seiner Art. Die Rücksicht auf Behauptung und Erhöhung der Territorialfürstenmacht überwog bei ihm wie bei seinen Mitfürsten, und wol noch stärker als bei den meisten. Mehr und mehr trat er an die Spitze der ständischen Bestrebungen, das Fürstenthum mit dem Königthume auf gleicher Höhe zu erhalten oder vielmehr es zu erheben über dasselbe. Er hatte wesentlich mitgewirkt zu den Ergebnissen des augsburger Reichstags vom Jahre 1500, der das königliche Ansehen noch enger einschränkte, das Uebergewicht der Macht im Reiche den Ständen, hauptsächlich den Kurfürsten zuwendete und die Unordnungen veranlaßte, in welchen so ziemlich die letzten Hoffnungen zu Grunde gingen, auf dem bisherigen Wege das Ziel der politischen Reform Deutschlands zu erreichen. Es war patriotisch, daß

1) Spalatin a. a. O. 39. Gretschel a. a. O. 417. Weiße a. a. O. 69, 187. Tischreden, Walch XXII, 284, 1888 f. De Wette I, 77.

er sich nach Maximilian's Tode der Wahl des französischen Königs widersetzte. Dieses aber und daß er als Wähler Geschenke zurückwies, hätte man ihm nie so hoch anrechnen und nicht so laut preisen sollen. Es war nur gewöhnliche Schuldigkeit, es deutet auf gänzlich verkommene schämenswerthe öffentliche Zustände, die einer an die Wurzel greifenden Besserung bedurften, an welche er nicht dachte. Bei einem geordneten Verfassungswesen würde die besser vertretene Nation nicht auf den Gedanken, noch in die Verlegenheit gerathen sein, einen ausländischen Fürsten auf die Wahl zu bringen oder zwischen einem Franzosen und Spanier wählen zu müssen. Es war die Folge der Ansichten und des Verhaltens der deutschen Fürsten, Friedrich's namentlich, der sie führte in den Reichssachen und den Ruhm davon hatte. Bei Karl's V. gepriesener und doch verfehlter Erwählung wurde dieser als der erste Kaiser eben auf Friedrich's Betrieb durch eine Wahlkapitulation gebunden, welche, zunächst in nöthiger Vorsicht bestimmt, den Mißbrauch der Kaisermacht zu einem spanisch-despotischen Regiment abzuwenden, die Befugnisse des Oberhaupts insbesondere zum Vortheil der Kurfürsten, wozu keine Noth, noch mehr einengte, ein Vorgang, der die Herstellung der Königsgewalt fortan so gut wie unmöglich machte. Allein die kurfürstlichen Räthe, Hofleute und Hofpublicisten fanden eben in dem Allen späterhin wie schon zu dieser Zeit besondere Gründe des Lobes und Luther gerieth sehr bald mitten in den Bereich ihrer Einflüsse hinein. Wittenberg war nicht der Ort, seine wittenberger Verbindungen waren nicht der Art, ihn mit andern politischen und staatsrechtlichen Ansichten bekannt und vertraut zu machen, als eben den territorialfürstlichen. Ein Zweifel an den Verdiensten, der Weisheit des Kurfürsten hätte ihm von dieser Seite am wenigsten kommen können. Stets hatte er den Segen der Fürstenhoheit und Regierung in einem Musterbilde nahe vor Augen, während er die vielen Schattenbilder derselben nur aus der Ferne sah. Zudem fehlte es eben hier im Mittelpunkte des sächsischen Kurstaats unter diesem Regenten so wenig als irgendwo in Deutschland am „Geprassel" der an das Reich, als wäre es ein Reich, erinnernden Titel und Würden und alle Dem, was zusammenkam, die Nation über ihr Staatswesen zu täuschen und irrezuführen. Es ist sehr bezeichnend, daß Friedrich,

gerade als er bewirkt, daß dem Haupte durch die Wahlkapitulation die Hände noch fester gebunden wurden, und ohne Frage ganz ehrlich das tönende, sein gänzliches Mißverständniß der Lage der Dinge bekundende Wort sprach: „Gott hat uns einen Kaiser gegeben zu Gnaden und Ungnaden.“ Kleine Schwächen an ihm zu entdecken oder große zu finden, dazu trat ihm Luther persönlich niemals nahe genug. Er kam mit dem günstigsten Vorurtheile für ihn, in dessen Gebiete die Grafschaft Mansfeld lag, der sich einen Landgrafen von Thüringen nannte, dessen Fürstenschaft durch ihre Berechtigungen auch nach Erfurt reichte, in dessen Regierungszeit er herangewachsen war. In allen deutschen Landen und hier zumal ward Friedrich's Name mit großen Ehren genannt. Welch ein Fürst — der erste nach dem Kaiser durch Ansehen, Ruhm, Würden — Herzog in Sachsen, Wähler, Erzmarschall, Reichsverweser, Leiter des Reichsregiments, eben jetzt Generalstatthalter und Gründer und Schützer der neuen Universität. Vor Allem Wittenberg, die ganze gelehrte Welt war gerade seit dieser Zeit seines Lobes voll. Mit mehreren der bedeutendsten Männer und die Bewunderer Friedrich's waren und ihm nahe standen, war und wurde Luther bald bekannt, vertraut [1]).

Man kann annehmen, daß ihm Staupitz den Fürsten gerühmt hatte. Spalatin, sein Studiengenosse in Erfurt, trat von nun an in die engste Verbindung mit ihm wie mit dem kurfürstlichen Hofe. Als Lebensbeschreiber Friedrich's rühmt er dessen Klugheit und Redlichkeit, sein Geschick zu Allem, was er in die Hand nehme, seine gewissenhafte Fürsorge für des Landes Wohl ohne Schaden Anderer. Er habe erkannt, daß das Vorurtheil alt, die Vernunft älter sei, habe so manche Kenntnisse besessen, um die sich die damaligen Fürsten nicht zu kümmern pflegten, noch als Mann lernend, stets wißbegierig; er habe die Wissenschaften, die Musik geliebt, sei gastlich und freigebig, zumal gegen die Gelehrten, geduldig und versöhnlich gewesen, ritterlich gegen Frauen, ein großer Wahrheitsfreund. Nur ungern habe er Steuern ausgeschrieben, einst, als eine solche wegen des

1) Gretschel a. a. O. 380. Häberlin, Handbuch des teutschen Staatsrechts, I, 178. Schadow, Wittenbergs Denkmäler der Bildnerei, Baukunst und Malerei, 44. *Herm. Becker*, Frideric. III, p. p. § 25.

Römerzugs Maximilian's eingezogen gewesen und als dieser Zug unterblieben, den größten Theil des Geldes zurückzahlen lassen; er habe die armen Leute liebgehabt und es sehr ungnädig vermerkt, wenn Herren von Adel dieselben beschwert. Das wog schwer. Es kam dabei immer von neuem zum Bewußtsein, welche Wohlthat gerade für die Schwächern und Geringen, und in diesem zerstückelten herrenreichen Lande, darin gelegen und noch lag, daß eine starke Territorialmacht sich gebildet hatte und als Zaum und Zügel des von Kleindespotengelüsten erfüllten Adels vorhanden war. Großen Nachdruck legt Spalatin darauf, daß der Fürst vor Allem den Frieden geliebt und geschützt, das friedlichste Leben namentlich auch mit seinen Geschwistern, einmüthigst Regiment und Hofhalt mit dem Bruder Johann geführt. Christoph Scheurl, ein wittenberger Docent, mit welchem Luther gleichfalls eine genauere Verbindung anknüpfte, hatte 1505 eine Lobrede auf Friedrich gehalten, welche eben 1508 im Druck erschien. Er nennt ihn darin den gelehrtesten Fürsten Deutschlands und den Fürsten der Gelehrten, den Mäcen der Zeit, der sich des Macedoniers Ausspruch zu eigen gemacht, daß es weit edler und trefflicher sei, in den Wissenschaften voranzustehen, als durch Herrschaft oder Reichthum. Er stimmt ganz in Spalatin's Lobsprüche ein, er rühmt außerdem an Friedrich eine würdevolle Gestalt, Selbstbeherrschung, ein starkes Gedächtniß, Wohlwollen gegen jedermann, Einfachheit, Nüchternheit und andere Vorzüge. Ebenso sprachen sich in Versen Richard Sbrulius, der aus Bologna nach Wittenberg kam, und der Geschichtschreiber Aventin aus. Vollendet in jedem Zweige des Wissens nennt ihn Mutian. So leidenschaftlich sei er für die Wissenschaft eingenommen gewesen, sagt Konrad Celtes von ihm, daß er sich abwechselnd an den Schriften der Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Aerzte, Theologen, Rechtsgelehrten und Mathematiker ergötzt, das Verdienst stets erkannt und belohnt habe. Nicht anders lautet das Urtheil einer Menge anderer erster Geister Deutschlands jener Zeit, von denen wir nur noch Erasmus und Melanthon nennen wollen. Er sei, sagt der Letztere, unter Anderm Meister gewesen in der Kunst zu regieren, habe die höchste Seelengröße, im höchsten Maße die nützlichern und bessern Tugenden, die des Friedens, welchen er seinem Lande stets erhalten, besessen, besser als Einer

die ausgezeichneten Geister erkannt, gütiger als Einer sie gepflegt; innig und aufrichtig fromm sei er gewesen nach den Begriffen der Zeit, erfüllt vom Triebe nach echter religiöser Erkenntniß; noch unter dem Pabstthume habe er gesagt, er wünsche, daß über die Religion nur nach Gottes Wort gerichtet werden möchte [1]). Eben hierin, doch überhaupt in dem Allen, stimmen die Zeitgenossen überein, und hatten ohne Zweifel Recht, Friedrich's mit Liebe und Verehrung zu gedenken. Nicht leicht mag es ein ansprechenderes Bild eines Fürsten geben, als das aus ihren Zeugnissen sich gestaltende. Wir vervollständigen die hervorgehobenen Züge desselben, indem wir Luther's Urtheil, sofern es nicht weiter unten noch berührt werden muß, hinzufügen. Von selbst wird sich daraus zugleich ergeben, wodurch Friedrich am meisten Eindruck auf ihn machte.

„Ich gedenke, erzählte er einst, Herzog Friedrich's, da er mit Erfurt übel stund, wollten ihm etliche Krieger Erfurt erlaufen, wo er fünf Mann wagen wollt. Es wäre zuviel, sprach er, an einem Mann." Er brauchte keine zehn Mann an Erfurt zu wagen, wurde ihm einer andern Nachricht zufolge gesagt. Wollt ihr einer der zehen sein? entgegnete Friedrich. Jener zuckte die Achseln. Friedrich fuhr fort: so ist einem jeden sein Leben lieb, und wüßte ich zehn Erfurte zu bekommen, so wollte ich nicht einen Mann daran wenden. Ihr rathet für meine Unterthanen nicht wohl. „Das war ein Fürst [2])!" ruft Luther aus; und das hier Erzählte mag sich eben aus dieser Zeit herschreiben, wo der Kurfürst gerade gewisse Ansprüche in Erfurt durchzusetzen suchte. Wir bemerken im Vorübergehen als der Beachtung nicht unwerth, daß kurz nach Luther's Abgange in Erfurt Unruhen ausbrachen, in deren Gefolge eine wahre Verwüstung des bürgerlichen Gemeinwesens wie der Hochschule eintrat, bis es — erst 1516 — dem kurfürstlichen Unterhändler Henning Göde gelang, die Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Wie oft mochte er sich in jenen Jahren in seinem bürgerlichen und

1) *Seckend.* I, 56 ff. Weiße a. a. O. 68. *Bretschneider*, Corpus Reformator., XI, 90.

2) Vermahnung zum Frieden, 1542, Walch XVII, 1812. Gotha diplom. I, 41.

wissenschaftlichen Frieden unter Friedrich's Schutz und Schirm glücklich preisen. Es fehlt nicht an Spuren, daß ihn gerade jene Vorgänge in Erfurt mit dem lebhaftesten Widerwillen gegen bürgerliche Zerrüttungen, rohe Gewalt, Übergewicht der Menge erfüllt haben.

Wie ganz anders und wie viel besser stand es doch in den Kurlanden bei Friedrich's Klugheit, Friedliebe und sorgfältiger Verwaltung. Luther preist sie wiederholt. „Er wußte stets, sagt er von ihm, Zeit, Ort und Leute richtig zu treffen, und richtete bei seiner Geschicklichkeit mit einem Worte mehr aus als Andere mit größter Anstrengung der Kraft und Macht [1]). Mit Gewalt hindurchdringen geräth nicht alle Zeit wohl, es will auch beharrt und mit Weisheit regiert sein, welch hohe fürstliche Tugend an Herzog Friedrich gepriesen wird [2]). Sich selbst überwinden und seinen Sinn brechen und steuern können, ist der höchste und löblichste Sieg. Herzog Friedrich war ein solcher Fürst, der konnte viel verdauen und ihm selbs steuren, ob er gleich von Natur zornig war; aber er hielt an sich. Sein Wahlspruch Tantum, quantum possum! war der Spruch eines klugen Fürsten, der seine Kräfte bedenkt. Er sammelte ein mit Scheffeln und gab aus mit Löffeln, war genau, hielt wohl Haus. Ein frommer, gottfürchtiger, kluger Fürst wie er ist eine große Gottesgabe. Er war recht ein Vater des Vaterlands, hat wohl regiert, konnte Keller und Boden füllen, daß er noch große Gruben dazu ließ machen und mit Getraide füllen. Er verbaute jährlich an zwölf tausend Gulden und hatte dennoch Gelds genug, denn er war selbst Schösser, nach Klaus Narren Rath. Der sagte einmal zu ihm, da der Herzog klagte, er hätte kein Geld: werde ein Schösser oder Rentmeister, so kriegst du auch Geld. Er hielt scharfe Rechnung mit seinen Schössern, Amtleuten, Verwaltern und Dienern. Daher ließ er auch seinem Lande einen großen Schatz und Vorrath [3]). Den Fürsten gebührt, daß sie für das

1) Ausleg. d. 15 Lieder im höhern Chor, zu Ps. 127, V. 2; Walch IV, 2667.

2) Ausleg. des Predigers Salomo, zu Kap. 5, V. 20; Walch V, 2263.

3) Tischreden, Walch XXII, 1828, 1889, 1891.

Volk sorgen und Versehung thun, dass die Unterthanen Leibesnothdurft haben mögen, wenn das Getraide theuer und nicht wohl zu bekommen ist. Denn sie sollen Väter des Vaterlandes sein und Hirten, keine Bären und Wölfe. Herzog Friedrich legte Kornhäuser an, ließ Gruben mit Getraide, Keller mit Wein füllen. Da er aber von Staupitz und den Räthen deshalb getadelt worden, hat er geantwortet, er thue solches nicht aus Geiz oder um Gewinnst willen, sondern wegen der Sorglosigkeit der Leute. Und er hat mit seiner Vorsichtigkeit verhütet, daß in seiner Regierungszeit keine geschwinde Theurung im Lande worden ist[1]). Noch in seinem Alter hat er viel herrliche Häuser gebaut, und selbst am wenigsten gebraucht: er sah aufs Zukünftige. Und so ein sorglicher Hausvater er war, daß er die Verzeichnisse von Einnahme und Ausgabe sich selbst vortragen ließ, ließ er dennoch zu fürstlichen Ehren und rechter Ehrenpracht nichts mangeln[2]). So hat er das Recht ohne Rechtsbüchergelehrsamkeit auswendig zu treffen gewußt. Die Vernunft ist das Herz und die Kaiserin der Gesetze, die Brunquell, daraus alle Rechte kommen und fließen. Darum könnte man besser regieren mit Vernunft und Rath weiser, verständiger Leute, denn mit Gesetzen, beschriebenen, gewissen Rechten. Aber wo sind solche Leute, die solchen Verstand haben? In hundert Jahren und bei Menschen Gedanken ist kaum einer. Herzog Friedrich war ein solcher Mann[3]) Er ließ seine Räthe rathen und that gleichwol das Widerspiel, doch mit solcher Vernunft, daß sie nicht dawider reden konnten. Etliche große und viele Phormios griffen ihm nach dem Zügel, hätten ihn gerne regiert, er setzte aber seine Hörner auf und ließ keinen gut noch recht sein, der ihm rathen wollte. Ich habe hören von Doctor Staupitz sagen, wie Herzog Friedrich hätte etliche mal geklagt, je länger er regierte, je weniger er könnte regieren; denn die Leute würden so seltsam, daß er nicht wüßte, wem er schier vertrauen sollte. Das war mir eine seltsame Rede, der ich meinte, solches großen

1) Ausleg. d. Genesis, zu Kap. 41, V. 33—36, Walch II, 1995.

2) Ausleg. d. Predigers Salomo, zu Kap. 10, V. 18. Walch V, 2333.

3) Tischreden, Walch XXII, 1867.

klugen Fürsten Regiment hätte gar keinen Anstoß noch Anfechtung. Er war geschaffen zu einem weisen Fürsten, im Frieden zu regieren und hauszuhalten, einer der Wundermänner Gottes, wie er denn seiner Zeit im römischen Reiche war, wie man spricht, Lux mundi. In allen Sachen war er ein Mann, womit er dann auch unzählig viel Affen und Gäuche machte, deren ich etliche gekannt. Denn viele, da sie sahen, was ihm wohl anstand, wollten dem Exempel nachfolgen und auch weise werden, fingen an allem zu widersprechen, ließen nichts gut noch recht sein und wollten damit Herzog Friedrich sein, so daß die Schellen an ihnen klangen, man hätte sie meilenweit hören können," u. s. f.[1]).

Man sieht, wie gern er sich im Lobe Friedrich's erging, wie aufmerksam er ihn beobachtet hatte. Er weiß indeß noch gar Manches an ihm zu rühmen; mit besonderer Vorliebe kommt er auf seine Herzensgüte, seine Wahrheits- und Friedliebe zurück. „Ein verständiger, geschickter und feiner Herr ist er gewesen, der allem Gepräng und Gleißnerei und Heuchelei sehr feind gewesen.[2]). Uns Deutsche hat keine Tugend so hoch gerühmt und, denk' ich, bisher so hoch erhoben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhaftige, beständige Leute gehalten, die da haben Ja ja, Nein nein sein lassen, die kein ärger Scheltwort kennen, denn Einen einen Lügner heißen. Den Lügnern war Herzog Friedrich wunderlich Feind. Des frommen Fürsten Ernst und Zorn über die Lügen gerieth mir ordentlich in ein Lachen."[3]) In der Auslegung der Genesis zürnt er, daß „unsere Fürsten" nicht allein dadurch sündigten, daß sie sich der armen Unterthanen nicht annähmen, sondern auch dadurch gar schwer, daß sie mit ihrem vielen, unmäßigen Jagen die Armen beschwerten, den armen Bauern und Ackerleuten die Früchte verdürben und ihnen die Äcker wüst machten. Und da solle denn auf keine Weise das Wild aus den Gärten und Äckern vertrieben werden dürfen, es müsse frei Schaden thun, zerstören, was mit großer Mühe und

1) Ausleg. d. 101. Ps., zu V. 1 u. 6; Walch V, 1196 ff., 1278.

2) Tischreden, Walch XXII, 1888.

3) Ausleg. d. 101. Ps., zu V. 6; Walch V, 1285.

Arbeit bebaut worden. Es werde aber endlich der Türke oder ein anderer Jäger kommen, der den deutschen Fürsten Netze und Jagdspieß aus der Hand nehmen werde. Indeß könne die Jagd, was von Manchen bezweifelt werde, ohne Sünde sein, wenn sie nämlich christlich betrieben werde, „wie wir's, fährt er fort, an Herzog Friedrich gesehen haben. Der hat so gejagt, daß er damit Niemand Schaden gethan, Vielen genützt hat." Selbst geringe Beschädigungen habe er bezahlt, ja doppelt, habe Getreide vertheilen lassen auf den Fall, daß das Wild etwas abfressen würde, wie das einem frommen, lobwürdigen Fürsten anstehe.[1]) Gleichfalls so recht nach Luther's Sinn war es, wenn der Kurfürst gegen Staupitz äußerte, betrachte und erwäge er alle Stände der Menschen und deren Lasten, dann gedenke er Virgil's **O fortunatos nimium, sua si bona norint, agricolas**, dann scheine ihm gerade der Geringste am allerbesten daran zu sein, denn, ungeplagt von Sorgen des Regiments, genössen die Bauern allein Friedens und guter Ruhe, der allerbesten Güter, und wohnten innerhalb ihrem Zaune bei dem durch Gottes Segen Erworbenen, wenn auch nicht Herrlichen, viel sicherer und glücklicher als die Könige und Fürsten in ihren Schlössern und Vesten[2]). „Also pflegte unser Churfürst, Herzog Friederich, kurz fur seinem Tode zu sagen, der auch aller Stände Leben wohl erfahren hatte, und sprach, das bürgerliche Leben oder das Bauerleben wäre das beste Leben, denn die Könige und Fürsten hätten nur den Glanz und Schein, die Unterthanen aber das Gold."[3]) Am allermeisten gefiel ihm des Kurfürsten Friedliebe, und eben sie hat ohne Zweifel tief auf ihn eingewirkt, Widerwillen gegen Krieg und Gewalt und das Vertrauen, daß auch mit Kriegmeiden fortzukommen sei, in ihm nährend und befestigend. Nie sei der Herzog, meint er, wegen seiner Friedliebe genug zu rühmen. Er habe indeß die Trotzigen, vor denen er doch sitzengeblieben, pochen und scharren lassen, und darauf angeredet, warum er sich so pochen ließe, geantwortet, ich will nicht anheben, muß ich aber kriegen,

1) zu Kap. 25, V. 26 f. Walch II, 126.

2) Ausleg. d. Geneſis, zu Kap. 30, V. 8—11, zu Kap. 41, V. 45; Walch II, 809, 2063.

3) Plochm. XXXVI, 173.

so sollst du sehen, das Aufhören soll bei mir stehen[1]). In den Leichenpredigten auf ihn und in einem Trostschreiben an Herzog Johann Friedrich sagt Luther: „bisher haben wir solch ein Haupt gehabt, durch welches uns Gott Friede gegeben, zu welches Zeit nie kein Blutvergießen (im Lande) gewesen: ein friedsamer Mann und Regent, ein stilles Haupt, ein Fürst, der sein Lebenlang ein friedsam, still, ruhig Regiment geführet, dass er billig Friedrich geheißen und seinen Namen mit der That beweiset hat."[2]) Nach Johann Friedrich's Tode sagte er, „mit Herzog Friedrich ist die Weißheit, mit Herzog Hansen die Frömmigkeit gestorben, und nun hinfort wird der Adel regieren, so Weißheit und Frömmigkeit hinweg ist."[3]) Vor dem Adelsregimente hatte er stets die meiste Scheu und Abneigung und um so lieber waren ihm wohlmeinende und kräftige Fürsten, deren Friedrich einer war. Man sollte es als gar zu viel für jene Zeiten kaum glauben, daß in des Letztern Landen, während er regierte, buchstäblich kein Blutvergießen gewesen wäre. Allein es verhielt sich in der That so. Hier war Landfrieden schon vor dem Jahre 1495, und auch nach demselben kam hier die Fehde nicht auf. Auch der Aufruhr im Bauernkriege blieb dem Kurkreise fast gänzlich fern, und zwar durch Friedrich's Verdienst, der unter seinen Mitfürsten ein leuchtendes, nur zu vereinzeltes Beispiel von Gerechtigkeit, Milde und Vernunft gab. Er fühlte es und schrieb's kurz vor seinem Tode dem Bruder und Mitregenten, daß man „den armen Leuten zu solchem Aufruhr Ursach gegeben, sonderlich mit Verbietung des Worts Gottes." Gerade heraus sagte er, „die Armen werden in viel Wege von uns geistlichen und weltlichen Oberkeiten beschweret." Mit Gewalt zufahren sei da „ein großer Handel."[4])

Es würde zu weit führen, wollten wir die Stellung erörteen, welche er in dem Sturme einnahm, der 1517 losbrach. Nur dies ist in Beziehung darauf etwa noch zu bemerken. Wir finden nämlich nicht, daß Luther, wie es von Andern geschah und noch

1) Ob Kriegsleute in einem seligen Stande sein können, Walch X, 601.

2) Plochm. XVIII, 321. De Wette II, 663.

3) Walch XIV, 1360.

4) Das ihn ehrende Schreiben bei Walch XVI, 142.

immer geschieht, so unbedingt und ungemessen seine Verdienste um die Reformation gepriesen hat, zum Zeichen, wie uns däucht, eines hellern, durchdringendern geschichtlichen Blickes und geradern Sinnes. Er war in wichtigen Dingen und Zeitpunkten mehrfach gar nicht einverstanden mit ihm, sprach seine Mißbilligung aus, kehrte sich an des Fürsten Ansicht und Willensmeinung nicht, und zum Glück. Fast immer ließ auch der Erfolg seine Gesichtspunkte, sein Verfahren als richtig erscheinen und zeigte mehr als einmal klar, daß Alles verdorben wäre, wenn er sich dem Hofe gefügt hätte, d. h. nicht festgestanden wäre — er, er allein. Auf den Kurfürsten oder überhaupt auf Fürsten verließ er sich nicht, in den entscheidendsten und gefahrvollsten Lagen und Augenblicken am wenigsten, wies da den fürstlichen Schutz sogar zurück oder entzog sich ihm. Er wußte sich und die Sache, die er führte, unter einem höhern Schirme und so schlug er auch fürstliches Verdienst bei derselben nicht gar zu hoch an. Friedrich hat ihn gegen die Macht und List des römischen Hofs und des römischen Anhangs in Deutschland geschützt, ob auch nicht ohne Zurückhaltung und Zaghaftigkeit. Möglich daß er ohne diesen Beistand erlegen wäre, möglich auch, daß er einen andern und vielleicht bessern gesucht und gefunden, hätte ihn sein Kurfürst im Stich gelassen. Kein Zweifel, er und die ihm folgten, hätten es ohne der Fürsten Zutritt zur Kirchengründung und Ausbildung nicht gebracht, die Reformation nicht machen können, sowie es geschah. Allein es hätte auch auf andere Weise geschehen können, möglicherweise besser. Wäre Friedrich nicht innerlich geneigt gewesen oder Gegner geworden, statt wenigstens halb und halb, bisweilen entschlossen Fürsprecher und Schützer, so würde Luther etwa zu den Rittern Kronberg, Hutten, Sickingen hingetrieben sein, und der beabsichtigte Bund der Ritter, Städte, Bauern zur Befreiung Deutschlands vom römischen Joche und von der Gewalt der Territorialfürstenschaft wäre vielleicht zu Stande gekommen und mit seinen Plänen durchgedrungen, indem Luther ihm Haupt und Haltung gegeben. Dann wäre aber auch Luther jedenfalls ein ganz Anderer geworden, vielleicht ein noch Größerer, vielleicht aber auch ein Kleinerer. Die Persönlichkeit und das Verhalten Friedrich's ist dazwischengetreten, und wirkte auf Luther ähnlich auch in noch andern Beziehungen.

Wir werden, zum Theil wenigstens, noch darauf hingeleitet werden. Friedrich gab ihm Veranlassung zu persönlicher Zuneigung und Dankbarkeit, die er im vollsten Maße ihm zollte; doch späterhin auch wol zur Klage. Öfter hat er sich ohne festen Muth in der Gefahr, ein paarmal selbst unedel gegen Luther benommen, der indeß nie Beschwerde darüber geführt hat, es kaum gefühlt zu haben scheint, weil er, als Friedrich ihn und seine Sache diplomatisch verleugnete, gar keine Anerkennung foderte, weil er den Schutz für seine Person gar nicht in Anspruch nahm, den ihm der Fürst entweder nur karg, berechnend, furchtsam gewährte, oder auch wol, damals als Luther aus Augsburg entflohen war, ob auch nur vorübergehend, entzog. An seine Glaubenskraft, seine Begeisterung für die Freiheit des Evangeliums und Deutschlands reicht die des Kurfürsten nicht von fern, und seinen Glaubensmangel hielt er ihm wol auch vor. Sonst aber hatte Friedrich's nicht immer großsinniges Benehmen gegen ihn auf sein Urtheil keinen Einfluß, vielleicht um so weniger, weil ihn Friedrich Alles in Allem mehr schützte, als ihm lieb war und er es haben wollte, während Hutten den Kurfürsten in einem offenen Sendschreiben von der Ebernburg aus aufmahnte, sich Luther's und der Sache deutscher Nation gegen den Bann, die römische Tyrannei anzunehmen, wider die es an der Zeit sei, sich „ernstlich zu stellen, setzen, sperren." Friedrich ließ sich durch die Nationalbewegung fortziehen, doch stets zurückhaltend und zaudernd, und so spricht sich auch in Hutten's Sendschreiben nicht weniger Ungewißheit als Vertrauen aus. Er habe tröstliche gute Hoffnung zu ihm, habe dafür gehalten, er solle zu einem Freien frei und unerschrocken schreiben, schließt er, jedoch nachdem er ihm stark in das deutsche und fürstliche Gewissen geredet, nicht, gleich den andern Häuptern, seine Pflicht zu verabsäumen, der Nation den Beistand nicht zu versagen, den er nach Vermögen und Stellung ihr schuldig, er vor Allen, und dem geistlichen Tyrannen nicht gegen Luther Gehorsam zu leisten. Eben durch das Dringende der Mahnung scheint die Sorge und der Zweifel hindurch[1]). Es liegt auf der Hand, daß Friedrich einen großen und über-

1) Leo, Lehrb. der Universalgesch., III, 84 ff. Luther im Staatslexicon, X, 130. Münch, Hutten's Werke, III, 596 ff., V. 9 ff.

wiegend günstigen Eindruck bei Luther hervorgebracht hat, was einerseits noch mehr für des Fürsten Werth bürgt und andererseits das Verhältniß, in welches er zu ihm trat, seine Berührungen mit ihm und manches Andere, worauf wir noch kommen werden, von vorn herein ins Licht stellt. Sein Urtheil bildete sich freilich vollständig erst nach und nach aus. Allein wir dürfen auf der andern Seite auch nicht zweifeln, daß er mit günstigen Vorstellungen schon nach Wittenberg kam, daß sie hier rasch befestigt wurden und so wiederum auf sein sich entwickelndes Verhältniß zu Friedrich wirkten.

Die Schloßkirche in Wittenberg.

Friedrich baute gern und viel an vielen Orten seiner Lande. Er meinte, armen Leuten werde damit gedient. Er wohnte abwechselnd zu Torgau und zu Wittenberg. Mehr als alle frühern Regenten that er für die Verschönerung und Hebung dieser Stadt durch Bauten, größtentheils schon vor Stiftung der Universität. Sein Werk war eine treffliche Elbbrücke, später ein Universitätskollegium. Er ließ die Antonienkirche, das Franziskanerkloster und im Jahre 1502 das Augustinerkloster am Elsterthore neubauen[1]).

Allein es ist uns hier vornehmlich um Friedrich's kostbarstes Bauwerk, die in ihrer Art weltgeschichtliche Schloß- und Stiftskirche zu thun, zu Allerheiligen, auch zu St. Ursel oder den elf tausend Jungfrauen genannt. Ihr erster Urheber soll Bernhard, der erste anhaltinische Kurfürst, im 12. Jahrhundert gewesen sein. Doch war es Rudolf I., der 1353 die Schloßkapelle fundirte, dotirte, weihen ließ und die Stiftung eines Kollegiums von Domherren hinzufügte, bestehend aus einem Kapellane nebst sechs Unterkapellänen. In einem 1509 zu Wittenberg gedruckten Buche, „die Zaigung des Hochlobwürdigen Hailigthumbs der

1) Spalatin a. a. O. *Sennert*, Athenae, 175. Leopold, Wittenberg und die umliegende Gegend, 56. Grohmann, Annalen der Universität zu Wittenberg, I, 86. *Zanger*, Oratio sec., in Suevus, Academia Wittebergensis.

Stiftkirchen aller Hailigen zu Wittenberg", wird u. A. berichtet, Rudolf habe König Philipp von Frankreich so tüchtige Kriegsdienste geleistet, daß ihm derselbe zum Lohne einen Dorn aus Christi Dornenkrone „mit einem güldenen Bilde eines König, zusamt einer beschriebenen Historie, die man jährlich davon singet" geschenkt, dadurch denn Rudolf aus sonder inniglicher Begier und Andacht verursacht sei, in seiner Residenz eine Kirche, Gott dem allmächtigen und Marie seiner hochgelobten Gebärerin zu sonder Lob und in die Ehre aller lieben Heiligen zu bauen und zu begaben. Mit jenem Dorne beschäftigt sich noch eine Bulle Papst Leo's X. von 1516. In der That war er der Stock eines Reliquienschatzes, von welchem noch weiter die Rede wird sein müssen. Klemens VI. eximirte die Schloßkapelle von aller bischöflichen Gewalt und unterwarf sie sich und seinen Nachfolgern unmittelbar. Das Stift erhielt von ihm das Privilegium, sich selbst einen Propst zu wählen. Dieser war nicht gehalten, seine Bestätigung persönlich von Rom zu holen. Der Fürst hatte das Recht der Präsentation der Stiftsherren. Das Stift erwarb u. A. das Patronatrecht auch über die Stadtkirche. 1443 ertheilte Bischof Otto von Magdeburg Denen, die in der Schloßkirche ihre Andacht verrichten würden, vierzig Tage Ablaß, zu mehren Malen erfolgten ähnliche Ertheilungen eines vierzig- oder mehrtägigen Ablasses von andern Bischöfen. Die Kirchenversammlung zu Basel, Julius II. und Leo X. bestellten zuerst den magdeburghalberstädtischen und meisnischen Dekan, sodann den Bischof von Meißen und Brandenburg, zuletzt den Propst des Klosters zu Naumburg in der Vorstadt zu Protektoren, die Kirche wider Jedermann zu schützen, die Schädiger zu strafen, auch wol zu suspendiren oder in den Bann zu thun. Kurfürst Wenceslaus vermehrte die Einkünfte der Kirche sehr ansehnlich, damit besonders an den Altären der Heiligen Sigismund und Wenceslaus fleißig Seelmessen gelesen würden. An allen bedeutendern Festen, namentlich an Allerheiligen, las der Propst selbst Messe. Die heilige Jutta, Kunigunde und Agnes hatten ihre besondern Gedächtnißtage. Durch das ganze Jahr wurden Heiligenfeste begangen. Jeden Sonntag ward abgekündigt, was für Heiligenfeste in der Woche einfallen, welche Reliquien dann an den verschie-

denen Altären gezeigt werden würden. Die letztern hatten sämmtlich ihre Patrone, diese ihre Festtage[1]).

Kurfürst Friedrich ließ die Kapelle niederreißen und die noch jetzt vorhandene stattliche Schloßkirche bauen. Der 1490 begonnene Bau wurde 1499 vollendet. Durch Friedrich erhielt der Reichthum der Kirche an Reliquien, deren Menge auch durch Päpste, Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe vermehrt war und wurde, den beträchtlichsten Zuwachs. Gleichfalls mangelten neue Ablaßbegabungen nicht. Die Reliquien waren in acht Klassen abgetheilt, die in eben so viel Gängen gezeigt wurden. Nummer 1. und 2. „Partikeln" von heiligen Jungfrauen und Witwen, 338 und 1663; Nummer 3. Partikeln von heiligen Beichtigern, 363; Nummer 4. und 5. von Märtyrern, 1154 und 684; Nummer 6. von den heiligen Evangelisten, 249; Nummer 7. von den Patriarchen und Propheten, 128; Nummer 8. von Christus, 331, z. B. Kleider, Zähne, Haare in größter Menge, Stücke vom Berge Sinai, von den unschuldigen zu Bethlehem ermordeten Kindern, Milch von der heiligen Jungfrau, Fäden, die sie gesponnen, Stroh und Heu aus dem Stalle, in welchem Christus geboren, Stücke vom Kreuz u. s. f. Am Sonntage Miserikordias fand große Ausstellung statt. Die Summe aller Partikel war 5005. Außerdem enthielt aber ein Sarg mit unleserlicher Schrift noch ungefähr 1700 Stück. An jedes derselben waren hundert Tage Ablaß geknüpft, und jeder der acht Gänge hatte insonderheit eben so viel und ein Karen Ablaß. Wenn man zusammenrechnet, so ergibt sich, daß bei Zeigung des Schloßkirchenheiligthums auf jeden Anwesenden mehr als tausend vierhundert drei und vierzig Jahr Ablaß kamen[2]).

Wir ersehen dies aus dem schon erwähnten Buche „Zaigung des Hochlobwürdigen Hailigthumbs", auf welches wir noch einmal

1) *Sennert* a. a. O. 34, 168. Schadow a. a. O. 84 ff. Faber, Kurzgefaßte historische Nachricht von der Schloß- und akademischen Stiftskirche zu Allerheiligen in Wittenberg, 2. 9. 32. 36. 46. 49. 54 ff.

2) Faber a. a. O. 14 ff. Carena, ciborum carentia, Enthaltung von Speisen, wodurch so viel Strafen vergeben werden, als vergeben sein würden, wenn jemand sieben Jahre und vierzig Tage Buße bei Wasser und Brod gethan hätte Tentzel, 263.

zurückkommen, weil es als ein merkwürdiges Zeichen der Sinnesart Friedrich's, des Volksgeistes noch im Anfange des 16. Jahrhunderts und der Art der Erzeugnisse zu betrachten ist, welche die Presse in Luther's erster Zeit in Wittenberg zu Tage förderte. Es gehört in die Klasse der Heiligthumsbücher, die dazu bestimmt waren, zu den Hauptsitzen von Reliquienschätzen anzulocken und den Pilgern zum Unterricht und zur Erinnerung zu dienen. Sie enthalten gewöhnlich Holzschnitte, welche die Schaustellung oder die Reliquien, meisthin aber nur die Geräthe darstellen, worin die letztern aufbewahrt wurden. Ein solches ist die wittenberger Heiligthumszeigung. Sie ist auch in der Kunstgeschichte berühmt und äußerst selten geworden. Sie enthält einen sehr schönen Kupferstich und 119 vortreffliche in den Text der 43 Quartblätter eingedruckte Holzschnitte. Der Kupferstich, wahrscheinlich der erste in Sachsen gearbeitete, hat das Malerzeichen Lukas Kranach's (und beiläufig die Jahreszahl 1510) und auch die Holzschnitte sind wahrscheinlich nach seinen Zeichnungen gearbeitet. Sie geben einen sehr anschaulichen Begriff von dem Reliquienschatze der Schloßkirche oder doch von dem Reichthum und den Ornamenten der Geräthe, worin dieselben aufbewahrt wurden. In der Vorrede werden die Verdienste beider regierenden Fürsten aufgezählt. Auch geschieht darin Erwähnung, wie sie die Universität gestiftet, die durch päpstliche Heiligkeit und kaiserliche Majestät konfirmirt sei, wie sie das Augustinerkloster von neuem gestiftet und dotirt, und ebenso die Schloßkirche, welche darnach vom Bischofe von Gurck geweiht und konsekrirt worden. Die Kirche habe schon viel Heiligthum und Ablaß von vielen Päpsten und Prälaten gehabt, der Kurfürst aber, damit er nichts unterließe, was zum zeitlichen und geistlichen Aufnehmen und Erheben der Kirche gereichen könne, habe auf dem jüngst gehaltenen Reichstage von Konstanz — er vergaß also auch unter den Reichshändeln seine Schloßkirche, seine geistlichen Passionen nicht — vom Papste Briefe an alle Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte und Prälaten des Reichs erlangt, mit Begehren, überall wo Reliquien vorhanden, ihm davon etwas mitzutheilen. Die geistlichen Schätze dürften indeß nicht verborgen bleiben, Gott müsse nicht blos in seinem unbegreiflichen göttlichen Wesen, sondern solle und wolle auch in seinen Heiligen gelobt werden, die durch ihr Märtyrerthum,

ihre Verdienste, Übungen und strenges und hartes Leben die Krone der ewigen Seligkeit erworben. Damit nun an schuldiger Ehrerbietung gegen göttliche Majestät kein Mangel und da so viel Heiligthum in der Schloßkirche vorhanden sei, die Fürbitte der Heiligen und Gnade zu erwerben; damit die Christgläubigen zu Ablaß und Auslöschung ihrer Sünden und zu Erlangung ewiger Seligkeit gereizt werden möchten, so sei es — Gott, der Jungfrau und allen Heiligen zu sonderlichem Lob und Ehrerbietung — die Absicht, sämmtliches Heiligthum mit seinen zierlichen Behältnissen in diesem Buche stückweise abdrucken zu lassen, mit Anzaigung der Gnaden und Ablaß, so dazu verliehen worden, damit alle Andächtigen mit Besuchung solchen Heiligthums die damit verbundenen Gnaden verdienen möchten. Und wiewol die Kirche so viel Ablaß besitze, wie mit wenig Worten gar nicht zu vermelden sei, so solle doch bemerkt werden, bei Zaigung jeden Ganges seien hundert Tage Ablaß u. s. f. Durch Besuch der Stiftskirche und inniges Gebet könne jeder merklichen Ablaß verdienen, so auch von jeglichem Alter. Ähnliche Ablaßfülle sei hier zu erlangen wie in der Kirche zu Assisi, und nur an wenig Orten sei so viel Ablaß zu finden wie in dieser und der wittenberger Stiftskirche. Das Buch schließt mit der gewöhnlichen Schlußformel: „Selig sind, die sich deß theilhaftig machen.“[1])

Die Universität bewahrte ein ähnliches Buch, in welchem die merkwürdigsten Reliquien in kolorirten Abbildungen zu sehen waren. Auch von dieser Seite, um dies voraus zu bemerken, war sie mit dem Stift und dem Geiste Friedrich's verwandt. In diesen Kreis von Vorstellungen trat Luther ein, selbst völlig beherrscht von ihm, wie unendlich weit noch entfernt von seiner spätern Ansicht und Stimmung, wonach er die Reliquienschaustellung zuletzt gar in einem Pasquill verfolgte (Neue Zeitung vom Rhein, 1542), wonach er (in der Schrift: Vom Mißbrauch der Messe, 1522, und in den Predigten wider Karlstadt, 1523) sagte, „Ihr habt auch ein Bethaven bei euch, aller Heiligen Kirche,

1) Ein sehr schönes Exemplar bewahrt die wolfenbüttelsche Bibliothek. Ebert, Bibliographisches Lexicon, Artikel Zaigung, S. 1100 f. Heller, Leben L. Cranach's, S. 350 ff. Faber a. a. O. 283. *Sennert*, 168 ff. Allgemeine deutsche Zeitung, 1844, Nr. 242, der ungenähte Rock Christi.

welche Herzog Friedrich von seinen Vorfahren ererbet hat, und durch die Papisten betrogen, trefflich gemehret und erhaben. O wie viel armer Leut hätt man davon in Sachsen ernähren können, die er alle ihm zu Freunde von dem unrechten Mammon hätt machen mügen, auf daß sie ihn, wenn es ihm wird noth sein, in die ewigen Hütten genommen hätten: daß aus dem Exempel zu fürchten ist, daß der Fürsten Geld und Gut gar selten würdig ist, daß es zu christlichen Sachen gebraucht werde; gleichwie es wird selten anders gewonnen, denn Nimrod sein Gut und Geld gewonnen hat. — Wer wollt irgend ein hölzern, schweig denn ein silbern oder güldenes Bild in die Kirche stellen, wenn er nicht gedächte Gott einen Dienst dran zu thun. Meint ihr auch, daß Fürsten, Bischoffe und andere große Hansen mehr so viel köstlicher, silberne und güldene Bilder würden haben in die Kirchen und Stift lassen machen, wenn sie es nicht dafur hielten, daß es etwas fur Gott gelten sollte? Ja, sie würden's wohl lassen. — Ich vermeine, es sei kein Mensch, oder ihr gar wenig, der nit den Verstand hab: das Crucifix, das da stehet, ist mein Gott nicht, dann mein Gott ist im Himmel; sonder nur ein Zeichen. Aber des Mißbrauchs ist die Welt voll. Meinet ihr, Herzog Friederich, der Bischoff von Halle, und die Andern, wurden so viel silberne Bilde in die Kirchen gezeugt haben, wenn sie hielten, es sollt vor Gott nichts sein?“[1]) Es war um so weniger müßig, so lange hierbei zu verweilen, da wir sehen werden, wie manche Beziehung sich späterhin daran knüpfte.

Der Kardinal Raymund, dessen wir mehrfach gedacht, erschien 1502 auch in Kursachsen, Friedrich erzeigte ihm große Ehren und ließ die Magdalenenkapelle in Lochau und die Schloßkirche in Wittenberg von ihm weihen, die bei dieser Veranlassung mit neuem Ablaß ausgestattet wurde. Der Kurfürst vermehrte die Zahl der Stiftsherren auf vierzehn nebst ebenso vielen Vikaren und mehreren Chorales; 1506 fügte er, Messen zu lesen und Horen zu singen zu Ehren der Gottesgebärerin, noch vier Priester, acht Chorales und sechzehn Chorknaben hinzu, welchen ein besonderer Dekan vorstand und die den „kleinen Chor“ bildeten, der ausdrücklich dem Dienste der Jungfrau geweiht war. Bei

1) Plochm. XXVIII, 139. 229. 267.

den Vigilien u. s. f. spät und früh, vernahm man fast nur die Legenden der Heiligen, Hymnen an sie und Maria gerichtet. Nahe an zehntausend Messen wurden nach Spalatin's Berechnung durch's Jahr in der Schloßkirche gefeiert, jeder Stiftsherr hatte wöchentlich deren wenigstens vier zu lesen. Bis 36,000 Pfund Wachs wurde Jahr aus Jahr ein gebraucht. „Was hat man, ruft Luther in einer Predigt am Feste Mariä Reinigung aus, allein für Wachslicht geben auf diesen Tag! Wer das Geld hätte, das allein in diesem Fürstenthum auf diesen Tag um Wachslicht ausgegeben ist, der würde ein reicher Herr sein." Ungewöhnlich reich war die Kirche an goldenem und silbernem Geräth, kostbaren Meßgewändern u. dgl. Friedrich ließ sich das Alles viel kosten und hielt nicht wenig darauf. Doch auch der Universität unmittelbar mußte die Schloßkirche dienen gleich dem Stift. Auf besondern Kathedern wurden in ihr die Rektoren und die Doktoren der drei obern Fakultäten kreirt. An die Hauptpforte schlug man die Streitsätze zu den beabsichtigten Disputationen an[1]).

Friedrich's Frömmigkeit.

Friedrich galt für einen der frömmsten, wenn nicht für den allerfrömmsten Fürsten seiner Zeit und strebte nach diesem Ruhme. Schon das bisher von ihm Berichtete zeigt seine Frömmigkeit, wie groß und welcher Art sie war, abergläubisch beschränkt, doch auch die Gesinnung durchdringend, auf Bethätigung durch christliches Handeln gerichtet. Wir fügen hier noch einige Züge und Bemerkungen hinzu.

Er trachtete mit höchstem Fleiß und großer Unkost, wie Mathesius in der 16. Predigt sich ausdrückt, nach römischen Heilthum, alten Knochen, Beinen und verlegenen Haderlumpen, damit er sein Patronin St. Ursula mit ihren elf tausend Jungfrauen schmücken und ihm ein Grad und Staffel zum Himmel baute. Denn weil desmals des Bluts, Verdiensts und Fürbitt

1) Spalatin, 89. Faber, 18, 207. *Seckendorf* I, 274 f. Grohmann I, 62. Plochm. VI, 154.

unsers ewigen und einigen Mittlers in allen Klöstern und Stiften ganz geschwiegen, wollt er ihm und seinem Lande eine eigne Patronin und Mittlerin erwählen, auf welcher Verdienst und Fürbitt er sich an seinem letzten Ende trösten und lassen könnte. „Auf Kirchen, Zierden, Heiligthum und Wallfahrten, bemerkt Spalatin, hielt der Kurfürst so viel, daß es ihm wenig Fürsten, Herren, auch Könige und Andere nicht leicht nachthun werden. Das Stift zierte er mit Kleinodien, Ornaten und Heiligthum, daß es ihm 200,000 Gulden gekostet haben soll. Die Zahl der Personen des Stifts mehrte er von 20 auf 80, unter welchen ein Propst, zwei Chor und zwei Dechant, Archidiakon, Kantor, Kustos, Syndikus, und diese Prälaten mußten Doktoren der heiligen Schrift oder der Rechte sein", worin denn abermals auch sein wissenschaftlicher Sinn sich zeigte. Die Messe versäumte er keinen Tag, auch nicht auf Reisen oder wenn er auf der Jagd war. Aus dem heiligen Lande zurückgekehrt, baute er eine Kapelle zu Torgau, stiftete auch dort Altäre, Horen, Vikarien und eine Dekanei, erzeigte auch andern Stiftern zu Altenburg, Gotha, Eisenach und so allen Klöstern Gnade sein Lebenlang. Auch die Kunst benutzte er zum Dienst der Kirche und Frömmigkeit. Die Schloßkirche war Zeugin davon. Auf einem Flügel des großen Altarbildes von Kranach war der heilige Bartholomäus — den er sich zum Schutzheiligen ausersehen — abgebildet und zu Füßen desselben, auf seinen Knien betend, er selbst, der Fürst. Der linke Flügel des Bildes zeigte ebenso seinen Bruder Johann zu Füßen des Apostels Jakobus. Jener Paltz, von welchem die Rede war, stand in besonderer Gunst bei ihm. Er eignete die lateinische Ausgabe seiner auf Empfehlung des Ablasses berechneten himmlischen Fundgrube, von welcher 1502 eine neue Auflage erschien, dem Kurfürsten Herman von Köln, die deutsche Friedrich und dessen Mitregenten zu. Sie hatten ihn ausdrücklich zu ihrer Veranstaltung veranlaßt, besonders der Erstere, denn sie bestand ursprünglich aus Predigten, die er 1490 in Torgau vor dem Kurfürsten gehalten. Auch für die Verbreitung der paltzischen Schriften — über die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau u. s. f. — sorgten sie, gaben das Geld zum Druck derselben her, in der Meinung, sich Lohn von Gott dadurch zu verdienen. Friedrich war es, der die Verehrung der heiligen Anna

in seinen Landen veranlaßte, Alexander VI. beruft sich in der Bulle, welche er 1495 wegen Einrichtung des Annenfestes in den letztern erließ, ausdrücklich darauf, daß Friedrich darum bei ihm angesucht: indem er aus Andacht gegen die heilige Anna eine Pilgerreise nach Jerusalem gemacht, so wünsche er, daß das Fest derselben in seinem und seines Oheims Albrecht Gebiet feierlichst begangen werde. Auch ein kleiner Zug gehört hieher, den Luther berichtet. Friedrich sei äußerst „furchtsam und blöde" gewesen, die Übelthäter zu strafen, „sonderlich die armen Diebe." Ja, sprach er, es ist leicht, einem das Leben zu nehmen, aber man kann es nicht wiedergeben. In der That, eine zu jener Zeit seltene Humanität. Indeß erhält das Ganze noch eine eigenthümliche Wendung durch Das, was Luther hinzufügt: „Herzog Johann pflegte allwegen zu sagen: Ei, er wird noch fromm werden. Und mit solchem weich sein und durch die Finger sehen ward das Land voll Buben. Also waren sie von Mönchen überredet, daß sie sollten gnädig, gütig und friedsam sein." Friedrich lebte also völlig in der geistlichen Anschauung, der Luther späterhin so eifrig ein Ende zu machen bemüht war, ein Streben, worin ihm die weltlichen Stände so bereitwillig folgten, daß man sagen kann, in keinem andern Punkte sei es ihm so vollständig gelungen, die Meinung umzuwandeln. Ein paar Äußerungen von ihm setzen das Angeführte in ein noch helleres Licht. In einer Predigt der Hauspostille rügt er die „Nachläßigkeit im weltlichen Regiment" und fügt dann hinzu, die Mönche wären durch ihre Predigten Schuld daran gewesen, „daß sie gelehret haben, Fürsten und Herren sollten allezeit gnädig sein, nicht Blut vergießen u. s. w. Damit haben sie die weltliche Obrigkeit dahin gebracht, daß sie ihnen ein Gewissen gemacht haben, wenn sie die Übelthäter haben sollen strafen. — Daß weltliche Obrigkeit oft nachläßig und faul ist, ist des Papsts, der Mönche und der falschen Prediger Schuld, welche nicht gelehret haben den Unterscheid zwischen dem geistlichen Regiment, darin Gnade und Vergebung regiren soll, und dem weltlichen Regiment, darin man das Böse strafen soll mit dem Schwert. Man hat's alles unter einander gemenget, geistlich und weltlich Regiment; wie die Bischöfe heutiges Tages weltliche Fürsten sein wollen, und ihr bischöflich Amt anstehen lassen." In einer andern Predigt

sagt er, so hätten sie gepredigt: „daß die Obrigkeit soll nicht blutgierig seyn; sondern Barmherzigkeit erzeigen: damit sie das weltliche Schwert gar stumpf gemachet, daß sich die Leute entsetzt haben, wenn sie über's Blut richten sollten. Ich habe selbst viel feine Männer gesehen und gekannt, wenn sie sollten im Stuhl sitzen, und etwa ein Bluturtheil fällen, sind sie dafür geflohen, und anderswohin gezogen, daß sie ja nicht dabei wären, und sich des greulichen Werks theilhaftig machten." Noch näher trifft es hier, wenn er in den Anmerkungen zum ersten Timotheusbriefe sagt: „Ehe die rechte Lehre, was gute Werke wären, aufkam, kannte ich viel Fürsten, welche glaubten, ihre Obrigkeit wäre ein profanes Amt. Herzog Friedrich hatte einen Mönch um sich, der ihn von allen fürstlichen Verrichtungen abzog, besonders vom Rechtsprechen, daß er nur Messen und Vigilien hörte." [1])

Wir müssen hier weiter der Pilgerreise Friedrich's nach Jerusalem ausführlicher gedenken. Er machte sie im Jahre 1493. Ohne Zweifel war auch sein lebhafter Wissenstrieb dabei lebendig. Auch von Gelehrten, von dem Maler Kranach ließ er sich begleiten. Auf alles Merkwürdige war er aufmerksam. Man sieht es deutlich aus Spalatin's unbeholfener, auf den geringen Kenntnißumfang der Zeit hindeutenden Beschreibung. Allein seine religiöse Stimmung war offenbar der wirksamste vorwaltende Beweggrund. Aus sunder Innigkeit und Andacht, sagt er in seinem vor der Abreise abgefaßten Testamente, auch redlichen Ursachen habe er sich fürgenommen, das Grab unsers Herrn Jesu Christi und andere heilige Stette zu besuchen. Es sei nichts Gewisseres als der Tod, nichts Ungewisseres als Zeit und Stunde desselben; der Menschen, die von der Welt abscheiden und bei Lebenszeit ihre Seele nicht versorgt, werde bald vergessen, und nichts Bessers und Tröstlichers könnten sie im andern Leben finden, als was sie geistlicher Schätze, mit Vollbringung göttlicher Dienste und Uebung guter Werke gesammelt und vorausgeschickt, weshalb er denn vor dem Antritte seiner Wallfahrt zu seiner Seelentrost die — darauf näher bezeichneten — wohlthätigen

1) Spalatin, 12 f. Faber, 196. Gotha diplom. V, 248. Tischreden, Walch XXII, 1818 f. Plochm. V, 243 f. XVIII, 272. Bruns a. a. O. 262.

Stiftungen für arme Studirende beliebe. Es war auch jetzt noch wenigstens häufige Sitte der Fürsten und Edeln, nach Jerusalem zu pilgern — die „Herrenreise" nannte man es — sich wol auch dort die Ritterwürde ertheilen zu lassen, wie sich auch Friedrich in Jerusalem von Heinrich von Schaumburg zum Ritter des heil. Grabes schlagen ließ. Es begleiteten ihn Herzog Christoph von Baiern, mehre Grafen und eine große Anzahl von Edeln und Geistlichen. Ja, noch 1517 zogen acht Ritter und kursächsische Landsassen, unter ihnen Hans von Planitz, einer der bedeutendsten und helldenkendsten unter Friedrich's Räthen und Hofleuten, nach dem heil. Lande, und wir müssen doch eine Nachwirkung der Antriebe, welche einst die Kreuzzüge hervorgerufen hatten, ein Zeichen der noch immer lebendigen mittelalterlichen Frömmigkeit darin erblicken. Die Kreuzzüge hatten vielfach auf die Kenntnißbereicherung, die Bildung des Abendlands eingewirkt, ohne daß es gesucht wäre oder indem doch nur ein dahin gehender dunkler Drang sich geltend gemacht hatte. Dieser kam nun jetzt öfter, kam namentlich bei Friedrich zum Bewußtsein und wurde mitwirkende Triebfeder seiner Reise. Wie sehr aber wenigstens bei ihm die Andacht die vornehmste war, geht gleichfalls aus seinem Thun und Treiben im heil. Lande und insbesondere daraus hervor, daß er sein Augenmerk mit so großer Vorliebe auf Ansammeln von Reliquien richtete. Eben von dieser Reise schrieb sich ein großer Zuwachs des Schatzes der Schloßkirche her. Jedenfalls erscheint er von beengter und abergläubischer Frömmigkeit ungewöhnlich erfüllt und erregt. Ein Johann von Schwarzenberg, der auch unter den Tausenden war, die noch im 15. Jahrhundert nach Jerusalem pilgerten, brachte einen lebhaften Haß gegen alle Arten des Reliquiendienstes von Palästina zurück. Unter den sächsischen Fürsten — von denen nur Friedrich der Streitbare noch genannt werden mag — hatten so viele durch kirchliche Frömmigkeit sich ausgezeichnet: Friedrich III. that es ihnen allen darin zuvor. Gleich der Frömmigkeit mancher seiner Vorfahren war indeß auch die seinige nicht blos eine reinere und edlere, sondern, wie beschränkt sie sein mochte, in gewisser Beziehung doch auch wieder eine verhältnißmäßig helle, minder unfreie. Wir kommen darauf im nächstfolgenden Abschnitte. Hier schließen wir mit der Bemerkung, wie genau doch die Frömmigkeit des Kurfürsten und Luther's eben auch in der mönchischen Richtung, in ihrer Befangenheit zusammenstimmte, wie geeignet die fürstliche mit ihrem Einflusse war, den Augustiner dabei zu erhalten, es ihm zu erschweren, sich davon loszumachen und sich gegen sie zu erheben. [1])

Kirchliche Zustände, reformatorische Gesinnung und Strebungen in Sachsen.

Von den theilweis helleren Ansichten, den reformatorischen Bestrebungen der magdeburger Erzbischöfe, namentlich des Bruders Friedrich's, war schon die Rede. Auch wurde bereits darauf hingedeutet, daß die sächsischen Fürsten vielfach Sorge getragen, dem Verfalle der Sitte und Zucht im Klerus Einhalt zu thun. Wir fügen hier noch das Nachstehende hinzu. Die Landesordnung Herzog Wilhelm's von 1481 nahm auch auf die Kirchenzucht bei den geistlichen Orden und Weltpriestern Rücksicht. Man suchte durch sie wenigstens Aufrechthaltung der geltenden Kirchengesetze zu bewirken. Hatte doch auch eine 1451 von Johann Busch vorgenommene Visitation die Verderbnisse im Klerus, den Verfall der Klosterzucht erst recht an den Tag gebracht. Herzog Albrecht scherzte wol über die leipziger Ordensbrüder, welche zwar viel Kinder, aber keine Weiber hätten. So eingenistet war das Uebel, soviel Grund war zum Gegenwirken vorhanden. Indeß fehlte es auch unter den Bischöfen, mit welchen die Fürsten in der Regel ein freundliches Vernehmen unterhielten, an wohlgesinnten und hellerdenkenden Männern, einzelnen Besserung erstrebenden nicht.

Das staatsrechtliche Verhältniß der Bisthümer der sächsischen Länder und überhaupt der geistlichen Gewalten, welche Einfluß in denselben übten, z. B. des mainzer Erzbischofs, war im 15. Jahrhundert und auch jetzt noch ein unbestimmtes. Indeß tritt der Umstand bedeutungsvoll hervor, daß die sächsischen Fürsten die Unmittelbarkeit der Stifter nicht aufkommen ließen, und

1) Spalatin, 124 ff. Grohmann I, 2 f. Weiße III, 9 f. Herrmann, Johann Freiherr von Schwarzenberg, 13.

den Eingriffen der geistlichen Gerichtsbarkeit möglichst zu wehren suchten. Sie hielten den höhern Klerus in der Landsäßigkeit und die kirchlichen Anstalten unter der landesfürstlichen Schirmvogtei fest. Kurfürst Ernst, dessen Bruder Albrecht und ihr Oheim Wilhelm wußten die weltlichen Rechte gegen die geistlichen Gerichte, die Anmaßungen der päpstlichen Legaten sehr kräftig zu schützen. Die Landesordnung Herzog Wilhelm's von 1481 verbot Berufung an auswärtige geistliche Gerichte, und es blieb dabei. Schon Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige hatte bei der Kirchenversammlung zu Basel die Abstellung mancher Mißbräuche unter der Geistlichkeit seiner Lande betrieben. Wegen einer Fehde mit Heinrich von Plauen und ihrer Verbindung mit Böhmen hatten Ernst und Albrecht 1466 Anfechtungen von Seiten des Papstes zu erdulden, gegen dessen Vorwürfe sich zu rechtfertigen sie allerdings für nöthig erachteten. Indeß geschah dies sehr männlich und mit Abweisung der päpstlichen Einmischung in ihre weltlichen Händel, ihre politischen Verhältnisse. Den großen Widersacher des Papstthums, Heimburg, nahm Albrecht gegen die Verfolgungen der dresdner Geistlichkeit in Schutz. Erhoben sich die Stimmen der deutschen Fürsten seit dem vorletzten Jahrzehend des 15. Jahrhunderts immer häufiger und lauter gegen die kirchlichen Mißbräuche, die Tribute, die unter dem Namen von Annaten u. s. w. immer höher gesteigert, immer häufiger nach Rom eingezogen wurden, so standen die sächsischen Fürsten darin am wenigsten zurück. Sehr ernstlich setzten sie ihren Widerstand gegen die Uebergriffe der geistlichen Gerichtsbarkeit fort, deren Nachtheile namentlich auch Herzog Georg, Albrecht's Sohn, Luther's heftiger Gegner, deutlich erkannte und übel empfand. Einst, während Abwesenheit des Vaters, wollte er päpstliche Ablaßprediger nicht ins Land lassen. Die Fürsten beider Linien setzten durch einen Vertrag fest, die Erlaubniß zum Ablaßverkaufe nicht ohne Vereinigung sämmtlicher Fürsten zu ertheilen. Ihre Beweggründe dabei schienen freilich nur finanzielle zu sein. Indeß erklärten 1481 Albrecht der Beherzte und Georg in einem öffentlichen Erlasse, sie hielten die Frage, ob der Papst um Geld Ablaß ertheilen könne, einer nähern Untersuchung werth, welche sie Schiedsrichtern übertragen wissen wollten, was doch sehr gegen die päpstliche Unfehlbarkeit und Unumschränktheit lief. Der

meißner Bischof, Johann von Salhausen, erklärte sich gleichfalls amtlich wider den Ablaß. Der Ordinarius der leipziger Juristenfakultät, Breitenbach, im Vereine mit dem Franziskaner Johann von Bamberg und dem Dominikaner Doktor Georg Orter von Frickenhausen, traten öffentlich wider ein päpstliches Ausschreiben auf, wonach Allen, die zum Aufbau des Doms in Freiburg etwas beisteuern würden, auf zwanzig Jahre der Genuß verbotener Speisen in der Fastenzeit gestattet sein sollte. Er wies dabei in einem rechtlichen Bedenken nach, daß der Papst nicht das Recht habe, Etwas zu bewilligen, das den klaren Aussprüchen der Kirchengesetze entgegen sei, was sich auf einen päpstlichen Freiheitsbrief von 1491 bezog. Freilich wurde diesen Männern vom Papste ewiges Stillschweigen auferlegt. Breitenbach war noch ganz in den Dogmen des römischen Lehrsystems befangen. Er hatte noch kurz zuvor mit Orter eifrigst über die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau gestritten, er ließ sich im Mönchskleide begraben. Indeß sind jedenfalls in dem Allen die Spuren freierer Gedanken, abweichender Regungen, insbesondere keimender Abneigungen gegen den Ablaßhandel zu erblicken. Wir gewahren sie an der leipziger wie an der erfurter Universität; an jener in weit höherm Grade. Geschah auch noch fast nichts für das Schulwesen Seitens der Landesfürsten, blieb dies auch jetzt noch der Geistlichkeit überlassen: für seine Universität war Herzog Georg doch eifrigst besorgt. Da waren die Bernhardiner mit einem auf wissenschaftliche Beschäftigungen gerichteten Sinne thätig, die Dominikaner brachten Bücher zusammen, in ihrer Mitte lebte noch 1460 der muthige Bekämpfer der Wallfahrten zur blutigen Hostie in Wilsnack, die leipziger Abgeordneten hatten zu Basel eine sehr thätige Rolle gespielt, und wenn Doktor Johann Kuno Eugen IV. bei den sächsischen Prälaten die Oberhand verschafft, so hatte dagegen der Professor Nikolaus Weigel standhaft behauptet, daß sich der Papst den Aussprüchen der Kirchenversammlungen unterwerfen müsse. Die Humanisten suchten sich auch in Leipzig festzusetzen, lehrten dort und übten ihren Einfluß eine längere oder kürzere Zeit. Herzog Georg, der selbst in Leipzig studirt hatte, berief sogar in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts Georg Held, Richard Krokus, Peter Mosellan und ähnlich Strebende,

nicht ahnend, daß er so dieselbe Bewegung vorbereiten half, die er späterhin eifrigst zu unterdrücken suchte.

Die kirchlichen Gebrechen und ihre schweren Nachtheile hätten Friedrich auf keine Weise entgehen können. Die römischen Einwirkungen und Uebergriffe und was dawider auf den Reichstagen verhandelt worden, das Alles war ihm als Theilnehmer an den letztern genau bekannt. Schon bei seiner Fürsorge für die Wohlfahrt seines Landes, seiner Richtung auf Befestigung und Ausdehnung der landesherrlichen Gewalt war ihm die geistliche überall im Wege. Hätten die Gesinnung, die Strebungen der Fürsten seines Hauses, die freieren und abweichenden Gedanken, die in den sächsischen Ländern zum Vorschein kamen, ohne Einfluß bei ihm bleiben können? Er stand in freundlichem Verkehr mit einer nicht geringen Anzahl der aufgeklärten neuernden Gelehrten, mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen, empfahl diesem, wenn er durch Reichsgeschäfte abgerufen wurde, sein Land, schrieb ihm Neuigkeiten, schickte ihm seinen Arzt, ladete ihn — wie Albrecht scherzend — ein, zu kommen, die schönen Kellnerinnen und Köchinnen der Pfaffen in seines Vetters Lande zu sehen. (Sie waren nämlich in Hessen vertrieben worden.) Trotz dem Allen war er auf seine Weise fromm.

Wie aber seine Frömmigkeit in seiner Pilgerreise, seiner Werthschätzung von Reliquien, seinen kirchlichen Stiftungen, Bauten u. s. w. hervortrat, so seine wissenschaftliche Bildung und Neigung hauptsächlich in seiner Errichtung der Universität zu Wittenberg, wenigstens als das Vorwiegende. [1])

Die wittenberger Universität (Veranlassungen und Pläne).

Der Gedanke, in seinen Landen eine Hochschule gründen zu wollen, kann gewiß mit Recht der folgenreichste seines Lebens genannt werden. Daß er sich damit schon vor seiner Reise ins heilige Land trug, geht aus seinem oben erwähnten Testamente

1) Gretschel a. a. O. 88. 328. 365. 370. 391 ff. Langenn, Herzog Albrecht der Beherzte, 380 ff.

hervor, indem er darin ausdrücklich sagt, daß die Stipendien, welche er armen Schülern in Leipzig und Erfurt aussetze, auf den Fall gestiftet sein sollten, daß in seinen Landen keine Universität aufgerichtet würde. Was ihn darauf hinführte, war ursprünglich seine wissenschaftliche Bildung und seine von frommer Gesinnung durchdrungene Liebe zu den Wissenschaften; wie er denn in seiner Konfirmation der Universitätsstatuten erklärt, daß die Hochschule errichtet sei zur Ehre des höchsten gütigsten Gottes, zur Förderung der Geistlichkeit und zum gemeinen Nutzen der Studirenden. Manchfache äußere Anregungen kamen hinzu.

Es war eine Wirkung des Wiederauflebens der Wissenschaften in Deutschland während des 15. Jahrhunderts, ihrer Erweiterung auf das Feld allgemeiner Kenntnisse, ihrer begonnenen Loslösung von dem Banne der Schule, von der Unfruchtbarkeit, der Geschmacklosigkeit und Beschränktheit der zunftmäßigen Gelehrsamkeit, daß auch andere Stände außer den Gelehrten ergriffen wurden. War und blieb Beschäftigung mit den Wissenschaften und Förderung derselben auch noch immer vorzugsweise Sache der letztern und strebsamer Einzelner, vornämlich in den Bürgerschaften, so fingen doch hier und da auch Obrigkeiten und Fürsten an, den Werth einer höhern Bildung, der Studien zu erkennen und ihrer sich anzunehmen. Die Folge von dem Allen war die Errichtung einer großen Anzahl von neuen Hochschulen seit etwa hundert Jahren: Leipzig 1409, Rostock 1419, Freiburg 1452 oder 60, Greifswalde 1456, Basel 1460, Trier 1454—72, Mainz und Ingolstadt 1471, Tübingen 1477, Frankfurt a. d. O. 1505.

Schon dies war anregend genug und Friedrich kannte außerdem von seinen Reisen die altberühmten Hochschulen jenseit des Rheins, auch die in Tübingen, Heidelberg, Wien. In dem Landesantheile der albertinischen Linie lag die leipziger Universität; da mochte in der That einige Eifersucht bei den Fürsten der Kurlinie mitwirken. Auch der Bruder des Kurfürsten, Ernst von Magdeburg, wird unter Denen genannt, auf deren Rath jener seine Universität errichtet, und wir kennen den Erzbischof schon als einen Prälaten, von welchem sich so Etwas erwarten läßt. Dazu kam, daß Maximilian, mit welchem Friedrich in so genauem und häufigem Verkehre stand, zu den eben jetzt zahl-

reicher gewordenen, vom wissenschaftlichen Sinne der Zeit ergriffenen Fürsten gehörte. Wie es sich damit verhalten mag, daß er, wie gesagt wird, 1495 auf dem Wormser Reichstage bei den versammelten Kurfürsten beantragt oder daß Friedrich vorgeschlagen habe, ein jeder von ihnen möchte in seinem Lande eine hohe Schule gründen, ein solcher Gedanke lag zur Zeit des Landfriedens, von welchem man Herstellung der Ruhe und der Ordnung im Reiche erwartete, um so näher. So viel mag als gewiß angenommen werden können, daß mancherlei Anregungen, die Fürsten zur Theilnahme an dem Bemühen, die Wissenschaften zu heben, heranzuziehen, von Maximilian zu jener Zeit ausgegangen sind und bei Friedrich den schon vorhandenen Gedanken belebten, wenn er ihn nicht seinerseits auf die Bahn brachte. Auch der lebendiger gewordene nationale und patriotische Sinn war nicht ohne Einwirkung. Bis zum 14. Jahrhundert hatten die Deutschen in Frankreich und Italien auf den dortigen europäischen Universitäten studiren müssen. Erst 1348 und 1365 waren in Deutschland Hochschulen gestiftet, zu Prag und Wien. Man wollte auch in Deutschland selbst, späterhin auch in den einzelnen Gebieten Hochschulen haben, es unnöthig machen, daß die deutsche Jugend, um etwas Rechtes zu lernen, das Ausland besuche. Bei der Errichtung der hohen Schule zu Frankfurt wiesen die brandenburgischen Fürsten Joachim und Albrecht ausdrücklich hierauf hin. Der Lokalpatriotismus und die Ausbildung der Landeshoheit wirkten dabei mit. Im Lande selbst sollten die künftigen Mitglieder der gelehrten Stände gebildet werden, so viel leichter die Bildungsmittel finden, so viel mehre sollten studiren können. Doch weder bei den Lehrenden noch Lernenden wurde auf Provinzabstammung gesehen. Jene bildeten einen Gelehrtenstaat, dessen Bürger aus allen Reichskreisen gerufen, in allen leicht heimisch wurden und Verbindungen hatten, so daß doch auch das Gefühl des nationalen Zusammengehörens belebt, der Patriotismus genährt werden mußte, und dies um so mehr, als die deutsche Wissenschaft aufblühete, die Gelehrten mit Selbstgefühl, das Ausland mit Ruhm erfüllte. Was jedoch die Errichtung der wittenberger Universität betrifft, so war es noch viel bedeutungsvoller, daß Anregungen aus den humanistischen Kreisen theils unmittelbar, theils von Männern, die dem in denselben

herrschenden Geiste nicht fremd waren, bei Friedrich auf den Gedanken und die Ausführung einwirkten. Wie schon erwähnt, stand der Kurfürst selbst mit vielen Männern in naher Verbindung, die jenen Kreisen oder doch ihrer Richtung angehörten. So war Celtes durch Martin Pollich, von welchem sogleich weiter die Rede sein wird, nach Leipzig gezogen. Pollich hatte ihm den Kurfürsten als Freund und Beförderer der Wissenschaften und besonders der „Poesie" gerühmt. Celtes eignete 1486 Friedrich seine Ars versificandi zu, der ihn im folgenden Jahre zum nürnberger Reichstage mitnahm und beim Kaiser auswirkte, daß er von diesem zum Dichter gekrönt wurde, eine Auszeichnung, die noch keinem Deutschen wiederfahren war. Celtes widmete dann wieder — 1501 — die von ihm aufgefundenen Werke der Roswitha dem Kurfürsten. Ebenso standen Mutian und Reuchlin bei diesem in großem Ansehen, und Beide waren bei der Errichtung der wittenbergischen Universität betheiligt. Auch den vertrauten Diener Maximilian's, den berühmten nürnbergischen Stadtschreiber und Gesandten Peutinger, zog Friedrich in den wichtigsten Angelegenheiten gern zu Rathe. Vor diesen Allen aber und vor andern Männern ähnlicher Sinnesart scheint es Pollich gewesen zu sein, der den Gedanken und Vorsatz Friedrich's zur Reife brachte, und nächst ihm Staupitz.

Martin Pollich von Melrichstadt lehrte zu Leipzig, war Doktor der Medizin und beider Rechte, Friedrich's Leibarzt — er hatte ihn nach dem gelobten Lande begleitet — bewandert in fast allen Gebieten des Wissens, auch Theolog und so berühmt, daß man ihn Lux mundi nannte. Celtes war nicht der einzige unter den Humanisten, mit welchen er in Verbindung stand. Er wechselte freundschaftliche Briefe mit Bohuslaus von Hassenstein, dem vertrauten Freunde und reichen böhmischen Gönner so vieler freisinnigen Gelehrten, unter welchen er selbst einer der ausgezeichnetsten war. Pollich gehörte der rhenanischen Gesellschaft an, die sich 1493 und 1496 gebildet, an deren Spitze Johann von Dalberg stand, Reuchlin's Beschützer, deren Geschäftsführer Celtes war, unter deren Mitgliedern wir die berühmtesten Namen finden, Trittheim, Eitelwolf von Stein, Zasius, Pirkheymer, Peutinger, Gresemunt, Reuchlin u. A. Die Humanisten hatten auch zu Leipzig harte, ja noch härtere Kämpfe

zu bestehen, als an mancher andern Universität, um sich gegen die Vertreter des Herkömmlichen in der Wissenschaft und Lehrweise festzusetzen und zu behaupten, und es gelang ihnen schlecht; der Scholasticism und das Mönchthum behielten die Oberhand und herrschten gewaltig; Lips barbara tellus sagte man. Schon daraus, daß Pollich die Humanisten herbeizog, auf ihrer Seite stand, geht, wenn man es auch sonst nicht wüßte, hervor, daß er der abweichenden Richtung angehörte.

Staupitzens wissenschaftliche Richtung und Sinnesart wurde schon dargelegt. Gerade zu Anfang des 16. Jahrhunderts berief ihn Friedrich nach Sachsen, wie es scheint besonders deshalb, um sich seines Raths wegen der zu errichtenden Hochschule zu bedienen, und er ließ sich seinen Beistand große Mühe kosten. Nach einer viel verbreiteten Nachricht soll Pollich aus Eifersucht gegen den leipziger Lehrer Samuel Pistoris, mit welchem er einen gelehrten Streit über die damals in Deutschland sich verbreitende Venerie geführt, zur Errichtung einer Hochschule in den Landen Friedrich's gerathen haben. Sie hätten nicht mehr an demselben Orte miteinander leben mögen, Pistoris dem Kurfürsten von Brandenburg zur Errichtung einer Universität in Frankfurt a. d. O. gerathen und Pollich den sächsischen Kurfürsten zur Gründung einer solchen in Wittenberg vermocht. Doch seine Denkart und Stellung als Gelehrter reicht für sich allein schon vollkommen aus, sein eifriges Antreiben zu erklären, und ebenso verhielt es sich mit Staupitz und Andern, welche zuriethen. Die freiere Richtung hatte überall um ihre Stellung mehr oder minder hitzige und beschwerliche Kämpfe zu bestehen, sie wurde kaum geduldet, sah sich überall gefährdet, ihre vereinzelten Vertreter hatten große Mühe, den Verkehr und Zusammenhang unter sich zu erhalten, die Mittheilung unter ihnen war schwierig, kostspielig, mangelhaft, ihr Wirken blieb ein vereinzeltes. Wie nahe lag da der Wunsch, einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt für das gleiche Streben, einen sichern Zufluchtsort für die überall bedrängte Richtung, eine ruhige Stätte, einen Sammelplatz zu finden, wo die Sinnesgenossen einander nahe ständen zu lebendigern Anregungen, näherer persönlicher Verbindung, erleichtertem Gedankenaustausch, erleichterter gegenseitiger Förderung. Die neue Richtung war ebenso kampflustig als bedrängt, sie schritt

gern angreifend vor, wollte nicht blos bestehen gegen die alte, sondern sie überwinden. Eine Hochschule, wo sie die Oberhand hatte, mußte ihr nicht blos schützende Burg werden, sondern selbst eine treffliche Basis des Angriffs. Pollich war des Scholasticism überdrüssig, Staupitz bezog sich in vertrauten Kreisen nicht selten auf Summerhard's Ausruf: wer wird mich Elenden endlich von dieser Zanktheologie befreien! Wenn nun Kurfürst Friedrich eine Universität nach dem Rathe Staupitzens, Pollich's und ähnlich Gesinnter errichtete, so war die ersehnte Befreiung, war jener Mittelpunkt und Sammelplatz gefunden, war erreicht, was die Gegner der herrschenden Gelehrsamkeit und Wissenschaft zunächst nur wünschen konnten.

„Als der geschwinde Satan merket, was hieraus werden wollte, sagt Mathesius in der 16. Predigt, wehret der böse Geist durch Freund und Feinde, Nachbarn und Einheimische, Gelehrte und Ungelernte, so die Unkost und Beschwerung trefflich anzogen, die hieraus folgen würde." Indeß hätten Pollich und Staupitz steif und fest angehalten, bis der Entschluß gefaßt wäre. Als darauf Friedrich mit Staupitz, Pollich, Monhover und Andern die Frage berieth, wo die neue Hochschule errichtet werden sollte, schlug Pollich Wittenberg vor. Friedrich lachte. Die Stadt, meinte er, bestände aus einer geringen Anzahl von Lehmhütten mit Strohdächern, und die Umgegend wäre ebenso wenig einladend; wie man doch einen solchen Ort zum Sitze einer Universität bestimmen könne. Pollich wendete ein: der Fürst möge Gott nicht mißtrauen; er sei diesen Landen und dieser Stadt Dankbarkeit halber solche Wohlthat schuldig; seine Vorfahren hätten da das Kurfürstenthum erlangt; die an dem allerdings nicht glänzenden Orte errichtete Universität werde alle deutsche Hochschulen durch das von ihr ausgehende Licht verdunkeln. Mit solchen Gedanken trug sich Pollich. Der Kurfürst stimmte zuletzt bei, obwol seine Bedenken gewiß nicht unbegründet waren. So spricht Luther mehrfach von der Unangebautheit und Unfruchtbarkeit des Landes umher, der Engigkeit der Stadt, dem Mangel an geeigneten Annehmlichkeiten, Studenten herbeizuziehen; es fehle an Kunstwerken, Kunstfleiß und Handel; er klagt über die Roheit des Volks, die Zugluft der Elbe, die häufigen die Gesundheit bedrohenden Ueberschwemmungen. Mehrmals nennt er

Wittenberg einen verachteten Ort und stellt dann wol Betrachtungen darüber an, wie wunderbar es sei, daß gerade diese Stadt von Gott zu so großen Dingen erwählt sei. Freilich wirkte auf jene und einige ähnliche Aeußerungen ein vorübergehender Unmuth ein. Sie rühren zum Theil aus einer Zeit her, wo er aus ganz andern Gründen mit dem Gedanken umging, Wittenberg zu verlassen. Doch liegt jedenfalls viel Wahres darin. Sie stimmen so ziemlich mit der Ansicht Friedrich's und Anderer überein. Auch Mekum sagt, Wittenberg sei bis zur Errichtung der Universität eine arme unansehnliche Stadt mit alten häßlichen, niedrigen, hölzernen Häusern, einem Dorfe ähnlicher als einer Stadt gewesen. Noch manches Jahr später äußert sich Melanthon in einem Briefe an Camerarius über die Stadt ebenso. Er schicke eine Abbildung derselben, „unsers Dorfes", wie er sich ausdrückt; denn es fänden sich da nur Lehmhäuser mit Strohdächern und zwar sehr wenige, mit einem Worte Bauerhütten. Dem hatte indeß Pollich auch nicht widersprochen; gerade auf eine Aeußerung von ihm beruft sich Luther, indem er sagt: „Wittenberg liegt an den äußersten Grenzen der Civilisation (in termino civilitatis), wären sie noch ein wenig weiter gegangen, so wären sie mitten in der Barbarei."

Pollich hatte recht gehabt. Es war ein bedeutender Nutzen der Vielheit der deutschen Universitäten, daß sie die Wissenschaft und die Bildung in allen Theilen Deutschlands verbreiteten, es war ein großes Verdienst Friedrich's, daß er seine Hochschule an die Grenzen der Civilisation verlegte. Noch waren die südlichen Gegenden am Rheine hinab und die mittleren bis zur Elbe der Hauptsitz der Bildung und geistigen Regsamkeit. Die Anzahl der Lichtpunkte war in jenen viel größer, sowol auf Universitäten und in Klöstern, die für Pflanzstätten der Gelehrsamkeit gelten konnten, als in freien gewerbsamen Städten und Residenzen. Dort, im südlichen und westlichen Deutschland bis nach den Niederlanden hin, war der Humanismus schon seit längerer Zeit mit dem besten Erfolge gepflegt, gerade dort in den großen geistlichen Gebieten war von jeher freiere Ansicht neben der finstersten, war der Widerspruch gegen die hierarchischen Uebergriffe, gegen das herrschende Lehrsystem heimisch; da hauptsächlich hatten die Goch, Wesel und Wessel, die so oft auf oppositioneller

Seite stehenden Mystiker, die großen Kirchenversammlungen gewirkt; da war überhaupt das Volk gebildeter, geistesregsamer, empfänglicher. Umsomehr that eben hier im östlichen Deutschland ein Lichtpunkt noth.

Indeß werden wir in der Lage und den Zuständen Wittenbergs doch auch mancherlei Günstiges finden, wenn wir sie uns etwas näher vor Augen rücken. [1])

Die Stadt Wittenberg.

„Die Wohnungen, Gebäude und Gestalt der Länder verändern sich gemeiniglich in hundert Jahren allweg, bemerkt Luther. Um Halle, Halberstadt und bei uns ist's gar eben, daß man drei Meilen lang über eitel Haide zeucht, da vor Zeiten hart Land und Aecker gewest sind." [2]) Seit dreihundert Jahren mögen denn wieder mancherlei Veränderungen in der Gestalt des Bodens vorgegangen sein. Allein im Wesentlichen paßt die Beschreibung sicher auch auf die damaligen Zustände, wenn gesagt wird, indem von der neuern Zeit die Rede ist, die Gegend sei nicht unfruchtbar, trotz des meist sandigen Bodens, sehr fruchtbar die Elbau, das Trinkwasser vortrefflich, die Luft keineswegs ungesund, die Aussicht überraschend für Den (wohlzumerken), der aus den Sandgegenden der Mark Brandenburg und des Kurkreises komme, und große Abwechselung böten der weit ausgebreitete, ruhig zwischen flachen Ufern dahinfließende, hier von grünen Wiesen, dort von Eichen bekränzte Strom, die weite von

---

1) Grohmann I, 4. 7. Meiners, Gesch. der hohen Schulen, I, 220. Erhard a. a. O. I, 362; II, 22. 66. 110. 279; III, 220. 379. Mayerhoff, Reuchlin und seine Zeit, 57. *Ericeus*, 225. Grimm a. a. O. 64. 67. Gretschel, 379. Mathesius, 12. Predigt. Oratio secularis a Zangero habita 1602 im Suevus. *Sennert*, 15. Progr. hist. de admiranda Acad. Witeb. origine et progressione. *Melanthonis* Declam. Tom. VII. Vom Mißbrauch der Messe, Walch XIX, 1436. Mycon. im 5. Kap. der Ref. Gesch. *Kirchmaier*, Disquisitio hist. de Lutheri imagine reliqua, 221 f. Ullmann, Reformatoren, I, 310. Studien und Kritiken, 1843, III, 754. Seidemann, Beiträge zur Reformationsgesch., I, 5 ff.

2) Tischreden, Walch XXII, 2363.

Waldpartien unterbrochene Fläche, die vielen Dorfschaften, die bewaldeten Hügel, die eine halbe Stunde nördlich von der Stadt sich erhebenden Weinberge. [1])

Man wiederholte gern, Wittenberg sei im 8. Jahrhundert von dem Sachsenherzoge Wittekind erbaut. Doch die Gegend gehörte bis ins 10. Jahrhundert zur slavischen Landschaft Lusici, und bis zu dieser Zeit finden sich begründete Nachrichten über die Stadt nicht. Als die Slaven vertrieben wurden oder auswanderten, führte — im 12. Jahrhunderte — Markgraf Albrecht der Bär von Brandenburg Ansiedler hierher aus den Rheingegenden und Niederlanden. In diese Zeiten der Kraftentfaltung des germanischen Geistes nach Osten hin, der großen Beweise politischen Verstandes und der großen Erwerbungen unserer Nation fällt der nachweisliche Ursprung Wittenbergs. Obwol an die Grenzen der Civilisation, wurde Luther doch auch jetzt wieder in einen echten Mittelpunkt deutschen Wesens versetzt. Zum erstenmale erscheint die Stadt um 1180 in Gestalt eines Burgwards, eines Flecken mit oder neben Befestigung. Auch ihr Name deutet auf niederländische Erbauer: witte (weiße) Burg von den weißen Sandhügeln an der Elbe. Man hat ihn oft anders gedeutet, viel darüber gefabelt. Zu Luther's Zeit allegorisirten und hyperetymologisirten die Gelehrten bei dem geringen Stande der Sprach- und Geschichtsforschung gern. Luther hielt sich freier, obwol nicht gänzlich frei davon. Viele Orte umher hatten niederländische Namen, die Namen von andern mögen slavischen Ursprungs sein. Er findet, und Andere sprachen es ihm nach, daß die Städte und Dörfer umher hebräische Namen hätten, wie die Städte und Flecken um Jerusalem, z. B. Globock, Zidon, Jesse u. s. w. „Und Wittenberg selbst, das ist Weissenberg, was ist's anders denn der Berg Libanus?" Es handelt sich da freilich um eine erbauliche Nutzanwendung. Auch setzt er hinzu: „damit sei genug gespielt." Ein anderes Mal leitete er den Namen der Stadt von dem altsächsischen Worte Wit ab, das Zuflucht bedeute. Genug, die Stadt war ein redendes Denkzeichen davon, daß hier das siegende Deutschthum erobernd sich festgesetzt, und die deutsche Art suchte sich rein zu halten

1) Leopold, Wittenberg und die umliegende Gegend, 112 ff.

vom unedel geachteten Slaventhume, drückte sich stark aus. Wie selbst der König von Böhmen nach den Bestimmungen des Sachsenspiegels die Kur nicht haben sollte, wenn er nicht „ein deutscher Mann von Vater und Mutter oder ihrer einem," so durften auch in Wittenberg die Wenden nur in den Vorstädten wohnen, in die Zünfte wurde keiner aufgenommen. Wer Aufnahme nachsuchte, mußte rein deutsche Geburt und vier deutsche Ahnen nachweisen [1])

Erst im Anfange des 13. Jahrhunderts wird die Stadt wieder genannt; 1266 wurde sie von Albrecht II., als Herzog von Sachsen-Wittenberg, zur Hofburg erkoren, 1293 erhielt sie Stadtrecht. Im 14. Jahrhundert schließt sie schon mehrmals Landfriedensvereine mit andern Städten, erscheint ihre Verfassung schon ziemlich ausgebildet. Wir sehen sie thätig auf den Landtagen, sie behauptet eine Stelle im Ausschuß und hat als Residenz den Vorsitz unter den Städten. Seit dem 15. Jahrhundert ist sie auch Sitz des Hofgerichts für den Kurkreis. Früherhin hatte ein dreifacher jährlich wechselnder Rath bestanden. Bis 1503 bestand der Rath, der alljährlich neu gewählt wurde, aus einem Burgemeister und sechs Rathsfreunden, deren seit 1504, wo sie Rathmanne heißen, acht erscheinen, zwei Kämmerer, zwei Baumeister, ein Richter und ein Stadtschreiber, dessen Stelle eine bleibende war. Das Gericht bestand aus dem vom Landesherrn gesetzten Voigt und den Schöppen oder städtischen Rathsmitgliedern. Diese befragte der Richter und sprach dann das von ihnen gefundene Urtheil nach dem Sachsenspiegel, der magdeburger Willkür und andern Wisthumen, welche alle Jahr öffentlich verlesen wurden, aus. Seiner städtischen Gerichtsbarkeit durfte kein Bürger entzogen werden. Der Landesherr selbst nahm gegen Bürger vor diesem Gerichte Recht oder es wurden bei Streitigkeiten Austräger nach gemeinsamer Uebereinkunft gewählt. Mehre Städte nahmen das wittenberger Stadtrecht, gern riefen die benachbarten Städte und Fürsten die dortigen Schöppen an. In einem ähnlichen hohen Ansehen standen die Zünfte. Die Zünfte aus allen Städten des Herzogthums sollten

1) *Sennert*, 2. Leopold, 1 ff. Schadow, 3 ff. Vom Mißbrauch der Messe, Walch XIX, 1436; XIV, 1239.

die Streitigkeiten, die sie vor ihrer Lade nicht schlichten könnten, vor die der wittenberger bringen, die sich nach ihrem alten Spruche umsomehr „rein hielten als ob sie von Tauben gelesen." 1441 überließ Friedrich der Sanftmüthige an Rath und Gemeinde das Stadtgericht auf Wiederkauf. Schon im 13. Jahrhundert hatten die Bürger gegen eine Jahresrente die Freiheit von allen den Abgaben und Schuldigkeiten, womit sie den Fürsten wegen ihrer Grundstücke verpflichtet waren, und weiterhin mancherlei bedeutende Privilegien, Besitzungen und Patronatsrechte erworben. Daß die Stadt befestigt war, versteht sich von selbst. Von 1509 bis 1517 wurden die Festungswerke auf Kosten der Gemeinde wesentlich verbessert. Der Fürst sah in den Wittenbergern seine treuste und tapferste Mannschaft. Mancher Ritter erfuhr ihre schwere Hand. Die Wehrverfassung stand mit den Zünften in Verbindung. Eine Schützenbrüderschaft trieb die Waffenübungen mit noch größerm Eifer. Zum Theil im Zusammenhange damit standen, die Mannichfaltigkeit des Bürgerlebens mehrend, den Ernst durch Heiterkeit mildernd, mancherlei Volksfeste. In den Kämmereirechnungen sind 1498, 1499, 1501, 1502 und 1509 Ausgaben verzeichnet für Armbrust, des Raths Harnisch und Heerfahrt, für die Stechbahn, beim Rennen um den Ochsen, für Malereien und Larven zu Spielen, bei der Passio und andern Spielen für Kleider, Larven, Flügel, für Palläste (Gerüste, Tribünen) zu errichten, für Leinwand, Kleider für Satan und seine Gesellen, Judaskleid, Schächerröcke und Hosen. 1508 hielten die beiden Fürsten ein Turnier in Wittenberg. Dann aber ließen es sich Rath und Gemeinde auch wieder angelegen sein, der Ausartung der Lebenslust in Ausgelassenheit und Ueppigkeit Schranken zu setzen. In der 1504 neu durchgesehenen und bestätigten Willkür und Statuten der Stadt fehlen auch die gewöhnlichen Aufwandverordnungen nicht. Da wird die Zahl der Gäste, Tische, Gerichte bei Festlichkeiten oder Gastereien beschränkt. Zum Verlöbniß z. B. soll Niemand den Gästen mehr geben als gebackenen Kuchen, Brod, Käse, Obst und Bier [1]).

1) Schreber, Ausführl. Nachr. von den churfürstl. sächs. Land- und Ausschußtägen, 164 ff. Leopold, 22 ff. Förstemann, Neue Mittheilungen, Bd. III, 647 ff.

Im Jahre 1513 zählte man 356 schoßpflichtige Häuser in der Stadt. Es fehlte doch nicht an Schiffahrt, Handel und Gewerbfleiß, an einem gewissen Wohlstande, worauf das Alles schon hindeutet. Das wittenberger Bier hatte bedeutenden Ruf. Seine Stärke und sein Name gab zu der Scherzrede Veranlassung, zu Wittenberg höre man selbst im Winter und bei Nacht den Kuckuck rufen. Auch ansehnliche Mühlenwerke besaß die Bürgerschaft. Unter der Obhut des Mühlenmeisters stand die Niederlage der liebethaler Steinbrüche, welche stark im Gange waren. Daß die gewöhnlichen Handwerke nebst der Kaufmannschaft lebhaft betrieben wurden, beweist das Vorhandensein und die Bedeutung der Zünfte. An manchem mochte es fehlen. Noch 1525 mußte sich Luther nach Nürnberg wenden, um genügendes Werkzeug zum Drechseln zu erhalten. Dagegen siedelten sich sogleich nach Errichtung der Universität Buchdrucker in Wittenberg an. Wolfgang Stöckel und Hermann Trebel waren die ersten, die sich dort niederließen, 1503, und 1509 kam Johann Grünenberg hinzu, der jedoch auch nur deutsche und lateinische Lettern besaß. Er druckte in dem genannten Jahre einen Pomponius Mela. Seine Werkstatt befand sich im Augustinerkloster. Späterhin folgten Lotther der Jüngere und Hans Lufft, den Luther zuerst zum Einsammler der Klosterzinsen gebrauchte. Selbst an Kunstwerken und Kunstübung mangelte es nicht ganz. Ließ doch Friedrich so viel bauen, stattlich bauen, und auch andere Künste bot er auf, seine Schloßkirche zu schmücken. Die letztre und gleichfalls die Stadtkirche war reich an Kunsterzeugnissen manchfacher Art, der getriebenen und der Goldarbeit, der Bildnerei und Malerkunst. Unzählige Denkmäler seiner Kunst ließ Lukas Kranach der Aeltere schon seit dieser Zeit in Wittenberg entstehen. Auch als Dekorationsmaler und Vergolder kommt er vor, besaß auch einen Buchladen und Papierhandel [1]).

Da er den Notabilitäten Wittenbergs und dem Kreise angehörte, in welchem sich Luther bewegte, mag hier um so mehr noch das Nachstehende über ihn gesagt werden. 1472 geboren, war er schon sehr jung an Friedrich's Hof gekommen, und

1) Gretschel, 365. Leopold, 132. Strobel, Neue Beiträge, II, 215. Schadow, 87, 94, 110, 129.

Gemälde von ihm und Albrecht Dürer zierten schon jetzt die Schloßkirche in Wittenberg. Er galt allgemein für den Freund des Fürsten, der ihn in seiner Werkstätte besuchte, an offner Tafel mit ihm speiste, sich auf die Jagd wie nach Jerusalem von ihm begleiten ließ, ihn 1504 zu seinem Hofmaler ernannte und 1507 in den Ritterstand erhob. Im Jahre 1509 reiste er auf des Kurfürsten Verlangen in die Niederlande, den nachmaligen Kaiser, damals achtjährigen Karl V. zu malen. In genauer Verbindung mit ihm standen Männer wie Scheurl, zu denen Luther nach seiner Ankunft in ein näheres Verhältniß trat. Zu Anfang oder in den ersten Jahren, wo Luther seine neue Bahn einschlug, scheint ihm der letztere oder dessen Richtung mishagt zu haben. Man will es daraus schließen, daß er ihn auf ein paar Gemälden als Schächer neben Christus, als Kriegsknecht, der dem Heilande den bittern Schwamm reicht und dann um den Mantel des Herrn würfelt, abgebildet hat. Es mag sein, daß er fromm in der Weise Friedrich's war, namentlich dessen Reliquienvorliebe theilte, der er als Heiligthumsabbildner gedient hatte. Der Fortgang der Erzählung wird uns zeigen, wie sehr Luther bei Hofe dadurch anstieß, daß er sich tadelnd darüber aussprach. Wie dem sei, Luther überwand auch Kranach's Abneigung und schloß das genaueste Freundschaftsbündniß mit ihm. Als Bürger kommt Kranach erst 1512, als Rathsmann seit 1519 öfter vor, 1537 wurde er zum Burgemeister gewählt: das Alles doch wol zum Zeichen, daß die Bürger nicht unempfänglich waren, es bald lernten, Kunst und künstlerischen Ruf zu würdigen und zu ehren [1]).

Wenn es in Wittenberg nun so wenig an Kunstdenkmälern, an Kirchen, an einem stattlichen Rathause fehlte, als an guten Festungswerken, wenn das Lehmhüttenwittenberg allerdings sehr weit davon entfernt war, sich mit einer Stadt wie Straßburg vergleichen zu können, von welcher Aeneas Sylvius um die Mitte des 15. Jahrhunderts sagte, daß kein König sich schämen dürfe, manches Bürgers Haus darin zu bewohnen: so war die Stadt doch nicht ganz ohne jenen Ruhm, daß zwar die Bürger ärmlich

1) Leopold 86. Förstemann a. a. O. V, Heft 4. L. Cranach der Aeltere in Ersch und Gruber. Schadow, 130.

wohnten, es aber an stattlichen öffentlichen Bauwerken nicht mangeln ließen. Auch hier, wie überhaupt in Sachsen, wo allerdings die Fürsten- und Adelsmacht größer war als in manchen andern deutschen Ländern, hatte der Bürgerstand sich kräftig, wenn auch minder selbständig als anderwärts, entwickelt, auch hier trat Luther in ein freies, frisches Gemeinwesen ein, in die Mitte einer Bürgerschaft, die bei verhältnißmäßigem Wohlstande, bei bürgerlicher Selbständigkeit und sächsischer Art nicht ohne alle Bildung und nicht ohne große Tüchtigkeit war.

Die Bildung und Geistesregsamkeit der Bürger wurde dadurch gefördert, daß das Kurfürstenthum doch nahe mit den übrigen sächsischen Ländern, Thüringen, Franken und Böhmen zusammenhing, daß von Wittenberg eine große Anzahl bedeutende blühende Städte — Magdeburg, Halle, Dresden, Freiberg, Chemnitz u. s. f. — nicht fern lagen, daß mit bedeutenden unter ihnen auf- und abwärts der Elbstrom einen häufigen erleichterten Verkehr vermittelte, daß mehre Universitäten nahe genug waren, um bis hieher ihren Einfluß zu erstrecken: Prag und Erfurt, vor allen das nur wenige Meilen entfernte Leipzig. Doch freilich beschränkter waren hier die Kreise der Gebildeten, der von den neuen, den abweichenden Ansichten der Zeit Erfüllten. Wer in freisinniger, in oppositioneller Richtung wirken wollte, fand zunächst nur in ihnen, das will sagen hier nur bei sehr Wenigen einen vorbereiteten Boden, der großen Volksmasse ging die Empfänglichkeit dafür weit mehr ab als im Süden und Westen. Das Kurfürstenthum im Ganzen war arm, wie auch Luther bemerkt. Einer tieferen, gewaltig anfassenden Wirksamkeit kam die Volksart der Norddeutschen, die Stammeseigenthümlichkeit der ihnen angehörenden Sachsen jedoch auch entgegen: ihr größerer Ernst des Sinnes und Lebens, ihre einfacher, sittlich-kräftiger, unverbildeter gebliebene Weise, ihre Gemüthsinnigkeit, ihr vorragender Hang zur Untersuchung und Selbstvertiefung, ihre durch Arbeitsamkeit und Nüchternheit genährte Thatkräftigkeit und Ausdauer, ihr angestammter Freiheitssinn. Hutten spricht davon in dem erwähnten Schreiben an den Kurfürsten und wir mögen die Sachsen und die sächsische Art um so mehr von ihm schildern hören, da es auch hier auf eine solche Zeichnung ankommt und seine Worte Gedanken aussprechen,

welche zu jener Zeit lebendig waren. „Wann die Sachsen seind allezeit frei gewesen, allezeit unüberwindlich. Ja wenn oft schier das ganz Germanien und teutsch Land bekriegt ist worden, so haben die Sachsen allein die fremden Herren abgetrieben, und sich aller Dienstbarkeit gewidert (dann ich zähl unter euch die Westphalen, und die so ihnen vor Zeiten die Cherusci und Chauci geheissen;) ein merkliche Erzeigung ihrer mannlichen Gemüth und Gethät in dem Römischen Krieg gethon, und teutschen Landen den Arminius geben haben, den allerbesten und allerstärksten Hauptmann, der je auf Erden gewesen ist, welches Lob er auch von den Feinden erlanget hat; welcher nit allein sein Vaterland, sondern ganz Germanien und Teutschland aus den Händen der Römer, die Zeit so sie am mächtigsten und reichsten waren, erlediget und gerissen, und die Römer mit viel' und ungehörten Schlachten darniedergelegt, mannlich vertrieben und verjagt. Derhalben derselbig unser Erlöser, was meint er was hält er jetzt in jener Welt, wenn er sieht, weil er die vesten Römer, und Herrn der Welt hie nit hat lassen herrschen und regieren, uns sicht den verzagten Pfaffen und weibischen Bischoffen dienstbar und unterthänig seyn? Sollt er sich nit seiner Nachkommen schämen? O was seind euer Kaiser Ottones für Männer gewesen. Ja auch Kaiser Heinrichen, auch euers Geblüts, Geschlechts und Stammens. Weiter im Krieg, der mit Kaiser Karel dem Großen ist länger denn dreißig Jahr geführet worden, was ist für grosse Stärke, was für grosse Vest der Sachsen erfahren worden. Setzet auch darzu die, so die letzte Haufen der Gothen umgebracht und erschlagen haben; dann es seind auch Sachsen gewesen, auch die Brittanien oder Engelland bekriegt und gewunnen haben, und nach Vertreibung der Inwohner, die Engelländer von ihnen, und Schotten dereingesetzt. Was soll ich auch von den alten Cimbris und Teutones sagen, die vor Zeiten mit grossem Schaden der Stadt Rom aus euern Landen in Italien gefallen seind. Folgend o! wie oft seyn die Sachsen in Italien gezogen; wie oft haben sie zusammt Andern Frankreich verheert, und Hispanien auch darneben angriffen. Ja man findet auch, dass die Sachsen mit den Sarmaten redlich gekriegt haben, und was und wie hochrühmliche Sieg haben E. C. G. Sachsen zu mehrmalen von den Hunnen, und darnach auch von den Ungern

erhalten. Ich übergehe viel Geschichten mit Vorsatz, und willig, dann es ist genug, dieß einigen gedacht haben, daß allein die Sachsen nie keiner fremden Nation unterthänig, und dienstbar gewesen ist, das sich gebührt euch zu sehen, und bedenken, auf daß weil euer Vorfordern so theur Leut gewesen seind, ihr nichts thut, das euerm Geschlecht übel anstünde. Ist wohl wahr, ihr habt das Joch auf euch genommen von den Bäpsten, und Bischoffen, eben wie die andern all durch den Unglauben erweicht. Weil man aber diese Beschwerung mag achten für ein solche Last, die vielleicht durch Ordnung des Himmelslauf die ganz Christenheit in gemein hat söllen übergohn, dennoch werden ihr diese Unehr leichtlich mit einer neuen auslöschen, wann ihr Hauptsächer seynd der allerfeinsten, und ehrlichsten That, damit durch euch die ganz Nation wiederum frei werd, und Germanien, oder Teutschland wiederum zu ihm selbs komm, welches jetzt, o ewiger Herr Christe! nit verstaht, nit weißt, was, und wie unbilliche, und unehrliche Ding es leidet, und erduldet; derhalben lasst uns eintweder aufhören, das Kaiserthum, und oberst Regiment der Welt uns zu zuschrieben, und uns allhie Kaiser zu erwöhlen, die allein den Namen haben, so sie doch mit der That am fernesten darvon seynd. Oder aber lasst uns kühnlich das bäpstisch tyrannische Regiment aufheben und abthun [1]).“

Nicht unempfänglich waren die Sachsen für Erinnerungen und Ansprachen dieser Art; nicht unempfänglich für eine Verkündung der echten christlichen Wahrheit, und ganz geartet, für das besser erkannte Christenthum mit demselben frommen Ernste und derselben Tapferkeit einzustehen, womit sie das oerfinsterte erfaßt und vertheidigt. Am meisten befähigt waren sie zu dem Geistesaufwande, der sittlich-religiösen Erhebung und dem edeln Unwillen über die eingesehene Verderbniß und erfahrene Täuschung, wodurch die entgegentretende Macht gebrochen wurde. Sie waren, diese Norddeutschen, nicht „geistig zurückgehalten im Drange irdischer Bedürfnisse,“ wie die Skandinaven, nicht sittlich angefault und abgeschwächt, wie die Romanen; nicht zu entfernt von den Lichtstrahlen, welche fort und fort und jetzt wieder so viel mehr und heller von der Kirche ausgingen, nicht

1) Die verteutscht Klag, Münch, Hutten's Werke, V, 11.

zu nahe dem Sitze des kirchlichen Oberhauptes, wo das Licht das falscheste und verderblichste war. Allen freiern Regungen aber, allen guten und besten Eindrücken, aller Bildung, der Aufnahme neuer Vorstellungen und Ueberzeugungen, dem Aufschwunge, der darin etwas thut, sich thatkräftig dafür erhebt, stand ihr Phlegma, ihre geringere Entzündbarkeit, ihr zähes Festhalten am Gewohnten, ihre Unbeholfenheit und abermals ihre Nüchternheit entgegen. Nur Anregungen, die zugleich dem gesunden Verstande zusagten und die Gemüther in den Tiefen ergriffen, nur die innersten mächtigsten Bedürfnisse konnten sie aus sich selbst, aus dem Geleise herausbringen, sie forttreiben. Auch ihre größere Ungeselligkeit konnte der Bildung nicht förderlich sein. Luther spricht darüber eine Reise- und Lebensbeobachtung, gefärbt freilich von augenblicklichem Unmuthe aus, wenn er, die Sachsen mit anderen deutschen Stämmen, Schwaben, Baiern, Hessen, Meißnern vergleichend, sagt: „Sachsen ist gar unfreundlich und unhöflich, da man weder gute Worte noch zu essen gibt; sagen: Live Gast, ick weit nit, wat ich ju te eten geven soll, dat Wif is nit daheimen, ick kan ju nit herbergen. Ihr sehet hie zu Wittenberg, wie unfreundlich Volk es hat, fragen weder nach Ehrbarkeit und Höflichkeit noch nach der Religion, denn kein Bürger läßt seinen Sohn studiren (?), da sie doch ein so groß Exempel sehen und Anzahl der fremden Studenten und Gäste.“ Ein anderes Mal nannte er die Sachsen stolz, doch aufrichtig und wahrheitliebend. Oder er sagte: „fürnehmlich unser Land allhier trägt solche Menschen, die gar ungezogen, ohne alle Zucht und Höflichkeit sein, daß man wohl sagen möchte, daß Bauern, Bürger und der Adel in diesen Landen den Säuen gleicher sind, als Menschen: so gar ist an ihnen keine Freundlichkeit oder Leutseligkeit. Derohalben ich mich oft pflege zu verwundern, warum doch Gott solchen ungezogenen, groben und wilden Menschen das Licht des Evangelii zum ersten geoffenbaret hat. Ich zweifle nicht, daß in diesem Lande um Wittenberg herum vorzeiten die allerärgsten Leute gewohnt haben.“ Doch er hat da schon die Wenden, die slavische oder halbslavische Bevölkerung im Sinne, die in diesen Gegenden übrig geblieben war. Sie war ihm stets zuwider. „Von allen die ärgste ist fast die Nation der Wenden, da uns Gott eingeworfen hat. Denn Gott wendet sich zum schlimmsten Volke, wie er die Propheten und Christum zu den Juden schickte, dem schlimmen Volke, das sie tödtete. So kommt auch Christus hieher unter die Wenden, daß er des Teufels Werke zerstöre und die Teufel austreibe, die hier in Dörfern und Städten wohnen. Wenn ein böser Volk wäre denn die Wenden, so müßte das Evangelium daselbst aufgegangen sein [1]).“

Wir können annehmen, daß die alte nationale Abneigung auch bei ihm nachwirkte. Die Deutschen waren von den slavischen Nachbarn genöthigt worden sie zu besiegen, zu vertreiben, deren Art Wildheit, Grausamkeit und Unzuverlässigkeit war und auch auf die Nachkommen sich vererbte. Nie vertrug sich Luther damit, und dazu dann der finstre, arge, fest eingewurzelte und unter dem niedern Landvolke weit umher verbreitete Aberglaube, mit welchem er schwer zu kämpfen bekam. Daß aber das Volk unwissend und abergläubisch, ja noch unwissender und abergläubischer als anderwärts war, dies ist um so erklärlicher, da, so viel wir wissen, das Schulwesen selbst in der Residenz Wittenberg zu dieser Zeit noch ganz darnieder lag. Freilich wird die wittenberger Schule unter den bessern zu Freiberg, Chemnitz, Torgau, Zwickau u. s. w. genannt, allein was von ihnen gesagt wird, gilt schwerlich schon von dieser Zeit. Selbst in Leipzig wurde eine nennenswerthe lateinische Schule erst 1511 errichtet, bis wohin sogar die berühmte Thomasschule nur eine Abrichtungsanstalt für Chorknaben war. Aus brieflichen Aeußerungen Luther's muß man schließen, daß eine lateinische Schule in Wittenberg erst 1519 eingerichtet oder in einen bessern und doch noch immer dürftigen Zustand gebracht wurde. Der Kurfürst hatte genug mit seiner Universität zu thun. Für das Schulwesen hatte der Rath und auch die Geistlichkeit wenig Fürsorge bewiesen [2]).

Ebenso wenig wirkte das freilich glänzende Kirchenwesen für

---

1) Leo, Lehrbuch der Universalgeschichte, III, 4. Böttticher a. a. O. I, 372. Tischreden, Walch XXII, 1888, 2359. Auslegung der Genesis zu Kap. 9, V. 3 f. und zu Kap. 23, V. 5 f. Walch I, 898, 2441. *Ericeus*, 137.

2) Ruhkopf a. a. O. 98. Gräfe, Leipzigs religiöses Leben, 56. Gretschel, Kirchliche Zustände Leipzigs, 110. De Wette I, 385, 454.

die Volksaufklärung. Von kirchlichen Anstalten befanden sich in der Stadt außer dem Stifte eine Pfarre, ein Franziskanerkloster und ein sehr ansehnlicher Augustinerkonvent. Die der Jungfrau gewidmete Stadtkirche, neben welcher sich noch eine begüterte Kapelle „zum heiligen Leichnam" befand, war im 13. Jahrh. erbaut; Erweiterungen und Besserungen derselben waren im 14. und 15. Jahrhundert durch Aufkünfte von dazu ertheiltem Ablaß beschafft, den wir also auch bei ihr wiederfinden. „Es war kein Winkel in der Welt, da ihr Ablaß nicht hin verkauft oder gegeben war, alle Welt voll Siegel und Briefe [1])." Die Stadtkirche war reich. Allein zwei ihrer Altäre, Stiftungen aus dem 14. Jahrhundert, waren Inhaber zweier ganzer Dörfer nebst Schulzenlehn, Gerechtigkeiten, Zinsen u. s. f. Ablaß besaß auch das aus dem 14. Jahrhundert herrührende Franziskanerkloster, wo die Gebeine der meisten Fürsten askanischen Stammes ruheten. Es stand unter dem Schutze des Erzbischofs von Magdeburg, der denselben wider Eingriffe in die Gerechtsame des Konvents von Seiten der Pfarrgeistlichen oder der Bürger durch Admonitionen oder auch durch den Bann übte, welcher letztere keineswegs ein leeres Wort war. Gerade in dem Jahre, als Luther kam, war die Stadt von dem Bischofe von Brandenburg, in dessen Sprengel sie gehörte, mit dem Interdikt belegt. Sollte man annehmen dürfen, daß ein solches Zeichen der kirchlichen Macht bei ihm gar keinen Eindruck hervorgebracht hätte? Das bischöfliche Strafurtheil war ausgesprochen wegen gewisser Frevel, von Studenten an den bischöflichen Dienern begangen. In der Kämmereirechnung von 1509 findet sich ein Ausgabeposten für Relaxation vom Interdikte. Die Stadt also zahlte, die Stadt fügte sich [2]).

Ganz roh und unwissenschaftlich konnten die wittenberger Augustiner und Franziskaner, was sie betrifft, nicht sein, da wenigstens einige von ihnen zum Mitwirken an der Universität berufen wurden. So übernahm Peter Bornis (Fontanus), der wittenberger Franziskanergardian, eine Professur. Der wittenberger Franziskaner Schwenningen ward 1518 Doktor, sein Mit-

1) Schadow, II, 89. 91. Wider Hans Wurst, Plochm. XXVI, 18.
2) Leopold, 83, 102 ff. Förstemann a. a. O.

konventual Johann Brismann (1505—23 in Wittenberg) ist der spätere Reformator Preußens. Indeß bettelten die Franziskaner nach wie vor und von sonderlichen wissenschaftlichen Leistungen der Klostergeistlichkeit der Stadt oder des Landes ist doch nirgend die Rede. Viel eher gingen verfinsternde Einflüsse von ihr aus, und es war daher um so verderblicher, daß sich so viele Klöster im Lande befanden. Luther zählt im Kurfürstenthume einundzwanzig Bettelklöster. Allein die kleine Stadt Wittenberg habe blos den Mönchen jährlich über tausend Gulden gegeben und verhältnißmäßig hätten ihnen auch die Dörfer umher, bis zu den ärmsten, gesteuert, wodurch Christus gesucht, aber hinweggewesen wäre. Nach genauerer Aufzählung finden wir in den sächsischen Landen, die Nonnenklöster ungerechnet, siebenundsechzig Konvente der verschiedensten Orden, von denen die der Franziskaner und Augustiner die zahlreichsten waren. Die letzteren hatten vierzehn Konvente, wozu dann noch neun der augustinischen Chorherren kamen [1]).

Die städtische Geistlichkeit wurde hier wie anderwärts mehrfach lästig. In der Willkühr und Statuten der Stadt wird z. B. § 9 bestimmt, kein Geistlicher solle ohne Wissen und Willen des Raths Erbe aufnehmen oder eigen Zinse, auf den Gütern in der Stadt, Weichbild oder im Stadtgericht belegen, kaufen. Ebenso wurde Fürsorge getragen, daß nicht Häuser, die zeitweilig in geistlichen Besitz gelangten, ungebührlicher Weise ganz schoßfrei wurden. Der Rath sah sich gegen Uebergriffe vor, und hatte dringende Veranlassung zu einer solchen Fürsorge bekommen. Die Zahl der Häuser war ohne Zweifel gestiegen und doch war die der schoßpflichtigen seit dem Jahre 1430 bis zu dieser Zeit um ein volles halbes Hundert geringer geworden. Indeß hatte man in Sachsen die Schwere wie die Wohlthat des Krummstabes nicht so wie in manchen andern Gegenden empfunden. Da die geistliche Gewalt hier beschränkter, gemäßigter war, und weniger als anderwärts zum Widerstande herausgefordert, so hatte es auch minder tief oder nachhaltig gewirkt, wenn etwa die Nähe

1) Ausl. d. 6. 7. und 8. Kapitels Johannis zu Kap. 8, V. 21, Walch VII, 2458. Tischreden, Walch XXII, 1452. Ausl. der Genesis zu Kap. 25, V. 31—34, Walch I, 160. Löscher I, 323.

Böhmens, der Hinblick auf die dort theilweis durchgeführte Reform Vergleichungen hervorgerufen oder Untersuchungen der Lehre, des Kultus angeregt. Ein verbreiteter, ja nur irgend merkbarer Oppositionsgeist war in jedem Falle nicht vorhanden, nicht einmal unter den Gebildetern oder Höherstehenden, zumal Kurfürst Friedrich unter ihnen den Ton angab. In dem rohen, hier an den äußersten Grenzen der Civilisation von den Zeitbewegungen wenig ergriffenen Volke war das Alte und Hergebrachte noch unerschüttert, eine grobsinnlich-katholische Anschauung lebendig. Was Friedrich für das Aufleben der Wissenschaften that, sein Einwirken auf die Gelehrten und Vornehmen kam den Niedern und selbst den Mittlern vorerst noch nicht zu gut; wol aber mußte seine Frömmigkeit, sofern sie sich beschränkt und abergläubisch bekundete, einen bestärkenden Einfluß üben. Schon seine Schloßkirche mit ihren Ablässen und Reliquien wirkte da ohne Zweifel ebenso weithin als verderblich.

Von selbst läßt sich schon aus dem bisher Gesagten auf die sittlichen Zustände schließen. Sie konnten auf einer hohen Stufe sich kaum befinden, Leben und Sitte nicht anders als ungeschlacht sein, wo die Bildung so gering, der Unterricht fast nicht vorhanden, die religiöse Anschauung so beschaffen war und neben guten Grundlagen für Sitteneinfalt und Strenge so mancher Vorschub für Sittenverderbniß nicht fehlte. Auf eine solche weisen auch manche Spuren deutlich hin. Jene „Spiele," die übrigens damit nicht verdammt sein sollen, gaben gewiß zu beträchtlichen Ausgelassenheiten Veranlassung. Man weiß, daß Johann Kapistran um die Mitte des 15. Jahrhunderts auch in Sachsen große Ursache zu den schärfsten Bußpredigten fand. Auch in sittlicher Beziehung folgten den Hussitenkriegen lange und schwere Nachwehen. Ein trübes Bild von Zuchtlosigkeit und Entsittlichung beim Volke und Klerus geben die Landesordnungen der Herzöge Ernst und Albrecht, mit ihren Strafandrohungen gegen die Unsitte des Zutrinkens, die Ueppigkeitsauswüchse in Leipzig namentlich, die Unordnungen an Feiertagen, bei Kirchenweihen u. s. w. Ihre öftere Wiederholung und Einschärfung beweist ihre Fruchtlosigkeit. Man kennt die Verwilderung, die bei den Fastnachtsmummereien hervorbrach, den groben Unsinn, die Verhöhnungen des Heiligen, die bei den Palmfesten vorkamen. Die Volksergötzlichkeiten waren großentheils mit den kirchlichen Festen, ja mit dem Kultus in eine Verbindung gebracht, durch welche das Ansehen und die Wirksamkeit der Religion und der kirchlichen Gebräuche und Anordnungen aufgehoben, Zuchtlosigkeit gefördert werden mußte. In einem Briefe an Link spricht Luther über eine ihm geschenkte Uhr. „Ich bin ihrer fast vollkommen Meister, sonderlich da die Stunden meinen trunkenen Sachsen anzuzeigen sind, die vielmehr auf die Trinkbecher als auf die Stunden achten, und sich nicht eben grämen um ein Irregehen den Sonne, der Uhr oder ihres Meisters." Wie oft klagt er mit so vielen Zeitgenossen über das herrschende Laster der Trinksucht. Wir werden indeß weiter unten darauf kommen, wie er in allseitiger Beziehung die Sittenzustände in seinen Umgebungen einige Jahre später schildert. In den wittenberger Kämmereirechnungen kommen seit 1497 Ausgaben für das gemeine Frauenhaus vor, das die Stadt unter Aufsicht und in Bau und Besserung hielt. Als es 1509 leer stand, erhielt der Marktmeister für jede Woche eine Geldentschädigung. Oeffentlichen Umgang mit Frauen aus diesem Hause strafte freilich der Rath. Unter den Einnahmen von 1506 wird die Buße eines Bürgers aufgeführt, der auf dem Tanzhause vor vielen frommen Bürgerinnen und Jungfrauen mit einer gemeinen Frau getanzt hatte. Ein im Frauenhause getroffener Ehemann wurde gleichfalls gebüßt. Auch sonst fehlte es nicht an Sittenpolizei. So wurden Geschlechtsausschweifungen überhaupt durch Geldbußen gestraft. War ein Mädchen zu Falle gekommen, so schickte ihr der Rath einen Schleier; fand man einen Bürger nach der Wächterglocke in einem Schenkhause, so hatte er eine Geldbuße zu zahlen. Frauenhäuser gab es freilich in jener Zeit in allen oder wenigstens den meisten größeren Städten, so im benachbarten Leipzig, und ist schon dies und was sonst von dem ganzen Wesen bekannt ist, kein Beweis von Sittenstrenge, so sollte man auf eine sehr bedeutende Zuchtlosigkeit von dem Dasein eines Bordells in einer Stadt von so geringer Größe wie Wittenberg schließen. Ersieht man aus den obrigkeitlichen Gegenanstalten, daß keineswegs alles Gefühl für Sittenreinheit entschwunden war, so sind sie doch auch wieder Zeichen der Größe des Uebels. Daß Luther Anstoß daran nahm, läßt

sich von selbst erwarten. Im großen Sermon vom Wucher (aus dem Jahr 1519) sagt er z. B. bei einer Ausführung, daß nicht Alles zu rechtfertigen sei, was die Rechte zuließen, „lassen sie doch zu gemeine Frauenhäuser, die doch wider Gottes Gebot sind, lassen auch viel andere böse Stücke zu, die Gott verbeut [1])."

Dies mag genügen, uns Wittenberg und seine städtischen Zustände vor Augen zu führen, wie er sie fand, als er kam. Es war überhaupt nicht bedeutungslos und insbesondere entnehmen wir daraus, wenn die Stadt auch nicht zu den armseligsten gehörte, sie konnte der Universität, auf welche wir jetzt wieder zurückkommen müssen, weder große Förderung noch Glanz verleihen. Die Hochschule mußte durch sich selbst etwas werden, wenn sie gedeihen und leuchten sollte. Es mußte ihr an diesem Orte schwerer werden emporzukommen, war dann aber auch desto verdienstlicher.

Die Universität (Gründung, erste Einrichtungen).

Man hat in der Art der Gründung, in den frühesten Einrichtungen, Verhältnissen und Lebenszeichen der Universität Wittenberg das entschiedene Vorwalten eines so freisinnigen, aufgeklärten, ja widerpäpstlichen Geistes finden wollen, wie er sich einer genaueren und unbefangenen Betrachtung schwerlich ergeben wird.

Ueber die ersten Verhandlungen wegen Errichtung der Universität schwebt einiges Dunkel. Durch ein Ausschreiben Friedrich's und Johann's vom August 1501 wurde die Eröffnung auf Luciä desselben Jahres angekündigt. Indeß erfolgte die feierliche Einweihung erst am 18. Oktober des folgenden Jahrs, nachdem der herrschenden Denkart und Gewohnheit gemäß die Gestirne befragt waren. Die Universitätsmatrikel zeigt das Horoskop. Sehr merkwürdig ist die kaiserliche Errichtungsurkunde

1) Plochm. XX, 93. Das Betreffende über die wittenberger Unsittezustände in Förstemann's neuen Mittheilungen. Vergl. Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters, IV, 264 ff.

vom Juli 1502. Ihr Inhalt ist den päpstlichen Errichtungsbullen in allen Hauptpunkten gleich. Maximilian erklärt darin, daß er durch sie aus kaiserlicher Machtvollkommenheit zu Wittenberg eine hohe Schule errichte, deren Lehrer er berechtige, die Kandidaten ihrer Fakultäten nach angestellter Prüfung zu den hergebrachten Würden zu promoviren. Er ertheilt ferner den Lehrern alle Vorrechte der Graduirten zu Bologna, Paris u. s. f., die Vollmacht, mit Zustimmung des Kurfürsten Statuten zu errichten, Rektoren und andere Beamte zu wählen, worauf Bestimmungen über die eigne Gerichtsbarkeit der Universität folgen. Ausdrücklich wird dann noch gesagt, die auf derselben Promovirten sollten alle den Lehrern und Promovirten der ältesten Universitäten in Italien, Frankreich und Deutschland zustehenden Vorrechte und Vorzüge genießen. Der Universität einen Kanzler zu setzen wagte er freilich nicht; indeß war es neu, daß die Prüfungen und Promotionen der Kandidaten allein den Fakultäten übertragen wurden, und eine sehr dreiste Neuerung lag darin, daß er Rechte, die nach dem Herkommen und der herrschenden Meinung allein dem Papste zustanden, daß er namentlich der von ihm errichteten Universität das Recht ertheilte, an derselben Theologie und geistliches Recht zu lehren und die Kandidaten der Theologie und des geistlichen Rechts zu prüfen und zu promoviren. Er berief sich freilich in seinem Diplome auf den Vorgang der Kaiser, die vor ihm regiert. Allein so wenig ein deutscher als ein französischer König hatte sich jemals Gleiches herausgenommen. Sämmtliche im 15. Jahrhundert gestiftete Universitäten waren von den Päpsten errichtet, und nur dreien — Greifswalde, Freiburg und Tübingen — waren kaiserliche Bestätigungsbriefe ertheilt [1]).

Friedrich, der sich in dem erwähnten Ausschreiben auf die kaiserliche Gestattung bezieht, hatte mit Maximilian Alles verabredet. Das Ergebniß dieser Verabredungen beweist, daß die letztern allerdings in dem Sinne geführt waren, die Reichsgewalt dem päpstlichen Einflusse zu entziehen, was hier um so mehr sagen wollte, da man von Anfang der Errichtung der

1) Weiße a. a. O. 22. Grohmann, 8 ff. Suevus im Eingange. Meiners a. a. O. I, 370 ff.

Universität nicht blos auf die Mitwirkung der geistlichen Konvente in Wittenberg rechnete, sondern wahrscheinlich auch schon an eine freilich erst ein paar Jahre später ausgeführte Maßregel dachte, wobei es schwer oder gar nicht zu vermeiden war, die päpstliche Gestattung nachzusuchen.

Bis zum Jahre 1507 wurde die Universität unmittelbar aus Geldmitteln der Fürsten unterhalten. Doch geht aus den wittenbergischen Kämmereirechnungen von 1502 hervor, daß auch die Stadt manche Unkosten für dieselbe übernahm. Das Alles war jedoch so unzureichend, daß an einen rechten Aufschwung nicht zu denken war, wenn nicht für Herbeischaffung reicherer Mittel gesorgt wurde. Sie boten sich nur in geistlichen Gütern dar. Friedrich inkorporirte daher 1507 die Stiftskirche sammt dem ganzen bedeutenden Stiftsvermögen der Universität. Die Stiftsherren sollten Professoren sein, ihre Einkünfte vom Stift ihnen als Professorengehalte dienen. Es wurden noch einige neue Aemter und Würden beim Stift errichtet und auch die Propsteien Kemberg und Klöden, die Parochien zu Orlamünde u. s. f. der Universität inkorporirt. Die Inhaber derselben waren Professoren in Wittenberg und ließen ihre Aemter an Ort und Stelle durch Vikare verwalten. Ebenso hatte man sich bei der Errichtung anderer jüngst gegründeter Hochschulen geholfen. Die päpstliche Mitwirkung und Genehmigung wurde jedoch nun um so nöthiger, da es sich hierbei um Verwendung geistlicher Güter und Personen handelte. Die Päpste waren oft Mitstifter und Wohlthäter der Universitäten geworden, indem sie geistliches Gut für dieselben bestimmt, und bei Widerstand auch wol durchgegriffen hatten. Allein der Fall war ein anderer, wo die Errichtung einer Universität zur Minderung ihres Einflusses gereichen wollte. War es hierauf abgesehen, so war die päpstliche Genehmigung zur Verwendung der geistlichen Güter in den Nutzen einer Universität gewiß um so schwerer zu erlangen, und doch, was sollte man ohne sie thun? Man entging auch in der That dem päpstlichen Einwirken keineswegs. Friedrich nahm von der päpstlichen Gestattung mit nichten einen kühnen Umgang. In Rom mochte man glauben, dem Kaiser und Kurfürsten den Verhältnissen nach etwas zu gut halten zu müssen; allein man wahrte doch das formelle Recht (oder den Anspruch und den Schein) noch

leidlich genug, und zog außerdem für Das, was man that, einen materiellen Gewinn, während der Kaiser leer ausging [1]).

Aus dem mehrerwähnten kurfürstlichen Ausschreiben erhellt, daß eine noch frühere Urkunde Maximilian's als die besprochene über die Errichtung der Universität vorhanden gewesen sein muß und daß dieselbe sehr wahrscheinlich nur eine allgemein gehaltene Genehmigung zur Errichtung der Universität enthalten hat. Der Kurfürst hielt die kaiserliche Autorisation nicht für genügend. Er wendete sich an den Kardinallegaten Raymund, der im Februar 1502, also sechs Monate, bevor Maximilian's Errichtungsdiplom erschien, eine Konfirmationsurkunde ausstellte, in welcher er sagt, der Kurfürst habe ein Ansuchen an ihn gerichtet, nach dessen Inhalt er vom Kaiser die Autorisation erlangt habe zur Errichtung einer Universität in seiner Stadt Wittenberg, indem er erwogen, wie vielfachen Nutzen gelehrte Männer der Kirche Gottes und einer guten Leitung der Sachen „unserer Religion" bringen könnten. Der Kurfürst habe weiter vorgestellt, er hoffe, daß die neue Universität um so mehr wahrhaft gedeihen und Festigkeit erlangen werde, wenn zur königlichen Errichtung das „Licht des apostolischen Glanzes" hinzukomme. Er — der Kardinal — bewillige Friedrich's demüthige Bitte, autorisire, konfirmire, ratificire und approbire kraft seiner Legationsgewalt die Errichtung der Universität, die königlichen Briefe und deren Inhalt und wolle auch ergänzen, was etwa in der Errichtung oder den Privilegien der Universität mangele oder übergangen sein möchte.

Und nicht blos Friedrich hatte Bedenken gehabt. Auch die designirten Universitätslehrer wendeten sich an Raymund, indem sie ihm schrieben, daß sie an der Gültigkeit der kaiserlichen Privilegien und selbst der Konfirmation des Legaten zweifelten, zum wenigsten insofern, ob sie ohne ausdrückliche päpstliche Vollmacht befugt seien, in der heil. Schrift und im päpstlichen Rechte Kandidaten zu promoviren. Wir entnehmen dies aus einem Diplome Raymund's von demselben Datum, in welchem er ihnen ihre Zweifel zu benehmen sucht. Es scheint ihm gelungen zu sein sie zu beruhigen; allein als in den nächsten Jahren nach

1) Grohmann, 45. Faber, 51. Meiners, I, 370; II, 2, 9, 15.

Eröffnung der Universität die Ausübung ihrer Gerechtsame mancherlei Anfechtungen erlitt, wendeten sie sich an den Papst selbst, mit der Bitte, ihnen einige Konservatoren ihrer Rechte zu bestellen, indem es gar zu lästig, wegen jeder einzelnen Beschwerde seine Hülfe unmittelbar in Anspruch zu nehmen. Man glaubte also von vielen Seiten die Rechtmäßigkeit des Geschehenen schon wegen mangelnder ausdrücklicher päpstlicher Genehmigung in Frage stellen zu dürfen, die landesherrliche Gewalt reichte nicht aus, die Universität gegen Eingriffe in die ihr ertheilten Gerechtsame, gegen Verweigerung des ihr vom Kaiser und Legaten Zuerkannten zu schützen, und so sehr stieß die Neuerung gegen die herrschenden Begriffe an, so fest gewurzelt waren diese noch, daß so Viele zu solchen Eingriffen und Weigerungen sich aufgelegt fühlten. Dies Alles geht aus dem Konservatorium hervor, das Julius II. auf jene Bitte im Januar 1506 erließ, welchem dann ein Subkonservatorium des brandenburgischen Bischofs von gleichem Inhalte in demselben Jahre, und 1509 und 13 Subkonservatorien des Abtes von Saalfeld und des Propstes zu St. Moritz in der Vorstadt zu Naumburg folgten, was sich aus den Verhältnissen der Stiftskirche erklärt. Im Jahre 1507 bestätigte Julius II. durch eine Bulle die Vereinigung des Stifts, sowie der genannten Propsteien mit der Universität, wofür ihm der Kurfürst 2000 Goldgulden zahlen mußte. Im folgenden Jahre ernannte Julius II. Goswin von Orsoy zum Kanzler, im Namen des Papstes die scholastischen Grade zu ertheilen. Goswin, der in Lichtenberg seinen Wohnsitz hatte, übertrug dann wittenberger Dekanen, meist Pollich, die Vicekanzlerschaft. Raymund hatte der Universität übrigens auch im Jahre ihrer Errichtung einen Butterbrief ertheilt, d. h. das Privilegium, in den Fastenzeiten Butter und Milchspeisen genießen zu dürfen. Der Kurfürst nahm das sicher hoch auf. Es war eine übliche Höflichkeitserweisung und er ein großer Gönner der „Butterbriefe," worüber weiter unten mehr [1]).

Der Verfassung wurden die tübinger Einrichtungen zum Grunde gelegt. Von Einführung des zu Leipzig bestehenden Nationensystems riethen Pollich, Staupitz und Wimpina ab. Auch

1) Walch XV, 77 ff. *Zanger*, Oratio secularis a. a. O.

wurden die Fakultäten gleich Anfangs strenger als in Leipzig von einander geschieden. Wie dort bei der ursprünglichen Einrichtung wurden Anfangs in Wittenberg gleichfalls keine ordentlichen Lehrer für einzelne Wissenschaften angestellt. Nachdem aber das Stift der Universität einverleibt war, wurde es denjenigen Doktoren der heiligen Schrift und der Rechte, die Kanonikate inne hatten, zur Pflicht gemacht, über gewisse Theile der Theologie, Jurisprudenz und Philosophie bestimmte Vorlesungen zu halten. Der akademische Senat bestand aus einem Rektor und den Dekanen der vier Fakultäten. Jenem standen drei Reformatoren zur Seite, die eine nähere Aufsicht über die Vorlesungen führen sollten. Dazu kam eine sorgfältige Aufsicht des Fürsten, der von Zeit zu Zeit auch noch Visitationen anordnete. Der Rektor sollte übrigens unverehelicht sein, sich von der Welt zurückhalten, sich öffentlich nur im größten Glanze und Pompe zeigen. Man wollte seine Person mit einer ausgezeichneten Würde umgeben. Propst und Dekan der Stiftskirche, sowie die theologischen Professoren waren von der Bürde des Rektorats befreit [1]).

Man hat gesagt, die Universität sei in ihrem ersten Zeitraume eine scholastische Anstalt, besonders in Beziehung auf das Verhältniß der Lehrenden und Lernenden, die Ordnung der Lektionen und die Eintheilung der vorzutragenden Wissenschaften, den spätern sogenannten Fürstenschulen ähnlich gewesen und erst in viel jüngern Zeiten sei ein freierer Geist des Studirens an ihr heimisch geworden. Sie hatte allerdings im Ganzen den Zuschnitt der mittelalterlichen Hochschulen, an welchen die Studien und der Geist vielfach beengt waren, die jedoch auch Rechte und Freiheiten besaßen, von denen in den Fürstenschulen nicht die Rede sein konnte. Bei der wittenberger Universität war es neu, bedeutungsvoll und folgenreich, daß sie nicht unter dem Alpdrucke einer besondern, nähern, zum Ein- und Durchgreifen im hierarchischen Sinne befähigten und geistlichen Aufsicht stand. Sehr beengend hätte dagegen die der akademischen Obrigkeit, deren Gesetzen und Anordnungen sich Alles beugen mußte, weiter die der mit großer Gewalt bekleideten vier Reformatoren, denen

1) *Chytraeus*, Suppl. Sax., pag. 129. *Sennert*, 38 f. Weiße, 23. Grohmann I, 101 ff.

der Rektor angehörte und die die höchste Instanz bildeten, und endlich die der Fürsten werden können. Da kam es denn darauf an, wie sie geübt wurde. Der Geist und die Art, wonach Friedrich seine Universität zu leiten begann, gereicht ihm nun eben zum höchsten Ruhme. Weit entfernt war er, sie als ein dienendes Werkzeug zu vielleicht obenein kleinlichen Staats- oder Privatzwecken anzusehen, nach eigenen Standpunkten und Ansichten Alles meistern und zwingen, dem Forschen die Bahn anweisen zu wollen, der freien Wissenschaft zu mißtrauen. Er war von einer großen Ansicht erfüllt. Er dachte nicht daran, dem Suchen nach Wahrheit bei den Lehrenden oder Lernenden Schranken setzen zu wollen; frei sollte die Mittheilung der auf wissenschaftlichem Wege gewonnenen Überzeugungen der Lehrer, der Ergebnisse ihres Forschens, ungehemmt das Hören, das Empfangen, nicht zügellos, aber doch ohne ängstliche Bewachung die Sitte und Lebensweise sein. Er wollte ein lebendiges, wissenschaftliches Regen und Streben hervorrufen und fördern. Großer wissenschaftlicher Eifer lag in der Zeit und wirkte mit der Kraft und Frische der Neuheit. Er war davon erfüllt, ging mit seinem Beispiele voran, er und sein Bruder fanden sich selbst in den Hörsälen ein als Hörer, als Wißbegierige, Lernende durch ihr Beispiel anzuspornen[1]).

Dabei ist freilich nicht zu vergessen, daß die weltlichen Fürsten damals noch nicht daran dachten, in dem Maße wie späterhin Einfluß auf den Gang der Studien, der Wissenschaft, der theologischen namentlich, üben zu wollen oder zu dürfen. Friedrich ging in dieser Beziehung so weit als irgend ein anderer Fürst vor oder neben ihm. Nicht zu vergessen ist, daß ein ernstes Zerwürfniß, ein scharfer Gegensatz der Wissenschaft mit dem Bestehenden in Staat und Kirche noch nicht hervorgetreten war, was eigentlich erst im zweiten Jahrzehend des 16. Jahrhunderts in der Reuchlinistenfehde, dann im lutherischen Ablaßstreite geschah. Wenn die Universität von solchen Bewegungen ergriffen wurde, erst dann kam die Zeit der eigentlichen Prüfung für die Grundsätze, die Sinnesart Friedrich's in Beziehung auf seine Universität. Wir werden zum Theil noch sehen, wiefern sie sich bewährten.

1) Grohmann II, 67.

Für jetzt gereichte ihr Walten der Hochschule und jeder an ihr vorgehenden Entwickelung zum wesentlichen Gewinn. Eine große Bürgschaft lag doch in ihnen, in Friedrich's Bildung, seiner Liebe der Wissenschaften, seiner Achtung der Wahrheit, seiner echten Reife und Männlichkeit, womit er fremdes Streben, Wissen und Urtheil zu würdigen wußte, statt das seinige oder das irgend eines ihn beherrschenden Dieners zum alleinigen Maßstabe, zum Gesetz für Alles und für Jeden gemacht wissen zu wollen. Ein bedeutendes Maß korporativer und wissenschaftlicher Selbständigkeit und Freiheit verhieß den künftig zu Wittenberg Lehrenden und Lernenden schon sein Ausschreiben von 1501, sodann die mit dem Kaiser verabredete Errichtungsurkunde. Im Eingange der Universitätsstatuten von 1508 sagt Friedrich, er gründe und regele seine Hochschule mit dem innigsten Herzenswunsche, daß sie Bestand haben, Ansehen und Ruhm erlangen möge u. s. f., „so daß wir mit unsern Getreuen und den Umherwohnenden zu ihr wie zu einem Orakel in hohen Sachen eine sichere Zuflucht nehmen, und nachdem wir voller Zweifel und ungewiß gekommen, nach empfangenem Bescheide allergewissest uns wieder entfernen mögen“[1]).

Nicht aus kleinlicher Furcht oder Herrschsucht, sondern aus Achtung und Liebe der Wissenschaften, aus edler Gesinnung ging seine Fürsorge hervor, daß die Wissenschaften mit Ernst getrieben würden, wohin denn so Manches deutet, z. B. die Ermahnung in den frühesten Verordnungen der Universität, daß die jungen Akademiker sich weniger auf dem Fechtboden aufhalten als die Kollegien besuchen möchten u. s. f. Dergleichen war freilich um so nöthiger, da die Raufluft unter den Studenten jener Zeit groß, überhaupt die Sitte roh war. Ohnehin begünstigten die ausgedehnten Universitätsprivilegien die Ausgelassenheit, den Übermuth der studirenden Jugend. Auch in Wittenberg reichte alle Sorgfalt nur aus, ihre Zügellosigkeit zu beschränken, nicht aber, ihr gänzlich zu steuern. Als Scheurl 1507 Rektor war, schritt er mit Nachdruck gegen das Waffenführen und das Zechen der Studenten in den Schenkhäusern ein, und die größte Ruhe, der schönste Friede herrschte unter seinem Rektorate, wie im Uni-

1) *Sennert*, 46.

versitätsalbum gerühmt wird. Wir hörten schon, daß die Stadt 1508 wegen Unbilden, von Studenten verübt, im Interdikt lag. 1512 erstach ein relegirter, heimlich zurückgekehrter Student den Rektor Udalrich Erbar. Wir dürfen keinen Augenblick vergessen, wie gewaltsam die Zeit noch war, indem wir uns die wissenschaftlich-friedlichen Kreise und Verhältnisse, in welchen Luther in dem nächsten Jahrzehend seines Lebens sich bewegte, und sein Walten darin vergegenwärtigen. Endlich aber, wie viel lag in dem Allen, was hier von Friedrich gesagt ist, lag eben hierin, bei Luther die günstigste Meinung und Stimmung für ihn zu begründen und zu unterhalten [1]).

Merkwürdig genug, um darauf zurückzukommen, sind die erwähnten Statuten von 1508 auch sonst. So handelt ihr erstes Kapitel von den „Schutzgottheiten" (deis tutelaribus). Die Universität überhaupt sollte Gott und der heiligen Jungfrau geweiht sein, nächst ihm dem heiligen Augustin. Zum Schutzpatron der theologischen Fakultät wurde der Apostel Paulus bestimmt. Man erkennt hier leicht den Einfluß Staupitzens. Es war in der That nicht bedeutungslos. Man gab damals so viel auf das Sinnbildliche. An der Universität sollte die scholastische Theologie wenigstens nicht allein herrschen, auch die paulinisch-augustinische Vertretung finden. An die Schrift, Paulus, Augustin hatte sich Luther in der letzten Zeit ganz hingegeben. Mußte er nicht ein Zeichen, daß er in seiner Richtung beharren, sie um so eifriger verfolgen solle, darin finden, daß Augustin und Paulus zu Schutzpatronen der Universität, an welche er sich versetzt sah, der Fakultät erkoren waren, welcher er anzugehören wünschte? Wie in Erfurt und Wien der heilige Ivo Schutzpatron der juristischen Fakultät war, wurde er auch den wittenberger Juristen bestimmt: er hatte nach der Legende Armen und Bedrückten unentgeltlich gedient. Zu Patronen der Philosophen und der Mediziner wurden jenen die heilige Katharina, diesen die Heiligen Kosmas

1) Grohmann I, 122. Album Academ. Witeberg. ed. Foerstemann, 21. Nach Hormayr (Taschenb. für die vaterländ. Gesch., neue Folge, Jahrgang 6, S. 341) soll auch 1505 ein Rektor von einem Studenten erschlagen sein, dessen Hinrichtung großen Lärm verursacht. Die Mittheilung scheint unverbürgt zu sein, ihr Inhalt dürfte auf einer Verwechselung beruhen.

und Damian bestimmt. Wie in Erfurt und anderwärts wurden die Feste der Schutzheiligen von der ganzen Universität und den einzelnen Kollegien feierlichst begangen [1]).

War dies nun ganz dem Herkömmlichen gemäß, so folgte man diesem auch anderweit. Der scholastische Zuschnitt herrschte in der theologischen Fakultät durchaus. Bevor man zum Doktor promoviren konnte, mußte man — und ähnlich war es in der juristischen Fakultät — Biblikus, Sententiarius, Licentiatus geworden sein. Bezeichnend für die Theologie der mittlern Jahrhunderte war der unterste Grad der des Bakkalaureus tanquam ad Biblia, der nur über die Schrift lesen durfte. Höher, berechtigt die Stunden ihm anzuweisen, standen die Sententiarii, die Admissi ad Sententias und die Admissi ad Formaturam (Formati). Jene hatten das Recht, über die beiden ersten Bücher des Magister Sententiarum zu lesen, diese durften die beiden letzten erklären. So wenig hold ein Staupitz und Pollich der herkömmlichen Studienweise und der Scholastik sein mochten, man dachte bei Gründung der Universität Wittenberg nicht daran, das Ansehen der Sentenzen des Lombarden, des vorragenden Erzeugnisses der Scholastik und des deutlichen Zeichens ihrer Herrschaft, zu schmälern, man wußte nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen, man stellte sie als normgebend hin, wie sie es überall waren [2]).

Ebenso oder vielmehr noch schlimmer stand es mit der Philosophie. Wie anderwärts wurde auch zu Wittenberg nur die aristotelische und nur nach der scholastischen Methode gelehrt. So fand Luther den Zustand, als er kam. Kein Lehrer von echt philosophischer Anlage, der eine neue Bahn eingeschlagen hätte, keiner von den wenigen philosophischen Köpfen, welche Deutschland damals besaß, war für Wittenberg gewonnen, während doch in der Theologie eine neuernde, lebensfrische Richtung Vertreter unter den ersten Lehrern fand und gleich vom Anbeginn

1) *Sennert*, 46. Motschmann, erste Fortsetzung, 5, 147. — „In der Erste war St. Paulus der Universität zu Wittenberg Patron; darnach ists in Siegeln geändert worden; noch regieret St. Paulus jetzunder in unsrer Universität." Tischreden, Walch XXII, 2239.

2) Schröckh a. a. O. XXXIV, 69. Meiners II, 239. Catalog. Promotor., in Suevus.

die Humanisten sich festsetzten. Es hatte indeß große Anstrengungen gekostet, auch nur so viele tüchtige Lehrer zusammenzubringen, als Wittenberg in den ersten Jahren besaß. Gar nicht zu verwundern ist das Unfertige und Lückenhafte, das freilich zur Zeit der Ankunft Luther's noch an allen Seiten sich zeigt, von welchen man die Universität betrachten mag. Schon das ist ein Zeichen davon, daß jene Statuten erst jetzt, sechs Jahre nach Errichtung der Hochschule, publicirt wurden. Die letztere hatte aber auch noch mitten in den Anfängen, in welchen sie sich befand, im vierten Jahre ihres Bestandes sich genöthigt gesehen, wegen der Pest nach Herzberg auszuwandern[1]).

Aus dem folgenden Jahre hat sich ein Lektionskatalog erhalten — der einzige aus der ganzen ersten Zeit — der sehr beachtenswerth ist. Er ist von Scheurl aufgestellt, der einladende Worte voranschickt. Die Lernbegierigen möchten nach Wittenberg kommen; die Luft sei da vortrefflich, die Pest ganz vorüber, das Leben billig, nur acht Goldgulden erfodere ein jährlicher Unterhalt; man lerne da nicht blos edle Wissenschaft, sondern auch die besten Sitten, habe die akademischen Grade durch des Fürsten Huld umsonst, der ein Spiegel seinen Unterthanen sei, sammt seinem Bruder durch Tugend und Frömmigkeit hervorleuchte; und da wird dann auch die Schloßkirche mit ihren Reliquien und dem Stift gepriesen. Die seltensten Privilegien habe die Universität vom Papst, sodaß vierzig Kleriker an ihr die weltlichen Rechte hören und lehren und darin promoviren könnten. Überhaupt sei sie vom Papst und Kaiser mit allen Vorrechten und Vorzügen ausgestattet, deren sich die Universitäten zu Bologna u. s. f. erfreuten. Er, der in Italien sich gebildet, es weithin durchwandert habe, ertheile die Versicherung, eine größere Anzahl gelehrter Männer besitze Padua, ja selbst die mater studiorum Bologna nicht. Die Lehrer würden es sich angelegen sein lassen, daß Jeder, der komme, reicher an Wissen dereinst wieder gehe. — Noch that es also noth, Studirende durch Anpreisungen herbeizuziehen, was denn bald anfangen sollte, sich gänzlich zu ändern, namentlich durch Luther.

Der Lektionskatalog nennt achtunddreißig ordentliche und

1) Grohmann I, 199. Album Academ. Viteb. 19.

außerordentliche Docenten, eine allerdings bedeutende Zahl, wobei indeß nicht zu vergessen, daß Viele früh promovirten und dann sogleich Docenten wurden, zu denen man die Repetenten mitrechnete. So finden sich denn auch unter jener Anzahl viele dunkle Namen. Theologische Vorlesungen — ohne nähere Angabe — werden angekündigt von Staupitz, Pollich, Truttvetter, Ludwig Henning (Franciskaner) und Johann Mantel, einem Augustiner, den Staupitz aus Tübingen hergezogen hatte und der extraordinär las, da die Zahl der ordentlichen Lehrer der Theologie auf vier beschränkt war. Das päpstliche Recht würden lehren: Friedrich von Kitsch, Johann Monhofer, Wolfgang Stehelin, Lorenz Schlamaw, Christoph Scheurl, Udalrich Denstedt, Christoph Groß — es war also reichlich bedacht; das kaiserliche: Hieronymus Schurf und Wolfgang Reisempusch; und endlich das bürgerliche: Scheurl. Als medizinische Docenten werden aufgeführt: Pollich, Johann Schwob, Simon Steyn, Thomas Eschaus. Unter den Docenten in der philosophischen Fakultät finden wir u. A. aufgeführt: Nikolaus von Amsdorf in via Secti, Karlstadt in via sancti Thomae, gleichfalls als Thomisten Peter Lupinus, Mathäus von Torgau und Chilian von Mellerstadt; als Skotisten Wolfgang von Zwickau, Sebastian von Freiberg, Konrad Kunig. Von Wolfgang Ostermayr wird Moralphilosophie, von den Übrigen nur aristotelische Physik, Metaphysik u. s. f. angekündigt. Simon Steyn werde die lateinische Grammatik nach Sulpitius vortragen, Balthasar Phacchus Virgil's Äneis, den Valerius Maximus und Sallust's Jugurtinischen Krieg, Scheurl den Sueton, Georg Sybutus Daripinus (Poeta et Orator laureatus) den Silius Italicus und Sylvulam de Situ altiriorem urbis a se editam erklären.

An Geschichte, an Griechisch und Hebräisch, Mathematik, Naturkunde u. s. f. war nicht zu denken, oder man behalf sich doch, was die letztere und sonstige Realien betrifft, mit Dem, was man an die Erklärung der einschlägigen aristotelischen Bücher anzuknüpfen pflegte. Auch hier ist ersichtlich, wie wenig die weltlichen Wissenschaften noch ausgebildet und wie selten tüchtige Lehrer derselben waren. Erst 1508 konnte ein eigentlicher Lehrer der Arzneikunde gewonnen werden. In diesem Jahre kommentirte ein Mediziner herkömmlicher Weise eine Schrift des Hippo-

krates, erst 1526 begann Augustin Schurff Anatomie zu lehren, doch blos des menschlichen Kopfs. Aus einem Berichte Luther's an den Kurfürsten Johannes aus diesem Jahre erhellt, daß selbst die medizinische Fakultät hierbei noch Hindernisse in den Weg legte, wie weit man zurück und wie verbreitet das Vorurtheil war. Hatte doch auch erst 1482 Sixtus IV. der medizinischen Fakultät zu Tübingen die Zergliederung der Körper von Hingerichteten erlaubt. Ebenso wurde zu Wittenberg Mathematik zuerst 1524 gelehrt. Zu einer Bibliothek war in dieser Zeit noch nicht einmal der allererste Grund gelegt.

Bei dem Allen war die Frequenz der Universität schon in ihren ersten Jahren nicht unbedeutend. 1502 wurden 416, 1503 390, 1504 271, 1505 127, 1506 und 1507 167, 1508 179 inskribirt, von denen die meisten gewiß länger als ein Jahr, viele mehre Jahre blieben. In jedem Jahre findet man unter den Inskribirten eine verhältnißmäßig große Anzahl Ordensgeistliche; die meisten derselben Augustiner, dann Serviten, auch Franziskaner, Dominikaner die wenigsten. Unter diesen erscheint dann auch einmal (1503) ein Inquisitor haereticae pravitatis. Kamen und wurden so viele Theologie Studirende, so viele Ordensleute nach Wittenberg geschickt, so darf man schon hieraus schließen, daß eine geradezu abweichende, wider-kirchliche oder hierarchische Sinnesart und Einflußübung an der neuen Universität durchaus nicht erwartet wurde oder in den ersten Zeiten sich kundgab. Auf ihre lebendige Wirksamkeit mag daraus geschlossen werden, daß gleich in den frühesten Jahren die Zahl der Promovirten so bedeutend war. Wir finden allein in der theologischen Fakultät Biblici von 1505 bis 21 50, Sententiarii von 1506 bis 21 26, Formati von 1503 bis 21 33, Licentiati bis 1521 31 und Doktoren 19[1]).

1) Grohmann II, 79 ff. Oratio sec. nom. coll. medici habita ab Andr. Schatone, in Suevus. Erhard a. a. O. I, 316; III, 486, 493. Suevus in den Catalogis Promotor. Album Acad. Viteb. De Wette III, 76. Seidemann, Die Leipziger Disputation, 17.

Die frühesten Lehrer und Lebenszeichen der Universität.

Es wird sich Gelegenheit finden, noch Eins und das Andere über die ersten Einrichtungen der Universität nachzutragen und den Geist noch deutlicher zu bezeichnen, der an ihr bis zu der Zeit lebendig geworden war, wo Luther ihr Mitglied wurde, wenn wir Einiges über ihre frühesten Lehrer und Lebenszeichen sagen. Wir richten dabei natürlich unser Augenmerk vor Allen auf die Lehrer, mit welchen er in ein näheres Verhältniß trat, die auf ihn einwirkten oder sonst irgendwie für ihn und in Beziehung auf ihn wichtig wurden.

Ein sehr großer Theil von ihnen bestand aus Geistlichen und Männern des kanonischen Rechts. Die bedeutendern müssen ihnen fast alle beigezählt werden. Ist da nicht eine scholastische, hierarchische und insofern beengte Sinnesart und Richtung bei der Mehrzahl zu erwarten? Indeß kamen viele von ihnen aus dem südlichen Deutschland, aus Tübingen, wo ein freierer Geist waltete, und überhaupt gingen die Vorschläge zu ihrer Berufung von freier denkenden Männern aus, von Staupitz namentlich und Pollich, und daß sich jener auf Geisterprüfen verstand, beweist schon die auf sein Betreiben erfolgte Berufung Luther's. Er selbst war einer der ersten theologischen Lehrer zu Wittenberg, der erste Dekan in der theologischen Fakultät, als solcher doppelt veranlaßt, für das Emporkommen und Gedeihen der theologischen Studien Sorge zu tragen; er wurde als solcher unmittelbar auf die Lücken hingeführt, auf alles Das, woran es noch mangelte. Ohne Zweifel war es von großer Bedeutung, daß die paulinisch-augustinisch-mystischen Anschauungen, daß der keimende Widerwille gegen die herrschende Dogmatik und Lehrweise zu einer gleichsam offiziellen Vertretung an einer deutschen Universität in seiner Person gelangten, und daß er nicht blos selbst ein Lehramt übernahm, sondern auch die Heranziehung des wittenberger Konvents zur Mitwirkung veranlaßte und aus seiner ganzen Provinz die Geeigneten, die Gleichgesinnten, die fähigsten Köpfe herbeirief. Der schon genannte Mantel war späterhin ein eifriger Vertreter der Reformation in Würtemberg, wie überhaupt die-

selbe unter den Augustinern die ersten und zahlreichsten Anhänger fand, woraus man im Allgemeinen auf ihre Sinnesart, ihre Empfänglichkeit wol auch schon in dieser Zeit zurückschließen darf.

Auf der andern Seite hat man sich indeß zu hüten, die Bedeutung von dem Allen zu hoch anzuschlagen. Wir wissen schon, Staupitzens theologische Denkart war bei allem Abweichenden und Gegensätzlichen doch keineswegs entschieden, bewußt und offen oppositionell, war es kaum gegen die Scholastik, am allerwenigsten gegen die bestehenden kirchlichen Zustände. In seiner ganzen Sinnesart lag nichts Vordringendes, Angreifendes, Kriegerisches, vielmehr das Gegentheil davon. Weit entfernt, daß eine andere als die kirchlich- und hierarchisch-konservative Gesinnung im Orden überhaupt zu finden gewesen wäre. Luther, als ihn Staupitz nach Wittenberg zog, war ein heißköpfiger Eiferer für Papstthum und Kirche. Auch ist von einer sonderlichen Wirksamkeit Staupitzens als Docent oder insbesondere davon nichts bekannt, daß er als Lehrer dem Scholasticism, der scholastischen Methode und deren Vertretern in Wittenberg anders entgegengewirkt hätte als dadurch, daß er nach seiner Weise lehrte. Die aristotelisch-scholastischen Vorlesungen waren in vollem Gange, als Luther kam, keine Spur weist darauf hin, daß biblisch-augustinische oder mystische vor Luther's Anfängen und durch einen Andern als eben ihn ein Zerwürfniß oder nur einen Gegensatz hervorgerufen hätten. Ohnehin wurde Staupitzens Lehrerwirksamkeit durch seine vielfachen Beschäftigungen, seine häufigen Reisen sehr verringert. Er war nochmals 1509 und 1511 Dekan. Im letztgenannten Jahre hielt er im Augustinerkloster eine Synode der Ordensmitglieder, der siebenundzwanzig Doktoren beiwohnten und auf welcher er vier Professoren der Theologie kreirte, ein großes Schauspiel in Wittenberg, wo die theologische Doktorwürde noch nicht eben gewöhnlich war. Luther's Name wird dabei so wenig erwähnt als ein irgend bedeutendes, durchgreifendes Ergebniß. Staupitz entfernte sich bald darauf von Wittenberg[1]).

1) *Sennert*, 86. Gretschel, 393. Ranke I, 290 ff. Grimm a. a. O. 69. *Zanger*, Oratio sec. a. a. O.

Schärfer als er ließ Pollich seine antischolastische Richtung hervortreten. Er wurde zum ersten Rektor der Universität ernannt und unter Staupitzens erstem Dekanate 1503 auch zum Doktor der Theologie promovirt, worauf er auch theologische Vorlesungen begann. 1506 und 1511 war er Dekan der theologischen Fakultät. Er starb, dies beiläufig zu bemerken, 1513. Als eifriger Humanist gab er 1504 oder 1505 eine Schrift (Lakonismen) heraus, in welcher er zu erweisen suchte, daß die Poesie — das Studium der Alten und was man damit verband, die allgemeine Literatur — für die Theologie einen weit größern Nutzen gewähre als die (aristotelische) Philosophie. Er nahm dabei Gelegenheit, sich wider die Grübeleien der Scholastiker auszulassen, erklärte es für unnütz, darüber zu disputiren, ob Adam Kinder erzeugt haben würde, wenn er nicht gesündigt hätte u. s. f. Sofort trat Konrad Wimpina zu Leipzig, der doch noch lange keiner der finstersten Köpfe war, mit einer Vertheidigung der scholastischen Theologie gegen ihn auf und warf ihm Ketzereien vor. Pollich antwortete und ihm wieder Wimpina, indem er die Beschuldigung der Ketzerei gegen Pollich wiederholte und herausfodernd erklärte, er habe ihm den Vorschlag zu einer öffentlichen Disputation an einer Universität gemacht und deshalb auch, freilich vergebliche Schritte beim Kurfürsten, Herzog Georg und deren Räthen gethan; jetzt wolle er die Sache auf andere Weise zur Entscheidung einer Universität bringen. Er appellirte in eventum an den Papst, von welchem er eine fulminante Sentenz erwartete, und verfocht eifrigst den Satz, daß die Theologie der Engel Principien habe. Pollich setzte ihm abermals eine Schrift entgegen, worin er dem Gegner in der Sache — denn der Streit war großentheils über den lateinischen Ausdruck geführt — großentheils nachgab, vorsichtig erklärte, daß er nicht Glaubenssätze hinstelle, sondern nach Sitte der Universitäten disputire, daran erinnerte, daß die Kirche nie verboten habe, an theologischen Dingen rationabiliter zu zweifeln, übrigens aber dabei blieb, daß das am ersten Tage erschaffene Licht nicht die Theologie sei, daß der Teufel den Willen des Menschen nicht ändern oder eigentlich bestimmen könne, daß die Engel keine diskursive Theologie hätten, daß schon vor Moses

Poeten und Philologen gewesen wären, daß Aristoteles in gar zu großem Ansehen stehe u. s. f.[1]).

Es ist allerdings beachtenswerth, daß so viele auf das Wesen der Theologie sich beziehende Fragen damals durchdisputirt wurden, aber noch mehr. Der berühmteste unter den ersten wittenberger Lehrern, der einflußreichste Mann bei Gründung der neuen Universität — seine Grabschrift nennt ihn deren ersten Rektor und Vater — suchte, kaum Doktor der Theologie geworden, eine neue Grundlage für diese, fand sie in der allgemeinen Literatur, erhob sich gegen das Ansehen des Aristoteles, gegen die hergebrachte theologische Gelehrsamkeit und wurde sofort in einen Streit mit deren Vertretern verwickelt. Lag nicht ein Zeichen frischen wissenschaftlichen Lebens an der Universität, ein vorbedeutendes Zeichen ihrer abweichenden Richtung und der Kämpfe darin, welche sie um derselben willen zu bestehen haben sollte? In Wittenberg selbst trat ihm Niemand entgegen. Allein man sieht doch auch, wie festgewurzelt die herrschende Theologie ist, trotz ihrer Erbärmlichkeiten, trotz dem daß „viel gute treffliche Leute an Pollich's Traktätlein ein trefflich Gefallen fanden, die des Morologii samt den Casualibus und Temporalibus und der parvorum logicalium und ponte Asinorum und was der alten Paganterei und Flasiarei mehr war, begunten überdrüßig zu werden.“[2]) Mit welchen Abgeschmacktheiten muß sich der helle Pollich herumschlagen und wie unsicher tappt er, neue Bahnen suchend, umher, welche Blößen gibt er sich. Schon darin, daß er die Theologie auf eine blos nicht herkömmliche Weise zu begründen trachtet, daß er die ausgemachtesten theologischen Grillen und Versteigungen bestreitet, erblickt die zunftmäßige Theologie Ketzerei. Sie vermißt sich, die Neuerung wissenschaftlich durch eine öffentliche, feierliche Disputation zu überwinden, sie zweifelt nicht, schlimmsten Falls eine Verdammung derselben durch

1) Löscher I, 86 ff. Einige wie Ranke (I, 291) und Gretschel, (393) berichten, daß Pollich schon in Leipzig die wunderlichen Übertreibungen der dortigen Scholastik bekämpft habe. Allein wenigstens der Gewährsmann Löscher sagt das gerade Gegentheil, daß Pollich diesen antischolastischen Kampf in Wittenberg begann.

2) Mathesius, 16. Predigt.

Fakultäts- oder päpstlichen Entscheid erwirken zu können, sie hält die Sache wichtig genug, die Gelehrten, die Höfe und Universitäten, das Haupt der Christenheit selbst hereinzuziehen: so sehr ist die Wissenschaft nach Form und Inhalt gemäß den Zwecken der geistlichen Obergewalt zugerichtet und eingeschränkt, so sehr dienen die Gelehrten nur dazu, diese Zurichtung, diese Schranken zu hüten, so groß ist der Geisteszwang der Hierarchie in deutschen Landen, solchen Eindruck macht der Gegenstoß von Leipzig her auch im aufstrebenden Wittenberg, daß der in der Gelehrtenwelt hochangesehene Pollich, der erste Stern der neuen Universität, der Günstling des mächtigsten unter den weltlichen Reichsfürsten sich halb und halb zurückzieht, sich zu sorgsamen Verwahrungen gedrungen glaubt, daß er den Streit einschlummern läßt, daß die Bewegung wieder stillsteht, kein Befähigter da ist, den solche Jämmerlichkeit, solcher Druck hinlänglich erregt, sie fortzusetzen, dem Ende — der Befreiung — zuzuführen. Man muß annehmen, daß Pollich bei seinen Kollegen wenig recht ermuthigenden Beifall fand. Gar nicht zu erwarten ist, daß ihm ein solcher von Dem geworden wäre, der unter den wittenberger Theologen jener Zeit des größten wissenschaftlichen Ansehens genoß, von dem herübergekommenen Truttvetter nämlich, den wir 1507 als Rektor, 1508 als Dekan der theologischen Fakultät genannt finden. Staupitz seufzte ohne Zweifel bei jenen gelehrten Scharmützeln: wer befreit uns von dieser zankfüchtigen Theologie, that aber Nichts oder doch nichts Genügendes dazu. Pollich's letzte Wendung in dem Streite scheint darauf hinzuweisen, daß die bedeutendern Theologen und Kanonisten bedenklich oder abgünstig waren, daß auch der Fürst zum Nachgeben rieth oder doch keine sonderliche Geneigtheit an den Tag legte, seinen Pollich in der Sache zu schützen. Man darf nicht einmal vermuthen, daß ihm vielleicht zum Theil die Augustiner, die von Tübingen Gekommenen, die Humanisten lebhaft zustimmten, oder jene jüngern Theologen, die wir zunächst nennen, weil wir sie bald mit Luther in näherm Verhältniß sehen: Amsdorf, Karlstadt, Link. Erst Luther stimmte die Letztern allmälig um.

Nikolaus von Amsdorf, aus einer edeln meißnischen Familie, nur einige Wochen jünger als Luther, hatte sich von den Knabenjahren an zu den Wissenschaften und in Wittenberg, wo er

studirte, am meisten zur Theologie hingezogen gefühlt. 1504 wurde er Magister, und 1508 war er Dekan in der philosophischen Fakultät; 1507 und 1508 erlangte er die Grade des biblischen Bakkalaureus, des Sententiarius und Formatus; 1511 wurde er Licentiat und Doktor der Theologie, 1513 bekleidete er das Rektorat. Aus dieser Zeit ist jedoch nichts Mehres von ihm bekannt. Es war große Thatkraft und viel Haltung in ihm, er war ein offener Kopf, aufrichtig frommen Sinnes, furchtlos, nahm nicht viel Rücksichten. Diese Ähnlichkeiten der Art, die wir späterhin an ihm stark hervortreten sehen, führten ihn ohne Zweifel um so eher mit Luther zusammen [1]).

Mehr als er hatte sich Andreas Bodenstein, gewöhnlich Karlstadt, um diese Zeit bereits hervorgethan. Er war 1483 oder ein paar Jahre früher geboren, hatte sich der Studien wegen einige Zeit in Italien aufgehalten und sich eifrigst auf die alten Sprachen gelegt. Da soll er denn schon zu Rom in öffentlichen Disputationen aus der Bibel argumentirt haben, worüber er manchen Vorwurf erdulden müssen. Nach Wittenberg kam er 1504, 1507 war er Dekan in der philosophischen Fakultät, 1508 wurde er Sententiarius und im folgenden Jahre Formatus, 1510 Licentiat und Doktor der Theologie; 1511 war er Rektor, Dekan der theologischen Fakultät 1512, 1514 und 1517. Wie Amsdorf erlangte auch er ein Kanonikat im Stift. 1508 hielt Scheurl eine Lobrede auf die Wissenschaften und die Stiftskirche in Wittenberg; 1509 erschien sie zu Leipzig im Druck. Er nennt Karlstadt darin im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen ausbündig gelehrt, einen großen Philosophen, noch größern Theologen und den größten Thomisten, was seine Schrift de intentionibus et formalitatibus Thomisticis (Leipzig 1507) beweise. Überhaupt sei er höchst wacker, neide Anderer Vorzüge nicht, sondern preise sie vielmehr, rede von Niemandem verkleinernd, sondern von Jedermann Gutes, „weshalb wir Alle, sagt er, ihn lieben und verehren. Hätten wir viele Karlstadt's, so könnten wir es mit den Parisern aufnehmen." Karlstadt gab 1507 und 1508 noch eine andere thomistische Schrift und Bemerkungen zur aristotelischen

1) Amsdorf, in Adami Vitae Theologorum. *Abr. Berger*, Diss. acad. Nic. Amsdorfium sistens, 4 f. *Sennert* und *Suevus*.

Metaphysik heraus. Aus scholastischen Sätzen bestand die Inauguraldisputation, die er 1510 an der Stiftskirche anschlug. Auch Poet war er, pries 1508 Scheurl und Kranach in lateinischen Versen, seit dieser Zeit mit den berühmtesten Humanisten in und außer Wittenberg bekannt, befreundet, so mit Reuchlin, mit Hutten, der um die Zeit zusprach, als Luther nach Rom pilgerte oder eben heimgekehrt war. Er lehrte mit ausgezeichnetem Beifall. Doch wie wenig hatte die Richtung der Humanisten auf die Schriftstudien und die Abneigung derselben gegen den Scholasticism ihn berührt. Wenn er zu Rom aus der Schrift argumentirt, so war es eben scholastisch, das will sagen ohne Verständniß der Schrift geschehen. Er fing erst an, sie zu studiren, als er bereits mehre Jahre Doktor gewesen, und als er es wurde, hatte er noch nie eine Bibel gesehen. Die aristotelische Philosophie und die Theologie der Scholastiker waren ihm die einzigen Quellen der höchsten menschlichen Weisheit, was sie aussagten, zog er als Göttersprüche allen andern Belehrungen vor. Er fürchte sich, sagte er, als er nach mehren Jahren in Streit mit Luther gerathen war, vor diesem, der zehn Jahre früher „in den Propheten und Aposteln gelesen." Dem Streite ging indeß ein allmälig und unter Kämpfen sich bildendes sehr genaues Verhältniß der Beiden vorher. Denn freilich, so hoch Luther ihn schätzen, an ihm hinaufblicken mochte, der ihm so weit voraus, bereits eine Notabilität war, als er selbst kam: zunächst, bei seiner jetzigen Stimmung, zog ihn der große Thomist schwerlich sehr an, und überhaupt lag in der ganzen Sinnes- und Denkart desselben wenigstens eben so viel, was Luther abstoßen, als was ihn anziehen mußte. Doch hat das Letztere früherhin stärker bei ihm gewirkt, wenn auch noch nicht in seinen allerersten wittenberger Jahren [1]).

Nach Karlstadt ist noch zu nennen Wenceslaus Linck, zu Kolditz um 1483 geboren. Er war sehr jung in das meißnische Augustinerkloster Waldheim gegangen und wurde früh mit Staupitz,

1) Adami. Füeßlin, Lebensgesch. Bodenstein's, 7, 10. Riederer, Nützliche und angenehme Abhandlungen, 473 ff. Rotermund, Erneuertes Andenken, I, 63 ff. Mathesius, 12. Predigt. Tischreden, Walch XXII, 34, 612.

mit mehren Freunden Luther's, Lang, Spalatin, bekannt. Luther knüpfte das innigste Freundschaftsverhältniß mit ihm an. Er nennt ihn wol seinen Genossen in allen Trübsalen, seinen süßesten Bruder, der von Kindheit an sein Gleichstrebender gewesen sei. In der That hielt er mit Luther ziemlich gleichen Schritt. Er kam 1503 nach Wittenberg, wurde 1508 Biblikus, 1509 Sententiarius, 1510 Formatus, 1511 Doktor der Theologie. 1512 und 1514 war er Dekan in der theologischen Fakultät. Einen Namen machte er sich jedoch nicht weder als theologischer Docent noch als Schriftsteller, sondern als Prediger und in Ordensämtern.[1])

Wir sagen hiernach ein paar Worte über die Rechtslehrer. Auch mit ihnen mußte Luther in vielfache Berührungen kommen, mancherlei Einwirkungen von ihnen empfangen. Ganz abgesehen von den kollegialischen und geselligen Verhältnissen, von zufälliger Verwandtschaft der Geister: wie eng verknüpft waren die Gegenstände, worauf sich die Thätigkeiten der Theologen und Juristen bezogen, Kirche und Staat, Theologie und geistliches Recht und wiederum dieses und das bürgerliche, das Staatsrecht. Wie oft waren die Theologen Kanonisten, die Rechtslehrer Mitglieder des Stifts. Je allgemeiner und lebendiger die Bewegungen in der Wissenschaft und im Leben wurden, desto mehr Beziehungen traten ein zwischen Dem, was die Theologen und Juristen dachten und trieben.

Wie die neue Universität sogleich eine neue Richtung auf dem theologischen Gebiete zeigte, so auf dem der Jurisprudenz. Eine Wissenschaft des deutschen oder des allgemeinen philosophischen Staatsrechts gab es noch nicht; kaum daß der Gedanke an eine solche aufdämmerte. In Wittenberg trafen die ersten Rechtslehrer in Deutschland zusammen, welche Gegenstände des deutschen öffentlichen Rechts, die Fragen, wenn zunächst noch nicht eigentlich über die Verhältnisse des Volks und der Regenten, doch der deutschen Fürsten zum Kaiser in Vorlesungen, Schriften, Gutachten wissenschaftlich erörterten, und die Theologen, besonders Luther, nahmen sehr bald an diesen Anfängen zur Ausbildung oder Grundlegung einer Wissenschaft des philosophischen und

1) *Verporten*, Sacra sup. aevi Analecta, 11 ff.

deutschen Staatsrechts freilich kaum bewußt, doch so wesentlich und eifrig Theil, daß es schwer zu sagen ist, ob sie oder die Rechtslehrer das mehre dabei gethan. Hier kann jedoch nur auf die Keime dieser Entwickelung hingewiesen werden.

Wenn man Friedrich's Stellung im Reiche erwägt, so kann es nicht Wunder nehmen, daß ihm gelehrte Erörterungen von Fragen des öffentlichen Rechts sehr nahe und dringend anlagen und daß es von großem Belange für ihn sein mußte, gewiegte und angesehene Rechtslehrer für seine Universität zu gewinnen. Schon seine Verhältnisse als Reichsfürst wiesen ihn darauf hin, wie wir denn auch finden, daß ihm seine wittenbergischen Juristen z. B. bei den Verwickelungen, in welchen er sich mit der Stadt Erfurt befand, eben seit dieser Zeit die wesentlichsten Dienste leisteten. Die Berechtigungen, oder doch die Stellungen und Ansprüche aller Stände waren durch Umwandlungen der Verhältnisse und Begriffe so unsicher geworden, daß alle darauf auswaren, für Das, was sie zu behaupten oder zu erlangen trachteten, eine neue oder verstärkte rechtliche Begründung zu finden. Hatten die Kaiser für ihre Rechte oder Zielpunkte schon längst eine Stütze im römischen Rechte und den Lehrern desselben gesucht, so fingen die Fürsten jetzt an dem Vorbilde mit beschleunigten Schritten nachzufolgen. Indeß wirkte bei Friedrich hier überhaupt schon der Trieb, sich zu unterrichten. Er meinte, regieren sei schwer, Rechtskunde dazu erfoderlich. Auch damit tüchtige Leute zum Regiment gebildet würden, wünschte er die Rechtsstudien zu fördern.

Die ersten Rechtslehrer kamen aus Tübingen, Stälin und Voland. Nach ihnen erschien der bemerkenswerthere Petrus Ravennas. Er hatte schon zu Padua, Pisa und Greifswald gelehrt. Eben von ihm druckten Stöckel und Trebel 1503 und 1505 Vorlesungen oder Reden, die er an Festtagen den Akademikern und überhaupt Gebildeten vortrug. In einer der frühesten sprach er über die Gewalt des Papstes und Kaisers und gerade diese Vorlesungen waren es, in welchen der Kurfürst und sein Bruder und Mitregent als eifrige Zuhörer sich einstellten. Wie merkwürdig, daß Vorträge gerade solchen Inhalts vor den Fürsten und allen Theilnehmenden gleich zu Anfang der neuen Universität gehalten wurden. Auch das mag als beachtenswerth gelten,

daß der erste der Vorträge vom Worte Gottes handelt, die Schrift und deren Studium hoch erhebt und sich gleich im Eingange darauf beruft, daß die Predigt des Evangeliums mit der Aufforderung, Buße zu thun, angefangen habe, wovon wir Luther gleichfalls bei den Ablaßthesen werden ausgehen sehen. Allein nur von mannichfaltiger, aristotelisch-scholastischer, patristischer und klassischer Gelehrsamkeit zeugt doch diese und zeugen die übrigen Reden, und eben auch davon, daß dem Redner ein eigentliches und fruchtbares Schriftstudium völlig fremd gewesen. Ebenso steht er ganz auf dem kirchlichen Standpunkte, den er in der fünften und sechsten Rede über die Wahrheit des Glaubens und die Würde des katholischen Glaubens scharf genug hervortreten läßt. Wie gern er sich mit religiösen und theologischen Dingen beschäftigte ist daraus ersichtlich, daß die Mehrzahl der Reden dergleichen zu Gegenständen hat: die Weltverachtung, die Unsterblichkeit der Seele, die Einzigkeit Gottes, die göttliche Dreieinigkeit, die Gottheit und Menschheit Christi u. s. f. Dafür ist aber auch sein Philosophiren, sein ganzes Wissen ein theologisirendes und von der Theologie beherrscht. Wir haben eine Sammlung kleiner Werke von ihm, die auch einige lateinische Gedichte enthält, deren erstes an die allerseligste Jungfrau gerichtet und von den gewöhnlichen übersteigerten Lobpreisungen derselben erfüllt ist. Ravennas war überhaupt ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Auch solche Fragen wie die, ob der Zehnten auf geistlichem Recht ruhe? zog er in den Kreis seiner Erörterungen vor dem literarischen Publikum. In Wittenberg blieb er übrigens nur wenige Jahre [1]).

Voland brachte den Schweizer Hieronymus Schurff mit. Er war 1480 geboren, hatte zu Basel und Tübingen die Rechte studirt, hier aber auch den Theologen Summerhard gehört, der ihn als Verehrer Gerson's durch sein Bestreben angezogen hatte, die kirchliche Lehre von unnützen Subtilitäten und abergläubischen menschlichen Traditionen zu reinigen. Seine vorwaltende Rich-

1) Die wittenberger Ausgabe der Reden habe ich nicht gesehen. Laut Angabe auf dem Titelblatte des kölner Druckes von 1507 las er die Reden zu Köln noch einmal. Die Aurea Opuscula, worin seine übrigen kleinen Schriften sich finden, erschienen zu Köln 1518.

tung ging auf Frömmigkeit, er war stets sich selbst gleich, ein Mann von großem Ernst und Sittenstrenge, uneigennützig, ein Freund der Armen. In Wittenberg lehrte er zuerst aristotelische Logik als Skotist und erläuterte die aristotelische Schrift über den Himmel und die Welt. Darauf hielt er Vorlesungen über das kanonische Recht; 1508 promovirte er zum Doktor. Zu den Fürsten trat er in ein sehr nahes Verhältniß. Vielfach bedienten sie sich seines Raths und Beistandes in Landes- und Staatsangelegenheiten, ernannten ihn zum Mitgliede ihres höchsten Gerichts. Seine Consilia waren ebenso sehr Beweise von seiner Liebe der Wahrheit und des Rechts, als von seiner Gelehrsamkeit. Sehr enge Beziehungen knüpften sich schon früh zwischen ihm und Luther an. Seine religiöse Sinnesart scheint der Stimmung sehr ähnlich gewesen zu sein, in welcher sich der Letztere zu dieser Zeit noch befand, der u. a. von ihm sagt, so bedenklich sei er beim Beichten gewesen, daß er vor dem Genuß des Sakraments noch drei vier Mal zum Priester zurückgelaufen, ja wenn dieser schon zum Altar gegangen, ihm noch Bedenken ins Ohr geraunt habe. Dieser Freund also konnte schwerlich den Einfluß bei ihm üben, ihn sichrer zu machen, klarer und heitrer zu stimmen [1]).

Nächst ihm war oder wurde als Jurist und Staatsmann Christoph Scheurl berühmt. 1481 zu Nürnberg geboren, entwickelte er schon früh Neigungen, um derer willen man ihn dem geistlichen Stande bestimmen zu müssen glaubte. Auf Zureden seiner Mutter studirte er indeß zu Heidelberg und Bologna die Rechte, wo er 1505 die Doktorwürde erlangte. Bald darauf finden wir ihn in Wittenberg, wo er, wie schon erwähnt, 1507 das Rektorat führte. Das Rektorenverzeichniß fügt seinem Namen ausgezeichnete Lobsprüche hinzu. Von früh an hielt er fromme Männer in hohen Ehren und insbesondere waren ihm die Augustiner werth. Staupitz ehrte und liebte er als väterlichen Freund, und Staupitz war es auch, der ihn nach Wittenberg zog. Zum Kurfürsten stand er in einem ähnlichen Verhältniß wie Schurff. Er wurde kaiserlicher, kursächsischer und nürn-

1) *Schurff*, in Adami vitae Ictor. *Zanger*, Or. sec. *Seckendorf* I, 157 f. *Rebenstock* I, 28.

bergischer Konsulent. In seine Vaterstadt ging er, zur Theilnahme an einer Revision der städtischen Gesetze berufen, einige Zeit nach Luther's Ankunft zurück, indeß werden wir sehen, daß ein vertrauter Verkehr zwischen den Beiden fortdauerte, oder vielleicht durch Scheurl von Nürnberg aus enger geknüpft wurde. Sie wurden, scheint es, zusammengeführt durch gleiche Verehrung Staupitzens, diesen selbst, ähnliche Gesinnung, vornämlich durch den Eindruck, den Luther machte. Scheurl's Richtung und Ansicht ist schon aus den Gegenständen seiner Schriftstellerei zu erkennen. 1508 erschien von ihm eine aus dem Jahre 1506 herrührende Lobrede auf Deutschland und die sächsischen Herzöge, 1507 eine Epistel an den Humanisten Sbrulius, 1509 eine Rede über den Werth der Wissenschaften, 1511 und dann mehrmals zu Leipzig und Nürnberg ein Werk über die Vortrefflichkeit (praestantia) der Priesterschaft und der kirchlichen Dinge, bestimmt zu erweisen, daß die Laien Gott geweihtes Gut bei zeitlicher und ewiger Strafe nicht an sich bringen dürften, gehalten wären auch die schlechten Priester zu ehren und der Verdammung anheim fielen und meisthin eines jähen Todes stürben, wenn sie sich herausnähmen, die Exemtionen der Geistlichen zu schmälern. 1512 und in den nächstfolgenden Jahren ließ er Abhandlungen über den Nutzen der Messe, der Gebete für die Verstorbenen, ein Gedicht an den göttlichen Christophorus und Aehnliches drucken [1]).

Der berühmteste aller wittenberger Rechtslehrer in den ersten Jahrzehnden der Universität war Henning Göde, dessen wir schon im ersten Buche gedacht haben. Einer der ausgezeichnetsten Doktoren in Erfurt, berühmt in ganz Deutschland — man nannte ihn den König (monarcham) der Juristen — auch gewiegt in Geschäften, mit hohen Würden bekleidet, trat er 1509 in Wittenberg auf. In seiner Stellung und Wirksamkeit zu Erfurt befriedigt, gab er den Wünschen des Kurfürsten wahrscheinlich nur in Folge der dort ausbrechenden Unruhen nach,

1) Will, Nürnbergisches Gelehrtenlexikon, fortgesetzt von Nopitsch, VIII, 70 ff. *Scheurlus*, Epistola ad Priores et fratres aug. Ordinis, vor seiner lateinischen Ausgabe des staupitzischen Libellus de executione eterne praedestinationis, 1517.

jedoch um eine noch bedeutendere Stellung und Wirksamkeit in Wittenberg einzunehmen. Hier knüpften sich wichtige Beziehungen zwischen ihm und Luther an, ob auch wol nicht sogleich in den ersten Jahren. Wir erwähnen seiner an dieser Stelle nur, weil der Glanz und Ruf der jungen Universität durch ihn so bedeutend erhöht wurde, weil sein Name nicht übergangen werden darf, wo von den ersten Lehrern derselben, von dem Kreise ausgezeichneter Männer die Rede ist, in welchen Luther eintrat. Bei seiner Berühmtheit und seinem Einflusse ist außerdem schon das nicht ohne wesentliche Bedeutung für Luther's Auftreten und Wirksamkeit, daß er unzweifelhaft der kirchlicherhaltenden Ansicht und Richtung angehörte, die nach dem Bisherigen in Wittenberg keineswegs fehlte und eben durch ihn ein großes Ansehen und Gewicht behauptete. In ihm durften Neuerungen auf dem kirchlichen Gebiete keine Stütze erwarten und in der That war er in den ersten zwanziger Jahren in heftigem Streite mit Luther, der hartnäckigste Gegner der in Wittenberg und insbesondere beim Stift begonnenen Reformation. Welch ein eingefleischter römischer Kanonist er war, beweist u. A. ein Gutachten über die Wahl des römischen Königs, das ihm, wie es scheint, um 1530 durch Spalatin abgefordert worden war. Er geht darin von der beliebten Annahme, wie von einer unumstößlichen, nie bezweifelten Thatsache aus, daß das Reich von den römischen Päpsten auf die Deutschen übertragen sei. Papst Stephan habe Karl d. Gr. zum Kaiser und Herrn der Welt gemacht. Als wäre nichts dabei zu erinnern und als wäre es ganz in der Ordnung legt er dar, wie das Priesterthum eine Herrschaft von Gott sei, wie es dem Papste zustehe, die den Kurfürsten gebührende deutsche Königswahl zu prüfen, den Gewählten für tüchtig zu erklären, zu entscheiden, ob er kanonisch gewählt, bescholten, exkommunicirt, blödsinnig, Tyrann, Heide oder Ketzer sei, ob nicht andre Hindernisse vorlägen, indem er einen Meineid oder Verfolgung der Kirche und hierdurch ein Sakrilegium sich habe zu Schulden kommen lassen, oder indem er in Uneinigkeit oder mit Stimmengleichheit gewählt worden, in welchem Falle dem Papste die Entscheidung zufalle. Das Alles und mehr, wie der Papst berechtigt sei, die deutschen oder vielmehr die römischen Kurfürsten, wenn sie nachlässig und säu-

mig, zu mahnen und, falls sie ungehorsam, den König selbst zu ernennen; wie der Kaiser schwören müsse, den katholischen, von den Aposteln überlieferten, Glauben zu halten und durch des Glaubens würdige Werke zu beweisen, ein treuer Schützer und Vertheidiger der heil. Kirche und ihr Diener zu sein, dem heil. Vater und der heil. römischen Kirche Schirmvogtei und Glauben ehrerbietig zu leisten, den Frieden der Kirche zu erhalten, dem Papst und der römischen Kirche und der Hierarchie und allen Kirchen die gebührende und kanonische Ehre zu erweisen, was von den Kaisern und Königen der Kirche geschenkt und zugestanden, ihr ohne Kürzung zu erhalten und sie dabei zu schützen — das Alles, wie es hervorgegangen war aus deutscher Frömmigkeit und Treuherzigkeit, einer hohen Auffassung der Königswürde und noch höheren Begriffen von der Kirche und dem Papstthume, aus päpstlicher Größe und List und Uebermuth, legt er ohne die mindeste Rücksicht darauf, daß es zum Mißbrauch und Spott, zur Schmach und Unehre und zum Verderben des deutschen Königthums und der Nation geworden, mit Wohlgefallen stracks und starr aus dem kanonischen Rechte und den bei den Kanonisten gängigen Quellen und Autoritäten dar. Er thut es trotz dem, daß seit Jahren die Entartung des Papstthums, das Verderbliche seiner Stellung zum Reiche so erfolgreich aufgedeckt, die Nothwendigkeit der Befreiung, wenn wir nicht weiter zurückgehen wollen zu den Wimpfeling und andern frühern, durch die Hutten und Luther so deutlich zum Bewußtsein gebracht war. Er thut es, nachdem die Erniedrigungen und Demüthigungen, welchen so viele Kaiser bis auf Sigismund und Friedrich III. bei der Krönung unterworfen worden und die weitern Beschimpfungen des Kaiserthums und der Nation, welche großentheils die Folge davon gewesen, ausführlich und eindringlich zur Sprache gekommen, nachdem Maximilian durch seinen Vorgang gezeigt hatte, wie leicht ein deutscher König der päpstlichen Krönung entrathen und sich selbst die Kaiserwürde beilegen könne, worauf wir unten zurückkommen werden. Er thut es, nachdem Luther das kanonische Recht wegen der Dekrete ins Feuer geworfen, welche die Kirche, die deutsche Kirche und Nation offenbar aufs Tiefste verletzten. Schon Kaiser Karl IV. hatte vom Papste Innocenz VI., obwol vergeblich, die Zurücknahme der verfänglichen Dekrete gefordert, wonach dem Papste bei Erledigung des Kaiserthrons nach göttlichem und menschlichem Rechte die Reichsverweſung zustehen sollte, was kein guter Christ auch nur bezweifeln dürfe, wonach dem Eide der Bischöfe das Versprechen angehängt war, nur Den als römischen König anzuerkennen, der durch des Papstes Beistimmung dazu erhoben würde u. s. f. Man hatte sich thatsächlich losgerissen, der Papst war unversöhnlicher Feind, der Kaiser und König drohete den Evangelischen mit Waffengewalt, unter dem Vorgeben, pflichtmäßig die Kirche und den Glauben schützen zu müssen. Zwischen den alten und den dermaligen Zustand waren solche Enthüllungen, solche Umwandlungen, solche Thatsachen getreten, und wir finden bei dem ersten Hofpublicisten des sächsischen Kurfürsten solche Ansichten über einen solchen Punkt des Reichswesens, solche Verknechtung unter das geistliche Recht und keine Spur von Kritik, keine Spur, daß die vulkanische Neuzeit auf ihn eingewirkt hätte [1]).

Der Gesinnung und Richtung der Scholastiker, Hierarchen und Kanonisten stand nun aber die humanistische mit einem um so stärkeren Gegengewichte zur Seite, weil die Humanisten an der neuen Universität sogleich einen festen Sitz, ihre Bestrebungen eine Art autorisirter Vertretung erhielten. Wir fügen hier dem darüber Gesagten noch Folgendes hinzu.

Das humanistische Fach war zu Anfange nicht schlecht, doch immer nur mittelmäßig bestellt. Die berühmtesten Namen fehlen fast gänzlich. Gewiegte Lehrer des Griechischen und Hebräischen wollten sich noch lange nicht einfinden. Als eines der Männer, welche zu Ende des 15. Jahrhunderts das Studium der klassischen Literatur zu Erfurt in Gang brachten, wurde Nikolaus von Marschall's erwähnt. 1502 erschien er in Wittenberg, wo er sich freilich nur kurze Zeit aufhielt. Neben und nach ihm wirkten indeß eine nicht geringe Anzahl anderer Lehrer und Förderer der alten Sprachen und schönen Wissenschaften. Als erster öffentlicher Lehrer der „Beredtsamkeit" wird Otto Beckmann genannt, ein Schüler von Hegius, dem vertrauten Freunde Agrikola's, der so viele treffliche Köpfe und freisinnige Männer ge-

1) *H. Goden*, Consilia, Budissinae 1575, 4. ff. Erhard a. a. O. III, 470 ff. Wessenberg, Die großen Kirchenversammlungen, II, 184.

bildet, Busch, Murmellius u. s. f. Sbrulius, ein Italiener, Uebersetzer des Theuerdanks ins Lateinische, Verfasser mehrer poetischer Werke — darunter ein Gedicht auf Scheurl —, war dem Kurfürsten auf dem konstanzer Reichstage von Maximilian empfohlen. Friedrich nahm ihn mit nach Wittenberg, wo er seit 1508 lehrte. Bald darauf erschien Herman von dem Busche. Von Leipzig verdrängt, brachte er ohne Zweifel einen um so frischeren Eifer gegen die herkömmliche Gelehrsamkeit mit. Auch er war ein Schüler von Hegius, Mitschüler von Erasmus. Er hatte sich unter Agrikola und Lange, sodann in Italien ausgebildet, war Magister in Heidelberg geworden. Wir können seinen wechselvollen Bahnen hier nicht weiter folgen, und wollen nur noch anmerken, daß er um 1508 auch mit dem bekannten Vorfechter der kölnischen Antihumanisten in Streit gerathen war, mit den berühmtesten Humanisten in Verbindung stand, nach Wittenberg einen bedeutenden Namen mitbrachte und hier mit günstigem Erfolge über Virgil, Lukan, Tibull, Properz, Ausonius und Seneca's Tragödien las. Sein Aufenthalt währte jedoch nicht lange, da sich Sbrulius mit ihm nicht vertragen konnte, der ihn durch Ränke und Uebermuth vertrieb, mehr gelten wollte als alle Deutsche, aber nicht wenig von der wälschen schlechten Art hatte. Daß auch Scheurl und andere mehr im J. 1507 Vorlesungen über klassische Literatur hielten, hörten wir schon. Der oben genannte Sibutus Daripinus, seit 1511 in Wittenberg, zuvor in Köln, war ein Schüler von Celtes. Er war Arzt und Poet, schrieb ein Carmen panegyricum de Maximiliani Caesaris adventu in Coloniam und Torniamenta Friderici et Joannis, Ducum Saxoniae, a se decantata. Manche Gelehrte dieser Richtung setzten sich bleibend in Wittenberg fest. Beckmann z. B. finden wir 1513 als Dekan in der philosophischen Fakultät. Balthasar Phacchus las 1507 über Virgil's Aeneis und den Valerius Maximus. Wir werden ihm noch 1516 wieder begegnen als einem von Denen, die über Luther's Richtung und Vorschritte den Kopf schüttelten, keineswegs einverstanden waren. Andere kamen und gingen, anregend, den Verkehr, die Verbindung der Gleichgesinnten und Strebenden in ganz Deutschland unterhaltend. So 1510 oder 1511, wie schon erwähnt, Ulrich von Hutten, freilich nicht um zu dociren, es scheint bewogen durch die Gewißheit

oder Hoffnung, eine freundliche Aufnahme zu finden, gelockt durch den rasch angewachsenen Ruhm der neuen Universität. Er spricht davon in einer seiner ersten Schriften, den Klagen gegen die beiden Lötze, die ihn zu Rostock so schmählich behandelt hatten, zugleich Sibutus', Spalatin's und Balthasar Bach's als heller Lichter der neuen Universität, des Letzteren als lieben Freundes, auch als Freundes von Spalatin gedenkend. In Bach's Hause schrieb er eine lateinische Metrik in Hexametern, setzte auch aus der Ferne die Verbindung mit ihm fort. 1512 meldete er ihm aus Bologna seine Erlebnisse. Wir wissen, daß die von Celtes gestiftete rhenanische Gesellschaft Anlaß zur Gründung mehrer ähnlicher gegeben hatte. Auch zu Wittenberg bildete sich eine solche, Leukopolitana genannt, der Mathäus Lupinus, dann Bohuslaus von Hassenstein vorstand [1]).

Es würde überflüssig sein zu sagen, welcher Richtung die Humanisten, die Mitglieder dieser Gesellschaften, angehörten, von welchem Geiste es zeugt, wo dergleichen Vereinigungen sich bildeten; nur darf man nicht glauben, daß die kirchliche, die erhaltende Richtung unter den wittenberger Humanisten gemangelt hätte. Wie schön vertrug sich eines Karlstadt's eifriger Scholasticism mit seiner Humanistenfreundschaft, die priesterliche Gesinnung und Frömmigkeit eines Scheurl oder des Kurfürsten mit Vorliebe für die Alten und Verbindung mit Mutian und Aehnlichen. Auch eine weitere Bemerkung darf nicht fehlen, durch welche im ersten Buche Gesagtes bestätigt wird. Luther's vertraute wittenberger Freunde, die Scheurl und Karlstadt, waren, gleich den ältern von Erfurt her, eifrige Humanisten, in genauer Verbindung mit diesen. Er legte sich in den nächsten Jahren mit erneutem Fleiße und Eifer auf die klassischen Sprachen. Dennoch trat er mit den Humanisten vom Fach in keinerlei genaueren Verkehr, ja man muß vielleicht sogar annehmen, daß er, da nicht die leiseste Spur darauf hinweist, mit den Beckmann, Sbrulius u. s. f. nicht einmal näher bekannt geworden ist.

---

1) Löscher, I, 316. Erhard, I, 420; II, 274; III, 70, 178, 221, 351. Jöcher, Gelehrtenlexikon, Sbrulius und Sibutus. Münch, Hutten's Werke, I, 320; VI, 552; I, 66, 79, 144.

Noch ist hier Georg Spalatin zu nennen, der freilich nicht an der Universität lehrte, aber sonst von großer Bedeutung für sie war. Er war ein Jahr älter als Luther, gebürtig aus Spalt — seinen Familiennamen kennt man nicht —, der Sohn frommer Aeltern geringen Standes. Er hatte die Sebaldsschule in Nürnberg besucht und seit 1499 in Erfurt studirt. Er folgte Marschall nach Wittenberg und wurde 1503, der erste unter 24 andern, zum Bakkalaureus kreirt. Er ging darauf nach Erfurt zurück, studirte die Rechte, dann Theologie. 1507 wurde er, nachdem er in Wittenberg die Priesterweihe erhalten, als Pastor nach Hohenkirchen berufen und im folgenden Jahre, auf Mutian's Empfehlung, den er seinen Lehrer nennt, als Präceptor im Kloster Georgenthal angestellt. Er hatte Ruf wegen seiner Kenntnisse in der klassischen Literatur und Geschichte, weshalb er 1509 zum Informator des Kurprinzen Johann Friedrich ausersehen wurde. Zwei Jahre später übernahm er die Führung der jungen Herzöge Otto und Ernst von Braunschweig zu Wittenberg. Der Kurfürst ernannte ihn 1514 zu seinem Hofprediger und darauf auch zu seinem Geheimschreiber. Seit dieser Zeit fand eine nur durch Friedrich's Tod unterbrochene genaue Verbindung zwischen ihm und dem Letzteren statt. Er benutzte seine Stellung, einen vielfachen Einfluß, namentlich auf die Universität, zu üben, wie er denn den Kurfürsten um 1514, vielleicht auch schon früher, bewog, eine Bibliothek zu gründen, welcher er seitdem vorstand und für deren Anwachs er unermüdlich thätig war. Sehr häufig vermittelte er die Verbindungen Friedrich's mit auswärtigen und wittenberger Gelehrten. Der Fürst forderte ihn auf zur sächsischen Geschichte zu sammeln, und darüber korrespondirte er dann im Auftrage desselben z. B. mit Reuchlin. Aber auch mit vielen andern berühmten Gelehrten wechselte er Briefe, war er befreundet, mit Erasm, Kamerarius, Hutten u. s. f. Insbesondere wurde er der beständige wohlwollende Vermittler zwischen dem Kurfürsten und Luther, und als solcher um so wichtiger für diesen und den ganzen Gang der Ereignisse, da der Fürst und der Augustiner persönlich einander fast vollkommen fremd blieben. So viel über ihn an dieser Stelle, um vorläufig darauf hinzuweisen, wie einflußreich sein abermaliges Zu-

sammentreffen, seine immer vertrauter werdende Freundschaft mit Luther für diesen werden mußte [1]).

Dies nun waren die Persönlichkeiten, in deren Kreis wir Luther jetzt eintreten sehen; so sah es in Wittenberg aus, als er der neuen Universität zugeführt wurde.

Hergang der Berufung Luther's.

Von seiner Berufung nach Wittenberg wissen wir fast nur, daß sie durch Staupitz vermittelt wurde, der ihn nach allem Anscheine überraschte, denn es ging mit seiner Uebersiedelung sehr hastig zu. Die Aufforderung und die Ausführung scheinen in die kürzeste Frist zusammengefallen zu sein. Staupitz, in dessen Hände Friedrich die Fürsorge für das Aufblühen, insbesondere der theologischen Studien an der neuen Universität gelegt hatte, nahm dabei vorzugsweis auf Männer seiner Richtung, die am meisten in seinem Orden lebendig war, Bedacht: er mochte glauben der Universität und seinem jungen Freunde zugleich einen Dienst zu leisten, wenn er den letztern empfahl. Wir kennen sein Wohlwollen für Luther, sein Bemühen, ihn von fruchtlosen Grübeleien hinwegzulenken, und wenn Mathesius sagt, er habe ihn gen Wittenberg gefordert, weil er eine sonderliche Geschicklichkeit und Frömmigkeit an ihm verspürt, so heißt dies doch nichts Anderes, als daß er einen jungen Mann in ihm erblickte, den er zwar als excentrisch, aber auch als genial kennen gelernt, einen jungen Gelehrten, wie die Universität ihn brauchen konnte, von dem sich erwarten ließ, daß er sich selbst an ihr ausbilden und helfen werde sie emporzubringen. So wenig auch davon bekannt ist, man kann annehmen, daß Luther allmälig wieder in einigen Verkehr mit Studirenden und Docenten an der Universität zu Erfurt getreten war. Gehörten doch Usingen und andre

1) *Schlegel*, Hist. vitae G. Spalatini, 2 sqq., 10 sqq., 20. Förstemann, Neue Mittheilungen, IV: Zur frühesten Geschichte der Universität Wittenberg. *Perthel*, G. Spalatini in emendationem sacrorum merita, 7, 17. Grohmann, I, 91 ff.; II, 99. Die Bibliothek enthielt 1678 erst 1300 Bücher.

Ordensmitglieder der letzteren selbst an. Vielleicht berechtigen auch die Disputationen, wodurch er sich hervorthat, darauf zu schließen, und man würde irren, wenn man sich ein Kloster wie das der Augustiner in einer Stadt wie Erfurt unter dem Bilde einer Einsiedelei, eines Trappistenklosters vorstellen wollte, so einsam freilich das Leben darin für Den immerhin war, der Verkehr nicht suchte, ja geflissentlich mied. Von dem fast durchgängigen Gegensatze des Begriffs und der Wirklichkeit des Mönchslebens redend, bemerkte Luther wol, der alte Name **Monachus, Solitarius**, Einsiedler, habe längst seine eigentliche Bedeutung verloren. „Ich weiß itzt keine solche Münche, ist auch länger denn in tausend Jahren keiner gewest. Des Papstthums Münche sind mehr unter den Leuten und weniger allein, weder alle Leute sind [1])." Er machte an der Universität als ehemaliges Mitglied derselben und so gelehrsamkeitseifriger, wissenschaftlich fortstrebender junger Mönch nach einiger Zeit sehr wahrscheinlich wieder von sich reden. Die Mönche waren ehrgeizig, wußten sich etwas mit einem solchen Bruder, die Klöster desselben Ordens, die Universitäten standen mit einander in vielfacher Verbindung. So mag sein Ruf begonnen haben, sich weithin zu verbreiten. Maimbourg sagt sogar, wol nicht ohne Uebertreibung, Staupitz habe ihn nach Wittenberg gezogen, weil er im erfurter Kloster den höheren Wissenschaften so beflissen obgelegen und solche Fortschritte darin gemacht, daß man ihn bald den geistreichsten und gelehrtesten seines Ordens in ganz Deutschland genannt habe [2]). Wie dem sein mag, Staupitz würde es sicher nicht auf sich genommen haben, wenn er ohne Auszeichnung gewesen wäre, ihn, und gerade für Wittenberg zu empfehlen, wo ein Docent eben jetzt eine mehr als gewöhnliche Stellung einnahm, wo mit ganz gewöhnlichen Leuten nicht gedient war, nur Gelehrte gesucht wurden, welche entweder schon Ruf besaßen oder viel verhießen.

Nach seinen Zuständen im erfurter Kloster, wie sie uns vor Augen stehen, müssen wir glauben, daß er Staupitz endlose Bedenken entgegengesetzt haben würde, wenn ihm dieser Zeit dazu

1) Von den Conciliis und Kirchen, Plochm. XXV, 248.

2) *Seckend.* I, Sect. 8.

oder überhaupt eine Wahl gelassen hätte, was er als guter Menschenkenner wol mit Absicht vermied. Er scheint als Oberer Luther's Gehorsam in Anspruch genommen zu haben. Luther deutet selbst in einem vom 17. März 1509 datirten Schreiben aus Wittenberg an denselben Braun darauf hin, an welchen der erste der von ihm erhaltenen Briefe gerichtet ist, und der, wie nun auch aus diesem zweiten Sendschreiben ersichtlich, in Eisenach seiner mit großem Wohlwollen sich angenommen haben muß. „Mein theurer Herr und Vater, schreibt er — man liebte es, das Verhältniß der Lehrer zu den Schülern als ein väterliches sich vorzustellen — hör endlich auf, Dich zu wundern, daß ich mich heimlich und ohne ein Abschiedswort von Dir entfernt, entfernen können, als hätte nie Freundschaft unter uns bestanden, als hätte der Undankbarkeit Mutter, Vergessenheit, das Andenken an all Dein liebreiches Bezeigen in meinem Herzen ausgelöscht, ein kalter Nordwind all meine Liebeswärme erstickt. Dem ist nicht so, ich habe so etwas nicht gethan, keinen solchen Gedanken gehabt, obwol ich gethan, was hier wol üble Gedanken von mir erwecken könnte, sofern ich anders gehandelt und nicht vielmehr nur habe geschehen lassen." Nachdem er dann weiter in den wärmsten Ausdrücken versichert, daß er von dem väterlichen Freunde sich nur leiblich entfernt habe, im Geist aber ihm nahe geblieben, ja seinem Gefühle nach näher gerückt sei, fügt er hinzu, es sei mit seiner Abreise so plötzlich gekommen, daß beinahe selbst seine Vertrautesten nichts davon erfahren hätten [1]).

Vielleicht ging er eher gern als ungern und gab unschwer den Vorstellungen nach, woran es von Staupitzens Seite gewiß nicht fehlte. Nicht das erfurter Kloster, der Orden war seine Heimath geworden und einen Sitz desselben, auch erfurter Freunde fand er in Wittenberg wieder. Die abzureißenden Fäden wurden hier sofort wieder angeknüpft. Freilich, daß sein Leben ein so fein „geruhsam" Wesen werden würde, wie er es im erfurter Kloster zu finden gehofft und gefunden zu haben seinem Vater gerühmt, das konnte er nicht erwarten. Allein ohne Zweifel hatten die Vorstellungen vom Klosterleben, die ihn hineingezogen, mancherlei Aenderung erlitten. Konnte er in Witten-

1) De Wette I, 5.

berg, wie er es wol auch in Erfurt nicht gekonnt, oder konnte er in den neuen Verhältnissen noch weniger „fromm leben" in dem Sinne, wie er es sich gedacht hatte, so bot sich dafür die Aussicht, desto besser „Gottes Wort lernen" zu können. Es hatte sich doch schon gezeigt, daß er eben so wenig als sein Augustinus zu einem eigentlichen beschaulichen Mönchsleben geschaffen war. Von der Seite seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen mußte er sich schon wieder in das Leben hinausgezogen fühlen. Sie waren danach, daß er sich im erfurter Kloster bei ihnen nicht befriedigt achten konnte. So groß sein Frömmigkeits- und Mönchseifer noch immer sein mochte, war doch mit großer Gewalt seine deutsche Lust am Denken, Wissen, Lernen mehr und mehr wieder hervorgetreten, und mit ihr bei allem Insichgekehrtsein sein starker inwohnender Drang zur Thätigkeit und Mittheilung nach Außen. Auch dahin deutet seine Lust am Disputiren, daß er es übte als ein erfrischendes Spiel des Geistes nach angestrengtem und anstrengendem Denken und Selbstvertiefen und daß er so eifrig dabei war. Ein Hildesheimer, Oldekop, der in Wittenberg studirte, bei Luther hörte und späterhin ein heftiger Gegner der Reformation in seiner Vaterstadt wurde, hat Aufzeichnungen hinterlassen, in welchen er beim J. 1508 bemerkt, Luther's Abgang hätte die in Erfurt nicht hart betroffen, da er in allen Disputationen Recht haben wollen und gern gezankt [1]). Wir mögen auch hierin eine Bestätigung finden von seinem Eifer um Wahrheit und Wissen, der als Zanklust oder Rechthaberei leicht erscheinen mochte, vielleicht auch wirklich bisweilen in sie überlief, und von seinem Triebe und Bedürfniß des Thuns und Eingreifens bei allem Hange zur Grübelei und Beschaulichkeit. Welch ein Feld verhieß ihm nun Wittenberg für Lernen sowol als Wirken. Ganz anders mußten dort der Fleiß und die Anstrengung sich lohnen, vorwärts zu kommen auf der Bahn der Wissenschaft, tiefer einzudringen vor Allem in die augustinischen Begriffe und echtes Schriftverständniß. Der Friede seines gewaltig gährenden Innern hing davon ab, und die Dürftigkeit der Lernmittel im erfurter Kloster hemmte

1) Lüntzel, Die Annahme des evangelischen Glaubensbekenntnisses in in der Stadt Hildesheim, 154. Vergl. Melanthon.

ihn, die wissenschaftliche Richtung des Konvents durchkreuzte die seinige, in welcher man ihn, wenn es geschah, nur ungern förderte, von welcher man ihn eher abzuziehen suchte, worin er sich unverstanden fühlte, sodaß die Trennung ihn wol noch weniger hart betraf als die Brüder. Mußte es ihm nicht anlockend erscheinen, mit Staupitz in eine so nahe Verbindung zu treten, mit Staupitz statt mit Usingen, an eine Universität versetzt zu werden, deren Ruf bereits überall hin erscholl, wo unter dem Schutze eines so frommen, gelehrten Fürsten ein solcher Eifer des Forschens, Lehrens und Lernens herrschte, solche Geister sich gesammelt?

Genug, wir finden ihn gegen das Ende des Jahres 1508 an seinem neuen Bestimmungsorte, wo er wahrscheinlich zu Anfang des Novembers anlangte, denn Genaues ist darüber nicht bekannt.

Der Zeitpunkt.

Eben war der Zeitpunkt vor der Thür, wo die Bewegung zu einem Ausbruch kommen sollte, die in den von der humanistischen Denkart und Bildung gefaßten Kreisen verbreitet war. Sie war fortgeschritten in den Jahren, die Luther im Kloster verlebt. Mit jedem Tage verstärkte sie sich, obwol noch unter einer ruhigen Oberfläche. Ihre ereignißschwangere Bedeutung wurde empfunden, heller Blickende erkannten, daß Stürme darauf folgen müßten. Sollten wir nicht annehmen dürfen, daß sie auch Luther einigermaßen berührt hätte? Wir sahen ihn allerdings noch immer viel zu sehr mit sich und seinen innern Zuständen beschäftigt, zu entfernt hatte er sich von den Kreisen der Humanisten gehalten, zu abgeschlossen von Welt und Leben war er gewesen, als daß er eine lebhafte Empfänglichkeit für sie, ein deutliches Bewußtsein von Dem, was in den Geistern sich regte, hätte haben oder gar die Ausgänge berechnen können. Doch Denen, die die Zeit bewegen können und sollen, wohnt ein zehnfach leises Empfinden der Zeitschwingungen, ein Ahnungsvermögen inne, das wir zu erklären außer Stande sind, dessen Dasein wir aber anerkennen müssen, und wenn es selbst nur

wäre, um noch größern Räthseln zu entgehen. Möglich, daß ihm von Staupitz noch in Erfurt oder bei seiner Ankunft in Wittenberg geeignete Belehrungen oder Winke wurden. Wie dem sei, der Zeitpunkt, als er nach Wittenberg ging, war ein sehr merkwürdiger, und Das, was denselben auszeichnete, konnte wenigstens nicht lange ohne Einfluß auf ihn bleiben. Auf der anderen Seite, welche Empfänglichkeit lag darin für Einwirkungen von seiner Seite, je nach der Kraft und Richtung, die er mitbrachte! In der That, er kam zur rechten Zeit, worauf stets viel, nicht selten Alles ankommt.

Jene Veränderungen in der ganzen Denkart und Empfindungsweise der Nation, insbesondere des gelehrten und gebildeten Theils derselben, die zu Anfang des neuen Jahrhunderts durch so vielfache Zeichen sich kundgegeben, hatten wiederum mit jedem Jahre in weiteren Kreisen Boden gewonnen und mehr und mehr sich offenbart. Die neuen Meinungen und Ansichten waren klarer und bestimmter, die Versuche, sie geltend zu machen, häufiger und dreister geworden. Zunehmende Unruhe unter den Humanisten und ihren Gegnern und was in Wittenberg sich regte, war nur Schwingung des allgemeiner bewegten Lebens.

Gerade im Jahre 1508 brachte Papst Julius II. das Bündniß von Cambray zu Stande. Von Anfang benahm er sich dabei ohne Treue und Glauben, trat sodann verrätherisch wieder davon ab, misbrauchte 1509 schmählich und schamlos die geistliche Gewalt, indem er zu offenkundig nur weltlichen Zwecken Venedig mit dem Kirchenbanne belegte. Seine Vorgänger hatten durch ihre Persönlichkeit und Regierungsweise dem Ansehen des Papstthums wesentlich geschadet und die Zuneigungen großentheils ausgelöscht und in Abneigungen verwandelt, die demselben seit Pius II. wieder zugewendet waren. Der schlimmste Eindruck hatte sich indeß für jetzt noch zumeist auf Rom und Italien beschränkt. Julius und seine ungeistliche Kriegslust waren bei weitem nicht so arg als Alexander VI. und dessen schandbares Leben. Allein die Kriegsposaune dringt mit ihren Tönen am raschesten durch alle Welt, an jedes Ohr. Daher daß Julius der Ehrfurcht, mit welcher die Christenheit auf ihr Oberhaupt blickte, noch mehr und rascher abbrach wie seine Vorgänger. Eine mittelbare Folge war, daß durch den und neben dem

Unwillen, den er erregte, die Gerüchte von den Thaten jener aufgefrischt, gleichfalls noch weiter herumgetragen wurden und die widerpäpstliche Stimmung auch in der Ferne verstärkten. Zu dem Anstoße, den das regierende Haupt der Christenheit durch seine eben jetzt grell hervortretende Verweltlichung und Vergessenheit der päpstlichen Stellung und Würde gab, kamen eine Unzahl von Aergernissen, die von Seiten der untergeordneten Glieder der Hierarchie, von den Prälaten und Gelehrten bis zu den Ordensleuten hinunter gegeben wurden, hier durch Unsittlichkeit oder Habgier, dort durch Verfinsterungsgeist, beschränkte Streitsucht, Verfolgungseifer oder geistliche, auf den Aberglauben des Volks berechnete Betrügereien und Komödien, wie die schändliche der berner Dominikaner, die eben von 1507 zwei Jahre lang allgemein zu reden und die Dominikaner zum Gespött machte, welche den Unfug und den Lärm zunächst durch ihren abgeschmackten Eifer für die unbefleckte Empfängniß Maria's veranlaßt hatten und nun den Anstoß dazu gaben, daß die Marienverehrung, die Marienlieder und was daran hing, die schlaffe Frömmigkeit und mechanische Andacht, der finstere Aberglaube und Zelotism bestritten und verhöhnt wurden. Eine Menge von Anzeichen weist darauf hin, daß die Einsicht in die kirchlichen Uebelstände, die Entrüstung darüber und das Verlangen nach ihrer Abstellung größer und allgemeiner wurde. 1507 wurde das „Sendschreiben Lucifer's an die schlechten Regenten der Kirche" in Paris gedruckt und von da weithin verbreitet. Der Inhalt war, Satan habe seine Lust daran, daß Papst und Prälaten vom Evangelium schwiegen und durch Menschensatzungen die Seelen zur Hölle führten; Roma sei die babylonische Hure der Offenbarung, der Papst sammt den Prälaten als die Gottlosesten Beelzebub gleich und ihm zugethan u. s. w. Mehrer eben um diese Zeit zu Magdeburg, Erfurt und anderwärts wider die herrschenden Misbräuche eifernden Prediger wurde schon gedacht, und solche Stimmen ertönten nicht mehr ganz vereinzelt. Etwa seit 1507 sprach in Nürnberg Joseph Grunebeck auf seiner Kanzel sehr heftig wider die entartete Geistlichkeit, verkündete laut, es werde anders werden, die Laien würden endlich hineingreifen, Gottes Wort und die Glaubenssache in die Hand nehmen und dem Klerus das weltliche Gut entziehen. In einer

Schrift: Speculum Visionis, die 1508 erschien, wirft er den Geistlichen vor, sie achteten des göttlichen Worts und des Heils der Seelen nicht, und wiederholt jene Verkündung. Zu derselben Zeit bestritt Johann Ruß zu Rostock die Anbetung der Bilder und Reliquien, den Ablaß und den päpstlichen Uebermuth, was ihm freilich eine Verfolgung zuzog, aus welcher ihn nur Flucht nach Liefland rettete. Ebenfalls 1508 wurden mehre neue Schriften und namentlich deutsche Predigten des freimüthigen Geiler von Kaisersberg gedruckt, des Freundes vom Verfasser des Narrenschiffs, von Reuchlin, Hassenstein, Wimpheling, dem er längst sein Herz ausgeschüttet und der ganz mit ihm einstimmte in der Klage über die religiösen Gebrechen der Zeit, die zwar „eine Unzahl von Gottesgelehrten, aber desto weniger Gottesliebhaber" hervorbringe. Gleichzeitig lehrte Thomas Wittenbach in Basel und lernte Zwingli von ihm, allein Christi Tod sei das Lösegeld für die Sünden der Menschen, der päpstliche Ablaß ein Gedicht. Niemand hat um diese Zeit, wie wir uns schon erinnerten, das Thema des Tadels der Geistlichkeit und so mancher kirchlicher Uebelstände so vielseitig und so wirksam behandelt als Erasmus. Am schärfsten geißelt er die Zuchtlosigkeit und Unwissenheit, die abgeschmackten Predigten der Mönche, die zunftmäßig gelehrten und gesinnten Doktoren, ihren Dünkel und ihren Anhang, den religiösen Aberglauben, die Spitzfindigkeiten und lächerlichen Schriftauslegungen der Theologen in seinem Lobe der Thorheit, einer Schrift, die er noch in Italien, wohin er sich 1506 begeben, kurz vor seiner Abreise nach England, schrieb, und die ein Ergebniß der Eindrücke war, welche Italien auf ihn gemacht. In seinem Handbuch des christlichen Streiters lehrt er praktisches Christenthum für alle Stände, wie es von der Mehrzahl des Klerus nicht gelehrt, sondern verdunkelt und beseitigt wurde, so eindringlich, mit einem so freien Geiste, daß das Werk den glänzendsten Beifall gewann und eben wie das Lob der Thorheit so zu sagen von Jedermann gelesen wurde, der nur lateinisch buchstabiren konnte. Noch bei Lebzeiten des Verfassers ist es mehr als fünfundzwanzig Mal, das Lob der Thorheit noch öfter gedruckt, und gerade diese beiden Werke, die sowol durch ihren Reichthum an Geist und ihre Meisterschaft der Darstellung, als durch die Reinheit ihrer Auffassung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, die Neuheit ihrer Gedanken, ihrer Angriffe, einen wahrhaft unermeßlichen Eindruck machten, erschienen, so viel man erforschen können, zuerst im J. 1509, als Erasmus' Schriften überhaupt schon die ganze gebildete Welt erregten. Er war insbesondere für die Studien, denen Luther sich fortan vorzugsweise hingab, und die Richtung, welche Luther einschlug, um diese Zeit bedeutend geworden und wurde es in den nächstfolgenden Jahren mehr und mehr. 1504 war er mit Laurentius Valla's freisinnigen Anmerkungen über das Neue Testament bekannt geworden, und gab sie im folgenden Jahre mit einer ausführlichen Schutzschrift heraus. Seine Beschäftigung mit der Schrift und den Vätern, seine gesammte Thätigkeit im theologischen Gebiete, an welche Luther und die ganze Zeitbewegung anknüpfte, erhielt nun eine bestimmtere Richtung. Mit seiner Ausgabe des Valla und Reuchlin's hebräischen Rudimenten, welche bald darauf um die Zeit erschienen, wo Luther im erfurter Kloster dürftigen Schriftstudien, doch mit der ganzen Leidenschaft des heilssehnsüchtigen Herzens sich zuwendete, begann die Wiedererweckung des wissenschaftlichen Schriftstudiums; auch war sie Vorarbeit seiner wichtigen eignen Arbeiten über das Neue Testament. Sodann hatte kein Anderer den Gedanken, den Wissenschaften und echter liberaler Wissenschaftlichkeit durch Emporhebung der humanistischen Studien aufzuhelfen, so klar aufgefaßt und so eifrig, mit so reichen Kräften und so großem Erfolge für Verwirklichung desselben gearbeitet, womit bei ihm die lebhafteste Abneigung gegen die Scholastik und die Scholastiker naturgemäß zusammenhing; eine Abneigung, worin auch Luther, wie alle gute Köpfe der Zeit bald, oder jetzt schon mit ihm zusammentraf, und die den bedeutsamsten Zeichen der Zeit angehörte [1]).

Was in der deutschen gelehrten Welt gährte und da und dort mehr oder minder heftige Reibungen veranlaßt hatte, kam

1) Wessenberg a. a. O. 559. Gervinus II, 279. Löscher I, 89 ff. Von der Hardt, Hist. lit. reform., V, 22 f. (Sculteti Annal.) Erhard III, 364; II, 555, 566, 612. Münch, Hutten's Werke, VI, 465, wo der Brief Lucifer's abgedruckt ist; IV, 630 ff. Erasmus in Ersch und Gruber, 157 ff.

recht eigentlich zum Ausbruch in dem Kriege der Dominikaner wider Reuchlin und die Humanisten, den man von jeher als das Vorspiel zum großen Kirchenstreite angesehen hat. Eben 1508 erschien die Schrift, welche das erste absichtliche oder unabsichtliche Lärmzeichen des Angriffs derselben auf die humanistische Richtung war, die auch in Wittenberg ihren streitfertigen Anhang hatte, worauf 1509 die Verwickelung und in den nächstfolgenden Jahren die eigentliche Fehde folgte.

Die letztere war das Bedeutsamste von dem Allen, was zusammenkommt, um den Zeitpunkt als einen höchst wichtigen und bezeichnenden erscheinen zu lassen, in welchem Luther nach Wittenberg versetzt wurde. Er tritt ein in einen von frischer wissenschaftlicher Rührigkeit und Lebendigkeit bewegten Kreis, in welchem die abweichende Richtung die allgemeine Erregtheit noch vergrößert hat, denn sie ist mit dem Gegensatze, der überlieferten Wissenschaft und Methode, in eine heftige Reibung gerathen. Das Geräusch der mellerstadt-wimpina'schen Fehde, oder doch der Nachhall empfängt den Ankommenden, denn in jedem Falle war man in Wittenberg noch voll davon. Ueberall ähnliche Regungen und Reibungen, durch Briefe, Schriften, wandernde Studirende und Gelehrte verkündet und in der Ferne, still und geheim, zieht sich das Wetter der Reuchlinistenfehde zusammen, das nach langen Jahren der äußern Ruhe in diesen Kreisen einmal wieder die Geistlichkeit, die Gelehrten, ja die ganze gebildete Welt, Prälaten, Ritter und Reichsfürsten, Papst und Kaiser, man kann fast sagen, die Kirche und das Reich in den heftigsten Aufruhr, an und wider einander bringen soll. Ueberblicken wir das Alles: wie unendlich viel Anregendes lag darin! Schon in dem Streite Pollich's mit Wimpina — für einen Geist von Luther's Richtung. Der Ausgang dieses Streits mahnte aber auch zur Vorsicht.

Richtung und Stimmung Luther's.

Wir fragen, ehe wir weiter gehen, nach der Stimmung und Richtung, welche er mitbrachte. Jene wie diese gibt sich in dem schon erwähnten Briefe von ihm an Braun kund. Keine Spur

deutet darauf hin, daß ihn seine neue Stellung etwa mit einem stolzen oder überhaupt einem sonderlichen Selbstgefühle erfüllt hätte, oder daß er große Dinge ausrichten, nachdrücklich einzugreifen gedächte. Ein stiller, gelassener, frommer Sinn spricht sich aus, eine ergebene auf religiösem Grunde ruhende Zufriedenheit mit der Fügung, die ihn betroffen, eine, die eigne Persönlichkeit und Neigung zurückstellende Hingebung, und in dem Allen der längst zur Gewohnheit, zur eignen Denkart und Neigung gewordene Gehorsam des Mönchs, in welchem das Bewußtsein lebendig und vorherrschend ist, daß er dem Orden und der Kirche angehöre, ihren Zwecken zu dienen habe. „Obwol ich, schreibt er an einer Stelle, wie denn der ganze Brief die Gesinnung der innigsten Liebe, Verehrung und Dankbarkeit athmet, in Nichts, was gut ist, Dir gleich sein kann oder will, so ist doch meine Liebe zu Dir groß, und weil ich nichts Anders besitze, sie Dir längst gegeben habe, so weihe ich sie Dir ganz eigenthümlich. Und ich weiß, Dein großmüthiger Geist erwartet von mir nur was des Geistes ist, nämlich eines Sinnes zu sein im Herren, daß ein Herz und eine Seele sei, wie ein Glaube im Herrn. Da bin ich denn also, fährt er fort, durch Gottes Geheiß oder Zulassung in Wittenberg. Wenn Du mein Ergehen zu wissen wünschst, ich gehabe mich durch Gottes Gnade wohl, nur daß mir das Studium arge Plage ist (violentum est), vornämlich das der Philosophie, die ich von Anfang gar zu gern mit der Theologie vertauscht hätte, der Theologie nämlich, die den Kern der Nuß, das Mark des Waizkorns und der Gebeine erforscht. Doch Gott ist Gott, der Mensch irret oft, ja allezeit in seinem Urtheile; und er ist unser Gott, der uns freundlich leiten wird in Ewigkeit."

Es ist bemerkenswerth, kann jedoch nach seiner Entwickelung, wie wir sie bis in seine letzte erfurter Zeit verfolgt, nicht Wunder nehmen, daß die ersten Aeußerungen, die uns aus seinen wittenberger Anfängen bekannt sind, Abneigung gegen die Philosophie (die aristotelische der Schule) aussprechen, eine Abneigung, die sich hier zum ersten Male deutlich kundgibt. Eben so erklärlich und eben so merkwürdig und bezeichnend für die Richtung und die Bahn, welche er von jetzt an einschlug, sind die Aeußerungen über die Theologie, wonach ihn verlangte. Er hatte

von Kindheit an eine Religion des Herzens gesucht und war auf frommen knechtischen Dienst und äußerliche Andacht hingewiesen. Er hatte sich an die Weisheit der Schule gewendet und nur gefunden, daß sie die mechanische Frömmigkeit des Volks in ein System gebracht. Die Lehre Staupitzens, der Väter, der Schrift hatte sich ihm theilweise erschlossen, ihn mit Ahnungen der echten evangelischen Theologie als der Wegweiserin zur innerlichsten Religion des Gemüths erfüllt, die innigste Sehnsucht und den lebhaftesten Drang in ihm geweckt, sie zu finden. Man erkennt schon den ungefähren Gang, den er nehmen muß, und daß ein heftiger Zusammenstoß nicht wohl ausbleiben kann. Er kommt mit der antischolastischen Gesinnung, den theologischen Begriffen der Pollich und Staupitz, allein, wo diese nur leise vorgeschritten, stillgestanden oder gar zurückgewichen sind, da wird sein Feuergeist und Feuereifer vordringen und sich nicht aufhalten, weder schrecken noch irren lassen. Indeß zeigt sich keine Spur, daß er auch nur die leiseste Ahnung von dem Nothwendigen gehabt hätte, daß er durch seine Abwendung von der Philosophie der Schule und sein Verlangen nach einer tiefer eindringenden Theologie in harte Kämpfe verwickelt werden müsse, äußerliche und innerliche, mit der Schule, dem bestehenden Kirchenthume und sich selbst, dem noch ganz davon beherrschten. Denn wie hätte er seine tiefgewurzelten kirchlichen und mönchischen Ansichten, oder auch nur seine eifernde päpstliche Gesinnung so plötzlich aufgeben können, oder auf welchen Anlaß hätte es geschehen sollen? Wir werden unten die Beweise erhalten, daß er auch in Wittenberg noch lange darin lebte. Wie Vieles war dort auch so sehr geeignet ihn darin zu erhalten und zu bestärken. Er kam mit noch größtentheils gefesseltem umnachteten Geiste, viel unfreier noch, als man in den theilweise schon erleuchtetern Kreisen war, in welche er eintrat. Gewiß hat die verhältnißmäßig größere Freiheit und Helle derselben Einfluß auf ihn geübt, allein wir gewahren vorerst sehr wenig davon und sehen desto deutlicher, daß er sofort neue und selbständige Bahnen einschlägt und seinerseits stärker einwirkt, als er Eindrücke empfängt. Auch darauf deuten seine Aeußerungen über die Philosophie und Theologie schon hin.

Der erste Eindruck. — Aristotelische Vorlesungen. — Das theologische Bakkalaureat.

Der Empfindung des Kurfürsten, als ihm Pollich Wittenberg vorschlug, scheint der erste Eindruck ähnlich gewesen zu sein, den er erhielt, als er, vom schönen Erfurt daherwandernd, in Wittenberg einzog. „Es ist allhie nicht mehr denn ein Schindeleich, sagte er noch in späteren Jahren. In der Erste verwunderte ich mich, daß hie eine Universität war aufgerichtet und fundirt. [1])“ So erbärmlich däuchte auch ihm die Stadt. Um so natürlicher, da er in so blühenden Städten, darunter zweien der größesten, gelebt hatte. Gar zu nahe lag ihm die Vergleichung mit Eisenach, Erfurt, Magdeburg. Dem Thüringer, Franken oder Rheinländer muß Wittenberg fast schon wegen seiner Lage mißfallen, muß die Umgegend dürftig und öde erscheinen. Luther kam obenein im unfreundlichen Spätherbste. Doch ist es sehr wahrscheinlich, daß er, der so gern wanderte, ein so rüstiger Fußgänger war und bei seinem lebhaften Natursinne, bald sie liebgewann, ihre eigenthümlichen Schönheiten auffinden und würdigen lernte. Wir wissen, ein Hügel unfern der Elbe — ein Weg von einer halben Stunde führt an dem Strome aus dem Elsterthore dahin — mit einer Aussicht links auf dichten Wald, rechts auf die Stadt, ganz in der Nähe ein stiller Platz mit einer Quelle des klarsten Wassers muthete ihn so sehr an, daß er ihn unzählige Mal aufsuchte, späterhin, etwa 1521, die Quelle fassen und ein Häuschen daneben errichten ließ, sie auch besang und dort an dem noch jetzt unter diesem Namen bekannten „Luthersbrunnen“ las, schrieb oder mit Freunden sich erheiterte [2]).

Im Ordensverbande bleibend, zog er ins Augustinerkloster ein. Es bot im Kleinen ein Bild des Neuen und Unfertigen der wittenberger Zustände. Friedrich's noch unvollendeter Neubau erinnerte an das Erstere, die alte verfallene, vorläufig noch

1) Tischreden, Walch XXII, 2229.

2) Leopold a. a. O. Anton, D. M. Luther's Zeitverkürzungen, 185 ff Pflaum, M. Luther, III, 207.

stehengebliebene Klosterkirche an das Letztere, das Ganze vergegenwärtigte des Fürsten Frömmigkeit und Munificenz. Wie wenig Ahnung hatte Friedrich, als er das Kloster baute, davon, daß er dem Genius die äußere Wohnung bereite; und Luther, als er einzog, daß es der stumme Zeuge solcher Entwickelungen werden sollte. Nur der geringere Theil davon ist noch vorhanden. Nach seinem Tode versammelten sich die Professoren alljährlich am 31. Oktober früh Morgens vor der Schloßpredigt in seinem Wohnzimmer und sangen sein schwungvolles markiges Lied: Es woll' uns Gott genädig sein. Das Zimmer wird noch gezeigt. So ist bis jetzt geschehen, wie er davon dachte. Noch bei seinen Lebzeiten wurde die Niederreißung einzelner Theile der Klostergebäude nothwendig. „Lebe ich noch ein Jahr, sagte er, so muß mein arm Stüblin weg, daraus ich doch den Papst gestürmt habe, daß es um der Ursach willen werth wäre, daß es ewig bliebe stehen. [1])"

Wie neu mußte er sich in dem bewegten Leben fühlen, in dessen Mitte er so plötzlich hineingerissen war. Doch ließ ihn eine angestrengte, bald nach mehren Seiten sich hinwendende Thätigkeit wol nicht zu vielem und häufigem Besinnen darüber kommen.

Berufen über aristotelische Dialektik und Physik zu lesen, begann er diese Vorlesungen, beiläufig, ohne Honorar zu empfangen. Gerade dadurch wurde den Studien aufgeholfen, daß die klösterlichen Konvente zur unentgeltlichen Mitwirkung herangezogen wurden. Sie gaben der Universität, ohne von ihr zu empfangen, von wissenschaftlicher Förderung abgesehen, die auch ihnen wurde. Erst nachdem ganz andere Verhältnisse eingetreten waren, nahm Luther einen Gehalt von zweihundert Gulden an, den der Kurfürst von freien Stücken ihm anbot. „Wäre es nicht geschehen, sagt er, so hatte ich nach meiner Verheirathung mir vorgenommen, für Honorar zu lesen. Aber da mir Gott zuvorkam, so habe ich mein Leben lang kein Exemplar verkauft, noch gelesen um Lohn, will auch den Ruhm, will's Gott, mit mir ins Grab nehmen. [2])"

1) Tischreden, Walch XXII, 2154. Grohmann I, 72.

2) Centifol. Luth. 440. Er will sagen: kein Exemplar meiner Schriften. Für diese boten ihm die Buchhändler oft bedeutende Honorare. Die Drucker wollten ihm jährlich 400 Gulden geben, wenn er ihnen seine Handschriften überließe. Er weigerte sich jedoch stets „aus den gottverliehenen Gaben Geldgewinn zu ziehen."

Bekannt ist über seine philosophischen Vorlesungen nur eben Das, daß er sie mit der innerlichen Unlust hielt, von welcher er gegen Braun spricht. Es läßt sich denken, daß sie ihn vollauf in Anspruch nahmen. Er mußte zu Erfurt die aristotelische Philosophie allerdings eifrig getrieben haben; er würde sonst nicht berufen sein darüber zu lesen. Aber hierauf war er doch ganz unvorbereitet, hatte sehr natürlich mit dem Studiren seine große Noth. Er sah sich genöthigt, die Schulphilosophie fast ausschließlich vorzunehmen, der Beschäftigung mit der Schrift und den Vätern abzubrechen; es wurde so viel eben auf die aristotelischen Vorlesungen gegeben. Er scheint sie freilich nur eine kurze Zeit lang an der Universität fortgesetzt zu haben, hörte darum aber nicht auf, sich und auch Andere mit den aristotelischen Schriften zu beschäftigen. So erklärte er, nachdem er zur Theologie übergegangen war, Aristoteles' Physik in den nächstfolgenden Jahren den Brüdern im Kloster zwei Mal, wobei er sich die Neuerung gestattete, die Glossen unberücksichtigt zu lassen, das will sagen, den Aristoteles aus sich selbst zu erklären und zu einem bessern Verständnisse desselben anzuleiten; so daß wir ihn an der Universität und im Kloster thätig, und hier wie dort seine eignen Wege gehend erblicken. [1]) Das mehrerwähnte Schreiben an Braun zeugt auch von seiner Vielthätigkeit. Er habe, sagt er, damit Braun's Liebe nicht länger an seiner Treue zweifle, das zum Briefschreiben erforderliche Zeittheilchen mit größester Mühe so vielen und manchfachen Beschäftigungen abgestohlen; nur aus Zeitmangel und weil die Boten so selten und unzuverlässig, habe er so lange geschwiegen; auch jetzt schreibe er im Drange, im Fluge.

Er mußte sich aber auch wol eben jetzt nach allem Vermögen zusammennehmen, denn er schrieb den Brief nicht volle vierzehn Tage, nachdem er das biblische Bakkalaureat erlangt, das ihm einen Zuwachs an neuen Beschäftigungen brachte, ihm

1) De Wette I, 239.

alle Hände voll zu thun gab, wenn er sich selbst und seiner Aufgabe genügen wollte. Er hatte sich am 8. März 1509 dazu gemeldet und wurde am folgenden Tage zugelassen, unter Staupitzens Dekanate, Viridimontanus (Grünberg's) Rektorate [1]). Damit war das Ziel seiner Wünsche erreicht, er durfte nun Vorlesungen über die heil. Schrift halten, dem Studium derselben sich vorwaltend hingeben.

Wir sprachen schon davon, das Bakkalaureat wurde nur als ein Durchgang zu den höhern Graden betrachtet, die zu Vorlesungen über die Sentenzen des Lombarden berechtigten. Die Schrift wurde nur oberflächlich, stiefväterlich, ohne alle echte Kunde behandelt. Die biblischen Bakkalaureen verstanden die Grundsprachen nicht; es waren eigentlich nur die Auslegungen der Väter, Päpste, Koncilien u. s. w. über einzelne Bücher oder Stellen, welche sie wiederholten oder wieder auslegten. Es verhielt sich damit ganz so, wie Luther in der Schrift an den Adel davon spricht, die lieben Theologen hatten sich aus der Mühe und Arbeit gesetzt, ließen die Bibel wohl ruhen und lasen Sententias. Man sollte meinen, die jungen Theologen hätten mit diesen anfangen müssen, so daß die Schrift den Doktoren geblieben wäre. Es war aber umgekehrt, die Bibel das Erste und fuhr mit dem Bakkalaureat dahin, die Sentenzen das Letzte, und sie blieben dann mit dem Doktorat ewiglich. „Es sollten aller heil. Altväter Schrift nur ein Zeitlang werden gelesen, dadurch in Schrift zu kummen; so lesen wir sie nur, daß wir darinnen bleiben, und nimmer in die Schrift kummen, damit wir gleich Denen sein, die die Wegezeigen ansehen und wandeln den Weg dennoch nimmer. Die lieben Väter haben uns wollen in die Schrift fuhren mit ihrem Schreiben, so fuhren wir uns damit eraus; so doch allein die Schrift unser Weingart ist, darinnen wir all sollten uns uben und ärbeiten. [2])" Ueber die

1) *Suevus* bei Viridimontan und im Catalog. Promotorum. — Die Matrikel hat: „Die nona de Marcio magister *Martinus* ad bibliam est admissus, sed vocatus *Erphordiam* adhuc non satisfecit facultati." Von Luther's Hand steht daneben: „Nec faciet. Quia tunc pauper et sub obedientia nihil habuit. Solvet ergo Erphordia." *Foerstemann*, Liber Decanorum facultatis theologiae academiae Vitebergensis, 4.

2) Plochm. XXI, 349.

Bibel durfte auch wol ein Nichtpriester lesen, und ein Doktor der heil. Schrift — nicht aber der Sentenzen — auch wol ein Beweibter sein [1]). So findet sich auch in dem mitgetheilten Vorlesungenverzeichnisse von 1507 keine einzige exegetische Vorlesung angezeigt, und daß man auch in Wittenberg von Anfang an nicht viel darauf gab, beweisen schon die Statuten der theologischen Fakultät, wonach der Biblikus schwören mußte, ein Jahr über die heil. Schrift zu lesen, ausgenommen, wenn er Ordensmitglied war, in welchem Falle er derselben nur ein Semester widmen sollte [2]).

Luther war der Erste in Wittenberg oder überhaupt an einer Universität, der das biblische Bakkalaureat anders verstand, die Aufgabe desselben sogleich ganz anders angriff. Von jetzt an geschah es, daß er bei seinen Selbststudien und in seinen Vorlesungen die „Skribenten aus den Augen stellte und wegthat„ und allein oder doch vorzugsweise zur Schrift sich wendete. Damit kann freilich nicht gesagt sein, daß er von jetzt an die Beschäftigung mit den Scholastikern gänzlich aufgegeben hätte. Sie blieb ihm schon deßhalb nothwendig, weil er allmählig in den lebhaftesten und anhaltendsten Kampf wider sie und ihre gelehrten Anhänger in und außerhalb Wittenberg hineingerieth. Allein die Schrift wurde mehr und mehr sein Hauptstudium. Freilich war er noch immer weit entfernt davon, sie aus ihr selbst zu verstehen. Er war mit den Grundsprachen noch unbekannt, und mühete sich ab, namentlich durch die Auslegungen der Väter in den Schriftsinn einzudringen [3]), was ihn fördern, aber zugleich aufhalten und vielfach irre leiten mußte, worüber schon im zweiten Buche Andeutungen gegeben wurden und wie er es späterhin auch so wol erkannt hat. Als beziehungsreich für seine jetzigen fortgesetzten umfassenderen Beschäftigungen mit den Vätern gedenken wir hier einiger Aeußerungen von ihm, die bereits angeführten sehr ähnlich lauten. In der Schrift von den Koncilien und Kirchen spricht er von der voraussichtlichen Vergeblichkeit der Hoffnung mancher Wohlmeinenden, daß eine wahrhafte Re-

1) Plochm. XXI, 348.

2) *Foerstemann*, Liber Decanor., 147.

3) Melanthon.

form aus den Vätern und durch Koncilien geschehen könne. Er sehe das für ein unmöglich Fürnehmen an, denn die Väter hätten zu oft geirrt und widersprächen einander zu oft und da würde es denn gelten, das Beste aus ihnen zu entnehmen und das Andere fahren zu lassen, worüber abermals des Streitens kein Ende sein würde. „Denn ich hab die Väter auch gelesen, auch ehe denn ich so steif wider den Papst mich setzet; hab sie auch mit besserm Fleiß gelesen, weder die, so itzt durch sie wider mich trotzen und stolzen. Denn ich weiß, daß ihr keiner versucht hat, ein Buch der heiligen Schrift in den Schulen zu lesen, und der Väter Schrift dazu brauchen, wie ich gethan. Und laß sie noch ein Buch fur sich nehmen aus der heiligen Schrift, und die Glosse suchen bei den Vätern, so soll's ihn gehen, wie mir's gieng, da ich die Epistel ad Ebraeos furnahm mit St. Chrysostomus Glossen, und Titum, Galatas, mit Hülfe St. Hieronymi; Genesin, mit Hülfe St. Ambrosi und Augustini; den Psalter, mit allen Scribenten, so man haben kann, und so fortan. Ich hab mehr gelesen, denn sie meinen, hab's auch durch alle Bücher getrieben, daß sie ja zu vermessen sind, die sich dünken lassen, ich hab die Väter nicht gelesen, und wollen mir das fur kostlich Ding furbringen, so ich vor 20 Jahren hab müssen gering halten, da ich die Schrift sollte lesen." St. Bernhard habe lieber aus dem Borne selbst als aus dem Bache trinken wollen und sei auf dem rechten Wege gewesen. „Also muß doch die Schrift Meister und Richter bleiben; oder, wo man den Bächlein zu sehr nachgehet, führen sie uns zu weit vom Born, und verlieren beide, Schmack und Kraft, bis sie in das gesalzen Meer sich verfließen und verlieren, wie es geschehen ist unter dem Papstthum. [1])"

Wir können hieraus allenfalls abnehmen, über welche biblische Bücher er muthmaßlich zuerst las — mit den Psalmen und den paulinischen Briefen an die Römer und Galater beschäftigte er sich jetzt und noch lange mit Vorliebe — sodann, wie er auf seine Vorlesungen sich vorbereitete, und weiter, wie mangelhaft die letztern sein mußten. Wenn er dennoch Eindruck damit machte, so lag wenigstens ein Hauptgrund ohne Zweifel darin,

1) Plochm. XXV, 230.

daß er einer Zeitrichtung so rechtzeitig entgegenkam. Der Gedanke, der seit den Zeiten der Wesel und Wessel von immer Mehren aufgefaßt war, daß man auf die Schrift zurückgehen müsse, daß nur durch ein lebendiges Schriftstudium dem Dogma, der Kirche, dem christlichen Leben geholfen werden könne, wurde eben jetzt und war eben in den letzt verflossenen Jahren noch viel lebendiger geworden, weil sich der Mismuth über die kirchlichen Uebelstände, die Abneigung gegen die Schultheologie, die allgemeine Bildung, die humanistische Denkart so rasch und so weit verbreitet hatten, und weil, was hiermit wiederum genau zusammenhing, die Humanisten den Schriftstudien mehr und mehr sich zuwendeten und die Vorliebe für dieselben durch sprachliche und exegetische Arbeiten unterstützten, woran es bis dahin noch immer so sehr gefehlt hatte [1]). Wenn Luther nun anfing, das Schriftstudium in Wittenberg auf die Bahn zu bringen, so that er nichts Anderes als Etwas, das von Andern anderwärts, wenn auch nicht an Universitäten oder doch nicht so, sondern mehr und namentlich durch Schriften geschah — Etwas, wofür eine weitverbreitete Empfänglichkeit schon vorhanden war. Er war nicht, und am wenigsten von Kindheit an, auf die Schrift als auf die höchste Autorität hingewiesen, sondern seine Liebe und Verehrung ruhete auf freier Anerkennung ihres Inhalts als göttlicher Wahrheit. Wie es das erste Zeichen der Selbstbefreiung seines gefesselten Geistes im Kloster gewesen war, daß er aus innerstem Drange und gegen den Widerstand des Konvents zur Schrift sich gewendet, so ging er jetzt zum ersten Male thätig und mitfördernd in ein abweichendes lebhaftes, ja laut werdendes Verlangen und Streben der Zeit, und insbesondere — zum wenigsten theilweis — in das der Humanisten ein. Aehnlich verhielt es sich, sofern er mit den gleichfalls abweichenden augustinisch-mystischen und weselisch-staupitzischen Begriffen zusammentraf, und wenn er zugleich für sie nachdrücklich auftrat, indem er das Schriftstudium emporbrachte und eine tiefer begründete lebendigere Theologie suchte. Dies Letztere schied ihn wieder wenigstens von der Mehrzahl der Humanisten. Doch förderten ihn Einzelne derselben recht sehr durch ihre erwähnten sprachlichen und exege-

1) Erhard, I, 391; II, 490. 555 f.; III, 437 ff.

tischen Arbeiten, welche er von jetzt an nach und nach kennen lernte. Daß er hierzu nunmehr Gelegenheit hatte, war einer der großen Vortheile seiner Versetzung nach Wittenberg. Wie unendlich weit waren ihm die humanistischen Schriftkenner an Gelehrsamkeit und Gedankenhelligkeit voraus, wie viel konnte er rasch von ihnen und in so viel freieren Umgebungen lernen, wozu er im dumpfen erfurter Kloster und bei so beschränkten Hülfsmitteln nur unter unsäglichen Mühen, langsam und vielleicht gar nicht hätte vordringen können.

Erste Predigten.

Er war zum Lesen und nach Maimbourg auch zum Predigen berufen. Bald nach seiner Ankunft, wie es scheint, drang Staupitz in ihn, daß er die Kanzel versuche. Er hatte jedoch eine unsägliche Furcht davor. Nichts erhalte ihn, sagte er 1519, beim Predigtamte als der Gehorsam gegen einen fremden, ja gegen Gottes Willen. Wie er nach seiner Neigung stets ein Grauen davor gehabt, sei er mit seinem Wollen auch mit nichten freiwillig in dasselbe getreten. In seinen spätern Jahren äußerte er, „wenn Einer zum ersten Mal auf den Predigtstuhl kommt, Niemand glaubt, wie bange Einem dabei wird: er sieht so viel Köpfe vor sich! O wie furchte ich mich vor dem Predigtstuhl.“ Er meinte und wendete gegen Staupitz ein, es sei „keine schlechte Sache, an Gottes Statt mit den Leuten reden und ihnen predigen sollen.“ Dazu hing ihm noch immer seine Schüchternheit an, seine verdüsterte Stimmung hatte ihn noch nicht verlassen. Aber eben deswegen mochte Staupitz wünschen, daß er mehr und mehr aus der Klosterzelle in das Leben und dessen Thätigkeiten hineintrete. Einst — wahrscheinlich 1509 — unter einem Birnbaume im Klostergarten kam es zur Entscheidung. Staupitz redete ihm ernstlich zu. Er hatte dagegen wol funfzehn Ausreden. Staupitz ließ sie jedoch nicht gelten und wurde immer dringender. „Herr Doktor, sagte er nun, Ihr bringt mich um mein Leben, ich werde es kein Vierteljahr treiben.“ Staupitz entgegnete: „Wohlan, in Gottes Namen! Dem sei also — wie soll man ihm dann thun? Unser Herr Gott hat große Geschäfte und bedarf da droben auch kluger Leute,“ und was der

Reden mehr waren. Es half nicht, er mußte fort, wie er sagt, und mochte er wollen oder nicht, zuerst im Reventer vor den Brüdern, darauf vor der Gemeinde predigen [1]).

Dies nach Spangenberg und seinen eigenen Aeußerungen. Es ist danach unwahrscheinlich, daß er schon in Erfurt gepredigt hätte. Aus der Angabe der Oertlichkeit folgt, daß sich der Vorgang nicht dort ereignet haben kann. „Unter diesem Birnbaume,“ sagt er, indem er einem spätern wittenberger Freunde erzählt, dem er, wie einst Staupitz ihm selbst, die Furcht vor dem Predigen auszureden sucht. Auch sieht man, es muß im Frühjahre oder Sommer gewesen sein.

Er predigte ohne Zweifel zuerst in der Kirche seines Klosters oder vielmehr der allenthalben gestützten, dreißig Schuh langen und zwanzig breiten hölzernen Kapelle, indem zur Kirche erst der Grund gelegt war. Die alte bretterne Kanzel war drei Fuß von der Erde, „so daß dies Gebäude, wie Mekum sagt, wol dem Stall, darin Christus geboren worden, mochte verglichen werden. Und in diesem elenden Gebäu wollte Gott zu dieser letzten Zeit sein Evangelium predigen und sein liebes Kind Jesum gleichsam aufs neue lassen geboren werden. Keine unter so viel Dom- und Pfarrkirchen in der ganzen Welt war damals, welche Gott zu solcher herrlichen Predigt erwählet.“

Dabei ist jedoch nicht zu vergessen, daß er für jetzt, was den Inhalt seiner Predigten betrifft, keine reinere und freiere Ansicht von der christlichen Wahrheit aussprechen konnte, als er hatte. Wir erinnern uns aus dem zweiten Buche seiner Aeußerungen, wie er als Mönch (anfänglich), da St. Anna und St. Thomas seine Abgötter gewesen wären, geglaubt und gepredigt habe. Er hatte jetzt reinere biblische Begriffe aufgefaßt, war indeß aus der Abgötterei noch nicht heraus. Diese trübe Mischung mußte sich auch in seinen ersten wittenberger Predigten ausdrücken; sie mußten besser werden in dem Maße, als es in seinem Kopfe und seiner Theologie lichter wurde. Gewiß machte ihm auch die Form viel zu schaffen, da von einer eigentlichen homiletischen

1) Zuschrift an den Kurfürsten Friedrich zur Auslegung der ersten 22 Psalmen, Walch IV, 167. Tischreden, Walch XXII, 1022, 983. Spangenberg, Adelsspiegel, 88. Vgl. Melanthon.

Anleitung bei ihm nicht die Rede gewesen, da er von den Predigern, wie sie waren, nur sehr wenig Gutes hatte lernen können. Viel mehr wird sich von seinen ersten Predigten nicht sagen lassen. Es hat sich nichts davon erhalten, auch fehlen nähere Angaben über sie. Doch werden einige Rückschlüsse auf sie vergönnt sein, welche sich weiter unten, und zumal dann ergeben werden, wenn die frühesten geistlichen Reden zur Erörterung kommen, die wir von ihm haben.

Angestrengte Thätigkeit — mönchischer Eifer.

Staupitz erreichte seinen Zweck gewiß in weitem Maße, wenn er seinem jungen Freunde zu thun machen wollte, um ihn von seinen Selbstquälereien abzuziehen. Anzunehmen, daß er darauf bedacht, liegt sehr nahe. Es müßte höchlich Wunder nehmen, wenn es urplötzlich nicht mehr nöthig gewesen sein sollte. Unmöglich hätte sich Luther so schnell umwandeln können. Staupitz ernannte ihn bald auch zum Lektor im Kloster, und man begreift umsomehr, daß er sich zur angestrengtesten Thätigkeit genöthigt sah, daß ihm diese nicht gar zu viel Zeit zu schwermüthigem Grübeln, ja kaum die erforderliche zum Verrichten der Mönchswerke ließ. Erstlingsversuche im Predigen kosten, den Aengstlichen zumal, allein schon viel Zeit. Sein innerstes Bedürfniß, der äußere noch so neue Beruf, das Bestreben, den Zuhörern an einer solchen Universität zu genügen, sein Verlangen, eine tiefere Theologie zu finden, trieb ihn zu vielem Denken und Lesen. Es gehört ein Wort hierher über sein Studiren. Er las nicht viele Bücher, die wenigern aber desto öfter und mit angespannterer Aufmerksamkeit, so daß er sich ganz hineinlebte, den Inhalt sich völlig zu eigen machte, bis zum fast auswendig wissen. So hatte er die Klassiker, den Okkam und d'Ailly, die heil. Schrift gelesen, so las er nun ohne Zweifel auch die Väter und was sich ihm sonst darbot, worauf sein heftiger Drang ihn hinführte, das selbstgesteckte Ziel zu erreichen. Seine exegetischen und wol noch mehr seine vielen rasch hingeworfenen Schriften zeigen, wie bewandert er namentlich auch in den Vätern war, wie sicher er überhaupt seinen Wissensschatz beherrschte, wie ihm Alles, was er eben brauchte, stets zu Gebot stand; sie

zeigen, daß der Umfang seiner Lektüre nicht ganz gering, der Ernst derselben aber ungleich größer gewesen ist, und daß es schon früh sein Grundsatz geworden sein muß: „viel Bücher machen nit gelehret, viel Lesen auch nit; sondern gut Ding und oft lesen, wie wenig sein ist, das macht gelehrt und frumm dazu." So pflegte er den Studirenden zu rathen, sie möchten gewisse Bücher vor sich nehmen und mit Fleiß lesen und wieder lesen, sich mit einem guten Schriftsteller oder Buche ganz vertraut machen, so daß sie gleichsam in sein Fleisch und Blut verwandelt würden, als wäre ihnen seine Art zu reden und zu schreiben angeboren. Mancherlei lesen verwirre mehr, als daß man etwas Gewisses dadurch lerne, so wie Der an keinem Orte heimisch sei, der sich ohne festen Wohnsitz umhertreibe. Wie man nicht täglich mit allen guten Freunden Umgang pflege, sondern mit den wenigen Vertrautern und Auserlesenen, so solle man sich auch an die besten Bücher gewöhnen, sie sich gemein machen, sie auf einem Nägelein kennen. So sagte er auch: „Magister Philipp Melanchthon lehret gute Künste, also daß er sie erkläret und erleuchtet, und die Künste nicht ihn lehren noch unterweisen. Ich bringe meine Kunst in die Bücher, und nehme sie nicht aus den Büchern." Das deutet denn freilich auf sein Genie, und das Genie braucht, nach Lessing's in der Dramaturgie und sonst ausgesprochenen Ansicht, tausend Dinge nicht zu wissen, die ein Schulknabe weiß, sein Reichthum liegt nicht in dem erworbenen Vorrathe seines Gedächtnisses, sondern in Dem, was es aus sich selbst hervorbringt; ein Geist, den die Natur zum Mustergeiste bestimmte, ist Alles durch sich, wird ohne Regel groß, geht ohne Leiter, schöpft aus sich selbst, ist sich selber Schule und Buch. Jener Ausspruch Luther's konnte daher auch keinerlei Anweisung enthalten sollen, und er setzt auch hinzu, „wenn ein Schulmeister oder Theologus M. Philippsen und meine Kunst erlangen und nachahmen wollte, und meinte, er wollte es uns also nachthun und machen wie wir, das müßte er noch wol lassen." Die ganze Ansicht steht übrigens bei ihm in genauem Zusammenhange mit jener, wonach er erklärte, das echte Recht sei nicht aus den Gesetzen, sondern nur aus dem natürlichen Verstande zu treffen, wozu aber freilich „Wunderleute', gehörten, deren „nicht viel sind, sie sind seltsam." Doch fügte

er Dem, was er durch sich selbst war, das angestrengteste Studium hinzu, achtete Fleiß und Gelehrsamkeit keineswegs gering, überbot darin die Meisten, wiewol er ein solcher Wundermann war und zu dem Bewußtsein gelangte, daß er es war. Auf seine Lesesparsamkeit der angegebenen Art leiteten ihn indeß auch die Verhältnisse hin. So lange er im Klosterverbande lebte, war er außer Stande, Bücher zu kaufen, da er nichts besaß, und mußte sich mit Dem begnügen, was er aus der Bibliothek des Klosters, aus der der Universität — als erst eine da war — und von Freunden entlehnen konnte. Es ist bekannt, wie armselig der Zustand der Klosterbibliotheken, nur mit einzelnen wenigen Ausnahmen, war. Wir hörten, wie auch Luther einstimmte in die allgemeine Klage darüber, wie gering der Vorrath und noch mehr, wie kläglich die Beschaffenheit der Bücher in den Libereyen der Stifter und Klöster gewesen. Man fand in seiner Wohnung 1523 außer einer Bibel und Bibelkonkordanz nur wenige Bücher. Auch seine Hinterlassenschaft an Büchern scheint sehr unbedeutend gewesen zu sein [1]).

Er studirte so eifrig, daß er bisweilen ganze Tage keine Speise zu sich nahm. Ja, er vergaß darüber wol selbst die feststehenden Mönchsgebete, obwol er sich dann ein schweres Gewissen daraus machte, denn so sehr war dasselbe auch jetzt noch „an die Ceremonien gebunden", daß er „auch nicht das kleinste Gebet unterließ." Hatte er vor Studiren, Predigen und Lesen nicht dazu kommen können, so vergaß er doch der kanonischen Vorschriften nicht, die wenigstens das wörtliche Abbeten forderten, und suchte mit großer Anstrengung nachzuholen. Hatte er während mehrer Tage seine Horen zu beten versäumt, so schloß er sich am Sonnabend ein, aß und trank nicht und betete den ganzen Tag über, bis er die vorgeschriebene Zahl abgebetet, worauf sich dann wol Schwindel und ähnliche Zustände einstellten, die ihn arg plagten. Wir müssen annehmen, daß so etwas eben jetzt oder doch in den nächstfolgenden Jahren, wie auch noch viel später, der Fall war. Nur auf ein sehr flüchtiges Ansehen der

1) Mathesius, 15. Predigt. An den Adel, Plochm. XXI, 349. Tischreden, Walch XXII, 2276. Ukert a. a. O. I, 351. Ranke a. a. O. I, 299. Wessenberg a. a. O. II, 102. Tischreden, Walch XXII, 1867.

darüber vorhandenen Nachrichten hin haben Einige so berichtet, als sei es schon in Erfurt geschehen. Wir mußten des Umstands hier gedenken, weil er einen Zug zum Bilde Luther's in dieser Zeit hinzufügt, der nicht übersehen werden darf. Um eine richtige Vorstellung von ihm, wie er jetzt war, zu haben, und um ihn und seine Entwickelung in den nächstfolgenden Jahren zu verstehen, kann man sich seinen noch immer ungeschwächten mönchischen Eifer kaum groß genug vorstellen. Auch als ein geistlicher gelehrter Doktor, sagt er, habe er nichts Anders gewußt noch verstanden, sondern geträumt, seine Mönchskappe sollte Gott gefallen und wäre der Weg zum Himmel; habe er gemeint, er hätte des Herrn Sinn wohl erkannt und wollte auch sein Rathgeber sein und ihm abverdienen, daß er ihm vergelten müßte. „Sie lehrten in ihren Chören beten und sagen: ich habe gebetet als ein armer Sünder mit Zweifel. Aber solcher Zweifel verderbet Alles. Daß wir sagen sollen, wohlan, es sei gleich, daß ich unwürdig bin, so ist doch Gott wahrhaftig, der es gewißlich verheißen und zugesagt, das haben wir im Papstthum nicht gewußt. Ich, ich Martin Luther, konnte mich lange aus diesem papistischen Traum nicht finden, weil man mir immerdar von meiner Würdigkeit und Unwürdigkeit vorplauderte." [1])

Erfolge.

Von einem wesentlichen raschen Fortschreiten seiner Begriffe in den ersten beiden Jahren, welche er zu Wittenberg verlebte, kann hiernach gewiß nicht die Rede sein. Ohne Zweifel nahmen seine Kenntnisse und Einsichten mit jedem Tage zu, und schon die Thätigkeit, wozu er sich von innen und außen angetrieben sah, gestattete ihm viel weniger, seinem Trübsinn nachzuhängen. Allein der innerste eigentlichste Grund seiner Schmerzen und Bedrängnisse, seiner Irrungen, stand noch da, der Glaube an die

1) *Seckend.* I, 21. Maimbourg, das. 18. Tischreden, Walch XXII, 824. *Rebenstock* I, 106. Kirchenpostille, Plochm. IX, 15. Vermischte Predigten, Plochm. XVII, 124 f. Des Versäumens der Horen wegen Geschäftsüberhäufung erwähnt er selbst in einem Schreiben an Lange vom 26. Oktober 1516; de Wette I, 41.

Mönchswerke und die Nothwendigkeit, durch sie die Gnade zu verdienen, der Glaube an die Untrüglichkeit der Kirchenlehre, mochte er über seinen biblischen Studien einigermaßen irre daran geworden sein oder nach und nach werden. Er war freilich in ein großes Schwanken gerathen, das aber an sich nichts weniger als ein behaglicher Zustand, und weit entfernt war er noch davon, sich die paulinisch-augustinischen Anschauungen, in die er sich hineingeworfen, zur Klarheit gebracht und sich in ihnen befestigt zu haben. Im Wesentlichen war und blieb seine Entwickelungsstufe vorerst noch dieselbe, auf welcher er sich in seiner letzten erfurter Zeit befunden. Wir erhalten wol noch einiges Licht darüber, wenn wir die Erfolge seines ersten Auftretens ins Auge fassen, die, so viel sich ersehen läßt, viel bedeutender waren, als man nach dem Allen glauben sollte. Wenn wir weiter unten bei den ersten aufbehaltenen Proben seiner Gelehrsamkeit und seiner Predigten verweilen — denn aus dieser Zeit ist davon nicht das mindeste übrig geblieben — so wird es uns noch gewisser werden, wie äußerst dürftig und ungenügend, dem Inhalte, wie der Form nach, Das gewesen sein muß, was er jetzt vortrug. Nun waren freilich die Wissenschaften überhaupt noch sehr in der Kindheit, die gewöhnliche Predigtweise war erbärmlich, in Wittenberg noch Alles in den Anfängen, und dies erleichterte einem jungen Docenten und Prediger seine Erfolge. Allein auf der andern Seite hatte die Universität doch eine große Anzahl von gewiegten und berühmten Gelehrten, von gereisten, verhältnißmäßig aufgeklärten Männern, sodann aber auch von streng konservativ, eifrig scholastisch und hierarchisch Gesinnten; der Boden war doch hier am Ende der Art, daß es auch wieder nicht leicht war zu genügen, daß es antischolastischer Neuerung gewiß sehr schwer fiel durchzudringen oder selbst sich nur zu behaupten, und es fällt daher nicht wenig auf, daß Luther bald nach seinem Auftreten nicht etwa blos beträchtliches Aufsehen, sondern so großen Eindruck gemacht zu haben scheint.

Die Studenten hörten ihn gern, da in Wittenberg noch nicht seines Gleichen gehört war, „der jedes lateinische Wort so tapfer verdeutscht hätte. [1])“ Doch wurden seine Vorlesungen

1) Oldekop, bei Lüntzel a. a. O. 154.

auch von Professoren, Pollich und Andern, wenn auch vielleicht nicht in der ganz ersten Zeit, fleißig besucht. War so etwas an sich nichts Ungewöhnliches, so konnte es doch nur der Ruf des „guten Verstands“ sein, den er zeigte, wodurch sie herbeigezogen wurden. Eine merkwürdige Aeußerung Pollich's wird von Mehren im Ganzen übereinstimmend berichtet. Nach Melanthon, Mathesius und Bzovius sagte er wiederholt: in dem jungen Manne sei solch ein hoher Geist, daß er nicht anders denken könne, denn er würde eine neue Art und Weise zu lehren in die Schulen bringen — „der Münch wird alle Doctores irre machen, eine neue Lehre aufbringen und die ganze römische Kirche reformiren, denn er legt sich auf der Propheten und Apostel Schriften und stehet auf Jesu Christi Wort, das kann Keiner weder mit Philosophey noch Sophisterey, Scotisterey, Albertisterey, Thomisterey und dem ganzen Tartaret (ein berühmter pariser Scotist) umstoßen und widerfechten — der Mönch habe tiefe Augen und wunderbare Phantasias, er werde allen Doktoren zu schaffen machen und großen Lärm erregen. Auch über Tisch wollten ihm die „Argument und Solutiones des Mönchs“ nicht aus dem Sinne. [1])

Aehnlichen Beifall müssen Luther's Predigten sehr bald gefunden haben, da sie auch den Kurfürsten herbeizogen, den wir, wenngleich erst etwas später, unter seinen Zuhörern und seines Lobes voll finden werden. Besonders häufig hörte ihn Schurff, der sich einer der Ersten in die lutherische Lehre von der allein aus dem Glauben kommenden Gerechtigkeit ganz hineinlebte. Es wird von ihm berichtet, lebendig habe er sich den Ausspruch des heil. Bernhard eingeprägt, der auf Luther zu Erfurt einen so tiefen Eindruck gemacht hatte, den dieser, dessen Herz noch so voll davon war, wol eben jetzt oft im Munde führen mochte. [2])

Dies leitet wenigstens auf eine nicht zu verschmähende Vermuthung über den Inhalt der Vorlesungen und Predigten Luther's in dieser Zeit hin, denn da es an Nachrichten mangelt, so bleibt nur übrig, von seinen Ansichten und seiner Stimmung, so weit sie

1) Melanthon. Mathesius, 1. Predigt. Bzovii Annal. zum J. 1517, p. 321.

2) *Schurff* in Adami.

bekannt, und von dem Eindrucke, den er machte, auf seine Vorträge zurückzuschließen. Der letztere erklärt sich einerseits aus der Empfänglichkeit und Stimmung, welche Luther vorfand. Die studirende Jugend wurde mit dem Formalismus der Schulphilosophie und Theologie hart geplagt, es war „bös Studiren:" umsomehr fühlte sie sich durch eine freiere, geistigere Methode angezogen. Insbesondere ist es nicht zu verwundern, daß ein Mann wie Pollich die lebhafteste Theilnahme empfand, wenn Luther Abneigung gegen die scholastische Philosophie aussprach, die Schrift über sie emporhob. Ihm kam ferner zu statten, daß die Schrifttheologie, wie er sie bis jetzt bei sich ausgebildet, und so mangelhaft sie auch noch sein mußte, sein auf Christi Wort sich Stellen, in Wittenberg offenbar neu war. Staupitz hatte einen ähnlichen Eindruck nicht gemacht, sei es, daß er zu wenig eigentlich Schriftverständiger, oder daß er mit seiner ähnlichen Richtung nur schüchtern aufgetreten war, oder daß sein Vortrag nicht angesprochen. Da die scholastisch Gelehrten die Schrift nicht kannten, war es um so natürlicher, daß Luther's neue Theologie, Richtung und Methode nicht blos bei den Einen Aufsehen und hohe freudige Erwartungen erregten, sondern auch bei Andern bewirkten, daß sie, wie jener Magister Vach, bedenklich die Köpfe schüttelten oder auch erschraken, was bei Manchen der Fall gewesen sein soll [1]). Die Männer der herkömmlichen Wissenschaft und Gelehrsamkeit wurden durch die Argumente und **Solutiones** des Schriftkundigen, welche bei einem Pollich Bewunderung erregten, in Verlegenheit gesetzt. Die Waffen der Dialektik wußte auch er tüchtig und besser als die Meisten zu führen, er war in dem Wissen der Schule bewandert, sie nicht im seinigen. Er betrat ein Feld, auf welchem er allein oder doch mehr als irgend Einer neben ihm heimisch war; er zeigte in seinen exegetischen Vorlesungen mehr patristische Gelehrsamkeit, mehr unterscheidende Beurtheilung, eindringenden Scharfsinn und vor allen Dingen mehr innerlich-religiöses Leben und Begeisterung als irgend ein Anderer. Ein solches Hervorheben der Schrift, wenn auch keinerlei Widerspruch gegen das kirchlich-hierarchische System daran geknüpft wurde, hatte etwas sehr

1) Prima Oratio Dresseri de M. Luthero ex libello ejus de festis.

Verdächtiges und erregte natürlich allen Denen Bedenken, die sich erinnerten, welchen Gebrauch die Ketzer zu allen Zeiten von der Schrift und deren Ansehen gemacht, die es wußten, zu welchen Angriffen auf das Mönchthum, den Scholasticism ein Erasmus, der große Spötter, von seinem Hervorheben der Schrift überging. Verdächtig hatte sich schon durch Pollich die antischolastische Richtung gemacht, die er jetzt noch weit entschiedener zu vertreten anfing. Auf der andern Seite finden wir nicht, daß über seine Vorträge Lärm entstanden, die Meinungsgegner darüber laut geworden wären, und hierin liegt eine Andeutung über einen weitern sehr wichtigen Grund seiner tiefern echten Wirksamkeit. Er trat nicht stürmend, nicht lediglich verneinend, sondern mehr begründend auf, nicht prunkend mit der Fortschrittsrednerei und den Freiheitsredensarten der seinwollenden Kraftgenies, er entfaltete gediegenes Wissen, ging auf die Sache, zeigte sich durchdrungen von Ehrfurcht vor so Vielem, was ihm und Andern wichtig, ehrwürdig und heilig war, zeigte sich sogar mönchisch demüthig; er stand selbst noch in dem Begriffskreise seiner Umgebungen, war ihnen selbst noch nicht zu weit voraus und besaß neben dieser Gunst seiner innern Stellung zu ihnen das feine Gefühl, das dem Vordringenden nicht fehlen darf und niemals fehlt, der die Volks- und Zeitgenossen, mit ihnen gehend und sie mit sich fortziehend, weiter führen kann, will, soll.

Die Mängel seiner Vorträge nach Inhalt und Form wurden noch mehr bedeckt durch Das, wodurch er überhaupt ohne Zweifel am gewaltigsten ergriff und fesselte, durch den Ernst und die Innigkeit seines ganzen Wesens, den Genius, der aus seinem Wort, seinen „tiefen" Augen hervorblitzte. War seine Theologie auch noch so weit entfernt, eine folgerichtig entwickelte und ausgebildete zu sein: sie war lebendigste Ueberzeugung, frischer, ureigner Gedanke, eigenstes Erlebniß und Erfahrung, innerlichst Angeeignetes. Sie mochte die evangelische Wahrheit, wie sie in der Schrift daliegt, trüb genug wiederspiegeln, aber sie faßte nicht blos den Verstand, sondern auch die Herzen an, ein hoher Geist und Sinn, ein reiches Gemüth offenbarte sich in ihr. Sie trat, nur in anderer Form, auch in den Predigten hervor, mit denen es sich ähnlich verhielt. Sie waren gewiß sehr mangelhaft.

Aber auch ganz abgesehen von seiner angeborenen Redneranlage, die sich eben, weil sie angeboren war, sicher auch jetzt schon zeigte, von welcher jedoch erst weiterhin die Rede sein wird; abgesehen davon, daß sein Zurückgehen auf die Schrift, seine biblischen Begriffe vom Glauben auch auf der Kanzel neu, ein neues Evangelium waren: vor Allem mußte die hervorleuchtende Gewissenhaftigkeit, die Sinnesart wirken, bewältigen, die es keine schlechte Sache achtete, an Gottes Statt den Leuten zu predigen, die den Beruf und das — von so vielen Klerikern so gering und leicht geachtete — Geschäft des Predigers aus einem so hohen Gesichtspunkte auffaßte.

Ohne Frage spornte der Eindruck, den er machte, wiederum ihn selbst zu rastlosem Vordringen an. Er erwähnt, Pollich habe gesagt, „laß die Doctores Doctores sein, man muß nicht darauf hören, was die heilige Kirche sagt, sondern was die Schrift sagt." Wenn er Dies oder Aehnliches schon in dieser Zeit selbst von Pollich hörte oder, wenn es ihm durch seine Verbindungen mit Staupitz und Andern zu Ohren kam, welche Gährung der Gedanken, welches Herzbluten mußte es ihm verursachen. Nicht hören müssen, was die heilige Kirche sage! Er deutet selbst darauf hin, welche Noth es ihm gemacht, auf die Prüfung einzugehen, die es herbeizog. Ebenso, wenn ihm kund wurde, daß seine Richtung ihm Gegner unter den kirchlich Gesinnten, den Frommen erwecke, ihn bei diesen in den Verdacht neuernder ketzerischer Ansichten oder Hinneigungen bringe. Denn soweit wie einzelne wittenberger Geister war er anfangs noch lange nicht vorgeschritten. Daß er eine neue Lehre aufbringen, die römische Kirche reformiren werde, das waren Gedanken Pollich's, das legte Pollich in seine Vorträge hinein, das folgerte dieser daraus, daß er auf der Propheten und Apostel Schriften sich lege, an so etwas dachte Luther nicht von fern. Wie sehr schwankte er noch zwischen den scholastischen und den biblisch-augustinischen Begriffen; er stützte sich noch keineswegs ganz allein auf die Schrift, rief mit dem Erlöser noch zugleich Maria und die Heiligen an, war eben deßhalb noch schwer von seinen Seelennöthen gequält. „Denn wenn Du, sagt er, zumal in schweren Anfechtungen, zugleich Maria und die Heiligen anrufst,

alsdann ist die Zukunft Christi noch nicht kräftig in Dein Herz kommen, sondern wird alsbald aufgehoben." [1])

Daß es noch immer so mit ihm war, daß er sich eben in dieser Stimmung befand, in einer wankend gewordenen, aber doch noch durchaus mönchischen, eifernden, alle gegensätzliche Richtung, wenn nicht wider die Schulphilosophie und Methode, doch wider Kirche und Papstthum ausschließenden Gesinnung lebte: dies werden wir deutlich sehen, wenn wir ihn auf einer Reise nach Rom begleiten, die sehr bald seine Thätigkeit in Wittenberg wieder unterbrach.

1) Ausleg. des 1. Johannesbriefs, zu Kap. 4, V. 3; Walch IX, 1015.

Zweites Hauptstück.

Die Romfahrt.

1510.

Zeitbestimmung. — Veranlassung, Beweggründe. — Die Hinreise. — Bedeutung Roms für die Gläubigen und Pilger (Einflüsse auf Luther's Stimmung). — Kirchlich-politische Vorgänge und Zustände 1510. — Bedeutung Roms für die Gläubigen und Pilger (Fortsetzung). — Die Mirabilia Romae. — Eintritt in die Stadt, Andachtseifer. — Geschäftsausrichtung, Besichtigung der Merkwürdigkeiten Roms. — Das Papstthum in unmittelbarer Nähe, römische und italische Zustände. — Fortgesetzte Beobachtungen und Erlebnisse in Rom, Enttäuschung. — Mehrfache Reisebemerkungen, Rückreise, Ergebniß.

Zeitbestimmung.

Luther's römische Reise bildet einen sehr bedeutenden Wendepunkt in seiner Entwickelung. Er kehrte ein Anderer zurück, als er ging. Doch darf hier nur vorläufig darauf hingedeutet werden, übersehen läßt es sich erst, nachdem wir ihn auf seiner Wanderung begleitet. Die Nachrichten über dieselbe sind sehr lückenhaft und dürftig. Sie bestehen fast nur aus gelegentlichen vereinzelten Aeußerungen von ihm selbst. Ihre Beschaffenheit läßt es ebenso sehr als die wesentliche Bedeutung, welche die Reise

für ihn erhielt, bedauern, daß eine vollständigere Kunde nicht übrig geblieben ist. Man hat dies auffallend genannt, will auch finden, daß er selbst über seine römische Reise mit einer bei ihm ungewöhnlichen Zurückhaltung sich ausgesprochen habe [1]). Darin aber irrt man offenbar. Eher läßt sich sagen, daß seine Aeußerungen nicht genügend beachtet und in ein richtiges Licht gestellt sind. Man wird aus der nachstehenden Darstellung entnehmen, daß er sich gerade sehr unbefangen, völlig rücksichtslos und noch häufiger über seine Romfahrt ausgesprochen hat, als über andere Vorgänge seines frühern Lebens. Er selbst und die Zeitgenossen melden aus denselben Gründen so wenig davon, aus welchen er und sie mit nur so sparsamen Nachrichten über seine ganze Lebensgeschichte bis zum Ablaßstreite hinweggehen. Den Mitlebenden wäre sicher aufgefallen, was indeß nicht ersichtlich, wenn er eben über diese Reise zurückgehalten hätte. Es wird nun darauf ankommen, was der Armuth der Nachrichten abzugewinnen ist.

Nicht ganz unwichtig ist es zu wissen, in welches Jahr die Reise fällt. Melanthon scheint, doch nicht eben deutlich — er kann auch 1510 oder 1511 meinen — 1512 anzugeben, die unwahrscheinlichste Angabe. Selnecker sagt 1511, doch ist auch dies gar nicht wahrscheinlich. Man könnte allenfalls nur annehmen, um diese und andere Angaben zu vereinigen, daß Luther sich im letztgenannten Jahre noch eine kurze Zeit zu Rom befunden hätte und zurückgekehrt wäre. Allein nach Melanthon kehrte er in demselben Jahre zurück, in welchem er hinreiste. Seine Reise würde in den Winter gefallen sein, oder er müßte sich zu Rom eine längere Zeit aufgehalten haben. Nach unten anzuführenden Aeußerungen hat er sich aber um Johannis in Rom befunden und nicht länger als ein paar Wochen verweilt; die Fußreise dagegen mag allerdings ziemlich lange gedauert haben. Mathesius und Seckendorf nennen das Jahr 1510, er selbst gleichfalls, und zwar mehre Male. Freilich sagt er auch selbst einmal, daß er 1511 von Rom zurückgekehrt sei, und etwas auffallend in der Schrift: Wider das Papstthum zu Rom, „Anno

---

1) Planck, Gesch. des protestant. Lehrbegriffs, I, 62 f.

Domini (ist mir recht) 1510 war ich zu Rom." [1]) Bestimmter aber nennen Freunde und nannte er dieses Jahr Freunden, denen er von der merkwürdigen Reise erzählte. „1510 war ich in Rom — 1510 ging ich nach Rom — im Jahr 1510 war Doktor Staupitz in Rom und hörte da ein Prophezei, die bei aller Welt verbreitet war, ein Eremit werde wider das Papstthum aufstehen. In demselben Jahre reiste ich nach Rom." [2]) Man legte zur Reformationszeit großes Gewicht auf die „Prophezei", indem man sie auf Luther, den Augustinereremiten, deutete. Das früheste der angegebenen Jahre paßt endlich am besten zu der Stimmung, in welcher wir ihn auf der Reise finden, und zu dem vornehmsten Beweggrunde, der ihn bewog, sie zu unternehmen.

Veranlassung. — Beweggründe.

Sowie der Papst unter allen Häuptern noch immer das vorragendste, der Regent war, der am meisten die Blicke auf sich zog, in den wirksamsten Beziehungen zu seiner gesammten Mitwelt stand, den Thron einnahm, von welchem herab am weitesten umhergeschaut, geboten, gerichtet und geherrscht wurde: so war Rom immer noch die Hauptstadt der Christenheit, Rathhaus und Rüstkammer der wichtigsten Beschlüsse und Unternehmungen. Italien war der Boden, auf welchem die Absichten und Bestrebungen der europäischen Hauptmächte, namentlich auch der französischen und habsburgischen Höfe, wie im Knotenpunkte zusammenliefen, der vornehmste Schauplatz ihrer Kämpfe.

Rom war der vornehmste Anziehungspunkt für Reisende aus allen Ländern. Unzählige gingen und kamen alljährlich, aus allen Ständen und Klassen, aus den verschiedensten Veranlassungen und Beweggründen; Abgesandte der Könige und Fürsten und

1) Mathesius, 1. Predigt. *Seckend.* I, 19. Lingke, Reisegesch., 16 f. Plochm. XXVI, 125.

2) *Ericeus*, 174. Cod. chart. bibl. duc. Goth. Fol. Nr. 262, in: De D. M. Luthero, ejus doctrina, vita, moribus et periculis, und in: D. M. Lutheri Curriculum. Rebenstock II, 14. Noch andere Stellen weiter unten. Spiker a. a. O. Anhang, 61.

anderer weltlicher Obrigkeiten, der Bischöfe und Orden, Gelehrte und Künstler, Pilger und Neugierige. Man kam um zu unterhandeln über Staats- und Kirchensachen, Privatangelegenheiten zu betreiben, päpstliche Entscheidungen nachzusuchen, gerechte und ungerechte Sachen zu fördern u. s. w. [1]). Weßhalb ging Luther nach Rom?

Aus wissenschaftlichen Zwecken? Dies scheint bei einem jungen Gelehrten und Docenten, und der humanistisch gebildet war und in Gemeinschaft mit Humanisten lebte, vielleicht am nächsten zu liegen. Insbesondere die Letztern, ja Alle, die sich klassisch ausbilden, überhaupt auf höhere, feinere Bildung Anspruch zu machen wünschten, gingen nach Italien, nach Bologna, Florenz, Rom. Sie vervollkommneten sich dort im Lateinischen, lernten Griechisch, machten gelehrte Bekanntschaften, erwarben Bücher und Handschriften. So Reuchlin, Celtes und hundert Andere. Wer nicht in Italien gewesen war, galt nicht recht für voll; dort gewesen zu sein, war an sich selbst eine vollgültige Empfehlung. Allein dies ist bei Luther gewiß kaum von fern in Betracht gekommen. Die Gesichtspunkte der Humanisten waren die seinigen keineswegs. Wissenschaftliche Zwecke hatte er nicht, oder doch nur nebenher, im Auge. Ganz unwahrscheinlich schon an sich selbst, und weil sein Aufenthalt nur so kurz war, ist Cochläus' Angabe, daß er sich in Rom unter Anleitung des Juden Elias Levita mit dem Hebräischen beschäftigt habe. [2]) Einer andern Nachricht zufolge wünschte er gelehrte und gottselige Männer kennen zu lernen, doch nur „um sein Gewissen zufriedenstellen zu können." [3]) Der Zusatz weist auf einen ganz andern als einen wissenschaftlichen Zweck hin.

Nach mehren, freilich unzusammenstimmenden Angaben war es eine Ordensangelegenheit, die ihn nach Rom führte, an sich eine sehr wahrscheinliche Angabe, wobei es indeß doch auch an Unwahrscheinlichkeiten nicht fehlt. Laut einer Sage, die bei Dresser sich findet, wurde er abgesendet, um den Brüdern die

1) Roscoe, Leben und Regierung des Papstes Leo des Zehnten, deutsch von Glaser, I, Henke's Vorr. VI. Leo, Universalgesch., III, 31 ff.

2) De actis et scriptis Lutheri, 3.

3) Lingke a. a. O. 15.

Erlaubniß auszuwirken, bei körperlicher Schwachheit Fleischspeisen genießen zu dürfen. Zehn Dukaten hätte man ihm mitgegeben, um sich beim römischen Hofe einen Fürsprecher zu gewinnen. Einer glaubwürdigern Nachricht zufolge war ein Zwiespalt im Orden die Veranlassung der Reise. Sieben Konvente hätten sich einer neuen Provinzeintheilung Staupitzens nicht fügen wollen. So Etwas kam häufig bei Ordensreformationen vor, und man wendete sich dann nach Rom. Nach Cochläus hätten nun die widersetzlichen Konvente Luther zur Gesandtschaft nach Rom bestimmt, weil er klug und herzhaft, geneigt und geübt gewesen, streitige Sachen durchzufechten. Wider seinen Vikar sei er gen Rom gezogen. [1]) Dagegen aber läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, daß der Entschluß, eine Entscheidung aus Rom einholen zu lassen, von Staupitz und den ihm anhängenden Konventen ausging, und daß diese Luther zum Sachführer wählten; ganz undenkbar ist es, daß Luther in einer Angelegenheit wider Staupitz und von dessen Gegnern gewählt wäre und sich hätte gebrauchen lassen. Auf Ansehen und Zutrauen, das er sich erworben, und das auch Maimbourg als Grund seiner Erwählung angibt, weist die Absendung hin. Mag sein, daß man von seinen Disputationen her meinte, daß er auch einen Auftrag dieser Art mit Erfolg angreifen werde, nur daß Kampflust oder Aehnliches zu der Stimmung schlechterdings nicht paßt, in welcher wir ihn auf der Reise finden. Vielleicht haben wir auch hier ein Anzeichen von Staupitzens wohlwollendem Bemühen zu erblicken, den Verdüsterten und Verdumpften zu beleben, indem er ihn in die große frische Welt zu bringen trachtete. Nach Laing und Aehnlichen zog ihn Ehrgeiz nach Rom. Sobald er sein Geschäft erledigt, hätte er sich um einen Kardinalshut beworben und deshalb noch einige Zeit in Rom verweilt. Ein Verrückter war er indeß nicht, hatte den Sinn auf ganz andere Dinge gerichtet, und wir kommen damit auf den vornehmsten Beweggrund seiner Reise. [2])

---

1) Spiker, Anhang, 62. Seidemann, Beiträge zur Reformationsgeschichte, I, 24.

2) *Grimm*, de Jo. Staupitio a. a. O. 70. Tentzel a. a. O. 157.

Es war kein anderer als der, daß er „Ruhe und Trost für sein Gewissen" suchte. Aus Andacht, als Pilger ging er nach der heiligen Stadt. Es war eine Wallfahrt, die Erfüllung eines Gelübdes, wie er ja so oft sagt, die Lehre, die Predigten hätten dahin geführt, daß die Einen nach diesen, die Andern nach jenen heiligen Orten geeilt wären, den Frieden zu finden, den ihnen die Kirche geraubt und dort verheißen. „Wie ist ein Laufen gewesen unserer Väter, und Vieler unter uns selbst, aus allen Landen, über viel hundert Meilen, gen Jerusalem zum heiligen Grabe, gen Compostel und St. Jacob, gen Rom zu St. Petri und St. Pauli Haupt, da Etliche barfuß gegangen, Etliche im ganzen Harnisch (ich will anderer unzähliger Wallfahrt schweigen), wie die thörichten Leute; da haben wir Geld mit großen Haufen zugetragen, Gott gedanket, und froh worden, daß wir nur des Papstes lügenhaften Ablaß damit kaufen möchten, und würdig werden, die Todtenbein (die sie für Heiligthum geweiset), viel aber des allerheiligsten Heiligthums, des Papsts Füße zu küssen oder zu sehen." [1]) Wir erinnern uns, daß er schon in seinen Knabenjahren und dann zwei Mal in Erfurt gelobt hatte, nach Rom gehen und fromm werden zu wollen. Er sagt ausdrücklich, dies Gelübde sei die Ursache seiner Reise gewesen, [2]) und hiermit stimmt denn auch seine Gemüthsverfassung während derselben und was er in Rom thut und vor sich nimmt. Nirgend spricht er selbst von dem Ordensauftrage, der ihm indeß zur erwünschten Veranlassung und Erleichterung der Ausführung seines Gelübdes gedient haben mag.

Lingke a. a. O. 14. Laingäus, Summarische Historie M. Luther's und Calvin's, 6.

1) Kirchenpostille, Plochm. IX, 345. „Das will die Welt wieder haben und soll ihr auch nichts Bessers werden," setzt er, die Predigt schließend, hinzu.

2) *Rebenstock* II, 14. Cod. chart. Bibl. duc. Goth. Quart, Nr. 79.

Die Hinreise.

Er reiste mit einem Bruder, von welchem er nicht weiter spricht, natürlich zu Fuß, von einem Kloster zum andern pilgernd, und nach der Sitte der Klöster gastlich aufgenommen, wogegen er in Disputationen, auch wol Predigten sich versuchte und versucht wurde. In den Konventen seines Ordens war ihm sein Ruf vorangegangen, er war Staupitz's Sendbote, Staupitz's Empfohlener, von Wittenberg war viel zu erzählen, es fehlte sicher nicht an manchfachen lebhaften Erörterungen. Einer vielseitigern Beobachtung, einer freieren Auffassung mußte es hinderlich sein, daß er aus den Mönchskreisen wenig herauskam, daß er so sehr mit seinen Seelenzuständen und den Pilgerzwecken seiner Reise beschäftigt war. Wie die wirklich andächtigen Wallfahrer mit weltabgewendetem Sinne mitten durch das Gewühl, das weltliche Treiben lebendiger Städte dahinziehen, blickte auch er, in seine heiligen träumerischen Gedanken vertieft, gewiß wenig rechts oder links; indeß werden wir sehen, daß er nicht ganz ohne offene Augen reiste. Er hatte doch zu viel rege Empfänglichkeit, Beobachtungsgabe und gesunden Verstand, um gar nicht zu sehen und zu hören; er würde sonst als Derselbe heimgekehrt sein.

Die Richtung wurde zunächst auf Heidelberg genommen, das eben damals ein Sammelplatz ausgezeichneter helldenkender Männer war. Er scheint indeß mit keinem derselben auch nur in die mindeste Berührung gekommen zu sein. Nach einer heidelberger Chronik sprach er, „als er vom Konvente der Augustiner 1510 nach Rom geschickt worden," im dortigen Kloster seines Ordens ein. Indeß erinnerte man sich von seiner Anwesenheit nur noch, daß er einige Zeit lang verweilt und gepredigt und disputirt habe. [1])

Die Reise ging sodann durch Schwaben und Baiern. Einer Sage zufolge soll er in Hohenschwangau nach dem Reichstage von Worms eine Zuflucht gefunden haben, was nicht sein kann. Nach einer anderen Sage hätte er 1518 nach seiner Flucht von

1) Lingke a. a. O. 18.

Augsburg auf Hohenschwangau bei einem befreundeten Wirthe gerastet. In München wird noch heute in der sendlinger Gasse das Haus beim Koche zur Hölle gezeigt, wo er den Durst gelöscht, die Wurst aber schuldig geblieben. Auf dem Bergschlosse Hohenaschau im Isarkreise soll er sich länger verweilt haben; in Ottobeuern wird noch ein Meßgewand gezeigt, worin er dort Messe gelesen. Die Sage verwechselt Zeiten und Ortschaften. Indeß deuten die örtlichen Anhaltspunkte, München, Ottobeuern, Füessen, Hohenschwangau, Hohenaschau, Chiemsee auf die römische Reise hin und geben der Vermuthung Raum, daß er das angesehene schwäbische Kloster zu Ottobeuern an der Günz, und etwa die regulirten Chorherren des heil. Augustin zu Herren-Chiemsee, die Besitzer einer kostbaren Büchersammlung, besuchte, und über Füessen, die Pforte für Baiern und Tyrol, nach Welschland zog. Bei den reichen Benediktinern in Füessen mag er gern verweilt, auch bei den Herren des nahe gelegenen Schwangau gerastet haben [1]). „Wenn ich," sagte er einst, „viel reisen sollte, wollte ich nirgend lieber denn durch Schwaben und Baierland ziehen, denn sie sind freundlich und gutwillig, herbergen gerne, gehen Fremden und Wandersleuten entgegen und thun den Leuten gütlich und gute Ausrichtung um ihr Geld [2])." Baiern wenigstens durchreiste er nur auf seiner Romfahrt. Diese Aeußerungen müssen sich daher auf die Erfahrungen und Beobachtungen der letztern beziehen. Er lernte freilich in den folgenden Jahren in Wittenberg Studirende und Reisende aus allen Theilen Deutschlands und ihre Mundarten kennen. Doch gründen sich auf sein Ohrenzeugniß an Ort und Stelle offenbar wenigstens großentheils seine Urtheile über die oberdeutschen Mundarten, sie wären nicht die rechte deutsche Sprache, nähmen den Mund zu voll und weit, lauteten hart u. s. f. Die deutsche Sprache, bemerkt er, habe so viel Mundarten, und die unter einander so verschieden wären, daß oft Deutsche einander nicht verständen, die Sachsen die Baiern nicht u. s. f. „Sonderlich

1) Maßmann, Luther auf Hohenschwangau, in Illgen's Zeitschrift für die histor. Theologie, Bd. V, St. 2. S. 268 ff. Hormayr, Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, 1835, 1 ff.

2) Tischreden, Walch XXII, 2359.

die nicht gewandert sind. Ja die Baiern verstehen bisweilen einer den andern nicht recht, was grobe Baiern sind [1]).“

Kaum in Italien angelangt, soll er in Lebensgefahr gerathen sein. Dresser erzählt, er wäre in einem Kloster diesseits der Apenninen Zeuge geworden, wie die Brüder das Fastengebot übertreten und hätte sie mit freundlichen Worten auf dasselbe und das geistliche Oberhaupt, von welchem es herrühre, hingewiesen, was ihm freilich, wie er damals gesinnt war, nur ähnlich sähe. Die treuherzige fromme deutsche Art! In Italien kehrte man sich wenig an die Fastenverordnungen, die Deutschen schickten ihr Geld nach Rom für Dispensationen. Hutten sah um diese Zeit und schildert sehr anschaulich, wie die Italiener die Fasten hielten. Wir werden noch darauf kommen. — Nach Dresser's Erzählung hätten die Mönche ihm dann, sei es aus Rachsucht oder aus Furcht, nach dem Leben getrachtet, der Pförtner aber habe ihm den Anschlag entdeckt und sei ihm zum Entkommen behülflich gewesen. Als einst Dr. Basilius an seinem Tische von der „wundergroßen“ Bosheit der Italiener sprach, „die Einen könnten vergiften und umbringen, wenn er nur in einen Spiegel sähe,“ bemerkte Luther, „es sind subtile listige Mörder, die Einem können alle Sinne tödten, heimlich mit Gift [2]).“

Die Lombardei scheint ihn sehr angemuthet zu haben. „Italien, sagt er, ist ein sehr fruchtbar, gut und lustig Land; sonderlich Lombardia ist ein Thal zwanzig deutscher Meilen Wegs breit; mitten dadurch fleußt der Eridanus, gar ein sehr lustig Wasser, so breit als von Wittenberg gen Brate ist: auf beiden Seiten sind die Alpen und Apenninusgebirge.“ Einst rühmte er an seinem mit Obst besetzten Tische, wonach die Kinder lüstern hinblickten, die großen Weinbeeren in Welschland und die Pfirsiche, „dagegen die in unserm Lande wie die Schlehen sind.“ Er stellte Betrachtungen darüber an, wie wunderbar es doch sei, daß aus den Bäumen solche Früchte wüchsen, die zu Fleisch und Blut gemacht würden. „Denn was sind Bäume anders denn Holz? Du siedest oder bratest sie, so ist's Holz. Noch sollen

1) Tischreden, Walch, XXII, 2359, 2362.

2) Das. 2364. Spiker, Anhang, 62.

so süße und liebliche Früchte daraus wachsen, daraus Fleisch und Blut ernähret werde. Also hab' ich gesehen, daß in Italien auf harten Steinfelsen die allerschönsten Oelbäume wuchsen. Da lernte ich die Worte verstehen, die im 78. Psalm geschrieben sind, er tränkte sie in der Wüste mit Wasser aus dem Felsen reichlich [1]).“ Ein Zeichen seiner Reisestimmung, der Gedanken, die ihn beschäftigten. Die Natur faßt er auf in ihren Beziehungen auf das in ihr zu erkennende göttliche Walten. Mitten in der Fülle des Neuen und Herrlichen, das sich ihm öffnet und aufdringt, setzt er die Arbeit fort, in den Schriftsinn immer tiefer einzudringen.

Die Sage, auf welcher Dresser's Erzählung ruht, mag unbegründet sein; er fand indeß jedenfalls Klöster, in welchen man sich noch viel mehr erlaubte, als Fleischessen am Fasttage. Ihre Ueppigkeit mochte ihm eigne Gedanken erregen, wenn er auch noch so gut aufgenommen wurde. „In der Lombardie am Pad, erzählte er, ist ein sehr reich Kloster, St. Benedicti Ordens, das alle Jahr sechsunddreißigtausend Dukaten Einkommens hat. Da ist solche Lust und Schlemmen, daß sie zwölftausend Dukaten auf die Gasterei wenden, zwölftausend auf die Gebäude, das dritte Theil auf das Konvent und die Brüder. Im selben Kloster bin ich gewesen und ehrlich tractirt und gehalten worden [2]).“ Sein nächstes Ziel war indeß Mailand gewesen.

Bei aller Einförmigkeit, die die römische Kirche anstrebte, war sie nicht im Stande gewesen zu bewirken, daß ihr Christenthum in allen Ländern dieselben Ergebnisse gehabt, bei allen Völkern dieselbe äußere und innere Gestalt bekommen hätte — manchfach und nicht unbedeutend war und blieb der Unterschied zwischen italischem oder spanischem, und deutschem, sächsischem Christenthume. Nicht blos daß die oft gepriesene Einigkeit und Einheit der römischen Kirche in dem Sinne nie bestand, daß die letztere frei gewesen wäre von Zerwürfnissen, Spaltungen, Streitigkeiten, insbesondere auch solchen, die da Zeichen der Bewegung, lebendiger Entwickelung des kirchlichen Dogmas und Lebens sind: eine völlige Gleichförmigkeit wurde so wenig erzielt,

1) Tischreden, Walch XXII, 230, 178.

2) Das. 1468.

daß vielmehr der „Irrthum, Sekten und Rotten" — Luther ereiferte sich in der Kirchenpostille darüber — unzählige waren, deren jede ihre „eigene Weise und Wege hielt, heiliger sein wollte als die andere," deren „keine mit der andern eins war, und doch der Papst alle bestätiget und großen Ablaß zu solcher Rottenbrüderschaft gab." Er setzt hinzu: „Ich will schweigen, was sonst für Uneinigkeit im Papstthum, Stiften, Pfarren und Klöstern allenthalben gewesen, die sich ohn Unterlaß mit einander gezanket, gebissen und gekratzet haben; wie es denn nicht kann anders sein, wo man Heiligkeit und Gottesdienst setzet in solche äußerlich selbst erdachte Werke und Weise, und soll ein Jedes das Rechte sein und Jeglichem das Seine gefällt; da kann man nimmermehr eins werden, welches das Rechte und das Beste sei." Die Kirche war in der That nicht im Stande, solchen Streit zu verhindern, sie hatte, wie sehr sie Gleichförmigkeit anstrebte und obwol es ihr bis auf einen gewissen Punkt gelang, nicht umhin können, einzelnen Nationen, Landschaften und Korporationen Besonderheiten in der Lehre, im Kultus zu lassen oder zu bewilligen. Hier fand er so etwas. „Als ich 1510 durch Mailand nach Rom zog, erzählte er, hatten sie da einen andern Meßkanon, und als ich Messe halten wollte, sagten sie zu mir, ich dürfte bei ihnen nicht celebriren, denn sie wären Ambrosianer." Im 11. Jahrhundert hatten zu Mailand ärgerliche Streitigkeiten über die Abschaffung des gregorianischen Lobgesangs stattgefunden. „Man sagt, daß die Mäyländer etwa mit einander uneins sollen gewest seyn, und gezankt, ob sie Ambrosii oder Gregorii Buch sollten in ihrer Kirche annehmen; haben Gott gebeten, er wollte es ihnen durch ein Mirakel anzeigen. Da sie nun des Nachts beyde Bücher in der Kirchen hingelegt hatten, da fand man Ambrosii Buch auf dem hohen Altar ganz unverrückt, aber Gregorii Buch war in einzeln Stücke zurissen, und hin und wieder zerstreuet. Das haben sie also gedeutet: Ambrosius soll zu Mäyland auf dem Altar bleiben, Gregorius durch die ganze Welt zerstreuet werden. Also haltens die von Mäyland anders, denn die Römische Kirche." Er kommt mehr als ein Mal darauf und knüpft stets Bemerkungen ähnlicher Art daran, nirgend sei so viel Ungleichheit als gerade in der römischen Kirche, daher denn der Spruch gegangen sei: Si fueris

Romae, romano vivito more. Auch die Griechen hätten den römischen Kanon nicht. Die Abgötterei der Elevation sei nur eingeführt, um die falsche Lehre von der Brodverwandlung zu bekräftigen, und könnte um so weniger für einen nothwendigen Glaubensartikel gelten, da man im Bisthume Mailand von Ambrosius' Zeiten her weder den Kanon noch die Elevation noch Dominus vobiscum in der Messe gebraucht habe. Diese Bemerkungen gehören freilich einer viel späteren Zeit an, allein sie wurden ihm doch auch jetzt schon sehr nahe gelegt. Die Verschiedenheiten, auf welche er bei den Ambrosianern zu Mailand hingeführt wurde, mußten ihm Gedanken erregen [1]).

Als einst an seinem Tische viel von der italischen Luft geredet wurde, welche „sehr subtil wäre, also daß man des Nachts alle Fenster und Spalten auf's Genaueste zuschlösse und verstopfte, denn die Nachtluft wäre sehr schädlich und pestilenzisch, machte bald ein Fieber," erzählte er: „Mir und meinem Bruder widerfuhr das. Da wir gen Rom zogen in Italien und ein Mal die ganze Nacht mit offnen Fenstern sehr hart schliefen bis um sechs; da wir erwachten waren uns die Köpfe voller Dunst, ganz schwer und ungeschickt, also, daß wir desselben Tages nur eine Meile konnten gehen: so plagte uns der Durst, und eckelte uns vor dem Wein, daß wir ihn auch nicht riechen konnten, begehrten immerzu Wasser zu trinken, welches doch tödtlich ist. Endlich labeten und erquickten wir uns wieder mit zweyen Granatäpffeln, dadurch erhielt uns Gott das Leben [2])."

Der Vorfall scheint sich auf dem Wege nach Padua zugetragen zu haben, wo er bei seiner Ankunft heftige Kopfschmerzen empfand, die dann durch den vom Wirthe angerathenen Genuß von Granatäpfeln gestillt wurden. Unwahrscheinlich lautet eine hieher gehörende Sage, die in einer älteren Reisebeschreibung erhalten ist, nach welcher er zu Padua unter so großem Zulaufe, namentlich von Studenten, gepredigt haben soll, daß die Kirche die Zuhörer nicht fassen können, und daß er daher unter

---

1) Tischreden Walch XXII, 1515, 896. Plochm. IX, 208. Raumer, Hohenstaufen, VI, 661. Villers, Versuch über den Geist und den Einfluß der Reformation Luther's, übersetzt von Cramer, I, 38 ff.

2) Tischreden, Walch XXII, 2364.

freiem Himmel habe predigen müssen. Man zeige die Kanzel noch, welche für ihn deshalb errichtet sei und die man zum Andenken an den Vorgang habe stehen lassen. Möglich, daß ein Kern von Wahrheit in dem Mährchen enthalten ist [1]).

In Bologna überkam ihn ein so heftiger Anfall von Kopfschmerzen und Ohrensausen, daß er sich seines Endes versah. Auf das Deutlichste tritt nun seine vorherrschende Reisestimmung hervor. Wir erinnern uns der Bedeutung, welche der Spruch: der Gerechte lebt seines Glaubens, in Erfurt für ihn gewonnen. Hier, in Bologna, auf dem Krankenlager, am Leben verzweifelnd, war es wiederum jener Spruch, der ihn beschäftigte, mit welchem er sich, wie es scheint, tröstete und aufrechterhielt. Noch mehr, der Spruch war ihm so ins Gemüth gedrungen und so wenig gewiß war er doch des darin liegenden Gedankens noch immer, so groß war auch jetzt noch sein innerer Zwiespalt, daß fortwährend bei Allem, was er vornehmen mochte, die Stimme in seinem Innern erscholl: Der Gerechte lebt seines Glaubens. Auf der ganzen Wanderung nach Rom konnte er sich den Spruch nicht aus dem Sinne schlagen [2]).

Noch heute wird von Reisenden den Italienern der Sinn für werkthätige Liebe nachgerühmt, der die manchfachsten und zahlreichsten Humanitätsanstalten ins Dasein gerufen. Er war von jeher einer der besten Charakterzüge des Volks, seine Zeichen und Erzeugnisse gehörten zum schönsten Schmucke Italiens. Luther achtete sorgfältig darauf. Er besuchte die Siechhäuser mit menschlicher Theilnahme, die Wohlthätigkeitsanstalten aller Art scheinen vorzugsweis seine Aufmerksamkeit gefesselt zu haben. Er spricht mit großer Anerkennung, mit Vorliebe von den zahlreichen und manchfachen, die er in Italien kennen gelernt. „Das habe ich also zu Florenz gesehen, daß die Spitale mit solchem Fleiß gehalten werden. Also werden auch die Fündlinghäuser gehalten, in welchen die Kinderlein aufs Beste ernähret, aufgezogen, unterweiset und gelehrt werden, schmücken sie alle in

1) Lingke a. a. O. 19 f.

2) *Seckend.* I, 55. Keil, Luther's Lebensumstände, I, 20

eine Kleidung und Farbe, und ihr wird auf's Beste gewartet [1])."

In Siena hörte er von Kaiser Friedrich sagen, „wir haben von eurem Kaiser gelernt viel Sprüche, sonderlich diesen, qui nescit dissimulare, nescit imperare, wer nicht übersehen oder überhören kann, der kann nicht regieren." Er setzt, indem er es erwähnt, hinzu, sie hätten gerne gesehen, daß Friedrich mit dem Kopfe hindurchgefahren wäre. Man kann daraus abnehmen, daß bei seinem Verkehr mit den Leuten gelegentlich auch weltliche und politische Dinge, die Beziehungen Deutschlands und Italiens zur Sprache kamen [2]).

Endlich erblickte er die Stadt. Er fiel zur Erde nieder, hob die Hände empor und rief: „sei gegrüßt, du heiliges Rom, drei Mal heilig von der Märtyrer Blut, das da vergossen ist." „Ich dachte damals nicht, sagt er, daß ich der Eremit sein sollte, der wider das Papstthum aufstände [3])."

Bedeutung Roms für die Gläubigen und Pilger (Einflüsse auf Luther's Stimmung.).

Er war Eiferer für das Papstthum und die Kirche. Seine Stimmung erklärt sich daraus schon. Um indeß die inbrünstige Ehrfurcht, womit er kam und die Stadt begrüßte, völlig zu würdigen, sodaß uns die ganze Tiefe und Lebendigkeit seiner Empfindung anschaulich und die Vernunft darin deutlich wird, daß er uns nicht lediglich als blinder Thor oder Phantast erscheint, müssen wir uns die Bedeutung Roms vor Augen halten, die Bedeutung, welche es zu jener Zeit zumal für den Pilger hatte. Daß sie ihn so gänzlich erfüllte, darf uns um so weniger Wunder nehmen, da sie ja noch in unseren Tagen, wo sie so viel tiefer gesunken und der Enthusiasmus so viel kälter geworden, Manche zu begeisterten Schilderungen stimmt, auf deren eine und

1) Tischreden, Walch XXII, 786. Mittermaier, Italienische Zustände.

2) Ausleg. des 101. Psalms zu V. 1; Walch V, 1191.

3) Tischreden, Walch XXII, 2374.

andre wir Bezug nehmen wollen. Wiefern das Gefühl, das sie eingegeben, ein wohlbegründetes und berechtigtes ist, bedarf hier keiner Erörterung. Es kömmt uns lediglich darauf an zu zeigen, mit welchen Augen die Gläubigen früherhin und noch zur Zeit der Pilgerfahrt Luther's Rom ansahen, mit welchen Empfindungen der Anblick der Stadt die eifrigen Pilger erfüllte und wie dies bei ihnen und so bei Luther nur ganz natürlich war.

Das christliche Rom war für die neuere Welt, was das heidnische für die alte gewesen, das allgemeine Band; als Hauptstadt der Nationen erfüllte es wie keine andere ähnliche Stadt die Bedingungen seiner Bestimmung als einer solchen und erschien wahrhaft als die ewige, die Völkerstadt, vor allen Dingen dadurch, das es Sitz des Papstthums war, Mittelpunkt der sichtbaren Einheit der als geistiges ewiges Reich alle Völker vereinigenden Kirche. Nach der noch immer lebendigen Ansicht der Gläubigen vertrat der Papst die Stelle des unsichtbaren Hauptes der Kirche, Gottes selbst, untrüglich entschied er über den Glauben, besaß die Schlüssel des Himmel- und Höllenreichs, seine Gewalt erstreckte sich über die Seelen im Fegfeuer, die Fürsten der Welt waren ihm unterworfen. Inmitten der Völker gestellt, vereinigte er als geistlicher Vater die verschiedenen Theile der Christenheit, allgemeiner Hirt der Heerde erhielt er die Gläubigen in ihren Pflichten, schützte sie, schützte den Glauben vor Zerfall wie vor Unterdrückung, die Kirche vor der Welt. Der höchste Schiedsrichter auf Erden war er, gab und nahm den Königen ihre Kronen. Die kirchlichen Obern empfingen von ihm die Bestätigung, von ihm gingen die Gebote, die Legaten aus, wodurch die Kirche und die weltlichen Reiche geleitet wurden, zu ihm wendeten sich, seinen Beistand suchend, auf seine Aussprüche sich berufend, Alle, vom Kaiser bis zum Bettler, Geistliche und Laien; umgeben thronte er von den gelehrtesten, erfahrensten und heiligsten Vätern, den Kardinälen, den Ordensobern [1]).

Wenn alle Gläubigen hinblickten nach Rom bei hundert Veranlassungen, so mußte es dem Mönche fortwährend in Gedanken liegen; wenn sich Alle in lebendiger inniger Beziehung

1) Rom, die Stadt der Völker, in Historisch-politische Blätter, XI, 749 ff. *Chateaubriand*, Genie du christianisme, III, 183.

zur römischen Kirche und ihrem obersten Regenten dachten, bei dem Kleriker, dem Mönche zumal, war dies Bewußtsein ein weit lebendigeres. Das Papstthum war nach Würde und Ansehen gesunken, allein die Liebe und Ehrfurcht vor ihm war noch immer groß bei uns, und Luther als Deutscher und Thüringer und Priesterzögling darin aufgewachsen. Als Zögling der Ordensleute, der Scholastiker und Kanonisten hatte er sich darin bestärkt und war Eiferer darin geworden, als Mönch hatte er sich der Kirche und dem Papstthum ganz hingegeben. Hieran und an alles Das, was darüber gesagt ist, wie es gekommen und was darauf eingewirkt, müssen wir uns jetzt erinnern.

Freilich war seit seinen Kinderjahren ein allmäliger Umschwung in der Stimmung vorgegangen. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hatte die seit Pius' II. Zeit eingetretene Gunst, welche der Letztere der Hierarchie und dem Papstthume von Neuem zu wecken gewußt, wieder abgenommen; der Widerspruch war abermals erwacht und mit jedem Jahre stärker und lebhafter geworden. Gerade das Jahr der Romfahrt Luther's wurde durch Vorgänge gezeichnet, welche gleich denen, von welchen wir sprachen, wo wir den Zeitpunkt seiner Ankunft und Anfänge in Wittenberg erörterten, sehr deutlich auf eine Erschütterung des päpstlichen Ansehens in Deutschland, einen zunehmenden Abfall der Meinung, ein zunehmendes Erwachen des Bewußtseins hinweisen, daß man in unleidlichen Zuständen lebe, die in Rom ihre vornehmsten Ursprünge und Stützen hätten. Es muß davon die Rede sein, ehe wir weiter gehen. Sie waren doch, scheint es, gar sehr geeignet, ihn wankend zu machen, in etwaigen Zweifeln zu bestärken, ihn abzukühlen. Ihre Beachtung wird uns noch deutlicher erkennen lassen, wie erhöht und eifrig seine päpstliche und pilgerische Stimmung während seiner Romfahrt war, uns aber doch auch auf Spuren davon hinleiten, daß seine Augen schon nicht mehr gänzlich verschlossen waren.

Kirchlich-politische Vorgänge und Zustände 1510.

Auf den beiden Reichstagen zu Freiburg und Augsburg 1498 und 1500 war beschlossen, eine Gesandtschaft nach Rom

gehen zu lassen, die mit dem heil. Vater reden solle, daß die Statuten und Privilegien der Kirchen deutscher Nation nicht beeinträchtigt, sondern in Kraft gelassen, die Aemter und Pfründen nicht an fremde, der deutschen Sprache unkundige Personen verliehen, die Konkordate aufrechterhalten und alle sonstigen Beschwerden abgestellt werden möchten. Sie sollte sich dabei auf das Blutvergießen berufen, das bei den Deutschen in vorhergehenden Jahren für den christlichen Glauben geschehen, und vorstellen, wie die Deutschen vor allen andern Nationen die christliche Kirche ehrlich und hochbegabt gestiftet und geziert hätten. Doch sei das Alles mit ziemlichen und füglichen Worten zu setzen, auf das allerbeweglichste und freundlichste, damit die Sachen zur Frucht entsprießen möchten. Die Gesandtschaft hatte natürlicher Weise durchaus keinen Erfolg, wenn sie überhaupt abgeschickt wurde, und konnte um so weniger Erfolg haben, da die Verwirrung im Reiche ein kräftiges Auftreten nicht erwarten ließ und auch sonstige Beschlüsse jener Reichstage die deutsche Ohnmacht und Verkommenheit noch stärker darthaten, die sich in den schüchternen Anweisungen ausspricht, welche jener Gesandtschaft ertheilt werden sollten. Zu Freiburg waren ungrische und polnische Abgesandte erschienen mit Hülfsgesuchen wider die Türken, mit Aufforderungen und Vorschlägen zu einem allgemeinen Türkenzuge. Die Reichsstände meinten, die Ausführung sei dem Reiche allein zu schwer, und schoben die christlich-europäische, aber doch insbesondere deutsche Angelegenheit dem Papste zu. Der heilige Vater — der ruchlose und nichtswürdige Alexander VI., der geheime Verbündete des Sultans — solle um Rath und Beistand ersucht und deshalb beschickt werden. Von einer solchen Gesandtschaft war denn freilich keine Abhülfe von Beschwerden zu hoffen, welche sie zu führen daneben beauftragt wurde [1]).

Auf dem Reichstage zu Konstanz von 1507 brachte Maximilian sehr nachdrücklich zur Sprache, wie der französische König widerspenstige Fürsten deutscher Grenzländer gegen ihn unterstütze, die Einigkeit zwischen ihm und den Reichsständen durch geheime Listen und Künste zu zerstören suche, Reichslande an sich gebracht habe, das Papstthum der französischen Zunge einzuverleiben und

(1 K. A. Menzel a. a. O. VIII, 284. Schröckh a. a. O. XXXII, 478.

die kaiserliche Krone und Würde an sich zu reißen trachte. Vortrefflich, wahrhaft kaiserlich und patriotisch lautete seine Berufung an das deutsche Ehrgefühl, das Gefühl der Stände für die Reichsgefahr. Unter den letztern sprach sich ein lebhafter Unwille über die französischen Ansichten, Umtriebe und Erdreistungen aus. Allein sie schienen doch auch den französischen Einflüsterungen das Ohr geliehen zu haben, Maximilian strebe die österreichische Hausmacht auf Kosten der Reichsfürsten zu erhöhen, sich zum Erbkaiser und die deutsche Nation, d. h. die deutschen Fürsten unterthänig zu machen. Abreißung von Reichslanden galt ihnen dagegen für minderes Unglück, mindere Unehre und Gefahr, wie in vielen Fällen vordem und in noch mehren hernach. Sie bewilligten dem Haupte die hinlänglichen Mittel zum beantragten Römerzuge, der zugleich ein Zug wider die französische Macht gewesen wäre, oder eigentlich eben dies sein sollte, nicht. Ihre Bewilligungen reichten hin, Maximilian zu vermögen, denselben zu unternehmen, und er mußte ihn mit Schimpf aufgeben, weil die zugesagte Reichshülfe zu kärglich war und obenein größtentheils ausblieb. Nun that er einen Schritt, der den Schein einer richtigen politischen Einsicht und einer preiswürdigen Entschlossenheit und Kraftentwickelung hatte, und jedenfalls, wenn er nur irgend gewürdigt und verfolgt wurde, für die Befreiung des Reichs und Kaiserthums von der römischen Obergewalt sehr wichtig werden mußte. Im Februar 1508 legte Max zu Trident nach Befragung und Einwilligung der anwesenden Reichsfürsten, ohne päpstliche Genehmigung, den Titel eines erwählten römischen Kaisers sich bei. Freilich hatte der ihn begleitende päpstliche Legat selbst dazu ermuntert, er hatte an den Papst wegen Genehmigung schreiben lassen, und der Letztre ertheilte sie nachträglich, um ihn von der Fortsetzung seines Kriegszugs abzuhalten. Indeß befreite er sich und seine Nachfolger durch den ihm mehr aufgedrungenen als frei gefaßten Entschluß von der Abhängigkeit, welche die Rücksicht auf die in Rom zu empfangende Krönung seit fünftehalb Jahrhunderten seinen Vorgängern auferlegt hatte. Allein wie wenig die an sich erfreuliche Neuerung aus Kraft, Kraftanstrengung und Bewußtsein, aus Einsicht in den wahren Nutzen und die eigentliche politische Lage Deutschlands hervorgegangen war und wie wenig sie vorerst wirkte, die

Deutschen dahin zu bringen, sich über ihre öffentlichen Zustände zu besinnen und sich zu ermannen, wie es noth that, dies könnte schon jenes Gutachten des kursächsischen Publicisten Göde über die Kaiserwahl oder eine neue Regung aus einem der nächsten Jahre zeigen, die mit den soeben erwähnten Vorgängen in einem unverkennbaren Zusammenhange steht [1]).

Es muß uns sehr beachtenswerth erscheinen, daß Maximilian gerade im Jahre 1510 die Beschwerden der deutschen Nation gegen die Kurie ausführlicher als bisher zusammenstellen ließ. Die Stände faßten dieselben in zehn Gravamina, daß die Päpste vermeinten, an die Erlasse und Verträge ihrer Vorfahren nicht gebunden zu sein und alltäglich ohne Scheu dawiderhandelten; daß die Wahl der Prälaten so oft verworfen und umgestoßen werde; daß die theuer erkauften Rechte der Kapitel nicht geachtet, die großen Pfründen und Dignitäten den Kardinälen und Protonotarien vorbehalten, Expektanzen ohne Zahl und Maß ertheilt, die Annaten mit erbarmungsloser Strenge eingefordert würden, wobei obenein noch andre arge Geldschneiderei vorkäme; daß „die Regierungen unsrer Kirchen Ungeschickten und Unwürdigen zu Rom verliehen werden, die besser Hirten geben Esel zu hüthen, als Menschen zu regieren;" daß man die alten Ablässe widerrufe und um immer mehr Geld nach Rom zu bringen, stets neue ausschreibe, „mit großem Murmeln und Unwillen der Laien wider die Klerisei;" daß der Zehnte unter dem Vorwande des Türkenkriegs beigetrieben werde, zu welchem es nie komme, daß man so viele Sachen nach Rom ziehe, die viel besser in Deutschland abgeurtelt werden könnten.

Die Stände überreichten dem Kaiser diese Beschwerden nebst dreizehn Vorschlägen zur Abhülfe. Der Kaiser möge zu Rom vortragen lassen, es falle deutscher Nation schwer, ja unleidlich, es noch länger zu ertragen, daß die Annaten immer höher gesteigert würden, wie z. B. bei der Konfirmation des mainzer Erzbischofs 175,000 Gulden nach Rom gezogen worden wären; Deutschland sei durch Krieg und Pest verwüstet, Ackerbau und Bergwerke brächten wol mehr ein als sonst, allein der Kaiser und die Fürsten brauchten auch Geld zur Reichsvertheidigung,

1) Menzel, VIII, Kap. 35 f. Ranke a. a. O. I, 177.

Handhabung der Gerechtigkeit, Erhaltung der Kirchen, Klöster, Armen u. s. f. Der Papst wolle deshalb „als ein frommer Vater, der seine Kinder lieb habe — Julius II., der alles Andre eher als fromm war, oder ein Vater der Gläubigen und insbesondre der Deutschen — und als ein getreuer vorsichtiger Hirt mit seinen Kindern, der deutschen Nation, milder und sanfmüthiger handeln, damit nicht durch die Strenge in kurzer Zeit eine Verfolgung über alle Priester und geistliche Personen entstehe, oder nach dem Exempel der Böhmen der meiste Theil von der römischen Kirche abfalle." Durch ein solches Verfahren werde man nicht blos zur äußersten Armuth gebracht, übel geschunden, gleichsam ausgedärmt, sondern auch zu Aufruhr und Empörung bewegt. Wo die Leute zusammenkämen, klagten sie einander die Noth und murrten über den Geiz und die Tyrannei der Pfaffen. Der Kaiser möge sich genaue Kunde aus Frankreich vom Inhalte der pragmatischen Sanktion verschaffen, wonach man sich dann auch im Reiche halten, die päpstlichen Uebergriffe abwehren und dem Geize der römischen Kurtisanen Schranken setzen könne. Er möge sich aber wohl vorsehen, daß nicht die geistlichen Kurfürsten aus Furcht vor päpstlichem Bann und Censuren von ihm stimmten; daß die Bettelmönche nicht wider ihn predigten, die dem Papst in allen Dingen gewonnen gäben, aus Furcht, ihre Privilegien zu verlieren, „wollte Gott nicht auf Menschen, sondern auf Christum und die Natur gebaut;" daß der Papst den Kurfürsten nicht befehle zur Wahl eines neuen römischen Königs zu schreiten; daß die Prälaten nicht vermöge ihres Eids dem Papste etwas avisirten; daß der Papst die Unterthanen nicht ihres Eids und Gehorsams entbinde und die umliegenden Völker anreize, in Oesterreich einzufallen; daß er (der Kaiser) nicht in den Bann verfalle; daß der Papst mit seiner Rotte dem gemeinen Volke nicht die pragmaticam aus dem Kopfe schwatze. Am Schlusse fügen sie hinzu, der Kaiser könne nichts Heiligeres, Gott Angenehmeres, ewigem Gedächtniß Würdigeres, vornehmen, als der Geistlichen gottlosem Wesen die Ader abschneiden und Deutschland von seinem schweren Tribut erlösen.

Der Kaiser publicirte darauf zu Inspruck ein Edikt: „wider etlicher Geistlichen unaussprechlichen Geiz, als die kein Ende noch Ziel setzen, Kirchengüter und Pfründen an sich zu ziehen;"

Niemand solle hinfort mehr als ein geistliches Amt besitzen; bisher habe er aus Ehrerbietung gegen den Papst und auch nach dem Beispiele seines Vaters verstattet, daß ansehnliche Einkünfte von kirchlichen Stellen aus dem Reiche an abwesende Kleriker und Prälaten verabfolgt wären; weil aber der Gottesdienst großen Schaden dadurch leide, wolle er es nicht länger dulden. Er schickte Wimpheling nach Frankreich, der ihm einen Auszug aus der pragmatischen Sanktion mit Bemerkungen, wie der Kaiser Anwendung davon auf die deutsche kirchliche Verfassung machen könne, zurückbrachte, wobei es für dieses Jahr sein Bewenden hatte [1]).

Der Kaiser und die Stände empfanden also sehr deutlich den geistlichen Druck, der auf dem Reiche lastete, und begegneten sich in dem Gedanken, denselben abzuwerfen. Aber ein vollkommen deutliches, kirchlich politisches Bewußtsein hatten sie nicht. Die Abhülfen, worauf sie kamen, waren nur äußerliche und griffen weder weit noch tief genug. Die Beschlüsse von Konstanz und Basel hatten schon ganz andere Wege gewiesen, Frankreich hatte wenigstens einen Theil der konstanzer und baseler Beschlüsse unter dem Namen der pragmatischen Sanktion und damit die Freiheit seiner Kirche wenigstens bis auf einen Punkt behauptet, hinter welchem die Deutschen unendlich weit zurückstanden, und die Reichshäupter hatten nur eine ganz allgemeine Kunde davon. Bei ihnen scheint der Inhalt jener Beschlüsse in Vergessenheit gekommen zu sein. Sie hegen große Scheu vor der päpstlichen Macht, sie trauen dem Papste zu, daß er dieselbe auf die schändlichste Weise in Anwendung bringen könnte. Sie fühlen sich gelähmt durch seine Rechte, seine und seines Anhangs Ueberredungskünste, den mönchisch-klerikalischen Einfluß auf den dummgläubigen, Fanatisir- und Verhetzungsversuchen zugängigen Haufen, auf den Pöbel, den die Priesterschaft so oft gegen die weltlichen Häupter, die Aufgeklärten, die Widerstrebenden in Bewegung gebracht, einer ihrer schlagfertigsten Verbündeten, die Ruthe, womit sie drohte und schlug. Die Stände fühlen sich gelähmt durch die Stellung der geistlichen Fürsten im Reiche, sie fürchten die Bettelmönche, den päpstlichen Anhang. Päpstisch

1) Ranke I, 249. Tentzel 35 ff. Schröckh XXXII, 484.

ist der Klerus gesinnt. Das Volk murrt überall, zeigt sich jetzt empfänglich, dem Streben entgegenzukommen, die gesammte Laienschaft für eine geordnete entschlossene Erhebung wider das hierarchische Joch und die damit verknüpften Uebelstände zu gewinnen. Die Reichshäupter und Vertreter lassen indeß kein sonderliches Vertrauen zur Volksmeinung und Kraft durchblicken, und besonders die niederen Klassen kümmerten sich in der That um die Stände und deren Reichsverhandlungen wenig, die ihrer Noth nicht abhalfen, kaum achteten. Es mangelte am rechten Einvernehmen und Zusammenhange zwischen den Häuptern und der Masse der Nation, und mußte daran mangeln, weil die erstern, der Kaiser wie alle übrigen, Sonderanliegen vor den allgemeinen im Auge hatten und davon nicht abkommen konnten. Weil ihnen die Nation fehlte, waren sie schwach zu größern, gemein-nützlichen und nöthigen Dingen, große Herren im engen Kreise, Knechte des Auslands. Wie gedrückt lautet die Sprache der Stände. Die Deutschen erscheinen in ihrer Vertretung am Reiche auch jetzt als die gottfürchtige, geduldige und bescheidene Nation, wie sie sich zu Konstanz genannt, nur nicht von fern so fest und freimüthig wie in der Schrift, in welcher es dort geschah. Wie armselig nimmt sich das Reich aus, zumal wenn man weiß, daß alle jene Verhandlungen und Maßregeln auch nicht den allermindesten Erfolg hatten.

Es ist erklärlich genug. Der Grund der Trennungen und Unordnungen im Reiche lag in der deutschen Art, im Volksunverstande, in Verfassungsfehlern, in der Selbstsucht der Häupter. Das Papstthum hatte sie gern gesehen, benutzt, künstlich vergrößert, bisweilen angestiftet, unterhalten und unterhielt sie, um seine Herrschaft in Deutschland desto fester zu begründen, auszudehnen, zu behaupten. So war es seit Jahrhunderten gewesen, so war es noch. Wie schwach, wie schwankend, wie reichsvergessen hatten sich die Reichsstände, noch früherer Zeiten zu geschweigen, in den Beziehungen zu den großen Kirchenversammlungen, der baseler insbesondre benommen. Sie hatten es zugelassen, daß den Päpsten der Ruhm zufiel, nach dem Falle Konstantinopels die Türkengefahr am richtigsten und vorsorglichsten zu würdigen und mit dem größesten Nachdrucke ihr entgegenzutreten, daß ein Pius II. die nöthigen Reichsversammlungen we-

gen derselben unmittelbar und im eigenen Namen ausschrieb, mit einem Worte, daß das Papstthum wieder die gefürchtete, größre und wenigstens verhältnißmäßig geachtetere Macht im Reiche wurde, trotz dem daß die Inhaber dieser Macht das Papstthum in einem solchen Maße schändeten. Sie hatten es zugelassen, daß der Aufschwung der Wissenschaft, des Druckwesens und des Volksgeistes darin, von päpstlicher Seite, von einem heuchlerischen Tyrannen, wie Alexander VI. war, durch die anbefohlene Büchercensur gelähmt werden durfte, wobei selbst Reichsfürsten zu Hülfe kamen; daß ein Innocenz VIII. seine Bulle über Einsetzung der Inquisition verkünden durfte, wodurch der römische Oberpriester „zum Gesetzgeber und Richter nicht blos über den Glauben, sondern auch über Güter, Ehre und Leben des deutschen Volks, wodurch die ganze Nation den Schergen des fremden Gebieters preisgegeben, im Grunde für vogelfrei erklärt und einer mehr als türkischen Tyrannei unterworfen wurde." Der Kaiser hatte selbst die erste Einrichtung in Schutz genommen, den ersten Inquisitoren die Wege geebnet, und eben in dieser Zeit fingen sie an (die Kölner), in einem großen Beispiele ihre ganze Macht, Unverschämtheit und Gefährlichkeit zu zeigen, ohne daß ihnen die Reichsgewalten sofort nachdrücklich entgegentraten. 1495 auf dem wormser Reichstage hatten sich die Stände auf des Kaisers Antrag äußerst bereitwillig gezeigt, dem durch die Franzosen bedrängten heiligen Vater zu Hülfe zu kommen. Friedrich III. hatte Böhmen durch den Papst zu erlangen gesucht, der das große Reichslehn, das erste weltliche Kurfürstenthum an den König von Polen ausgeboten; mehr als ein Mal hatte er Hülfe in Rom gesucht, hatte beim Papste um den Beistand des geistlichen Schwertes durch Verkündung des Bannfluchs über seine empörten Oesterreicher gebettelt. Aehnlich wollte das Reichsregiment 1501 die kirchliche Macht, von welcher man eben frei zu werden trachtete, zu Hülfe nehmen zur Aufrechterhaltung des ewigen Landfriedens, ließ ihn vom päpstlichen Legaten bestätigen und die Friedbrecher mit Bann und Interdikt bedrohen, ein Zeichen, wie wenig man im Reiche der geistlichen Macht entrathen konnte, oder entbehren zu können glaubte, eine Anerkennung, durch welche man ihr den Vorwand und nahezu das Recht gab, Friedensschlüsse im Reiche zu verbieten, die ihr

nicht genehm waren. Dem schwäbischen Bunde, der Reichsjustiz, dem Reichssteuerwesen sollte durch die kirchlichen Mittel nachgeholfen werden zum Beweise der Unzulänglichkeit der weltlichen, Gesetzlichkeit, Frieden und Ordnung herzustellen, geschweige denn das Reich zu reformiren und vom römischen Joche zu befreien. Es hält schwer nach solchen Vorgängen und bei solchen Erinnerungen sich zu ermannen. Ein Umstand hätte es den Ständen jetzt freilich erleichtert, und ein starker Antrieb lag darin, daß das Papstthum nicht mehr wie vor ein paar Jahrzehenden bei der Masse der Nation beliebt, daß diese nicht mehr gleichgültig gegen den geistlichen Druck, daß eine so wesentliche Aenderung hierin eingetreten war, wie man dies aus den Verhandlungen der Häupter von 1510 selbst deutlich ersieht. Die Volksstimme, sogar Furcht vor der Erbitterung des Volks auch über ihre Unthätigkeit und Vernachlässigung drängte die Stände vorwärts. Sie ließen sich fortdrängen, brachten es aber nur zu Worten, zu ohnmächtigen Klagen, zu Vorbereitungen, nicht zu eigentlichem Wollen und Handeln. Sie waren auch jetzt noch wie sie gewesen waren seit allen Versuchen, dem Reiche aus seiner Zerrüttung und seiner Unterordnung unter die römische Obergewalt herauszuhelfen, vor allen Dingen um ihre Fürstenschaft und deren Anliegen besorgt, während sie die Fessel nur hätten abwerfen können durch die Volkskraft, die sie nicht in das Spiel bringen, einen kräftigen König, den sie nicht haben wollten, und Einigkeit, für welche sie keinen Sinn hatten, es wäre denn die Einigkeit gewesen, darin bestehend, daß alle Gewalt an sie, die Fürstenaristokratie übergegangen wäre [1]).

Eben darum wiegte sich auch das Papstthum in solcher Sicherheit, eben darum war es in der That zumal in Deutschland so mächtig. Denn gerade auf seine Macht deutet doch das hergebrachte Benehmen, das Auftreten des Reichs auch in diesem Jahre am meisten hin: das Bedeutungsvollste für uns, indem wir Luther auf seiner Wanderung nach ihrem Mittelpunkte begleiten. Das Papstthum befand sich auch zu dieser Zeit noch in der befestigten Stellung, welche es seit den großen Koncilien durch die ihm gelungene Ueberwindung seiner Feinde und kluge

1) Menzel VIII, 187, 303 f.

Benutzung des Siegs zu erringen gewußt hatte. Eben die Beschwerden und Vorschläge, welche die Stände dem Kaiser in diesem Jahre überreichten, lassen erkennen, daß die weltlichen Fürsten von den geistlichen — von einem so großen Theil ihrer Mitstände — Verrath der Reichsanliegen an den Papst besorgen, daß die höchsten deutschen Kirchenhäupter nach langen Kämpfen um die erzbischöflichen Rechte der Meinung geworden, nur die Wahl zwischen Druck vom Papstthume oder von den weltlichen Fürsten zu haben, daß ihnen der letztere am meisten zuwider war, daß sie sich deshalb auf die päpstliche Seite stellten; oder daß sie noch immer eingeschüchtert und entmuthigt waren, seit Papst Eugen die Erzbischöfe von Trier und Köln ohne Weiteres entsetzt und beide Kurfürstenthümer und mit ihnen die Herrschaft über große Theile des deutschen Landes und Volks an Ausländer verliehen und alle Gegenbestrebungen gegen diese und ähnliche Unbilden nur den Ausgang genommen, die deutsche Kirche aber- und abermals dem Papstthume zu unterwerfen und damit auch die Nationalfreiheit preiszugeben. Dies war geschehen durch, mag sein abgelistete, aber doch rechtsgültig bestehende feierliche Verträge, welchen dann freilich eine noch weitere, die deutsche Kirche und Nation benachtheiligende Ausdehnung von Seiten der Päpste gegeben wurde. Die Letzteren jetzt endlich zu nöthigen zum wenigsten die Konkordate zu halten, oder gar eine Abänderung von diesen zu erzwingen, dazu wäre ein eben so kluges als muthiges, einiges und kräftiges Auftreten des Kaisers und der Reichsstände erforderlich gewesen und offenbar reichte Das, was sie 1510 unternahmen, nicht von fern dazu aus. Sie zeigen sich dem Papste gegenüber, von welchem sie durch Vorstellungen und Bitten erlangen wollen, was ihm augenscheinlich nur durch Nachdruck abgerungen werden konnte, noch eben so ohnmächtig und rathlos wie bisher. An seinem Sitze hatte das Papstthum gegen alle früheren Zeiten gewonnen und das Reich war ihm dabei zu Hülfe gekommen. Besonders seit Alexander VI. erscheint das Kollegium der Kardinäle ohnmächtiger, der Papst ihm gegenüber ungebundener als je. Mehr als je waren die Päpste jetzt Herren der Stadt Rom. Eben in den letzten Jahrzehenden hatten sie einen völligen Sieg über den früher so oft widerstrebenden Geist der Einwohner und Barone ihrer Hauptstadt und des Kirchenstaats davongetragen und auch die Bedeutung des letztern gegen die übrigen italienischen Staaten wesentlich gehoben. Der jetzt regierende Papst war der mächtigste und angesehenste der italischen Regenten. Innocenz VI. hatte 1353 den Grundsatz zum Kirchengesetze erhoben, daß keine Verpflichtung, kein Eidschwur, den die Kardinäle dem künftigen Papste auferlegt hätten, denselben binde, und wie diese Heiligung des Meineids die Päpste von göttlichen und menschlichen Gesetzen entbunden und die Ohnmacht des Kardinalkollegiums herbeigeführt, waren die Päpste überhaupt in der Kirche unumschränkter als je geworden, indem sie die Befugnisse der Bischöfe mehr und mehr verringert und die letztern mehr und mehr eingeschüchtert, indem sie die Berufung einer Kirchenversammlung von ihrem eignen Belieben abhängig gemacht und Appellationen an ein allgemeines Koncil verboten hatten. Pius II. hatte die Uebertreter dieses Verbots vom Kaiser bis zum geringsten Schreiber oder Zeugen dergestalt mit dem großen schon durch die That eintretenden Kirchenbanne bedroht, daß nur der Papst selbst in der Todesstunde ihn sollte lösen können. 1503 hatte der jetzt regierende Papst kurz nach seinem Regierungsantritte das Verbot erneuert und die Zuwiderhandelnden sammt Denen, die dazu gerathen oder nur billigten, als wahre Schismatiker verdammt und die Orte, wo sie sich aufhielten, mit dem Interdikte belegt. Erscheint der Papst in diesem Augenblicke nicht ebenso als wahrer und höchster Gebieter im deutschen Reiche wie in manchen früheren Zeitpunkten, so war der Anspruch doch nicht aufgegeben und seine Macht noch immer groß genug, ihn gelegentlich wieder geltend zu machen. Die Stände fürchten, daß er den Kurfürsten befehlen könnte, zur Wahl eines neuen römischen Königs zu schreiten, daß er die Unterthanen ihres Gehorsams entbinde, daß der Kaiser in den Bann verfalle. Wie endlich die Päpste in Deutschland nicht viel weniger mächtig als in den Zeiten ihrer offenbaren Oberherrschaft und mächtiger als je in Rom, in Italien und nach mehr als einer Beziehung in der Kirche waren, so benahmen sie sich fort und fort als wahre Gebieter und Herren der Welt. Erst 1493 hatte Alexander VI. dem Könige von Kastilien und Arragonien durch eine Bulle die von Kolumbus

entdeckte neue Welt geschenkt und Ferdinand hatte sie sich schenken lassen [1]).

Bringt man nun dies Alles mit Dem, was im Reiche vorging, als Luther nach Rom pilgerte, in Verbindung, so tritt hinter einen ganz andern der erste Gedanke zurück, welcher sich darbietet, wenn man die kaiserlichen und ständischen Verhandlungen allein ins Auge faßt. Aber dennoch, sollte man annehmen können, wie eifernd hierarchisch und päpstlich er gesinnt sein mochte, es hätte gar nicht eingewirkt auf seine Stimmung, daß die Häupter des Reichs eine widerstrebende Stellung gegen Rom annahmen, so schwere Anklagen aussprachen, eine so arge Meinung vom Papste laut werden ließen, und das Volk so erregt über die kirchlichen Uebelstände war? Dies Alles sollte wirkungslos bei ihm geblieben sein können, während er doch nicht mehr gänzlich blind war und sein konnte und da er denn doch nachgerade zu viel schlechterdings Verwerfliches und als verwerflich unmöglich zu Verkennendes gesehen und gehört haben mußte?

In der That hatten sich ihm Bedenken auch jetzt schon aufgedrängt. Wir haben wenigstens einige ob auch nur dürftige Nachrichten darüber, daß er selbst in seiner Leidenschaft für die Kirche entfernt davon war, auch nicht die mindesten Flecken an ihr zu erblicken, daß er keineswegs Alles und Jedes im kirchlichen Wesen in der Ordnung fand. Im Jahre 1521 war ihm von Latomus vorgeworfen, er habe im Anfange (ohne Zweifel ist die Zeit der Ablaßhändel gemeint) seine Schriften nur mit Worten, zum Scheine, dem Papste unterworfen. In seiner Gegenschrift sagt er, er bedaure, daß es im vollen Ernste geschehen sei; Papst, Koncilien und Universitäten hätten im allerhöchsten Ansehen bei ihm gestanden. Freilich wäre ihm vieles an ihnen ungereimt und völlig anders als Christi Wille erschienen, allein er habe seine Gedanken nach Salomo's Spruche: verlaß dich nicht auf deinen Verstand, über zehn Jahre bezähmt und sich vorgehalten, es gebe doch auf Universitäten noch immer Theologen, die nicht

1) Menzel VII, 187 ff.; VIII, 175 ff. Wessenberg, Die großen Kirchenversammlungen, II, 22. Eisenschmid, Römisches Bullarium, I, 372, 380.

dazu schweigen würden, wenn Das, was sich ihm so zeigte, wirklich gottlos wäre, und hätten sie ihm nicht ihre unsägliche Unwissenheit und Nichtswürdigkeit so überdeutlich verrathen, so würden sie ihn, „mich Narren" sagt er, fort und fort bis ans Ende bethört haben. Er wurde also schon früh auf Gebrechen aufmerksam, vielleicht schon in seinen Studienjahren, in seiner letzten erfurter Zeit, in Wittenberg noch wahrscheinlicher. Erinnern wir uns, als er einst im erfurter Kloster so viel Christliches in Hussens Predigten gefunden, der so greulich verdammt war, eilte er mit verwundetem Herzen davon, wußte sich nur damit zu trösten, daß Huß wol nur so geschrieben, bevor er ein Ketzer geworden. Dies und Aehnliches deutet eben darauf hin, daß ihm schon in seinen jugendlichen Jahren Manches anders „als Christi Wille" zu erscheinen angefangen hatte. Doch still und langsam war der Gang seiner innern Entwickelung, und seine ersten Bedenken waren schmerzliche und keusche, die er sich kaum selbst gestehen mochte, bei denen er sich selbst nicht traute. Ueberwiegend waren sie noch lange nicht, er unterdrückte sie, behielt den leuchtenden Begriff fest im Auge und ließ sich durch die trübe Erscheinung nicht beirren, nicht abwenden, nicht einmal dahin bringen, in der letztern den offenbaren Abfall zu erkennen, geschweige denn sie zu verwerfen wegen der Größe ihres Widerspruchs mit dem Urbilde. Er wäre sonst nimmermehr so nach Rom gepilgert. Wer durfte indeß auch zweifeln? Das Ansehen des untrüglichen heiligen Vaters bedeckte Alles und vor Allen die Ordensleute waren erfüllt davon. Er war „ihr Patron, Schutzherr, ja Schöpfer und Gott, und sie seine Kreatürchen." Noch in seinen spätesten Jahren spricht Luther Verwunderung aus, daß „des Papstes Majestät" habe fallen können. „Denn davor mußten sich alle Monarchen, Kayser, Könige, Fürsten und Herren fürchten und erzittern: keiner durfte auch das Geringste nicht vornehmen noch mucken wider den Papst, der sie alle nur mit Winken und einem Finger erschreckte und eintrieb." Zeugniß davon jene furchtsamen Maßregeln des Reichs, und die weltlichen Häupter waren es auch nicht, von welchen er hoffte, daß sie die Gebrechen durchschauen, dareinreden, helfen würden. „Bei unsern Papisten, sagt er, sonderlich zu Rom, sind schändliche Laster und Greuel genug gewesen, so viel große Unzucht

Geiz, tyrannische Pracht, Hoffahrt, Haß, Neid, Rotten, Zwiespalt, Gotteslästerung, Lügen, teuflisch gottlos Wesen wie zu Sodoma und Gemorra; das alles aber ist zugedeckt mit der Möncherei und allerlei päpstlicher Heuchelei." Dies war das Entscheidendste bei ihm [1]).

Von Dem, was der Kaiser und die Reichsstände verhandelten, wurde ihm auf seiner Wanderschaft auch wol nicht einmal etwas oder doch nichts Genaueres und Gewisseres kund, und wenn es der Fall war, so konnte es nach dem oben Erörterten seine Achtung vor der weltlichen Macht nicht leicht erhöhen und seine Ehrfurcht vor der geistlichen nicht leicht vermindern. Er befand sich stets in geistlichen Kreisen und so wurde ihm auch die Volksstimme schwerlich gar zu genau bekannt, obwol sie viel eher an ihn herandringen, ja kaum gänzlich von ihm überhört werden konnte. Doch hätten die Beschwerden des Reichs und Volks so großen Eindruck auf ihn machen sollen? Die Aeußerlichkeiten, worauf sie sich durchgängig bezogen], lagen ihm so nahe nicht an, der mit dem Verhältniß der Seele zu Gott, dem Glauben, der Lehre fast ausschließlich beschäftigt war. Er beurtheilte alle jene äußerlichen Dinge aus dem Standpunkte des durch und durch religiös Gestimmten, des Klerikers, des Mönchs; mit Geistlichen, mit Ordensleuten verkehrte er fast allein und schon aus den Verhandlungen am Reiche läßt sich abnehmen, wie die Mönche gestimmt waren, wenn da auch zunächst die Franziskaner und Dominikaner gemeint sein mochten. Wie ganz anders wurden unter ihnen die gewöhnlichen Beschwerden der weltlichen Stände angesehen. Je mehr Unmuth und Feindschaft diese zeigten, desto eifriger waren sie in der Schutzrede: wo die Laien tadelten, fanden sie ihrerseits Grund zum Lobe, verschönten und entschuldigten auch das Tadelnswertheste, kehrten das Bild eines vom apostolischen Geiste beseelten allgemeinen Hirten hervor, rühmten die vielen großen und ehrwürdigen Päpste und schwiegen von den schlechten und schlechtesten, stellten die von schlimmen ausgegangenen unleugbaren Uebel als vorübergehend und

1) Confutatio Rationis Latomianae, Opp. lat. ed. Jen. II, 401. Tischreden, Walch XXII, 1343. Vorr. zu Justus Jonas Büchlein von der Türken Religion, Walch XIV, 273.

gering, die von guten, dem Papstthume überhaupt, der Kirche hergeflossenen Segnungen als bleibend und weit überwiegend dar. „Als ich gen Rom zog," sagt Luther, „da nannte man Rom Fontem justitiae, Brunnquell der Gerechtigkeit [1])." Er brachte das sogar von Wittenberg mit. Waren doch selbst Juristen wie Scheurl so tief von der Würde und den Rechten des Priesterthums durchdrungen; wie sehr beeiferte er sich, die auch viel Wahrheit enthaltenden Grundsätze zu unterstützen, daß man die geistlichen Häupter entschuldigen müsse und daß persönliche Unwürdigkeit derselben der Würde des Amts keinen Eintrag thue. Darstellungen und Urtheile in diesem Geiste waren eben jetzt wieder erleichtert. Selbst die Verworfenheit der Päpste, in deren Regierungszeit Luther zum Jünglinge herangewachsen war, hatte ihm zu großen Anstoß nicht erregt. Seit einigen Jahren trug wieder ein Papst die dreifache Krone, der den verhältnißmäßig Preiswürdigen beigezählt werden mochte, dem sich viel Treffliches nachrühmen ließ, dem jedenfalls der Glanz einer großen geistigen Begabung und einer gewaltigen Kraftentwickelung nicht gebrach, worüber hernach ein Mehres. Wie viel kam zusammen, Luther in seiner päpstischen Ansicht und Hinneigung zu bestärken, wol gar noch zu befeuern, so gewiß auch das ist, daß die Zeitstimmung und die Zeitverhältnisse und Vorgänge geeignet waren, ihn darin zu stören oder wankend zu machen, den Zwiespalt zu erhöhen, der durch seine abweichende Theologie, seine Auffassung evangelischer Begriffe in ihm begründet war, die Bedenken und Zweifel zu mehren, die er längst gehegt, seine Aufmerksamkeit auf die Uebelstände zu schärfen, die er bei halbgeöffneten Augen längst wahrgenommen und die ihm auf der Reise unverhüllter, die Beachtung mehr auf sich ziehend entgegentraten. Er übersah sie indeß um so leichter über seinen Pilgergedanken und Empfindungen. Wie oft mag er mit glühender Phantasie die Romfahrt im Geiste voraus gemacht haben, die ihm von den Knabenjahren an im Sinne gelegen. Jetzt befand er sich auf der heißersehnten. Von Kindheit an hatte das glänzendste Bild der heiligen Stadt ihm vorgeschwebt. Jetzt sollte er sie sehen, erblickte er sie. Die Dekrete rühmten, St. Peter sei zu Rom ge-

1) Tischreden, Walch XXII, 1357.

martert mit St. Paulo. „Es liegen viele tausend Märterer zu Rom, die da gemartert sind [1])." Das lockte und zog ihn hin. Auch die Kenntnisse und Anschauungen, welche er aus seinen klassischen Studien gewonnen, mußten seine Empfindungen erweitern, beleben, steigern.

Bedeutung Roms für die Gläubigen und Pilger. (Fortsetzung.)

Zum zweiten Male war Rom Welt- und Völkerstadt geworden. Zeugen vom Siege des Lebens über den Tod, waren die Jünger Christi muthig ausgezogen in alle Welt, ihr die frohe Botschaft der Erlösung zu bringen. Auch nach den Sitzen des Geistes und der Macht kamen sie, das Heidenthum empfing sie wie die Juden ihren Herrn und Meister, sendete auch sie in den Tod. Ihr Märtyrerthum erweckte andre und immer mehre Zeugen, die gleichfalls Blutzeugen wurden. Durch das Blut der Märtyrer wurde die römische Erde getränkt und geweiht, ward Rom nach Jerusalem die heilige Stadt. Die ersten Christen mußten ihren heiligen Dienst in tiefster Verborgenheit, in den Gräbern begehen, wo sie weinten und beteten, während über ihnen die Imperatoren triumphirten und die rohe Menge am Hinwürgen neuer Märtyrer sich ergötzte. Hatten sie ausgelitten, so trugen die Brüder in der Nacht die blutigen Gebeine hinab in die schweigenden Grüfte, führten die unterirdischen Höhlen mit ihren Särgen, Kapellen und Kirchen immer weiter, bis Rom unterhöhlt, eine unterirdische Stadt der heiligen Gräber entstanden war. Noch jetzt sind mehr als sechzig Katakomben rings um Rom her bekannt, welche tausende von Gräbern befassen. Der verborgene Keim trat aber siegreich ans Licht, die Tempel, Paläste, Triumphbögen der kriegerischen Weltstadt sanken, aus dem Schutt und über den Gräbern erhoben sich christliche Kirchen und das neue christliche Rom; je tiefer das alte in die Erde sank, desto höher stiegen sie empor, die Kirchen der Apostel, der Sitz ihrer Nachfolger. Welch eine Entwickelung,

1) Wider das Pabstthum, Plochm. XXVI, 170.

welch ein Sieg der bloßen Kraft des Glaubens über die äußere Macht der Welt und ihre verführerische Herrlichkeit. Jene Gräber wurden Lebensquellen. Die dort gläubig Betenden fanden Linderung ihrer Schmerzen. Weil der Kampf hier am heißesten gewesen, wurde die Stadt würdig befunden, daß in ihrer Mitte der heilige Stuhl des obersten Hirten sich erhebe, der von hier neue und immer neue Boten aussendete, das Evangelium allen Völkern zu verkünden, damit alle eine Heerde unter einem Hirten würden. Zwischen den Trophäen des besiegten Heidenthums erhob sich die Metropole der christlichen Welt, die Kirche im Lateran, mater et caput omnium ecclesiarum urbis et orbis. Gen Rom zogen die deutschen Könige, dort wo die alten Cäsaren gethront die heilige Weihe ihrer kaiserlichen Würde zu empfangen. Alles erinnerte dort an eine große Vergangenheit, eine große Gegenwart. Keine andere Stadt konnte sich Rom in der Würde einer Märtyrerin der streitenden Kirche nur von fern vergleichen. Seit Jahrhunderten wallfahrteten die Gläubigen zu ihr, um gesühnt und begnadigt den Segen von der Hand des Vaters aller Gläubigen zu empfangen, den er über die Stadt und den Erdkreis vom Himmel erflehte. So Viele hatten lebenslang keinen heißeren Wunsch gehegt, als in ihrer geweiheten Erde auszuruhen, so Viele waren da gestorben, ihre Gräber hatten sich an die früheren gereiht. Allen Vaterlandlosen bot die Stadt als ein gemeinsames Vaterland sich dar, alle Völker und Stände waren dort in den Pilgern vertreten, alle hatten dort ihre Kirchen und Grabstätten, aus Spenden der Pilger oder durch Roms Bewohner gegründet, den Bedürfnissen der Fremden durch entsprechende Anstalten zu genügen. Alle aus allen Nationen fanden Beichtiger, die in ihren Landessprachen ihnen Vergebung verkündeten, Schulen und Zufluchtstätten für jede Noth. Die Wohlthätigkeitsanstalten aller andern Nationen wurden durch die von Deutschen gegründeten Hospize des Campo Santo, bei Santa Elisabetta und der deutschen Nationalkirche Santa Maria dell' Anima durch Eigenthümlichkeit der Planlage und Großartigkeit weit übertroffen. Ein universales Hospiz wurde Rom, wo jeder auf seiner irdischen Pilgerschaft einen Augenblick einkehren und ausruhen konnte. In heiliger Würde erschien Rom dem katholischen Mittelalter selbst in den

Zeiten, wo es eine Stätte der Greuel und des Unheils war. Hunderttausende wallfahrteten zu den heiligen Gnadenstätten, unbeirrt von alle Dem, was diese schändete, ungeschreckt von den Mühseligkeiten und Gefahren, die auf der Romfahrt ihrer harrten. Selbst ein Dante, der solche Zornworte den unwürdigen Päpsten aufs Haupt schleuderte, spricht von der anbetungswürdigen Heiligkeit Roms, der geweiheten Gottesstadt; er sei überzeugt und des festen Glaubens, daß die Steine innerhalb ihrer Mauern der Verehrung würdig, daß der Boden, auf welchem sie stehe, würdiger als Menschen sagen können. Petrarca, der die Schmach und das Elend Roms so wohl kannte, nennt es eine Stadt, der keine ähnlich sein werde, eine Städtekönigin, deren Anblick das Herz des Christen mit Entzücken füllen müsse, die auf Erden des Himmels Abbild zeige, voll sei von den Reliquien der Heiligen, gebadet vom Blute Derer, die glorreich den Glauben bezeugt. Dieselbe Gesinnung führte ihr ungezählte Schaaren zu. Als Bonifaz VIII. ein ablaßreiches Jubeljahr 1300 verkündet, fanden sich zu Rom das ganze Jahr hindurch zwei Mal hunderttausend Pilger, ohne jene zu zählen, welche kommend und gehend unterwegs waren. Noch gewaltiger war der Zudrang der Pilger, noch glühender ihr Andachtseifer funfzig Jahre später, beim abermaligen Jubeljahre, als die schreckliche Pest die Gemüther erschüttert hatte. Ihre Menge war nicht unterzubringen. Die Deutschen und Ungarn, in ganzen Schaaren daherziehend, brachten die Nächte auf dem Felde, der Kälte wegen um große Feuer gelagert, zu. Um Weihnacht und von den Fasten bis Ostern zählte man anhaltend über eine Million Pilger, zwei Mal hunderttausend war ihre geringste Zahl. Dies Zusammenströmen so verschiedenartiger Nationen und Menschen trug nicht wenig bei, Rom seinen großartigen Charakter zu geben. Ausgleichend, beschwichtigend und beruhigend wirkte sein Anblick auf die Gemüther, wo so Vieles zusammenkam, die Persönlichkeiten mit all ihren Schwächen und Kleinlichkeiten verschwinden zu machen und mit dem erhöheten Gefühle auch den Blick des Geistes zu erweitern [1]).

1) Rom, die Stadt der Völker, und: Jerusalem und Rom, die Städte der heil. Gräber, in Histor.-polit. Blätter, XI, 7 ff., 721 ff. Deutsche Allg. Zeitung, 1845, Nr. 146.

So war, auf Gedanken und Erwägungen dieser Art ruhte die Anschauung und Empfindung der Gläubigen von den mittleren Jahrhunderten an. Sie war noch mehr oder minder lebendig in Hunderttausenden, vielleicht Millionen, zu der Zeit als Luther nach Rom ging, war lebendig auch in ihm, ja in völligster, mittelalterlich-katholischer Lebendigkeit, zumal in dem Momente, als er beim ersten Erblicken der Stadt sich zur Erde niederwarf und ausrief, sei mir gegrüßt, du heiliges Rom!

Die Mirabilia Romae.

Auch dafür war gesorgt, in Denen, die nach Rom wollten oder kamen, jene Anschauung zu beleben, ihr einen Anhalt zu geben, sie zu leiten. Es war dafür gesorgt durch das bekannteste und verbreitetste aller Heiligthumsbücher, das zugleich als Fremdenführer für die Romfahrer gelten konnte, die **Mirabilia Romae**, 1475 erschienen, 1481, 1499, 1500, 1510 und noch viel öfter deutsch und lateinisch, auch xylographisch, deutsch selbst in Rom gedruckt. Es enthält eine elende und äußerst trockne, mit Fabelhaftem und Legendenartigem untermischte Geschichte und Beschreibung der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten. Es wird darin u. a. berichtet, wie Konstantin die Stadt und den Kirchenstaat dem Papste geschenkt habe, ganz unbefangen wird die Geschichte von der Päpstin Johanna erzählt, die Alterthümer werden beschrieben, doch ausführlicher die Kirchen, die Plätze, wo die heil. Märtyrer gelitten, die Reliquien, Stationen, Abläße. Mehr als auf die altrömische wird auf die Heiligengeschichte hingewiesen. Gleich im ersten Abschnitte: **de Portis**, wird z. B. bei der **Porta latina** bemerkt, da sei der heil. Johannes in Oel gesotten u. s. f. [1]).

Seltner ist ein ähnliches Produkt dieser Art geworden, oder vielmehr eine deutsche Bearbeitung und Erweiterung der **Mirabilia Romae**. Der Titel gibt weitläufig an, in dem Büchlein stehe geschrieben „wie Rome gepauet wart und von dem ersten kunig

1) Vergl. Deutsche Allg. Zeitung, 1844, Nr. 242. Niederer a. a. O. III, 394 ff.; IV, 123.

zu Rome, wye sye geregieret haben, wye kayser Constantinus getaufft wart und vom Aussatz gereynigt war, wye er dem pabst sand Silvester dye stat Rome und das landt daselbst gabe ym und allen seynen nachkomen und satzt yn und sein nachkomen zu einen haubt allen christen. Was Kirchen in Rome syn und was heyltum und genad in den Kirchen allen ist. Alle die stationes in den kirchen über das ganz jar [1])."

Die Geschichte von Erbauung der Stadt, den Königen, der Republik und den Imperatoren ist durchaus fabelhaft. Bei der Kaiserzeit angelangt, nimmt sie Legenden auf, z. B. beim Tiberius die von der heil. Veronika. Legendenartig wird die Geschichte von Christus und dem Christenthume eingeflochten. Der Erzählung von der konstantinischen Schenkung folgt — jene wälsche und verwälschende Geschichtschreibung! — wie Konstantin den Papst über alle Bischöfe in aller Welt erhoben, wie der Papst ein Herr sei über alle Welt und weltliche Herren, wie die Kirche den Zehnten und so viele Privilegien erworben und was weiter dahin gehören mag.

In einem zweiten Abschnitte folgt sodann Das, worauf es dem Verfasser und den Pilgern am meisten ankam, die Wundergeschichten, die zu Rom geschehen, die Beschreibung der Abläße, Reliquien, Stationen, besonders in den sieben Hauptkirchen. Der Inhalt ist zu merkwürdig und beziehungsreich, wir müssen ihn uns in der Kürze vorhalten, denn es wird sich zeigen, wie genau Luther's Andachtseifer in Rom damit übereinstimmte, so daß man um so mehr glauben muß, daß er das Buch, oder doch eins der ganz ähnlichen, in der Hand gehabt.

Papst Gregor, heißt es im letztern, gab der Kirche im Lateran so viel Tage Ablaß von Pein und Schuld der Sünde, als es drei Tage und Nächte Tropfen regnet, Christus hat diesen Ablaß bestätigt und Bonifaz ihn noch gemehrt, sodaß er unzählig ist, daß ihn Niemand zählen kann als Gott allein, wie denn Bonifaz auch den Ausspruch gethan: selig ist die Mutter, die das Kind gebar, das gen Rom kommt zu den Kirchen.

1) Nürnberg, 1491, mit Holzschnitten. Ein gutes Exemplar bewahrt die leipziger Universitätsbibliothek. Die Mirabilia Romae findet man noch sehr häufig in den Bibliotheken.

Sämmtliche Kirchen, Altäre und Reliquien haben wieder ihre besonderen Abläße. Es wird Anweisung gegeben, wie man da und dort durch Paternoster und Ave Marias so und so viel Seelen aus dem Fegefeuer erlösen könne. Dann von der Peterskirche. Eine Stiege von achtundzwanzig Staffeln führt zu ihr hinauf. Wer auf ihnen in Andacht hinauf- oder hinuntergeht, hat tausend Jahre Ablaß aufgesetzter Buße. In der Kapelle der Peterskirche, worin St. Petrus Messe gelesen, ist abermals großer Ablaß. In der Kirche befinden sich hundert Altäre, deren jeder achtundvierzig Jahre Ablaß und eben so viel Karen hat; die sieben Hauptaltäre haben noch mehr u. s. f. Wer das Schweißtuch der heil. Veronika mit dem Bilde des Erlösers ansieht, verdient, so oft er es thut, siebentausend Jahre Ablaß, zweitausend Jahre und das dritte Theil Vergebung aller Sünden, Pein und Schuld, wer dazu über das Gebirg oder Meer herkommt. Wer an Kirchweih kommt, verdient so viel Ablaß, als Niemand zählen kann denn Gott allein, und Vergebung aller Sünde. Vor St. Peter's Münster ist der heil. Jungfrau Bild gemalt. Ein verzweifelter Spieler hat ihr geflucht und mit einem Steine nach ihr geworfen. Da ist ein Wunderzeichen geschehen, Blut aus dem Bilde geflossen und auf einen Stein gesprützt, man sieht die Spuren noch unter dem darüber angebrachten eisernen Gitter. Der Teufel hat an derselben Stelle dem Spieler den Hals gebrochen und ihn mit Leib und Seele in die Hölle geführt. Im Paradiese der Peterskirche befindet sich ein großer messingener Knopf von der Kirche Maria rotonda, als sie ein Tempel der Abgott gewesen. Als man sie zur Kirche weihte, führte Satan den Knopf weg und warf ihn in die Tieber. Durch ein Wunder ist er wieder hichergesetzt. So ist in der Kapelle unsrer lieben Frauen zu den Muelen ein Bild der Jungfrau, das vom Himmel gekommen. Als die Tiber einst die Kapelle überschwemmt, ist es dennoch nicht naß geworden, das Licht davor nicht erloschen. Da sind alle Tage tausend Jahre Ablaß. Zu den drei Brunnen wurde St. Paul enthauptet, das Haupt that drei Sprünge von der Erde, rief bei jedem Sprunge Jesus und eben so oft entstand ein Brunnen, bei deren jedem dreihundert Tage Ablaß sind. Zwischen dem Kolisco und St. Klemens steht eine verfallene Kirche. Da starb die Frau, die Papst gewesen

war. Sie trug ein Kind. Der Engel fragte sie, ob sie ewig verloren werden oder zu weltlichen Schanden komme wolle. Sie wählte das Letztre. In der Procession genas sie bei jener Kirche eines Kindes. Noch ist da ihr Bild mit dem Kinde in Stein gehauen zu sehen.

Von solchen Geschichten ist das Buch voll. Doch die Ablässe sind die Hauptsache. Bei dem hohen Altare der Peterskirche ist alle Tage achtzehn Jahre Ablaß und eben so viel Karen. Allen Pilgern, die in guter Meinung dazu kommen, hat Papst Gregor Vergebung aller Sünden und Abnehmung der Gelübde verheißen, die sie gelobt und nicht vollbracht haben, noch vollbringen mögen, und hätte einer von ihnen Vater und Mutter geschlagen bis zum Blutvergießen, es wird ihm hier vergeben, wenn er Reue darüber hat.

Auf ähnliche Weise wird von den Gnaden aller Kirchen, Altäre, Bilder, Reliquien u. s. w. gehandelt. Ausführlich ist von den vielen tausend Märtyrern die Rede, die zu Rom begraben liegen und bei deren Grabstätten gleichfalls unzähliger Ablaß zu verdienen ist. Beim Choraltare liegen vierzehntausend. Von Himmelfahrt bis zu Mariä Schiedung wird dort ein Tuch ausgehangen, das Papst Gregor über die heil. Märtyrer decken ließ. Wer darauf hergeht in gutem Vorsatz und rechter Meinung, verdient vierzigtausend Jahre Ablaß und eben so viel Karen. Wer für eine Seele sieben Mal darunter hingeht und dabei sieben Paternoster und Ave Maria spricht, erlöst die Seele, sofern sie nicht verdammt ist; wenn sie aber vor erlöst ist, so kommt es ihr zu Freuden und dem für sie Andächtigen zu nutz und Vergebung der Sünden.

Unzählig sind die Reliquien, Christi Wiege, das Seil, womit er ans Kreuz gebunden worden, Blut von ihm, Milch aus der Jungfrau Brüsten, das Bild der Jungfrau von St. Lukas gemalt (es kommt ein halbes Dutzend Male vor), der Stein, auf welchem Gott selbst gestanden, als er St. Peter bei Rom erschien, der Stuhl, worauf St. Peter in seiner päpstlichen Würdigkeit gesessen, ein Bild St. Peter's, wie er seinen Fuß zum Küssen darreicht. Wer diesen gemalten Fuß küßt, hat alle die Gnaden, als hätte er's dem Papste selbst gethan.

Niemand soll daran zweifeln, daß alle Kirchen und Reliquien ihre Abläße haben. Wer daran zweifelt, sündigt gröblich und sehr, da so viel heilige Päpste dort begraben liegen, die die Abläße gegeben haben, weshalb es so sehr möglich, daß die Kirche so viele Abläße hat. Am Schluße heißt es: hat man in einer Kirche ein Stück Heiligthum, z. B. ein Stück vom Haupte, Arme oder Finger eines Heiligen, so nennt man es das Haupt, den Arm oder Finger des oder des Heiligen. So thut man bei allen Gliedern, wenn sie nicht ganz da sind. Darum soll Niemand zweifeln, wenn er Stücke von Heiligen öfter und an verschiedenen Orten findet. Es ist damit so, wie wenn Jemand über Land reist und zu einer Stadt will. Erblickt er einen Thurm oder ein Stück von einer Mauer, so sagt er, er sehe die Stadt. Ebenso verhält es sich mit dem Heiligthum. Auch haben oft verschiedene Heilige dieselben Namen, wie es z. B. mehre heil. Peter gibt.

Die Aufzählung der Kirchen sammt ihren Heiligthümern und Abläßen erfordert übrigens in dem Buche siebenzig und einige Seiten. Man kann sich von dem Ganzen hiernach einen deutlichen Begriff machen.

Eintritt in die Stadt — Andachtseifer.

Wer von Deutschland her in Rom einzieht durch die Porta del popolo, erblickt sogleich linker Hand eine kleine Kirche, von welcher noch heute die Sage geht, Luther habe da Messe gehalten [1]). Es ist an sich sehr wahrscheinlich, daß er seine Andacht sofort beim Eintritte in Rom mit Abhaltung einer Messe begann. Er las deren mehre in Rom, doch auch wol, wenn nicht vorzugsweis, in der Kirche der Augustinereremiten, die durch ihre Architektur und Kunstschätze merkwürdig, erst im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts, zum Zeichen der Bedeutsamkeit des Ordens in Rom, erbaut war [2]). Er wollte durch sein Messelesen seine Freunde aus dem Fegfeuer erlösen, und

1) Maßmann, Luther auf Hohenschwangau, a. a. O.

2) Ein Brief des Kardinals Passionei an Marco Foscarini, in Blätter für liter. Unterhaltung, 1845, Nr. 239.

war so eifrig dabei, daß es ihm, wie er in einer Zuschrift an den Ritter Hans von Sternberg zu einer Erklärung des 117. Psalms von 1530 sagt: „schier leid war, daß sein Vater und seine Mutter noch lebten.“ Gar zu gerne hätte er sie aus dem Fegfeuer erlöst durch seine Messen und andern trefflichen Werke und Gebete mehr. Man sage zu Rom, selig sei die Mutter, deren Sohn am Sonnabend zu St. Johannis Messe halte. „Wie gerne hätte ich da meine Mutter selig gemacht! Aber es war zu drange,“ setzt er mit der lächelnden Ironie hinzu, die sich späterhin so oft in seinen Ernst eindrängte, „und konnte nicht hinzukommen und aß einen rustigen Hering dafür [1]).“

Er bekam also zu Johannis wenigstens einen schwachen Begriff von dem Zudrange und Andachtseifer der Pilger, und einer der Andachtseifrigsten und Gläubigsten war er selbst. Ein weiteres hierher gehöriges Bekenntniß kommt gleichfalls in jener Zuschrift vor. Er sagt darin dem Ritter von Sternberg „ich wünsche, daß solche (in die Schrift einführende) Büchlein Euch wohl gefallen, und daß Euer Herz eine bessere, seligere Wallfahrt darinnen finde, denn diejenige, so Ihr zu Jerusalem etwan gethan habt: nicht, daß ich solch Wallen verachte, denn ich möchte selbst solche Reise gerne thun, und nun ich nicht mehr kann, höre und lese ich doch gerne darvon; wie ich denn Euch auch neulich mit Lust so gerne und fleißig zuhörete: sondern, daß wir solch Wallen nicht seiner Meynung gethan haben; gleichwie mir geschah zu Rom, da ich auch so ein toller Heiliger war, lief durch alle Kirchen und Klüfte, gläubte Alles, was daselbst erlogen und erstunken ist. Wohlan, so haben wir gethan, wir wußten's nicht besser und der römische Stuhl strafte nicht solche ungeschwungene Lügen.“ Freilich, die Mirabilia Romae wurden unter den Augen des Papstes gedruckt und verbreitet.

Natürlich genug war seine Blindheit, sein Andachtseifer bei der erhöheten Stimmung, in welche die Reise, der Eintritt in die heilige Stadt, ihr erster Eindruck ihn versetzt hatte. An Keinem ließ er es fehlen. Auf den Knieen erklomm er die zu St. Petrus' Kirche hinaufführende heil. Treppe, den hohen Ablaß zu erlangen, der an diese mühevolle Andacht geknüpft war. Doch

1) Mathesius, 1. Predigt. Walch V, 1646.

indem er es that, war ihm zu Muth, als ob ihm eine Donnerstimme mit großem Schrecken zugerufen hätte: der Gerechte lebt seines Glaubens. [1]) Also auch hier wieder. Wenn ihm aber jetzt der Spruch wie eine Donnerstimme tönte, wenn er erschrak, so müssen wir doch ein Zeichen darin erblicken, wie sehr die evangelischen Begriffe, welche er aufgefaßt, die Unbefangenheit seiner Andacht störten, die auf mönchisch-kirchlichen und scholastischen ruhete, und daß der Widerspruch zwischen beiden, sowie der Zwiespalt zwischen dem in ihm schon gewordenen neuen Menschen und seiner ganzen Möncherei und seiner Romfahrt zu hellem Bewußtsein in ihm drängte, daß sein Innerstes gegen die letztere, wozu sein alter Mensch ihn trieb, sich gesträubt, und daß er gewaltsam die aufgehende Klarheit in sich niedergekämpft hatte. Bis zur Andachtsgluth der mittlern Jahrhunderte hatte er die Empfindung, in welcher er von Kindheit an gelebt, in sich gesteigert, auf seiner Wallfahrt, als er die zu St. Peters Kirche hinaufführende Treppe erklomm. Aber das Alles war unnöthig, eitel, vergeblich, wenn der Glaube mit Gott versöhnt und einigt, ja als Götzendienst und Sünde begann es seinem Gewissen schon zu erscheinen. Darum ängstete ihn auch das so Tröstliche, daß der Gerechte seines Glaubens lebt, auf der ganzen Fahrt, und erregte ihm plötzlichen Schrecken in demselben Augenblicke, wo der mittelalterlich-mönchische Eifer am lebendigsten in ihm geworden, als er im höchsten aller Pilgerwerke begriffen war. Indeß unterbrach er es nicht, ließ überhaupt nicht ab.

Manche Aeußerung von ihm bezeugt genauer, wie er durch alle Kirchen und Klüfte lief, und Gedanken und Bilder stiegen dabei in ihm auf, die noch in seinen spätern und letzten Jahren wiederkehren. „Zu Rom bei St. Kalixt liegen in einer Kluft mehr denn acht tausend Märtyrer begraben, wie sie sagen, und ist eine große Heiligkeit dabei. In Kalixti Kirche liegen begraben hundertsechsundsiebzig Tausend heilige Körper, und fünfundvierzig Päpste, Märtyrer; sie liegen unter der Erde schrenkigt. Denselben Ort heißen sie Cripta. Schier dreihundert Jahr währte die Anfechtung der Christenheit, und ward endlich des Wütens und Tobens der Tyrannen wider die Christen so viel, daß auf

1) *Seckend.* I, 55.

einen Tag, wie man in Historien findet, durch das römische Reich siebzig tausend Märtyrer erwürgt wurden, wie man noch zu Rom einen Kirchhof findet, darauf, wie man sagt, achtzig tausend Märtyrer und sechsundvierzig Bischöfe begraben liegen. Zu Rom sind viel tausend Märtyrer begraben, die alle ihr Blut daselbst um des Herrn Christi willen haben vergossen. In solchem Wüten und Tyrannei ist die Christenheit doch blieben und sind dagegen die Tyrannen zu Boden gegangen. Keinen Zweifel sollen wir haben, die Kirche wird, aus den Gräbern von Gott erwecket, lebendig wieder hervorkommen, und den Vater unsers Herrn Jesu Christi, und seinen Sohn, unseren Erlöser und Heiland, samt dem Heiligen Geist, ewiglich loben, rühmen und preisen. Denn, wiewol andere Kayserthümer, Königreiche, Fürstenthümer und Herrschaften ihre Aenderung haben, und bald, wie die Blumen, verwelken und dahin fallen; doch kann dieß Reich, das so hoch und tief eingewurzelt ist, durch keine Macht noch Gewalt zerrüttet, noch verwüstet werden, sondern bleibet ewig. Zu Rom, in dem zu einer Kirche umgewandelten Pantheon sind alle Götter gemahlet gewesen, die sie aus der ganzen Welt haben können zusammenbringen. Und diese haben sich alle mit einander wohl können vertragen, und ist guter Friede unter ihnen gewesen, denn der Teufel hat damit nur der Welt in die Faust gespottet: Aber wie nur der Christus kommt, den können sie nicht leiden, da werden die Teufel, alle Götzen und Ketzer toll und thöricht. Denn der ist der rechte Mann, und er hat sie auch alle über einen Haufen gestoßen." Wiederholt spricht er von dem Pantheon und beschreibt es, erzählt die Geschichte seiner Umwandlung aus einem heidnischen Allergöttertempel in eine christliche Allerheiligenkirche. „Da ich, D. M. Luther, zu Rom war, hab ich diese Kirche gesehen: die hatte keine Fenster, sondern nur oben hatte sie ein rundes Loch, davon sie Licht hatte, und war hoch gewölbet: sie hatte so dicke marmelsteinerne Säulen oder Pfeiler, die unsrer Zween schwerlich umgreifen könnten. Oben am Gewölbe waren alle Götter der Heyden gemahlet, Jupiter, Neptunus, Mars, Venus, und wie sie mehr geheißen haben. Diese Götter allzumal waren mit einander eins, auf daß sie nur die ganze Welt bethöreten und

betrügen möchten; aber da Jesus Christus kommt, den wollen sie nicht leiden: noch hat er sie ausgestäupert." [1])

Da ließ er sich denn auch den Stein zeigen, der die Päpstin Johanna vorstellen sollte, deren Geschichte er etwas anders, als sie erzählt zu werden pflegt, wol nach der Volksüberlieferung erzählt, die ihm eben an Ort und Stelle kund geworden. „Zu Rom habe ich gesehen in einer großen Gassen, so straks nach St. Peters Münster gehet, öffentlich in einen Stein gehauen einen Papst, wie ein Weib mit einem Scepter, päpstischen Mantel, trägt ein Kind im Arme; durch dieselbe Gasse zeucht kein Papst, daß er solch Bild nicht darf sehen. Denn ein Weib, mit Namen Agnes, so von Mäynz bürtig war, ist etwan von einem Cardinal knabenweise in Engeland geführt, und endlich gen Rom bracht. Da ist sie von Cardinälen zum Papst gewählet worden, aber sie ist zu schanden und offenbar worden, daß sie öffentlich in derselbigen Gasse ein Kind gehabt." [2])

Wenn er Alles glaubte, was zu Rom „erlogen und erstunken" war, so erscheint dies um so natürlicher bei seinem gewiß fast ausschließlichen Verkehr mit Mönchen, der ihn darin bestärkte. Auch davon kommen Spuren vor. Er sagte einst, als von des Papstes Krone, die da heiße Weltreich, die Rede war, er habe von einem Mönche zu Rom gehört, die päpstliche Krone sei eine solche, die ganz Deutschland sammt allen seinen Fürsten nicht bezahlen könnte. Hier in Rom mochte er, und wol gleichfalls von Mönchen hören, was „man vor dieser Zeit sagte," daß der Papst „in einem Finger mächtiger wäre, denn alle deutsche Fürsten," und sicher verfehlte es den Eindruck bei ihm nicht, wol um so weniger, je mehr ihm kund war von der Reichsstände Kraftanstrengungen in Worten. Vielleicht ließ er sich in Erörterungen ein, hatte vielleicht Einwendungen gemacht, hervorgegangen aus dem Gefühle der Bedeutung seiner deutschen Kirche und Nation. Die Wahlen sprachen: „was meinest du, daß der Papst nach Deutschland frage?" [3])

1) Tischreden, Walch, 1355, 1391, 413, 946, 413, 465. Kirchenpostille, Walch XII, 1672.

2) Tischreden, Walch XXII, 1319. *Rebenstock*, II, 65.

3) Tischreden, Walch XXII, 1343, 1310.

Er würde es ohne Zweifel erwähnt haben, wenn er den Papst gesprochen hätte, was Einige wissen wollen und was an sich nicht eben wahrscheinlich ist. Doch kann man annehmen, daß er sich bemüht ihn zu sehen, etwa in einem öffentlichen Aufzuge ihn sah, von diesen Aufzügen jedenfalls sich erzählen ließ, und welch eine Veranschaulichung der päpstlichen Majestät waren sie! „Der Papst triumphirt mit hübschen geschmückten Hengsten, die vor ihm herziehen, und er führet das Sakrament auf einem hübschen weißen Hengst.“ [1]) Unbeachtet und vielleicht ganz bewältigt stand da der deutsche Mönch, der Procession zuschauend, wenn er sie sah, er, wie Jedermann ohne Ahnung, wer sich in ihm erheben würde. Möglich, daß er auch Zeuge der Gebräuche bei einem Bannspruche war, noch wahrscheinlicher, daß er an Ort und Stelle davon reden hörte, sich unterrichtete. Er beschreibt sie sehr anschaulich. „Wenn man zu Rom einen in Bann thut, so sitzen bei zwanzig Cardinäle, und schiessen brennende Fackeln von sich, und löschen sie im Werfen aus, damit anzuzeigen, daß der verbannten Personen Glück und Heil mit den ausgelöschten Fackeln auch solle ausgelöschet sein; und man hat's genennet beleucht und beläutet. Und also ging's auch zu im Deutschen Lande in den Pfarrkirchen: wenn man einen in Bann thäte, so hatte der Pfarrherr auf dem Predigtstuhl ein Wachslicht, das warf er herunter, daß es ward ausgelöschet, und läutete dazu mit einem kleinen Glöcklein.“ [2]) Er hätte zu dieser Zeit nimmer gedacht, daß er selbst einst beleuchtet und beläutet werden sollte, daß er es verachten würde.

Wir müssen hier auf den damals regierenden Papst zurückkommen. Julius II. war der Bestechung, dem Nepotismus nicht zugänglich, edel gesinnt, sofern sein Handeln in der Vaterlandsliebe eine treffliche sittliche Grundlage hatte. Er war ein ruhmgekrönter Fürst, vor Allem ein kriegerischer geistlicher Herr, ein Imperator, nur auf Feldzüge und Eroberungen, sehr wenig auf kirchliche Dinge bedacht, bot dadurch der Satyre und bitterm Tadel reichen Stoff, wie dies schon an einer andern Stelle berührt wurde. Allein die Doppelseite der geistlichen Häupter, wo-

1) Tischreden, Walch XXII, 2376.

2) Das. 1006.

nach sie sowol Kleriker als Staats- und bisweilen auch Kriegsmänner waren, galt jener Zeit beiweitem noch nicht für so anstößig als der spätern, wenn es auch begann, daß großer Anstoß daran genommen wurde. Sieht man doch auch jetzt noch wenigstens Kardinäle Kriegszüge, wenn nicht gegen auswärtige Feinde, doch gegen Empörer, und bluttriefende Standgerichte über dieselben leiten. Julius schritt freilich in seiner Kriegslust ungewöhnlich aus. Allein er war eben jetzt ein siegreicher Kriegsfürst. Die römischen Dichter besangen seine Kriegsthaten, feuerten ihn zu neuen an, nannten ihn den Göttlichen, dem auf Erden die höchste Stelle gegeben sei, forderten ihn auf, mit dem Schwerte darein zu schlagen. Der Tadel, der ihn traf, erschien großentheils, wie der aus Frankreich, selbst aus dem Schoose einer Kirchenversammlung ertönende, als parteiisch, zweideutig, ungerecht, denn er rührte von den Feinden Italiens her, dessen Freiheit Julius wider sie durch Kriegsgewalt schützte. Wie treulos sein Benehmen bei Gelegenheit des Bündnisses von Cambrai sein mochte, es ließ sich nicht ohne Schein auch von einer bessern Seite darstellen. Nach der die Vielen stets wenigstens eine Zeit lang täuschenden offiziellen Angabe bezweckte es die Vertheidigung des heiligen apostolischen Stuhls und das Wohl der ganzen Christenheit. Im Siegeslaufe hatte Julius zuerst erkannt, daß er Venedig nicht gänzlich sinken lassen dürfe, er betrachtete es als nothwendige Vormauer gegen die Türken, wollte keine Uebermacht der Fremden in Italien, bot die Hand zur Aussöhnung, die Venetianer bewilligten ihm jetzt Alles, was sie früher abgeschlagen, im Februar 1510 hatten ihre Gesandten in der Vorhalle der Peterskirche zu seinen Füßen sich niedergeworfen, seine Verzeihung angefleht und er hatte sie darauf vom Banne losgesprochen und ihnen nur die Genugthuung auferlegt, die sieben Hauptkirchen Roms zu besuchen. Nun hatte er auch als Friedensfürst und geistlicher Vater sich dargestellt. Geschichtschreiber, wie Audin (in der Histoire de Léon X.), wollen seine unziemliche Kriegslust auch wol noch jetzt mit der Doppelstellung der Päpste als geistliche Obere und als Könige und mit den Verhältnissen rechtfertigen, welche ihn genöthigt zu jener Zeit die letztere Seite hervorzukehren. Noch viel eher mag es zum wenigsten auf dem Standpunkte des italischen Politikers Geltung

haben, wenn von ihm gesagt wird, er hatte die Meinung der Geistlichkeit und der Patrioten für sich, war einer der edelsten Charaktere des damaligen Italiens, erfüllt von hohen für ganz Italien dringenden Plänen (Leo). Er war wol kein Gelehrter und gestand dies selbst, doch auch nicht, wie Paul II., Feind und Verfolger der Gelehrten. Die von ihm ernannten Kardinäle waren ausgezeichnete Männer, er verlieh den Künsten und Wissenschaften Schutz, sie machten Fortschritte, gewannen eine neue Gestalt unter ihm. Er war Männern von Begabung gewogen, jene großen Geister, die unter seinem Nachfolger in ruhigern Zeiten die Welt mit ihrem Ruhme erfüllten, bildeten sich während seiner Regierungszeit heran; schon waren Bembo und Andere zu bedeutendem Rufe durch ihre Werke gelangt, schon hatte Ariosto nicht blos den Plan zu seinem unsterblichen Werke entworfen, sondern auch einen beträchtlichen Theil desselben ausgeführt. Julius hatte (1508) Rafael nach Rom eingeladen und beschäftigte ihn, wie schon seit längerer Zeit Michel Angelo, in einem edeln und großen Sinne. Den deutschen Kaiser verachtete er als einen Mann, der weder mit Geld noch mit der Zeit hauszuhalten verstehe. Unleugbar ist, daß sich Maximilian schwankend, unbeständig, unklug und machtlos gezeigt, weder den Nutzen Deutschlands noch den der Christenheit wohl bedacht, die Türkengefahr außer Augen gesetzt hatte. Immerhin Stoff genug, die Begeisterung eines für das Papstthum schon Begeisterten am Sitze des glänzenden Julius, am Mittelpunkte seines Ruhms und unter seinen Preisern noch zu erhöhen, dem Voreingenommenen mindestens die Schattenseite noch länger zu verhüllen, den zweifelhaft Gewordenen von Neuem zu gewinnen, zu bestärken; und nicht anders verhielt es sich mit Vielem, was Luther in Rom sah und hörte. So lange zumal sein erster Andachtseifer währte, können wir ihn nicht empfänglich halten für eine unbefangene Ansicht, ein abgünstiges Urtheil. Es mußten starke Eindrücke, sehr ins Auge springende Thatsachen sein, die ihn umzustimmen vermochten. Vorerst nahm ihn die Lichtseite noch zu sehr ein, und hatte doch eine solche selbst einem Alexander VI. nicht gefehlt, in welchem bei aller Verworfenheit das Bewußtsein wenigstens eines Theils der päpstlichen Pflichten noch lebendig und rege geblieben war, dessen Schändlichkeiten

durch manche große Eigenschaften einigermaßen versöhnt wurden, dem selbst seine Feinde großes Genie, ein umfassendes Gedächtniß, Beredtsamkeit, Thätigkeit und Gewandtheit, Regenten-Vorsorglichkeit, Mäßigkeit zugestanden, der die Künste ermunterte, sich freigebig gegen Gelehrte, den Reichen und Mächtigen hart, dem Volke mild und leutselig erwies, und dem das Glück treu blieb bis an seinen Tod. Wie geneigt war aber der aufrichtig Fromme, der eifrige Freund der Kirche und des Papstthums, alles Rühmliche zu glauben, was von dem Oberhaupte der Christenheit, dem Stellvertreter Christi gesagt werden konnte und mochte! [1])

Geschäftsausrichtung. — Besichtigung der Merkwürdigkeiten Roms.

Nächst und vielleicht auch noch neben seiner Andacht war es sein Geschäft, was ihm zu thun machte. Es liegt in der Natur der Sache, er hatte sich an die zu Rom residirenden Mitglieder seines Ordens zu wenden, worauf denn Unterhandlungen mit Beamten des päpstlichen Hofs, einem oder dem andern Kardinale oder welchen kirchlichen Würdeträgern sonst folgen mochten. Staupitz hatte dem jungen Freunde und aufstrebenden Docenten doch sicher günstige Empfehlungen mitgegeben. Auch andere Wittenberger waren ja in Italien, in Rom bekannt, hatten dort Verbindungen. Es war bei seiner Stimmung natürlich, daß er nicht, wie so viele Andere, welche damals nach Rom gingen, zu einem Hauptgesichtspunkte bei seinem dortigen Aufenthalte machte, Bekanntschaften mit bedeutenden Männern, Geistlichen und Gelehrten anzuknüpfen. Mag er größtentheils nur mit Niedern, mit Ordensgeistlichen verkehrt haben, so mußte doch schon sein Geschäft — wenn er anders ein solches hatte — mancherlei persönliche Berührungen herbeiführen; außerdem aber lassen seine Berichte über Das, was er zu Rom gesehen und ge-

1) Alzog, Universalgesch. der christl. Kirche, 3. Auflage, 692 ff. Leo, Universalgesch. III, 36; Geschichte Italiens V, 217. Raumer, Gesch. Europas, I, 70. Schröckh XXXII, 458. Reform. Almanach von 1817, 95. Roscoe a. a. O. II, 41 f. III, 400; I, 358.

hört, nicht wohl daran zweifeln, daß er vielfache Bekanntschaften gemacht hat. Wie hätte er unbekannt bleiben können mit seinem Ordensgeneral, und dies war damals Aegydius von Viterbo, ein Mann von reifer Beurtheilungskraft und erstaunlicher Belesenheit. Er hatte schon in früher Jugend in seinen Gedichten Proben eines gebildeten Geschmacks abgelegt und wendete sich in spätern Jahren den ernsten Wissenschaften zu. Er war auswärtiges Mitglied der Akademie in Neapel, welcher am Ausgange des 15. und im Beginn des 16. Jahrhunderts die berühmtesten Gelehrten und Schöngeister Italiens angehörten, bis ihr Glanz durch die Stiftungen Leo's X. verdunkelt wurde, der indeß auch schon als Kardinal — zu dieser Zeit — die besten Männer der Wissenschaften und Künste um sich sammelte. Aegydius gehörte diesem Kreise an. Leo ernannte ihn, als er Papst geworden, zum Kardinal, und bediente sich seines Raths bei seinen Kardinalernennungen und sonst bei den wichtigsten Angelegenheiten. Genug der günstigen Anknüpfungspunkte, wenn Luther geneigt war, unter den römischen Gelehrten sich umzuthun. [1])

Nach Maimbourg und Laing entledigte er sich seines Auftrags mit so viel Glück, daß Alles wider Verhoffen aufs Beste ausgeglichen und der Friede in Staupitzens Provinz vollständig hergestellt wurde. So thätig und mit so viel Geschick habe er die Sache betrieben, daß ihm Staupitz nach seiner Rückkehr befohlen, den theologischen Doktorgrad anzunehmen, eine freilich in jedem Falle ungenaue Nachricht.

Schon der Besuch so vieler Kirchen und Heiligthümer aus Andacht machte ihn mit einem großen Theile der Merkwürdigkeiten Roms bekannt. Er widmete ihnen aber auch außerdem noch besondere Aufmerksamkeit. Vierzehn Tage, sagt er, hätte er die Stadt durchwandert und in Augenschein genommen mit großer Gefahr. Andern ob auch unsichern Nachrichten zufolge soll er sich einen Monat lang in Rom aufgehalten haben. Möglich daß seine eigne Aeußerung so zu verstehen ist, er habe nach abgemachtem Geschäft oder beendeten Andachtsübungen vierzehn Tage auf Besichtigung der Stadt verwendet. Er fügt dieser Bemerkung sogleich hinzu, das alte Rom, wo die prachtvollsten

1) Roscoe a. a. O. I, 89; II, 340.

Gebäude gestanden, wäre von den Gothen geschleift und der Erde gleich gemacht; auf dem Berge und Schlosse, dem Kapitolio, stände ein Barfüßerkloster; der Berg Tarpejus genannt sei höher gewesen als der aventiner Berg, Kapitolium und Quiriter; das Theater und Spielhaus (d. i. das Kolosseum) sei rund gebaut, funfzehn Stuffen hoch in die Runde gerings umher erhaben über einander, daß man schichtig sitzen und zusehen können, in zweihundert tausend Menschen: die Mauern davon ständen noch, das Fundament sei noch vorhanden. Auch hier kommt er wieder auf den Kirchhof von St. Kalixt mit seinen tausenden von Märtyrern, zum Zeichen, worauf er vor Allem in Rom geachtet. [1])

Zu einer andern Zeit erzählte er: „Rom, wie ich es gesehen, ist groß, in das Gevierte umfangen eine gute Meile Wegs, so weit als von Wittenberg auf den Poltersberg, daraus ein jeglicher wol abnehmen kann, was es vor ein großer Platz in die Runde muß gewest sein. Des alten Roms Fußtapfen kann man kaum noch erkennen, da es gestanden ist. Das Theatrum sieht man und die Thermas Diocletianas, das warme Bad des Diocletiani, welches geleitet ist fünfundzwanzig deutsche Meilen von Neapolis in ein schön herrlich gebauet Haus. Ach da sind der Welt Schätze und Reichthum gewest, darum nahmen sie auch vor und thaten, was sie gelüstete. Das Gebäu und Kirche St. Peters Münster hat über dreizehnhundert Jahre gewähret. Es ist eine große Summe Geldes darauf gewandt. Denn der Papst gebot den Engeln, daß sie die Seelen Derer, die auf dem Romwege stürben, von Stunde an in Himmel sollten tragen, darum Johann Huß wider den Papst schrieb, denn er hätte keine Gewalt über die Engel, ihnen zu gebieten. So gewaltig nahm der römischen Päpste Tyrannei überhand. Rom, wie es jetzund gesehen wird, ist wie ein todt Aas gegen den vorigen Gebäuden. Denn da jetzt Häuser stehen sind zuvor die Dächer gewest, so tief liegt der Schutt, wie man bei der Tiber wol siehet, da sie zween Landsknechts Spieß hoch Schutt hat." [2])

1) *Seckend.* I, 18. Juncker, Ehrengedächtniß, 284. Tischreden, Walch XXII, 2317.

2) Tischreden, Walch XXII, 2373 ff.

Daran knüpft er denn Betrachtungen, die ihn oft beschäftigt hätten über das Steigen Roms zu solcher Höhe bei solchen Kriegen und Widerstand und ohne Erkenntniß Gottes, wo der oft bei ihm wiederkehrende Gedanke zum Grunde liegt, den wir neuerdings bei Hegel wiederfinden, daß derselbe Geist des Volks in der Religion sowol als im Staate lebe, und daß daher Völker, welche einen schlechten Begriff von Gott haben, auch keine gute Gesetze, keine gute Regierung haben können. Denn so oft er auch die Weisheit der Alten in bürgerlicher und politischer Gesetzgebung und Regiment pries, erschien ihm die darin sich offenbarende Weisheit doch stets, als blos aus der von Gott verlassenen unerleuchteten Vernunft herstammend, klein und nichtig. Diese Ansicht blickt dann auch bei den weitern Bemerkungen durch, worin er sich ergeht, über das Sinken Roms, das weltgeschichtliche Verhängniß, das aus dem Unterliegen Karthagos sich entwickelt, über Cäsar's Sicherheit im Vergleich mit der Voraussicht des auf den Trümmern der zerstörten Feindesstadt weinenden Scipio. Dem klassisch Gebildeten und religiös Gestimmten mußten sich in Rom Betrachtungen dieser Art aufdringen.

Aber auch nach andern Seiten richtete er seine Aufmerksamkeit. So gedenkt er beifällig der römischen Polizei. „Zu Rom ist ein trefflich hart Regiment. Denn der Parasel, der Hauptmann und Richter, reitet alle Nacht mit dreihundert Dienern in der Stadt umher, hält die Schaarwache stark. Wen er auf der Gassen erwischt, der muß herhalten, hat er eine Wehre bei sich, so wird er entweder gehänget, oder ertränket und in die Tyber geworfen, oder ein Strapedechorde gegeben." Auch davon spricht er, wie übel es Solchen ergangen, die sich unterstanden wider die päpstischen Irrthümer zu reden, und bezieht dann die Wachsamkeit und Strenge der Polizei auf ihre besondere Thätigkeit wider die Freiheit der Meinungsäußerung. „Wer nur ein Wort sich wider den Papst vernehmen läßt; denn sein Name heißt Noli me tangere, greif mich nicht an!" Man beschuldigt Alexander VI., daß er zuerst geheime Kundschafter und Auflaurer angestellt habe, was freilich nur beitrug, seinen Namen bei den Römern in ein noch schlimmeres Gerücht zu bringen. Auch Luther sollte Beweise davon erhalten, wie wir unten hören werden. Theilweise anerkennend urtheilt er, von seinem Aufenthalte

in Rom redend, über die römische Verwaltung. Die päpstliche Regierungskunst flößte ihm eine Achtung ein, die er ihr auch noch zollte, als sich seine Meinung über das Papstthum längst geändert hatte. Mehrfach kommen Aeußerungen bei ihm vor wie die, der Adel maße sich an und wolle regieren, könne es aber und verstehe es nicht. „Der Papst aber weiß es nicht allein, sondern kann auch regieren mit der That. Ein schlechter Papst kann besser regieren denn hundert vom Adel an unserm Hofe." Ebenso lobt er das Consistorium und die Curia Rotä, „da die Händel und Gerichtssachen fein rechtmäßig gehört, verrichtet und geörtert werden." [1])

Er sollte indeß noch in Rom selbst einen ganz andern Begriff vom Papstthume und der heiligen Stadt bekommen, als der war, den er mitgebracht hatte. Wenn diese Wendung erzählt wird, müssen noch mehrfache Zeugnisse von Dem, was er während seines Aufenthalts gesehen und beobachtet, angeführt werden. Zum bessern Verständnisse der Thatsache seiner Umstimmung und seiner spätern Urtheile über das Papstthum und die römischen Zustände wird es indeß erforderlich sein, zuvor auf diese einen Blick zu werfen.

Das Papstthum in unmittelbarer Nähe. — Römische und italische Zustände.

Schon im ersten Buche war von dem religiösen und Bildungszustande Italiens um das Jahr 1500, und dort und anderwärts gelegentlich von mancherlei Zeichen der Entartung des Papstthums und der Verderbniß der Kirche zu dieser Zeit die Rede. Dahin Gehöriges wird auch späterhin noch erwähnt werden müssen. Jene Entartung und Verderbniß ist unleugbar, allgemein bekannt und zugestanden. Es ist nur peinlich, und gern vermeidet man es, soweit man darf, bei so dunkeln Punkten, so schmachvollen Seiten der Geschichte des Reichs Christi und seiner Entwickelung zu verweilen. Es handelt sich hier darum, Luther's

1) Tischreden. Walch XXII, 2376, 2157, 2373. Roscoe a. a. O. I, 356.

Enttäuschung und seinen beginnenden Haß gegen Rom zu erklären, was indeß beiweitem leichter ist, als seinen Eifer für das Papstthum begreiflich zu machen, da er eben in der Zeit der tiefsten Versunkenheit desselben und wachsender Verachtung der Päpste, zunehmenden Abscheues und Entsetzens vor ihnen gerade bei den Klügsten, Besten und Frömmsten aufwuchs und in päpstischen kirchlichen Eifer gerieth; und da wir uns gewöhnt haben, den Abfall der Meinung und die Verbreitung abweichender Ansicht zu dieser Zeit uns doch wol größer und allgemeiner zu denken, als es den Thatsachen angemessen. Aus allen diesen Gründen eilen wir flüchtig an den Greueln und Schändlichkeiten des Papstthums und der Päpste beim Ausgange des 15. und im Beginn des 16. Jahrhunderts vorüber. Nur Weniges davon soll angedeutet oder in Erinnerung gebracht werden, je nach den Erfordernissen unsers Absehens, die neue Wendung der Entwickelung Luther's, deren Anfänge zunächst berichtet werden müssen, in ein Licht zu stellen, durch welches wir sie völliger verständlich zu machen wünschen.

Seit große und zum Theil gute Päpste bis zum 13. Jahrhundert die Oberherrschaft in der Kirche und den Sieg über die weltliche Fürstenschaft errungen hatten und auf der höchsten Stufe wünschenswerther Macht, Ansehens und Einflusses angelangt waren, entartete das Papstthum mehr und mehr bis zur Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon und zur großen Kirchenspaltung, welche, wie die Deutschen schon zu Konstanz unwiderleglich gezeigt hatten, Folge davon gewesen und in der die Verschlimmerung unverhüllt und unverhüllbar an den Tag getreten war. Auch während dieses drei Menschenalter überdauernden Zeitabschnitts verschlimmerte und schändete es sich in zunehmender Fortschreitung. Zu den gemeinsten und schandbarsten Zwecken wurde es von den Päpsten selbst misbraucht, zu niedriger Geldschneiderei, Ausplünderung und Mishandlung der römisch-christlichen Nationen. Die Gegenpäpste überboten sich in Schlechtigkeit und Verächtlichkeit, entweiheten und verwirrten die Kirche, der eine noch mehr wie der andere, machten die Gläubigen irre am Glauben, die Kirche zum Gespött und riefen Erbitterung gegen das Papstthum hervor, am meisten in Italien, in Rom selbst. Überall begann die Meinung von ihm sich

abzuwenden. Man darf dabei nicht vergessen, soviel die Päpste verschuldeten, daß ihre Sünden und Frevel nur möglich waren bei einer ihnen gleichfalls, doch nicht allein zur Last fallenden allgemeinen Verderbniß der Kirche, einer allgemeinen Verschuldung der christlichen Nationen. Die Schlechtigkeit und Unzulänglichkeit der Häupter war großentheils Erzeugniß der Untüchtigkeit, Erlahmung und Fäulniß der Glieder. Doch waren diese noch immer besser, als die Häupter, war mehr gesundes, religiöses Leben und guter christlicher Geist in der Kirche, den christlichen Nationen als in den Päpsten geblieben. Daher erhob sich in jenen am Ausgange des 14. Jahrhunderts der Ruf nach Besserung und der Trieb, eine solche einzuleiten und zu Stande zu bringen. Zeichen der größern und hoffnungslosen Gesunkenheit des Papstthums war es, daß die Reformation von seiner Seite vereitelt wurde, Zeichen der Größe des Uebels, noch immer allgemeinen Verfalls, noch zu schwacher Einsicht und Erhebung des öffentlichen Geistes, daß ihm die Verhinderung der Reformation gelang, die auf den großen Koncilien des 15. Jahrhunderts erstrebt wurde.

Das Papstthum ging aus dem Kampfe erneuert und befestigt, doch wesenhaft umgewandelt, hervor. Als bezeichnender Ausdruck seiner neuen Art und Eigenthümlichkeit, doch immer noch mehr nur nach der bessern Seite, welche es darin entwickelte, kann die Persönlichkeit und Regierung Pius II. gelten. Seit den Kirchenversammlungen von Konstanz und Basel war er unter den Päpsten des Jahrhunderts der geistig und sittlich Ausgezeichnetste, der Wohlmeinendste, am meisten erfüllt von höhern und edlern Begriffen seiner Stellung und Würde, am meisten bedacht auf die Gesammtanliegen der Christenheit. Allein nur selten blieb er sich der erstern bewußt, die letztere behielt er nicht fest im Auge, weil ihn Ehrgeiz und Leidenschaftlichkeit beherrschte. Er erkannte sie so wenig klar und tief als den eigentlichen Schaden der Kirche oder die Erschütterung, welche die päpstliche Macht innerlich erlitten. Die wahren Mittel der Abhülfe standen ihm theils nicht zu Gebot, theils verwarf er sie. Die Wiederbelebung des religiösen Geistes konnte von ihm nicht ausgehen; zur Vereitlung der Reformation und zur Unterdrückung der darauf gerichteten Wünsche und Bestrebungen, an welchen er

selbst mit Beeiferung Theil genommen, that kein anderer Papst soviel als er. Für Reinigung, Erbauung, Vergeistigung der Kirche hatte er keinen Sinn. Die Ausbreitung und die Verstärkung der Macht der Kirche und seiner Obergewalt in ihr war sein herrschender Gedanke. Er setzte seinen Lebenszweck darin, das Papstthum wieder zu seiner vormaligen Höhe des Einflusses, nicht der Würde, zu erheben. Ihm fehlte eine bedeutende Herrschergabe nicht, daneben aber war er so gemein herrschsüchtig und so kurzsichtig zu verkennen, daß in der unermäßigten Machtfülle des Papstthums und dem ungebesserten Zustande der Kirche, in den Verderbnissen, die er zum Theil selbst noch vergrößerte, denen er seinen Schutz lieh, die schlimmste Gefahr für beide liege. Durch Abfall von sich selbst, durch Verrath und Ränke bewirkte er den Sieg des Papstthums, insbesondere die Unterdrückung der wiedererstehenden deutschen Kirchenfreiheit. Kein Mittel war ihm zu schlecht, seine schlechten und guten Zwecke, die schlechten gegen Deutschland gerichteten insbesondere, zu erreichen. Die deutsche Kirchenfreiheit zu zerstören, übte er Verrath an der Nation, verleitete er den schwachen Kaiser zum Verräther an ihr zu werden. Um einem Freunde zum Bisthume Brixen zu verhelfen, bot er Alles auf, was Verwüstung und Elend über ein deutsches Land bringen konnte, Bann und Interdikt, Anstachelung der Schweizer und des Herzogs von Mailand zum Einfall ins tyroler Gebiet. Schwere und lange Zerwürfnisse brachte er zwischen deutsche Fürsten und einen blutigen Krieg über andere deutsche Lande durch seine Bannung und Absetzung des mainzer Erzbischofs Diether von Isenburg. Zu offen lagen seine zweideutigen und eigennützigen Nebenabsichten am Tage, als daß ihm sein großer Entwurf eines allgemeinen Verbündnisses wider den vordringenden Islam hätte gelingen, daß er in den christlichen Fürsten und Völkern Gemeinsinn und eine edle nachhaltige Begeisterung hätte wecken können. Die Päpste hatten ihre Herrschaft über die Deutschen gewonnen, indem sie Gewalt über die Geister und Gemüther derselben geübt und daneben die Mittel altrömisch-selbstsüchtiger und treuloser Staatskunst angewendet; Pius erneuerte durch die letztere die päpstliche Herrschaft in Deutschland, woneben seine Bemühungen, die geistige Allgewalt des Papstthums wiederherzustellen, nur geringen Erfolg hatten und weit hinter dem Macchiavellism zurückstanden, den er ausbildete und der seit ihm der vornehmste Hebel der päpstlichen Obermacht, insbesondere im deutschen Reiche, wurde, erste Triebfeder und vornehmstes Mittel des Kirchenregiments, dem alle eigentlichen kirchlichen Zwecke untergeordnet wurden. Wir wollen im Uebrigen nicht vergessen, daß er nicht ohne Verdienst um die Hebung des wissenschaftlichen, überhaupt des geistigen Lebens, und gerade auch in unserer Nation war.

Nach ihm aber, der der beste Papst war seit langen Zeiträumen und bis auf Leo X. oder Julius II., trat eine zunehmende, nicht mehr wie bis dahin jeweilig unterbrochene Verschlimmerung durch eine Reihe der schändlichsten und verächtlichsten Päpste ein. Das Papstthum zeigte seit Paul II., mit welchem für dasselbe der traurigste, in mancher Beziehung noch schmachvollere Zeitabschnitt als das 10. Jahrhundert beginnt, immer weniger des Guten, das unter Pius ihm noch beigewohnt, des Schlechten wurde mehr und es wurde ärger. Sixtus IV., Innocenz VIII., Alexander VI. Man braucht die Namen nur zu nennen, um Abscheu, Zorn und Schmerz in jedem für die Kirche und deren Wohl und Ehre fühlenden Herzen zu entzünden. Sie sind gleichbedeutend mit tiefster Entwürdigung des Papstthums, schimpflicher Unterjochung, Schändung und Verderben der Christenheit. Zum Zeichen, daß innerhalb der Kirche ein besserer Geist immer noch nicht erstickt war und wurde, erhoben die eifrigsten Freunde und Anhänger derselben von jeher den lautesten und schärfsten Tadel darüber, wie auch unter den katholischen Geschichtschreibern die nennenswerthen darüber einstimmig sind. Frevel, wie die Welt sie kaum je gesehen, ließen jene Päpste ohne Zahl sich zu Schulden kommen, viele ungleich größere, als tyrannische und nichtswürdige, blos weltliche, mit so hohem Amt nicht betraute Häupter sie nimmer begehen können. Das Papstthum wird unter ihnen bezeichnet durch eine Erstorbenheit aller ehevorigen Größe und Würde, eine so gänzliche Verweltlichung im schlechtesten Sinne, eine so tiefe Verderbniß, und eine Bösartigkeit, wie es sie bis dahin noch immer nicht, wenigstens so anhaltend nicht hatte blicken lassen: eine Bösartigkeit, die aus dem geheimen, seine freche Sicherheit durchkreuzenden

Gefühle seiner Schuld, des Wankens seiner Macht und seiner Unfähigkeit, sich darin durch geistige edle Mittel zu erhalten, herfloß. Seine Herrschaft war, wenn schlechte Päpste auf dem heil. Stuhle gesessen, von jeher um so häßlicher erschienen durch den Gegensatz der edeln und umfassenden Begriffe, worauf es ruhete, und seiner engen Gesichtspunkte und gemeinen Wirklichkeit, der Höhe der Aufgabe und Stellung, der Würde des Amts und der Verwerflichkeit Derer, die sich darin befanden. Schroffer als je sprang dieser Gegensatz jetzt hervor und noch nie waren Heuchelei und Schamlosigkeit zugleich in so schreckbarer und widriger Gestalt erschienen. Gleich sehr befleckt war das Privatleben und das Regiment jener Päpste. Daß sie Worte der sittlichen und religiösen Mahnung im Munde führten und falsche Eide schworen, oder Gegner, ihnen misbeliebige Personen, durch Gift aus dem Wege räumten, oder daß sie Ablaß ausbieten ließen unter dem Vorwande, die Christenheit mit dem aufkommenden Gelde gegen die Türken zu vertheidigen, mit diesen aber sich insgeheim verbündeten, wie Alexander VI. mit dem Sultan Bajazet, ist noch nicht das Aergste, und sogar noch sehr wenig. Macchiavellism auf der äußersten Spitze, wo er so viel als Nichtkunde oder Verachtung oder Misbrauch guter Zwecke zu Vorwänden oder Deckmänteln des Betrugs, Richtung auf die schlechtesten Zwecke und völlige Gleichgültigkeit gegen die Beschaffenheit der Mittel bedeutet, ist dem Papstthume am Ende des 15. und im Beginne des 16. Jahrhunderts eigenthümlich. Endlich darf noch ein Zug nicht fehlen, der in der geistlich-römischen Despotie so wenig als in irgend einer andern fehlte. Die Kardinäle, obwol mehr und mehr in ihren Befugnissen beschränkt, überhaupt die römischen Hofgeistlichen, meisthin Italiener, hatten an der scheinbar unbeschränkten Kirchen- und Weltherrschaft der Päpste einen wesentlichen, oft überwiegenden und weil ungeordneten um so nachtheiligern Antheil behalten. Mit dem Papstthume, dem religiösen Volksgeiste und der Staatenpolitik Italiens hatten auch sie und hatte jenes ganze Uebel sich verschlimmert, durch welches die päpstliche Obergewalt für die ihr unterworfenen außeritalischen Nationen um so drückender und schimpflicher wurde. Es bezeichnet die damaligen Mitregenten der Kirche hinlänglich, daß sie ohne Zwang, ganz nach freier Uebereinkunft Roderigo Borgia,

der sich Alexander VI. nannte, zum Papste erwählten, durch dessen Wahl „dem apostolischen Stuhle die tiefste Schmach zugefügt wurde, die er je erlitten," ihn wählten, als er bereits „mehrere Kinder in ehebrecherischer Verbindung erzeugt hatte und dessen Tücke und Grausamkeit Niemandem unbekannt war"[1]).

Durch das Alles litt keine andere Nation nur entfernt so wie die deutsche. Die Kardinäle, die Kurtisanen waren die dienstbaren Werkzeuge der schändlichen Päpste und ihrer ruchlosen Politik und durften dafür zum Lohne Deutschland, um die Wette mit denselben ausbeuten. Luther beschreibt das Unwesen ausführlich in der Schrift an den Adel. Er leitet den Abschnitt mit einer Frage und Antwort ein, die nur Wahrheit enthielt. „Zum Andern, wozu ist das Volg nutz in der Christenheit, daß do heißt die Cardinäl? Das will ich dir sagen: Welsch- und Deutschland haben viel reicher Klöster, Stift, Lehen und Pfarr; die hat man nit wüßt baß gen Rom zu bringen, dann daß man Cardinäl macht, und denselbigen die Bißthumb, Kloster, Prälaturn zu eigen gebe, und Gottisdienst also zu Boden stieße. Drumb sicht man itzt, daß Welschland fast wust ist, Kloster vorstoret, Bißthumb vorzehret, Prälaturn und aller Kirchen Zinse gen Rom zogen, Städte verfallen, Land und Leut vordorben, da kein Gottisdienst noch Predig mehr gaht. Warumb? Die Cardinäl mussen die Guter haben. Kein Turk hätt Welschland so mugen vorderben, und Gottisdienst niederlegen. Nu Welschland ausgesogen ist, kommen sie ins Deutschland, heben fein säuberlich an; aber sehen wir zu, Deutschland soll bald dem Welschen gleich werden. Wir haben schon etlich Cardinäl. Was darinnen die Romer suchen, sollen die trunken Deutschen nit vorstehen, bis sie kein Bißthumb, Kloster, Pfarr, Lehen, Heller oder Pfennig mehr haben. Der Endchrist muß die Schätz der Erden heben, wie es vorkundet ist (Dan. 11, 8. 39. 43.). Es geht daher, man schäumet oben ab von den Bißthumen, Klostern und Lehnen; und weil sie noch nit alls duren gar vorschwenden, wie sie den Welschen than haben, brauchen sie dieweil solch heilige Behendikeit, daß sie zehen oder zwänzig Prälaturen zusammen koppelen, und von einer iglichen ein jährlich Stuck reißen, daß doch ein Summa draus werde.

1) Alzog a. a. O. 692.

Pröbstei zu Würzburg gibt tausend Gulden, die zu Babenburg auch etwas, Mänz, Trier und der mehr: so mocht man ein tausend Gulden oder zehen zusammen bringen, damit ein Cardinal sich einem reichen Kunige gleich halte zu Rom." Aehnlich Hutten in der Klag und Vormahnung wider den Gewalt des Bapsts:

Und send der Curtisanen voll
All Land, das sicht man leider wohl;
Vor der Gewalt und Büberei
Kein Stiftung jetzt mag bleiben frei.
Dann, wo noch etwas wär vorhand,
Zu Rom, der Kammern unbekannt,
Da legens auf ein Pension,
Obs hat gestift ein Teutscher schon u. s. f. [1])

Es wurde wenigstens in dieser Beziehung nicht anders, seit der vielgerühmte Julius II. die dreifache Krone trug. Seine Persönlichkeit hatte einen bedeutenden Wechsel zur Folge gehabt. Er war nicht von fern ein Alexander VI., seine Politik aber, obwol durch ungewöhnlich lebendigen Patriotismus veredelt, ihrer machiavellistischen Grundart nach die seiner Vorgänger, und Deutschland und Maximilian erfuhren ihre Wirkungen im vollen Maße. Wie seinen Vorgängern waren ihm die eigentlichen höheren Begriffe und Zwecke der päpstlichen Stellung und Würde fremd. Er machte die letztere, indem er durch weltliche Vortheile und Gelüste, durch Launen und Leidenschaften sich bestimmen ließ, politisch-kriegerischen Zwecken und Unternehmungen dienstbar, deren Gelingen nothwendig des deutschen Reichs und Kaiserthums Schaden war. Schlau und fein wußte er die Schwächen des deutschen Staatswesens, der deutschen Nation und ihres Königs zu benutzen. Auf Treue und Glauben kam es ihm dabei niemals an und stets warf er Maximilian die Erlangung der Kaiserkrone, die Kaiserwürde, die Reichsansprüche in Italien nebst den habsburgischen Hausvortheilen als Köder hin, wonach der König und Kaiser haschte, während der Papst Deutschland in Unterwürfigkeit hielt und nach wie vor ausbeutete. Max soll gesagt haben: „Ewiger Gott, wie würde es der Welt gehen, wenn du nicht eine besondere Aufsicht über sie hättest unter einem Kaiser, wie

1) Plochm. XXI, 293. Münch, Hutten's Werke, V, 78.

ich, der ich nur ein elender Jäger bin, und unter einem so boshaften Papste, wie Julius II. ist." Eine große Wahrheit liegt darin. Julius sagte, daß er Kaiser, Maximilian aber Papst hätte sein sollen. Luther schrieb: „solcher lediger Name des Kaiserthums hat die Deutschen viel gestanden: denn die Päpste hernach unser Kaiser zu Knechten gemacht haben. Wenn ihnen etwas gemangelt, haben unser Kaiser auf ihr eigen Kost den Päpsten und welschem Lande müssen zu Hülfe kommen, dafur sie ihnen hernach gelohnet und gedanket mit aller Schalkheit und Büberei, etliche Kaiser vergift, etliche geköpft, oder sonst verrathen und umbbracht; wie denn päpstliche Heiligkeit und Teufelsgespenst hat sollen und müssen thun. Aber mit den ledigen Namen und Titeln haben gleichwohl die Klauen je länger je mehr eingeschlagen; darnach mit der Krönung und Salbung solchs gestärkt, immer weiter und weiter nach dem Reich getrachtet, auf daß sie nehmen möchten, als die Stifträuber und Kaisermörder, was die Deutschen ererbet, oder mit dem Schwert gewonnen haben; nach dem Sprüchwort unsers Herrn, Joh. 4, 38: Ein Ander ärbeitet, ein Ander nimpts. Ja, sage ich, sie wären gern Kaiser durch unser Deutschen Gut und Blut." Ganz auf ähnliche Weise spricht sich Hutten nicht selten, und eben auch über Julius aus, dem er überhaupt so gram war, wie wenigen Menschen, der ein Hauptgegenstand seines Spottes ist. Er ging um diese Zeit nach Italien und bildete sich hier seine Meinung über ihn, sprach sie auch in bittern Epigrammen aus, die in Deutschland handschriftlich rasch verbreitet und auch gedruckt wurden. Zu unentschuldbaren Kriegen rege der eine Mensch den ganzen Erdkreis auf, bei dringender Türkengefahr; der Hirt gebe den Wölfen die Heerde dahin; statt wie Petrus für die Völker zu beten, freue er sich des Blutvergießens; der sich an den Schlüsseln Petri genügen lassen solle, handhabe das Schwert; Troja sei durch Treulosigkeit gefallen, die er nun erneuere; zu einer schlimmen Pest des menschlichen Geschlechts sei er geboren, es sei Noth, daß er sterbe, der sich alle denkbaren Unthaten gestatte, keinerlei Aehnlichkeit mit Christus und Petrus, nichts habe, das eines römischen Bischofs würdig sei; zum Kaufmann mache er sich, indem er alle Welt durch seine Ablässe betrüge, den Himmel verhandle, woran er selbst keinen Theil habe, und der nur durch Rechtschaffenheit erkauft werden

könne u. s. f., woran sich Mahnungen an den Kaiser anknüpfen, wider solche Unbilden einzuschreiten [1]).

Es muß dahingestellt bleiben, ob wir uns besser gestanden, wäre Julius mit seinem Geiste und seiner Kraft statt Maximilian Kaiser gewesen. Ein Kaiser von deutsch-patriotischen Entwürfen, wie er sie für Italien hegte, that uns noth. Darin jedoch glich ihm Max und hatte dabei mehr von der Redlichkeit und Hochherzigkeit, die bei uns nicht minder Bedürfniß war. Julius dagegen hatte weit mehr von der Eigensucht und zuletzt kleinlichen Berechnung, die so verführerisch für den deutschen König war, die Anliegen der Hausmacht denen des Reichs voranzustellen. Mit größerer Gewißheit kann man von Julius sagen, daß er ein echter Nachfolger seiner Vorgänger war, die unsere Kaiser zu Knechten gemacht und sie verlockten auf ihr eigen Kost den römischen Oberherren und wälschem Lande zu Hülfe zu kommen und ihnen dafür mit aller Schalkheit und Büberei lohnten; daß er gleich andern seiner Vorgänger im Papstthume oder noch mehr, wie Luther einmal gerade heraus von ihm sagte: „nach dem Kaiserthum trachtete und gerne Kaiser gewesen wäre“ [2]) durch unser Deutschen Gut und Blut; vor Allem, daß er der Kirche überhaupt und bei uns insbesondere nichts von Dem war, was er als Papst ihr hätte sein sollen, daß er ihre Anliegen und seine Pflichten gegen sie gänzlich vernachlässigte, sie nur als Geldquelle und Mittel zu Pracht, Krieg und Gewalt, ihrem Bedürfniß und Wohle zuwider, behandelte. Denken wir nur an die Beschwerden des Reichs von diesem Jahre 1510, die das Offenbare, daß eine solche Oberherrschaft die Aufreizung zu zehn Empörungen statt einer in sich faßte, so schonend aussprechen und zugleich beweisen, wie übermäßig viel die Nation, ohne zum Aufstande zu schreiten, von einer Anzahl gekrönter und infulirter Buben, was die römischen Beherrscher in Beziehung auf die Kirche und Deutschland waren, sich gefallen ließ.

Auch das bleibt zweifelhaft, ob Julius II. wenigstens für sein Vaterland selbst politisch wohlthätig und nützlich gewirkt. Daß

1) Wider das Papstthum, Plochm. XXVI, 227. Münch, Hutten's Werke, I, 220 ff., 333 ff.

2) Tischreden, Walch XXII, 1315.

er an der Kirche überhaupt sich verfehlte, strafte sich auch in Italien schwer. Seit Dante und Petrarca die Welt mit ihren Klagen über den Greuel der Verwüstung am Sitze der obersten Kirchenhirten erfüllt hatten, bis in die Zeiten der unmittelbaren Vorgänger Julius' II. war es nicht besser, unter ihrem Regimente war es schlimmer geworden; ja selbst bessere Eigenschaften und Bestrebungen verhältnißmäßig besserer Päpste wirkten nicht mehr heilsam. Weit verbreitete Unwissenheit, das barbarische Wissen der Gelehrten und deren beschränkte Vorliebe für dasselbe hatten wesentlich zum Mislingen der Besserungsversuche der großen Koncilien mitgewirkt. Die deutsche Erfindung der Buchdruckerkunst, dieses großen Hebels einer raschen Mittheilung von Kenntnissen, war gleich im Anfange nirgend eifriger zur Förderung der Studien benutzt, als in Rom, und zwar unter dem Schutze Nikolaus' V., der überhaupt so viel für die letzteren that. Allein diese Studien waren seit Paul II. wenig gepflegt, sie fingen unter Julius, in dessen Kriegsgewirre halb erstickt, erst wieder an, sich zu heben, sie durften vom Christenthume, aber nicht vom Priesterthume ablenken, sie waren vornämlich die humanistischen, die in Italien keinen auferbauenden, sondern in hohem Maße und fast allein einen zerstörerischen Einfluß auf dem kirchlichen, religiösen und sittlichen Gebiete übten. Kein Fortschritt aus der religiösen und sittlichen Verwilderung und Verderbniß ist unter Julius' Regierung wahrnehmbar. Eben darum konnte es zu einer wahren Erhebung nicht kommen trotz aller sich mehr und mehr verbreitenden philosophischen und religiösen Aufklärung, die sogar nachtheilig wirkte selbst für den weltlichen Nutzen des Landes und Volkes. Man muß den letzteren nur nicht in Einzelnem und Vorübergehendem suchen wollen. Die Italiener zogen allerdings mancherlei weltlichen Gewinn daraus, daß ihr Land der Sitz des Papstthums war, ihre Nation der Kirche und der Welt die Gebieter gab; sie hatten die feinere Bildung und deren Vortheile aus erster Hand, welche von Päpsten, wie Nikolaus V. und Pius II., mit so großer Gunst gefördert wurde, hatten aber mit ihr auch deren Nachtheile, namentlich die mit ihr verbundene Förderung der längst in alle Adern, ins Herzblut der Nation gedrungenen Irreligiösität und Entsittlichung aus erster Hand, die dann wieder erschlaffend auf den Nationalgeist und vergiftend auf die gepriesene Bildung und

auf das Papstthum zurückwirkte. Die Italiener, die sich alle christlichen Länder tributhar machten, konnten im eigenen Lande die Fremden und deren Einfluß und Einfälle nicht abwehren. Die Franzosen sagten, als sie unter ihrem Könige Karl Rom eingenommen, ihr Latein und Griechisch (woran ihr modernes Heidenthum hing) mache die Italiener so feig. Das Papstthum glich dem Mittelpunkte einer durch mancherlei Glanz verhüllten, doch in der Nähe erkannt, Ekel und Grauen erregenden Pestbeule an einem faulenden Körper, von welcher Tod und Verderben für alles edlere Leben, statt eines Lebensodems, statt Heilung und Heiligung ausströmte[1]).

Fortgesetzte Beobachtungen und Erlebnisse in Rom. — Enttäuschung.

So war der Schauplatz, welchen Luther betreten, so das Rom, das er als die heilige Stadt begrüßt. Die letzten Päpste bis auf Julius hatten da die großen Ueberlieferungen von den frühern ausgelöscht, die sich an die Spitze der ihre Zeit beherrschenden, großentheils so edeln und hohen Triebe und Begriffe gestellt. Luther fand trotz dem Glanze des regierenden Papstes die Gemeinheit, den Verfall. Er war unter der Einwirkung jener Ueberlieferungen, erfüllt von ihnen, gekommen. Er gehörte nicht zu Denen, die das Papstthum für Das ansahen, was es war, die sich ihm innerlich oder äußerlich entgegenstellten. Ganz dem Bedürfniß und Zuge der innigsten, eifrigsten Frömmigkeit hingegeben, war er eine der ernsten deutschen Naturen, einer der ehrlichen deutschen Kleriker, welche den Begriff der Kirche Christi auf Erden mit dem Begriffe des Papstthums und das wirkliche mit dem urbildlichen Papstthume verwechselten, von aufrichtiger Ehrfurcht durchdrungen, der Welt und des Weltlaufs unkundig. Manche gelangten auch in der Ferne zur Erkenntniß im vollen Maß. Er mußte, damit sie in ihm nur recht begönne, Rom in der Nähe sehen. Die Welt war von Widerspruch erfüllt, sofern zum wenigsten den Gebildeten und Denkenden die Augen aufgegangen

1) Leo, Universalgesch., III, 19.

waren: wie nahe mußte er hinangeführt werden, ehe seine zähen Vorstellungen und Empfindungen zu wanken anfingen. Angesehen, wie viel ihm bereits von der Wirklichkeit vor Augen getreten war und wie viel freisinnige und abweichende Ansicht und Gesinnung ihn schon seit Jahren, ja von Kindheit an umgeben hatte, würde man geneigt sein müssen, ihn bis zu diesem Zeitabschnitte seines Lebens für beschränkt bis zur höchsten Einfalt zu erklären, wenn die anscheinende Beschränktheit nicht vielmehr als jene Verblendung tiefinnerlicher Gemüther, wie eines Paulus, erschiene, die eben aus ihrer Innerlichkeit und Geistestiefe, der ungewöhnlichen Kraft und Leidenschaft ihrer Seelen hervorgeht, in welcher sie jede einmal aufgenommene Vorstellung oder Liebe mit einer Hartnäckigkeit festhalten, die der gewöhnliche Verstand, das ruhige Gefühl nur schwer begreift.

Von so kurzer Dauer sein Aufenthalt in Rom und so wenig ausgebreitet sein Verkehr sein mochte, er benutzte seine Zeit so gut, sah und hörte und erlebte so Mancherlei, beobachtete so scharf, als ihm die Augen erst aufzugehen anfingen, die Verderbniß war so groß und allgemein und lag zu einem sehr bedeutenden Theile nur so leicht verhüllt oder so offen am Tage, daß die wahre Gestalt der römischen Zustände sich ihm freilich nicht vollständig, doch hinlänglich enthüllte, um die schmerzlichste Enttäuschung bei ihm zu bewirken.

Er hatte gehofft, durch die am Sitze der Heiligkeit anzustellenden frommen Uebungen, und durch den Trost, den er sich von gelehrten und gottseligen Männern versprochen, sein Gewissen zufriedenstellen zu können. Aber er fand zu Rom „die ungelehrtesten Leute", die ihn „mehr ärgerten als erbaueten." Er lernte die „Meßpfaffen" in Italien als größtentheils „grobe, ungelehrte Esel" kennen, die wenig oder gar kein Latein verstanden, sich nur vom Meßhalten nährten, noch viel ungelehrter waren als die deutschen. Hätte man sie nach der Zahl der Sakramente gefragt, und wie dieselben hießen, so wäre die Antwort gewesen: drei, der Sprengwedel, das Rauchfaß und das Kreuz[1]).

Er kam mit der tiefsten Ehrfurcht vor der heil. Schrift, erfüllt von Hochachtung echter Schriftgelehrsamkeit. Die römischen

1) *Rebenstock* II, 14. Tischreden, Walch XXII, 1517.

Gelehrten gaben sich, Wenige ausgenommen, damit nicht ab, achteten die Schrift nicht, kannten sie nicht, heidnische Bildung, Denkart, Sitte, Redeweise fand er in ihren Kreisen. Es ist bezeichnend, daß der hochangesehene Kardinal Bembo äußerte, er habe seine Zeit nie schlechter angewendet, als wenn er in der Bibel gelesen; daß er zu seinem Freunde Sadolet, als er ihn über einer exegetischen Arbeit traf, sagte: er möge die Läppereien liegen lassen, die sich für einen rechten Gelehrten nicht schickten; daß er sich eine der schönsten Buhlerinnen hielt und von den süßesten Liebesgedichten überfloß. Auch die berüchtigte Lukretia Borgia besang er, zu deren Günstlingen er gehörte, wie nachmals zu den Günstlingen Leo's X. Er war es, dem die italischen Kunstrichter einmüthig das Verdienst zuerkannten, sowol durch sein Beispiel als seine Grundsätze einen verbesserten Geschmack in ihrer Literatur geltend gemacht zu haben, „mit dem das Zeitalter August's (das Papst Leo in erster Stelle hereinführte) von Neuem begann." Und so war nun das beginnende neue augusteische Zeitalter, daß man unter Anderm die Buhlschaften der Geistlichen einfache Sünden nannte, durch welche die Begierde einstweilen getödtet werde und die durch späte Buße gesühnt werden könnten. Johannes della Casa, später Erzbischof von Benevent, schrieb ein Schmutzgedicht, in welchem er der unnatürlichen Wollust das Wort redete. Die Schriften der italischen Geistlichen zeichneten sich durch die schamlosesten Unanständigkeiten aus und ihr Wandel war nicht reiner. Der Aeußerung, daß man, als er gen Rom gezogen sei, Rom die Brunnquelle der Gerechtigkeit genannt, fügt Luther den Nachsatz hinzu: „aber ich sahe, daß Rom eine Hure oder Hurenhaus war." Auch Einzelheiten führt er an. „Zu Rom hab' ich gesehen etliche Kardinäle, die man als die Heiligen ehrte, darum daß sie sich an dem Umgange mit Weibern genügen ließen. Denn daselbst wird greuliche Schande begangen, nicht heimlich im Winkel, sondern öffentlich, und gehen in solchem Spiel voran die Obersten und Vornehmsten sammt der ganzen Stadt. Was konnte da für Rath oder Hülfe wider solche Greuel gefunden werden? Wer hätte sich unterstehen mögen, sie zu strafen, bei denen Sünde und Schande für löbliche Gewohnheit galt? Andre sündigen doch heimlich und werden darüber schamroth. Aber so waren die Sodomiter nicht gesinnt, darum war keine Besserung bei ihnen zu

hoffen, es war auf's höchste mit ihnen gekommen, keine Hülfe noch Rath möglich." Er rede im Hörsale, sagte er, über das 19. Kapitel der Genesis lesend, nur ungern über die Sünde der Sodomiter, weil der Deutschen Ohren noch rein davon wären. Freilich sei sie durch gottlose Kriegsknechte und liederliche Kaufleute auch in deutsche Lande gebracht, müsse aber doch ganz in der Stille verübt werden. „Die Karthäusermönche (denen man darum feind sein soll) sind die ersten gewesen, die solche greuliche Schande aus den wälschen Klöstern in Deutschland gebracht haben. So wohl und löblich haben sie zu Rom studirt und sind sie da unterrichtet." Unverschämt wären dort als ein ehrlich löblich Ding die stummen Sünden getrieben, und recht geschehe den Verächtern des Ehestandes, daß eitel „Hundehochzeit (und wollt' Gott, daß eitel Hundehochzeit wären), ja eitel wälsche Hochzeit und florenzische Bräute" bei ihnen wären. Wer zu Rom und in wälschen Landen sich umgesehen, wisse, mit welcherlei Zorn und Plage Gott das Eheverbot räche, sodaß die Greuel Sodoms gegen die römischen als Scherz und bloßes Vorspiel erschienen [1]).

Die Florentinerinnen waren seit Boccaccio, dem glücklichen Verspotter der Geistlichkeit und des päpstischen Wesens, berüchtigt. Was für Gedanken mußte ihm aber dies Alles erregen, die Beobachtung, daß Entsittlichung von der heiligen Stadt, dem Sitze des Stellvertreters Christi, von seinem Hofe, von der römischen Kirche ausging, die mit solcher Salbung in die christliche Welt hinein sich hören ließ. Er lernte jetzt, wo er den Ursprung zu suchen, zu erkennen hätte, wenn er mit nunmehr helleren Augen in Deutschland so manches Aergerliche erblickte, z. B. wenn wenigstens einzelne Domherren die Meinung vertheidigten, daß Liederlichkeit unter ledigen Personen keine Sünde sein könne. Sie war „zuerst von den Wahlen" aufgebracht und in Schutz genommen. Aehnlich Hutten in der späteren Ausgabe seiner Klag' und Vormahnung: Auferwecker der teutschen Nation.

„Der wälschen Possen sieht man viel,
Der ich sie keinen nennen will,

1) Tischreden, Walch XXII, 1357. Ausl. der Genesis zu Kap. 19, V. 4 f. Walch I, 1840, 1844. Vom Kriege wider den Türken, 1529; Plochm. XXXI, 72. Villers a. a. O. II, 62. Roscoe a. a. O. III, 12.

Dann läſterlich zu reden laut,
Das, der zu würken keinem graut,
Und haben bracht in unſer Land,
Das vor den Teutſchen unbekannt,
Da habens uns beflecket mit.“ [1]).

Das zum Theil ſchandbare Leben in den italiſchen Klöſtern hatte er wol ebenſo wie das üppige ſchon unterwegs kennen gelernt. Denn von ſeiner römiſchen Reiſe erzählend, ſagte er, daß er unterwegs in den gottloſeſten Klöſtern geherbergt habe. In Rom offenbarte ſich ihm noch eine andere Seite des klöſterlichen Reichthums und der Schickſale deſſelben. Wenn das Papſtthum, ſagt er, ähnlich wie in der angeführten Aeußerung über die Kardinäle, noch zehn Jahr geſtanden hätte, ſo würden alle Klöſter auch in Deutſchland wüſt geworden und gen Rom gefallen ſein. In den reichſten wälſchen Klöſtern hätte man nur einige wenige Perſonen ſpärlich erhalten und ernährt und das übrige Einkommen den Kardinälen gegeben. Bei der von Heiligkeit umgebenen Kalixtkirche wären nur zwei Minoriten geweſen, die Alles, was eingekommen und erſchunden ſei, dem Papſte abgeliefert und ſich mit ſechzig Dukaten begnügt hätten.

Auf ſeinen römiſchen Erinnerungen ſcheint es gleichfalls wenigſtens großentheils zu beruhen, wenn er in der Schrift wider das Papſtthum ſich darüber ausläßt, daß die Evangeliſchen in deutſchen Landen Ketzer geſcholten würden, die die Kirchen, Klöſter, Meſſen, die römiſche Abgötterei verwüſteten. „Siehe mir da zu, wie ſie ſelbs, die ſolche Abgötterei für rechten Gottesdienſt lehren, zu Rom damit umgehen.“ Die Kirche der heil. Agnes, worin früher hundert und funfzig Nonnen geweſen, St. Pankratii, Sebaſtiani, Pauli und alle reichen Kirchen und Klöſter innerhalb und außerhalb Roms wären von Papſt und Kardinälen verſchlungen, die nun „zu uns herauskommen, greifen unſre Stift und Klöſter auch an, mit Palliis, Annaten und viel ander Räuberei und Schinderei“ [2]).

Die Erzählung, wie mit den Einkünften der Klöſter in Italien, in Rom gehauſet ſei, führt ihn auf eine Schilderung der Heiligkeit, die dort zu finden geweſen wäre oder noch zu finden ſei. „Wenn einer will Meſſe halten, da laufen die Leute zu mit großen Haufen, die Präſenz begehren, und wenn einer eine halbe Stunde verzeucht, ſo bekommt er eine ganze Hand voll Groſchen, und iſt ein ſolch Gedränge mit dem Schandgreuel der Opfermeſſe, daß zween Pfaffen zugleich über einem Altar gegen einander ſtehen und halten Meſſe: ſind mächtig fertig mit ihrem Handwerke, haben eine Meſſe in einem Hui geſchmidet. Wenn dieſelbigen abgehen, ſo treten andere zween über und halten Meß; es muß aber ein jeglicher ſein eigen Meßgewand mit ſich bringen.“ So ſei es dort gegangen mit dem Trödelmarkte des Papſtes, dem ſeine Lügen indeß ein zehn tauſend Gülden eingebracht hätten. „Ich wollte nur wünſchen, daß ein jeglicher, der ein Prediger ſollte werden, zuvor zu Rom wäre geweſt und hätte geſehen, wie es da zugeht“, ſetzt er hinzu, und man hörte ihn dies öfter ſagen [1]).

Wer es ſah, dem hätte am allerwenigſten entgehen können, wie ſehr es bei der römiſchen geiſtlichen Herrſchaft auf das Geld der Gläubigen abgeſehen und wie zu Rom Jedermann käuflich, Alles feil war. Er hat ſich ſpäterhin oft darüber ausgeſprochen, und die Erinnerung an Selbſtgeſehenes blickt offenbar an hundert Stellen durch, z. B. in der Schrift an den Adel deutſcher Nation, wo er über die Errichtung eines eignen „Kaufhauſes, des Datarii-Hauſes“ zu Rom ſich ausläßt. „Hie werden die Gelübd aufgehebet, hie iſt feil der ehelich Stand der Geiſtlichen, hie mögen alle Unehre und Schand zu Würden kommen. O wilch ein Schätzerei und Schinderei regiert da, daß ein Schein hat, daß alle geiſtlich Geſetz allein darumb geſetzt ſein, daß nur viel Geldſtrick wurden, daraus ſich muß loſen, wer ein Chriſten ſein ſoll. Ja, hie wird der Teufel ein heilig und ein Gott darzu. Was Himmel und Erden nit vormag, das vormag dieß Haus. Es heißen Compositiones, freilich compositiones, ja confusiones. O wie ein ſchlechter Schatz iſt der Zoll am Rhein gegen dieſem heiligen Hauſe“ [2]).

Bei dem Meſſeleſen, womit er begann und das er ſo eifrig

1) Walch I, 1843. Münch, Hutten's Werke, V, 66.

2) *Rebenstock* II, 70. Tiſchreden, Walch XXII, 355. Plochm. XXVI, 130.

1) Tiſchreden, Walch XXII, 1356.

2) Plochm. XXI, 304.

fortsetzte, scheint er die ersten Erfahrungen gemacht zu haben, die ihm die Augen öffneten. Er habe, sagt er in einer Streitschrift gegen Tetzel, in Rom mehr als eine Messe für die Seelen gehalten; allein der Glaube, worin er es gethan, habe ihn gereuet, denn die scholastische Lehre, worauf derselbe ruhe, sei zwar von den Päpsten bestätigt, doch ohne Bewährung, womit man redlich bestehen könne, „und sie selbs zu Rom des nit viel achten." Während er durch sein Meßopfer die Seinigen aus dem Fegfeuer erlösen wollte und sehr andächtig und langsam seine Messe hielt, wurden an einem andern Altare neben ihm sieben Messen verrichtet, ehe er fertig war, und die römischen Priester riefen ihm zu: fort, fort, schicke unsrer Frauen ihren Sohn bald wieder heim. Als ob nämlich die Mutter Christi des Sohns so lange entbehren müßte, als er in die Hostie verwandelt und in dieselbe gleichsam festgebannt wäre. Eine anstößige Mönchsrede der Art, wie in Erfurt eine bei den Augustinern gebräuchlich war. Hier aber hörte er sie am Altare, mitten in seiner Andacht, von Priestern, welche offenbar unheiligen Sinnes die heilige Handlung durch rohe Leichtfertigkeit entwürdigten und ihn in dieselbe Frivolität hineinzuspotten suchten. Indem Mathesius den Vorgang erzählt, bemerkt er, daß Luther den heiligsten Vater und seine güldene Religion und ruchlose Kurtisanen und Hofgesinde gesehen, habe ihn hernachmals wohlgestärket, da er so ernstlich wider die römische Greuel und Abgötterei schriebe. Von ihm selbst hören wir noch Ausführlicheres in seiner Schrift von der Winkelmesse und Pfaffenweihe: „Ich bin zu Rom gewest (nicht lange), hab daselbs viel Messe gehalten, und auch sehen viel Messe halten, daß mir grauet, wenn ich dran denke; da höret ich unter andern guten groben Grumpen, über Tische Curtisanen lachen und rühmen, wie Etliche Messe hielten, und über dem Brod und Wein sprächen diese Wort: Panis es, Panis manebis, Vinum es, Vinum manebis; und also aufgehaben. Nu ich war ein junger und recht ernster, frommer Münch, dem solche Wort wehe thäten: was sollt ich doch denken? Was konnte mir anders einfallen, denn solche Gedanken: Redet man hie zu Rom frei offentlich über Tisch also; wie? wenn sie allzumal, beide Papst, Cardinal sampt den Curtisanen also Messe hielten? Wie fein wäre ich betrogen, der ich von ihnen so viel Messe gehört hätte. Und zwar

eckelt mir sehr daneben, daß sie so sicher und fein rips raps kunnten Messe halten, als trieben sie ein Gaukelspiel. Denn ehe ich zum Evangelio kam, hatte mein Nebenpfaff seine Messe ausgericht, und schrieen zu mir: Passa, Passa, immer weg, komm davon u. s. w."[1]).

So Etwas war ihm in Deutschland nicht vorgekommen. Aehnliches, wenn auch minder Anstößiges, mochte ihm begegnet sein, und er hatte es nicht beachtet. Das, was er jetzt erlebte, schärfte seinen Blick zu sehen, was er späterhin sah, daß viele „der Curtisanen Tugend und Glauben aus Rom und Welschland nach Deutschland gebracht" und Stifter und Pfarren dadurch verunreinigt worden seien; „denn wir haben viel ruchloser Domherren, Vicarien und Altaristen gesehen, die fast eines wilden wüsten Lebens, mit Schwelgen und Hurerei Tag und Nacht zubrachten und dennoch des Morgens Messe gehalten haben. Wer will hier Bürge davor sein und uns gewiß machen, daß sie nicht auch haben auf solche römische und curtisanische Weise Messe gehalten und uns lassen eitel Brod und Wein anbeten? Ich bin durch solch Exempel gebrannt, gewitzigt und gewarnet, daß ich nimmermehr will bei solcher Winkelmesse sein"[2]).

Auch in andern Beziehungen wurde er darauf hingeführt, daß und wie sehr man in Rom Spott mit dem Heiligen trieb und die Gläubigen absichtlich betrog, mit falschen Reliquien und sonst; wie zweifelhaft es um so manches „Heiligthum" und die sich daran knüpfenden Legenden stand. „Man weiß zu Rom nicht, wo St. Peter's und Pauli Körper begraben liegen, und weiset doch an ihrem Tage falsche Körper." Eine ähnliche Bewandniß habe es mit ihren Häuptern, die man im Vorhofe zu St. Peter's Münster ausgehauen sehen könne mit dem Verse darüber gegen Morgen und Aufgang der Sonnen:

Ecclesiam pro Mari rego, mihi climata Mundi
Sunt Mare, scripturae Retia, Piscis homo.

„Man weiß nicht einmal zu Rom selbst, wo der Apostel Petri

---

1) Freiheit des Sermons, 1518, Plochm. XXVII, 20. Mathesius, 1. Predigt. Von der Winkelmesse, Plochm. XXXI, 327.

2) Das.

und Pauli Häupter und Leichname mit ihrer völligen Historie hingekommen, obschon die Päpste alle Jahr dem blinden und einfältigen Pöbel zwey hölzerne und geschnitzte Köpffe Petri und Pauli vorzeigen, und demselben weiß machen wollen, es wären die natürliche Hirnschalen Petri und Pauli; auch über dem Altar, wo solche verwahret liegen, die bischöfliche Pallia weihen: und indem sie vorgeben, sie würden von oben herab den Häuptern der Apostel zugesendet, wie in ihren Decretalien stehet, durch ihre unglaubliche Falschheit und unsinnige Begierde zu lügen die ganze Welt betrügen, zum Preis und Ehre des Lügenvaters, des Teufels, dessen Diener sie sind. Eben so machen sie es auch mit der falschen Tafel der Veronicä, und ob sie gleich wissen, daß nichts daran sei, so zeigen sie doch dieselbe mit großem Pomp und Gepränge, und gebens für das Bildniß unsers Heilandes aus, so auf sein Schweißtuch (wie sies nennen) wäre eingedruckt worden; die Tafel selbst aber ist mit Tüchern so zugedeckt, daß Niemand, auch Diejenigen selbst nicht, die sie vorzeigen, etwas davon sehen und erkennen kann. Und wer sollte wol Das sehen, das da nichts ist[1]). Sie rühmen zu Rom und tragen sich mit den Häuptern Petri und Pauli, weisen die und halten sie für groß Heiligthum, so es doch hölzerne Häupter sein, etwa von einem ungelehrten Schnitzer gemacht und zugerichtet[2]). Das kann ich fröhlich sagen, wie ich gesehen und gehört hab zu Rom, daß man zu Rom nicht weiß, wo die Körper St. Pauli und Petri liegen oder ob sie da liegen. Solchs weiß Papst und Cardinal sehr wohl, daß sie es nicht wissen. Doch stellen sie zwei Häupter auf an St. Petri und Pauli Tag, geben für, und lassen den gemeinen Mann gläuben, es seien der Aposteln natürliche Häupter: da läuft der andächtige Pöbel zu mit Hannsen von Jenä. Aber Papst, Cardinal und ihr Gesindlein wissen sehr wohl, daß es zwei hülzen, geschnitzt und gemalet Häupter sind; gleichwie sie mit der Veroniken auch thun, geben für, es sei unsers Herrn Angesicht in ein Schweißtüchlin gedruckt, und ist nichts, denn ein schwarz Bretlin viereckt, da hänget ein Klaretlin für, darüber ein anders Klaretlin,

1) Tischreden, Walch XXII, 1413, 1396. Vorr. zu Major's Leben der Väter, Walch XIV, 385.

2) Vermischte Predigten, Plochm. XVI, 123.

welches sie aufziehen, wenn sie die Veronika weisen; da kann der arm Hans von Jenä nicht mehr sehen, denn ein Klaretlin für eim schwarzen Bretlin: das heißt denn die Veronika geweiset und gesehen. Und hie ist große Andacht, und viel Ablaß bei solchen ungeschwungen Lügen"[1]). Als Mekum die Geschichte von dem Betruge erzählt hatte, den ein wälscher Geistlicher in Italien mehren Deutschen mit einem Eselsknochen gespielt, bemerkte Luther: „das war der Wahlen Ruhm, daß sie der Deutschen also spotteten, als grober unverständiger Leute"[2]).

Wie tief dieser Spott bei ihm einschnitt, sieht man deutlich aus dem Zorne, der späterhin lichterloh darüber in ihm aufflammte. Bis dahin, in Deutschland, war wol meisthin nur sein religiöses Gefühl verletzt, jetzt wurde es doppelt und dreifach, und das Nationalgefühl dazu beleidigt und aufgestachelt. Der Ingrimm erregende Gedanke, daß ein so unheiliges Priesterthum zu seinen unheiligen Zwecken die Deutschen regiere, tyrannisire und brandschatze, trat hinzu, wenn ihn, den Gläubigen und Frommen, seine römischen Beobachtungen ärgerten. Wie sehr dies aber der Fall war, wie vielfach eine ganz andere Anschauung, als die er mitgebracht, sich ihm aufdrängte, sagt er theils ausdrücklich, theils ist es aus seinen Urtheilen über Päpste und römische Zustände deutlich zu ersehen. „Niemand soll so närrisch sein, sagte er dem Franziskaner Alveld zu Leipzig, daß er glaube, es sei des Papsts und seiner Romanisten und Schmeichler ernste Meinung, seine gewaltige Obrigkeit sei aus göttlicher Ordnung. Alles, was göttliche Ordnung ist, deß wird zu Rom nicht das kleinste Buchstäblein gehalten, ja es wird verspottet wie eine Thorheit, so Jemand sein gedenket. Sie mögen auch leiden, daß das Evangelium und christlicher Glaube in aller Welt zu Boden sinke, und gedenken nicht ein Haar darum zu verlieren; dazu alle böse Exempel geistlicher und weltlicher Büberei aus Rom, als aus einem Meere der Bosheit, fleußt in alle Welt. Deß wird alles zu Rom gelachet, und wer darum trauret, der ist ein Bon Christian, das ist, ein Narr. Wenn ganz Deutschland auf die Kniee fiele vor den Römern und dem Papst, sie möchten unsere Bischöfe und

1) Wider das Papstthum, Plochm. XXVI, 171.

2) Tischreden, Walch XXII, 1359.

Pfarrherrn umsonst bestätigen, sie würden sich mit aller Bitte dazu nicht lassen treiben. Aber weil es Geld gilt, so muß es göttliche Ordnung sein, was sie nur gedenken dürfen. Mainzer Bisthum hat bei Menschengedenken fast acht Bischofsmäntel aus Rom kauft, der ein jeglicher bei dreißig tausend Gülden steht; ich schweige die andern unzähligen Bisthume, Prälaturen und Lehen. Also soll man uns deutschen Narren die Nasen schneutzen, und darnach sagen, es sei göttliche Ordnung, keinen Bischof ohne römische Gewalt zu haben. Mich wundert, daß Deutschland, das je die Hälfte (so nicht mehr) geistlich ist, noch einen Pfennig hat vor den unaussprechlichen, unzähligen, untreulichen römischen Dieben, Buben und Räubern. Man spricht, der Endechrist soll die Schätze der Erde finden. Ich meine, die Romanisten haben sie funden, daß uns Leib und Leben wehe thut. Werden die deutschen Fürsten nicht mit tapferm Ernste in der Kürze dazu thun, so wird Deutschland noch wüste werden oder sich selbst fressen müssen. Das wäre auch den Romanisten die höchste Freude, die uns nicht anders denn Bestien halten, und ein Sprüchwort von uns zu Rom gemacht, also: Man soll den deutschen Narren das Geld ableckern, wie man kann." In der Schrift wider das Papstthum zu Rom: „So hab ichs zu Rom selbst gehört sagen von etlichen Curtisanen, es ist unmöglich, daß so sollt länger stehen, es muß brechen"[1]). Rom mußte noch voll sein von den Geschichten der letzten schändlichen Päpste, die mit hundert Stimmen in das Anfangs ohne Zweifel abgewendete und sich abwendende Ohr des Pilgers fielen. „Papst Alexander war ein Maran, sagt er, das ist ein getaufter Jude, der gar nichts gläubte. Ihm war Papst Julius, der an seine Statt kam, so feind, daß er alle Thüren und Fenster, darinnen seine Wapen waren, ließ ausbrechen und abthun." Er erzählte die Geschichte Alexander's VI., „was er vor ein Leben hätte geführet; er hätte zween Söhne und eine Tochter, mit Namen Lucretia, gehabt, mit welcher beyde, Vater und Sohn, gebuhlet und Blutschande begangen hätten. Ein Bruder hätte den andern um einer Hure willen auf dem Pferde umbracht und erwürget. Der Cardinal Valentinus hätte

1) Vom Papstthum zu Rom, wider den hochberühmten Romanisten zu Leipzig, Walch XVIII, 1200 ff. Plochm. XXVI, 131.

den andern Herzogen zu N. N. erstochen, und war Herzog worden, und schrieb von ihm: O Caesar, O nulo: Kaiser oder nichts. Darnach bat der Vater Alexander, sammt seinen Sohn, alle Cardinäle, die Columneser, zu Gaste, und wollte ihnen vergeben mit Gift, so in einer sonderlichen Flaschen zugerichtet war, aus welcher ungefähr dem Papst und seinem Sohn geschenkt und gegeben ward: der Vater starb davon, aber der Sohn soff Baumöl, ließ sich an den Beinen emporhängen, und brache den Gift also wieder von sich. Endlich ward der Sohn, nachdem er viel böse schändliche Thaten begangen hatte, gefangen vom Könige zu Castilien in Hispanien, und da man ihn richten wollte, rief er zuvor im Gefängniß: Misericordia! begehrte zu beichten. Da ließ man einen Mönch zu ihm hineingehen, der ihn sollte beichten hören; denselben erwürgte er, und zog seine Kappe an, und kam also davon." Er setzte hinzu, „das hab' ich zu Rom für gewiß gehört; also haben sie es getrieben." [1])

Von Julius II. erzählt er das Bekannte, er habe einst die Franziskaner reformiren wollen und auch Verwendungen verschiedener Höfe nicht beachtet, worauf ihm die Franziskaner eine heftige Supplik und achtzigtausend Goldstücke geschickt hätten, die ihn erweicht und zu der Aeußerung bewogen, wer kann so viel Geharnischten widerstehen? Einen trotzigen und sehr klugen Mann und leibhaftigen Teufel nennt er ihn bei dieser Veranlassung. [2]) „Papst Julius sprach, wollen wir nicht fromm sein, so laßt uns doch anderen Leuten nicht wehren fromm zu sein." [3]) In Welschland sei ein so schändlich Trennen, Zwietracht und Elend, weil keine Treue und kein Glaube, selbst beim Regiment. Das sei der eigentliche Teufel, wenn dies Laster in die hohen Leute komme, wie es bei Papst Julius der Fall gewesen. Er habe mit dem Kaiser und dem Könige von Frankreich ein ewiges Verbündniß gemacht und dabei das Sakrament in drei gleiche Theile getheilt, zum Zeichen, daß ihre Einigkeit so fest sein solle, wie Vater, Sohn und heil. Geist ein Gott sei. Nur zu bald aber wäre der heil. Vater mit dem Sohne und heil. Geiste

1) Tischreden, Walch XXII, 1317, 1321.
2) Das. 1455.
3) Ausleg. des 101. Psalms, zu V. 2, Walch V, 1211.

uneins geworden. [1]) Ein trefflicher Mann in Kriegen und Regiment sei er gewesen, von großer persönlicher Tapferkeit, gefürchtet von den Kardinälen und Römern, habe die Gassen rein gehalten, solchen Eifer gehabt, daß er Morgens früh um zwei Uhr zu den Geschäften aufgestanden sei. Allein er war „ein Weltmensch. Als er vor Ravenna von den Franzosen geschlagen war, lästerte er Gott im Himmel und sprach, bist jetzt gut französisch in tausend Teufel Namen und schirmst also deine Kirche? Heiliger Schweizer, bitte für uns! [2]) Ein anschlägiger Kriegsmann, ein gottloser Mensch und grausamer Wüthrich war er, die letzte Flamme in der Lampen, wenn sie bald erlöschen will, das letzte Vornehmen des Satans ist er gewesen, der mit Bann und Schwert blitzte und donnerte. [3]) Er hat König Ludwigen zu Frankreich sehr geplagt; also, daß er an alle Universitäten in Frankreich schrieb, und begehrete, sie wollten seine Hoffart mit öffentlichen Schriften dämpfen. Wenn ich zur selben Zeit wäre kommen, so hätte man mich gegen Paris mit großen Ehren gefordert. Aber ich war ihm noch zu jung, und Gott wollte nicht zur selben Zeit, daß ich wider ihn sollte schreiben, auf daß man nicht gedacht hätte, als wäre er durch des Königes von Frankreich Gewalt, oder des Papstthums Weisheit gestürzt und vom Stuhl gesetzt, sondern allein durch Gottes Wort." [4])

Wir dürfen nicht zweifeln, daß auch diese Urtheile zum großen, wenn nicht zum größesten Theile Ergebnisse seiner eignen Beobachtungen, der Eindrücke sind, die er zu Rom empfing. Wenn er sich aus der Ferne oder auch anfänglich noch in Rom selbst für Julius hatte einnehmen lassen, so erregte ihm der unmittelbare Anblick oder die längere Beobachtung des weltlich-kriegerischen Papstes und Regenten doch sicher je länger je mehr Anstoß. Vieles überhaupt, das er aus der Ferne mit Ehrfurcht angestaunt, erschien ihm unangemessen, unwürdig in unmittelbarer Nähe und bei eigner Anschauung. So das Fußküssen.

1) Ausleg. des 101. Psalms, zu V. 7 f. S. 1286.
2) Tischreden, Walch XXII, 1314 f.
3) Das. 1310.
4) 1315.

Hätte ihm, der so eifrig die Schrift gelesen, mit ihrem Inhalte sich so vertraut gemacht, nicht schon damals das Beispiel des Erlösers dabei einfallen sollen, der den Jüngern zum Vorbilde die Füße wusch? Sollte er nicht schon damals eine „ärgerliche Hoffarth" darin gefunden haben, wenn der Papst „wie ein Abgott mit unerhörter Pracht" sich tragen ließ, er „der ein Haupt sein wollte Derer, die weltliche Pracht verschmähen sollen, der Christen," der Stellvertreter Christi, der „sammt den Aposteln zu Fuße gegangen war?" Und wenn er nun gar den Papst in kriegerischer Rüstung, einen Heereszug anführend, gesehen hätte! Er eifert über das Alles in der Schrift an den Adel deutscher Nation, er sagt da, „welch Christenherz mag oder soll das mit Lust ansehen, daß der Papst, wenn er sich will lassen kommuniciren, stille sitzt als ein Gnadjunker, und lässet ihm das Sakrament von einem knieenden gebeugten Kardinal mit einem güldenen Rohr reichen, als wäre das heilige Sakrament nicht würdig, daß ein Papst, ein armer stinkender Sünder, aufstünde und seinem Gott eine Ehre thäte." Sollte er dergleichen in Rom ohne Bedenken, Anstoß, Entrüstung haben ansehen können? [1])

Einmal, über Rom sprechend, erzählte er die Geschichte Boccaccio's vom pariser Juden Abraham. Er hatte sie muthmaßlich eben zu Rom gehört, wo sie im Volke lebte. „Ein Jude, der sich wollte taufen lassen, und der Christen Glauben annehmen, beichtete einem Priester, und sagte: Er wollte zuvor gen Rom gehen und das oberste Haupt in der Christenheit sehen, ehe er getauft würde; welches Vornehmen der Priester aufs Heftigste bemühete zu hindern; denn er furchte, wenn er das Aergerniß und Büberei zu Rom würde sehen, so würde er vom Christenthum abgeschreckt werden. Aber der Jude zog gen Rom, und da er greuliche Dinge gnug gesehen hatte, kam er wieder zum Priester und bat um die Taufe, und sagte: Nun will ich der Christen Gott gerne anbeten, denn er ist geduldig gnug: kann er solche Büberei und Bubenstücke zu Rom leiden, so kann er auch alle Schalkheit und Untugend der Welt leiden." [2])

1) Plochm. XXI, 315 ff.
2) Tischreden, Walch XXII, 2316.

In einer Vorrede zu einer Ausgabe der Schrift: Unterricht der Visitatoren von 1545, sagt er, „so hab' ich selbs zu Rom gehört sagen für 34 Jahren: ist eine Hölle, so ist Rom drauf gebauet." [1]) Er kommt mehrmals darauf. „Niemand glaubt, was zu Rom vor Büberei und greuliche Sünde und Schande gehen: man kanns keinen bereden, daß so große Bosheit da ist, er sehe, höre und erfahre es denn. Daher sagt man: Ist irgend eine Hölle, so muß Rom darauf gebauet sein: denn da gehen alle Sünden im Schwang: nicht der bettlerische Geiz, sondern der blinde Geiz, nämlich Gottes Verachtung, greuliche Abgötterei, Sodomitische Sünde u. s. w." Selbst der heidnische Kaiser Tiberius, wie arg ihn auch Sueton schildern möge, sei noch ein Engel gegen das Wesen am päpstlichen Hofe. [2]) „Zu Rom, erzählt er in der Schrift: Wider das Papstthum, hörte ich diese Geschichte sagen: Es liegt ein Flecken, mit Namen Roncilion, etwan sieben deutscher Meilen herwärts von Rom; daselbs ist gewest zur Zeit Pauli 2. (welcher für 70. Jahren regiert hat,) ein Amptmann des Papsts, der sahe das lästerlich, teufelisch Wesen des Papsts und seiner Grundsuppen zu Rom, und gab dem Papst nicht sein jährlich Gebühr vom Ampt. Der Papst ließ ihn laden; er kam nicht. Und was der Papst gebot, das verachtet er. Endlich thät ihn der Papst in den Bann; da fraget er nichts nach. Darnach ließ ihn der Papst mit Glocken beläuten, und mit Liechten von der Kanzel ausgelöscht, werfen und verdammen, wie die Gewohnheit ist; daran kehret er sich nichts. Zuletzt, weil nu solch verstockter Ungehorsam gegen den Papst in seinem geistlichen Recht Ketzerei heißen muß, ließ er den Amptmann auf ein Papier malen, mit vielen Teufeln über dem Kopf und zu beiden Seiten, und für Gericht bringen, verklagen, und als einen Ketzer zum Feuer verurtheilen, und flugs darauf mit dem Papier zum Feur zu und verbrannt. Der Amptmann ließ auch auf ein Papier malen den Papst mitten unter den Cardinälen, und eben drüber und umb sie her alles voller Teufel, ließ Gericht sitzen, und den Papst mit den Cardinälen verklagen, als die ärgesten Buben, so auf Erden leben, und

1) Plochm. XXIII, 10.

2) Tischreden, Walch XXII, 2377.

thäten unmäßlichen Schaden armen Leuten, und wenn ihr Oberster stürbe, so setzten sie mit Fleiß an desselben Statt den Allerärgesten, so sie unter sich finden könnten: wären wohl des höllischen Feurs werth, und wurden deß viel Zeugen dargestellet. Da fuhr Richter, Amptmann mit Klägern zu und sprachen: man soll sie verbrennen; und flugs in tausend Teufel Namen mit dem Papst und Cardinälen zum Feur zu und verbrannt; bis ihn der Papst mit Gewalt vertrieb." Die Geschichte erscheine vielleicht lächerlich, zeige aber, welch ein Aergerniß die Päpste gegeben hätten, und wie epikurisch die Leute dadurch geworden wären. Fast Alle, die von Rom wiederkämen, brächten ein päpstliches Gewissen mit, was eben soviel sei als ein epikurischer Glaube. Denn es leide keinen Zweifel, Papst und Kardinäle glaubten gar nichts und lachten dazu, wenn sie vom Glauben reden hörten. Frei auf den Gassen habe er in Rom sagen hören, wenn eine Hölle sei, so stehe Rom darauf, was soviel heiße, als daß nach den Teufeln selbst kein ärger Volk sei als der Papst mit seiner Bubenschule. [1])

Rom mußte ihm, je mehr er sah und hörte, als der Hauptsitz der kirchlichen Gebrechen, so weit sie ihm schon aufgefallen waren oder sich jetzt enthüllten, als eine Quelle der schlimmsten Uebel, als durch und durch verdorben erscheinen. Er äußert sich freilich nicht immer schlechthin verwerfend, führt wol den Gedanken aus, die Sonne leuchte in alle Welt und viele Leute sähen ihr Licht nicht, weil sie den Tag verschliefen; so sei es auch nicht des Evangeliums Schuld, wenn Viele durch dasselbe nicht erleuchtet würden; auch sein Licht leuchte in alle Welt, und setzt dann hinzu, wie es ja selbst in Rom geblieben sei, wo es doch Etliche hätten. Er beschließt aber freilich, „und wo doch der Teufel leibhaftig wohnet." [2]) So war sein Urtheil im Ganzen, und es ruhete wesentlich auf seinen an Ort und Stelle empfangenen Eindrücken. „Von ihrem Leben und Wandel ist nicht noth etwas zu sagen. Je größere Ehre und Würden sie haben, desto muthwilliger sündigen sie, daß daher vorlängst das Sprüchwort ist gemacht worden: je näher Rom je ärger Christ."

1) Plochm. XXVI, 125.

2) Kirchenpostille, Plochm. VI, 159.

So in der Auslegung des Propheten Micha. [1]). In der Schrift an den Adel räth er die Abschaffung der Wallfahrten nach Rom, gestützt auf seine eignen Erfahrungen, an. Er wolle das Wallfahrten an sich nicht bös nennen, jetzt aber gerathe es übel, weil die Pilger zu Rom kein gut Exempel, sondern eitel Aergerniß sähen, wie denn aus Italien selbst das Sprüchwort stamme, je näher Rom je ärger Christen. Die Pilger brächten nur Verachtung Gottes und seiner Gebote mit, wie man denn sage, wer das erste Mal gen Rom gehe, suche einen Schalk, zum andern Male finde er ihn und zum dritten Male bringe er ihn mit heraus. Sie wären indeß so geschickt geworden, daß sie die drei Reisen auf ein Mal ausrichteten und hätten in der That solche Stücklein aus Rom nach Deutschland gebracht. „Es wäre besser, Rom nie gesehen noch erkannt." [2])

Jonas lobte an seinem Tische einen Herrn von Schlieben als verständig und gottfürchtig. Er erzähle viel böse Stücke vom römischen Hofe, denn er sei fünf Jahre in Italien und sieben Wochen in Rom gewesen. Viel Bubenstücke habe er da gesehen und insbesondere die Beobachtung gemacht, wie viel schändliche Meineide dort um Geld geschworen würden. Ihm selbst wären zwanzig Dukaten geboten, wenn er einen solchen schwören wolle, und als er sich geweigert, hätte man ihn verspottet und gesagt, die Bestie will nicht um zwanzig Dukaten schwören! Luther bemerkte, „wer etlichermaßen das Wesen des römischen Hofes gesehen hat, der findet, daß es des Satans Reich ist, der gewaltig regieret." In einer exegetischen Schrift sagt er, Welschland habe die Verlogenheit von den Griechen gelernt, daß sie zusagten und schwörten, was man wolle, und danach spotteten, wenn sie es halten sollten. [3])

Fäulniß, die entsetzlichste Fäulniß war es, was er mehr und mehr hinter dem gleißenden Scheine entdeckte. Da fand er denn auch zuletzt, trotz seiner Anerkennung des Eifers der römischen Polizei, daß ihr zum Trotz ein „wüstes Leben und Mor-

1) Zu Kap. 3, V. 11; Walch VI, 2837.

2) Walch X, 346.

3) Tischreden, Walch XXII, 2157. Ausleg. des 101. Psalms, zu V. 6; Walch V, 1284.

den" in Rom sei, worauf sich jene Aeußerung beziehen mag, daß er mit großer Gefahr die Stadt durchwandert habe. Mit einem Worte, er erkannte, daß die Stadt, die „zu der Märtyrer Zeiten die heiligste und vornehmste der ganzen Kirche in der Welt gewesen, in allen Winkeln mit den unverschämtesten Lügen und thörichsten Fabeln, wobei die Päpste durch die Finger sahen, vor andern angefüllt und die Grundsuppe aller Schande und Laster war." Dahin habe es der Teufel gebracht, daß er die vornehmste Kirche der Christenheit in eine Mördergrube verwandelt. „Rom ist die heiligste Stadt gewesen, aber die allerärgste und schändlichste worden. Es gehet uns wie den Propheten, die klagen auch über Jerusalem und sagen, die feine gläubige Stadt ist zur Hure worden. Wer zu Rom gewest ist, der weiß wol, daß leider ärger ist, denn Jemand sagen noch glauben mag." Daher denn seine wiederholten Aeußerungen, er würde es um Vieles nicht geben, daß er in Rom gewesen, weil er nimmermehr geglaubt hätte, daß dort eine so grenzenlose Bosheit im Schwange gehe; er wollte nicht hunderttausend Gulden dafür nehmen, daß er nicht hätte Rom gesehen, und selbst augenscheinlich erfahren, wie die Päpste und Bischöfe die Welt deludiret hätten. Denn Judas Strick wäre auch für Heiligthum zu Rom gewesen. „Dieses soll man nicht vergessen, auf daß man betrachte, in was vor Finsternissen unsere Vorfahren gewandelt haben." Zum Licentiaten Liborius aus Magdeburg und zu Spalatin sagte er einst: „weil mich unser Herr Gott in den heßlichen Handel und Spiel gebracht hat, wollte ich nicht hunderttausend Gülden dafür nehmen, ich müßte mich sonst immer besorgen, ich thäte dem Papst Gewalt und Unrecht; aber was wir sehen, das reden wir." [1])

1) Tischreden, Walch XXII, 2376, 2378, 2372. Warnung an seine liebe Deutsche, Plochm. XXV, 33. Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Fol. D. M. L. Curriculum. Mathesius, 1. Predigt.

Mehrfache Reisebemerkungen. — Rückreise. — Ergebniß.

Es sind hiernach noch einige auf seine Romfahrt sich beziehende oder von ihren Eindrücken zeugende, auf seine Enttäuschung hinweisende Bemerkungen von ihm nachzutragen, die im Bisherigen nicht füglich eine Stelle fanden und zu allgemein ausgesprochen sind, als daß man auch nur eine Vermuthung darüber hegen könnte, ob er sie in oder außer Rom oder auf der Hinreise oder Rückreise gemacht.

Dies gilt sogleich von einer Erzählung, die in den Tischreden sich findet und lebhaft an Das erinnert, was der Reisende noch heute in den italienischen Albergos beobachten kann. „Wir wollen das päpstische Fasten gar nicht haben, sagte er, da die Collationen besser waren denn vieler armer Leute Mahlzeiten," worauf er denn erzählte, „ein Fremder wurde vom Wirth in der Herberge gefragt, ob er auf den Abend wollte über den Tisch sitzen, da man eine rechte Mahlzeit hielte, oder nur eine Collation haben? Da er nun zum rechten Abendmahl, da man ordentlich speisete, wählete, trug man Rostige und Bratheringe, und andere schlechte, geringe, gemeine Speise auf; am andern, Collationtische aber, hatte man allerlei gute Fische, Rosin, Feigen, Confect, und andere eingemachte Dinge, Denen, die da fasteten, und einen guten Wein dazu. Es ist eine lautere Heuchelei und des Teufels Gespött und Gespenst," setzte er hinzu. [1])

Durch Anführung der nachstehenden Aeußerungen ergänzen wir sein allgemeines, theils anerkennendes, theils und überwiegend abgünstiges Urtheil über die Italiener, das Volk. „Gott hat das Papstthum nicht ohne Ursach in Italien gesetzt, denn die Wahlen können viel Dinges machen und zurichten, als sei es wahr und ist's doch nicht, haben listige verschmitzte Köpfe. Italiener sind die allerlistigsten tückischsten Leute, die muß man vornehmlich beschämen, betäuben, und ihnen ihre Schande aufdecken, daß sie schamroth werden, und andere Leute nicht so verachten, als wären sie allein klug. Denn ein böser Ast will einen harten Keil haben, man wird ihn nicht mit einem Splitterlein spalten, man muß Axt und Schlägel dazu haben. Darum ist allzeit mein Rath gewesen, daß junge Gesellen, wenn sie ihren Catechismum zuvor wohl gelernet haben, und in Gottes Wort recht unterrichtet sind, Italien besehen, ihre Tücke und Büberei erfahren, damit sie sich wissen davor zu hüten. Die Italiener verachten und verdammen andere Nationen, da sie doch vor Gott ein Greuel sind, gottlos und hoffärtig. Ihr Fasten ist scheinbarlicher und besser, denn unsere herrlichsten Mahlzeiten. Ihre Kleidung ist köstlich, halten sich reinlich: tragen wir eine Ellen Sammet für einen Gülden, so tragen sie eine Ellen für sechs Gülden. Ihre Keuschheit ist wie zu Sodom: das beweiset und zeuget die That. Sind in einen verkehrten Sinn gegeben, denn sie achten der Ehe nichts, die doch natürlichen und göttlichen Rechtens ist, ja, verbieten sie noch. Sie sollten auch das Schmeissen verboten haben. Italiener halten nicht über menschlicher Gesellschaft und Gemeinschaft, keiner trauet dem andern: kommen nicht frei zusammen, wie wir Deutschen: gestatten auch nicht, daß jemand öffentlich rede mit ihren Weibern, oder sie anspreche. Große heftige Eiferer sind sie, lassen ihre Weiber nicht ausgehen unverhüllet, noch mit aufgedeckten Angesichten: allein an St. Gregorii Tag, im Jahre einmal, haben sie Privilegium und Freiheit auszugehen, da gehen sie zu allen Kirchen, und freuen sich ihrer Freyheit. Die Italiener spotten und lachen unser, daß wir Alles der Schrift gläuben. Der Papst spricht: Christus wird bleiben, denn er ist geboren von einer Jungfrauen, und die Jungfrau, so da geboren hat, ist die Gebärerin und Mutter. So viel gläuben sie der Schrift, und sagen: Wenn wir Gott ganz sollten vertrauen, so wären wir die ärmsten Leute, könnten nimmermehr fröhlich werden; sondern man muß guter Dinge sein, sumere bonum vultum, und nicht Alles glauben." [1])

Er leugnete nicht, daß Einzelne dem Papste und der Kirche mit Ernst anhingen, die Uebrigen aber wären ganz und gar Epikurer, die der Hölle nicht zutrabten, sondern zurennten, an

1) Walch XXII, 1501. Maßmann a. a. O.

1) Tischreden, Walch XXII, 1344, 2363, 2365, 2366 f.

Christum nicht glaubten und auch des Papstes nicht achteten, wiewol sie in Worten heilig wären. „Die Wahlen sind entweder gar abergläubisch oder epikurisch, denn der wenigste Theil von ihnen glaubt eine Auferstehung der Todten, und ist eine gemeine Rede in Italien, wenn sie wollen in die Kirche gehen: lass uns zum gemeinen Irrthum gehen. Es ist nicht zu verwundern, daß die Kirchen wüste sind und verlassen von Pfarrherren, denn es ist ein sinnreich und gescheidt Volk, das des Papst Uebermuth und der Mönche Unwissenheit merkt, die alle Religion als Fabel verspotten. Darum halten sie es auch so und spotten darüber." Aus Frankfurt an der Oder wurde von einem Juristen geschrieben, er lobe öffentliche Häuser und Liederlichkeit und habe an seinem Tische geordnet, wer von etwas Anderm rede als von Dirnen und Unzucht, solle einen Gulden Strafe bezahlen. „Das hat er aus Italien mitgebracht!" rief Luther entrüstet aus. [1])

Melanthon klagte einst, daß Servet's Irrthümer in Italien bedeutenden Eingang fänden. Luther bemerkte, Italien sei voll von mancherlei irrigen und schädlichen Meinungen. „Wir Deutsche und andere Nationen sind gleich wie eine bloße Tafel, aber die Wahlen sind die Tafel, darauf viel falsche Opiniones gemalet, die man nicht leichtlich kann fahren lassen und geschickt sind noch viel ärgere anzunehmen." [2])

Er verkannte es nicht, daß jedes Volk „seine besondern Fehler und Gebrechen habe." Die Deutschen mit den Italienern vergleichend, sagt er von den Erstern, sie wären auf allerlei Ding fürwitzig und jächgierig, wären einfältiger und hätten die Wahrheit lieber als die Italiener — von diesen, sie wären ruhmredig, könnten viel Prangens und große Bellitschier machen. Sie hätten ein gemeines Sprüchwort, man müsse das Gewissen tödten und sagen: es sei nichts. Eines Kardinals Rede sei gewesen, das Gewissen ist eine böse Bestie, welche macht, daß der Mensch mit sich selber uneins wird. Das lateinische Sprüchwort sage,

1) Vorr. zu Jonas, Buch von der Türken Religion, Walch XIV, 271 Tischreden, Walch XXII, 1465, 289. *Rebenstock* I, 72.

2) Tischreden, Walch XXII, 2367.

alle Fasten der Deutschen und alle Andacht der Wälschen sei eine Bohne werth. [1])

Sehr oft kommt er auf die Geringschätzung zurück, womit die Letztern die Deutschen beurtheilten und behandelten. „Wir wissens fast wohl, daß die Wahlen uns Deutsche nicht für Menschen, sondern für eitel Hülsen oder Schemen halten, sogar stolz und sicher, daß sie meinen, wenn einem Kardinal ein fauler Bombart entführe, so wäre den Deutschen ein neuer Artikel des Glaubens geboren. Wie vor Zeiten die Griechen verachten heutiges Tags die Wahlen alle andere Völker und nennen sie Barbaren, lassen sich dünken, sie sind allein Menschen, alle Welt eitel Unmenschen, Enten oder Mäuse gegen sie." [2])

Vorzugsweise verhaßt waren ihm die in Italien entnationalisirten Deutschen. „Alle Nationen gegen die Sachsen sind einfältig; darum, wenn Sachsen oder Flämminger in Italien kommen, so sind sie ärger denn die Italiener selbst, also, daß sie sagen, Allemani Bassi sind die ärgsten Schälke. Und ist bei ihnen ein Sprüchwort: Vno to Tescho Italiano e vno Diabolo incarnato: Ein deutscher Wahl ist ein lebendiger Teufel. Darum hüte dich für einem Italo Germano, Deutschen Wahlen; denn so bald ein Deutscher in Italien den Epicurismum gelernt hat, und verdauet das Hölleküchlein, so ist er viel ärger und tückischer, denn ein Wahl." [3])

Bei einem solchen Urtheile über Italien und die italienischen Zustände war sein Wunsch natürlich, daß alle angehenden Prediger vor ihrem Eintritt ins Amt Rom und Italien gesehen haben möchten; natürlich aber auch seine Ansicht, daß die Reise gefährlich wäre; wie er denn in dem Sendschreiben an den Rath und die Gemeinde der Stadt Prag sogleich im Eingange den Böhmen räth, ihre Priester nicht mehr nach Italien zu schicken

1) Tischreden, Walch XXII, 2361. Ausführliche Erkl. des Galaterbriefs, zu Kap. 3, V. 1; Walch VIII, 1954. Ausleg d. Genesis, zu Kap. 43, V. 18; Walch II, 2340. Kirchenpostille, Walch XII, 1668.

2) Von den Schlüsseln, 1530; Walch XIX, 1155. Ausleg. d. Genesis, zu Kap. 35, V. 22; Walch II, 1429. Von den Juden und ihren Lügen, 1543; Walch XX, 2317.

3) Tischreden, Walch XXII, 2362.

um sie dort weihen zu lassen. Denn von den Kosten, Mühen und Gefahren der Reise nicht zu reden, kehrten sie, um ihre Landsleute zu regieren, mit nur zu viel erholten Krankheiten, bösen Sitten und verderbten Gewissen zurück. [1])

Von der Rückreise ist am allerwenigsten bekannt. Sie ging über Augsburg, und auch dies würden wir nicht wissen, wenn sich nicht in den Tischreden die Nachricht von einem Reiseerlebniß fände, das ihm dort begegnet war, als er, wie man ihn hier sagen läßt, Anno 1511 wäre von Rom kommen, und das er einst zum Beweise der Blindheit, welche im Papstthume geherrscht habe, erzählte; und allerdings kann es als ein Zeichen des alle Stände beherrschenden abergläubischen und wundersüchtigen Geistes der Zeit gelten. Wir sehen aus seinem Berichte, wie merkwürdig auch ihm die halb und halb geistliche Komödie däuchte, aber auch, daß er den Betrug sogleich ahnte, wenn nicht durchschaute, wol eine Folge davon, daß ihm die Augen in Rom so viel weiter aufgegangen waren. Er erzählt, als er auf dem Heimwege durch Augsburg gezogen, wäre dort eine liederliche Weibsperson gewesen, genannt Jungfer Ursel, die durch das Vorgeben, daß sie weder äße noch tränke und überhaupt von allen körperlichen Bedürfnissen frei sei, alle Fürsten des Reichs sammt dem Kaiser Maximilian getäuscht hätte. Jedermann habe ihr Glauben geschenkt. Er ließ sich durch einen Kapellan zu ihr führen und unterredete sich mit ihr. Er sagte ihr unter Anderm, sie möchte wol ebenso gern todt sein als leben, und ob sie nicht Gott bäte, daß er sie sterben ließe? Sie verneinte und fügte hinzu, hier wisse sie, wie es zugehe, nicht aber wie dort. Die Aeußerung empörte ihn. Er sagte: „Ursel, schau nur, daß recht zugehe." Sie erwiederte, Gott solle sie vor unrechten Dingen behüten, und führte ihn und den Kapellan in das Gemach, in welchem sie ihre Andacht zu verrichten pflegte, wo denn zwei Altäre standen mit Kruzifixen darauf, „mit Harz und Blut also gemacht, in Wunden, Händen und Füßen, als tröffe Blut heraus." Er war indeß nicht zu überzeugen. Sie erhielt noch eine Zeit lang große Geschenke von Fürsten und Herren. Funfzehnhundert Gulden brachte sie zusammen. Zuletzt ließ eine Herzogin von Baiern

1) Walch X, 1816.

sie zu sich bescheiden, und da wurde der Betrug entdeckt. Man fand Pfefferkuchen unter ihrem Schurztuch. Die Herzogin legte Fürbitte für sie ein, und sie ging mit ihrem Gelde und einem jungen Gesellen auf und davon. [1])

Wir haben keinen Reisebericht von ihm, sondern nur gelegentliche Aeußerungen. Er suchte sich weder in Rom hervorzuthun, noch machte er Geräusch von seiner Reise, wie es viele aufstrebende Gelehrte thaten, sei es, daß sie in der Weltstadt durch Disputationen zu glänzen oder nach ihrer Heimkehr durch irgendwelche Art von Erinnerung an ihr in Italien, in Rom gewesen sein sich ein Ansehen zu geben suchten. Er mag in den frühern, der Romfahrt noch näher liegenden Jahren, aus Scham und Unsicherheit zurückgehalten, gegen Vertraute öfter und ausführlicher sich ausgelassen haben — gegen Staupitz z. B. gewiß — allein damals wurden seine Mittheilungen und Aeußerungen noch nicht aufgezeichnet. Für manche seiner Bemerkungen mochte den Aufzeichnenden Sinn oder Verständniß abgehen, sie beachteten sie nicht. Wenn er in seinen Schriften oder Vorlesungen über Das, was er in Italien und Rom gesehen und empfunden hatte, sich aussprach, so gaben ihm ihre Gegenstände und Veranlassungen doch fast nur Gelegenheit, die religiöse, kirchliche, sittliche Seite zu berühren. Mancher Eindruck, manche Erinnerung mochte sich im Lauf der Jahre bei ihm verwischen, allmählig ganz verloren gehen. Wir können daher annehmen, daß er Vieles gesehen und empfunden, wovon keine Nachricht sich erhalten hat, und dürfen nicht schließen, daß er für dieses oder jenes keinen Sinn gehabt, weil Nachrichten darüber fehlen.

Den Humanisten gehörte er nur halb an. Um so erklärlicher ist es, daß er nicht gleich andern jungen Deutschen die italischen Gelehrten mit Beflissenheit aufsuchte, mit wie vielen oder wenigen von ihnen er auch in Berührung gekommen sein mag. Jene Gelehrten waren eben nur oder fast nur Humanisten, und das war sein eigentliches Fach, seine Stärke nicht, er mochte zu wenig Selbstvertrauen haben, sich ihnen mehr zu nähern, als er gethan zu haben scheint. Von angeknüpften Bekanntschaften mit ihren Koryphäen ist fast keine Spur vorhanden. Der Haupt-

1) Tischreden, Walch XXII, 2112.

grund mag in der Eigenthümlichkeit des italischen Humanism gelegen haben. Was er sogleich fand, sah und hörte, stieß ihn zurück. Die Wissenschaft Italiens hätte ihn nicht stärker anziehen, noch weniger fesseln können.

Selbst die italische Kunst und Natur scheint tiefere Eindrücke bei ihm nicht hervorgebracht zu haben. Man darf indeß aus der Sparsamkeit seiner Aeußerungen darüber auch nicht zu viel folgern. Es ist keine Nachricht aufbehalten, daß er der Musik Italiens, eines Genusses oder einer Einwirkung, die ihm durch sie dort geworden, jemals erwähnt hätte, und sein Wohlgefallen an ihr, seine Liebe zu ihr war doch so lebendig, er übte und hatte sie von frühen Jahren an selbst geübt, war Kenner. Ein tiefer und lebhafter Natursinn ging ihm nicht ab, und er spricht fast gar nicht von den Naturschönheiten, die sich in Italien und sonst auf der Reise ihm aufthaten. Eher kommt einmal eine Aeußerung über die Malerkunst und Erzeugnisse derselben vor, für welche er, wie wir schon hörten, stets eine große Vorliebe hegte und die er mit richtigem Gefühl zu würdigen verstand. Er hat Gemälde in Italien offenbar mit Lust und Aufmerksamkeit betrachtet, und daß es geschehen war, daß er davon zu sagen wußte, hatte sicher Einfluß darauf, daß er und die heimischen Maler Kranach und Dürer einander sich leichter näherten und in einen regern engern Verkehr traten. Einst sagte er von den wälschen Malern, „wie geschickt und sinnreich sie wären, denn sie könnten der Natur so meisterlich und eigentlich nachfolgen und nachahmen in Gemählden, daß sie nicht allein die rechte natürliche Farbe und Gestalt an allen Gliedern geben, sondern auch die Geberde, als lebten und bewegten sie sich;“ eine auf den noch unentwickelten deutschen Kunstsinn hinweisende Bemerkung der Art, wie man sie über Kranach's Bilder, zumal die frühern, die Jagdstücke und dergleichen in Sachsen zu machen liebte. [1])

Auch aus seinen zerstreuten blos gelegentlichen Bemerkungen geht hervor, daß er mancherlei und mehr gesehen und beachtet, manche Kenntniß und Beobachtung heimgebracht, die man kaum

1) Tischreden, Walch XXII, 2279. Schadow, Wittenbergs Denkmäler der Bildnerei, Baukunst und Malerei.

vermuthen sollte. Er läßt sich über die deutschen Handwerker aus, z. B. die Schneider. Sie forderten zur Anfertigung der Kleidungsstücke viel Zeug, dem sie dann doch keine rechte Gestalt zu geben wüßten. „Darum ist's in Welschland wohl geordnet, da die Schneider haben eine sonderliche Zunft, die nur allein Hosen machen, und sonst keine Kleider mehr: hie gießen sie Hosen, Wammes und Rock alles in eine Form, und über einen Leisten.“ Er brachte ein Zuckerrohr mit nach Hause, dessen er sich ohne Zweifel als Wanderstab auf der Rückreise bedient hatte. [1]). Es war eine Merkwürdigkeit zu der Zeit, erinnernd an ihre Länderentdeckungen, ihre neu eröffneten Verbindungen mit andern Erdtheilen, ihre erweiterte Weltkunde. Es mag indeß sein, daß er für Manches keine Augen oder doch nicht den rechten Sinn hatte, schon in Folge seiner einseitigen Bildung und mangelhaften Vorbereitung; dann aber auch, weil sein besonderer andächtiger Zweck, seine Seelenzustände, seine herrschenden Gedanken ihn zu sehr beschäftigten, sein innerer Zwiespalt, seine Unruhe und seine Schmerzen es nicht leicht zu klaren Anschauungen und ruhiger Betrachtung, geschweige denn zum Genuß, zu behaglichem Vertiefen in Das, was sich darbot, kommen ließen.

Er ist in seinem Leben viel gereist und zwar meisthin zu Fuß. Seine Reisen sind ohne Frage den bedeutendsten Mitteln seiner gesammten Ausbildung beizuzählen. Man hat berechnet, daß er von seiner ersten Schülerfahrt an bis zu der Reise nach Eisleben, auf welcher er starb, nahe an dreitausend Meilen gemacht, mehr als der halbe Umkreis der Erde beträgt. [2])

Durch die Romfahrt lernte er deutsches Land und Volk, Sprache, Denkart, Sitte genauer, sodann ein Stück vom Auslande und auf der Reise, in Italien, in der Völkerstadt auch die Wälschen und aus manchem andern Lande Leute, insbesondere die kirchlichen Zustände, die Klöster genauer kennen. Das Thun und Treiben der Menschen auf einem größern Raume öffnete sich ihm. Einen wesentlich erweiterten Gesichtskreis, ein gutes Theil Welt- und Menschenkunde, und eine größere Sicherheit,

1) Tischreden, Walch XXII, 2279. Lingke, Reisesch. 24.

2) Lingke a. a. O. 345.

ein erhöhtes Selbstgefühl brachte er mit heim. Er hatte Fährlichkeiten bestanden, in schwierigen Lagen sich helfen gelernt, in der Behandlung von Geschäften, in der Kunst des Umgangs sich geübt, Sittenrauheiten abgeschliffen, so viel Verführerischem und Beirrendem Festigkeit der Ansicht und Gesinnung entgegengesetzt, den Charakter erprobt, gekräftigt. Ein erhöhtes Ansehen daheim mußte von selbst folgen und wieder belebend auf sein Selbstvertrauen wirken.

Blicken wir noch einmal zurück, in welcher Stimmung, mit welchen Ansichten und Gesichtspunkten er nach Rom ging, dort anlangte: Geist und Gemüth nur auf einen einzigen Punkt gerichtet, erfüllt von glänzenden Phantasiegebilden, mit dem tiefsten religiösen und sittlichen Ernste. So sah er manches Beachtenswerthe nicht oder nicht recht, so faßte er um so schärfer und anhaltender das Eine ins Auge, was ihm das Wichtigste war, ihn fast allein anzog; so wurde bei ihm kein geringes Maß von Scharfblick, gesundem Verstande und Besonnenheit erfordert, durch den äußern Schimmer in die innere Mißgestalt hindurchzuschauen und nicht wol gar noch mehr geblendet und eingenommen zu werden; so blickte er, als dies nicht der Fall war, sobald er erst etwas entdeckt, erst angefangen hatte zur Besinnung zu kommen, um so tiefer hindurch in die von glänzendem Scheine verdeckte Leere und Fäulniß der heiligen Stadt und des hochverehrten Papstthums. Ist ihm im kirchlichen Wesen auch wol schon früher Einzelnes als verkehrt oder ungöttlich erschienen: er hat doch von Dem, was ihm in Rom offenbar werden sollte, keine Ahnung gehabt; urplötzlich thut vor seinen Augen der klaffende Riß sich auf, der die Kirche von ihrem Urbilde trennte. Was er mit tiefster Innigkeit und Leidenschaft verehrt ist unwerth, gottlos, Larve, hinter der sich ihm das Häßlichste statt des Schönsten, Tod statt Leben enthüllt, ein widrigschreckbares Zerrbild der Kirche Christi ihm entgegengrinst. Er hätte so etwas nimmer denken, nimmer glauben können und hatte es nicht geglaubt, soviel ihn schon dahin geleitet. Wenn aufrichtig fromme, treuherzige Menschen, redliche Eiferer ungöttliche, freche Gesinnung, Lüge und Heuchelei später entdecken, so ist ihre Entrüstung desto heftiger. Tiefer sind sie erfüllt von alle Dem, was zum innern Werthe, zur Berechtigung Dessen gehört, was sie

fälschlich und länger als die Vielen ehren; tiefer durchblicken sie dann die Verderbniß, die sie erkannt. Der Eindruck mußte heftig, schlagartig und eben so schmerzlich sein. Es war die erste große Täuschung, die er erfuhr, die bitterste, die er hätte erfahren können, es schnitt tief ins Herz. So gern er sein Haupt verhüllt und nicht hätte sehen mögen, der Widerspruch der Wirklichkeit und des Begriffs der Kirche, der Betrug, der an der Christenheit, den einfältigen Deutschen verübt wurde, trat ihm zu dicht und grell vor die Augen. War es nicht so, nicht gar zu offenbar, daß Rom die wahre, heilige, christliche Kirche nicht in sich fasse oder darstelle, daß die päpstliche Stellvertretung, Unfehlbarkeit und Heiligkeit ein leeres Trugbild, daß Rom und Italien der Sitz sowenig des echten Wissens als der Frömmigkeit sei, daß die Mönchs- und Pilgerwerke nicht zur Gerechtigkeit und zum Frieden und sehr oft zur Heuchelei führten und Lug und Bosheit bedeckten? Verdiente dies Rom etwas Anderes als Haß, Verachtung, Krieg? Wenn es mächtig war, so war seine Macht doch nur die der Hölle und der Teufel und nur wie diese zu fürchten. Was blieb aber übrig, welches Vertrauen? Allein das Wahrwort, daß der Gerechte seines Glaubens lebe. War es aber sicher, stark genug? Und dann wieder, wie viel sprach doch noch immer in ihm für dieses Rom, dieses Papstthum.

Wir können nicht zweifeln, daß die widerstreitendsten Gedanken und Empfindungen seine Brust durchwogten und ihn peinigten, seit die Enttäuschung bei ihm begann. Man darf nicht glauben, daß er den Kampf, der in ihm seinen Anfang nahm, schon während seines Aufenthalts in Rom oder überhaupt nach kurzer Frist beendet hätte, zu einer plötzlichen völligen Entscheidung gelangt, und wenn auch auf Augenblicke heftig erregt, mit Verachtung, Haß, Befreiungs- oder Kriegsgedanken gegangen wäre, so nahe es liegt, dies anzunehmen.

Denn freilich war es nur das Alte, daß die Deutschen ihre Begriffe vom Papstthume geändert hatten, wenn sie es in der Nähe kennen gelernt. Im Jahre 1446 waren die weltlichen Reichsfürsten und der Kaiser für den Papst gestimmt; sie neigten entschieden dem basler Koncile zu, als die damals nach Rom abgeschickte kurfürstliche Gesandtschaft zurückkehrte und erzählte, was sie am römischen Hofe gesehen und gehört. Rom zog Schaaren

von begeisterten gläubigen Deutschen an sich, um sie als halbe oder entschiedene Feinde heimzusenden. Vielen gingen die Augen dort auf; Viele seit Hermann und Tausenden von deutschen Söldlingen — auch Luther und alle Pilger kamen als Knechte — warfen in Rom die Geistesfesseln ab, lernten in Rom die römische Herrschaft hassen und verachten. Auch Luther führt Beispiele davon an, wie nachtheilig nähere Bekanntschaft der heiligen Stadt im Urtheile wurde. „Bembus, ein überaus gelehrter Mann, da er Rom wohl gesehen und nachgetrachtet hatte, soll gesagt haben, Rom wäre ein stinkender Pfuhl, voll der allerbösesten Buben in der Welt. Und einer hat geschrieben:

Wer christlich leben will und rein,
Der zieh aus Rom und bleib daheim.
Hie mag man thun, was man nur will,
Allein fromm sein gilt hie nicht viel."

Einzelne hätten wol gegen die Verworfenheit strafende Stimmen erhoben, die Verwegenheit aber stets mit dem Leben gebüßt. Selbst die gelehrte Bildung Italiens wurde überschätzt. Erasmus sollte die seinige, wie ihm vorgeworfen wurde, Italien zu verdanken haben. Er antwortete, daß er bei Weitem nicht so viel wahre Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Thätigkeit in Italien gefunden, als er erwartet, er selbst habe mehr neue Kenntnisse und Bildungsmittel dahingebracht, als für sich dort gewonnen. Er klagt häufig in seinen Briefen über das unter den italienischen Gelehrten eingerissene Heidenthum und über den blinden Unglauben auf das Ansehen eines Lucretius oder Plinius. Er hörte eine Predigt mit an, die in Gegenwart Julius' II. und der Kardinäle gehalten wurde und von dem Leiden und Tode Jesu handelte. Der Prediger hub mit dem Lobe des Papstes an, den er als einen zweiten Jupiter schilderte, den Donnerkeil in der allmächtigen Hand, mit seinem Winke den Weltkreis beherrschend. Auf das Leiden Christi kommend, erinnerte er an das Beispiel der für das Vaterland in den Abgrund sich stürzenden Decius und Curtius. Um Mitleid mit dem traurigen Schicksale Jesu zu erwecken, wies er auf die Dankbarkeit hin, womit die Heiden das Andenken ihrer Helden und Wohlthäter verewigt, indeß die Juden den Retter des Menschengeschlechts ans Kreuz geschlagen. Den Tod Jesu

verglich er mit dem Tode anderer trefflicher Männer, die für das gemeine Beste unschuldig gestorben, eines Sokrates, Phocion, Epaminondas, Scipio, Aristides. Mit Schaudern hörte Erasmus nicht nur in Gesellschaften, sondern selbst bei der Messe und andern heiligen Handlungen gotteslästerliche Reden ausstoßen, sodaß man selbst auf das umstehende Volk keine Rücksicht nahm, da sich allen Schändlichkeiten zuletzt die Schamlosigkeit, der keine Rücksicht mehr scheuende Uebermuth zugesellt hatte. Nach übereinstimmenden Zeugnissen wurde in Rom Der als ein Thor verlacht, Gespött mit dessen Einfalt getrieben, der noch etwas von Religiosität und Gewissenhaftigkeit äußerte, oder aus Gottesfurcht Böses zu thun sich scheute. Wessel durfte seine Ansichten vom Ablaß in Rom vor Männern aus der Umgebung des Papsts unumwunden aussprechen. Sie sagten ihm wol, es sei das nichts Neues; man hege am päpstlichen Hofe dieselben Meinungen, gehe sogar noch weiter. So duldsam und freisinnig oder vielmehr so unverschämt und so sicher war man dort. Crotus Rubianus, Luther's Universitätsfreund und Hutten's Geistesgenosse, schreibt dem Erstern von Bologna aus im Jahr 1519, als er sich bei einem Dominikaner über die Verworfenheit und den Despotism der römischen Kurie beklagt, habe ihm derselbe geantwortet, es geschehe das Alles doch durch göttliche Zulassung, und über Gottes Rathschlüsse dürfe man nicht grübeln noch richten. Machiavelli, der scharfe Beobachter, erblickte das sicherste Vorzeichen vom nahen Untergange des Christenthums in der Wahrnehmung, daß, je näher sich die Völker der Hauptstadt der Christenheit befänden, um so weniger christlicher Sinn bei ihnen wahrzunehmen sei: „Die ärgerlichen Beispiele und Verbrechen des römischen Hofs sind Schuld daran, daß Italien alle Grundsätze der Gottesfurcht und alles religiöse Gefühl gänzlich verloren hat. Wir Italiener verdanken es also vorzüglich der Kirche und den Priestern, daß wir zu Gottlosen und zu Bösewichtern geworden sind." Aehnlich hatte Savonarola gesagt, die Sünden Italiens müßten jeden zum Propheten machen. „Die Schändlichkeit fängt von Rom an und geht durch das Ganze; sie sind da schlimmer als Türken und Mohren", u. s. f. Auf die Eberbach, die Celtes machten Rom und Italien den schlechtesten Eindruck, insbesondere weil man dort die Deutschen verachtete. Scham- und zornglühend kehrte Hutten

1514 zurück, daß die weibischen Wälschen die deutsche Kraft sollten schwächen und misbrauchen können, zornglühend über dies Neurom, wo mit den Heiligthümern Gott selbst verschachert werde, wo Papst und Kardinäle in Orgien lebten, im Schlamme sich wälzten und deren Joch dennoch Deutschland trage; dies Rom, wo einst so große Männer gelebt und keine Spur von Römersinn mehr zu finden, wo die Väter heilig redeten und aufs schändlichste handelten, die auch Gutes weder sprächen noch thäten und die Religion und den Erlöser verspotteten, wo Alles für Geld feil sei u. s. f. Ausfälle, die er in Epigramme faßte und „aus der Stadt an Crotus Rubianus" richtete[1]).

Ohne Zweifel kehrte Luther in ähnlicher Ansicht und Stimmung zurück. Was er in Rom und Italien sah und hörte, legte den Keim zum Abfalle vom Papstthum in seine Seele; Grund und Erklärung seiner spätern oft rücksichtslosen Heftigkeit gegen dasselbe haben wir darin zu suchen. Allein darauf leitet doch nicht die leiseste Spur, daß seine Ehrfurcht vor der Kirche gemindert wäre, weil seine Ehrfurcht vor dem Papstthume, wie es war, erschüttert wurde, oder daß auch nur die letztere bei ihm vorerst mehr als eine Erschütterung erlitten hätte. Was war, was konnte ihm die Kirche nach seinen jetzigen Begriffen ohne das Papstthum sein? Wie hätte er sie sich ohne dieses denken können? Zu tief und fest war die alte Verehrung und Liebe in ihm gewurzelt, als daß sie so rasch hätte hinausgerissen werden können. Noch mancher starke Halt fand sich bei ihm für ihre Wurzeln und Ranken. Da war die Scheidung der Persönlichkeit der Päpste von dem Papstthume, dem Amte, der Würde, dem Begriffe und Urbilde. Da war das Bewußtsein von dem Papstthume als der Stellvertretung Christi und von seiner Nothwendigkeit zur Regierung der Kirche und zu ihrer Erhaltung in

1) Tischreden, Walch XXII, 74. Ullmann, Reformatoren, II, 356. Erhard a. a. O. II, 285 ff. Artikel Erasmus in Ersch und Gruber, 158. Gervinus a. a. O. II, 433. Tentzel a. a. O. 158. Reform. Almanach von 1817, 52 ff. Strobel, Misc., III, 137 ff. Regis Rabelais Gargantua und Pantagruel II, 978. Machiavelli, Abhandlung über die erste Dekade des Titus Livius, Kap. 12. Roscoe a. a. O. II, 360. Münch, Hutten's Werke, I, 257 ff., (Epigrammata de Statu Romano, ad Crotum Rubianum ex urbe missa). Leo a. a. O. 23.

der Einheit. Er war davon durchdrungen, wie es die christlichen Völker nur jemals gewesen waren; während es in diesen abnahm, war es in voller Kraft in ihm noch einmal lebendig geworden. Es lebte aber auch noch immer in den Völkern, namentlich auch in den Deutschen, und haftete deshalb um so tiefer in ihm, weil der Nationalsinn und der christliche seiner Zeit so gewaltig ihm sich eingeprägt hatte. Denn es regt sich wol in der Nation vom Kaiser bis zum niederen Volke wider den geistlichen Druck; doch was da vorgeht, bezeugt eben, daß jenes Bewußtsein noch fort und fort lebendig ist. Die Schwäche der Gedanken und Beschlüsse, zu welchen das Reich sich erhebt, zeugt davon. So arg sind die Päpste, so sehr schänden sie das Papstthum, aber keine Spur, daß Kaiser und Stände das letztere darum verachteten oder sein entrathen zu können, von ihm sich trennen zu dürfen oder zu wollen meinten. Nur in Maximilian's Selberkrönung war so etwas aufgetaucht, in der Reichsversammlung ist nicht zu spüren, daß das ausgeworfene Samkorn auch nur zu keimen begönne. Dem Volke traut man noch zu, daß es sich in einem Zusammenstoße der geistlichen und weltlichen Seite unter Umständen wider seine weltlichen Häupter in Bewegung bringen lassen könnte. Es murrt, ist bereit über die Geistlichkeit herzufallen, die ihm Anstoß gibt, es aussaugt; aber auch darin ist noch immer nicht zu erblicken, daß es sich wider das Papstthum zu erheben geneigt wäre. Ebenso war es, und noch mehr bei Luther, dem Kleriker, dem Mönche, und in dem jedes Gefühl, jede Ansicht und Leidenschaft doppelt lebendig war. Versöhnende, blendende, für jetzt gewiß noch recht sehr blendende Vorzüge des Papstthums und des regierenden Papstes kamen diesem in seinen Augen zu statten, dessen späteres Urtheil, mit dem das er noch in Rom oder auf der Romfahrt sich bildete, nicht zu verwechseln ist. Ueberhaupt dürfen wir nicht vergessen, daß alle seine Aussprüche, wie wir sie haben, schon mitbestimmt und gefärbt sind durch spätere fortgesetzte Beobachtungen und Erfahrungen und den durch sie belebten und verstärkten Zorn und Haß. Zu dieser Zeit wirkte die Leidenschaft der Liebe und mit einem Worte Alles, was die Stimmung bei ihm erzeugt, in welcher er kam, den Eindrücken von dem Entsetzlichen, was er sah und hörte, der Enttäuschung selbst und ihrer Vollendung entgegen. Er bedurfte Zeit, noch

eine lange Zeit, das alles in sich zu verarbeiten, zum völligen Bewußtsein darüber und zur Sicherheit zu gelangen. Hutten faßte in Rom den Gedanken, das verderbte Papstthum zu bekämpfen. Luther sollte den eigentlichen Streit auf Leben und Tod erheben, aber keine Aeußerung von ihm, keine Nachricht deutet nur von fern darauf hin, daß er schon in Rom an so etwas gedacht hätte, und was noch viel mehr sagen will, es wird geradezu ausgeschlossen durch die Thatsache, daß wir ihn noch Jahre lang in streng päpstlicher Gesinnung finden, ja daß er einen solchen Gedanken noch nicht einmal hegte, als er den Streit begann. Man kann nur sagen, daß ein Stachel von Rom her bei ihm zurückblieb, und glaubt es leicht, wenn gemeldet wird, er sei entrüstet und tief betrübt nach Wittenberg zurückgekehrt[1]). Die volle Wirkung der Romfahrt trat jedoch erst viel später ein, und ihre Stärke und Tiefe ist so wenig zu bezweifeln, als sein Unmuth und Schmerz über Rom und Papstthum nach seiner Romfahrt noch einer besondern Erklärung bedarf. Nur für das langsame und späte Erwachen und Hervorbrechen seines leidenschaftlichen Ingrimms und tödtlichen Hasses war und wird eine solche noch ferner nöthig sein.

1) Selnecker.

Drittes Hauptstück.

Die Jahre 1511 — 1514.

Ereignisse der Jahre 1511 und 1512 (die Kirchenversammlungen von Pisa und im Lateran). — Wiederanfänge Luther's in Wittenberg. — Die theologische Doktorwürde, 1512. — Neue Thätigkeit, Sprachstudien. — Die Auslegung des Römerbriefs, 1513. — Auslegung der Psalmen, 1513, 1514. — Kämpfe in Wittenberg, 1513, 1514. — Angriffe von Erfurt her, 1513, 1514, 1515. — Die Reuchlinistenfehde, Stellung zu ihr, 1511 bis 1514. — Persönlichkeit.

Ereignisse der Jahre 1511 und 1512 (die Kirchenversammlungen von Pisa und im Lateran).

Noch in dem Jahre, in welchem Luther nach Wittenberg zurückkehrte und seine unterbrochene Thätigkeit wieder begann, und sodann zunehmend in den nächstfolgenden verstärkte sich die Bewegung in einem sehr bedeutenden Maße, auf welche in den vorigen beiden Hauptstücken hingewiesen ist. Wir müssen sie auch jetzt wieder ins Auge fassen. Es fehlt nicht an Beziehungen zwischen ihr und seiner Stimmung und Entwickelung in dieser Zeit. Sofern sie uns hier angeht, that sie in zwei Vorgängen sich kund, in welchen beiden sie die Richtung auf Widerspruch gegen die bestehenden geistlichen Zustände zeigte, soweit auch die Punkte auseinander lagen, von welchen sie beim einen und andern ausging.

Innerhalb der Grenzen Deutschlands kam eben jetzt der aus der humanistischen Entwickelung und der Richtung der deutschen Humanisten hervorgehende reuchlinische Streit eigentlich in Gang, begann er in weitern Kreisen Aufmerksamkeit und Theilnahme zu erregen. Sehr belangreiche tief eingreifende Fragen kamen dabei zur Sprache und wurden eifrigst erörtert. Zunächst wurde die Aufmerksamkeit der an der Wissenschaft und an der Kirche lebendigen Antheil Nehmenden, insbesondere der Gelehrten und Mönche in Anspruch genommen. Als Mitglied einer Universität und eines Ordens, bei seinem Eifer für die Wissenschaft wie für die Kirche, seiner scholastischen und humanistischen Bildung mußte Luther bald Kunde davon bekommen und mehrfach berührt, angezogen oder abgestoßen werden. Es konnte nicht ohne beträchtlichen anregenden Einfluß bei ihm bleiben. Was sollte je nach den Ansprüchen und Behauptungen der streitenden Parteien und dem Siege der einen oder andern aus der Kirche, dem Mönchthume, der alten und neuen Wissenschaft, dem Glauben und der Aufklärung werden? Seine Reiseerfahrungen hatten sein Ohr für die Anklagen, welche von den Humanisten gegen die Versunkenheit der Mönche und überhaupt der kirchlichen Zustände erhoben wurden, sein Auge für die Schattenseite der letztern geschärft. Indeß finden wir sichere Nachrichten über diese Einwirkungen erst aus einer etwas spätern Zeit, weshalb wir uns hier auf diese Hindeutung beschränken und nur bemerklich machen, daß er gewiß mit um so gespannteren Blicken die Reuchlinistenfehde verfolgte und durch jene andern gleichzeitigen Vorgänge um so mehr erregt wurde, weil jene und diese nicht blos in der Zeit zusammenfielen, sondern in einem innern Zusammenhange standen. Eben Das, daß man ohne allen äußern Zusammenhang in der gelehrten und kirchlich-politischen Welt an so nahe verwandten Punkten zusammentraf, ist ein um so sichreres Zeichen, daß ein unabweisliches Bedürfniß, eine in den Verhältnissen und Stimmungen der Zeit liegende Nothwendigkeit darauf hindrängte.

Zuerst war es ein Ereigniß des Jahres 1511, das eine große Bedeutung für die gesammte Kirche, die vornehmsten christlichen Staaten, die Weltverhältnisse, insbesondere auch für Deutschland erhalten zu sollen oder doch zu können schien. Es versammelte sich ein allgemeines Koncil zu Pisa. Luther war jetzt auf den

Punkt der Gebrechen und Besserungsbedürftigkeit der Kirche hingelenkt, der sowol seiner Aufmerksamkeit als seinem Urtheile näher gerückt war. Dazu sollte Staupitz nach Rom gehen, noch 1510 oder 1511, und ging dorthin, obwol auf keinen Fall als Abgeordneter zur Kirchenversammlung, wie man wol gesagt hat. Desungeachtet war seine Reise ohne Zweifel auch für Luther eine weitere Veranlassung, den Verlauf des Koncils, die Verhältnisse der Kirche im Ganzen und Großen schärfer zu beobachten, den Blick öfter nach Rom und dessen Zuständen zurückzuwenden, die Reiseerfahrungen und Eindrücke anhaltender zu verarbeiten. Das Koncil, das abermals die alte, fort und fort ungelöst gebliebene Aufgabe der Besserung der Kirche an Haupt und Gliedern aufgenommen hatte, erregte freilich keine große und allgemeine Theilnahme, beschäftigte doch aber unfraglich die kleinern Kreise der Denkenden. Schon die Thatsache, daß es berufen und eröffnet wurde, mußte nothwendig die Letztern und unter ihnen wol auch Luther lebhaft bewegen. Doch welche Gedanken erregte ihm die neue Kirchenversammlung? Hat sie und wie hat sie auf seine Richtung und Stimmung, den Gang, den er nahm, eingewirkt? Wir müssen, um zu einem Aufschlusse darüber zu gelangen, vor allen Dingen einiges schon mehrfach Berührte und nach andern Beziehungen Erwähnte hier im Zusammenhange überblicken.

Es hatte lange gewährt, ehe die lauten und dringenden Forderungen einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern zu einem Ergebniß geführt. Seit den ersten ernstlichen Versuchen, die Kirche namentlich durch das in Abgang gekommene Mittel allgemeiner Koncilien zu bessern, war ungefähr ein Jahrhundert verlaufen. Unter den Gründen ihres Mislingens, insbesondere für Deutschland, stehen zwei im Vordergrunde, deren wir uns hier vor allen erinnern müssen, das Verhalten der Päpste und ihres hierarchischen, im römischen Hofe den Mittelpunkt findenden Anhangs einer-, und der weltlichen, insbesondere der deutschen Fürsten, andererseits. Gerade auch daran scheiterte doch in der That die Reformation, daß diese die Sache, welche sie betrieben, zum Theil sehr verkehrt angriffen. Das Papstthum war hauptsächlich durch große und kluge Päpste emporgekommen, die sich an die Spitze der lebendigsten und kräftigsten Zeitansichten und Bedürfnisse gestellt und noch immer Mäßigung beobachtet hatten. Die Päpste

vergaßen seit dem 14. Jahrhundert mehr und mehr des Gedankens, die errungene Macht eben dadurch zu behaupten, wodurch sie gewonnen worden. Sie brauchten Ränke und Gewalt, traten an die Spitze des Widerstandes gegen die veränderte Zeitstimmung, hoben das Papstthum in einzelnen Beziehungen noch höher und trachteten es auf dieser Höhe durch dieselben schlechten Mittel zu erhalten. Wären sie gut und tüchtig gewesen, so hätten sie die Reformation selbst in die Hand genommen, wie ihre großen Vorgänger daran gearbeitet. Allein sie waren theils untüchtig, theils ging die Verderbniß von ihnen selbst aus und war die Quelle ihres Nutzens, den sie dem Wohle der Kirche voranstellten. Daraus erfolgte mit Nothwendigkeit, was geschah. Seitdem sich der Ruf nach einer Reform Beachtung erzwang, machten sie es zu ihrer Hauptaufgabe, derselben auszuweichen und die trotz ihrem Widerstreben versuchte zu verhindern, zu vereiteln. Fast die gesammte Geschichte des Papstthums seit jener Zeit geht in einem kaum unterbrochenen Kampfe desselben gegen den erwachenden Geist der Vernunft und Freiheit, gegen bessere Erkenntniß und bessere Gesinnung in den religiösen und kirchlichen Dingen auf, und dieser Kampf wurde trotzdem geführt, daß das Bedürfniß der Besserung so sehr am Tage lag, daß es nicht blos von Klerikern am ersten und stärksten hervorgehoben, sondern von den Päpsten und deren hohem Rathe der Kardinäle selbst von Anfang und dann wiederholt als vorhanden und dringend anerkannt wurde. Allein sie konnten nicht helfen ohne eigne Besserung und Aufopferung, darum wollten sie nicht. „Mit höchstem Fleiß, sagt Luther vollkommen wahr, haben die Papisten diese hundertzwanzig Jahr dahin gearbeitet und sich bemühet, des Papsts Authorität und Gewalt über das Concilium zu heben', darnach er sich nicht sehr sehnet; vor demselben grauet ihm, fliehet davor als der Teufel vor dem Weihrauch, wie man sagt; er besorget, daß er und sein Thun möchte zu Schanden gemacht und verdammt werden, darum scheut er das Licht und fleucht das Gericht." Auf einen andern Grund kömmt er in der Vorrede zu dem von ihm übersetzten: Rathschlag etlicher Kardinäle von einer Reformation (1537): „Es schleppet sich der Papst mit dem armen Concilio wie die Katze mit den Jungen. In Deutschland will ers nicht halten, zu Mantua kann ers (wie er vorgibt) nicht halten; jetzt

solls zu Vincenz werden, da es nicht sein kann, und sie es auch nicht meinen. Ich achte, er will ein Marcolfus werden, der nirgend einen Baum finden konnte, daran er gern hengen wollte. Also kann der Papst keinen Ort finden, da er gern ein Concilium hätte. Wenn mein Rath etwas gelten möchte, wollte ich schier rathen, daß man die heiligen Leute mit dem Concilio zufrieden ließe, sie können doch keines leiden, und werden auch keines machen, es sey denn, daß sie drinnen thun mögen, was sie wollen. Was zeihet man sie denn? Sie können sich nicht lassen reformiren, und wollens auch nicht thun, das weiß man fürwahr. Und sie besorgen doch, wo es zum Concilio käme, sie müssen Feder geben oder Haar lassen, auch ihren eigenen Schutzherrn, als Kayser, Königen, Fürsten u. s. w., wie sie im Costnitzer Concilio sich verbrannt, und wol sind gewahr worden. Denn wo sie sollten erfunden werden, auch im geringsten Stücke, sträflich oder irrig, so fiele der Papst mit der Kronen und Schlüsseln zu grunde, und würde diß schreckliche Geschrei über sie ausgehen, daß der Papst und Römische Kirche geirret und unrecht hätte. Das wäre solcher hohen Majestät Tod und die Hölle, welche bis daher durch solchen Artikel gestanden ist: daß der Papst und sein Stuhl oder Kirche nicht irren können, sondern was er thut und saget, das sey ein Artikel des Glaubens, bei Verlust der Seligkeit allen Christen zu glauben. Sollte er nun in einem Stücklein irrig gestraft werden, so wäre er schon in allen Stücken verdächtig, wie seine eigene Rechte sagen: **Qui semel malus, semper praesumitur malus:** Wer einmal ein Schalk erfunden wird, der bleibet in allem verdächtig. Also würde es alles hernach fallen"[1]).

Indem die Päpste die Reformation der Kirche verhinderten, versündigten sie sich an dem in alle Wahrheit leitenden, d. h. die Wahrheit in fortgehender Läuterung und Entwickelung stets heller offenbarenden Geiste Christi und nöthigten die Kirche gleichsam zum Abfall von der ursprünglichen und alten, welcher das Fortwalten des Geistes, das eben nichts Anderes ist als die Reformation, wesentlich und nothwendig.

Das Verlangen nach einer Reformation der Kirche und der Gedanke, daß dieselbe durch eine allgemeine Kirchenversammlung

1) Tischreden, Walch XXII, 1998, 2017; XVI, 2394.

zu bewirken sei, erwachte lebhaft im 13. Jahrhundert, vermochte jedoch gegen das Widerstreben der Gregor IX., Honorius III., Innocenz IV. nicht durchzudringen. Nach etwas dunkeln und zweideutigen Begriffen und Bestimmungen lag es undeutlich, nach der Stellung und den Bedürfnissen des deutschen Kaiserthums und Reichs aber sehr klar in den kaiserlichen Befugnissen und Pflichten, die Reformation einzuleiten, wenn die geistlichen Häupter dazu nicht zu bewegen waren. Nicht blos Abweichende, wie Wiklef, riefen die weltliche Macht dazu auf, sondern auch zahlreiche Stimmen der unverdächtigsten Rechtgläubigen. Innocenz VI. ließ 1359 einen Zehnten von den geistlichen Gütern einfordern. In der Versammlung der deutschen Fürsten wurde dem Legaten gesagt, Deutschland sei stets die Goldgrube des römischen Hofs, der Papst möge einmal andere Völker schatzen, und Kaiser Karl IV. erinnerte an die nöthige Reformation der Sitten der Geistlichkeit und ergriff Maßregeln, sie zu bewirken. Innocenz belobte ihn, erklärte aber, die Besserung der Kirche gebühre ihm, dem geistlichen Oberhirten, und that nichts Ernstliches dazu. Die große Spaltung und Verschlimmerung trat statt der Reformation der Kirche ein. Der Beichtiger des Kaisers führte diesem die Nothwendigkeit der letztern zu Gemüth und forderte ihn auf, eine allgemeine Kirchenversammlung auszuschreiben. Allein Karl hielt sich dazu nicht befugt, und wendete sich an den Papst in Rom, der den beabsichtigten Besserungsversuch als unnütz und überflüssig unbedingt abwies, den kaiserlichen Rathgeber für strafbar erklärte und seine Landesverweisung bewirkte. Karl und dann Wenzel nahmen nichts Nachdrückliches vor, Beide hielten die geistliche Macht für unbezwingbar, Beide dachten bei der Kirchenbesserung, die sie herbeiführen zu wollen Miene machten, nur an weltliche Vortheile. Die Gegenpäpste Gregor XII. und Benedikt XIII. wichen hartnäckig der Erfüllung ihrer Versprechungen, Alles für den Kirchenfrieden thun zu wollen, aus. Die Kardinäle, welche den Erstern gewählt hatten, verließen ihn endlich, beriefen das allgemeine Koncil von Pisa, das 1409 eröffnet wurde, die Kardinäle des andern Papstes vereinigten sich mit ihnen; beide Päpste sprachen über sie und das Koncil den Bannfluch aus. Das Letztere entsetzte beide Gegenpäpste, Alexander V. wurde erwählt, versprach die Reformation vorzunehmen und vereitelte sie gleich darauf,

indem er die Kirchenversammlung aufhob und eine andere verhieß, die nach drei Jahren von Johann XXII. in Rom eröffnet und nach der zweiten Sitzung als vergeblich entlassen wurde. Er hatte selbst Fürsorge getragen, daß nur sehr wenige Abgeordnete erschienen waren. Etwas später gerieth er in große Verlegenheiten, konnte nur Hülfe von dem deutschen Könige Sigismund erwarten und unterhandelte mit demselben, der als Preis seines Beistands die Erfüllung des Begehrens der Kirche und insbesondere der deutschen Reichsstände, die Berufung eines Koncils forderte, zu Konstanz. Johann willigte ein, nur aus Noth, widerwillig und bot dann Alles auf, den Beschlüssen der Versammlung Hindernisse in den Weg zu legen. Sie sprach den Grundsatz von der Erhabenheit allgemeiner Kirchenversammlungen über den Papst aus, entsetzte sowol Johann als den Gegenpapst und verfügte die Wahl eines neuen obersten Bischofs. Die Deutschen begingen den großen Fehler, zuzulassen, daß die letztere vorgenommen wurde, ehe die beschlossene Reform durchgeführt war. Sigismund's Ansichten über die Reform waren beschränkt genug gewesen, indeß hatte er doch das Koncil durch Klugheit und Festigkeit zu Stande gebracht, durch Erfahrung hatte er die Ueberzeugung gewinnen müssen, wie viel hiermit gegen das Papstthum zu erreichen, wie wenig durch Nachgiebigkeit und vom Papste selbst zu erlangen sei; die tiefe Verderbniß der Kirche mußte ihm durch die zahlreichen und unverdächtigen Zeugnisse aus allen Ländern der Christenheit, die vielen schmerzlichen Klagen, welche im Schooße des Koncils laut wurden, noch viel klarer geworden sein. Allein jetzt zeigte er sich schwankend und unentschlossen, woran wiederum die Schwäche und Uneinigkeit der deutschen Fürsten die Hauptschuld trug. Sobald Martin V. gewählt war, bestätigte und erweiterte er in Beziehung auf Vorbehalte, Anwartschaften, Bisthumsverleihungen, Dispense, Annaten, Zehntausschreibungen u. s. f. selbst in einem bis dahin noch unerhörten Maße und unter Androhung von Kerker und Bann gegen alle Widerstrebenden die römischen Kanzleiregeln, die Quelle der Unordnungen, denen das Koncil abhelfen sollte, und nannte Diejenigen, welche Klage geführt hatten, d. h. die Kirche, die Nationen und deren Häupter, Verläumder, die er auszurotten denke. Auch sonst ließ er sofort erkennen, daß er die Macht des Papstthums unumschränkt zu üben

gedenke, zog Reichssachen noch in der deutschen Stadt vor seinen Richterstuhl. An die verheißene Besserung der Kirche erinnert, gab er die neue und alte Antwort der Besserungsscheu und Machtsucht, Reformen bedürften reiflicher Ueberlegung, und suchte durch Trennung die Bestrebungen des Koncils und die allgemeinen Wünsche zu vereiteln. Es gelang ihm. Die Einzelnen unterhandelten mit ihm. Nicht einmal die vor der neuen Papstwahl im Schooße des Koncils erhobenen Forderungen hätten ausgereicht, der Kirchenverderbniß abzuhelfen. Die Deutschen beschränkten sich auf noch weit gemäßigtere und unzureichendere Begehren, daß die Zahl der Kardinäle vermindert und daß die Letztern nicht blos aus Italienern gewählt werden möchten u. dgl. Sie erlangten nichts weiter als ein Konkordat, in welchem gegenüber den zahllosen und unsäglichen Misbräuchen und Erpressungen, unter welchen die Nation und Kirche litt, das Zugeständniß das erheblichste war, daß der Bezug der Annaten, Appellationen und Reservationen, einige wenige von den Beschwerdegründen, nur noch fünf Jahr dauern sollten, und obenein wurde jedes Zugeständniß für blos päpstliches Indult erklärt und päpstlicher Auslegung anheimgestellt. Dasselbe geschah hinsichtlich einiger kärglicher Reformationsartikel, welche Martin des Scheins halber verkünden und wobei er ausdrücklich hinzufügen ließ, daß die Kirchenbesserung damit ein Ende habe. Die versammelten Häupter und Vertreter der Nationen schwiegen dazu. Noch in Konstanz erklärte er jede Berufung vom Papste an eine Kirchenversammlung für unstatthaft. Eine seiner Zusagen ging dahin, daß er mit Ertheilung von Ablässen sparsam sein wolle; er theilte Ablässe noch vor seiner Abreise von Konstanz aufs verschwenderischste aus. Noch in demselben Jahre, in welchem das Koncil geschlossen wurde (1418), erließ er die schandbare, mit Recht berüchtigte Bulle **in coena Domini**, durch welche Alle, die nicht römisch gesinnt, als Ketzer und Kirchenfeinde verflucht wurden, und die bis auf neuere Zeiten, namentlich in Deutschland, hundertfach Veranlassung und Stütze der eben so jämmerlichen als verderblichen Religionsverfolgungen war, von deren Nachwehen unser Nationalleben noch jetzt kaum genesen kann.

So und durch mancherlei andere Vorgänge, noch in Konstanz und der allernächsten Zeit zeigte es sich, daß nur die päpstliche Obermacht und die Entartung der Kirche neu bekräftigt sei, und bald trat noch größere Verschlimmerung, die Folge jedes Versuchs einer Besserung der öffentlichen Zustände ein, der dem Uebel nicht an die Wurzel greift, nicht durchgeführt wird. Nur ein paar inhaltreiche Grundsätze, daß allgemeine Kirchenversammlungen über dem Papste ständen und daß in gewissen Zeiträumen solche Versammlungen gehalten werden sollten, waren zu Konstanz halb gewonnen. Sie waren nur vom Koncile feierlich anerkannt und mit redlichem Willen ausgesprochen, dem Papste war die Gewalt und mit ihr die Versuchung neu zu Theil geworden, ihnen entgegenzuhandeln, ja das Koncil selbst hatte das Ansehen des geistlichen Rechts unberührt gelassen und das letztere, das alle übertriebensten Bestimmungen über die unumschränkte päpstliche Obermacht enthaltende, sich selbst widersprechend gewissermaßen anerkannt, indem es die Geltung desselben gleichsam vorausgesetzt.

In Konstanz war beschlossen, daß wiederum nach fünf Jahren ein Koncil zusammentreten solle. Martin V. konnte nicht umhin, sich zu fügen. Er berief 1423 eine Versammlung nach Pisa. Die gänzlich entmuthigten Deutschen schickten keine Abgeordnete. Die päpstlichen Legaten lenkten die Aufmerksamkeit der Anwesenden von allen Verbesserungsentwürfen angelegentlich hinweg. Um es noch leichter beherrschen zu können, verlegte der Papst das Koncil nach Siena und als hier nun doch die Reformation zur Sprache gebracht wurde, beeilte er sich, es zu schließen. Damit sich die Nationen nicht etwa wenigstens im Einzelnen und Geringeren selbst helfen möchten, verbot er durch ein Edikt die Abhaltung von Nationalkoncilien. Dies Alles geschah und das Widerstreben der Päpste dauerte fort, trotzdem, daß dem Papstthum an Ehren, Macht und Einkünften so viel, ja mehr als ihm gut war, gelassen werden sollte, selbst nach den Ansichten der Eifrigsten, deren Besserungswünsche am weitesten gingen; trotzdem, daß es klar wie der Tag geworden, der ganze bestehende kirchliche Zustand lasse sich auf die Länge nur durch Vornahme einer gründlichen Reform halten; trotzdem, daß Prälaten und Abgeordnete weltlicher Fürsten nachdrücklich vorstellten, ohne baldige wirksame Abhülfe sei zu besorgen, es werde die Reform, welche die Kirche versäume, an ihrer Statt von den weltlichen

Mächten vorgenommen und die Kirche werde die Sittenbesserung, deren Ausführung durch eigene Gewalt ihre Häupter auswichen, vom weltlichen Arme erleiden müssen, die Langmuth der Völker in Erwartung der längst versprochenen Reformation gehe zu Ende, eine gänzliche Auflösung des kirchlichen Lebens stehe bevor, wenn nicht das nächsterwartete Koncil zu Stande komme oder auch hier die gerechten Erwartungen getäuscht würden.

Martin hatte zu Siena sich gedrungen gesehen zu verkünden, daß binnen sieben Jahren eine allgemeine Kirchenversammlung nach Basel berufen werden solle. Sein Nachfolger Eugen IV. hatte bei seiner Wahl 1431 ein Koncil zur Kirchenreform eidlich versprochen und erneuerte, der Nothwendigkeit der Verhältnisse weichend, die Berufung desselben nach Basel. Es hatte kaum seinen Anfang genommen, als ein Botschafter von ihm mit dem Befehle der Auflösung erschien. Das Koncil widersetzte sich und er begann nun einen Jahre lang fortgesetzten Krieg durch Ränke und Gewaltmittel gegen die die konstanzer Beschlüsse erneuernde Versammlung, um ihr Bestehen und ihre Wirksamkeit zu vereiteln. Er stellte ihr grundsätzlich entgegen, daß die oberste Gewalt über die ganze Kirche der römischen Kirche zukomme, welcher sie in der Person des Petrus vom Heilande selbst verliehen sei; der Papst allein habe die vollste und unumschränkte Gewalt, er, der Hirt der ganzen Kirche, welchem der Herr alle Herrschaftsrechte im Himmel und auf Erden übergeben habe; alle Menschen seien ihm unterthan, sein Wille habe für Alle Gesetzeskraft; Eugen vereinige aber auch alle Eigenschaften zur Ausübung dieser Gewalt; dem Papste komme es nicht nur zu, die allgemeinen Koncilien zu berufen, sondern auch die berufenen bekämen von ihm ihre Kraft. Alles, was hier gegen sein Ansehen festgesetzt würde, zerfalle in Nichts; kein Richter auf Erden sei über ihn gestellt, und wenn die ganze Welt in einer gewissen Angelegenheit anderer Meinung wäre, als der Papst, so wäre doch seinem Ausspruche beizustimmen. Was die Kirchenreform anbelange, so bedürfe es nicht sowol neuer Bestimmungen, als der Vollziehung der alten; alle aber müßten ohne das Ansehen des Papstes kraftlos bleiben. Er stellte den weltlichen Fürsten vor, sie könnten es ohne Verletzung ihres Gewissens nicht länger dulden, daß das Ansehen des Oberhaupts der Kirche so tief her-

abgesetzt werde, er suchte sie gegen das Koncil durch Anschwärzungen und Verdächtigungen aller Art einzunehmen, namentlich durch die Einflüsternng, die Versammlung sei vom demokratischen Principe beseelt, das, wenn es dort obsiege, auch im Staate gegen die monarchische Gewalt sich geltend machen werde; gerade so, wie die Kurie die reformatorische Bewegung des 16. Jahrhunderts als eine „Neuerung" verdächtig zu machen suchte und theilweise — z. B. bei Franz I. — mit Glück verdächtig zu machen wußte; eine Neuerung, die auf nichts Geringers abzwecke, als auf den Umsturz der göttlichen und menschlichen Monarchie, indem die neue Religion das Volk lehre, vor allen Dingen auch die Veränderung des Fürsten zu begehren. Nach andern Seiten brauchte er ein anders Mittel aller der Machtinhaber, die ihren Willen den Forderungen der Gesellschaft entgegensetzen und ihren übeln Willen zu verstecken suchen. Er bemühte sich, die Versammlung als nur aus wenigen unruhigen Köpfen bestehend darzustellen. Auf Sigismund's Verwendung genehmigte er nach langen Verhandlungen das Koncil und dessen Beschlüsse und veranstaltete dann ein Gegenkoncil in Ferrara, forderte die Mitglieder der basler Versammlung gerichtlich vor, erklärte alle Beschlüsse desselben für nichtig, that Alle in den Bann, die ihr ferner anhängen würden, befahl der Obrigkeit der Stadt Basel unter Androhung des Banns, die Mitglieder des Koncils auszutreiben, verbot den Bürgern und Handelsleuten sie mit Lebensmitteln zu versehen. Die päpstliche Versammlung forderte die Gläubigen auf, die fremden Kaufleute, welche Lebensmittel oder andere Waaren nach Basel führen oder dort länger verweilen würden, auszuplündern, wobei sie sich auf den Spruch der Schrift berief: die Gerechten nahmen den Raub der Gottlosen, preisend den Herrn.

Der Kardinal Julian hatte in der basler Versammlung mit großem Nachdruck ausgesprochen, eine Reformation der Kirche lasse sich nur durch ein Koncil bewirken, werde aber nie ausgeführt werden, wenn das kaum versammelte Koncil vom Papste aufgelöst werden könne, und gewinne dieser jetzt die Oberhand, so sei es um die christliche Religion geschehen, so würden die auf seine Seite tretenden Fürsten Ursach werden, daß die Päpste im höchsten Maße sich verschlimmerten, daß ihnen

Niemand mehr einzureden wagen werde. Die Väter zu Basel blieben standhaft und wiesen durch ihre entschiedenen Schritte den Weg, der allein zum Ziele führen konnte. Jetzt hing Alles an dem Verhalten der weltlichen Fürsten. Die deutschen wollten Frieden stiften, der nur durch nachdrückliche Fortsetzung des Kriegs zu erzwingen, wollten ausgleichen, wo eine Ausgleichung unmöglich war, fürchteten sich vor einem bestimmten Entschlusse, faßten den unglücklichen, Deutschland für neutral zu erklären. Sie gingen insofern einen richtigen Weg, als sie erklärten, Deutschland werde von keinem der streitenden Theile Verordnungen annehmen und einstweilen seine Kirchen von seinen Bischöfen regieren lassen. Daß dies auch thulich, hatten ihnen die Franzosen schon früher durch ähnliche Maßregeln gezeigt. Sie thaten einen wie fest aussehenden Schritt, als sie 1439 zu Mainz das kurz zuvor in Frankreich gegebene Beispiel nachahmten, wo man die wichtigsten konstanzer und basler Beschlüsse sich angeeignet und als pragmatische Sanktion für die Richtschnur der kirchlichen Praxis erklärt hatte. Sie erhoben jene Beschlüsse zum Reichsgesetz und anerkannten die fortwährende Rechtmäßigkeit des Koncils, nur mochten sie der vom letztern verfügten Suspension des Papstes nicht beitreten, um ihren thörichten Friedenshoffnungen nicht zu entsagen und die lange Reihe der halben Maßregeln nicht zu unterbrechen. Das Reich konnte nicht gebessert werden, wenn die Kirche nicht reformirt, die päpstliche Macht nicht beschränkt wurde. Dies wollte der Papst nicht, das Koncil wollte und konnte es auch, wenn ihm nur ein mittelmäßiger Beistand geliehen wurde. Sie hatten das Koncil allen Ernstes gewollt, sie hatten die noch frischen konstanzer Erfahrungen und noch frischere an Eugen's Benehmen selbst. Von Anfang bereitete ihre neutrale Stellung Verlegenheiten aller Art, sie vermehrte die Schwierigkeiten in immer höherem Maße, mit denen das Koncil ohnehin zu kämpfen hatte, bald konnte sich Niemand mehr verbergen, daß sie die gewünschte Reformation mit der Gefahr eines völligen Mislingens bedrohe. Sie ließen sich aus der Neutralität nicht herausbringen, beschlossen 1442 bis zur Herstellung des Kirchenfriedens darin zu verharren und beriefen an ein von Niemand bezweifeltes Koncil an einem dritten Orte. Ein solches war undenkbar, nur ein päpstliches wäre zu erwarten

gewesen und der Beschluß wurde gefaßt, nachdem ihnen der Abgeordnete Eugen's ins Angesicht gesagt hatte, der Papst sei das höchste Tribunal auf Erden und könne mit Recht den Anordnungen auch allgemeiner Kirchenversammlungen entgegenhandeln; nachdem der Bischof von Regensburg sehr ernstlich daran erinnert hatte, von dem Papste, den man anerkennen solle, wäre vor Allem die Erklärung zu fordern, daß er Glied und erster Diener, der Kirche, nicht aber ihr Herr, daß er verbunden sei die Beschlüsse von Konstanz und Basel zu handhaben. In ihnen war kein großer Gedanke, nicht einmal die Fähigkeit, einen solchen aufzufassen, keine Voraussicht, weder eine verständige und echte Liebe der Kirche noch des Reichs. Auch für den Kirchenfrieden thaten sie nichts, zu dessen Förderung sie ihre zweideutige Stellung beliebten. Sie beobachteten nicht einmal die beschlossene Neutralität. Nur kleinliche, selbstsüchtige Zwecke verfolgten sie, indem sie sich, dieselben zu erreichen, bald nach Rom und bald nach Basel, auch wol an den Papst und das Koncil zugleich wendeten, Vortheil aus der Verwirrung zu ziehen, die sie vergrößerten, indem sie sich anstellten, die Neutralität zu wollen, um kein Schisma zu erregen, das eingetretene zu beenden. Das Oberhaupt — Friedrich III. — ging mit dem Beispiele voran und zeigte von allen die größeste Virtuosität in dieser Kirche und Reich verwirrenden Politik.

Noch einmal vereinigte sich ein Reichstag, Eugen nie anzuerkennen, ehe er nicht seine Beistimmung zu den von der deutschen Nation angenommenen Beschlüssen von Basel ausgesprochen hätte. Der Sieg war gewonnen, wenn man nur hierbei stehen blieb, nur insofern als eine fortgesetzte Anerkennung des Koncils darin lag, diesem zur Seite trat. Das Letztere erinnerte daran, daß die Einigkeit der christlichen Nationen und der Kirchenfriede durch offene Anerkennung seiner Beschlüsse, durch welche die Päpste genöthigt würden, die Kirche zur Erbauung und nicht zum Verderben zu leiten, am sichersten erreicht werde. Eine vielgelesene Schrift mahnte die Nation auf, aus der verdammungswürdigen, Alles aufs Spiel setzenden Neutralität herauszutreten. Ein gründliches erfurter Gutachten — es gehört noch zu den Zeichen freierer Denkart an der erfurter Universität zu dieser Zeit — wies nach, sowol die richtigen kirchenrechtlichen Grund-

sätze als der Vortheil der deutschen Kirche heische dringend, daß man die bisherige Unentschiedenheit aufgebe und sich ganz dem Koncil von Basel und dem von diesem erwählten Papste anschließe, da eben die deutsche Neutralität das neue Schisma und so viel Verwirrung und Unfrieden erzeugt habe. Die Häupter der Nation kannten nur kleine, eigensüchtige Rücksichten. Bei dieser Schwäche wußte sie Aeneas Sylvius trefflich zu fassen. Sie unterhandelten mit dem römischen Papste, die Schüler mit dem Meister in den Künsten der Politik, sie waren bald dahin gebracht, die Vereinigung deutscher Nation mit Eugen nachzusuchen. Eine kaiserliche Gesandtschaft begab sich nach Rom. So stark vertraute Eugen der Nichtigkeit der deutschen Reichshäupter, daß er sich eben jetzt den Gewaltschritt erlaubte, die Erzbischöfe von Trier und Köln abzusetzen. Dies öffnete wenigstens den Kurfürsten die Augen. Sie verständigten sich, obwol die weltlichen immer noch mehr nach Eugen's Seite neigten, über geeignete nachdrückliche zum Theil geheime Maßregeln: Friedrich verrieth die letztern in Rom. Auf einem frankfurter Reichstage 1446 war die Mehrheit der Stände für das basler Koncil gestimmt: soviel bewirkte Gregor von Heimburg, einer der weitsichtigen, edeln und entschlossenen Patrioten, an welchen es Deutschland fast zu keiner Zeit fehlte, die nicht zu oft Gehör fanden bei den Häuptern, und deren die Nation so häufig sich unwerth zeigte. Der mainzische Kanzler Lysura rief dem zweideutigen Unterhändler Eugen's, Aeneas Sylvius zu, „und du, Sienenser, bist gekommen, uns Deutschen das Gesetz zu geben; o wärst du doch daheim geblieben und hättest uns die Sorge für das Unsre überlassen!" Aeneas wußte durch List und Geld die Mehrheit der Reichsversammlung zu bestimmen, die von ihm selbst geänderte Erklärung der Kurfürsten sich anzueignen, welche nun sehr Wichtiges nicht mehr, doch aber noch die Forderung enthielt, daß die entsetzten Erzbischöfe wieder eingesetzt, die allgemeinen Koncilien anerkannt und die Beschwerden der Nation erledigt würden. Eugen genehmigte nur bedingt und scheinbar, seine Zugeständnisse waren mit doppelt soviel kniffigen Vorbehalten versehen als nöthig gewesen sein würde, sie auf Nichts zurückzuführen: dennoch wurden sie als Konkordate deutscher Nation angenommen. Er hatte die baldige Eröffnung eines neuen Koncils versprochen, und starb nach ein paar Wochen, nachdem er Friedrich III. noch aufgemahnt, durch Vertreibung der Väter von Basel den deutschen Boden von dem Reiche des Satans zu reinigen. Seine Nachfolger beachteten die Zusage, die zu Basel erneuerte Vorschrift der Versammlung von Konstanz, wegen regelmäßiger Abhaltung der Koncilien, nicht, weil die Nöthigung fehlte. Die mit Eugen getroffene Uebereinkunft wurde 1447 auf einem Fürstentage zu Aschaffenburg bestätigt und sein Nachfolger Nikolaus V. als der allein rechtmäßige Papst anerkannt. Friedrich kündigte dem Koncil zu Basel Schutz und sichres Geleit auf. Es wurde durch Drohungen und Aushungerung gezwungen sich zu entfernen und aufzulösen. Nikolaus sagte den ihn beglückwünschenden Gesandten der Kurfürsten: „Allzuweit haben die römischen Päpste ihren Arm ausgestreckt und den andern Bischöfen fast keine Gewalt übrig gelassen. Allzusehr haben auch die Basler die Hände des apostolischen Stuhls gelähmt. Aber so mußte es kommen. Wer seiner Unwürdiges beginnt, muß auch Unrecht sich gefallen lassen" u. s. w. Daneben sprach er treffliche Vorsätze aus. Aber trotz dem Allem, trotz dem daß es nicht mangelte an der Erkenntniß, daß der Umfang der geistlichen Gewalt allzugroß und daß diese Gewalt durch Schuld der Päpste so sehr im Ansehen gesunken, wollte weder Nikolaus noch einer seiner Nachfolger auf die einmal erlangte Machtvollkommenheit verzichten. Einen wesentlichen Theil der Schuld der Niederlage der Nationen und der Kirche gegen das Papstthum trugen auch die übrigen weltlichen Häupter, den größesten jedoch die Führer des hundertfach zertheilten Deutschlands durch ihre Verkommenheit in kleinliche Sonderanliegen, durch Kurzblick, Uneinigkeit und Unentschlossenheit, wobei sie nicht der Nation, nicht der Kirche gedachten, sondern allein ihres weltlichen Vortheils, den sie obenein falsch berechneten.

Die zu Basel herrschend gewesene Ansicht, daß die Kirche ohne Reform unaufhaltsam ihrem Zerfalle entgegengehe, daß es Thorheit sei, die Besserung von Rom, dem Urquelle der Verderbnisse, zu erwarten, daß die Reformation selbst gegen den Willen des Papstthums durchgesetzt werden müsse, um den römischen Stuhl für die Kirche zu erhalten, daß der Verein der Glieder allein das Haupt retten könne: diese Ansicht fand in

der nachfolgenden Geschichte die vollkommenste Bestätigung. Die feige Schwäche und elende klug sein sollende Halbheit der weltlichen Fürsten bestrafte sich schwer. Niemand in der Christenheit, wie Jakob von Jüterbock geschrieben, widerstrebte fortan der Kirchenreform mehr, als es die Päpste aus Ehr- und Gewinnsucht thaten, und das Ansehen der Koncilien war dadurch vernichtet, daß die Päpste die Gewalt sich zuschreiben durften, aus eigner Machtvollkommenheit sie aufzulösen. Die Fürsten vereinigten sich nicht wieder zur Forderung eines Koncils, nur Einzelne beriefen noch an ein solches, wenn sie sich von Rom her gar zu arg behandelt sahen oder die Vergeblichkeit der Künste jener weltlichen Politik erfuhren, von welchen sie alles Religiöse und Kirchliche gerade, wie es in Rom geschah, abhängig machten. Fast überall ließ man sich selbst die wenigen und zweideutigen Vortheile wieder aus den Händen winden, um deren Preis man dem römischen Papste sich unterworfen hatte. In Deutschland gingen sie durch Verrath des Oberhaupts und Schwachsinn der ebenso selbstsüchtigen Häupter verloren. Friedrich schloß 1448 zu Wien eine Uebereinkunft mit dem römischen Hofe, in welcher die Zugeständnisse des aschaffenburger Konkordats aufgegeben waren. Er vereinigte sich mit dem Papste, der zur Beseitigung der basler Dekrete bestimmten wiener Uebereinkunft die falsche Aufschrift: aschaffenburger Konkordat zu geben. Erst am Ende des 18. Jahrhunderts wurde der gemeine Betrug entdeckt, auch die Absicht, die bei allen bisherigen Schritten doch immer gewaltet hatte und ausdrücklich erklärt war, nur eine Uebereinkunft bis zum nächsten Koncil zu schließen, wurde in Vergessenheit gebracht. Die Deutschen erhielten für ihre Kirche und ihr Reich abermals falsche Dekretalen, dieses Mal durch keinerlei Art von Bedürfniß, nicht in und mit der ganzen Zeitentwickelung, durch die Praxis der Gerichtshöfe, den Gang der Wissenschaft, sondern wider das Alles, durch ihr mit dem Schutze ihrer Ehre, Freiheit und Rechte betrautes Oberhaupt, und so schwach waren noch die Einsicht und Wissenschaft, der öffentliche und Gemeinsinn, daß es geschehen konnte, geschehen konnte, ohne daß die Nation dazwischentrat.

Statt ein Koncil zu berufen und die Reform vorzunehmen, überschritten die Päpste von jetzt an auch noch die dürftigen Bestimmungen der Konkordate. 1450 erschien eine Schrift, welche darüber wehklagte, 1455 erinnerte eine Anzahl deutscher Fürsten den Kaiser, bei der neuen Papstwahl die Gelegenheit wahrzunehmen, die deutsche Kirche ihrer Knechtschaft zu entreißen; sogar Friedrich's Absetzung kam zur Sprache. Allein es fehlte an der erforderlichen Uebereinstimmung, die durch die Menge der fürstlichen Nebenrücksichten unmöglich wurde. In Rom hielt man es kaum für nöthig, die Verletzungen der Konkordate zu entschuldigen, Friedrich leistete dem Nachfolger Nikolaus' V, Calixt III, die Obedienz und dieser schrieb ihm ganz unumwunden, die päpstliche Gewalt könne durch Verträge nicht beschränkt werden, es sei mithin bloße Großmuth, wenn er sich durch Konkordate binden lasse. Er verwies dem mainzer Erzbischofe sein Widerstreben, das er als Verbrechen der Ketzerei bezeichnete, und sagte ihm, dem Papste wären Alle zu gehorchen schuldig und Verbündnisse ziemten sich für Untergebene nicht. Der mainzische Kanzler erhob sich wol zu der Bemerkung, die deutsche Nation, einst Königin der Welt, jetzt eine dienstbare Magd der römischen Kirche, fange an wie aus einem Traume zu erwachen und sei zur Abschüttelung des Joches entschlossen. Der Papst sah jedoch deutsche Nation noch im Traume, achtete nicht darauf und erlaubte sich gleich seinem Nachfolger Pius II. eine immer ungescheutere Nichtachtung selbst der Kirchengesetze. Man suchte sich in Deutschland Beachtung derselben zu erkaufen, indem man sich für schweres Geld päpstliche Indulte verschaffte, allein in den meisten Fällen wurden dann auch diese wieder nicht berücksichtigt. Pius II. bezeichnete die Berufung an ein Koncil, welche Heimburg wagte, als eine Leichtfertigkeit, da sie an ein Unding gerichtet sei, verfluchte in einer Bulle die zu Basel eifrigst von ihm verfochtene Lehre von der Gewalt allgemeiner Kirchenversammlungen über den Papst, und bot der Welt das Aeußerste, indem er die Behauptung in dieser Bulle aufstellte, das Koncil von Konstanz habe das Ansehen und die Macht des Papstes über ein allgemeines Koncil als Regel festgestellt. Als Kurfürst Diether an ein Koncil berief, ließen ihn seine Mitfürsten in Stich, der Kaiser war ein Spielzeug in Pius' Hand, Friedrich und die Reichsfürsten schienen darin zu wetteifern, ihm sein Widerstreben gegen die Reform zu erleichtern. Die Kardinäle legten Paul II. vor dessen Erwäh-

lung die Verbindlichkeit auf, vor Ablauf von drei Jahren ein Koncil zur Abschaffung der Misbräuche zu veranstalten. Er versprach es und bewog bald die Kardinäle eine Urkunde zu unterschreiben, durch welche die Vorschriften des Konklave für nichtig erklärt wurden. Sixtus IV. sprach anfangs selbst von einer Kirchenversammlung, berief indeß eine solche nicht, sondern vergrößerte nur das Bedürfniß der Besserung und beschäftigte sich mit Regierungshandlungen zum Erweise und zur Mehrung der päpstlichen Machtfülle, insbesondere mit Ausbildung der Inquisition, die er in ihrer ganzen schrecklichen Gestalt in Spanien einführte, die auch in Deutschland unter seiner Regierung Veranlassung erhielt, ihre Macht zu entfalten. Der Kardinal Andreas von St. Sixt, empört über Das, was er am römischen Hofe sah, machte dem Papste Vorstellungen über seine Unheiligkeit. Er war kaiserlicher Gesandter, was den Papst indeß nicht abhielt ihn gefangen setzen zu lassen. Auf Friedrich's Verlangen aus der Haft befreit, begab er sich nach Basel und mahnte dort durch einen öffentlichen Anschlag die Christenheit auf, die durch die Päpste stets verhinderte Reform auf einem abermaligen Koncile vorzunehmen, indem ketzerische Meinungen und sodomitische und andere Laster Petri Stuhl besudelten und die Kirche in die äußerste Gefahr brächten. Florenzische und mailändische Gesandte erschienen mit Aufmunterungen in Basel. In Deutschland erhob sich nur Heinrich Krämer, der Inquisitor für Oberdeutschland, eine päpstliche Bannbulle gab seinen Drohungen Nachdruck, und der Kaiser und die deutschen Fürsten, welche der Kardinal zur Mitwirkung aufgefordert hatte, boten dem Papste zur Unterdrückung desselben bereitwillig die Hand. Aehnliches wiederholte sich unter Alexander VI. Heftiger als jemals ein Mann vor ihm drang Savonarola auf Besserung des Papstthums und der Kirche, auf ein Koncil. Er berührte dabei zugleich politische Seiten, und nun konnten ihn Kommissäre Alexander's als Ketzer zum Tode verurtheilen und hinrichten lassen: die letzte Antwort der Päpste auf Reformationsanträge. In der Auslegung des 11. Kapitels des Propheten Daniel von den Anstrengungen des konstanzer Koncils redend, sagt Luther: „Noch hat er (der Papst) sich wider diesen Stoß gewehret und ist sitzen blieben, hat Hussens Lehre verdammt und ihn verbrannt und

nach ihm viel Bluts vergossen, Deutsche und Böhmen aneinander gehetzt, allen Mord und Jammer angerichtet, seinen Stuhl zu erhalten. Aber seit der Zeit des Koncilii sind sie sicher worden, allerlei Schalkheit mit geistlichen Pfründen und Simonien getrieben; dazu in allerlei öffentliche Laster sich ergeben, eitel Epikurer und Säue worden, bis daß ihrer die Welt müde und ihnen gram worden, um ihres schändlichen Lebens willen." Dies war die Zeit, dies waren die Folgen des siegreichen Widerstrebens der Päpste gegen die geforderte Reformation. [1])

Julius II. war ebenso abgeneigt eine solche zuzulassen, wie Alexander VI. Er war umsomehr „sicher" und konnte sich für um so sicherer halten, da die Reformationswünsche und Bestrebungen kaum erst in der Person Savonarola's eine so glänzende Niederlage erlitten hatten. In seiner ersten Regierungszeit schien von keiner Seite die Gefahr eines nur irgend ernsten nachdrücklichen Besserungsversuchs zu drohen. Von verschiedenen dahingehenden Regungen und Bemühungen Maximilian's und der Reichsstände, den sich noch immer steigernden päpstlichen Gewaltmisbräuchen Schranken zu setzen, war im vorigen Abschnitte die Rede. Sie zeugten von der alten Schwäche, Selbstsucht, Uneinigkeit und Verkehrtheit der deutschen Fürsten in kirchlich-politischen Dingen. Um die Reformationsgedanken niederzuhalten, kam hinzu, woran gleichfalls bereits erinnert ist, daß die freisinnigen Mitglieder der großen Koncilien selbst das Mislingen ihrer reformistischen Bestrebungen wesentlich mitverschuldet, indem sie, Prälaten, Ordensmitglieder und Doktoren, im Scholasticism und geistlichen Rechte befangen, innerlich durch die mittelalterlich-hierarchische Ansicht noch gefesselt, dieselbe auf der einen Seite hatten befestigen helfen, während sie auf der andern heraustraten; indem sie der Verderbniß nicht bis auf den Grund nachgegangen und bei Aeußerlichkeiten, wenn auch den Vorbedingungen aller Reform, stehen geblieben waren; indem sie endlich die Volksmeinung und mit ihr den Volksbeistand für ihre

1) Löscher a. a. O. I, 125 ff. Wessenberg, Die großen Koncilien, II, 324 und sonst. Neudecker, Gesch. des evangelischen Protestantismus, II, 261 f. Gesch. d. deutschen Reformation, 41. Villers a. a. O. I, 80. Alzog, Universalgesch. der christl. Kirche, 697, 693. Walch VI, 1473.

verhältnißmäßig reinern, uneigennützigern und klügern Bestrebungen so wenig zu gewinnen gewußt als die weltliche deutsche Fürstenschaft eine erhebliche Theilnahme der Nation für die ihrigen zu wecken vermocht hatte. Es kam weiter hinzu, daß die große Masse der Letztern zwar unmuthig, aber wie gewöhnlich zu träg und ungeschickt war, ihrerseits Hülfe zu schaffen, dem Nationalleiden entgegenzutreten; sich zum Theil beschwichtigen und berücken ließ, sich anderntheils und mehr und mehr in Klagen über die Häupter erschöpfte, und dabei, auch in diesem Falle, so wenig der eignen Schuld als der Pflicht und Kraft zu eigner That gedachte.

So hatten sich die Päpste über die Koncilien, die Kirche, den in ihr waltenden christlichen Geist, die religiöse Vernunft der Zeit, an deren Stelle gesetzt, waren aus Häuptern und Vertretern Tyrannen derselben, Despoten geworden, die nur ihren eignen Sinn und den eines gleichgesinnten Anhangs vertraten: das stärkste Zeichen des tiefsten Verfalls und der dringendsten Besserungsbedürftigkeit der Kirche. Die weltlichen Fürsten und die Koncilien, die Häupter und Massen der Nationen, die Prälaten und Doktoren, die Säulen der Kirche hatten es nicht hindern können, so wenig als dies die gesammte Christenheit durch irgend welche Werkzeuge oder Fürsprecher vermocht: das stärkste Zeichen der Hoffnungslosigkeit der Lage, der Versunkenheit der religiösen Zustände, der Verderbniß des kirchlichen Gesammtgeistes.

Sowie sie im Obigen dargestellt worden, standen die Sachen in allem Wesentlichen noch bis in das Jahr 1511. Jene Vorgänge lagen mit ihren Folgen und Eindrücken hinter dieser Zeit, als es eben 1511 einmal wieder zu einer Kirchenversammlung kam, zur Ueberraschung der Nationen, welche nichts dazu gethan, als daß sie zunehmenden Unmuth gezeigt. Bei Lebzeiten Alexanders VI. war der König von Frankreich, Karl VIII., nach dem Gutachten der theologischen Fakultät der pariser Hochschule, damit umgegangen, auch gegen den Willen des Papstes eine solche zu veranlassen. Bei Julius' II. Wahl hatten es die Kardinäle einstimmig für nöthig gehalten, dem zu Erwählenden das eidliche Versprechen abzunehmen, daß er ungesäumt zur Veranstaltung eines allgemeinen Koncils zur Reformation der Kirche schreiten wolle. Julius II. achtete seines bei Gott und dem

Evangelium geschworenen Eides nicht, von welchem er weder sich selbst noch ein Anderer ihn sollte entbinden können. Nach Dem, was wir von ihm wissen, wäre es nur arge Thorheit gewesen, etwas Anderes von ihm zu erwarten. Der Nachfolger Karl's VIII., Ludwig XII., und Maximilian trachteten nach Vergrößerung des französischen und österreichischen Einflusses in Italien, und drangen deshalb, besonders der Erstere, auf ein Koncil. Julius weigerte sich hartnäckig, und nun beriefen neun von Rom entflohene Kardinäle, im Verein mit dem Kaiser und Könige ein solches nach Pisa. Es erschienen dort indeß nur zwei Erzbischöfe, dreizehn Bischöfe und eine geringe Anzahl anderer Prälaten und Doktoren, meist Franzosen. Der König der letztern hatte sie förmlich unter seinen Schutz genommen, der Kaiser aber nur ein vorsichtiges Schreiben an sie erlassen. Er hatte die deutsche hohe Geistlichkeit nach Augsburg berufen, sie hatte ihre Theilnahme verweigert. Er machte einen schwachen Versuch, die Nation zu gewinnen. In einem an die Reichsstadt Gelnhausen gerichteten Schreiben schilderte er die Vortheile, die ihr aus einem Koncil erwachsen könnten, die Aergernisse am römischen Hofe, wie deutsche Nation zahle nur die bösen Lüste desselben zu befriedigen, und wie ihm als Schutzherrn der Kirche zustehe, solche Ungebühr abzustellen und bei so dringender Nothdurft im geistlichen und weltlichen Stande löbliche Ordnung und Wesen zu machen. Er sprach gerade wie Hutten. Allein die Nation regte sich trotz alles Mismuths über das kirchliche Unwesen nicht. Dem Kaiser wurde das Schreckbild einer Kirchenspaltung vorgehalten: so wenig er als der König von Frankreich oder einige Kardinäle hätten das Recht, eine Kirchenversammlung zu berufen, während ein allgemein anerkannter Papst den apostolischen Stuhl einnehme. Der gelehrte Trittheim rieth so stark ab, den er zum Besuch des Koncils und zur Einreichung eines Gutachtens aufgefordert. Nun wurde er bedenklich. So wenig er selbst als irgend ein Reichsfürst oder eine deutsche Stadt oder Universität schickte einen Abgeordneten nach Pisa.

Dafür ließ er sich in Unterhandlungen mit dem Papste ein. Sein Abgesandter, der Bischof von Gurk, sprach zu dem Letztern in dem Tone Gregor's von Heimburg, doch ohne daß es irgend eine Folge gehabt hätte. Ein Zeichen der Verweltlichung des

Papstthums und ein Spott auf dasselbe war es, daß Maximilian um diese Zeit, wie es scheint ernstlich, den Gedanken fassen konnte, sich zum Papst wählen zu lassen, wozu ihm Seitens der Kardinäle Hoffnung gemacht war, wenn er sie durch ansehnliche Geschenke gewinnen würde. Er lieh zu diesem Zwecke dreimal hunderttausend Dukaten bei den Fuggern auf, und fügte seinem Kaisertitel schon den des Pontifex Maximus hinzu, während sich Julius mit dem Titel Cäsar schmückte. Im November 1511 war die Versammlung in Pisa eröffnet und hatte erklärt, daß sie Ketzereien, Trennungen und Irrthümer ausrotten, die Kirche reformiren wolle. Das Ausschreiben der Kardinäle und die über das Koncil und von Pisa selbst ausgehenden Erklärungen überboten einander in kräftigen Ausdrücken über die Sünden des Papstes, die Verderbniß der Kirche, die Dringlichkeit der Reform. Im November 1511 schrieb die Versammlung zu Pisa an Maximilian: „Stehe auf, o löblicher Kaiser, tritt herzu, sei wacker, die Kirche fällt hin, die Frommen werden unterdrückt, die Bösen überheben sich, Gerechtigkeit versinkt, Gottlosigkeit wird in Ehren gehalten, Ungläubige kommen empor; greif es an, großer Fürst! Die römische und allgemeine Kirche ruft dir als ihrem Schützer und Beschirmer mit starker und wehklagender Stimme zu! Decius (ein Jurist, der deshalb aus Italien vertrieben wurde) sagt: „es ist unzweifelhaft und jedermann bewußt, daß die Kirche einer Reformation an Haupt und Gliedern bedarf.“ Max selbst hatte im Januar geschrieben: „Die allgemeine Christenheit und unsere heilge liebe Mutter, die Kirche, leidet allenthalben Noth, der rechte Glaube kommt in Abgang, das Böse mehrt sich. Es ist kein anderes Heilmittel als ein allgemeines Koncil.“

Die Versammlung zu Pisa faßte in ihren ersten Sitzungen Beschlüsse im Tone der konstanzer, erneuerte namentlich den von der Unabhängigkeit und höchsten Gerichtsbarkeit der allgemeinen Kirchenversammlungen, suspendirte sogar im April 1512 den Papst. Doch waren Unterhandlungen mit dem Letztern vorhergegangen, die von Schwäche zeugten. Die Väter hatten sich wegen eines Volksaufstandes, bedrängt von päpstlichen und spanischen Truppen und listig bearbeitet, verleiten lassen, sich nach Mailand zu verlegen, wo sie bei verminderter Zahl ihrer Mitglieder

beriethen und öffentlich verhöhnt wurden. Ansehen und Anklang mangelten der Versammlung umsomehr, weil sie nur für ein Werkzeug der Politik weltlicher Fürsten, eine blos französische galt, nur vom französischen Könige dauernd unterstützt wurde. Maximilian ließ sie fallen und söhnte sich mit dem Papste aus. Sein Eifer für sie war nur in persönlicher Gereiztheit über Julius' Treulosigkeit bei seinen Absichten gegen Venedig begründet gewesen, er hoffte jetzt politische Vortheile von einer Verbindung mit ihm. Die Versammlung entwich im Sommer des Jahres 1512 nach Asti und Lyon und löste sich auf.

Schon im July 1511 hatte ihr der Papst eine andere entgegensetzen zu wollen erklärt, die im April des folgenden Jahres im Lateran zu Rom eröffnet werden sollte. Er ladete alle Fürsten ein, sie zu beschicken, erklärte die pisanische für ungültig und belegte jeden Ort, an welchem eine andere als die seinige gehalten werde, mit dem Interdikt. Im Mai 1512 nahm das päpstliche Koncil seinen Anfang, unter Feierlichkeiten, wie sie einer ernstlich gemeinten großen Angelegenheit würdig gewesen wären. Hundertundzwanzig Mitglieder hatten sich eingefunden, fast nur Italiener. Julius kündigte als Hauptzweck der Versammlung an: die Vertilgung der alten Ketzereien, die Aufhebung des neu entstandenen Schisma, die Reformation der Sitten aller Stände und die Wiederherstellung des allgemeinen Friedens. Maximilian ließ durch den Bischof von Gurk feierlich erklären, daß er das Koncilium annehme und Alles widerrufe, was er zur Anstellung des pisanischen vorgenommen. Auch Ferdinand von Spanien und Venedig traten bei. Die erste Rede, welche gehalten wurde, klang vortrefflich, war sehr geeignet, in der Ferne Illusionen zu veranlassen, und sollte nicht bald Kunde von ihr zu den deutschen Augustinern, zu Staupitz und Luther gelangt sein? Der Redner war der obengenannte Aegydius von Viterbo, der Ordensgeneral der Augustiner. Er verbreitete sich in seiner Rede über die Vorzüge der Kirchenversammlungen, ihre Unentbehrlichkeit zur Befestigung des Glaubens, Bewahrung der Kirchenzucht, Bildung tüchtiger Kirchenlehrer und — Behauptung des päpstlichen Ansehens. Er lobte den Papst, daß er durch die Waffen der Kirche selbst großen Königen furchtbar geworden und wichtige Eroberungen gemacht, erinnerte ihn aber auch, daß er sich nicht auf

Kriegswaffen, welche der Kirche fremd, verlassen, sondern durch Anwendung der ihr eigenthümlichen, zu welchen man eben durch das Koncil zurückkehren könne, trachten möge zu siegen. Er empfahl dem Papste die Fürsorge für die Sittenbesserung im weltlichen und geistlichen Stande, hielt ihm vor, wie viel Menschenblut in seinen Kriegen vergossen sei, und sagte ihm ins Angesicht: „es liegt Nichts daran, wie groß das Gebiet, das wir besitzen, sondern wie gerecht, fromm und der Religion ergeben wir sind."

Aegydius' Rede verhallte, die Schmeichler und Lobredner des Papstes und der päpstlichen Unumschränktheit gewannen die Oberhand in der Versammlung, und wie zu einem im Lateran sich begebenden Vorspiele des reformistischen Ernstes, zu welchem es nach wenigen Jahren in Deutschland kommen sollte, standen dem Augustiner vornehme Dominikaner als Führer des Gewalthaufens und Vertreter der kurialistischen Ansichten und Anliegen gegenüber, ja dieselben Personen, die nach begonnenem Ablaßstreite im Kampfe wider Luther von Rom her den Reigen führten: Sylvester Prierias, Luther's erster literarischer römischer Gegner, und der Dominikanergeneral und öffentliche Lehrer der Theologie Thomas de Vio (Cajetan), der als Kardinal 1518 zu seinem Richter und Häscher Ausersehene. In den übertriebensten Ausdrücken erhoben und vertheidigten sie die höchste Gewalt des Papstes über jede geistliche und weltliche Macht und des Papstes Unabhängigkeit von jedem Koncile. Die Versammlung that vorerst und bis zum Ende des Jahres gar nichts, als daß sie ein paar Sitzungen veranstaltete, um Reden zu halten, Etwas erwarten zu lassen und etwa daß sie durch ihr Dasein beitrug, die Blicke der Denkenden bei dem Zustande, der Noth, den Aussichten der Kirche festzuhalten, und die hier oder da erwachten Hoffnungen herunterzustimmen. Schon in der zweiten Sitzung verspottete Thomas de Vio in einer Rede die kostnitzer und baseler Beschlüsse — Neuerungen, wie er sie nannte — und verkündete ihre baldige gänzliche Vernichtung. In einer am 10. December gehaltenen Rede bezeichnete der Bischof Christoph Marcellus den Papst als den rechten Hirten und Arzt, Regierer und Pfleger, als andern Gott auf Erden (alter Deus in terris.) Die Versammlung zeigte sich nach kurzer Zeit als gänzlich

willenloses Werkzeug der Pläne des Papstes, wozu Julius sie auch zu machen strebte. Er belegte Frankreich, wohin sich die pisanischen Reformatoren geflüchtet, mit dem Interdikte, er traf Maßregeln zur Aufhebung der pragmatischen Sanktion. Alle Vertheidiger derselben, Prälaten, Domkapitel, Parlamente und der König selbst, wurden in einem scharfen Schreiben aufgefordert, im Februar 1513 vor dem Koncil zu erscheinen. „Müssen kein Koncilium halten, sagt Luther oder eins, deß sie allerdings mächtig, und darinnen man nichts thut als was ihnen wohlgefällt; wie das Lateranense zu Rom war unter dem Papst Julius und Leo, darin der Papst Julius hoch gelobt ward und sonst nichts ausgerichtet." [1])

Um so weniger war davon zu erwarten, daß die kirchlich-politischen Verhältnisse bei den Reichsständen abermals zur Sprache kamen. Es geschah in einer Reichsversammlung, die im April 1512 in Trier und Köln zusammentrat und in welcher Kurfürst Friedrich die thätigste Rolle spielte. Maximilian war von Julius durch Versprechungen gewonnen, vielleicht wirkte es bei ihm mit ein, daß er sich noch mit dem Gedanken trug, die dreifache Krone auf sein Haupt zu setzen. Eben auf diesem Reichstage wurde das Koncil zu Pisa verworfen, das päpstliche im Lateran anerkannt. Die Reichsstände hatten es gänzlich vergessen, daß und warum man zu Basel zehn Jahre lang gegen den päpstlichen Willen gekämpft, das Koncil nach Italien oder gar nach Rom zu verlegen. Noch hatte freilich der ebenso schmähliche als in jeder Beziehung verderbliche Ablaßunfug seine Höhe nicht erreicht, war aber bereits arg genug. Die Reichsstände dachten nicht daran, daß das Wohl und die Ehre der Christenheit und des Reichs gleich sehr nachdrückliche Maßregeln dawider erforderten. Man hatte sich versammelt, um zu rathschlagen, „wie doch der armen christlichen Kirche und sonderlich deutscher Nation gerathen und geholfen werden möchte," hob indeß jenen Unfug nicht einmal besonders hervor, man wußte keinen andern Rath,

1) Wessenberg II, 558 ff. Tenzel, 45 ff. Walch XXII, 2068. Schröckh XXXII, 469 ff. K. A. Menzel, Gesch. der Teutschen, VIII, 340 ff. Neudecker, Gesch. des evangelischen Protestantismus, I, 96. Rathschlag etlicher Kardinäle von einer Reformation, Walch XVI, 2395.

als Mandate gegen das „Gottläſtern und greuliche Zutrinken" ausgehen zu laſſen. Dann folgten Verhandlungen mit dem päpſtlichen Legaten. Dieſer forderte Ablaßgelder und eine Kopfſteuer: der Papſt wünſche einen Schatz zum Türkenkriege zu ſammeln. Die Stände erwiederten äußerſt glimpflich und baten, der Papſt möge des armen deutſchen Landes verſchonen. Allein der Legat ließ nicht ab, wurde dringender, und nun erklärten die Stände, ſie wären bereit mit Hab und Gut, Leib und Leben und Allem, was ſie nur vermöchten, ihrer lieben Mutter, der heiligen chriſtlichen Kirche beizuſtehen, zu helfen und zu rathen. Der Legat glaubte jetzt gewonnenes Spiel zu haben, betrog ſich indeß. Schon d'Ailly und Gerſon hatten ſehr ſorgfältig zwiſchen der katholiſchen und der römiſchen Kirche unterſchieden. Die allgemeine oder katholiſche Kirche habe Chriſtum zum Oberhaupte, ſtehe unter dieſem, weshalb ſie niemals irre, täuſche, Ketzereien lehre oder Schismen ſchaffe; die römiſche ſei nur eine Partikularkirche, die in und durch ſich ſelbſt irre, durch Ketzereien und Schismen ſich beflecke. Sie hatten zu Piſa 1409 alle Kraft aufgeboten, die Unterſcheidung geltend zu machen. Die Reichsſtände hatten ſie nie beachtet und ſich angeeignet. Jetzt war ſie ihnen in Erinnerung gebracht und ſie beriefen ſich darauf. Ihr Erbieten gelte der heil. chriſtlichen Kirche, die in der Gemeinſchaft der Heiligen in aller Welt, auch unter dem Türken, beſtehe, dadurch aber, daß ſie Alles geben ſollten und müßten, was der Papſt und der römiſche Hof von ihnen fordere, hielten ſie ſich beſchwert und glaubten es nicht ſchuldig zu ſein. Sie bewilligten die Schatzung nicht, ließen jedoch zur Abbüßung des ungewöhnlichen Widerſpruchs oder zur Erholung von einem kräftigen Entſchluſſe noch in den Reichsabſchied die Erklärung einrücken: wer immer ſich unterfangen würde, den allerheiligſten Vater und die römiſche Kirche wider ihre Freiheiten und Rechte zu vergewaltigen oder zu drücken, oder wer eine Spaltung anrichte, der habe vom Reiche weder Hülfe noch Vorſchub zu gewarten, vielmehr werde das Reich getreulich dawider rathen und Maßregeln ergreifen, es abzuwenden und zu verhindern.

Abermalige Zeichen, daß die deutſchen Fürſten aus dem Traume erwachten, obwol noch immer träumten. Hiervon iſt dann auch Das noch ein Zeichen, daß Maximilian während des

Reichstags den Kurfürſten von Trier veranlaßte, den ungenähten Rock Chriſti, der vor dreihundert Jahren dort aufgefunden ſein ſollte, an's Licht zu ziehen und zur Verehrung der Gläubigen feierlichſt auszuſtellen. Es geſchah, und zwar ſo, daß die Ausſtellung mit den Exequien der zweiten Gemahlin Maximilian's verbunden wurde. Sofort erhielt dann auch die Literatur der Heiligthumsbücher mehrfache Bereicherungen und das Legenden- und Wallfahrts- und das Ablaßweſen einen neuen Schwung, und man kann denken, mit welchem Eifer Kurfürſt Friedrich Antheil daran nahm.[1])

Das Alles mußte nun aber auf Luther beträchtliche Einflüſſe üben.

Wiederanfänge Luther's in Wittenberg.

Als Luther von Rom heimgekehrt war, berichtete er Staupitzen und ſchüttete ihm ſein Herz aus. Die Enttäuſchung, die er erfahren, mußte zur Sprache kommen. Nahe lag es dann und in der nächſtfolgenden Zeit, vom Koncile, vom Reichstage zu reden, von den Hoffnungen oder Nichthoffnungen, welche ſich daran knüpften. Staupitz machte gleichfalls eine Reiſe nach Rom, er gehörte zu des Kurfürſten Vertrauten wie Luther zu den ſeinigen. Maximilian's Pläne und Schritte und die Erfolge davon, ſowie die Vorgänge am Reichstage wurden ohne Zweifel in den Kreiſen der Gelehrten und Beamten, insbeſondere am kurfürſtlichen Hofe beſprochen. Man erörterte die Bewegung, die Ausſichten der Zeit. Von dem Vorſitzenden des kurfürſtlichen Hofgerichts zu Borna, Saltzung, wird erzählt, er habe eben 1512 vielmals geſagt, die Zeit komme heran, wo die Mönche ihrer geſchornen Platten ſich ſchämen würden, der Kurfürſt aber auch viel leiden werde.[2]) Man hatte wol eben am kurſächſiſchen Hofe das Benehmen vorbereitet, das gegen den Legaten in Trier beobachtet wurde, die Unterſcheidung zwiſchen allgemeiner und römiſcher Kirche auf die Bahn gebracht, man verfehlte ſicher nicht,

1) Ranke a. a. O. I, 199. Tentzel a. a. O. Neudecker a. a. O. 6.
2) Löſcher I, 152.

sie zu besprechen. Luther konnte diesen Fragen, zumal bei seiner Verbindung mit Staupitz und Spalatin, nicht fremd bleiben. Was die Reichstage und Koncilien betrifft, so kam er mit Staupitz sehr wahrscheinlich in dem Gedanken voll Schmerz und Bitterkeit überein, daß man wenig oder nichts, mindestens nichts Durchgreifendes erwarten dürfe, und das Benehmen des Kaisers und der Stände 1510 und die Vorgänge zu Pisa, Rom und Trier in den Jahren 1511 und 1512 bestärkten sie dann darin. Luther kannte freilich gewiß nur sehr wenig von der deutschen politischen und der Kirchengeschichte, allein es fehlte doch nicht an einer allgemeinen Kunde der auf die Reformation der Kirche sich beziehenden Vorgänge seit hundert Jahren, und jedenfalls mußte man entmuthigende Eindrücke davon haben und hatte sie. Dazu kannte Staupitz als Weltmann die an sich hoffnungsarme Lage der kirchlichen Dinge zu genau, und seine Richtung war eine zu innerliche, als daß er von Reformationsversuchen, wie sie bisher betrieben waren und jetzt wieder betrieben wurden, eine Abhülfe nach seinem Sinne hätte erwarten können, er gehörte nicht zu den Charakteren, die selbst thatkräftig und reformatorisch, hoffend und vertrauend auf die Macht des Geistes und sittlichen Wollens und ein ungewöhnliches Sicherheben und Bethätigen derselben hinblicken. Der Zustand der Kirche, auf dessen Betrachtung Luther's Mittheilungen und der Gedanke an das Koncil und dessen Fortgang hinführten, schmerzte ihn; allein er pflegte, wenn er bekümmert war, zu Luther zu sagen: „Gott verleihe Geduld; bleibt doch nichts ungestraft; alle Historien bezeugen es, daß Gott endlich komme.“[1]) Staupitzens Ansicht und Stimmung übte natürlich Einfluß auf Luther, theilte sich ihm mehr oder minder mit. Freilich, Gedanken, Ahnungen einer bevorstehenden Aenderung der Dinge mußten in ihm auf- und niedersteigen, ihn fortan innerlich bewegen. Er hatte in Rom sagen hören und halb und halb eingesehen, es könne so nicht bleiben, müsse über kurz oder lang brechen. Woher sollte die Aenderung, die Hülfe aber kommen, wenn nicht von einem allgemeinen Koncile? Das ganze Zeitalter lebte doch noch in diesem Gedanken, der nach einigen Jahren auch in ihm sehr lebendig wurde, den er lange festhielt.

1) Tischreden, Walch XXII, 1429.

Immerhin ließ sich eine wirksamere Versammlung nach Geist und Zusammensetzung denken. Es bleibt dabei, die von Pisa und im Lateran erhielten die Gedanken an Kirchenversammlungen, Kirchennoth, Kirchenbesserung wach und um so wahrscheinlicher auch bei ihm, weckten sie vielleicht bei ihm zuerst. Einzelne Spuren davon, daß er sich darin einlebte, werden wir schon in seiner ersten exegetischen Arbeit finden, womit er ganz kurz nach dieser Zeit den Anfang machte. Freilich aber bildete sich zunächst eine Ansicht in ihm aus, nach welcher der Kirche auf eine ganz andere Weise als durch Koncilien geholfen werden sollte und allein geholfen werden konnte.

Sodann war es doch gar zu beziehungsreich, griff zu tief, mußte ihm zu willkommen sein bei seinen Eindrücken von der Romfahrt her und seinem aufrichtigen brennenden Eifer für die Kirche und deren Ehre, die doch aber so vielen Einwendungen Raum gab, wenn er auf den Unterschied der allgemeinen und römischen Kirche hingeleitet wurde, als daß er diesen Gedankenfaden nicht aufmerksam hätte aufnehmen und verfolgen sollen. Daß das Reich sich auflehnte wider römische Anforderungen, daß in Trier und Pisa die bedeutungsschweren Grundsätze der großen Koncilien erneuert wurden, daß in Pisa das Schauspiel der Versammlung eines solchen, der Vorforderung, der Suspension des Papstes wiederholt, ein Beispiel offener Empörung gegeben war, und in Verbindung damit die Erhebung einer kühnen Gelehrtenpartei in Deutschland wider unerträgliche Anmaßungen von finstern Hierarchen und Pfaffen: es mußte eine starke Bewegung und Gährung in ihm hervorrufen, wie wenig davon auch sichtbar ist. Wir sahen ihn von Kindheit an langsam, still und innerlich, um nicht zu sagen geheim sich entwickeln, stets bis auf einen Punkt, wo dann das allmählig Gewordene plötzlich als fertig hervorbricht. In seinem leidenschaftlichsten und scheinbar blindesten Eifer fehlt bei ihm Umschau, Beobachtung doch nicht. Er vollführt sein Romfahrtsgelübde in hochgespannter erregtester Stimmung, und doch hat ihm schon längst gedäucht, daß gar Manches in der Kirche ganz wider Christum sei; allein sein Mund hat davon geschwiegen, ja er hat selbst den in ihm anhebenden Gedankensturm beschwichtigt, hat sich gesagt: verlaß dich nicht auf deinen Verstand. Aber vergessen und verloren ist darum nichts,

kein Gedanke, kein Eindruck. Blickt man nicht tiefer, so erscheint sein stürmendes Auftreten, erscheinen seine plötzlichen Ausbrüche in Wort und That leicht lediglich als Folge bewußtloser Leidenschaftlichkeit oder augenblicklicher übermächtiger und bewältigender Antriebe, während langes Besinnen und Abwägen, sorgfältiges Ueberdenken, das freilich äußerer Beobachtung sich entzogen, vorhergegangen, bis dann die Eingebung hinzugetreten ist und gezündet hat. So war es in seiner jugendlichen Entwickelung, bei seinem Eintritt ins Kloster, und so war es fortan bei ihm, ein Punkt, den wir um so fester im Auge zu behalten haben, da die herkömmliche Darstellungs- und Betrachtungsweise darüber hinweggeht, davon ablenkt, unrichtige Vorstellungen befestigt hat. Seine Studien und stillen Erwägungen über den Zustand der Kirche und was weiter dahin gehört, entziehen sich vorerst noch größtentheils unsern Blicken, allein in Dem, was er von Greffenstein über die kostnitzer Tyrannen, von Truttvetter über die kanonischen Bücher, von Staupitz über Proles und Zachariä, was er in Rom selbst gehört, wie sogar etliche Kardinäle sagten: „es kann so nicht stehen, es muß brechen!“[1]) in Dem, was er jetzt von Trier und Pisa her vernahm, liegen die sichtbaren Stufen vor uns, auf welchen er bis zu dem Punkte hinanstieg, wo wir alle diese Grundsätze und Ansichten in ihm gesammelt, wo wir sie durch ihn ganz anders geltend, wo wir ihn das Schattenspiel von Trier und Pisa zum tiefsten Ernst machen, die Wege nur bis zu Ende verfolgen sehen, die ihm jetzt Kaiser und Stände und die pisaner Kardinäle, Bischöfe und Doktoren zeigten.

Allein das Alles mußte nun erst reif werden, unmöglich konnte er sich schon so bald auch nur eine entschiedene Ansicht bilden. Die alte Verehrung des Papstthums fesselte ihn noch, er hatte auch die Macht desselben gesehen. „Drei Mauren, sagt er in der Schrift an den Adel, haben die Romanisten mit großer Behendigkeit um sich zogen, damit sie sich bisher beschützt, daß sie Niemand hat reformiren können, wodurch die ganze Christenheit greulich gefallen.“ Als die erste nennt er, daß sie, wenn man — wie es jetzt geschah — mit weltlicher Gewalt auf sie gedrungen, gesetzt und gesagt hätten, weltliche Gewalt habe kein

1) Vorr. auf den Unterricht der Visitatoren (1545), Plochm. XXIII, 10.

Recht über sie, sondern die geistliche sei über die weltliche. Als dritte nennt er, daß sie, wenn man ihnen mit einem Koncile drohe, erdichteten, Niemand dürfe ein solches berufen als der Papst. „Und ob sie schon ein Concilium mußten machen, haben sie doch dasselb zuvor matt gemacht, damit, daß sie die Fürsten zuvor mit Eiden vorpflichten, sie bleiben zu lassen wie sie sein: darzu dem Papst vollen Gewalt geben ubir alle Ordnung des Concilii; also, daß gleich gilt, es sein viel Concilia oder kein Concilia, ohne daß sie uns nur mit Larven und Spiegelfechten betrügen. Sogar greulich furchten sie der Haut fur einem rechten freien Concilio, und haben damit Kunig und Fursten schochter gemacht, daß sie gläuben, es wäre wider Gott, so man ihn nit gehorchte in allen solchen schalkhaftigen listigen Spugnissen.“[1]) Aber wie weit war die Zeit noch entfernt, wo er diese Mauern durch öffentlichen Angriff niederzuwerfen sich erhob, indem er sie als „stroherne“ darstellte, während sie in aller Welt Augen durch „des Teufels List und Trug“ als eherne dastanden. So erschienen sie ihm jetzt noch, tief war er noch in den allgemeinen Wahn verstrickt, ja tiefer als viele Andere; er glaubte allen Ernstes, daß nicht gehorchen in allen solchen „Spugnissen“ wider Gott wäre. Er war auf nicht Weniges hingeführt, das recht sehr geeignet, ihn in diesem Glauben wankend zu machen. Doch der letztere war ein religiöser, machte ihn mistrauisch dawider, übte einen überredenden Einfluß bei ihm aus. Er sagte einst: „das ist das Hauptstück und die fürnehmste Proposition des Papstthums; wie Silvester Prierias, Meister des heiligen Pallasts, mich mit dieser Donneraxt schrecken wollte, da er zu mir sagte: Wer da zweifelt an einem Wort und Werk der Römischen Kirchen, der ist ein Ketzer. Zur selben Zeit war ich noch schwach, wollte den Papst nicht angreifen, achtete solche Argumente groß, hielte sie in Ehren und viel davon.“[2]) Damals aber war der Ablaßstreit schon im vollen Gange, an welchen er jetzt noch nicht von fern dachte, er war damals schon im vollen Feuer, schon seit Jahren in harten Kämpfen versucht. Noch 1519 ließ er drucken, „daß die römische Kirche von Gott fur allen andern geehret sei, ist kein Zweifel,

1) Plochm. XXI, 280.

2) Tischreden, Walch XXII, 2013.

dann doselb St. Peter und Paul, 46 Päpste, dazu viel hundert tausend Martyrer ihr Blut vorgossen, die Höll und Welt ubirwunden, daß man wohl greifen mag, wie gar einen besondern Augen=Blick Gott auf dieselb Kirchen habe. Ob nu leider es zu Rom also steht, daß wol besser tuchte, so ist doch die und kein Ursach so groß, noch werden mag, daß man sich von derselben Kirchen reissen adder scheiden soll; ja, je ubeler es do zugeht, ie mehr man zulaufen und anhangen soll; dann durch Abreissen adder Vorachten wird es nit besser. Auch soll man Gott umbs Teufels willen nit lassen, noch die ubrigen Frummen umb des bösen Haufen willen meiden. Ja, umb keinerlei Sund adder Uebel, das man gedenken adder nennen mag, die Lieb zurtrennen und die geistliche Einickeit theilen. Dann die Lieb vormag alle Ding, und der Einickeit ist nichts zu schwer; es ist eine schlechte Liebe und Einickeit, die sich läßt frembde Sunde zurtheilen." [1])

Wir dürfen nicht vergessen, daß wir Aeußerungen von ihm über das kurialistische System erst aus einer Zeit haben, wo er davon sich abwendete, daß dasselbe sehr gewandt, mit großem Scheine und theilweis guten Gründen von jeher vertheidigt war, daß auch viele der Gescheitesten und Gelehrtesten, Tüchtigsten und Wohlgesinntesten ihm anhingen. Es wurde im ersten Buche aufmerksam darauf gemacht, daß er eben hierdurch erst recht in die eifernde päpstische Gesinnung hineingezogen wurde, die wir uns bei ihm nicht von fern als eine zufällige oder willkürliche denken dürfen. Sie ruhete vielmehr bei ihm auf der ganzen Bestimmtheit, welche ihm durch die vornehmsten Eindrücke geworden, die seit dem Erwachen seines Bewußtseins auf ihn eingewirkt; sie wurzelte bei ihm zugleich in der Empfindung und Vorstellung, war mit jugendlichem Feuer aufgenommen, hatte sich durch eine ganze Reihe und Verkettung von einzelnen Gefühlen und Anschauungen, Begriffen, Ansichten, Wahrnehmungen befestigt. Sie hatte sich in ihm bis zu der blinden Wuth des Glaubens gesteigert, welche abweichende Meinung als das ärgste Verbrechen behandelt, Ketzer mordet und recht und wohl daran zu thun sich vermißt. Wenn sein kräftiger Geist und sein besseres Gefühl aus

1) Unterricht auf etliche Artikel, die ihm von seinen Abgönnern aufgelegt und zugemessen worden, Plochm. XXIV, 8.

so tiefer Umnachtung und Barbarei hinausrang, so hielt ihn fort und fort die Ansicht und Stimmung der Zeit zurück. Um recht zu würdigen, was dies sagen will, muß man sich nur die entsetzliche Rohheit und Unwissenheit der letztern vorhalten, daran denken und es begreifen können, was es heißt, daß sie, und zwar bei so viel heller Einsicht, die finstersten und verkehrtesten Begriffe über Wesen und Verhältniß des Staats und der Kirche, der Menschen und Bürger, der Gläubigen und deren Rechte hegte, die Leibeigenschaft und die geistige Sklaverei, den Glaubenszwang übte, ja als ein Recht und eine Pflicht übte. Um zu ermessen, was es sagen will, die Fesseln einer solchen Verblendung abstreifen, muß man hell umschauen und zu sehen im Stande sein, wie tief auch wir noch darin befangen sind, trotzdem, daß wir so viel Licht und so viele Hülfen zum Lichte mehr besitzen.

Wenden wir jedoch das Auge vom Allgemeinern zum Besondern wieder zurück. Die Macht der Verfinsterung, oder sagen wir der Verehrung und des Eifers für das Papstthum konnte bei Luther so leicht nicht erschüttert werden. Mancherlei wirkte dahin, Anderes aber auch entgegen. So war der Hinblick auf die Koncilien zu Pisa und im Lateran, auf das Verhalten der versammelten Väter, der Kirchen= und der weltlichen Häupter dabei doch auch gar sehr geeignet, wider alle Koncilien mehr und mehr einzunehmen, und Kirchenbesserungshoffnungen, welche noch in einigem Maße darauf gesetzt sein mochten, nur immer tiefer herunterzustimmen. Nicht ohne Berechtigung wird noch heute gesagt: zu Pisa, 1409, fehlte es immer noch am deutlichen Bewußtsein der Mittel, durch welche die Kirchenverbesserung zu Stande gebracht werden sollte. Die Päpste waren freilich aus der rechten kirchlichen Gemeinschaft herausgetreten, hatten oft den billigsten Wünschen kein Gehör gegeben, trugen Gott nicht im Herzen, lebten bisweilen in schmählicher Unsittlichkeit. Zur Zeit der Versammlung in Konstanz zerrütteten ihrer drei die Einheit und den Frieden der Kirche, keiner wollte zum Nachgeben, zur Entsagung sich entschließen, einen Richter anerkennen. Diesem Uebel schien nicht anders abgeholfen werden zu können, als durch Aufnahme und Feststellung des Grundsatzes, daß der Papst unter einem allgemeinen Koncile stehe, von einem solchen gerichtet und entsetzt werden könne. Allein diese Grundsätze waren an sich un=

statthaft und verwerflich, paßten nicht für einen gesunden Körper, in welchem alle Theile vereint zum gemeinschaftlichen Zwecke wirken müssen, mit und in welchem das Haupt besteht, das ohne ihn todt ist wie der Körper ohne das Haupt; und so verhält es sich auch mit der Kirche, dem mystischen Leibe, dessen unsichtbares Haupt Christus, das sichtbare aber der Papst ist. Jene verkehrten Principien wurden eben so verkehrt begründet durch eine unstatthafte Theorie vom Gesellschaftsvertrage und durch ein Zurückgehen auf die Geschichte, wobei diese nach vorgefaßten Ansichten gedeutet, nicht unbefangen nach dem geschichtlichen Thatbestande aufgefaßt und benutzt wurde, während die Vertheidiger des unumschränkten und unfehlbaren Papstthums auf diesem Felde mehrfach Ueberlegenheit zeigten. Die Versammlung in Basel wurde so schlecht beschickt, daß in ihrer ersten Sitzung nur zwölf, in der zweiten nur vierzehn Prälaten anwesend waren. Der starre Widerstand und die laue Theilnahme, welche die Versammlung fand, erklärt sich um so mehr daraus, daß sie, so wenig zahlreich besucht, ihre gewaltsamen und auf theilweis ganz verkehrte Ansichten gestützten Beschlüsse faßte, in fremdartige Geschäfte, in politische Angelegenheiten sich einmischte, stürmischen Eifer statt Mäßigung zeigte, ihre Beschuldigungen gegen Eugen ungerecht übertrieb, Maßregeln ergriff, welche außer allem Verhältniß zu ihren Kräften und anerkannten Befugnissen standen und als Uebermuth erschienen. Die Versammlung in Konstanz konnte nicht umhin, Huß als Ketzer zu verurtheilen, weil er hartnäckig auf Behauptungen bestand, welche zur Auflösung jeder Ordnung führten, wie der, daß jeder Obere, der sich in einer Todsünde befinde, keine Autorität habe und sein Amt niederlegen müsse. Die Väter in Basel verfielen in ganz ähnliche Irrthümer, indem sie z. B. den Satz aufstellten, daß jeder Kirchenobere, auch der Papst, von seinen Untergebenen abgesetzt werden könne, wenn er einer verdammten Ketzerei anhänge, weil ihn jede Ketzerei durch sich selber schon nicht nur von seiner Würde, sondern überhaupt von der Kirche ausschließe.[1])

Anderer Misgriffe, welche die großen Kirchenversammlungen des 15. Jahrhunderts sich zu Schulden kommen ließen und wo-

1) Alzog a. a. O. 672 ff.

durch sie selbst die Völker von sich abwendeten und dem Papstthume wieder geneigt machten, wurde im ersten Buche gedacht. Eben erst erinnerten wir uns, daß sie das päpstliche Recht in Geltung ließen, ja anerkannten. Je folgerichtiger nun Jemand dachte, der einmal von der Göttlichkeit der Bestimmungen desselben überzeugt war, desto unhaltbarer mußten ihm die Grundsätze von Konstanz und Basel erscheinen. Was die Schritte der Koncilien des 15. Jahrhunderts theilweis rechtfertigte oder entschuldigte, kam den ähnlichen des nachäffenden pisaner von 1511 nicht zu Statten, an welches sich offenbar auch mit keinerlei Grunde Hoffnungen anknüpfen ließen, die nicht einmal durch jene in Erfüllung gegangen waren. Eben so offenbar ließ sich von dem päpstlichen Koncile im Lateran für eine Kirchenreformation nichts erwarten, und gewiß kam Dem so etwas am Wenigsten in den Sinn, der soeben erst selbst Rom gesehen hatte. Genug der Gründe, um es vollkommen erklärlich zu finden, daß Luther von den jetzt versammelten und von jedem Koncile, in so hohem Ansehen die Kirchenversammlungen an sich selbst bei ihm stehen mochten, für Besserung wenig hoffte, wenig hielt, und daß er weder rasch noch leicht aus seiner päpstischen Gesinnung heraustrat. Wie viel frischer waren jetzt noch seine Eindrücke von der römischen Heiligkeit, und wie viel zaghafter ohne Zweifel die in ihm über die römische Unheiligkeit sich regenden Gedanken. Was that man in Trier bei der Schaustellung des heiligen Rockes Anderes, als was er kaum noch selbst gethan in Rom? Alle Welt war da wieder in einer Andacht vereinigt, wie er selbst sie vor zwei Jahren begangen, wie sie zu Wittenberg bei der Stiftskirche im Schwange war. Vorgänge dieser Art waren auch ganz geeignet, in kirchlicher Gesinnung wieder zu befestigen, in der Abkehr vom Glauben an das Misbräuchliche, Ausgeartete und Abergläubische irre zu machen. Es währte noch fast zwanzig Jahre, ehe Luther von dem Heiligerockwesen (1530) schrieb, „war das nicht ein sonderlicher meisterlicher Beschiß mit unsers Herrn Rock zu Trier, wie hernach dieselbige schändliche Lügen ist offenbar worden? Was haben alle Lutherische Neuigkeit gethan gegen diesem einigen Betrug und Schalkheit? Aber hier war Niemand, der Neuigkeit beschreien, oder auch anzeigen kunnt, sondern der Luther, der solche

Neuigkeit anzeigt und straft, der bringet Neues auf.“ [1]) Wie weit war er jetzt noch entfernt, der Luther zu sein! Hernach wurde die Lüge offenbar. Jetzt glaubte auch er sehr wahrscheinlich noch daran. Es gilt von ihm selbst mit, wenn er in der Warnung an seine liebe Deutschen schrieb, indem er über das „schändliche Narrenspiel des Teufels, das sie mit dem Heiligthum und Wallfahrten getrieben“ sich ausläßt, wie da „der Teufel todte Knochen, Kleider und Geräthe für der Heiligen Kleider und Geräthe aufgemutzt.“ „Wie sicher hat man allen Lügenmäulern gegläubt? Wie ist man gelaufen zu den Wallfahrten; welchs Alles der Papst, Bischoffe, Pfaffen, Münche haben bestätigt, oder je zum wenigsten geschwiegen, und die Leute lassen irren, und das Geld und Gut genommen. Was thät allein die neue Bescheißerei zu Trier mit Christus Rock? Was hat hie der Teufel großen Jahrmarkt gehalten in aller Welt, und so unzählige falsche Wunderzeichen verkauft? Ach was ist's, daß Jemand hievon reden mag? Wenn alles Laub und Gras Zungen wären, sie künnten allein dies Bubenstück nicht aussprechen. Und das noch das Allerärgest ist, daß sie die Leute hiemit verführet und von Christo gezogen haben, auf solche Lügen zu trauen und bauen. Denn es ist keiner dem Heiligthumb oder Wallfahrt nachgelaufen, er hat seine Zuversicht und Trost darauf gesetzt, und seinen Christum daheim, das Evangelion und Glauben, dazu seinen Stand dagegen verachten, und als für nichts halten müssen.“ Noch in seiner letzten kurz vor seinem Tode gehaltenen Predigt sprach er in ähnlichem Sinne von dem Rocke zu Trier. „Vorzeiten, sagt er dort, wären wir gelaufen bis an der Welt Ende, wenn wir einen Ort gewußt, da wir hätten mögen Gott reden hören“, und so etwas wurde bei den Wallfahrten geglaubt.“ [2])

Auch Das ist nicht zu übersehen, daß selbst die Väter am Koncile, daß Kaiser und Reich so demüthig und ergeben gegen die römische Kirche sich geäußert hatten. Von den Höchsten bis zu den Niedrigsten war man noch im Gewissen an sie gefesselt,

1) Vermahnung an die Geistlichen, Plochm. XXIV, 345. Vergl. Erster Band, 208, 212.

2) Warnung an seine lieben Deutschen, Plochm. XXV, 45 f. Walch XII, 1649 f.

oder war man doch „schochter“, und von allen die Ergebensten, Unsichersten und Bängsten waren die Häupter und Vertreter des deutschen Volkes, die das Wort für die arme Kirche und Nation nahmen und sich zur Hülfe feierlich versammelt hatten, von allen die Befangensten, so viel sich erkennen läßt, das Oberhaupt der Nation und der Leiter der Opposition am Reichstage, Luther's Kurfürst.

Je stärker ein Mann späterhin auf seine Zeit einwirkt, desto stärker waren früher ihre Einwirkungen auf ihn. Wir können um so weniger zweifeln, daß die hier erörterten Zeitvorgänge sehr bedeutsam für Luther's Entwickelung wurden. Allein für die nächste Gegenwart bestand der wichtigste und vornehmste Einfluß, den sie auf ihn übten, wol nur darin, daß sein Blick mehr nach Außen, Welt und Leben hingelenkt, daß er von der einseitigen und übermäßigen Vertiefung in sein Inneres abgezogen wurde, womit seine Selbstquälereien zusammenhingen. Denn schon diese genügten, jeden Gedanken an ein eigenes reformatorisches Eingreifen in ihm niederzuhalten. So weit war er noch lange nicht. Dazu mangelte ihm noch in viel zu hohem Maße das Selbstvertrauen; dazu war er vor allen Dingen noch viel zu unsicher, viel zu sehr mit seinen innern Zuständen beschäftigt, noch immer zu krank an ihnen.

Wir sehen dies daraus, daß seine Mittheilungen, seine Herzensergießungen gegen Staupitz, sobald er mit ihm nach seiner Rückkehr von Rom wieder zusammentraf, sich vornämlich auf die Anfechtungen bezogen, die er unterwegs erlitten und worin ihn der Spruch, der Gerechte lebt seines Glaubens, getröstet oder ihm wie eine Donnerstimme im Ohre getönt hatte. In Staupitz erwachte dadurch die Lust, nun auch selbst die paulinischen Schriften fleißiger zu lesen. Er rieth seinem jungen Freunde, daß er sein Streben darauf richten möge, sich wider seine Schwermuthsanfälle und deren Macht mehr und mehr in der Schrift zu befestigen, besprach mit ihm die Gegenstände seiner Vorlesungen in der nächsten Zukunft, bezeichnete den Römerbrief als das biblische Buch, das er zunächst vor sich nehmen möchte. Er kam damit Luther's innerster Neigung entgegen, der nun seine Studien und Vorlesungen wieder fortsetzte, in derselben Richtung wie vor der Romfahrt. Bis zum Jahre 1512 sind jedoch durchaus keine wei-

tern Nachrichten darüber vorhanden, und man muß eben auch hieraus schließen, daß er sich aus dem schmerzlich erregten Innern heraus wenig oder gar nicht ausließ, daß er nicht eifernd und stürmend, sondern still und gehalten auftrat. [1])

Dasselbe gilt auch von seiner Predigerthätigkeit, die er mit Beifall erneuerte. Jetzt hörte ihn auch der Kurfürst. Die hohe Geisteskraft, der tiefe Ernst, die Eindringlichkeit der Predigten Luther's, die Richtung ihres Inhalts erregten seine Bewunderung. Friedrich hatte nach Spalatin's Bericht, schon ehe Gottes Wort wieder anfing zu scheinen, ein großes Misfallen daran, daß man so untreu damit umging. Als ein Glanz davon angegangen war, äußerte er gegen Spalatin — vielleicht jetzt schon? — er habe immer dafür gehalten, daß die Sache des Glaubens so rein sein solle wie ein Auge. In der an Friedrich gerichteten Zuschrift zu seiner Auslegung der ersten zweiundzwanzig Psalmen sagt Luther, der treffliche Staupitz, den er als seinen Vater in Christo wahrhaft ehre, habe ihm erzählt, einst sei zwischen ihm und dem Kurfürsten die Rede auf die viel Worte machenden Prediger gekommen, und da habe denn der Letztere gesagt, die Predigten, die aus Spitzfindigkeiten und Menschensatzungen beständen, wären überaus kalt und unkräftig, denn es lasse sich nichts noch so fein Ausgesponnenes vorbringen, das nicht durch noch Scharfsinnigeres widerlegt werden könne. Dagegen töne die heilige Schrift allein mit solcher Majestät und Nachdrücklichkeit auch ohne unser Bemühen, daß sie allen Zweifel und Streit niederschlage und nöthige zu sagen: Nie hat ein Mensch also geredet, hier ist Gottes Finger, denn er predigt nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer, sondern gewaltig. Als Staupitz darauf beigestimmt, habe ihm der Kurfürst die Hand entgegengestreckt und gesagt: versprecht mir, daß Ihr allezeit bei dieser Meinung bleiben wollt. So viel erhellt hieraus, daß sich Luther, Staupitz und Friedrich in einer sehr bedeutsamen Richtung begegneten. [2])

Ueber den Studien, der ganzen Thätigkeit und Entwickelung Luther's in der seiner Romfahrt zunächst folgenden Zeit liegt in-

1) Keil a. a. O. 20. Dresser.

2) Melanthon, 18. Spalatin, Leben Friedrichs, 14. De Wette 1, 243 f.

deß bis 1512 ein fast gänzliches Dunkel, das auch von diesem Jahre an nur langsam schwindet. Wir müssen die beleuchtet hervortretenden Punkte aufsuchen und von ihnen aus tiefer einzudringen uns bemühen. Zunächst zieht unter ihnen ein Vorgang des eben genannten Jahres genauere Betrachtung auf sich. Staupitz hatte beschlossen, daß Luther die theologische Doktorwürde annehmen solle, und beredete Luther dazu. Auch für den Zeitabschnitt, bei welchem wir eben noch verweilen, ist der Vorgang von Wichtigkeit. Er zeigt, welch' einen bedeutenden Eindruck Luther bei Friedrich schon gemacht, welch' eine Theilnahme dieser bereits für ihn zu hegen angefangen hatte, und in welch' einer gedrückten Stimmung sich Luther noch immer befand.

Die theologische Doktorwürde, 1512.

Die Erlangung der theologischen Doktorwürde bildet im Leben Luther's einen abermaligen bedeutenden Wendepunkt. Die Vorgänge der Zeit deuteten auf einen bevorstehenden größern, zahlreichere gerüstetere Streiter fordernden Kampf. Er befähigte sich für denselben, freilich ohne Ahnung davon, durch sein Fortschreiten im Geist, in Gelehrsamkeit, in seiner theologischen Richtung, durch sein Steigen im Ansehen. Als ein äußeres Rüstzeug wurde die Doktorwürde ihm aufgenöthigt.

Staupitz hatte ihn in Trübsinn, übersteigerter Stimmung, verworrenen Seelenzuständen gefunden, Theilnahme für ihn gefühlt, sich seiner angenommen, ihm einen heilsameren Weg gewiesen, seine großen Anlagen erkannt, Erwartungen von ihm gefaßt, ihn nach Wittenberg gezogen, zum Predigen vermocht, nach Rom gesendet. Luther hatte seine Voraussicht gerechtfertigt, war ruhiger und klarer geworden, rüstig vorgeschritten, hatte allgemeiner die Augen auf sich gezogen, eine neue Bahn eingeschlagen. Staupitz wurde schon seinerseits von ihm angeregt, gefördert. Er hatte ihn vor ein paar Jahren zum Schriftstudium ermuntert, jetzt hatte Luther schon bei ihm dahingewirkt, daß er darauf dachte, selbst tiefer nach Luther's Vorgange darin einzugehen. War bisher im wittenberger Augustinerkloster oder in den meisten Klöstern des Ordens bei den Mahlzeiten aus Augustin's Schriften vorgelesen, so ordnete er in diesem Jahre an, daß die Bibel an

die Stelle derselben treten solle, und ernannte Luther zum Lektor. Offenbar aber hatte Luther die Maßregel veranlaßt, war sie ein Zeichen, daß er Staupitz mehr und mehr in seine Richtung hineinzog. Staupitz scheint mehr und mehr den lebendigern Ausdruck seines eigenen Wesens in Luther gesehen und Thaten des Geistes von ihm erwartet zu haben, wie sie ihm selbst zu thun versagt waren. Wenn es seine Richtigkeit mit der Weissagung von dem Eremiten hat, die er in Rom gehört, sollte er nicht an Luther dabei gedacht haben? Es läge nur ganz in der Denkart und Stimmung der Zeit. Wurden doch ähnliche Erwartungen von Luther in Wittenberg, im Kreise der Lehrer gehegt. Staupitz traf im Sommer des Jahres Abrede mit dem Kurfürsten und veranlaßte im Konvente den Beschluß wegen Annahme der theologischen Doktorwürde von Seiten Luthers.[1])

Wir müssen annehmen, daß mehrfache Gründe dabei zusammenwirkten. Nach Cochläus wurde Luther Doktor der Theologie, weil er der eifrigste Disputator und eiteln Ruhmes begierig war. Das Letztere stimmt nicht sonderlich mit dem Hergange, wie er sogleich erzählt werden wird. Disputationen aber waren es allerdings, wodurch die Gelehrten damals vornämlich ihre Wissenschaft bewährten und sich hervorthaten. Es war Vorschrift, von Zeit zu Zeit zu disputiren. Man disputirte sich zu allen Graden, disputirte über jede Tagesfrage, zur Uebung, aus Lust am freien frischen Spiele der Geisteskraft, um zu lernen, selbstgewisser zu werden, um sich und was man wußte mitzutheilen und geltend zu machen. Luther hatte schon im erfurter Kloster gern disputirt; wir finden, daß er in den folgenden Jahren gern und viel disputirte: auch ohne bestimmtere Nachrichten läßt sich annehmen, daß er es auch schon in dieser Zeit gethan. Es gehörte zum Gelehrtenleben und Thun, und wenn der Trieb und Muth, aus sich herauszugehen, schon in der Zeit seiner tiefsten Selbstvertiefung, seiner größesten Gedrücktheit und Schwermuth, seiner weitesten Abwendung von Welt und Leben in ihm erwacht waren, so ist es nur natürlich, daß sie in Wittenberg mehr und mehr lebendig hervortraten und sich bethätigten.[2])

1) Mathesius, 15. Predigt.

2) *Cochlaeus* im 3. Kap. *Foerstemann*, Lib. Decanor., 148.

Es mag sein, daß auch die Achtung, die Ansprüche, die er sich durch seine Geschäftsausrichtung in Rom erworben, zu den Beweggründen gehörten, darauf zu denken ihn zu heben, sein Verdienst zu lohnen. Allein am nächsten liegt es, bei Staupitz vornämlich zwei Rücksichten anzunehmen, eine auf die Universität und die andere auf Luther, dieselben, die ihn bewogen hatten, seinen jungen Freund nach Wittenberg zu ziehen. Er meinte der Universität und Luther zu nützen, indem er dem Letztern einen neuen Antrieb gäbe, sich mehr fühlen zu lernen und bei größerer Sicherheit auch mehr aus sich und seiner Einseitigkeit herauszugehen, frischer einzugreifen, aus seiner gedrückten schwermüthigen Stimmung herauszukommen. Wie nöthig es noch immer war, insbesondere hierauf bei ihm einzuwirken, und in welchem Zustande er sich noch immer befand, sieht man aus der Unterredung, welche Staupitz mit ihm über die Sache pflog.

Er zeigte noch in spätern Jahren Freunden den Baum im Klostergarten, unter welchem sie stattfand. Es läßt sich sehr wohl denken, daß Staupitz so gut diese Angelegenheit als die andere, Luther's Beginnen der Predigerthätigkeit betreffende mit ihm an dieser sehr geeigneten Stelle besprach; eben so denkbar ist aber auch eine Verwechslung. Genug, Staupitz eröffnete ihm, was über ihn beschlossen sei. Die geistliche Doktorwürde war nichts Geringes, auferlegte wichtige Pflichten wer es ernst damit nahm, er war bis zum Uebermaß gewissenhaft, er war halb und halb in die Welt hineingezogen, aber auch der Gedanke und das Gefühl, ein der Welt abgestorbener Mönch zu sein, war noch in ihm; anspruchlose Bescheidenheit, die Schüchternheit, worin er von Kindheit an gerathen war, die angewöhnte mönchische Demuth sträubte sich in ihm gegen die Annahme auszeichnender Ehren, er befand sich in dem verhältnißmäßig noch jugendlichen Alter von kaum neunundzwanzig Jahren; vor Allem, seine Stimmung war noch eine gelähmte, dumpfe, düstere, er hatte mit seinen innern Zuständen, seinen Beunruhigungen noch so viel zu thun, er fühlte sich körperlich und geistig angegriffen. Er hatte daher auch dieses Mal eine Menge von Gründen, womit er der Aufforderung Staupitzens auszuweichen suchte. Staupitz ließ nicht nach, beseitigte eine seiner Einwendungen nach der andern. Da erklärte er denn zuletzt, er sei ein schwacher und kranker Bruder, der nicht lange

zu leben habe; man möge sich nach einem tüchtigern und gesunden umsehen. Allein auch dieses ließ Staupitz nicht gelten. Er entgegnete scherzend und doch ohne Zweifel mit tiefem Ernst, Gedanken aussprechend, wie sie in den höhern Kreisen Wittenbergs, Sachsens, damals sehr lebendig gewesen zu sein scheinen, wie man auch hier wahrnimmt: „es läßt sich ansehen, unser Herr Gott werde bald viel im Himmel und auf Erden zu schaffen bekommen, darum wird er viel junge und arbeitsame Doktores haben müssen, durch die er seine Händel verrichte. Ihr lebt nun oder sterbet, so bedarf er Euer in seinem Rathe." Allein so hartnäckig war Luther's Widerstreben, daß er ihn noch weiter an den Konventsbeschluß, den Willen des Obern, die Gehorsamspflicht erinnern mußte. Noch eine andere Schwierigkeit erwuchs aus dem Kostenpunkte. Auch sie räumte er aus dem Wege. Er erklärte, der Kurfürst habe die erforderliche Summe bereits angewiesen, und gebe sie „Gott, der Universität und dem Augustinerkloster zur Förderung."[1])

Luther mußte einwilligen. Eben auch dieser Beweis des Wohlwollens und der Freigebigkeit des Fürsten machte tiefen Eindruck auf ihn, legte vielleicht den ersten Grund zu der persönlichen Zuneigung, die er lebenslang für Friedrich hegte. Nie vergaß er es ihm, daß er das Geld zu seinem Doktorwerden hergegeben. Er spricht davon in der Zuschrift zur Auslegung der zweiundzwanzig ersten Psalmen. Auf des Kurfürsten Kosten sei der Doktorhut seinem thörichten Haupte aufgesetzt, dies Prunkzeichen, dessen er sich schäme und das er noch tragen müsse, da es Diejenigen so wollten, die zu hören ihm gebühre. In der Auslegung des 101. Psalms rühmt er Friedrich's Regierungskunst, spricht dann von Augustus und kommt auf Friedrich wieder zurück. „Ich muß noch ein Geringes von ihm sagen, denn er ist mein lieber Herr gewesen und hat mich zum Doktor gemacht." Wir werden weiter unten noch mehr als ein Mal sehen, wie herzlich dankbar er ihm auch für geringe Geschenke ist, wie hoch er sie ihm anrechnet, und man darf dabei doch nicht vergessen, er las, er arbeitete für des Kurfürsten Universität, welche ihm mehr und mehr

1) *Mackenrod*, Disp. phil. de doctoratu Lutheri, 4. Mathesius, 1. Predigt.

ihren Zulauf, Aufschwung und Ruhm verdankte, umsonst. Er war mittellos, sollte er Doktor und die Universität dadurch gefördert werden, so konnte der Fürst nicht weniger thun, als daß er die Kosten hergab. Ja, um zu der unbegehrten Wohlthat, zu den Kosten der höchsten Würde in der Theologie, die ihm aufgenöthigt wurde, zu gelangen, mußte Luther selbst noch eine Reise machen, zu Fuß nach Leipzig wandern, das dort angewiesene Geld, funfzig Gulden, zu holen und obenein eine längere Zeit darauf warten. Die kurfürstlichen Rentmeister hielten ihn, der seine Zeit so gern und eifrig benutzte, so lange auf oder legten ihm so viel Schwierigkeiten in den Weg, daß er fast wieder heimgekehrt wäre, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Nur die Gehorsamspflicht hielt ihn davon zurück. Ihm war aufgetragen worden, auf seine Abfertigung zu warten. Seine Quittung hat sich erhalten. Sie ist am 4. Oktober 1512 ausgestellt. Der Kurfürst soll ihm dann auch noch den schweren goldenen Doktorring geschenkt haben mit einem Wappen, das drei ineinandergeschlungene Ringe zeigt, die lutherische Rose vorstellend.[1])

Am 22. September hatte er sich noch zu Wittenberg befunden, denn von diesem Tage ist ein Schreiben von ihm an die Väter, den Prior, Magister und die Senioren des erfurter Augustinerkonvents datirt, worin er ihnen den Tag anzeigt, an welchem er die Doktorwürde „aus Gehorsam gegen die Väter und den Vater Vikarius" annehmen werde. Er unterlasse es, sagt er im Eingange, sich zu beschuldigen und von seiner nicht hinreichenden Tüchtigkeit zu reden, um nicht den Schein stolzer Demuth auf sich zu laden; Gott und sein Gewissen wüßten, wie würdig er solcher Ehren und Hoffahrt und wie dankbar er dafür sei. Sie möchten ihm, fährt er fort, ihre Fürbitte bei Gott zu Theil werden lassen, damit der heilige und gebenedeite Wille desselben bei ihm sei, möchten, wenn es geschehen könne, seiner

1) De Wette I, 242. Ausleg. des 101. Psalms, zu V. I.; Walch V, 1197. De Wette I, 11. Walch XXIV, Vorr. 110. Der Ring wird auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel aufbewahrt. Bei Strobel, Miscellaneen, 6. Sammlung, 137, wird eine Anekdote erzählt und als unbewährt abgewiesen, wonach Staupitz einem Augustiner, Peter Biber, ein Vermächtniß von 500 Gulden abgenommen und davon die Kosten der Promotion Luther's bestritten haben soll.

Erhebung beiwohnen, daß er die Wahrheit bekenne, zu Ehren des Ordens und Vikariats. Er würde solche Beschwerden und Aufwand ihnen nicht zumuthen, thue es aber auf Befehl des Vikars und weil es unziemlich und abscheulich erscheinen müßte, den Erfurtern weder Kunde noch Einladung zukommen zu lassen, indem er zu einer solchen Würde emporsteige. [1])

Die Feierlichkeit erfolgte am 18. und 19. Oktober unter Karlstadt's Dekanate. Am erstgenannten Tage disputirte er für die Licentiatur in der Theologie, und der Dekan ertheilte sie ihm in Gegenwart vieler Mitglieder der Universität und angesehener anderer Theilnehmer. Am 19. Oktober fand unter Geläut der größern Glocken der übliche pomphafte Aufzug und Aktus statt. Seine Beistände waren Wenceslaus Link und Nikolaus Viridimontanus, der Pastor der wittenberger Pfarrkirche, unter dessen Rektorate er inskribirt war und das theologische Bakkalaureat erlangt hatte. Karlstadt schmückte ihn mit den Ehrenzeichen. Am 22. Oktober wurde er in den akademischen Senat eingeführt. [2])

1) De Wette I, 9 f.

2) *Suevus*, Catalog. Promotor. *Foerstemann*, Lib. Decanor., 12 f. Keil, 22. Mathesius, 1. Predigt. Lesser, Münzproben, 481. Schütz im 2. Bande seiner bisher ungedruckten Briefe Luther's hat S. 4 ff. einen lateinischen Vortrag aufgenommen, der nach seiner Ansicht die Rede ist, welche Luther bei seiner Doktorpromotion gehalten. Döderlein (Theolog. Bibl. II, 52) erklärt sich gegen die Richtigkeit dieser Ansicht, die wiederum von Ukert (I, 88) gegen Döderlein's Einwendungen in Schutz genommen wird. Nach dem Eingange des Vortrags sollte man kaum zweifeln, Luther's bei seiner Doktorpromotion gehaltene Rede zu lesen. Er macht das Dokument räthselhaft, wenn es wirklich von Luther herrührt, woran man wieder nicht wohl zweifeln kann. Enthielte es aber in der That seine Promotionsrede, so wäre es zehnfach merkwürdig, und wiederum wäre dann räthselhaft, warum es von Aurifaber zu den Handschriften von 1538 gelegt worden. Daß der Antichrist in der Rede erwähnt ist, scheint mir, nach der Art, wie es geschieht, eine unbegründete Einwendung Döderlein's zu sein; was mich aber bedenklich, ja entschieden zweifelhaft macht, sie für die Promotionsrede zu nehmen, ist Folgendes. Die theologischen Begriffe und die Exegese derselben passen schwerlich zu der Entwickelungsstufe, welche Luther in dieser Zeit erreicht haben konnte, worüber die erste unzweifelhaft von ihm herrührende exegetische Arbeit, welche von ihm erhalten ist, die Psalmauslegung von

Das Bedeutsamste bei der Doktorpromotion war aber oder wurde für ihn der Eid, den er ablegte. Auf allen andern Universitäten, außer denen zu Tübingen und Wittenberg, hatten die Licentiaten und Doktoren der Theologie Eide zu leisten, welche auf das strengste den Päpsten und der scholastischen Lehre verpflichteten. Sie mußten schwören, eben der römischen Kirche treu und gehorsam, zum Schutze des Papstthums und seiner Kirchen und Vorrechte wider jedermann behülflich, die Ehren, Vorzüge und Besitzthümer desselben zu mehren beflissen sein und helfen zu wollen, seine Widersacher, die Ketzer und Schismatiker zu verfolgen und zu bekämpfen u. s. w., wodurch sie denn „schändliche Sklaven eines allerschändlichsten Herrn wurden", der „erdichte, daß die Kirche sein und nicht Christi sei." [1]) Das hier zu beachtende Wesentlichste aus den Verpflichtungen der Licentianden, Licentiaten und Doktoren der Theologie zu Wittenberg war, daß sie schwuren: der erstere, die evangelische Wahrheit nach Kräften zu vertheidigen; der zweite, der römischen Kirche gehorsam zu sein; der dritte, unbegründete fremde (vanae et peregrinae) von der Kirche verdammte und fromme Ohren beleidigende Lehren nicht zu lehren, sondern Denjenigen, der solche lehre, dem Dekan anzuzeigen. So nach den Statuten der theologischen Fakultät. [2]) Doch möchte man fast vermuthen, daß den biblischen Doktoren eine besondere in jenen Statuten nicht erwähnte Verpflichtung auf die heil. Schrift auferlegt wurde.

1514, die sichersten Anhaltspunkte liefert. Sodann die Erwähnung von Erasmus, Sadolet und Longolius als der berühmtesten Gelehrten und Theologen. Longolius der Aeltere war 1512 erst zweiundzwanzig Jahr alt. Da wäre doch ein berühmterer zu nennen gewesen. So entschieden und mit einem solchen Tadel kann sich Luther nicht wohl schon 1512 über Erasmus als Theologen ausgesprochen haben, wie es in der Rede geschieht. Man vergleiche seine viel zurückhaltendern Aeußerungen über Erasmus in einem Briefe an Spalatin von 1516, bei de Wette I, 40. Endlich däucht mir, man hat Aurifaber auch bei andern Angaben nicht mit Glück korrigirt. In jedem Falle kann ich die Annahme, daß Luther's Promotionsrede vorliege, beiweitem nicht für sicher genug halten, um irgend welche Schlüsse auf seine Theologie in dieser Zeit darauf zu gründen.

1) Walch XVI, 2570.

2) *Foerstemann*, Liber Decanor., 146.

Es erklärt sich leicht, daß die theologische Doktorwürde ihm einen neuen und gewaltigen Aufschwung gab, die Ergebnisse hatte, welche Staupitz bei seiner Nöthigung dazu beabsichtigt zu haben scheint, ihm ein Antrieb zu verdoppelten Anstrengungen wurde, namentlich und insbesondere ihn mit Selbstgefühl erfüllte, indem sein Trieb, das als wahr Erkannte mitzutheilen, zum Gemeingute zu machen, durch seine Gelangung zur Doktorwürde eine neue starke Anregung erhielt. Das Schüchterne, Gedrückte, Verzagte, das bis jetzt ihn bezeichnet und bei ihm weit überwogen hatte, fing an, dem Sichern, Freudigen, Muthigen und Kriegerischen zu weichen, das wir an ihm seit dieser Zeit vorantreten, sich durchkämpfen sehen werden, seine eigentliche, durch seine Jugendschicksale und Entwickelung zurückgedrängte Art.

Dies Alles hing nun gewissermaßen an dem Doktoreide, oder eigentlich an seiner eigenthümlichen Auffassung desselben, so wie an seiner Stellung und seinen Pflichten und Rechten als Doktor der heil. Schrift. Die biblischen Doktoren traten den scholastischen entgegen, indem sie ihre Theologie auf eine tiefere und zusammenhängende Erforschung und Auslegung der Schrift gründeten, kein anderer aber so entschieden und erfolgreich als Luther. In seinem Doktoreide und Berufe fand er eine Art von äußerer Stütze, mit größerer Sicherheit auf seiner Bahn vorzudringen und die innern und äußern Kämpfe zu bestehen, in welche er dadurch verwickelt wurde. Man könnte diesen Gang nicht kürzer und bezeichnender vor Augen legen als mit eignen Worten von ihm in seiner Schrift: Glossen auf das vermeinte kaiserliche Edikt. „Zu einem guten Werke gehöret ein gewisser göttlicher Beruf und nicht eigene Anschläge. Es wird Denen sauer, die gewissen Beruf von Gott haben, daß sie etwas Gutes anfahen und ausrichten, obwol Gott bei ihnen und mit ihnen ist. Was sollten denn Die thun, die ohne Beruf hinanwollen, dazu eitel eigene Ehre und Ruhm suchen. Darum sind sie (die Widersacher) auch so glücklich und gehet ihr Vornehmen vor sich wie der Krebs gehet, wie man vor Augen siehet. Ich aber, Doktor Martinus, bin dazu berufen und gezwungen, daß ich mußte Doktor werden ohne meinen Dank, aus lauter Gehorsam. Da hab' ich das Doktoramt müssen annehmen und meiner allerliebsten heiligen Schrift schwören und geloben, sie treulich und lauter zu predigen und lehren. Ueber solchem Lehren ist mir das Papstthum in Weg gefallen und hat mir's wollen wehren; darüber ist es ihm auch gangen wie vor Augen." [1]) Die Autorität selbst ließ ihn auf die Schriftlehre schwören, und hob ihn dadurch über die Bedenklichkeiten des Kirchgläubigen und Mönchs hinweg, Ergebnisse des Forschens zu finden und auszusprechen, welche Dem, was in der Kirche als christliche Wahrheit gelehrt wurde, widersprachen. Indem er diese frei aus der Schrift erforschte und verkündete, that er Das und nur Das, wozu die Obern selbst und sein Eid ihn verpflichtet. Nun stellte die Autorität sich ihm in den Weg, weil ihre Lehre und ihr Nutzen mit Dem, was er nach abweichender Auffassung lehrte, nicht übereinstimmte. Er blieb sich und dem Schwure treu. So begann der Kampf, doch freilich erst fünf Jahre später, nach einer mühevollen Entwickelung, die er noch durchzumachen hatte.

Hiermit ist indeß immer noch nicht Alles gesagt, was erforderlich, um die Bedeutung, welche die theologische Doktorwürde und insbesondere der Doktoreid für ihn erhielt, in ein völliges Licht zu stellen. Er fand darin nämlich — doch wohlzumerken erst in fortschreitender Ausbildung und Entwickelung seiner Ansicht — eine Verpflichtung und das auch äußerlich vollgültige Recht, auf die Schrift zurückzugehen in freier Erforschung ihres Inhalts und so, daß der letztere, nach freier Ueberzeugung gefaßt, der Maßstab alles Urtheils auch über die Kirchenlehre würde, daß der Kirche gegenüber die Autorität der frei auszulegenden Schrift als die höhere gelten müsse. Auf die so gedachte Berechtigung und Pflicht fußend, drängte er gegen die zweite der drei Mauern heran, die er durch die Schrift an den Adel niederzuwerfen suchte, und die er folgendermaßen bezeichnet: „zum anderen, hat man sie mit der heiligen Schrift wollt strafen, setzen sie dagegen: es gebühr' die Schrift niemand auszulegen denn dem Papst." Die ganze bisherige Entwickelung der Kirche wurde durch jenen Grundsatz von dem Ansehen der Schrift und dem Rechte des Schriftforschers und Lehrers in Frage gestellt, sofern ein solcher zu dem Ergebniß gelangte, daß das in der Kirche Gewordene oder für christliche Lehre Erklärte

1) Walch XVI, 2061. Schleiermacher's Werke, XI, 574.

in der Schrift keine Begründung finde oder wol gar ihr zuwiderlaufe, und sofern er wahr, kühn und geistesmächtig genug war, offen, nachdrücklich und erfolgreich damit hervorzutreten. Ein solcher wurde Luther. Wenn andere Gelehrte glaubten, über ihren engern eigentlichen Kreis, über die dem Forschen, Lehren und Schreiben gesteckten Grenzen, über die Schranken des öffentlich als wahr Anerkannten nicht hinausgehen und außer dem wissenschaftlichen Gebiete das Leben nicht berühren zu dürfen, so fand er im Doktorate und Doktoreide das Recht und die Pflicht, die auf wissenschaftlichem Wege gewonnene Ueberzeugung, so weit sein Vermögen reichte, in aller Welt geltend zu machen und den Irrthum und das Unrecht zu bekämpfen, wo sie sich finden möchten. Hatte er längst gemeint, daß es Sache der Universitäten, der Theologen sei, die Stimme wider die Ungereimtheiten und Unchristlichkeiten in der Kirche zu erheben, so sah er sich von jetzt an in vollem Ernste als einen solchen Theologen an, und fand endlich in allen innern und äußern Kämpfen, welche ihm daraus erwuchsen, und bei den kühnen Thaten, zu welchen er dadurch getrieben wurde, eben auch wieder im Doktorberufe Ermuthigung, Tröstung, Beruhigung. Wir wollen hierüber Aeußerungen von Mathesius und noch weitere von ihm selbst hören.

Nach Mathesius handelte er in allen seinen Vorlesungen und Disputationen, seitdem er das Doktorat erlangt, die Frage ab, ob man den rechten christlichen Glauben und christlich zu leben und selig zu sterben aus der heiligen Schrift oder aus dem Aristoteles, der vornehmsten Quelle und Stütze der scholastischen Kirchenlehrer, lernen könne und solle. Sein Gedankengang war dabei der folgende. Er, der auf den Namen Christi getauft sei, habe als ein erwählter Doktor der heil. Schrift zugesagt und geschworen, bei der allgemeinen christlichen Kirche „mit breitem Fuß, beständigem Herzen und freudigem Bekenntniß" bis ans Ende zu beharren. Die allgemeine Christenheit sei gegründet und erbauet aus der Propheten und Apostel Schriften, wie dies das nicänische Symbolum, das in allen Kirchen gesungen werde (also die römische Kirche selbst), deutlich bekenne, die Worte des Kinderglaubens: ich glaube eine allgemeine oder heilige christliche Kirche erklärend. Denn das nicänische Symbolum sage deutlich, der heilige Geist, den Christus aus Gnaden erworben und geschenkt, habe durch die Propheten und Apostel geredet, daher die Kirche die apostolische heiße. Die Bibel enthalte die von dem heiligen Geiste eingegebene Lehre der Propheten und der Apostel, denen Christus, der Dolmetsch und Redner des Vaters, das göttliche Wort offenbart. Bei der seligen und gewissen Schrift nun beharren zu wollen, habe er einen öffentlichen, theuern Eid geschworen, und nur billig und recht sei es, daß man in Sachen des Glaubens und Gewissens der göttlichen Schrift nachforsche und fest an ihr halte, die als Gottes selbsteigne Lehre von Anfang der Welt durch den heiligen Geist, die Erzväter, Propheten, Könige, Apostel, heilige Bischöfe, alte Symbola und vieler Märtyrer Blut bezeugt und bekräftigt, und von allen frommen selig gestorbenen Christen bekannt sei. Unsicher dagegen sei es, auf des finstern Skotus, des verworrenen Albertus, des zweifelhaften Thomas, der Okkamisten und anderer gottvergessenen Sophisten Zanktheologie, ungewisse Träume und Schulmeinungen Seele und Gewissen zu wagen und damit vor den strengen Richter zu kommen, der alle Die zur Rechten stellen werde, die ihn aus seinem Wort erkannt und in seinem Namen dem Nächsten gedient. [1])

Zweierlei ist hierin nun sehr merkwürdig. Ausdrücklich ist zwar noch nicht von dem Unterschiede zwischen apostolischer allgemeiner und päpstlich-römischer Kirche die Rede, allein der Gedanke daran liegt doch sehr nahe, oder auch schon im Hintergrunde. Sehr möglich, daß da die Vorgänge am Reichstage in Trier und die darauf sich beziehenden Erörterungen in Wittenberg eingewirkt. In jedem Falle hatte er schon einen ganz andern Begriff von der Kirche als den gangbaren aufgefaßt, obwol er daran nicht dachte, daß die Schultheologie großentheils kirchlich sanktionirt, oder vielmehr, daß ein großer Theil der Kirchenlehre kirchlich sanktionirte Schulmeinung war und daß auch ein Theil der sanktionirten Kirchenlehre der Schrift widersprechen könnte. Er hatte nur einen Gegensatz der Schriftlehre und der Schulmeinungen im Sinn, denen gemeinhin, doch mit Unrecht, ein Ansehen beigelegt wurde, das dem der kirchlichen Dogmen gleichkam. Nur diese Schulmeinungen und das Ansehen der

1) Mathesius, 1. Predigt.

Schule glaubte er und war er sich bewußt zu bestreiten, wobei er volle Uebereinstimmung des Schriftinhalts und der wirklichen Kirchenlehre, die er selbst noch in der Schrift fand, voraussetzte. Er hatte noch eine weite gewundene Bahn zu durchlaufen, bis dahin, wo er (1519) „des Herrn Christi Wort dem des Statthalters" dermaßen vorzog, daß er nicht anstand alle Worte und Werke des letztern darnach zu prüfen und die Reichsstände wegen ihrer Unterscheidung der römischen Kirche und Kurie zu beloben, die für jene sich ausgebe; bis dahin, wo er (1520) dem Papste schrieb, daß er nicht widerrufen könne, und „dazu auch nicht leiden möge Regel oder Maße, die Schrift auszulegen, weil das Wort Gottes, das alle Freiheit lehre, nicht solle noch müsse gefangen sein;" bis dahin, wo er, auf diesen Grundsatz gestützt, zugleich dem Kaiser und Papste sich entgegenstellte. [1]) Aber wie bedeutsam ist dann doch weiter schon dieses Zurückgehen auf die Schrift und die ältern Symbole, diese Verwerfung der spätern Lehrentwickelung durch die Scholastiker, oder doch eines so großen und nicht völlig bestimmten, genau abgegrenzten, vielmehr sehr strittigen Theils derselben. Welch eine unermeßliche Abweichung liegt darin bei dem Ansehen der Schule, das dem der Kirche fast gleich stand, in vieler Augen überwog; welch ein Zündstoff zum Kriege. Brach dieser nicht sogleich in lichten Flammen aus, so war der Grund nur der, daß ein tief eingreifender Gesichtspunkt, ein folgenschwerer Grundsatz von Luther aufgefaßt wurde, ohne daß die Folgen schon alle entwickelt oder nur bei ihm selbst ins Bewußtsein getreten waren. Denn ob er auf die urchristliche Form des Christenthums und dessen Ausdruck in der Schrift in der Weise zurückgehen würde, daß er die gesammte Ueberlieferung und mit ihr die ganze geschichtliche Entwickelung des christlichen Geistes verwürfe, oder so, daß er die letztere bis auf einen gewissen Zeitpunkt, bis zu den mittlern oder den spätern mittlern Jahrhunderten, oder daß er sie überhaupt unter gewissen Voraussetzungen anerkannte, namentlich der Voraussetzung, daß sie nur der Schrift nicht widersprechen dürfe, oder der andern, daß man katholische und römische oder päpstliche Ueberlieferung zu unterscheiden und nur in jener die Einheit des christlichen

1) Zueignung der Erklärung des Galaterbriefs. De Wette I, 197 ff.

Geistes und der römischen Kirche zu unterscheiden habe — das Alles lag noch gänzlich im Dunkeln, blieb vorbehalten, er dachte noch kaum daran.

Sahen wir, wie eigenthümlich er sogleich, nachdem er das Doktorat erlangt, die Bedeutung und Verpflichtung desselben auffaßte und zu welcher Anwendung er sich dadurch hinleiten ließ, so läßt uns Mathesius noch deutlicher erkennen, wie bedeutungsvoll ihm fort und fort sein Doktoreid war. Durch Erlangung der Doktorwürde habe er von Denen, die ihn wegen des aufzutragenden Amts und Berufs verhört und examinirt, Zeugniß bekommen, daß er dazu tüchtig sei; auch jure humano, nach kaiserlicher und päpstlicher Ordnung sei er berufen und promovirt, daß er der Christenheit mit der heiligen Schrift dienen, wider falsche Lehren streiten und die reine Lehre vertheidigen solle. Dieses ordentlichen und öffentlichen Berufs, der ihm von einer rechtmäßigen Universität, im Namen und auf Befehl kaiserlicher Majestät und des päpstlichen Stuhls, nach Rath und Beschluß seiner geistlichen Obern und unter Mitwirkung seines Landesherrn aufgetragen worden, und seines theuern Eides, den er Gott, der heiligen Schrift und der Universität geschworen, habe er sich oft in großen Nöthen und Kämpfen getröstet, wenn ihm Teufel und Welt habe wollen angst und bange machen, wer es ihm befohlen und wie er es verantworten wolle, ein solch Wesen in der Christenheit anzurichten. Dann habe er sich seines ordentlichen Doktorats, öffentlichen Befehls und heiligen Eides erinnert und unerschrocken das Begonnene hinausgeführt; denn einen Lehrer — das hatte Mathesius eben von Luther — der mit Gott und gutem Gewissen zu seinem Amte komme und seine ganze Lehre auf die heil. Schrift gründe, könnten die Pforten der Hölle selbst nicht überwältigen. „Wir haben, sagt er an einer andern Stelle, keine gewissere Schrift noch Lehre von Gott, denn was in der Schrift aus Jesu Munde durch Gottes Geist geschrieben. Luther's Beruf und Sendung brachten es mit sich, daß er Gottes Wort lehre und bezeuge. Dies Wort ist ihm vor- und nachgegangen sein lebelang, alle andere Lehre hat er fahren lassen und sich allein auf Gottes Wort gelegt, wie er denn oft gesagt, ich hab's aufs mündliche Wort Gottes angefangen, welches Propheten und Apostel durch den Geist Gottes aufgeschrieben und

das der ganzen Christenheit Zeugniß hat. Darauf stehe und fuße ich, darauf hab' ichs so fern gebracht, darauf will ichs mit Gottes Hülfe vollends hinausführen, wie ich darüber einen theuern Eid geschworen und meine arme Seele unserm Gott öffentlich verpfändet habe." [1])

Er bezog hiernach nicht blos seinen jetzt anhebenden Kampf wider die Schule und sodann wider offenbare Entstellungen der Kirchenlehre und wider Misbräuche, die der letztern und den Kirchengesetzen in Wahrheit zuwiderliefen, sondern auch seine ganze daraus sich entwickelnde spätere reformatorische Wirksamkeit, seine Auflehnung und was er in und in Folge von ihr that und die Berechtigung zu ihr gewissermaßen auf sein Doktorat und den Doktoreid. Eben darauf stützte er sich von Anfang schon bei seinem Hinausgreifen aus seinem engsten Kreise. Er hielt dafür, wie Mathesius gleichfalls sagt, zu einem rechten Doktor gehöre, daß er seine Lehre auch öffentlich vor den Leuten bekenne und sein Leben für sie einsetze. Im Anbeginn „that er damit gemach, und ging fein leis und säuberlich, denn er kam von Tag zu Tag von einer Klarheit in die andere." Allein es währte nicht lange, bis er seine Theologie nicht mehr blos im Kloster und auf Kanzel und Katheder lehrte, sondern „wie ein Doktor, der einen gemeinen Beruf und eine höhere Vokation hat," unter die Gelehrten in alle Welt ausgehen ließ; und endlich bekannte er sie vor Papst, Kaiser und Reich und Jedermann. So sagt er selbst, die Frage aufwerfend, warum er denn mit seinen Büchern in aller Welt lehre, da er doch allein zu Wittenberg Prediger sei: „Antwort, ich habe es nie gerne gethan, thue es auch noch nicht gerne; ich bin aber in solch Amt erstlich gezwungen und getrieben, da ich Doktor der heiligen Schrift werden mußte, ohne meinen Dank. Da fing ich an, als ein Doktor, dazumal von päbstlichem und kayserlichem Befehl, in einer gemeinen freyen Hohen Schule, wie einem solchen Doktor nach seinem geschwornen Amte gebühret, vor aller Welt die Schrift auszulegen und Jedermann zu lehren: habe auch also, nachdem ich in solch Wesen gekommen bin, müssen drinnen bleiben; kann auch noch nicht mit gutem Gewissen zurücke oder ablassen, ob mich

1) Mathesius, 1. und 15. Predigt.

gleich Pabst und Kayser darüber verbanneten. Denn was ich habe angefangen als ein Doktor, aus ihrem Befehl gemacht und beruffen, muß ich warlich bis an mein Ende bekennen, und kann nun fort nicht schweigen noch aufhören, wie ich wol gerne wollte, und auch wol so müde und unlustig bin über der großen unleidlichen Undankbarkeit der Leute." Ein anderes Mal denkt er sich den Einwand, warum er den Papst und Andere öffentlich angreife und nicht Frieden halte. Er antwortet: „Man soll ja das Beste rathen und helfen zum Friede, und schweigen Alles, das man schweigen kann. Aber, wenn die Sünde offenbar ist, und zu weit um sich greifet, oder öffentlich (als des Pabsts Lehre) Schaden thut, da gilt nicht mehr schweigen, sondern wehren und strafen, sonderlich mir und andern, so in öffentlichem Amte sind, denen es gebühret zu lehren und warnen jedermann. Denn mir ist befohlen und aufgelegt, als einem Prediger und Doktor, dazu gefordert, der da soll aufsehen, daß niemand verführet werde, auf daß ich dafür könne Rechenschaft geben am Jüngsten Gerichte. Also befiehlet St. Paulus Apostgesch. 20, 28. denen Predigern, daß sie sollen wachen und acht haben auf die ganze Heerde vor den Wölfen, so unter sie kommen würden u. s. f. So gebühret mir auch zu strafen, die öffentlich sündigen, daß sie sich bessern; gleichwie ein Richter öffentlich die Bösen verdammen und strafen muß, von Amts wegen." Er spricht zu Freunden von seinen Anfechtungen im Kloster zu Erfurt. „Jetzt, fährt er fort, leide ich an anderen Anfechtungen vom Teufel, der mir oft vorwirft, wie viel Seelen hat deine Lehre verführt! Wer hieß dich wider die Klöster lehren? Vorher war der schönste Friede, du hast ihn zerstört, wer befahl es dir?" Bugenhagen unterbricht ihn. „Ihr habt nicht gelehrt aus den Klöstern zu laufen oder den Frieden gestört, sondern nur gelehrt, daß Gott vergeblich durch Menschensatzungen geehrt werde." Er antwortet: „Ehe mir das einfällt in der Traurigkeit hab' ich schon einen Schweiß darüber gelassen." Ein anderes Mal sagte er: „Ich trage der ganzen Welt Haß und Feindschaft, den Kayser und Papst mit all ihrem Anhange. Wolan, weil ich hineinkommen bin, so muß ich sehen und sagen: Es sey recht. Darnach spricht mich der Teufel auch darum an, und zwar hätte er mich oft

mit diesem Argument getödtet: Du bist nicht berufen; wenn ich nicht wäre Doktor gewest.“ [1])

Er hat sich hundert Mal darüber ausgesprochen, wie unendlich wichtig ihm ein ordentlicher Beruf war, insbesondere sein Doktorberuf. „Gleichwie eines Weltköniges Botschafter zu rühmen und darauf zu trotzen pfleget, daß er nicht als ein gemeiner Mann für sich selbst vorkommt und handelt, sondern als seines Königs Legat und gesandte Botschaft. Und eben um solcher Würdigkeit willen, daß er eines Königes gesandte Botschaft ist, beut man ihm die Ehre, daß er vorgehe und obenan sitze, das ihm sonst wol theuer wäre und nicht geschähe, wenn er als ein gemeiner Mann für sich selbst da wäre. Darum soll ein Prediger des Evangelii gewiß sein, daß er seinen Beruf von Gott habe, und ist gut und nütze, daß er von solchem seinem Beruf bei den Leuten auch hoch und herrlich zu rühmen wisse, wie St. Paulus thut, auf daß Die, so ihn hören, wissen mögen, wofür sie sein Amt und Lehre halten und annehmen sollen. Es liegt viel am Berufen, denn es soll niemand dahin treten und predigen aus eigenem Vermessen ohne Befehl der Andern. Der Beruf macht allein rechtschaffenen Gehorsam und Gottesdienst Gott angenehm: welchen, so wir ihn leisten, können wir uns nicht allein schützen mit dem Zeugniß unsers guten Gewissens; sondern können uns auch trösten der Hülfe Gottes, und darauf warten, weil wir seinem Wort auch in gewisser Gefahr nachgehen und folgen.“ In dem für ihn so stürmischen Jahre 1520 schreibt er an Spalatin: „Ich habe mich hingegeben und dargebracht im Namen des Herren. Sein Wille geschehe! Wer hat es ihn geheißen, daß er mich zum Doktor machte? Da ers gethan hat, so komme was will.“ Darauf, daß er ein geschworener Doktor der heiligen Schrift sei, beruft er sich in der sprudelnd stolzen Widmung an Amsdorf zu der gewagten kriegathmenden Schrift an den Adel deutscher Nation. „Auch dieweil ich ein geschworener Doktor der heiligen Schrift, bin ich froh daß sie mir die Gelegenheit gibt, meinem Eid gnug zu thun.“ Die Verbrennung der päpstlichen Bannbulle rechtfertigt er namentlich damit, daß er

1) Ausleg. des 82. Psalms, zu V. 4. Ausleg. des 5, 6. u. 7. Kap. Matthäi, zu Kap. 5, V. 9. *Ericeus*, 176. Tischreden, Walch XXII, 1035.

ein geschworener Doktor der heiligen Schrift sei und über das ein Prediger, dem „seines Namens, Amts, Standes und Eides halber gebühre, falsche, verführerische, unchristliche Lehre zu vertilgen oder je zu wehren.“ Das Domkapitel zu Wittenberg sträubte sich lange, in der Stiftskirche die „päpstlichen Misbräuche“ abzuschaffen. Er drang 1523 wiederholt darauf. Einmal schreibt er: „Nun bin ich von euch auch zum Predigtamt berufen, habe einen göttlichen Befehl, daß ich die Gemeine Gottes allhie mit dem reinen Wort weiden soll: will mir derhalben vom Amtswegen gebühren, darob mit Ernst zu sein, daß solch Uebel und Aergerniß in der Stiftskirche abgestellet werde, damit wir uns fremder Sünden und Strafe nicht theilhaftig machen.“ Als „ein berufener Prediger der Gemeine,“ um „seinem Gewissen genug zu thun,“ fügte er zuletzt seinen Vorstellungen und Mahnungen Drohungen hinzu, welche eine Gewalt der Umstände herbeiführten, der sowol das Domkapitel als das landesherrliche Ansehen weichen mußte, wie er denn auch ausdrücklich erklärte, in göttlichen Sachen, der Seelen Heil betreffend, sei nicht erst auf Fürsten zu warten, die Sache des Herrn des Stifts werde nur ärger dadurch, daß die Stiftsdoktoren ihre Gottlosigkeiten durch Fürsten zu beschirmen trachteten. Lange, nur zu lange, bis 1528 (ein paar Worte darüber noch an einer andern Stelle) zögerte er mit den erforderlichen Schritten zur Errichtung einer neuen Kirchenordnung. „Die Verwirrung und Zerrüttung angesehen, sagt er in dem Unterricht der Visitatoren, hätten wir das rechte Bischofamt als aufs höhest vonnöthen gerne wieder angericht gesehen, aber weil unser keiner dazu berufen oder gewissen Befehl hatte und St. Petrus nicht will etwas in der Christenheit schaffen lassen, man sei denn gewiß, daß es Gottes Geschäft sei, hat sichs keiner vor dem andern dürfen unterwinden.“ In der Schrift: An den Adel, hatte er ausgeführt, daß zwischen Priestern und Laien kein Unterschied sei denn des Amts halben, das freilich nicht einem Jeden zieme zu üben. „Denn wenn wir gleich Alle Priester sind, müßte sich doch Niemand selbst hervorthun, noch sich unterwinden ohne unser Bewilligen und Erwählen Das zu thun, das wir Alle gleiche Gewalt haben. Denn was gemein ist, mag Niemand ohne der Gemeinde Willen und Befehl an sich nehmen.“ Er hatte dort den Grundsatz vom ordent-

lichen Berufe zur Wiederbelebung der Gemeinderechte hervorgekehrt und wider die Herrschansprüche der Hierarchie gewendet. Jetzt fand er einen zwingenden Grund zur Selbstbeschränkung darin, als es sich darum handelte, daß er durch Errichten einer neuen Verfassung den sehr nöthigen Kirchenbau beginne, eine Aufgabe, welcher durch die Visitation nur in geringem Maße Genüge geschah. Er wendet denselben Grundsatz wider die Destruktiven, die „Schwärmer," läßt von ihm bei seinem Verfahren wider sie sich leiten. „Wohlan, spricht Christus, es ist ein rechter Ruhm, es stehet vor euren Augen: ich weiß, daß ich das Licht der Welt bin; und der Vater hat mir's befohlen, von dem ich gesandt bin, der gibt mir das Zeugniß, ich bin es nicht von mir selber. Wenn ich eine einzelne Person für mich wäre, so gienge es nicht hin; aber nun bin ich eine gemeine Person, und dazu kommen und geordnet, daß ich das Licht der Welt sein soll; darum rühme ich mich's billig. Also auch stehet's einem Prediger recht und wohl an, daß er sich also rühme wider die Schwarmgeister; denn wenn ein Schwärmer käme und wäre vierundzwanzig Mal gelehrter, denn ich bin, so wollte ich ihn doch hier nicht predigen lassen: und wenn ich auch gleich noch einmal so gelehrt wäre, als ich bin, so wollte ich doch zu Leipzig nicht predigen; denn daselbst ist mir das Predigtamt nicht befohlen, man gäbe da nichts auf meinen Ruhm; denn ich rühmete mich selber. Ich und du und ein jeder muß seines Amts gewiß sein; die Kunst haben wir, daß ein jeder gewiß auf seinem Amt soll fußen können, daß er wisse, in dem Amt stecke ich, in dem Stande bin ich, der gefällt Gott wohl. Wir sollen nicht plötzlich zufallen und den Geistern glauben, die nichts anders können, denn den Geist rühmen; sprich zu ihnen: Ich kenne deinen Geist nicht. Willst du aber, daß ich dir glaube, so gieb ein öffentlich Zeugniß von dir, dadurch fromme Leute dich prüfen, wie Johannes von Christo, der die Stimme vom Himmel hörete; sonst glaube ich dir nicht. Wo das nicht geschieht, sondern will etwas Neues auf den Platz bringen, so schleuß nur frisch hin, daß er's aus des Teufels Geist thue. In der ersten Korinth. 2, 4 stehet auch von dem Geist, er spricht aber in Beweisung des Geistes. Es ist ein ander Ding, den Geist haben, und den Geist beweisen. Wenn ich nicht eine Beweisung hätte des

Geistes, so wollte ich nimmermehr predigen. Das ist nun meine Beweisung, nicht, daß ich durch ein Gesicht Gottes berufen sei zum Predigtamt, sondern daß ich dazu gezwungen werde durch andere Leute, und muß es um anderer Leute willen thun. Also habe ich die Beweisung des Geistes der Liebe, die nicht das Ihre suchet, sondern fleißiget sich anderer Leuten Nutzens. Ich habe nichts davon, denn Unruhe, ich wollte lieber daheimbleiben in meinem Stüblein; aber ich bin es schuldig und verpflicht' aus dem Geist der Liebe. Und ob ich gleich keinen andern Geist hätte und ein Bube in der Haut wäre, soll ich's doch thun um der Liebe willen, und Denen helfen, die es bedürfen und von mir begehren. Das ist nun mein Trotz. Aber das ist ihr Trotz, darauf stolziren sie so sehr, daß sie der Geist habe gelehret. Wer hat euch aber darum gebeten, daß ihr uns lehren und predigen sollt?" So oft er Rathschläge über das gegen die widertäuferischen Schwärmer zu beobachtende Verfahren gibt, ist das Erste, worauf er kommt, daß man den Nachweis ihres ordentlichen Berufs von ihnen fordern solle. Als im Kurfürstenthume auch äußere Mittel nicht gespart wurden, der Verbreitung der schweizerischen Lehre, den „Sakramentirern," die er den Schwarmgeistern beizählte, Einhalt zu thun, als die Prediger mit harten Strafen bedroht wurden, welche zu denselben hinneigten, äußerte er sich über einen solchen gutachtlich dahin, weil derselbe keinen Befehl habe, von solchen Sachen öffentlich zu reden und die Andern dadurch ärgere, und weil er von Niemand gefordert und gedrungen werde, seinen Glauben zu bekennen, so solle er bei den Einfältigen davon zu reden sich enthalten, bis er dazu gedrungen werde — eine Ansicht und ein Verhalten, worin wir gerade soviel Folgerichtigkeit und Grundsätzlichkeit als Selbstwiderspruch finden. Er wendet hier seinen Grundsatz vom ordentlichen Berufe zur Beschränkung der Freiheit an, für welche er, eben von ihm ausgehend, sich erhob und kämpfte. In der Schrift: Von der Schleicherei und Winkelpredigern sagt er: „Ich hab's oft gesagt, und sag' es noch, ich wollt nicht der Welt Gut nehmen für mein Doktorat. Denn ich müßte wahrlich zuletzt verzagen und verzweifeln in der großen, schweren Sachen, so auf mir liegt, wo ich sie als ein Schleicher hätte ohn' Beruf und Befehl angefangen. Aber nu muß Gott und alle Welt mit zeugen, daß

ich's in meinem Doktorampt und Predigampt öffentlich hab' angefangen, und bis daher geführt mit Gottes Gnaden und Hülfe." [1])

Die Anfänge dieser Denkart, dieser Grundsätze liegen nach dem Obigen ohne Frage bei ihm in dieser Zeit, nur kann man leicht denken, daß sie sich erst allmälig entwickelten und recht befestigten. Er sagt einmal, und wir haben beiläufig ein Zeichen darin, daß er die biblischen Bücher auch jetzt schon mit ähnlich freier Unbefangenheit wie — obwol nicht immer und nicht gemäß einem festen durchgreifenden Grundsatze — späterhin las und beurtheilte: „Da ich vor Zeiten noch ein junger Theologus und neuer Doktor war, dauchte mich nicht fein sein, daß St. Paulus in allen seinen Episteln so viel Rühmens und Geschrei von seinem Beruf machte; verstund aber gar nicht, was er für eine sonderliche Meynung und Ursachen darauf hätte. Denn ich wußte dazumal noch nicht, daß es so ein groß Ding wäre um das Predigtamt; wußte auch noch zur Zeit gar nichts, weder was die Lehre des Glaubens, noch was ein recht Gewissen wäre. Denn man lehrete auch dazumal nichts Gewisses davon, weder in Schulen noch Kirchen; sondern allenthalben hörte man anders nichts, denn nur eitel erdichtet lose Geschwätz der Sophisten, Kanonisten, und was dem Meister von hohen Sinnen geträumet hatte. Darum war es nicht möglich, daß jemand hätte verstehen mögen, was und wieviel an diesem heiligen und geistlichen Rühmen, von dem Beruf, gelegen wäre, welcher fürnemlich zu Gottes Ehre, und folgends zum Preis unsers Amts, und darnach auch zu unserm Nutz und Sicherheit dienen soll." Ebenso war auch seine Kühnheit, sein frischer fröhlicher Muth nicht auf einmal da, sondern stellte sich erst sehr allmälig ein. Mathesius gibt uns einen Aufschluß über seine Stimmung als junger Doktor, wodurch wir

1) Ausführl. Erkl. des Galaterbriefs, zu Kap. 1, V. 1 f. Walch VIII, 1572. Kirchenpostille, Plochm. XII, 346. Ausleg. d. Genesis, zu Kap. 12, V. 4; Walch I, 1152. Plochm. XXIII, 6, 11. De Wette I, 391. Plochm. XXI, 278. Warum des Papsts und seiner Jünger Bücher verbrannt sind, Plochm. XXIV, 215 ff. Walch XIX, 1443. Ausleg. des 6.—8. Kap. Johannis, zu Kap. 8, V. 12; Walch VII, 2406. Predigten, Plochm. XV, 229. Von den Schleichern, Plochm. XXXI, 215 ff. Menzel, Neuere Gesch. d. Deutschen, I, 163 f. 273.

sogleich an die Einwendungen erinnert werden, welche er Staupitzens Aufforderung entgegensetzte, er habe nicht mehr lange zu leben u. s. f. Von seinem Doktorat an sei er stetigs mit Sterbegedanken umgegangen und habe um ein seligs Stündlein geflehet, und sein In pace in id ipsum dormiam et requiescam lange zuvor gesungen. Wir werden jedoch sehen, was und wie viel diese Sterbegedanken und dies Beschäftigen damit bei ihm bedeuteten.[1]) Welch eine praktische durchgreifende Bedeutung die Doktorwürde und die damit verbundenen Rechte und Pflichten für ihn und die Zeit erhielten, auch darauf wird uns der weitere Verlauf seiner Lebensgeschichte, so weit wir sie jetzt verfolgen, noch hinleiten. Denn man kann sagen, daß eben auch aus seiner Auffassung derselben der Ablaßstreit hervorging, der nur von einem Gelehrten begonnen und fortgeführt werden konnte, welchem Anwendung der Wissenschaft auf das Leben für Recht und Pflicht des öffentlichen Lehrers galt. Hier sind noch ein paar erläuternde Worte zum Obigen hinzuzufügen. Seine Ansichten über die Wichtigkeit und Nothwendigkeit eines ordentlichen Berufs sind Zeichen des geschichtlichen und erhaltenden, des sittlichen und Rechtssinnes, der herrschenden Vorliebe und Neigung für geregelte Ordnung in allen, namentlich den gesellschaftlichen Verhältnissen, der tiefen Auffassung der staatlichen und kirchlichen Gesellschaft und ihrer Grundlage, womit er erfüllt war und blieb bei all seiner kühnen Erhebung gegen Bestehendes, gesetzliche Zustände, geordnete Gewalten, Machtgebote derselben, und wodurch er sich gedrungen fühlte, bei einem gewissen Punkte so unerschütterlich fest zu stehen, als er ungestüm bis zu demselben angestürmt. Das Bewußtsein vollen Berufs hätte ihm auch bei seiner Auflehnung nicht fehlen dürfen, den Destruktiven hielt er ihren Mangel an Beruf entgegen. Auffallend und eigenthümlich ist indeß dabei dennoch die Bedeutung, welche er seinem Doktoreide beilegte. Nicht als wenn dies ohne Vorgang gewesen wäre. So hatte Wesel gegen die Ablaßlehre gestritten, als Doktor der Theologie trat er streitend dawider auf, indem er auf die Schrift sich stützte und an ihr alle Autorität der Kirchenlehrer prüfte und deren Lehren verwarf, so-

1) Ausleg. des Galaterbriefs zu Kap. 1, V. 1; Walch VIII, 1581. Mathesius, 14. Predigt.

fern sie nach seiner Ansicht von der Schrift abwichen. Er protestirte dabei als „berufener Professor der heiligen Schrift", irgend etwas sagen oder schreiben zu wollen, was der Wahrheit des Glaubens, „wie er in der Schrift enthalten", widerspreche. Man kann darin auch das finden, daß er sich als berufener Lehrer der heiligen Schrift berechtigt und verpflichtet hielt, die gangbare Ablaßlehre zu bestreiten. Es war indeß eben so wie Wesel's ganze Theologie vergessen, nur in engen Kreisen, bei Einzelnen, hatte eine Erinnerung daran sich erhalten und die theologischen Doktoren verstanden durchgängig ihren Eid im entgegengesetzten Sinne. Zu Konstanz hatte Palecz, einer der Thätigsten unter Denen, welche Hussens Verdammung betrieben, laut erklärt und Gott zum Zeugen angerufen, daß er lediglich aus Gehorsam gegen seinen Doktoreid, ein Feind aller Irrthümer sein zu wollen, so handle wie er handle.[1]) Die Verfolgungssucht der Doktoren stützte sich jederzeit großentheils auf ihren Eid. Es ist klar, der Eid war sehr biegsam und bot unter allen Umständen nur einen künstlichen Halt, so groß auch der Unterschied sein mag, der allerdings zwischen einem Religions- und einem gewöhnlichen Versprechungseide stattfindet. Der, den Luther nach den Statuten der theologischen Fakultät abzuleisten hatte, ging freilich dahin, daß der ihn Ableistende die evangelische Wahrheit vertheidigen und unbegründete fremde Lehren nicht lehren, allein doch auch dahin, daß er der römischen Kirche Gehorsam erweisen, von der Kirche verdammte Lehren nicht lehren wolle. Eben auch diese waren ohne Frage mit den unbegründeten fremden gemeint und die ganze eidliche Verpflichtung ruhete auf der Voraussetzung, daß die Lehre der Kirche und Schrift genau übereinstimme, daß das Ergebniß der theologischen Forschung in der Erkenntniß und Anerkennung dieses Einklangs bei Jedermann bestehen werde, und daß in keinem Falle der Einzelne sich herausnehme, ein etwaiges entgegengesetztes Ergebniß seiner Forschungen gegen den Ausspruch der Kirche geltend machen zu wollen. Denn die römische Kirche behauptete die katholische zu sein, deren schon in den ersten christlichen Jahrhunderten festgestellte Kennzeichen in

1) Ullmann a. a. O. I, 288. K. A. Menzel, Gesch. der Deutschen, VI, 214.

der Einheit, Allgemeinheit und unverfälschten apostolischen Ueberlieferung bestanden. Gegen die Auffassung einzelner Väter, wonach die Einheit der Kirche eine geistige war, hatte sich die mechanische festgesetzt, wonach sie in der äußern durch die Bischöfe dargestellten Gemeinschaft bestand, über welche sich wiederum die Päpste erhoben, und zwar so, daß ihnen anstatt der Kirche, was allerdings nicht unbestritten war, die untrügliche Auslegung der Lehre zukam, wodurch denn jeder Einzelne bei den päpstlichen Satzungen festgehalten wurde. Man kann nicht zweifeln, daß alle diese Voraussetzungen auch nicht fehlten, wenn Luther auch noch eine andere, noch ausdrücklicher auf ein Lehren nach der Schrift lautende Formel zu beschwören hatte. Daneben hatten es sich freilich die Doktoren an den Universitäten, sowol das Recht als die Pflicht behauptend, niemals nehmen lassen, über die Lehre zu „disputiren," sie frei zu erforschen, zu behandeln, und so eben hatten sie sie fortgebildet, bezüglich mit der Schrift in Widerspruch gebracht, freilich unbewußt. Die Kirche hatte diese freie wissenschaftliche Behandlung begünstigt, ihr aber auch stets Schranken zu setzen gesucht, doch nie so bestimmte oder mit solchem Nachdruck, daß der Streit darüber jemals aufgehört hätte. Von dieser Seite faßte Luther seinen Beruf als öffentlicher Lehrer zunächst auf, als ertheile ihm derselbe das Recht und lege die Pflicht ihm auf, wissenschaftlich frei zu forschen und zu lehren, die erkannte Wahrheit zu verkünden, erkannten Irrthum zu bekämpfen. Entdeckte nun der Vereidete, daß die Lehre der römischen Kirche mit der der allgemeinen apostolischen und der Schrift streite, deren Autorität die erstere selbst anerkannte und auf welche sie eben auch ihre Forderung stützte, daß man ihr glaube und gehorsame, und stand ihm die evangelisch-apostolische Wahrheit mit seinem und der Gläubigen überhaupt von ihr abhängigen Seelenheile, oder aber seine besondere Ueberzeugung und Glaubensgewißheit davon höher, als das Zeugniß oder der Ausspruch der allgemeinen Kirche oder doch der Obern, die statt derselben Unfehlbarkeit sich beimaßen, so löste sich allerdings der Eid in sich selbst auf, oder vielmehr er verwandelte sich aus einer Fessel, welche die oberste kirchliche Gewalt mit ihm zu ihrem Nutzen angelegt, in ein Schwert, das wider sie selbst sich kehren mochte. Das diskordirende Recht der Priester ließ sich, nach einer

im ersten Buche angeführten Aeußerung Luther's, „mit ihm selber wie mit ihrem eigenen Schwert schlagen", auch in dieser Beziehung. Der Vereidete konnte sich auf seinen Eid berufen, indem er die entdeckte Schriftwahrheit an das Licht zog, die mit der Schrift und der apostolischen Kirche nicht übereinstimmende römische Kirche des Irrthums zieh, die Forderung stellte, daß diese denselben aufgebe und die Wahrheit anerkenne und falls sie es nicht that, seinen Widerspruch auch gegen sie durchzusetzen suchte. Vollkommen ehrlich und harmlos konnte er dabei auf den Eid sich stützen, indem er davon ausging, daß allen Gläubigen und insbesondere den Inhabern der Kirchengewalt Aufdekkung von Irrthümern willkommen sein müsse und werde, und wenn sich dies irrig zeigte, weiter davon, daß die das Seelenheil der Gläubigen bedingende Wahrheit am höchsten stehe. Wir müssen uns nur, um die erstere Voraussetzung bei Luther begreiflich zu finden, aus dem Zustande unserer Unbefangenheit und unserer Kenntniß von dem damaligen Papstthume hinaus, in Luther's tiefe Verehrung desselben und sein Festhalten am Urbilde der trüben Erscheinung, seine mit ihm groß gewordene Verblendung und seine gläubige Treuherzigkeit hineinversetzen. Es war, um dies noch hinzuzufügen, mit der zur Treue gegen die Schrift und die römische Kirche verpflichtenden Vereidung ähnlich wie mit der spätern auf die symbolischen Bücher, womit 1532 der Anfang gemacht wurde, indem gerade auch Luther eine Verpflichtung der Geistlichen auf die augsburgische Konfession anrieth, ohne Ahnung eines Selbstwiderspruches, der jedoch nicht stärker hätte sein können, so sehr die damalige Zeitlage zu berücksichtigen sein mag und so gänzlich verschieden der Glaubenseifer Luther's und der seiner glaubenswüthigen Nachtreter nach Grundlage, Verdienst oder Berechtigung ist. Die symbolischen Bücher wollen selbst nur Zeugnisse des Glaubens der Gemeinde und der Lehre in ihr zu einer bestimmten Zeit sein und erklären ausdrücklich das Ansehen der Schrift für das höhere, an welcher alle menschliche Lehre, also auch die ihrige zu prüfen sei. Bei Anordnung eines Eides auf ihren buchstäblichen Inhalt wurde ihre buchstäbliche Uebereinstimmung mit der Schrift vorausgesetzt, die Vereideten aber mochten, gerade auf Luther's Vorgang gestützt, eben durch ihren Eid sich verpflichtet achten, den wahren Schriftinhalt doppelt eifrig zu

erforschen, und wenn sie dann jene Voraussetzung falsch erfanden, um so offener und nachdrücklicher wider die symbolischen Bücher, eben auf diese und ihre Verpflichtung sich stützend, einzureden, und dies um so mehr, weil Luther selbst auch später noch auf seinen Grundsatz vom Schriftansehen zurückkam, oder vielmehr ihn niemals mit Bewußtsein aufgab, wie er denn noch in höheren Jahren, als man seine Schriften zu kanonisiren Miene machte, ausdrücklich davor warnte. Wer seine Schriften „ja haben wolle", der solle sie „ihm beileibe nicht sein lassen ein Hinderniß, die Schrift selbst zu studiren", sondern sie lesen, wie er selbst des Papstes Dekret und der Sophisten Bücher gelesen.[1]) Die ihm folgten, mochten um so mehr gegen die symbolischen Bücher einreden, wenn dabei Stimme und Glaube der Gemeinde auf ihrer Seite war, zumal bei dem Begriff der Kirche, wie die Symbole selbst ihn feststellen. Die eidliche Verpflichtung auf die Lehre der letztern hatte in der That nur einen Sinn und konnte nur binden, wenn und sofern ihre Lehre für übereinstimmend mit der Schrift, oder eine über der Gemeinde stehende Autorität für berechtigt galt und gelten konnte, aus eigner Macht den Buchstaben der Symbole aufrecht zu erhalten, womit sie sich geradezu auf den Standpunkt der römischen Kirche und Hierarchie zurückstellte. Freilich ist damit keine der Fragen beantwortet: ob Diejenigen, welche das Dogma der symbolischen Bücher ganz oder zum Theil verwerfen, die Symbole, die lutherische Theologie und die Schrift richtig verstehen oder misverstehen; ob die Abweichenden, die nur von Verneinungen ausgehen und nur zu Verneinungen gelangen, ein besseres Recht haben, sich lutherisch und evangelisch zu nennen, als Diejenigen, die ihre Ueberzeugung durch die Autorität Luther's bestimmen lassen und alle Lehre durch seine Autorität gebunden wissen wollen; ob und wiefern die dogmatische Ansicht der Reformationszeit im Bewußtsein der Gemeinde noch lebendig ist; ob und wieweit die Theologen verpflichtet sind, ihre Lehre in Uebereinstimmung mit den Symbolen, mit der lebendigen christlichen Ueberzeugung der Gemeinde zu halten, wie sich diese Ueberzeugung nach Verlauf langer Zeiträume thatsächlich gestaltet hat; wiefern die religiöse Ansicht der heutigen Gemeinde noch die der

1) Vorr. zum ersten Theile seiner deutschen Bücher, Walch XIV, 422.

Reformatoren und der von ihnen gegründeten Kirche ist, oder aber wiefern man vor dreihundert Jahren und heute zur evangelischen Wahrheit hindurchgedrungen und die wahre Auffassung der letztern gefunden; wiefern irgend Jemand oder ob etwa das Kirchenregiment im gegenwärtigen Nothstande für befugt gelten kann zu der Annahme, daß das reformatorische Dogma auch das der jetzigen Gemeinde sei, und zu irgend einem Verfahren, welchem diese Voraussetzung zum Grunde liegt? Alle diese und noch andere verwandte Fragen sind durch das Obige so wenig entschieden, als sie hier erörtert werden dürfen. Nur Das steht nach Dem, was wir gehört, geschichtlich fest, daß Luther den Eid, den er als öffentlicher Lehrer des römisch-katholischen Christenthums geleistet, anders als das Kirchenregiment und keineswegs so verstand, als sei er durch denselben verbunden, seiner Ueberzeugung zuwider so zu lehren, wie die Autorität gelehrt wissen wollte; daß er nicht glaubte, wegen des Widerstreites seiner Ueberzeugung und des offiziellen Kirchenglaubens sein Lehramt niederlegen oder aus der Kirche ausscheiden zu müssen; daß er eben durch seinen Eid auf die Schrift- und Kirchenlehre, sobald und sofern er sich innerlich über die letztere hinweggehoben fühlte, sich berechtigt und verpflichtet achtete, sie, die katholische Orthodoxie falsch zu nennen, ihr die Schriftlehre entgegenzustellen, und als das Kirchenregiment ihm dies wehren wollte, demselben gerade als geschworner Doktor zu widerreden, sodaß sich Diejenigen in ähnlicher Lage mit ihm befanden, welche nach ihm auf die Symbole — die Schriftlehre und die protestantische Orthodoxie — vereidet wurden, einen Widerstreit der letztern und der Schriftlehre entdeckten, sich dieser, dem Gewissen und der Wahrheit und der Gemeinde, welcher sie die Wahrheit schuldig, am ersten und meisten verpflichtet und durch ihre Vereidung eben so gefreit wie gebunden erachteten, statt sich durch die letztere ängsten oder einengen zu lassen. Wem hieran im Falle Luther's oder Lutherischer irgend Etwas nicht schnurgerade erscheint, der wird doch genöthigt sein, die Schuld den schiefen Verhältnissen und Denjenigen zuzumessen, welche dieselben herbeiführten oder aufrechterhielten. Man wird in diesen Dingen nie aufs Reine kommen, wenn man sie juristisch urteln und behandeln will, was das Leichteste und Rechte scheint und doch nicht ist. Das Sittengebot ist allgemein und verpflichtet unbedingt

für alle Zeiten und Verhältnisse, es erfordert aber je nach Verschiedenheit derselben eine nicht stets gleiche Anwendung, auch wol ein entgegengesetztes Handeln, z. B. in Lagen wie der, in welcher sich Luther befand, Widerspruch statt Gehorsam. Nur die eine Bemerkung mag noch gestattet sein, daß die Entscheidung jener erwähnten Fragen zum einen Theile lediglich der theologischen Wissenschaft anheimfällt und daß sie zum andern Theile — gerade die drängendsten — möglicherweise erst dann entschieden werden können, wenn die Gemeinde aus einem todten ein lebendiger Körper durch Freilassung und innere Ordnung geworden, wenn sie befragt werden und Rede und Antwort geben kann, bis wohin nach wie vor von beiden Seiten Unsinn geredet und Unheil gestiftet werden, Verlegenheit bleiben und Verkehrtes geschehen und der Zustand der Unruhe und Spannung fortdauern wird, welcher dem ganz ähnlich ist, der in der Zeit der Anfänge Luther's den Glauben und die Kirche gefährdete und die Häupter äffte.

Wir mögen nicht verkennen, die Stütze, welche Luther im Doktoreide suchte, blieb eine zweideutige, war jedenfalls die stärkste nicht und erscheint um so unnöthiger für ihn, da er stärkere zu finden wußte. Er warf die Mönchsgelübde unmittelbar ab, erklärte sie für nichtig: was hätte entgegengestanden, es mit dem Doktoreide ebenso zu halten? Er sagte sich von den Autoritäten los, die ihm denselben auferlegt, warum nicht auch von dem Eide selbst? Wie konnte er ein so großes Gewicht darauf legen? Auf jenen Eid ein solches Gewicht bei seiner Furchtlosigkeit, dem verwegenen Trotze, den er zuerst dem Ansehen der Kirchenlehrer und ihres Aristoteles, zuletzt den höchsten Gewalten der Zeit, der Kirche, Deutschlands, dem Papst und dem Kaiser, dem Banne und der Acht bot, bei so kühner großartiger Auflehnung, bei seiner Glaubenskraft? Bei Abweichung von herrschenden Meinungen, Systemen und Gewalten, bei Abfall, Empörung und Umwälzung kommt es auf eine weit höhere und gewissere Berechtigung an, als irgend eine Verpflichtung zu geben vermag, die von den bis dahin bestandenen Autoritäten ausgegangen, und er lebte in dem Bewußtsein, daß eine solche ihm zur Seite stehe, daß er das Recht zur Erhebung wider das Papstthum schon in der erkannten religiösen Pflicht besitze, aus welcher er späterhin dann auch die Berechtigung zum Widerstande gegen den Kaiser und alle Tyrannei ab-

leitete: die in apostolischer Ansicht wurzelnde und seit der Reformationsepoche in vielfacher Gestalt wiederkehrende und ausgebildete Auffassung, welcher wir in den religiösen Bewegungen Englands und Schottlands, bei Knox namentlich, ja in der weltlichen Umwälzung Nordamerikas wieder begegnen. So lautete der Wehrspruch Jefferson's, des größesten, wirksamsten, friedlichsten Republikaners unter Allen, deren die Geschichte Erwähnung thut, wie Raumer ihn neuerdings nannte: „Von Dem kommt die Freiheit, von dem der Geist kommt, Widerstand gegen Tyrannei ist Gehorsam gegen Gott." Ebenso Luther im Jahre 1520: „Wir glauben hier fest, daß das Papstthum des wahren und leibhaften Antichrists Stuhl sei, und meinen, wir dürfen um der Seelen Heils willen Alles wider seine Büberei und Betrug thun. Meines Orts halte ich, daß ich dem Papst keinen Gehorsam schuldig sei als den, den ich dem wahrhaften Antichrist schuldig bin. Was wider Gott ist und den Menschen schädlich an Leib und Seel, hat nicht allein eine jegliche Gemeine, Rath oder Obrigkeit Gewalt abzuthun und zu wehren ohne Wissen und Willen des Papsts oder Bischofs, ja ist es auch schuldig bei ihrer Seelen Seligkeit." Indem er mit Simson's Spruche: so wie sie mir gethan, habe ich ihnen gethan! die päpstliche Bannbulle und die geistlichen Rechtsbücher verbrannte, bethätigte er aufs allerstärkste sowol seinen Muth, Alles zu thun wider den Papst, als seine Ueberzeugung, daß er dies „Alles" für rechtmäßig halte, das will sagen, nicht blos Selbstschutz gegen Vergewaltigung oder Gehorsamsweigerung, sondern offene Empörung, Angriff, Krieg.[1])

Immerhin liegt daher in seiner Auffassung des Doktoreides etwas Befremdendes, Unklares, Widersprechendes, das sich indeß leicht erklärt und doch auch wieder nicht sonderlich auffallend erscheint, wenn man seine Eigenthümlichkeit, wie sie jetzt schon deutlich hervorgetreten, und seinen Lebensgang nicht außer Augen läßt. Die Erklärung liegt zunächst in seiner sittlichen Anlage und deren Ausbildung zu einem überreizten Gewissenszustande,

1) Die Schriften An den Adel, Von weltlicher Obrigkeit, ein auf die erstere sich beziehendes Schreiben an Lange. Artikel Luther im Staatslexikon, X, 155, 198. Luther's Ansichten von Gehorsam und Widerstand in Weil's konstitutionellen Jahrb. 1844, II.

seiner Schwäche und seiner Kraft. Jeder Zweifel, Entschluß, Schritt oder Kampf war bei ihm von einem Gewissensbedenken begleitet, womit er vor Allem aufs Reine zu kommen strebte. Das Gewissen und dessen Angst trieb ihn zur anhaltendsten und eindringendsten Erforschung der religiösen Wahrheit, des göttlichen Willens, führte ihn so zur Pflichterkenntniß, zu einem so festen und starken Glauben, wie ihn Niemand neben ihm hatte; eben das Gewissen trieb ihn dann weiter zur Verkündung, Erfüllung, Bethätigung des Erkannten, innerlich gewiß Gewordenen um jeden Preis, auf jede Gefahr. Allein es regte immer und immer wieder Zweifel in ihm an, die eine gewaltige Kraft erhielten durch die Nachwirkung der ihm von früh an so tief eingeprägten Ansicht und Gesinnung, der bei ihm so tief eingewurzelten Ehrfurcht vor Dem, was er als unwahr erkannte und verwarf. Sie erschütterten ihm noch oft die errungene Gewißheit, zogen ihn in erneute Kämpfe um sie hinein, und da war ihm denn jede, wenn auch an sich schwache, auch jede äußere zum innern Zeugnisse des Geistes hinzukommende Bekräftigung willkommen, ja bisweilen unschätzbar. Er suchte und fand jene Gewißheit mehr und mehr in dem festen untrüglichen Schriftworte; daß er sie geltend machte aus Gewissenhaftigkeit, zog ihn in harte, von großen Zerrüttungen begleitete Kämpfe wider die Weltmacht hinein, die ihm die schwersten Bedenken wiederum aus Gewissenhaftigkeit erregten, und da suchte und fand er gegen dieselben eine Wehr in seiner öffentlichen Verpflichtung, die Wahrheit der Schrift zu verkünden. Eben nur den „sichern Geistern" kann dies unerklärlich erscheinen, die von Zuständen, von Anfechtungen wie die seinigen keine Erfahrung, keinerlei Bewußtsein haben. Die Geschichte kennt keinen andern Mann von gleicher oder ähnlicher Seelenstärke und Glaubenskraft und Sicherheit, der zugleich so bedenklich, so skrupulös, so voll von Aengsten gewesen wäre.

Es kam hinzu die so umfassend ihm inwohnende eigenthümliche Art der Deutschen, nach welcher sie von jeher bei allem Thun der Gewißheit der Berechtigung, wo möglich auch der äußern, so sehr bedurften, daß sie nicht leicht wider ein Gesetz oder ohne einen Befehl der geordneten Gewalten handelten, daß sie fast immer nur recht thätig wurden durch tüchtige, ihren Sinn treffende Häupter und oft lieber gar nicht handelten, als ohne diese; daß sie,

wenn die letztern, die ihnen anvertraute Macht misbrauchend, selber das Gesetz brechen, vor Allem und so lange als möglich durch Rechtsmittel, Beschwerden, Verwahrungen u. dgl., auch die voraussichtlich fruchtlosesten, dawider streiten, nicht leicht zu einem außer dem Kreise derselben liegenden Auftreten, zu gewaltsamem Widerstande, oder selbst nur zum Bruch von Verpflichtungen, welche ihnen auswärtige Tyrannei auferlegt, sich entschließen und einen Anhalt in einem Gesetze oder obrigkeitlichen Befehle sogar in dem Falle suchen, wenn sie darauf und daran sind, ein tyrannisches Joch abzuwerfen und der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen. Selbst zur Auflehnung mochten sie von jeher gar zu gern einen Befehl der Obern haben. Wie auch die Fehde ihr Gesetz und Recht bei ihnen hatte, stützten sie seit den ältesten Zeiten jede Empörung gegen das Reichshaupt auf die Reichsgesetze. Ausdrücklich bedangen sich die Landstände das Recht gewaffneten Widerstands gegen die Territorialfürsten aus. Luther willigte späterhin nur schwer in einen solchen gegen den Kaiser ein, und als er es that, nicht von fern aus Rücksicht auf den Nutzen oder die Noth der Sache des Evangeliums; er gründete sich auf das vernünftige göttliche Recht, unter das auch der Kaiser müsse, er ließ sich vornämlich durch die Rechtsausführungen der Juristen umstimmen, die bei jedem Schritte der Fürsten zur Minderung des dem Oberhaupte schuldigen Gehorsams und zur Erhebung ihrer Macht nicht eher ruheten, als bis sie einen Rechtsgrund dafür gefunden, gerade wie die Fürsten selber keinen Schritt dieser Art thaten, ohne sich einen solchen dafür auffinden zu lassen. Die Erhebung gegen die aufgedrungene römische Herrschaft wurde Luther und vielen Gleichgesinnten so schwer, wie noch in unsern letztern Zeiten so Vielen der Aufstand gegen die französische, wo diese legitim geworden war. Es ist merkwürdig, wie die größeste Umwälzung und die gewagteste und gewaltigste Empörung, welche die Geschichte, in jedem Falle wenigstens die deutsche Geschichte kennt, gerade von dem gewissensbedenklichsten aller Deutschen aller Zeiten ausging, der das Recht zu ihr nimmermehr außer der Pflicht gefunden hätte und die Erkenntniß der Pflicht und die Kraft ihrer Ausübung in Gewissensnöthen fand. Hutten, der neben ihm und vor ihm zur Abwerfung des römischen Joches aufrief und einen so wesentlichen Antheil an dem Befreiungswerke nahm,

hatte mit ihm auch Antheil an jener eigenthümlichen deutschen Art, die in einem tiefen Sinne für Gesetzlichkeit, in der Auffassung des Staates als einer Rechtsordnung und der Freiheit als vernünftiger Selbstbestimmung und daher auch Beschränkung wurzelte, zu Dienstbarkeit und zu Verkommenheit des Volkes, der Verfassung und der nationalen Angelegenheiten führte, doch in den bessern Zeitabschnitten und den bessern Männern der Nation deren Freisinne und der Selbstthätigkeit nicht abbrach, und mehr als ein Mal die Revolution, noch größere Zerrüttungen oder den gänzlichen Verfall und Untergang abwendete. Dies zeigte sich gerade in der Reformation und an den freien kühnen Männern Luther und Hutten, der wie gesagt desselben Sinnes war. So lesen wir von ihm in seiner Verteutschet Klag an Herzog Friedrich von Sachsen, er wolle wahrlich allezeit Friedrich's getreuer Ermahner und Anreger sein und so lange bei ihm bleiben, bis er sehe, daß der Fürst männlicher Stärke nicht empfänglich sei, wo er denn eine andere Arznei für die Krankheit suchen werde; er bitte jedoch „darvor zu seyn, daß es nit geschäch, nit allein darum, daß ihr es aufs leichtest vermögt, sondern auch, daß es aufs allerschändlichest und unehrlichest ist, das gemein Wesen durch Ander, dann durch die Hauptfürsten und Herren wiederum zu erheben." Er fügt dann aber nachdrücklich noch hinzu: „Wir werden nit allein bewältiget, die wir uns unterstanden haben Erinnerung zu thun, sondern sie befleißen sich jetzt alle Menschen unterzudrucken. Ihr sollt das auch nit leiden, als die freien Leut! So sollt ihr auch diesem, als die Fürsten, fürstohn. Cato der Aelter hat ihnen vor Zeiten zu Rom gesagt: die Amtleut und Regenten sollt man mit Steinen zu Tod werfen, die G'walt vermöchten zu erwehren und erwehrens nit." In seiner Entschuldigung etlicher unwahrhaftiger Ausgeben von ihm, als sollt er wider alle Geistlichkeit und Priesterschaft sein (von 1522), widmet er besondere Abschnitte der Beantwortung des Vorwurfs, daß er als Nichttheolog von geistlichen Dingen schreibend in einen fremden Beruf greife, und der Beantwortung der Frage, ob ihm „sollig Vormahnung ohn' Geheiß der Oberkeit zu thun gebühre?" Und ganz ähnlich, wie wir es mehrfach von Luther bei ähnlichen Veranlassungen hören, führt er dann aus, Jeder sei schuldig, „bei christlichem Glauben und der göttlichen Wahrheit zu halten, seinen

nächsten Christmenschen allzeit das Beste zu rathen und thun, um seines Vaterlands willen sich höchlich bemühen, in alle Fahr und Noth wagen, auch den Tod nit förchten oder fliehen"; nicht blos, daß es gebühre, „Anzeigung und Vermahnung gegen gemeine Gebrechen zu thun", bei solchen Unbilden sollte „die ganze christliche Welt aus rechter Bewegniß und mehr dann genugsamen Vorursachungen, als zu Auslöschung eines gemeinen Brands, sie abzutilgen zusammenlaufen u. s. f."[1])

In keiner Weise wird es nach dem Allen noch gar zu auffallend erscheinen, daß Luther einen gesetzlichen Anhalt in seinem Doktoreide suchte und fand.

Neue Thätigkeit — Sprachstudien.

In die nächsten paar Jahre fallen die Anfänge des Umschwungs, den er in Wittenberg hervorbrachte, doch ist davon sehr wenig Genaueres bekannt. Nur dürftige, blos andeutende Nachrichten haben sich über sie und überhaupt seine Thätigkeit, wenigstens im Jahre 1513 erhalten.

So verhält es sich mit den neuen Beschäftigungen, die ihm als Mitglied der Fakultät und des akademischen Senats oblagen. Wir wissen nur, daß er noch 1512 und dann wieder 1513 präsidirte, als sich die Augustiner Tilemann Schnabel und Andreas Hoffrichter, der Eine wie der Andre zum Baccalaureus biblicus und formatus disputirten. Die Thesen sind indeß verloren gegangen. Aehnliches kam in den folgenden Jahren mehrfach vor.[2])

Er mußte sich um so mehr zusammennehmen, da er so vielseitig beschäftigt war und docirend fortwährend lernte, noch viel zu lernen hatte und großentheils auf Selbstlernen beschränkt war. Dies war namentlich der Fall mit seinen Sprachstudien. Nach Dem, was im vorigen Buche darüber bemerkt ist, muß angenommen werden, daß er wenigstens ein ernstlicheres eigentliches Studium des Griechischen und Hebräischen erst in Wittenberg anfing, wir können indeß nicht sagen, wann es geschah. Wahrscheinlich schon vor diesem Jahre; wir werden ihn im nächstfolgenden schon ziemlich bewandert finden. Daran können wir nicht zweifeln, daß sein Eifer dabei groß war. In welch einem Ansehen stand das Studium der ältern Sprachen in der ganzen jüngern gelehrten Welt, unter den Gebildeten, in Wittenberg. Mit welcher weithin sich mittheilenden, anspornenden Vorliebe wurde es getrieben. Er war ein Zögling der Humanisten, der Alten, die er lieben gelernt, selbst im Kloster nicht ganz aufgegeben hatte, wenn seine Beschäftigung mit ihnen dort auch keine anhaltende gewesen war. Er richtete seine Anstrengungen vornämlich darauf, den wahren Schriftsinn zu erforschen, und ein Gemüthsbedürfniß trieb ihn dabei gewaltig an. Wie sehr war ihm seine Unkenntniß des Grundtextes der Schrift am Vordringen hinderlich. Er mußte jetzt schon anfangen oder angefangen haben, den Werth der Sprachen für die Schrifttheologie zu erkennen. Ging auch sein späteres begeistertes Rühmen derselben aus Erfahrung hervor, so begründete sich doch jetzt schon die Ansicht in ihm, wonach das Evangelium, wie er den Rathsherren der deutschen Städte einschärfte, obwol es allein durch den heiligen Geist kommen und täglich komme, doch durch Mittel der Sprachen kommen sei, zugenommen habe und auch dadurch behalten werden müsse. Wir hörten schon bei mehren Veranlassungen Aeußerungen von ihm über den Werth, die hohe Bedeutung des Studiums der ältern Sprachen, über die Mangelhaftigkeit der Schriftauslegung der Väter, weil ihnen Sprachkunde gefehlt. Nur eine Bemerkung wollen wir hier noch hinzufügen, die er gleichfalls in der Schrift an die Rathsherren macht, indem sie sich auf das bedeutungsvolle Zusammentreffen seines Auftretens und des Emporkommens der Sprachstudien bezieht, wodurch die Besonderheit und Wirksamkeit des erstern bedingt wurde. „Da Gott, sagt er, durch die Apostel das Evangelium wollte in alle Welt kommen lassen, gab er die Zungen dazu. Und hatte auch zuvor durch der Römer Regiment die griechische und lateinische Sprach so weit in alle Land ausgebreitet, auf daß sein Evangelium je bald fern und weit Frucht brächte. Also hat er itzt auch gethan. Niemand hat gewußt, warumb Gott die Sprachen erfür ließ kommen, bis daß man nu allererst siehet, daß es umb des Evangelii willen geschehen ist, wilchs er hernach hat wöllen offenbaren und dadurch

1) Münch, Hutten's Werke, V, 13, 430 ff.

2) Löscher, I, 213. *Foerstemann*, Lib. Decanor., 14 f.

des Endchrists Regiment aufdecken und zustören. Darumb hat er auch Griechenland dem Türken geben, auf daß die Griechen verjagt und zustreuet, die griechische Sprach ausbrächten, und ein Anfang würden, auch andere Sprachen mit zu lernen.“ [1])

Er hatte indeß bei seinen Sprachstudien mit den größesten Schwierigkeiten zu kämpfen. Sie waren freilich neuerdings — eben jetzt! — durch Reuchlin wesentlich erleichtert, der durch eine griechische Grammatik erfolgreich für die griechischen Studien in Deutschland wirkte, die Kenntniß der Grundsprache des neuen Testaments erst eigentlich verbreitete, die des Hebräischen zuerst begründete. Das Hebräische war seit Hieronymus von den christlichen Gelehrten gänzlich vernachlässigt gewesen. Unter den Deutschen hatte sich Wessel darauf gelegt, allein für weitere Verbreitung sehr wenig geleistet. Erst Reuchlin wirkte dafür mit Nachdruck und Erfolg. Sein hebräisches Wörterbuch war 1506, seine hebräische Grammatik, für Deutschland die erste, 1510 erschienen. Hebräische Bücher, Lehrer des Hebräischen waren jedoch noch immer nur mit unsäglichen Kosten und Mühen herbeizuschaffen. Die Beschäftigung mit dem Hebräischen hatte bis dahin für ketzerisch gegolten und eben diese Ansicht war es, welche zu dem noch immer fortgehenden Streite der Kölner gegen Reuchlin wesentlich mitwirkte. Für das Studium der griechischen Sprache war schon mehr geschehen, allein so wenig wurde auch sie noch getrieben, so sehr befand sich die Beschäftigung mit ihr gleichfalls noch in den Anfängen, daß man selbst in Wittenberg bis zu dieser Zeit keinen ordentlichen Lehrer des Griechischen oder des Hebräischen hatte erlangen können und daß noch mehre Jahre vergingen, ehe es geschah. Mag nun der eine oder andere wittenberger Humanist im Stande gewesen sein, Luther einigermaßen zu fördern, was sich wol annehmen läßt, so war er doch zumeist auf Selbstlernen und die wenigen vorhandenen, doch immer noch sehr mangelhaften Hülfsmittel beschränkt. Mathesius drückt es sehr richtig aus, wenn er, von Luther's Schriftstudien in dieser Zeit redend, sagt, wie er die heilige Biblia „buchstabiren“ gelernt, sei ihm der Text von Tag zu Tag klärer und läuftiger geworden, denn wie der

1) An die Rathsherren, Plochm. XXII, 181 f.

Papst ein Schüler gewesen, so habe auch Luther das Abc in der Bibel von Tag zu Tag lernen müssen, „dazu ihm deßmals und hernach seine Widersacher redlich gedienet und geholfen.“ [1])

Die Auslegung des Römerbriefes, 1513.

Da seine Beschäftigungen mit den ältern Sprachen sich hauptsächlich auf seine Schriftstudien und seine exegetischen Vorlesungen bezogen, und da diese den Mittelpunkt seiner gesammten Thätigkeit bildeten, so wollen wir auf sie zunächst hinblicken. Er las zuerst über den Römerbrief, eins der echt paulinischen Sendschreiben, die so lebendige Ausdrücke des innerlichsten Glaubens an den erlösenden Christus sind und die Alleinnothwendigkeit und Kraft dieses Glaubens so nachdrücklich und lebensfrisch hervorheben, dann über die Psalmen und noch etwas später über die Briefe an die Hebräer und an Titus. Von den Vorlesungen über den Hebräer- und Titusbrief sind weitere Nachrichten nicht vorhanden. Zuvörderst kommt die Auslegung des Römerbriefs in Betracht. Nur Mathesius und Melanthon haben darüber (und über die der Psalmen) dürftige, doch immerhin belangreiche Mittheilungen, die ein ziemlich helles Licht auch auf den Inhalt der Auslegung des Römerbriefs — denn die der Psalmen hat sich erhalten — und überhaupt auf die vorherrschende Richtung der gesammten Thätigkeit Luther's in dieser Zeit werfen. [2])

Nach Mathesius nahm er, sobald er das Doktorat erlangt

1) In der 1. Predigt. Erhard a. a. O. II, 210 ff. Schott, Gesch. der Bibelübersetzung, 86.

2) *Seckend.* I, 19. *Rebenst.* II, 12. Mathes. 1. und 15. Predigt. Melanthon, 19. *Kraft* (Prodrom. hist. vers. Biblior. germ. cap. 2, §. 1.) sagt, Luther's Kommentar über den Römerbrief bestehe aus seinen ersten theologischen Vorlesungen und sei der unbekannteste und rarste. Allein er ist, so viel ich habe finden können, überhaupt nicht vorhanden. Vergl. Walter, Ergänzte und verbesserte Nachr., 87. Oldekop (bei Lüntzel a. a. O. 156) sagt, Luther habe 1515 mit dem Römerbriefe seine Vorlesungen über die Episteln Pauli angefangen, die er bei Grünenberg habe drucken lassen, die Reihen weit von einander stehend „um Glossirens willen.“ Mag sein, daß Luther auch 1515 über den Römerbrief las.

hatte, die heil. Schrift mit einem noch tiefern Ernste, wie im Bewußtsein der Erfüllung eines höheren Pflichtsgebots, als heilige Berufssache vor, durchlas sie aber- und abermals mit der eindringendsten Forschbegier und benutzte dabei noch immer aufs fleißigste die Väter und Kirchenlehrer, doch so, daß er sich schon nicht mehr von ihnen beherrschen ließ, sondern sie nur zu Rath zog bei seinem Hauptabsehen. Es war darauf gerichtet, den wahren Schriftsinn immer besser zu verstehen, indem er sich dabei durch die paulinische Lehre vom Glauben leiten ließ, und vornämlich dadurch zu seinem Ziele zu gelangen trachtete, daß er die biblischen Bücher und einzelnen Aussprüche unter einander verglich, sichere Haltpunkte und zwar in den pauliniſchen Begriffen und seiner religiösen Selbsterfahrung aufsuchte und sich bemühete, von ihnen aus zu einem Verständniß, einer Auslegung der Schrift durch sich selbst zu gelangen. Es ließ ohne Zweifel tüchtige Ergebnisse hoffen, daß er einen solchen Weg einschlug, aber eben so gewiß ist es, daß der letztere fast nothwendig auf Irrungen hinleitete, die auch nicht ausblieben. Mehr und mehr ließ er alle andere Lehre, zumal die der Schule, fahren und legte sich allein auf Gottes Wort. Wir kennen den Gang. Er hatte sich zuerst mit der Schrift vertraut gemacht und „darnach erst die Skribenten gelesen.“ Er sagt: „aber ich mußte sie zuletzt alle aus den Augen stellen und wegthun (jetzt machte er den Anfang damit), dieweil ich in meinem Gewissen damit nicht konnte zufrieden sein, und mußte mich also wieder mit der Bibel würgen, denn es ist viel besser, mit eigenen Augen sehen als mit fremden.“[1])

Nach Melanthon erläuterte er den Römerbrief und dann die Psalmen so, daß nach dem Urtheile aller Frommen und Einsichtsvollen ein neuer Tag über die Lehre aufzugehen schien. Er zeigte den Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium, bestritt die in und außer der Schule herrschende Ansicht, wonach Vergebung der Sünde durch eigene Werke sollte erlangt werden, der Mensch gerecht sein können vor Gott schon durch eine äußerliche Frömmigkeit. Dadurch rief er die Gemüther wieder zurück zum Erlöser, lehrte, daß die Sünde ohne menschliches Verdienst um Christi willen vergeben und daß Gerechtigkeit vor Gott nur erlangt werde

1) Tischreden, Walch XXII, 86.

durch den Glauben. In demselben Sinne verbreitete er sich über alle Theile der christlichen Glaubenslehre.

Es war kein Wunder, wenn die Studirenden an seinem Streben, die Schulsubtilitäten zu beseitigen, womit sie sonst überall geplagt wurden, wenn Alle, die ihn hörten, ihre Freude hatten an seiner praktischen und lebendigen Richtung und Lehrweise. Sie wurden von den frischen, freudigen, ahnenden und befriedigten Gefühlen durchdrungen, wie sie stets erwachen, wenn ein kräftiger fruchtreicher Geist eine unerwartete Bewegung in die Begriffe und die Gemüther bringt, eine Welt von neuen Gedanken aufschließt, die eine unendliche Aussicht zu eröffnen scheint, aus langer Erstarrung zum Leben, eine Masse schlummernder, halb deutlicher Ansichten und Empfindungen weckt, und indem das Alte nicht mehr befriedigt, nur unmuthig und widerwillig noch festgehalten wird, eine neue willkommene Lehre verkündet. Man muß nur im Auge haben, daß zu dieser Zeit und an diesem Orte nichts hätte neuer sein können als seine Vorlesungen, ihr Gegenstand, Alles an ihnen — die Schrift, deren Behandlung, daß sie in den Vordergrund gestellt, ausgelegt wurde, wie es auf keiner Universität geschah. Es war unerhört. Der ganze evangelische Protestantismus lag schon darin. Das hatte Pollich schon gleich zu Anfange herausgefühlt. „Der Mönch wird eine neue Lehre aufbringen.“[1]) Es mußte immer deutlicher empfunden, erkannt werden.

Man darf nun freilich nicht glauben, daß Luther als Exeget oder in der wissenschaftlichen Ausbildung der von ihm aufgefaßten pauliniſch-augustiniſchen theologischen Begriffe schon über die Anfänge hinaus gewesen wäre. „Ob ich wol ein Doktor der heiligen Schrift war, sagt er selbst, wäre ich doch gern bis gen Rom gelaufen, daß ich nur einen Psalm hören möchte, oder eins von den zehn Geboten, oder ein Stück vom Glauben, von der Taufe u. s. f.“ Mehr als einmal erwähnt er, wie er als Schriftausleger noch ein gelehrter Doktor habe sein wollen und durch Mönchsgedanken sich habe irren und beherrschen lassen.[2]) Bemüht, seine

1) Eine weitere Bemerkung über die „Neuheit“ seiner Lehre im folgenden Buche.

2) Vermischte Predigten, Plochm. XVIII, 151. Predigten über das I. Buch Mosis, Plochm. XXXIV, 81.

theologischen Begriffe in einen wissenschaftlichen Zusammenhang zu bringen, war er doch weit entfernt davon, ein System zu Stande gebracht zu haben oder sich auch nur zuzutrauen, seine Schrifttheologie systematisch darstellen zu können. Ein Zeichen davon ist, daß er sie in exegetischen Vorlesungen und Predigten zu Tage förderte, aber kein dogmatisches Kollegium las oder etwa mit einer dogmatischen Schrift hervortrat. Die Wesel und Wessel hatten ausgebildet hinterlassen, was er mühsam und unsicher aufzubauen eben erst begann. Ihre Wirksamkeit war jedoch keine allgemeiner fassende und eingreifende, gering war zu ihrer Zeit die Zahl der Empfänglichen gewesen, sie hatten es nicht verstanden oder die Kraft nicht gehabt hindurchzudringen. Ihre Begriffe und Erkenntnisse fingen jetzt an, durch Luther Bedeutung für die Welt zu erhalten. So unvollkommen Das, was er im Verhältniß zu dem Ihrigen für jetzt zu bieten hatte, auch sein mochte, es erschien neu und ursprünglich, er legte es empfänglichen Hörern mit Geist, Eifer und Nachdruck dar, arbeitete es gleichsam vor den Theilnehmenden aus sich selbst heraus und zog sie Schritt vor Schritt nach sich, indem er selbst vordrang. Um so leichter konnten sie folgen, weil er selbst nicht zu weit voraus war. Sie erhielten sich an ihm, er sich an ihnen fortwährend frisch.

Man darf ferner nicht glauben, daß er schon an eine eigentliche reformatorische Thätigkeit gedacht hätte oder daß ihm der Gegensatz seiner Schriftlehre und der kirchlichen und dessen Größe, die Folgen, wozu die Herausbildung desselben führen mußte, in dieser Zeit vollkommen klar vor Augen getreten wären. Er hatte sich selbst beiweitem noch nicht frei gemacht von den Begriffen des Volks, der Schule und der Mönche, sie lagen neben den mit ihnen unvereinbaren neuen und abweichenden, die er aufgefaßt, noch großentheils vermischt in ihm. Allein zwei wichtige Punkte springen dabei doch bestimmt genug hervor: er ging, indem er die autorisirten Lehrer und deren Ansehen in den Hintergrund schob, entschieden auf die Schrift als den Urquell der christlichen Wahrheit zurück, er stellte die Lehre vom allein im Erlöser gegebenen Heil, oder aber von der Rechtfertigung durch den Glauben sammt alle Dem, womit sie dem Bedürfniß einer innerlichen Frömmigkeit und der über die bloße Gesetzmäßigkeit hinausliegenden Sittlichkeit entgegenkam, in den Mittelpunkt, und zwar

nicht mehr blos für sich und sein Gemüthsbedürfniß, sondern er ging damit aus sich heraus. Das Eine wie das Andere war Abweichung, in dem Einen wie im Andern lag ein Gegensatz einmal gegen das herrschende, dem Katholicism zum Grunde liegende Prinzip, wonach die Gewißheit des Glaubens der Angehörigen der Kirche aus dem Glauben und der Autorität der letztern, nicht aber aus eigener freier Geistesthätigkeit hervorgehen sollte; sodann gegen das kirchliche Lehrsystem, ja das gesammte Kirchenthum und insbesondere das Mönchthum, weil in diesem eben Alles oder doch das Meiste an der Ansicht von der Verdienstlichkeit der Werke hing, die gesetzliche Richtung vorwaltete und das Ergebniß eine blos äußerliche Frömmigkeit war. Wenn sein religiöser und theologischer Standpunkt zur Anerkennung und Herrschaft gelangte, wenn er größere Kreise dafür gewann, in dem Erlöser und der Einigung mit ihm durch den Glauben den Grund alles Heils zu suchen und zu finden, so mußten Scholastik und Kirchenthum stürzen, das christliche nnd kirchliche Leben erneut werden und auf einem andern Grunde eine andere Gestalt gewinnen. Er hatte sich seinen Standpunkt in der Stille angeeignet, ihn innerlich durchgearbeitet. Die Zeit war vorüber. Er suchte ihn jetzt zur Geltung zu bringen, stellte nicht blos seine abweichende Ansicht auf, sondern wir sehen ihn schon die herrschende bestreiten. Daß es mit Geist und Wärme geschah, läßt sich aus dem Eindrucke schließen, den er machte, und schon daraus vermuthen, daß er von der Romfahrt ein entrüstetes Herz mit heimgebracht hatte, entrüstet über die allgemeine Veräußerlichung der Frömmigkeit, die großen Gebrechen im kirchlichen Wesen, die Schrift- und Christwidrigkeit und die zudem selbsterfahrenen entsetzlichen Folgen der herrschenden Meinung von der Verdienstlichkeit der Werke. Sein jetziges Auftreten setzte schon eine gewisse Sicherheit und einen starken Muth voraus, denn er stand allein mit seiner Richtung, seiner Ansicht und seinem Streben, wenn ihm auch einiger Rückhalt an Staupitz und einer Anzahl ähnlich Gesinnter nicht fehlte. Hatte er aber seine Richtung ursprünglich von Staupitz, so hatte er den Meister doch schon überflügelt. Staupitz hatte als Docent keinen ungewöhnlichen Eindruck gemacht, durch seine Theologie nicht erregt, obwol Empfänglichkeit dafür nicht mangelte. Luther wußte die letztere, die ihm entgegenkam, zu benutzen, und

indem sein Streben mit ihr zusammentraf, war er es, der jetzt anfing Vertreter der abweichenden religiösen Zeitstimmung und Begriffe in seinen Umgebungen zu werden, der in einem größern und lebendigern Kreise dem längst ausgebildeter vorhanden Gewesenen Anerkennung und Aufnahme zu verschaffen suchte und verstand, der die ihm und Staupitz und andern Früheren gemeinschaftliche Richtung emporbrachte, einen neuen Tag über die Lehre heraufführte, kämpfend voranging, und der so Vorangehende steht doch mehr oder minder zuletzt immer allein. Der Sturm, der sich wider Reuchlin und dessen Anhang aus der Mitte der Schule und der Mönchskreise für deren Ansicht und wider die humanistische Abweichung erhoben hatte, zeigte deutlich, was es hieß, der Meinung der Schule und der Mönche entgegentreten, zeigte, was ihnen als unantastbares Heiligthum galt, mit welchem Ingrimm sie sich wider jeden Angriff darauf erhoben und wie sehr ihr Zorn zu fürchten war. Außerdem hatte Luther durch seine Annahme der Doktorwürde sich eine persönliche Feindschaft und Streitigkeit zugezogen, wovon unten die Rede sein wird. Doch ließ er sich durch das Alles nicht irre machen. Noch auf der Romfahrt sahen wir ihn in die herrschenden Begriffe tief verstrickt, obwol der Gegensatz der paulinischen in ihm sich regte, aber wie unsicher und unentschieden noch. So weit war er nun vorgeschritten, daß er für die letztern fest und grundsätzlich auftrat. Der ihm inwohnende Drang, nach außen mitzutheilen, was ihm innerlich zu Theil geworden, zeigt sich darin deutlich. Er war verstärkt und hatte einen Antrieb und eine Stütze in seiner Gelangung zur Doktorwürde erhalten: die erste Folge davon. Er kündigte sich auch durch einen häufigen Briefwechsel mit Ordensbrüdern an, den er seit dieser Zeit anfing, eine stille doch sehr bedeutsame Thätigkeit, auf die wir zurückkommen werden. Er wirkte durch sie gewaltig auf einen großen Theil der Besten und Tüchtigsten unter den Augustinern weit umher ein, schuf sich durch sie einen weitreichenden Einfluß, einen nützlichen Anhalt. Diese wieder ganz andere Wirksamkeit in die Ferne kam zu einer doppelten in der Nähe hinzu. Denn hatte er zuerst blos auf die Studirenden und Gelehrten eingewirkt, so war doch bald seine Predigerthätigkeit hinzugetreten, durch welche er auch die Ungelehrten, alle Stände faßte. Endlich ist auch darauf wohl zu achten, daß

sein Widerspruch nichts weniger als ein blos verneinender, wie zum großen Theile der der humanistisch Gebildeten und Aufgeklärten war, sondern von bestimmten festen Ueberzeugungen und Lehrsätzen ausging und sich an sein vornehmstes Bemühen nur anknüpfte, sie und mit ihnen eben eine größere wahrere Gewißheit des Geistes und Glaubens in den Gemüthern zu begründen.

Dies Alles wird sich sehr deutlich unmittelbar erkennen lassen, insbesondere werden wir genauer beurtheilen können, wie weit er mit der Durchbildung seiner neuen Begriffe um diese Zeit gelangt war, wenn wir seine Psalmenerklärung uns vorhalten.

Auslegung der Psalmen, 1513, 14.

Die Psalmenerklärung, womit er sich wahrscheinlich schon 1513 beschäftigte, ist die erste exegetische, überhaupt die erste gelehrte Arbeit von ihm, welche sich erhalten hat, und zwar ziemlich vollständig. Im Druck ist sie jedoch nicht erschienen. Sie besteht aus handschriftlichen Anmerkungen und Erläuterungen, die er an den Rand und zwischen die Zeilen eines lateinischen Psalters geschrieben hat, der in der Druckerei seines Klosters im Sommer 1513 ohne Zweifel für seine Zuhörer und in solcher Weise gedruckt wurde, daß dieselben gleichfalls Das, was ihnen in den Vorlesungen das Bemerkenswertheste däuchte, in ihre Exemplare hineinschreiben konnten. Jede Quartseite enthält nur in der Mitte einige Verse, sodaß umher, wie zwischen den weitläufig gedruckten Zeilen großer Raum bleibt. Ob Luther seine Bemerkungen schon 1513 oder erst im folgenden Jahre und ob er sie sämmtlich zu derselben Zeit in das Exemplar hineingeschrieben, läßt sich nicht ermitteln. Das Wahrscheinliche dürfte doch aber sein, daß es geschah, bevor oder während er zum ersten Male über die Psalmen las. Im Jahre 1516 wurde daran gedacht, sie drucken zu lassen. Aus einem Briefe von ihm an Spalatin geht hervor, daß man ihn deshalb bestürmt und daß er halb und halb eingewilligt hatte. Er schreibt, Spalatin möge den Drucker bedeuten, daß er sich gedulden müsse; die Handschrift sei nicht so beschaffen, daß sie, so wie sie vorliege, abgedruckt werden könnte; sie müsse von ihm selbst für den Druck eingerichtet werden, wozu

er im Augenblick die Zeit nicht habe; wenn es sein müsse, daß seine Aufzeichnungen noch gedruckt würden, so sei es doch aber sein Wille, daß es mit Typen geringerer Art geschehe, denn sie erschienen ihm nicht werth, daß gute Buchdrucker mit gutem Druck sich daran bemüheten. Der ganze Plunder sei nichts werth, als unterzugehen.[1])

Die Arbeit ist indeß für die Kunde seines Standpunktes in dieser Zeit ganz unschätzbar. Es würde jetzt, wo man nicht mehr daran denkt, ihm einen Vorwurf daraus zu machen, daß er zu seinen Erkenntnissen und Ueberzeugungen nur allmälig gelangte, nicht eben nöthig sein, ist aber zur Einleitung in unsern Ueberblick auch nicht ohne Belang, daß wir uns eines Fingerzeigs erinnern, welchen er in der Vorrede zum ersten Theile seiner lateinischen Schriften den Lesern seiner frühesten literarischen Erzeugnisse geben zu müssen glaubte. „Ich bitte aber den christlichen Leser vor allen Dingen, und bitte ihn um unsers Herrn Jesu Christi willen, daß er dieselben ganz bedächtiglich und mit großem Mitleiden lesen wolle, und wissen, daß ich vor dieser Zeit

1) De Wette I, 47. Luther's Exemplar mit seinen handschriftlichen Bemerkungen ist im Besitze der wolfenbüttelschen Bibliothek. Der Titel lautet: Sepher Tephyllim, hoc est liber laudum sive hymnorum, qui psalterium David dicitur, versiculis singulis in numerum et ordinem veterum reductis additisque titulis electissimis translatis et summariis super omnes psalmos diligenter castigatus. Eine genauere Beschreibung und Geschichte des Exemplars bei Walch IX, Vorr. 25 ff. und eine deutsche Uebersetzung der lateinischen Erläuterungen Luther's daselbst, 1474 ff. Unter einem eingeklebten Bilde Luther's als Mönch steht der Vers: Fulmina erant linguae singula verba tuae, nach Walch von Melanthon's Hand. Sie scheinen mehr Wigand's Handschrift zu gleichen, worüber ich indeß nicht entscheiden will. Luther's Handschrift ist hier ziemlich leserlich. Man sollte sie doch einmal abdrucken lassen. Die Uebersetzung bei Walch ist frei, trifft indeß den Sinn richtig, obwol es auch an einzelnen Irrthümern nicht fehlt. Im Exemplare folgt auf dem zweiten Blatte die Vorrede, die bei Walch 1474 steht. Luther machte dazu die Anmerkungen, die man bei Walch 1476 („Wenn das alte Testament u. s. w.") findet. Was bei Walch auf derselben Seite weiter steht („woraus ein solcher Leitfaden gezogen" u. s. w.) gehört zum gedruckten Texte. Auf die Rückseite des Titelblatts hat Luther die Bemerkungen geschrieben, die Walch 1478 unter der Ueberschrift: Des seligen Lutheri Anmerkungen über die dreifache Erklärungsart der Psalmen, hat. Das Exemplar ist übrigens defekt. Es fehlen Luther's Anmerkungen zu den beiden ersten Psalmen.

ein Mönch, und der rechten unsinnigen, rasenden Papisten einer gewesen sey, der im Anfang dieser Sachen so voll und trunken, ja sogar in des Pabsts Lehre ersoffen, daß ich bereit wäre gewesen zu ermorden, wo es in meiner Macht gestanden, oder hätte zum wenigsten Gefallen daran gehabt und darzu geholfen, daß ermordet wären worden alle Diejenigen, so dem Papst, auch in den geringsten Syllaben, nicht hätten Gehorsam leisten wollen. Daher wirst du, christlicher Leser, in diesen meinen ersten Schriften finden, wie viel und großer Artikel ich dem Papst demüthiglich zugelassen und eingeräumet habe, die ich hernacher und zu dieser Zeit für die höchsten Gotteslästerungen und Greuel gehalten und verdammet habe, und also noch halte und verdamme. Wollest derhalben diesen meinen Irrthum, oder (wie es meine Widersacher giftig deuten) ungleiche, widerwärtige Reden, der Zeit und meiner Unwissenheit zumessen." [1])

Wir finden Das, was er hier von seinen ersten Schriften sagt, in der That bestätigt, wenn wir diese Psalmenerklärung genauer ansehen. Sie trägt die deutlichsten Spuren davon, wie weit er in der biblischen Kritik und Hermeneutik noch zurück war, obwol sie mehrfach andeutend zeigt, daß er schon auf den Weg hinlenkte, auf welchem er als Schriftausleger so bedeutend werden sollte. Wir nehmen es namentlich aus seinem beflissenen Zurückgehen auf die rechte Quelle ab. Allein zunächst fehlt es ihm noch an zureichender Kenntniß des hebräischen Grundtextes. Er bedient sich einer verdorbenen mit der Vulgata übereinstimmenden lateinischen Uebersetzung und hält sich streng daran, obwol er den hebräischen Text schon kennt und ihn durchgehends, wie auch die griechische Uebersetzung berücksichtigt. Er verweist auch wol (wie beim 12. Verse des 49. Psalms) auf Reuchlin, spricht hier und da die Vermuthung aus oder bemerkt beiläufig, daß der lateinische Text den hebräischen falsch wiedergebe, und macht dann schwache Versuche, ihn durch den letztern zu korrigiren, oder er begnügt sich auch mit der Anführung, wie die oder die Stelle im Hebräischen laute. Mehr aber wagt er noch nicht; so weit ist er noch von seiner spätern dreisten Textkritik entfernt; sein Vertrauen zu seiner Sprachkunde bleibt selbst hinter dieser noch

1) Walch XIV, 428 f.

zurück, das Ansehen des lateinischen Textes fesselt ihn noch. Als Erasmus 1505 Valla's kritische Anmerkungen über die lateinische Uebersetzung des neuen Testaments herausgegeben, hatte er für nöthig gehalten, eine ausführliche Schutzschrift beizufügen, worin er sich die ersinnlichste Mühe gab, die Berichtigung der Vulgata aus dem Grundtexte zu vertheidigen. Weiter als Luther hier in der Textkritik geht, war Reuchlin schon gegangen, obwol auch er es nöthig gefunden, seine Abweichungen sorgfältig zu rechtfertigen, durch Berufung auf Hieronymus, der die Fehler der siebzig Dolmetscher, und auf Lyra, der die des Hieronymus verbessert. Dagegen sind Luther's Abweichungen von der herkömmlichen Auslegung insofern wieder viel durchgreifender als Reuchlin's Textänderungen, weil er dabei von den paulinischen Begriffen ausgeht und so gegen das ganze herrschende Lehrsystem anstößt. Sich tiefer in das Textkorrigiren einzulassen, daran wurde er übrigens auch durch den Umstand gehindert, daß sicher nur sehr Wenige von den Zuhörern hebräisch verstanden oder auch nur trieben. Er mußte nach dem Allen nothwendig den eigentlichen Sinn häufig verfehlen.[1])

Sodann beherrscht ihn auch die gangbare exegetische Methode noch in hohem Maße. Wir erinnern uns, was er von dem Allegorisiren sagt, das er in seinen frühern Jahren bei der Schriftauslegung so sehr geliebt. Er tadelt es in der Schrift Wider die himmlischen Propheten von 1524 an Karlstadt, wirft ihm vor, daß er allegorisirend die Schrift willkürlich behandle und misdeute, und sagt bei dieser Veranlassung, wenn solch geistlich Gaukelspiel gelten sollte, so getraue er sich wol, Karlstadt und seine Propheten noch drei Jahre zur Schule zu führen, denn er habe es hinlänglich geübt, als er vor zehn Jahren zuerst angefangen die Biblien zu lernen, ehe er auf den rechten Grund gekommen sei.[2]) In der That gibt seine Psalmenerklärung an Willkür der gewöhnlichen Auslegungsweise wenig nach, nur daß die Vorstellungen und Gedanken, welche er in den Text hineinlegt, reiner und vernünftiger sind.

1) Noch 1527 und 1528 legte er bei den exegetischen Vorlesungen eine lateinische, übrigens von der Vulgata abweichende Uebersetzung zum Grunde. *Bruns*, M. Lutheri Scholia et sermones p. p. S. VIII und 214. Schott a. a. O. 18. Erasmus in Ersch u. Gruber, 169.

2) Plochm. XXIX, 258.

Seine exegetischen Grundsätze sind aus dem gedruckten Vorworte des Psalmenabdrucks und aus seinen dazu geschriebenen Anmerkungen zu entnehmen. Wenn das erstere nicht von ihm herrührt, so hat er es sich doch angeeignet, indem er es abdrucken ließ. Jene Grundsätze, wie sie das Vorwort enthält, bestehen im Folgenden. Alle Weissagungen und Propheten sind von Christus zu verstehen, wo nicht aus unzweideutigen Worten das Gegentheil erhellt. Die grammatisch-historische Auslegung (für welche er späterhin Bahn brach, indem er die Erforschung des buchstäblichen Sinnes voranstellte und bei jeder Stelle nur einen einzigen Wortverstand zulassen wollte) leitet daher irre. Was von Christus buchstäblich gesagt wird, muß auch gleichnißweise von der ihm in Allem gleichförmigen Kirche und verblümt von jedem geistlichen Menschen verstanden werden. So bedeutet z. B. der erste Vers des 1. Psalms: selig ist der Mann, der nicht sitzet im Rathe der Gottlosen, buchstäblich: Jesus habe sich nicht nach der bösen Art der Juden gerichtet, gleichnißweis: die Kirche sei mit den bösen Begierden der Verfolger, Ketzer und gottlosen Christen nicht einstimmig gewesen, verblümt: der Geist komme nicht mit dem Fleische überein. Es scheint, daß dies eine Verbesserung der herrschenden Methode sein sollte, nach welcher die Auslegung einen dreifachen Sinn aufzusuchen und darzulegen hatte, den allegorischen, der auf eine gewisse Glaubenswahrheit, den tropologischen, der auf eine Lebenspflicht, und den anagogischen, der auf das Zukünftige, das zu Hoffende gehen sollte. Ja man hatte die Schrift nach einem vierfachen und seit dem 9. Jahrhundert nach einem siebenfachen Sinne verstanden, und Reuchlin erwähnt in einer seiner Schriften gegen Pfefferkorn, daß man sich zu siebenzehnerlei Auslegungsweisen verstiegen. Je tiefer das Studium der Grundsprachen und der sonstigen Hülfswissenschaften der Auslegungskunst gesunken war, je ausschließlicher nur die lateinische Uebersetzung der Schrift gebraucht wurde, desto willkürlicher war die Schrifterklärung geworden. Jene Kunst erschien fast nur noch als die Geschicklichkeit, womit jeder seine Einfälle in die Schrift hineintrug oder viele Deutungen derselben zu Tage förderte. Die Scholastik, wie wir uns erinnern, erhob sich über die Hülfswissenschaften der Auslegung und über die Schrift selbst, sofern sie nach ihrem Inhalt und allein durch ihre Kraft den höhern Schriftsinn bestimmen

wollte und den schlichten Wortverstand als nur für den gemeinen historischen und Volksglauben gehörig erklärte. Selbst Reuchlin, durch seinen mystisch-spekulativen Geist verführt, ging noch von der Annahme wenigstens eines doppelten Schriftsinns und einer exoterischen und esoterischen Religion aus.[1]) Luther verfährt hier noch künstlicher. Er folgt der Regel vom aufzusuchenden dreifachen Schriftsinne an hundert und wieder hundert Stellen. Gleich in seinen Anmerkungen zu der Vorrede billigt und erläutert er sie durch Beispiele. So soll der Buchstabe: Jerusalem, allegorisch die Guten, tropologisch die Tugenden und anagogisch Belohnungen; der Buchstabe Babylon allegorisch die Bösen, tropologisch die Laster und anagogisch Strafen; der tödtende Buchstabe: der Berg Zion, historisch das Land Kanaan, allegorisch die jüdische Kirche, tropologisch die pharisäische Gerechtigkeit in derselben und anagogisch die zukünftige Herrlichkeit nach dem Fleische bedeuten. Er fügt dann noch eine nicht eben lichtvolle Erläuterung hinzu, bei welcher die Absicht erkennbar ist, die Willkür der Auslegung einzuschränken, durch welche die heil. Schrift zum Gespött werde; allein es läuft dabei auf den Grundsatz, der den echten Theologen mache, daß der Geist vom Buchstaben zu unterscheiden sei, hinaus, einen Grundsatz, der das Seinige beitragen mußte, ihn von dem Durchgreifenden, welchem er sich näherte, wonach die Schrift alleinige Glaubensregel sein sollte, noch fern zu halten. Daß das geschriebene Wort nach dem Wesen des Buchstabens todt sei ohne den Geist der Auslegung, die der Herr nicht der Einsicht Einzelner überlassen, sondern der Gesammtheit der Kirche übertragen habe: dies hatten die Vertheidiger der Kirche eben gegen die Waldus, Wiklef, Huß und deren Berufung auf die Schrift geltend zu machen gesucht, Gerson namentlich.[2]) So wie Luther jenen Grundsatz faßt, öffnet er selbst der Willkür Thür und Thor damit, die sich denn auch gleich durch die Ueberschriften der einzelnen Psalmen, welche sammt und sonders auf Christus und die Kirche und deren Schicksale als Inhalt derselben verweisen, ankündigt und bei der Erklärung sich überall geltend macht. „Ich zog die Kommentare zu Rath, sagte er einst, und sah bei den Psalmen

1) Mayerhoff, Reuchlin u. seine Zeit, 97. Schröckh XXVIII, 324 ff.
2) K. A. Menzel, Neuere Gesch. der Deutschen, I, 25 f.

die Ueberschriften an, um den Inhalt zu entdecken, sah aber, daß kein Ausleger mit dem andern übereinkam. Ich fürchtete mich aber, die Meinungen der Doktoren zu verdammen, Staupitz aber bestärkte mich.“[1]) Diese Furcht beherrscht ihn jetzt noch. Er befindet sich mit frühern Auslegern auf dem richtigen Wege, indem er die Offenbarung und Heilsordnung als ein Ganzes auffaßt, worin sich das Frühere schon auf das Spätere bezieht, die Ahnung des göttlichen Reichs im alten Testamente auf die Erscheinung desselben im neuen. Allein er verwechselt die eine mit der andern und trägt die Vollendung in die bloße Beziehung und Vorbildung vermöge allegorisch-mystischer Auslegung hinein. Zehn und wieder zehn Mal kehrt so etwas wieder, wie: dieser Psalm handelt dem Buchstaben nach von Christo, allegorisch von der Kirche und den Tyrannen, welche sie verfolgen, tropologisch ist er gegen das verderbte Fleisch, Welt und Teufel gerichtet, und im allgemeinen Verstande kann er auch auf David bezogen werden. Im Psalme ist von Bergen die Rede, Luther versteht darunter die Obern, die Apostel, unter den paukenden Jungfrauen die Gläubigen u. s. f., sodaß sein Allegorisiren dem gangbaren an spielender Geschmacklosigkeit bisweilen nicht das mindeste nachgibt. Er war erst auf dem Wege, es gilt erst in einem geringen Maße von seiner erwähnten ersten Beschäftigung mit dem Römerbriefe in den Vorlesungen, wenn er sagt: „Da ich ein Mönch war, war ich ein Meister auf geistliche Deutung, allegorisirte es Alles: darnach aber, da ich durch die Epistel zun Römern ein wenig zum Erkenntniß Christi kam, sahe ich, daß mit Allegorien und geistlichen Deutungen nichts war; nicht was Christus bedeutet, sondern wer und was er ist. Zuvor allegorisirte ich und deutete geistlich, auch die Kloaka, und nur Alles.“ Auf diese Psalmerklärung und diese Zeit leidet es noch Anwendung und weist zugleich auf den Gang hin, welchen er als Schriftausleger nahm, wenn er sagte: „als ich jung war, da war ich gelehrt, und sonderlich, ehe ich in die Theologie kam, da ging ich mit Allegoriis, Tropologiis und Anagogiis um, und machte eitel Kunst. Wenns jetzt einer hätte, er trüge es umher für eitel Heiligthum. Aber

1) Revocavit me; Cod. chart. bibl. duc. Goth. Nr. 168, S. 26, Studia Lutheri.

ich weiß, daß es ein lauter Dreck ist. Nun hab ichs fahren lassen, und ist meine beste und erste Kunst, tradere scripturam simplici sensu; denn literalis sensus, der thuts, da ist Leben, da ist Kraft, Lehre und Kunst innen: in dem andern da ist nur Narrenwerk, wiewol es hoch gleisset.“ [1])

Man muß aber auch sagen, daß es dies bei ihm jetzt that. Sein Allegorisiren ist oft sinnvoll, wenn er z. B. den Oelbaum als Bild und Gleichniß vieler Dinge darstellt, weil er allezeit grüne und Frucht trage, als Zeichen des Friedens und der Buße, weil aus seiner bittern Frucht doch ein süßes Oel gepreßt werde. Viel Geistvolles und Schwunghaftes unterbricht das Spielende und Geschmacklose. Ansprechende Bilder fehlen hier und da nicht. „Gleichwie eine Biene aus einer unverletzten Blume den Honig und eine Spinne eben daraus das Gift sammelt und zusammenträgt, also macht es ein jeder argwöhnische Mensch, den Tod sammelt er aus dem Leben“; (zu Ps. 40, V. 6). Es wurde ihm ein Lieblingsvergleich, der unter mancherlei Wendungen in seinen Schriften vorkommt. Eine offenbare Neigung zur Einfachheit liegt mit seinem poetischen Drange, der Fülle seiner Phantasie, die sich auch hier geltend machen, der ihn noch beherrschenden Vorliebe für allegorische Deutungen im Widerstreit, die auch noch mit seiner unzureichenden Sprachkunde eng zusammenhängt, wie die Vorliebe der damaligen Exegeten für die Allegorie mit der Vorliebe ihrer Zeit überhaupt für dieselbe in der poetischen Literatur, der Malerkunst, den öffentlichen Aufführungen, Processionen, Spielen, im ganzen Volksleben. Sichtlich ringt er mit aller Kraft nach Klarheit, „dunkele Lehre“ ist ihm zuwider, ausdrücklich tadelt er (zu Ps. 17, V. 4) bei Gelegenheit die Prediger, „die schwülstige Lehre führen.“ Ohne Zweifel klang und machte sich auch das Meiste im mündlichen Vortrage weit besser. Was er von seiner Auslegung der ersten zweiundzwanzig Psalmen sagt, die er 1519 begann, wird auch auf seine erste Psalmenerklärung bezogen werden können, es sei ein weitläufig, ungeordnet und unförmlich Werk, das er unter Geschäftsdrang zugleich habe empfangen, formiren, nähren und gebären müssen; es eigne sich für den Druck nicht, die lebendige Stimme gebe den Zuhörern mehr

1) Tischreden, Walch XXII, 1988.

Licht und Luft als der große Wust der Worte.[1]) In Wahrheit ist des Trocknen, Unfruchtbaren und Unzutreffenden eine so große Masse in dieser seiner ersten Psalmerklärung, daß man, wenn man bedenkt, daß sie ein bedeutender Fortschritt war und so großen Eindruck machte, nothwendig auf die Tiefe der Stufe, auf welcher die Schriftauslegung stand, und das geringe Maß der Ansprüche schließen muß, die zu befriedigen waren.

Zu dem Allen kommt endlich, daß er im kirchlichen Lehrsysteme noch äußerst befangen ist, was ihn denn gleichfalls an vielen Stellen hindert, „auf den rechten Grund zu kommen.“ Dagegen aber zeigt sich auf jeder Seite, daß er sich tüchtig in der Schrift umgesehen hat, schon gleichsam zu Hause in ihr geworden ist, die reichste Belesenheit in den Vätern, den ältern Auslegern besitzt, Hieronymus, Cyprian, Cassiodor, Augustin u. A. Auch benutzt er sie mit Kritik. Die Erklärungen, Ansichten und Aussprüche Augustin's führt er am häufigsten an, in der Regel billigend, aber doch nicht immer. Augustin's Ansehen und seine Vorliebe für denselben fesselt ihn nicht gänzlich. Lyra hat er nun fleißig studirt und nicht selten meistert er ihn, bisweilen freilich mit dem offenbarsten Unrecht, indem ihn sein Bestreben, im Buchstäblichen einen geistigen Sinn zu entdecken, irre leitet. Seine Mönchsansicht über ihn beherrscht ihn noch. Er hat sich in der Geschichte, den Alterthümern umgesehen. Was nur Licht geben oder zur Verdeutlichung dienen kann, Aristoteles und Plato, die Naturkunde, Gesetze der Perspektive und hundert Anderes zieht er herbei. Aus der letztern z. B. sucht er den 8. Vers des 101. Psalms: die Berge steigen auf und die Felder steigen ab, zu erläutern. Die Scholastiker werden gar nicht erwähnt. Er „ließ sie fahren“ und suchte die Schrift vornämlich durch Parallelstellen aus sich selbst zu erklären. Er bekundet schon in hohem Maße die Eigenschaft eines Schriftauslegers, ohne die auch der Gelehrteste kein solcher wird, die geistige und gemüthliche Verwandtschaft mit dem Schriftinhalte; jene Eigenschaft, die er eben so wie die Stufe, die er zu dieser Zeit in der Kunst der Schriftauslegung erreicht, in einem Nachworte zu seiner Erklärung der ersten zweiundzwanzig Psalmen sehr körnig bezeichnet: seine Gelehrsamkeit

1) Walch IV, 1622.

habe dabei wenig gethan, weil er bisher selbst noch ein Schüler gewesen, nicht blos in den Sprachen, sondern auch in der Aneignung des prophetischen Geistes. Denn einem Ausleger der Schrift sei beides nöthig, sowol Geist als Sprache.[1]) Man muß übrigens in Anschlag bringen, daß seine Aufzeichnungen keine vollendete schriftstellerische Arbeit sind und daß man den für eine solche passenden Maßstab an sie nicht anlegen darf, daß sie nur Umrisse, und vielleicht oft flüchtig hingeworfene Umrisse sein sollten, wobei die Ausführung dem mündlichen Vortrage überlassen blieb. Man darf sie deshalb auch um so weniger mit den besten gleichzeitigen exegetischen Schriften in Vergleichung stellen wollen. Allerdings kann es aber bei einer solchen nicht zweifelhaft sein, daß er als Exeget namentlich hinter einem Erasmus hinsichtlich des Geschmacks, des Ausdrucks, echter Ergründung des Schriftsinns und anderer Vorzüge fast so weit zurücksteht, als er die bisherigen verdunkelnden Ausleger überragt. Doch hat seine Psalmenerklärung Das voraus, was Melanthon als seine Schrifterklärungen aus dieser Zeit bezeichnend hervorhebt. Die erste in einer langen Reihe schriftauslegender Arbeiten und noch so mangelhaft, zeigt sie doch schon manche der Eigenthümlichkeiten und Vorzüge, durch welche er alle seine Meister überflügeln sollte, sodaß selbst ein Erasmus wiederholt von ihm sagte, kein geschickterer und besserer Ausleger sei gewesen als er, unter allen, deren Schriften man habe seit der Apostel Zeit.[2])

Die religiösen Vorstellungen der Psalmisten stehen eine Stufe tiefer als die christliche Erkenntniß, die rein evangelische. In diese aber war er noch nicht völlig eingedrungen, die alttestamentlich-scholastische Anschauung beherrschte ihn noch großentheils. Die der Psalmisten stand zum Theil wieder höher als die mönchisch-kirchliche und war insofern geeignet, ihn zu fördern; sofern sie aber niedriger stand als die evangelische und er dies nur allmälig erkannte und anfangs die ihrige für die rein evangelische nahm, war seine Vertiefung in die Psalmen danach angethan, ihn im Fortschreiten zur völligen Erkenntniß aufzuhalten. Auf der andern Seite aber stand der Psalmeninhalt ihm so auch näher, ihn

1) Walch IV, 1620.

2) Walch XIV, 539.

in sich aufzunehmen. Es gab aber noch andere und stärkere Gründe, daß dies geschah. Er konnte das Psalmwort sich ganz aneignen, und er liebte die Psalmen so sehr, beschäftigte sich so viel mit ihnen, lebte sich so in sie hinein und traf — wie er späterhin wol kein anderes biblisches Buch so richtig übersetzt hat — ihren Sinn schon jetzt oft so viel besser als andere mit exegetischem Apparate reicher ausgerüstete Erklärer, weil er mit dem tiefsten Seelenbedürfnisse ihren Trost suchend an ihr Studium und ihre Auslegung ging, weil er die innern Zustände ihrer Verfasser, deren Ausdruck sie sind, großentheils durchlebt, wie sie vom tiefsten Gefühle der Abhängigkeit von Gott, der Sünde und Gottverlassenheit, von der entsetzlichsten Angst um das Heil der Seele, von Furcht vor Gott und bangen Zweifeln gemartert gewesen, verzagend und wieder gläubig Gott angerufen, die Freude errungener Gewißheit, des süßesten Trostes nach langem Elende empfunden. Die tiefste Gemüthsinnigkeit, der höchste Seelenschwung, die gewaltigste Glaubenskraft, Reichthum innerer und äußerer Erfahrung, eine großartige Anschauung von Welt und Leben, Einsicht in die verborgensten Falten des menschlichen Herzens findet sich bei ihnen: Dichter, Seher, Weise, Lehrer und Helden waren sie, und von dem Allen lag etwas in Luther, er war ihnen verwandt darin, hatte Empfänglichkeit dafür. In vielen ihrer Ergüsse sprechen sie die Angst aus, die er litt, in andern die Kraft des Glaubens, die erhabene Seelenruhe, die Sicherheit, die er suchte und bei ihnen fand. Wegen dieser seiner innern Verwandtschaft mit ihnen, seiner ähnlichen Stimmung und wegen der kostbaren Erfahrungen, die er sogleich und dann mehr und mehr und fortwährend an den Psalmen machte, waren sie es, mit denen er sich nächst den paulinischen Schriften am meisten und liebsten beschäftigte, sobald er sie kennen gelernt und nur einigermaßen zu ihrem Verständniß gelangt war. Die edelsten und schwersten Bücher der heil. Schrift für einen Ausleger nennt er sie in der Vorrede an die Studirenden zu seiner Auslegung der ersten zweiundzwanzig Psalmen von 1519. Schon im Kloster zu Erfurt hatte er sich fleißig mit ihnen abgegeben, bis ihm „der Psalter geschmeckt.“ Nach einer oder einigen paulinischen Schriften waren sie es, worüber er zuerst las. Kein Buch in der Bibel, sagt er in der Zuschrift an den Kurfürsten zu jener Auslegung

von 1519, habe ihm mehr Mühe gekostet, bis er einsehen lernen, daß man keines Auslegers Auslegung verwerfen müsse, wenn sie nur zur Frömmigkeit führe; die ältern hätten manchfach gefehlt, die neuen träfen manchmal den Sinn besser, fehlten aber gleichfalls und es würde so fortgehen. Als eine unendliche Aufgabe erschien ihm die Psalmenerklärung, wie sie sich denn bis auf die neuesten Erklärungen auch zeigt; gleichsam eine Lebensaufgabe wurde sie ihm selbst. Wieder und wieder las er über sie, schrieb eine Auslegung über sie nach der andern, bald gelehrt, bald erbaulich oder beides, bald über ihre ganze Reihe, bald über einige oder einzelne.

In der Kette dieser Auslegungen ist die Arbeit, womit wir es hier zu thun haben, das erste Glied und erscheint erst dann vom rechten Belange und im vollen Lichte, wenn wir sie so betrachten. Nie genügte ihm die Stufe des Verständnisses, die er in irgend einer Zeit erreicht hatte. „Wer möchte sich einbilden, sagt er in der eben erwähnten Zuschrift, daß von irgend Jemand nur ein einziger Psalm vollkommen verstanden worden sei? Unser Leben ist nur ein Anfang und ein Zunehmen, nicht aber eine Vollendung und Vollkommenheit. Nachdem einer dem Sinne des heiligen Geistes näher und näher kommt, desto mehr Vorzug hat er vor Andern in Auslegung der heiligen Schrift. Wenn ich den Mond erreicht habe, so darf ich mir nicht einbilden, ich habe auch die Sonne mit Händen gefasset; ich darf aber auch nicht deswegen die kleineren Sternen verachten. Es gibt gewisse Grade und Stuffen in unserm Leben und Thun; warum nicht auch im Verstehen? Der Apostel spricht: Wir werden verkläret von einer Klarheit zu der andern.“ Die Psalmen wurden und blieben ihm das liebste Erbauungsbuch, woraus er lebenslang Trost, Kraft, Hoffnung schöpfte, woran er in Schmerzen und Unruhen sein Gemüth erquickte, bei trüben Erfahrungen die Seele über die kleine Welt, die wirre Zeit erhob, worin er Seelenfrieden unter Stürmen, Muth und Waffen zum Kriege fand. In kein anderes Buch der Schrift hat er sich so hineingelebt, kein anderes hat er so in sich aufgenommen. Er legt in seine Erklärungen über sie, in ihre Sprüche, seine tiefsten und höchsten Gedanken und Empfindungen, das Bedeutendste hinein, was ihn in seinem wechselvollen Leben bewegte, die besten Geistesfrüchte von Allem, was

er innerlich und äußerlich erlebte, gerade wie ihre oder wie die Bedeutung einzelner Psalmen ihm erst über seinem fortschreitenden Denken, seinen Erlebnissen, in ähnlichen Stimmungen aufging. Für alle Stände und Klassen, für alle Verhältnisse und Lebenslagen legt er sie aus, zu Labung stiller frommer Seelen, zum Troste Vertriebener, tyrannische Fürsten und geistliche Obere zu schrecken, sie an ihre Pflicht, ihre Nichtigkeit vor Gott, dem Rächer alles Unrechts, die Schranken ihrer Macht zu erinnern. In das Herz, in Haus und Hütte, in die großen Bewegungen der Zeit greift und wirkt er durch sie ein. Was er Einzelnen, Hohen und Niedern, Freunden und Feinden, seinen Wittenbergern von der Wartburg aus, Bürgern, die um des Evangeliums willen vertrieben sind, und ihren Drängern, was er den Evangelischen im fernen Riga, seinen Landesherrn, dem Kardinal Albrecht, den Reichsfürsten und Obrigkeiten zu sagen hat, legt er in Erklärungen einzelner Psalmen hinein. Es sollte eine seiner Stärken werden, die Unzahl der allgemein verbreiteten abergläubischen, finstern und läppischen, mechanischer Frömmigkeit dienenden Erbauungsbücher zu verdrängen, von welchen im ersten Buche (kirchliche Zustände in Erfurt) die Rede war. Es geschah vornämlich durch seine Bibelübersetzung, und insbesondere, worauf dort bereits hingedeutet wurde, durch seine Bearbeitungen der Psalmen, und die Neigung und Anlage gibt sich schon in dieser ersten Bearbeitung kund. Kein Anderer hat einen so vielseitigen Gebrauch von ihnen gemacht als er.

Auch jetzt, bei seiner ersten Auslegung derselben, ist es nicht von fern blos der Gesichtspunkt des gelehrten Theologen, aus welchem er über sie liest: um die Sache, das eigentliche Ziel aller Beschäftigung mit den Büchern der heil. Schrift ist es ihm aufs Ernstlichste zu thun, und er sucht dieses Ziel auch oder eben durch das Allegorisiren zu erreichen, bei welchem er von ähnlichen Gesichtspunkten oder unbewußten Absehen wie die Väter geleitet wird: der tiefere Grund, weßhalb er dazu immer doch wieder, wenn auch mit einem andern Maß und Bewußtsein zurückkehrte, auch nachdem er es verworfen. Wir haben in dieser vorherrschenden Richtung auf die Sache schon die Ansätze zu Dem, wodurch seine Schriftauslegung, seine schriftauslegenden Bücher so fruchtbar und erbaulich wurden, die Gemüther so stark

faßten, auch der Nichtgelehrten, die sich sonst um exegetische Sachen nicht zu kümmern pflegen. Er will vor allen Dingen echte innerliche Frömmigkeit wecken und fördern. Auf ihre Anregung ist sein Bestreben wesentlich gerichtet, das sich an hundert und wieder hundert Stellen, durch den Ton des Ganzen zeigt. Man muß dabei von Dem, was die gelehrte biblische Auslegung bis in die neueste Zeit wollte und zu leisten pflegte, gänzlich hinwegsehen. Er hat das ganze christliche Leben im Auge, nicht blos die nächsten Zwecke des wissenschaftlichen Vortrags; er zieht in diesen hinein, was jenes nahe und fern berührt, sofern er es selbst nur schon ins Auge gefaßt hat. Von dem Grundsatze, daß der Docent blos um das Wissenschaftliche sich kümmern, das Leben unberührt lassen solle, scheint er nicht einmal eine Ahnung zu haben. Kaum noch ein der Welt abgestorbener Mönch, hineingezwungen in sie, doch noch im Kloster, hat er den Gedanken schon aufgefaßt, lebt der Wille schon in ihm, gestaltend und umgestaltend in die Welt hineinzugreifen, die herrschende Lehre und Lehrweise und die kirchliche und sittliche Verderbniß, welche sich daran knüpft — und was hing nicht auch sonst noch Alles mit ihr zusammen? — zu befehden, indem er etwas Neues und Besseres an die Stelle setzt. Insbesondere geht er schon jetzt mit anhebendem Erfolge, der mit jedem Tage zunehmen soll, von dem Gesichtspunkte aus, der ihm selbst klarer und immer klarer wird, den er ebenfalls in jener Zuschrift mit den, schon auf seine jetzige erste Psalmauslegung passenden Worten bezeichnet, „auch das wird nicht ohne Nutzen sein, wenn ich so viel gethan habe, daß ich mich und meine Zuhörer indessen mit bessern Studien beschäftigt, als wenn ich über Librum Sententiarum gelesen, und darbei neue Finsterniß, Frösche und Mücken zu Markte gebracht hätte." Denn so dürfen wir freilich nicht verstehen, als hätte er ein in das Große und Ganze eingreifendes Wirken schon jetzt im Sinne gehabt. So weit war er auch in dieser Zeit noch lange nicht vorgeschritten. Wenn er durch bessere Lehre reformiren wollte, so dachte er dabei doch nur an einen engern Kreis, noch immer hatte er kein Bewußtsein davon, wie viele und große Dinge seine abweichende Theologie, zumal in ihrer weitern Entwickelung, aufs tiefste und heftigste anrühren, daß sie fast eben so gewaltig und innig ergreifen würde, als er selbst

von ihr ergriffen war. Man erkennt dies auch aus dieser Psalmenerklärung, wenn man ihn da über die Schrift sich aussprechen hört, für deren Lehre seine Theologie ihm galt. Kommt er auf sie, so schwillt ihm das Herz, so weiß er nicht Worte und Bilder genug zu finden, um sie zu preisen. „Was dem Thier die Weide, dem Menschen ein Haus, dem Vogel ein Nest, der Gemse ein Fels, dem Fische der Strom ist, das ist die heil. Schrift gläubigen Seelen" (zu Ps. 83, V. 4). Sodann war es eben diese Abwendung von unfruchtbarer Gelehrsamkeit und spitzfindiger Scholastik, dieses Zurückgehen auf die Schrift, das einfache, lebendige, fruchtreiche Schriftwort, womit er eine der lebendigsten, in allen Ständen schon einigermaßen verbreiteten Zeitrichtungen traf. Die Nation kehrte sich, obwol nicht ausnahmlos, vom Träumerischen und Unfruchtbaren zum Praktischen, vom Mystischen zum Verstandesmäßigen, vom Verwickelten und Verworrenen zum Einfachen in der Literatur, im Leben, im Politischen und Religiösen; gedachte gern und mit Vorliebe der deutschen und christlichen Urzeit und Urzustände, woher die Beschäftigung mit der ältern deutschen Geschichte, das Zurückgreifen auf die ältern Zustände der Kirche, die Neigung zur heil. Schrift, die an vielen Zeichen sich kund that und ihm nun entgegenkam.[1])

Unzählige Mal hat er über die Psalmen sich ausgesprochen, mit der lebendigsten Vorliebe kommt er wieder und wieder auf sie zurück; er hat das Tiefste und Treffendste über sie gesagt, ist unerschöpflich in ihrem Lobe, bald von einzelnen redend bald von ihnen allen. Er ist 1530 im Begriff, seinen Empfindungen über den Gang und Stand der Dinge in einem „neuen Liede" Worte zu geben, hält aber den dichterischen Drang zurück, „weil der heilige Geist, der höchste und beste Dichter, zuvor bereits bessere und feinere Lieder, nämlich die lieben Psalmen, gemacht hat, Gott damit zu danken und zu loben." Er schreibt eine Auslegung des dritten Psalms, „weil nicht Jeder solch Meisterlied gnugsam versteht." In der Zuschrift zur Auslegung des 118. Psalms ruft er aus: „Es ist mein Psalm, den ich lieb habe. Wiewol der ganze Psalter und die heilige Schrift gar mir auch lieb ist, als die mein einiger Trost und Leben ist; so bin ich doch

1) Walch IV, 264, 267, g, h. Gervinus a. a. O. III, 27.

sonderlich an diesen Psalm gerathen, daß er muß mein heißen und sein, denn er sich auch redlich um mich gar oft verdienet, und mir aus manchen großen Nöthen geholfen hat, da mir sonst weder Kayser, Könige, Weise, Kluge, Heilige hätten mögen helfen, und ist mir lieber, denn des Papsts, Türken, Kaysers, und aller Welt Ehre, Gut und Gewalt, wollte auch gar ungerne um diesen Psalm mit ihnen allesam beuten. Ob aber jemand mich seltsam würde ansehen, daß ich diesen Psalm für meinen Psalm rühme, der doch aller Welt gemein ist, der soll wissen, daß der Psalm damit niemand genommen ist, daß er mein ist. Christus ist auch mein, bleibet aber gleichwol allen Heiligen derselbige Christus. Ich will nicht eifern, sondern ein frölicher Mittheiler seyn. Und wollte Gott, daß alle Welt den Psalm also für den seinen anspräche, wie ich; das sollte der freundlichste Zank werden, dem kaum irgend eine Einträchtigkeit und Liebe zu vergleichen seyn sollte." Das Buch der Psalmen, führt er aus, lehre nicht blos das Wort Gottes, sondern gebe auch den Trieb und die Kraft es zu erfüllen und weise an, wenn dies geschehen, Gott dafür zu danken und zu loben. Der gute Geist Gottes lege darin die Worte zum Gebet in den Mund und die Begierde dazu ins Herz. Es sei eine rechte Schule, darin man den Glauben und gut Gewissen zu Gott lerne, übe und stärke. „Darum siehest du auch, daß schier kein Psalm ist, er rühmet von Gottes Treue, Wahrheit, Wort, Gerechtigkeit; und übet also damit das Gewissen im Glauben zu Gott, daß man greifen muß, Gottes Gebote erfüllen stehe in aufrichtigem Glauben, in tröstlicher Zuversicht zu seiner Gnade, und in frölichem Gewissen auf seine Barmherzigkeit. Ein solch Herz, das in Gott gutes Muths ist, das thut es, das ist es, das allen Gottes Willen frey und mit Lust thut und leidet. Aber darneben siehest du auch das Kreuz schier in allen Psalmen; da ist ein Klagen und Schreyen über die Verfolger, ein Strafen und Schelten über die Gottlosen. Denn wer im Glauben leben soll, der muß viel um Gottes willen äußerlich leiden, und den alten Adam tödten lassen. Daß also beyde Stücke im ganzen Psalter reichlich und mächtig in der Uebung gehen. Eines, wie der Geist im Glauben durch Gottes Wort und Wahrheit lebet, ficht, thut und zunimmt: das andere, wie das Fleisch stirbet,

leidet, unterliegt und abnimmt; und gehet also der Glaube im Tode, und lebet doch." Man habe die vergangenen Jahre daher die Welt mit Heiligenlegenden, Exempelbüchern und Historien erfüllt. Es gebe aber und sei kein feineres Exempelbuch als der Psalter zu erwarten. Läse man aus allen Legenden und Historien das Beste heraus und stellte es aufs Beste zusammen, so würde eben der Psalter zum Vorschein kommen. Er verheiße und bilde vor Christum und dessen Reich, Stand und Wesen der ganzen Christenheit, so daß er die wahre Bibel im Kleinen sei. Der heil. Geist scheine die Mühe haben auf sich nehmen zu wollen, eine kurze Bibel und Exempelbuch von der ganzen Christenheit und allen Heiligen zusammenzubringen, so daß, wer die Bibel nicht ganz lesen könne, im Psalter die Summa in ein klein Büchlein verfaßt habe. Er erzähle nicht blos die Werke der Heiligen, sondern auch ihre Worte, wie sie mit Gott geredet und noch reden, so daß er statt stummer rechte lebendige Heilige vorhalte. Und nicht schlechte, gemeine Reden derselben enthalte er, sondern die allerbesten, die sie mit großem Ernst in den höchsten Sachen mit Gott geredet, so daß der Schatz ihrer Herzen aufgedeckt wurde, daß wir in den Grund und Urquell ihrer Worte und Werke, wenn wir lesen, hineinblicken, was sie im Innersten gedacht und empfunden, wie sich ihr Herz gestellt und gehalten in allen Lagen, Fahr und Noth. „Ein menschlich Herz ist wie ein Schiff auf einem wilden Meere, welches die Sturmwinde von den vier Oertern der Welt treiben. Hier stößet her Furcht und Sorge vor zukünftigem Unfall: dort fähret Grämen her und Traurigkeit von gegenwärtigem Uebel. Hier wehet Hoffnung und Vermessenheit vom zukünftigen Glücke: dort bläset her Sicherheit und Freude in gegenwärtigen Gütern. Solche Sturmwinde aber lehren mit Ernst reden, und das Herz öffnen, und den Grund herausschütten. Denn wer in Furcht und Noth steckt, redet viel anders vom Unfall, denn der in Freuden schwebet: und wer in Freuden schwebet, redet und singet viel anders von Freuden, denn der in der Furcht steckt. Es gehet nicht von Herzen (spricht man), wenn ein Trauriger lachen und ein Fröhlicher weinen soll, das ist, seines Herzens Grund stehet nicht offen, und ist nichts heraus. Was ist aber das Meiste im Psalter, denn solch ernstlich Reden in allerley solchen

Sturmwinden? Wo findet man feinere Worte von Freuden, denn die Lobpsalmen oder Dankpsalmen haben? Da siehest du allen Heiligen ins Herze, wie in schöne lustige Gärten, ja, wie in den Himmel, wie feine, herzliche, lustige Blumen darinnen aufgehen von allerlei schönen, fröhlichen Gedanken gegen Gott und seine Wohlthat. Wiederum, wo findest du tiefere, kläglichere, jämmerlichere Worte von Traurigkeit, denn die Klagepsalmen haben? Da siehest du abermal allen Heiligen ins Herz, wie in den Tod, ja wie in die Hölle. Wie finster und dunkel ist's da von allerley betrübtem Anblick des Zornes Gottes. Also auch, wo sie von Furcht und Hoffnung reden, brauchen sie solcher Worte, daß dir kein Mahler also könnte die Furcht oder Hoffnung abmahlen (freilich ein schiefer Ausdruck), und kein Cicero oder Redekundiger also vorbilden." Und das Beste noch, daß sie solche Worte gegen und mit Gott reden, weshalb zwiefältiger Ernst und Leben in ihren Worten sei. „Denn wo man sonst gegen Menschen in solchen Sachen redet, gehet es nicht so stark von Herzen, brennet, lebet und dringet nicht so fast. Daher kommet's auch, daß der Psalter aller Heiligen Büchlein ist, und ein jeglicher, in wasserlei Sachen er ist, Psalmen und Worte drinnen findet, die sich auf seine Sachen reimen, und ihm so eben sind, als wären sie allein um seinetwillen also gesetzet, daß er sie auch selbst nicht besser setzen, noch finden kann, noch wünschen mag. Welches denn auch dazu gut ist, daß, wenn einem solche Worte gefallen, und sich mit ihm reimen, er gewiß wird, er sey in der Gemeinschaft der Heiligen, und habe allen Heiligen gegangen, wie es ihm gehet, weil sie ein Liedlein alle mit ihm singen: sonderlich so er sie auch also kann gegen Gott reden, wie sie gethan haben; welches im Glauben geschehen muß: denn einem gottlosen Menschen schmecken sie nicht." Daher sei denn im Psalter Sicherheit und ein wohlverwahret Geleit, daß man allen Heiligen ohne Gefahr darin nachfolgen könne; er lehre in Freuden, Furcht, Hoffnung, Traurigkeit gleichgesinnt sein und reden wie alle Heilige gesinnt gewesen und geredet. „Summa, willst du die heilige Christliche Kirche gemahlet sehen mit lebendiger Farbe und Gestalt, in einem kleinen Bilde gefasset, so nimm den Psalter vor dich, so hast du einen feinen, hellen, reinen Spiegel, der dir zeigen wird, was die Christenheit sey. Ja du

wirst auch dich selbst und das rechte Erkenne dich selbst drinnen finden, dazu Gott selbst und alle Creaturen." [1])

Diese Ansicht von den Psalmen lag jetzt schon in ihm, wenn sie auch noch nicht so ausgebildet sein konnte. Was er später sagte, fühlte er jetzt schon dunkel, Manches wol noch lebendiger als späterhin. Er drückt 1537 Eoban Heß seine lebhafte Freude über dessen gelungene lateinische Bearbeitung der Psalmen aus und schreibt bei dieser Veranlassung, von Jugend an habe er sich fleißig mit ihnen abgegeben, sich an ihnen ergötzt und geübt, und zwar nicht ohne große Frucht, und mit heiligem Trutze rühme er, was er für alle Throne und Reiche der Welt nicht entbehren möchte, nämlich was er durch Lust und Nachsinnen in den Psalmen unter dem Segen des heiligen Geistes sich angeeignet. [2])

Leicht mögen wir auch aus seiner frühesten Psalmerklärung erkennen, wie die Psalmen jetzt schon in ihm lebendig waren und er in ihnen lebte. Wie Vieles weist da auf seine innersten Zustände hin; unmittelbar vor Augen tritt uns aus ihr, wie und wodurch es geschah, daß ihm die Psalmen mehr und mehr wurden, was sie ihm geworden sind, und es zu werden schon jetzt anfingen. Er begleitet den 3. Vers des 41. Psalms mit den Bemerkungen, die ich auszeichnen werde: „Meine Thränen sind mir Tag und Nacht ein Brod der Erquickung im Geist gewesen, indem täglich zu mir gesprochen wird von den Teufeln, die mir Verzweiflung eingeben: wo ist dein Gott? Es ist unglaublich, wie sehr die Thränen der Andacht und Hoffnung die Seele erquicken." Hier nennt er denn einmal neben St. Bernhard ein paar Scholastiker, Bonaventura und Hugo, doch als geistlich Erfahrene, als Gewährsmänner für Erfahrungen einer tiefinnerlichen Frömmigkeit. Da-

1) Vorr. zur Ausleg. des 3. Psalms, Walch V, 1533. Ausleg. des 118. Psalms, Walch V, 1705. Zuschrift zu den ersten 22 Psalmen, Walch IV, 267, h. Kurze Anleitung, wie der Psalter nützlich zu lesen, daf. 266, p. Vorr. auf den Psalter, Walch XIV, 25 ff. Vorr. zur Uebersetzung der Psalmen von 1531, Walch IV, 23 ff. Gervinus a. a. O. IV, 129.

2) De Wette V, 75.

vid ist ihm ein Vorbild Christi, weil er gleichfalls durch Trübsal zum Gnadenreiche eingehen müssen, was ihn denn auf die Anwendung führt, es sei nicht genug, daß ein Christ getauft und von Sünden losgesprochen sei, Trübsal sei ihm zum Eingange in die Herrlichkeit nöthig. Nichts war ihm entsetzlicher zu hören gewesen als von Gottes Strafgerichten, jetzt läßt er sich durch eine davon handelnde Stelle auf eine ganz andere Ansicht führen, die er mit offenbarer Freude genauer darlegt: Gott straft, um die Gottlosen zu schrecken und ihnen zu zeigen, daß die Strafe nicht ausbleibe, aber zugleich die Frommen zu trösten, indem er ihnen zeigt, daß er so gewiß belohnen werde, als er strafe. Er straft die Gottlosen, um die Frommen zu stärken, daß sie daran erkennen, Keiner sei in der Welt umsonst gottlos oder fromm. Ebenso lernt er aus anderen Stellen einsehen und tief empfinden, daß der Zorn der Barmherzigkeit ein Anderes ist als der Zorn der Strenge, daß die Barmherzigkeit Gottes groß ist über dem ihn Anrufenden, weil sein Elend so groß gewesen. Da merkt er denn an: „Diesen Vers kann kein Anderer beten, als der die Größe seines Elends recht hat erkennen gelernt." Oder er leitet eine Psalmerklärung durch die Bemerkung ein: „dieser Psalm lehret schön, wie sich Die anstellen müssen, die mit ihrem Innerlichen beschäftigt sind, worauf sie die Gedanken richten müssen und an welchen Zeichen sie erkennen mögen, was in den Gedanken sei, was sie bewege und ängstige. Daher, wenn du wissen willst, wie ein zerknirschter Geist und ein zerschlagenes Herz Gott geopfert werde, so lerne diesen Psalm." An einer andern Stelle merkt er an: „Es ist eine vollkommene Tugend, in Angst und Noth nichts Anderes zu suchen als Gott. Die Fleischlichen suchen nicht Gott, sondern sie trachten die Noth von sich hinwegzuschaffen, ohne sich um Gott zu kümmern. Sie lassen es nicht zu einer heilsamen Traurigkeit kommen, sondern treiben sie fort, indem sie sogleich Trost haben wollen, damit sie den eigentlichen Schaden nicht recht zu Herzen nehmen dürfen, wogegen die Frommen es anders halten, den Trost der Welt nicht den Anfang bei sich machen lassen." Auch Bemerkungen gehören noch hieher, welche unmittelbar an seine Zustände im Kloster zu Erfurt und die Vorstellungen, in welchen er dort lebte, erinnern, in der Psalmerklärung jedoch einer fortgeschrittenen Entwickelung untergeordnet, etwa als den Uebergang zu dieser bildend erscheinen. „Es ist schwer zu glauben, daß Gott, wenn er züchtigt, doch gütig sei, sondern der Leidende zittert und fürchtet, denn er meint, daß der Zorn Gottes über ihm sei. Gott straft im Zorn, wenn seine Züchtigung nur Strafe ist, nicht Besserung oder Heil bezweckt. Man soll die Gedanken, aus welchen Anfechtung und Verzweiflung kommt, verachten, sie aus dem Sinne schlagen. Man kann glauben, der Herr habe öfters geweint, obwohl es in den Evangelien nicht aufgeschrieben ist, denn wer sagt: selig sind die Leid tragen, der hat sicherlich am allerersten und meisten getrauert. Wer angefochten wird, den widert Alles an, er mag nicht reden und hören von den weltlichen Dingen, nicht daran denken, ist traurig und zerschlagen wegen seiner Sünden. Aller Elend ist groß, aber nicht Alle erkennen es; erst dann, wenn wir es recht empfunden, wird Gottes Barmherzigkeit groß. Selig sind Die, die sich selber vor Gott verabscheuen und anklagen, denn sie allein sind im Stande Gottes Macht und Gnade zu verkünden, wogegen Andere nur sich selber rühmen." [1]) Zum 10. Verse des 118. Psalms: Mit ganzem Herzen habe ich dich gesucht, bemerkt, er: „nicht mit halbem, wie die Philosophen, die nur mit dem Verstande nach Gott forschen, ihn aber nicht von Herzen lieben lernen."

Um zu zeigen, daß und wiefern er noch auf dem Standpunkte der römischen Kirche und ihrer Dogmen steht, mag Folgendes hervorgehoben werden. Beim 21. Psalme bezieht er sich zur Erläuterung des 27. Verses auf den Meßkanon, Gelübde durch Opfer erklärend und unter diesen die Meßopfer verstehend. Das Gedächtniß des Todes Christi, sagt er anderwärts, ist allezeit in der Kirche, nämlich in der Messe, daher der 5. Vers des 29. Psalms sagen wolle: heiliget die Messen, denn also werdet ihr das Gedächtniß seiner Heiligkeit bekennen. Daß die römische Kirche die allgemeine und wahre sei, ist Voraussetzung bei ihm, an welcher ein Zweifel ihm nicht in den Sinn kommt. Selbst von den Pforten der Hölle ist sie nicht zu überwältigen;

1) Zu Ps. 53, V. 1; Ps. 57, V. 12; Ps. 6, V. 2; Ps. 85, V. 13; Ps. 76, V. 3; Ps. 136, V. 6; Ps. 6, V. 2, 8; Ps. 37, V. 14; Ps. 38, V. 18; Ps. 85, V. 13; Ps. 105, V. 3.

Petrus ist der oberste unter den Aposteln und Bischöfen der Kirche gewesen; die Kirche Gottes hat stets ihre Abwechselungen und wird eine Gemeinde aus der andern geboren, und bleibt dennoch immer eine und dieselbe Kirche, was durch die Abwechselung des Mondes angedeutet wird; der ist Gottes rechter Knecht, der zu seiner Kirche gehört, ein geistlicher Sohn seiner Magd, seiner wahren Kirche ist, nicht wie die Ketzer, die auch für seine Kirche angesehen sein wollen; daß die Gläubigen Gott nicht als den wahren Gott ehrten, ist die Lästerung, womit die Juden und Ketzer die wahre Kirche verunehren; außer der Kirche ist keine wahre Erkenntniß Gottes; wenn die Kirche zerstreuet wird, so sammelt sie, wenn sie Schmach leidet, so wird sie herrlich, wenn sie gedrückt wird, so gereicht es zu ihrer Erhöhung, wenn sich ihre Feinde freuen, so hat sie noch weit mehr Ursach zur Freude, wenn sie ohne Hülfe ist von außen, so wird sie desto mehr gestärkt von innen; der Prophet freute sich, daß er in die wahre Kirche eingehen sollte, auf welche er wartete, in welcher wir nun mitten inne sind. Das Judenthum ist ihm überall die vorbildliche Kirche, in welcher das Evangelium schon lag, nur daß es durch Christum noch offenbart werden mußte. Die Wahrnehmung der Misgestalt der Kirche hat seine Ehrfurcht vor derselben nicht im mindesten geschwächt, ihn nicht von fern auf den Gedanken gebracht sie fahren zu lassen, zu verachten oder an ihr zu verzweifeln. Er nimmt selbst eifrigst Partei gegen ihre Widersacher, mit deren Tadel er doch großentheils übereinstimmt. [1])

Denn mit der kirchlichen Gesinnung, die er überall kund gibt, hängt eine eifrige Polemik gegen die Ketzer zusammen. Da deutet er den 139. Psalm als ein „Gebet des gläubigen Volks wider die Verkehrer der Wahrheit und Ketzer," und spricht von denselben mit frommem Abscheu, die „das tödtliche Gift ihrer gottlosen Lehren recht tief einschütten, und als eine Pest in den Herzen ihrer Zuhörer wirksam machen", die „unter dem Schein der Heiligkeit und einer bessern Gerechtigkeit in Irrthum verführen, nicht in Demuth die Lehre der Kirche annehmen und glauben, sondern ihrem eignen Sinne folgen; welche die Worte der heil. Schrift, wodurch die Seele im Glauben mit Gott vereinigt wird, durch ihre falschen Glossen zu Stricken gemacht haben, die Unvorsichtigen zu berücken." „Denn das, ruft er aus, das ist die allergefährlichste und giftigste Art der Verführung, wenn man sich hinter die heil. Schrift verbirget und sie durch falsche Glossen und Berückung und Lügen mißbrauchet, weil alsdann durch das Ansehen der heil. Schrift die Lügen desto glaubwürdiger werden. So halten es die Ketzer. Sie fechten nicht immer mit Vernunftschlüssen (ob sie wol gemeiniglich damit den Anfang machen, und erst festsetzen, was ihnen nach ihrer Vernunft gut zu sein dünket), sondern sie berufen sich auch auf die Schrift, und suchen sie nach ihren Erdichtungen zu erklären. Zu dem Allen verleitet sie der Hochmuth, daher Augustin geschrieben hat, der Stolz sey der Ursprung aller Ketzereien."

Die Polemik gegen die Ketzer geht durch das Ganze hindurch. Sie werden in eine Linie mit den Sündern, Juden und andern Verfolgern gestellt. Juden, Ketzer und alle Stolzen sind Gott zuwider; die Ketzer freuen sich über die schlimmsten Dinge, wie ihr Vater, der Teufel; man muß beten wider die Ketzer und die falschen Christen, die vor dem jüngsten Tage sein werden. [1])

Eben dahin gehört auch die ganz katholische stereotype Weise, sich über die Armuth, die Schutzlosigkeit der Kirche, über die Tyrannen und Verfolger, die aber doch Christum nicht überwinden können, zu ergehen, wie er es an zehn und wieder zehn Stellen thut. Der Herr „wird die Macht, Gewalt und Meisterschaft der Tyrannen — die dann wol ihrerseits wieder mit den Ketzern und Juden zusammengestellt werden — nicht bleiben lassen über dem Häuflein der Gerechten," u. s. w. [2]) Abstrakte Reden, denen das Gegenständliche noch sehr abging und die erst mit diesem die rechte Bedeutung späterhin bei ihm erhielten. Jetzt lag wol außer einer lebendigen kirchlichen Gesinnung nichts darin, als ein lebhaftes Gefühl gegen Unrecht, Willkür, Vergewaltigung überhaupt. Einen stärkern Eindruck kann der Wi-

1) Zu Ps. 95; Ps. 103, V. 17, 20; Ps. 118, V. 134; Ps. 47, V. 3; Ps. 88, V. 44; Ps. 201, V. 1.

1) Ps. 118, V. 14, 126; Ps. 113, V. 4.

2) Ps. 123, V. 124.

derspruch gegen die Kirche von der weltlichen Seite, der weltlichen Fürstenschaft her, noch nicht auf ihn gemacht haben.

Steht er ganz auf dem katholischen Standpunkte, so verinnerlicht und vergeistigt er auf der andern Seite durch seine neuen Vorstellungen die Lehre wie die kirchlichen Zustände. Auf die Sünde und Erlösung, die Gnade und den Glauben bezieht er zuletzt Alles. Die Lehren des kirchlichen Systems, die damit nicht übereinstimmen, davon ablenken, werden entweder gar nicht berührt oder nur ganz beiläufig und mit einer vergeistigenden Wendung. So ist von den Heiligen und ihrer Verehrung fast nirgend die Rede. Einmal erwähnt er die heil. Agathe, doch nur um von ihr zu sagen, daß sie an Christum geglaubt und deßhalb das Kreuz erwählt habe. Schon in diesem Schweigen liegt ein großer Fortschritt, ein noch weit größerer jedoch darin, daß er zum Bestreiten übergeht, wo die kirchliche Lehre und Praxis seinen Begriffen geradezu im Wege liegt, wovon unten die Rede sein wird. Wenn er zugleich fordert, daß die Lehre der Kirche in Demuth angenommen und geglaubt werde, so löst sich der Widerspruch nur darin auf, daß er es, wo er widerspricht, nur mit Schulmeinungen und Misbräuchen, „menschlichen Glossen und Satzungen" zu thun zu haben meint.

Die am häufigsten wiederkehrenden und durchgreifendsten Gedanken sind die nachstehenden. Die menschliche Kraft ist zur Erfüllung des göttlichen Willens untüchtig; auf den Erlöser muß man vertrauen, nicht auf eigne Kraft; er führt auf einem kurzen und geraden Wege zum Heile, während das Gesetz einen Umweg nimmt; er ist der Mittelpunkt von Allem, und hat man ihn, so hat man auch Alles, was rings im Umkreise liegt; das Gesetz flößt nur Furcht ein, einen knechtischen Geist, der Geist Christi aber ist ein Geist der Freiheit, macht freie Knechte Christi; der Anfang des christlichen Lebens ist, Das zu wissen und zu lieben, was zum christlichen Glauben gehört; das Gesetz des Evangeliums hat nicht aus unsern Werken und Verdiensten angefangen und bisher bestanden, sondern aus lauter göttlicher Gnade, Barmherzigkeit und Treue, wogegen das alte Gesetz unter der Bedingung gegeben ist, daß es gehalten würde, nur dann sollte es bestehen, und war also auf die Werke gestellt und fiel zu Boden; Gott allein soll man Gehorsam leisten als einem Ge-

setzgeber, nicht mit eignen Erfindungen und Gewalt seine Gebote einrichten wollen, nicht ihnen menschliche Glossen und Satzungen voranstellen; der Glaube ist das Haupt aller Tugenden, wie Christus das Haupt seiner Heiligen ist; wie er um seiner Gottheit willen allen Tyrannen und Verfolgern unüberwindlich war, so sind wir es allen unsern Feinden im Glauben an ihn; die Welt muß unsere Seelen ungetödtet lassen, ein wahrer Christ lebt durch den Glauben in Christo allezeit, ob er auch getödtet wird dem Leibe nach. [1])

Nach seiner Gedankenfolge soll sich dann der Glaube dadurch bekunden und erwahren, daß der Gläubige das Reinste, Beste und Höchste will, thut und leidet, so demüthig und liebereich als glaubensstark und trotzig. Es ist die religiöse Helden- und Märtyrergesinnnng der Psalmisten, Apostel, Väter, die er ausspricht, und die auch durch seine Romfahrt, den Besuch der Gräber so vieler tausend Zeugen befeuert sein mochte; die innigste, oft selbst zum Psalme werdende Frömmigkeit, die er unter Kämpfen und Schmerzen sich angeeignet. Aber nicht immer erscheint sie als frische heitere Glaubenskraft; ja, sie ist fast durchgängig nicht ohne eine starke Färbung und Beimischung von dem Düstern, Überspannten, Asketischen und Mystischen, das die natürliche Folge seiner Entwickelung war und durch sein fortdauerndes Mönchthum und anhaltendere Beschäftigung mit der Mystik (wovon weiter unten ausführlich gesprochen werden wird) genährt wurde. Es ist stets der leidende Gottmensch, der Alles duldende und durch Leid und Tod das Leben gewinnende, durch Leiden erlösende, handelnde, kämpfende und triumphirende Christus, der ihm vorschwebt. Nur so denkt er ihn und diese Auffassung beherrscht seine ganze religiöse Anschauung. Das Leben auf Erden erscheint darin nur als Durchgang zum ewigen Leben, bezeichnet durch Trübsal, der Tod als Befreiung, Sieg, Gewinn. „Ein jeglicher Abel hat seinen Kain, jeder Isaak seinen Ismael, jeder Jakob seinen Esau, jeder Israel seine Edomiter, jeder David seinen Saul, Christus selbst seinen Judas: das ist, Alle, die gottselig leben wollen in Christo Jesu, müssen Verfolgung leiden; die

1) Ps. 48, V. 7; Ps. 50, V. 11, 13; Ps. 59, V. 9; Ps. 88, V. 38; Ps. 118, V. 3; Ps. 107; Ps. 113; Ps. 123, V. 5.

die Welt lieb haben, leben in ihr nicht als in einer Wüste, sie dünkt ihnen ein Paradies zu sein, die aber ihr Paradies im Himmel haben, sehen die Welt als eine Wüste an; die Ehre der Welt oder das hoffärtige Wesen, der Geist oder die Augenlust, die Wollust oder die Fleischeslust hindern den Glauben, daß Gottes Macht und Ehre nicht erkannt werden kann, daher die Menschen handthieren, erwerben, freien und dabei nicht glauben können, weil sie die Ehre der Welt höher achten als Gottes Ehre; wer aber sein eignes Leben nicht hasset, kann nicht Christi Jünger sein, wer Gottes Herrlichkeit sehen will, dem muß die Welt eine Wüste sein, wer sie mit Begierde zu ihr durchwandert, als wäre sie wegsam und angebaut, der trinkt, aber es dürstet ihn wieder, wird von Menschen geehrt, sieht aber nur der Menschen Herrlichkeit; die ganze Zeit, in welcher das auserwählte Volk Gottes in der Welt lebt, besteht aus Tagen der Trübsal und Anfechtung, die den Gottlosen meisthin gute Tage sind; wie aber diesen die ewige Grube bereitet wird, haben sich jene einer ewigen Ruhe zu getrösten; durch nichts Zeitliches und Vergängliches kann die Versuchung überwunden werden, sondern allein durch Christum, daher Die Thoren sind, die durch Flucht oder sonst Etwas außer ihm der Versuchung entgehen wollen, statt zum Erlöser zu fliehen und mit dessen gläubiger Betrachtung ihre Herzen zu waffnen; es ist ein schweres Werk, den Kelch des Herrn trinken, aber ist erst die Liebe dazu im Herzen, so streckt sich auch bald die Hand danach aus," u. s. w. [1])

Derselbe Grundton geht dann auch durch seine ganze sittliche Anschauung, die er neben der religiösen stark hervortreten läßt. „Gleichwie die Gebeine die Stärke des Leibes sind, sind die Tugenden die Gebeine und Stärke der Seele; es ist nicht genug, das Böse nicht wirklich thun, wir müssen es als etwas Böses allezeit hassen, wer das nicht thut, ist schon träg zum Guten; ja weil wir von Natur bös sind und Gott allein gut, so müssen wir unser Leben hassen lernen, bevor wir Gott lieben können, und wir können es, obwohl er die Seinigen durch viel Leiden versucht; um den Leib seid unbekümmert, Gott schützt die Seele und verläßt sie auch im Tode nicht, es gehört nur ein

1) Ps. 54, V. 4; Ps. 62, V. 1, 3; Ps. 93, V. 13; Ps. 60, V. 4.

muthiger Glaube dazu; die Lüste werden durch Dämpfung und Tödtung überwunden, durch das Schwert des Geistes erwürgt, nicht dadurch, daß man ihnen den Zügel schießen läßt, wie Terenz meint, die würden im Alter die besten Leute, die in der Jugend allen Begierden gefröhnt; im Evangelium wird befohlen das Gute thun und das Böse leiden, und beides muß heldenmüthig nach bestem Wollen und Können geschehen; auch darin sind Gottes Zeugnisse wunderbar, daß sie nur die Demüthigen erleuchten und weise machen; das unter das Kreuz gepreßte Volk Gottes ruft nur den Herrn an und enthält sich des Gewaltgebrauchs, wer sich selber rächt, übt Ungerechtigkeit aus, weil er Gott ins Amt greift in Eigenmacht, und keinen Beruf dazu hat, wie Aaron und David." [1])

Dies Dringen auf Demuth und leiden, Thaten thun und überwinden durch Leiden kehrt häufig wieder. Es hing mit seiner von mönchischer Ueberspannung nicht freien Vertiefung in die Verhältnisse und Ansichten der Zeiten der frühesten Kirche, ihrer drangvollen Zustände und ihrer Märtyrer zusammen, die ihn häufig irre geleitet hat bei seiner Auffassung der sittlichen Verhältnisse, der Verhältnisse seiner Zeit, seinem Urtheile und Handeln, während auch die Quelle vieles Herrlichen uud Großen in ihm und seinen Begriffen und Grundsätzen darin zu suchen ist. Wir werden den Keim sich noch weiter entwickeln sehen.

Welch eine merkwürdige Beziehung auf seine eignen nachherigen Schicksale lag darin, mit welch edeln kräftigen Ansichten und Vorstellungen erfüllte er sich auf Zeiten schwerer Bedrängnisse, ohne zu ahnen — wenigstens ist es nicht sichtlich — welche Bedeutung sie für ihn erhalten sollten, wenn er bei der Erklärung des 117. Psalms sagte: „der Zorn der Bienen ist so heftig, daß sie lieber, als den Feind schonen, den Stachel verlieren, ohnerachtet sie ohn denselben keinen Honig mehr bereiten können, womit sie sich selbst größern Schaden thun als Dem, den sie verletzen. Also haben auch die Juden, da sie in Christum gestochen, sich selber den allergrößten Schaden gethan. Darin liegt nun ein großer Trost, denn ein jeder Verfolger schadet sich selbst mehr als Demjenigen, den er verfolgt, und dessen Bestes er för-

1) Ps. 6, V. 3; Ps. 96, V. 10; Ps. 118, V. 9, 48, 129, 145.

dert. Die Absicht der Verfolger war allezeit, daß die Kirche ausgerottet werde, aber obgleich noch Manche als Märtyrer sterben, so bleibt die Kirche doch immer und das Sterben gereicht ihnen nicht zum Tode, sondern zum Leben." Beziehungsreich und vorbedeutend mag noch eine andere, übrigens ganz vereinzelt dastehende Bemerkung beim 14. Verse des 65. Psalms erscheinen: „Ein thörichtes und ungläubiges Gelübde gefällt Gott nicht; wer eine Sache nicht versteht und gelobt sie doch Gott, der gelobt nichts."

In Uebereinstimmung mit der schon weit verbreiteten Richtung der Zeit wider das weltabgewendete Mystisch-Asketische, wurde mit Vorliebe und Nachdruck vielfach gerade das Leben in und mit der Welt, der Werth desselben und des Lebensgenusses, eignes Thun und die Kraft des menschlichen Wollens und Vermögens gepriesen, die praktisch-moralische Seite hervorgehoben und an allen Ständen und Verhältnissen gern und scharf ins Auge gefaßt. Es hat uns schon nach dem Bisherigen nicht entgehen können, wie wenig er noch von dieser Seite in die Zeitstimmung eingeht. Sein Blick ist weit vorwaltend auf die innern Zustände, die Beweggründe sittlichen Handelns, das Erzeugen einer durchaus reinen religiösen, ja mystisch-religiösen Gesinnung gerichtet, noch wenig und nur entfernt — von den kirchlichen abgesehen — auf die äußern Lebensverhältnisse, das tägliche Thun und Treiben der Menschen. Mit Gebrechen der Seele hat er es zu thun, viel weniger mit Schwächen oder Lastern bestimmter Stände oder Klassen. Nur selten verirrt sich eine Bemerkung wie die in seinen Vortrag: „Diesen 63. Psalm sollen die Advokaten merken und fürchten, denn Christus ist die Wahrheit, damit sie denselben durch ihre betrüglichen Ränke nicht aufs Neue kreuzigen und durch ihre Processe zu vertilgen trachten." Eine gewisse Abneigung gegen die Juristen, auf die wir zurückkommen werden, gibt sich schon hier kund. Nur sie von allen Klassen berührt er hier. Es geschieht noch einmal beim 118. Psalme. Er spricht davon, was Lästern heiße, nämlich eines Andern Wahrheit in Lüge, seine Gerechtigkeit in Ungerechtigkeit verkehren oder verkehren wollen. So lästerten die Sophisten die Wahrheit, die Juristen Anderer gerechte Sache und Unschuld, indem sie Andern Fälschliches nachsagten oder Aussagen ableugneten.

Indeß stimmt er hiermit doch in einen Ton ein, der eben jetzt anfing, stark angeschlagen zu werden. So wurden gerade um diese Zeit die Schriften von Murner verbreitet, die ersten Zeichen des Sturms, der von jetzt an über die Geistlichen, Juristen und Fürsten in der Literatur und im Leben losbrach, der heftigsten gegen diese Stände gerichteten oppositionellen Bewegung, als dessen gewaltigster Vertreter Hutten bald die Stimme erhob. Doch nur ganz leise und zögernd stimmt Luther ein.[1])

Weil er die Gerechtigkeit vor Gott aus dem Glauben ableitete und doch auf dem Standpunkte der Kirche und Kirchenlehre stehen blieb, so mußte er eine Vermittelung suchen. Hier ein Beispiel, wie er dies in Beziehung auf die Messe that, die er aufs gläubigste ehrte und worin doch die Vorstellung von einem Opfer, das der Priester darbringe, seiner paulinischen Ansicht geradezu widerstritt. „Wir können, sagt er, Gott nichts geben als ein Opfer des Bekenntnisses, denn er verlangt nicht unser Opfer, sondern uns. Ein Bekenntnißopfer aber ist es, wenn man erkennt und Gott bekennt Alles, was man von ihm empfangen hat und sich dagegen von ganzem Herzen hingibt. Und obschon das Opfer des Altars wahrhaftig dasjenige ist, welches im Psalm (49, V. 24) das Lobopfer genannt wird, worin Aller Gelübde und Lob geopfert werden, so kommt es doch nicht Allen, sondern nur Denjenigen zu gut, welche auch sich selbst in und mit demselben in der Wirkung und Kraft des Sakraments opfern. Denn es ist nicht genug, daß wir einen Gefallen daran haben, als an einem geschehenen Werk, wenn wir nicht zugleich dasselbe thun; es muß gänzlich aus uns geschehen, sonst ist es kein Opfer. Deshalb bauen, zieren, vermehren Diejenigen die Kirchen umsonst, und setzen vergebens Messen ein, welche sich nicht zugleich selbst zu einem Opfer des Lobes und Bekenntnisses aufopfern, das in Worten, Werken und Gedanken besteht. Darin ist Alles enthalten, was wir Gott Gutes erweisen können, daß wir ihn loben, indem er unserer guten Werke nicht bedürftig ist."[2])

Durch diese geistige Umdeutung war nun aber doch die Wirksamkeit des Meßopfers ex opere operato geleugnet, selbst ange-

1) Gervinus a. a. O. II, 422 ff.

2) Ps. 49, V. 24; Ps. 83, V. 5.

griffen, und bei dem innern unvereinbaren Gegensatze seiner Ansicht und der kirchlichen Lehre und Praxis konnte auch ein offenes und ihm bewußtes Bestreiten nicht ausbleiben. Dies war auch der Fall bei dem Gegensatze seiner Vorstellung von der Kirche und der wirklichen Gestalt derselben. Hiervon wollen wir ausgehen, indem wir seine Polemik wider die letztere ins Auge fassen. Wir hören hier zuerst die Saite vernehmlich anklingen, welche die Misgestalt, in der er auf der Romfahrt und seit ihr die Kirche erblickt, stärker in ihm berührt hatte. Das hat ihn aber nur um so mehr veranlaßt, die Urgestalt zu erforschen, und die Hinweisung auf sie ist es, welche durch seine Klage über die Verderbniß durchtönt. Er klagt ohne Rückhalt, daß die heilige Kirche allenthalben auf die allerunanständigste schändlichste Weise verunheiligt werde, wie denn Das, was den Kirchen unter den Türken leiblicher Weise widerfahre, ein Bild von Dem sei, was innerhalb der Christenheit geistlicher Weise, durch Gottlosigkeit geschehe, wovon man zur Zeit den jammervollen Anblick allenthalben habe. Im 68. Psalme verkündige Christus der Kirche dreierlei Leiden, Krieg und Verfolgung, Ketzereien und Verführung, endlich Sicherheit, stolze Ruhe, die derzeit in der Kirche herrsche und mehr und mehr herrschen werde — ein wahres und prophetisches Wort. Groß sei die katholische Kirche an Verdiensten und im Geist, größer aber nach der Zahl ihrer Angehörigen und fleischlicher Weise die Kirche des Teufels — eine sehr vielsagende Unterscheidung. Die rechte Zierde des Hauses Gottes bestehe nicht in Seide, Edelgestein, Gold u. dgl., sondern in Heiligkeit. „Was nicht seinen Ursprung in Christo und dem von ihm ausgegangenen göttlichen Leben hat, ist eher schädlich als förderlich. Wo nicht der Herr am Volk Gottes durch sich und seine Apostel in dem heiligen Geist bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen, das ist, die Schriftgelehrten und Pharisäer, die durch gesetzliche Lehren mehr niederreißen als aufbauen. Die durch Lehren des Gesetzbuchstabens die Kirche gegen ihre Feinde zu schützen trachten, arbeiten umsonst, weil sie sie dadurch dem Geiste nach nur noch mehr verderben, wie nützlich ihnen in ihrem Wahn ihre fleischliche Weisheit und Arbeit erscheinen mag. Die christliche Kirche soll nicht durch den Buchstaben des Gesetzes und Vorschriften der Aeltesten gebaut werden, sondern durch das Evangelium; hört

auf, das Volk fleischlich zu lehren, solche Buchstabenlehre zu loben und zu treiben, die den Geist nicht in Wahrheit erquickt, weil sie selbst eitel Lüge und Irrthum ist. Es ist etwas sehr Leichtes Gesetze geben und Andere zu ihrer Beobachtung verpflichten, die Kraft aber, sie zu vollbringen, kann Gott allein geben. Daher sollten die Prälaten und Bischöfe in der Kirche nicht so beflissen sein, die Gesetze zu mehren, sondern fein bedenken, daß sie zwar Satzungen machen, aber Kraft und Segen nicht mittheilen können, daß dieselben gehalten werden. Eben deshalb hat Christus nicht blos die Macht gegeben, zu binden und Sünde zu behalten, sondern auch die, zu lösen und Sünde zu vergeben. Gebieten also Kirchenobere, so sind wir gehalten vor Gott im Himmel, ist ihr Gebot aber nicht gut, so kann Gott es auch wol wieder aufheben. Wir leben in einer Zeit, wo Alles voll ist von Gesetzen und Gewissensstricken. Weil kein Mensch die Kraft zur Gesetzerfüllung geben kann, so muß der wahre Gesetzgeber kein bloßer Mensch sein.“[1])

Ist nun hiermit Christus gemeint, wie er überall in den Vordergrund gestellt wird, so geschieht dagegen des sichtbaren Oberhaupts der Kirche nur selten und blos gelegentlich Erwähnung. An einer Stelle sagt er, in der christlichen Kirche seien die Bischöfe und Päpste mit dem (hochgestellten) Hause Aaron zu vergleichen, wie die ganze Klerisei in das Haus Levi gehöre; doch wird Christus vielfach, der Papst nirgend das Oberhaupt der Kirche genannt, kein Segen erwähnt, der von ihm über dieselbe ausgehe, während jede Kraft und Segnung auf Christus zurückgeführt wird — ein gewiß nicht bedeutungsloses Stillschweigen. Obenein kommt als Erläuterung eines Verses im 86. Psalme eine freilich etwas dunkle, jedenfalls aber doch bedeutungsvolle Zusammenstellung vor. Das Ich will eingedenk sein Rahabs und Babylon, die mich kennen, erklärt er so, daß unter Rahab Italien und unter Babylon Rom zu verstehen sei, und bemerkt dazu weiter, der Herr wolle eingedenk sein, daß Rahab und Babylon, der ganzen stolzen Heidenschaft, der wahre Glaube niemals fehlen solle, doch wären keineswegs Alle gemeint, sondern

1) Ps. 73, V. 6; Ps. 92, V. 5; Ps. 126, V. 1, 2; Ps. 39, V. 12; Ps. 83, V. 7.

nur Die, die ihn kennten oder durch den Glauben kennen lernen wollten, weil kein Ansehen der Person bei ihm gelte.

Auch sonst fehlt es an scharfen und tadelnden Hinblicken auf die Kirchenhäupter nicht. Das Wort sollten sie predigen nach Psalm 47, Vers 12: ihr Gemüth auf ihre Aemter richten; in ihnen liege die Kraft der ganzen Kirche; wenn es mit ihnen wohl stehe, so stehe es auch wohl mit der Kirche — und umgekehrt. Psalm 41, Vers 14: Indem meine Gebeine gebrochen werden, erklärt er: indem die Starken in der Kirche, meine Kräfte, geschwächt werden, was Christo geschehen ist, da seine Jünger von ihm flohen, und in der Kirche, da die Päpste und Priester ins Verderben geriethen. Den 17. Vers des 49. Psalms erläutert er folgendermaßen. Dem Sünder aber, dem Priester, Prediger, Lehrer, hat Gott gesagt, warum erzählest du, oder erzählest nur, verkündigest öffentlich und thust nicht auch, oder lehrst nicht nach deiner Pflicht meine Gerechtigkeit, das Evangelium, und nimmst nicht auch in die Hand mein Testament, das Wort Gottes, in deinen Mund? „Dies Alles, setzt er hinzu, kann von den Juden verstanden werden, doch geht die göttliche Bedrohung noch deutlicher wider die gottlosen Priester." Es gehe derzeit in der Kirche, wie Vers 6 im 101. Psalm andeute, daß die Schwächern die Stärkern tragen müßten. Die Ordensleute und kirchlichen Würdeträger wollten bei ihren eignen Fehltritten und bei gegebenen groben Aergernissen von den Schwächern getragen werden, all ihr Böses solle man entschuldigen und zum Besten deuten, da sie vielmehr selbst ein solches Mitleid mit den Schwachen haben sollten. Die alte Klage über die Geistlichen, deren Wandel mit ihrer Lehre, über den Klerus, dessen Verhältnisse und Bezeigen mit seiner Bestimmung in Widerspruch stehe, wurde gerade jetzt wieder recht laut, kehrte in allen gelesensten Schriften der Zeit wieder, war ein Hauptthema eben auch in Murner's 1512 erschienenen Schriften, der Narrenbeschwörung und Schelmenzunft, sowie in Dem, was von Hutten verbreitet wurde, dessen wir theilweis schon gedachten. Gerade 1514 gab er seine Epigramme selbst heraus, erschien seine Satyre auf Julius' II. Zeiten und Mehres, womit er sich als patriotischer „Erinnerer" an Maximilian wendete. Wahrscheinlich wurde in einem dieser Jahre auch die Spottschrift Julius exclusus gedruckt,

die man gleichfalls Hutten zuzuschreiben pflegt, worin der am Himmelsthore Einlaß begehrende Papst als von Petrus zurückgewiesen dargestellt, das Recht der Kirche verfochten wird, einen als lasterhaft bekannten Papst abzusetzen, Ansichten durchgeführt werden wie die, daß Christus für alle Menschen gestorben sei und kein Ansehen der Person bei ihm gelte, daß der heilige Petrus lehre, die Kirche auf ihre erste Gestalt zurückzuführen, daß den Bischöfen als unmittelbaren Nachfolgern der Apostel ihre ursprünglichen, blos durch römische Politik und Herrschsucht geschmälerten Rechte wiedergegeben, Kirchenversammlungen gegen päpstliche Anmaßung geschützt werden sollten u. s. f.[1])

Stimmt Luther hier nun schon mehr ein, so kommen Ausfälle der angeführten Art doch immer noch seltner vor. Er schont und möchte gern schonen, nur Schmerz über die Verderbniß dringt ihm Klage und Tadel ab. Damit ist dann aber sogleich das Streben verbunden zu bessern, wiederaufzubauen. Hiermit hängt es schon zusammen, daß anderweite Rügen häufiger sind, die von den Sätzen ausgehen, daß die Gesetzesfurcht das Herz nicht heiligen könne, daß alle Gesetzgerechtigkeit nur ein Schatten und Bild der vor Gott geltenden, ja Heuchelei, daß alles Gute, das vollbracht werde, nur ein Schein sei, wo keine wahre Demuth des Herzens, daß die Sünden nicht um der Werke willen vergeben werden, sondern allein aus der Barmherzigkeit Gottes. Die Bestreitung, welcher sie zum Ausgangspunkte dienen, ist gegen die entgegenstehende Lehre, die Werkheiligkeit und den Hochmuth Derer, die durch die Werke gerecht werden wollen, gerichtet und geht durch das Ganze hindurch. Sie ist zumeist wider die Juden, ihre Gesetzlehren, die gesetzliche Richtung des Judenthums gekehrt, allein dieselbe Richtung und das Pharisäerthum der christlichen Kirche wird stets mit getroffen und oft auch ausdrücklich daneben genannt.[2])

Der Widerwille, der durch das ganze Mittelalter die Juden von christlicher Seite traf, war zur einen Hälfte Religionshaß. Die Christen überhaupt sahen in den Juden die Nachkommen der Mörder und stolze halsstarrige Verächter des Erlösers. Die Ansicht Luther's, welcher wir hier begegnen, ist eine ähnliche, doch

1) Münch, Hutten's Werke, I, 108 ff.; VI, 417 ff.

2) Ps. 18, V. 10; Ps. 101, V. 7; Ps. 31.

mit der gewöhnlichen nicht zu verwechselnde. Die Kirche hegte großes Mistrauen gegen die Juden; sie besorgte von ihnen einen verführerischen Einfluß, der ihnen namentlich wegen der Zauberkünste zugeschrieben wurde, in deren Besitze das Christenvolk sie glaubte. Daher so manche misgünstige Aeußerungen des geistlichen Rechts über sie, so mancherlei kirchliche Gesetze, darauf berechnet, den Verkehr mit ihnen einzuschränken und die Nachtheile desselben abzuwenden. Der Punkt, von welchem aus Luther mit seiner Bestreitung hervortritt, läßt keinen Zweifel über die vornehmsten Beweggründe seines Widerwillens gegen die Juden und das ganze jüdische Wesen aufkommen. Sie liegen darin, daß er den evangelischen Gegensatz so entschieden und mit einer so großen und eifrigen Vorliebe sich angeeignet hatte und in einen Kampf wider das neue Judenthum, das in der Kirche emporgekommen war, verwickelt wurde. Der christliche Pharisäism machte ihm den jüdischen um so mehr zuwider und führte ihn auch auf diesen und auf Angriffe gegen ihn immer wieder zurück. Die Juden sind ihm ein Exempel des göttlichen Zorns für uns, das uns zur Erinnerung an das Leiden Christi, unsere Erlösung und die Sünden dienen soll, welche sie verübt und die ihnen bis auf diesen Tag noch nicht vergeben sind. Der Stolz auf die Werke findet sich bei den Juden, Ketzern und Ordensleuten. Ihr Beispiel zeigt, daß der geistliche Hochmuth, weil er die Selbsterkenntniß hindert, viel gefährlicher ist als der fleischliche. Indem sie (die Juden) sich allein für die Kinder Israels halten, können sie sich nicht selbst erkennen. „So geht es jetzt auch unsern stolzen Mönchen, dieser Hochmuth ist es, der heutzutage noch viele Ordensleute gefangen hält. O ein schreckliches Laster! Alle und jede Sünden werden vom Gewissen eingeschlossen, der Hochmuth schließt den Menschen selbst ein.“ An unzähligen Stellen spricht er seine geringe Meinung von den Juden aus, richtet sich sein Eifer gegen sie und die Ordensleute zugleich. Sie wollten und wollen durch Gesetzerfüllung gerecht werden und erfüllten und erfüllen das Gesetz doch nicht, verwarfen und verwerfen die Gnade Gottes in Christo, machten und machen sich moralisch des Todes Jesu mit schuldig, sind Buchstabenknechte, wissen nichts vom Geiste und der Freiheit. Feinde nennt der Psalmist die Juden, weil sie lehren, was dem wahren Glauben entgegen ist, nämlich ihre eigenen

Lügen und Unglauben, Lehrer, weil sie Eitelkeit und den bloßen Buchstaben lehren, Alte, weil sie über Aeußerlichkeiten hielten und sich darin als die Aeltesten bewiesen, wie es heutzutage mit den Dekreten der Päpste gehalten wird.[1]) Wir haben in diesen Aeußerungen die ersten Zeichen und Erweise einer Abneigung, die er in seinem spätern Leben noch oft und sehr nachdrücklich auch in besondern Schriften kundgab, deren religiösen Gründen auch nationale und politische sich beimischten, die er bisweilen schroff und mit einer Härte aussprach, neben welcher sowenig die wahren als die falschen Emancipationsideen unserer Zeit Raum gefunden hätten, die ihn jedoch auch nicht abhielt, sich so unbefangen und human zu erklären, wie z. B. in der Auslegung der ersten 22 Psalmen, wo er sagt: verdammlich sei das Wüthen mancher Christen, welche meinten, Gott einen Dienst daran zu thun, wenn sie die Juden auf das Gehässigste verfolgten, alles Böse von ihnen dächten und bei ihrem beweinenswürdigen Unglücke ihrer mit Hochmuth und Verachtung spotteten, da sie vielmehr nach dem Beispiele des Psalms und des Apostels (Römerbrief, Kap. 9, V. 1 u. 2) von Herzen traurig über sie sein, sie bedauern und ohne Unterlaß für sie beten sollten. Dergleichen gottlose Christen, die es nur dem Namen nach wären, thäten dem Christennamen und Volke nicht geringen Abbruch durch ihre Tyrannei und wären an der Gottlosigkeit der Juden schuld, indem sie sie vom Christenthume zurückstießen. „Und diese ihre Wuth vertheidigen noch einige sehr abgeschmackte Theologen, indem sie aus großem Hochmuth daher plaudern, die Juden wären der Christen Knechte und dem Kaiser unterworfen, da sie doch indeß selbst eben so wahrhaftig Christen sind, als heut zu Tag in Wahrheit ein römischer Kaiser ist. Wenn der Haß gegen die Juden, Ketzer und Türken Christen macht, so sind wir Rasende die Allerchristlichsten; macht aber die Liebe Christi Christen, so sind wir sonder Zweifel weit schlimmer als die Juden, Ketzer und Türken, sintemal Christum Niemand weniger liebt als wir. Solch Wüthen und Toben ist gleich dem Unverstande der Narren und Knaben, so Juden an die Wand malen und ihnen die Augen ausstechen, in der Meinung, Christo

1) Ps. 58, V. 12 f.; Ps. 100, V. 3; Ps. 51; Ps. 118, V. 101. Wessenberg a. a. O. II, 492.

damit eine Hülfe in seinem Leiden zu beweisen. Die meisten Passionsprediger thun nichts anders, als daß sie der Juden Muthwillen an Christo verübt schwer und groß machen und die Herzen der Gläubigen wider sie erbittern, da doch das Evangelium allein damit umgehet, die Liebe Gottes und Christi uns anzupreisen, davon aber jene niemals mit einem Worte etwas gedacht haben.“[1]) Wir erinnern uns, auch diese Passionsprediger hatten zu seinen religiösen Erziehern gehört.

Man kann annehmen, daß er im mündlichen Vortrage, fortgerissen vom Feuer der Rede, noch mehr sagte, und was er sagte, stärker ausdrückte. Allein ihrem ganzen Tone, Charakter, Ziele und Umfange nach bleibt seine Polemik doch unendlich weit hinter Dem zurück, was in ältern Zeiten und eben auch wieder gleichzeitig gegen die Päpste, die Hierarchie, die Irrthümer und Misbräuche in der kirchlichen Lehre und Praxis gesagt war und wurde. Er geht damit in die Zeitrichtung ein, allein verhältnißmäßig mit sehr großer Milde und Zurückhaltung. Sie wirkte um so stärker, weil er sie nicht herbeizog, sondern — was für jetzt auch sicher das angemessenste war — sein ganzes Bestreben darauf richtete, die ihm gewordene Ueberzeugung zu begründen, wobei er sich nur gelegentlich zum Bestreiten hinführen ließ. Das hat Melanthon wol im Sinne, wenn er nicht blos sagt, Luther habe bis zum Ablaßstreite in den Gebräuchen nichts geändert und sei im Gegentheil ein strenger Hüter der äußern Zucht bei seinen Anhängern gewesen, sondern noch weiter, er habe in dieser Zeit von seinen strittigen Meinungen noch nichts eingemischt — was doch höchstens nur halb wahr ist — und sich darauf beschränkt, die allgemeinen und Allen nothwendigen Lehren von der Buße und Vergebung der Sünden, vom Glauben und rechten Trost im Kreuze immer deutlicher darzulegen. Vollkommen richtig ist es dann wieder, daß er jetzt noch mehr durch Lehren als Bestreiten gewann, daß seine Lehre die Frommen innigst ergriff, daß auch die Gelehrten ihre Freude daran hatten, daß Christus sammt den Propheten und Aposteln gleichsam aus Finsterniß, Kerker und Schmutz wieder hervorgezogen, die wichtigsten Lehrsätze des Evangeliums einmal wieder recht ins Licht gestellt wurden. Daran

1) Zum 10. Verse des 14. Psalms, Walch IV, 1152.

war allerdings zunächst und vor Allem gelegen. Ging es nicht voraus, so würde nur ein Widersprechen oder Auflehnen bewirkt sein, das auf Gerede, auf Worte oder höchstens wüste Thaten, erfolglose Unordnungen hinausgelaufen wäre.

Hielt er im Bestreiten so sehr zurück, so liegt die Erklärung auch in seiner noch immer vorherrschenden Ehrfurcht vor der Kirche, seiner noch sehr bedeutenden Unsicherheit in seinen neuen Ueberzeugungen, seiner noch immer großen Befangenheit in den Begriffen des kirchlichen Systems. Dahin deutet eine Bemerkung, die er ganz beiläufig beim ersten Verse des 36. Psalms macht und späterhin oft wiederholt und weiter ausgeführt hat: „es ist sehr schwer, dem meisten Haufen nicht nachzufolgen“: was denn sagen will, dem Strome der herrschenden Begriffe, Ansichten oder Empfindungen sich entgegenstellen, sei es, daß sie das von der Meinung noch getragene System der herrschenden Gewalten oder eine oppositionelle Zeitrichtung bilden. Indeß läßt er vom Widersprechen und Bestreiten sich nicht zurückhalten, wenn und sofern seine Erkenntniß eine sichere ist, und seine Polemik erscheint wieder nachdrücklicher und Eindruck zu machen fähiger, wenn man seine Stellung eines Ordensmannes und öffentlichen Lehrers an einer Universität, und noch mehr, wenn man das Bedeutungsvolle und Durchgreifende berücksichtigt, das sie haben mußte wegen des scharfen, das ganze kirchliche System bedrohenden Gegensatzes und des tiefen Ernstes, wovon sie ausging. Ließen sich die Zuhörer, wozu große Empfänglichkeit vorhanden war und worauf er sein erstes Bestreben richtete, mit seinem hohen und edeln Begriffe von der Kirche und seiner Ehrfurcht vor ihr erfüllen und von der Wahrheit seiner paulinisch-augustinischen Vorstellungen sich überzeugen, so mußten sie seine Klagen über die Verunheiligung der Kirche und die Verderbniß der gewöhnlichen Lehre, sein Abweichen und Bestreiten als vollkommen begründet erkennen, seinen Widerspruch viel eher zurückhaltend als zu weit gehend finden. Der gewöhnliche war oft viel weniger gut begründet, viel leidenschaftlicher und mit Leichtfertigkeit gemischt. Vor Allem aber, wie augenscheinlich war Luther von kirchlicher, ja eifrig kirchlicher Gesinnung beseelt! Es wirkte zehnfach, wenn ein Mann wie er Klagen und Rügen aussprach. Ein auf die Zustimmung der unruhigen Köpfe berechnetes Stürmen wäre in Wittenberg

jetzt doppelt ungeschickt gewesen, so viel die dortigen Zustände aus dieser Zeit bekannt sind. Die Meinung und Stimmung war hier noch nicht gar zu weit vorgeschritten, ihre Fortbewegung wollte ihre Zeit haben. Luther gewann Vertrauen und Einfluß, konnte ihn aber in dem Maße, wie es geschah, nur durch echte Mäßigung und Ansichhalten gewinnen, nur durch eine stille, stete, gründliche, belebende, aber nicht übereilende Wirksamkeit, welche geeignet war, in seinen Umgebungen eine geistige und sittliche Kraft zu wecken und hinlänglich zu stärken, damit sie bei einem nachdrücklichern Auftreten eine verläßliche Stütze für ihn abgeben konnte. Gerade so wie sie waren, machten seine Psalmerklärung und seine Polemik den tiefsten, den rechten Eindruck. Oldekop sagt, Luther habe eifrig der Psalmerklärung obgelegen und viele Zuhörer gehabt. Seine exegetischen Vorlesungen aus dieser Zeit zogen eine große Anzahl von Studenten aus Leipzig fort, obwol, wie es scheint, die Anregungen, welche er durch sie gab, auch dort dahin wirkten, daß einzelne Lehrer und viele Schüler eifriger den Bibelstudien oblagen. Gewaltige Anziehungskraft hatte die Sache, die Luther trieb, ja in den Vordergrund stellte, hatte seine Persönlichkeit, seine kernhaltige Begeisterung für das evangelisch Wahre und Rechte und dessen freie Verkündung; der studirenden Jugend aber fehlte es, vollkräftig und unblasirt, rechtem Lernen und einer edeln geistigen Erhebung zugewendet, wie sie damals war, und nicht künstlich aus Kraft- und Geistscheu hingeleitet auf Gemeinheit und Verdumpfung in einem tödtenden Sinnenleben und Brotstudium, wie sie es nicht wurde — ihr fehlte es an reger Empfänglichkeit nicht.[1])

Welch eine gesunde kräftige Natur, muß man doch sagen, wenn man diese Arbeit Luther's überblickt. So mangelhaft sie erscheinen mag, sie zeugt von bewunderungswürdig raschen Fortschritten ihres Urhebers. Nicht etwa blos in Kenntnissen, in Gelehrsamkeit. Es ist das Wenigste. Man muß vor Allem im Auge haben, aus welcher Ueberspannung und Zerschlagenheit, aus welchen Erschütterungen und Irrsalen, tiefgewurzelten Ansichten, Ueberzeugungen und Empfindungen er sich hatte herausarbeiten

1) Lüntzel, Die Annahme des evangel. Glaubensbekenntnisses von Seiten der Stadt Hildesheim, 154. Seidemann, Die Leipziger Disputation, 17.

müssen, um so auftreten zu können. Wir bemerkten an ihm noch bei Staupitz' Aufforderung, die theologische Doktorwürde anzunehmen, wie stark seine erfurter Mönchszustände noch immer nachwirkten, dann aber weiter, welchen Aufschwung er durch die Erlangung jener Würde genommen. Dazu kam die Kräftigung, welche naturgemäß aus der Thätigkeit hervorging, wozu er eben durch dieselbe sich genöthigt achtete. Es war ein Ueberfluß von Kraft in ihm, er durfte sie nur gebrauchen, um sich ihrer auch bewußt zu werden. Daß er sich zu fühlen anfing, davon zeugt die Psalmerklärung, und weiter sein Auftreten in Kämpfen verschiedener Art, in welche er zum Theil hineingezogen wurde, die er anderntheils jedoch selbst veranlaßte. Wir berichten von den letztern zuerst.

Kämpfe in Wittenberg, 1513, 1514.

Wenn er die Punkte, um welche die reformatorischen Wünsche und Bestrebungen sich hauptsächlich drehten und stets gedreht hatten, in den Vorlesungen nur beiläufig berührte und über die Gegenstände des gewöhnlichen reformistischen Eifers und der gewöhnlichen Klagen so mild und gehalten sich ausließ, so sehen wir ihn auf einer andern Seite in desto lebhaftern und immer heißer werdenden Kämpfen begriffen, deren Bedeutsamkeit schon daraus erhellt, daß sie unmittelbar in seine Angriffe auf den Ablaßunfug ausliefen. Wir haben sie mit aller Sorgfalt zu beachten. Die Anfänge des großen Streites, der größesten geistigen Bewegung in unserm ganzen nationalen Leben liegen in ihnen, sowie die Vorlesungen über den Römerbrief und die Psalmen die erste erkennbare Grundlage des Gebäudes bildeten, das er zu errichten begann. Diese Kämpfe galten dem Schutze dieses Baues und seines Schaffens daran. Aufs hellste bekundet sich darin sein religiöses Feuer und sein Wahrheitseifer, sein deutscher Tiefsinn und Freiheitssinn, thätlich, ohne Redensarten.

Hatte er sogleich bei seinem ersten Auftreten Beifall und Aufsehen und zwar durch eine abweichende Richtung erregt, so konnte doch auch der Widerspruch nicht ausbleiben, sobald Pollich's Vorhersagung von ihm mehr und mehr in Erfüllung ging. Auf Kämpfe, worin seine Richtung ihn verwickelte, deutet nicht Weniges auch in der Psalmerklärung hin. Sie scheinen jedoch schon

vor ihr begonnen zu haben, wir wissen nicht wann, irren aber sicher nicht, wenn wir annehmen, daß sie seinem Einlenken in eine neue Bahn auf dem Fuße nachfolgten und in dem Maße lebendiger wurden, als er entschiedener auftrat, was ohne Frage seit seiner Gelangung zur Doktorwürde geschah. Er hatte begonnen mit dem eifrigsten Suchen nach religiösen Begriffen, die sein Geistes- und sein noch dringenderes Gemüthsbedürfniß zu befriedigen im Stande waren; dann war der Drang in ihm erwacht, das geistig Gewonnene mitzutheilen, nun trat das Dritte ein, daß er es gegen Widerspruch und durch Widerspruch und Streit geltend zu machen strebte. Er griff das Autorisirte, das als allein für wahr Geltende dadurch an, daß er Entgegengesetztes als Wahrheit öffentlich verkündete und lehrte. Diese Kämpfe waren nun die andere Seite desselben Bestrebens, Bethätigung desselben nur in andern Kreisen, durch andere Mittel, in anderer Weise.

Wir müssen uns hier ins Gedächtniß zurückrufen, daß die abweichenden wissenschaftlichen Richtungen von Anfang in Wittenberg Vertretung gefunden, doch nicht so, daß sie völlig herausgebildet gewesen wären und daß das Hergebrachte in den Ansichten und Wissenschaften und der Behandlung der letztern nicht auch seine gewichtigen und zahlreichen Fürsprecher und Hinneigungen gehabt hätte. Wenn in der Theologie — was namentlich diese betrifft — Staupitz und Pollich unter den ersten Lehrern antischolastisch gesinnt waren, so bewegten sie sich doch noch vielfach in den scholastischen Begriffen; Pollich hatte kein theologisches System, Staupitz nicht die Thatkraft, um gegen die Scholastik und deren Anhänger durchdringen zu können. Aristotelisch und scholastisch waren die meisten Vorlesungen, selbst die der jüngern Lehrer, eines Karlstadt, dem die Aussprüche der Scholastiker Götterssprüchen gleichgalten, eines Luther selbst. Daher, daß der Letztere sowol Entgegenkommen, aber bei allem Entgegenkommen auch Widerspruch fand, sobald er seine abweichende Bahn einschlug, mit einer Schrifttheologie und einer Hervorhebung derselben dazwischentrat, an welche zu Anfang Niemand gedacht hatte, Staupitz etwa ausgenommen, dessen Hinneigung zur Schrift jedoch nicht durch genauere Kunde unterstützt wurde. In den ersten Jahren nach Gründung der Universität gingen die beiden Richtungen, welche ursprünglich an ihr vertreten gewesen waren, friedlich neben

einander. Die abweichende hatte Anfechtungen und Kämpfe zu bestehen gehabt, doch nur von außen her und nach außen hin. Die reuchlinische Fehde übte muthmaßlich, etwa seit 1511, den Einfluß, daß die verschiedenen Ansichten sich schärfer ausbildeten, und führte gewissermaßen die Nothwendigkeit herbei, sich zu entscheiden, Partei zu nehmen. Diese Entwickelung wurde dadurch beschleunigt, daß Luther — was für Wittenberg noch bedeutender war — um dieselbe Zeit einen neuen Gährungsstoff hineinbrachte, die Theologen namentlich, doch auch die Philosophen der Schule zum Aufmerken und zu einer Entscheidung nöthigte, zur Vertheidigung oder zu Angriffen, mindestens zu einem Wettkampfe. Sie mußten in seine Begriffe und Richtung eingehen oder sie niederzuhalten suchen. Für das Erstere konnten besonders die älteren nicht leicht Sinn haben. Es war gar zu natürlich, daß sie sich bemüheten, die Scholastik, die Vorlesungen im alten Sinne zu behaupten. Reibungen an der Universität selbst waren daher unvermeidlich. Sie blieben auch nicht aus, sie wurden heftiger und führten viel weiter, als man hätte voraussehen können, was denn mehr als einen Grund hatte.

Wir hörten schon von Mathesius, daß Luther, nachdem er die Doktorwürde erlangt, von Neuem und noch fleißiger, eifriger und entschiedener begonnen habe zu disputiren. Seine Widersacher hätten ihm redlich dazu dienen und helfen müssen, die Bibel von Tag zu Tag besser zu lernen. Was heißt dies anders, als daß ihm die Disputationen ein wesentliches Förderungsmittel des eigenen Fortschreitens wurden? Er lernte in ihnen von den Gegnern, wurde auf Lücken und Schwächen seines Wissens und Denkens aufmerksam gemacht, zu noch schärferem Denken und vielseitigerem Forschen angespornt, seine Begriffe wurden sammt dem Ausdrucke bestimmter, sein Selbstgefühl erstarkte, indem er dem Feinde ins Auge sah, sich behauptete, obsiegte; sein Glaube an die Wahrheit seiner Begriffe und Ueberzeugungen wuchs, weil sich die letztern im Zusammenstoße mit entgegenstehenden, mit der Wirklichkeit des Lebens, auch außer dem Studirzimmer und dem Hörsale, wo Niemand widersprach, erprobten. Andererseits waren die Disputationen nur eins der Mittel, seine Richtung, seine Theologie in Wittenberg emporzubringen, allein das, wodurch er in die lebhaftesten Kämpfe verwickelt wurde, das vornehmste, sofern

sie bei den Gelehrten, den Meistern in der Wissenschaft, den Ausschlag gaben. Am unmittelbarsten und offenkundigsten knüpfte die Thatsache des Sieges an sie sich an. Zur Disputation mußten alle neuen Grundsätze oder Lehrsätze kommen, und sie galten auch sonst, wenn sie da behauptet wurden, und umgekehrt.

Ueber den Gegenstand der lutherischen Disputationen dieser Zeit haben wir nur einige zerstreute Nachrichten. Wie wir gleichfalls von Mathesius hörten, drehten sie sich um die Frage, ob man den rechten christlichen Glauben aus der heiligen Schrift oder dem Aristoteles lernen könne und solle u. s. f. Damit stimmt eine Aeußerung Luther's überein. Er sei in Wittenberg in die Sophistik hineingerathen (seine ersten, die aristotelischen Studien und Vorlesungen), doch endlich fortgeschritten, als er fleißiger darüber disputirt habe. „Die Frage war über die Principien. Die Andern sagten, man müsse supponiren, also lehrten die Doktores und ihnen dürfe man nicht widerreden. Ich aber sagte, man muß beweisen, nicht supponiren, und so machte ich mich nach und nach von den Sophisten frei und studirte für mich weiter unter Gebet.“ [1]) Oldekop erwähnt in seinen Annalen, Luther habe im Jahre 1513 sein erstes Buch erscheinen lassen, der Titel sei mit über die Maßen großen rothen Buchstaben gedruckt gewesen und habe gelautet: **Preceptorium D. Marthini Lutheri**; der Inhalt habe aus den zehn Geboten bestanden und sei voll gewesen von Disputirmaterien, wie denn Disputiren des jungen Doktors beste Lust gewesen, wobei es ohne viel Hader und Zank nicht abgegangen. Auch auf der Kanzel sei er zu dieser Zeit heftig gewesen und habe die Sünde ohne Unterschied und Furcht gestraft. Von jenem Präceptorium hat sich indeß weiter keine Nachricht erhalten. [2])

Von Truttvetter läßt sich von selbst erwarten, daß er der Neuerung sich abgeneigt zeigte. Er ging 1513 nach Erfurt zurück, höchst wahrscheinlich, nachdem er dieselbe bekämpft, weil er die Vergeblichkeit seines Widerstrebens einsehen mochte, sich nicht heimisch fühlte in Wittenberg, im Wehen des dort mehr und mehr erwachenden neuen Geistes. Mischte sich vielleicht auch Eifersucht

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart, Nr. 168, S. 26; Studia Lutheri.

2) Lüntzel a. a. O. 155.

gegen seinen ehemaligen Schüler ein? War er mit Luther in Widerwärtigkeiten irgend einer Art gerathen? Hing dies Alles vielleicht mit den übeln Nachreden, den Angriffen zusammen, die Luther von Erfurt her zu erdulden hatte, wovon weiter unten die Rede sein wird? Truttvetter's Abgang läßt schließen, daß die Reibungen 1513 im vollen Gange waren.

Heftige und die heftigsten Widersacher fand Luther an seinen nächsten Kollegen, Karlstadt und Petrus Lupinus. Mit ihnen hatte er häufige Disputationen, worin er mehr und mehr Sieger blieb. Er nahm seine Hauptgründe und Waffen gegen sie aus Augustin her und veranlaßte sie denselben zu lesen; sie lenkten zu ihm ein, gaben sich überwunden und wurden zuletzt „viel heftiger in der Sache als er selbst.“ So werden wir sie nach ein paar Jahren finden. „Ob aber wol seine Brüder und andere Ordensleute, bemerkt Mathesius, wider ihn disputirten, konnten sie doch wider ihn und seine festen Gründe nichts beständigs aufbringen oder erhalten, er drang mit der heiligen Schrift durch, und alle Sophisten und Skotisten mußten der heiligen Schrift, darauf er sich steuret, umstehen und ihn mit der Propheten und Apostel Lehre aufkommen lassen.“ Daß dies indeß nur allmälig geschah, daß der völlige Sieg noch nicht in diese Zeit fällt, bedarf kaum einer Bemerkung. [1])

Es waren also Principienkämpfe, Kämpfe für die Schrift- und wider die Schultheologie; für die Freiheit des Gedankens und der Rede und wider die fesselnde Autorität. „Man muß beweisen, nicht supponiren“, sagte Luther. Es war der Anfang seiner Freiheitskämpfe. Die tiefsten Gegensätze, die verschiedenartigsten Geister platzten darin, um eines lutherischen Ausdrucks zu gebrauchen, gegen einander. Eben darin lag der erste Grund ihrer Bedeutsamkeit. Gegen Mönche, Pfaffen und deren Liederlichkeit und Habsucht, gegen das römische Babylon und ähnliche Aeußerlichkeiten ankämpfen, war verhältnißmäßig wohlfeil, leicht, gefahrlos. Darüber waren im Grunde Alle einverstanden, Anklagen und Rügen dieser Art waren seit unvordenklichen Zeiten tausendfach erhoben, ertönten eben jetzt wieder noch viel stärker und allgemeiner, man konnte dabei sicher auf großen Anklang,

1) Mathes. 1. Predigt. Tischreden, Walch XXII, 1531. *Rebenst.* II, 33.

Beistand der Vielen und Gefahrlosigkeit rechnen, wenn man nur nicht gar zu weit ging. Die Schule dagegen, kann man fast sagen, genoß nicht blos gleichen Ansehens wie Kirche und Papstthum, sondern gewissermaßen eines noch höhern, zum wenigsten bei den Gelehrten: der Widerspruch gegen sie war bei weitem nicht so heftig und bitter, er beschränkte sich auf weit engere Kreise. Wie genau hing sie aber auch wieder mit dem gesammten Kirchenthume zusammen. Die Schule angreifen, hieß zugleich das Papstthum und die Meinung angreifen, worauf eben das ganze Kirchenthum ruhte. Die Verdorbenheit des Klerus, die hierarchischen Uebergriffe, den Nutzen der Geistlichkeit antasten, war allenfalls verzeihlich, ließ einen Vertrag, eine Wiederherstellung zu, auch im schlimmsten Falle: aber eine neue Lehre aufbringen, ging ans Leben, schloß die Bedrohung der zeitlichen klerikalischen Anliegen ein, bedrohte die Grundlage des ganzen Ansehens, der ganzen Stellung der Hierarchie und weckte zugleich den Meinungs-, Gelehrten- und Glaubenseifer, indem es nichts Anderes war als Krieg gegen das Allerheiligste, das für unfehlbar, untrüglich, allein selig machend Geachtete. Pollich war mit seinem Anspruche, von theologischen Dingen rationabiliter zweifeln zu dürfen, nicht durchgedrungen. Er hatte das Ansehen des Aristoteles in der Theologie herunterzubringen gesucht, sich aber vergeblich bemüht: Aristoteles und die Doktoren hatten die Herrschaft nach wie vor, hier wie anderwärts. Noch immer sagten „alle Andern", man dürfe den Doktores nicht widerreden: nur Luther that es, seinen Widerspruch auf feste Gründe und die heilige Schrift stützend. An der freisinnigsten, vorgeschrittensten deutschen Universität wagte nur Einer den uns seitdem so geläufig gewordenen einfachen aber freilich unendlich folgenreichen Grundsatz aufzustellen und standhaft zu behaupten: man muß beweisen, und demselben Eingang und Geltung nur vorerst bei den Gelehrten an diesem Orte zu verschaffen, kostete ihm, nachdem er sich selber mit saurer Mühe von der Unterwerfung unter das Ansehen der Doktoren losgerungen, einen schweren und langen Kampf.

Wir dürfen dabei etwas sehr Wichtiges nicht außer Acht lassen. Er lehrte mehre Jahre hindurch seine Theologie unangefochten. Sie entfernte sich von den Grundlagen des kirchlichen Lehrsystems, welche für die wichtigsten galten, verwarf dieselben

sammt der herkömmlichen Methode. Sie stützte sich auf die Schrift in einer Weise, wie es die Kirche seit Jahrhunderten für bedenklich gehalten. Sie enthielt einen tiefen Gegensatz gegen so manche Dogmen, kirchliche Einrichtungen und Gebräuche, gegen die Hauptrichtung des kirchlichen Lehrsystems und der Kirche. Er griff die Autoritäten der Schule, die Unterwerfung unter Autorität an, forderte eine vernunftgemäße Behandlung der Theologie und wollte nur eine solche gelten lassen. Dennoch fand er nur wissenschaftliche Gegner, die Kirche schritt mit äußerer Macht, Drohung oder Gewalt, nicht gegen ihn ein, die kirchlichen Obern ließen ihn auf das Freieste gewähren.

Man kann sagen, es war die Gunst der wittenberger Verhältnisse, und anderwärts würde ganz Anderes geschehen sein. Auch suchte ihm die Kirche Schranken zu setzen, sobald er auf seiner Bahn bis zu einem gewissen Punkte vorgeschritten war. Dennoch erhellt unzweifelhaft, daß es die Kirche auf Unterdrückung aller Geistesfreiheit nicht abgesehen hatte, daß sie keinen überallhinreichenden und durchgreifenden Geisteszwang übte. Ja noch mehr, sie unterstützte und förderte (durch die Person des Oberhaupts selbst) wissenschaftliche Arbeiten und Bestrebungen, selbst die neuernden der Humanisten, gerade diese mit der meisten Gunst; und noch mehr, sie gestattete eine übertriebene subjektive Ungebundenheit der Ueberzeugung, eine wahre Zuchtlosigkeit der Geister in religiöser Hinsicht. Wir hörten und werden noch weiter hören, daß neuernde Theologen, Philosophen und Sprachgelehrte, Kleriker und Laien, die freieste Denkart bis zur Verleugnung des Christlichen und zum Eingehen in das Heidnische äußern durften, in Rom, am römischen Hofe selbst, und daß man eben dort solcher Denkart mehr oder minder zugethan war.

Allein selbst zu Wittenberg war es doch nur der einzige Luther, der mit einer solchen Theologie, solcher Richtung und solchen Grundsätzen auftrat. Alle Andern waren der Meinung, man müsse den Autoritäten der Schule sich unterwerfen, supponiren. Wie sehr mußten aber die Geister gebunden, mußte unfreie Ueberzeugung und Wissenschaft, Unterwerfung unter Autorität die Regel sein, wenn es selbst in Wittenberg so stand? Die Kirchengewalt schritt gegen Luther ein, sobald die Ergebnisse seiner Richtung offenbar wurden, sobald sie die Gefährdung des

Dogmas, des Ansehens und der Anliegen der Hierarchie in seinem Auftreten erkannte. So stand es: sie forderte Vermeidung jeder Lehre, welche dawider anstieß, oder doch, daß jede Lehre, welche einen Gegensatz dawider in sich schloß, geschwiegen werde, sobald der letztere zu Gefährdung ihres Ansehens und ihrer Stellung und Anliegen in das Leben einzugreifen begann. Dann auferlegte sie Stillschweigen, brauchte Drohung und Gewalt, wer sich ihrem Spruche nicht unterwerfen wollte. Die Freiheit der Bewegung, welche sie zuließ, ruhete, wieviel derselben sein mochte, nicht auf anerkanntem Rechte oder Grundsatze, sondern hing von ihrem Ermessen, ihrem Belieben ab. Sie war Feindin des Freiheitsprincips, weil sie die Freiheit nur bis zu einem bestimmten Punkte, auf einer gewissen Bahn, nur auf einer Seite gestattete und sie von ihrer Gestattung abhängig machte, dem Geiste mistraute und seine Einheit verkannte. Sie forderte meisthin nur eine formelle Anerkennung ihrer Rechte oder Ansprüche, gab sich mit formeller Uebereinstimmung der subjektiven Ueberzeugung mit dem Kirchenglauben zufrieden, und gestattete in der Regel, wenn dieser Forderung genügt wurde, Ungebundenheit der Ansichten und Aeußerungen bis zur äußersten Frivolität und Irreligiosität, so daß Jedermann heidnisch denken und handeln und der äußern Erscheinung nach als Glied der Kirchengemeinde leben und sterben konnte, wenn er den Kirchenglauben nur äußerlich gelten ließ, nur mit der Kirche sich abfand. Dies war jedoch nur Vergessenheit ihres Berufs und Gleichgültigkeit gegen religiöse Ueberzeugung, nichts weniger als wahre Achtung der von ihr gewährten Freiheit; und nicht so sehr Freiheit der christlichen Lehre und Ueberzeugung als jeder andern beliebigen Denkart, wäre es auch unsittlich-heidnische gewesen, fand Statt. Der Kirchenglaube wurde dadurch zur öffentlichen Lüge, die Kirche zum verhöhnten „gemeinen Irrthume." Gerade die Freiheit, wie sie gestattet wurde, war das offenbarste Zeichen der tiefen kirchlichen Verderbniß. Eine solche Freiheit zu wollen, kam Luther nicht in den Sinn. Gerade in ihr oder ihren Auswüchsen lag es, daß er den Humanisten sich nicht völlig zugewendet hatte und zuwendete. Er wollte Freiheit vom Heidnischen in der Schule und Kirche, indem er sich gegen die Autoritäten der erstern, namentlich die des Aristoteles, erhob. Indem er gegen Unterwerfung

unter Autoritäten sich erklärte, Beweise, ein freies, vernunftgemäßes Verfahren forderte, meinte er mit nichten die Freiheit eines ungebundenen oder gar entschieden ungläubigen Denkens und Lehrens, denn er lebte ganz im Glauben, das heißt in völliger Hingebung und Gebundenheit an den Erlöser, und begriff die Freiheit erst in der Einigung mit Gott durch Christum, während er sie dem natürlichen Menschen, dem außer dieser Einigung Lebenden, absprach. Die Verkündung der Lehre vom Glauben, das Streben und der Eifer, für sie zu gewinnen und dadurch den Glauben wieder zu befestigen, war es, wovon er ausging, was ihn in jene Kämpfe um Freiheit hineinzog. Die Freiheit, welche er forderte, war die der Erforschung und Verkündung der ursprünglichen christlichen Wahrheit. Diese aber, die frei machende, wollte er voll und ganz, sodaß sie den ganzen Menschen und das ganze Leben durchdränge. Schon im zweiten Buche wurde darauf hingedeutet, die Lehre von der Gerechtigkeit allein durch den Glauben, worin er die ursprüngliche evangelische Verkündung fand, schloß grundsätzlich, sowie auf der einen Seite die strengste Unterwerfung unter den göttlichen Willen, auf der andern die völligste innere Freiheit von aller äußern Autorität und Satzung in sich: in Anwendung auf das Leben mußte sie auch die äußere Freiheit bringen, wie er denn eben durch sie Ablaß und Messe, Schul- und Kirchenautorität, Scholastik, Papstthum, Mönchthum und Priesterthum umwarf, eben durch sie aus der babylonischen Gefangenschaft der Kirche herausriß, so weit die Lehre vom Glauben Eingang fand. Die kleine Schrift: Von der Freiheit eines Christenmenschen, sprach es klar aus: „König und Priester ist der Christ und gelangt allein durch den Glauben zu solchen Ehren, frei ist er von allen Satzungen und über alle Satzungen, also, daß er keiner guten Werke dazu bedarf, daß er fromm und selig sei, sondern der Glaube bringt ihm Alles überflüssig." In der wirksamsten seiner Schriften, der von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche, dreht sich Alles vornämlich um den Satz, daß der Christ durch den Glauben, der ihn mit dem Erlöser einige, von jeder andern Verbindlichkeit, von dem Joche jedes andern Gesetzes frei sei, daß weder der Papst, noch ein Bischof, noch ein Mensch, noch selbst ein Engel das Recht habe, dem Christen über seinen Willen hinaus etwas

vorzuschreiben, und daß nicht weniger als Alles, was der Papst in seinen Dekreten fordere und befehle, unrechtmäßig gefordert und befohlen werde. Die Freiheit, wie die Kirche sie verstand und begünstigte, die den Kirchenglauben bewachte, aber zufrieden war, wenn er äußerlich, wäre es auch nun als gemeiner Irrthum gewesen, respektirt wurde — gerade diese Freiheit, die den Glauben, Kirche und Religion zum Gespött machte, hatte vornämlich in Rom seine tiefste Entrüstung erregt. Die Freiheit der abweichenden Lehre wurde ihm innerhalb der Schule, als Lehre, wenigstens bis jetzt noch nicht gewehrt, allein wir erinnern uns, wie er seinen Doktorberuf verstand. Seine Ueberzeugung gerieth in eigentlichen Widerstreit mit dem Kirchenglauben, er wollte die völlige Freiheit für ihre Verkündung, wollte die Lehre auch in der Anwendung, wollte volle Uebereinstimmung des christlichen Denkens und Lebens nach seiner und nach deutscher Art, und dafür gab es in der Kirche Freiheit nicht, so liberal Päpste und Bischöfe die Wissenschaft pflegten, Forschung, Geistesbewegung, freie Aeußerung begünstigten. Er wußte es noch nicht, sollte es aber bald mehr und mehr erfahren und zuerst klar erkennen, was er, als der Streit ausgebrochen war und Vergleichsunterhandlungen gepflogen wurden, nach Hofe schrieb, wo man Ausgleichens unversöhnlicher Gegensätze sich befliß: „Ich kann mich in Eure Meinung nicht finden, wonach Ihr glaubt, es könne die heilige Schrift gelehrt werden, ohne den Päpsten zu nahe zu treten. Den echten Schriftinhalt zu vernehmen, ist päpstlichen Ohren unerträglich.“ [1])

Es mußte früher oder später zu einem heftigen Zusammenstoße kommen über seinem Schriftlehren und den damit so eng zusammenhängenden Kämpfen, in welche wir ihn jetzt verwickelt sehen, weil er die letztern nicht aus der Ferne führte, durch Schriften oder allein im Auditorium oder auf der Kanzel, sondern eben auf dem Disputirkatheder, Angesichts der Meister und Vorkämpfer der Schule, mit der erklärten Absicht, ihre Weisheit zu Schanden zu machen, mit dem Sinn und Muthe des Kampfs und des Siegs.

Hierin lag dann das Zweite und Dritte, weshalb diese

1) Leo, Universalgesch., III, 4, 72 f. Luther, Staatslexikon, 143.

Disputationen so wichtig und bedeutsam waren. Nach seinem Hange zur Insichgekehrtheit, seiner verschüchternden Erziehung, seinem Klosterleben, seiner innerlichen Richtung, seiner Verehrung des Positiven, der bestehenden Kirche und deren Obrigkeit, schien bei ihm Alles darauf angelegt, daß er, wie wir es nennen würden, ein doktrinairer Professor wurde, und wenn ein freisinniger Lehrer, doch ein solcher, der von den Zeitkämpfen sich fern hielt, sich hütete in sie verwickelt zu werden. Allein bei diesen Streiten offenbarte sich's nun nach einzelnen Anzeichen schon völlig, und um so deutlicher, eben weil bei ihm soviel auf das Entgegengesetzte hinweist, daß er ein Mann der That geboren, zu einem der Welt abgestorbenen Mönche, der ihm freilich noch lange und jetzt noch recht sehr anhing, nicht bestimmt war, daß er Wissenschaft und Leben nicht trennen konnte, daß er schon jetzt den Gedanken in sich trug, den er als Grundsatz späterhin so oft aussprach, daß er aus dem „Winkel“ hervormüsse, wie mehr oder minder Jedermann. Von nahe und fern kommt er darauf. So deutet er, um ein Beispiel anzuführen, das wider den Misbrauch göttlichen Namens gerichtete Gebot dahin, es sei darin auch begriffen, „daß wir auch wehren sollen Andern, lügen, schwören, trügen, fluchen, zaubern und andere Weise mit Gottes Namen sündigen. Darinnen aber viel Ursachen gegeben werden, Gutes zu thun und Böses zu wehren; aber das größte und allerschwereste Werk dieses Gebots ist, schützen den heiligen Namen Gottes wider Alle, die sein misbrauchen geistlicher Weise, und ihn ausbreiten unter die Alle. Denn das ist nicht genug, daß ich für mich selbst und in mir selbst göttlichen Namen lobe und anrufe in Glück und Unglück; ich muß hervortreten, und um Gottes Ehre und Namens willen auf mich laden Feindschaft aller Menschen; wie Christus sprach zu seinen Jüngern Matth. 24, 9: Es werden euch feind sein, um meines Namens willen, alle Menschen. Hie müssen wir Vater, Mutter und die besten Freunde erzürnen. Hie müssen wir wider die Obrigkeit geistlich und weltlich streben, und Ungehorsame gescholten werden. Hier müssen wir die Reichen, Gelehrten, Heiligen, und Alles, was etwas ist in der Welt, wider uns erwecken. Und wiewol das sonderlich schuldig sind zu thun, denen Gottes Wort zu predigen befohlen ist; so ist doch auch ein jeglicher Christ dazu

verbunden, wo es die Zeit und Statt fodert. Denn wir müssen für den heiligen Namen Gottes setzen und dargeben Alles, was wir haben und vermögen, und mit der That beweisen, daß wir Gott und seinen Namen, Ehre und Lob über alle Dinge lieben, und in ihn über alle Dinge trauen und Gutes versehen; damit zu bekennen, daß wir ihn für das höchste Gut achten, um welches willen wir alle andere Güter fahren lassen und zusetzen." [1])

Bei dieser seiner Sinnesart und Persönlichkeit mußten diese Kämpfe um so gewisser heiß und entscheidend werden. Auf die erstere deuten auch die tadelnden Aeußerungen Oldekop's hin, denen er noch hinzufügt, es sei nicht eben unrecht, wenn die jungen Doktoren und Magister ohne Hader und Zanken disputiren könnten, das aber hätte Luther nicht wohl thun können. Dieser Oldekop gehörte, wie man sieht, den klugen Leuten, die wol die Wahrheit, doch ohne Streit und Unruhe, die wol das Feuer, aber ohne Hitze und Gefährde haben und Mohren gewaschen wissen wollen, aber ohne sie naß zu machen; einem Publikum an, das selbst in der frischen, gesunden Reformationszeit und im lebendigen Wittenberg nicht ganz fehlte und sich in den spätern elenden Zeiten und ihrer Versunkenheit so sehr verstärkte; das Lessing seiner Zeit für allzu ekel hielt und dem er zu sagen sich bewogen fühlte, es scheine vergessen zu wollen, daß es die Aufklärung so mancher wichtigen Punkte dem bloßen Widerspruche zu danken habe, und daß die Menschen noch über nichts in der Welt einig sein würden, wenn sie noch über nichts in der Welt gezankt hätten; nicht bloße Politesse sei es, wenn man den polemischen Ton nicht dulden wolle: er sei der Eigenliebe und dem Selbstdünkel so unbehäglich, den erschlichenen Namen so gefährlich; die Wahrheit habe noch bei jedem Streite gewonnen, der den Geist der Prüfung genährt, Vorurtheil und Ansehen in einer beständigen Erschütterung erhalten, kurz, die geschminkte Unwahrheit verhindert habe, sich an der Stelle der Wahrheit festzusetzen.[2])

Wenn Luther nicht gern „gezankt" hätte, so würde er im erfurter Kloster verdumpft, in Wittenberg kein Wahrheitsentdecker geworden und mit seinem Funde nicht durchgedrungen sein.

1) Sermon von guten Werken (1520); Walch X, 1602.

2) Lachmann, Lessing's Werke, VIII, 210 f.

Auch hier gelangte man eben nur durch Zanken zu der großartigen Einigkeit, die sich in den nachfolgenden Stürmen so trefflich bewährte, so wichtig für Luther und seine ganze Sache wurde. Gerade sie hielt den ersten Sturmangriff ab, sie hätte es nicht vermocht, wenn die wissenschaftlichen und principiellen Gegensätze nicht rein ausgekämpft gewesen wären, und dies wiederum hing an der Hitze dieser gelehrten Streite, die noch einen andern Grund darin hatte, daß diese Mund gegen Mund geführt wurden. Lessing spricht an der erwähnten Stelle von Streitschriften, die jedoch ein weit sanfteres Kriegsmittel sind als mündliche Kämpfe. Die todte Schrift wirkt in viel weitern Kreisen als das lebendige Wort, dieses aber weit augenblicklicher und gewaltiger auf die Anwesenden. Wie leicht wird der Redner fortgerissen; der Schriftsteller mag so viel leichter an sich halten, Gedanken und Ausdruck wägen. Der Redner will unmittelbaren Eindruck machen und hat den Eindruck vor Augen, den er macht; die er besiegen, die er für sich gewinnen will, sind gegenwärtig, spornend wirkt auf ihn die Hoffnung des Siegs, die Furcht der Niederlage, die Aussicht auf allgemeine laute Zustimmung oder Misbilligung Vieler, die nicht zerstreut, nicht unbekannt mit einander sind; die Aussicht auf die Stärke, die er durch jene erlangen, die Ohnmacht, in welche er durch diese geworfen werden wird. Schlagartig sind hier die Wirkungen, welche angespanntern Anstrengungen und heftigern Erregungen folgen.

Der Erfolg der lutherischen Disputationen war Zustimmung Derer, gegen welche sie gerichtet waren, das Ende Friede mit ihnen, genug zum Beweise, daß es nicht Zanksucht war, was ihn antrieb, und daß er auch hier Maß hielt. An Verdächtigungen und Rügen konnte es freilich nicht ganz fehlen, doch können sie weder an sich bedeutend gewesen noch von bedeutenden Personen ausgegangen sein, da sich nur eine einzige unbestimmt lautende Nachricht über sie erhalten hat. Schon „über seine erste Disputation ward er der Zeit ein Ketzer gescholten und von Vielen verdammt, dieweil er alle Hohenschulen und Gelehrten zurücksetzen und des Herrn Jesu Christi Wort allein nöthig halten wollte zum Glauben und guten Gewissen, daraus man lernen

könne fröhlich vor den Gerichtsstuhl Christi kommen.“ [1]) Schwere innere Bedrängnisse und Kämpfe erwuchsen ihm dennoch daraus, und wenigstens Anfangs hatte er Niemand, an den er sich anlehnen konnte, als Staupitz. Sehr wohl erinnerte er sich aber auch noch in spätern Jahren, daß dieser „im Anfang, da das Evangelium aufging,“ zu ihm sagte: „Das tröstet mich am meisten, daß diese Lehre des Evangelii, das nun wieder an Tag kommt, alle Ehre und Preis allein Gott gibt, und den Menschen nichts; nun ist's aber je am Tage und offenbar, daß man unserm Herrn Gott nimmermehr zu viel Ehre, Gütigkeit u. s. w. zumessen kann.“ Luther setzt hinzu: „Ist es doch auch viel sichrer, daß man unserm Herrn Gott zu viel zuschreibe, wiewol man ihm nimmermehr zu viel zuschreiben kann, denn daß man den Menschen zu viel zuschreiben sollte. Denn da kann ich doch je getrost und fröhlich sagen: Laß es gleich so sein, daß die Kirche, St. Augustinus, sammt andern Lehrern; item, daß St. Petrus, Apollo, ja, auch dazu ein Engel vom Himmel herab, anders lehret; so ist dennoch meine Lehre der Art, daß sie den einigen Gott allein rein erkennen und demselben recht dienen lehret, und alle Menschen in ihrer Weisheit und Gerechtigkeit verdammet. Da kann ich ja nicht irren noch sündigen, denn ich gebe denen beiden, nämlich Gott und Menschen, einem jeden das ihm von Rechts wegen gebühret und eignet.“ [2]) Die Väter, die Kirche! Das war es, was ihm fortwährend die größeste Noth machte.

Angriffe von Erfurt her, 1513, 14, 15.

Mit den wissenschaftlichen Kämpfen, die er in seinem nähern Kreise bestand, fällt der Zeit nach eine kleine Fehde anderer Art zusammen, in welche er durch Angriffe von Erfurt her verwickelt wurde.

Genauere Nachrichten darüber fehlen gänzlich und die Sache bleibt daher dunkel. Nur zwei Briefe von Luther selbst geben den nöthigsten Aufschluß, sind indeß auch nicht ganz deutlich,

1) Mathesius, 1. Predigt.

2) Ausführl. Erkl. des Galaterbriefs, zu Kap. 1, V. 11 f. Walch VIII, 1678 f.

und genügen nicht zu einem vollständigen Urtheile. Es war ihm in Erfurt verübelt worden, daß er die Doktorwürde nicht dort genommen, da er doch der erfurter Universität seine gelehrte Bildung und die Magisterwürde zu danken habe. Am lautesten scheint im Augustinerkonvente über ihn geschrien, und der Wortführer ein Magister Nathin gewesen zu sein, der zugleich der Universität angehörte. Das früheste der beiden erwähnten Schreiben Luther's ist vom 16. Juni 1514 datirt und an den Prior Lohr und die Senioren des erfurter Augustinerkonvents gerichtet. Man ersieht, verschiedene Mitglieder desselben und an ihrer Spitze der genannte Nathin hatten ihm und andern Mitgliedern ihres Konvents Böses nachgeredet, worüber indeß jede weitere Andeutung fehlt. Dann hatte Nathin, Namens der Uebrigen, arge aufstachelnde Lügen und Lästerungen über ihn verbreitet, es scheint indeß nur durch Briefe, vielleicht aber auch durch eine Druckschrift. Luther hatte ein und noch einmal ins erfurter Kloster geschrieben, und endlich war ihm gar zu Ohren gekommen, Nathin schelte ihn meineidig, weil er die Doktorwürde in Wittenberg angenommen. Nun ist es richtig, daß nach den Statuten der Universität zu Erfurt der Bakkalaureus Biblikus schwören mußte, den Magistergrad nirgend als in Erfurt, und ebenso der Magister, daß er die Doktorwürde von keiner andern Universität annehmen wolle. Allein Luther war Biblikus erst in Wittenberg geworden. Soviel ist gewiß, wenn auch ein Dunkel darüber schwebt, wie es sich mit seinen Magistergraden in der theologischen Fakultät verhalten haben mag. Wir werden indeß sehen. Er kommt nun in seinem dritten Schreiben, dem ersten der uns vorliegenden (vom 16. Juni 1514) auf die Beschuldigungen zurück, gegen die er sich bereits zweimal verantwortet, denn er weiß nicht, ob die ersten Briefe bei den Augustinern in Erfurt angelangt oder vielleicht verloren gegangen sind. Nathin, sagt er, habe sich so verlogen und bissig über ihn geäußert, daß er sich fast hätte hinreißen lassen, über ihn und den ganzen Konvent eine volle Zornschale auszugießen. Indessen sei ihm kund geworden, daß viele, wenn nicht die Mehrzahl der Mitglieder des Konvents sich für ihn und wider Nathin erklärt hätten; er bitte daher, sie möchten verzeihen, wenn sie glaubten, daß ihnen durch die beiden ersten Briefe zu viel geschehen sei,

und die Schuld dem wüthigen Nathin beimessen, wider den er sich mit Recht ereifert habe. Was die neueste Beschuldigung desselben gegen ihn betreffe, so könne er nicht meineidig gescholten werden, weil er anderwärts als in Erfurt promovirt habe. Beide Universitäten und sämmtliche Mitglieder des erfurter Konvents wüßten es ja, daß er zu Erfurt das biblische Bakkalaureat nicht erhalten habe, und er sei sich überhaupt nicht bewußt, während seiner ganzen akademischen Laufbahn einen Eid der Art geschworen zu haben, wie er ihn jetzt gebrochen haben solle. Was zunächst weiter folgt, ist äußerst dunkel. Die ganze Stelle scheint fehlerhaft abgedruckt zu sein und der Originalbrief ist meines Wissens nicht mehr vorhanden. Luther läßt eine Drohung gegen Nathin folgen und bezieht sich weiter auf den Gehorsam, den er zu leisten schuldig gewesen, und darauf, daß der erfurter Konvent seine Annahme der Doktorwürde in Wittenberg ja mit einem Worte hätte verhindern können, es aber einmal nicht gethan habe und jetzt nicht mehr im Stande sei, an der Sache etwas zu ändern. Wir erinnern uns, er hatte dem Konvente seine bevorstehende Doktorpromotion, die er aus Gehorsam gegen „die Väter und den ehrwürdigen Vater Vikar" über sich ergehen lassen werde, angezeigt und ihn dazu eingeladen. Er schreibe deshalb, sagt er am Schlusse, weil er nicht wolle, daß die erfurter Theologen ihn für einen Verächter ihrer Universität hielten, welcher er sein ganzes Wissen wie einer Mutter verdanke; er verachte sie nicht und werde sie niemals verachten, obwol er anderwärts lehre und promovirt habe. Im Uebrigen möge der Streit nun ein Ende haben; „ich bin vollkommen ruhigen und besänftigten Gemüths gegen euch Alle, obwol ich aufgebracht war. Denn Gott segnet mich Unwürdigen aus der Maßen, so daß ich nur Ursach habe zu Freude und Liebe und wohlzuthun auch Denen, die das Gegentheil um mich verdient haben, wie ich selbst das Gegentheil von Dem verdiene, das ich vom Herrn empfange. Bitte also, seid auch ihr befriedigt und laßt die Bitterkeit fahren, wenn deren noch einige in euch ist, und beruhigt euch darüber, daß ich von euch geschieden bin, weil es der Herr so gewollt hat, dem nicht zu widerstehen ist." [1])

1) De Wette I, 12. Motschmann, Erste Fortsetzung, 11 ff.

Das zweite Schreiben, vom Januar 1515, ist an den Dekan und die übrigen Mitglieder der theologischen Fakultät zu Erfurt gerichtet und enthält einen ganz ähnlichen Rechtfertigungsversuch. Nathin hatte nicht geruht, es scheint, daß ihm endlich gelungen war, die Universität gegen Luther aufzubringen, der jetzt erst an sie selbst sich wendet. Er schreibt, im Lichte eines Meineidigen bei ihr dastehen zu sollen, sei doch zu arg, als daß er sich nicht zum Einreden gedrungen fühlen müßte. Wenn er gefehlt habe, so sei es jedenfalls unwissentlich geschehen. Er kommt sodann darauf zurück, daß er Biblikus in Erfurt nicht geworden. Das Nächstfolgende, obgleich der Originalbrief an einer Stelle durchaus unleserlich ist, gibt wenigstens einiges Licht auch darüber, wie es sich hinsichtlich seiner Magistergrade verhielt. Er schreibt: „Als ich hier Sententiarius geworden war und, nach Erfurt gerufen, den Anfang aufgeschoben hatte, bin ich zwar von eurer, ja sogar von unserer Fakultät unter lauter Schwierigkeiten zugelassen und aufgenommen; und als der Dekan Storheym anfing die Statuten mir vorzulegen..... wurde der Herr Doktor von dem ehrwürdigen Vater, Magister Nathin unterbrochen, der auf einem großen Stück Papier speciell (distinctim) Notizen hatte; was von Seiten des Biblikus oder Sententiarius zu lesen und zu beobachten ist, diktirte er ihm, damit er so Dasjenige, was zum Zweck diente, vorlese. Indem ich nämlich hieran ganz sicher mich erinnere, so daß ich mir eines geleisteten Eides durchaus nicht bewußt bin, bekenne ich, daß ich auf's Allerstärkste bezweifle, daß das auf den Biblikus sich Beziehende, worin der in Rede stehende Eid enthalten, wie ich höre, mir vorgelesen ist, noch mehr, daß ich es beschworen." Er setzt hinzu, daß ihm nichts willkommener gewesen sein würde als eine Aufforderung dazu, die ihm als Schild gegen Den hätte dienen können, der ihm befohlen zu promoviren, was er nicht blos nicht erstrebt, sondern bis zur Beleidigung der Autorität abzulehnen gesucht hätte, bis er dazu gezwungen wäre, der Gehorsamspflicht zu genügen, wodurch er denn ohne sein Wissen und ohne daß Diejenigen, deren Schuldigkeit es gewesen, ihn aufmerksam gemacht, in Erfurt Anstoß gegeben habe.

Er war also auch Sententiarius zu Wittenberg, dann aber gleichfalls zu Erfurt geworden, es scheint, weil von hier aus

Einrede geschehen, die Sache in Wittenberg noch nicht perfekt geworden war, oder aber, er nahm in Wittenberg vielleicht den ersten und in Erfurt den andern Magistergrad des Formatus. Seine Zulassung war erst erfolgt, nachdem man ihm Schwierigkeiten gemacht. Er hatte den Anfang der Vorlesungen verschoben, zu denen er als Sententiarius verpflichtet war, sei es, daß die erfurter Reise, die in das Jahr 1511 oder 1512 gefallen sein muß, den Aufschub verursacht, oder daß er — das Wahrscheinlichere — nicht über die Sentenzen lesen wollte: Zeichen einer schon damals sehr entschiedenen Abwendung von der Scholastik. Auch hat er sicher nicht gelesen über die Sentenzen; es würde sich doch irgend eine Nachricht darüber erhalten haben. Auch zur Magisterpromotion hatte ihn Staupitz, der ohne Frage gemeint ist, nöthigen müssen. Als er sich, was nun den Streitgegenstand betrifft, in Erfurt befand, wollte ihm Storheym die Statuten vorlegen, allein Nathin unterbrach den Letztern und ließ nur einiges Specielles, das zu den Pflichten der biblischen Bakkalaureen und der theologischen Magister gehörte, vorlesen. Luther also schwor gar nicht, er bezweifelt selbst, daß ihm Das vorgelesen sei, worauf es eben ankam. Er sagt im Folgenden, sollte man ihm nicht glauben wollen, so genüge ihm das Zeugniß seines Gewissens und Gottes selbst. Dann fährt er fort, er begehre nicht völlig schuldlos dazustehen, indem man ihm einwenden könne, möge er Vorgelesenes nicht gehört, möge er nicht geschworen haben, er sei einmal Mitglied der erfurter Universität und hätte deren Statuten kennen müssen, in welchen der fragliche Eid enthalten sei; die Universität zu Erfurt sei ihm Mutter, und es gebühre ihm nicht, wider sie zu streiten, sondern sie zu ehren. Er fügt hinzu, er wolle zugeben, daß er, nach dem strengen Rechte, ob auch ohne Wissen und Willen, gefehlt habe, und bitte daher mehr um Erlaß der Schuld als der Strafe, wenn nicht Beides gewährt werden könne. Am Schlusse sagt er, längst hätte er daran gedacht, persönlich sich in Erfurt zu entschuldigen, wenn er nicht durch Geschäfte davon „bis jetzt" zurückgehalten wäre. Um so wahrscheinlicher ist die Nachricht, daß er im Jahre 1515 eine Reise nach Erfurt gemacht. Es war eben die beabsichtigte, wovon er hier spricht und die er noch auszuführen nöthig erachtete, um die Erfurter zu besänftigen. Wenn

jene Nachricht weiter dahin lautet, daß er im Dome gepredigt habe, und zwar: „daß die armen Sünder ohne Verdienst gerecht würden," so ist dies den Umständen nach nur aller Wahrscheinlichkeit gemäß. [1])

Ein Uebersehen scheint in der That begangen zu sein und zwar von mehren Seiten. Luther promovirte aus Gehorsam, hätte aber die erfurter Statuten kennen oder sich genauer von ihrem Inhalt unterrichten, mit einem Worte, an Dinge denken sollen, woran freilich Andere auch nicht dachten, denen es gebührte daran zu denken: Staupitz namentlich. In Erfurt war bei seiner angeblichen Vereidung offenbar gefehlt. Der Zusammenhang ergibt, daß man anfangs die Sache nirgend sehr schwer genommen, daß erst Nathin, indem er aus einem unabsichtlichen Vergessen ein großes Verbrechen machte, den Anstoß dazu gab, daß das Geschehene so angesehen wurde, wie man es 1514 und bei der Universität 1515, zwei und drei Jahre nach Luther's Doktorpromotion, ansah. Die Fehde zeigt übrigens, daß Luther um diese Zeit schon eine gewisse Bedeutung erlangt, sein Ruf sich auch außer Wittenberg verbreitet haben mußte. Es blickt durch, er hatte Neid in Erfurt erregt. Der Unwille der dortigen Universität und Nathin's Angriffe beweisen, daß Gewicht auf ihn gelegt wurde. Zu Anfang scheint er gar nicht daran gedacht zu haben, daß die Universität Nathin's Ansicht zur ihrigen machen könnte; er scheint aufgebraust zu sein, und tritt

---

1) Das Schreiben Luther's ist in dem Programm der öffentlichen Prüfung der Gymnasialschüler zu Trier 1829 S. 6 nach dem Original abgedruckt, das ehedem in der Bibliothek des dortigen Karthäuserklosters aufbewahrt und dem Herausgeber vom Karthäuser Block überlassen wurde. Mir liegt eine Abschrift vor, die Hr. de Wette aus seinem Vorrathe von lutherischen Briefen mir mittheilte, welche sein großes Sammelwerk zu vervollständigen bestimmt sind und hoffentlich bald vervollständigen werden. Noch die Bemerkung: die Worte des Briefs Haec enim tenens etc. bis sim können keinen Satz für sich bilden; statt et wird wahrscheinlich ut, oder statt sim vielleicht sum zu lesen sein. — Spiker, Anh. 64 f., wo die betreffende Nachricht aus einer erfurter Chronik abgedruckt ist. Spiker will aus einem Briefe Luther's an Spalatin schließen, die Reise, wovon da die Rede, sei wahrscheinlich diese erfurter gewesen. Allein jener Brief ist vom 26. Dec. 1516, nicht 1515 datirt, und steht bei de Wette I, 47, nicht 9.

Einrede geschehen, die Sache in Wittenberg noch nicht perfekt geworden war, oder aber, er nahm in Wittenberg vielleicht den ersten und in Erfurt den andern Magistergrad des Formatus. Seine Zulassung war erst erfolgt, nachdem man ihm Schwierigkeiten gemacht. Er hatte den Anfang der Vorlesungen verschoben, zu denen er als Sententiarius verpflichtet war, sei es, daß die erfurter Reise, die in das Jahr 1511 oder 1512 gefallen sein muß, den Aufschub verursacht, oder daß er — das Wahrscheinlichere — nicht über die Sentenzen lesen wollte: Zeichen einer schon damals sehr entschiedenen Abwendung von der Scholastik. Auch hat er sicher nicht gelesen über die Sentenzen; es würde sich doch irgend eine Nachricht darüber erhalten haben. Auch zur Magisterpromotion hatte ihn Staupitz, der ohne Frage gemeint ist, nöthigen müssen. Als er sich, was nun den Streitgegenstand betrifft, in Erfurt befand, wollte ihm Storheym die Statuten vorlegen, allein Nathin unterbrach den Letztern und ließ nur einiges Specielles, das zu den Pflichten der biblischen Bakkalaureen und der theologischen Magister gehörte, vorlesen. Luther also schwor gar nicht, er bezweifelt selbst, daß ihm Das vorgelesen sei, worauf es eben ankam. Er sagt im Folgenden, sollte man ihm nicht glauben wollen, so genüge ihm das Zeugniß seines Gewissens und Gottes selbst. Dann fährt er fort, er begehre nicht völlig schuldlos dazustehen, indem man ihm einwenden könne, möge er Vorgelesenes nicht gehört, möge er nicht geschworen haben, er sei einmal Mitglied der erfurter Universität und hätte deren Statuten kennen müssen, in welchen der fragliche Eid enthalten sei; die Universität zu Erfurt sei ihm Mutter, und es gebühre ihm nicht, wider sie zu streiten, sondern sie zu ehren. Er fügt hinzu, er wolle zugeben, daß er, nach dem strengen Rechte, ob auch ohne Wissen und Willen, gefehlt habe, und bitte daher mehr um Erlaß der Schuld als der Strafe, wenn nicht Beides gewährt werden könne. Am Schlusse sagt er, längst hätte er daran gedacht, persönlich sich in Erfurt zu entschuldigen, wenn er nicht durch Geschäfte davon „bis jetzt" zurückgehalten wäre. Um so wahrscheinlicher ist die Nachricht, daß er im Jahre 1515 eine Reise nach Erfurt gemacht. Es war eben die beabsichtigte, wovon er hier spricht und die er noch auszuführen nöthig erachtete, um die Erfurter zu besänftigen. Wenn

jene Nachricht weiter dahin lautet, daß er im Dome gepredigt habe, und zwar: „daß die armen Sünder ohne Verdienst gerecht würden," so ist dies den Umständen nach nur aller Wahrscheinlichkeit gemäß. [1])

Ein Uebersehen scheint in der That begangen zu sein und zwar von mehren Seiten. Luther promovirte aus Gehorsam, hätte aber die erfurter Statuten kennen oder sich genauer von ihrem Inhalt unterrichten, mit einem Worte, an Dinge denken sollen, woran freilich Andere auch nicht dachten, denen es gebührte daran zu denken: Staupitz namentlich. In Erfurt war bei seiner angeblichen Vereidung offenbar gefehlt. Der Zusammenhang ergibt, daß man anfangs die Sache nirgend sehr schwer genommen, daß erst Nathin, indem er aus einem unabsichtlichen Vergessen ein großes Verbrechen machte, den Anstoß dazu gab, daß das Geschehene so angesehen wurde, wie man es 1514 und bei der Universität 1515, zwei und drei Jahre nach Luther's Doktorpromotion, ansah. Die Fehde zeigt übrigens, daß Luther um diese Zeit schon eine gewisse Bedeutung erlangt, sein Ruf sich auch außer Wittenberg verbreitet haben mußte. Es blickt durch, er hatte Neid in Erfurt erregt. Der Unwille der dortigen Universität und Nathin's Angriffe beweisen, daß Gewicht auf ihn gelegt wurde. Zu Anfang scheint er gar nicht daran gedacht zu haben, daß die Universität Nathin's Ansicht zur ihrigen machen könnte; er scheint aufgebraust zu sein, und tritt

---

1) Das Schreiben Luther's ist in dem Programm der öffentlichen Prüfung der Gymnasialschüler zu Trier 1829 S. 6 nach dem Original abgedruckt, das ehedem in der Bibliothek des dortigen Karthäuserklosters aufbewahrt und dem Herausgeber vom Karthäuser Block überlassen wurde. Mir liegt eine Abschrift vor, die Hr. de Wette aus seinem Vorrathe von lutherischen Briefen mir mittheilte, welche sein großes Sammelwerk zu vervollständigen bestimmt sind und hoffentlich bald vervollständigen werden. Noch die Bemerkung: die Worte des Briefs Haec enim tenens etc. bis sim können keinen Satz für sich bilden; statt et wird wahrscheinlich ut, oder statt sim vielleicht sum zu lesen sein. — Spiker, Anh. 64 f., wo die betreffende Nachricht aus einer erfurter Chronik abgedruckt ist. Spiker will aus einem Briefe Luther's an Spalatin schließen, die Reise, wovon da die Rede, sei wahrscheinlich diese erfurter gewesen. Allein jener Brief ist vom 26. Dec. 1516, nicht 1515 datirt, und steht bei de Wette I, 47, nicht 9.

gegen seine Ankläger sehr entschieden und kräftig, ob auch versöhnlich und selbstbeherrschend, auf. Man sieht in seinem Schreiben an den Konvent nichts mehr von dem „schwachen und kranken Bruder," der sich einbildet, er habe nicht lange mehr zu leben. Von dergleichen hat auch das Enschuldigungsschreiben an die Fakultät nichts, während in jenem andern ein starkes Selbstgefühl sich ausspricht und aus dem Nachdrucke, womit er sich vernehmen läßt, deutlich hervorgeht, daß er bei aller Friedfertigkeit doch auch bereit ist, den Krieg sich gefallen zu lassen, wenn es sein muß. Es liest sich heraus, daß er an den letztern in seiner nächsten Umgebung schon gewöhnt war.

Es war aber auch eine kriegerische kräftigende Zeit in der deutschen Gelehrtenwelt, ebenso wie in andern Kreisen die Fehde ihren Fortgang hatte, Alles in Gährung war, Jeder sich rührte. In der Gelehrtenwelt lagen die Humanisten und Dominikaner eben jetzt, und seit Luther in seine neue Thätigkeit und Entwickelung eingetreten war, auf's Härteste wider einander. Was oben bemerkt wurde, gilt von Luther in dieser um ein paar Jahre vorgeschrittenen Zeit noch mehr. Er konnte dem Kampfe, der eben in diesen letztern Jahren an Verbreitung, Hitze und Theilnahme zugenommen, um so weniger gänzlich fern bleiben, da er jetzt selbstthätig mitten in der Zeitbewegung stand und sowol als Ordensmitglied, wie als wenigstens halber Humanist zu den Angegriffenen gehörte. Denn sowol jene als diese schienen die Sache mehr und mehr auf ein Sein oder Nichtsein der Gegner stellen zu wollen. Den Humanisten müssen wir ihn jetzt beizählen, sofern er mit denselben in so mancher freiern Ansicht zusammentraf, mit solchem Eifer auf die ältern Sprachen sich legte und die klassische Gelehrsamkeit in der Theologie anwendete; auf humanistischer Seite stand er, sofern er aus Reuchlin's Büchern lernte, und studirte er des Letztern linguistische Werke, so lag es ihm um so näher, auch von den Streitschriften und Streitigkeiten Kenntniß zu nehmen, welche durch dieselben veranlaßt waren.

Die Reuchlinistenfehde. — Stellung zu ihr.

Oben ist aufmerksam darauf gemacht, daß er nach Wittenberg gerade zu der Zeit gekommen sei, als eifernde Gegner der

Humanisten sich mit einem Angriffe auf einen der bedeutendsten unter denselben hervorgethan, woraus der erbitterte, verwickelte und langwierige Mönchs- und Gelehrtenkrieg, die Reuchlinistenfehde sich entsponnen. Wir müssen uns das Hauptsächlichste aus der Geschichte ihrer Entstehung und ihres Fortgangs bis in das Jahr 1514 vor Augen halten, um die Stellung, welche er in ihr einnahm, und die Einwirkungen, welche sie auf ihn übte, völlig übersehen und beurtheilen zu können.

Der Entstehung und Verbreitung der humanistischen Studien in Deutschland ist bereits gedacht, auch der Gründe, aus welchen die ganze humanistische Richtung den eingefleischten Scholastikern, Hierarchen und Mönchen, überhaupt den Anhängern des Bestehenden und Hergebrachten in der Schule und Kirche, zum wenigsten, sobald sie eine gewisse Bahn nicht inne hielt, zuwider sein mußte, ja, auch vom religiös-christlichen Standpunkte aus beurtheilt, geeignet war, mehr oder minder gegründete Bedenken zu erregen. Man darf nur nicht vergessen, daß es nach der noch immer vorherrschenden Ansicht außer dem kirchlichen kein echtes Christenthum, keine wahre Religion gab, und daß auch Unbefangenere vollkommen ehrlich der Meinung sein konnten, daß der Humanism die letztere ernstlich gefährde. Sie mochten mancherlei Mängel in allen Theilen des kirchlichen Wesens erkennen; allein die Kirche hatte das Christenthum bis auf diesen Tag in den ihr eigenthümlichen Formen überliefert und beschützt. Sie war gegründet und groß geworden und schien auch nur erhalten werden zu können durch Scholastik und Mönchthum, Lehrsystem und Methode, Universitäten und Ueberwachung der Studien, wie dies Alles nun einmal war. Nicht Wenige hatten ein Gefühl davon, Andere erkannten es deutlich, die neue und die alte Richtung — wir bemerkten auch dies schon, konnten neben einander auf die Länge nicht bestehen. Es war zu erwarten, daß bei irgend einem Anlaß ein Kampf zwischen ihnen auf Leben und Tod sich erheben würde, weil das Alte allein bestehen und sich auch nicht einmal umbilden lassen, das Neue aber das Alte nicht blos umbilden, neben ihm sich geltend machen wollte, sondern ihm gleichfalls das Dasein nicht gönnte und in diesem selber angriff oder doch Miene machte, dies thun zu wollen, einen Gegensatz in sich schloß, der keine völlige Vermittlung zuließ.

Diese Verwickelung, diese Nothwendigkeit fand nicht eben in Italien, sondern derzeit nur in Deutschland statt. Die italischen Gelehrten hatten den Gegensatz des Humanism am frühesten und völligsten herausgebildet, jedoch bei der allgemein und grade beim römischen Hofe und der höhern Geistlichkeit verbreiteten sittlich-leichtfertigen und religiös-gleichgültigen Denkart oder äußerlichen, abergläubischen, durch den kirchlichen Mechanism befriedigten Frömmigkeit keinen erheblichen Widerstand gefunden, sowie sie ihrerseits sich gehütet, in irgend ein ernstes Zerwürfniß mit der Kirche oder Hierarchie zu gerathen. Es war der religiöse, sittliche und wissenschaftliche Ernst und der gründliche jetzt lebendig wie je sich regende Freiheitssinn der Deutschen, der in Deutschland einen schweren Zusammenstoß der neuen und alten Wissenschaft bedingte. In Italien vereinigte man sich in Irreligiosität oder Indifferentism und ließ die kirchliche Lehre und die Kirche, wie sie waren, das abergläubische Volk behielt seinen Kultus, die Hierarchie ihre Pfründen, die Empfindungen und Interessen blieben unverletzt. Im Weltlichen und Geistigen kannten die Wälschen nur Zügellosigkeit oder Dienstbarkeit. Sobald die deutschen Gelehrten durch ihre humanistischen Studien auf Prüfung des kirchlichen Lehrsystems oder Beschäftigung mit solchen Gegenständen, welche irgendwie damit zusammenhingen, hingeführt waren oder durch dieselben neue Mittel dazu erlangt hatten, machten sie — ich spreche von einer großer Anzahl und der Mehrzahl eben der Bedeutendsten unter ihnen — sogleich den tiefsten Ernst daraus, und gleichen Ernst für das Hergebrachte setzten ihnen die Gegner ihrer Ansichten, ihrer Beschäftigungen und Richtung entgegen. Beide Theile kamen mit nichten darin überein, Religion und Kirchenlehre und Praxis zu belächeln, dem großen Haufen das Hergebrachte zu gönnen und zu lassen, die Aufklärung für sich zu behalten und sich in die Vortheile des Bestehenden zu theilen; sondern die einen waren auf eine wissenschaftliche und religiöse und kirchliche Erneuerung, ihre Gegner auf Erhaltung der Wissenschaft im alten Sinne und der hergebrachten, religiösen und kirchlichen Zustände bedacht; und während in Italien das Volk geflissentlich aus dem Spiele gelassen wurde, zog man es in Deutschland ebenso geflissentlich in den Bereich der Absichten und später in den Streit hinein. Die

Humanisten suchten ihre neuen Kenntnisse und Begriffe allgemein zu machen, indem sie sich an die gelehrte Welt, die Gebildeten zwar zuerst wendeten, aber dann sogleich bemüht waren, durch Unterricht und belehrende Schriften die Jugend und alle Stände zu gewinnen. Ihre Gegner bemüheten sich gleichfalls um eine Stütze im Volke, trachteten die Universitäten nach wie vor zu beherrschen, suchten sich so gut als möglich im Besitze des gesammten Unterrichts zu behaupten, boten jedes Mittel auf, die Gelehrten festzuhalten oder einzuschüchtern und die Volksmassen zu fanatisiren. Ein Principien- und Interessenkrieg zugleich wurde der Kampf in Deutschland mit stark und mehr und mehr hervortretenden religiösen Beziehungen. Wir ließen nicht außer Acht, daß auch in den deutschen Humanism etwas von der wälschen Art eingedrungen war. Der Angriff richtete sich nicht gerade zunächst gegen die sittlich- und religiös-leichtfertigen und gleichgültigen Humanisten, sowie auch nicht diese, sondern vielmehr jene humanistischen Gelehrten die Vorkämpfer waren und lange die eigentliche Last des Kriegs trugen, die sich am anhaltendsten und im größesten Ernst mit Studien abgaben, welche die nächste Beziehung auf die theologische Wissenschaft und das religiöse Leben hatten. Allein auch sie schienen Mitschuldige am Hereinbrechen des Heidenthums in die Kirche zu sein, wol gar die meiste Schuld zu tragen; sie waren jedenfalls die stärksten Stützen der Neuerung. Von religiösem Ernst und Eifer waren die Feinde Reuchlin's zum großen Theile, wie er selbst, durchdrungen. Doch mischte sich bei ihnen — denn nicht die ehrlichen, ernsten, scholastischen Doktoren standen wider ihn im Vordergrunde und fingen den Streit an — von Anfang mehr Romanisches, Berechnung und Berücksichtigung des Nutzens, List und unlautere Leidenschaft, Fanatism und Zelotenthum in denselben hinein, wie sie denn Zöglinge und Vorkämpfer des Romanism waren. Reuchlin's Humanism war durchaus religiös, seine Frömmigkeit die innigste, aufrichtigste, berechnungsloseste, obwol sie dessenungeachtet der Anklage der Unchristlichkeit Raum gab. Er war das Urbild, der echteste und angesehenste Vertreter des deutschen Humanism, darum kehrte sich die Feindschaft gegen diesen eben wider ihn. Weil der Streit von einem Angriffe auf ihn seinen Anfang nahm, weil er Denen angehört, welche zu dieser Zeit

auf Luther wesentlich eingewirkt haben, und um ein sicheres Urtheil der Aeußerungen Luther's über ihn zu gewinnen, wird es erforderlich sein, einen Augenblick bei ihm und seinen Bestrebungen und Leistungen zu verweilen, und zwar so, daß besonders hervorgehoben wird, was geeignet war, Luther günstig für ihn zu stimmen, für den er ziemlich eben so bedeutend wurde, wie für Hutten und Andere mehr.

Er war 1455 zu Pforzheim wie Luther in niederem Stande geboren, hatte Sprachen, Theologie, zuletzt Rechtswissenschaft studirt, seit 1474 zu Basel Lateinisch und Griechisch gelehrt, die alten Schriftsteller erklärt, die aristotelische Philosophie aus dem Aristoteles selbst vorgetragen, was ihm die gehässigsten Vorwürfe von den Lehrern zuzog, die sich von seinen Schülern im Philosophiren und Lateinsprechen und Schreiben übertroffen fühlten, es übel empfanden, daß ihre vermeintlich aristotelische Philosophie durch seine Aufklärungen großentheils als nichtaristotelisch erschien, es für ein gefährliches Verbrechen gegen die Kirchengesetze erklärten, die Sprache und mit ihr die Irrthümer der von der katholischen Kirche verdammten schismatischen Griechen zu verbreiten. Aehnliches war Erasmus in England begegnet, als er bei seinem dortigen Aufenthalte die griechischen Studien in Aufnahme brachte. Die Skotisten und Thomisten nannten es Ketzerei und suchten es auf die gehässigste Weise zu verhindern. Die deutschen Finsterlinge unter den Scholastikern und Mönchen sollten den Versuch machen, ihren Spruch: ein guter Grammatiker ein Häretiker, in ärgster Uebertreibung zur Anwendung zu bringen. Graf (nachmals) Herzog Eberhard der Bärtige von Würtemberg nahm Reuchlin 1482 mit nach Rom als einen Mann, der besser lateinisch redete, als man es in Italien von den Deutschen gewohnt war; 1492 ließ er sich von ihm als seinem Rathe nach Linz zu Friedrich III. begleiten, der ihn in den Adelstand erhob, auch zu seinem Rathe ernannte und ihm die damals noch bedeutende Pfalzgrafenwürde ertheilte. Doch blieb er volks- und bürgerfreundlich; er gehörte zu Denen, die zu der Zeit den Ton angaben im lauten Tadel schmeichlerischer nichtsnutziger Hofleute und Fürstenräthe. Von dem kaiserlichen Leibarzte, dem Juden Jehiel Loans, lernte er Hebräisch, worin er sich von dieser Zeit an durch Zuziehung jüdischer Rabbinen immer mehr vervollkommnete. Nach Graf Eberhard's des Aeltern Tode (1495) begab er sich zu dem Kur-

fürsten von der Pfalz, Johann von Dalberg, der ihn sehr wohl aufnahm und ihm eine Gesandtschaft nach Rom auftrug. Als Herzog Ulrich zur Regierung gelangt war, kehrte er nach Würtemberg zurück und erhielt 1502 eine der drei Richterstellen am schwäbischen Bunde. Sein schon zu Basel herausgegebenes lateinisches Wörterbuch verdrängte die ältern scholastischen, seiner griechischen und hebräischen Grammatiken und Wörterbücher wurde schon gedacht. Die Zeitgenossen schlugen den Werth dieser Arbeiten so hoch an, daß wir uns jetzt nur noch schwer einen Begriff davon machen; sie geriethen darüber in eine wahre Extase. Reuchlin wie kein Anderer war für Verbreitung und Empfehlung der klassischen Studien und Literatur in weitern Kreisen unermüdlich und erfolgreich thätig. Er bildete eine Menge guter Köpfe aus, unter ihnen seinen nachmals so berühmten Vetter Melanthon. Er trieb selbst die Sprachstudien mit religiöser Begeisterung. Von Anfang war er von dem lebendigsten Wahrheitseifer beseelt gewesen; dieser und „der hohe Werth der heiligen Schrift" hatte ihn zu jenem mühevollen Unternehmen, dem hebräischen Wörterbuche, getrieben, dem er auch einen bedeutenden Theil seines Vermögens geopfert, das er mit gerechtem Selbstgefühl ein „bisher unerhörtes Werk" nennt. Er wünschte aus der reinen unverfälschten Quelle, dem hebräischen alten Testamente, die darin enthaltene Wahrheit und Hinweisung auf das Christenthum und dessen Begründer kennen zu lernen, überhaupt die Schriftstudien emporzubringen, sowol um dem im Scholasticism sich bekundenden Verfalle der Theologie, als der Richtung des Humanism entgegenzuarbeiten, nach welcher derselbe von der Theologie, der Schrift, der ernsten Beschäftigung mit religiösen Dingen hinwegführte. Dies bewog ihn um so mehr, seine Sprachkenntnisse selbst unmittelbar zur biblischen Auslegung anzuwenden. Sehr bedeutsam für die Einflüsse, die er auf Luther und wie Andere vorbereitend auf dessen Wirksamkeit übte, fand er in der Schrift eine andere Rechtfertigungslehre als die der Scholastik. Wie schon erwähnt, entdeckte und verbesserte er mancherlei Fehler in der geheiligten Vulgata. Auch auf dem Felde der Philosophie versuchte er sich, gab sich große Mühe, eine selbständige zu begründen. Ein freierer Geist der Forschung ging von ihm aus. Er half jenen Grundsatz verbreiten, daß die römische und die all-

gemeine Kirche unterschieden werden müsse; er ging noch weiter: die Bestimmungen der römischen Kirche könnten als untrüglich nicht gelten, ihre Aussprüche nicht für bindend angesehen werden, wenn sie nicht mit der Wahrheit übereinstimmten. Indeß drang er zu völliger Unbefangenheit und Folgerichtigkeit nicht hindurch. Er meinte sich streng innerhalb der von der Kirche gezogenen Schranken halten zu müssen, die Einzelnen hielt er für verpflichtet, ihre subjektiven Ansichten der Autorität der Kirche als dem Objektiven zu unterwerfen.[1])

Mit diesem Manne nun, dessen Ansehen auch auf dem allgemeinen Rufe eines gediegenen würdigen Charakters und eines fleckenlosen sittlichen Wandels ruhete, der in und außer Deutschland berühmt war, sich anerkannt mit Erasmus in den Principat der Gelehrsamkeit theilte, als ein eben so großer Geschäfts- und Staatsmann wie Gelehrter und Schriftsteller gepriesen, von dem jüngern Geschlechte enthusiastisch verehrt wurde, den die deutschen Zeitgenossen den Phönix ihres Jahrhunderts, den Ruhm ihres Vaterlandes, den Lehrer ihres Volkes nannten, geriethen die kölner Theologen in Streit. Man kann sie die Hefe der Scholastiker der frühern barbarischen Zeit, die beschränktesten und verfolgungssüchtigsten von Allen nennen. Sie waren fanatische Thomisten, und an der Spitze standen Dominikaner, nicht minder fanatische Ketzermeister, die hier einen Hauptsitz ihres Ordens und der Inquisition hatten, sowie die kölner theologische Fakultät das eigentlichste Bollwerk des Scholasticism in Deutschland war. In den Streit mit Reuchlin wurden sie, wie es scheint, mehr zufällig verwickelt, als daß sie ihn absichtlich und arglistig gesucht hätten. Indeß trat bei ihnen feindselige Absicht und ränkesüchtige Bosheit bald hervor. Sie waren von Haß gegen die Humanisten erfüllt, einem insofern berechtigten Hasse, als er von der Ansicht, daß jene das Christenthum gefährdeten, und von dem Eifer, dasselbe gegen sie zu schützen, ausging, wogegen dann aber ihre Auffassung des Christenthums die beschränkteste war, indem sie darunter die finsterste Priesterlehre verstanden. Ihr Haß galt überhaupt der Aufklärung und war auch nach dieser Seite insofern berech-

1) Mayerhoff a. a. O. 53 und sonst. Schröckh XXX, 226. Erhard II, 148 ff., 203 ff. Eine vortreffliche Schilderung bei Ranke a. a. O. Münch, Hutten's Werke, IV, 629. Villers a. a. O. I, 37.

tigt, als ihr Christenthum in der That des Aberglaubens und der Blindgläubigkeit im Volke, in den Laienständen, zum Bestehen bedurfte. Auf ihre äußern Gewaltmittel vertrauend, die Geistermacht der neuen Begriffe nicht ahnend, roh und zelotisch, hatten sie wol längst auf Verfolgungspläne gesonnen. Wie dem sei: sie wagten sich oder geriethen zu böser Stunde an das Haupt der deutschen Humanisten. „Unter Allen, sagt Luther, sind die Prediger und Minoriten, oder Barfüßer, die fürnehmsten und gewaltigsten Helfer und Vertreter des Papst gewest. Die Dominicastri und Predigermönche sind die ruhmräthigen und herrlichen Atlanten und des Papst Träger. Die wollten gern Ehre erjagen aus Anderer Schande, wenn sie die Leute schmäheten; konnten gelehrte Leute nicht leiden, sie wolltens allein sein. Ich meine, sie haben sich redlich am Dr. Reuchlin verbrannt und haben sich viel wider mich unterstanden und seltsame Practiken getrieben, aber nicht ohne ihr Unglück." Allerdings spielten sie späterhin gegen ihn dieselbe unwürdige, ruhm- und glücklose Rolle.[1])

Sie meinten wahrzunehmen, daß Reuchlin die Weisheit der Rabbinen höher stelle als die christliche Wahrheit, erblickten in der Ueberschätzung der erstern Gefahr für das Christenthum und leiteten diese Ueberschätzung, diese Gefahr aus dem humanistischen Eifer für die Sprachstudien ab: sehr unlautere Beweggründe traten bei ihnen hinzu, sie gehörten zum Theil nicht zu den erleuchteten, zum Theil waren sie die finstersten Köpfe. Ein ehemaliger, von ihnen bekehrter Rabbine, Johann Pfefferkorn, ein hochmüthiger, eitler, ehrsüchtiger und gegen Recht und Wahrheit gleichgültiger Mensch, gab im Jahr 1508 eine Schrift heraus, in welcher er seinen vormaligen Glaubensgenossen die unerträglichsten Lästerungen gegen das Christenthum Schuld gab und seine Behauptungen aus dem Talmud nachzuweisen suchte. Daß der letztere und ähnliche Bücher die Ursache der Halsstarrigkeit der Juden sei, war eine mittelalterliche Ansicht, und daß ihnen dieselben weggenommen würden, schon von Gregor IX. und Innocenz IV. angeordnet. Die Kölner verzehrte der Eifer, das Haus des Herrn, das Christenthum oder vielmehr das von ihnen damit verwechselte Pfaffenthum gegen die Sprachgelehrten zu schützen.

1) Tischreden, Walch XXII, 1454.

Pfefferkorn und die Dominikaner brannten vor Begierde, der Erstere sich einen Namen zu machen, die Letztern ihren fanatischen Judenhaß und ihre Habsucht zu befriedigen, indem sie reiche Lösegelder von den Juden zu erpressen hofften. Sie hatten Pfefferkorn angestiftet, forderten durch ihn den Kaiser auf, den Juden die Auslieferung aller jüdischen Bücher mit Ausnahme des alten Testaments anzubefehlen, sprachen Maximilian gutachtlich das Recht zu, gegen die Juden als Ketzer zu verfahren, und forderten ihn auf, ein Inquisitionsgericht gegen sie einzusetzen. Es war noch bedenklicher als gehässig. Zu welch einer entsetzlichen Kraftentwickelung hatte es die Inquisition in Spanien binnen kurzer Zeit gebracht, und sie war von einer Judenverfolgung ausgegangen. Max war blind und schwach genug, dem Pfefferkorn im August 1509 eine Vollmacht zu ertheilen, wonach er die Juden an allen Orten zur Ablieferung ihrer Bücher auf die Rathhäuser fordern und die Schmähbücher wegnehmen und verbrennen sollte, doch so, daß an der anzustellenden Untersuchung die Ortsbehörden Theil zu nehmen hätten. Sei es nun, daß Pfefferkorn und die Kölner nur von wüthigem Glaubenseifer getrieben waren, daneben auf eine Gelderpressung ausgingen und tiefer liegende Pläne anfangs nicht hatten, insbesondere es auf Reuchlin erst im Verlaufe des Handels absahen, oder daß sie schon damals gegen die hebräischen Studien und Reuchlin etwas im Schilde führten, indem sie darauf rechneten, Reuchlin die Grundlage seiner Weisheit und seines Ansehens zu entziehen, ihn zu veranlassen, sich zum Anwalt der Juden aufzuwerfen und dadurch ihrer Inquisitionsgewalt zu verfallen; sei es, daß Pfefferkorn ihm eine Falle stellen oder seinem Vornehmen durch Reuchlin's Ansehen ein um so größeres Gewicht zu geben wünschte und so sehr beschränkt war, nicht zu erkennen, welch ein Misgriff darin lag: er begab sich zu Anfange des Jahres 1510 zu ihm nach Stuttgart und forderte ihn auf, ihn bei seinem Geschäfte zu unterstützen. Reuchlin wies die unverschämte Zumuthung zurück. Pfefferkorn fing an, seiner Vollmacht gemäß zu verfahren, allein es wurden ihm an mehren Orten von den Obrigkeiten Hindernisse in den Weg gelegt. Er forderte neue Machtbefehle vom Kaiser, der im Juli 1510 eine gründliche Untersuchung der Sache anordnete. Der Kurfürst von Mainz sollte durch die Universitäten Köln, Mainz, Erfurt und Heidelberg, auch durch Jakob von Hochstraten, Doktor der Theologie und Ketzerrichter zu Köln, längst bekannt durch Stolz, Eigennutz, Herrschsucht, wüthenden hierarchischen und scholastischen Fanatism, ferner durch Viktor Korb, einen zweiten getauften Juden und Judenfeind, bekannt als schwach und unwissend, sodann durch andere Sachkundige, unter welchen insbesondere Reuchlin genannt war, die Frage begutachten lassen, ob es göttlich, löblich und dem christlichen Glauben nützlich sei, die Bücher der Juden — denn jetzt war von denselben überhaupt mit Ausnahme des alten Testaments die Rede — zu vertilgen. Reuchlin fing schon damals an das versteckte Spiel zu durchschauen, er kannte die Macht der Anstifter, äußerte sich aber in seinem Gutachten obwol vorsichtig, doch äußerst duldsam und rechtliebend. Er führt darin an, was für die Ansicht gesagt werden könne, wonach den Juden ihre Bücher weggenommen und verbrannt werden sollten, erklärt sich aber dawider. Da Luther gerade über dies ohnehin in dem ganzen nachfolgenden Streite sehr wichtige Gutachten ein Urtheil abgibt, so müssen wir uns das Wesentlichste daraus vergegenwärtigen, um wiederum Luther's Urtheil gehörig würdigen zu können.

Reuchlin wendet wider jene Ansicht hauptsächlich Folgendes ein: die Juden haben ein Recht auf ihre Bücher und müssen als Reichsunterthanen bei ihren Rechten geschützt werden. Man muß einen Unterschied unter ihren Büchern machen, von denen nur wenige eigentliche Schmähungen gegen Christum, seine Heiligen und die Christenheit zu enthalten scheinen. Diese können ihnen mit Recht genommen werden, doch nur diese, nicht aber namentlich der Talmud trotz seines theilweis aberwitzigen und widerchristlichen Inhalts. Denn es ist einmal nicht zu verhüten, daß Aberglaube und Ketzerei in die Welt komme; um sie widerlegen und die Widerlegung fortwährend prüfen zu können, muß man sie kennen und darf man die Bücher nicht vertilgen, worin sie enthalten sind, wodurch nur die Trägheit Derer befördert wird, die in der Schrift studiren und sich in Stand setzen sollen, die Gegner durch Gründe zu besiegen, statt des Bachantenarguments zu gebrauchen, mit der Faust dareinzuschlagen. Der Talmud enthält selbst manche Zeugnisse für Christum, deren man sich vortrefflich wider die Juden bedienen kann, und auch sonst viel Gutes,

das mit dem Schlechten vertilgt werden würde. Die Anordnungen im geistlichen Rechte über das Verbrennen der ketzerischen Bücher passen auf die der Juden nicht, da diese keine Ketzer sind. Die Kabbala ist selbst von Päpsten als nützlich anerkannt, die hebräischen Kommentare über die Bibel können wir selbst nicht entbehren, die übrigen Bücher der Juden sind ihnen theils gesetzlich zugestanden und haben anderntheils gleiches Recht wie alle Bücher, sofern sie nicht verbotene und schädliche Künste lehren. Wenn Juden wider die Christen geschrieben haben, so kann es zur Vertheidigung geschehen sein, die man Niemand wehren darf, und selbst ihre Lästerschriften sind nach ihrem, nicht nach dem christlichen Glauben zu beurtheilen. Man würde diesem sogar selbst durch das Verbrennen ihrer Bücher schaden, indem sie sagen würden, die Christen fürchteten sich vor ihren Waffen und misdeuteten ihre Bücher, was, wenn sie verbrannt wären, nicht widerlegt werden könnte u. s. f. Sowenig das Christenthum durch Verfolgungen hat unterdrückt werden können, ebensowenig wird man dadurch dem Judenthume beikommen. Am besten wird der Sache geholfen, wenn der Kaiser verordnet, daß bei jeder Universität zehn Jahre lang zwei Lehrer der hebräischen Sprache angestellt und die jüdischen Bücher hinlänglich bekannt gemacht werden. Dadurch würden die Studirenden in den Stand gesetzt werden, die Juden durch sanftmüthige Belehrung und gründliche Ueberzeugung für den christlichen Glauben zu gewinnen. — Das war, um dies im Vorübergehen zu bemerken, die Meinung des Koncils zu Basel gewesen, das einerseits einen „liebreichen" Unterricht der Juden und andererseits wegen der Wichtigkeit der morgenländischen Sprachen für die Schrifterklärung, mit Berufung auf das Koncil zu Vienne von 1311, die Bestellung von Lehrern des Hebräischen, Arabischen, Griechischen und Chaldäischen an den theologischen Schulen angeordnet hatte, eine Anordnung, welche indeß nur an einigen Orten in Italien zur Ausführung gekommen war.

Reuchlin schickte sein Gutachten im Oktober 1510 sorgfältig verwahrt dem Erzbischofe von Mainz zu, Pfefferkorn wußte es sich auf Schleichwegen, wahrscheinlich durch Hochstraten, zu verschaffen und verbreitete, von den Kölnern angestiftet, zu Anfang des folgenden Jahres eine eben so heftige als niedrige Schmähschrift unter dem Titel „Handspiegel" gegen Reuchlin. Die Kölner hatten des Letztern Briefe erbrochen, Pfefferkorn misbrauchte noch schmählicher den Inhalt zur Verlästerung des Absenders, indem er die Ansichten desselben auf das Gehässigste angriff und als gefährliche Irrthümer ihm vorwarf. Reuchlin wendete sich an den Kaiser, der sein äußerstes Misfallen über Pfefferkorn's Schrift zu erkennen gab und den Bescheid ertheilte, daß die Untersuchung seiner Sache dem Bischofe von Augsburg übertragen werden solle. Da indeß hieraus nichts werden zu sollen schien, wie denn wirklich nichts daraus wurde, weil Maximilian der hierarchischen Macht nur die Faust zeigte und sich dann zurückzog, so gab er gegen den Handspiegel einen „Augenspiegel" heraus, worin er sein Gutachten abdrucken ließ, Pfefferkorn derb abfertigte und die Angriffe desselben mit sieghafter Gelehrsamkeit widerlegte. Der Augenspiegel erregte große Aufmerksamkeit, wurde begierig gelesen, überhäufte den ehrlosen Ankläger, der es gewagt, das Haupt der deutschen Gelehrten, die Zierde der Literatur so frech anzutasten, mit Haß und Verachtung der gebildeten Kreise. Pfefferkorn suchte vergeblich die Unterdrückung desselben zu bewirken, und nun traten die eigentlichen Anstifter auf den Schauplatz, päpstlicher und kirchlicher im schlechten Sinne als die Päpste selbst und die Kirche sich zeigend. Sie vertheidigten ihre Sache so schlecht wie Pfefferkorn, so schlecht, wie Reuchlin die seinige gut führte. Die Päpste und die Kirche hatten im Ganzen mehr Vernunft, Uneigennützigkeit und Unparteilichkeit gegen die Juden bewiesen als das christliche Volk und die weltlichen Häupter. Gregor VII., Innocenz III., die schismatischen Päpste hatten sie gegen Verfolgungen in Schutz genommen und gegen die letztern geeifert. Namentlich hatte Innocenz III. verordnet, daß Niemand ohne Urtheil und Recht die Besitzthümer der Juden beeinträchtigen, ihre Rechte verkürzen oder etwas von ihnen erpressen sollte. Martin V. hatte das Unterfangen der Dominikaner seiner Zeit, den Christen unter Bannstrafe allen Umgang mit Juden zu untersagen, verworfen und den letztern unter der Bedingung, daß sie nichts wider die christliche Religion unternähmen, alle ihre Rechte bestätigt. Aehnliche Verordnungen waren von andern Päpsten ergangen und mit den denselben zum Grunde liegenden

Ansichten stimmten die größesten Kirchenlehrer, ein St. Bernhard und Thomas von Aquin überein.

Die theologische Fakultät zu Köln veranstaltete eine Untersuchung gegen den Augenspiegel, wobei es darauf abgesehen war, denselben als ein ketzerisches Buch zu verdammen und dem Verfasser wo möglich Ehre und Leben zu rauben. Reuchlin, der durch besorgte Freunde benachrichtigt und gewarnt wurde, der die Macht und Bosheit der Dominikaner kannte und fürchtete, schrieb im November 1511, offenbar eingeschüchtert, fast demüthig an Arnold von Tungern, welchem, als einem der Koryphäen der Fakultät, der Augenspiegel zur Begutachtung übergeben war, und suchte auch noch durch anderweite Schritte die Fakultät für sich zu stimmen. Den Doktor Kollin, den er für billiger und gemäßigter hielt, erinnerte er an die Dienste, die er früherhin den Dominikanern als Anwalt geleistet. Er berief sich namentlich darauf, daß über das Verbrennen der jüdischen Bücher, so viel er wisse, noch nichts fest stehe in den Rechten, und daß er sich nur über eine noch zweifelhafte Sache blos disputirlich geäußert. Er versicherte, mit seinem Willen von Christo als dem Haupte der Kirche sich nicht entfernt zu haben, zu glauben, was und wie die heilige Kirche, der Grundpfeiler der Wahrheit, glaube, die Schrift auszulegen, wie sie sie verstehe, und bereit zu sein, wenn er sie irgendwo anders ausgelegt haben sollte, der Bestimmung der Kirche sich zu unterwerfen. Allerdings sollte er nun die Schrift unkirchlich ausgelegt, die Zeugnisse der Väter ungebührlich vernachlässigt, den Verdacht einer Begünstigung des jüdischen Unglaubens auf sich geladen haben; es wurde ihm zum Verbrechen gemacht, daß er den Erzbischof und den Kaiser zu überreden getrachtet, den Beschluß wegen der jüdischen Bücher wieder umzustoßen u. s. f. Die Fakultät, durch seine Zaghaftigkeit ermuthigt, richtete übertriebene Forderungen an ihn. Er sollte öffentlich widerrufen, sich selber schänden. Die Gehässigkeit des Ansinnens war schlecht hinter großentheils erheuchelten Eifer für das Christenthum, scheinbaren väterlichen Ernst gegen einen verirrten Sohn der Kirche, scheinbare Milde und Nachsicht gegen unvorsätzliche Fehltritte versteckt. Ernste Drohungen sprach Kollin in einem Begleitschreiben aus. Sich in der Achtung der Mitwelt zu Grunde zu richten, däuchte Reuchlin doch zu viel. Er schrieb

der Fakultät selbst, noch ganz unterwürfig und friedfertig, doch schon entschlossener. Er verstand sich dazu, eine genügende Erklärung seiner Sätze geben zu wollen, verlangte aber zu wissen, was als genügend gelten sollte. Die Fakultät bestand auf Widerruf und daß er den Augenspiegel nicht mehr verkaufen lasse, öffentlich seine Verabscheuung der Juden und ihrer Bücher sowie seine Uebereinstimmung mit der katholischen Kirche erkläre, widrigenfalls sie ihn vor sich laden lassen werde. Auch anderweite Drohungen, Einschüchterungen und arglistische Rathschläge ergingen von Köln aus an ihn. Nun ließ er eine neue Schrift: „Klare Verständniß", erscheinen, worin er sein Gutachten vertheidigte und weiter ausführte. Die Kölner ruheten um so weniger. Arnold von Tungern behandelte ihn in einer Gegenschrift als einen erklärten Feind des christlichen Glaubens. Sie wußten einen mittelmäßigen, zu Köln die schönen Wissenschaften lehrenden Humanisten, einen Schüler von Hegius, auf ihre Seite zu bringen, Ortuin Gratius, der ein lateinisches Gedicht wider Reuchlin schrieb, das der Anklageschrift der Fakultät vorgedruckt wurde. Reuchlin ließ darauf im Frühjahr 1513 eine dem Kaiser zugeeignete Vertheidigung gegen seine Verläumder erscheinen. Sie war bitter und heftig und was noch schlimmer, sie sagte die volle Wahrheit, deckte die Heimtücke, die schmählichen Absichten, die krummen Wege, die tollen Beschuldigungen und die Unwissenheit der Kölner vor aller Welt auf. Am schonungslosesten verfuhr er in ihr mit Ortuin, der ihm als ein Abtrünniger erschien. Seine Feinde und Freunde erschraken. Der Kaiser gebot beiden Parteien Stillschweigen, eine Auskunft der Verlegenheit und Schwäche. Was vermochte der Kaiser in Deutschland gegen die geistliche Macht, wie erbärmlich sie auch vertreten war, oder selbst nur gegen eine Anzahl untergeordneter geistlicher Finsterlinge!

Nach einiger Zeit ergab sich, die Kölner hatten sich zuerst wieder gesammelt, und jetzt trat Hochstraten in den Vordergrund, um zu zeigen, daß er in vorzüglichem Grade alle Fehler besaß, die man seinem Orden überhaupt vorwarf: unbändigen Stolz und Herrschsucht, unauslöschliche Rachgier gegen Diejenigen, welche die letztere oder seinen Hochmuth gereizt hatten, wüthende Feindseligkeit gegen alle Aufklärung und Aufklärer und eine fast unerhörte Kühnheit, Wahrheit, Tugend, Religion, selbst seinen und

seines Ordens guten Namen zu schänden und aufzuopfern, wenn es auf Befriedigung seiner zügellosen Leidenschaften ankam. Er war unermüdlich, schon den entferntesten Verdacht von Ketzereien aufzuspüren; wer seinen Ordensmeinungen auch nur im mindesten widersprach, hatte seine Rache zu fürchten; er verstand sich trefflich darauf, wissenschaftliche Streitigkeiten auf das Gebiet des Glaubens und der Kirche hinüberzuziehen; wenn seine Dialektik nicht ausreichte, schritt er durch Bann und Scheiterhaufen ein; Manchen brachte er so um das Leben oder doch um Gut, Stellung, Leumund; er war um so gefährlicher, da ihm auch eine große scholastische Gelehrsamkeit und bedeutende Kenntnisse zu Gebot standen. Sein Anhang war seiner würdig, gleich pedantische eifernde Doktoren und unwissende und fanatische Bettelmönche, unter ihnen z. B. ein Schächer, der nach Konrad von Heresbach sich äußerte: „Sie haben eine neue Sprache erfunden, die Griechisch heißt, vor der man sich wohl zu wahren hat; sie ist die Mutter aller Ketzereien. Ich sehe in den Händen vieler Leute ein Buch, so sie das Neue Testament nennen; es ist ein Buch voll Dornen und Gift. Vom Hebräischen, lieben Brüder, ist es gewiß, daß Alle, die es lernen, alsbald Juden werden.“ Mit einem Gefolge solcher und ähnlicher Sippen und Schergen begab sich Hochstraten im Herbst 1513 nach Mainz, um ein Ketzergericht zu leiten, vor welches er Reuchlin citirte. Alle Rechtsformen waren dabei verletzt, es war nur ein tumultuarisches Verfahren zu erwarten. Hochstraten trat selbst als Ankläger auf. Reuchlin stellte sich durch einen Bevollmächtigten, welcher einen Protest und eine Appellation an den päpstlichen Stuhl einlegte. Das mainzer Domkapitel verwendete sich für Reuchlin, der Erzbischof, der zu Aschaffenburg residirte, brachte einen Aufschub in Vorschlag. Er wollte die Leitung gütlicher Vergleichshandlungen selbst übernehmen. Hochstraten nahm auf das Alles keine Rücksicht, ließ ein Urtheil fällen, wonach der Augenspiegel als ein ketzerisches Buch öffentlich verbrannt werden sollte, einen Scheiterhaufen errichten und Jedermann zur Anhörung des Urtelspruchs und zum Zuschauen bei Vollstreckung desselben unter dem Versprechen eines dreihunderttägigen Ablasses einladen. Er zog an der Spitze einer zahlreichen Schaar von Dominikanern, kölner, löwener und auch erfurter Professoren nach

dem Gerichtsplatze. Als aber eben das Urtheil gesprochen werden sollte, erschien ein Notar und verlas ein Schreiben des Erzbischofs, wodurch das Inquisitionsgericht aufgehoben, alles weitere Verfahren verboten und Reuchlin's Appellation an den Papst genehmigt wurde. Hochstraten schrie laut über verweigerte Justiz, sah sich indeß zu einem Rückzuge genöthigt, wobei es nicht ohne Schimpf abging. Er appellirte gleichfalls an den Papst. Dieser ernannte den Bischof zu Speier zum Bevollmächtigten in der Sache, dem er die Untersuchung und Entscheidung übertrug. Der Bischof ladete die Parteien auf den 20. Dezember 1513 und dann wieder auf den 20. Februar 1514 vor. Hochstraten wollte das bischöfliche Gericht nicht anerkennen, errichtete in Köln zu derselben Zeit sein Inquisitionstribunal und ließ den Augenspiegel als ketzerisch verurtheilen und verbrennen. Die ganze theologische Fakultät unternahm es zu beweisen, daß dies mit Recht geschehen sei, und verschickte die Proceßakten. Die Sorbonne und die theologischen Fakultäten zu Löwen, Mainz und Erfurt, noch mehr durch eine falsche Sachdarstellung der Kölner bewogen, bestätigten das Urtheil und verdammten den Augenspiegel. Die Erfurter hatten früherhin auch schon für das Verbrennen der Judenbücher gestimmt. Ihr Urtheil war das glimpflichste, aber doch ein verdammendes, was denn abermals auf den freieren, im Ganzen aber doch unfreien Geist der erfurter Universität hinweist. Das bischöfliche Gericht verurtheilte dagegen im April die Ankläger Reuchlin's als lügnerische Verläumder bei Strafe des Banns zu ewigem Stillschweigen und Hochstraten zur Erstattung der Proceßkosten. Pfefferkorn zerhieb das zu Köln angeschlagene Urtheil mit seinem Degen, auch Hochstraten sprach sich mit entschiedenster Verachtung darüber aus und beschloß, vom Papste die Kassation desselben zu fordern. Reuchlin schickte die Proceßakten gleichfalls nach Rom und erbat eine baldige Entscheidung Papst Leo X., von welchem man glaubte, daß er persönlich nicht ungünstig für Reuchlin gestimmt sei, übergab die Sache dem gelehrten und freisinnigen Kardinal Grimani, der beide Parteien vor seinen Richterstuhl ladete. Im Juni 1514 sollten sie in Rom erscheinen. Die Wuth der Kölner kannte nun keine Grenzen mehr, sie schimpften auf Grimani, nannten ihn einen einfältigen, der Kirche nicht wohlwollenden Menschen, sie droheten laut, wenn zu Rom

nicht für sie entschieden würde, vom Papste und der römischen Kirche abfallen, ein neues Schisma bewirken, an ein Koncil appelliren zu wollen, denn päpstliche Beschlüsse wider sie wären ungültig, der könne für einen rechten Papst nicht gehalten werden, der von ihrer Lehre abweiche, der Papst dürfe ohne sie in Glaubenssachen nichts beschließen u. s. f. In der Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg sagte Luther den Bischöfen, ihnen und den Pfarrherren wäre nie ein größerer Dienst geschehen als der, daß sie der Mönche losgeworden, auch dürfte kaum einer unter ihnen derselben sich annehmen und bitten, daß sie wieder in den vorigen Stand kämen, wiewol doch die Wahrheit zu sagen, setzt er hinzu: „die Münche mußten die Kirche regieren unter dem Papst, und die Bischöfe nichts dazu thäten, denn ließen sich Junker heißen.“ Die Kölner thaten, was erste Trabanten und exklusive Thronstützen immer thaten, wenn der Herr ihnen nicht zu Willen war: sie rebellirten. In Deutschland war kein Gesetz oder Gericht, kein Haupt, keine Obrigkeit, der Handvoll gefährlicher Dummköpfe und Gewaltmenschen Einhalt zu thun, die Juden und Reuchlin, das Recht, die Wissenschaft, die Aufklärung, die Studienfreiheit zu schützen. In Rom mußte die deutsche Sache entschieden werden. Vor einen auswärtigen und so zweideutigen Richter ließen die Nation und deren Vertreter sie ziehen.[1])

So stand um diese Zeit die noch immer weitaussehende Angelegenheit. Das Bedeutendste und Belangreichste dabei war die Wendung, welche sie mehr und mehr genommen, und die Bewegung, welche sie hervorgebracht hatte. Die Frage, die den Anlaß zum Streite gegeben, ob die jüdischen Bücher verbrannt oder erhalten werden sollten, war in den Hintergrund getreten; ebenso Pfefferkorn sammt der Anschuldigung gegen die Sprachstudien und die Sprachgelehrten, daß sie ins Heidenthum führten. Zu schlecht war die Anklage unterstützt, zu wenig hatten es die Humanistengegner verstanden, ihre begründetsten Einwendungen geltend zu machen, eine zu traurige Rolle als Vertheidiger des

1) Mayerhoff, Erhard. Alzog a. a. O. 726. Ranke a. a. O. I, 239. Raumer, Hohenstaufen, V, 359 ff. Wessenberg a. a. O. II, 493 ff. Plochm. XXIV, 336. Münch, Hutten's Werke, VI, 3 ff.; II, 593 ff. Villers a. a. O. II, 147.

Kirchenglaubens gespielt, wogegen von Seiten Reuchlin's die Beschuldigung der Unchristlichkeit und Unkirchlichkeit entschieden und siegreich zurückgewiesen war; siegreich zum wenigsten nach der Ansicht der Mehrheit der Gelehrten und Gebildeten, deren Meinung jetzt die Oberhand gewann. Reuchlin und die Humanisten einer- und Hochstraten und die kölner Fakultätstheologen und Dominikaner sammt ihrem zahlreichen weitverzweigten Anhange andererseits standen einander, wie die Sache zu dieser Zeit aussah, gegenüber; die Dominikaner, das finstere und fanatische Pfaffen- und Mönchthum, die barbarische Scholastik, die Inquisitionsgewalt, die kirchliche Geistestyrannei, die Humanisten, die neuere Richtung der Wissenschaft, die gebildete Gelehrsamkeit, die vernunft- und schriftmäßige religiöse Anschauung, die christlich-milde Gesinnung, die Freiheit des Geistes und der Rede vertretend. Es handelte sich darum, ob diese oder jene Recht hätten, die Oberhand behalten sollten. Von Anfang war der Streit auf das religiöse Gebiet hinübergezogen und fast unmittelbar mischten sich auch politische Beziehungen ein. Von Hutten erschien 1514 ein Carmen Heroicum über das Thema, daß die Deutschen der Zeit nicht entartet, sondern der Vorfahren werth wären, und sie zeigten dies in der That bald. Allein er hatte jetzt noch vollen Grund, in den Epigrammen Deutschland das „gefangene“ zu nennen und schmerzlich auszurufen: wann wird es die Augen dem Lichte wieder öffnen! Was gegen Reuchlin unternommen wurde, bewies klärlich, daß in Deutschland keine Geistesfreiheit, oder aber wie schwer und eng gefesselt die Gedanken- und Redefreiheit war, welche Macht die Feinde derselben besaßen und wie wenig die Deutschen sich selbst dawider zu helfen vermochten. Unzähligen gingen nun aber auch die Augen auf. Besonders seit dem Erscheinen von Reuchlin's Augenspiegel hatte der Handel eine fortwährend zunehmende Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt, bei den niedern Ständen, der Masse der Nation freilich nur erst eine sehr geringe, ferne, blos an einigen Orten sich kundgebende, eine desto größere und allgemeinere in den Kreisen der Geistlichen und Gelehrten und von ihnen aus der Gebildeten, das heißt Derjenigen im Fürsten-, im Adel- und Bürgerstande, die, hinlänglich unterrichtet, an der neuen Richtung und Bewegung in der Wissenschaft und Literatur lebendigen Antheil nahmen — und ihrer gab es fast

überall in den Städten, an den Höfen, selbst auf Rittersitzen einige — oder deren Blick doch weit und aufgehellt genug war, daß sie begriffen, um was es sich handelte, und die von ihren nächsten Anliegen sich nicht zu sehr in Anspruch nehmen ließen, um für eine so wichtige Tagsfrage Sinn zu haben, welche von so vielen Seiten in das Leben eingriff. Ihre Zahl war noch viel größer.[1])

Die erregtesten und entschlossensten unter den Theilnehmenden und Aufmerkenden schieden sich in zwei ziemlich scharf abgesonderte und einander schroff gegenüberstehende Lager. Sobald Reuchlin's Handel bekannt geworden, zumal als sein Augenspiegel erschienen war, beeiferten sich einzelne der Humanisten, ihm selbst und in ihren Kreisen ihre Zustimmung auszusprechen. Als seine Gefahr stieg, rief er seine zahlreichen Freunde und Schüler, deren er in allen höhern Ständen viele hatte und die also wieder weithin zu wirken im Stande waren, zum Beistande auf. Und man schwärmte für ihn, küßte seine Briefe, bewahrte sie wie Reliquien. Die Beschränktheit, die Frechheit, die Ausschreitungen Hochstraten's und seines Anhangs, Reuchlin's Vertheidigung gegen seine kölner Verläumder brachten seine Freunde noch mehr in Bewegung, die Klarsten im ganzen Publikum zum deutlichen Bewußtsein über den Inhalt und die Bedeutung des Handels. Sie fühlten es, wie wichtig der Augenblick war, wie unendlich viel darauf ankam, daß nicht die Kölner den Sieg davontrugen, daß die Bewegung den entgegengesetzten Ausgang nahm. Die Frischesten, Kräftigsten und Muthigsten traten rückhaltslos auf seine Seite und wenigstens mit einander in Briefwechsel, in eine theils offene, theils geheime Gemeinschaft; es bildete sich der Reuchlinistenbund und rüstete sich zur Theilnahme am Kampfe. Denn hierbei blieb es bis um diese Zeit noch. Reuchlin stand auf dem Kampfplatze jetzt noch fast allein. Die Dominikaner wütheten gegen die Presse: um so mehr beschränkten sich Reuchlin's Gleichgesinnte und Freunde auf briefliche Mittheilungen, briefwechselten aber um so häufiger. So verstärkten sie ihre Gesinnung, so schwoll ihre Zahl, ohne daß die Dominikaner es merkten. Dem Reuchlinistenbunde gehörten die berühmtesten Namen an, zahlreiche

1) Münch, Hutten's Werke, I, 227, 243.

Mitglieder zählte er an den Fürstenhöfen, den Universitäten, in den Reichsstädten und Domkapiteln; Gelehrte, Rathsmänner, Ritter, Geistliche und Weltliche gehörten ihm an, unter den kirchlichen und weltlichen Häuptern, sogar am kaiserlichen Hofe hatte er Gönner und Beschützer, die Humanistenkette reichte bis an die Person des Papstes selbst. Ihre Glieder waren durchdrungen von neuernder Bildung, von Verachtung der veralteten Gelehrsamkeit, entschieden für den Fortschritt, die Freiheit der Wissenschaft gestimmt oder doch abgeneigt den Rückschritt, die Herrschaft des finstern Mönchthums, die Inquisition, zumal in einem solchen Umfange zu dulden. Dies war die Stimmung gerade der höhern Geistlichkeit. Wir entnehmen es deutlich aus dem Verfahren des mainzer Erzbischofs, des speierschen Bischofs und ihrer Bevollmächtigten. Schon daraus ging es hervor, daß der einflußreichste geheime Rath des Kaisers, der Kardinal Lang, der humanistischen Richtung angehörte, daß ein Mann wie Reuchlin gleich im Anbeginn zu Rathe gezogen wurde. Aber auch auf der andern Seite war immer deutlicher erkannt, wie gefährlich die neue wissenschaftliche Richtung dem Mönch- und Kirchenthume, den geistlichen Anliegen und der hergebrachten Gelehrsamkeit war. Eben so fest zu Schutz und Trutz schlossen sich auch die Gegner an einander. Die Kölner fanden an den Universitäten, in den Klöstern und überhaupt da einen noch weit zahlreichern Anhang, wo Beschränktheit oder Verblendung, die Macht der Gewohnheit und Dienstbarkeit oder Herrschsucht und Rücksicht auf den Nutzen für sie entschieden, oder wo man trotz ihres Benehmens sich an sie anschließen zu müssen glaubte, weil man in der humanistischen Richtung Gefahr für das Christenthum erblickte und diese Gefahr für die größeste hielt.[1])

An eifrig-muthiger zuversichtlicher Thätigkeit war jetzt noch der Bund der Kölner, an geistigen Kräften war der der Reuchlinisten überlegen. Er hatte, was auch gegen seine Theilnehmer einzuwenden sein mochte, im Ganzen offenbar die Gerechtigkeit und Güte der Sache voraus. Allein diese letztere wurde von der Masse der Nation noch viel zu wenig begriffen, als daß man hätte hoffen dürfen, sie für dieselbe so leicht in Bewegung zu

1) Ranke a. a. O. I, 278 f.

bringen, und noch mehr, die Verblendung und die Scheu der Deutschen, ihre Gewohnheit, der Hierarchie zu gehorchen und zu dienen, war trotz alles Unwillens über kirchliche Uebelstände und die Geistlichkeit noch so groß, daß die Kölner nicht ohne Grund die Rechnung darauf machen konnten, die Volksmasse viel eher gegenketzerisch aufbringen und erhitzen zu können, ehe es ihren Widersachern gelänge, sie für ihre Ansichten und Zwecke zu begeistern. Die humanistischen Aufgeklärten waren doch gar zu weit voraus; sie konnten leicht in die Lage kommen, verlassen von der Ueberzahl allein dazustehen. Sie fühlten sich offenbar unsicher in ihrer Stellung gegenüber der hierarchischen Macht, zeigten sich kurzsichtig und schwankend. Wie verkehrt war die Zusammensetzung gleich der ersten vom Kaiser niedergesetzten Begutachtungskommission, von welcher die Kölner schon als zu nahe Betheiligte in jedem Falle hätten ausgeschlossen sein sollen. Konnten die kaiserlichen Rathgeber dabei außer Schuld sein? Die Gegner waren in der Wahl der Mittel nicht verlegen und geboten über große und mächtig wirkende. Sie waren im Besitzstande. Man sieht, wie sie sich fühlten und wie gefürchtet sie waren. Selbst am römischen Hofe fürchtete man die Macht der Bettelorden, denen auf die Länge der Schutz der ganzen päpstlichen Macht nicht fehlen konnte. Es trat immer klarer hervor, wohin die humanistische Neuerung führte. Rom mußte zuletzt gegen sie auftreten, und wenn es erst geschah, so konnte der Humanistenbund auf seine äußern Stützen am wenigsten zählen. Sie waren in der vornehmen gebildeten Welt, welche nie geschickt war, ist oder sein wird, einen Kampf zu übernehmen oder gar durchzuführen, wobei Alles auf dem Spiele steht, Hingebung das erste Gebot ist; das Benehmen der weltlichen und geistlichen Häupter im Reiche vom Kaiser an war, sofern es galt der Hierarchie entgegenzutreten, stets so gewesen, daß es das gründlichste Mistrauen in den von ihnen zu erwartenden Schutz einflößen mußte, während die Kölner genau wissen konnten, daß der römische Schutz ihnen am Ende auf keinen Fall fehlen würde. Man muß nur bedenken, welche wichtige Dinge, und wer in Reuchlin angegriffen wurde, wie seine Sache im Grunde Jedermanns Sache war. Was thaten der Kaiser, der schwäbische Bund, die vornehmen Gönner und Beschützer für den kaiserlichen

Rath, den Pfalzgrafen, den Bundesrichter, einen der ersten Gelehrten, die Zierde Deutschlands — wieviel Entscheidendes geschah überhaupt für ihn, wie ohnmächtig waren die ihn begünstigenden Maßregeln der Bischöfe, und was durften seine Gegner sich doch herausnehmen! Als er, nirgend im Vaterlande wahren Schutz findend, sich genöthigt sah ihn in Rom zu suchen, brachte es die Meinung für ihn in der vornehmen und gebildeten Welt, brachte es der Reuchlinistenbund nur zu einer Verwendung beim römischen Hofe für ihn, an welcher der Kaiser, der Kardinalbischof von Gurk, die Kurfürsten von Pfalz und Sachsen, der Herzog Ulrich von Würtemberg, fünf Bischöfe, dreizehn Aebte, dreiundfunfzig schwäbische Städte und eine Anzahl anderer Obrigkeiten sich betheiligten. Es war freilich mehr als bei dem Ketzerprocesse, der gegen Wesel eingeleitet und wobei die Partei des Rückschritts, ohne viel Mühe, durchgedrungen war; es zeigte schon eine höhere Stufe der Erkenntniß, Gesinnung und Willenskraft in kirchlich-politischen Dingen an, daß wenigstens Viele das deutliche Bewußtsein hatten, der Angriff gegen den Einzelnen gelte Allen, und seine Gefahr sei eine gemeinsame, und daß wenigstens Manche den Willen und den Muth bewiesen, für ihn in die Schranken zu treten. Aber dennoch, welch eine armselige Kraftäußerung, nachdem eine Handvoll Dominikaner ohne eigentliche Achtung und mit jedem Schritte sich verächtlicher machend, einen heillosen Unfug begonnen, zu solchen Frechheiten fortgeschritten war, und fortwährend so gemeingefährliche Absichten verfolgte. Wie klein war noch die Zahl der Deutschen, welche wußten, woran sie waren, die eine Meinung hatten und Willen und Muth besaßen sich wider die geistliche Macht zu helfen.

Denn auch unter den Wissenden und den im Herzen für Reuchlin Partei Nehmenden waren doch gar zu Viele, die ihn freilich bedauerten, aber sich einschüchtern ließen, die seiner Sache den Sieg wünschten, aber Wissenschaft und Leben trennten, allein jener leben zu können glaubten, die Gefahr derselben oder die Nothwendigkeit, für sie zu kämpfen, nicht einsahen oder hierzu das Geschick und die Kraft nicht hatten, die Ruhe zu sehr liebten, die Gefahr zu sehr fürchteten und sich daher fern hielten, nur da das große Wort führten, wo die Kölner sie nicht hörten oder ihnen Nichts anhaben konnten. Als der Augenspiegel erschienen,

waren auch Reuchlin's vertrautere Freunde nicht recht zufrieden; sogar ein Pirckheymer, der gern für das Haupt des Reuchlinistenbundes gelten mochte, sogar er meinte, Reuchlin hätte lieber schweigen sollen. Die weitern Schriften Reuchlin's wurden selbst von vielen Humanisten, vielen seiner Freunde nicht gutgeheißen. Erasmus schrieb ihm eine Apotheose, in welcher er ihn unter die Heiligen versetzte, als die Gefahr vorüber war, jetzt aber rügte er seine Heftigkeit. Mutian schrieb, er lobe zwar schriftstellerischen Freimuth, aber Reuchlin habe sich doch auf eine zu freie Weise von der Authorität der Kirche und ihrer Auslegungsart entfernt; die Ohren der Mönche, die Schwachen hätten doch geschont, Geheimnisse nicht ausgeplaudert werden sollen, worauf alles Bestehende, auch der Besitz der Würden und Pfründen ruhe, deren man genieße u. s. w. Und doch sahen diese Leute großentheils sehr wohl ein, was auf dem Spiele stand. Als die Sache nach Rom gezogen war, streueten die Kölner das Gerücht aus, Reuchlin sei vom Kaiser verurtheilt. „Wehe uns, schrieb nun derselbe Mutian, die Wahrheit hat keinen Vertheidiger mehr, die Barbarei wird herrschend!" Es gab unter den Reuchlin und seiner Sache Befreundeten und Geneigten eine nicht geringe Anzahl Ungewisse, Schwankende und bei allem Wissen Beschränkte, die sich der Besonnenheit rühmten und deren Mangel an Reuchlin tadelten, weil sie die Lage der Dinge, die Bedeutung der Sache nicht tief genug durchschaueten, und das schlechteste Urtheil hatten über die Mittel, ihr zu helfen. Andere waren, die, von Furcht oder Selbstsucht beherrscht, entweder mit der Sprache nicht herausgingen oder sich vernehmen lassen, ihre Meinung sagen, mitschwatzen zu müssen glaubten, und dann ihre Kaltsinnigkeit oder Zaghaftigkeit hinter schönklingenden Reden versteckten. Statt den Muth der Kämpfer und die Zahl der Streiter zu verstärken, wußten sie dies und jenes auszusetzen, was immer leicht ist, und statt mit dem richtigen Maße mitzustreiten, rügten sie Maßlosigkeit an den Streitenden. Zur Rechtfertigung ihrer Trägheit oder Feigheit vor sich selbst und Andern sprachen sie Misbilligung über Reuchlin aus. Sie konnten nicht schweigen, es hätte muthlos ausgesehen, während sie gern muthig aussehen wollten, aber sie hatten doch keinen Muth, um sich ehrlich und offen auszusprechen, und lobten daher bedingt und

zweideutig, mischten Tadel ein, gaben zu verstehen, sie würden gern auftreten und vermöchten es nur nicht, da Reuchlin auch nicht ganz Recht habe und mehrfach fehle. Mit einem Worte, sie waren geneigt, sich zu erklären und etwas zu thun für den Mann, wenn er es ihnen nur erst ganz recht machte, und für die Sache, wenn sie sich nur nach ihrer Ansicht erst vollkommen rein darstellte. Eben daher der verhältnißmäßig noch immer geringe Nachdruck und Erfolg, womit die Humanisten bis um diese Zeit Reuchlin's und ihre eigne Sache vertheidigten. Reuchlin hatte Recht, sowol zum Mitstreiten aufzumahnen als beim Schreiben die Rücksichten bei Seite zu setzen. Es war Zeit, die Gefahr dringend, ein fester Boden für den Kampf schon gewonnen. Es galt jetzt, da der Krieg ausgebrochen war, nicht die Kräfte zu sparen, sondern zusammenzunehmen und zu gebrauchen, was die Gegenpartei auch that; nicht die Blößen der letztern zu schonen, sondern völlig aufzudecken. Sie schonte nicht blos keinen Makel, sondern dichtete Gebrechen an und erlog Sünden. Wider Leute, wie die Kölner, ist mit stumpfen Waffen nie etwas auszurichten. Die humanistische Richtung war, da es einmal so weit gekommen, nicht zu retten ohne einen Alles daransetzenden Kampf. Wo einmal solche Schläge ausgetheilt werden, kommt auf einige mehr oder weniger nicht viel an. Der Unfug war arg genug, um ihn endlich so zu fühlen, daß man die Heftigkeit dawider, wo nicht in der Ordnung, doch durchaus verzeihlich finden und sich mindestens hüten mußte, Furcht oder Nichteinverständniß mit Dem merken zu lassen, der in der Hitze des Kampfes stand. Es kam darauf an, wenn man siegen, ja nur nicht schmählich unterliegen wollte, in allen Ständen einen Sinn und Geist zu wecken, wie man ihn bedurfte, wo möglich auch die Volksmassen, die von den Pfaffen fanatisirt wurden, auf die andere Seite zu ziehen, wenigstens den gesammten Mittelstand zu gewinnen, was bei seiner doch bereits halben Bildung und seiner Abneigung gegen den Klerus schon in einem nicht unbeträchtlichen Maße anging, mit einem Worte, die Nation aufzurütteln, was in Deutschlaud mit zahmer Rede sich noch niemals hat thun lassen, und was die Humanisten freilich, sie allein, schwerlich vermochten. Das Schlimmste für die Sache lag darin, daß eben die große Masse der Nation noch zu weit zurück war.

Reuchlin taugte nicht zum Führer einer umfassenderen Bewegung; bald blieb er zu weit zurück, bald schritt er zu rasch vor, bewies sich zur unrechten Zeit unentschlossen und verzagt, oder ohne rechte Haltung und Selbstbeherrschung, und sein größtes Verlangen bestand darin, Ruhe zu haben. Er beging ohne Zweifel Fehler durch hier und da übertriebene Leidenschaftlichkeit, und seine Schriften würden, zum wenigsten bei Manchen, noch besser gewirkt haben, hätte er jene Uebertreibung vermieden. Allein sie wirkten hauptsächlich durch ihren Nachdruck, der Theilnahme in einem größern Kreise weckte und allein wecken konnte, der gerade den Mangel hatte, noch immer zu gering zu sein, den nur eine schmale Linie von der leicht zuviel thuenden Hitze, der Leidenschaftlichkeit trennt, die freilich ein Fehler ist, wenn sie nicht mit der Kraft verbunden, zur Genüge mit fortzureißen. Die bei solcher Lage der Dinge durch Reuchlin's heftige Sprache sich abwenden ließen, mochten aufgegeben werden; sie waren doch keine zuverlässige Freunde und Kampfgenossen. Wurden Manche durch seine Heftigkeit scheu, zurückhaltend, entfremdet, so wurden desto Mehre und Muthigere durch sie herbeigezogen, geweckt, in Eifer gebracht. Er vertheidigte sich doch immer nur und war weit entfernt, den Feinden Gleiches mit Gleichem zu vergelten, er trachtete ihnen nicht nach der Freiheit, dem Leben, wollte sie nicht in Inquisitionskerker bringen, sie nicht verbrennen. Was er Leidenschaftliches geschrieben, war sehr wenig gegen Das, was in den nächsten paar Jahren losbrach, und als seine Freunde noch viel maßloser schrieben, als er es gethan, stellte sich die Sache um so besser. Gerade als er sich am zurückhaltendsten und furchtsamsten gezeigt, waren die Kölner am rücksichtslosesten vorgeschritten, hatte er sich in die größeste Gefahr begeben, diese erst recht herbeigezogen. Die größesten und schädlichsten Fehler wurden von den Schwachen und den Klugen unter den Humanisten begangen, die sich freilich kein Uebermaß zu Schulden kommen ließen, jedoch nur deshalb, weil sie zur Beschützung ihrer Sache gar Nichts thaten, wobei die Ruhe und der Anstand freilich leicht zu behaupten waren.

Aus verschiedenen Gründen mußte man gerade in Wittenberg auf den reuchlinischen Handel sehr bald aufmerksam werden und seinen Verlauf mit Theilnahme und Spannung verfolgen.

Es war insbesondere auch bei Luther der Fall. Die humanistische Richtung hatte an der Universität von Anfang einen festen Sitz gefunden, hatte Vertreter unter den öffentlichen Lehrern und hohe Gönnerschaft. Zu den Männern, deren Rath der Kurfürst bei Stiftung der Universität in Anspruch genommen und die auf dieselbe Einfluß gehabt hatten, gehörte Reuchlin selbst. Er stand bei Friedrich in der höchsten Achtung, widmete ihm noch 1513 eine Schrift: Constantinus magnus, und Friedrich gehörte zu Denen, die sich im folgenden Jahre beim römischen Hofe für ihn verwendeten. Luther's Gönner und genaueste Freunde standen mit ihm in Verbindung. Reuchlin und Staupitz hatten gleichzeitig in Tübingen gelebt und gewirkt. Spalatin wechselte Briefe mit Reuchlin. Er hatte ihn um diese Zeit im Auftrage des Kurfürsten zur Mitwirkung bei dem Plane anzugehen, eine sächsische Geschichte zu Stande zu bringen. So war Karlstadt ein enthusiastischer Bewunderer und Verehrer Reuchlin's. Luther hatte als erfurter Student und Magister freilich nicht eigentlich dem Poetenbunde angehört und sich dann auf einer ganz andern Lebensbahn und nach einer ganz andern Richtung noch mehr von ihm entfernt. Mit Reuchlin selbst trat er erst 1518, auf Melanthon's Anregen, in brieflichen Verkehr. In einem Schreiben an ihn aus dem genannten Jahre sagt er jedoch: „Ich war einer von Denen, die Verlangen hatten mit Euch zu sein, es fand sich aber keine Gelegenheit; doch war ich mit meinem Gebet und guten Wünschen allezeit dicht neben Euch.“ Er war Zögling und Freund der klassischen Literatur, er unterhielt oder hatte neue Freundschaft mit Humanisten angeknüpft, er hatte sich von Neuem auf die Sprachen geworfen, war ein Schüler Reuchlin's geworden — er nennt ihn in jenem Briefe seinen wahrhaft verehrten Lehrer — sofern er Griechisch, Hebräisch und Schriftauslegung von ihm lernte, er hatte einen großen Theil seiner Denkart sich angeeignet, er war, wenn auch aus andern Beweggründen, auf eine andere Weise und nach einer andern Seite, gleichfalls der Scholastik und dem Mönchthume entgegengetreten, ja er wurde mit jedem Tage mehr und mehr selbst der Anfänger und Mittelpunkt einer lebendigen Opposition, zu welcher er sich theilweise durch die Waffen, welche die Humanisten darboten, in den Stand setzte, bei welcher er theilweise dieselben Feinde angriff oder fin-

den mußte. Gemeinschaftlich waren ihm und Reuchlin Vorliebe und Eifer für die Schrift und deren Studium, Kampf für die Freiheit des eignen Urtheils in wissenschaftlichen Dingen. Auch er wurde schon von Dominikanern, wie es scheint, der Ketzerei bezüchtigt. Es gehörte zu den Anschuldigungen der Kölner gegen Reuchlin, daß er die Schrift unkirchlich auslege, die Zeugnisse der Väter ungebührlich vernachlässige. Das traf auch Luther mit, wie nur Einen. Er und mit ihm die ganze Universität mußte sich durch die Schritte der Kölner bedroht fühlen. So weit auch Wittenberg vom Schauplatze der Streits entfernt war, man konnte gerade hier nicht ohne Besorgniß bleiben. Wenn die Dominikaner den Sieg davongetragen, das scholastische Lehrsystem zu neuer Kraft gelangt wäre, seine Ansprüche auf ausschließliche Herrschaft geltend zu machen, wenn die Inquisition in Deutschland sich befestigt hätte, so würde die Gegenwirkung sehr bald auch wider die junge wittenberger Universität sich gekehrt und die gegensätzliche Richtung derselben erdrückt haben, von deren Emporkommen ihr Aufschwung abhing. Luther und seine Lehre und Bestrebungen würden unfehlbar Gegenstände des Angriffs der Ketzerrichter geworden sein. Mahnte doch noch der vielfach gedemüthigte, zur Ohnmacht heruntergedrückte Hochstraten nach einigen Jahren den Papst auf, mit Feuer und Schwert die Welt von der lutherischen Pest zu befreien. Wir werden sehr bald auch eine Aeußerung Luther's anzuführen haben, aus welcher deutlich hervorgeht, daß er die vom Siege der Kölner drohende Gefahr sehr wohl erkannte. Wenn Niemand Reuchlin schützen konnte, welcher freisinnige wittenberger Lehrer wäre sicher gewesen, was denn auch der Kurfürst durchblickt zu haben scheint. [1])

Wir haben nun wenigstens eine Andeutung, oder eine zweite nach der in dem eben erwähnten Schreiben an Reuchlin enthaltenen, wonach Luther schon früh an der Sache Theil nahm, mag sein nur innerlich und von fern. Er sagt in einer Streitschrift vom Jahre 1521: „Es verdrießt mich, daß Maximilian zu der Zeit, da die Sophisten der Juden Bücher anfochten, ihren Anschlag nicht auf ihren Kopf gewendet, alle sophistischen Raupen und sonstiges Geschmeiß weggeräumt, und einzig auf die lautere Schrift gewiesen. Denn das wäre ein viel heilsamerer und nöthigerer Rath gewesen, als was über der Juden Bücher vorgebracht wurde mit so tollen und närrischen Artikeln zu der Sachen Nachtheil, daß ich mich des christlichen Namens über die Maßen schämte, daß von unsern Propheten und Aeltesten über solche nichtige Dinge ein so ernsthaftes Spiel bei uns angefangen werden könnte." [1]) Sein Verdruß über Maximilian's Verfahren rührt wol erst aus einer spätern, der Eindruck aber, daß er sich des christlichen Namens wegen der ganzen Anzettelei schämte, gewiß aus der Zeit her, wo die Sache in Wittenberg Aufsehen zu machen anfing. Man erkennt — und dies ebenfalls aus dem angeführten Schreiben an Reuchlin — wie er gleich anfangs darüber urtheilte, erkennt auch hier wieder, daß er still beobachtete, innerlich verarbeitete, sich lange besann und bezwang. Seine Empfindung dabei, sein Sinn ist ernst und ganz nach innen gewendet und läßt sich nicht danach an, daß er geneigt wäre, thätigen Antheil zu nehmen. Auch seine ersten brieflichen Aeußerungen über die Sache sind veranlaßt; er kommt nicht aus eignem Antriebe darauf.

Wir haben zwei auf den reuchlinischen Handel sich beziehende Briefe von ihm, nicht aus der ganz ersten Zeit des reuchlinischen Streits, beide an Spalatin gerichtet. Der früheste hat weder Tags- noch Jahresbezeichnung, ist aber wahrscheinlich zu Anfang des Jahres 1514 oder etwas früher geschrieben. Spalatin wurde in diesem Jahre Hofprediger des Kurfürsten, man ging bei Hofe damit um, etwas für Reuchlin zu thun. Dieser war indeß mit großer Zuversichtlichkeit als Ketzer ausgeschrien, hochangesehene Fakultäten hatten den das Gutachten, worüber der Lärm angefangen war, enthaltenden Augenspiegel verdammt, auch einem Mutian, einem der Gelehrten, auf welche Friedrich viel gab, schien Reuchlin eben noch zu dieser Zeit zu keck von der Autorität der Kirche abgewichen zu sein, Friedrich war sehr befangen, sehr unsicher und bedächtig in solchen Dingen, er mochte schwanken, hörte hierhin und dorthin, und so ist es nicht

1) *Schlegel*, Vita Spalatini, 24. De Wette I, 196. Roscoe a. a. O. II, 393.

1) Confutatio rat. Latom. Opp. Lat. ed. Jenens. II, 404.

unwahrscheinlich, daß Spalatin, der für Reuchlin bei ihm sprach, aber ebenfalls zu den Vorsichtigen und Bedenklichen gehörte, von ihm beauftragt war oder durch Das, was bei Hofe vorgekommen, sich bewogen fühlte, bei Luther anzufragen, was er von der Sache des unschuldigen und hochgelehrten Reuchlin — so drückt sich Luther in seinem Antwortschreiben aus — halte, insbesondere, ob sich Reuchlin in Gefahr des Glaubens oder der Ketzerei befinde. Das war also die Hauptfrage bei Hofe, man war darüber noch gar nicht auf dem Reinen, und wenn, oder sobald man aufmerkte, mußte der Zweifel Luther mittreffen, der sich so dreist über die kirchliche Auslegungsweise und das Ansehen der Doktores hinwegsetzte, sich dadurch mit der Schule verwickelte, und auch, wie man sieht, daneben sehr leicht mit seinem Landesherrn verwickelt werden, zum wenigsten keine sonderliche Stütze an demselben zu finden hoffen konnte. Er antwortet, Spalatin wisse, wie sehr er (Luther) Reuchlin schätze und liebe, und fügt die merkwürdige Aeußerung hinzu, sein Urtheil dürfte verdächtig erscheinen, weil er, wie man sage, nicht unbefangen und parteilos sei. [1])

1) Aurifaber hat das Schreiben Luther's beim J. 1514, de Wette hat nach Walch geglaubt, daß es ins J. 1510 oder 1511 gehöre, weil es sich auf das Gutachten, den Anfang des Streits, zu beziehen scheine; und es sieht allerdings so aus. Auch mir scheint es fast früher als 1514 geschrieben zu sein, aber viel früher doch auch nicht, am wenigstens 1511 oder 10. Das Gutachten wurde erst 1511 bekannt. Der Brief Luther's paßt schwerlich zu seiner Entwickelung in den letztgenannten Jahren. Es scheint wenigstens, daß er sich erst seit 1512 entschiedener aussprach. Das Gutachten bildete fortwährend den Angelpunkt, um welchen sich Alles drehete. Noch 1513 und 14 wendete sich Reuchlin nach Paris, die Universität für sich zu gewinnen, und schickte namentlich sein Gutachten mit. Er schrieb in der ganzen Welt herum, wol auch nach Wittenberg. Der Herzog von Würtemberg legte dem Schreiben Reuchlin's an die pariser theologische Fakultät ein Empfehlungsschreiben bei, worin er insbesondere darauf hinweist, daß Reuchlin stets ein wahrer Anhänger des römischen Stuhls gewesen sei (Mayerhoff, 160 f.) Das war also der Punkt, um welchen es sich damals noch handelte, so daß es nicht auffällt, daß auch Luther darüber spricht, und daß man nicht anzunehmen genöthigt ist, sein Schreiben beziehe sich auf den Anfang des Streits. In einem Briefe Reuchlin's an Spalatin von 1511 dreht sich der ganze Inhalt lediglich um Hof- und Staatssachen (Leben Friedrich's, 124). Spalatin war 1511 und 12 Führer der Prinzen Otto und Ernst von Braunschweig zu Wittenberg (Schlegel, 13). Luther schreibt aber seinen Brief an ihn auf ergangene Aufforderung durch einen gemeinschaftlichen Freund. Wozu dies Alles, wenn Spalatin in Wittenberg anwesend war? Um so weniger Grund, von Aurifaber's Zeitbestimmung abzuweichen, der soviel näher stand.

Er muß sich also schon vorher über den Handel, und zwar mit Bestimmtheit, ausgelassen und dabei für Reuchlin Partei genommen haben, obwol ein Urtheil von ihm über die ihm vorgelegte Frage noch nicht bekannt gewesen zu sein scheint. Gab man ihm Parteilichkeit für Reuchlin Schuld, so ist daraus auch zu schließen, was ohnehin kaum bezweifelt werden dürfte, daß die Meinungen auch in Wittenberg noch auseinandergingen, und daß es an Solchen nicht fehlte, die bequem zusehen und sich nicht entscheiden, nicht einmischen wollten. Er läßt es gut sein, daß sein Urtheil als verdächtig erscheinen könnte, und erklärt, dessenungeachtet seine Meinung gerade heraussagen zu wollen. Sie gehe dahin, daß er in dem ganzen Gutachten Reuchlin's schlechterdings nichts Gefährliches erblicke. Man konnte so etwas nach der Stellung, die er mehr und mehr angenommen hatte, erwarten; doch war es auch von dem eifrigen Mönche und großen Eiferer für die Kirche mehr Geradherzigkeit und Freisinnigkeit, als manche Humanisten und persönliche Freunde Reuchlin's bewiesen. Als das speierisch-bischöfliche Gericht zu Anfange des Jahres 1514 wider Hochstraten und dessen Anhang entschieden hatte, spotteten die Kölner, wie es dem Bischofe doch zustehe, obgleich noch ein Kind, schon ein Urtheil in einem solchen Handel abfassen zu wollen; es wäre wol leichter einen Hasen zu fangen als diese Sache zu beurtheilen. Vielleicht bezieht es sich hierauf, und jedenfalls bezieht es sich auf die elenden Künste der kölner Pfaffen und Ränkeschmiede, Verbrechen zu finden, wo keine waren, und zeugt von einem lebendigen Bestreben, den gesunden Verstand und Rechtssinn dawider geltend zu machen, wenn Luther fortfährt, er wundere sich höchlich, daß den Kölnern eine so einfache Sache so verwickelt, ja verwickelter als der gordische Knote erscheine, da Reuchlin so feierlich und wiederholt (gegen die Anschuldigung des Abweichens von der Kirche) einrede und sich verwahre und nicht Glaubensartikel aufstelle,

sondern eine gutachtliche Meinung ausspreche. „Diese beiden Umstände reinigen ihn in meinen Augen so gänzlich, daß ich seinen Glauben für rein und lauter halten würde, und wenn er in seinem Gutachten alle Ketzereien zusammengehäuft hätte. Denn wenn solche Protestationen und bloße Meinungen von Gefahr nicht mehr frei sein sollen, so müssen wir fürchten, daß die kölnischen Ketzerrichter zuletzt einmal nach ihrem Belieben anfangen Kameele zu verschlucken und Mücken zu seigen, und die Rechtgläubigen, trotz aller Protestationen, für Ketzer zu erklären."

Hinter die Schutzwehr der Unterscheidung zwischen bloßen Privatmeinungen und autorisirten Kirchenlehren, und der Erklärung und Betheuerung, daß man den letztern keineswegs den Glauben versage, vielmehr Alles glaube, was die Kirche lehre, indem man Meinungen aufstelle und etwa disputirend vertheidige— doch stets unter Vorbehalt der Entscheidung der Kirche — hatte sich der Forschungstrieb, seitdem er wieder erwacht war, die Geistesfreiheit im ganzen Mittelalter zurückgezogen, und ebenso Pollich, wie wir hörten, in seinem Streite mit Wimpina, und gleichfalls im Jahr 1511 Reuchlin, als Tungern den erwähnten Auftrag erhalten hatte, nur ganz nach dem Gebrauche der Schule, den die kölner Vorfechter derselben nun wieder nicht berücksichtigen wollten. Auf dieselbe Weise nimmt sich hier Luther der Meinungs-, Schreib- und Redefreiheit an, entschiedener als Reuchlin's, wenigstens damals, kleinmüthige Erklärungen lauten. Die durch die Kirchenlehre gezogenen Schranken erkennt er indeß gleichfalls an, die Kölner sollen sich nur nicht unterfangen, auch den freigelassenen Spielraum willkürlich und misbeliebig einzuengen. Er stritt da freilich zugleich für den eignen Altar und Herd, erkannte, wie wir eben hier sehen, die Gefahr für alle Hochschulen und Gelehrten und insbesondere die zu Wittenberg, es liest sich, als hätte er eine Ahnung davon gehabt, daß er jener Schutzwehr über kurz oder lang selbst bedürfen, oder daß derselbe Hochstraten, der wider Reuchlin wüthete, dereinst — es geschah kurz nach dem Ausbruche des Ablaßkriegs — auch wider ihn auftreten, ja seinen Tod fordern würde, wo es ihm denn zu Statten kam, daß Ankläger und Richter, wie Hochstraten und die Kölner, was er ihnen leicht nachweisen konnte und nachwies,

eben jetzt durch ihr Benehmen in Reuchlin's Sache alles Zutrauen verloren, das er ihnen zu entziehen in dieser Zeit mithalf.[1])

Der freisinnigen Ansicht nimmt er sich dann noch weiter durch eine eigenthümliche Wendung an. Wir lernten bei der Psalmerklärung seinen Widerwillen gegen die Juden kennen, der seine, wenn auch nicht vollkommene Unbefangenheit nun doch um so größer erscheinen läßt. Alle Propheten, schließt er, haben verkündet, daß die Juden Gott und ihren König Christum lästern würden, und die Schrift muß erfüllt werden; die Kölner, wenn sie das nicht wissen oder verstehen, haben noch keine Theologie geschmeckt, wider die Schrift können sie nicht, die erfüllt werden muß, und wenn sie die Juden von Lästerungen zu reinigen trachteten, so würden sie nur das ausrichten, daß Schrift und Gott als Lügner erschienen. Gott aber wird tausendmaltausend wider ihn anstrebenden Kölnern zum Trotz wahrhaftig bleiben. Die Juden umwandeln, wird allein Gottes Werk sein, der von Innen wirkt, nicht der Menschen, die nur von Außen mehr spielen als wirken. Sie sind durch seinen Zorn in einen boshaften Sinn dahin gegeben, unverbesserlich nach dem Prediger Salomo, und der Unverbesserliche wird nur schlimmer, wenn man ihn zu bessern sucht. Wenn den Juden die lästerlichen Bücher genommen werden, so machen sie noch ärgere.

Dies Letztere hatte Reuchlin in seinem Gutachten wider das Verbrennen der Judenbücher geltend zu machen gesucht. Luther schließt sich darin ihm nur an. Auch sonst hatte er Ansichten über die Juden geäußert, denen die ganz ähnlich sind, welche Luther in der Psalmenerklärung und hier ausspricht. So sagt er in seinem Tütsch Missive von 1505, die Verfolgung der Juden sei eine gerechte Strafe, ihr langes Elend die Folge der von ihren Vorfahren begangenen Gotteslästerung und ihrer Verstocktheit, die sich in wiederholten Lästerungen stets von Neuem ausspreche. Dagegen theilt Luther, wie wir sehen, seine Hoffnung nicht, daß Belehrung von christlicher Seite bei ihnen dahin führen werde, daß sie zum Christenthume sich herüberziehen ließen.

Zeigte er in dieser Beziehung mehr Tiefblick, so ging er auch

1) Mayerhof 169. De Wette I, 437. Hofmann, Leben Tetzel's, 122.

in noch einer andern tiefer in die Sache hinein als Reuchlin. Dieser hatte freilich den Kölnern die härtesten Dinge gesagt, sie beschuldigt, daß sie sich die Rechte der ordentlichen geistlichen und weltlichen Obrigkeiten anmaßten, alle kirchliche Ordnung umkehrten u. s. w., was denn freilich die kirchlichen Schäden mittelbar berührte. Davor aber hatte er sich gehütet, auf die letztern geradezu hinzuweisen und das Benehmen der Kölner in eine solche allgemeinere Beziehung zu bringen. Das thut nun Luther. Er faßt es auf, daß die Kölner mit den jüdischen Lästerungen sich zu schaffen machten, während der Zustand der eignen Kirche das Christenthum lästere. „Was soll ich aber dazu sagen, daß sie den Satan austreiben wollen, doch nicht durch den Finger Gottes? Darüber seufze und klage ich oft, daß wir Christen draußen klug sein wollen, daheim thöricht sind. Hundertmal schlimmere Aergernisse begegnen uns auf allen Gassen Jerusalems, Alles ist da erfüllt von Abgötterei. Diese hinwegzuthun, die innern Feinde, ist so dringend Noth, und wir befassen uns mit fremden Sachen, auf des Teufels Rath, der uns anstiftet, die unsern liegen zu lassen und die fremden auch nicht zu bessern. Kann man sich etwas Närrischers und Unverständigers denken, als solchen Eifer? Haben die unseligen Kölner denn nicht in der Kirche wilde und allerwüsteste Sachen, an welchen sie ihre Wissenschaft, ihre Liebe, ihren Eifer üben können, daß sie ihn beweisen müßten an Menschen, die uns so fern stehen? Aber was thue ich? fügt er bedeutsam hinzu. Mein Herz ist voll solcher Gedanken, mehr als die Zunge sagen kann."

Die letztere Aeußerung ist ein abermaliges Zeichen davon, daß er in der Stille beobachtete und unter Herzweh die Eindrücke innerlich verarbeitete, welche den Ergebnissen bei ihm folgten, wozu er, seit ihm die Augen aufgegangen waren, durch Aufmerken, Forschen, Nachdenken mehr und mehr gelangte. Daß er für Reuchlin, und so bestimmt sich aussprach, verfehlte sicher bei Spalatin den Eindruck nicht. Spalatin wurde seit dieser Zeit Vermittler eines Gedankenaustausches, einer Art geistigen Verkehrs, mancher Verhandlung zwischen ihm und dem Kurfürsten, auf den seine gutachtliche Meinung wol schon in dieser Sache und bei diesem Anlasse einwirkte. Es begreift sich, daß er den Gang des reuchlinischen Handels aufmerksam verfolgte.

Spalatin scheint ihm zum zweitenmale besondern Anlaß zu einer Meinungsäußerung gegeben zu haben; wenigstens haben wir noch ein Schreiben von ihm über den Handel aus dem Jahre 1514, das gleichfalls an Spalatin gerichtet ist. Es ist vom 5. August datirt. [1])

Als die Sache nach Rom gezogen war, und die Kölner Alles aufboten, Reuchlin zu schaden, ließen sie unter Anderm die Urtheile der vier Fakultäten drucken, die sich wider Reuchlin erklärt hatten. Pfefferkorn, die Schande seines Jahrhunderts, wie ihn Hermann Busch nannte, sprach namentlich von dem pariser Gutachten so, als wenn ein Widerspruch gegen dasselbe nicht minder gottlos wäre als eine Lästerung des Evangeliums, und Ortuin stellte sich gewissermaßen in den Vordergrund, indem er jenen Urtheilen eine Schmähschrift, Pränotamenta, voranstellte, worin er den ganzen Hergang so lügenhaft beschrieb und so niedrige Verleumdungen gegen Reuchlin einmischte, daß Unzählige, die bisher noch geschwankt hatten, des Letztern Partei ergriffen. Wer nicht blind zu den Kölnern geschworen, war aufs heftigste entrüstet.

Auf die schamlosen Angriffe, die sich Ortuin gegen Reuchlin erlaubt hatte, bezieht sich nun auch Luther's Schreiben. Es enthält sein Urtheil über Ortuin, die Kölner, Betrachtungen über die Sache, ihren Stand, und beginnt sogleich: „Bislang hielt ich den kölner Poetaster für einen Esel; nun aber ist er zum Hunde, ja gar zum reißenden Wolfe in Schafskleidern worden, wo nicht vielmehr zum Krokodil, wie du noch treffender urtheilst." Es scheint also, Spalatin hatte seine Bedenklichkeiten fahren lassen; auch er war in Eifer gerathen. Luther fährt fort: „Ich glaube, daß er selbst seine Eselheit (daß ich mich so ausdrücke) endlich erkannt hat, nachdem sie unser Reuchlin ihm gewiesen; da er sie aber ablegen und die Löwen-Majestät annehmen wollen, ist er zu kurz gesprungen und diesseits im Wolf oder Krokodil stecken geblieben, eine Verwandlung versuchend, die über seine Kräfte ging. Lieber Gott, was soll ich sagen? Lernen wir an dem Einen das Urtheil Aller über den Neid, die jemals geschrieben oder geredet, schreiben oder reden werden, wie höchst wahrhaftig,

1) De Wette I, 13.

billig und vernünftig es ist, sonderlich das Urtheil über den allerunsinnigsten Neid, der da brennt zu schaden, und es doch nicht vermag, der sich Alles herausnimmt ohne Scheu, aber dessen Ohnmacht desto mehr voller Pein und Unruhe ist. Was Ortuin thöricht zusammenschleppt, ist freilich lächerlich und sich selbst widersprechend, aber noch bejammerns- und mitleidswürdiger, nicht blos weil er des allerunschuldigsten Reuchlin's Worte und Meinung auf das frechste verdreht, sondern auch weil er durch all' seine Wuth den Schaden der Blindheit und Herzenshärtigkeit bei sich selbst vergrößert. Ich würde über Vieles mit Dir lachen, wenn man nicht mehr Kummer empfinden als lachen müßte, wo bereits soviel Seelen verderbt sind, und, wie ich fürchte, in Zukunft noch mehr werden verderbt werden. Gebe Gott, daß bald ein Ende werde!"

In keinem der beiden Briefe findet sich auch nur die geringste Spur, daß ihm irgend etwas an Reuchlin oder dessen Auftreten nicht recht gewesen wäre, daß er Furcht oder die Neigung gehegt hätte, den Diplomaten spielen zu wollen, jene Rolle, die den Deutschen von allen am schlechtesten ansteht und glückt, und die doch auch damals von vielen unter Denen so gern ergriffen wurde, die auf irgend eine Weise in die Tagsfragen und Begebenheiten verflochten waren oder wenigstens ihr Urtheil darüber abgaben. Zeigt er sich in dieser Beziehung vollkommen gerade und gesund, so sehen wir ihn in einer andern deutsche Schwachheiten theilen. Julius II. war 1513 gestorben und sein Nachfolger Leo X. war sogleich mit großem Glanze und Regierungsnachdrucke aufgetreten. Als eine bedeutende Persönlichkeit, wohlmeinend, geistvoll, Freund der Wissenschaften und Künste, wurde er in Italien fast maßlos gepriesen, und das Rühmen fand in Deutschland sofort seinen Nachhall. Schon aus seinen ersten Schritten und deren Erfolgen, wie aus der Sprache, die er führte, mußte man schließen, daß er darauf bedacht sei und große Mittel besitze, das päpstliche Ansehen mehr und mehr zu befestigen, die päpstliche Macht noch zu erhöhen, und daß er an eine wahrhafte, durchgreifende Besserung der Kirche nicht denke noch denken werde oder gedacht wissen wolle, das heißt, daß von ihm für die kirchlichen und deutschen Anliegen nichts zu hoffen und viel zu fürchten war. Allein so schlossen

die Deutschen, zumal die deutschen Gelehrten, insbesondere die Humanisten, nicht. Sie hegten die besten, auch wol die glänzendsten Erwartungen von ihm, und wenn man von den Häuptern erwartet und sagen kann, man erwarte von ihnen, so braucht man freilich um so weniger selbst zu denken und zu thun und hat eine scheinbare Entschuldigung. Leo war bekannt als aufgeklärt und helldenkend, Freund und Schützer, namentlich der klassischen Studien. Um so mehr hoffte man, hofften zumal die Humanisten von ihm und dem Schiedsrichter, den er ernannt, ein für Reuchlin günstiges Urtheil. Daß auch die Kölner ein solches wenigstens für möglich hielten und fürchteten, geht selbst aus ihrem Toben und Drohen, sowie daraus hervor, daß sie alle ihre Kräfte und Mittel aufboten, geheime Künste und Geld nicht sparten, ein solches Endergebniß abzuwenden. Indeß hatten sie das richtigste Gefühl, die freisinnige Partei urtheilte am schlechtesten über Das, was von Rom her zu gewarten sei. Die Deutschen, sofern sie sich nicht verwälschten und verrömerten, lernten die römische Politik nie aus. Sie hatten sich von jeher täuschen und überlisten lassen. Gutmüthiges Vertrauen und Kurzsichtigkeit, aus Redlichkeit, Geradheit und ungelenker Trägheit herfließend, verhinderte sie auch jetzt, die wahre Lage und Beschaffenheit ihrer kirchlich-politischen und dahin einschlagenden Angelegenheiten zu erkennen und namentlich das römische System richtig zu beurtheilen. Zum wenigsten die Gebildeten, die Vornehmen, die Häupter, die vielwandernden Gelehrten insbesondere wußten in und über Rom sehr genau Bescheid, abgesehen von der Jahrhunderte alten Erfahrung, welche die Nation überhaupt hatte. Die Augen waren ihnen aufgegangen, aber sie sahen nun nicht richtig. Sie trösteten sich damit und bauten ihr Vertrauen darauf, daß der regierende Papst ein geistig hochbegabter, ein aufgeklärter, ein wohlgesinnter Mann sei, so gewiß ihnen ausgezeichnete Persönlichkeiten der Päpste nie, wenigstens seit dem Verfalle des Papstthums nie zu statten gekommen waren, und noch kein gelehrter, aufgeklärter und wohlgesinnter Papst die Anliegen der Wissenschaft, Aufklärung und Kirche denen der Hierarchie und insbesondere des römischen Hofes vorangestellt hatte, es wäre denn aus Uebersehen gewesen. Auch Luther blickte erst viel später tiefer hindurch. Er war in Rom gewesen, die Augen waren ihm auf-

gegangen wie Andern, allein er theilte jene Kurzsichtigkeit und Schwäche des Urtheils seiner Landsleute ganz, noch lange wie wir sehen werden, jetzt wie sein Schreiben an Spalatin zeigt. So wenig als Andere denkt er an das Gefährliche und Schmähliche, daß über Deutsche und eine so wichtige deutsche Angelegenheit in Rom entschieden werden soll. Er hat und kann freilich keine Ahnung davon haben, daß er selbst nach wenigen Jahren nach Rom gefordert werden sollte, wo denn Alles darauf ankam, daß er und seine Sache in Deutschland verhört wurden. Er kennt die Erfahrungen und Klagen der Nation, die ältern Konkordate und die baseler Beschlüsse nicht, denen zufolge keine deutsche Streitsache bei erhobener Appellation an den Papst vor auswärtige Richter kommen, sondern durch bevollmächtigte Richter in der Provinz entschieden werden sollte, in welcher der Streit anhängig. Er kennt sie nicht oder denkt nicht daran, er sowenig als andere Theologen, als die rechtsgelehrten Doktoren, die Humanisten, die Gebildeten, die Bürger, die Staatsmänner der Nation, die Fürsten und Städteobrigkeiten und deren gelehrte Diener und Berather. Er spricht am Schlusse seine „ausnehmende" Freude darüber aus, daß die Sache nach Rom und an den apostolischen Stuhl gelangt sei, statt in Deutschland abgeurtelt zu werden, wo die Kölner zu viel Macht hätten; Rom besitze unter seinen Kardinälen hochgelehrte Männer, sei auch viel beliebter als die Kölner, die gleich schlechten Sprachlehrern den Text nicht verständen, den sie behandelten oder vielmehr ihn nicht verstehen wollten.

Zur Erklärung und völligern Würdigung der Ansicht und Stimmung, welche er hier über den damaligen römischen Hof und mittelbar über den jetzt regierenden Papst ausspricht, werden indeß noch einige Bemerkungen erforderlich. Leo X. ist eben so maßlos gepriesen als ungerecht getadelt. Auch hierin hat Luther späterhin zu den Tonangebern gehört, wenigstens in Deutschland; denn viel früher und härter wurde Leo von vielen und angesehenen Schriftstellern, Klerikern und Staatsmännern unter seinen eigenen Landsleuten angegriffen, auch von solchen, die nicht von ihm gereizt waren oder zu leiden gehabt hatten, wie Luther; wie denn überhaupt von keinem Orte der Welt und von keinem Menschen so harte Urtheile in so harter Sprache jemals ausgesprochen und

in alle Welt verbreitet waren, als vom Sitze des Stellvertreters Christi und von den Päpsten, deren Bannflüche gegen Die, die sie für Feinde und Ketzer erklärten, die Sprache, insbesondere die Bibelsprache für den Ausdruck des alleräußersten wildesten Grimmes dermaßen erschöpften, daß ihre Widersacher, obwol sie eine solche Anleitung hatten und so sehr sie zur Wiedervergeltung gereizt sein mochten, nur selten im Stande waren, die päpstliche Zornwuth und Rede zu erreichen, und niemals, dieselbe zu überbieten. Luther hatte als Deutscher, redliches Glied der Christenheit und Fürsprecher der Würde und Freiheit der Kirche die vollwichtigsten Gründe Leo zu zürnen, der, in gerechter Sache von ihm angerufen, ihn verließ und bannte. Dies Alles erwogen, hat er sich noch immer sehr gemäßigt im Tadel über ihn ausgesprochen, ja ihm nur selten Böses nachgesagt und mit Unrecht weit mehr Gutes als Böses über ihn geäußert, geschweige denn, daß sein Tadel der Härte und Leidenschaftlichkeit der päpstlichen Bannbulle dem Inhalte und den Ausdrücken nach gleichkäme. Der erste Eindruck, den Leo auf ihn gemacht, scheint stets bei ihm nachgewirkt zu haben, und dieser Eindruck war ein sehr günstiger. Günstig blieb sein Urtheil noch lange. Die Vorgänge der nächstfolgenden Jahre hätten ihn, sollte man meinen, völlig enttäuschen müssen. Es war indeß nicht der Fall. Wir werden ihn noch 1517, erfüllt von einem ähnlichen, ob auch sehr geminderten falschen Vertrauen wie jetzt, immer noch verblendet sehen, obwol bei halboffenen Augen. Daß er jetzt noch so viel traute, war weit erklärlicher. [1])

Leo war im März 1513 erwählt. Er entstammte dem ruhmreichen Hause der Medici. Lorenz von Medici war sein Vater und richtete von früh an seine Sorgfalt darauf, die glücklichen Anlagen des Sohnes auszubilden, der schon als Kardinal, wozu er übrigens noch in den Knabenjahren ernannt war, für einen der geistreichsten Männer Roms und Italiens galt. Als er erwählt wurde, hatte er der Kirche bereits dankenswerthe Dienste nicht ohne Gefahr geleistet, galt seine Denkart für mild und edelsinnig, sein Wandel für untadelig, war er ein Mann von Auszeichnung. Seine Wahl wurde nicht durch die schmachvollen Mittel

1) Villers a. a. O. II, 5. Roscoe a. a. O. III, 500.

befleckt, durch welche die Wähler und so viele Päpste vor ihm sich und die päpstliche Würde geschändet. Als er zur Regierung gelangte, schwieg selbst die Lästersucht, allgemein hegte man in Italien große Erwartungen von ihm und er ergriff jede Gelegenheit zu entsprechen. Rom jubelte, er begann sogleich mit Handlungen der Nachsicht, Großmuth und Freigebigkeit; was er vornahm, deutete auf die Absicht, den besten Gebrauch von seiner Stellung und Würde zu machen. Wenige Wochen nach seinem Regierungsantritte schloß er ein Bündniß mit Heinrich VIII. von England, Ferdinand von Aragonien und Maximilian, das den Zweck hatte, „die Kirche zu vertheidigen", Italien von dem französischen Einflusse zu befreien, den Frieden zu schützen. Krieg konnte nicht abgewendet werden, doch war Leo der Sieger. Die Franzosen wurden aus Mailand vertrieben und nun übte und empfahl er Schonung, Milde, Versöhnlichkeit. Ludwig XII. beugte sich vor ihm, entsagte dem pisanischen Koncile, die letzte Spur der abermaligen Spaltung wurde verwischt, womit dasselbe die Kirche bedroht hatte. Leo ergriff ernstliche Maßregeln, die auf einander eifersüchtigen, fortwährend in der kleinlichsten selbstsüchtigsten Politik verkommenen christlichen Mächte zu einem Türkenzuge zu vereinigen. Die Könige von Ungarn und Polen erfochten glänzende Siege über die Türken, und gewann die Christenheit hierdurch Sicherung gegen den Erbfeind, so eröffneten sich obenein glänzende Aussichten zur Ausbreitung in einem immer größern Maße. Vasco de Gama's neue Entdeckungen wurden kund. Leo erwies sich phantastisch und doch wahrhafter wie Kaiser Sigismund als „all der Welt Herr." Er trat dem portugisischen Könige alle Länder ab, welche von seinen Seefahrern entdeckt waren oder noch entdeckt werden würden, unter der einzigen Bedingung, daß Glaubensboten ausgesendet werden sollten, die Eingeborenen der fremden Länder zum Christenthume zu bekehren. Diese Glaubensboten waren, ob auch nicht frei von verkehrtem Glaubenseifer, doch die ersten, die der Mishandlung jener Eingeborenen sich widersetzten. Papst Leo, in diesem Punkte weit unbefangener und heller denkend wie Luther, war dem Sklaventhume entschieden Feind. Religion wie Vernunft, sprach er aus, erkläre laut jede Art von Sklaverei für unerlaubt; der einzige Weg, auf welchem gesellige Bildung und Religion Eingang finden

könnten, sei der, daß man die Menschen schonend und billig behandle. Er bemühete sich aus allen Kräften, den König Ferdinand zu vermögen, daß er in den von ihm eroberten Ländern der Habsucht und Grausamkeit der neuen Ansiedler Schranken setze. Begünstigte er daneben die spanische Inquisition, so haben wir darin schon eine Andeutung, daß ihm die hierarchische Machtfülle über Alles ging, so wurde er dadurch freilich seiner Aufklärung und Humanität nicht weniger untreu, wie Luther seinem Freiheitsgefühle und Grundsatze, wenn er der Leibeigenschaft das Wort redete, so erkennen wir, wie weit entfernt von klarer und fester Grundsätzlichkeit die hellsten und größesten Geister auch jener Zeit waren und wie sehr ihre hellsten und besten Ansichten und Ueberzeugungen durch Interessen und Leidenschaften getrübt und verwirrt wurden.

Ob jenes Zusammentreffens großer und glücklicher Begebenheiten ordnete Leo ein öffentliches Dankfest an. Es wurde mit verschwenderischer Pracht gefeiert. Feierliche Umgänge fanden namentlich in den beiden Kirchen der Santa Maria del Popolo und des heil. Augustin statt. Leo entfaltete dabei nicht weniger Anstand und Würde als Glanz. Würdige Haltung bewies er überall beim Gottesdienst. Im höchsten Ansehen stand er bei allen Fürsten, am meisten und beflissensten wurde er von den Gelehrten, Künstlern und allen Denen gepriesen, die auf Bildung Anspruch machten und des Aufschwungs derselben sich freuten. Er sollte Begründer eines der glänzendsten Zeitalter der Wissenschaften und Künste werden, des Zeitalters der Ariosto, Raphael, der fast unzähligen an sie sich anreihenden leuchtenden Namen. Er begann seine Regierung sofort in dem Gedanken, daß Rom auch in Beziehung auf Kunst und Wissenschaft die erste Stadt der Welt sein solle. Sie blüheten rasch auf unter seinem eifrigen freigebigen Schutze. Rom und sein Hof wurden bald die Sammelplätze der berühmtesten Gelehrten und Künstler, der aufstrebenden Köpfe und Talente. Er gründete eine Akademie, er sammelte Bücher und Kunstschätze, er erfüllte seine Umgebungen mit einer ähnlichen Sinnesart, er war einer der geistreichsten Männer seiner Zeit, besaß selbst eine vielseitige Bildung und gute Kenntnisse bei einer höchst gewinnenden Persönlichkeit. Er war thätig, unverdrossen, wenigstens in seinen ersten Regierungsjahren, der

homerische Wahlspruch des sächsischen Kurfürsten war auch der seine. Eben die klassischen Studien erhielten durch seine Aufmunterung und Gunst den höchsten Schwung. Wer humanistisch gebildet war, konnte auf seinen Schutz, ja fast auf seine persönliche Freundschaft zählen.

Es fehlte freilich von Anfang nicht an Schatten neben dem Lichte, doch sie verschwanden den bewundernden Blicken. Schwärzere Flecken traten erst nach dem Jahre 1514 hervor. Wie groß war der Abstand dieses Papstes, dieses päpstlichen Hofes und Regiments gegen die Vorgänger und das Unwesen in Rom unter ihnen. Die Gelehrten waren seines Ruhmes voll, ihre Stimmen waren die lautesten, tönten am weitesten, sie erfüllten die Welt mit seinem Ruhme. Die Männer der ältern Wissenschaft und Gelehrsamkeit hatten noch wenig Grund zu Bedenken, viel Grund zum Einstimmen in das allgemeine Lob. Dieser Papst brachte Kirche und Papstthum wieder zu Ehren. Die Vertreter der neuern Wissenschaft und Gelehrsamkeit wiegten sich, wie schon erwähnt, in den freudigsten Erwartungen. Das Urbild der humanistischen Gelehrsamkeit und Richtung war gleichsam in ihm auf den päpstlichen Thron erhoben. Die Gelehrten Italiens hätten es am wenigsten erkannt und rügen mögen, daß ihm der echte oder gar eifrige kirchliche und christliche Sinn abging. Die günstige Stimmung über ihn, welche sich namentlich auch in den Kreisen der deutschen Humanisten verbreitete, theilte sich Luther mit.[1])

Es scheint, daß er um so ruhiger dem Ausgange der Sache Reuchlin's entgegensah, die er nunmehr in guten Händen glaubte. Wie dem aber sei, gewiß ist, daß er, so heftig seine Entrüstung über Ortuin Gratius und so lebhaft seine Theilnahme an Reuchlin und dessen Streite war, nicht von fern daran dachte, sich selbst zu betheiligen. Die „Gelegenheit" fehlte, er war mit seinen Studien, seinen Bestrebungen in seinem Kreise vollauf beschäftigt, fühlte nicht hinlängliche Kampflust oder die Kraft und Sicherheit noch nicht in sich und somit nicht den Beruf, in Händel einzugreifen, welche außer jenem Kreise lagen, in so große Sachen, obwol sie seine Richtung, sein Streben nahe genug berührten,

1) Roscoe, Leben Leo's, Ausg. von Henke, II, 55 ff.; III, 74, 281, 317. Alzog a. a. O. 695.

seinen Rechts- und Wahrheitssinn in Bewegung brachten. Wie ganz anders wirkten sie gerade von dieser Zeit an auf einen Hutten, Krotus und so viele andere ähnlich Gesinnte. Die Bewegung ließ ihn nicht gleichgültig, aber der Strudel riß ihn nicht fort; Theilnehmer am Reuchlinistenbunde war er nicht; als gemeine Sache, wo Mitstreiten Pflicht, faßte er den Streit Reuchlin's noch nicht auf, wie es die Humanisten thaten oder anfingen zu thun, sie, von denen eine Kluft ihn viel weiter trennte, als man nach dem Bisherigen glauben sollte. Er trat aus seiner stillen Klause alltäglich in das Leben hinein, allabendlich aber wieder in sie zurück, erhob sich in Studien, Andachtsübungen und Gebet in eine Erdferne, eine Höhe der religiösen Anschauung von Welt und Zeit, worin er den Geistesfrieden, den gestörten Gleichmuth wiederfand und sich den wirren Verhältnissen und Kämpfen der Zeit überlegen erhalten konnte. Es scheint auch, die Klostermauern beengen ihn noch gar sehr. Er schließt seinen Brief „aus dem Kloster" mit der Aufforderung: „bete für mich und laß uns beten für unsern Reuchlin." Thätlich nur auf das Nächste bedacht, ob auch das Ferne ins Auge fassend, eben seine ihm eigenthümliche Richtung verfolgend und von den Reuchlinisten und ihrer Fehde sich zurückhaltend, überhaupt an sich haltend, bemessen, ohne Zweifel zum großen Theile eine Folge seiner Gewöhnung an mönchischen Gehorsam, hierarchische Disciplin, priesterlich-ernstes Bezeigen; zögernd, ja schüchtern und sich selbst und seiner Kraft mistrauend nach wie vor, finden wir ihn noch lange. Ja, wir werden sehen, daß er in seine eigenen größern Kämpfe ganz wider seine Neigung und Stimmung sich hineinziehen ließ, obwol er der Angreifende war und im frischesten Kriegsmuthe angriff. Er schreibt davon an Staupitz 1518, stets habe er, der jetzt vor die Welt hervorgezogen werde, den Winkel geliebt, und hätte lieber dem überaus herrlichen Spiele der Geister dieses Jahrhunderts zugeschauet, als sich sehen und anstaunen zu lassen[1]) — eine Aeußerung, die einen nicht unwichtigen Beitrag zur Erklärung seines Verhaltens in der Sache Reuchlin's liefert. Wie gebändigt, geregelt, zusammengefaßt diese stürmische vulkanische Kraft war. Er ist voll von Scham, Schmerz, Zorn über das Benehmen der

1) De Wette I, 118.

Kölner, den Zustand der Kirche: aber nur selten und schonend, seufzend spricht er im Hörsale sich aus, kaum daß er dem heftigern Gefühle einmal gegen einen vertrauten Freund Worte gibt. Er nimmt nicht Theil an dem Kampfe der Gleichgesinnten wider die Feinde, während er zu ganz andern tiefern Angriffen rüstet und der Partei des Fortschritts ein Bollwerk in Wittenberg bereitet, ungleich stärker als die Dominikaner in Köln eins besaßen wider denselben. Sein Gefühl leitete ihn richtig. Er würde sich wahrscheinlich den Boden verdorben, man würde ihn überspannt gescholten und allein gelassen haben, wenn er, der schon für parteiisch galt, noch weiter gegangen wäre. Gab es eine Verpflichtung, für Reuchlin in die Schranken zu treten, so bestand sie jedenfalls zunächst für die persönlichen Freunde desselben und die eigentlichen Humanisten, denen er nicht angehörte und zu denen er sich auch nicht zählte. Wir werden es noch deutlicher erkennen. Er befand sich doch gar nicht völlig in ihrer Stimmung, traute sich die allgemeinere Bildung, die klassische Latinität nicht zu, das eigentlichste Kennzeichen eines Humanisten, und die Bedingung, vor der Welt mit Ehren als solcher sich herauszulassen. Mit seinen Schulkämpfen war es etwas ganz anderes. Hervorzutreten in einer solchen Sache, vor einem solchen Publikum, auf einen solchen Plan: dazu lebte er nicht blos noch viel zu sehr in Klostergedanken, wir müssen auch Das in Betracht ziehen, daß er dazu noch zu sehr mit innern Zuständen und abstruser scholastischer Gelehrsamkeit sich beschäftigte. Die Langsamkeit und Unsicherheit seines Vorschreitens hing auch damit zusammen, daß er noch weit davon entfernt war, seine innere Befreiung vollendet, die wesentlichsten Begriffe und Ueberzeugungen, welche er sich angeeignet, bis an ihre Endpunkte in alle ihre Konsequenzen verfolgt und wissenschaftlich ausgebildet zu haben. Auch im Jahre 1515 noch.

Persönlichkeit.

Wir müssen hier ein paar Worte über seine Persönlichkeit sagen, da sie ohne Frage nicht ohne wesentlichen Einfluß auf seine ganze Stellung und Wirksamkeit war, und verbinden damit einen kurzen Rückblick auf die letztere in den wichtigen Jahren des Vor-

bereitens, Rüstens und Zunehmens, durch welche wir bis hieher seine Entwickelung verfolgt haben.

Immerhin kann in einem gewissen Sinne von Unsicherheit und Langsamkeit seines Vorschreitens die Rede sein, zumal wenn die rasche Fortbewegung der Geister gerade in diesen Jahren daneben berücksichtigt wird. Allein es war doch unsäglich viel, was er seit seinem Austritte aus dem erfurter Kloster noch in so unklaren verworrenen Zuständen, in einer doch noch immer sehr stark nach rückwärts gewendeten Richtung und auf einer nicht eben hohen Stufe obenein höchst einseitiger Wissenschaft und Bildung bis zu diesem Zeitpunkte abgeworfen hatte. Selbst die Stellung, welche er im reuchlinischen Streite einnahm, entfernt und fast nur leidend wie sie war, weit mehr aber seine Kämpfe in Wittenberg und seine gelehrten Arbeiten beweisen, wie sehr er gewonnen hatte sowol an Wissen als Selbstgefühl und Einfluß. Der letztere wurde insbesondere auch durch seine Predigerthätigkeit erhöht, und es ist bemerkenswerth, ein wesentlicher Grund seines rasch zunehmenden Einflusses lag darin, daß er schon jetzt, ja kaum den erfurter Klostermauern entrissen, gleichmäßig auf die Studirenden und Gelehrten und auf die übrigen Stände einwirkte, einzuwirken vermochte. Wir haben erst aus dem Jahre 1515 Predigten von ihm. Nach ihnen zu urtheilen, würden uns die, die er in dieser Zeit hielt, trotzdem, daß sie Eindruck machten, eben so unvollkommen erscheinen wie seine Psalmerklärung, wenn wir sie mit dem Maße messen wollten, das wir an exegetische und homiletische Arbeiten unserer Zeit anzulegen gewohnt sind, oder wenn wir sie nur mit den besten selbst der damaligen vergleichen.

Doch Alles, was wir aus diesem Zeitabschnitte von ihm haben und wissen, auf welch eine Umwandelung, die mit ihm vorgegangen, auf welch einen Fortschritt in eigener Entwickelung und äußerm Einfluß weist es hin, den er seit der Romfahrt gemacht. Fragen wir nach den Gründen des gewaltigen Eindrucks, den er hervorbrachte trotz der Mangelhaftigkeit seiner Leistungen: sie sind großentheils in seiner völligen Unbescholtenheit zu suchen, in seiner Sittenstrenge, der Würde seines Bezeigens und Charakters. Es war eine Zeit, wo über den der Lehre und Würde des Standes und Amts widersprechenden Wandel, den Unfleiß und die Sinnlichkeit nur gar zu vieler Kleriker allgemeine Klage geführt wurde.

Melanthon sagt und katholische Schriftsteller wie Longueil, Maimbourg und viele andere stellen es nicht blos nicht in Abrede, sondern bestätigen es, im Anfange seiner ruhmvollen Laufbahn habe das sein großes Ansehen wesentlich mitbegründet, daß seine Worte nicht blos über die Lippen, sondern aus dem Herzen gekommen wären, daß auch ein untadeliges Leben an ihm bewundert sei und bei den Ehr- und Tugendsamen ein solches Vertrauen zu ihm erweckt habe, daß sie seiner Lehre um so leichter und völliger beigepflichtet, und daß ihm auch Diejenigen wenigstens minder entschieden entgegengetreten wären, die sich über die Ansichten mit ihm nicht vereinigen können.

Was aber diese betrifft — und dies ist hier weiter in Anschlag zu bringen — so traf er im Ganzen mit der Zeitrichtung zusammen, sprach auf dem Lehrstuhle und auf der Kanzel aus, was die Zuhörer gerne nach dunkelm Gefühle gehört hätten und bei Andern nicht hörten, wozu sie vorbereitet oder wofür sie wenigstens empfänglich waren. Allein er spekulirt darauf und auf Beifall nicht, er spricht eben ohne alle Berechnung, er tritt herrschenden Ansichten und Hinneigungen auch entgegen, wie wir dies bei der Psalmerklärung wahrnahmen und wie wir diese Doppelseite an ihm von nun an mehr und mehr bemerken werden, daß er vom Strome sich tragen, aber nicht fortreißen, zum Spiele machen läßt, auch wider ihn ankämpft, doch bisweilen nur scheinbar, indem er mit einer noch stärkern Unterströmung, mit den innerlich stärksten und nothwendigsten Zeitstimmungen, statt mit der lautesten Tagesstimmung geht. Es war zu dieser Zeit die der Humanisten und der Kreise, auf welche die Humanisten ihren, durch das verwandte Volksschriftwesen auch die mittlern und niedern Stände ergreifenden Einfluß übten. Ihm war darin nicht wenig unzusagend, zuwider. Minder hervortretend und doch stärker war das Bedürfniß und Verlangen in der Nation, dem er viel ausdrücklicher und völliger, nicht sowol mit humanistischer Gelehrsamkeit als in der Schule auf die Schule und von der Kanzel unmittelbar auf alle Stände, mit einem Worte populär im weiten Sinne wirkend, streitend und bauend entgegenkam, indem er, „als in der Kirche große Finsterniß war und die falschen Abschweifungen der Scholastiker, der Aberglaube der Kanonisten und Mönche und mancherlei Götzendienste das Licht des Evangeliums gänzlich

hinuntergebracht, aus göttlichem Eifer die Lehre besserte und die Kirche zur Quelle zurückführte, die Gerechtigkeit des Glaubens offenbarte, Gesetz und Evangelium, wahren Gottesdienst und Menschensatzungen unterschied, die Irrthümer in der Bußlehre hinwegräumte, echte Bekenntnisse von allen Hauptstücken der wahrhaften Lehre ans Licht stellte.“ [1]) Wir sehen ihn bemüht, für Begriffe und Ueberzeugungen zu gewinnen, die in ihm lebendig, ein Theil seines innern Selbst geworden sind. Es gelingt ihm bei so Vielen, weil der Kern und die Masse der Nation zu jenen Begriffen und Ueberzeugungen wie zu keinen andern neigt, keine andere zu erfassen, für keine andere einzutreten so vorbereitet ist und weil er sie so darzustellen weiß, daß sie den Eindruck der Wahrheit machen, dem sich Niemand entziehen kann, und es geschieht sowol durch seine verhältnißmäßig doch überlegene Wissenschaft und seine Beredtsamkeit als durch seine ganze Persönlichkeit.

Eben seine Persönlichkeit darf dabei nicht vergessen werden. Sie war anziehend schon durch seinen Lebensgang. Bruder Martin Luther von den Augustinern! Ein armer Bergmannssohn hat er sich auf Schulen mühsam durchgearbeitet, als junger Magister in Erfurt große Erwartungen erregt, sie dann zum Theil getäuscht und excentrisch den Mönchsstand erwählt, solche Mönchsjahre und Zustände durchlebt. Noch mehre Jahre später wird er von Zeitgenossen, die ihn gekannt, als hager, fast Haut und Knochen, mit tiefliegenden blitzenden Augen geschildert; seine Züge mußten sein durchwühltes, wenn auch jetzt halb und halb beruhigtes Innere verkünden. Dann hatte er auf einen Mann wie Staupitz Eindruck gemacht, war nach Wittenberg gezogen, hatte bald solche Aufmerksamkeit und bei welchen Männern erregt, solche Bedeutung in wenigen Jahren gewonnen, die Romfahrt gemacht, die höchste Würde in der Theologie erlangt, und war und blieb dabei ein eifriger demüthiger Mönch. Solche Innerlichkeit und Frömmigkeit mit Furcht und Zittern und dabei welch ein vordringender, kühner, wahrheitseifriger, kriegerischer Geist. Diese ganz neue Richtung, neu zum wenigsten wie er sie einschlug und vertrat; diese Fülle von Gelehrsamkeit bei jungen Jahren, dieser Reich-

1) Melanthon's Zuschrift an Markgraf Albrecht von Brandenburg vor dem dritten lat. Theile der wittenb. Ausg. der Werke Luther's, Walch XIV, 540. Melanthon, Leben Luther's, 20. *Seckend.*

thum an Naturgaben; Genie und Charakter, Wissenschaft und Erfahrung! Wie er war, so sprach er sich aus, wenn er las oder predigte, er war es selbst, ganz selbst, er und sein Vortrag, nicht völlig klar, sicher, vollendet, abgerundet, aber frisch und eigenthümlich, die Gemüther ergreifend. Er sagt einmal in der Psalmerklärung von 1513 (zu Psalm 118, Vers 28), man suche Dreierlei an einem Redner, daß er lehre, unterrichte, daß sein Vortrag angenehm sei, daß er die Herzen rühre, bewege. So hätten auch Christi Worte nicht blos eine Kraft zu lehren, sondern auch zu erwecken, zu bewegen; nicht lauter Licht sei auf seinen Lippen, sondern er bewege auch. So war es bei ihm selbst. Die Natur hatte es ihm mitgegeben und er bildete seine Anlage fleißig und vielseitig aus. Wir erinnern uns, daß er schon in seinen Schuljahren eine große Vorliebe für Uebungen des Ausdrucks gezeigt hatte. Jetzt waren Uebungen der Redekunst auf der Kanzel, auf dem Disputirkatheder, im Hörsaale hinzugekommen, wo er kein Heft ablas, nur seinen Psalter mit Randbemerkungen, Gedächtnißhülfen vor sich hatte. „Daß ich nichts sage, lesen wir in der eben erwähnten Zuschrift Melanthon's, von seinem schönen Kopfe, Fleiß und Studiren, da ihn Gott erweckt die reine Lehre wiederherzustellen, so hat er insonderheit herrliche Gaben zu einem Lehrer gehabt: ein Herz, das vor Begierde brannte, die Ehre Gottes zu verherrlichen und der Kirche zu helfen; gründliches Wissen, Schöpfung der Lehre aus den Quellen, Uebungen des Glaubens und Gebets, fördernde Berathungen, solche Vorbereitung zum Lesen der Schrift, daß er Gott darin hören und, wenn er Gottes Willen vernommen, bei der göttlichen Stimme selbst beruhen möchte." Das war es mehr als alles Andere, dieser hohe und tiefe religiöse Sinn, dies brennende Herz, dies Selbstdurchdrungensein, diese Glaubensgewißheit und Gottinnigkeit!

Ueber die nächstfolgende Zeit seines Daseins und Wirkens fehlt alle gewisse Kunde. Es schien um so mehr gerathen, an dieser Stelle von seiner Persönlichkeit zu reden, um mit ihrem Bilde diese Lücke seiner Lebensgeschichte thunlichst auszufüllen; und fast schon das Erste, wobei wir sie wiederaufzunehmen im Stande sind, wird weitere Züge enthalten, durch welche es sogleich noch deutlicher hervortreten muß.

Viertes Hauptstück.

Die Jahre 1515 und 1516 bis zu den ersten Anlässen der Ablaßbestreitung.

Fortgesetzte Thätigkeit, 1515. — Das Predigtwesen bis in das 16. Jahrhundert (Einfluß auf Luther's Bildung zum Prediger). — Luther als Prediger. — Früheste erhaltene Predigten. — Die Zeitbewegung, Fortgang der Reuchlinistenfehde, das päpstliche Koncil, 1515 und 1516. — Erste heftige Angriffe auf die Scholastik, die Zeitphilosophie. — Einwirkungen auf die Ordensbrüder. — Uebernahme des Ordensvikariats, Luther in Grimma und Tetzel in Wurzen.

Fortgesetzte Thätigkeit, 1515.

Die Nachrichten über Luther's Thätigkeit und Entwickelung in einem ganzen Jahre oder einer noch etwas längern Zeit verlassen uns fast gänzlich. Wir wissen nur, ohne genauere Angaben zu besitzen, daß er seine Studien fleißig fortsetzte, daß er predigte, las — nach Oldekop, der ihn gern hörte, wie er sagt, über den Römerbrief, um daran zu erinnern — und disputirte. Die Kämpfe, die er in seinen Umgebungen für seine Schrifttheologie, seine ganze Richtung zu bestehen hatte, währten noch fort. Er fand noch immer viel Widerspruch. Im einen Halbjahre 1515 führte er das Dekanat bei der theologischen Fakultät. Eine ganze Reihe von Augustinereremiten gelangte während desselben zu akademischen

Würden. [1]) Erwähnt wurde schon, daß er in diesem Jahre eine Reise nach Erfurt machte, auf welche Veranlassung es geschah und was von seinem Aufenthalte in Erfurt berichtet wird. Die Reuchlinistenfehde erhielt ihn in Spannung und wirkte beträchtlich auf ihn ein. Sie entbrannte eben in dieser Zeit noch viel heftiger und nahm eine ganz neue Wendung. Wir sprechen davon jedoch schicklicher weiter unten. Daß sein Einfluß in fortwährendem Zunehmen war, ergibt sich aus dem Spätern, worüber gewisse Nachrichten vorhanden sind, läßt sich jedoch im Einzelnen nicht näher nachweisen. Das Bedeutendste, was sich von ihm aus dem Jahre 1515 erhalten, besteht in drei Predigten, den frühesten, die wir von ihm haben. Schon als solche würden sie uns anziehend genug erscheinen müssen, um sie genauer anzusehen, was sich indeß noch mehr der Mühe lohnt, da sich doch einiges nicht ganz Unbedeutende über seinen Gedankenkreis, seine innern Zustände und äußern Verhältnisse, die Stufe und den Gang seiner Entwickelung in dieser Zeit daraus abnehmen läßt. Wir werden sie aber erst dann gebührend würdigen können, wenn wir, bevor wir sie durchgehen, das frühere und damalige Predigtwesen uns in einem raschen Ueberblicke vergegenwärtigen, wobei wir vornämlich auf die Punkte der Geschichte desselben zu achten haben werden, von welchen es auf Luther irgendwie einwirken konnte.

Das Predigtwesen bis in das 16. Jahrhundert.

(Einfluß auf Luther's Bildung zum Prediger.)

Das Predigtwesen, Erzeugniß des kirchlichen Lebens, war und mußte zugleich Ausdruck und Gradmesser desselben, der religiösen und allgemeinen Bildung jeder Zeit sein, wie es darauf auch wieder zurückwirkte. Den Aufschwung und die Blüthe, den Verfall und die Abgestorbenheit und Verderbniß, alle Wandlungen theilt es, welche die Kirche und der in ihr waltende Geist erfuhr. Zunächst kommen die ersten christlichen Jahrhunderte, die Väter in Betracht. Nicht blos, daß die letztern für die Geschichte des Predigtwesens überhaupt sehr wichtig sind, sie wurden es insbesondere für Luther, indem er bei seinem fleißigen Studium ihrer Schriften und seiner Vorliebe für sie auch mit einem guten Theile ihrer Predigten bekannt wurde, sie zu Vorbildern nahm, von ihnen zu lernen suchte; und er konnte von ihnen lernen, Gutes und Nichtgutes.

1) *Foerstemann*, Lib. Decanor., 17.

Die Predigt erhielt in der morgenländischen Kirche von den apostolischen Zeiten an bis zum vierten Jahrhundert eine wichtige, an Bedeutung zunehmende Stelle im Kultus. Die Form nahm den Gang von der größesten Einfachheit, der schlichten Auslegung eines Bibelworts, bis zu der kunstvoll gegliederten freien Rede. Die Prediger bildeten sich und ihre kirchliche Beredtsamkeit großentheils nach dem Muster und den Regeln der heidnischen Rhetoren, der besten und bessern ältern, aus der attischen und rhodischen Schule (Demosthenes und Perikles, Aeschines und Cicero), mehr jedoch der spätern aus ihren Zeiten des Verfalls der Redekunst der Griechen und Römer, nach der asiatischen, durch falschen Pathos verderbten Redeweise. Aus der Zahl der nach ihr gebildeten Gelehrten und Rhetoren, Schulvorstehern und Advokaten, war die ältere Kirche genöthigt, großentheils ihre Bischöfe, ihre Prediger zu nehmen. Sie brachten die Fehler ihrer Redeweise, ihre Schulsprache, ihre juridische Art in das christliche Predigtwesen hinein. Wie die Väter bildete sich auch Luther an den Alten; doch hatte er Cicero früher als Demosthenes, wogegen er mit den Rhetoren aus der asiatischen Schule wol ganz unbekannt blieb. Den Vorträgen der Väter vor der Gemeine fehlt oft alle regelmäßige Disposition; bisweilen sind sie gekünstelt; eine freie, eher ungebundene als strenge Ordnung, die Form der Homilie ist bei ihnen das Vorherrschende, die der synthetischen Rede seltner. Ihr Werth ist äußerst verschieden. Nach Ausdruck und Haltung sind viele gelehrt, schwülstig, weitschweifig, spielend, geschmacklos, viele andere haben die entgegengesetzten Vorzüge. Einzelne, doch freilich auch nur einzelne, können für Meisterwerke der Beredtsamkeit gelten. Sie waren lehrhaft, dogmatisch und moralisch, sehr oft polemisch. Es ist hervorstechend an den Vätern, daß sie in ihre Predigten alle Zeitfragen hereinzogen, den Krieg der streitenden Kirche auch auf der Kanzel führten. Im Ganzen verstanden sie es, ihre Zwecke zu erreichen, die

Gemüther zu ergreifen, für ihre Ansichten und Abzweckungen zu gewinnen, so oft die Mittel nicht die bestgewählten sein mochten. Eine helle Glanzseite ist ihrer Predigtweise und ihren Predigten nicht abzusprechen, doch wird sie durch sehr bedeutende Mängel verdunkelt. Dies gilt selbst von der Beredtsamkeit eines Chrysostomus, des gefeiertsten geistlichen Redners unter den griechischen Vätern, und noch mehr von der der lateinischen, wie denn die geistliche Redekunst in der abendländischen Kirche sich viel später ausbildete und minder lange blühete, so gepriesen da die Namen eines Augustin und Ambrosius auch als Kanzelredner hervorragen mögen. Der ganze Augustin spiegelt auch in seinen geistlichen Reden sich wieder, von denen fast vierhundert vom ungleichsten Werthe der Form und dem Inhalte nach erhalten sind. Erinnern wir uns nun hierneben des im zweiten Buche über ihn und die übrigen Väter Gesagten, so erhellt von selbst, welche Stoffe sie vor der Gemeine und wie sie dieselben als Dogmatiker und Moralisten, insbesondere als Schriftausleger behandelten; so gelangen wir von selbst zu dem Schlusse, wie wenig und wie viel Luther von ihnen als Vorbildern der geistlichen Redekunst lernen konnte. Schon weil er sie hatte, wird man nicht sagen können, es habe ihm an aller tüchtigen Anleitung zur Kanzelberedtsamkeit gefehlt. Nur dürfen wir dabei nicht vergessen, wieviel Irreführendes er auch bei ihnen fand, namentlich auch bei Augustin, der wol als Prediger wie in andern Beziehungen mehr als die übrigen Väter auf ihn einwirkte. Dazu ging die vermittelnde Anleitung zu ihrer Benutzung als Muster ihm ab. Auch den Maßstab für ihren so verschiedenen Werth mußte er zumeist aus sich selbst und seinem eignen Gefühle und Urtheile entnehmen. Dabei förderten und hemmten ihn seine klassische und scholastische Bildung, seine reinern und doch noch verunreinigten und verworrenen religiösen Begriffe und Erkenntnisse.

Im Abendlande waren und blieben die Predigten Jahrhunderte lang lateinisch. Die geistliche Beredtsamkeit trat im frühern Mittelalter hinter die übrigen Theile des Kultus mehr und mehr zurück, gerieth in den tiefsten Verfall. Karl der Große suchte ihm entgegenzuwirken, doch war der Erfolg seiner Bemühungen nur gering. Das Beste, was seine Zeit vermochte, bestand doch

nur darin, daß der aus den ersten Jahrhunderten vorhandene homiletische Schatz, soweit er noch bekannt war, durchmustert wurde, daß man Predigtsammlungen aus ihm zum Vorlesen in den Kirchen veranstaltete. Die Zeit erzeugte nur wenig Eignes, und das Fremde blieb meisthin, und zumal bei der großen Masse des christlichen Volks, unverstanden und unwirksam. Erst im 12., und besonders im 13. Jahrhundert erhielt das Predigtwesen einen neuen Aufschwung durch den heiligen Bernhard und insbesondere in Deutschland durch die Franziskaner und Dominikaner und deren von päpstlicher Seite unterstützten Predigteifer, durch welchen sie, predigend umherziehend, wenigstens augenblicklich wirkten und eine größere Theilnahme an der Predigt hervorriefen. Die Scholastiker bildeten die letztere zur kunstvollen und überkünstlichen synthetischen Rede aus, die nur den spitzfindig grübelnden Verstand befriedigen konnte und selber eiskalt nicht zu erwärmen und zu ergreifen vermochte. Sie erging sich in allegorisirender Schriftdeutung wie die Väter. Wenn aber diese vermöge des Allegorisirens Herz und Seele in die Schrift hineinlegten, und tief innerliche Wirkungen des Geistes und Erfahrungen des lebendigsten Glaubenslebens, das Providentielle in der gesammten Offenbarung zu lebendiger Anschauung zu bringen suchten, so benutzten die Scholastiker nur einzelne Schriftstellen, um der Schrift ihre abstrakte Spekulation unterzuschieben. Thomas von Aquin war der Meister darin. Einen fruchtreichern Weg gingen und wiesen einzelne Mystiker. Mit dem heil. Bernhard beginnt ein neuer Zeitabschnitt für die Predigt in der abendländischen Kirche, obwol er und die ihm folgten immer noch sehr vereinzelt als bessere Prediger standen. Wir hörten, welchen Eindruck einer seiner Aussprüche auf Luther im erfurter Kloster gemacht, und wie Luther mehrfach von ihm gerühmt, daß er in der Todesstunde alles Vertrauen auf die Mönchswerke habe fahren lassen und seine Zuflucht allein zu Christo genommen. Er sagt von ihm, daß er in seinen Predigten alle Doktores, auch Augustin selber übertreffe, weil er „Christum sehr fein lehre.“ Allein er bemerkt dabei sogleich, in seinen Disputationen werde er ein ganz anderer Mann, und überhaupt tadelt er ihn öfter, als er ihn lobt, wegen seiner beschränkten Mönchsansicht, seiner Vergötterung der heil. Jungfrau, seiner Verkommenheit

in die Werklehre, seines Rosenkranz-Aberglaubens u. s. w. Er hat sich offenbar viel mit ihm beschäftigt, doch eben so offenbar ist es, daß er eben als Prediger nicht in einem bedeutenden Maße von ihm gefördert sein kann, der sich nur mit halbem Erfolge vom Scholasticism und Mönchthume seiner Zeit loszuringen suchte, dem es nur halb gelang in seinen Predigten zum reinern evangelischen Inhalt und zur einfachern Weise der Väter zurückzukehren. Aehnlich verhielt es sich mit Gerson als Prediger und dem Einflusse, den er als solcher auf Luther geübt haben mag, auch mit Thomas von Kempen, und schon nach Dem, was von ihm als Theologen und Kanzelredner gesagt ist, mit Biel, dessen Predigten Luther übrigens nicht gekannt zu haben scheint; es kommt wenigstens nicht einmal eine Andeutung vor, welche darauf schließen ließe. [1])

Ein bedeutender Theil der Gebrechen des Predigtwesens, zumal im frühern Mittelalter, hing genau damit zusammen, daß nur in der Kirchensprache gepredigt wurde. Wenn es erst wieder in den Landessprachen geschah, mußte die geistliche Rede von selbst, indem sie volksthümlich und unmittelbar auf ihren Zweck hingeleitet wurde, besser werden, dem Inhalte und der Form nach. Bis zum 13. Jahrhundert kommen indeß nur einzelne Spuren deutscher Predigten vor. Da erst beginnt die eigentliche deutsche Predigt mit den Franziskanern, dem David von Augsburg und Berthold von Regensburg, durch welche sie zuerst eine öffentliche Bedeutung erhielt. Auf eine höhere Stufe wurde sie im 14. Jahrhundert durch die Mystiker, Tauler, Suso, Meister Eckart und Andere, emporgehoben, die indeß immer doch blos örtlich einwirkten. Nur den Erstern von ihnen scheint Luther als Prediger gekannt zu haben. Allein Tauler übte einen desto tiefern Einfluß auf ihn, wovon wir indeß späterhin sprechen, wo ausführlich die Rede davon sein muß. Ohnehin können wir annehmen, daß er ihn erst um diese Zeit kennen lernte. Jedenfalls beschäftigte er sich mit ihm nicht so früh als mit den Scholastikern und Vätern. [2])

1) Lenz, Gesch. der Kanzelberedtsamkeit, I, 273. Rüdisser, Chrysostomus; Literaturblatt von W. Menzel, 1845, Nr. 128. Tischreden, Walch XXII, 2071.

2) Schmidt, Johannes Tauler, 78. Gervinus a. a. O. II, 113.

Die großen Mönchsorden waren rasch wieder gesunken und mit ihnen die deutsche Predigt, auf deren Besserung so wenig sie als die Mystiker des 14. Jahrhunderts einen nachhaltigen und umfassenden Einfluß übten. Sie nahm gegen das Ende des 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts einen offenbaren Aufschwung, zusammenhängend mit dem allgemeinern Geistesaufschwunge dieser Jahrzehende. Geiler von Kaisersberg predigte nicht blos selbst deutsch, wie neben ihm viele Andere, er bemühete sich mit großem Nachdruck die lateinische Predigt mehr und mehr zu verdrängen, das Volk zur deutschen zu gewöhnen. Seine geistlichen Reden waren treffliche und in großen Kreisen wirksame Vorbilder einer jedenfalls lebenvollern erbaulichen Predigtweise. Man kann sagen, daß er die Reformation in Straßburg, wo vor ihm und den Rhein hinab und hinauf auch die Mystiker gewirkt, schon vor der Reformation predigte. An bessere Vorgänger sich anlehnend, Chrysostomus, St. Bernhard, Gerson, Crucer von Heidelberg, klassisch gebildet, vom Scholasticism ablenkend, machte er in einem ungewöhnlichen Maße praktischen Gebrauch von der Schrift, erhob sich, einer der stärksten Geister seiner Zeit, über mönchischen Aberglauben, gelehrte und Volksvorurtheile der manchfachsten Art, übte die unverholenste Sittencensur, leitete neben Brand, über dessen Narrenschiff er 1498 predigte, durch rücksichtslosen Freimuth die Heftigkeit der Kritik der öffentlichen Angelegenheiten ein, die seit der Zeit gleich einem Strome anschwoll und eben jetzt in einer Flut von Flugschriften hervorbrechen sollte, deren maßloseste die Briefe der Dunkelmänner, worauf wir bald werden zurückkommen müssen. Seine Predigten „stießen fast die ganze bisherige Erbauungsliteratur um, und zahllose vortreffliche Prediger wetteiferten mit ihm in praktischer Tendenz.“ So Gervinus. Allein nicht blos, daß Geiler's Predigten, voll des rohesten Ungeschmacks, der Form nach für nichts weniger als gute Muster gelten können, daß ihm echte Schriftkunde fehlt und daß er daher die Bibel zum erbaulichen Zwecke wenig besser zu benutzen weiß als seine aus dem Blauen ins Blaue allegorisirenden Vorgänger und Zeitgenossen, daß er noch zum guten Theile von den beschränkt-kirchlichen Begriffen gefesselt, auch noch unsäglich befangen ist: er glänzt als Prediger nur so sehr hervor, weil neben ihm fast allgemein sehr schlecht

gepredigt wurde; er steht als ein ausgezeichneter Prediger fast einsam da neben nur Wenigen, Georg Morgenstern in Leipzig, dem Franziskaner Pelbart u. s. w., die ihn lange nicht erreichten, obwol sie sich einen Namen machten. Es lag in der Zeit und soll nicht geleugnet werden, daß viele Prediger, wie Proles und Andere, die wir genannt, eine praktische erbaulichere Richtung verfolgten; es geschah auch von einem Biel, Paltz und ähnlichen, ja noch viel geistlosern und unwissendern, die selbst durch Fremdartiges, Sittensprüche aus den Klassikern, Erzählungen und Anekdoten von Heiligen und geschichtlichen Männern, dem Volke einen Schatz von Lebensweisheit zuführten, es für die Regungen eines edlern Geistes empfänglich machten, es durch den Gegensatz dahinförderten, daß es mehr und mehr das Schlechte im Schlechten empfand, erkannte. Allein auch bei jenen praktischen Predigern ist eben an die Hauptsache, eine reine evangelische Lehre, wenig zu denken und die mönchisch-scholastischen religiösen und sittlichen Begriffe, die bei ihnen, wie in der ganzen Zeit, noch immer vorherrschen, verderben auch ihre Sittenpredigt. In allem Homiletischen, was aus jener Zeit sich erhalten hat, findet sich doch in der That nur sehr wenig Gutes neben desto mehr Grundschlechtem. Wie viele bessere Prediger vorhanden sein mochten, sie standen immer noch vereinzelt, und der Eindruck, den sie machten, war schlechterdings nicht durchgreifend. Die Predigtliteratur der Zeit würde sonst mehr von ihnen und viel weniger Nichtsnutziges und Abscheuliches aufweisen, das in Menge vorliegt. Dies Ermäßigte ergibt sich auch, wenn man die Urtheile der Zeitgenossen über das Predigtwesen, wie sie es vor Augen hatten, in Betracht zieht. Die Klagen waren und blieben bis in die Reformationszeit allgemein und groß, man mag Erasmus, Mekum, Bebel, Mathesius oder wen sonst darüber hören. Neben scholastischer Kasuistik war die aristotelische Ethik oft noch das Beste, was Gelehrtere und Bessere zu predigen wußten. „Unsere Prediger, sagt Tritheim, vermischen zum größern Theile die Reden Christi mit aristotelischen Meinungen und erwähnen weit öfter die heidnischen Philosophen als die Apostel Christi. Die Peripatetiker stehen bei unsern Predigern in höchster Autorität. Was nutzen solche Reden, in denen Alles zum Schein, nichts zur Besserung herbeigeführt wird, dem

ungelehrten Volke?“ Andere Bessere suchten durch einen burlesken Ton, durch Satyre zu wirken, namentlich auch Geiler, der auf die Besserung des Predigtwesens einen weit geringern Einfluß übte, als man glauben sollte, gewiß wenigstens zum Theil eine Folge davon, daß er zu eigenthümlich, zu absonderlich, daß seine Weise zu sehr Manier war, um nachgeahmt werden zu können. Während er in Straßburg seine anregenden Predigten ganz neuer Art hielt, wurde anderwärts, selbst in Städten, welche zu den aufgeklärtesten gehörten, z. B. in Nürnberg, vom Rosenkranzbeten gepredigt, wie die ersten, zweiten und folgenden zehn weißen Rosen oder Ave Maria gebetet werden sollen zu Lob der Freude Maria's, als der Engel sie gegrüßt u. s. w., von den mit dem Rosenkranzbeten verbundenen Ablässen verschiedener Päpste, von drei Wahrheiten, wie der, welcher sie spreche — ich habe, o Gott, gesündigt, und es reut mich, ich bin voll guten Vorsatzes und habe einen steten guten Willen, meine Sünde immerdar nach der Kirche Gebot zu beichten — im Stande der Gnaden und Seligkeit sei, ob er auch alle erdenkliche Sünde begangen hätte. Nur an den wenigsten Orten wären Prediger wie Geiler nicht einmal möglich gewesen; fast überall wurde die reinere Lehre, die freimüthige Wahrheit sehr bald zum Schweigen gebracht. Die Theologie und Kirche, wie sie waren, konnten die bessere Predigt nicht allgemeiner erzeugen oder aufkommen lassen. Auf Luther hat Geiler ersichtlichen Einfluß nicht geübt, und es ist bemerkenswerth und ein Zeichen, daß er doch immer erst in einem beschränkten Kreise wirkte, ein Zeichen, wie langsam Druckwerke sich noch immer verbreiteten, daß Luther seine Predigten, wie es scheint, nie kennen lernte. Er würde sonst wol nicht verfehlt haben, sich auch auf diesen Vorläufer der Reformation zu berufen. Daß er als Schüler etwa einen Proles, und später noch einen oder andern bessern Prediger hörte, wird kaum in Anschlag gebracht werden können, wogegen wir aus Allem, was darüber bekannt, entnehmen müssen, daß das Predigtwesen jedenfalls in den Umgebungen, in welchen er bis zu seinen Mannesjahren gelebt, sehr tief stand. Für einzelne bessere hatte er desto mehr schlechte Predigten zu hören bekommen, und es war so auch in Wittenberg. Er hatte da fort und fort vor Augen, worüber sein Unwille in seinen Angriffen auf den

Ablaßunfug hervorbrach, daß von Geistlichen und Laien die kirchlichen Satzungen mit ängstlicher Pünktlichkeit erfüllt und die evangelischen Gebote vernachlässigt wurden, daß die Leute fasteten oder wallfahrteten und gegen den nothleidenden Nächsten keine Liebe üben mochten. Er spricht nachdrücklich in den ersten der 1522 zu Weimar gehaltenen Predigten von dem Unwesen, und setzt hinzu, die Prediger brächten Das zuwege. „O wol blinde Prediger haben wir lange gehabt, und sein ganz blind und Blindenführer gewest. Sie haben das Evangelium verlassen und ihren Gedanken gefolgt, und Menschenwerk für Gottes Werk gezogen." Wir hörten schon seine Klage, wie er mit Andern davon habe leiden und sich martern lassen müssen, daß nichts gepredigt sei, „denn was ihn gedienet hat, hie und da zu geben," und daß sie das „also gefasset und geordenet mit Gesetzen, daß, wer anders thäte, der war in Gottes Ungnade." Aus Dem, was er hinzufügt, entnehmen wir nicht blos, was für Predigten er durchgängig gehört, sondern auch, wie stark sie auf ihn eingewirkt, wie er zu Anfang ihnen nachgepredigt. Der heilige Geist, sagt er, habe dabei wol Etliche erhalten, „die Andern haben sich müssen leiden. Wenn im Papstthum die köstlichste Predigt gefallen, so jemand hat thun mögen (als ich neben andere mich geflissen, beide, mich selbst und das Volk zu lehren), so hat es also gelautet: Man soll die zehen Gebot halten, Gott von ganzem Herzen und den Nächsten als sich selbst lieben u. s. w. Das war und ist noch nicht unrecht gelehret: denn es soll und muß ja die Lehre des Gesetzes bleiben; aber damit sie solches den Leuten wohl eintrieben, sagten sie dazu: Der Mensch könne solches wohl thun, denn er habe das natürliche Licht der Vernunft, von Gott eingegeben, daß er verstehe, was er thun und lassen soll; und dazu den Willen, der ihm solches vorsetzen, und anfahen könne zu halten: und so er sich mit ganzem Fleiß in solchen Werken übe, und thue, was in seinem Vermögen ist, das werde Gott ansehen, und ihm gefallen lassen, und solchem ungezweifelte Gnade geben u. s. w. Ueber diesen Trost haben sie noch viel mehr guter Räthe gegeben, da sie selbst fühleten daß solches noch nicht wollte helfen, daß sie von den zehen Geboten lehreten, so da alle sollten dienen, dem Tode zu entlaufen und selig zu werden, von sonderlichen strengen Orden und Leben,

Kasteiung des Leibes, Fasten, Wachen, Wallen u. s. w. Das haben sie alles für gut und köstlich gehalten, und gethan aus guter Meinung, als sollte es Gott gefallen, und halten für Erfüllung seiner Gebot." [1])

So wurde in der That auch das Gute und Bessere durch die allgemeine Unreinheit der religiösen Begriffe, durch die schlechte Theologie wieder verdorben. Schon weil es hier noch so sehr fehlte, mußte die Predigt im Allgemeinen mängelreich sein; und weil nur in Einzelnen eine bessere Theologie, eine hellere, tiefere und innerlichere religiöse Anschauung und Empfindung erwachte, konnte auch die Zahl der wahrhaft guten Prediger nur gering sein. Umgekehrt konnte Luther auch sagen, daß „die Welt sogar verkehrt und im Irrthum" sei, dies komme daher, „daß kein rechter Prediger lange Zeit gewest." Denn, fügt er hinzu, „es sein wohl dreitausend Pfaffen, unter denen man vier rechter nicht findet: Gott erbarme sich über den Jammer! Und so man schon rechte Prediger hat, so sagt man das Evangelium überhin, und darnach eine Fabel von dem alten Esel, oder eine Historie vom Dietrich von Bern; oder mischt mit ein die heidnischen Meister, Aristotelem, Platonem, Socratem und Andere, die ganz wider das Evangelium sind, auch wider Gott; denn sie haben nicht die Erkenntniß gehabt des Lichts, das wir haben." Dies Alles hing dann genau damit zusammen, daß die Predigt überhaupt im Kultus so sehr zurückgestellt war. Auf den Vorwurf kommend, daß er das Ceremoniengepränge beseitigt, wodurch das Volk doch vormals gereizt wäre, desto fleißiger zur Kirche zu gehen, antwortet Luther mit voller Wahrheit, „im Papstthume ist das Lehr- und Predigtamt gar gefallen, weil Abgötterei so sehr hat überhand genommen, daß Predigen und Predigthören nicht mehr für Gottesdienste gehalten sind worden. Welches daraus wohl erscheinet, daß unter tausend Kirchen kaum hundert gefunden worden, darinne das Volk gelehret, und Predigtstühle

---

1) Ammon, Gesch. der Homiletik, I, 318 ff. Lentz a. a. O. I, 401 ff. Gervinus a. a. O. II, 406. Schröckh a. a. O. XXXIII, 535. Neudecker, Gesch. des evangelischen Protestantismus in Deutschland, I, 142 ff. Riederer a. a. O. II, 308 ff. Predigten über das erste Buch Mosis, Plochm. XXXIV, 181. Kirchenpostille, Plochm. XII, 37.

waren. Messe halten und hören, vor der Mutter Gottes oder anderer Heiligen Bilder nieder auf die Knie fallen, sie schmücken und anbeten, das ward für den höchsten Gottesdienst gehalten, zu welchem das Volk mit Ceremonien gekörnet und gelocket ward. Darum sind solche Ceremonien ebenso zu achten, wie die Gottesdienste selbst. Denn sie waren nicht allein unnütze, sondern auch wider Gott, und dieneten zu gottlosem Wesen, und besserten die groben Unverständigen gar nichts, sondern steckten sie je tiefer in Aberglauben und Superstition." [1])

Wir haben indeß schon im ersten Buche gehört, wie er sich über das Predigtwesen seiner Zeit und Umgebung ausspricht, im zweiten, wie die Mönche predigten, mit denen er terminirte, haben daraus entnommen, welchen Eindruck es auf ihn machte, und eben darauf kommt es uns auch hier hauptsächlich nur an. Mochten in Straßburg und anderwärts an einzelnen Orten tüchtige Prediger reden: was er auf den Kanzeln hörte, konnte ihn zum Kanzelredner nicht bilden. Nur Folgendes ist noch hinzuzufügen. In Wittenberg wird neben ihm bis zu der Zeit, wo er als Prediger bedeutend wurde, nicht ein Einziger genannt, der als Kanzelredner sich irgendwie ausgezeichnet hätte. Wie erbärmlich es selbst in Friedrich's Residenz, der aufblühenden Universitätsstadt mit dem Predigtwesen bestellt war, geht auch aus Dem hervor, was er, wie wir uns erinnern, über seine ersten wittenberger Predigten sagte, die den Predigten Anderer so ziemlich geglichen zu haben scheinen. Von Staupitz äußert er, derselbe, „ob er wol sehr gelehrt war, doch war er ein verdrüßlicher Prediger, und das Volk hörete lieber einen schlechten Bruder und Prediger, der es einfältig machte, daß man's vernehmen konnte." Auch noch eine andere Außerung von ihm gibt einiges Licht über das Predigtwesen in Wittenberg. Die Welt wolle „unverschämte Bettler und Schreyhälse haben, wie Bruder Matthes beim Churfürsten, dem auf sein Betteln und Geilen der Churfürst hatte einen Pelz zu geben verheißen. Da ihm aber der Rentmeister oder Schösser den Pelz nicht gekauft hatte, sagte er öffentlich in der Predigt vor dem Fürsten: Wo bleibt denn mein Pelz?

1) Vermischte Predigten, Plochm. XVII, 101. Andere Ausleg. des Joel, zu Kap. 2, V. 15 f. Walch VI, 2250.

Darnach ward's abermal dem Schösser befohlen, daß er ihm denselben sollte zustellen. Da es aber vergessen und nicht geachtet ward, fuhr er abermal in einer andern Predigt in des Fürsten Gegenwärtigkeit heraus öffentlich: Noch habe ich den Pelz nicht. Endlich bekam er mit solchem ungestümen und unverschämten Anhalten den Pelz." Einen solchen Prediger ließ sich der Kurfürst gefallen, von einem Prediger wie Paltz war er ganz eingenommen. Er wußte den bessern dann in Luther so sehr zu schätzen, daß man wol schließen muß, er habe bis dahin keinen guten bekommen können. Wie könnte man auch erwarten, daß in Wittenberg, wo Friedrich's abergläubische Frömmigkeit tongebend, der Scholasticism noch herrschend, das Ablaß-, Wallfahrts- und Reliquienwesen in höchster Blüthe war, viel anders gepredigt wäre als von Heiligen, Wundern und dergleichen. Ja es muß mit dem Predigtwesen sehr schlecht gestanden haben, da schon Luther's frühere und früheste Predigten so großen Beifall erwarben, worüber unten noch Einiges. In einer der Predigten, die er zur Stillung der während seines Aufenthalts auf der Wartburg in Wittenberg entstandenen Unordnungen hielt, konnte er dem öffentlichen Zeugniß gegenüber sagen: „Ich bin ja der Erste gewesen, den Gott auf diesen Plan gesetzt hat; ich bin auch Der gewest, dem es Gott zum ersten offenbaret hat, euch sein Wort zu predigen und anzusagen." Georg Major, der seit 1511 in Wittenberg studirt hatte, rühmt in einer Rede, die er 1567 bei Niederlegung des Rektorats hielt, das Kurfürstenthum und die Universität, wie er sie gefunden, und setzt dann hinzu: „doch Eins mangelte, das Licht der evangelischen Wahrheit; denn in den Kirchen herrschte die tiefste Finsterniß, statt der Stimme des Gottessohns hörte man Menschenträume, und statt Gottesdienst, wie ihn Gott befohlen, regierte da der von den Mönchen erfundene und von den Päpsten gebilligte und befestigte Götzendienst." Als durch Luther aus den prophetischen und apostolischen Schriften das Licht aufgegangen, habe er, auch bei noch unreifer Geisteskraft, es ganz zu würdigen, sich glücklich gefühlt, daß es ihm vergönnt sei, in Wittenberg zu leben. [1])

1) Tischreden, Walch XXII, 1024. Plochm. XXVIII, 211. Förstemann, Neue Mittheilungen, VIII, 171 f.

Wir müssen hier noch ein paar Worte davon sagen, daß auch an guten Schriften über die Predigtkunst kein Ueberfluß war. Eine Schrift des Chrysostomus (vom Priesterthume) enthält beiläufig mancherlei gute, doch immer nur dürftige Anweisungen für den Kanzelredner. Als frühestes Lehrbuch der Kanzelberedtsamkeit kann eine Schrift Augustin's gelten: Von der christlichen Lehre. Sie handelt davon, wie der Prediger den Lehrstoff aufzusuchen und vorzutragen habe, und läßt den letztern in der heiligen Schrift finden, die alle wahre Weisheit in sich begreife, deren Verfasser auch die Kunst des Ausdrucks am besten lehrten, mit deren Verständniß auch des Redners Weisheit zunehme, die der Beredtsamkeit im Sinne der Alten vorzuziehen und deren Ziel die praktische Ueberzeugung sei. Schon hiernach war diese homiletische Anleitung wie geschaffen für Luther, und er konnte um so mehr aus ihr lernen, da sie mit sehr viel richtiger Beurtheilung namentlich auf Cicero's redneriſche Regeln sich stützt, das Wesen der christlichen Predigt und deren Unterschied von der nichtkirchlichen Rede schon sehr richtig und scharf zeichnet, und auch sonst viel Gutes und Brauchbares enthält. Auch in der Bildungszeit Luther's war sie noch immer das Hauptwerk für die Homileten, und man hat sie daher mehrfach für das homiletische Lehrbuch Luther's erklärt, was aber doch höchstens eine wahrscheinliche Annahme ist, die sich auch wieder mit Grund bezweifeln läßt. In Luther's Schriften weist, soviel ich mich entsinne, nicht eine einzige Aeußerung auf Bekanntschaft damit zurück, seine Predigtweise setzt eine solche mit keinerlei Nothwendigkeit voraus, er beruft sich wie Augustin selbst in seinem Werke auf Cicero's Regel, wonach es des Redners Aufgabe sei zu belehren, zu ergötzen und zu rühren, ohne daß er Augustin's daneben gedächte. Es mag leicht sein, daß auch eben dieses Werk des Letztern in den Klöstern des Ordens wenig bekannt war. Man hatte doch immer nur einzelne Schriften des Ordensheiligen, legte wol größern Werth auf die dogmatischen und exegetischen und begnügte sich für die homiletische Anleitung mit Dem, was an Bezüglichem in der Regel, den Ordenssatzungen vorkam. Aus Dem, „was die jungen Mönche predigten," muß man schließen, daß sie Augustin's Anleitung eben nicht hatten.

Noch weniger Bekanntschaft läßt sich bei Luther mit ein paar homiletischen, übrigens Augustin nur wiederholenden und sonst wenig brauchbaren Schriften des 12. und 13. Jahrhunderts voraussetzen, von Alain von Ryssel, Bonaventura, Thomas von Aquin. Seit dem zweitletzten Jahrzehend des 14. Jahrhunderts wurden die Gesta Romanorum, sehr oft lateinisch und deutsch gedruckt, das beliebteste und verbreitetste Predigerhandbuch, eine Beispielsammlung mit moralischen Anwendungen, voll von Wundergeschichten und Aehnlichem. Bedeutenderes und Besseres kam neben Zweideutigem und Schlechtem erst wieder am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhunderts zum Vorschein. Dahin gehört des baseler Predigers Surgant Manuale curatorum, praedicandi praebens modum, wovon 1516 zu Straßburg eine zweite Auflage gedruckt wurde. Dennoch scheint es keine sehr beträchtliche Verbreitung gehabt, und Luther scheint es nicht gekannt zu haben. Es leitete jedoch gerade auf den Weg, den er mit so großem Erfolge betrat, da der Verfasser einschärfte, die Predigt trage am meisten zur Bekehrung des Menschen bei, indem sie ihn zur Buße treibe, die auch für Todsünden Vergebung erwerbe, während durch das Meßopfer nur die läßlichen Sünden abgewaschen würden u. s. w. Mancherlei Gutes enthielt eine 1504 zu Straßburg gedruckte Anweisung, über die Passion zu predigen, von Geiler von Kaisersberg, und noch erheblicher und verbreiteter war eine freilich nur sehr kurze Homiletik Reuchlin's, die in demselben Jahre zu Pforzheim erschien. Man kann denken, daß Reuchlin sich wieder eng an die Alten anlehnte, Aristoteles, Cicero, Quintilian. Luther beschäftigte sich so theilnehmend und eifrig mit der Person und den sprachlichen Schriften desselben, daß sich wol vermuthen läßt, er sei auch mit diesem Werke bekannt geworden, allein es bleibt Vermuthung, die sich auf keinerlei Weise zur Gewißheit erhebt. [1])

Luther als Prediger.

Er sollte so bedeutend für die Predigt werden, wie diese für ihn und seine gesammte Wirksamkeit. Als eben seine

1) Schenk, Gesch. der Kanzelberedtsamkeit, 3. Lentz a. a. O. I, 161 ff., 421 ff.

Predigerthätigkeit und der Glanz seines Predigerruhms in engem Kreise aufzuleuchten angefangen, war Geiler von Kaisersberg gestorben (1510), der einzige während seiner ganzen Bildungszeit weithin bekannte und gefeierte Kanzelredner Deutschlands. Er wurde nach ihm der noch allgemeiner berühmte und wirksame, der berühmteste und wirksamste Prediger seiner Zeit, und blieb es bis an sein Lebensende. Durch die Predigt begann er sein volksmäßiges Wirken und setzte es recht eigentlich bis in den Tod fast ununterbrochen durch sie fort, die auch wichtige Kriegswaffe in dem großen Streite wurde und blieb, als dieser ausgebrochen war, gerade wie es in der Väter Zeiten gewesen. Er gab ihr die breite Stelle im Kultus zurück, welche sie in der frühesten Kirche eingenommen, oder schuf ihr vielmehr eine noch breitere, in die Bahn einlenkend, auf welcher seine Anhänger und Nachfolger so weit gingen, die Predigt dergestalt zum Mittelpunkte zu machen, daß sie fast den ganzen übrigen Theil des Gottesdienstes, mit Ausnahme des kirchlichen Gemeindegesangs, verdrängte, wie sie ihrerseits in den mittlern Jahrhunderten durch die Messe verdrängt gewesen war. Er selbst suchte freilich zu vermitteln und hatte einen Kultus wie den der ersten christlichen Jahrhunderte im Sinne, wo die Liturgie und Predigt etwa gleichstanden. Doch schon der Streit bedingte eine schärfere Hervorhebung der letztern, wie sie damals nicht stattgefunden. Das zur Predigt, zur Messe Gehen wurde Losungswort der Parteien; „es ist kein Ding, das die Leute mehr bei der Kirche behält denn die Predigt", sprachen die Evangelischen, in der Apologie der Konfession die Verwaltung des Predigtamts gleich hoch neben die der Sakramente stellend, grundsätzlich aus und blieben dabei. Um so mehr trat die Predigt in den Vordergrund, je eifriger Luther bemüht war, sie selbst und das Predigtamt im Gegensatze zur Messe und zum Priesterthume in das verlorene Recht, die heruntergekommene, ja fast verschwundene Bedeutung und Würde wiedereinzusetzen. Ein Predigtbuch, die Kirchenpostille, war es, woran er neben der Bibelübersetzung und Streitschriften auf der Wartburg arbeitete und das er für sein bestes Buch erklärte. So sehr wurde ihm das Predigen Bedürfniß, daß er als Familienvater auch noch den Hausgenossen predigte, woraus eine ähnliche Sammlung entstand. Wir haben eine Reihe starker Bände

Predigten von ihm, viele sind nicht aufgeschrieben, eine große Anzahl anderer ist noch ungedruckt. Er hat keine Homiletik hinterlassen, aber so tief hat er den Gegenstand durchdacht, so sehr lag ihm die Predigt und Predigerthätigkeit am Herzen, so oft hat er sich darüber ausgesprochen, daß sich mit Leichtigkeit aus seinen Aeußerungen eine Anweisung zur geistlichen Redekunst zusammenstellen läßt. Es wurde mehrfach versucht, schon im 16. Jahrhundert namentlich von Konrad Porta, dessen **Pastorale Lutheri** man noch vor Kurzem wieder erneuert hat. Das Sammelwerk gibt auch eine reiche Lese von Aussprüchen Luther's, welche an die Aeußerung anknüpfen, es sei keine schlechte Sache, an Gottes Statt den Leuten predigen, und es veranschaulichen, wie hoch er Predigt, Predigtamt und Predigerberuf lebenslang stellte. Gottes Werk und Stimme, der Griffel des heiligen Geistes, der beste Schatz, den Gott gebe, war ihm das Predigtamt; also regiere Christus durchs Wort und mit dem Wort im Herzen, daß sein königlich Regiment nichts Anderes sei denn das Predigtamt. Einst sagte er einem Pfarrer: „Wenn Ihr wollt predigen, so redet mit Gott und sprecht: Lieber Herr Gott, ich will dir zu Ehren predigen, ich will von dir reden, dich loben, deinen Namen preisen; ob ich's wol nicht kann so gut machen u. s. w. als ich wol sollte. Und sehet weder Philippum, mich, noch keinen Gelehrten an, und lasset Euch dünken, Ihr seid der Gelehrteste, wenn Ihr von Gott redet auf der Kanzel. Ich habe mich nie entsetzt, daß ich nicht wohl predigen kann; darüber aber hab ich mich oft entsetzt und gefurcht, daß ich vor Gottes Angesicht also habe sollen und müssen reden von der großen Majestät und göttlichem Wesen. Darum seid nur stark und betet." Ein anderes Mal: „Wer im Lehr- und Predigtamt ist, wenn er nicht Lust und Freude hat an Dem, der ihn gesandt hat, so ist's nicht genug. Moses bat unsern Herrn Gott schier sechsmal dafür, noch gleichwol mußte er fort. Und zwar hat er mich auch also hinein gebracht; hätte ich's zuvor gewußt, er hätte Mühe bedürft, daß er mich dahin bracht hätte. Wolan, weil ich nun habe angefangen, so will ich's mit ihm hinausführen. Ich wollte nicht die ganze Welt nehmen, daß ich's jetzt sollte anfahen, um der überaus großen und schweren Sorge und Angst willen, so diß Amt hat. O liebe Herren, es ist nicht Kinderspiel." In der Auslegung des

Predigers Salomo erwähnt er: „Da ich ein junger Prediger war, meinte ich es mit ganzem Ernst und hätte gerne Jedermann fromm gemacht; aber Etliche sagten mir, ihr habt einen zu gehlen Schnabel dazu, daß ihr alte Schälke fromm machen solltet.“ Man ersieht, er machte sich die Bemerkung zu nutz, stimmte seinen ersten Eifer oder doch seine Erwartungen vom Erfolge herunter; aber Kinderspiel wurde ihm das Predigtamt und die Predigt nimmer. Er gab den tausendfach wiederhallenden Ton ihrer so hohen Schätzung unter den Evangelischen an, und auch auf die Predigtweise seiner und der nachfolgenden Zeiten, sofern den Lutherischen sein Geist nicht verloren ging, wirkte er bestimmend ein. [1]).

Wir sahen im Obigen, welche Vorbilder und Anleitung er hatte, was seine Ausbildung zum Prediger fördern konnte oder sie ihm erschwerte. Unzweifelhaft machte er auch seine rednerischen Studien, widmete schon früh dem Wesen, den Grundsätzen und Regeln der Kanzelberedtsamkeit ein fleißiges scharfes Nachdenken, achtete sorgfältig auf gute Muster, jede Belehrung, jeden Wink. Doch ist seinen Predigten ein solches Studium höchstens zu Anfange einigermaßen und bald gar nicht mehr anzusehen, eins der Merkmale, welche sie unterscheidend bezeichnen: die völligste Ursprünglichkeit und Natürlichkeit. Weit wichtiger als Alles, was zu seiner Predigerausbildung mithalf und helfen konnte, war seine unvergleichliche Anlage. Gegner und Freunde stimmen darin überein. Zunächst Das, was die Natur ihm mitgegeben, in Gestalt, Auge, Stimme, Verstand und Scharfblick, Gedächtniß und Geistesgegenwart, Gemüthsfülle, Lebendigkeit der Einbildungskraft und Empfindung, poetische Gabe, Sprachgenie, Genie überhaupt; mit einem Worte, was zu der eigenthümlichen Kraft, welche ausgebildet werden kann, aber angeboren wird und werden muß, der Kraft gehört, Menschen durch die Rede zu bewegen. Hinzu kam dann als Anlage seine gesammte Eigenthümlichkeit und Ausbildung, nicht blos die im engern Sinne rednerische. Der Zulauf zu seinen Predigten war gleich anfangs nicht geringe, „weil er

1) Tischreden, Walch XXII, 1036 f. Ausleg. des Predigers Salomo, zu Kap. 4, V. 4, Walch V, 2151. Aus dem Vorrathe noch ungedruckter Predigten Luther's, in dessen Besitze die wolfenbüttelsche Bibliothek ist, hat Hr. Dr. Hoek zu Wolfenbüttel so eben die sehr merkwürdigen zu Weimar gehaltenen herausgegeben, von welchen ein paar Mal die Rede gewesen ist.

Gottes Wort fleißig triebe und sehr beredt in der teutschen Sprache war, daran es denen anderen Predigern zur selbigen Zeit sehr fehlete.“ [1]) Auch auf der Kanzel halfen ihm sofort seine frühzeitigen Uebungen im Ausdruck, seine Abwendung von der Scholastik, seine frühe Hinneigung zur Schrift, seine Vertrautheit mit ihr, die Fortschritte, die er in seiner Schrift- und Herzenstheologie machte, die Fülle des religiösen Lebens, der Reichthum der Liebe und die Kraft des Glaubens in ihm. So halfen ihm, dem Prediger, stets seine Geistes- und Gemüthsrichtung, seine geistigen Errungenschaften aller Art, seine Herzens- und Menschenkunde, sein tiefes Verständniß des Weltlaufs und der Zeitgebrechen, sein freier Sinn, seine Furchtlosigkeit und Sicherheit, dann seine Stellung und seine großartige und kluge Auffassung und Benutzung derselben. Theologische Verirrungen oder Unklarheiten, alte und neue Befangenheit lähmten nicht selten die Kraft seiner Rede: was ihn aber dennoch zum Meister der Rede, was ihn von Anfang und stets am meisten beredt machte, war sein Herz; durch sein volles, großes, stets fromm bewegtes Herz, das er gab, wie es war, fand er den Weg zu den Herzen schon jetzt und in seiner ganzen Predigerlaufbahn. Er redete stets, wie ihm zu Muth war, wußte stets für jeden Gedanken das rechte Wort zu finden, suchte keinen „gefränzten und gekränzten“ Ausdruck, scheute sich aber auch nie, den rechten Namen für alle Dinge herauszusagen. Wie der Mann selbst war auch seine Theologie im Ganzen durch und durch gesund. Frank und frei war der Mann, so seine Rede. Voll und reich waren ihm Gemüth und Geist, seine Predigten die treuen Wiederspiegelungen davon. Er hatte viel und es war ihm Ernst, etwas zu sagen, so brauchte er nicht Worten nachzujagen. Stets war er fertig zum Predigen, stets wußte er aufzuhören: ganz fremd war es ihm, sich selber gerne zu hören. Er meinte, die Sache des Herrn, in dessen Dienst er redete, und das christliche Volk, nicht sich selber, eigene Ehre, Effekte oder Nebenzwecke; er sah und ging gerade auf das Ziel, ohne Ziererei, Klügelei, Gefallsucht oder Furcht, ohne die hundert heuchlerischen feigen Rücksichten zu nehmen, die aus den eben deshalb auch gemiedenen Predigten seiner Nachfolger so oft eben Das verdrängten,

1) Centifol. Luth. 426. Tentzel a. a. O. 231.

was vor Allem hineingehört und sie für das Leben fruchtbar macht: darin lag es; wie denn seine Predigten, obwol ihnen kein rhetorischer Schmuck, ihrem Redeflusse nicht die Bewegung, die besonders seine Streitschriften bezeichnende geistsprühende Lebendigkeit und Sturmgewalt abgeht, den Gesammteindruck der Schlichtheit und Wahrheit, Einfachheit und Ruhe machen, auf empfindsame Rührung, Erhitzung des Gefühls oder des Willens, heftige Erregung der Leidenschaft gerade nicht ausgehen und eben deshalb um so gewisser in die Stimmung des Redners hineinleiten. Nie sucht und verfehlt er Eindruck zu machen durch Vornehmes, Phrasenhaftes, Aufgedunsenes und Hohles, oder auch nur durch sichtliche Anstrengung und Bemühung: es ist bei ihm eben als Prediger die Natur, die „hindurchreißt."

Eine vollständige Zeichnung seiner Predigtweise muß seiner fortgehenden Lebensbeschreibung vorbehalten bleiben und wird erst da an der Stelle sein, wo er in seiner ausgebildeten Eigenthümlichkeit als Prediger dasteht. An einer andern Stelle wird dem hier Bemerkten noch einiges dorthin Gehörige über sie hinzugefügt werden müssen. Um so mehr durften und dürfen wir hier nur soviel davon sagen, als erforderlich ist, um eine nicht zu übergehende Bemerkung so weit zu erläutern, daß sie sich nicht in leerer Allgemeinheit verliert. Seine Predigten aus den Zeitabschnitten vor und nach dem Ablaßstreite, die erstern zumal und die von seiner vollen Predigerreife zeugenden sind nämlich allerdings wesentlich verschieden nach ihrer ganzen Art und ihrem homiletischen Werthe. Allein auch die frühesten zeigen schon den Kern, eben die eigentliche Eigenthümlichkeit seiner spätern Predigtweise, die nur Unwesentliches der frühern abstreift, nur Entfaltung, nicht Umbildung oder eigentliche Neubildung ist, wie die Weise so manches bedeutenden Predigers die wesentlichsten Umwandlungen erfuhr. Luther steht als Prediger, was alles Wesentliche betrifft, gleich anfangs so da, wie er stets war und blieb. Seine allerersten Predigten, von theilweis ganz scholastischem Zuschnitt, verleugnen seine scholastische Bildung und seine Abhängigkeit von ihr nicht, nach Form und Inhalt, und doch sieht man ihnen schon an, daß er in der Schule der Alten und der Väter gewesen. Schon sehr bald finden wir dann ihre Einrichtung so, wie die der Predigten der Väter ist, welche die kunstvollere Form

verschmäheten: die einfachste Anordnung, die Homilie, ohne strenge oder selbst nur einigermaßen gleichartige Gliederung, oft die allerwenigste Disposition. Von den Vätern, den Scholastikern, den Mystikern und Gleichzeitigen hat er gleich anfangs die allegorisirende Behandlung der Schrift, und wir finden sie noch in seinen letzten Predigten wieder. Allein es hat doch mehr nur den Anschein. Denn eigenthümlich ist und bleibt sein Allegorisiren, sowie seine Auffassung des Predigtamts, sein durchgreifendes Zurückführen der gesammten Predigt auf das Schriftwort nach dem eigentlichen Sinne und seine vorherrschend praktische Anwendung desselben, selbst wenn er „heimliche" Deutungen herbeizieht. Ebenso finden wir gleich zu Anfang wie zuletzt, daß Alles und Jedes in seiner Weise auf Vorgänger und Muster zurückweist, in jedem Zuge könnte man schon Dagewesenes, Angebildetes und Angeeignetes entdecken und aufzeigen. Sieht man sie aber im Ganzen an, so erscheint sie als eben noch nie dagewesen, kein einziger früherer Kanzelredner will sich mit ihm vergleichen lassen, man sucht vergebens nach einem Gegenbilde zu ihm, dem Prediger, ja je tiefer man in eine beliebig angestellte Vergleichung mit irgend einem Andern eingeht, ein desto größerer Abstand springt hervor. Eben dies ist der deutlichste Beweis seiner Eigenthümlichkeit als geistlicher Redner; es kommt daher, daß er, sein Ziel und dies allein im Auge, ohne alle Originalitätssucht Alles benutzte und sich aneignete, was ihm dazu irgend dienlich erscheinen mochte, daß er aber, obwol dies geschah und obwol seine Predigten bald einen deutlich zu erkennenden Typus annahmen und im Ganzen behielten, hauptsächlich durch ureigene schöpferische Anlage und Art Prediger wurde, und daß er schlechthin fern war und blieb von Allem, was man Manier nennen könnte, sei es, daß er sie aus Eignem oder Fremdem angenommen.[1]).

---

1) Schmidt, Kurzer Abriß der Geschichte der geistl. Beredtsamkeit, 264 ff. Schuler, Gesch. der Veränderung des Geschmacks im Predigen, I, 46 ff. Franz Horn, Gesch. u. Kritik d. deutschen Poesie u. Beredtsamkeit, I, 18 ff. Mohnike, Luther's Lebensende, IX, f. Studien und Kritiken, Jahrgang 1844, Heft 2, S. 440 f. Tischreden, Walch XXII, 1034.

Früheste erhaltene Predigten.

Die erste der drei Predigten, die wir von Luther aus dem Jahre 1515 haben, ist am Johannisfeste in der Pfarrkirche, die beiden andern sind Weihnachtspredigten, in der Kirche des Augustinerklosters gehalten. Die deutsche Urschrift fehlt, sie liegen nur lateinisch vor, sei es, daß er sie lateinisch niederschrieb, wie es Geiler von Kaisersberg mit seinen deutschen Predigten zu halten pflegte, oder daß er sie, häufigem Gebrauche folgend, ins Lateinische übersetzte, damit sie ihren Weg ins gelehrte Publikum fänden und Predigern als Muster und Materialien dienten. Es wäre möglich, ist indeß unwahrscheinlich, daß er die beiden letztern vor den Ordensmitgliedern lateinisch gehalten hätte.[1])

Die in der Pfarrkirche gehaltene ist durchaus praktisch dem Inhalte und Tone, sehr einfach der Form nach. Im Eingange wird sogleich der Text: Wer Gott fürchtet thut Gutes, und der Hauptgedanke angegeben, worauf dann in drei, noch an die Form der scholastischen Disputationen erinnernden „Korollarien" die Ausführung folgt. Der Hauptgedanke ist nur eine Umschreibung des Textes, der auf die Frage, wie man es anfangen müsse, Gutes zu thun, die Antwort ertheile: fürchte Gott, was du in der Furcht Gottes thust, wird gut sein, wie der Prediger Salomo ebenfalls sagt, fürchte Gott und halte seine Gebote, denn das steht allen Menschen zu. Also wer Gott fürchte, könne nichts Böses, wer ihn verachte, nichts Gutes thun, denn Gott fürchten, sei an sich selbst schon etwas Gutes, ihn verachten, an sich selbst bös; wenn Einer Todte auferweckte, aber in fleischlicher Sicherheit, so thue er nichts Gutes, und verrichte ein Anderer das Geringste, aber in Furcht, so thue er schon Gutes; jedes Werk sei in dem Maße gut oder bös, als es in Furcht oder Verachtung Gottes verrichtet werde.

So enthält denn schon der aus der Mitte seiner Freiheit athmenden Theologie hervorgegangene Grundgedanke den geraden Gegensatz gegen die herrschende gesetzliche Lehre und Richtung. Er tritt in der Ausführung noch deutlicher hervor. Gleich im

1) Erhard a. a. O. III, 362. Lentz a. a. O. I, 426. Die Predigten Luther's bei Löscher a. a. O. I, 220 ff., und eine deutsche Uebersetzung bei Walch im 12. Bande.

ersten Korollarium wird die Folgerung gezogen und erläutert, daß auch die guten Werke sogar Sünden sein können, dem Gottfürchtigen nicht nöthig sind, Dem, der keine Furcht hat, nichts nützen, womit sie denn freilich nicht verworfen, aber doch um den Werth gebracht waren, den sie nach dem Standpunkte der herrschenden Lehre und für den Nutzen des Klerus hatten. Was bedeuteten sie noch, wenn mit dürren Worten gesagt wurde, die Gebete, Fasten, Vigilien u. s. w. wären gottgefällig und gut, genau in dem Maße der gottfürchtigen Gesinnung, aus welcher sie geschähen, und wenn es an der letztern nicht mangele, sei jedes andere Thun gerade eben so gut, z. B. das Geschäft des Handwerkers, Rathmannes, Fürsten oder jede beliebige Berufsbeschäftigung; ein Gedanke, den wir hier zuerst von ihm deutlich ausgesprochen finden und den er von jetzt an tausendfach wiederholte und von den verschiedensten Seiten beleuchtete und erläuterte, um ihn der Einsicht Jedermanns nahe zu bringen, der Ueberzeugung tief einzuprägen, die Gemüther ganz damit zu durchdringen und dadurch die gewöhnliche Meinung von den guten Werken auszutilgen und die Gewissen von dem Wahne zu befreien, daß sie nöthig zur Seligkeit. Alles Andere fiel damit von selbst. Es war die lutherische Reformation, die Zerstörung der babylonischen Gefangenschaft der Kirche. Schon hier beginnt sie deutlich.

Jener ersten Ausführung folgt sogleich eine Bestreitung der Irrenden, die gute Werke als an sich selbst gottgefällig darstellen, dann eine genauere Bestimmung des Begriffs der Furcht Gottes. Nach dem gewöhnlichen Sinne enthalte sie Gotteslästerung, denn was man fürchte, hasse man auch, wünsche, daß es nicht sein möchte. Die Hölle sei Furcht vor Gott im gewöhnlichen Sinn und also Lästerung ohne Aufhören und die Welt gleiche ihr, die auf Erden schon anfange, nur gar zu sehr, weil so viel solcher Furcht in ihr sei, so Wenige wären, die auch in Trübsalen und zwar von Herzen Gott priesen, und so Viele, denen misfalle, was Gott gefalle, die nicht wollten, was Gott wolle, ihn also lästerten.

Im zweiten Korollarium wird dann die wahre Furcht Gottes als Ehrfurcht, Frucht der Liebe, als Scheu, dem Gegenstande derselben zuwider zu sein, geschildert. Dem sei sie unmöglich, der

etwas Anderes liebe als Gott, und so könne auch Der nicht Böses thun, der ihn allein liebe. Gott sei demnach zu fürchten nicht als Peiniger, Rächer, Teufel, könne aber freilich von Natur und ohne die Gnade nicht anders gefürchtet werden. Das zweite Korollarium schließt mit einem Satze, den wir sehr beziehungsreich wiederkehren sehen werden: der fürchtet Gott nicht (im rechten Sinne), der die Strafe scheut (weil er nicht liebt und will, was Gott will).

Im dritten Korollarium führt er aus, die echte Liebe und Furcht Gottes werde in diesem Leben in Niemandem vollkommen, es gebe Stufen der Furcht von der Stumpfsinnigkeit Derer an, welche die Uebel, womit sie geplagt werden, noch nicht einmal von Gott herleiteten, sondern vom Teufel oder bösen Menschen oder den Planeten und andern ähnlichen Ursachen, was eine handgreifliche Blindheit sei, bis zu dem Irrthume Derer, die die Furcht vor dem zeitlichen Uebel überwunden haben und aus Furcht vor der Ewigkeit das Gute thun und das Böse lassen, indem sie ernstlich ihrer Sünden gedenken. Es gebe derzeit Viele, die entweder gar nicht oder nur sehr wenig daran glaubten. (Es fehlte also in seiner Umgebung auch an weltlich-skeptischer Ansicht und Gesinnung nicht.) Man konnte ihm einwenden, daß man ja oft von ihm selbst habe sagen hören, daß man sich vor der Hölle und vor Gott um der Hölle willen nicht fürchten solle und daß Der in die Hölle komme, der sie fürchte. Er antworte, daß er auch gesagt habe, Gott müsse über Alles geliebt und man könne sonst nicht selig werden, und doch sei Niemand, der die völlige Liebe habe, die zur Seligkeit hinreiche, sondern diese Liebe werde erwartet im Zukünftigen, das durch Christum werde geschenkt werden. Ebenso dürfe auch Niemand ohne Furcht vor der Hölle sein, er sei denn der Allervollkommenste. Daher sei auch bei den Gerechten die echte kindliche Furcht — wie jede Tugend mit der ihr entgegenstehenden Untugend und in der Natur und im Leben Wärme und Kälte, Krankheit und Gesundheit — mit der knechtischen noch gemischt, es gelte, die erstere mehr und mehr von der letztern zu reinigen unter dem Beistande der Gnade.

Die Gnade wird dann als ein fortschreitendes Werk Gottes beschrieben und die scholastische Lehre von der augenblicklichen Gnadeneingießung bekämpft, die ihm, wie wir wissen, so viel zu

schaffen gemacht. Wir haben also hier die deutlichsten Anfänge einer Bestreitung der Schuldogmen auch auf der Kanzel. Sie geht indeß lediglich von einem praktischen und erbaulichen Absehen aus, ist auch im Tone durchaus populair gehalten. Die meisten größtentheils sehr zweckmäßigen Erläuterungen sind der Schrift in überall hervortretendem Bemühen, auf sie zurückzuführen, entnommen, nur einige den Vätern, Hieronymus und Augustin. Am Schlusse, wo das Ergebniß noch einmal zusammengefaßt wird, ist noch die Aeußerung bemerkenswerth, daß den Anfangenden viel Fasten, Beten, Wachen und Arbeit nöthig, den Vollkommenen aber das größeste Hinderniß sei. Bei dem Ganzen springt die Ruhe, die Gemessenheit ins Auge und wenn man die Predigt liest, so versteht man, was der Kurfürst schon an frühern Kanzelreden Luther's zu loben fand, daß sie so nützliche Lehre enthielten, und verdeutlicht sich leicht den Eindruck, welchen sie überhaupt machten. Es fand kein plötzliches stürmisches Zudrängen zu seinen Predigten statt, wovon wir sicher Nachrichten haben würden; denn daß die kleine Klosterkapelle die Zuhörer nicht faßte und daß man fürchtete, das baufällige Gebäude würde „von der Menge des Volks eingedrückt werden", als er zuerst auftrat, will so viel nicht sagen.[1]) Dagegen finden wir nach einiger Zeit, daß er durch seine Predigten auch die Gemeinde und deren Meinung beherrscht. Das deutet auf einen stillern, allmälig aber unnachläßig zunehmenden Einfluß und gerade einen solchen mußten Predigten wie diese üben. Ihre Grundlage war eine tiefe und neue Auffassung der Lehre, der das Bedürfniß und Gefühl der Hörer entgegenkam, ihre Darstellung und Sprache war einfach, faßlich, prunklos, dem gesunden Verstande angemessen, die Gemüther und Herzen treffend. Der Redner bestritt herrschende Ansichten der Schule und des Volks, aber mit dem äußersten Glimpf, sodaß er nicht leicht verletzen konnte, ohne Heftigkeit oder Hitze, auf die Ueberzeugung wirkend, und dies auch durch seine Persönlichkeit. Bruder Martin hatte es selbst erfahren wie Keiner, welche Beunruhigungen aus der Furcht vor Gott im gewöhnlichen Sinne, der Höllenfurcht, auf deren Erregung andere Prediger so gern und beflissen hinwirkten, hervorgingen. Da stand er, er und

1) Tentzel a. a. O. 231.

seine Worte eins; er redete aus eigenster Erfahrung, wenn er sagte — die Aeußerung kommt eben in dieser Predigt vor — die Gnadeneingießungslehre hätte ihn fast an Gott und was Gott sei und habe, verzweifeln gemacht.

Die beiden Weihnachtspredigten erinnern mehr als die Johannispredigt an die herkömmliche Predigtweise. Reuchlin hatte in seiner Schrift über die Kunst zu predigen sehr zweckmäßige Winke über den sorgfältig zu beachtenden Unterschied der Predigt und der profanen Rede gegeben und Luther beachtet ihn allerdings auch in diesen Predigten. Er meidet, was Reuchlin gerügt, über einen Text des Aristoteles, statt schriftmäßig zu predigen und überhaupt hereinzuziehen, was auf den christlichen Glauben, Wandel und Sitte keinen Bezug hat, statt eben hierauf das ganze Absehen zu richten. Allein wenn er jüdische Fabeln, genealogische Untersuchungen u. dgl. nicht einmischt, so vermeidet er doch Beziehungen auf weltliche Dichter nicht ganz, wovor Reuchlin gleichfalls gewarnt hatte. Wenigstens kommen in der zweiten Weihnachtspredigt ein paar Stellen aus dem Horaz vor. In der ersten dieser Predigten fehlt es an ziemlich viel Schulstaub nicht. Die Form von beiden ist künstlicher und doch unbeholfen, die Darstellung schwerfällig, nicht lichtvoll, sie ringt nur danach, es zu sein; wir finden namentlich in der zweiten Predigt geschmacklose rohe Rhetorik, obwol verhältnißmäßig immer noch auffallend wenig, denn das Edlere ist weit überwiegend. Indeß kam es bei einem hinsichtlich der Form so wenig gebildeten, so geringe Ansprüche machenden Publikum auf dieselbe vorerst weniger an, der Sinn und die Meinung waren die Hauptsache; der Vortrag bleibt doch auch von Schwulst und Gemeinheit weit entfernt, hebt er sich oder verirrt er sich, so geschieht es am Schriftworte und durch die Kraft innerster Herzenswärme, sodaß zu entfernte Abwege gemieden werden. Kostbare Geistesfunken blitzen überall hindurch. Daß er den biblischen Text mit einer auf den Grund gehenden, der scholastischen weit überlegenen Exegese behandelt, erwartet man von selbst. Auch hier hält er sich ganz an die Schrift und Schriftwahrheit, von ihr ausgehend und auf sie zurückführend, obwol er sich noch in Schulspitzfindigkeiten und Grübeleien verliert. Es geschieht jedoch mit religiöser Empfindung und Wärme und nur, um zur Höhe der evangelischen Anschauung zu erheben, christliche

Hauptwahrheiten deutlich zu machen. Von den gewöhnlichen Gegenständen der Mönchspredigten, Reliquien, Heiligen u. s. f. ist nicht die Rede, oder doch nur um von ihnen ab und auf jene, vor Allem auf die Schrift hinzulenken. Besonders die erste Predigt ist aber auch ein Zeugniß, wie tief und anhaltend er sich in die christliche Spekulation, die Zeitphilosophie hineingelassen, wie sehr er davon noch beherrscht wird, aber auch bemüht gewesen und noch bemüht ist, sich von ihren Fesseln zu befreien, sich über sie zu stellen. Er bedient sich ihrer schon mehr, als daß sie Gewalt über ihn hätte, allein in sofern ist er noch abhängig von ihr, als er besonders ihre Dialektik bei seiner Darlegung nicht entbehren kann; auch in ihren Begriffen haftet er noch, fühlt es aber auch. Er geht in dieser Predigt in die tiefsten Tiefen des christlichen Dogmas ein. Schon dies mußte Einfluß auch auf die Form und den Ausdruck haben. Vielleicht hatte er auch in der Klosterkirche, wenigstens größtentheils, andere und zwar gelehrt gebildete Zuhörer. An einer Stelle achtet er sich gedrungen, wegen seines hinter einem solchen Gegenstande so weit zurückbleibenden Vortrags um Nachsicht zu bitten, und zwar den Leser, sodaß man um so mehr glauben muß, daß er die Predigt zu weiterer Verbreitung unter den Gelehrten lateinisch niederschrieb.

Der Text ist der Eingang des Johannisevangeliums: Im Anfang war das Wort u. s. w., der Gegenstand das Dogma von der Dreieinigkeit, das vornehmste Absehen, durchaus im Sinne der kirchlichen Rechtgläubigkeit, nach den durch die großen Koncilien des 4. und 5. Jahrhunderts festgestellten Symbolen und im Gegensatze gegen gewisse Abirrungen der Schultheologen die Gottheit des Sohns und die Einheit des Wesens von Vater und Sohn, ohne doch die Personen zu vermengen, darzuthun. Ohne Polemik konnte es dabei nicht abgehen und sie kehrt sich überhaupt gegen die Ketzer und die Hochmüthigen, dann insbesondere gegen Arius, der wider den Vater der kirchlichen Rechtgläubigkeit, Athanasius, die Gottheit des Sohns und die Einheit der menschlichen und göttlichen Natur geleugnet, in welchem seit dem 4. Jahrhundert festgestellten Dogma die Kirche die eigentlichste Grundlage des christlichen Glaubens gefunden und mit welchem sie das Judenthum, worin Gott als ein jenseitiges Wesen gedacht wurde, und das Heidenthum, worin Gott als bloße Naturmacht oder als

eine Vielheit von Göttern erschien, überwunden und das Verlangen und Bedürfniß der Menschheit nach Einheit mit ihrem Urquell zu befriedigen gesucht hatte. Die Polemik ist endlich gegen die „heutigen Logici" gerichtet, als die ihre eigene Logik nicht verständen, und bedingt gegen die aristotelische Philosophie. Indeß bedient er sich jener Logik zu ziemlich ausführlichen Erörterungen, von denen er selbst bemerkt, daß sie eigentlich in die Logik und nicht hierher gehörten; er habe sich auch nur darin eingelassen, um den Satz zu erläutern: Gott war das Wort. Einen noch ausgedehnteren Gebrauch macht er von der aristotelischen Theorie über Bewegung, Ruhe und Wesen zur Erläuterung seiner spekulativen Anschauung und Darlegung der Dreieinigkeitslehre. Von diesem Theile der Predigt kann man mit Recht sagen, daß er äußerst abstrus sei, und daß es darin freilich an Scharfsinn nicht fehle, wol aber an Klarheit und Faßlichkeit, die doch zu sehr über dem sichtlichen Bemühen verloren geht, den Gehalt und die Darstellung des wichtigen Dogmas völliger zu begreifen und zu vertiefen, und zwar aus offenbar vorherrschendem religiösen Anliegen.

Sehr merkwürdig äußert er sich am Schlusse jener Darlegung über die aristotelische Philosophie. „Schau wie trefflich Aristoteles durch seine Philosophie der Theologie dient, wo nicht nach seinem Willen, doch wenn sie besser verstanden und angewendet wird. Denn er hat die Sache richtig dargelegt, und ich glaube anders woher gestohlen, was er so stolz und prahlerisch vorbringt." Am Schlusse beruft er sich noch einmal auf einen Satz der aristotelischen Philosophie und fügt, nachdem er ihn berichtigt, hinzu: „diese schöne, aber von Wenigen verstandene Philosophie ist der Theologie (die er altissima nennt) nützlich." Es erhellt aus diesen Aeußerungen, daß er zu dieser Zeit noch keineswegs leidenschaftlich gegen die aristotelische Philosophie eingenommen war, daß er weniger sie selbst, als Das, was dafür ausgegeben wurde, bestritt, und daß er dem allgemeinen Misverständniß derselben auf der Spur war, sei es, daß lediglich eigener Scharfblick ihn dahin geführt oder daß ihn die Schriften eines Reuchlin gefördert.

Die Gelehrten der Schule pflegten ihre spitzfindigen Erörterungen über Alles, was sie nicht wußten, und ihre fein ausgesponnenen Opinionen mit größter Selbstgenugsamkeit und Zuversichtlichkeit, oft genug mit dem Anspruche auf Unumstößlichkeit und Allgemeingültigkeit vorzutragen und sich so darin zu vertiefen oder zu verlieren, daß Niemand etwas damit anzufangen im Stande war. Anders doch Luther in dieser Predigt, so sehr man ihm darin den Schulgelehrten noch ansieht. Er geht nur mit bescheidener Zurückhaltung an sein Thema. Weil die Worte im ersten Kapitel des Johannisevangeliums, beginnt er, an diesem Tage vorgelesen würden, so scheine es dem Prediger nicht anzustehen, daß er nichts darüber sage. „Daher, obgleich sie hoch und schwer sind, wollen wir thun, was wir vermögen, daß wir etwas davon verstehen, und weil Johannes unter dem Worte den Sohn Gottes versteht, was vor Allem zu merken, so soll es uns, wenn wir das Wort hören, eben so viel sein, als hörten wir den Sohn Gottes oder Christum selbst, in welchem wir Gott hören müssen." Wie sein Streben bei der ganzen Predigt auf die Verherrlichung des Erlösers gerichtet ist, läßt er sich auch die Gelegenheit nicht vorübergehen, wenn auch nur beiläufig auf die Lehre hinzuweisen, die er zum Mittelpunkte seiner Theologie gemacht hatte. „Wie die Tropfen, welche das Land feuchten, fällt das Wort herab auf die Menschen. So ist Christus herabgestiegen durch die Predigt auf alle Völker, und wie der Regen herabfällt ohne unserer Hände Werk, kommt auch die Gnade Christi hernieder ohne unser Verdienst." Die lange scholastische Erörterung schließt er, Gott möge ihm vergeben, daß er so unwürdig über sein Wesen, das doch das verborgenste, rede und philosophire, ob auch emporsteigend auf den von ihm selbst gesetzten Stufen; worauf er dann wenigstens eine kurze erbauliche Anwendung folgen läßt. „Vornämlich müssen wir lernen, daß gleichwie das Wort Gottes ist Fleisch worden, also auch das Fleisch gewißlich muß Gott werden. Denn darum wird das Wort Fleisch, daß das Fleisch das Wort werde: darum wird Gott ein Mensch, auf daß der Mensch ein Gott werde. Darum wird die Kraft schwach, auf daß die Schwachheit stark werde. Er ziehet an unsere Gestalt, Figur, Bild und Gleichniß, auf daß er uns bekleide mit seinem Bilde, Form und Gleichheit: darum wird die Weisheit närrisch, auf daß die Narrheit werde Weisheit; und so verhält sichs in allen andern Dingen, die in Gott und uns zu finden, in welchen

allen er das Unsere hat angenommen, damit er uns das Seine gäbe. Wir werden zwar nicht Gott oder die Wahrheit, sondern wahrhaftige und göttliche Menschen, der göttlichen Natur theilhaftig, wenn wir das Wort aufnehmen und ihm anhangen durch den Glauben. Das Wort ist nicht so Fleisch geworden, daß es sich selbst verlassen und darin verwandelt ist, und so werden auch wir nicht wesentlich in das Wort verwandelt, sondern vereinigen uns mit ihm durch den Glauben. Da müssen wir uns denn aber auch selbst verlassen und erniedrigen, nichts von unserm Sinn behalten, sondern ihn ganz verleugnen" u. s. f. Es ist doch in der That sehr merkwürdig, daß die zweiterste Predigt, welche wir von ihm haben, gerade ein Zeugniß und Erzeugniß der Spekulation ist, welche eben die neueste Theologie und Philosophie wiederaufgenommen hat und fortzusetzen bemüht ist. Zugleich aber zeigt er sich von jetzt an als Vorbild darin, eine tiefere Theologie praktisch und faßlich im Volksunterricht zu benutzen. Durch diese seine Gabe und dies sein bewußtes angestrengtes Bemühen erreichte er es, daß nicht blos der Kreis der Gelehrten, daß die Zeit für eine tiefere religiöse Auffassung gewonnen und diese letztere nicht von der oberflächlich aufgeklärten überflutet wurde, die die Kraft zur Zersetzung des Kirchenglaubens, nicht aber zur Erneuerung des religiösen Lebens, zu Abfall und Sektenbildung, aber nicht zur Reformation hatte.

Die Predigt am zweiten Weihnachtstage ist dadurch beachtenswerth, daß die Hauptbegriffe seiner Schrifttheologie ihren Inhalt ausmachen und daß er bei Darlegung derselben die herrschenden Vorstellungen und deren Vertreter lebhafter und offener bestreitet, als dies bisher uns vorgekommen. Er spricht vom Selbstweisesein und Willen über den Spruch im Matthäusevangelium (Kapitel 23): Siehe, ich sende zu euch Propheten, Weise und Schriftgelehrte u. s. f. Warum nicht Gerechte? fragt er sogleich im Eingange mit einer Betonung, die den Nebenbegriff augenblicklich verräth, den er mit dem Worte verbindet. Geistreich und bezeugend, daß er wußte, worauf es in religiösen Dingen und insbesondere beim Theologen ankommt, auf Staupitzens wohlbenutzte Einwirkungen hinweisend, ist dann seine Auseinandersetzung, was man unter Propheten, Weisen und Schriftgelehrten zu verstehen habe: durch göttliche Eingebung, durch Menschen

Unterwiesene und die durch Lesen, Forschen, Nachdenken zur Wahrheitserkenntniß gelangen, die die Lehre mit dem Herzen, die sie mit den Ohren, die sie mit den Augen fassen. Der lebendigste Unterricht ist der, der mit dem Herzen gefaßt wird, lebendiger als der mit den Augen ist der durch die Stimme gefaßte, denn der Buchstabe ist eine todte Stimme, die Stimme aber ein lebendiger Buchstabe, obwol noch immer ein todter Gedanke, wogegen der mit Gottes Finger geschriebene Gedanke das Leben der Stimme und des Buchstabens ist. Gott schreibt in die Herzen und macht Propheten, Menschen schreiben in die Ohren und Bücher durch Stimme und Buchstaben.

Der Grundgedanke ist, Gott will Alle beseligen, aber nicht Alle wollen es, oder vielmehr der Streit ist nicht über den Zweck, sondern über die Mittel zum Zweck. Selig werden und Gott gefallen, wollen Alle wol, allein sie stimmen darin nicht überein, wodurch es geschehen soll, und nur gar zu Viele wollen Mittel nach ihrer eigenen Weisheit anwenden. Diese sind es nun, wider die er sogleich zum Angriff sich wendet. „Daher, sagt er, streiten die Stolzen fortwährend wider die Gerechtigkeit Gottes, halten die ihnen angebotene Weisheit für Thorheit, die Wahrheit däucht ihnen Lüge zu sein, ja sie verfolgen und tödten Die, welche Wahrheit reden." Gedanken an die Abneigungen, die er in seiner Umgebung fand, auch an die Unternehmungen und Drohungen der Kölner, Ahnungen eigener Gefährde mochten ihm hierbei vorschweben. Indeß weicht er vor dem Kampfe nicht zurück, streitet für die ihm gewordene Erkenntniß wie im Hörsale so auf der Kanzel. Offenbar war der Widerspruch, der sich gegen ihn erhoben, noch nicht zum Schweigen gebracht. Er fährt fort: „denn also predige auch ich allezeit von Christo, unserer Henne, aber es muß irrig und falsch geredet sein. Der Herr will unsere Henne sein zur Seligkeit, wir aber wollen nicht. Denn das ist es, was ich gesagt habe, daß wir durch unsere Gerechtigkeit schlechterdings nicht können selig werden, sondern unter die Flügel dieser unserer Henne müssen wir fliehen, auf daß wir aus ihrer Fülle empfangen, was uns mangelt. Die aber sicher einhergehen, werden ein Raub der Raubvögel. So ist es mit Jenen. Sie wenden sich von den ausgebreiteten Flügeln der Henne zu ihren eigenen guten Werken, wollen die Stimme der rufenden Henne nicht hören, daß ihre

eigene Gerechtigkeit Sünde sei, und was das Aergste, werden selbst Raubvögel, trachten auch Andere von der Henne hinwegzureißen und zu rauben. So geschieht es, daß Die am meisten die Gnade anfechten, die sich ihrer am meisten rühmen. Doch stehet fest und lasse sich Keiner durch den Widerspruch bewegen, denn es muß also geschehen. Die Propheten, Weisen, Schriftgelehrten, zu den Gerechten, Heiligen, Frommen gesendet, werden von ihnen nicht aufgenommen, sondern getödtet, werden aber aufgenommen von den Ungerechten und Sündern, weil diese Lehre begehren und hungrig sind, jene aber sind satt und zu gelehrt."

Er führt dann weiter aus: Gottes und des Menschen Wille sei darin einig, daß die Menschen selig werden. So richtet sich auch Das, was von der Vernunft übrig, unaustilgbar auf das Beste, das Wahre, Rechte und Gerechte. Diese Richtung ist noch ein Ueberrest der verderbten Natur, der Zunder, an welchem sie durch die Gnade wieder erweckt und erneuert werden kann, was aber nur geschieht, wenn ihr nicht widerstanden wird, was die Gottlosen thun, die sich auf jenen Ueberrest verlassen und aus eigenem Willen und Weisheit nicht erneuert werden mögen, sondern sich einbilden gesund zu sein. So tief wurzelt jener Ueberrest, daß er auch bei den Verdammten fast die einzige Ursache ihrer Verdammniß ist, indem sie, darauf sich stützend, durch eigene Weisheit selig werden wollen, während Gott sie durch Demuth und Bekenntniß der Sünde zur Seligkeit führen will.

In der Auslegung des 51. Psalms davon redend, wie sehr hoch der rechte Verstand vom Artikel der Erbsünde in der christlichen Kirche vonnöthen — Papst und Türke wüßten und glaubten nichts davon — sagt er: „denn das kann ich mit meinem eigenen Exempel bezeugen, daß ich diese Lehre, da ich bereits viel Jahre ein Doktor der heiligen Schrift gewesen, nicht wußte, vielweniger verstund. Man lehrte und disputirte wol von der Erbsünde; doch sagten sie, sie wäre durch die Taufe abgewaschen und hinweggenommen, und daß, außerhalb der Taufe, in der menschlichen Natur noch ein Licht, nämlich die Vernunft, da wäre, nach welchem Lichte, so man thäte und lebte, gäbe Gott ohne allen Zweifel seine Gnade. Ja, sie lehreten auch noch wol weiter, daß die natürlichen Kräfte auch in denen Teufeln unverrückt und unverderbt geblieben wären, ohne daß sie die Gnade Gottes verloren hätten"

u. s. f.[1]) Wir sehen hier bestätigt, was er von seinem Exempel sagt. Er beruft sich in diesem Abschnitte auch auf Augustin, hat sich aber die eigensten Begriffe desselben noch nicht angeeignet, schwankt vielmehr noch zwischen ihnen und den pelagianisch-scholastischen. Desto entschiedener aber sucht er einzuwirken durch eine Vorstellung, die er in einem folgenden Abschnitte auf die Bahn bringt und rednerisch ausführt. „Wer Christi Rathschlägen nicht gehorcht und von den seinigen nicht abgeht, über den wird alles gerechte Blut kommen; tödtet er nicht, so ist er doch vom Geschlecht der Todtschläger. Denn wer sich nicht sondert von dem Geschlechte Derer, die die Propheten getödtet, bezeugt durch die That, daß er einstimmig mit ihnen sei, sowie Der, der mit Dieben und Räubern umgeht und dem sie gefallen, an der Strafe Theil nimmt und an der Schuld Theil hat, wenn er auch Niemanden mit der That verletzte. Also wird allen Bösen das Blut Christi und aller Heiligen zugerechnet. O ein erschreckliches Wort! O fleischliche Weisheit, zu fliehen mit höchstem Ernst! Sie ist das Werkzeug, womit Christus und die Heiligen getödtet sind. Wer hat sie getödtet als die rasende Liebe des eigenen Sinns! Erweckt dem Sohne der Dolch nicht den höchsten Abscheu, womit ihm der Vater gemordet ist? Wie kann Der Christum lieben, der Gefallen an den Werkzeugen seines Todes hat!"

Die letzte Abtheilung ist theilweis nur weitere Ausführung von schon Dagewesenem, anderntheils Darlegung der paulinischen Lehren von dem menschlichen Unvermögen das Gesetz zu erfüllen und von der dadurch bestimmten Sendung des Erlösers.

Wir können diese Predigt als Zeichen eines Wendepunktes in seiner Entwickelung und seinem Auftreten betrachten. Sie bildet gewissermaßen den Abschluß eines vergehenden und den Anfang eines neuen Abschnittes darin, den Uebergang zu einem bestimmtern Geltenmachen seines religiösen und theologischen Standpunktes, zu einem sich daran knüpfenden lebhaftern Bekämpfen des entgegenstehenden, zu einem von nun an rasch zunehmenden Einflusse, sich erweiternder Bedeutung und Wirksamkeit. Bald fällt auch der Ablaß in den Kreis der Gegenstände seines Unwillens und seiner Angriffe. Zögernd und unsicher, mehr als ein

1) Zu V. 5, Walch V, 782.

Mal erhebt sich sein Arm auch gegen ihn — es ist eine Zeit der Gährung und Vorbereitung in Wittenberg, in der ganzen gelehrten Welt, im ganzen Reiche — bis er nach fast zwei Jahren den entscheidenden Schlag führt.

Die Zeitbewegung. — Fortgang der Reuchlinistenfehde. — Das päpstliche Koncil, 1515 u. 1516.

Von jetzt an läßt sich die Entwickelung, die mit Luther und größtentheils durch ihn in Wittenberg vorging, viel deutlicher, ja fast Schritt vor Schritt verfolgen, so manche Dunkelheiten auch noch bleiben. An die Weihnachtspredigten von 1515 schließen sich Nachrichten über Gedanken und Arbeiten, die ihn um dieselbe Zeit beschäftigen, an, und die mit dem Inhalte, besonders der Predigt am ersten Weihnachtstage, in unverkennbarer Beziehung stehen. Er ging eben damals mit einem höchst lebhaften und nachdrücklichen Angriffe auf die aristotelische Philosophie, die Methode, die Befangenheit und die Vorurtheile der Schule und der scholastischen Lehrer um. Die eifrigste Kampflust und die Sicherheit dabei, die er an sich wahrnehmen läßt, jetzt zum ersten Male, weist auf einen abermaligen bedeutenden Fortschritt hin, den er gemacht, und zugleich auf Einflüsse der lebhaften Bewegung, in welcher sich eben jetzt die Zeit, insbesondere auch die deutsche gelehrte Welt befand, und die sich auch bei ihm geltend machten. Denn es gehört zu den obgleich weniger beobachteten und an äußern Zeichen unmittelbar wahrzunehmenden, doch unverkennbaren und sehr wesentlichen Folgen jener Bewegung, zu den Verdiensten der Reuchlinisten, der Träger derselben, daß sie Luther geweckt und ermuthigt haben in einem Zeitpunkte, wo er so etwas bedurfte, weil er noch keine hinreichende Gewißheit in sich selbst fand, seine Kraft und die Bedeutsamkeit des Augenblicks und seiner wittenberger Kämpfe noch zu wenig kannte. Durch die Vorgänge der Jahre 1515 und 1516 und namentlich durch die Reuchlinisten und deren Fehde kamen sie ihm zu einem deutlichern Bewußtsein. Wir erinnern uns daher der erstern überhaupt, sofern sie hierher gehören, und blicken vorzugsweis auf den Fortgang des deutschen Gelehrtenkrieges zurück, der jetzt zu einem wahren

Sturme auf die Burgen des finstern Pfaffengeistes und der ausschließlichen zunftmäßigen Gelehrsamkeit geworden war und es mit jedem Tage noch mehr wurde.

Es regte sich überall. Der päpstliche Hof gab, was nach und nach hervortrat, trotz leuchtender Glanzseiten und Leo's verhältnißmäßig edler und trefflicher Richtung, Wirksamkeit und Persönlichkeit, nach wie vor zahlreiche und große Aergernisse und Ursachen der Klage, der ernsten Rüge, des Spottes, die auch nicht gänzlich ausblieben, so sehr die Christenheit vom Lobe des Papstes erfüllt wurde. „Es ward die Zeit, sagt Luther in einer Vorrede zu einer Schrift Melanthon's vom Jahre 1543, vom Papst Leone X. hin und wieder eine Historie von Glaubwürdigen geschrieben und gesagt, daß, wenn er sich wollte ergötzen, und zu Gelächter und Fröhlichkeit Kurzweil halber reizen, stellete er zween Stocknarren oder Parasiten dar, die vor seinem Tische disputirten: ob die Seele unsterblich wäre? Der Eine hielt Ja, der Andere hielt dagegen Nein. Und als sie nun nach gehaltener Disputation ihre vorgetragene Argumente oder Gründe alle beyde dem Papst heimstelleten, hat der allerheiligste Vater aus seinem heiligen Römischen Geiste, dieser Sache mit diesem Urtheil den Beschluß gegeben: Wiewol (sprach er zu Dem, welcher Ja hielt) du gute Gründe und Ursache hast vorgebracht, so halte ich es doch mit Dem, der da hält, wir sterben wie ander Vieh; denn, jenes macht melancholisch und traurig, dis macht einen guten leichten Muth.“ Ebenso wurden Abscheu erregende Gerüchte über die Liederlichkeit der Kardinäle in der Welt umhergetragen. Wir werden sogleich noch einiges Nähere darüber zu sagen haben. Die Folge war, daß „Alles, was christlichen Namen trug, eines solchen Papsts, einer solchen römischen Kirche sich schämte“, daß „Jedermann müde wurde, solche häßliche greuliche Exempel zu sehen, zu hören, zu dulden“, daß das „erbärmlichste Seufzen nach einer Reformation, wenigstens der ärgsten Greuel und Laster, war.“[1]) So Luther nicht ohne Wahrheit, wenn auch nicht ohne Uebertreibung, sofern diese Stimmung damals wenigstens erst anfing allgemeiner zu werden, die Massen zu ergreifen; denn wenn sie in diesen jetzt schon oder noch früher so verbreitet ge-

1) Walch XIX, 2246 f.

wesen wäre, wie man anzunehmen pflegt, so würden sich hundert und wieder hundert Erscheinungen und Zeichen der entschiedensten, eifrigen und dumpfen Hingebung an die verderbte Priesterschaft, Lehre und kirchliche Praxis schlechterdings nicht erklären lassen. Doch war sie allerdings im Zunehmen. Wir hörten schon, daß um diese Zeit die Schriften, in welchen sie sich aussprach und die dem Volke zugängig waren, sich gewaltig mehrten und daß der Ton in der einen dieser Schriften noch immer gereizter und heftiger wurde als in der andern. Ein Pamphlet des Polen Bernhard von Lublin, das 1515 verbreitet wurde, beschuldigte den Papst einer Menge Irrthümer, sagte von ihm, daß er das reine Gotteswort verlassen und Menschensatzungen dafür eingeführt habe, verwarf sein allgemeines Kirchenregiment. Auf den verschiedensten Punkten waren einflußreiche Männer für die neue Richtung der Wissenschaft, insbesondere die Studien thätig, die in Deutschland bereits zum offenen Kriege geführt hatten. Papst Leo fuhr fort ihr großer Förderer zu sein; er gab eben in dieser Zeit den klassischen Studien, der humanistischen Richtung, der damit verknüpften Freiheit oder Zügellosigkeit der Geister, den daraus hervorgehenden Bestrebungen den höchsten Schwung, so viel des Hergebrachten in der Denkart und Sitte, in der Wissenschaft, Schule und Kirche über den Haufen zu werfen. Von der Stimmung der höhern Kreise in Deutschland zeugen Vorgänge wie die, daß Herzog Ernst von Baiern Erasmus durch Urbanus Rhegius nach Ingolstadt einladen ließ, sei es durch Vorlesungen, sei es durch seine bloße Anwesenheit zu helfen, die alte Barbarei zu vertreiben und bessere Studien in Gang zu bringen. In Spanien bemühete sich der gelehrte Kardinal Ximenes eifrigst ihnen aufzuhelfen, brachte ein großes in den Grundsprachen gedrucktes Bibelwerk zu Stande, prägte seinen Geist der neuen Universität Toledo ein. 1516 erschien zu Basel Erasmus' lange verheißenes, ersehntes und gefürchtetes griechisches neues Testament mit neuer lateinischer Uebersetzung und Anmerkungen. Er hatte schon 1514 sein Vorhaben angekündigt und zugleich an einer berichtigten Ausgabe des Hieronymus gearbeitet, welche ebenfalls dem Schriftstudium aufhelfen sollte. Die Mönche, die scholastischen Doktoren geriethen in Aufregung. Sie stifteten den schwergelehrten Martin Dorp zu Löwen an, der 1515 mit einer Epistel

gegen Erasmus hervortrat, worin er dessen Lob der Thorheit, seine satyrische Schreibart angriff, die ernste Aufforderung an ihn stellte, das griechische neue Testament liegen zu lassen, denn das Griechische gehe nur die von der römischen Kirche abgefallenen Griechen an, bei der Vulgata stehen zu bleiben, an deren geheiligtem Ansehen nicht gerüttelt werden dürfe, aus dem Hieronymus, den ältern Sprachen nicht so viel Wesen zu machen: die Theologie der Schule werde dadurch gefährdet und sei die einmal festgesetzte, bei welcher es bleiben müsse. Erasmus ließ eine schlagende Widerlegung erscheinen. Dorp antwortete, Erasmus' Vorhaben für höchst gefährlich erklärend. Doch zog er sich zurück, als auch Thomas Morus wider ihn aufgetreten war. Erasmus' Bibelwerk erschien mit einer Epistel an Leo X., worin er diesem große Schmeicheleien sagte und sehr gewandt der Beschäftigung mit den ältern Sprachen und ihrer Anwendung auf die Schriftstudien das Wort redete. Die Gegner hatten den Verdruß, daß unter ihren Augen zu Löwen noch 1516 das der Pflege des Humanism gewidmete buslidianische Kollegium errichtet wurde. Erasmus genoß in hohem Maße die Gunst des Papstes selbst, ja er stand mit ihm in einer traulichen Verbindung, in beständigem Briefwechsel. Sie hatten sich schon in Rom kennen gelernt und lieb gewonnen, ehe Leo zur Regierung gelangt war. Sobald sich Leo gezeigt, wie wir es oben darstellten, sendete Erasmus ein Glückwünschungsschreiben voll feiner Lobeserhebungen und erbat sich die päpstliche Unterstützung bei seiner beabsichtigten Ausgabe der Werke des Hieronymus. Leo antwortete äußerst verbindlich, sprach den Wunsch aus, daß die Vorsehung, die ihn zu seiner erhabenen Stellung berufen, ihm auch Kraft geben möge, die Menschheit zur Tugend und Gottesfurcht zurückzuführen, und versicherte, daß er mit freudiger Ungeduld den erasmischen Hieronymus erwarte. Unaufgefordert verwendete er sich für Erasmus nachdrücklich bei Heinrich VIII. [1])

Die Anhänger des Humanism stritten mit der offenbarsten geistigen und wissenschaftlichen Ueberlegenheit, der päpstliche Hof war, zum Wenigsten nach seiner innerlichen Stimmung, auf ihrer

1) Löscher a. a. O. I, 102 ff. Von der Hardt, Hist. lit. ref. I, 11, 20 ff., 37. Roscoe a. a. O. III, 504 ff.

Seite, ihren Feinden standen indeß andere und auch nicht geringe Streitmittel zu Gebot. Hochstraten hatte sich in Folge der ihm gewordenen Citation mit großem Gepränge und viel deutschem Gelde, das er trefflich zu gebrauchen wußte, nach Rom begeben. Trotz der für Reuchlin dort eingelaufenen Verwendungen und der großen Anzahl seiner dortigen Freunde und Gönner kostete es viele Mühe, einen Sachwalter für ihn zu gewinnen. Erst nach einer längern Zeit fand sich Jemand, der sich getrauete, seine Vertheidigung zu übernehmen. Hochstraten versuchte es mit Ränkeschmiedereien aller Art, konnte indeß nicht verhindern, daß neben Grimani noch ein anderer unparteiischer Kardinal zum Richter verordnet wurde. Er verfehlte nicht, an die Verdienste seines Ordens zu erinnern und an die traurigen Folgen für die Religion, wenn man die Ungerechtigkeit begehe, eine solche Hauptstütze der Kirche unterliegen zu lassen. Leo gab insoweit nach, daß er den beiden Richtern noch ein zahlreiches Kollegium von Ordensgeneralen, Doktoren und andern Prälaten zur Seite stellte. Die Sache verzögerte sich nun bis weit in das Jahr 1516 hinein, wo sich die Mehrheit der Richter trotz aller Umtriebe Hochstraten's zu Gunsten Reuchlin's erklärte. Allein nun wußte es einer derselben, Sylvester Prierias, vor der Veröffentlichung des Urtheils wenigstens dahin zu bringen, daß ein päpstliches Mandat (de supersedendo) das weitere Verfahren untersagte und die Wiederaufnahme der Sache auf das Belieben des Papstes verstellte. [1])

Leo war von Reuchlin's Unschuld vollkommen überzeugt, günstig für ihn gestimmt, den Dominikanern abgeneigt. Er mußte Scheu tragen, die öffentliche Meinung zu beleidigen, die von so einflußreichen Männern vertreten wurde. Er würde in Reuchlin sich selbst, seinen Hof und seine Freunde verurtheilt haben. Er hatte sich mit ähnlich Strebenden umgeben. Niemand hatte so umfassende Veranstaltungen zur Aufnahme der griechischen und orientalischen Sprachen getroffen, als gerade er selbst. Er hatte eine eigene griechische Pflanzschule in Rom gegründet, die ersten öffentlichen Lehrer des Syrischen und Chaldäischen in Bologna ange-

1) Erhard a. a. O. II, 370 ff. Mayerhoff a. a. O. 185 ff.

stellt. Der erste Theil der komplutensischen Bibel des Kardinals Ximenes war 1514 mit einer Zueignung an ihn erschienen. Ein römischer Geistlicher begann eine neue Uebersetzung des alten Testaments aus dem Hebräischen. Leo hörte davon und suchte das Unternehmen sogleich aus freien Stücken auf jede Weise zu fördern. Nahm er sich nun dennoch der deutschen Humanisten, die, so viel religiöser als die leichtfertigen oder indifferenten italischen, die Religion so viel weniger gefährdeten, nicht mit vollem Ernste und Nachdrucke an, so lag der Grund in seiner Denkart, der Lage der Dinge und seiner Auffassung derselben. Er war von Platonikern erzogen, hatte sich mehr mit der platonischen Philosophie als mit theologischen Studien beschäftigt; er war, wenn nicht geradezu gleichgültig gegen die christlichen Glaubenslehren, doch auch nicht warm für sie. Verachtete er theologische Gelehrsamkeit, wie sie bei den Erasmus und Aehnlichen sich fand, auch nicht, so war sie doch nicht sonderlich seine Sache. Zu wenig verbürgt scheint, daß er einst gesagt haben soll, als Bembo eine Stelle aus den Evangelien angeführt: „die ganze Welt weiß es ja, wie einträglich uns diese Fabel von Christus gewesen." Auch das Aehnliche mag nicht geradezu zu glauben sein, was wir Luther sogleich werden erzählen hören. Allein eigentlichen religiösen Ernst besaß er bestimmt nicht, ein großer Theil seines Hofs dachte und redete über religiöse Dinge äußerst leichtfertig und unvorsichtig im Sinne der humanistischen und heidnischen Aufklärung, und er duldete, begünstigte es; die Anliegen der Hierarchie standen ihm höher als die der Christenheit, als die Wissenschaft und die Wahrheit; daß er weltlichen Vortheilen und Absehen den Aufbau der Religiosität und Kirche durch die Studien unterordnete, war doch das Ergebniß seiner gesammten Anschauung und Regierungsgrundsätze. Sollte er die mächtigen Stützen der päpstlichen Macht, die Universitäten, Scholastik und Mönchthum, schwächen, ihren Widersachern zum Siege verhelfen, sich mit den Dominikanern verfeinden, die ihm seinen Ablaß predigten, die Seite stärken, von welcher so manchfacher Widerspruch ausging? So ließ er sich in diesem Falle durch die Rücksicht auf die päpstlich-hierarchischen Anliegen bestimmen. Er befand sich mitten in den erfolgreichsten Bestrebungen, das päpstliche Ansehen wieder zu befestigen und so hoch zu erheben, als es jemals gewesen. Da wäre jede Störung

im Siegslaufe widerwärtig gewesen und es fehlte doch auch an bedenklichen Zeichen nicht.[1])

Er hatte das lateranensische Koncil von Neuem mit großer Würde eröffnet. In seiner Anrede hatte er die Väter ermahnt, aus allen Kräften für das Wohl der Kirche zu arbeiten, und sich entschlossen erklärt, die Versammlungen so lange fortzusetzen, bis der Friede in der gesammten Christenheit wiederhergestellt sei. Allein er dachte entweder an das Wohl der Kirche gar nicht, oder verstand Dinge darunter, wie den Nutzen des Papstthums, den Glanz seines Hofes, allenfalls einen friedlichen Bestand und einen geregelten Gang des kirchlichen Wesens, wie es war, bei einem gewissen Maße religiöser und theologischer Aufklärung u. dgl. Er war dem Fortschritte nicht abhold, doch so, daß dadurch an der Macht und dem Ansehen des Papstthums nichts verrückt werden dürfe; er wünschte Abstellung einzelner Gebrechen, nur daß der Grundschade nicht angerührt werde. Als Reformationspläne angeregt wurden zur Hebung der christlichen Sitte und Zucht, zur Abstellung des schmählichen Misbrauchs der Beneficien, gegen Konkubinat, leichtfertige Anwendung des Interdikts u. dgl., zeigte das Koncil wenig Theilnahme und noch weniger Muth, die Größe der Uebel mit fester kräftiger Hand zu unterdrücken. Am Wenigsten war Leo dazu geneigt, dem an ganz andern Dingen lag. Als ihm gemeldet wurde, fast die Hälfte der Prälaten wünsche eine allgemeine Reformation an Haupt und Gliedern, erwiderte er ausweichend mit einem spöttischen Lächeln. Er hatte das Koncil zu Zwecken päpstlicher Politik ausersehen und es erwies sich als dienstwilliges Werkzeug zur Förderung derselben. Seit seiner sechsten Sitzung im April 1513 stand es unter Leo's unbedingter Leitung. Er gebrauchte es zur Aufhebung der Freiheiten der Kirche in Frankreich, zu allgemeinen Beschränkungen der Lehrfreiheit. Dort folgte 1515 Franz I. auf Ludwig XII., und gleich darauf verabredete Leo mit ihm zu Bologna ein Konkordat, durch welches die pragmatische Sanktion aufgehoben wurde. Der Papst und der König theilten sich in die Vergebung der Pfründen und andere Vortheile auf Kosten der französischen

1) Roscoe a. a. O. II, 120 ff., 160 ff.; I, 36; III, 508. Ranke a. a. O. 280.

Kirche. In Italien war seit ein paar Jahrzehnden das Studium der platonischen Philosophie mit großem Eifer wiederbelebt. Man bemühete sich, auch die aristotelische besser zu verstehen, doch gewann jene zunächst durch den Kardinal Bessarion das Uebergewicht im Ansehen. Lorenz von Medici, der Vater Leo's, förderte diese Bestrebungen und nahm selbst Theil daran. Unter den Gelehrten und Vornehmen kamen Ansichten dadurch in Umlauf, welche der Scholastik das Urtheil sprachen und in wichtigen Punkten, dem von der Offenbarung, der Unsterblichkeit der Seele, der Vorsehung, von der Kirchenlehre und vom Christenthume ablenkten, Zweifelsucht und Gleichgültigkeit in religiösen Dingen immer weiter verbreiteten. Pomponatius lehrte zu Padua, daß Wunder bloße Erzeugnisse der Einbildungskraft wären, daß sich die Vorsehung nicht auf die vergänglichen Zustände dieses Lebens erstrecke. In einer Schrift über die Unsterblichkeit der Seele sollte er die letztere bestimmt geleugnet haben, was man am päpstlichen Hofe jedoch nicht finden wollte. Er verspottete das Christenthum und berief sich, wenn er deshalb angegriffen wurde, darauf, daß er nur als Philosoph geschrieben habe, dem Ausspruche der Kirche aber, sobald sie entschieden, unbedingt glaube. Augustin Nifo hatte die Lehre des Averroes eingesogen und in einer Abhandlung behauptet, es gebe nur eine geistige Existenz und eine Seele, die das Weltall belebe. Er schrieb darauf gegen Pomponatius und 1513 berief ihn Leo nach Rom, stellte ihn bei der von ihm errichteten römischen Akademie an und überhäufte ihn mit Gunstbezeigungen. Indeß waren ähnliche Behauptungen und Lehren auch anderwärts aufgetaucht. Nach Averroes hatten längst manche Scholastiker gelehrt. Man wurde am päpstlichen Hofe bedenklich. In der achten Sitzung im December 1513 ließ Leo das Koncil beschließen, hinfort solle verboten sein, nach Averroes zu lehren, daß die Seele sterblich und nur eine einzige in allen Menschen sei, oder die Ewigkeit der Welt und ähnliche Irrthümer zu behaupten; vielmehr wurde festgesetzt, die Seele des Menschen sei unsterblich und mehre Körper könnten nicht von einer Partikel derselben Seele beherrscht werden, sondern jeder Körper habe eine Seele für sich allein. Zugleich wurde allen Lehrern der ältern Philosophie anbefohlen, die Abweichungen derselben von der Kirchenlehre, namentlich in Hinsicht auf die Un-

sterblichkeit und Einheit der Seele und die Ewigkeit der Welt nachzuweisen, die Lehre des Christenthums einzuschärfen und die erhobenen Einwendungen nachdrücklich zu widerlegen. [1])

Luther spricht mehrmals von jenem Verbot. In der Warnung an seine lieben Deutschen sagt er darüber: „Da das nähest Concilium Lateranense zu Rom unter dem Papst Leo sollt beschlossen werden, war unter andern Artikeln gesetzt, daß man gläuben sollte, die Seele sei unsterblich. Daraus man greifen muß, daß sie aus dem ewigen Leben ein lauter Gehei und Gespötte haben. Bekennen damit, daß bei ihnen ganz ein öffentlicher Glaub sei: es sei kein ewigs Leben; wollens aber nu mit einer Bulla lehren." Daneben erwähnt er noch eines andern Aergernisses. „Aber das war noch feiner: in derselbigen Bullen hatten sie gesetzt, daß kein Kardinal sollte hinfurt so viel Schandbuben haben. Aber Papst Leo hatte es heißen auslöschen, sonst wäre es in alle Welt erschollen, wie frei und unverschampt der Papst und die Kardinäl Sodomam zu Rom hielten." In der oben erwähnten Vorrede kommt er gleichfalls darauf. „Ich gedenke es noch wohl ohngefähr vor dreißig Jahren, da Julius II. auf Leonem X. erbete das angefangene Concilium Lateranense, da allbereit zu der Zeit zu Rom der Gebrauch war, (so anders ein solcher satanischer Greuel ein Gebrauch mag genennet werden) Prälaturen und Präbenden den Ganymeden und der Kardinäle Kammerknaben zu verleihen. Ja ich gedenke es noch diese löbliche römische Tugend. Und ist mir angezeigt von ganz Glaubwürdigen, daß die Zeit eine Notel und Bulla gestellet war, darinne klar und unverschämt gesetzet war, daß einem jeglichen Kardinal nicht mehr sollte nachgelassen werden bei sich zu haben und am heiligen kardinälischen Hofe zärtlich zu nähren, denn fünf Schandknaben, Catamitos. Und wäre die Zeit dieselbige Bulle in alle Welt durch die ganze Christenheit ausgangen, geschmückt und gezieret mit diesem schönen Artikel der heiligen römischen papistischen Lehre und der allerhöllischsten römischen Keuschheit und Zucht, wenn nicht Leo X. den Punkt hätte mit Fleiß ausgetilget. Denn bei dem mehrern Theil der Kardinäle hats keine

1) Alzog a. a. O. 695, 723. Roscoe a. a. O. II, 96, 361 ff.; III, 258 ff.; II, 363. Löscher a. a. O. I, 201. Schröckh a. a. O. XXXII, 515.

Scheu, wollen wähnen, solcher Teufelsunflat sei allenthalben so gemein als zu Rom. Daß aber gleichwol die Bulla römische Hoffarbe hätte, so ließ Leo diesen schönen löblichen Artikel stehen, daß man forthin lehren und glauben sollte, daß des Menschen Seele unsterblich wäre. Den löblichen und heiligen Artikel und Decret hat der heilige Vater nicht für sich oder seinethalben gemacht, sondern der armen Christenheit wollen helfen. Denn er selbst, Leo X. oder Hof zu Rom, hat solches nicht gegläubt, gläubt es auch nicht, sondern halten für Narren und Thoren und bon Christian Alle, die es bekennen und gläuben." [1])

Das Koncil verordnete ferner, daß hinfort Niemand mehr den Unterschied zwischen philosophischer und theologischer Wahrheit vorbringen solle, wonach etwas in der Theologie wahr, in der Philosophie unwahr sollte sein können. Die Unterscheidung hatte freilich dem Skepticism Vorschub geleistet, wie z. B. Pomponatius die Lehren von der Unsterblichkeit der Seele und von der Vorsehung nur als theologische Wahrheiten noch hatte gelten lassen wollen. Sie hatte der Zügellosigkeit des Philosophirens und dem Eindringen des Unglaubens in die Theologie und Kirche zum Schirme gedient, doch auch der Freiheit des Forschens, Redens und Lehrens stets einigen Raum und Schutz gewährt. Da sie in die allgemeinere Frage über das Verhältniß der Theologie und Philosophie hineingehörte, die von jetzt an zu großer neuer Bedeutung gelangen sollte, machte sich späterhin Luther auch speciell mit ihr zu schaffen. Auf ein Erkennen der Gefahr, welche in der neuen wissenschaftlichen Richtung lag, auf eine Gesinnung, welcher der Nutzen höher stand als die Ueberzeugung, und auf die Ansicht, welche sich vermißt, die Geistesfreiheit und Wissenschaft zugleich schützen, fördern, lieben und verachten, d. h. eindämmen und lenken zu können nach eigenem und eigensüchtigem Belieben, wies es hin, daß Leo daneben anordnen ließ, kein junger Kleriker solle sich über fünf Jahre mit Philosophie und Poesie abgeben, ohne zugleich Theologie oder geistliches Recht zu studiren. In der neunten Sitzung (Mai 1514) legte er eine Reformationsbulle vor, in welcher manche lobwürdige, freilich nur äußerliche Besserungen vorgeschlagen wurden, denen jedoch die Ausführung nicht

1) Plochm. XXV, 33. Walch XIX, 2245.

folgte, und in der übrigens auch vorkam, daß den Laien alle Gewalt über die Geistlichen schlechterdings entzogen werden solle. Die zehnte Sitzung im Mai 1515 war ausgezeichnet durch eine strenge Censurverordnung. Leo's Bulle sagt eben Das, was schon die ersten Censurverordnungen sagten und auch die neuern zu sagen pflegen. Als Alexander VI. die Büchercensur anordnete, verkündete er in die Welt: „Unter den vielfachen Pflichten unseres Hirtenamtes müssen wir vornämlich die ausüben, daß Alles, was zu unserer Zeit aufkömmt und heilsam und löblich, übereinstimmend mit dem katholischen Glauben und den guten Sitten ist, erhalten, gemehrt und auf die Nachkommen fortgepflanzt, alles Verderbliche, Verdammliche und Gottlose aber unterdrückt und mit der Wurzel ausgerottet werde, damit es den Acker und Weinberg des Herrn, die geistige Weide der Gläubigen, nicht mit Unkraut bedecke." Leo verstand es noch besser. Seine Bulle preist die Erfindung des Buchdrucks, die so trefflich das Aufblühen der Wissenschaft, die raschere Verbreitung der Kenntnisse fördere. Allein, heißt es weiter, es würden durch sie Uebersetzungen aus dem Griechischen, Hebräischen, Arabischen und Chaldäischen und Bücher in der lateinischen und den Vulgärsprachen verbreitet, welche schädliche Irrthümer, und die der christlichen Religion zuwider, enthielten, Personen, die Häupter selbst antasteten, dem Glauben und den guten Sitten nachtheilig wären. Es liege dem Papste an, daß die zum Segen erfundene Kunst nicht durch Misbrauch zum Unsegen werde, nicht heilsamer Arznei Gift beimische. Damit nun die Presse wahrhaft gedeihe durch eine bessere Anwendung, werde angeordnet, daß hinfort keine Bücher, namentlich auch keine Uebersetzungen aus dem Griechischen u. s. w. ohne strenge Censur der Bischöfe, Inquisitoren u. s. f. gedruckt würden, bei Strafe der Exkommunikation und des Zornes des allmächtigen Gottes und seiner Apostel Petrus und Paulus. Die Bulle war indeß keineswegs gegen wirklich schlechte sittenverderbliche Bücher, die nach wie vor in Masse zugelassen wurden, sondern gegen alle die Preßerzeugnisse gerichtet, welche am päpstlichen Hofe Bedenken erregten, und wären es auch solche Werke gewesen, wie sie dort sonst gern gesehen waren. Sie sollte namentlich den Schriften Reuchlin's und Erasmus', insbesondere der erasmischen neuen Uebersetzung des neuen Testaments gelten, was auch allgemein der Eindruck war.

Es ist merkwürdig, daß Luther dieser Bulle und überhaupt dieser päpstlichen Censurverordnungen nie ausdrücklich gedenkt, kein Wort des Zorns über sie hat, wie denn seine und seiner Zeitgenossen Gedanken über Censur und Preßfreiheit auch im Ganzen dürftig und unklar blieben: ein Zeichen davon, daß man in der Reformationsepoche thatsächlich die Freiheit der Presse besaß, daß die Büchercensur während ihrer Dauer unwirksam war und wenig Besorgnisse für die Entwickelung des Angefangenen erweckte, welcher sie späterhin so nachtheilig werden sollte. Es fehlte seit dieser Zeit nicht an Veranlassungen zu dem Bemühen, den Gegenstand grundsätzlich aufs Reine zu bringen; Luther jedoch ließ sie vorüber und kam aus dem Obenhinansehen und Schwanken nie heraus, so oft und stark er auch über und wider die Gewaltmaßregeln der Hierarchie und des Anhangs derselben gegen Bücher eiferte. Wir hören ihn wol sich ganz zufrieden damit erklären, daß seine Bücher vor dem Drucke Seitens der (ganz mit ihm einverstandenen) Fakultät „besehen würden", ja er fordert wol das vorgängige Bücherbesehen als nöthig in wirrer Zeit; aber dann weigert er sich wieder es geschehen zu lassen und schreibt dem kurfürstlichen Kanzler, kämen „seine Büchlein zuvor gen Hofe, so würden sie des Meisterns so viel finden, daß nimmermehr nichts daraus würde", und der censirende Hof übernähme gewissermaßen die Verantwortlichkeit dafür. „Aber nu sehen sie allein lutherisch, und kann ein Jeglicher sich entschuldigen, daß er nichts dazu gethan." Getadelt, daß er zu scharf geschrieben, antwortete er, es hätte auch nicht stumpf sein sollen. Erinnert, sich des scharfen Schreibens gegen Herzog Georg zu enthalten, erklärte er sich, um seine „Lust zum Frieden" zu zeigen, sehr bereit, dem Herzoge alles Bisherige zu „schenken", allein er stellte Bedingungen: „sofern Herzog George auch hinfurt mich zufrieden lasse und keine neue Unlust anrichte, auch mit dem Vorbehalt, wo andere Papisten mit mir nicht Friede halten wollten, daß ich frei seyn müge dieselbigen zu rühren." Das stand ihm ein für alle Mal fest, Gottes Wort frei zu lehren, und zwar namentlich auch durch Druckschriften, „dasselbe Amt zu leisten" wollte er unter allen Umständen „frei und ungebunden sein." Denn, schrieb er zu der Zeit, als die Bannbulle erwartet wurde: „ich will meinen Sünden nicht die unerlaßliche hinzuthun, daß ich das Lehr-

amt, welches mir als Doktor der heiligen Schrift befohlen, nicht mit Fleiß ausrichten sollte, da ich denn schuldig erfunden werden würde des schädlichen und unchristlichen Stillschweigens, weil die liebe Wahrheit so greulich verachtet und so viel tausend Seelen jämmerlich verführt werden." Als wiederholte Klagen vom Herzoge Georg einliefen, schrieb er, zur Verantwortung aufgefordert, dem Kurfürsten Johann Friedrich, er könne die Herzoge Hans oder Georg oder den Erzbischof Albrecht „zu Doktorn nicht leiden", daß sie ihn lehren sollten, wie er reden solle, denn er wüßte, daß sie es nicht verständen. Daneben rieth er, der Kurfürst möge einen Befehl ausgehen lassen, daß man „in Herzog Georg's Landen sollte predigen, schreien und zu Leipzig getrost Bücher drucken zur Schmach dem Kurfürsten zu Sachsen, und darüber verbieten, daß man im Kurfürstenthum nicht müsse mucken." Als er sich auf der Wartburg befand, wollte man in Wittenberg nicht, daß er wider den Erzbischof Albrecht schreiben solle: er erklärte, daß er sich nicht hindern lassen werde. Man hielt zurück, was er geschrieben hatte, und nun schrieb er dem Freunde am Hofe: „Du kannst nicht wider den Strom bei mir; ich will gedruckt haben, was ich geschrieben, wo nicht zu Wittenberg, anderwärts. Sind die Handschriften verloren oder du verheimlichst sie mir, so wird mein Geist erbittert werden, daß ich hinfort noch viel heftiger in der Sache schreibe. Wer todtes Papier vertilgt, vermag nicht damit auch den Geist zu dämpfen." So oder ähnlich mochten seine Gedanken bei den päpstlichen Censurverordnungen sein. Folgerichtig und klar dachte er über Censur und Preßfreiheit nicht. Er kehrte sich an Censurverordnungen und Bücherverbote nicht und verachtete sie, die Preßfreiheit nahm er sich, und der päpstlichen Befugniß, überhaupt Verordnungen irgend einer Art für Deutschland zu erlassen, machte er nach Kräften ein Ende. Nur insofern verstand er sich auf die Sache, war er konsequent. [1])

Der Zustand war ein halb gewaltsamer, über den Grundsatz herrschte Unklarheit. Man nahm die Nothwendigkeit und das

1) Theologische Abhandlung von der Frage: ob der theologische Satz, das Wort wird Fleisch, in der Philosophie wahr sei? Walch X, 1397. Schenkel, das Wesen des Protestantismus, I, 111 f. Alzog a. a. O. 693. Von der Hardt a. a. O. 56. De Wette IV, 252, 276, 578; II, 109. Luther im Staatslexikon, 145.

Recht, die Pflicht der Obrigkeit, wider gottlose gemeinschädliche Bücher — Winkelschriften zumal — einzuschreiten, nicht in Abrede, erblickte unrechtmäßige Gewalt, wider die man sich ohne Bedenken auflehnte, in der Unterdrückung unschädlicher oder gar guter und frommer Bücher, und erkannte die Entscheidung über die Beschaffenheit betreffender Drucksachen sich selber zu. Daher erklärt es sich, daß Luther und sein Zeitalter die Einführung der Censur den Päpsten als Schuld kaum anrechneten, obwol gerade diese Maßregel den deutlichsten Beweis enthielt, daß das Papstthum die gegen die Geistesfreiheit allerfeindseligste und wachsamste Macht war. Es bleibt freilich dabei, die Päpste, und unter ihnen Leo mehr als einer, gestatteten ein gewisses Maß freier Bewegung, begünstigten diese, schützten sie auch wol gegen finstere Zeloten. Allein eben Leo's lateranensische Censurverordnungen zeigen, der Geist sollte sich nicht nach eigenen Gesetzen, sondern nach päpstlicher Willkür fortbewegen, sollte frei sein nicht von Rechtswegen, sondern nur durch Gnade, frei sein zum Dienste der kirchlichen Ueberlieferung und der hierarchischen Oberhoheit, oder doch nur sofern er nicht wider sie anstieß. Die Freiheit, welche die Päpste zuließen oder auch begünstigten, hatte theils wenig Werth und war zum andern Theile Blendwerk, Täuschung über den Geisteszwang, der daneben geübt wurde, und insofern, weil mit dem letztern aussöhnend oder ihn verhüllend, und als ein Mittel die wahre, d. h. die freie Freiheit fern zu halten, für diese gerade am allergefährlichsten. Wir sahen, zu welchen falschen Erwartungen und Schritten die klügsten Köpfe Deutschlands, Reuchlin und die Humanisten, seine Gönner und Freunde, durch Leo's Liberalität sich verführen ließen. Diese Liberalität war zuletzt doch in gleicher Weise Lüge und Spiegelfechterei wie das ganze päpstliche Koncil, sofern von ihm verkündet war, daß es eine Reformation der Kirche bewerkstelligen solle, oder sofern es sich anstellte an einer solchen zu arbeiten. Nach dem bisherigen Verlaufe seiner Thätigkeit läßt sich doch nicht wohl annehmen, es habe ehrliche beschränkte Ansicht und nicht die Absicht zu täuschen darin gelegen, wenn der Erzbischof Stephan von Paträ jene zehnte Sitzung noch durch große Worte auszeichnete: unter Leo X. werde nun endlich die große wahre und allgemeine Reformation der Kirche zu Stande kommen, an welcher alle vorigen Päpste vergeblich gearbeitet, die das Geist-

liche und Weltliche umfassen und sich rasch und ehrenvoll über den ganzen Erdkreis verbreiten werde; die lateranensische Versammlung sei dazu berufen, die hohe Aufgabe zu erfüllen. Sie beschäftigte sich jedoch in der Folgezeit (1516) eben nur mit der Unterdrückung der französischen Kirchenfreiheiten, und rührte bis zu ihrem Schlusse die hohe Aufgabe in Wahrheit auch nicht aufs leiseste an.

Allein dies Spielen mit einer wenn auch nur angeblich allgemeinen und wenn auch noch so fügsamen Kirchenversammlung und mit dem wenn auch anscheinend völlig vergeblichen und ohnmächtigen Gedanken an eine Reformation der Kirche und den sich daran knüpfenden Hoffnungen oder Nichthoffnungen war nicht ohne Bedenken, so viel man ohne Frage auf päpstlicher Seite wagen durfte. Immerhin lag doch eine officielle Anerkennung des Vorhandenseins kirchlicher Gebrechen, eines Besserungsbedürfnisses darin. Man konnte sich in Rom fest genug bei Allem, was man den Deutschen bot, auf ihre träge Geduld, ihr blindes Vertrauen, ihre getheilte Meinung, die Stumpfheit nationalen Ehrgefühls der Vielen bei ihnen unter Vornehmen wie Geringen, ihr Ungeschick zur Vereinigung und zum Gebrauch ihrer Kräfte, die Verworrenheit ihrer öffentlichen Verhältnisse, die Selbstsucht der Häupter, ein noch immer sehr großes Maß von beschränkter Einsicht, trunkener Hingebung an die Kirche, deren Lehre und Geistlichkeit und tollem Eifer dafür, auch in den höhern Ständen, auf eine sehr große Zahl von durch und durch hierarchisch und römisch gesinnten Geistlichen und Laien, Gelehrten und Ungelehrten unter ihnen verlassen. Allein es fehlte ihnen doch nicht an einzelnen Klügern, an tief Entrüsteten über die Hierarchie, an thätigen und eifrigen Patrioten. Die wiederaufgewachte vaterländische deutsche Richtung und Gesinnung war eben jetzt in gewaltigem Anschwellen, wurde lebendiger, verbreiteter, bewußter und eben darum immer mehr gegenrömisch. Davon merkte der römische Anhang in Deutschland wenig, wußte wenig davon nach Rom zu berichten, und doch erhoben sich eben jetzt die feurigsten, thatkräftigsten, gewaltigsten Patrioten, welche Deutschland jemals gehabt, Luther und Hutten, und wenigstens Hutten gab als solcher sich jetzt schon völlig zu erkennen, durch ganz Deutschland erschallten seine Freiheitsrufe, wenn auch immer vor-

erst noch im fremden lateinischen Idiom, nur die gebildeten Kreise erreichend, während sich Luther, wie wir hören werden, früher an das gesammte Volk in deutscher Rede wendete. Es wurde eben in dieser Zeit so offenbar, daß es nirgend mehr verkannt werden konnte: die Ehrfurcht vor der Kirche, die hierarchische Gesinnung war erschüttert, bei weitem nicht mehr so allgemein, wie selbst noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, abweichende Ansichten und Verstimmung verbreiteten sich mehr und mehr, der Zustand war zu drückend und zu schimpflich, um nicht fortwährend erneuertes Widerstreben, erneuerte Versuche, das Joch abzuwerfen, erwarten zu lassen. Sie konnten einmal gefährlich werden, zu ernsten und nachdrücklichen reformistischen Bestrebungen sich gestalten. Man ging in Rom eben mit neuen und zwar sehr starken und auffälligen Zumuthungen an die Deutschen um und aus der Mitte der letztern wurden eben jetzt die alten Beschwerden wieder recht laut und geschickt zur Sprache gebracht. Gerade 1515 erschien Wimpheling's dem Erzbischofe Albrecht von Mainz gewidmete Schrift über die Beschwerden deutscher Nation und des Reichs wider den römischen Stuhl und Kurie, worin auf das Nachdrücklichste die Rechte der Deutschen geltend gemacht und die Grundsätze bekämpft wurden, welche Leo durch sein Koncil neuerdings festsetzen ließ. Der Erzbischof wird aufgefordert, sich der Furcht zu entschlagen und nach dem Beispiele seines Vorgängers — des gegen die Kurie unermüdlich thätigen Berthold, der 1505 gestorben war — die Freiheit zu suchen und zu behaupten. Der Inhalt besteht hauptsächlich aus den Beschwerden vom Jahre 1510 und dem Auszuge aus der pragmatischen Sanktion, welchen Wimpheling im Auftrage Maximilian's besorgt hatte. Es fehlt nicht die Drohung: „damit nicht endlich ein Aufstand des gemeinen Mannes, der oft davon murmelt (hac de re murmurantis), wie ichs — Gott ist mein Zeuge — mit meinen Ohren gehört, gegen die Geistlichkeit angehe oder das böhmische Gift — was Gott verhüte — sich weiter verbreite." Was noch mehr war, der Kaiser und die Stände hatten die Schrift veranlaßt. Die Vertreter der Nation gedachten also doch fortwährend des Unrechts, das der letztern zugefügt wurde, drückten ihren Unmuth aus, sannen auf Abhülfe. Damit hing wieder der gegen Rom, den Klerus, die kirchlichen Uebelstände so viel gereizter werdende

Ton, die größere Verbreitung der volksmäßigen Schriften und die Bewegung in der gelehrten Welt und im gebildeten Publikum fast aller Nationen, insbesondere Deutschlands, zusammen. Der Kaiser, eine beträchtliche Anzahl deutscher Fürsten und Städte verwendeten sich für Reuchlin, nahmen entschieden seine Partei, die Reuchlinisten hatten einen so zahlreichen, thätigen, wohlausgerüsteten Anhang, Wissenschaft und Kirchenthum hingen so eng zusammen, Angriff und Vertheidigung dreheten sich schon um Scholasticism, Ketzergerichte, Inquisitionsgewalt, die Grenzen derselben, das Ansehen der Schule, der Kirche. Eine Wiederholung des Ernstes, der vor hundert Jahren zu Konstanz gemacht worden, war möglich und man konnte nicht wissen, wie viel weiter er jetzt führen würde. Die Klugheit, nicht die höhere sittliche, wol aber die des rechnenden Verstandes und der Selbstsucht, gebot dem römischen Hofe, da er keine Reform wollte, offenbar, die mehr und mehr sich ausbildende aufgeklärte Meinung, namentlich in Deutschland, insbesondere die Reuchlinisten nicht über Gebühr erstarken zu lassen, den Humanisten dagegen und allen Denen, die ein deutliches Bewußtsein der Lage der Dinge hatten, eben so offenbar, sich der Sache Reuchlin's um so eifriger anzunehmen. [1])

Leo wollte ebensowenig als einer seiner Vorgänger eine Reformation und handelte in dieser Voraussetzung klug. Daher seine Censur- und ähnlichen Verordnungen, sein Mandat de supersedendo in Reuchlin's Sache, die so zu sagen seine eigene war, indem er nach seiner Geistesrichtung und Ueberzeugung Freund und Förderer gerade der Studien und Bestrebungen war, in welchen Reuchlin's angebliches Verbrechen bestand; daher mit einem Worte, daß er den deutschen Humanism im Stiche ließ und den fortgehenden Anfeindungen der Dominikaner preisgab, während man in Italien die Deutschen besonders aus dem Grunde verachtete, weil erbärmliche Mönche, wie die Kölner, so viel Macht bei ihnen besäßen, wie man aus der Verfolgung Reuchlin's abnehmen könne. Leo fürchtete vom deutschen Humanism, überhaupt von der Stimmung in Deutschland, für die päpstlichen Anliegen, die er dawider durch die strengsten Gegenanstalten zu schützen

1) Erhard a. a. O. II, 377. Tentzel a. a. O. 64. Schröckh a. a. O. XXXII, 482.

suchte. Viel eher ließ er in Italien hingehen. Der Erzbischof Marcellus von Korcyra gab zu Venedig ein sehr freimüthiges Buch de Ceremoniis ecclesiasticis heraus und es geschah ihm nichts, obwol sich ein römischer Hochstraten nicht wenig darüber ereiferte, darauf drang, daß das Buch verbrannt werde, und Leo ausdrücklich aufmerksam machte, daß die ganze päpstliche Autorität auf der Meinung ruhe und zusammenfallen müsse, wenn aufklärende Schriften dieser Art zugelassen würden und Eingang fänden. Verloren ging dies und Aehnliches bei Leo freilich nicht. Sowol davon, daß man zu Rom bei aller Sicherheit doch besorgt war, als von der Stimmung der Zeit gibt eine Bulle Zeugniß, welche noch im Jahre 1516 im Laterane publicirt wurde. Sie handelt vom Amte, der Prüfung und Bestätigung der Prediger, und verbietet diesen insbesondere über die Ankunft des Antichrists zu predigen, läßt deutlich durchblicken, daß es vielfach geschah, das heißt, daß das Gefühl der Unleidlichkeit des Papstthums und eines gewaltigen Sturmes, der gegen dasselbe sich erheben werde, lebhaft erwacht war. In allen Zeiten der Empörung wider Rom hatte man vom Antichrist sagen hören, und als Antichrist war dann stets deutlicher oder dunkler der Papst bezeichnet worden. [1])

Auch auf der andern Seite wurde die Bedeutung des Augenblicks mehr und mehr empfunden. Es zeigte sich, hinter der Höhe der Wissenschaft und der geistigen Bildung, welche die humanistisch Gelehrten und Gebildeten erreicht hatten, stand ihre politische Einsicht, ihre Willens- und Thatkraft nicht zu weit zurück, wie es in spätern Zeiten fast immer der Fall bei uns gewesen. Es blieb unter ihnen nicht beim Mitleid und Bedauern, bei kühnen Reden im Winkel, halblauten Klagen und Achselzucken. Die tadelnden Stimmen über Reuchlin verstummten, die flüsternde Meinungsäußerung wich der lautesten, die halbe furchtsame Zustimmung der völligen und dreisten, das unthätige Zusehen rührigem Zugreifen. Die Entschlossensten unter den Gleichgesinnten traten eng zu einander, Alle für Einen, Einer für Alle, sprachen und schrieben für Reuchlin und die humanistischen Bestrebungen und wider die Dominikaner und Alles, was diese anstrebten oder zu verfechten suchten. Gerade während in Rom über Reuchlin's

1) Münch, Hutten's Werke, VI, 13. Löscher a. a. O. I, 104, 552.

Sache verhandelt wurde, Leo die Verhandlungen unterbrach, Mistrauen gegen die auf ihn gesetzten Hoffnungen, doch auch eine Art Siegesgefühl bei den Reuchlinisten erregte, indem sie die Genugthuung hatten, daß doch auch die Vertreter der gegnerischen Richtung nicht durchgedrungen waren, und während dann — um dies voraus zu bemerken — Hochstraten's Benehmen neuen Anstoß gab und ihn und seinen Anhang noch verächtlicher und verhaßter machte, entfaltete der Reuchlinistenbund in Deutschland seine Kraft und ging seinerseits zum Angriff über, die Pirckheymer, Nuenar und Andere an der Spitze, die Krotus, Hutten und hundert Andere im Gefolge, von denen Mehre die Allereifrigsten und Thätigsten wurden. Sie hatten einen Rückhalt an Bürgerschaften und Magistraten, an vielen weltlichen und geistlichen Fürstenhöfen; in eigentliche nahe unmittelbare Gefahr begab sich wol Keiner von ihnen, sie mochten es, Hutten und etwas später Pirckheymer ausgenommen, noch nicht wagen, in Druckschriften mit ihrem Namen für Reuchlin und die Sache einzutreten; allein die Macht der Dominikaner und Ketzerrichter war doch immer noch der Art, daß es keineswegs ohne Beschwerde und Gefahr war, sich ihnen auf irgend eine Weise offen als Gegner zu zeigen und auch nur so viel zu thun, als von den Reuchlinisten geschah. So nachdrücklich war ihr Wort und Streben, daß ihre Ansicht in den höhern Schichten der Gesellschaft unfraglich öffentliche Meinung wurde, daß sie an fast allen Universitäten sich festsetzten, ihre Richtung emporbrachten, daß die scholastische Gelehrsamkeit in Misachtung gerieth, die Dominikaner, das unwissende Mönchthum, die Inquisition, das gesammte pfäffische Treiben zum allgemeinen Gespött wurde, wenn auch für jetzt immer erst noch blos unter den Gelehrten, Studirenden, wissenschaftlich Gebildeten und in den nähern Kreisen, auf welche dieselben einzuwirken vermochten. Eine große Anzahl von Prälaten, Rechtsgelehrten, Staatsmännern, Hof- und selbst Ordensleuten, vorzüglich Augustinern, erklärte sich offen für Reuchlin und verwendete ihren Einfluß für ihn. So die Prioren und Mitglieder der Konvente in Heidelberg, Nürnberg, Erfurt und Wittenberg, Lupf, Volprecht, Lange, Link. Ohne Zweifel hatten da nach Staupitzens Richtung und Bemühungen der Geist und die Briefe Luther's eingewirkt. Als Hochstraten's Citation nach Rom erfolgt

war, erbaten einige Dominikaner den Rath des Weihbischofs von Köln, der dem Augustinerorden angehörte. Er sagte ihnen, sie hätten das Gespinnst angefangen ohne ihn zu fragen und möchten nun zusehen, wie sie es ohne ihn zu Ende brächten. Wie Reuchlin's Angelegenheit überall im Auslande Theilnehmende, er selbst Freunde fand, nahm sich auch der schon genannte Ordensgeneral Aegydius von Viterbo seiner an. Er sendete ihm im Oktober 1516 eine Urkunde, durch welche er ihn unter großen Belobungen seiner Frömmigkeit und Verdienste in die Brüderschaft des Ordens aufnahm und ihn aller guten Werke desselben theilhaftig erklärte. Reuchlin hatte die Seinen aufgerufen; Eoban Heß schrieb ihm 1515: „Ich habe deinen Brief wackern Männern gezeigt; sie sind deines Lobes voll, nennen sich deine Freunde und der Kölner Feinde, und du wirst dich wundern, auch einige Theologen sind unter ihnen (so selten war das noch). Die meisten sind freilich deine heftigen Gegner, aber du sollst siegen, der Senat des lateinischen Staats hat deinen Triumph beschlossen. Mit mir werden Hutten, Spalatin, Bebel, Melanthon und viele Andere deines Sieges Sänger sein. Ich werde dir hier Viele werben, welche mit mir jene Schreckgestalten und Ungeheuer so umtreiben werden, daß sie weder zu Lande noch zu Wasser Ruhe finden sollen.“ Die That folgte dem Worte auf dem Fuße. Hutten schrieb wahrscheinlich schon 1515 sein Strafgedicht wider Reuchlin's Gegner (**Reuchlini Encomion**), das zuerst freilich nur handschriftlich unter den Freunden umlief, weil Erasmus aus vorsichtiger Furchtsamkeit den Druck verhinderte. Mit glühenden Farben schilderte er darin die verworfenen Sitten, den Aberglauben, die Barbarei, die Unwissenheit und den Neid der Feinde Reuchlin's, des kölner Gelichters und seiner Schildträger. In einer Vor- und Nachrede rief er alle Deutsche auf, sich des Siegs über die verruchten Mönche zu freuen, die bisher Religion, Wissenschaften und Sitten der europäischen Völker verdorben. Nach dem Umsturze der mönchischen Tyrannei würden Wissenschaften und Künste neu aufblühen, und ganz Deutschland, das angefangen habe zu sehen, werde gewiß bald durch das Licht der Wahrheit erleuchtet werden. Er selbst habe sich mit mehr als zwanzig andern Freunden der Wahrheit zur Schande und zum Verderben der Theologaster verschworen; man

möge das Werk der Aufklärung nun mit Eifer treiben. Der Kerker sei zerbrochen, das Loos geworfen, man könne nicht mehr zurück. Er fange den Kampf an, nicht weil er der Stärkste und Geübteste, sondern weil er der Ungeduldigste sei; den Dunkelmännern bleibe nichts übrig als der Strick, den er ihnen damit anbiete. Mit erhöhetem Ruhme ward Hutten's Name seit dieser Zeit in ganz Deutschland gepriesen. Im Mai 1515 hatte der Herzog Ulrich von Würtemberg Johann von Hutten, Ulrich's Anverwandten, ermordet. Die Schandthat trug nicht wenig bei, die politische Aufregung der Nation zu steigern, deren laut erklärter Abscheu der Kühnheit Ulrich's von Hutten neue Nahrung gab, der die Sache sogleich allgemeiner als Angriff auf die Nationalfreiheit, Anfang zur Begründung einer in Deutschland unerhörten tyrannischen Herrschaft faßte, und während der nächsten Jahre in Briefen und Flugschriften darstellte, die in allen Formen wahre Philippiken waren und wie die kräftigsten wirkten. Sodann erschienen noch 1515 oder zu Anfang des folgenden Jahres die Briefe der Dunkelmänner, wahrscheinlich (was den ersten Theil betrifft) die Arbeit der Krotus und Eberbach zu Erfurt und einiger Anderer, jene Spottschrift, die überall in Deutschland so tief zum Verderben der Kölner, der Ketzermacher, der finsteren Mönchsköpfe, der scholastischen Gelehrsamkeit und Lehrweise in der Meinung, unheilbar, umwälzend im Reiche des Geistes, europäisch wirkte. Es fehlte freilich auch an Gegenschriften und Gegenmaßregeln nicht, die jedoch vielleicht am stärksten die erkannte unermeßliche Wirkung der Dunkelmännerbriefe bewiesen. Wir werden darauf zurückkommen müssen. Es war hier nur daran gelegen, in Erinnerung zu bringen, wie es in der gelehrten Welt und in den an ihrer Stimmung Theil nehmenden Kreisen um diese Zeit stand, wo wir Fortschritte Luther's wenigstens an einzelnen Zeichen beobachten konnten und ihn nun deutlicher von derselben Bewegung ergriffen, ihn anfangen sehen werden lebendiger selbst wiederum in sie einzugreifen. [1])

Denn zwischen ihr und Dem, womit er zu Anfange des Jahres 1516, wie es scheint, am eifrigsten beschäftigt war, fin-

1) Artikel Hutten in Erſch und Gruber, 228 ff. Münch, Hutten's Werke, Theil 2. Gervinus a. a. O. II, 434 f. Ranke a. a. O. 281.

det der augenscheinlichste innere Zusammenhang statt. Sie ergriff auch die wittenberger Gelehrten und Studirenden, ermuthigte, befeuerte, brachte ihn weiter und erhöhete die Empfänglichkeit für seine dreistern Aeußerungen und Vorschritte.

Erste heftige Angriffe auf die Scholastik, die Zeitphilosophie.

Wir haben einen Brief von ihm, datirt vom 8. Februar 1516, an Lange in Erfurt, der den Ruhm hatte, ebenso fromm als gelehrt und in Geschäften erfahren zu sein, mit welchem er im erfurter und wittenberger Kloster gelebt, den er wesentlich gefördert, der befreundet mit den Humanisten und namentlich mit Eoban Heß sehr vertraut war. Er bittet ihn, ein Schreiben an Truttvetter, das er beilege, dem Trefflichen zu überreichen. „Es ist voll, sagt er, von Sätzen wider die (scholastische) Logik, Philosophie und Theologie, das heißt von Lästerungen und Blasphemien gegen Aristoteles, Porphyrius, die Sententiarier, die verdorbenen Studien unsers Jahrhunderts. Denn so werden Die es auslegen, bei denen es fest steht, nicht etwa fünf Jahre mit den Pythagoräern, sondern in alle Ewigkeit mit den Todten zu schweigen, Alles zu glauben, stets nur zuzuhören und auch nicht einmal durch ein geringes Vorspiel wider den Aristoteles und die Sentenzen anzuheben oder zu muckſen. Denn was sollten Die nicht glauben, die einmal dem Aristoteles geglaubt haben, es sei wahr, was der verleumderischste Verleumder Andern so Widersinniges andichtet und aufbürdet, daß ein Esel und ein Stein nicht dazu schweigen kann.“ Lange soll zugleich fleißig erkunden und es ihm melden, wie Truttvetter und die andern ältern Lehrer über ihn und seine Sätze urtheilten. Er brenne vor Begier und nach nichts Anderm so sehr, als den Komödianten Aristoteles, der die Kirche mit der griechischen Larve so unsäglich geäfft habe, recht Vielen in seiner wahren Gestalt zu zeigen, Allen seine Blöße zu enthüllen, sobald er nur dazu kommen könnte. Er habe eine gegen die aristotelische Physik gerichtete Schrift (commentariolos in primum Physicorum) unter der Feder, worin er die Aristäosrolle wider jenen seinen Proteus zu spielen gedenke, der mit schlauem Betruge die gescheidtesten

Leute zu Narren mache, so daß er nicht anstehen würde, ihn, wenn er kein Mensch gewesen wäre, einen wahrhaftigen Teufel zu nennen. Es sei sein größestes Leiden, sehen zu müssen, daß die besten für gute Studien geborenen Köpfe unter den Brüdern mit solchem Auswurfe ihr Leben hinbrächten und Zeit und Mühe verdürben, und daß die hohen Schulen nicht aufhörten gute Bücher zu verbrennen und zu verdammen und dagegen selber schlechte zu schreiben, ja zu träumen. „Ich möchte, schließt er, daß Usingen und Truttvetter jener Beschäftigungen sich enthielten oder doch Maß darin hielten. Ich habe alle Schränke voll wider ihre Schriften, die ich als gänzlich unnütz erkenne und die auch von den Andern allen als unnütz erkannt werden würden, wenn sie nicht, wie gesagt, durch beständiges Schweigen gebunden wären.“ [1])

Die antiaristotelische Schrift, von der er spricht, ist verloren gegangen, vielleicht nicht fertig geworden oder nicht gedruckt. Eine bedeutendere Wirkung scheint sie jedenfalls nicht hervorgebracht zu haben, weil sich auch nicht einmal eine anderweite Erinnerung an sie erhalten hat. Indeß läßt sich nicht zweifeln, wenn er mit ihr nicht zu Stande kam, daß er ihren Inhalt oder was ihr Inhalt noch werden sollte, in seinen Vorlesungen und Disputationen zu Tage förderte. In der That ließ er es seit dieser Zeit nicht daran fehlen, nach einem noch größern Maßstabe die Aristäosrolle zu spielen, die er für die kleine Schrift sich zugedacht. Es ist daraus zu ersehen, daß es ihm in der That gelang, die aristotelisch-scholastischen Vorlesungen in Misachtung und außer Uebung zu bringen, worüber unten das Weitere. Auch das Schreiben an Truttvetter fehlt; doch aus dem vorhandenen an den erfurter Freund ergibt sich Zweierlei von nicht geringem Belange, nämlich Kunde des Gegenstandes, womit er zu dieser Zeit am lebhaftesten beschäftigt war, und seiner Richtung und Stimmung dabei.

Was die letztere betrifft, so sehen wir sie jetzt wieder heftig erregt, wie im erfurter Kloster, doch nicht im Innern wühlend,

1) De Wette I, 15. *Sinnhold*, Comm. hist. eccl. de meritis M. Lutheri in civitatem et ecclesiam. Erford. § 9. *Camerarius*, Narratio de Eob. Hesso, 37. Suppl. I. Hist. Goth. Sagittarianae, 29.

niederdrückend, schmerzhaft, finster, sondern nach Außen stürmend, gehoben und kampfmuthig, erregt von der Leidenschaft, womit vorragende vollkräftige Geister die Wahrheit suchen, die gefundene erfassen, die erfaßte in die Welt hinein verkünden, derselben Leidenschaft für die Wahrheit, welche in Hutten's Schriften aus dieser Zeit überall hervorbricht. In jenen Briefen an Spalatin über die reuchlinische Angelegenheit und insbesondere über Ortuin Gratius sprach er sich nachdrücklich aus, hielt doch aber zurück und zeigte keine Neigung, selbst auf den Kampfplatz zu treten. Ruhig und gehalten sahen wir ihn fortwährend. Nur in den Disputationen war er mit größerer Lebhaftigkeit aufgetreten. Doch hatten wir noch keine ausdrückliche Zeichen von heftigen Angriffen auf die Schule, die von ihm ausgegangen wären; wir mußten schließen, daß er sich noch immer sehr gemessen geäußert, die ganze Schärfe des Gegensatzes noch nicht herausgekehrt hatte. Nur allmählig war er selbst fortgeschritten. So hatte er den nöthigen Boden gewonnen, innerhalb der Schule und wider sie. Nun fußt er aber auch desto fester auf ihm, indem er ihr mit dem lebendigsten, rührigsten Eifer von allen Seiten Krieg bereitet. Er hat Großes im Sinne, Alles, was er unternimmt, soll erst ein geringes Vorspiel sein. Doch ist er damit schon im Vollenden Dessen begriffen, was Pollich in Wittenberg angefangen hatte, wie wir uns erinnern; aber freilich erscheint es als ein in der That geringes Vorspiel von seinem Vorschreiten in etwas späterer, doch nicht zu entfernter Zeit. Mit welcher Rücksichtslosigkeit und Sicherheit greift er die Schulgelehrsamkeit und den Götzen der Schule an, und von allen Punkten aus, in seinen Vorlesungen und auf der Kanzel, wie auf dem Disputirkatheder. Rufen wir uns namentlich die erste Weihnachtspredigt ins Gedächtniß zurück. Es läßt ihm keine Ruhe, er schreibt und auch das ist ihm noch nicht genug, seine Ungeduld treibt ihn, den erfurter Schulweisen Briefe voll von Angriffen auf ihre Gelehrsamkeit, ihren Herrn und Meister zu senden. Durch das lebendige Wort, die Presse, schriftlichen Verkehr sucht er zu wirken. Indem er an die ältern Lehrer sich wendet, faßt er die zunftmäßige Wissenschaft unmittelbar, gleichsam persönlich in ihren Vertretern und Burgen. Der Unwille und die Angriffe richten sich auch gegen die Blindheit, Befangenheit und Gewohn-

heitsmäßigkeit der ältern Lehrer, die Geistesfesseln, die sie sich selbst anlegen durch ihren Glauben an ihren Aristoteles und die sie abwerfen könnten, und gegen den Geisteszwang, den sie sich selbst auferlegen, indem sie zu ewigem Schweigen sich gehalten glauben, und den sie üben, indem sie Bücher verdammen statt durch bessere zu widerlegen. Die Hoffnungslosigkeit seines Unternehmens hält ihn nicht zurück. Er mußte die Truttvetter und Usingen hinlänglich kennen, um einzusehen, daß seine Bemühungen bei ihnen sicher vergeblich waren. Ihre schriftstellerische Thätigkeit, die jene ihm so gänzlich unnütz erscheinenden Bücher zu Tage gefördert, war eben in diesen Jahren recht im Gange gewesen. Er konnte unmöglich erwarten, daß sie mit ihm erkennen würden, daß sie so ganz nutzlose Dinge trieben. Doch er hätte sie gar zu gern für Ansichten, die ihm als so klar und gewiß vor der Seele standen, gewonnen, gerade sie, zu denen Pietät ihn noch immer so stark hinzog, die er von Erfurt her noch so hoch verehrte. Seine Ueberzeugung von der Unwahrheit der Begriffe der Schule stand zu fest, sein Glaube an die Wahrheit des evangelischen Gegensatzes war zu innig und seine Hingebung an die Idee zu aufrichtig und eifrig, um nicht Gleiches auch bei Andern vorauszusetzen, das Ungewöhnliche uud Unglaubliche nicht glaubhaft zu finden.

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als wären seine Kämpfe und die der Humanisten gegen den Scholasticism ganz dieselben gewesen. Allein bei allen Uebereinstimmungen zwischen beiden fanden doch die wesentlichsten Verschiedenheiten statt, sowie er in einem gewissen Sinne mit den Reuchlinisten und für sie stritt, und doch in einer eigentlichen Verbindung mit ihnen nicht stand, eine solche absichtlich mied, ihnen und ihrer ganzen Richtung theilweise abgeneigt war und blieb, was sich noch deutlicher im folgenden Buche zeigen wird. Er ging seinen Weg allein, obwol auf einer mit der der Reuchlinisten ziemlich gleichlaufenden Bahn. Die Sache hatte er offenbar im Sinne, da er über das Bücherverdammen von Seiten der Universitäten sich ausläßt. Er kämpfte als eifriger und nützlicher Bundesgenosse, und sein Streit gehört in die Kette von ähnlichen Bestrebungen an fast allen Universitäten hinein, doch aber ohne in unmittelbarem Zusammenhange damit zu stehen; die Reuchlinisten und er

berührten sich persönlich nur durch das Mittelglied gemeinschaftlicher Freunde.

Die Stellung der Reuchlinisten und der Kölner gegen einander war von der gänzlich verschieden, welche er seinen Widersachern gegenüber einnahm. Hochstraten mit seinem Anhange wollte Reuchlin und dessen Freunde persönlich verderben, Antriebe und Abzweckungen gemeinster Art, Haß und andere wilde Leidenschaften hatten sich eingemischt, man hatte Ränke geschmiedet, zu Verleumdungen, Angebereien, Gewaltmitteln gegriffen, Entscheidung durch Autoritäten war angerufen, wurde vorbereitet. Luther's Streit galt derselben Sache, doch nur in Beziehungen, nach welchen sie mit dem nähern Gegenstande der Humanistenfehde nichts zu schaffen hatte. Sein Krieg war lediglich Meinungs- und Grundsätzekampf, die Gegner waren ihm persönlich befreundet, zum wenigsten nicht persönliche Feinde, und die Waffen nur wissenschaftliche. Die Humanisten gingen von den klassischen Studien aus und griffen von da in andere Gebiete, auch in das der Theologie hinüber. Doch geschah dies nur von Einzelnen unter ihnen. Alle hatten die allgemeine Bildung als Ziel im Auge, und es war doch bei ihnen erst das Zweite, wenn sie, wie Reuchlin, Erasmus und Andere, ein besseres Schriftverständniß zu fördern und durch dieses die religiöse Lehre zu bessern, wenn sie den Scholasticism sammt der mit ihm verknüpften Barbarei zu beseitigen trachteten. Auch sofern sie den Gedanken an eine religiöse Erneuerung aufgefaßt hatten und deßhalb die Theologie und Philosophie der Schule bestritten, war ihnen dies doch nicht das Erste und Alles. Reuchlin war es, der unter ihnen mit dem größesten Ernst die religiöse Seite aufgefaßt hatte, und doch bemühete er sich weit mehr um die ältern Sprachen und um Philosophie als um systematische oder praktische Theologie. Erasmus war unter ihnen Der, von welchem für den Aufbau einer bessern, einer Schrifttheologie das Meiste geschah; allein im Vordergrunde stand dies Bestreben dennoch keineswegs bei ihm so, daß seine gesammte Thätigkeit sich darauf bezogen hätte. Von einem religiösen Erneuerer war sehr wenig in ihm, er war nur ein großer Aufklärer. Eben weil den Humanisten allgemeine Bildung das Erste war und blieb, suchten sie auch die Philosophie zu reformiren oder eine neue zu gründen, und verwarfen nur

den Scholasticism, nicht aber, wenigstens beiweitem nicht alle, die mit ihm eng verschlungene aristotelische Philosophie oder die Philosophie überhaupt. Marsilius Ficinus hatte die platonische emporzubringen, Picus von Mirandola eine neue durch Vermischung des Christlichen mit den Begriffen früherer philosophischer Schulen zu begründen gesucht; in ähnlicher Weise war Reuchlin bemüht gewesen, durch die Weisheit der Kabbala zu einer neuen Philosophie zu gelangen, er und Faber von Etaples wendeten der aristotelischen großen Fleiß zu, und in ähnlicher Weise waren andere Gegner des Scholasticism von klassischer Bildung thätig. Fast um dieselbe Zeit, als Luther so entschieden wider Aristoteles und dessen Ansehen auftrat, war Melanthon ganz erfüllt von dem Gedanken, die Werke desselben herauszugeben, die „echte" Philosophie wiederherzustellen. Noch 1518 erschien er in Wittenberg zwar mit dem Gedanken an eine höchst wünschenswerthe Besserung auch der Kirche und Theologie, wollte aber dieselbe namentlich auch durch philosophische Studien, eine gründliche Beschäftigung mit dem Plato und Aristoteles erstrebt wissen. [1])

Das Alles war doch aber bei Luther anders. Was den Humanisten das vornehmste Ziel war, galt ihm nur als Mittel zu einem andern Zwecke. Der Gedanke an eine allgemeine Bildung blieb ihm nicht fremd, auch gegen die verdorbenen Studien des Jahrhunderts eifert er in dem Schreiben an Lange; allein er ordnete ihn vom Anbeginn dem Gesichtspunkte der Nothwendigkeit einer religiösen Erneuerung unter. Er kam nicht von den Grundsprachen auf das Schriftstudium, sondern von diesem auf jene, so hoch er sie dann auch hielt, zum Theil für allgemeine Bildung, allein zumeist doch allezeit für Ergründung und Erhaltung der evangelischen Lehre. Am entferntesten stand er Denjenigen unter ihnen, die nur verneinten, bei einer lediglich moralischen, nur verständig-religiösen oder gar bei antik-heidnischer Denkart anlangten und nur diese frei haben wollten in ihren Kreisen. Ihre Richtung war ihm nicht weniger zuwider als den Kölnern, und die Zeit kam, wo er sie gleich diesen bekämpfte,

1) Raumer, Gesch. der Pädagogik, I, 135. Mathesius, Leben Melanthon's, 31.

nur freilich weder mit den Kölnern noch auf ihre Weise, sondern besser und erfolgreicher. Ihn trieb der Drang und die Angst eines religiösen Gewissens, er war durch und durch von christlicher, noch halb asketisch-christlicher Denkart und Gesinnung erfüllt; wie wenig hatte er da überhaupt mit den Humanisten gemein. Ihr Absehen ging auf die Gebildeten, seins zuletzt doch auf das Volk; sie kämpften mehr um Freiheits-, er mehr um Glaubensanliegen; er stritt für theologische Begriffe, es war seine Grundrichtung, die christliche Wahrheit in ihrer Reinheit wieder zu erfassen und in den Gemüthern zu beleben; darum ging seine Lehre und seine Bestreitung wider alles Unchristliche und Widerchristliche, das in das Christenthum der Kirche eingedrungen war, mochte es Jüdisches oder Heidnisches sein, im Lehrsysteme, im Kultus oder in der kirchlichen Praxis und Verfassung sich finden; darum erhob er sich gegen das Heidenthum, wo er es fand, gegen die Schule, eben weil er es in ihr fand. Wir sahen ihn eben noch mit den Reuchlin, Faber, Melanthon zusammentreffen, indem er blos den misverstandenen Aristoteles bekämpfte und Miene zu machen schien, dem wohlverstandenen das Wort zu reden, zu seinem bessern Verständniß mitzuhelfen; auch wendete er sich noch oft zu diesem Gesichtspunkte zurück. Allein er geht fast in demselben Augenblicke schon einen starken Schritt weiter, fast bis zu gänzlicher Verwerfung des Aristoteles und der Scholastik, und steht dabei allein, entfernt sich dadurch auch von den namhaftesten Humanisten, deren Beistand er nicht sucht, denen er sich gleichfalls entgegenwirft. Auch sie huldigen noch dem Götzen der Kirche und Schule, von welchem er sich selbst mühevoll losreißt, um sich mit dem dreistesten, aufreizendsten Uebermuthe gegen ihn zu erheben. Den Götzen und dessen Ansehen, dessen Kultus und Anbeter greift er zugleich an. Man muß bedenken, was dies sagen wollte. Es lag eine offene Kriegserklärung gegen die ganze Schule, gegen alle Universitäten darin. Auf solche Weise wider den Aristoteles und die Sentenzen sich auslassen, hieß im Sinn haben, die gesammte öffentliche Lehre über den Haufen zu werfen, deren Autorität in den Köpfen der Doktoren so fest wie irgend ein Artikel des Glaubens und bei den Zeitgenossen überhaupt noch in allgemeinerer Geltung stand, als es wol den Anschein hat, wenn man die feindseligen Stimmen

zusammenzählt. Nur von Wenigen, zumal unter Denen, die den christlichen Standpunkt nicht verließen und glaubenswarm waren, wurde sie so entschieden bezweifelt, von keinem Andern so entschieden in Abrede gestellt. Was Luther wagte, hatte selbst Erasmus nicht von fern gewagt, so bitter und unablässig er die Barbarei der Schule verhöhnte. Es klingen in der Zeit Stimmen unbedingter Verwerfung, ähnlich denen der lutherischen, durch, allein sie verhallen, wenn ihnen auch nicht alle Wirkung abzusprechen ist. Sie gehen von Solchen aus, die ihrem Rufe keinen Nachdruck zu geben wissen. So konnten die Hutten und Aehnlichgesinnte vom Aristotelism und Scholasticism leicht sich losmachen und die Forderung stellen, beide hinauszuwerfen, denn sie waren vorurtheilsfrei, kühn und hatten nicht tief darin eingetaucht, waren aber eben deßhalb auch nicht im Stande, das Uebel an der Wurzel zu fassen und mit ihr herauszureißen. Sie konnten die Weisheit der Doktoren lächerlich finden und machen, sie schelten, dies und jenes an ihr mit einleuchtenden Gründen aussetzen, sie aber dennoch nicht erschüttern, weil sie nicht im Stande waren, sie mit den eignen Waffen der Schule innerlich zu zerstören. Die tiefere Einsicht ging ihnen ab. Ihre Richtung oder Lebens- und Berufsbahn hielt sie vom eigentlichen Studium der Scholastik fern; sie waren nicht geistesmächtig oder fleißig genug, waren zu flüchtig, zu denkfaul oder zu ekel, in die Folianten, das Irrgewinde, den Schlamm bis auf den Grund sich hineinzulassen, den sie daher auch nicht kannten. Sie deklamirten und gewannen draußen Stehende, aber keinen einzigen scholastischen Doktor, daß er so eifrig geworden wäre, wie sie selbst. Was sie nicht konnten, das konnte aber Luther, und zu Dem, was andere gleich ihm Eingeweihte und Befähigte gekonnt hätten, besaß er allein den innern Trieb und den Muth. Seine Angriffe wurden auch durch seine Stellung gewichtiger. Er war Ordensmitglied und ein ernster, eifriger Mönch, gehörte selbst einer Universität, selbst den Doktoren an, welche Spott, Tadel oder Widerspruch, der von einem Ungraduirten kam, nicht einmal so leicht beachteten, jede Einrede von Zunftgenossen aber um so reizbarer empfanden. Das Rügewort, die Abweichung, die Auflehnung in ihrer eignen Mitte erschien ihnen als zwiefache Gefahr und als Verrath, wirkte aber auch um so kräftiger.

Der Brief Luther's an den erfurter Freund ist besonders deßhalb sehr merkwürdig, weil er seine anhaltenden und heftigen Kämpfe gegen die scholastische Philosophie, ja theilweise wider alle Philosophie einleitet; weil er das erste Zeichen ist von seinem Ablenken auf den Irrweg, die letztere — wenn auch, wie sich sogleich ergeben wird, nicht unbedingt — zu verachten und in Verachtung zu bringen und doch zugleich von seinen Verdiensten um sie. Er trat mit diesen Kämpfen in eine sehr verbreitete Zeitrichtung ein, die durch ihn die gewaltigste Kraft, eine solche Kraft erhielt, daß die von ihr ausgehende Bewegung zuletzt in den geraden Gegensatz umschlug. Die Theologie, das Evangelium sollten vom Aristotelism, die Vernunft, die Wissenschaft von dem Drucke der Schule und Kirche befreit werden. Das Endergebniß war, daß die Philosophie theils beseitigt, theils Magd der Theologie wurde, daß in einem langen Zeitraume die Dogmatik zur Herrschaft gelangte, die evangelische Theologie in eine leblose Orthodoxie mit dem Anspruche auf gebietende Autorität sich verwandelte, eine Orthodoxie, die der zänkischen nichts nachgab, welche Summerhard den Seufzer um Befreiung von ihr abgepreßt und die Melanthon das Herz brach. Das Endergebniß war, daß ein neuer Scholasticism mit erneuertem Einflusse des Aristotelism einbrach und daß zugleich das wissenschaftliche Leben verkam, die Gedankenfreiheit in neue Banden zurücksank, die deutschen religiösen, literarischen und politischen Anliegen gleich sehr vernachläßigt und geschädigt wurden in der traurigen Blüthezeit des Regiments lutherischer Magistri Nostri, die um nichts besser waren als die Kölner: bis im 17. Jahrhundert Puffendorf und Thomasius die neue Herrschaft des Aristotelism brachen und den Anfang machten, die Philosophie von der Theologie zu befreien, bis dann weiter Descartes und Spinoza diese Bemühungen fortsetzten, noch kräftiger den philosophischen Geist aufweckten, Leibnitz den Grund zu einer deutschen Philosophie legte, die neuen scholastischen Burgen brach, mit Wolf dem Gedanken seine Rechte in der Auffassung der Glaubenslehre wieder eroberte; bis diese Geister ein neues Licht über das Verhältniß der Vernunft und Offenbarung verbreiteten, bis das auf dem Gebiete der Philosophie angezündete Licht im 18. Jahrhundert eit Calixt und Pfaff auch in die verfinsterten Köpfe der Theo-

logen eindrang, worauf dann die Umwälzung in der Philosophie und Theologie bis auf Kant und Schleiermacher und von ihnen bis in unsere Zeit erfolgte — die Umwälzung, in deren noch immer andauernden Fortbewegung wir uns befinden, in welcher erst Manches von Dem und noch immer nicht Alles, was Luther und seine Zeit- und Arbeitsgenossen anstrebten und anfingen, errungen und zum Abschluß gebracht wurde.

Diese ganze Entwickelung läßt sich auf jene Kämpfe Luther's als auf den Ausgang, welchen sie nahm, zurückführen. Sie sind, von dieser Seite angesehen, so anziehend und belangreich, daß wir zu genauerer Erläuterung ihres Grundes, Wesens und Zusammenhangs nach mehren Richtungen hin noch verweilen müssen. Zunächst haben wir dabei auf den Punkt zu merken, von welchem ihr Urheber ausging, auf den auch jener Brief deutlich hinweist, in dessen Eingange Luther gerade wie die Humanisten gegen Aristoteles, die Sententiarier, die verdorbenen Studien des Jahrhunderts eifert, allein sehr bald durchblicken läßt, daß sein Zorn hauptsächlich dem Schaden gilt, den die Einflüsse, namentlich der aristotelischen Philosophie auf die Lehrentwickelung, wodurch sie vom Evangelium hinweggeführt, in der Kirche angerichtet. Die Beweggründe seiner Anfeindung der Philosophie waren wesentlich religiöse, wie auch das Ziel derselben eine Aenderung der christlichen Lehre, eine religiöse Erneuerung war. Aristoteles und die Scholastiker hatten sein Herzensbedürfniß unbefriedigt gelassen, ja sein religiöses Gefühl auf das Schmerzlichste verletzt. Indem er in der größesten Seelennoth das Heil auf dem von ihnen gewiesenen Wege gesucht, hatte er unsäglich gelitten. Wir fanden, der tiefste Grund seiner Irrungen und Seelenleiden war von der Scholastik ausgegangen, in ihr als der vom Pelagianism durchdrungenen, lag das Grundübel. Dieser Pelagianism leitete auf den falschen Heilsweg der Werkheiligkeit, hing genau mit dem „Heidnischen" zusammen, das namentlich durch den Aristotelism in die Scholastik hineingekommen war, so unablöslich in ihr haftete. Je mehr er nun dem augustinischen Gegensatze sich zuwendete, je gewisser die paulinisch-augustinischen als die wahren evangelischen Begriffe ihm erschienen, desto mehr mußte seine Abneigung gegen die aristotelisch-scholastische Philosophie sich steigern, und es war ebenso bei seinen geistesverwandten gleichfalls augustinischgesinnten Vorgängern, den Goch und Wessel gewesen, war so mit allen Denen, die er in seine Richtung hineinzog, den Vielen, die sich neben ihm mit mehr oder minderer Bewußtheit in derselben befanden. Nicht anders verhielt es sich mit seiner um diese Zeit beginnenden stärkern Hinneigung zur Mystik. Je schärfer darin sein Streben hervortrat, zu dem Ziele einer wahren Gemeinschaft mit Gott und des lebendigsten Bewußtseins der Theilhaftigkeit an einem unvergänglichen Leben, wozu das Christenthum recht eigentlich führen will, zu gelangen, ein desto lebhafterer Widerwille mußte in ihm gegen die aristotelische Philosophie erwachen, welche kein durchgreifendes göttliches Walten in den menschlichen Verhältnissen kennt und die menschliche Seele zu tief stellt, als daß sie von jenem Ziele nicht eher hinweglenken sollte.

Was ihn vornämlich aufreizte und dann weiter führte, war die Verbindung, in welche die Scholastiker die christliche Theologie und die aristotelische Philosophie gebracht hatten; eine ebenso weit als tief greifende Verbindung, die an sich widernatürlich war, nur eine vorübergehende sein durfte und bereits viel zu lange gewährt hatte. Kaum waren das Evangelium und der Aristoteles, wie sie unter den Händen der Scholastiker geworden, die sie zu einen gesucht, in ihrer ursprünglichen Gestalt noch zu erkennen und die Umwandlung hatte beiden nur zum Nachtheile gereicht, der dann nothwendig auf die gesammte Lehre und Kirche zurückgefallen war. Luther konnte mit voller Wahrheit sagen, daß die Kirche durch den Aristoteles oder aber die Philosophie mit der griechischen Larve unsäglich geäfft worden sei. „Der weise Mann Aristoteles schleußet fast dahin, sagt er in der Auslegung des christlichen Glaubens, gehalten zu Schmalkalden 1537, es sei die Welt von Ewigkeit gewesen. Da muß man ja sagen, er habe gar nichts von dieser Kunst gewußt." Die Kunst über alle Künste sei die Predigt: es ist Gott, ein ewiger Gott, der Alles erschaffen und erhält, doch kein Weiser habe sie finden können. In einer Predigt, von den Täuschungen des astrologischen Wahns redend, spottet und zürnt er zugleich, „zuletzt sind allererst die rechten Helden einhergetreten, die haben die Augen recht emporgehoben, nicht mit solchem Kinderwerk umgangen, sondern angefangen zu forschen die ganze Welt auf

einen Haufen, wo sie herkomme, und wo sie hinwolle; ob sie angefangen, oder von Ewigkeit sei und bleibe? ob auch ein Oberster sei über die Welt, der alle Dinge regiere? Hier ist das edle Licht der Natur, der heidnische Meister, der Erzmeister aller natürlichen Meister, der jetzt alle hohen Schulen regieret und lehret an Christi Statt, der hochberühmte Aristoteles, der hat gelehret und lehret sie auch noch, daß ein Stein schwer ist, und eine Feder leicht, das Wasser sei naß, und das Feuer sei trocken. Item, ein sonderlich Meisterstück, daß die Erde sei oben, und der Himmel unten, welches beweiset er damit, denn die Wurzel an den Bäumen und allen Gewächs stecken in der Erde, und die Zweige gehen gen Himmel. Nun ist ja das oben, da man die Nahrung mit schöpft, und das unten, da sich die Nahrung hingibt, wie wir am Menschen sehen. Darum ist der Mensch ein verkehrter Baum. Und also, wenn die Feder fleugt, so fleugt sie unter sich: wenn der Stein fällt, so fällt er über sich. Weiter, da er kommt zu reden von dem Obersten, beschleußt er, daß die Welt sei von Ewigkeit so gewesen, und bleibe also, und alle Seelen sterben mit dem Leibe. Und der Oberste sitzet über dem Himmel, und siehet gar nichts, was irgend geschieht, sondern, wie man das blinde Glück malet, rüttelt er den Himmel herum ewiglich, alle Tage einmal; da kommt denn ein jeglich Ding, wie es kommt. Und ist seine Ursache: sollte er alle Dinge sehen, würde er viel Böses und Unrechts sehen, davon würde er unlustig. Daß er nun seine Lust behalte, soll er nichts sehen, denn sich selbst, und also die Welt blintzlich regieren; gleichwie die Frau das Kind wieget in der Nacht. Dies ist die Kunst der hohen Schulen; wer das kann oder lernet, dem setzet man ein braun Barret auf, und saget: Würdiger Herr **Magister artium** und **Philosophiae**! Wer diese Kunst nicht kann, der kann kein **Theologus** werden, noch die heilige Schrift verstehen, ja, er muß ein Ketzer sein, und mag nimmer ein Christ werden. Sage du mir, wie sollen wir das Volk nennen? sie sind weder Magi, noch Zauberer, noch Gaukler; sondern rasend, toll und unsinnig. Darum siehe, ob uns Christus nicht redlich bezahlet hat, daß wir, seiner Gnade undankbar, das Evangelium veracht haben, dafür er uns hat lassen solche Teufelsputzen so schmählich und schändlich werden, daß wir solches nicht allein nicht erkennen,

sondern als große Weisheit, mit großer Kost, Mühe und Arbeit suchen." Zu seinen stärksten Aeußerungen, namentlich auch wider die aristotelische Ethik gehören die in der Schrift an den Adel, wo er, von der nöthigen Reform der Universitäten redend, gradezu räth, „daß die Bücher Aristotelis, **Physicorum**, **Metaphysicae**, **de Anima**, **Ethicorum**, wilch's bisher die besten gehalten, ganz würden abgethan. Ich darf's sagen, daß ein Töpfer mehr Kunst hat von naturlichen Dingen, denn in denen Bucher geschrieben steht. Es thut mir wehe in meinem Herzen, daß der vordampter, hochmuthiger, schalkhaftiger Heide mit seinen falschen Worten soviel der besten Christen vorfuhret und narret hat. Gott hat uns also mit ihm plagt, umb unser Sund willen. Lehret doch der elend Mensch in seinem besten Buch, **de Anima**, daß die Seel sterblich sei mit dem Körper; wiewohl viel mit vorgebenen Worten ihn haben wollt erretten, als hätten wir nit die heilige Schrift, darinnen wir ubirreichlich von allen Dingen gelehrt werden, der Aristoteles nit ein kleinsten Geruch je empfunden hat; dennoch hat der todte Heide ubirwunden, und des lebendigen Gottis Bucher vorhindert und fast unterdruckt; daß, wenn ich solchen Jammer bedenk, nit anders achten mag, der bose Geist hab das Studirn herein bracht. Desselben gleichen, das Buch **Ethicorum**, ärger denn kein Buch, stracks der Gnaden Gottis und christlichen Tugenden entgegen ist, das doch auch der besten einis wird gerechnet. O nur weit mit solchen Buchern von allen Christen." In diesen und ähnlichen Aeußerungen spricht sein tiefes Bewußtsein sich aus, daß die religiösen und sittlichen Anschauungen und Grundlehren des Christenthums und der aristotelischen Philosophie schlechthin unvereinbar und daß die unnatürliche Verschmelzung beider aufhören und die letztere beseitigt werden müsse, wenn das erstere in seiner Eigenthümlichkeit wieder sollte hervortreten können. Nahe lag es dann, daß ihm alle philosophischen Spekulationen in der Theologie auf's Aeußerste zuwider wurden, daß er die Philosophie der Blindheit in geistlichen Dingen beschuldigte, von ihr sagte, daß sie in theologischen Fragen gewöhnlich nicht nur die größte Unwissenheit verrathe, sondern selbst Gotteslästerliches lehre u. s. w. [1])

1) Plochm. XXIII, 241; X, 320; XXI, 345. Schenkel, Das Wesen des Protestantismus, I, 111. Ullmann, Reformatoren, I, 37 ff.

Sehr wesentlich wirkte es zu seinem Widerwillen mit, daß unter dem Deckmantel der Philosophie in der That die ausschweifendsten und irreligiösesten Lehrsätze vorgetragen wurden. So war es zu den Zeiten der Wessel und Goch gewesen, so war es auch jetzt noch, wie wir oben hörten, und zwar nicht blos in Italien. Vor Augen lagen ihm die Ergebnisse der philosophischen Studien, die Früchte der Philosophie, wie sie zumal dort sich zeigten, wie sie die evangelische Lehre verdarben, das gesammte kirchliche Leben zerrütteten. Ueberhaupt mangelte eine lebenskräftige, dem Zeitbewußtsein und Bedürfniß entsprechende Philosophie. Mit Recht ist gesagt, daß die Philosophie, deren Geschichte in die des deutschen Volks so tief verflochten, in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung die Deutschen aufrecht hielt; daß über den Trümmern untergegangener Herrlichkeit Männer von Kraft das Panier deutscher Wissenschaft hoch emportrugen, um das die beste Jugend sich sammelte; daß Manche in den Schulen der Philosophen, Fichte's, Schleiermacher's, die Entschlossenheit, in den Kämpfen um Philosophie den Muth und die Besonnenheit fanden, die sich nachher auf ganz andern Schlachtfeldern erprobte; daß auch später noch die Philosophie der Deutschen Ruhm und Erbtheil blieb. Wir erlebten nach der Reformation ein langes Zeitalter des Scholasticism, der religiösen und kirchlichen, sittlichen, politischen und wissenschaftlichen Versunkenheit, aus welcher uns fast nur die Philosophie heraushalf. Wie tief standen wir als Nation bis zu der Zeit des philosophischen Königs des 18. Jahrhunderts, wie tief stand unsere ganze Literatur bis Lessing, der das Studium des Aristoteles neu belebte. Wir hoben uns wieder fast allein durch unsere Literatur, und wie armselig war sie, Lessing ausgenommen, bis Kant nach Wolf und Leibnitz ein Licht anzündete und eine Reihe tief einwirkender Philosophen eröffnete, von deren Einflusse auch das so nöthig gewordene Ausräumen auf dem Gebiete der Theologie ausging.[1])

Allein so stand es mit der Zeitphilosophie, der aristotelischen der Schule, im 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts nicht von fern. Das gerade Gegentheil war der Fall; sie bewegte und erfrischte nicht den Geist und das Leben, sie hielt nieder, tödtete.

1) Ullmann a. a. O. Schelling, Erste berliner Rede.

Ihrem eigentlichen Wesen und Berufe entgegen hemmte sie alles freie Denken und Lehren, ein großer Theil ihrer Lehrsätze war zu starren Dogmen geworden, welche, wie wir mehr erwähnt und bei mehr als einem Vorgange beobachtet, unantastbaren Glaubensartikeln gleichgalten. Die nach Geistesfreiheit rangen, nicht mehr lediglich blindlings, sondern frei erkennen und dem nur im Geiste gefundenen Gedanken auf irgend einem Gebiete Bahn brechen wollten, mußten sie als starre, fesselnde, feindselige Autorität hassen, waren genöthigt, ihr entgegenzutreten, wenn sie hindurchdringen wollten. „Unselig waren die Studien sonst, sagte Luther einst. Zu Köln (es war aber anderwärts wenig anders) hielten sie den Aristoteles so hoch, daß sie Den, der ihn leugnete, für den größten Ketzer verdammten, während sie ihn selbst nicht verstanden." Zehn und wieder zehn der verständigsten Zeitgenossen urtheilten wie Luther. So der Geschichtschreiber Baierns, Aventin, um hier nur noch auf eine einzige Stimme Bezug zu nehmen. Er kommt fast wörtlich mit Luther's eben angeführten und sonstigen Aeußerungen überein. „Nur von ihrem Aristoteles reden sie, meinend, Keiner könne kein Theologus und Doktor der heiligen Schrift sein, der nicht den Aristoteles verstehe; verstehen ihn aber selbst nicht, verstehen nicht ein Wort recht in ihm, wie er's gemeint, weder Aristotelem noch die heilige Schrift, können in beiden nicht ein Wort recht, wenn sie noch so viel groß Comment und Gloß darüber geschrieben, seins darob uneins geworden, sodaß einer an Einem sein Lebenlang zu lernen hat, nichts anders lesen kann, anders nicht versteht, die Andern alle veracht, mit ihnen zankt, greinet, kriegt, hadert und sie dann nur der Sache eines sind, wenn sie wider ander Leut Bündniß machen, und sie nach dem menschlichen Blute dürstet." Vergeblich hätten die Herzoge nacheinander „den alten Tand" abzuschaffen sich bemüht, Herzog Ludwig habe öffentlich vor seinen Räthen gesagt, er habe eine hohe Schule (zu Ingolstadt) gestiftet, um sich weise gelehrte Leute zu erziehen, die ihm Land und Leuten rathen und helfen könnten, aber die Doktoren bedürften, daß ihnen selbst gerathen und geholfen würde; es könne einer kein besser Werk thun, als ihre Bücher alle auf einen Haufen zu verbrennen u. s. w. Die Philosophie jener Zeit hatte sich längst von dem Leben abgewendet, nützte ihm

nichts, lähmte und verdarb nur. Erinnern wir uns des im ersten Buche über den Verfall, die Verknöcherung und Selbstauflösung der Scholastik in ihrem letzten Zeitalter Gesagten. Sie zeigte jetzt die Kehrseite von Dem, was sie einst gewesen, war jetzt Hinderniß des Fortschritts, ohne lebendige Bildungstriebe, beherrscht von der Hierarchie und vom Aristotelism nicht blos unfrei, sondern erhob, obwol nur geistlos Formelles und Ueberliefertes geworden, den Anspruch auf Alleinansehen und Herrschaft, wurde in diesem Anspruche von äußern Mächten und Gewaltmitteln unterstützt, schloß so das selbständige Denken aus und hemmte und tödtete das religiöse Gefühl. „Der Geist mußte sich aus diesem Gewebe eines überreich und überkünstlich gewordenen Systems, aus dieser Theologie, die ihm nach und nach eine ganz äußerliche, fremde und unwahre geworden war, zurückziehen, er mußte sich in sich selbst concentriren und in den einfachen, recht eigentlich belebenden christlichen Urwahrheiten wieder Frische, Lauterkeit und Kraft zu neuen Bildungen gewinnen, er mußte zum Innersten des Evangeliums zurückkehren, um es wieder neu und lebenskräftig aus sich hervorgehen zu lassen.“ [1])

Dies war nun eben Luther's Richtung und Bemühen gewesen, seit er die Theologie gesucht, die in den Kern, das Mark eindringe. Er hatte sie in den evangelischen Grundbegriffen gefunden, die von den scholastisch-aristotelischen überwuchert, zurückgeschoben und verfälscht waren. Je tiefer er in sie eindrang, desto deutlicher erkannte er im Aristotelism und Scholasticism den Gegensatz zu ihnen. Indem er seine auf sie gegründete Theologie innerlich auszubilden und äußerlich zur Geltung zu bringen trachtete, lagen ihm überall die Sententiarier und Aristoteles und deren Ansehen im Wege und versperrten ihm das Ziel. Sollte er zurückweichen, stillstehen, um sie herumzukommen suchen? Er hätte das Eine so wenig wie das Andere über sich vermocht. Nach angestrengtem schmerzlichen Suchen war er der Heilswahrheit selbst, dem christlichen Geiste in seiner Unmittelbarkeit und ersten Frische, wie er in den biblischen Schriften sich offenbart, auf die Spur gekommen, mit brennendem Eifer trachtete er ihm Bahn zu brechen: sollte er die feindlich entgegentretende Zeitphilosophie nicht hassen, sie schonen, weil sie vormals gestrebt hatte jenen Geist zu entfalten und denkend zu begreifen, da sie doch jetzt ihre verirrte Entwickelung desselben als Satzung hinstellte und nur diese begriffen wissen wollte, ohne dem Gedanken Freiheit zu gewähren? Ohnehin kannte er nur ihren dermaligen Zustand und einen größern oder geringern Theil ihrer Erzeugnisse, ihre Verdienste in früherer Zeit entgingen seiner Kunde. So wenig es eine genügende Kirchengeschichte gab, so wenig hatte er eine Geschichte der Philosophie, am allerwenigsten eine solche, wie wir sie haben, und die doch erst neuerdings tiefere Einblicke in das Wesen der scholastischen Philosophie eröffnete. Durch ihre Stellung zum Leben und zu seiner Richtung und Aufgabe war ihm der Weg gewiesen. Es war die Freiheit des Evangeliums, die Freiheit des Geistes, der es denkend in sich aufzunehmen strebt, es war gegenüber der äußerlichen Satzung und der Autorität die Freiheit der selbstgewissen Vernunft und der Rede und Lehre, die das frei Erkannte und innerlich Geglaubte verkünden will, wofür er in die Schranken trat. Das Schreiben an Lange beweist, wie bestimmt er diesen Gesichtspunkt aufgefaßt hatte, der sich von selbst aus der biblischen Richtung, welche er genommen, ergab, und in welchem er deßhalb auch genau mit den Männern zusammentraf, welche vor ihm dieselbe Richtung eingeschlagen und die Auflehnung gegen die Philosophie begonnen hatten, die durch ihn nunmehr zum eigentlichen Ausbruche kam. Indem er sich in jenem Schreiben gegen die Philosophie erhebt, geschieht es klärlich aus dem Absehen und in dem Bewußtsein, die Sache der Geistesfreiheit zu führen, das Denken gegen die Denkfaulheit, das Recht des Denkens gegen die Autorität zu verfechten. Er dringt jetzt nur weiter vor von dem Punkte, bei welchem er seine Kämpfe begonnen, von dem: man muß beweisen! das er gleich zuerst den Widersachern entgegengehalten.

Mit Nothwendigkeit entsprang hieraus als seine nächste Aufgabe, die Theologie von den Fesseln der Philosophie zu befreien. Griff er den Versuch, sie zu lösen, mit Kraft und Glück an, so mußte er in vielfache und bedeutende, noch gar nicht geahnte Schwierigkeiten verwickelt, zu großen Ergebnissen geführt, vor neue Probleme hingestellt werden, auf die er nicht vorbereitet

1) *Rebenst.* II, 88. Ullmann a. a. O. I, 39.

war. Die Lösung der Aufgabe mußte einen gewaltigen Umsturz nach sich ziehen, die Aufgabe selbst war nichts weniger als einfach. Eben darin, nicht von fern blos in dem Aufschwunge der Wissenschaften, lag der Grund der verbreiteten mit jedem Jahre sich verstärkenden Richtung gegen die herrschende Philosophie, daß aus der durch den Katholicism zu Stande gekommenen Vermischung der Philosophie und Theologie die schwersten Irrungen, drückende Uebel hevorgegangen waren, welche in der Wissenschaft, im Leben, im kirchlichen wie im weltlichen, in allen Verhältnissen mehr und mehr empfunden wurden. Die Theologie, und als deren Inhaberin und Vertreterin die Hierarchie, beherrschte, ob auch nicht unbedingt, ihrerseits auch wieder die Philosophie, durch diese die gesammte Wissenschaft, durch die Wissenschaft die Kirche, durch diese beiden das Leben überhaupt, insbesondere den Staat. Die Philosophie hatte unfreie Dienerin sein sollen, nach ihrer ursprünglich freien Natur sich dawider gesträubt, in dem mächtigen Ringen mit der Theologie der Banden sich nicht erwehren können, die Theologie aber so gefaßt und umschlungen, daß auch diese an jeder freien Bewegung auf dem ihr eigenthümlichen Gebiete gehindert, wechselsweise von der Philosophie beherrscht war. Daher daß es sowol galt die Theologie wie die Philosophie zu befreien, daß aber auch Befreiung der einen zugleich Befreiung der andern war. Ja, es mußte aus dieser Befreiung, weil sie Gebrauch und Anerkennung des Rechts der denkenden Vernunft und der Selbstbestimmung voraussetzte und das ganze bisherige Verhältniß der Wissenschaft zur Hierarchie aufhob, allgemeine Befreiung von der letztern folgen, wie denn Luther in der That bald dahin fortschritt, Freiheit der Gewissen und der Schriftauslegung für Alle zu fordern und die Grundsätze vom allgemeinen Priesterthume und der Trennung der unvermischt zu haltenden geistlichen und weltlichen Gewalt aufzustellen. Wenn die Theologie und Philosophie voneinander geschieden und frei wurden, so trat das Bedürfniß ein, die Gebiete und Rechte beider festzustellen. Auch dies Letztere mußte Luther versuchen, und es gelang ihm mit seiner ganzen Partei und Zeit nicht völlig, er verirrte sich mit ihr dabei bis zu jeweiligem und theilweisem, bald scheinbarem, bald wirklichem Hasse der Vernunft und Philosophie. Es geschah im hitzigen Kampfe um die Freiheit der Theologie von jener und dieser, wobei aber wohl zu beachten ist, daß man unter Philosophie fast durchgehends die scholastisch-aristotelische verstand, und unter Vernunft in der Regel das endliche Erkenntnißvermögen des Menschen, den gewöhnlichen selbstliebischen, kein höheres Streben kennenden, und doch eingebildeten und dünkelhaften Verstand, eben die menschliche Weisheit der Scholastiker, die, die Quelle menschlicher Subjektivität, ihre Ergebnisse über das Christenthum setzte, die Göttlichkeit der Schrift, die aus dieser geschöpfte Wahrheit nicht anerkennen und doch herrschen, ja allein herrschen wollte, und jede Abweichung, und gerade auch das entschiedene Zurückgehen auf die Offenbarung in der Schrift, durch die ganze Zwangsgewalt der Schule und Kirche niederzuhalten suchte. Sie mußte daher zurückgewiesen werden, weil es darauf ankam, wir müssen mehr sagen, weil für die lutherische Reformation nicht weniger als Alles daran lag, den Schriftinhalt, die göttliche Wahrheit ohne alle und jede fremdartige Beimischung zu ermitteln, zu begreifen, zu entwickeln, zu einer echten Schrifttheologie zu gestalten. Es war, wie dies neuerdings von Schenkel sehr gut auseinandergelegt ist, durchaus folgerichtig, wenn der Protestantism, wir können sagen Luther, voraussetzte, daß jede Verunstaltung des Schriftinhalts durch menschliche Kritik oder Produktion die theologische Glaubwürdigkeit der Schrift beeinträchtige; er war genöthigt, solche Störungen seines Grundbestrebens von vorn herein fernzuhalten; er mußte alle Einmischung der Vernunfterkenntniß in theologische Fragen abwehren, der theologische Erhaltungstrieb leitete ihn dabei, wenn er den gottgegebenen Schriftinhalt sicher stellen und nicht die theologische Autorität der endlichen Vernunft anerkennen wollte, was ebenso viel gewesen sein würde, als die theologische Autorität der Schrift aberkennen. Die Theologie mußte in der That auf ihrem Gebiete freie Herrin, „Kaiserin" werden. Dies war es auch nur, nicht daß sie auch auf dem Gebiete der Philosophie oder gar von ihm aus auf allen herrsche, was Luther jetzt und was er späterhin forderte, so oft er sich nicht selbst augenblicklich misverstand. Wir sagen unten noch ein paar Worte darüber und erinnern hier wiederholt daran, daß er jetzt eben das freie Denken, das Recht der denkenden Vernunft bevorwortete und geltend zu machen strebte, worin jedoch gerade nicht im

mindesten lag, daß er, was er ihr erstritt, dem dünkelhaften Verstande hätte dahingeben wollen, der nur glauben will, was er begreift, und sich das Richteramt über den Glauben anmaßt, und der es nimmermehr zur Gründung eines Kirchenthums, wie das lutherische, gebracht hätte, das — wir werden im folgenden Buche weiter davon sprechen — von großen Mängeln nicht frei, doch errichtet werden mußte, wenn der Protestantism gegen den Katholicism durchgesetzt und behauptet werden sollte. Unumgängliche Bedingung dieses Kirchenthums war aber wiederum sowol Glaubenseifer als Glaubenseinheit, und jenem konnte unmöglich genügt, diese konnte unmöglich erwirkt werden, ein Zerfahren in tausenderlei Meinungen, Zerfall in zahllose Sekten und Parteiungen, völlige Zuchtlosigkeit der Geister war unmöglich abzuwenden beim plötzlichen Eintritt des Princips der individuellen Freiheit in die Welt, ohne Feststellung der Schriftautorität, ohne Theologie, eine eifernde und fast nothwendig übereifrige, einseitige, herrische Theologie. [1])

Nichts könnte hiernach erklärlicher sein als die Abneigung und der hitzige Streit der vorreformatorischen Männer und der Reformatoren, insbesondere Luther's gegen die Philosophie. Er durchschaute die Nothwendigkeit am tiefsten, er war vom lebhaftesten Drange erfüllt, der erkannten Wahrheit die Freiheit zu erkämpfen, die Aufgabe der Zeit zu lösen; ihm war das größeste Maß der Kraft gegeben, er war aber auch bisweilen der einseitigste Mann seiner Zeit, und darum erwachte der Widerwille gegen den Aristotelism in ihm am stärksten, darum bekämpfte er die Philosophie am entschiedensten, heftigsten und einseitigsten von allen.

Dem den Reformatoren gemachten Vorwurf, daß sie in ihrer Feindschaft gegen die Philosophie, insbesondere die aristotelische, unwissenschaftliche, blinde, aller geschichtlichen Billigkeit ermangelnde Eiferer gewesen, hat Ullmann gewiß vollkommen richtige Bemerkungen entgegengestellt, welche theilweise im Obigen schon berührt wurden. Er hebt außerdem hervor, daß jede große Entwickelung in der Menschheit einen Gegensatz gegen bisher

1) Schenkel a. a. O. 109. Hagen, Deutschlands liter. und rel. Verhältnisse, II, 238 f., 241.

Dagewesenes und Geltendes in sich schließe und daher auch ein Element der Polemik in ihrem Schoose trage, welches rein und scharf durchgeführt werden müsse, damit eine frische Bahn gebrochen werde, was denn zugleich nothwendig verhindere, daß dem Bisherigen sein volles Recht zuerkannt werde, und eine strenge und exclusive Denkart veranlasse. Es könne auf solche Weise, besonders im historischen Urtheile, doch auch in der Praxis, ein relativer Rückschritt geschehen, damit im Ganzen und Großen ein desto mächtigerer Fortschritt möglich werde. Damals habe es gegolten, die aus der falschen Stellung der Theologie zur Philosophie entsprungenen Verderbnisse zu beseitigen, was nur durch eine entschiedene und scharfe Polemik habe geschehen können. Eine völlig ungeschichtliche Forderung sei es aber, daß an die Stelle der unbefriedigenden Philosophie sofort eine befriedigende hätte gesetzt werden sollen. Zuerst habe der Boden gesäubert, für den christlichen Glauben und seine selbständig wissenschaftliche Entwickelung ein freier Raum gewonnen werden müssen; erst dann habe sich auf dem frischen Boden eine eigenthümlich christliche Spekulation entwickeln können. Den Reformatoren sei nur die Aufgabe des Kampfes mit der verdorbenen Zeitphilosophie gestellt gewesen, und dabei hätten sie nicht kapituliren können, sondern hätten streng und herzhaft wider das Gangbare angehen müssen. Man würde ihnen aber dennoch höchlich Unrecht thun, wenn man deßhalb sagen wollte, sie wären Feinde des Denkens, der Wissenschaft, der innerlich lebendigen Erkenntniß der christlichen Dogmen, sie wären vielmehr nur beziehungsweise antiphilosophisch, keineswegs aber unphilosophisch gewesen, wenn man Philosophie im allgemeinern Sinne des Worts nehme. Goch und Wessel würden auch auf dem Wege der Spekulation gefunden, die dann aber ein selbständiges, freies, durchaus auf dem Grunde der Schrift ruhendes und daher wesentlich theologisches Denken sei, frei von den Auswüchsen und Schulüberlieferungen, wie von dem todten Formalismus der Scholastiker, ähnlich der bessern theologischen Art der ersten Begründer der Scholastik und der vorzüglichern Kirchenväter. [1])

Dies Alles läßt sich insbesondere auf Luther anwenden, und

1) A. a. O.

was ihn betrifft, fügen wir noch Folgendes hinzu. Er wurde allerdings, was sein Schreiben nach Erfurt schon andeutet, der schlimmste Feind der Zeitphilosophie und bestritt sie nicht selten auf das Verkehrteste und von dem ganz beschränkt theologischen Standpunkte aus, auf welchen er sich mehrfach verlor. Wie er Aristoteles einen Teufel hieß, nannte er die Vernunft: „Frau Hulda, des Teufels Hure," die nichts könne als Alles lästern und schänden, was Gott thue; er verstieg sich von dem Satze, daß die Vernunft nichts von göttlichen Dingen verstehe, zu dem eine dualistische Trennung zwischen Gott und Vernunft hineintragenden, daß sie Gott feind sei; er sprach es als theologisches Axiom aus, daß die Vernunft in dem Menschen wider Gott und Gott am feindesten sei, weßhalb man sie tödten müsse; er stellte als Grundsatz auf: die Theologie soll Kaiserin sein, die Philosophie und andere gute Künste sollen derselben Dienerin sein, und wir hören ihn daneben ausrufen, Gott möge seine Kirche vor der philosophischen Theologie behüten. Er hatte dabei freilich nur die skeptische und noch mehr die scholastische im Sinne, die trübe Mischung von Theologie und Philosophie, übersah aber doch, daß die Verderbniß und Tyrannei, wider die er sich erhob, zum Theil wenigstens eben aus jenem vor ihm herrschend gewesenen Grundsatze entsprungen war, übersah schon jetzt, daß er weiter ging, als sein Ziel es nöthig machte, daß seine auf die Spitze getriebenen Behauptungen über dasselbe hinausschossen, folgewidrig waren, sich mit Dem, was er selbst anstrebte und that, nicht vertrugen. [1])

Man kann sagen, er trägt am meisten die Schuld, daß für einen langen Zeitraum die Entwickelung der Philosophie unterbrochen wurde, woran doch tüchtige Kräfte arbeiteten, wenn deren Bemühen auch noch nicht zu bedeutenden Ergebnissen geführt hatte. Er trägt am meisten jene Schuld, ob auch keineswegs allein durch seine Anfeindung der Philosophie, sondern gleichfalls und wol noch mehr dadurch, daß er das Zeitalter in eine, wenn nicht ausschließlich, doch so sehr vorwaltend religiöse und theologische Richtung hineinriß. Weil dieses nun aber zugleich eine

1) Walch XX, 399; I, 263; II, 82; XXII, 369. Schenkel a. a. O. 108 f.

geschichtliche Nothwendigkeit war, ermäßigt sich schon das Urtheil über Das, was er gegen die Philosophie verschuldet. Weiter ist zu bedenken, daß die philosophische Anlage in der Zeit nicht übergroß war, trotz ihres Ueberflusses an Afterphilosophie oder eben weil derselbe vorhanden war. Wir dürfen den Umstand nicht übersehen, daß kein Philosoph von eigentlicher Bedeutung neben Luther auftrat, weder in Wittenberg, noch überhaupt in der Zeit. Die Kraft Derer, welche dem Aufbau einer echten Philosophie sich zuwendeten, zeigte sich doch nicht sehr schöpferisch, fast nur verarbeitend. Wie hoch man sie aber anschlagen will, die Arbeit und die Erfolge der philosophischen Köpfe der Zeit mußten in jedem Falle kümmerliche und ungenügende bleiben, weil sie die zu genügenden Ergebnissen und Erfolgen nothwendige Geistesfreiheit auf ihrem Wege nicht gewinnen konnten. Man kann nicht sagen, diese hätte allmählig errungen werden können und sollen. Wer nur einen allmähligen ruhigen Fortschritt will, muß folgerichtig auch fordern, daß derselbe nicht unterbrochen werde oder unterbrochen sei. Geschieht dies aber oder ist es geschehen, wie es damals der Fall war, so fällt die Forderung in sich selbst zusammen und man muß sich den Sturmschritt schon gefallen lassen, sobald dessen Zeit gekommen, und sie ist da, wenn eine frühere Bildung zur todten Form geworden, eine neue, welche sich vergebens durchzuringen strebt, unterdrückt, und wenn dann der rechte Mann sich findet, welcher die durchbrechenden Lichtstrahlen in sich sammelt und Kraft genug besitzt, ihnen völlig hindurchzuhelfen, indem er niederwirft, was sie hemmt. Geschieht dabei des an sich Berechtigten und Guten zu viel, so geschah auch von Denen, die nur eine ruhige, stetige Entwickelung billigten, des Nothwendigen zu wenig. Eine stetige Entwickelung macht ein stürmendes Niederreißen nicht blos unnöthig, sondern sogar unmöglich, weil gegenstandlos. Ihre Freunde haben aber auch die Pflicht, Sorge für sie zu tragen, und wird im Sturme niedergerissen, so kann die gerechte Beschwerde nur gegen sie, als die ihre Schuldigkeit nicht gethan, nicht aber, am wenigsten allein gegen die Niederreißenden gerichtet werden, denen vielmehr Dank für das Verdienst gebührt, daß sie das Nachholen von zu lange Versäumtem, daß sie den eine ruhige Fortbildung Liebenden eine solche erst wieder möglich machen. Geistesfreiheit

und die damalige Stellung der Schule und Hierarchie waren schlechthin unverträglich. Blieb es bei dieser, so konnte es nicht zu jener kommen. Die Grundpfeiler der Schule und Hierarchie mußten fallen, und zu ihnen gehörte eben auch der Aristotelism. So standen die Dinge, daß nur durch einen plötzlichen Anlauf, nicht durch einen ruhigen planmäßig fortgesetzten Gegenkampf geholfen werden konnte. Wider einen solchen waren die Mittel der Hierarchie weitaus zu bedeutend, zu einem solchen waren zu Wenige befähigt, mußten die Kräfte und Bestrebungen zu vereinzelt bleiben, hätte sicher die Ausdauer gefehlt. Nur zu rascheren Entscheidungsschlachten sind die Massen bisweilen in Bewegung zu bringen, ohne welche die einzelnen muthigen und einsichtsvollen Vorkämpfer des Geistes nichts ausrichten konnten. Dies eben war die Erfahrung von mehr als hundert Jahren. Allmählig wäre so wenig damals und durch die Reuchlinisten, die Erasmus, Melanthon und wie sie weiter heißen, eine neue Zeit geworden, als sie im 15. Jahrhundert durch die Wessel, Jüterbock, Heimburg und Aehnliche geworden war. Luther war dadurch, was er war, daß er eine solche machte, und er machte sie dadurch, daß er den morschen abgelebten Zeitbau über den Haufen warf und den Zeitschutt gründlich hinwegschaffte, ja noch nicht einmal gründlich genug, was ihm mit demselben Rechte vorgeworfen werden könnte, als daß er zuviel darin gethan. Sein Aufräumen geschah eben durch seine oft rücksichtslose und einseitige Heftigkeit, wie wir sie eben jetzt hervorbrechen sehen, und wer da fordert, daß er sie gegen die Philosophie nicht hätte kehren sollen, verlangt, daß sie, die eine der gewaltigsten Triebkräfte seiner reformatorischen Wirksamkeit war, überhaupt nicht hätte dasein, daß er nicht hätte Luther sein sollen. Wo ein Augiasstall ist, muß ein Herkules sein, und keine Ausräumung eines Augiasstalles, ohne daß die Ströme aus ihren gewöhnlichen Betten herausgelenkt werden und überfluthen. Der Konservatism und Reformatism, die sich weise und moralisch gebärden, indem sie bei solch aufgehäuftem Schmutze gegen ein solches Auskehren sich erklären, sind, der eine in größerm, der andere in geringerm Maße, entweder befangener Unverstand oder versteckte Vorliebe für den Schmutz, Kopf- oder Herzenstaubheit und Fäule, oder Beides. Luther hat ja auch geflickt und geplextt, im Politischen mit den

Fürsten, Herren und Staatsweisen der Nation, und es ist nichts daraus geworden, die Folge ist gewesen, daß er auch da, wo er an die Wurzel ging, nur halb durchdrang und daß die Früchte großentheils verdarben.

Weiter, eben von ihm fordern, daß er die Philosophie nicht hätte zu Grunde richten sollen, ohne eine neue aufzubauen, ist ebenso weise als die Forderung stellen, er hätte sein sollen, was er nun einmal nicht war. Einer kann nicht Alles, kann nicht Alles sein. Warum hatten die Philosophen für keine bessere Philosophie gesorgt und warum schufen sie keine achtungswerthe und brauchbare? Er würde sie geachtet und benutzt haben, wenn auch freilich nicht zum Konserviren der Hierarchie. Er war der Mann, alle lebendige, tüchtige Wissenschaft für das Leben wirksam zu machen. Wer hat die Sprachen zu einem so gewaltigen und echten Fortschritt der Kirche und der Nation gebraucht, wie er, wer die klassischen Studien belebt für das Leben wie er, trotz dem, daß er für die letztern unmittelbar hundertmal weniger that als die Humanisten, auf eine lange Zeit der Theologie ein so unverhältnißmäßiges Uebergewicht gab, auch die Entfaltung des Humanism zur vollen Blüthe unterbrach? Die Philosophen der Zeit hätten ihm nur eine Philosophie bieten sollen, er würde eine Theologie und Reden an die Nation daraus gemacht haben, trotz Fichte und Schleiermacher. Er hätte sie trotz Lessing zum kritischen Ausfegen benutzt. Wer hätte zu seiner Zeit für alles lebendige Wissen und Lernen mehr Sinn und Eifer gehabt? Wir hörten ihn schon darauf dringen, und dieser Sinn und Eifer spricht sich eben auch in seiner Feindschaft gegen das todte Wissen und Lernen der Doktoren und hohen Schulen aus. Auch gegen die Zeitphilosophie war er der grobe Waldrechter mit der Baurenaxt. Das Erdreich frei machend, Licht und Luft schaffend, fuhr er mit Platzregen darein, während Melanthon pflanzte und begoß, wie er selbst sagte und zwar Melanthon lobend, zum Zeichen, daß sein Dareinfahren keineswegs ein unbesonnen leidenschaftliches, sondern voll Bewußtsein und Selbstbeherrschung war, daß er nicht die ganze Zeitaufgabe damit erfüllt achtete und auch Arbeiter an ihr von anderer Art zu würdigen wußte. Er sagte nichts und that nichts dawider, daß Melanthon dicht neben ihm das Studium der Philosophie als ein durchaus unentbehrliches,

als das zweckmäßigste Mittel zur formellen höhern Ausbildung, ihr Studium als die Wissenschaftlichkeit befördernd darstellte, sie eine Gottesgabe und ihre Feinde Gottes Feinde nannte, der Frömmigkeit ohne hohen wissenschaftlichen Sinn den höhern Werth absprach, der Philosophie die Stellung und Berechtigung zuwies, nicht stoffgebend, wol aber stoffgestaltend auf die Theologie einzuwirken, für unerläßlich hielt, zur Philosophie der Alten zurückzukehren, eifrigst für die aristotelische fortarbeitete. Noch mehr, er war darin doch im Grunde mit ihm ganz einverstanden, gerade wie Melanthon ebenso wie er den ganzen scholastischen Wust beseitigt wissen wollte und die Zeitphilosophie, als die die Vernunft mehr verdunkele als erhelle, mit gleich großer Verachtung behandelte. Er blieb unbefangen genug, sie selbst hundertfach zu loben, fort und fort von ihr zu lernen, sie in seinen Kämpfen als Wehr und Waffe, zur Ausbildung aller seiner Ansichten und Lehren, insbesondere seiner gedankenvollen Theologie zu benutzen, welche durch echtes Denken in den Kern der christlichen Offenbarung einzudringen suchten. [1])

In dem Bisherigen sind zwei Punkte berührt, die noch einer weitern Erläuterung bedürfen. Wir hörten, indem er der Philosophie der Schule den Krieg erklärte, waren es die Eingriffe des endlichen Erkenntnißvermögens oder aber der in diesem Sinne genommenen Vernunft in das Gebiet des Glaubens und der Theologie, die ihn zur Feindschaft und Abwehr bewogen. Gerade aber, weil dieser allgemeinere Grund bei seiner Feindschaft gegen die Schulphilosophie oder Vernunft obwaltete, kehrte sich jene überhaupt gegen die Philosophie, die Vernunft, sofern sie irgendwo oder wie auftauchte und sich geltend zu machen suchte. Bei der Richtung, das endliche Erkenntnißvermögen auf dem Gebiete der Theologie zur Herrschaft zu bringen, den gewöhnlichen Verstand zum Richter über die Vernunft, den Gottes- und Menschengeist zu heben, kann es so wenig zu einer echten Philosophie als zu einer echten Theologie kommen. Es ist ihre recht eigentliche Art, die Philosophie zu verachten, zu vernachlässigen, anzufeinden. Dies zeigte sich sehr deutlich, als sie nach Luther's Zeiten neben der wieder auflebenden Philosophie empor-

1) Schenkel a. a. O. 115.

kam, als diese gegen die gedankenlose Orthodoxie, eine ihrer ewigen Feindinnen, sich durchkämpfte, gegen jene erneuerte Scholastik, die Luther's Werk zum Stillstande brachte und ebenso schwächte und verdarb, wie in anderer Weise der erneuerte Pelagianism, die Frucht der oberflächlichen Aufklärung, oder aber des zur Herrschaft gelangten Verstandes, die „Quelle aller Abgötterei," wie wir hörten, daß Luther ihn nannte, der überwunden stets wieder in andern Gestalten hervorgetreten sei. Seit die Philosophie ihren kräftigen Aufschwung nahm, fehlte es nicht an den günstigsten Bedingungen des Zustandekommens einer echten lebenvollen Philosophie wie Theologie; nichts aber legte sich breiter in den Weg, als eben jene zum Verstandesrationalismus ausgebildete Richtung, der die Theologie und noch mehr, den Glauben, die christlichen Ueberzeugungen auflöste und verflüchtigte, indem er der subjektiven und oft plattesten Reflexion auf dem theologischen und religiösen Gebiete den weitgreifendsten Einfluß gestattete; der in ähnlicher Weise und Maße auf dem philosophischen Gebiete wirkte, die echte Spekulation, trotz seinem Schönthun mit ihr, ausschloß oder erdrückte. In seiner Verkennung, seinem stillschweigenden Nichtbeachten der letztern liegt gerade die schlimmste Anfeindung, doch auch die offene Unduldsamkeit hielt er nicht von sich fern. Bei allem philosophischen Scheine und Anstriche war er und förderte er Unphilosophie, er vermischte und verwirrte die Gebiete und Grenzen der Philosophie und Theologie von Neuem, und im Gegensatze zu ihm und schwer behindert durch ihn müssen Philosophie und Theologie sich mühsam wieder auseinandersetzen und auferbauen. Wir sahen schon an einzelnen Zeichen und werden es im folgenden Buche an noch mehren und deutlichern wahrnehmen, er keimte und sproßte schon in der Zeit, in welche Luther's Anfänge fallen, sehr üppig hervor, vornämlich bei den Humanisten, doch auch bei einzelnen Theologen, im Volke selbst, bei den Volksschriftstellern. Er erschien in und neben den vollberechtigten und heilsamen Richtungen und Bestrebungen, die Kunde der antiken Denkart, Schriftsteller, Philosophien zu erneuern, eine eklektische Lebensphilosophie zu gestalten, vom Scholastisch-Mönchisch-Ueberschwänglichen in der Auffassung der Glaubenswahrheiten und aller Lebensverhältnisse, von dumpfer Hingebung an Ueberlieferung und Autorität

loszukommen und zu einem hellen, einfachen, evangelischen Glauben, zum Selbstdenken zu gelangen, den gesunden Menschenverstand zu wecken und an der Seite von Gefühl und Phantasie zu seinem Rechte zu bringen. Von alle dem, was Luther vorbereitet fand, benutzte er den letztern nun auch zu einem der stärksten Hebel seiner Wirksamkeit, hütete sich aber wohl, ihm oder gar ihm allein in den höchsten Fragen die Entscheidung zu geben, und ließ es daneben an tiefern Anregungen nicht fehlen. Dies waren aber vornämlich die religiösen, und man kann nach der Lage der Dinge annehmen, daß nicht die Philosophie zu einem echten Aufschwunge, sondern daß nur jener Rationalism zur Herrschaft gelangt wäre, hätte nicht Luther mit solcher Entschiedenheit seine Theologie in den Vordergrund gestellt, vom theologischen Gebiete die Einbrüche desselben abgewehrt, und ihn überhaupt niedergehalten, mit einer Entschiedenheit, die freilich in Beseitigung der Philosophie auf eine längere Zeit ausschlug, zugleich aber die hereinbrechende Unphilosophie und Untheologie zurückdrängte, und der Philosophie nicht schadete, sofern im Grunde weder sie selbst noch ihre Vorbedingungen vorhanden waren.

Die Bedeutung, welche, die Sache von dieser Seite betrachtet, seine jetzt anhebenden Kämpfe wider die Philosophie und die — hier in gleichem Sinne zu nehmende — Vernunft bekommen, tritt in ein noch helleres Licht, wenn wir uns wiederholt vorhalten, daß es vor Allem galt, die ausgeartete Hierarchie zu überwinden, und daß ihre geistfesselnde Macht noch immer auf dem Glauben an die Wahrheit und Göttlichkeit der Priesterlehre ruhete. Durch ihn herrschte sie fort und fort, so verhaßt und unleidlich sie sich gemacht, so stark der Zweifel sich regte, so groß der Abfall der Meinung auch war. Dieser Glaube aber und die auf ihm ruhende hierarchische Herrschaft konnte nicht durch einen philosophischen, sondern nur durch einen wesentlich religiösen Aufschwung, nicht durch eine tüchtige, lebenvolle, niemals die Massen ergreifende Philosophie — wäre auch eine solche dagewesen — und noch weniger durch Unphilosophie, nicht durch das endliche Erkenntnißvermögen, den aufgeklärten gemeinen Menschenverstand zerstört werden. Er wäre nimmermehr aus dem scholastischen Gewirre herausgefunden, an welchem das ganze Wesen doch hing. Es konnte nur geschehen durch Erneuerung des Evangeliums als

des göttlichen Wortes, die aber wiederum unmöglich gelingen konnte ohne Zurückweisung aller menschlichen Willkür der Auslegung, nur durch Glauben gegen Glauben, den evangelischen gegen den katholischen, in der glaubensgewaltigen Zeit, gerade wie sich Luther vom Katholicism nur durch das Evangelium losmachte, frei wurde von den Fesseln der Autorität nur durch Glauben. So waren damals die Menschen, denen der Glaube nicht Gegenstand des Wissens, der Reflexion oder gar der bloßen Konvenienz war, sondern erstes Anliegen, wobei es um Seele und Seligkeit sich handelte. Es konnte allein geschehen durch Begründung und Befestigung neuer religiöser Ueberzeugungen. Dies aber war Sache der Theologie, und eben darum war es so wichtig, daß die stärkste beste Kraft daran gesetzt wurde, eine echte, lebenvolle Theologie zu schaffen, die Theologie mit allem Nachdruck hervorzuheben. Wie denn auch der Protestantism eine Kraft gegen den Katholicism durch seine gläubige, Vernunft und Philosophie im lutherischen Sinne ablehnende Theologie, und zur Unkraft gegen ihn wurde und wider ihn in Unkraft blieb, als die lutherische Theologie zum Orthodoxism umschlug und erstarrte, und als sie durch den pelagianisirenden Rationalism, der ihr die eigenthümliche Grundlage entzog und das Evangelium in eine menschliche Weisheit verwandelte, über Bord geworfen wurde.

Eine neue lebenvolle Theologie hätte aber, was nun weiter zur Erwägung kommt, bei Vernunfthaß, was wir so nennen, gar nicht, sie hätte ohne Vernunfterkenntniß, ohne freies, echtes Denken gar nicht zu Stande kommen können; und Luther war ihm nicht Feind, sondern Freund, weit mehr als er sagte. Wir werden weiter unten noch deutliche Beweise davon erhalten, wo wir auf seine wissenschaftliche Entwickelung und seine theologischen Fortschritte und Arbeiten in der nächstfolgenden Zeit ausdrücklich kommen. Wie er sich gegen Lange gerade über die Gedankenlosigkeit der Theologen ausließ und ihre Unterwürfigkeit unter Autoritäten, sagte er den Magistern zu Löwen und Köln, die ihm Herabwürdigung der Philosophie vorgeworfen hatten, sie, eben sie würdigten dieselbe herab, nicht er; denn es gebe keine unphilosophischere Art zu denken und zu reden, als wenn man verurtheile ohne Beweise; sie wüßten überhaupt nicht, was

Philosophie sei, sondern beschwerten, unter dem Scheine philosophischer Erkenntniß, die armen Seelen junger Leute mit Grillen und Spitzfindigkeiten und lehrten nichts als „Aristotelem;" er könne sich nun einmal nicht überreden, daß das Geschwätz von der Materie, der unendlichen Bewegung, dem leeren Raume, dem Begriffe der Zeit, das weder Verstand noch Herz, noch endlich die gesellschaftlichen Zustände der Menschen bessere, dagegen unaufhörliche Zänkereien anrichte, wahre Philosophie heißen könne. Ebenso rechnete er es im Ablaßstreite den Gegnern zur Schande an, daß sie weder aus der Schrift, den Vätern, geistlichen Rechten, noch aus der Vernunft einen Beweis aufzubringen wüßten. Widerlegung mit hellen Gründen, mit Vernunft forderte er 1518 in Augsburg, von Leo X, vom Legaten zu Worms. Auf dem nicht-theologischen Gebiete ließ und gab er der Vernunfterkenntniß alle gebührende Ehre, Berechtigung, Freiheit, unzählige Mal mit höchstem Preise ihrer gedenkend: nur daß sie in theologischen Dingen nicht mitreden sollte. Große Irrungen kommen bei ihm und über ihn daher, daß das Wort Vernunft in einem doppelten Sinne genommen wurde. Auch die höhere, als göttliches Element zu betrachtende Erkenntniß bezeichnete man damit. Luther's Haß galt der Vernunft im oben angegebenen Sinne, obwol er sich von Verwechselung nicht immer freihielt. Allein trotz seinem Eifer, der ihn zu argen Uebertreibungen und höchst verkehrten Aeußerungen fortriß, finden wir bei ihm doch selbst die Anfänge einer vollkommen gerechten Anerkennung nicht blos überhaupt der Philosophie, sondern der verhaßten Zeitphilosophie, des Aristoteles. Von der „Natur des Himmels" redend, steht er nicht an rund herauszusagen: „Die Griechen — und er nennt vorzugsweise Aristoteles — haben davon viel feiner und verständiger disputirt als die Unsern; Ambrosius und Augustin haben ziemlich kindische Gedanken darüber, und so die Andern bis zu den Neuesten." Oder er sagte: „Die Philosophie ist der Heiden und Vernunft Theologie; rechtschaffene, wahrhaftige Historien, auch bei den Heiden, zeigen an Gottes Willen, wie stumme Buchstaben." Nie verkannte er Aristoteles' Geistesgröße, oft spricht er mit wahrer Bewunderung von ihm, führt belobend Aussprüche von ihm an, wir hörten im ersten Buche selbst über die aristotelische Ethik sehr anerkennende Aeußerungen von ihm,

und wollte man Alles, was er über Aristoteles gesagt hat, zusammenstellen, so würde sich finden, daß sein Lob und Tadel einander so ziemlich die Waage halten und daß der letztere sich fast immer entweder nur auf die aristotelischen Lehren, die mit der christlichen Anschauung von Gott, Mensch und Welt entschieden streiten, auf den Aristoteles als Stütze der Scholastik und auf den verfälschten Aristoteles der letztern beziehen.[1]) Wie jetzt, in der Weihnachtspredigt und dem derselben in der Zeit so nahe liegenden Schreiben an Lange schwankt er auch später noch zwischen Benutzung und Verwerfung der aristotelischen Philosophie, zwischen Verwerfung des wahren und falschen Aristoteles und zwar so, daß er wenigstens vorzugsweis nur den verdorbenen scholastischen meint. Ob er es durchblickte oder nicht, daß die aristotelische Philosophie selbst auf die ältern kirchlichen Symbole Einfluß geübt, an denen er lebenslang so unverbrüchlich festhielt und in deren tiefern Sinn und Gehalt er, wie wir sahen, vermittelst derselben einzudringen suchte: er hat die wahre nicht blos unbewußt, sondern auch mit dem klarsten Bewußtsein vielfach und tief auf seine Ansichten und Ueberzeugungen einwirken lassen. Eine besondere Untersuchung, die recht sehr der Mühe werth wäre, würde dies unzweifelhaft ergeben. Sie kann hier nicht angestellt werden, wogegen noch eine auf seinen Ausdruck sich beziehende Bemerkung hinzuzufügen ist. In seinen Aeußerungen gegen Lange über Aristoteles liegt schon etwas der Art, wie es uns bei ihm späterhin noch oft und gesteigert begegnen wird. Nicht blos, daß er sich heftig ausspricht, harte, starke Worte wählt, oder vielmehr ganz und gar nicht wählerisch, mit solchen Worten herausfährt: in den Gedanken, welche durch sie bezeichnet werden, liegt nicht selten etwas Ungebildetes, Nüchternes und Plattes, und dann und dadurch macht die Lesung seiner Schriften erst eigentlich einen peinlichen Eindruck nicht blos bei überfeinerten, sondern gerade bei Lesern von wirklicher Bildung: und auch daher so viel Abgunst, Tadel und Verkennung, dennoch aber vornämlich nur von Seiten solcher Leser, die überhaupt nicht zu lesen verstehen, oder die sich nicht tiefer in ihn hineinlesen. Denn es ist oft bei ihm

1) Schenkel a. a. O. 106 ff. Ausleg. d. Genesis, zu Kap. 1, V. 6, Walch 1, 43 ff. Tischreden, Walch XXII, 2249.

so wie hier, und in einem noch weit höhern Maße, daß augenblickliche Aufwallung zu rohen Aeußerungen ihn fortreißt, die nur scheinbar auf ganz rohe Begriffe und Anschauungen oder auf Unbildung zurückweisen. So glaubt man hier Jemand zu hören, der in seinem Leben keinen Buchstaben vom Aristoteles gelesen oder dem doch das Verständniß der aristotelischen und jeder Philosophie völlig fremd geblieben. Desungeachtet war dem nicht so. Wie fern Luther von einem völligen Verständniß der aristotelischen Schriften sein mochte, wir sahen, daß er sie mit Ernst studirt hatte und jedenfalls tiefer eingeweiht war, als man nach seinen theilweis ungeschlachten Aeußerungen voraussetzen sollte. Es ist nicht zu leugnen, er ließ sich, und zwar nicht blos im Ausdrucke, zu weit fortreißen, indem er sein ursprüngliches Ziel mit jener Zähigkeit im Auge behielt und mit jener Heftigkeit verfolgte, die in dieser wie in andern Beziehungen auch sehr verdienstlich war und wozu er guten Grund hatte. Was aber bei ihm als ein Gemisch von richtiger Einsicht und Befangenheit, Beharrlichkeit und Eigensinn erscheint, war bei seinen Nachfolgern nichts weiter als Beschränktheit und Eigensinn. Es ist mit seiner Anfeindung der aristotelischen und der Philosophie überhaupt gegangen, wie mit mancher Richtung, die er eingeschlagen. Er wurde von Denen, die ihm folgten, misverstanden und gerade in seinen Uebertreibungen noch überboten, während man die Fingerzeige auf richtigere Bahnen hin, die sich bei ihm fanden, unbeachtet ließ. Sein Eisenkopf war oft den mit ihm Gehenden, wie wir es jetzt schon an seinen Kollegen, die sich bis zum Ueberstürzen seines Eifers in seine Richtung hineinziehen ließen, beobachten können, und noch mehr den Nachgängern zu stark. Er ist jedenfalls viel weniger zu tadeln, daß er zu viel wider die Philosophie, als jene, daß sie nicht genug für dieselbe gethan. Seine Verdienste um die Philosophie sind größer, als man sie bis jetzt immer noch anschlug, weil sie allerdings fast nur negativer Art waren, weil man noch immer nicht genug bedachte, welche innere und äußere Bleigewichte trotz dem Aufblühen der schönen Wissenschaften das echte spekulative Denken bis in die Zeit seiner Anfänge niederhielten, wie tief und fesselnd und geistauszehrend der verbundene Aristotelism und Scholasticism sich eingenistet, und wie die neue Philosophie ohne Herstellung der individuellen Selbstbestimmung

des Geistes gar nicht entstehen konnte, welche er durch Befreiung der religiösen Idee und der religiösen Innerlichkeit als protestantisches Princip dem Katholicism abrang. Als die Philosophie späterhin ihre Freiheit den Theologen wieder abkämpfen mußte, schalt sie oft ebenso einseitig die Theologie, wie er die Philosophie schalt. Noch viel weiter ging sie neuerdings. Auf beiden Seiten wurde nicht bedacht, daß Theologie und Philosophie gleichberechtigte Seiten und Entfaltungen desselben Geistes sind, nothwendig aus ihm entspringend; daß keine nennenswerthe Theologie in den mittlern Jahrhunderten gewesen und in neuern Zeiten sein würde ohne die Philosophie, und daß diese nur da neu erstand und den Scholasticism beseitigte, wo durch die Reformation der religiöse Gedanke befreit und der Alpdruck der Hierarchie und ihrer verknöcherten Schule abgeworfen war. Allenfalls aber könnte man, um so mehr, da nicht viel darauf ankommt, zugeben, daß es recht schön gewesen wäre, wenn uns Luther auch eine neue Philosophie gemacht hätte, und warum nicht auch die noch rückständige politische Reformation. Wir könnten dann um so ruhiger auf der Bärenhaut liegen, ohne uns von seinem Thut ihr auch etwas! stören zu lassen. [1])

Was gesagt ist, um seine Anfeindung der Philosophie in ein richtiges Licht zu stellen, gilt von seiner Anfeindung der Scholastik überhaupt, insbesondere der scholastischen Theologie gleichfalls. Nur das Nachstehende wird dabei etwa noch zu bemerken sein. Man könnte leicht seine Ungerechtigkeit gegen die letztere noch unverzeihlicher finden. Sein gleich entschiedener und heftiger Widerwille und Tadel trifft sie noch unbedingter, während er dort doch großentheils nur gegen den falsch verstandenen Aristoteles gerichtet ist. Allein sie war die noch nähere nnd unmittelbarere Ursache seiner innern Bedrängnisse gewesen. Die aristotelische Philosophie war nur ihr Werkzeug und ihre Stütze, während sie selbst der Mittelpunkt und Inbegriff der Lehren, wider welche er sich erhob, unmittelbar der Gegensatz war, den er bestritt. Er hätte sie bis auf einen gewissen Punkt gelten lassen können, doch

1) Heeren, Etwas über die Folgen der Reformation für die Philosophie, im Reformationsalmanach für 1819, S. 117. Villers, Ueber d. Geist u. Einfluß d. Reformation, I, 148; II, 12, 28 f. Neudecker, Gesch. des evangelischen Protestantismus, II, 461.

lange nicht so weit wie die aristotelische Philosophie ohne noch größere Gefährde. So viel er ihr ließ, ließ er der Schule und der Hierarchie an Boden zur Vertheidigung und zum Angriff. Ja man kann sagen, daß er sich von ihren Begriffen nicht völlig genug frei machte, in mehr als einem Punkte sie noch immer zu stark auf seine Theologie einwirken ließ. Die Scholastik überhaupt hatte sich selbst um die ihr gebührende Anerkennung gebracht, oder vielmehr die spätere verdorbene hatte auch der frühern bessern die Ehre geraubt, ja das Verständniß. Man hat sie, wie gesagt, erst neuerdings wieder gerecht gewürdigt, ihr eine hohe Stellung angewiesen. Allein zu Luther's Zeit vergötterten die Doktoren sie, ohne im Stande zu sein, ihr Lob zu begründen, so daß es eine freie denkende Zustimmung hätte bewirken können. Sie wußten das Echte und Große in ihr nicht darzulegen, weil sie es selbst nicht kannten und ob auch wider Wissen und Willen viel eher versteckten, als hervorhoben. Man sagt jetzt, die Scholastik als großes Ganzes betrachtet, sei ein großes ehrwürdiges Bauwerk des menschlichen Geistes, ganz ähnlich den mittelalterlichen Domen, an denen wir noch mit Bewunderung emporsehen. Allein wie Luther sie ansah und ansehen mußte, war sie gänzlich verbaut und in ein großes Gefängniß, eine Zwingburg verwandelt. Er führte zum Sturme gegen sie und mußte dabei den Standpunkt des antiquarischen Forschers, Urtheilers oder Liebhabers Andern überlassen. „Tritt man mitten in das wüste Getümmel der Scholastiker hinein, welches sich durch eine Reihe von Jahrhunderten hindurchzieht und über die ganze christlich-germanische und romanische Welt ausbreitet, so verzweifelt man Sinn und Verstand darin entdecken zu können, man findet keinen Ariadnefaden in diesem Labyrinth; aber tritt man dann weiter zurück und faßt das Ganze ins Auge, so gliedert sich der scheinbare Wirrwarr vor unsern Augen und man entdeckt auch hier den großen Menschengeist, der durch alle diese großen und kleinen, sich so mannigfaltig charakterisirenden Einzelgeister hindurch seine Entwicklung nimmt.“[1]) Weit zurücktreten, eben das konnte Luther nicht. Man würde sich nicht zu sehr wundern dürfen, wenn er in dem wüsten Getümmel noch viel weniger Sinn und Verstand entdeckt hätte, als

1) Marbach a. a. O. 220.

es der Fall war. Er fand sich gerade sehr bewunderungswürdig darin zurecht. Er verstand die Scholastik besser als ihre eifrigsten Fürsprecher, deren Vertheidigung sich schwächer zeigte als seine Gegenrede, weit besser als katholische Schriftsteller haben gestehen wollen. Beweis ist, daß er ihre verborgensten Schäden aufzudecken wußte und hauptsächlich eben hierdurch und durch die Geradheit und Kühnheit, womit er es that, hat er sie gestürzt, viel weniger durch sein Schelten, seinen Spott und Hohn, seine Bitterkeiten, die darum jedoch, obwol im Einzelnen oft ungerecht, auch nicht überflüssig waren. Nur seine starken Farben, seine Zorn- und Schlagworte konnten im Haufen den lebendigen Abscheu entzünden, den er brauchte, um zu einem raschen Ende zu kommen. Durch ruhige wissenschaftliche Darlegungen konnten und können stets nur verständige und redliche Leute überzeugt und gewonnen werden. Die Menge der Anhänger von Grundsätzen, Lehren, Systemen, wie Satzungen und Einrichtungen, die nichts begreifen oder keine Ueberzeugung haben und nicht begreifen wollen, kam recht sehr in Betracht und konnte nur durch starke Stöße zum Schweigen gebracht werden. Im Uebrigen spricht man zu oft von Luther's Feindschaft gegen die Scholastik und die Scholastiker, ohne zu wissen oder zu sagen, daß er ihnen sehr oft auch vollkommen gerecht wurde. Es verhält sich damit ähnlich wie mit seinem Urtheile über die aristotelische Philosophie und deren Urheber. Er schreibt 1518 an Staupitz in Beziehung auf die Vorwürfe, welche ihm wegen seiner Angriffe auf die Scholastik gemacht wurden: „Ich lese die Scholastiker mit Urtheil, nicht wie Jene mit verschlossenen Augen, wie der Apostel sagt, prüfet Alles und das Beste behaltet. Ich verwerfe sie nicht ganz und falle ihnen nicht ganz bei. Meine Widersacher machen aus einem Theile das Ganze, aus einem Funken eine Feuersbrunst, aus einer Mücke einen Elephanten. Ich kümmere mich mit Gottes Hülfe um die Larven nicht. Steht es Skotus, Biel und Andern frei dem Thomas und den Thomisten aller Welt zu widersprechen — wie denn unter den Scholastikern fast so viel Parteien wie Häupter oder Haare auf dem Haupte sind — warum soll mir nicht dasselbe gegen sie erlaubt sein, was sie sich untereinander als ein Recht gestatten?“ In der Zuschrift zur Auslegung der ersten 22 Psalmen sagt er: „Ich weiß, was die scholastische Theologie

an mir gethan hat, ich weiß aber auch hinwiederum, was ich ihr zu danken habe. Die Scholastiker sind feine Köpfe gewesen, haben nur nicht solche Zeit gehabt, wie wir jetzt haben." So spricht er sich zehn und wieder zehn Mal aus. Petrus Lombardus hörten wir ihn schon loben, und er preist ihn mehrfach und so Anselm, Skotus, Bonaventura und Andere als „Tapfere, die nicht leicht ihres Gleichen gehabt, in denen ein großer Geist gewesen." Es verhallte freilich auf lange Zeit wie Das, was er anerkennend über die Philosophie sagte, mit und ohne seine Schuld. [1])

Blicken wir noch einmal zurück, so finden wir ihn zugleich heftiger und bedächtiger als die Reuchlinisten, mit denen er kämpfend auf dasselbe Ziel der Beseitigung des Aristotelism und Scholasticism hinarbeitet, doch so, daß er sich seine eigene Bahn bricht. Seine Kämpfe greifen noch nicht so unmittelbar in das größere Leben ein, von dem er noch weit entfernter steht, doch nur um es noch tiefer und voller zu fassen. Wenigstens ahnt man es schon. Er hat mit dem Kriege der Humanisten nichts zu schaffen, gehört nicht zu den Angegriffenen und zunächst und unmittelbar Bedroheten, er mischt sich nicht ein, aber vollkommen fern liegt ihm der Gedanke, etwa den Ausgang abzuwarten oder sich zu hüten, nicht auch verwickelt zu werden. Er führt ohne alle Rücksichten dieser Art seinen Krieg und so, daß er der Angreifende ist, während Reuchlin ruhig seinen Weg gegangen war und nicht von fern daran gedacht hatte, die Kölner herauszufordern, sondern ohne daß er es nur geahnt hätte, so muthwillig als möglich von diesen in einen Kampf um seine Ehre und Ruhe, seine Stellung im Leben und vielleicht das Leben selbst, um Sein oder Nichtsein der humanistischen Studien hineingezogen war. Luther ist zugleich mehr einreißend und aufbauend, mehr radikal und konservativ als die Humanisten. Gerade vom Begründen fester Begriffe, Lehrsätze, Ueberzeugungen ist er ausgegangen und fährt damit fort, während er niederreißt, was er im Wege gefunden und weil es im Wege liegt. Nur daß er nicht an den Rath oder die Weisheit der selbstsüchtigen oder furchtsamen Klugheit und Vorsicht, der Kälte oder Falschheit denkt, mit dem Niederreißen zu warten, bis der Neubau vollendet sei, der eben nicht errichtet werden kann, wenn nicht jenes vorhergegangen. Die Humanisten gingen weit mehr verneinend und auflösend zu Werke, als er. Mittelbare und unmittelbare Kritik war eine ihrer Hauptbeschäftigungen, wenn nicht die erste, er nahm sie nur zu Hülfe, während er im Evangelium, der Herstellung einer Theologie, gegründet auf die tiefsten und höchsten Begriffe des Christenthums, auf die Schrift, auf den durch sie vermittelten Glauben an den Gott und Mensch einigenden, die ewige Liebe des Vaters offenbarenden, Liebe zu ihm im Geschöpf entzündenden und durch sie dasselbe heiligenden und zum Schöpfer zurückführenden Gottmenschen — während er in der Herstellung einer solchen Theologie ein festes Ziel zeigte, und wenn die Humanisten theilweis auch davon sprachen und danach hinstrebten, seinerseits alle seine Gedanken, Empfindungen, Arbeiten und Anstrengungen darauf bezog. So viel umfassender auch in dieser Zeit noch die Wirksamkeit Anderer, eines Erasmus namentlich, erscheint: kein Anderer neben ihm ist zugleich mit solchem Eifer und solchem ob auch erst beginnenden Erfolge bemüht, die Schriftlehre herzustellen, eine kann es sein systematische, gibt sich das nicht so bald, eine praktische, für das augenblickliche wissenschaftliche Bedürfniß ausreichende Bibeltheologie zu begründen und ihr zugleich in der Schule und im Leben Geltung zu verschaffen; kein Anderer — und Erasmus eben am wenigsten — hat einen so tiefen Gegensatz wider die Grundrichtung der Schule und Kirche auf Werkheiligkeit gefunden wie er in der Lehre vom heiligenden Glauben an die durch Christum vollbrachte Erlösung und Versöhnung; kein Anderer hat so wie er die Vergeblichkeit des Heilswegs, den die Schule und Kirche zeigen und die Sicherheit von dem andern und neuen erkannt, auf welchen er hinleitet mit der Beciferung und innern Gewißheit, welche nur die innerste Selbsterfahrung, das eigenste Zeugniß des Geistes gibt; kein Anderer beweist bei seinem Streben so viel praktischen Takt und fühlt so fein heraus, was die Zeit, die Kirche und die Nation vor Allem bedurfte, wofür die letztere am meisten Sinn hatte und am ehesten in Bewegung zu bringen war. Er trifft mit den auch das religiöse und theologische Gebiet berührenden Humanisten darin zusammen, daß wiederum aus der ursprünglichen Quelle christlicher Erkenntniß geschöpft und der

1) De Wette I, 102. Walch IV, 267 F. Tischreden, Walch XXII, 2066. Offenbarung des Antichrists, Walch XVIII, 1933.

breite Strom barbarischer Schulweisheit geklärt und abgeleitet werden müsse, der sie tief unter seinen Fluten in seinem Schlamme begraben; aber wie er am Entschiedensten auf sie als das einzig Nothwendige hinweist, am Unmittelbarsten auf sie zurückzuführen und am Angestrengtesten sie an das Licht zu ziehen trachtet, so wirft er sich auch am Entschlossensten dem überflutenden Strome entgegen. Er verschmäht die Mittelwege, etwa die Lehre der Schule zu läutern, die aristotelische Philosophie in Reinheit herzustellen und die besser verstandene für die allgemeine Bildung, den Aufbau einer neuen Theologie oder die Besserung der herkömmlichen zu empfehlen. Sie hat hinweggeführt vom Evangelium, nur dieses kann helfen! Sie ist Unphilosophie, die im Namen der Philosophie getrieben wird, Schlendrian, Schulstaub, heidnische Verführerin und Tyrannin. Sie soll hinaus, gänzlich zu Boden. Kein Flicken an dem künstlichen Netze. Es muß ein gänzliches Ende mit ihr werden, sollen die Dünste und Wolken verschwinden, die die Köpfe einnehmen, kein freies Athmen gestatten, keinen ungebrochenen ungetrübten Lichtstrahl hindurchlassen. Da genügt es nicht, die Weisen der Schule sanft anfassen und zu wecken suchen: sie müssen aufgerüttelt werden, die in alle Ewigkeit mit den Todten schweigen, mit Posaunenton zu freier Mannheit aufgerufen werden, die der Autorität Alles glauben und nicht einmal zu mucksen wagen. Da gilt es nicht schonen, der Wahlspruch leidet es nicht: der christlichen Wahrheit eine Gasse! Es kann nicht genug daran erinnert werden, wie gewaltig, wie allseitig die Freiheit, die Geister eingeengt waren. Ward auf Erden ein neues Land entdeckt, so fiel es der Hierarchie zu, die für jede misbeliebige Entdeckung am Himmel den Fluch in Bereitschaft hatte. Kopernikus hätte mit dem, was er eben zu dieser Zeit in einer nordischen Stadt dachte, nicht hervorgedurft, hätten nicht Luther's gegenphilosophische Kämpfe in Wittenberg die Gedankenfreiheit erobert. Man durfte nicht Griechisch treiben, nicht sagen, Augustin habe keine Kapuze getragen, ohne Ketzerei. Indem Luther davon spricht, wie Wimpheling, weil er so etwas behauptet, „schier umbracht" wäre, setzt er hinzu: „Also waren wir gefangen, daß wir nicht durften wider das Allergeringste mucken"; und so war es, in Deutschland wenigstens, ob auch der päpstliche Hof und wer ihm nicht Furcht oder Verdacht einflößte, aufs

Freieste selbst aus dem Christenthume und der Frömmigkeit sich herausbewegen durfte. [1])

Im Obigen ist der Standpunkt bezeichnet, auf welchem wir Luther jetzt erblicken, auf den er sich selbst fest hingestellt und auf welchen er hinzuziehen trachtet. Es gelingt ihm in seinem nächsten Kreise, er dringt mit seiner Richtung in Wittenberg mehr und mehr durch, die Universität unterscheidet sich jetzt schon und von nun an mehr und mehr von allen andern, die entweder ganz oder doch in weit höherm Grade den scholastischen Typus behaupten. An keiner andern gewinnt der Humanism über die Scholastik völlig, wie es auch in Wittenberg nicht der Fall ist, wo der Sieg über sie keineswegs am meisten von ihm ausgeht, der, von Pollich vertreten, nur den ersten Angriff auf sie gemacht und seitdem nichts mehr gegen sie unternommen hatte. An keiner andern Universität stellt sich eine neue, eine Schrifttheologie der scholastischen lebenvoll und nachdrücklich auch nur gegenüber, geschweige daß sie sich die Alleinherrschaft erstritte. Dies hat die wittenberger vor allen allein, an keinem andern Orte kommt die antischolastische Bewegung so zum Abschlusse, werden die Gegensätze so rein durchgekämpft, wandelt die Schule sich selbst so frei und innerlich um. Einst von der Stellung und Bedeutung der wittenberger Universität redend, sagte Luther und konnte es mit Recht sagen: „Gott hat in dieser Schule am ersten sein Wort wiederum offenbaret und gereiniget." Die von ihm ausgehende Bewegung in Wittenberg steht mit der allgemeinern der Zeit, mit der reuchlinistischen im Zusammenhange, doch wie er der selbständige Beweger, ist sie auch abgesondert, örtlich, greift über ihren Kreis jetzt noch wenig hinaus. Selbst ihre äußersten Schwingungen reichen etwa nur bis Erfurt, sie wird noch wenig beachtet, das Geräusch der Reuchlinistenfehde übertönt sie noch gänzlich, die aber doch bald viel wichtiger werden, jene fast in Vergessenheit bringen, die ganze Zeitbewegung in ihren Strudel hereinreißen soll. [2])

---

1) Tischreden, Walch XXII, 1376.

2) Tischreden, Walch XXII, 2234.

Einwirkungen auf die Ordensbrüder.

Schrieb er wider die Lehre und Weisheit der Schule, so hieß dies ebensoviel, als daß er sich zum Hinaustreten vor die ganze gelehrte Welt rüstete, an ein reformatorisches Einwirken auf die wissenschaftlichen Zustände, die Universitäten dachte. Doch sein Eifer für den in ihm lebendigen Gedanken trieb ihn zu einer mehrseitigen Thätigkeit, wie wir bemerkten. Indem er die weitesten Kreise und ein größeres und entfernteres Ziel ins Auge faßte, vergaß er nicht blos das Nächste nicht, es war vielmehr das Erste, worauf er sein Augenmerk gerichtet und das er nicht aus den Augen verlor. Es ist erwähnt, welche Richtung sich unter den Augustinern schon einigermaßen verbreitet hatte, bevor Luther in den Orden eintrat, durch Proles', durch Staupitz' Bemühungen. Wo sie sich festgesetzt, mußte er Empfänglichkeit für die seinige so nahe verwandte, mußte er sein Bemühen für sie zu gewinnen wesentlich erleichtert finden. War dem so und fand er vornämlich bei seinen Ordensbrüdern Anklang, so ladete dies ein, sich mit seinen Bemühungen um die Einpflanzung und Verbreitung seiner Erkenntnisse und Ueberzeugungen an die Augustiner zu wenden, um so mehr, da er hier still und ohne in Kämpfe mit der Welt verwickelt zu werden, wirken konnte. Wir werden sogleich sehen und nehmen es oft bei ihm wahr, wie sehr auch ein solches Wirken seinem Sinne bei all seiner Kriegslust zusagte. Daß er bei seinem Bedürfniß sich auszusprechen im täglichen Umgange, als Lektor und Prediger im wittenberger Kloster auf die Brüder einzuwirken suchte, erwartet man von selbst. Allein es fanden auch fleißige Einwirkungen in die Ferne, in andere Klöster des Ordens statt durch brieflichen Verkehr. Ein sehr bedeutender Theil seiner gesammten Wirksamkeit in seinem ganzen Leben beruht auf seinem Briefwechsel. Hierauf müssen wir jetzt zurückkommen. Nach allen Seiten streute er seine Gedanken durch Briefe aus, welche die Eindrücke seiner Schriften in einem bedeutenden Maße verstärkten, ergänzten, vervollständigten, und manches seiner Sendschreiben hat bei Einzelnen und in engern Kreisen wol gewirkt, was eine Druckschrift nicht vermochte. Wir haben

unzählige Briefe von ihm, die vielleicht mehr als irgend eine seiner Schriften oder Thaten bezeugen, daß ihm die Frömmigkeit eigentlichstes und erstes Herzensanliegen war, indem sie im tiefsten und echtesten religiösen Bedürfniß und Drange geschrieben, oft dadurch allein veranlaßt und eingegeben sind. Nichts könnte so sehr bestätigen, was in seiner Kindheitsgeschichte auszuführen versucht ist, daß die religiöse die stärkste und vorwaltendste seiner Anlagen war. Die Reihe der Briefe, welche diesen Beweis enthalten, beginnt mit den an Ordensbrüder geschriebenen, in welche er seine innerste tiefste Empfindung und Gesinnung hineinlegte, durch welche er den Brüdern sie einzuflößen suchte, die Brüder zu trösten und aufzurichten bemüht war, wie einst Staupitz ihm gethan.

Diese Art der Wirksamkeit begann er, wie schon erwähnt ist, seitdem er die Doktorwürde erlangt. Jetzt, beschäftigt mit Plänen zum Sturze der herkömmlichen Studien, sendet er sprudelnde Briefe nach Erfurt, Briefe, bestimmt zum wahren Leben zu wecken, für das ihm innerlich Gewordene zu erobern; gleichzeitig aber schreibt er in die Klöster seines Ordens, um für die evangelischen Begriffe sanftmüthig zu gewinnen und getrieben von stillern Herzensbedürfnissen, von Empfindungen der Freundschaft, aus reinmenschlichem Gefühl. Denn höchst merkwürdig ist nun die Verschiedenheit des Inhalts und noch mehr des Tons der Briefe, die er an einen Truttvetter und Lange in derselben Sache, und die er an unbekannte geringe Ordensbrüder schreibt, und der völlige Gegensatz der Stimmungen, in welchen jene und diese geschrieben sind. Viel tröstliche Briefe an geängstete Gewissen, sagt Mathesius, schrieb er in den vier ersten Jahren seines Doktorats, „darinnen er getreulich zur heil. Schrift ermahnet, dieweil man allein aus der Propheten und Apostel Wort Jesum Christum für unsere eigene Gerechtigkeit erkennen könne." Er wußte, was ein geängstetes Gewissen war, und erfuhr es noch immer. Wir hörten ihn schon Gedanken aussprechen wie den: „ich bin wol ein Doktor, es bekennen auch ihrer Viele, daß sie durch mich in der heiligen Schrift nicht wenig gefördert sind; das ist mir aber oft widerfahren, daß ich empfunden habe, daß mich eines Bruders einiges Wort geholfen und aufgerichtet hat, der doch sich mir in keinem Weg gleichmäßig geachtet hat. Denn

es ist groß, wichtig und viel gelegen am Worte eines Bruders, das zur Zeit der Noth und Gefährlichkeit aus heiliger Schrift verkündiget und gesprochen wird. Denn die heilige Schrift hat mit sich einen unabscheidlichen Gefährten, den heiligen Geist, der in mancherlei Weise die Herzen durch das Wort beweget und aufrichtet. Also haben Timotheus, Titus, Epaphroditus St. Paulum getröstet, dergleichen die Brüder, so von Rom ihm entgegenzogen, ob er gleich viel gelehrter, denn sie, und geübter im Worte Gottes war. Denn es haben die größten Heiligen auch ihre Zeit, in der sie schwach sind, die Andern aber stärker. Derohalben soll unter uns auch kein Fleiß und Mühe gesparet werden, daß du mich und ich dich aus Gottes Gebot, wenn wir in Kampf und Gefahr stehen, tröste, daß du mir glaubest und ich wiederum dir, wenn ich in gleicher Gefährlichkeit wandele." [1]) Er handelte danach, vielleicht schon bevor es ihm Grundsatz wurde. Er erwartete nicht einmal Nothrufe, suchte die Bedrängten auf, ihnen die Hülfe zu bringen, die er an sich selber erprobt hatte, ihnen die Erkenntnisse mitzutheilen, denen er seinen Seelenfrieden verdankte. Haben sich dieser Briefe aus den Jahren 1512 bis 15 keine erhalten, so reden die ersten aufbewahrten vom April 1516 für die verlorenen. Sie sind um so beachtenswerther, da sie erfreuende Blicke in das Innerste eines frommen und edeln Gemüths gewähren und zugleich deutlich zeigen, wie dieselben Stürme, die sein Gemüth in Erfurt durchwühlt hatten, noch immer sein Inneres durchzogen, obwol mit viel geringerer Gewalt; deutlich zeigen, wo er und welche Beruhigung er gefunden, wie fest sich das schmerzlich-süße Gefühl eines in Aengsten und Kämpfen kaum erst errungenen Seelenfriedens in ihm gesetzt hatte, wie gänzlich er jene christliche Demuth und Selbstverleugnung sich angeeignet, die wir bei der Psalmerklärung an ihm beobachteten, die das Aufflammen eines muthigen Trotzes nicht hinderte, diesen aber ohne Frage in Schranken hielt; sie zeigen endlich auch ihrerseits, wie weit er in der Ausbildung und innern Bewährung seiner wesentlichsten Ueberzeugungen zu dieser Zeit gelangt war.

An Spenlein in Memmingen schreibt er (7. April) über ökonomische Angelegenheiten, von denen er jedoch bald auf den

1) Ausleg. des 90. Psalms, zu V. 7. Walch V, 1129.

Wunsch übergeht, zu erfahren, wie es um die Seele des Bruders stehe, ob sie endlich ihrer eigenen Gerechtigkeit satt habe, und in Christi Gerechtigkeit zu athmen und zu vertrauen lerne. Denn gewaltig gehe zu dieser Zeit die Versuchung in Schwange, durch eigene Kräfte so viel Verdienst erwerben zu können, um vor Gott mit solchem Schmucke zu bestehen, was unmöglich sei; welchen Irrthum der Bruder einst mit ihm getheilt habe, gegen welchen er selbst auch jetzt noch kämpfe, den er noch nicht überwunden habe. Hat er aber auch noch gegen den eingewurzelten Irrthum zu kämpfen, so ist ihm doch das gewiß, nur darin ist Heil für die Seele, daß sie an sich selbst verzweifelt, das Bewußtsein ihrer Sündhaftigkeit festhält, dagegen aber auch fest glaubt, daß Christus ihre Gerechtigkeit geworden, das Ihrige angenommen hat, das Seinige ihr gegeben, aus ihren Sünden die seinigen, aus seiner Gerechtigkeit die ihrige gemacht. Den süßesten Trost empfindet, wer „seiner Liebe nachdenkt, die ihn drang, vom Himmel zu den Sündern auf Erden herniederzusteigen. Wozu wäre er gestorben, wenn wir durch eigene Mühe und Pein zum Frieden des Gewissens gelangen müßten?" Der übrige Inhalt des Schreibens zeigt, wie bei ihm der tiefste sittliche Ernst und die sorgsamste Berücksichtigung der praktisch-religiösen Anforderungen unmittelbar aus diesen evangelischen Begriffen hervorgingen. „Wenn Du also fest glaubst, wie Du mußt, denn verflucht ist, wer es nicht glaubt, so trag die unordentlichen irrenden Brüder mit Geduld, mach aus ihren Sünden die Deinen, und was Du Gutes hast, laß das Ihre sein." An die apostolischen Aussprüche: Nehmet euch unter einander auf, wie auch Christus euch aufgenommen, zur Ehre Gottes, und: Seid gesinnet, wie Jesus Christus auch war, welcher, da er in Gottes Gestalt war, erniedrigte er sich selbst u. s. w., werden Ermahnungen geknüpft, daß der Bruder sich selbst erforsche, sich zu den schlechten Brüdern herunterlasse, sich ihnen nicht entziehe, sich nicht selbst über Gebühr erhebe. Er hatte die vollkommene Frömmigkeit einst darin gesucht, daß er der Welt absterbe. Wie ganz anders ist jetzt seine Ansicht selbst in mystisch-beschaulicher Stimmung. „Unglückselig ist die Gerechtigkeit Derer, die sich für besser als Andere halten und auf Entfliehen aus der Welt und Einsamkeit denken, statt den Brüdern durch Geduld, Gebet und Beispiel zu nützen; das heißt das vom

Herrn anvertraute Pfund vergraben und den Mitknechten vorenthalten, was ihnen gehört. Wenn du eine Lilie und Rose Christi bist, so wisse, daß dein Wandel unter Dornen sein muß, und sieh nur zu, daß du nicht durch Ungeduld, Uebermüthigkeit oder geheimen Stolz ein Dorn werdest. Das Reich Christi ist mitten unter seinen Feinden, wie der Psalm sagt. Schau hin auf Das, was Christus für dich und Alle gethan, damit du auch lernest, was du für Andere thun mußt. Wenn er nur unter Guten hätte leben und nur für Freunde sterben wollen, wo sind sie doch, für die er gestorben wäre, für die er gelebt hätte?" [1])

In demselben Sinne äußert er sich in einem andern Briefe vom 15. April gegen Leiffer in Erfurt, der schwere Anfechtungen erlitt. Luther hatte davon gehört, verweist ihn an seinen Beichtvater und fügt dann aus seiner eigenen, „ja der Erfahrung Aller, die er je in ähnlicher Weise beunruhigt gesehen", hinzu: „Ich bin gewiß, ich weiß es, die Klugheit unseres Sinnes ist die alleinige Ursache und Quelle aller unserer Unruhe; denn unser Auge ist gar sehr ein Schalk: hu! wie jämmerlich hat sie mich geplagt, und plagt mich noch über die Maßen. Das Kreuz Christi ist in die ganze Welt ausgetheilt; ein Jeglicher empfängt seinen Theil davon. Wirf also den deinigen nicht weg, nimm ihn vielmehr als grundheilige Reliquie dahin, nicht in güldenen Schrein: sondern in ein gülden, das heißt mit Liebe erfülltes Herz. Denn wie des Kreuzes Holz durch die Berührung des Fleisches und Bluts Christi also geheiligt ist, daß die Reliquien davon so kostbar gehalten werden, wie viel mehr sind die Ungerechtigkeiten und Verfolgungen, Leidenschaft und Haß der Menschen, der Gerechten wie Ungerechten, die heiligsten Reliquien, in Liebe umfaßt, geküßt und gebenedeiet, noch viel mehr geheiligt, nicht durch die Berührung seines Fleisches, sondern allerliebreichsten Herzens und seines göttlichen Willens, weil der Fluch in Segen, das Unrecht in Gerechtigkeit, das Leiden in Ehre und das Kreuz in Freude verwandelt ist." [2])

Wir werden sehen, zu welchem Ziele er auf der Bahn dieser Begriffe gelangte. Sehr merkwürdig sind die beiden Sendschreiben

1) De Wette I, 16.
2) De Wette I, 18.

wegen der Aeußerungen, aus welchen deutlich erhellt, daß er in großen innern Kämpfen auch jetzt noch begriffen, daß es ihm noch nicht gelungen war, der kirchlich-scholastischen Vorstellungen sich gänzlich zu entledigen, die augustinisch-evangelischen sich völlig anzueignen und namentlich den Widerspruch aufzulösen, der zwischen jenen und diesen stattfand, in der That unlösbar war und noch einen andern in sich schloß, der ihn mit noch weitern Bedenken ängstigen mußte. Je tiefer er in die Begriffe und Anschauungen eindrang, die er als unmittelbare evangelische Wahrheit in sich aufgenommen, und die ihm freilich bezeugt waren durch innerste Erfahrung, Schriftstudien, große Kirchenlehrer wie Augustin, ehrwürdige Kirchenobere wie Staupitz; je mehr und je deutlicher er ihre Folgen für die kirchliche Lehre, Praxis, die kirchlichen Einrichtungen überschaute, desto klarer mußte er den Widerstreit beider erkennen. In die letzteren war er von Kindheit an so völlig eingegangen, war er fortwährend — nur an sein Mönch- und Priesterthum zu denken — so tief verstrickt. Indem er seine evangelischen Ueberzeugungen äußerlich geltend zu machen suchte, wurden ihm jene eben als kirchlich autorisirte entgegengehalten, und es war ihm noch nicht in den Sinn gekommen zu bezweifeln, daß die vorgeschriebene Lehre der römischen Kirche die untrügliche Stimme Christi und des heiligen Geistes sei, und da griff und half auch die Unterscheidung zwischen ihr und den willkürlichen Satzungen der Schule oder des römischen Hofes nicht durch. Er durchhieb den Knoten zuletzt, doch verging bis dahin noch eine lange Zeit des Schwankens, der Ungewißheit und Aengste für ihn. Wir werden darauf zurückgeführt werden.

Für die Einwirkungen, die er bei Ordensbrüdern so sehr sich angelegen sein ließ, eröffnete sich ihm eben jetzt die denkbar beste Gelegenheit, sie fortzusetzen, zu erweitern, die Augustiner der ganzen Provinz, soweit sie empfänglich waren, mit seinen Ueberzeugungen zu erfüllen.

Uebernahme des Ordensvikariats. — Luther in Grimma und Tetzel in Wurzen.

Kurfürst Friedrich bewog Staupitz um diese Zeit, in seinem Auftrage eine Reise in die Niederlande zu unternehmen. Die Sendung, zu welcher der Kurfürst einen so bedeutenden Mann gebrauchte und zu welcher ein Mann wie Staupitz sich gebrauchen ließ, hatte den wichtigen Zweck, noch mehre Reliquien für die Schloßkirche aufzusuchen und zu erstehen. Luther konnte unmöglich damit einverstanden sein bei der Denkart, die er sich allmälig und schon lange angeeignet. Wir hörten sie ihn eben erst noch in dem Schreiben an Leiffer andeutend aussprechen. Er war Staupitzen längst vorausgeeilt, es geschah mehr und mehr, er vermochte, scheint es, nicht mehr, ihn gleichen Schrittes mit sich fortzuziehen. So entgegenstehend seine, wie sich kaum bezweifeln läßt, auch zur Sprache gekommene Ansicht sein mochte, Staupitz übernahm den Reiseauftrag und ernannte Luther zu seinem Vikar in Sachsen und Thüringen für die Zeit seiner Abwesenheit. Es war ein Zeichen großen Vertrauens von Staupitz' Seite, ein Zeichen, in welch einem bedeutenden Ansehen Luther im Orden bereits stehen mußte. Einem noch so jungen Manne hätte Staupitz seine Stellvertretung nicht übertragen können, wenn sein geistiges Uebergewicht nicht allgemein anerkannt oder doch empfunden gewesen wäre. War dies nicht der Fall, wie hätte Luther als visitirender Oberer in dem Kloster erscheinen können, in welchem man ihn noch vor gar nicht langen Jahren als Novizen mishandelt, wo man dem Schauspiele seiner Extravaganzen uneinverstanden zugeschaut, noch bis vor Kurzem wegen seines zu Wittenberg angenommenen Doktorats und was sonst die Veranlassung sein mochte, ihn feindselig durchgezogen hatte. Es gab ausgezeichnete, berühmte Männer in den Konventen, einen Lange, Linck, Usingen u. s. f.

Höchst bedeutend und von reichem Gewinn wurde es für Luther, daß er mit der Vikariatsverwaltung betraut wurde und sie auch eine längere Zeit führte, so viel ich habe erkunden können bis in den November 1517. Wir finden nicht, daß er sich gesträubt hätte, das gleich lästige und ehrenvolle Amt zu übernehmen. Die Stimmung, worin er der Annahme des Doktorats vier Jahre

früher auszuweichen gesucht hatte, lag weit hinter ihm. Gleich der erste Schritt auf der neuen Bahn, in welche ihn Staupitz hineinleitete, sollte merkwürdig, man möchte sagen verhängnißvoll werden, und zwar durch ein kleines zufälliges Ereigniß, das gerade in dem Augenblicke sich zutrug, in welchem er von Staupitz das Vikariat übernahm. Um die Bedeutung desselben und den Eindruck, den es auf ihn machte, zu würdigen, müssen wir uns seine jetzt so ganz andere Stimmung vergegenwärtigen. Er ist voll des Gottesfriedens, den er nach langen schmerzlichen Kämpfen in Begriffen und Ueberzeugungen gefunden, an deren Gewinn er seine ganze Geisteskraft gesetzt, die er sich mühevoll angeeignet, die eben darum bereits fest und ausgebildet genug in ihm sind, ihm eine sichere Haltung zu geben, obwol nicht so fest, daß er ihrer vollkommen gewiß wäre. Er spricht sie aus, sucht sie mitzutheilen, für sie zu gewinnen, streitet für sie und wider die entgegenstehenden, weil sie durch diese bestritten, gefährdet werden, weil er nur kämpfend ihre völlige Bewährung in sich zu finden, nur siegend in ihrem Besitze sich sicher zu fühlen vermag. Dieser Kampf zieht sich in seine Schriftauslegung, seine Predigten, selbst in die friedlichen Briefe an die Brüder hinein, in welchen er doch auch den Gegensatz zu berühren nicht umhin kann. Auch als Kriegs- und Angriffslust sahen wir die Lebendigkeit und Kraft seiner Anschauungen, den Drang, seine große Richtung mitzutheilen, hervortreten. Dazu war ihm von der Romfahrt ein Stachel zurückgeblieben und mehr und mehr geschärft und tiefer eingedrückt, ein brennender Schmerz über die Misgestalt der Kirche, die Entweihung des Heiligen in ihr durch Misbrauch aller Art und gleißenden Pharisäism, die Abirrung von der evangelischen Wahrheit in ihr, die Tyrannei in ihr, die diese Wahrheit nicht wieder durchdringen lassen wollte, das Heidenthum, das in die Schule eingeschwärzt worden, sich ihrer bemächtigt hatte und sie und die Kirche äffte, den Wahn, der selbst die Erleuchtetern, die Wohlgesinnten blind machte, eben noch einen Staupitz hinaustrieb zum Einhandeln fleischlicher Reliquien. Die Erkenntniß war ihm immer deutlicher geworden und je deutlicher er sah, desto höher mußte sein Unwille sich steigern. Dem hellern Lichte zum Trotz, das er in seinem Kreise entzündete, wie viel mußte er fort und fort rings um sich her erblicken, das ihm nicht anders als

ein Greuel oder doch als dem großen Irrthume Nahrung gebend erscheinen konnte, der aller echten innerlichen Frömmigkeit entgegenstand. Schon aus der Psalmerklärung und den vertrauten Briefen an Spalatin wegen Reuchlin's Angelegenheit lasen wir es heraus, wie es in ihm gährte, welch ein nagender, verhaltener Groll ihn erfüllte, so sehr er Maß hielt in seinen Aeußerungen. Ein verrottetes finsteres Pfaffenthum offenbarte seine ganze Entartung und verfolgte die Erleuchteten und Guten, zeigte großen Anhang, große Gewalt, und die die Träger und Hüter des Lichts, der reinen Lehre, des freien Forschens hätten sein sollen, die hohen Schulen gaben zum Dienst, zu Gehülfen der Finsterniß und Unterdrückung sich her, selbst vom Wahne beherrscht und bethört, ewig schweigend, ewig blind. Sein Zorn darüber flammte auf in jenen Briefen nach Erfurt, hinderte ihn nicht, auch tröstliche Briefe an die Brüder zu schreiben, raubte die Haltung ihm nicht, aber das ist aus Allem klar, er war „voller als die Zunge sagte", sein Inneres war zum Wenigsten zeitweilig in heftiger Bewegung. Stille und Sturm wechselten in ihm, nicht ohne Mühe bezwang er sich, behauptete er das Maß besonnener vorsichtiger Klugheit, die Ruhe, die wir, von Augenblicken abgesehen, stets und selbst dann, wenn er kämpft, an ihm wahrnehmen; nicht ohne Mühe hielt er sich auf der Höhe der christlichen Anschauung, in welcher ihm auch die Leidenschaften und der Haß der Menschen als heilige Reliquien erschienen.

In dieser Stimmung trat er in den letzten Tagen des Aprils die Visitationsreise an, womit er seine Vikariatsgeschäfte beginnen sollte. Bis Grimma reiste er mit Staupitz und Wenceslaus Linck, dem damaligen Prior des wittenberger Augustiner-Konvents. Im grimmaer Kloster nahm Staupitz in Gemeinschaft mit ihm das Geschäft der Visitation vor. Auch praktisch mochte er ihn anleiten wollen. Man besprach sich hier vor der Trennung noch eifrig und länger über geistliche Sachen. Zu derselben Zeit durchzogen Ablaßprediger und Verkäufer Deutschland. Es war oft, ja fast unablässig geschehen, hatte Anstoß erregt, bittere Klagen hervorgerufen. Größer als je war der Mismuth über die Hierarchie und deren Anforderungen, weiter als je waren den Deutschen die Augen aufgegangen. Das Koncil war versammelt, das von Neuem Abstellung der Misbräuche verheißen, eben hatte Wimphe-

ling die Höhe vor Augen gestellt, welche dieselben erreicht, und gleichzeitig begann neuer Ablaßunfug unter päpstlicher Autorisation im Reiche, ihm, seinen Häuptern und der Stimmung der Nation zum Trotz in einer noch nicht erhörten Ausdehnung. Am Aergsten trieb es Tetzel. Während Staupitz mit Luther das Kloster in Grimma visitirte, hatte er in dem nicht sehr entfernten Wurzen sein Wesen. Als sich die Visitatoren, so scheint es, zum letzten Male mit den Brüdern des grimmaer Konvents unterredeten, erhielt Staupitz ein Schreiben aus Wurzen, worin ihm gemeldet wurde, was dort vorging. Es war ihm und sodann, als er den Inhalt der Zuschrift mittheilte, allen Versammelten neu und befremdend. Das Auffallendste oder Empörendste an den wurzner Nachrichten war zweierlei, daß Tetzel, noch dazu ein gelehrter Theolog, es so arg mache öffentlich zu sagen, sobald der Gulden oder Groschen klinge, solle die Seele aus dem Fegfeuer erlöst sein, und daß er mit päpstlichen Vollmachten versehen sei. Es war doch in der That gar zu viel, gar zu frech, mehr als recht und erlaubt ist, geduldig hingehen zu lassen. Staupitz scheint auch seine Neuigkeiten wie unerhörte, unerhört ärgerliche Dinge vorgetragen zu haben. Oder die Versammelten hatten Aehnliches schon viel gehört, nur mehr aus der Ferne, oder hatten auf Besserung gehofft, und was sie jetzt vernahmen, war arg wie das Aergste, was sie je vernommen. Wie dem nun sei: in Luther's Innerm begann es zu sieden und zu schäumen. Er fuhr heraus: „Nun will ich der Pauke ein Loch machen, ob Gott will!" Seine Geduld war zu Ende, von diesem Augenblicke an stand der verhängnißvolle Entschluß in ihm fest, sich wider den Ablaßunfug zu erheben, einen entscheidenden Schlag zu führen. Er begann auch die That dem Vorsatze augenblicklich folgen zu lassen, ergriff noch im Kloster zu Grimma die Feder, um wider Tetzel zu schreiben, der keine Ahnung davon hatte, in wessen Nähe er gekommen war, keine Ahnung, daß sein erfolgreiches Auftreten in Wurzen die nächste Veranlassung zu dem großen Streite zu werden bestimmt war, worin er zuerst erliegen und den das Papstthum selbst so schwer empfinden sollte, von welchem er die Vollmachten hatte, auf die er trotzte.

Man hat behauptet und von anderer Seite geleugnet, daß Staupitz Luther's Auftreten wider den Ablaß wenigstens mitver-

anlaßt habe. Wir haben eine bestimmte Aeußerung von Luther, die keinen Zweifel darüber zu lassen scheint. „Ich war (als er nämlich ins Kloster ging) der Welt wie abgestorben, bis daß es Gott Zeit däuchte und mich Junker Tetzel mit dem Ablaß trieb und Doktor Staupitz mich reizte wider den Papst. Denn Gott hat mich nicht ohne große Ursachen einen Mönch werden lassen, sondern daß ich durch Erfahrung belehrt wider den Papst schriebe." Ebenso sagt er, im Jahre 1516 habe er angefangen, wider den Papst zu schreiben.[1]) Man wird beide Aeußerungen insofern auf einander beziehen dürfen, um annehmen zu können, daß Staupitz in diesem Jahre und zwar eben jetzt ihn „anreizte", sei es nun, daß er ihn auf den Gedanken brachte, etwas gegen den Misbrauch, der mit dem päpstlichen Ablaß getrieben wurde, zu schreiben, oder daß er ihn in dem Gedanken, den Luther äußerte, bestärkte. Diese Annahme hat auch aus andern Gründen die größeste Wahrscheinlichkeit für sich. Es wird sich unten zeigen, daß Staupitz zu den Ablaßthesen des folgenden Jahrs ihn nicht wohl auch nur mitveranlaßt haben kann. Man war jetzt beisammen, in der ersten Hitze, dachte sich darin die Sache leicht, die jetzt auch so große Bedenken noch nicht zu haben schien, und dachte und konnte an ein Wagniß, wie es die Veröffentlichung jener Thesen war, noch gar nicht denken. Ehe dies geschehen konnte, mußten die Dinge eine noch ganz andere Gestalt annehmen, die Zeit und Luther selbst reifer geworden sein. Es handelte sich jetzt um eine Schrift der Art etwa wie die war, die Luther wider die aristotelische Philosophie unter der Feder hatte, einen Angriff der Art, wie sie mehrfach vorgekommen waren. Zu so etwas konnte Staupitz rathen oder anreizen, wie der Ausdruck ist, den man auch sonst nicht wörtlich nehmen darf. Luther dachte noch lange nicht daran, sich wider den Papst zu erheben, und nannte erst späterhin seine Bemühungen in dieser Zeit, das Evangelium emporzubringen, wider den Papst predigen oder schreiben, weil es den Erfolg und Ausgang hatte.[2])

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Fol. Nr. 262; in Quart Nr. 148. *Rebenst.* II, 13.

2) Spiker (a. a. O. Anh. 66) meint aus einer Aeußerung Luther's (bei Walch XIV, 470 f.) schließen zu dürfen, Luther hätte 1516 den Ablaß in einer Dissertation nachdrücklich bestritten; ich kann indeß die Aeußerung nicht so verstehen. Sofern sie sich auf Ablaßthesen bezieht, scheinen mir durchaus nur die von 1517 gemeint zu sein. Auch spricht Luther nur von einer Sammlung, in welcher keine Dissertation oder Thesen gegen den Ablaß von 1516 sich finden.

Allein er ließ ab. Von Dem, was er noch in Grimma zu schreiben anfing, ist nichts zu Tage gekommen. Er ließ sich weder von seinem eigenen Gefühl, noch von Staupitz fortreißen, ließ noch einige Zeit bis zu seinen ersten Angriffen auf den Ablaß hingehen. Er hatte hierzu eben so starke Gründe als zu seinem Aufbrausen bei der Kunde von dem Unwesen in Wurzen, zu seinem ersten und zu dem zweiten Entschlusse, die Sache nicht mehr aus den Augen zu lassen, aber tiefer zu erwägen und den Krieg ruhiger und umfassender vorzubereiten. Es wird sich deutlich aus einem Ueberblicke über den Ursprung und Fortgang der Ablaßlehre und Praxis ergeben, den ich zunächst folgen lassen werde, um dies deutlich zu machen und um das Verständniß der bald anhebenden Kämpfe Luther's wider dieselbe zu erleichtern. Diese Kämpfe zogen sich weit ins zweite Jahr bis zum eigentlichen Ausbruche fort, ein kleiner unermüdlich fortgesetzter Krieg, der dem Gewaltangriffe vorherging und ihn vorbereitete. Sie werden uns deutlich erkennen lassen, wie groß in ihm die Anlage nicht etwa blos zum tapfern Streiter und Ritter ohne Furcht und Tadel, sondern zum Heerführer war; wie sie ihm dienten, sich dazu auszubilden; mit welcher Umsicht, Klugheit und Mäßigung er seine Veranstaltungen zu dem entscheidenden Schlage schon von fern erwog und traf, und wie er bis dahin seine Kräfte übte, aber zu sparen, zu sammeln wußte auf den bestgewählten Zeitpunkt. Es wollte nicht wenig sagen, eine solche Kraft, eine solche Glut zusammenzuhalten, zu beherrschen. Längst hatte sich Hutten aufs Bitterste über den Ablaßunfug ausgelassen, und wie Viele hatten es gethan. Von Luther hörten wir noch nicht ein einziges Wort darüber. Sein Schweigen ist jedoch das beredteste. Auch diesem, wie es schien unheilbaren Uebel hatte sein schmerzliches Seufzen gegolten; er hatte es längst ins Auge gefaßt, es hatte ihm längst wie nur Einem die tiefste Entrüstung erregt, er hatte längst auf Abhülfe, auf eine Weise gesonnen, dem großen Schaden, den Freveln, die an der Kirche und deutscher Nation verübt wurden,

und den Frevlern beizukommen, aber die rechte noch nicht finden können, und mit vergeblichen Worten, vergeblichem Widerspruche seine Kraft nicht vergeuden mögen — diese Kraft, die innerlich, still, in geheimer Tiefe wie Alles in ihm sich bildete und wuchs, um sich dann urplötzlich in Reife und Fülle zu entfalten, wie Ungewitter loszubrechen und daherzufahren. Der Wille und Muth zum Kriege war längst in ihm — wenn es sein könnte, müßte. Das Alles zeigt sich schon in dem Ausrufe, der dort in Grimma seinen schweigsamen Lippen entfuhr: „Nun will ich der Pauke ein Loch machen, ob Gott will!“ [1])

1) Lingke, Reisegesch. 26 f.

Fünftes Hauptstück.

Die Ablaßlehre und Praxis. — Unwille, Unschlüssigkeit Luther's.

Alte Abneigung Luther's gegen den Ablaß. — Bedenklichkeitsgründe gegen einen Angriff. — Der päpstliche Ablaß. — Die scholastische Theorie. — Unsicherheit Luther's. — Bedeutsamkeit eines Angriffs auf den Ablaßunfug. — Das Ablaßunwesen. — Weitere Bedenklichkeitsgründe. — Erzbischof Albrecht's Anweisung für die Ablaßbevollmächtigten. — Tetzel. — Hergang beim tetzelischen Ablaßkrame. — Die Ablaßbriefe. — Uebele Folgen. — Widerstreben. — Noch andere Bedenklichkeitsgründe. — Die Ablässe in Kursachsen. — Luther's Stellung. — Ergebniß.

Alte Abneigung Luther's gegen den Ablaß.

Es wurde angekündigt, daß zunächst ein Ueberblick über den Ursprung und Fortgang der Ablaßlehre und Praxis folgen solle. Ich wünsche das Verständniß der bald anhebenden Kämpfe Luther's wider den Ablaßunfug dadurch zu erleichtern und daneben zugleich die Gründe ins Licht zu setzen, die ihn bewogen, so zögernd und bedächtig zum Angriffe vorzuschreiten. Da es lediglich dieser Zweck ist, welcher die Erörterung bestimmt, so wird man um so weniger eine vollständige gerundete Geschichte des Ablasses erwarten dürfen. Ohnehin werde ich absichtlich Manches hier noch übergehen, das zweckmäßiger weiter unten zur Sprache gebracht wird.

Luther war herangewachsen und hatte im erfurter Kloster bis zur völligsten Hingebung und äußersten Ueberspannung gelebt in dem Glauben an die Kraft der „Werke" gerecht zu machen vor Gott, die Möglichkeit der Erwerbung überflüssiger, an Andere mitzutheilender Verdienste, die päpstliche Machtfülle und Untrüglichkeit. Man sollte hiernach meinen, daß er auf den päpstlichen Ablaß hätte Vertrauen setzen, daß ihm derselbe hätte willkommen sein müssen. Allein es scheint nie der Fall gewesen zu sein. Er wurde freilich von Kindheit an darauf hingeleitet, doch ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß eben in diesem Punkte die Einflüsse der Denkart seines Vaters, dann vielleicht Proles' Unwille und Kampf wider die Ablässe schon in seinen Knabenjahren bei ihm entgegenwirkte. Mistrauen regte sich bei Einzelnen auch im Volke schon damals. Als sich Tetzel in Annaberg aufhielt, setzte ihn Fr. Mekum, zu der Zeit noch ein Knabe, in große Verlegenheit, indem er einen Ablaßbrief umsonst erbat und sich dabei auf den Wortinhalt der päpstlichen Ausschreiben berief. Tetzel's Predigten waren ihm Orakel, von Dem, was vom Papste kam, glaubte er, daß es von Christo selbst komme. Indeß hatte ihn sein Vater von frühester Kindheit an gelehrt, er müsse fleißig die zehn Gebote, das Vaterunser und den Kinderglauben lernen und beten, denn von Gott habe er Alles und Gott werde ihn behüten und führen, wenn er gern bete; des Erlösers Blut sei die Sühne für die Sünden der Welt, und jeder Christ müsse dies glauben; die päpstlichen Ablässe wären Netze, worin das Geld der Einfältigen gefangen würde, denn die Vergebung der Sünden und das ewige Leben könnten sicher nicht mit Gelde erkauft werden; die Priester zürnten freilich, wenn man es sage. Er war dadurch in ein großes Schwanken gerathen, ob er dem Vater oder den Priestern glauben solle, deren Lehre er sich indeß hingab, doch so, daß er das Eine nie glauben konnte, daß Vergebung der Sünde für Geld zu erlangen sein sollte und daß die Armen vom Himmelreiche ausgeschlossen wären. [1])

1) Löscher a. a. O. I, 405 ff. In dem Cod. chart. bibl. duc. Goth. wird in einem Manuskripte, was zwischen den Mekums, Vater und Sohn, nach dem Obigen vorging, von Hans und Martin Luther berichtet, offenbar eine Verwechslung.

Ganz ähnlich scheint es mit Luther gegangen zu sein. Wir hörten in seiner Jugendgeschichte, daß ihn Angst um das Heil der Seele fort und fort quälte, daß er vor Allem Trost für das Gewissen suchte, daß er deshalb seine Zuflucht zu den Heiligen, den Werken nahm. Doch nicht etwa, daß er sich auf die Fürbitten der Heiligen verlassen hätte: nur eigenes Thun, eigene und die höchste Kraftanstrengung genügte ihm und genügte ihm doch auch auf die Länge nicht. Ja schon früh empfand er Unbefriedigung, als er — an die Heiligen, Ablaß, Messen, Mönchserei gewiesen — allen Ernstes „seine Zuflucht zu den todten Heiligen stellte"; er „schaffte nichts damit", konnte dadurch „von dem furchtsamen flüchtigen Gewissen nicht erlöset werden." Auf ein altes Mistrauen, eine alte Abneigung deutet schon die im ersten Buche von ihm aus der Schrift Wider das Papstthum zu Rom angeführte Aeußerung hin, daß er einer von Denen gewesen sei, „die auf solchen Kauf und Losgeben des Papstes nicht hätten gebauet, wenn sie die Welt sollten verdienet haben." Er gibt dort auch den Grund seines Nichttrauens an. „Wir mußten mit Butter-, Milch- und Ablaßbriefen unsere christliche Freiheit, durch Christus' Blut uns erworben und gnädiglich geschenkt, um unser Geld kaufen und konnten dennoch nicht gewiß sein, ob wir wohl und recht daran thäten." [1]) Das war es: die Ungewißheit der Ablaßwirkungen. Wäre sie nicht gewesen, so waren ja alle Winkel in aller Welt „voll Siegel und Briefe" und der päpstliche Sendbote, Kardinal Raymund, machte die Erlangung der reichsten Indulgenzen so leicht und bequem, kam auch nach Erfurt, als Luther dort studirte und „fromm" zu werden sich abmühete. Hätte Luther der Ablaßkraft vertraut, so würde er die Schrecken des ewigen Todes leicht von sich haben abhalten, das Mönchsgelübde und die Mönchspeinigungen, die Qualen der Verzweiflung über seine Sünde sich haben sparen können. Allein ihn beherrschte von Kindheit an das tiefste Verlangen nach Einigung der Seele mit Gott, und zwar so, daß er Befriedigung nur durch Gewißheit im innersten Gemüthe, solche Gewißheit aber nicht durch fremde Vermittlung, ein Losgeben von Außen her und schon deshalb auch nicht im Ablaß finden konnte. Nur durch

1) Plochm. XXVI, 190.

eigene äußerste Anstrengung glaubte er sie erlangen zu können und zu müssen. Auch das täuschte: er fand sich auch in seinem Vertrauen auf die Mönchs- und Bußwerke betrogen. Nun sollte der aus dem Bußwesen entsprungene Ablaß freilich den Mangel ersetzen, der trotz ihnen blieb: es geschah jedoch nimmer.

Im zweiten Buche ist ausführlich die Rede davon gewesen, wie es nach der kirchlichen Lehre und Praxis mit der Buße stand und welche Marter sie für Luther war, der vornämlich auf sie seine Hoffnung gestellt. Der Beichtende sollte „alle seine Sünden erzählen", was unmöglich war; man auferlegte ihm Genugthuungen, aber er konnte nicht wissen, wie viel er für eine, geschweige wie viel er für alle Sünden thun sollte; man wies ihn dann mit der übrigen Buße ins Fegfeuer, allein die Erlösung daraus sollte wieder von den Genugthuungen abhängen und er konnte daher nie wissen, wann er ausgebüßt hätte. Hier kam nun, wie Luther in den schmalkaldischen Artikeln bemerkt, der heilige Stuhl der armen Kirche zu Hülfe und erfand den Ablaß. „Damit vergab und hub er auf die Genugthuung, erstlich einzelen, sieben Jahr, hundert Jahr u. s. w. und theilet es aus unter die Kardinal und Bischoff, daß einer kunnt hundert Jahr, einer hundert Tage Ablaß geben. Aber die ganze Genugthuung aufzuheben, behielt er ihm allein zuvor. Da nu solchs begunst Geld zu tragen, und der Bullenmarkt gut ward, erdacht er das gülden Jahr und legts gen Rom; das hieß Vergebung aller Pein und Schuld. Da liefen die Leute zu; denn es wäre Jedermann gern der schweren unträglichen Last los gewest. Das hieß die Schätze der Erden finden und erheben. Flugs eilet der Papst weiter und machet viel gülden Jahr auf einander. Aber je mehr er Geld verschlang, je weiter ihm der Schlund ward. Darumb schicket ers darnach durch Legaten heraus in die Länder, bis alle Kirchen und Häuser voll gülden Jahr wurden. Zuletzt rumpelt er auch ins Fegfeuer unter die Todten, erstlich mit Messen und Vigilien stiften, darnach mit dem Ablaß und dem gülden Jahr, und wurden endlich die Seelen so wohlfeil, daß er eine umb ein Schwertgroschen losgab. Noch half das auch Alles nicht. Denn der Papst, wiewol er die Leute auf solch Ablaß lehret sich verlassen und vertrauen, so macht ers doch selbs wiederumb auch ungewiß. Denn er setzt in seine Bullen: wer des Ablaß oder gülden Jahrs wollt theilhaftig sein, der sollt

bereuet und gebeicht sein und Geld geben. Nu haben wir droben gehört, daß solche Reu und Beicht bei ihnen ungewiß und Heuchelei ist. Desgleichen wußte auch Niemand, welche Seele im Fegfeuer wäre; und so etliche drinnen wären, wußte Niemand, welche recht gereuet und gebeicht hätte. Also nahm er das liebe Geld, und vertröstet sie dieweil auf sein Gewalt und Ablaß und weiset sie doch wiederümb auf ihr ungewiß Werk." [1])

Noch deutlicher legt er dies in der Schrift von den Schlüsseln (1530) dar. Sie sprächen wol von einer clavis errans, dem irrenden oder Fehlschlüssel, wie wenn der Papst Jemand banne, der vor Gott nicht gebunden oder Jemand löse, der vor Gott nicht los sei, wo denn der Schlüssel fehle, nicht recht zutreffe und nichts schaffe. „Was habt ihr uns denn nun bisher, fragt er, in deutschen Landen, ja in aller Welt, mit dem Ablaß verkauft? Ihr habt unermeßlich Geld dafür genommen. Ist der Fehl- oder Treffschlüssel dabei gebraucht? Ihr antwortet, ob ich nicht in den Bullen gelesen, wer seine Sünde bereuet und gebeichtet habe, der habe den Ablaß gewiß? Freilich. Allein was folgt daraus? Ihr gebt uns euern Ablaß und laßt uns dafür sorgen, ob er uns werde, denn ihr sagt uns nicht und erklärt auch nicht zu wissen, ob wir recht gereuet und gebeichtet haben; das sei nicht euere, sondern unsere Sache. Ihr könnt also doch nicht wissen, ob der Schlüssel getroffen oder gefehlt hat, und reue und beichte ich nicht recht, so hat er gefehlt, so ist der Ablaß und das Geld verloren, das ich für ihn gegeben. Mein Geld habt ihr gewiß, ich aber bin nach dem Kauf wie vor dem Kauf, denn da ihr sagt, es sei nicht gewiß, ob ich Ablaß habe, so habe ich eben so viel als vorhin, nämlich ungewissen Ablaß, das ist keinen Ablaß." [2])

Die scholastisch-kirchliche Lehre von der Buße, der Reue, Beichte und Genugthuung hatte die Absolutionen ungewiß gemacht; der Ablaß sollte den Schaden heilen; seine Ertheilung konnte so leicht misverstanden werden, das Geldnehmen hatte dabei so viel Anstößiges für den gesunden Verstand und das einfache sittliche Gefühl, man wollte ihn schützen gegen die Einwürfe, die sich aus diesem stets wider ihn erhoben, ihn schützen gegen

1) Plochm. XXV, 132.

2) Plochm. XXXI, 141.

Misdeutung und Misbrauch, indem man eine rechte Beichte und Reue zur Bedingung seiner Wirksamkeit machte, und gerade dies, „welches in allen Bullen und Ablaßbriefen mit angehängt war, verdarb doch wieder Alles.“ Man suchte zum Ablaßkauf zu bewegen, indem man vorstellte, wie strafbar schon eine einzige Todsünde mache und wie ein Jeder täglich deren viele begehe; dann aber wurde nach scholastischer Lehre die Wirksamkeit des Ablasses doch wieder durch das Vorhandensein einer Todsünde bei dem Empfangenden verhindert. Wir hörten Luther sagen, wenn Einer nach der Lehre der Schule und Kirche hundert Jahre gebüßt hätte, so habe er dennoch nicht wissen können, ob er ausgebüßt. Ebenso konnte Niemand wissen, ob er genug Ablaß habe und wenn er noch so viel gekauft hatte.[1])

Gründe genug, daß Luther dem Ablaß nicht trauen noch geneigt sein konnte, bevor er ins Kloster ging und als er dem Mönchthume und dem Vertrauen auf die Mönchswerke völlig hingegeben war. Neue Zweifels- und Abneigungsgründe kamen hinzu, als er die Vergeblichkeit der Bußen und Genugthuungen erkannt und auf einen ganz andern Heilsweg eingelenkt hatte. Der Ablaß war Auswuchs von jenen, stand und fiel mit ihnen, und aus den evangelischen Begriffen, die er sich allmälig aneignete, sprang deutlich hervor, daß der Ablaß zur Gerechtigkeit nichts nützen, die innere Umwandlung nicht überflüssig machen, der Vergebung der Sünde nicht gleichstehen konnte, und daß es der schwerste Irrthum, Verführung und Lästerung war, so etwas von ihm zu behaupten. Sollte nicht dem wittenberger Theologen so gut wie vor ihm Wessel und Andern auch jetzt schon und längst, seit er mit der Schrift und den Vätern sich so genau bekannt gemacht, der Umstand aufgefallen sein und Bedenken gegen den Ablaß erregt haben, daß davon weder in der Schrift noch in der ältesten Kirche die Rede war? Vollends das konnte ihm nicht mehr zweifelhaft sein, daß die gewöhnliche Ablaßpredigt und Praxis dem Evangelium schnurstraks zuwider und arger Misbrauch war, die schöne Folge davon, daß die Lehre der Schule die Schriftlehre verdunkelt, verdrängt hatte, daß die Gelehrten dem Heiden

1) Auslegung des 51. Psalms, zu V. 8; Walch V, 832. Ullmann, Reformatoren, I, 271.

Aristoteles Alles glaubten und unnütze Studien trieben, statt sich auf die Schrift zu legen, daß die Universitäten, statt sich wider Irrlehre und Volkswahn, Lehr- und Redezwang und offenbare Unbilden zu erheben, gute Bücher verdammten und dadurch finstere Mönche und Ketzermacher in ihren Verkehrtheiten und ihrem Uebermuthe noch bestärkten. Er kannte das Ablaßwesen, war so zu sagen darin aufgewachsen, hatte es in Erfurt bei Raymund's Anwesenheit und zu Rom in voller Blüte gesehen, hatte es in seinem Mönchsleben, da die Augustiner wie alle Orden ihre Ablaßprivilegien besaßen, und im hellen Wittenberg gleichfalls gefunden. Er hatte in Deutschland und Italien, in Rom und Wittenberg vom Ablaßunfuge viel hören und sehen müssen, was ihm bei seinen Begriffen und seiner Richtung und Gesinnung nur tiefen Schmerz und Unwillen erregen können. Mehr aber und ärger als arg schien Das zu sein, was ihm jetzt von Tetzel's Aeußerungen in Wurzen kund wurde. Heillos, schamlos, auch der kirchlichen Ablaßlehre und selbst den päpstlichen Ablaßbullen zuwider war es, mußte Entrüstung hervorrufen bei dem Volksfreunde, dem Seelsorger, dem die Gemeinde, dem Kleriker, dem das Gedeihen der Kirche, die Ehre der Geistlichkeit und der kirchlichen Obern angelegen war, wenn gepredigt wurde, es komme eben nur auf das Geldgeben an, um die sündigen Seelen zu erlösen; und so etwas wurde öffentlich gepredigt, während das Licht der Wissenschaft und des Evangeliums heller aufleuchtete in deutschen Landen als je — wurde öffentlich gepredigt angeblich mit Vollmacht des Papstes, eines Leo X., wie Luther denken mochte auf Anstiften der Schranzen am römischen Hofe, wo sie nichts glaubten, nichts nach den Seelen der Deutschen fragten. Es würde uns auffallen müssen, daß wir bis jetzt noch keine Aeußerung des Unwillens oder der Misbilligung von ihm hörten, wenn wir nicht schon von ihm wüßten, wie er Jahre lang beobachtete, an sich hielt, seinen Tadel, Schmerz und Zorn im stillen Innern verschloß. Am wenigsten aber könnte es Wunder nehmen, daß er endlich einmal, wie es in Grimma geschah, aufbrauste.

Bedenklichkeitsgründe gegen einen Angriff.

So erklärlich es nun war, daß er bei der Nachricht von dem tetzelischen Unfuge augenblicklich zur Feder griff, um dawider zu schreiben, eben so erklärlich war es doch aber auch, daß er bald wieder davon abstand, um sich die Sache vorerst noch reiflicher zu überlegen. Eine Unternehmung wider die Ablaßpraxis hatte große Bedenken und schien leichter zu sein, als sie war. Freilich hatte es dem Ablaß niemals an Gegnern gefehlt und eben jetzt nahm der Unwille zu. Allein er äußerte sich noch immer nichts weniger als allgemein, laut, entschieden, verläßlich genug. Wir sprechen weiter unten davon; er bot keine sichere Stütze dar, am wenigsten war er aufgeklärt und aufklärend. Auf der andern Seite lag vor Augen, die kirchlichen Obern ertheilten Ablaß, die Gelehrten lehrten vom Ablaß, die Laien aller Stände suchten und kauften ihn, alle Welt glaubte an ihn, wenn auch nicht an Alles, was die Ablaßprediger sagten; wer ihn angriff — vorausgesetzt, daß der Angriff tiefer ging, mit Nachdruck erfolgte — setzte sich so ziemlich mit aller Welt in Widerspruch, traf auf den Wahn und die fast unüberwindliche Macht des Wahns, der die Massen noch immer gefangen hielt, der den Gelehrten und Ungelehrten, Hohen und Niedern, so oft und so sehr auch der gesunde Verstand dawider sich geregt hatte und noch regte, tief im Herzen steckte. Noch in einer viel spätern Zeit, als seine Macht in großen Kreisen längst gebrochen war, hatte Luther Veranlassung von ihm zu sagen: „welcher Teufel hat uns denn so bezaubert und verblendet, daß wir mit bezahltem Gelde in Händen doch für das bereiteste Geld lieber Schuldzettel hätten? So rasend und unsinnig sind wir, daß wir Alles, was Menschenköpfe erdenken, lieber wollen haben, denn Gottes Güte und Barmherzigkeit, die er uns umsonst erzeiget und anbeut.“ [1])

Wir erinnern uns, in Paltzens himmlischer Fundgrube, die er sicher fleißig und andächtig gelesen, war es Lästerung genannt, den Ablaß eine neuere römische Erfindung zu heißen, war gelehrt, in Beziehung auf den Ablaß sei die Vernunft unter den Gehorsam

1) Kirchenpostille, Plochm. XV, 501.

des Glaubens gefangen zu nehmen, war Denen, die sich der Indulgenzen nicht bedienen wollten, als Jüngern des Antichrists Verlust der Wohlthaten des Leidens und Todes Christi angedroht, und schwerlich war es ohne Eindruck bei ihm geblieben; sobald ihm die Augen einigermaßen aufgegangen waren, hatte er auch das: verlaß dich nicht auf deinen Verstand bedacht; er hielt seine Gedanken — nicht blos die Zunge — über zehn Jahre im Zaum. Kluges Umschauen und Anhalten, Mistrauen in die eigene abweichende Einsicht, schwere Bedenken begleiteten alle seine Fortschritte, und eben jetzt stellten sie sich mit verdoppelter Wucht ein. „Einem einfältigen, ja wol auch einem gelehrten Christen kann's einfallen, sagt er, daß er gedenkt: Lieber, es sein ja auch treffliche Leute und meinen's gut; wer weiß, ob du deiner Sachen so gar gewiß bist und recht habest. Solche Gedanken setzen dem Herzen über die Maßen heftig zu.“ Es war seine Erfahrung und auch schon auf diese Zeiten seiner mit innern Kämpfen verbundenen Fortschritte zur Erhebung gegen das verderbte kirchliche Wesen bezieht es sich, wenn er den Augustinern in Wittenberg, von denen er auf der Wartburg gehört, daß sie im Kloster die Messe abschafften, schrieb: „Ich empfinde täglich bei mir, wie gar schwer es ist, langwährige Gewissen, und mit menschlichen Satzungen gefangen, abzulegen. O wie mit viel großer Mühe und Aerbeit, auch durch gegründ't heilige Schrift, hab ich mein eigen Gewissen kaum können rechtfertigen, daß ich, einer allein, wider den Papst habe dürfen auftreten, ihn für den Antichrist halten, die Bischof für seine Apostoln, die hohen Schulen für seine Hurhäuser. Wie oft hat mein Herz gezappelt, mich gestraft, und mir furgeworfen ihr einig stärkest Argument: du bist allein klug? Sollten die Andern alle irren, und so ein lange Zeit geirret haben? Wie wenn du irrest, und so viel Leut im Irrthum verführest, welche Alle ewiglich verdammet würden, bis so lang, daß mich Christus mit seinem einigen gewissen Wort befestiget und bestätiget hat, daß mein Herz nicht mehr zappelt, sondern sich wider diese Argument der Papisten, als ein steinen Ufer wider die Wellen, auflehnet, und ihr Dräuen und Stürmen verlachet.“ Er war darauf und daran, „das Evangelium ans Licht hervorzuziehen“, allein wenn er „das Papstthum ansah“, war es ihm oft, als sei das Evangelium so tief verschüttet, daß es nicht möglich

wäre, daß die Wahrheit wieder hervorkommen sollte unter so viel Verführung und falscher Lehre. In der Geschichte seiner Studienzeit, seiner wittenberger Anfänge bemerkten wir, wie sehr ihn das Ansehen der Väter, der Kirche und der Glaube an ihre Untrüglichkeit eingenommen hatte und aufhielt. So machte es ihn auch jetzt und noch in viel spätern Jahren oft „bestürzt", wenn er etwa über dem Lesen der Schriften Augustin's sich einer Abweichung von den großen Lehrern der Kirche bewußt wurde, „und kömmt denn das Geschrei hinzu, Kirche, Kirche! Das kränket einen allermeist. Denn es ist wahrlich ein schwer Ding, sein Herz in diesen Sachen überwinden können, von Denen abweichen, die ein so groß Ansehen haben und so einen heiligen Namen führen, ja von der Kirche selbst, und ihrer Lehre nicht mehr trauen noch glauben." Die Lehre vom Ablaß habe wie die von der Mönchsheiligkeit viel große Leute gefangen und verblendet, und insbesondere habe dabei das Vorgeben verführt, daß die Kirche nicht irre. Sehr schwer sei es, dawider zu bestehen; die im Glauben an die kirchliche Unfehlbarkeit nicht Aufgewachsenen hätten keine rechte Vorstellung davon. „Ich habe bei zwanzig Jahren viel damit zu thun gehabt und drüber mit mir selber disputirt und mich mit der Proposition überworfen, daß man nicht Alles glaubte, was der Papst sagte, item, daß die Kirche irre." Die entgegenstehende Meinung habe einen gar zu großen Schein gehabt und Anhang bei aller Welt. [1])

Die Schule leitete die Geltung des Ablasses unmittelbar von Christo ab. Es hieß in ihr, die allgemeine Kirche könne nicht irren, und da sie den Ablaß billige und übe, so müsse er Geltung haben, was denn auch allgemein zugegeben werde, weil es unfromm sein würde, etwas für nichtig zu erklären, das die Kirche thue. Die Ablaßprediger beriefen sich, und zwar mit Recht, auf die Kirche, deren Untrüglichkeit, die Aussprüche großer Kirchenlehrer, päpstliche Bevollmächtigung. Daß sie zu weit gingen, daß einzelne Päpste ihre Befugnisse gar zu weit ausgedehnt, war freilich leicht einzusehen, aber die Frage war, wo und wiefern? Es war überhaupt schwer zu sagen, wo das Unberechtigte und Misbräuchliche begann, und insbesondere Luther verstand die Ablaßdoktrin noch zu wenig, um seiner Sache, um namentlich darüber gewiß zu sein, daß er die Kirche und das Papstthum nicht träfe, indem er die Predigt der Ablaßkrämer angriffe. Vor Allem wußte er nicht, was denn die Kirche eigentlich über den Ablaß lehre. Er sagt in der Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg, daran, daß das Evangelium die Gewissen vom Greuel und Abgott des Ablasses erlöst habe, sollten sie doch erkennen, daß es Gottes Wort und Kraft sei, denn alle Welt müsse zugestehen, daß menschliche Weisheit solchs nicht vermocht hätte, „sintemal kein Bischoff, kein Stift, kein Kloster, kein Doktor, kein Hoheschule, ich selber auch nicht dazumal, und Summa keine Vernunft diesen Greuel verstund noch kennete, viel weniger zu steuren noch anzugreifen wußte." Erscheint dies auffallend, so erklärt es sich doch leicht, wenn man nur einigermaßen in die Sache hineingeht. [1])

1) Hauspostille, Plochm. VI, 430. Vom Misbrauch der Messe, Plochm. XXVIII, 29. Ausleg. des 5. 6. und 7. Kap. Matthäi, zu Kap. 6, V. 16, Walch VII, 774. Ausleg. des 1. u. 2. Kap. Johannis, zu Kap. 2, V. 23 f., Walch VII, 1790.

Der päpstliche Ablaß.

Der päpstliche Ablaß war aus dem der ältesten Kirche hervorgegangen, doch himmelweit davon verschieden. Sie hatte auf strenge Sittenzucht gehalten, wobei die Gemeinde die völligste Mitthätigkeit geübt. Untreu gewordene oder bescholtene Mitglieder wurden ausgeschlossen, oder es wurden ihnen öffentliche, oft schwere und langwierige Kirchenbußen auferlegt und diese bisweilen, jedoch nicht leicht, auf Fürbitte der Gemeinde gemildert oder erlassen. Der Ablaß war also Nachlaß, Milderung der auferlegten Bußen, Verkürzung der Bußzeit. Bedingung war Erweis der eingetretenen Sinnesänderung. Auf ihre Erfüllung wurde streng gehalten und sie wurde streng erfüllt, so lange der kirchliche Gemeingeist und das religiös-sittliche Gefühl stark blieb, der Glaube lebendig war, daß Versöhnung mit der Kirche und mit Gott gleich sei. Allmälig hörte die Mitthätigkeit der Gemeinde auf und die Buß- und Sittenzucht gerieth in Verfall. Mit ihr hätte auch der Ablaß aufhören müssen, kam aber — in

1) Ullmann a. a. O. 267. Plochm. XXIV, 337.

einem ganz andern Sinne — nun erst recht in Gang und vollendete den Verfall der Kirchenzucht. Man legte Weiteres, von Anfang freilich Bestrittenes in den Begriff hinein, daß auch zeitliche Strafen Gottes durch ihn nachgelassen würden. Die geheime Beichte bei den Priestern kam auf, die Priester, als Verwalter des Sakraments, als mit der Schlüsselgewalt ausgerüstete Richter an Christi oder Gottes Statt, verknüpften kirchliche Strafen mit der Absolution von den in der Beichte bekannten Sünden, milderten oder erließen ihrerseits jene Bußen und verwandelten sie, so oft ihnen auch eine größere Sorgfalt beim Bußwesen zur Pflicht gemacht werden mochte, mehr und mehr in geringe armselige Genugthuungen, in Verrichtung guter Werke oder Geldzahlungen. Die Lage der Dinge, die Verwandlung der Buße in eine kirchliche Handlung, ein Sakrament, allgemeine Schwächung des Bußeifers, des evangelischen Bewußtseins, die übertriebene Meinung von dem Werthe der Werke, geistliche Habsucht, sittliche Trägheit der Laien, bei den germanischen Völkern die Ueblichkeit der Sühnen, Geldentschädigungen, wenigstens für alle nicht unehrliche Verbrechen, wirkten dabei zusammen. Seit den Zeiten der Kreuzzüge fing der Ablaß an, allgemein und im weitern Sinne auch als Erlaß der göttlichen Strafen, als Sündenvergebung zu gelten. Der vollkommene Ablaß, der den Kreuzfahrern und dann auch Denen, welche in die Kriege gegen die Ketzer und Heiden in Europa selbst zogen, bewilligt und zum Jubeljahrsablasse erweitert wurde, leitete den päpstlichen Ablaß, das eigentliche Unwesen ein. Der Bußeifer und die Bußzucht geriethen nun gänzlich in Verfall. Wie aus der Verfassung der Kirche das freie Gemeindewesen durch eine priesterliche Aristokratie und diese durch eine geistliche Einherrschaft verdrängt war, ging auch die Befugniß zur Ablaßertheilung fast allein in die Hände der Päpste über, welche theils, um den Misbräuchen der Beichtväter und Bischöfe zu steuern, theils aus eigennützigen Beweggründen die Ablaßertheilungen derselben bis auf ein Geringstes einschränkten. Nur auf vierzig Tage durfte der bischöfliche Ablaß sich zuletzt noch erstrecken, vollkommenen Ablaß zu ertheilen, stand dem Papste allein zu. [1])

1) Ullmann a. a. O. 260 ff. Raumer, Hohenstaufen, VI, 224;

Die scholastische Theorie.

Die Scholastik fand die Ablaßlehre und Praxis schon in großer Ausartung vor und befliß sich, die erstere wissenschaftlich auszubilden, die letztere theoretisch zu rechtfertigen. Kann man sagen, daß etwas Kolossales selbst in den Verirrungen und Frevels des Papstthums, der Zeiten und Menschen, die es schufen und repräsentirten, liege, so gilt dies auch von den Verirrungen und Ausschreitungen der Spekulation, der Kühnheit und Dienstbarkeit des Sinnes der katholischen Theologen, von der Scholastik und insbesondere von der scholastischen Ablaßtheorie. Die Scholastiker steigerten in ihr die christlich-religiöse Wissenschaft bis zu einem Wahnsinn, in welchem freilich Methode war, gaben der Macht sich hin und dem schlechten Zuge des Volksgeistes, und führten den Kirchenglauben durch blendende Irrlichter gänzlich irre, statt ihn zum Lichte der einfachen evangelischen Wahrheit zurückzuleiten. Die Erfolge ihrer Thätigkeit auf diesem Felde zeigen in einem großen Beispiele die gewaltige Macht und die klägliche Abhängigkeit der Wissenschaft. Sie half wesentlich mit, das Papstthum zum Gipfel seiner Macht emporzuheben, indem sie die Begriffe, auf welchen dieselbe ruhete, ausbildete und in den Völkern befestigte; sie stützte das Papstthum, dessen stärkste Säule, indem sie jene Begriffe und die Geister bei ihnen festhielt und so der Wahrheitserkenntniß den Eingang wehrte. Sie war Leiterin gewesen, Antriebe waren von ihr ausgegangen: am Ende aber war sie doch auch von der Zeitrichtung beherrscht gewesen und hatte zum dienstbaren Werkzeuge der Macht und gemeiner selbstischer Anliegen unbewußt oder bewußt sich hergegeben.

Der scholastischen Lehre zufolge sollten Christus und die Heiligen weit mehr gute Werke gethan haben als nöthig, Gott

Geschichte Europas, I, 201. Staatslexikon, IV, 42. Gervinus a. a. O. I, 169, 478. Hirscher, Die katholische Lehre vom Ablaß, 3. Auflage, 14 ff. Unter den Strafen, die zugleich Sühne, spielen im Mittelalter auch die Pilgerfahrten eine große Rolle, wo dann das kanonische Recht wieder anknüpfte, indem es die Verbrechen als Sünden auffaßte. Abegg, Die versch. Strafrechtstheorien. Warnkönig, Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte. Alzog a. a. O. 650.

wegen der gesammten Strafschuld der Lebenden zu versöhnen, ihm genug zu thun; diesen Ueberschuß von Werken der Genugthuung sollten sie für die ganze Kirche vollbracht haben, diese Verdienste sollten von ihnen auf Andere, auf Sündige in dieser und jener Welt übertragen werden können, indem sie ein Gemeingut, einen Schatz der Kirche bildeten, über welchen zu verfügen dem Haupte der Kirche zustehe, das darüber unter der Bedingung von Genugthuungen verfügte, die der Kirche zu leisten waren und entweder in äußerlichen Werken, Wallfahrten u. s. w. bestanden oder in Geldzahlungen verwandelt wurden.

Die Päpste fanden in den Ablässen eine reichlich fließende Geldquelle, eine wahre Goldgrube, die sie besonders seit dem 14. Jahrhundert mit immer zunehmender Habgier und Schamlosigkeit ausbeuteten. Nichts hätte ihnen willkommener sein können, als die Lehre vom Kirchenschatze. Klemens VI. erklärte sie in einer Bulle vom Jahre 1342 für einen Glaubensartikel. Sie war, am feinsten gefaßt, Verweisung von Seiten der Kirche in Betreff der der Idee der Gerechtigkeit und der beleidigten Gemeinde zu leistenden Vergütung auf Christus und die Heroen aller christlichen Jahrhunderte, Berufung der Kirche auf die in ihrer Mitte leuchtenden Sterne der Tugend aus allen ihren Zeitabschnitten, zur Versöhnung der durch Einzelne verletzten und durch sie nicht mehr völlig versöhnbaren sittlichen Ordnung, und zur Tröstung dieser Einzelnen um dieser Unversöhnbarkeit willen. Doch auch in der noch so fein gefaßten Theorie wurde schon durch die Genugthuungen wiederum Alles verdorben. Der Ablaß als Aufhebung der Sündenstrafe beruhete ihr zufolge einerseits eben auf den Genugthuungen, und andererseits auf der kirchlichen Autorität, so daß zu ihm nicht mehr erforderlich war als ein äußerliches Werk oder eine Geldzahlung und das Belieben des mit der Schlüsselgewalt betrauten Ertheilers. Die Genugthuungen waren unter den Gesichtspunkt der kirchlichen Gerichtsbarkeit gebracht und wurden als zum Bußsakrament gehörig betrachtet, und da nun dieses von der Schlüsselgewalt des Priesterthums abhing, so waren zur Sündenvergebung einerseits priesterliche Weihe, und andererseits Reue und Buße nothwendig gewesen. Wenn aber diese letztern auch nach Ausbildung der scholastischen Theorie beim Ablaß gefordert wurden, so war doch

nicht ihr Verhältniß zur Sünde das Entscheidende, sondern das Ermessen des über den Kirchenschatz Gebietenden, der nicht um ihrer, sondern um äußerlicher Leistungen an die Kirche willen und nach deren Maße Christi und der Heiligen Verdienste mittheilte. Während nach dem Evangelium Werth und Größe des Verdienstes Christi in der vollkommenen Einheit der Gesinnung und des Willens mit Gott besteht, wird in der scholastischen Ablaßtheorie Werth und Bedeutung des Verdienstes Christi in die einzelnen Blutstropfen, die er vergossen, die einzelnen von ihm erduldeten Martern gesetzt, womit zusammenhing, was Luther „gar unchristlich, das Reich Gottes schmäler und enger einziehen, auch seine Barmherzigkeit schänden" nennt, nämlich das in Gebrauch gekommene „Auswägen der Sünden mit Quinten und Lothen," das „Zumessen des Ablasses mit benannten Jahren, Karenen, mit Vergebung des dritten, vierten oder halben Theils der Sünden." Hutten sagt davon in seiner Klage und Vermahnung wider die Gewalt des Papstes:

„Der Eigennutz gaht allweg mit,
Des wollen sie entbehren nit,
Und suchen List uf alle Weg,
Das Nutz gebähr und Leut beweg';
Die reden von der Höllen-Pein,
Als ob die ihn' bekannt möcht seyn,
Und was uns geb vor Freuden Gott,
Die messen sie aus mit dem Loth." [1])

Damit hing zusammen, was misbräuchlich war, aber häufig vorkam, daß der Ablaß nur nach dem Maße der dafür gezahlten Geldsumme gelten sollte. Während das Evangelium als Bedingung der Sündenvergebung Sinnesänderung, je nach dem Vorbilde des Erlösers, fordert, knüpft die scholastische Ablaßtheorie dieselbe zunächst nicht an ein beginnendes heiliges Leben, sondern an die Leistung einzelner äußerer Werke, und läßt sie nicht als eine religiöse, sondern als eine juridische Handlung geschehen, wobei die Würdigkeit der Person wenigstens beim Ablaßertheilenden vollkommen gleichgültig ist. Fordert sie zugleich Reue und

1) Vermischte Predigten, Plochm. XVIII, 237. Münch, Hutten's Werke, V, 177. Ullmann a. a. O. 236, 270. Hirscher a. a. O. 41 ff.

Buße, so steht diese doch erst in zweiter Linie, macht, wie oben erwähnt, den Ablaß wieder ungewiß, und es ist damit doch zuletzt nur Das gemeint, was Luther, wie wir schon hörten, Galgenreue nennt. [1])

Die Habgier und die Roheit ihrer Begriffe verleitete die Ablaßprediger sehr natürlich, auch dies Ungenügende noch in den Hintergrund zu schieben, was um so leichter geschehen mochte, da die Forderung der Reue und Buße, selbst in der Theorie der Schule und Kirche, genau genommen, etwas nicht Wesentliches war, und der Ablaß sehr wohl auch ohne sie gelehrt und gepredigt werden konnte. Das sinnliche sittlich träge Volk überhörte den Anhang, fühlte dessen Ueberflüssigkeit heraus, und verstand den Ablaß als eigentliche Sündenvergebung für eine bestimmte Leistung oder Geldsumme, sodaß aus dem Ablasse ein Sündenhandel wurde, bei dem sich alle oberflächlichen Gemüther leicht beruhigten. Es lag in ihrem Nutzen und der Schwierigkeit der Sache, wenn die kirchlichen Häupter nicht nach Gebühr darauf hielten, daß Seitens der Ablaßprediger die Ablaßsuchenden wenigstens so gut belehrt wurden, als es hätte geschehen mögen. Es lag gar zu nahe: wenn Geld genommen wurde, wozu noch Reue und Beichte, wenn diese genügten, wozu ein Kaufpreis? Wer den Sinn ändern, die sittliche Kraft bethätigen mochte, wozu hätte er noch sein Geld geben sollen? Dies geschah eben um jenes unterlassen zu dürfen. Wer das Geld der Gläubigen begehrte, wie hätte er bemüht sein sollen, den Misverstand zu zerstören, der es einbrachte? Er mußte die anlockende und bedenkliche Seite hervorziehen, um seinen Zweck zu erreichen. Die mit dem Ablaßverkauf Beauftragten konnten sich in den meisten Fällen bei ihren Lästerreden und Uebertreibungen durch die höhere Macht gedeckt halten, die vom größesten Misverständniß den größesten Gewinn zog. Die Päpste, wie hätten sie als oberste Ablaßherren und denen die meisten Vortheile zuflossen, und die auf diese eben ausgingen, nicht gern zusehen, nicht eher noch fördern sollen? Sie hatten sich selbst die Beschränkung auferlegt, der

1) Gieseler, Lehrb. d. Kirchengesch. II, 2, 463 ff. Raumer, Hohenstaufen, VI, 176. Indulgenzen in Ersch und Gruber, 135. Ullmann a. a. O. 273 f.

Theorie zufolge für jede Ablaßertheilung einen zureichenden Grund haben zu sollen. Wie leicht aber fanden sie einen solchen in den frivolsten Veranlassungen, ihren Geldbedürfnissen, ihrer Geldliebe, und wer durfte danach fragen, wer entgegentreten? — sie waren unfehlbar, allmächtig, und die Zweifler, die Widerredenden fielen in den Bann, verwirkten den zeitlichen Frieden und die ewige Seligkeit. Sie sahen um so nachsichtiger zu, da sie gar zu offenbar gegründete und zu scheuende Vorwürfe dadurch wenigstens mit einigem Scheine zurückweisen konnten, daß sie das Aergste als Unbefugtes untergeordneter Bevollmächtigter bezeichneten und sich auf die jedenfalls bessere Schul- und Kirchenlehre beriefen, welche Niemand wegen ihres Ansehens antasten durfte, und die noch unantastbarer wurde, weil sie so verwickelt war.

Wenn auf die Bedingung der Reue und Buße auch noch so viel Nachdruck gelegt wurde bei Ablaßertheilungen, die letztern hatten dennoch die Folge, daß sie vom Erlöser und der Hingebung an ihn ablenkten. Denn in den päpstlichen Ablaßbriefen, wie Luther in der ausführlichen Erklärung des Galaterbriefs bemerkt, wurden stets nicht Die von Sünden losgesprochen, die an Christum glaubten, sondern Die, welche ihre Sünden nach Anleitung der kirchlichen Vorschriften hinlänglich bereueten, rein ausbeichteten und die geforderte Geldsumme zahlten, was denn die Erklärung in sich schließe, daß Christus vergeblich gestorben und seine Gnade eine unnöthige und unnütze sei. [1])

Einer der neuesten katholischen Schriftsteller hat die Lehre vom Ablaß so fein dargestellt und so vorsichtig beschränkt, als es möglich war. Er besitzt in vollem Maße die Gabe lichtvoller Darstellung. Aber, wenn auch die Priester verständen, das Volk, sowie er will, über den Ablaß zu belehren: das Volk wird es schwerlich fassen, schwerlich beim Ablaß sich denken, was es dabei zu denken angeleitet werden soll. Auch gesteht er, nicht immer sei streng auf die Forderung der Sinnesänderung gehalten, statt deren nicht selten blos kleine elende Genugthuungen auferlegt worden wären; es sei gar nicht zu berechnen, wie viel dem sittlichen Ernste, dem Eifer in Vergütung des Unrechts und der Ehrfurcht vor Gott und der ewigen Majestät seines Gesetzes

1) Zu Kap. 2, V. 21; Walch VIII, 1938.

durch Vergeudung der Ablässe geschadet werde und worden sei; nur sittlich Unförderliches und seine religiösen Begriffe Verwirrendes könne sich der gemeine Mann dabei denken, wenn ihm Ablässe von so und so viel Tagen oder Jahren gegen eine gewisse Leistung angeboten würden; nie werde man Gründe zur Ablaßertheilung, dergleichen man vom 14. Jahrhundert an gültig gefunden, z. B. Geldbeiträge zu Bauten, zu heiligen Kriegen u. s. w. rechtfertigen können, und ebenso wenig Lokal- und Ordensfeste; die Bedingungen, von welchen die Gültigkeit und Kraft aller Ablässe überhaupt, und für jeden Einzelnen, der sie empfangen wolle, abhänge, wären insgemein wenig gekannt, das Volk habe vielmehr über die Bedeutung und Kraft der Ablässe so viele sittlich-verderbliche Ansichten, und sei überhaupt so geneigt, an Alles, wodurch ihm Sinnesänderung und Vergütung des in der Welt gestifteten Uebels erlassen sein solle, blindlings zu glauben, daß nichts unverantwortlicher zu sein scheine, als sorglos und ohne nähere Belehrung und ausdrückliche Forderung des ewig Unerläßlichen Ablässe auszuschreiben. Er meint, es dürfte angemessen sein, den historisch wohlbegründeten Unterschied zwischen voll- und unvollkommenen Ablässen dermalen in der Praxis der Kirche nicht weiter beizubehalten. „Für's erste werden ja immer vollkommene ausgeschrieben; wozu sollen da die unvollkommenen noch nützen? Dann aber sieht man wohl ein, wie die alte Kirche, welche den Sünder, dem sie Nachsicht schenkte, vor sich hatte — ich sage, man sieht wohl ein, wie sie Solchen eines vollkommenen Ablasses würdig finden und ihm sonach diesen ertheilen konnte; aber man sieht nicht ebenso gut ein, wie vielen Tausenden und Millionen, deren moralische Beschaffenheit, sittliches Bedürfniß und Verschulden gegen die göttliche Ordnung unbekannt sind, ohne Unterschied vollkommene Ablässe im alten Sinne der Kirche angeboten werden mögen. Ebenso wenig kann man sich's recht klar machen, wie man ohne alle nähere Kenntniß und Untersuchung Tausenden und Millionen einen Straferlaß von einer genau bestimmten Zeit, z. B. von 40 Tagen, ertheilen wolle, da man dieses zwar in der alten Kirche, wo die Bußzeit auf eine bestimmte Dauer erkannt war, sehr passend konnte, nicht aber dermalen, wo gar keine Bußzeit besteht. Denn man sieht itzt weder ein, daß Jemand eben einen

Ablaß von z. B. hundert Tagen brauche, noch warum die Kirche gerade hundert Tage Bußzeit schenken wolle. [1])

Die scholastische Ablaßtheorie war und blieb die äußerste Spitze der Begriffe von den Werken und der gesetzlichen veräußerlichenden Richtung des Katholicism der mittlern Jahrhunderte, grundverderblich für die evangelische Frömmigkeit und Sittlichkeit. Selbst die vielfachen nie endenden Streitigkeiten im Innern der Schule über die Ablaßtheorie und die mancherlei Versuche, sie zu erläutern, weiter auszubilden, zu vertheidigen oder durch Kautelen zu beschränken, beweisen es, Versuche und Streitigkeiten, die allesammt darauf hindeuten, daß man die innern Widersprüche und die Gefährlichkeit der Theorie erkannte oder fühlte. So unterschieden Manche zwischen Vergebung der Schuld und Sünde und Vergebung oder Erlaß der Strafen, denn Christus habe zwar für unsere Sünden und deren ewige Bestrafung genuggethan, nicht aber für die zeitliche, wofür der Sünder selbst genugthun müsse; und wenn dieser die zeitliche Strafe in diesem Leben nicht erleide, so treffe sie ihn im Fegfeuer u. s. w. Luther sagt davon in den Anmerkungen zum Matthäus, lächerlich sei die Behauptung, in jener Welt, oder aber im Fegfeuer, würden allein die erläßlichen Sünden vergeben werden, oder wenigstens man werde dort für die in diesem Leben vergebenen Todsünden genugthun können. „Denn sie sagen (es war namentlich Thomas von Aquino Lehre), wer in einer Todsünde stirbt, der würde schlechterdings verdammt. Ist das nun nicht unsinnig, daß man lehret, Christus habe in diesem Leben die Vergebung aller Sünden, auch der unendlichen und allergrößesten Sünden, eingesetzt, und doch die geringen Sünden, oder die zeitliche Gnugthuung, bis ins Fegfeuer versparet? Gleich als ob Derjenige, der seinem Schuldner hunderttausend Pfund erläßt, nicht auch einen einzigen Heller erließe. Welch eine Blindheit und was vor erschreckliche Lügen sind das! Und gleichwol hat man sich vor selbigen mehr gefürchtet, und sie höher geehret, als das Wort Gottes selbst. Denn sie haben in der ganzen Welt geherrschet." [2])

---

1) Hirscher a. a O. 74.

2) Zu Kap. 12, V. 32; Walch VII, 266. Ullmann a. a. O. 273. Anm.

Kann aber irgend Etwas beweisen, wie weit beim Ablaß die Bedingung der Reue und Buße zurückgestellt wurde und mehr und mehr zurückstehen mußte, so ist es die Verbindung, worin die Ablaßtheorie mit der Lehre vom Fegfeuer und mit der Behauptung gesetzt wurde, daß der Ablaß nicht blos den ihn Begehrenden, sondern auch Andern, für die er begehrt werde, im Fegfeuer Befindlichen nütze, bei welchen Reue und Buße der Ablaß für sie Erlangenden doch nicht wohl in Betracht kommen konnte. Einige suchten den Widerspruch, der darin lag, daß der Ablaß an bestimmte Leistungen geknüpft sein und doch auch den Verstorbenen sollte nützen können, durch dialektische Sophismen oder Gewalt zu lösen. Sie behaupteten, die Wirkung des Ablasses auf die Verstorbenen trete ein in Folge einer Lösung oder Fürbitte, nicht einer richterlichen Entscheidung des Papstes. Und dies Letztere blieb in der Kirche herrschende Meinung, wonach also der Papst auch die Schicksale der abgeschiedenen Seelen vermöge seiner auch auf jene Welt sich erstreckenden Schlüsselgewalt in Händen hatte, eine Meinung, welcher an Ungeheuerlichkeit nur die weitere gleich kam, daß Ablaß auch für noch zu begehende Sünden — wobei abermals von Reue und Buße in Wahrheit die Rede nicht sein konnte — erlangt werden möge. Es wurde wol Ablaß für Sonntagsarbeiten, d. h. für Entheiligung des Sabbath — z. B. 1430 für solche Arbeiten an den Festungswerken der Stadt Leipzig — ertheilt. Die ihn erhielten, sollten die Sabbathsentheiligung als eine Sünde beichten, aber doch Ablaß durch die letztere verdienen. Was war da die Beichte? [1])

Unsicherheit Luther's.

Nichts war gewisser als daß überall Ablaß ertheilt und gepredigt wurde, nichts ungewisser als jede ernste auf den Ablaß sich beziehende Frage. Die Ablaßprediger mochten sagen, was sie wollten, sie fanden dafür eine Rechtfertigung oder wenigstens eine Veranlassung und Beschönigung in der scholastischen Theorie oder doch der Meinung eines angesehenen Lehrers, in den

1) Ullmann a. a. O. 272. Löscher a. a. O. I, 399.

Kirchengesetzen oder dem Ausspruche oder der Ueberschreitung eines Papstes. Hätte sich noch allenfalls sagen lassen, was die Kirche über den Ablaß lehre und festgesetzt habe, so gingen die Päpste nicht selten über die Kirchenlehre und Gesetze hinaus, und da erhob sich dann wieder bei dem bestrittenen Umfange ihrer Befugnisse die Frage, ob man in ihren Uebertretungen der Kirchengesetze Ungültigkeiten zu erblicken habe oder ob man gültige Bestimmungen daraus herleiten könne, darin erblicken solle. Die Ablaßpraxis schwankte, und ebenso war von allen Lehren der Schule die vom Ablaß wegen ihrer innern Widersprüche und ihrer theilweisen Widersprüche mit dem übrigen Lehrsysteme die dunkelste und strittigste, wie denn die römischen Hoftheologen selbst noch soviel später sich nicht über sie einigen konnten, als Hadrian VI. (1521—1523) die Bedeutung des Ablasses genau bestimmt haben wollte. Sie war zugleich die beziehungsreichste, indem sie irgendwie mit fast allen andern Theilen des herrschenden Lehrsystems und der päpstlichen Anliegen und Politik zusammenhing, theoretisch und praktisch gleich wichtig. Keine andere war so geeignet, darauf hinzuleiten, die Lehre der Kirche, der Päpste und Scholastiker zu unterscheiden und die bedenkliche Frage anzuregen, welche Geltung, welches Ansehen den Aussprüchen der Päpste und der Theorie der Schule gegenüber der kirchlich sanktionirten Lehre zukomme. Wir werden sehen, wie Luther darauf hingeführt wurde, und wie die Feinheit und der Nachdruck seines Gewaltangriffs vornämlich darauf beruhete.

Wie verwickelt und ungewiß und beziehungsreich die Ablaßlehre war, ist schon aus dem Bisherigen großentheils zu erkennen, und es muß nun noch deutlicher und erklärlicher sein, daß Luther „den Greuel nicht verstand noch anzugreifen wußte;" daß die Grenze nicht leicht anzugeben war, wo die Ablaßmisbräuche und die ausschweifenden Behauptungen der Ablaßprediger über die Lehre und die Vorschriften der Schule und Kirche hinausgriffen, daß sie mit den letztern fast untrennbar zusammenhingen, daß der Grund des Uebels eben in der Ablaßtheorie und dem Institute des Ablasses selbst lag, daß wenig oder nichts geholfen war, wenn nicht das letztere selbst sammt der Theorie beseitigt wurde, und daß dies doch gar nicht geschehen konnte, ohne auch andere wichtige Lehren, ja das ganze kirchliche Lehr- und das römische

Finanzsystem, die kirchliche und päpstliche Autorität in Frage zu stellen. Ein solcher Gedanke war ihm nun aber noch nicht von fern in den Sinn gekommen. Die Ablaßtheorie stand deutlich genug mit seinen evangelischen Grundbegriffen, die Lehre von der beim Ablaß geforderten Reue und Buße mit seinen, wenn auch noch nicht völlig klaren Begriffen von der letztern, die Lehre von einem auf Andere zu übertragenden Verdienste der Heiligen mit seinen Begriffen vom menschlichen Unvermögen zum Guten, die Lehre von den Genugthuungen und deren Wirksamkeit mit seinen Begriffen vom allein rechtfertigenden Glauben an den Erlöser im Widerstreit. Allein auf der Entwickelungsstufe, auf welcher er sich jetzt befand, mußte er nothwendig den Schaden in den Uebertreibungen und Misbräuchen suchen, welche beim Ablaß vorkamen, und bei dieser Halbheit gerieth er in ein Gewirre hinein, worin er sich lange nicht zurechtzufinden wußte und das ihm eben jetzt zu schaffen, ihn stutzig machte, indem er in voller Entrüstung sich ernstlicher hineinließ, zur Feder griff und über dem Schreiben nun erst die Schwierigkeiten der Sache deutlicher erkannte — die Schwierigkeiten, welche eben für ihn darin lagen; denn bei weniger Ernst und mehr Oberflächlichkeit hätte sich am Ende noch leicht genug etwas wider die tetzelsche Ablaßpredigt zu Stande bringen lassen.

Wollen wir ihn in dieser Zeit und diesem Zustande richtig beurtheilen, so müssen wir uns aus unserer Unbefangenheit geradezu hinausdenken. Der Widerstreit seiner evangelischen Begriffe und der scholastisch-kirchlichen Lehren war ihm noch keineswegs vollkommen deutlich in das Bewußtsein getreten. Schon die erwähnten Aeußerungen gegen Spenlein und Leiffer würden es beweisen, daß er sich noch in einem Zustande der Unklarheit und des Schwankens befand. Jene Lehren hingen mit andern zusammen, die ihm noch nicht zweifelhaft geworden waren, worin er wieder ein Zeugniß für ihre Wahrheit erblicken mußte. Indem wir ihn in raschem Fortschreiten und schon in lebhaftem Widerspruche begriffen sehen, dürfen wir keinen Augenblick vergessen, daß er noch immer „der rasendsten Papisten einer" war. Um dies hier hervorzuheben, so war ihm namentlich das Dogma vom Fegfeuer, das so eng mit den Lehren von der Buße und vom Ablaß zusammenhing, noch immer ein unbezweifelter Glaubensartikel. Nichts könnte vielleicht bezeichnender für die Stufe seiner bis jetzt gewonnenen Erkenntniß und Geistesfreiheit sein, wenn man daran denkt, wie vertraut er mit dem Lehrgehalte der Schrift und der ältern Kirche, und wie spät erst die Lehre vom Fegfeuer ausgebildet und kirchlich sanktionirt, wie offenbar auswüchsig sie war und was für ein Erklärungszwang dazu gehörte, wenn man sie in der Schrift finden wollte und daraus herzuleiten sich bemühete. Er meinte späterhin vom Fegfeuer, es sei eine wahre Lästerung wider die von Christo geschenkten Schlüssel des Himmelreichs, streitend wider das heilige Vaterunser, die zehn Gebote, den christlichen Glauben, eins der allergrößten Greuel und Wirkungen des Satans. Man sollte meinen, auch schon seine jetzigen Begriffe und Einsichten hätten ihn darauf hinführen müssen. Aber nichts weniger. Es währt noch einige Zeit, ehe sich nur leise Zweifel bei ihm zu regen anfangen. Jetzt gilt noch in vollem Maße von ihm, was er weiter davon sagt: „und es hat die ganze Welt erschreckt, und Aller Habe und Güter verschlungen, und den Papst zum Könige über alle Könige, ja, auch über Gott und sein Wort, gesetzt. Sintemal wir uns vor dem Papst mit seinem Fegfeuer mehr, als vor Gott mit seiner Hölle, gefürchtet haben. Und wir haben ein größer Vertrauen in die Lossprechung des Papstes vom Fegfeuer, als in die wahre Lossprechung Gottes von der Hölle gesetzt." Erinnern wir uns, wie ihm die Fegfeuerfurcht schon durch die Mönchspredigten, die Betbücher, die himmlische Fundgrube seines Ordensgenossen Paltz eingeprägt war. Offenbar war er noch weit von einer systematischen Durchbildung seiner evangelischen Begriffe entfernt, worin er deren Unvereinbarkeit mit der Kirchenlehre hätte erkennen müssen. Er wurde gerade erst durch das Bemühen, dem Ablaßunfuge beizukommen, darauf hingeführt. Ebenso offenbar sehen wir hier die Folgen der Mangelhaftigkeit seiner exegetischen Grundsätze und Methode. [1])

Dies Alles wird an einem andern Punkte noch deutlicher. Bei den Lehrsätzen, daß Menschen mehr thun könnten und gethan hätten, als das göttliche Gesetz von ihnen forderte, und daß wiederum ein Mensch diese Ueberverdienste an Andere austheilen

1) Anmerkungen zum Matthäus, zu Kap. 12, V 31 f. Walch VII, 267.

und so deren Sünde tilgen könne, hatte sich die christliche Kirche und Spekulation, man möchte sagen muthwillig von aller evangelischen Grundlage entfernt und im deutlichen evangelischen Lehrgehalte das Oberste zu unterst gekehrt. Allein, wenn die Lehre vom Kirchenschatze nach ihren verschiedenen Bestandtheilen seinen evangelischen Begriffen widerstritt, so erhielt sie doch wieder — und er glaubte jetzt noch fest an sie, wie wir unten sehen werden — einen Halt bei ihm durch ihren Zusammenhang mit den herrschenden Vorstellungen von der Kirche und deren Haupte, in welchen er noch völlig lebte, was jetzt noch das Entscheidendste bei ihm war. Denn nur Das war ihm bis jetzt klar geworden, daß der wirkliche Zustand der Kirche und daß einzelne Päpste dem Begriff und Urbilde der Kirche und des Papstthums nicht entsprachen, und sein Schmerz und Unwille war eben hierüber und war eben darum so groß, weil er ein so hohes Ideal von der Kirche und vom Papstthume im Herzen trug. Erst der Gedanke an eine Unterscheidung zwischen Dem, was der Papst als solcher mit Recht, und Dem, was dieser oder jener Papst ohne Berechtigung vorschreibe oder lehre, keimt bei ihm. Erst so weit ist er gelangt, schärfer zu unterscheiden zwischen kirchlich autorisirten Lehren und bloßen Privatmeinungen der Kirchenlehrer. Nur über die Entartung hörten wir ihn bisher Klage führen, während sich zugleich seine eifrige kirchliche Gesinnung in einer lebhaften Bestreitung der Ketzer aussprach. Sein Glaube an die Unfehlbarkeit der Kirche steht noch vollkommen fest und macht ihn noch oft befangen, wo er auch nur mit angesehenen Kirchenlehrern in Widerspruch geräth. Der Zweifel beginnt sich in ihm zu regen, die Noth aber, welche er ihm macht, beweist, wie tief verstrickt er noch ist. Noch jetzt findet man wol etwas Phantastisch-Großartiges, etwas Poetisch-Erhabnes in den kirchlich-scholastischen Vorstellungen von der Kirche und dem Papstthume, und eben dies mochte ihn umsomehr anziehen und jene Vorstellungen in ihm befestigen. Er sah nicht, was wir darin sehen, fühlte höchstens dunkel das Aberwitzige und Vermessene, das in ihnen liegt, sofern sie auf den Voraussetzungen ruhen, daß die Erde oder vielmehr die lateinische Christenheit nebst Himmel und Hölle das Universum bilden und alle andere Existenzen gleich dem Nichts gelten, und daß ein Mensch hier und jenseit

über Gnade und Verdammniß verfügen könne und demnach als allmächtig, irrthumfrei, allwissend, als Gott gleich, das Weltgericht übend, Gott in die Ehre und ins Regiment greifend, gedacht werden muß, womit die Verwandlung des Papstthums nicht blos in ein christliches Chalifat, sondern in einen christlichen Lamismus beginnt. Wir bemerkten mit dem Geschichtschreiber der Deutschen im Zeitalter der Reformation, die Thatsache, daß diese und ähnliche Vorstellungen der katholischen Lehre ausgebildet und herrschend werden konnten, beweise, wie hoch das Papstthum in den Zeiten ihrer Ausbildung in den Ansichten der Nationen schon gestiegen sein müsse. Wir müssen aber hinzufügen, wie stark die Schauer der Furcht und Ehrfurcht vor der Macht und Höhe des Papstthums, welche sie den Gemüthern eingeflößt, noch immer nachwirkten, wie fest die päpstliche Macht, trotz aller Erschütterungen, noch dastand, dies geht aus einer weitern Thatsache hervor, die wir nicht übersehen dürfen. Die Wirklichkeit des Papstthums war längst in einen so schneidenden Gegensatz zu seinem Begriffe getreten, das Erhabene des letztern berührte sich mit dem Lächerlichen und Gemeinen der Erscheinung so dicht und offenbar — namentlich beim Ablaß: ein Weltrichter und ein Geldspekulant, Erlösung und Gnade um einige Groschen! — das Falsche und Lügenhafte der Idee wurde durch die, doch immer einen letzten Prüfstein darbietende Erscheinung und deren Schlechtigkeit und Gemeinheit Jedem, wer das Papstthum ansah, dicht vor Augen gerückt: und dennoch haftete das Zeitalter fortwährend an den Vorstellungen von der päpstlichen Hoheit und Machtfülle, gefesselt durch diese Vorstellungen an das entwürdigte und sogar verachtete und befehdete wirkliche Papstthum, und auch bei einem Luther war es der Fall, und zwar bei den Ansichten, wozu er bereits vorgeschritten, nach den Beobachtungen, die er angestellt. Hier erwies sich die Macht der herrschenden Meinung an ihm im vollsten Maße. Sie hielt ihn bei der als untrüglich gedachten Kirche und deren Haupte fest und seine Ehrfurcht hatte ihn bis jetzt verhindert, das Ganze des kirchlichen Lehrsystems, und namentlich die Ablaßlehre, unbefangen zu prüfen, hatte die, jede unbefangene Prüfung ausschließende Voraussetzung der Wahrheit jener Lehre in ihm begründet, sodaß er ihren Widerspruch mit seinen evangelischen Begriffen nur zu empfinden, nicht zu

erkennen im Stande war, oder sich wenigstens nicht dazu zu versteigen wußte, aus jenem Widerspruche auf die Falschheit der Theorie zu schließen. Die letztere zeigt, zu welchen Ungeheuern von Grundsätzen und Lehren einmal zur Geltung gelangte falsche oder nur halbwahre Ansichten ausgesponnen werden können; daß sie volle Zustimmung erlangte und sich darin fort und fort behauptete, hält uns recht deutlich vor Augen, wie ganze Geschlechter in einem Gewebe verkehrtester Begriffe sich fangen und Jahrhunderte lang sich gefangen halten lassen. Wer solche Lehren, so widersinnig und unglaublich sie späterhin erscheinen mögen, einmal in seine Ueberzeugung aufgenommen, macht sich auch nur schwer von ihnen frei. Sie setzen eine entsprechende Gestalt und Richtung des Geistes und einen Zusammenhang mit andern gleichartigen Ansichten und Ueberzeugungen voraus, welche sämmtlich umgewandelt werden müssen, wenn eine einzelne von ihnen als unwahr ausgeschieden werden soll. Wenn tiefere und schärfere Geister das Irrthümliche einer der Zeitvorstellungen leichter und deutlicher erkennen, so ist dafür bei ihnen auch das Gefühl der Folgerichtigkeit und des innern Zusammenhangs aller Zeitansichten um so lebendiger. So war es bei Luther. Ein gewöhnlicher Verstand mochte leicht über den Ablaß hinwegkommen. Er ließ den Glauben daran fahren, gab nichts weiter auf und war ohne Ahnung oder kümmerte sich nicht weiter darum, daß dies logisch nicht anging und daß nun Alles wankend wurde. So war es bei Vielen zu jener Zeit. Luther fühlte, wenn er dem Glauben an die Ablaßtheorie entsagte, daß er's nicht vermögen würde, ohne auch andere Ueberzeugungen aufzugeben, in welchen seine Seele lebte.

Bedeutsamkeit eines Angriffs auf den Ablaßunfug.

Die Ablaßtheorie, organisch aus der Scholastik hervorgewachsen, konnte nicht beseitigt werden ohne eine Erschütterung des gesammten Lehrsystems. Wiederum war dieses die festeste Stütze sowol seines Theils, der Ablaßtheorie, als der Hierarchie, da es, wie sehr auch in sich selber und an äußerm Ansehen geschwächt, doch immer die Philosophie der letztern und des Volksglaubens, der ganzen herrschenden Denkart über die religiösen und kirchlichen Dinge war. Eben darum stand das Papstthum

noch immer so fest, weil es nichts Vereinzeltes, sondern gerade nur Theil eines Ganzen war, jenes Ganzen, das zusammengefügt war aus ihm selbst und überhaupt den kirchlichen und weltlich-geistlichen Einrichtungen, Gesetzen und Rechten; das verbunden und belebt war durch den kirchlichen in die Literatur, Kunst, Politik und Sitte eingedrungenen Geist, die in den Nationen, sowol innerhalb als außerhalb der Schule und Wissenschaft, vorherrschenden Begriffe, Ansichten, Anschauungen und Empfindungen. Die Gefahr für das Papstthum lag darin, daß der Zusammenhang der Theile dieses Ganzen erschüttert war, jede Stütze für sich an Festigkeit verloren hatte, an den wichtigsten Punkten der Trieb der Selbständigkeit sich regte und von dem Mittelpunkte hinwegstrebte. So war das Ansehen des Papstthums, das der Schule und ihres Systems vermindert. Dieses hing noch eng genug mit jenem, nicht aber mehr so wie früher mit den Ansichten zusammen, welche außerhalb der Schule im Volke und einem Theile der Gelehrten verbreitet waren. Ja es ging eine sehr starke Strömung des Geistes wider die Schule und ihre Lehre, und erwägt man nun, wie viel daran hing, daß diese die Herrschaft behauptete, so wird man um so besser die Bedeutsamkeit der Kämpfe würdigen, welche überhaupt und insbesondere von Luther wider die Scholastik zu dieser Zeit geführt wurden, wird auch den oft allerdings kleinlich, beschränkt und gehässig erscheinenden Widerstand der Vertreter und Schützer der Schule und Schulweisheit um so gerechter und billiger beurtheilen. Aus dem Folgenden wird noch deutlicher erhellen, wodurch jene Kämpfe bei allen Schwierigkeiten, welche sie darboten, auch wieder erleichtert wurden, und wie bedeutsam es war für Luther's Theilnahme daran, daß er gerade durch die Ablaßpraxis veranlaßt wurde, früher und schärfer als es sonst geschehen wäre, die Ablaßtheorie und eben von diesem Punkte aus die Scholastik von Neuem kritisch ins Auge zu fassen.

So künstlich das Gewebe der letztern sein mochte, und so schwer es ist, daß der Geist aus solchen, einmal zur Herrschaft gelangten Gedankenlabyrinthen herausfindet, so groß und wachsam die Macht war, die auch durch äußere Mittel dies Lehrgebäude aufrecht erhielt: es hätte doch ein völliger geistiger Stillstand und eine gänzliche Abstumpfung des religiösen und sittlichen

Gefühls eintreten müssen, wenn der Widerspruch hätte ausbleiben sollen oder je hätte bewältigt werden können, der, wie schon erwähnt ist, von Anfang stattfand. Die Scholastik hatte die Richtung genommen, starre, alles mit ihr unvereinbare geistige Leben ausschließende Satzung zu werden, die Hierarchie hatte sie darin unterstützt. Allein die Scholastik war nie gänzlich ohne innere Bewegung und wie manche Päpste bis auf den jetzt regierenden, ließen wissenschaftliche Bestrebungen zu und förderten selbst Studien, welche eine Fortentwickelung oder gar den Sturz des Lehrgebäudes der Schule herbeiführen mußten. Völligem Stillstande, gänzlicher Abstumpfung der bezeichneten Art widerstrebte die Eigenthümlichkeit der mittel- und westeuropäischen, zumal der germanischen Nationen gar zu sehr. Bei ihrer geistigen Regsamkeit und dem sie belebenden sittlich-religiösen Geiste war mit Sicherheit zu erwarten, daß sie, so lange nur noch eine Spur von gesunder Vernunft und echter evangelischer Lehre, sowie vom Einflusse des sittlichen Geistes derselben, unter ihnen vorhanden war, die ganze christliche Wahrheit suchen und die Abweichungen des Schulsystems entdecken würden, die für richtige Entwickelung des ursprünglichen christlichen Lehr- und Glaubensinhalts, das heißt für Das nicht gelten konnten, was die Lehre nur sein durfte und freilich auch sein wollte. Zu sehr widersprach das Lehrgebäude der Schule, namentlich in der Ablaßtheorie, der gesunden Vernunft wie der, ob auch mangelhaften zurückgebliebenen Kunde vom ursprünglichen Evangelium, dem sittlichen und religiösen Gefühle, ja sogar sich selbst, was schon berührt wurde und weiterhin noch deutlicher werden wird. Es hatte die ungeheuersten Konsequenzen nicht gescheut, allein die echte innere Folgerichtigkeit fehlte ihm eben so natürlich als nothwendig, weil es, wie wir bemerkten, das Erzeugniß einer nur halb freien, halb aber gebundenen geistigen Thätigkeit war, weil bei der Entwickelung der theologischen Wissenschaft neben der Kraft und den innern Trieben des Gedankens, äußere von den hierarchischen Anliegen und Absehen bestimmte Einwirkungen sich sehr wesentlich geltend gemacht hatten. Nicht immer war die hierarchische Macht dieselbe, ihre Lage gleich günstig gewesen, hier war sie, dort die Wissenschaft, die wiederum dem Gegenstrome des Volksgeistes sich nicht entziehen konnte, das Bestimmende gewesen, und im Kampfe dieser

beiden ungleichartigen Potenzen war allmälig und unter den Einflüssen der Begriffe verschiedener Zeiten das kunstvolle, aber mehr scheinbar als wirklich folgerichtige Lehrsystem entstanden. Eben diese seine Nichtkonsequenz war es, worin der Keim ewiger Schulstreitigkeiten lag, die, weil jene nie beseitigt werden konnte, stets von Neuem ausbrachen, wenn abermals ein Streitpunkt durch päpstliche Entscheidung festgestellt war. Die Päpste empfanden häufig genug die üble Lage, in welcher sie sich in Folge der Unnatur des Systems und ihrer Stellung befanden, was denn fort und fort bei der Regsamkeit, von welcher soeben die Rede war, hervortrat. Weit entfernt, daß ihnen dieselbe willkommen gewesen wäre. Allein sie konnten nicht umhin, sie zu dulden, waren genöthigt, sich darauf zu beschränken, hier zu leiten, dort zu beschwichtigen, dort gewaltsam einzugreifen, welches Letztere die Klügern gern vermieden, weil sie wußten, wie leicht sie sich durch bestimmte Erklärungen und Festsetzungen nur immer tiefer verwickelten. [1])

Wie nun aber die Scholastik wegen ihres innigen Zusammenhangs mit andern Theilen des bezeichneten Ganzen, mit dem Papstthume namentlich, und wie die Ablaßtheorie wegen ihres innigen Zusammenhangs mit andern wichtigen Theilen des kirchlichen Lehrsystems einen so festen Halt hatte, ebenso lag in diesem Zusammenhange auch wieder eine große Gefahr für die gesammte Kirchenlehre, für das Papstthum, jenes Ganze, die gesammte kirchlich-hierarchische Weltordnung. Gegen die Grundlagen der letztern selbst, des Papstthums vor Allem, mochte leicht eine vernichtende Prüfung sich kehren, wenn einmal ein eindringender und kühner, sein Zeitalter in seine Bahn zu ziehen befähigter Geist die Doktrin vom Ablaß scharf ins Auge faßte, ihre Irrthümlichkeit fand und dann folgerichtig weiter schloß. Keine andere forderte so wie sie zur Prüfung, zum Widerspruche heraus, weil in ihr die ganze Entstellung der ursprünglichen Lehre und weil in der Praxis, welcher sie zur Grundlage diente, die Entartung der Kirche und des Papstthums in schroffster Gestalt vor Augen trat. Eben sie bildete im ganzen Lehrsysteme vielleicht den geeignetsten Punkt, Denjenigen, der bezweifelnd und verneinend dabei begann, rasch

1) Planck a. a. O.

zur Einsicht in den Ungrund anderer und wieder anderer Doktrinen und endlich des gesammten Lehrsystems, des Papstthums selbst wie es war und gedacht wurde, hinzuleiten. Weil sie und die an sie sich anknüpfende Praxis fortwährend Streit und Widerspruch hervorrief und hervorrufen mußte, konnte es um so leichter geschehen, daß über sie früher oder später einmal ein Streit sich entzündete, der, die Schule und Hierarchie sowie alle der letztern feindliche und abgeneigte Elemente erregend, zum Entscheidungskampfe wurde. Kurz vor dem konstanzer Koncile hatte so etwas schon sehr nahe gelegen. Allein man sah oder beachtete die Gefährde in Rom trotz aller Warnungen nicht. Die Habsucht und Sicherheit war dort jedenfalls größer als die Klugheit und Vorsicht. Die nutzbare Ablaßpraxis stand im Wesentlichen fest, so lange die Theorie in den Ueberzeugungen feststand, in der Schule und bei den Laien. Da es so schwer war und so weit führte, sie zu bestreiten, konnte dies nicht leicht, wenigstens nicht leicht mit Erfolg unternommen werden. Auch darauf verließ man sich. Man verachtete den Widerspruch, an welchem es nie gefehlt hatte, den Gegensatz der innerlich-evangelischen Begriffe, der sich wider die gesammte Veräußerlichung der Kirche in ihrer Mitte erhoben, und von welchem insbesondere auch die Ablaßlehre und Praxis am schwersten bedroht wurde. Die Lehre vom Ablaß, die Kirche und Hierarchie hatten Jahrhunderte gebraucht, um sich zu ihrem Höhepunkte zu entwickeln. Mit dem Widerspruche, dem Gegensatze verhielt es sich ebenso. Man achtete ihn eben darum für unkräftig, erblickte in jeder seiner Kundgebungen nur Vereinzeltes, sah den Zusammenhang, die fortschreitende Entwickelung darin nicht, und dachte nicht daran, daß auch diese einem Höhepunkte entgegenschritt und daß sie zum Durchbruche gelangen könnte. [1])

Luther hatte nun in seiner Schriftkunde, seinem Zurückgehen auf die Schrift, seinen biblischen Begriffen den Faden zur Entwirrung des ganzen künstlichen Gewebes der kirchlich-scholastischen Lehre in der Hand, hatte die Richtung und hatte den Anfang gemacht, in die labyrinthischen Gänge hineinzudringen, hatte schon große Verirrungen und Irrthümlichkeiten des Systems entdeckt, ja in den Gegensatz sich ganz hineingelebt, welcher dem letztern

1) Ullmann a. a. O. 259 f.

geradezu widersprach und es somit grundsätzlich schon aufhob. Man sollte meinen, wenn er fortging wie bisher, fortfuhr in der Ausbildung seiner Theologie, im Verwerfen von Dem, was er als mit der Schriftwahrheit streitend erkannte und was darauf gebaut war, so hätte er auch auf die Ablaßlehre und zur Bestreitung derselben wie der Scholastik überhaupt sammt Allem, was an ihr hing, geführt werden müssen. Allein es bleibt doch sehr zweifelhaft, wie weit er als Theolog auf dem blos wissenschaftlichen Wege und bei nur wissenschaftlichen Antrieben gelangt, ob ihm die Ausbildung einer folgerichtigen Schrifttheologie, die doch späterhin erst durch Melanthon's Mitwirkung zu Stande kam, im Frieden gelungen, ob er nicht beim Entscheidenden vor der Schranke der kirchlichen Autorität, die er nur in der äußersten Anspannung und Hitze des Streits, und mehr gedrängt als willig, überschritt, stehen geblieben oder im andern Falle, ob er nicht in einem blos gelehrten Streite gleich Wesel und so vielen Andern unterlegen wäre, oder doch selbst durch die beste wissenschaftliche Entwickelung einen durchschlagenden Eindruck zu machen verfehlt hätte. Wenn er seine Ueberzeugungen und Lehren vom Glauben, von der Sünde, Gnade, Buße weiter und immer weiter ausbildete und mehr und mehr geltend zu machen trachtete, so konnte dies, ja es mußte zu einem Zusammenstoße mit der Schule und Kirche führen, der diese nöthigte, ihre ganze Kraft zu seiner Unterdrückung zusammenzunehmen, und dem er sehr wahrscheinlich als verurtheilter Ketzer unterlegen sein würde. Wie viel Empfänglichkeit für jene seine Lehren auch vorhanden war und auf wie viel Zustimmung dabei auch zu rechnen sein mochte: so waren sie nicht, daß er die Nation, die Massen für sie oder für seine Person als Vorkämpfer derselben hätte aufregen können. Abweichungen vom Dogma, Streitigkeiten darüber, lagen den größern Kreisen doch zu fern, als daß sich diese so leicht hätten tiefer hineinziehen lassen. Der Glaube an die Kirchenlehre als evangelisch wahre und allein beseligende, an das Recht und die Macht der Kirche und des Hauptes derselben, den Glauben rein und die Lehre in Einheit zu erhalten, stand noch gar zu fest. Noch gar zu groß war die Scheu vor dem Ketzernamen und Verbrechen, gar zu bedenklich und sträflich erschien Abfall vom Glauben, Zertrennung der Kirche, und zu tief haftete noch die Ansicht, daß eben die

römische Kirche die allein wahre und seligmachende und ihre Einheit, wie dieselbe bestand und gedacht wurde, eine Nothwendigkeit sei. So war es bei Luther selbst. Ueberwältigend mußte bei ihm und Andern der Eindruck sein, wenn gegen seine Lehrabweichungen der Vorwurf der Ketzerei, des Abfalls, der Zerreißung der Kircheneinheit erhoben wurde, wenn der Streit nicht auf einen allgemein verständlichen Punkt gelenkt war, bei welchem in ihm das Bewußtsein des Rechts entstand und sich so befestigte, daß die Macht aller Beschuldigungen, alles Gegenkampfes daran zerschellte. Einer Prüfung der Ablaßlehre, wie er sie jetzt vornahm, würde er sich aber vielleicht immer, gewiß noch lange enthalten haben, wenn ihn nicht praktische sittlich-religiöse Antriebe dazu gedrängt hätten. Uebertreibung und Misbrauch der Ablaßlehre und Praxis leiteten fort und fort, und so eben auch ihn, ihn wie keinen Andern, in dieser Zeit darauf hin, und zwar so, daß es in der That für Andere und insbesondere für ihn nicht leicht war, den Unfug nicht zu tadeln und anzugreifen; und ganz anders verhielt es sich mit einem durch Uebertreibung und Misbrauch veranlaßten Angriffe. Ein solcher hatte weit mehr Aussicht auf Erfolg. Dem Angreifenden stand ein stärkeres Gefühl des Rechts zur Seite, in weit größern Kreisen mußte er Theilnahme und Zustimmung finden, hier wurden Schule und Leben zugleich, Theologen und Nichttheologen, Gelehrte und Ungelehrte, alle Stände, die Höhen und Tiefen, Staat und Kirche, das Papstthum in Rom, das deutsche Reich und zwar geistig und materiell, in den wichtigsten Anliegen und den lebendigsten verletzlichsten Empfindungen unmittelbar berührt, ja unwiderstehlich gefaßt. Zum wenigsten konnte es leicht geschehen; es kam nur darauf an, daß der Anstoß kräftig genug war. In diese, sofern er ihr überhaupt gewachsen war, günstigere Lage gerieth Luther durch Tetzel und dessen Vollmachtgeber, das heißt durch die neueste Ausschreitung und Unklugheit der geistlichen Obern beim Ablaßausbieten.

Das Ablaßunwesen.

Ihr werdet sein wie Gott! hatte die Verführung der Schlange im Paradiese gelautet, und ihr war der Sündenfall gefolgt. Die Schlange selbst hätte die Päpste in keine größere Versuchung

führen können, als die war, daß ihnen die Scholastik und die Hoftheologen ihre Ansichten von ihrer Machtfülle zur Doktrin und insbesondere jene Lehre vom Kirchenschatze und ihrer Verfügungsmacht über denselben ausbildeten. Sie kamen der Lockung entgegen, und der Sündenfall und die Strafe konnten nicht ausbleiben. Durch solche Uebertreibung des Begriffs seiner Hoheit und Würde vernichtete das Papstthum die letztere mit Nothwendigkeit. Die angemessene Ausübung der darin liegenden Vollmacht setzte voraus, daß die den päpstlichen Thron einnehmenden Männer einer wie der andere niemals die Macht von dem Gewissen trennten, ja von einer Gewissenhaftigkeit, einer Gesinnungsreinheit, von einer Seelengröße waren, wie sie nur selten vorkommt. Die menschliche Schwäche aber ist der Art, daß sie durch schrankenlose Macht früher oder später zum Misbrauch sich verleiten läßt, und immer hat der schon die geheime Liebe zu ihm in sich, der ihr nachstrebt, wie es auch bei den Päpsten war. Und doch wäre die gute Absicht, die wenigstens in der eignen Wahl des Menschen steht, nur erst die eine Bedingung einer würdigen Uebung jener Vollmacht gewesen; andere stehen nicht in Menschen Macht: eine Unfehlbarkeit, ja eine Allwissenheit, die noch weit mehr ist als die Irrthumlosigkeit in Sachen des Glaubens, welche der Kirche oder den Päpsten beigemessen wird, und sodann die Kraft, alle Verderbniß des Gesammtgeistes der Hierarchie und Kirche abzuwenden, aus welcher das Uebel selbst beim redlichsten Entgegenwirken von päpstlicher Seite stets neue Nahrung ziehen mußte.

Aber es fehlte in allen diesen Beziehungen. Es war freilich der Billigkeit gemäß und nur in der Ordnung, daß die ganze lateinische Christenheit zur Erhaltung des Hauptes und Regiments, zu sonstigen gemeinsamen Zwecken steuerte, und wenn sie zur Beisteuer durch Bezahlung von Dispensationen, Bußen und wie die vielnamigen Quellen der päpstlichen Einkünfte heißen mögen, auch durch Ablässe herangezogen wurde, so darf darüber wenigstens nicht nach der Voraussetzung alleiniger Zweckmäßigkeit der neuern, in den mittlern Jahrhunderten ohnehin größtentheils so gut wie unbekannten Besteuerungsweisen der Stab gebrochen werden. Manche Päpste in den frühern Jahrhunderten, und noch bis zum dreizehnten, verwendeten die Ablaßgelder weise und löblich, hielten Maß bei Ablaßertheilungen und traten den Misbräuchen der Praxis

nachdrücklich entgegen. Auf der andern Seite war solche Vernunft und Gewissenhaftigkeit auch doppelte Pflicht für sie, welche die spätern aber größtentheils so sehr aus den Augen setzten, daß das Schrankenlose der misbräuchlichen Praxis, die sie sich zu Schulden kommen ließen, nur mit dem Misgestaltigen der Lehre verglichen werden kann. Gerade beim Ablaß war der Sturz um so tiefer, je höher der Flug gewesen, die Gemeinheit vieler Päpste um so ärger, je höher ihre Stellung und Würde ins Urbildliche geschraubt worden. Sie hatten Christi Stellvertreter und Gott gleich sein wollen und verwüsteten die Kirche wie Antichriste und wurden Satan gleich, der die Seelen zur Hölle verdirbt. Man hat oft die Entartung und den Sturz des Papstthums vom römischen Finanzsysteme hergeleitet, das sich mehr und mehr in ein Erpressungs- und Aussaugungssystem verwandelt. „Ists doch im Grund nichts anders, das geistliche Regiment, bemerkt Luther in der Schrift Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papsts und der Bischöfe, denn Geld, Geld, Geld; alle Dinge sind gerichtet dahin, daß sie Geld tragen. Und wie sie die Welt ausgeschöpft haben und noch ausschöpfen, fühlen wir allzuwohl." Auch von diesem Ausschöpfen bildeten die Ablässe die Spitze. Die Päpste ersannen ein Mittel nach dem andern, aus der gesammten ihnen unterworfenen Christenheit Geld zusammenzubringen, und hat jemals die Habsucht und Geldgier erfinderisch gemacht, so war es bei den Ablässen der Fall. Nie fehlte es seit den Kreuzzügen, wo sie zuerst in größerm Maßstabe zur Anwendung gekommen, und seit den Jubeljahren, wo ihre Austheilungen ins Riesige gewachsen waren, an Vorwänden, deren neue auszuschreiben oder zu ertheilen, während die ältern bestehen blieben, sodaß man zehn verschiedene Hauptarten zählte, welche sämmtlich in vollem Gange waren. Luther sprach mit leidiger Wahrheit von einer Ablaßsündflut. [1])

Mit dem Zunehmen der päpstlichen Verderbniß, im 14. und 15. Jahrhundert, war auch das Ablaßunwesen in fortwährendem Anwachsen, und mehr und mehr wurden die Ablässe um Geld ertheilt, Scham und Scheu bei ihrer Ausbietung immer mehr

1) Walch XIX, 862. Raumer, Hohenstaufen, VI, 174. Löscher a. a. O. I, 359 ff.

außer Augen gesetzt. Immer unverhüllter nahmen sie die Gestalt eines kaufmännischen Geschäfts an, wie sie zuletzt in der Doktrin schon als eine Rechnung mit dem Schatze der Kirche behandelt wurden. Aerger und immer ärger war es unter den avignonschen und schismatischen Päpsten geworden, von denen die Erstern, der altrömischen Würde und Selbständigkeit entkleidet, die Richtung besonders auf Geldspekulationen nahmen, die Letztern, in die Länder der Christenheit sich theilend, ein Jeder aus seiner Obedienz so viel zu gewinnen suchte, als der eine Papst ehevor aus der ganzen Christenheit zusammengebracht. Von dem Zudrange der Pilger in den Jubeljahren und der Unzahl der römischen Ablässe ist bereits die Rede gewesen. Die Deutschen, die rechtgläubigen, die den Huß verdammen geholfen, sagten zu Konstanz, es verdiene den äußersten Abscheu, daß die Päpste alle Laster gleich Krämerwaare taxirt und mittelst der Ablässe den Erlaß der Sündenschuld um klingende Münze verkauft hätten. Einer ihrer gemäßigten Reformanträge ging dahin, daß die während der Spaltung ertheilten Ablässe widerrufen, daß Ablässe künftig nur aus den wichtigsten Ursachen ertheilt werden möchten. Wir hörten schon, wie Martin V. das Versprechen gab und noch in Konstanz selbst übertrat. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts erhielt das Unwesen eine abermalige Ausdehnung, nahm es eine noch ärgerlichere Gestalt an. Ein Türkenkrieg war der gewöhnliche Vorwand. Die Päpste verpachteten den Ablaß gegen den dritten Theil oder auch die Hälfte des Ertrags an Ablaßkommissaire, meisthin Bischöfe und Erzbischöfe, die dann wieder Unterkommissaire ernannten, welche als Ablaßprediger umherzogen und die Waare marktschreierisch anpriesen, oder als Stationirer in den angewiesenen Provinzen oder Stationen das Geschäft betrieben. Der Ablaß wurde Kaufleuten in Pacht gegeben, die der apostolischen Kammer beträchtliche Summen vorschossen und dann durch tüchtige Werkzeuge das Möglichste beizutreiben suchten. Man hatte eine förmliche Taxordnung für die Ablässe. Unter Paul II. und Sixtus IV. wurde die Ablaßverkündung mit einer Wechselbank verbunden. Noch vor nicht zu langer Zeit hatten Strengkatholische — anfangs selbst Päpste — gegen die Behauptung Alexander's von Hales und Thomas und der Ablaßprediger geeifert, daß sich die Wirksamkeit des päpstlichen Ablasses auch auf das

Fegfeuer erstrecke. Innocenz VIII., unter welchem auch Todesverbrechen mit Gelde abgekauft werden konnten, dessen Kämmerling sagte: Gott wolle nicht den Tod des Sünders, sondern daß er zahle und lebe — Innocenz verhieß durch eine Ablaßbulle ausdrücklich Befreiung der Seelen aus demselben. Der Papst vermöge kraft seiner Machtfülle das Fegfeuer selbst zu veröden. Mit den aufkommenden Geldern bereicherte er die Früchte seiner unehelichen Umarmungen. Alexander VI. that ihm dies nach, während auch er vorgab, es gelte dem Erbfeinde der Christenheit, mit welchem er in Einverständniß trat. Bei Gelegenheit des Jubeljahrs 1500 bestätigte Alexander VI. Thomas' Lehre förmlich und feierlich durch eine Bulle. Die Wirkung des Ablasses auf das Fegfeuer sollte nun auch im Voraus und bei Lebzeiten ertheilt werden können. Von diesen neuesten päpstlichen Lehrneuerungen, welche die römischen Bischöfe wagten — eins der Zeichen, wie hoch die Macht des Papstthums wieder gestiegen war und wie sicher sie sich darin fühlten — von dieser neuesten Ausdehnung der Theorie schrieb es sich her, daß die Ablaßkrämer marktschreierischer als je die Ablässe als Erlösung von den Höllenstrafen anpriesen. Sowie Alexander selbst einer der schändlichsten Päpste war, hatte nie ein solches Sittenverderbniß, vorzüglich unter der Geistlichkeit, zu Rom geherrscht, als in jenem Jahre, was indeß dem Nutzen keinen Eintrag that, welchen der Ablaß abwarf, namentlich auch der Ablaß, der Denjenigen angeboten wurde, die nicht selbst nach Rom pilgern konnten. Man berechnete, daß allein im Venetianischen siebenhundert Pfund Goldes dafür gelöst worden. [1])

Am theuersten kam der Ablaß fortwährend die Deutschen zu stehen, auf deren Geld allezeit die umfassendsten und erfolgreichsten römischen Berechnungen gerichtet waren, und nach allen unleidlichen und übermäßigen in der zweiten Hälfte des 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts noch ausgedehntere und ärgerlichere gerichtet wurden. Päpstliche Finanzspekulationen waren,

1) Ullmann a. a. O. 276. Hofmann, Leben Tetzel's, 20 f. Wessenberg, Die großen Koncilien, II, 192, 220, 544 ff. Schröckh a. a. O. XXXII, 427; XXXIII, 461. Pfister, Gesch. der Deutschen, III, 648. Leo, Universalgesch., III, 176.

als päpstliche Finanzspekulationen wurden mehr und mehr vorzugsweis die Ablässe betrachtet, zu welchen das ganze Reich herangezogen zu werden pflegte, bei welchen die Türkengefahr, das Heil und die Noth der Kirche und Deutschlands den Vorwand abgaben, die edelsten Gefühle misbraucht, verhöhnt wurden. So schrieb Papst Nikolaus 1453 völligsten Ablaß wider die Türken aus. Ein Gleiches geschah 1457 und 1463. Bei zunehmender Gefahr, im Jahr 1489, wurde der mehrfach genannte Raymund als General-Ablaß-Kommissar und päpstlicher Nuntius nach Deutschland und überhaupt in den Norden gesendet. Er betrieb das Geschäft mit seinem Subdelegirten, dem nachherigen Professor der Theologie zu Leipzig, Doktor Ochsenfart, zwanzig Jahre lang, und brachte unsägliche Geldsummen zusammen. Dem Jubelablaß, den er in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts betrieb, folgte sogleich 1504 ein anderer, von Julius II. zu Gunsten der Deutschritter wider die Russen und Tataren ausgeschriebener. Der Handel hatte bis 1509 in Sachsen und Brandenburg den besten Fortgang. Noch anderer Ablässe, die um dieselbe Zeit und bis 1516 eben in den sächsischen Landen im Gange waren, wird unten gedacht werden.

Das Unwesen hatte sich so oft wiederholt und eine solche Höhe des Uebermaßes erreicht, daß es schwer war, alles Bisherige noch zu überbieten. Es geschah jedoch durch die Ablaßoperationen Julius' II. und Leo's X., deren Veranlassung oder Vorwand der Neubau der Peterskirche in Rom war. Julius hatte 1506 den Grund zur letztern gelegt und den Bau durch Indulgenzen zu fördern gesucht, die er 1507 und 1512 noch weiter ausdehnte, als es früherhin geschehen war, namentlich auf die in der berüchtigten Bulle Coenae sacrae verdammten Sünden, jetzt sogar auf die der Ketzerei, sie insbesondere: ein merkwürdiges Zeichen äußerster Vergessenheit der Stellung des Papstthums und der altpäpstlichen Politik. Wenn nun Jemand die Ablaßtheorie angriff und diesen Ablaß kaufte? Auch dazu wurde jetzt Erlaubniß gegeben, das Abendmahl bei einem beliebig zu wählenden Priester zu genießen. In der Absolution kam die Formel hinzu, der Ablaß setze den Absolvirten wieder in die Unschuld und Reinigkeit, die er durch die Taufe empfangen, schließe die Thür der Strafen und also auch des Fegfeuers und öffne die Thore des Paradieses. Den

Ordinarien, von welchen wegen dieser unerhörten Ausdehnungen, wodurch ihre eigenen Berechtigungen litten, Widerspruch zu erwarten war, wurde wie Allen und Jeden bei Strafe des Bannes und einer Büßung um fünfhundert Dukaten verboten, sich einzumischen oder irgendwie die Ablaßbegehrenden zu hindern oder zu belästigen; die Absolutionen und Dispensationen, welche jetzt ertheilt wurden, sollten in foro contentioso wie conscientioso gültig sein und alle frühern päpstlichen Verordnungen, sofern sie entgegenständen, aufgehoben sein. Alle Gelübde sollten in Geld verwandelt werden können, sofern dasselbe zum Bau der Peterskirche gezahlt werde. Auch den Seelen der Verstorbenen sollte Ablaß ertheilt werden und zwar mit der Formel: wir schließen und ordnen, daß er ihnen zu gut kommen müsse. Die Ablaßpfennige sollten drei Mal im Kasten klingen müssen, für die Generalabsolution, für die Verstorbenen und für die Gestattung zu kommuniciren, wo man wolle.

Julius' Nachfolger ging auf derselben Bahn noch weiter. Auch Leo's ganze Richtung war doch eine weit mehr weltliche als geistliche. Zunächst folgte daraus, daß seine politische Thätigkeit groß, seine religiöse und kirchliche gering war. Er war von dem hohen Begriff, der großen Aufgabe seiner Würde und seines Amts als Haupt der Christenheit nicht durchdrungen. Die Auffassung fehlte ihm nicht ganz, aber seine Stellung als geistlicher Oberer war ihm das Untergeordnete, er gebrauchte sie als Mittel zu weltlichen Zwecken. Selbst seine Politik war nur zum Theil eine durch Nothwendigkeit gebotene, sittliche, edle, patriotische, und was dies Letztere betrifft, so ist Patriotism zwar stets löblich und ehrwürdig, allein die italischen standen den deutschen Anliegen fast immer so sehr entgegen, daß es unbillig, schimpflich, empörend war, wenn die Deutschen ihr Geld zur Erreichung italisch-patriotischer Abzweckungen hergeben mußten. Leo hatte mit der Ankündigung begonnen, daß er es sich zur Aufgabe zu machen gedenke, den Frieden unter den christlichen Staaten herzustellen und zu sichern. Er bemühete sich indeß aus allen Kräften, den Frieden Europas zu stören, und es geschah ganz wider seinen Willen, daß die mächtigsten Staaten 1515 und 1516 Bündnisse schlossen, wodurch derselbe gesichert wurde. Unter den Beweggründen und begleitenden Erscheinungen der politischen Thätigkeit

Leo's fehlten indeß auch Ehrgeiz, persönlicher Haß und Rachsucht und Treulosigkeit nicht. Er begnügte sich nicht, einen Feind aller irdischen Güter, des Lebens zu berauben, sondern er, der sich rühmte, daß ihm die Sorge für die ganze Christenheit aufgetragen sei, misbrauchte den Glauben, daß er auch die Gewalt besitze, den Himmel zu verschließen, den Beraubten noch bis in die andere Welt zu verfolgen. Der vertriebene Herzog von Urbino flehete ihn vergeblich um seiner Seelen Seligkeit willen an, wenigstens den über ihn ausgesprochenen Bann aufzuheben. Leo befleckte sich mit der Schandthat, den Geheimschreiber des Herzogs foltern zu lassen, nachdem er ihn durch die heilige Zusage sichern Geleits in seine Gewalt gebracht. So ruchlos waren seine unmittelbaren Umgebungen, der Großrath des Papstes und der Christenheit, das Kollegium der Kardinäle, daß in der Mitte derselben eine Verschwörung angezettelt wurde, ihn durch Gift aus dem Wege zu räumen. Er hatte die Leidenschaften erregt, die dazu antrieben, große Leichtfertigkeit bei seinen Kardinalsernennungen bewiesen. Gleich unter den ersten heiligen Vätern, die er ernannte, waren zwei seiner Vettern, der eine unehelicher Geburt, der andere unreifen Alters, sodann ein unverschämt habsüchtiger Ablaßkrämer und ein Lustigmacher. Leo bekam nur durch doppelten Treubruch den Hauptverschwörer in seine Gewalt, und misbrauchte und entwürdigte seine Stellung als weltlicher Regent und die Justiz, indem er die untergeordneten Werkzeuge der Verschwörung rachsüchtig und unmenschlich bestrafte. Solchen Haß erregte er gegen sich in der Mitte der Kardinäle und so sehr gerieth er in die Furcht blutbefleckter Tyrannen, daß er sich fortan stets von einer Leibwache umgeben ließ, die ihn, selbst wenn er Messe las, zum Altare begleiten mußte; daß er zu einem neuen großen Kardinäle-Schub seine Zuflucht nahm, wobei er abermals weder den gehässigen Nepotism noch mehrfache, für ihn vor jedem Andern unziemliche Uebertretung der Kirchengesetze vermied. Die Sorge für den Nutzen und die Erhebung seiner Familie war einer der vornehmsten Antriebe und Hebel seiner Politik. Unerhört war seine Freigebigkeit, seine Prachtliebe, seine ganze verschwenderische Regierungsweise. Drei Pontifikate verschwende er, wurde von ihm gesagt. Kein anderer Papst hatte je solche Summen an Freunde und Verwandte, Gelehrte und

Künſtler verſchenkt, an Werke der Literatur und der Künſte gewendet. Man kann es preiſen, nur war keinerlei Grund vorhanden, daß die Chriſtenheit, das deutſche Volk das Geld hergeben ſollte, umſoweniger, da ein ſehr bedeutender Theil deſſelben unwürdigen und unchriſtlichen Menſchen zufloß, da die Literatur und die Künſte, welche in Rom gefördert wurden, zur guten Hälfte die guten Sitten und die Frömmigkeit verdarben und die Kirche entweiheten, voll Schmutz waren und in weit größerm Maße neues Heidenthum hereinführten als der deutſche Humanism. Es ließ ſich hören, wenn dem letztern dies vorgeworfen wurde, es war zu entſchuldigen, wenn ihm deshalb Manche mistrauten und entgegentraten. Unerträglich war es, wenn man in Rom die moderne humaniſtiſche Bildung und Literatur den Deutſchen nicht gönnte und ihren Verfolgern die Hand bot, und dann dieſelbe, in Italien aber viel weniger ernſte Bildung durch deutſches Geld dort zur Blüte zu bringen ſuchte. Der Hofhalt und die Vergnügungsſucht Leo's verſchlangen gleichfalls unſägliche Geldſummen. Freudenfeſte bei Gelegenheit der Vermählung Julian's von Medici ließ er ſich 150,000 Dukaten koſten. Nach demſelben Maßſtabe pflegte er alle ſeine Ausgaben einzurichten. Bei ſeiner Zuſammenkunft mit Franz I. zu Bologna beſchenkte er den franzöſiſchen König mit einem Diamantkreuze von 15,000 Dukaten am Werthe, eben ſo reich die ſchöne Maria Gaudin und nach Verhältniß die Begleiter des Königs, um ihnen von der Pracht und dem Reichthume des römiſchen Hofes angemeſſene Vorſtellungen beizubringen. Eine Million Kronen koſtete ihm ſein abſcheulicher und ſchimpflich geführter Krieg zur Eroberung des Herzogthums Urbino, der eben jetzt ſeine Kaſſen erſchöpft hatte. Daneben ſollte der Prachtbau der Peterskirche fortgeſetzt werden. „Lieben Teutſchen, ſagt Hutten in der verteutſchet Klag an Herzog Friedrich von Sachſen (1520), ich hab zu Rom geſehen, was unſer Geld machet. Es thut, und macht etwas. Leo der zehent giebt des ein Theil überſchwänglich ſeinen Vettern, Oehmen und Freunden, deren er alſo viel hat, daß ein Sprüchwort daraus worden iſt: des Leon zu Rom Vettern und Schwäger. Ein Theil verzehren ſo viel ehrwürdigſten Cardinal, deren ein und dreißig der Vater, oder Pater auf ein einigen Tag gemacht hat; ſo viel Referendarii, ſo viel Auditores, Protonotarien, Abbreviatores, bäpſtiſch Schreiber, Kammerer, Official, und dergleichen ander, der oberſten Kirchen Primaten und Fürnehmſten, wann dieſelbigen haben an ihnen mit überſchwänglichem, großem Unkoſten Kopiſten, Pedellen, Bothen, Knecht, Kärrer, Eſeltreiber, Stallknecht, und ein unzählig Schaar Huren, Buben, Ruffianer und Kuppler; ſo halten ſie auch Hund, Pferd, Affen, Meerkatzen, und viel dergleichen um des Wohllusts willen; ſo bauen ſie Häuſer von ganzem Marmelſtein, und haben edel Geſtein; leben faſt wohl, und kleiden ſich koſtlich, ſchlemmen, praſſen, und warten ihrer Wohlluſt, ohn alle Sorg, kürzlich, und in der Summa ein merkliche Menig (Menge) und Anzahl der allerboshaftigſten Menſchen geht zu Rom durch Hilf unſers Gelds und Guts müſſig. Daſelbſt iſt kein Achtung und Aufſehung des göttlichen Dienſts, ja eine große Verachtung, dergleichen ich kaum glaub auch bey den Türken ſeyn; ſie betrügen, ſie beſſern, ſie ſtehlen, ſie lügen, ſie fälſchen die Siegel, ſie reden, und thun alle Ding um des Gewinns willen. Und aller, die daſelbſt ſeind, Fürnehmen iſt, nach unſerem Geld und Gut mit Betrug zu trachten.“ [1])

So war Leo von Anfang eifrig bedacht geweſen, auf jede Weiſe Geldmittel herbeizuſchaffen, ſo ergingen jetzt und waren ſchon 1514 und 1515 ähnliche Kommiſſorien wie die ſeines Vorgängers zu einer eben ſo unklugen als ſchmutzigen und ſchändlichen Ablaßoperation auch von dem ſonſt ſo klugen, von dem glänzenden edelſinnigen Leo X. ergangen und vor Allem auf deutſches Geld berechnet, worüber ſich Hutten in der Klag und Vormahnung wider die Gewalt des Papſts bitter ausläßt:

„Warum wird nit die wälſchlich Art
Mit Ablaß ſo beſchweret hart?“

Aber die Deutſchen wären die Narren zu geben und ſich auslachen zu laſſen. Die Ablaßoperation von 1516 war nach einem noch großartigern Maßſtabe bemeſſen, der Reichthum der päpſtlichen Indulgenzen war wo möglich noch erhöhet. Die Kaufenden wurden abſolvirt von allen Sünden und Miſſethaten, die ſie be-

1) Löſcher a. a. O. I, 368 ff. Roscoe a. a. O. II, 101 ff., 225, 276, 298 ff., 322, 364 ff. Alzog a. a. O. 760. Münch, Hutten's Werke, V, 10.

gangen, diese mochten so groß sein als sie wollten, von allen Strafen, die sie wo und wie immer verdient haben könnten, von Bann und Interdikt und auch von den Fällen, die sich der apostolische Stuhl sonst vorbehalten; sie sollten in ihre Täuflingsunschuld und Reinheit wieder eingesetzt sein, so daß ihnen, wenn sie von der Welt abschieden, sofort das Paradies sich öffnen müsse. Freilich wurde als Zweck dieser neuen Ablaßverkündungen sehr beflissen die päpstliche Absicht vorgewendet, die Gläubigen zu Werken der Gottseligkeit und Barmherzigkeit, insbesondere zur Mithülfe am Bau der Peterskirche einzuladen; Leo sprach mit Salbung von dem Heil der Seelen, das er neben dem Bau zu fördern wünsche: weil so Viele wegen der Weite des Wegs keine Gelegenheit hätten, ihr Seelenheil zu Rom selbst durch Einlegen ihres Almosens in den Kasten wahrzunehmen, habe er nach dem Exempel des Heilands, der auch seine Apostel in alle Welt ausgesendet, besondere Kommissaire in die Länder der Christenheit ernannt. Allein es ist am Tage, daß der eigentliche Grund in Leo's Finanznoth und Verschwendungsliebe lag. In Italien zweifelten nur Wenige daran, daß es sogar noch auf ganz besondere unerbauliche Zwecke und vielleicht am meisten abgesehen wäre. Man sagte sich und hatte Grund dazu, daß Leo die aus Deutschland einkommenden Gelder großentheils seiner Familie zufließen lasse, daß er namentlich die in Sachsen und den Landen umher bis an den Belt aufkommenden Ablaßgelder theils zur Erbauung der mediceischen Paläste, theils seiner Schwester, der Prinzessin Cibo, bestimmt und den Ablaß, um schnell zu barem Gelde zu gelangen, an den Meistbietenden verkauft habe. [1])

Weitere Bedenklichkeitsgründe.

Hiervon hatte Luther jetzt freilich noch keine Ahnung, wie sich weiter unter ergeben wird, wenn auch vor Augen lag, daß es abermals ganz besonders auf das deutsche Geld abgesehen war; allein daran läßt sich kaum zweifeln, daß ihm die Ablaßbullen

1) Münch, Hutten's Werke, V, 70. Walch XV, 302, 306. Ranke a. a. O. I, 308. Schröckh XXXIII, 408 f. Hofmann, Lebensbeschreibung des Ablaßpredigers Johann Tetzel, 54. Roscoe a. a. O. II, 365.

Julius' II. und Leo's X. entweder bekannt waren oder doch kund wurden, als er in Grimma zur Feder griff, um wider den Ablaß zu schreiben. Man kann denken, daß er sich über dem Schreiben genauer zu unterrichten suchte, die Sache von allen Seiten prüfte, und da erhoben sich dann berghohe Schwierigkeiten vor ihm, zehn Gründe für einen mahnten zur äußersten Vorsicht. Wie sehr mußten seine Bedenken verstärkt werden, wenn er erwog, daß von den Ablaßpredigern zwar Einiges, allerdings das Aergste, aus dem Ihrigen behauptet, aber im Grunde doch nicht viel mehr als in den päpstlichen Ausschreiben gesagt wurde. Jedenfalls lag in diesen und dem ganzen Vorgange genug und übergenug von Dem, wogegen sein Innerstes sich empören mußte, wobei er sicher jene Zweifel niederzukämpfen hatte, ob man auch Alles glauben könne, was der Papst sage, ob die Kirche nicht auch irre? Wie sollte ein entscheidender Angriff auf den Ablaßunfug möglich sein, ohne den päpstlichen Ablaß, das Haupt der Kirche selbst zu treffen? Hatte er ein nachtheiliges Urtheil über Julius aus Rom mitgebracht und erzeugte es bei ihm vielleicht ein Mistrauen auch gegen Das, was von jenem Papste als Kirchenhaupte ausgegangen, so war der Fall jetzt ein anderer, seit Leo regierte, dessen Maßregeln und Verkündigungen ein doppeltes Gewicht bei ihm haben mußten, weil er von der Persönlichkeit, dem Geiste und der Gesinnung dieses Papstes jetzt und noch viel später eine so hohe Meinung hegte. Dazu kam, daß einer der angesehensten deutschen Kirchenfürsten, der vornehmste unter ihnen, den päpstlichen Ablaß in Deutschland betrieb. Wie hätte er den Unfug angreifen können, ohne in der Nähe wie Ferne auf das Bedenklichste verwickelt zu werden? Nicht minder wie der Papst war Albrecht betheiligt, der Erzbischof von Magdeburg, Administrator von Halberstadt, jetzt auch Erzbischof und Kurfürst von Mainz, Reichserzkanzler, Primas von Deutschland, geborner Markgraf von Brandenburg, Bruder des regierenden Markgrafen Joachim I., und noch mehr, gelehrt gebildet, Freund der Humanisten, eifriger Beförderer der Aufklärung, Beschützer jedes Talents. Er schuf in Mainz ein deutsches Athen, sammelte Männer um sich wie Eitelwolf von Stein, Stromer, Köpflein, Stabius, nahm Reuchlin's Sache in Schutz, huldigte dem freisinnigen Streben eines Erasmus: eben um diese Zeit hatte Ulrich

von Hutten eine Zufluchtsstätte an seinem Hofe zu Mainz gefunden. 1514 hatte der bedrängte Ritter eine Lobrede auf ihn geschrieben, und sie eröffnete eine Reihe von Schriften, welche er — und unter ihnen die kühnsten, die in Rom misfälligsten — gerade unter Albrecht's Schutze drucken ließ, der darüber von Leo X. viel Bitteres hören mußte, Hutten aber schirmte, so lange es in seinen Kräften stand, und ihn dann mit größester Schonung entfernte, sowie er noch später eine lange Zeit die größeste Duldung gegen Luther bewies, dessen nächsthöchster geistlicher Oberer er war. Er residirte in dem nahe gelegenen Halle, Wittenberg lag in seinem Sprengel. [1])

Allein er hatte sich mit Leo zur Ausbeutung deutscher Nation verbündet. Er befand sich in gleicher Bedürftigkeit wie der heil. Vater, sowol dadurch, daß er seine Stifter zum Theil verschuldet vorgefunden, als durch einen verschwenderischen Hofhalt und eine der des sächsischen Kurfürsten ähnliche kostspielige Vorliebe für Kirchenschmuck, insbesondere Reliquien. Er war im Erzstifte Mainz 1514 gewählt worden, weil dem letztern die Kosten häufig wiederkehrender Vakanzen sehr beschwerlich gefallen waren, er aber versprochen hatte, die Ausgaben für das Pallium, 20,000 bis 30,000 Goldgulden, aus seinen eigenen Mitteln zu bestreiten. Das Pallium war ursprünglich ein Ehrenkleid gewesen, das die Päpste solchen Erzbischöfen zusandten, denen sie das Vikariat in den Provinzen ihres Patriarchensprengels übertrugen, Gregor VII. zog es auf das Ganze der erzbischöflichen Gewalt und untersagte jede Ausübung der letztern vor dem Empfange desselben. Die Päpste machten dann aus dem Huldgeschenke ein Erwerbsmittel und stellten für das Pallium immer höhere Preise, je mehr sie die erzbischöfliche Gewalt einschränkten: auch eine der wiederholt zur Sprache gebrachten und unerledigten Beschwerden deutscher Nation. Ich weiß nicht, wie es sich gegenwärtig mit den Palliengeldern verhält. In der Rede, welche der jetzige Erzbischof von Köln am 11. Januar dieses Jahrs 1846 beim Antritte seines Amtes gehalten, heißt es u. A.: „Ihr habet gesehen, wie mein

1) Ranke a. a. O. I, 309. Albert V. in Ersch und Gruber. Gervinus a. a. O. II, 435. Schwetschke, Luther's Newe Zeitung vom Rein, 1 ff. Münch, Hutten's Werke, III, 627; I, 271.

theurer Mitbruder, der Herr Weihbischof Dr. Claessen, im Auftrage des heiligen Vaters mich mit dem Pallium umkleidete, und zwar unter den unserer heiligen Kirche eigenthümlichen schönen Gebräuchen. Geringfügig wol erscheint diese Handlung, aber sie ist von der tiefsten Bedeutung und höchsten Wichtigkeit. Um das zu erkennen, erwäget nur, geliebte Diözesanen! das viele Symbolische, was das Pallium an sich trägt. Das Pallium ist erstlich gefertigt aus weißer Lämmerwolle und erinnert darum an jene That des göttlichen Heilandes, daß er seine Jünger zu Hirten seiner, durch sein kostbares, am Holze des Fluches vergossenes Blut erkauften und von der Sünde und der Sünde Verderben erlöseten Schafe und Lämmer bestellte, — es ist also ein Zeichen des Hirtenamtes, dessen Träger und Inhaber bis zu Ende der Zeiten die Bischöfe der katholischen Kirche sind. Weil es ein solches Zeichen ist, so darf der Erzbischof, bevor er es von dem heiligen apostolischen Stuhle empfangen, keine erzbischöfliche Amtshandlung sich erlauben, nicht einmal den Namen eines Erzbischofs führen. Erst mit dem Pallium überkommt er, wie es in der Ueberreichungs-Ceremonie heißt, ‚die Fülle des oberhirtlichen Amtes', und übernimmt er die heiligen und großen Pflichten der erzbischöflichen Würde" u. s. f. Das Pallium sei ferner mit mehren Kreuzen durchwirkt, die als Zeichen und Sinnbild dienten, daß der geheiligte Beruf des Erzbischofes mancherlei und große Beschwerden mit sich führe. Es sei weiter vom Grabe des Apostelfürsten genommen, zum Zeichen, daß der Erzbischof in innigster Gemeinschaft mit dem Stuhle des heil. Petrus verbleiben solle, und zur fortwährenden Mahnung, daß er die geforderte Anhänglichkeit an den römischen Papst als seine heiligste Pflicht betrachte und erkenne. Es habe endlich die schöne Bedeutung, daß es den Erzbischof vor Stolz und Hochmuth verwarne, indem es nur eine ganz unscheinbare, aus gemeiner Wolle gefertigte Binde sei, und in ihm dennoch die Fülle des oberhirtlichen Amtes verliehen werde. Von den Geldzahlungen, welche der römische Hof früherhin für das Pallium forderte, sagt Hutten in der Klag und Vormahnung wider den Gewalt des Bapsts:

„Dieselbig Zahlung hat kein Maaß,
Das etwan hundert Gülden was,

Das müssen itzo tausend seyn.
Dazu ein Bothschaft man hinein,
Mit großem Kosten schicken muß,
Dem Bapst zu bringen einen Gruß,
Daß er den Bischof confirmir,
Darum erfüllt man ihm sein Gier,
Und giebt ihm, was er heischen dar,
Das mehret sich von Jahr zu Jahr;
Da schätzt man dann die armen Leut,
Nimmts Haar hinweg und auch die Häut." [1])

Nicht selten waren Verlegenheiten, Unordnungen, Zänkereien daraus entstanden; sehr große und ärgerliche in den Zeiten nach der basler Kirchenversammlung, wie wir uns entsinnen. Die Absetzung Diether's von Isenburg hatte ihren vornehmsten Grund darin, daß er die Palliengelder nicht aufbringen konnte. Wir hörten die Stände noch 1510 auch darüber klagen, daß bei den Konfirmationen so übermäßige Summen nach Rom gezogen würden, hörten Aeußerungen aus Luther's Vorrede zu seiner Schrift vom Papstthum zu Rom wider den hochberühmten Romanisten in Leipzig, wonach Deutschland bei Menschengedenken fast acht Bischofsmäntel aus Rom gekauft habe, deren jeder 30,000 Gulden stehe. Das Aergste ergab sich jetzt daraus. Weil kurz nacheinander, 1505, 1508, 1513, mehre Vakanzen im mainzer Erzbisthume eingetreten, waren binnen wenigen Jahren mehr als 90,000 Dukaten für Pallien nach Rom gewandert. Das Erzstift war dadurch verschuldet, und Albrecht war aus dem angegebenen Grunde ins zweite Erzbisthum gewählt, ein Verfahren, das freilich den Kirchengesetzen zuwiderlief, der schädliche Misbrauch, gegen welchen sich 1510 Maximilian's kaiserliche Ohnmacht erhoben, und der sich 1514 wiederholte. Es folgte noch weit Schlimmeres. Wenn je, so lagen in diesem Falle dringende Gründe vor, die Palliengelder zu erlassen oder die Forderung doch zu ermäßigen, schon damit nicht die Meinung sich verbreite und gesagt würde, was Luther in der eben erwähnten Vorrede sagt: „Wenn ganz Deutschland auf die Knie fiele und bäte, daß der Papst und die Römer unsere Bischöffe und Priester ohne Geld, umsonst be-

1) Menzel, Gesch. der Teutschen, IV, 203. Ranke a. a. O. 251. Kölnische Zeitung, 1846, Nr. 13. Münch, Hutten's Werke, V, 80.

stätigten, wie das Evangelium saget: Gebet umsonst, denn ihr habets auch umsonst, Matth. 10, 8, und sollten alle Kirchen mit guten Predigern versorgen, sintemal sie doch übrig reich sind, und gnug haben, daß sie möchten Geld zugeben; und so man drauf drünge, es gebühre ihnen aus göttlicher Ordnung: gläube sicherlich, wir würden erfinden, daß sie allesamt stärker würden darob seyn, daß nicht göttliche Ordnung wäre, solche Mühe ohne Geld zu haben, denn je Jemand gewesen ist; würden bald ein Glößlein finden, damit sie sich heraus wickelten, würden sich mit aller Bitte nicht lassen darzu treiben. Aber dieweil es Geld gilt, so muß es göttliche Ordnung sein, was sie nur gedenken dürfen." [1])

Albrecht's Mittel reichten nicht hin, er lieh beim Hause Fugger in Augsburg zur Befriedigung des unersättlichen römischen Hofes dreißigtausend Gulden an, und machte, um sie zurückzahlen zu können, dem Papste den Vorschlag, ihm eine der drei Ablaßkommissionen, in welche die deutschen Gebiete getheilt waren (sie umfaßte seine beiden Erzbisthümer Magdeburg und Mainz), in der Weise zu übertragen, daß er die Hälfte der aufkommenden Gelder erhielte, die andere Hälfte Leo, sodaß fast das Ganze mittel- und unmittelbar nach Rom fließen mußte. „Es waren zu Mainz neulich drei Bischof, Berthold, Jacobus und Uriel kurz nacheinander gestorben, daß dem Bisthum vielleicht schwer war, so oft und kurz auf einander das Pallium zu käufen, welchs gestehet, wie man sagt, 26,000, Etliche sagen 30,000 Gulden; denn so theur kann der allerheiligst Vater zu Rom Flachsfaden (der sonst kaum sechs Pfennig werth ist) verkäufen. Da erfand nu der Bischof dies Fündlin, und gedacht das Pallium den Fockern zu bezahlen (denn die hatten das Geld fürgestreckt) mit des gemeinen Manns Beutel." [2])

Der zuerst ernannte, mit einer andern der drei großen Ablaßkommissionen für Deutschland beauftragte mailändische Doktor und Propst Arcimboldi legte sein Generalkommissariat in Deutschland 1516 nieder. Leo bestätigte zu Anfang des folgenden Jahrs den Erzbischof als Nuntius und apostolischen Generalkommissar, verpachtete ihm den Ablaßhandel in einem großen Theile Deutsch-

1) Walch XVIII, 1201.

2) Wider Hans Wurst, Plochm. XXVI, 52.

lands gegen die Hälfte des reinen Ertrags, Albrecht zahlte ihm 10,000 Dukaten voraus und ließ fuggersche Agenten mit den Ablaßpredigern, die er aussendete — eben auch wie Christus die Jünger! — umherziehen, um seine Schuld an das Handelshaus sogleich in Empfang zu nehmen. In der Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation bezeichnet Luther diese Verfahrungsweise durch ein paar treffende Bemerkungen. Da der „unausmeßliche Geiz an allen gen Rom gezogenen Schätzen noch nicht genug gehabt, habe er angehoben seine Händel dem Fugger zu versetzen und zu verkaufen, so daß Bisthümer und Lehen zu verleihen, zu tauschen, zu kaufen und die liebe Handthierung geistlicher Güter zu treiben eben auf den rechten Ort gekommen und eine einzige Handthierung aus geistlichen und weltlichen Gütern geworden sei. Er möchte nun wol eine so hohe Vernunft hören, die erdenken möchte, was durch den römischen Geiz hinfort geschehen könnte, das noch nicht geschehen wäre, es wäre denn, daß der Fugger seine beiden nun zu einem gewordenen Handel wiederum an Jemanden versetzte oder verkaufte." Albrecht wagte nicht, was einst Diether von Mainz gewagt, dem Papste wegen Zahlung der Palliengelder die Spitze zu bieten, obschon er wol noch mehr Anlaß zu Beschwerde und Streit gehabt hätte. Dennoch sollte sich auch jetzt wieder Streit gerade über das verhängnißvolle Pallium erheben, und ein noch viel größerer, obwol von einer andern Seite. In der Schrift Wider das Papstthum zu Rom sagt Luther ganz richtig, der Hader zwischen ihm und dem Papste habe sich über dem Pallium angesponnen. Er spricht sich in einem entgegengesetzten Sinne wie der kölner Erzbischof über das Pallium aus, doch geschah es zu einer Zeit, wo er nichts mehr davon wissen wollte, daß ein deutscher Erzbischof Anhänglichkeit an den römischen Papst als seine heiligste Pflicht zu betrachten und zu erkennen habe; mit der Ertheilung des Palliums war von Rom aus ein um so empörenderer Misbrauch getrieben, je sinnvoller und schöner die Bedeutung des Palliums und seiner Verleihung war; Albrecht machte seinem Pallium so wenig Ehre, als Leo die päpstliche Befugniß, dasselbe zu ertheilen, ehrenhaft ausgeübt; der Papst hatte die Pflichten seines Oberhirtenamtes nicht besser gekannt und erfüllt als der Erzbischof die der erzbischöflichen Würde, von welcher Herr Johannes von Geissel in der angeführten Rede u. A. sagt: „Welche Pflichten! Der Erzbischof soll der Heerde vorangehen als ein Mann des Glaubens, der dafür Sorge trägt, daß die Schafe und Lämmer Jesu Christi auf gesunder Weide geführt und gespeiset werden mit dem Worte der Wahrheit, mit dem Brode des Lebens; er soll mit Weisheit, Muth und Ausdauer die falschen Propheten von seiner Heerde abwehren, die in Schafspelzen herbeikommen, inwendig aber reißende Wölfe sind." Luther sagt: „Pallium ist ein hänfen oder flächsen Faden, gestrickt und gewirkt als ein Kreuz, das man hinten und vornen über die Casel werfen kann, wie die Kreuze an den Caseln gemeiniglich sind, ist etwa dreier Finger breit, soll alles und alles bei 6 oder 7 Lawenpfennig oder eins Schwertgroschens werth sein; so köstlich Ding ists. Solchs segenet der Papst auf dem Altar zu Rom, und leuget dazu, daß es über den Körpern St. Petri und Pauli geweihet sei: denn sie haben weder St. Petri noch St. Pauli Körper: darnach verkäufet ers den Bischoffen, einem höher denn dem andern, darnach die Bisthum groß und reich sind. Vorzeiten gabens die Päpste umbsonst, und gebotens umbsonst zu geben, wie die Decretal noch sagen, ließen ihnen genügen, daß sie damit die Herrschaft und Gewalt über andere Bischoffe kriegten. Hernach haben sie Eidspflicht und Geld darauf gelegt, als die verzweifelten Buben. Nu sagt man, das Pallium zu Mänz koste 26,000 Gülden; so theur ist der Hanffaden zu Rom. Etlich meinen, man bring es nicht unter 30,000 Gülden von Rom. Solch Pallium konnte der Bischof nicht bezahlen. Da ließ er mit dem Ablaß etliche Beuteldrescher ausgehen, der Leute Geld zu erheben, das nicht sein war; die machtens so grob, daß ich dawider mußte predigen und schreiben. Also hat sich das Spiel gehaben über einem hänfen Faden."[1])

Dies ist jedoch hier nur angeführt, weil sich die beste Gelegenheit dazu darbot. Luther wußte zu dieser Zeit von dem Allen wenigstens jedenfalls nichts Genaues, auch stand Tetzel noch nicht in Albrecht's Diensten. „Ich wußte, sagt er, zu der Zeit nicht, wem solch Geld sollte."[2]) Indeß wurde ihm Albrecht's Theil-

1) Plochm. XXI, 305; XXVI, 221. Hofmann a. a. O. 61 f.

2) Plochm. XXVI, 51.

nahme bald bekannt, und sie mußte ihn noch mehr stutzig machen, wie wenig er auch vorerst noch davon erfuhr und wie entfernt er jetzt noch davon war, zu glauben oder selbst nur zu ahnen, daß solche Dinge unter der Begünstigung des Erzbischofs vorgingen und daß es damit so arg sei, als es in der That war. In die Tiefen des Schmutzes der päpstlich-erzbischöflichen Ablaßverabredungen und Verhältnisse blickte er noch lange nicht hinein. Um so mehr mußte ihm Albrecht's Betheiligung Bedenken gegen einen von ihm zu unternehmenden Angriff erregen, ähnlich wie Leo's Urheberschaft bei Leo's Persönlichkeit.

Wie kaufmännisch oder vielmehr wie diebsgesellenmäßig der Handel betrieben wurde, geht daraus hervor, daß sämmtliche Betheiligte einander aufs gründlichste mistrauten und aufs sorgsamste überwachten. Wie kein Bischof dem Papste, traute auch dieser keinem Bischofe mehr. Der Franziskanerguardian zu Mainz wurde in Albrecht's Kommission mit dem Geschäfte eines Mithelfers und päpstlichen Kontroleurs des Erzbischofs beauftragt, soll es indeß abgelehnt haben, sich bei dem häßlichen Geschäfte zu betheiligen. Auf einem Ordenskapitel der Franziskaner zu Weimar war die allgemeine Meinung, es sei zu grob gemacht, der gemeine Mann fange an Verdacht gegen den Ablaß zu schöpfen, es werde dem Orden ohnehin schwer genug die Klöster durch Betteln zu erhalten und würde ihm allzuschwer und dem Volke unerträglich werden, wenn sie auch noch für den Papst, die Kardinäle und alle römische Pracht mitbetteln sollten; sie hätten Leo erst neuerdings 30,000 Gulden dafür zahlen müssen, daß er ihren General zum Kardinale ernannt. Der Guardian machte sich jedenfalls von dem Auftrage sehr bald wieder los, und der Erzbischof sah es gern. Wie sehr Albrecht wieder seinen Unterkommissären mistraute, ergibt sich aus einer summarischen Instruktion, welche er für sie und die von ihnen erwählten Pönitentiarier und Beichtiger, die Partikular-Unterkommissäre, erließ und deren Inhalt man vor Augen haben muß, um eine anschauliche Vorstellung vom leo-albrecht-tetzelischen Ablasse zu erhalten. Zu bemerken ist dabei, daß sie erst späterhin durch den Druck veröffentlicht wurde. Luther konnte vorerst nur die Kenntniß von ihr haben, die sich aus dem ihr gemäßen Verfahren der Kommissäre entnehmen ließ, das ihm daher noch eine längere Zeit als ein durchaus misbräuchliches und unberechtigtes erschien, worin er nur insofern nicht irrte, als die Kommissäre noch über die Instruktion hinausgingen oder sie bei Seite setzten. Auch das ist zu bemerken, daß in diesem Augenblicke Tetzeln eine andere zur Richtschnur diente, die seines jetzigen Vollmachtgebers, Arcimboldi's. Allein die des Erzbischofs stimmt mit der Arcimboldi's genau und oft wörtlich überein. Beide waren derselben Quelle entflossen, der päpstlichen Ablaßkommission. Tetzel trat sehr bald in Albrecht's Dienste und die Instruktion von Diesem ist es, welche Luther späterhin kennen lernte und auf die er sich mehrfach bezieht. [1])

Erzbischof Albrecht's Anweisung für die Ablaßbevollmächtigten.

Die Ablaßunterkommissäre werden darin zunächst scharf bedroht, auf den Fall, daß sie des Kurfürsten Befehle zum Nachtheil des Geschäfts übertreten sollten, und sodann angewiesen, vor allen Dingen die Ehre Gottes, das Heil der Seelen, die Hochachtung vor dem römischen Stuhle und den Nutzen des Baues der Peterskirche zu suchen, sich eines ehrbaren und vorsichtigen Wandels zu befleißigen, Wirthshäuser und verdächtige Oerter zu meiden und unnöthiger Ausgaben sich zu enthalten. An sich sehr löbliche Vorschriften; allein der Erzbischof hielt nicht auf ihre Befolgung und konnte nach der Persönlichkeit seiner Beauftragten nicht erwarten, daß sie befolgt werden würden. Die Letztern sollen ferner über den deutlichen Inhalt der Anweisung nicht hinausgehen, die indeß genug gestattet, z. B. schon unmittelbar darauf, daß die Bevollmächtigten zum Zweck des Ablasses auch von den Censuren absolviren dürften, die von den Ordinarien auferlegt wären. Um dem päpstlichen Ablaß keinen Eintrag zu thun, sollen an jedem Orte, wo die Bevollmächtigten sich aufhalten, wöchentlich nicht mehr als drei Predigten gehalten werden, ausgenommen in der Advents- und Fastenzeit, wo es in der Kirche, in welcher das Kreuz errichtet worden, täglich und an Feiertagen zwei Mal soll geschehen dürfen, doch so, daß außerdem an keinem andern Orte gepredigt werde, wenigstens nicht

1) Löscher a. a. O. I, 381. Hofmann a. a. O. 63 ff.

ohne besondere Erlaubniß der Ablaßkommissaire. In ihren Predigten sollen sie die päpstliche Ablaßbulle erklären und den Ablaß nachdrücklich empfehlen, und zwar in der Weise, daß sie die hohe Macht des Papsts und Statthalters Gottes darlegen, der solche und zum ewigen Leben nöthige Gnaden ertheilen könne; sie sollen den unermeßlichen und unschätzbaren Nutzen der Abläsſe kund machen, den Jeder acht Jahre lang für sich und die abgeschiedenen Seelen durch dieselben erlangen könne. Stets sollen sie einige Punkte der Bulle vornehmen und nach Möglichkeit erläutern und groß machen, damit das Volk nicht aus Vergessenheit der so großen Gestattungen an dem Ablaß einen Ekel bekomme, die Wohlthat der apostolischen Vollmachten nicht in Verachtung gerathe. Das Volk sei zu lehren, die durch Beichtbriefe zu erkaufende Theilnahme an den Gnaden der Kirche sei nützlicher, als im Stand einer Todsünde die Werke aller Frommen verrichten. Dem Volk sei mit Beflissenheit bemerklich zu machen, daß — es war neu bei dieser Indulgenzen-Operation — innerhalb der acht Jahre jeder andere Ablaß suspendirt, jeder damit zu machende Gewinn verboten sei, damit nicht die jetzt anzubietenden Indulgenzen und des Kurfürsten unerhörte apostolische Macht verachtet werde, und daß Jeder, der jenen irgendwie entgegentrete, in die strengsten Strafen verfalle, von welchen nur der Papst, der Kurfürst oder seine Bevollmächtigten absolviren könnten. Stets sei in den Predigten wie im Beichtstuhle zu wiederholen, wie der Papst nur durch das Bedürfniß des Baues der Peterskirche bewogen sei, solche Gnaden auszutheilen; der Bau aber sei nothwendig gewesen, und es gebühre sich, daß die Kathedrale ihres Gleichen in der Welt nicht habe, weil sie aller andern Kirchen Haupt, und bei ihr der Papst residire, der mit Christo denselben Richterstuhl habe. Vier vornehmste Gnaden können, eine jede für sich, erlangt werden, zuerst vollkommene Vergebung aller Sünden, die große Indulgenz, Wiedererlangung der Gnade Gottes und Befreiung vom Fegfeuer. Diese Gnade sei so unschätzbar, daß nichts hinlänglich Würdiges für sie gegeben werden könne, doch werde nur verlangt: daß man, wenn man im Herzen zerknirscht sei und gebeichtet, oder doch die Absicht habe, zu gehöriger Zeit zu beichten, das Abendmahl genieße, die sieben Altäre der Kirche besuche und fünf Vaterunser und Ave Maria bete. Schwachen

und Kranken könne ein Tragaltar oder ein heiliges Bild zugeschickt werden, vor welchem sie jene Gebete verrichten möchten.

Sodann folgt eine ausführliche Erörterung der „Art und Weise, wie man in den Kasten legen soll." Die Bevollmächtigten werden angewiesen, es den Ablaßbegehrenden in das Gewissen zu schieben, wie viel sie für die vollkommenen Indulgenzen an Geld oder Gut geben können und wollen. Eine in das Einzelne eingehende genaue Taxordnung sei zu schwierig aufzustellen. Indeß wird doch eine solche von fünfundzwanzig bis zu einem halben rheinischen Goldgulden für die wohlhabendern Stände vom fürstlichen bis zu dem der Kaufleute und Handwerker herunter gegeben. Die Uebrigen überläßt die Instruktion dem Ermessen der Kommissaire, welche angewiesen werden, allezeit auf das Geben und Mehrgeben hinzuwirken, mit Eifer und Geschick zu dingen und zu feilschen, Niemand aber gänzlich ohne Gnade von sich zu lassen, denn die Seligkeit der Gläubigen werde nicht minder als der Nutzen des Baues gesucht, und das Himmelreich solle den Reichen nicht mehr als den Armen offen stehen. Indeß mögen Ehefrauen, die von den Männern am Geben gehindert werden, von ihrem Eingebrachten bringen, ganz Arme, was sie erbetteln — sind sie aber schlechterdings außer Stande, sich Mittel zu verschaffen, so sollen sie durch Gebet die Gnaden erlangen können. In allen solchen Fällen sollen die Bevollmächtigten auf Gott und ihr Gewissen sehen und danach handeln. Wir werden sogleich hören, wie Tetzel die an sich preiswürdige Vorschrift verstand.

Die zweite vornehmste Gnade ist ein Beichtbrief, „voll von den größesten, ungemein erquickenden und vorher unerhörten Vollmachten", die für beständig, auch über die acht Jahre hinaus gelten und Kraft haben. Den Inhalt sollen die Beichtiger bestmöglichst erläutern und erheben. Denn Denen, die den Beichtbrief kaufen, wird gegeben: das Recht, sich einen beliebigen Beichtvater zu erwählen, der sie von allen Kirchenstrafen, ferner einmal im Leben und in der Todesstunde von allen, auch den schwersten Verbrechen absolviren darf u. s. w. Sie können ferner allerlei Gelübde in andere gute Werke verwandeln u. s. f. Die Taxe für jede Person wird festgesetzt, begehren aber Klöster oder andere Körperschaften einen solchen Beichtbrief, so sollen die Kommissaire auf das Vermögen derselben und die Zahl ihrer Mitglieder sehen

und Vergleiche zu treffen suchen. Dann folgen Vorschriften, bestimmt, Unterschleife der Kommissäre zu verhüten.

Die dritte Hauptgnade besteht in der Theilnahme an allen Gütern der allgemeinen Kirche, Bitten, Fürbitten, Wallfahrten ins gelobte Land, römischen Stationen u. s. w., die von allen Gliedern der Kirche geschehen und geschehen können. Sie wird durch Erkaufung von Beichtbriefen einer andern Art erlangt, und die Prediger und Beichtväter haben den Gläubigen mit höchstem Fleiß zuzureden, das Kaufen auch dieser Beichtbriefe nicht zu unterlassen, wenn sie auch schon mit Abläßen der beiden ersten Grade versehen sein sollten, da die dritte Gnade wieder andere Befreiungen und Privilegien mittheile, z. B. das Vorrecht der Verwandlung der in der zweiten ausgenommenen Gelübde, über das Meer zu reisen, keusch zu leben, Mönch zu werden, sofern sie nicht solenn geleistet worden u. s. f. Bei der großen Indulgenz war Reue und Beichte, sowie Besuch der Kirchen und Altäre erforderlich. Hier wird ausdrücklich erklärt, daß das Alles beim zweiten und dritten Grade nicht erfordert werde, sondern das Kaufen des Ablasses genüge.

Die vierte vornehmste Gnade gilt den Seelen im Fegfeuer. Reue und Beichte ist bei Denjenigen, die für dieselben in den Kasten legen, nicht erforderlich. Auch diese Gnade soll aufs Kräftigste angepriesen werden.

Dann folgt noch eine Reihe von andern Gnaden und Vollmachten, die nicht Allen gänzlich, aber doch theilweis zur Seligkeit nöthig. Die Erlangung derselben bringe gleichfalls dem Bau großen Nutzen, da so reiche Dispensationen vom heiligen Stuhle noch nie ausgegangen. Zu den letztern gehörte dann z. B. eine vom Verbrechen der Simonie. Doch wird den Delegirten bei Erläuterung ihrer betreffenden Vollmacht große Vorsicht empfohlen. Sie sollen sie überhaupt nur erklären, um dem Aergerniß der Weltlichen zu entgehen. Diejenigen, die durch Simonie in den Besitz eines Beneficiums gelangt sind, sollen einen Jahrsertrag desselben erlegen, die Accidenzien mit eingerechnet, nach welchen die Taxe zu erhöhen, wogegen sie aber je nach dem Gewicht der Entschuldigungsgründe der Simonisten zu vermindern ist, wobei den Kommissären abermals freie Hand gelassen wird.

Die Anweisung füllt vierzig enggedruckte Quartseiten, deren

zweite Hälfte fast ganz den geringern Graden gewidmet ist und im Verein mit der ersten ein Meisterstück des raffinirtesten Scharfsinns genannt werden muß, der es auf ein Erpressungssystem angelegt hat, welchem kein Stand, kein Alter, kein Lebensverhältniß der Lebendigen, der Nachlaß der Todten selbst nicht entgehen soll, und dem sich jede sittliche, Rechts- und kirchliche Ordnung und Satzung beugen muß. Man darf nur Ablaß kaufen, und die dringendsten Ehehindernisse sind gehoben, unrechtmäßiges Gut wird mit Recht behalten, selbst der strenge klösterliche Gehorsam hört auf. Wenn in Orten, an welchen das Kreuz errichtet worden, die Kommissäre ihren Thron auf solenne Art aufgeschlagen haben, so mögen die Ordensobern ihren Religiosen verbieten, an dieselben sich zu wenden, so mögen Privilegien und Konstitutionen, selbst durch apostolische Macht ertheilt und bekräftigt, entgegenstehen: aus apostolischer Macht steht den untergebenen Ordensleuten frei, bei den Ablaßpredigern zu beichten oder sich Beichtiger von ihnen zu erbitten u. s. f. Am Schlusse folgt dann u. A. noch die Auflage an die Bevollmächtigten, Anzeige von Dem zu machen, was etwa wider den Ablaß geschehe. Weiter fehlt es nicht an mancherlei Vorkehrungen, das einkommende Geld vor den Händen derselben zu schützen, die es daher nicht anrühren, sondern von den Einzahlenden selbst in die Kästen legen lassen sollen, welche durch drei Schlösser zu verwahren sind. Nur zu deren einem erhalten sie die Schlüssel, mit den Schlüsseln der andern beiden wird ein ihnen beizuordnender Schatzmeister und die geistliche oder weltliche Obrigkeit jedes Orts betraut. Nur vor diesen, vor Notar und Zeugen dürfen die Kästen geöffnet werden. Ueber den Fund hat ein geschworner Notar ein Instrument aufzunehmen. Die Prediger und Beichtväter sollen das Volk fleißig ermahnen, das Geld in die Kästen zu legen, und einschärfen, daß der Ablaß nichtig sei, wenn es dem Delegirten in die Hand gegeben werde. Die letzten Worte nach den zahllosen ins Einzelste gehenden Bestimmungen der Instruktion, die bei der Natur des betreffenden Geschäfts und dem Charakter der damit beauftragten Individuen dem Ermessen und dem Gewissen doch noch immer so viel überlassen mußten, drücken das Vertrauen aus, das Uebrige werde die Sorgfalt der — in der That bis zum letzten Satze als die ärgsten Diebe behandelten —

Kommissaire ersetzen, die da von Gott und den heiligen Aposteln Petrus und Paulus ewige Belohnungen für ein so glückseliges Werk erlangen würden.

Deutlich geht aus der Anweisung hervor, daß der Kurfürst voraussetzte, sie werde von Seiten seiner Delegirten sowol zu ihrem eigenen Nutzen ausgebeutet, als überhaupt überschritten werden. Der Misbrauch war nothwendig mit ihr selbst gegeben, er blieb nicht aus, und der Bischof that nichts, ihm zu steuern.

Um die Erfolge und die Wirkungen des von ihm organisirten Indulgenzenraubzugs noch genauer würdigen zu können, darf auch die Persönlichkeit der Kommissaire — der „Gnadenprediger" nach dem Kunstausdrucke für diese geistlichen Krämer und Freibeuter — sodann der Hergang beim Geschäft und der Inhalt der Ablaßbriefe nicht übersehen werden. Tetzel war ein Werkzeug, so würdig Derer, die ihn brauchten, als seine Gehülfen seiner würdig waren. Man kann von ihm auf jene wie diese schließen. Leo und Albrecht sendeten die „falschen Propheten" in die Heerde, statt die Heerde nach bischöflicher Pflicht vor ihnen zu schützen. Der Ablaßmarkt mußte die „gesunde Weide" vorstellen, auf welche sie die „Schafe und Lämmer Jesu Christi" führten. Die leo-albrechtische Instruktion diente statt des „Wortes der Wahrheit und des Lebensbrotes", womit der Papst und der Erzbischof durch ihre Boten die Gläubigen speisen ließen.

Tetzel.

Johann Dietze oder Tetzel, wie er sich selbst schrieb, war zwischen 1450 und 1460 in Leipzig geboren, studirte dort seit 1482 und zeichnete sich bald durch die Gabe volksmäßiger Rede aus. Wie Luther erwarb er das philosophische Bakkalaureat und trat bald darauf unerwartet in den Mönchsstand. Doch wählte er den Dominikanerorden. Er wurde Priester, bildete seine Anlage, als Prediger auf das gemeine Volk zu wirken, weiter aus, und erwarb sich in Zwickau, wohin sein Prior ihn am Anfange des 16. Jahrhunderts gesendet, großen Beifall, legte dort aber auch sogleich einen Beweis pfäffischer Frechheit und einer Gesinnung ab, die ihn befähigte und antrieb, die verdumpfte Frömmigkeit des Volks und seine klerikalische Stellung zu einem Mittel der

Habgier und Sinnlichkeit betrügerisch auszunutzen. In den Jahren 1502 und 1504 finden wir ihn als päpstlichen Jubeljahrs- und Ablaßprediger in Nürnberg, Leipzig, Magdeburg, Zwickau, Bauzen, Görlitz, Halle, Köln, und auch noch 1504 bis 1507 in Brandenburg, Preußen und Schlesien als Kommissair für den Ablaß zu Gunsten der deutschen Ordensritter. Er war seitdem ununterbrochen mit dem Indulgenzenwesen beschäftigt. Erwähnt ist, daß er sich 1508 auch zu Erfurt befand. Von demselben Jahre an bis 1510 hielt er sich zu Annaberg auf, wo er sehr gute Geschäfte machte und u. A. mehrfach rühmte, wenn man den Ablaß nur kaufe, so würden die Berge umher in gediegenes Silber verwandelt werden. Mekum, der dies Alles miterlebte, sagt, Unerhörtes und fast Unglaubliches habe er in den täglichen Predigten von ihm gehört, durch die er zuletzt Alle überredet, Vergebung der Sünden und das ewige Leben sei nur durch Genugthuung durch eigene Werke zu erlangen, diese sei aber unmöglich, und so bleibe als einziges Mittel nur der Kauf der Ablässe, die er als Sündentilgung und Eingang ins Himmelreich beschrieben und noch zuletzt insbesondere dadurch angepriesen habe, daß er sie, unter der Drohung davonzuziehen und das offene Himmelsthor zu verschließen, Gnaden genannt, wie sie von Seiten der jetzt so freigebig sich erweisenden päpstlichen Huld den Deutschen wol niemals wieder in einem solchen Maße geboten werden würden. Er lebte sehr weltlich, war nicht wenig auf seinen eigenen Säckel bedacht, richtete in manchen Familien Unfrieden an, verwickelte sich in verdrießliche Händel. Seine unsäglichen Uebertreibungen im Herausstreichen der Ablaßkraft weckten bei Manchen die Kritik des gesunden Verstandes. Er überbot zuletzt noch den ärgsten Marktschreier, verkündete und übertrat ungescheut die Vorschrift, den Armen die Indulgenzen wohlfeiler oder gar umsonst zu ertheilen, und zog nach einem beschämenden Auftritte ab, ohne Scham zu zeigen. Es bezeichnet seine Unverschämtheit, seinen Mutterwitz, seine Uebung in geistlichen Betrügereien und die Art und den Verlauf dieser geistlichen Komödien, daß er 1512 in Zwickau, nachdem er schon Abschied genommen und eingepackt hatte, sich erbitten ließ, doch noch ein Mal zu predigen und in seiner Rede dann sagte, das jämmerliche Winseln und Flehen einer armen Seele im Fegfeuer, das er in der letzten Nacht gehört, habe ihn

bewogen, noch ein Opfer für dieselbe anzuordnen. Die vom letztern sich Ausschließenden würden sich erweisen als Mitleidlose oder Hurer und Ehebrecher, denen ihr Gewissen sagte, daß sie der Theilnahme unwürdig wären u. s. f. Die Leute kauften, weil keiner gern als Mitleidloser u. s. w. dastehen wollte. Im Hochstift Meißen predigte er 1513 den dem sächsischen Kurfürsten theilweis zu gut kommenden Ablaß für die Brücke und Kreuzkapelle bei Torgau so frech, daß ihm der Bischof Johann von Saalhausen trotz seiner zuvor bezeigten Furchtsamkeit Einhalt gebot. In Inspruck wurde er überführt, mit einer dortigen Ehefrau zwei Kinder erzeugt zu haben. Maximilian war anwesend und schon im Begriff, das Urtheil, daß er gesäckt und ersäuft werden solle, an ihm vollziehen zu lassen. Kurfürst Friedrich von Sachsen legte Fürbitte für ihn ein; er wurde indeß zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt und nach Leipzig gebracht. Abermals verwendeten sich angesehene Personen für ihn, unter welchen der Erzbischof Albrecht genannt wird. Er wurde mit der Bedingung in Freiheit gesetzt, in Rom wegen seiner Schändlichkeiten selbst Ablaß zu suchen. Er bat den Erzbischof um dessen Fürsprache und verhieß ihm, das Geld herbeischaffen zu wollen, das Albrecht zur Abtragung seiner Schulden bedürfe. Albrecht versah ihn mit einem Empfehlungsschreiben an Leo X., der ihm verzieh und ihn zum apostolischen und zum Unterkommissär Arcimboldi's ernannte. Der Ordensgeneral der Dominikaner, Thomas de Vio (Kajetan), hatte Tetzel schon 1509 zum Ketzermeister in Polen ernannt. Jetzt oder etwas später machte ihn Leo zum apostolischen Ketzermeister. Nun war er so schamlos, selbst in Leipzig wieder zu erscheinen und die Nikolai- und Paulinerkirche zum Schauplatze seines Handels zu machen. Das Landvolk der Umgegend wußte er dadurch anzulocken, daß er die Ablaßpredigten auf die Sonn- und Festtage verlegte und neben ihnen Lustbarkeiten veranstaltete, Vogelschießen, Kletterstangen, Kegelschieben um einen Ochsen, Würfelspiel um Pfefferkuchen u. s. f. Als Unterkommissär Arcimboldi's befand er sich im April 1516 zu Wurzen. Magister Christian Baumhauer aus Nürnberg, schon früher, und der Dominikaner-Prior aus Leipzig, Bartholomäus Rauh, jetzt sein Gehülfe, trieben es gerade wie er selbst. Der Letztere behauptete zu dieser Zeit in seinen Predigten z. B., sobald er das Ablaßkreuz errichte,

sehe er von demselben das Blut Christi mild herabfließen, was seit dem Leiden des Erlösers nicht geschehen sei. Die es nicht glauben wollten, bedrohte er mit dem Banne. Weder Tetzel noch seine Gehülfen gedachten in ihren Predigten der nach der erzbischöflichen Vorschrift — wie auch nach einem eignen Auszuge Tetzel's aus derselben — wenigstens theilweise erforderlichen Reue und Buße, sondern predigten öffentlich, man könne auch ohne dieselben Erlaß der Sünden bekommen. Als Arcimboldi noch 1516 in die nördlichen Länder sich begeben, der Franziskanerguardian von der Sache sich losgemacht hatte und von Albrecht gern entlassen war, eilte Tetzel zum Erzbischofe nach Halle, bot seine Dienste an und wurde zum Generalunterkommissär, vorzüglich in Brandenburg und Sachsen, ernannt. Er sollte von den Ablaßgeldern monatlich 80 Goldgulden oder Dukaten für sich und 10 für seine Dienerschaft, sodann Kleidung, Zehrgeld für sich und Futter für drei Pferde erhalten, eine für die damalige Zeit mehr als glänzende Vergütung. Sein neuer Eifer kam ihr aber auch gleich. [1])

Hergang beim Tetzelschen Ablaßkrame.

Wenn die Ablaßkommissäre einer Stadt ihre Heimsuchung zugedacht, so meldeten sie dem Magistrat ihr Vorhaben, der sodann Anstalten zu einem feierlichen Empfange traf. Die Bürgerschaft stellte sich bei ihrem Einzuge in Waffen auf, Rath, Schule und großes Gefolge gingen ihnen, unter dem Geläute aller Glocken, mit der ausgesuchtesten Pracht, Fahnen und brennenden Kerzen entgegen, und trugen sie, nach Löscher's Ausdruck, „fast auf den Händen, wie etwa die Mönche in Amerika die armen Neubekehrten gewöhnet haben." Sie gingen in reichen Meßgewändern einher. Man trug ihnen ein mächtiges rothes Kreuz mit dem päpstlichen Wappen vor, und auf einem Sammetkissen die päpstliche Ablaß-Koncession. So ging der Zug in eine der Kirchen, in welcher, wie in St. Peter zu Rom, sieben Altäre sein mußten, und wo die päpstliche Ablaßbewilligung auf dem

1) Löscher a. a. O. I, 406. Hofmann a. a. O. 34 ff., 78. Alzog a. a. O. 760.

Hochaltare niedergelegt wurde. Vor demselben wurde das Kreuz aufgerichtet und ein Ablaßkasten darunter gesetzt. Der Kommissär predigte dann an den vornehmsten Tagen oder ließ seine Unterkommissäre predigen, die den Ablaß bestmöglichst, und zwar auf das schamloseste, in wahrhaft lästerlicher Rede erhoben, und alles Uebrige, selbst die Sakramente, gegen ihn heruntersetzten. Die bekannte Lästerrede: „Sobald der Groschen im Ablaßkasten klinge, sei die Seele frei und fahre aus dem Fegfeuer," wurde durch ähnliche, wo möglich, noch überboten. Zum Beispiel: das rothe Ablaßkreuz und des Papstes daran hängendes Wappen vermöge so viel als Christi Kreuz, man solle es als das Allerheiligste verehren und anbeten; der Ablaß mache Die, die ihn lösten, reiner als die Taufe, ja als Adam im Paradiese im Stande der Unschuld gewesen; der Ablaßkommissär mache mehr Menschen selig als Petrus; der Ablaß sei die höchste Gabe, das werthvollste Geschenk Gottes. In dieser Predigtweise zeichnete sich Tetzel vor Allen aus. Man fühlt sich versucht, ihn und seine Gehülfen, so wie das Volk, das ihm zulief und begierig horchte, für verrückt zu halten. Diese Annahme ist indeß leider nicht geschichtlich. Es wurde ein bewußter großartiger Betrug gespielt, und der Betrüger und die Betrognen waren bei so vollem Verstande, als es Fanatiker und durch Aberglauben Verdummte zu sein vermögen. Papst Leo's Lebensbeschreiber, Fabroni, sagt, „man muß sich schämen zu berichten, was Tetzel sagte und that." Maimbourg erklärt, der Letztere habe nebst seinen Gehülfen die Kraft des Ablasses so maßlos gepriesen, daß der gemeine Mann zu glauben verleitet worden, wer nur Geld erlege und einen Ablaßbrief erhalte, werde unfehlbar selig. Tetzel verkündete, er besitze so große und wol größere Macht als Petrus, mit dem er im Himmel nicht theilen möchte, da er durch seinen Ablaß mehr Seelen selig gemacht; mehr als die Mutter Gottes sei er zur Vergebung und Behaltung der Sünden. Oder er pries die päpstliche Hoheit auf das Uebertriebenste: der Heiland habe dem Papste alle Macht übergeben, und habe nun nichts mehr in der Kirche zu regieren bis an den jüngsten Tag, sondern der Papst thue Alles durch seine Kommissäre, und habe mehr Macht als alle Apostel, Engel und Heiligen, als die Jungfrau Maria, welche alle noch unter Christo wären, wogegen er Christo gleich sei; das Ablaßkreuz

mit dem päpstlichen Wappen sei als das Allerheiligste zu verehren und eben so wirksam als das Kreuz Christi; auch zukünftige Sünden habe er Macht zu vergeben; die Ablaßgnade sei eben die Gnade, durch welche der Mensch mit Gott versöhnt werde u. s. w. „In Summa, sagt ein Ohrenzeuge während zweier Jahre, unser Herr Gott war nimmer Gott, hatte alle göttliche Gewalt dem Papst gegeben; und da waren Ketzermeister, wer ein Wort dawider redete, den verbannten und verbrannten sie." Denn das Aergste von Allem war noch die Aufdringlichkeit, der Zwang und Drang, den sie übten. Tetzel tobte auf der Kanzel, er wolle Denen, die wider den Ablaß redeten, als Ketzermeister die Köpfe abreißen lassen und sie so blutig in die Hölle stoßen. In Magdeburg wollte er einmal eine reiche Frau nicht eher durch den Ablaß absolviren, als bis sie hundert Gulden gezahlt hätte. Sie erholte sich bei ihrem gewöhnlichen Beichtvater, einem Franziskaner, Raths, und dieser wies sie an, dem Indulgenzenverkäufer zu sagen, Gott ertheile Vergebung der Sünden umsonst und verkaufe sie nicht. Er wollte indeß nicht genannt sein. Tetzel gerieth in den höchsten Zorn, und äußerte, man sollte den Rathgeber verbrennen oder wenigstens verjagen.

Nach der Predigt verlas er die päpstliche Vollmacht, worin er zum Gnadenprediger erklärt war, begab sich vor die „himmlische Fundgrube" (den Ablaßkasten), die Ablaßsuchenden traten mit brennenden Kerzen heran, bekannten ihre Sünden, zahlten und empfingen den vom Kommissär unterschriebenen „Gnadenzettel." In besondern Fällen mußten sie sich in seine Wohnung verfügen, wohin er eben so feierlich begleitet wurde, und die „Komposition mit ihm machen," wobei denn von beiden Seiten, wie beim zweifelhaftesten Handel, gefeilscht und gedungen wurde, bis das Geschäft zu Stande kam. Nachdem sie gezahlt, erhielten sie den besiegelten Gnadenbrief auf Pergament. [1])

1) Löscher a. a. O. I, 388, 396 f. Roscoe a. a. O. II, 368. Hofmann a. a. O. 27 f. Walch XVII, 1704 f. Illgen, Zeitschrift für d. hist. Theologie, 1842, I, 173 ff.

Die Ablaßbriefe.

So ein Ablaßschein zeigte einen Dominikanermönch, vor sich ein großes Kreuz haltend, über sich die Dornenkrone und ein feuriges Herz, mit Strahlen umgeben. Auf beiden obern Ecken des Zettels geht eine genagelte Hand des Erlösers aus den Wolken, und auf beiden untern ein angenagelter Fuß desselben hervor. Auf der einen Seite des Zettels liest man die Worte: „Papst Leo X. MDXVII. Gebet. Das ist die Länge und Weite der Wunden Christi der heil. Seiten. So oft sie einer küsset, so oft hat er sieben Jahr Ablaß.“ Auf der andern: „Das Kreuz, zu 40 Mal gemessen, macht die Länge Christi an seiner Menschheit. Der es küsset, der ist sieben Tage behütet vor dem jähen Tode, auch hinfallender Krankheit, wie auch vor dem Schlage.“ Die Ablaßbriefe waren so gefaßt, daß die Gefahren nicht blos nicht gemieden, sondern gerade erst recht groß gemacht wurden, die für eine gesunde christliche Ansicht und die Sittlichkeit aus der Ablaß-Theorie und Praxis auch in ihrer reinsten Gestalt hervorgingen. Ihr Inhalt zerstörte die gute alte Ordnung, wonach sich Jeder zu seinem Pfarrer halten sollte, sammt der Wirksamkeit der Pfarrgeistlichen, indem sie die Erlaubniß ertheilten, bei den Mönchen oder wo die Leichtfertigen sonst leichtfertige Beichtiger fanden, zu beichten. Sie vernichteten die letzten Reste der alten Bußzucht und Strenge, wonach grobe Sünder erst nach abgelegten Proben des Buß-Ernstes zum Abendmahle wieder zugelassen wurden, ohne doch eine Freiheit einzuführen, die das Gewissen jedes Einzelnen so viel zu schärfen trachtet, als sie ihm anheimgibt. Sie gaben das Recht der Theilnahme am Sakramente für Geld. Die gröbsten Sünder mußten ihrem Inhalte gemäß zugelassen werden, sobald sie einen Ablaßbrief vorzeigen konnten. Sie enthielten zwar die Bedingung der Reue, die aber unter einem Wortschwalle verschwand, statt hervorgehoben zu werden, und als ein müßiges Beiwerk erscheinen mußte, wonach das Volk um so weniger fragte, je weniger sich die Ablaßkrämer darum kümmerten, denen „der Hunger nach Geld zu allen Aermeln herausguckte,“ die auch die Reue wol geradezu für nicht so gar nöthig erklärten, behaupteten, daß der

Ablaßbrief Alles erfülle, und deren Persönlichkeit in der Regel am wenigsten geeignet war, Moral durch Beispiel zu predigen oder ihrem etwaigen Hinweisen auf sittliche Beweggründe Eingang zu verschaffen. Die Meisten von ihnen trugen schamlos ein zügelloses Leben zur Schau, zeigten sich bei ihrem Geschäft als abgefeimte Gauner, und verpraßten in öffentlichen Häusern die für sie selbst mit Recht oder Unrecht abgefallenen Summen, worüber dann auch wol Zänkereien, Raufereien, Volkstumulte entstanden, während die Armen, die Bettler klagten, daß ihnen durch den Ablaßkram die Almosen entzogen würden: Aergernisse, welche gerade auch von katholischen Geschichtschreibern, wie Maimbourg, Guicciardini, Pallavicini, nicht ohne ernstliche Rüge hervorgehoben werden. [1])

Die Ablaßbriefe sind in der That merkwürdige Dokumente. Wenn da ein solcher Lebendigen und Todten Schuld- und Straferlaß ankündigt, wie salbungsvoll ist der Ton, mit welcher Natürlichkeit wird zugleich auf die Taxe hingewiesen, und welche Macht setzt die Größe der Unverschämtheit dieser Naivetät voraus! Im Jahre 1516 zog ein Ablaßkrämer in Deutschland umher, Indulgenzen recht ausdrücklich für Wucher, Bedrückung armer Waisen, Raub, Todtschlag, Mordbrennerei, Blutschande u. s. w. ausbietend. Nur Kirchenraub nahmen seine Ablaßbriefe aus, wie man denn außer demselben Nachstellungen gegen die Person des Papstes, Tödtung der Bischöfe oder anderer Kirchenhäupter, Fälschung päpstlicher Bullen und dergleichen allein beim Ablaß auszunehmen pflegte — man behielt sich diese Sünden in Rom selbst vor. Seine Zettel gaben vollkommen ehrlich den Zweck an: das gelöste Geld sollte zur Unterstützung eines Findelhauses in Rom dienen — „zur Erhaltung eines Hospitals in Welschland, sagt Widemann derb, darinnen der Geistlichen Hurenkinder erzogen werden sollten, daß also Deutschland der Wälschen Hurerei mit seinem Gelde mußte forthelfen und derselben Hurenkinder aufziehen, als wäre es ein sonderlich Gott wohlgefälliges Werk, damit könnte der Himmel verdienet und der Höllen-Pein gemeidet werden.“ Im Jahre 1515 ertheilt Tetzel einem Einwohner

1) Hofmann a. a. O. 28. Löscher a. a. O. 375, 397, 399. Walch XV, 418. Schröckh XXXIII, 480 f. Walch XV, 193.

von Kreicha, der eine nach eigner Aussage unabsichtliche Tödtung begangen, einen Ablaßbrief, in welchem er — als berufen, die Seligkeit Aller zu suchen, und da der N. N. nach seinem Vermögen die Gebühr entrichtet — denselben kurz und erbaulich von dem begangenen Todtschlage lossprecht, diese Lossprechung männiglich verkündet, und mit dem Befehle an Alle und Jede, Geistliche wie Weltliche, und unter Androhung des Bannes schließt, den N. N. wegen seines Todtschlags weder anzuklagen noch zu verurtheilen, sondern für gänzlich absolvirt zu halten. Andere Ablaßbriefe Tetzel's sprachen nicht blos von allen begangenen Sünden, Greueln und Uebelthaten überhaupt, mit der ausdrücklichen Bemerkung, sie möchten noch so groß und schwer, oder dem apostolischen Stuhle vorbehalten sein, sondern namentlich auch von Bann und Interdikt los. [1])

Ueble Folgen.

Bei den Jubeljahr- und so viel andern Ablässen steuerte die Christenheit zur Unterhaltung der Ueppigkeit und aller denkbaren Frevel am römischen Hofe, zur Unterhaltung eines verwüstenden Kirchenregiments, erdrückender hierarchischer Tyrannei, ruchloser Kirchenhäupter und ihres Uebermuths. Bei den Ablässen zur Führung von Religionskriegen im Bereiche der Kirche selbst hatte die Christenheit zu blutiger Verfolgung und Vertilgung der Ketzer gesteuert — Derer, die nicht selten weit bessere Christen waren und es weit ehrlicher und ernster mit der christlichen Frömmigkeit nahmen als die Katholischen und insbesondere die Hierarchie, die Häupter; zur Vertilgung der Ketzer, welche die evangelische Wahrheit zum Theil reiner als die Kirche auffaßten, die letzte Kunde des ursprünglichen Evangeliums bewahrten, sich hochherzig erhoben oder doch preiswürdigen Widerstand leisteten gegen das zur Herrschaft gelangte Afterchristenthum, die Verderbniß in der Christenheit, der Kirche, dem Klerus zumal; gegen die Priesterdespotie. Die katholische Christenheit hatte mit ihrem Ablaßgelde die Hellersehenden und Bessermeinenden erdrücken und würgen helfen, bei denen sie die Erlösung hätte finden können,

1) Walch XV, 312, 427, 435.

deren sie bedurfte, deren Bedürfniß sie zu empfinden bereits angefangen, die sie auf andern Wegen vergeblich erstrebte. Namentlich die aus Deutschland nach Rom gezogenen Ablaßgelder hatten den Päpsten wesentlich gedient, den Kampf gegen das Kaiserthum und die Reichsordnung bis zur Zerrüttung Deutschlands und zur Befestigung der römischen Herrschaft in deutscher Nation zu führen. Seitdem hatten die Päpste ihr Erpressungssystem in allen Ländern ihrer Oberherrschaft noch mehr ausgedehnt und vor allen die Deutschen hatten gezahlt und mehr und mehr gezahlt zur Erhaltung und Verstärkung des auf ihnen lastenden römischen Jochs. Jetzt wurden sie gebrandschatzt und gaben ihr Geld mit vollen Händen, um den weltlichen Gelüsten und Geldbedürfnissen eines verschwenderischen Papstes und Erzbischofs, päpstlicher Anverwandten, liederlicher Kleriker, Literaten, Künstler, Hofschranzen zu Hülfe zu kommen, und daneben geistliche Marktschreier, Fanatiker, Dummköpfe, Schlemmer und Buben zu bereichern oder mit den Mitteln zu einem losen schandbaren Leben zu versehen. Die Summen, welche alljährlich, noch außer den Proceßkosten und dem Ertrage der dem römischen Hofe zufallenden Pfründen, nach Rom gingen, wurden auf 300,000 Gulden berechnet. Hierzu kam nun der päpstliche Ablaß. Man weiß freilich nicht, wie viel Geld nach Rom und in des Kurfürsten Hände von dem gelangte, was die Delegirten erhoben. Erwägt man aber, daß diese mit dem lebhaftesten Eifer nach den Instruktionen und eignen Ideen, wie wir sie bereits kennen, das Geschäft betrieben, und obenein, wie sie einerseits die Kraft und die Amtsgewalt der weltlichen und geistlichen Obern lähmten, andrerseits dieselbe für ihre Zwecke in Anspruch nahmen und kein Mittel der Ueberredung, der Einschüchterung und Drohung unbenutzt ließen; ferner, daß der große Haufe herbeiströmte, die Widerstrebenden herbeigezogen wurden, die Aermern ihr Scherflein brachten, die Wohlhabenden und Reichen erkleckliche Summen zahlten; endlich daß das Pallium bezahlt, die Peterskirche gebaut, die Prinzessin Cibo bedacht und so manche ähnliche Zwecke in Rom erreicht wurden, und zwar nicht durch römisches Geld, auch nicht so sehr durch Beisteuern aus den übrigen christlichen Ländern, denen nicht halb so viel zugemuthet wurde, oder die sich der römischen Zumuthungen besser zu erweh-

ren wußten: so muß man schließen, daß keine geringe Summen durch diesen Ablaß abermals den Deutschen abgelistet und abgepreßt wurden, die dafür obenein noch der Spott der Wälschen traf, denn man nannte die Ablaßgelder der Deutschen in Rom lächelnd die **Peccata Germanorum**. Die Aussaugung traf alle Stände, vorzugsweise jedoch die niedern und ärmern, weil in ihnen der blinde Glaube am verbreitetsten und blindesten war — jene mehr und mehr gedrückten Stände, in denen ein bittrer Mismuth über den auf ihnen lastenden Druck gährte und hier und da schon zum Ausbruch gekommen war, der das Schlimmste, neue Zerrüttungen, Aufruhr, Pöbelherrschaft, Sklavenkriege in Deutschland fürchten ließ. Herzog Georg von Sachsen, als er den wormser Reichsbeschwerden 1521 noch zwölf besondere beifügte, hob darin unter Anderm hervor, bei dem für Geld verkauften, unverschämt, um nur viel Geld zusammenzubringen, gepriesenen Ablaß müßten eben die Armen für Gotteslästerung, Ehebruch, Hurerei und entheiligte Feiertage zahlen. „Alle Spinnerinnen und Wittfrauen, auch die das Almosen nahmen, sagt Mekum, legten ein, um ihrer Freunde Seelen aus dem Fegfeuer zu erlösen, daß, wo es länger hätte währen sollen, Deutschland weder Heller noch Pfennig behalten hätte." Unerhörte Summen gingen aus Deutschland nach Rom, während man im Reiche fort und fort, nach den mühsamsten Unterhandlungen, für die dringendsten Bedürfnisse nicht einmal das Nothwendigste aufzubringen wußte. [1])

Das noch Schlimmere aber war die aus einer solchen Ablaßpraxis nothwendig hervorgehende religiöse Misleitung und Verdummung, die ihr nothwendig folgende Entsittlichung. Grenzenlos mußten die Verwüstungen sein, welche sie in der sittlichen, kirchlichen und Rechtsordnung anrichtete, wenn sich dieselben auch nicht als bestimmte Größen darstellen lassen. Es konnte nicht ausbleiben, daß sie den kirchlichen Gesammtgeist noch mehr verderbte, die Geistlichkeit und mit ihr die Kirche bei immer Mehren in Verachtung brachte, bei Vielen Aberglauben und bei Andern Unglauben nährte, Vielen geradezu eine Lasterschule, ein naher Antrieb zu Raub, Unzucht und allen denkbaren Freveln wurde,

1) Hofmann a. a. O. 39. Ranke a. a. O. 252.

mit einem Worte, den Klerus und das Volk demoralisirte, in einer Zeit, wo das Volk, trotz Volksschriftwesen und Erwachen des gesunden Menschenverstandes, so entsetzlich in Roheit und Dummglauben verkommen war, daß es diesen Ablaß kaufte, diesen Krämern in Haufen zuströmte, wo kaum etwas nöthiger war als gesunde aufklärende Volkslehre; in einer Zeit der Gährung, der Eigenwilligkeit und Gewaltsamkeit, der socialen und politischen Auflösung, (wir werden darauf zurückkommen), wo so unendlich viel daran lag, daß der sittliche Geist, der religiöse und Ordnungssinn gestärkt wurde, daß die Kirche ihres Berufs gedachte und alle ihre Kräfte zur Erfüllung desselben zusammennahm. Auch dieser Nachtheil der zunehmenden Verdummung, Entzügelung und Entsittlichung traf vorzugsweise das ohnehin so schmählich verwahrloste niedere Volk. Und bei dem Allen ist noch beiweitem der ganze Umfang des Unwesens nicht dargestellt, auch seine Höhe hatte es zu Anfange des Jahrs 1516 noch nicht erreicht. Bis zum Ausgange des folgenden Jahres blieb es fortwährend im Zunehmen; mit der Ablaßerpressung gingen andere alte und neue Aussaugungen Hand in Hand. Gerade auch die geistlichen Herren, Bischöfe, Aebte u. s. w. trieben es jedes Jahr ärger mit dem Schinden und Schatzen ihrer Unterthanen, mehr als je wurde die geistliche Gerichtsbarkeit zur Gelderpressung ausgebeutet; man rechnete den Barfüßern nach, daß ihnen jährlich 200,000 Gulden, den Bettelmönchen überhaupt, daß ihnen Jahr ein Jahr aus eine Million einlaufe. [1])

Mit voller Wahrheit sagte Luther noch kurz vor seinem Tode in einer Predigt, die er in der Stiftskirche zu Merseburg hielt, den Domherren: „Das ist ja gewiß, wenn unser lieber Herr Gott nicht aus lauter Güte und Gnaden das Evangelium in Deutschland gegeben, so hättet ihr jetzt hier gar nichts, weder Präbenden oder Kanonicaten zu verleihen, sie wären lange vor zwanzig Jahren hinweg, wie es in andern Stiften ergangen. Erstlich durch die Pallia, Annaten, Bullen und Ablaßbriefe, über welche der Kaiser Maximilianus über die Maßen schwer geklaget hat, wohl vor fünfundvierzig Jahren, da der Papst durch einen Ablaß mehr, denn über die fünfmalhunderttausend Gulden, aus

1) Ranke a. a. O.

deutschen Landen erschöpft hat: dadurch wurden sie beißig und gieriger auf das Geld, kamen über drei Jahre hernach wieder, mit einem andern Ablaß, hätten gern alle Tage soviel Geldes von ihrem Ablaß genommen. Darnach, was haben sie aus den großen Stiften und Episcopaten, von den großen Prälaturen jährlich genommen? Habe ich recht gemerkt, so nehmen sie alle Jahre von der Probstei zu Würzburg dreitausend Gulden, also in andern Stiften mehr: welches Alles ein überaus groß Geld alle Jahr trägt. Was thut nun der Papst mit dem Gelde? Er gibt es seinen Meretricibus, Cynaedis, und Kämmerlingen; das richtet er mit aus. Wohlan, wieder zur Sache. Also sage ich, so das Evangelium nicht kommen wäre, so hätte der Papst mit seinem römischen Hofe längst vor zwanzig Jahren alle Präbenden, Prälaturen und Kanonikaten zu sich gerissen, also, daß in keinem Episcopat eins wäre gewest, die nicht der Papst zu leihen gehabt, in seine Macht gezogen hätte, durch die Titel, Köche, Kämmerer, Kostgänger u. s. w." [1])

Indeß war seine Aufmerksamkeit und sein Absehen vornämlich auf die religiöse und sittliche Seite, die Lehre und deren Wirkungen gerichtet, so daß es nur ganz erklärlich ist, wenn zunächst und vorwaltend sein Unwille durch den Schaden erregt wurde, welchen der Ablaß der Frömmigkeit und Sittlichkeit zufügte. Er spricht in einer zu Leipzig 1519 gehaltenen Predigt davon. „Es ist ohne Zweifel fast jedermann bewußt, wie daß ich, Martinus Luther, zur Zeit den Misbrauch römischen Ablasses angefochten, dazu aus christlicher Treue und Wohlmeinung beweget, daß ich gesehen, wie durch solch so viel unträglichen Vornehmens etlicher Prediger das arme gemeine Volk umgeführet ward, und in seiner Einfältigkeit, unter dem Schein des Ablasses, in gefährliche Irrthum, auch zu Schaden seiner nothdürftigen Nahrung kommen." Er thut der Sache keineswegs zu viel, wenn er in der Schrift von der Winkelmesse sagt: „ewige Schande haben sie davon, daß sie die ganze Christenheit und alle armen Seelen durch das Ablaß, als die Teufels Apostel und Betrüger, so schändlich verführet und umb solch unsäglich Geld betrogen haben. Und wenn der Papst mit seinen Papisten kein

1) Plochm. XIX, 37.

ander Lügen und Trügerei in der Christenheit getrieben hätten, denn allein das Ablaß, so hätten sie doch damit wohl verdienet, daß man sie für die größesten Ketzer und Räuber schelten sollt, so die Erden je getragen hat. Denn sage mir, welch Räuber hat jemals so viel geraubt oder gestohlen, als durchs Ablaß geraubt und gestohlen ist? Welch Ketzerei hat so viel Seelen verfuhrt und betrogen, oder ist so weit und fern gelaufen, als das Ablaß." Man hat in der Leidenschaft manches Unwahre dem Ablaß nachgesagt. Es war eine Thorheit, weil des Dokumentirten übergenug ist. Nur die nicht abzuleugnende summarische Instruktion braucht man zu lesen, um keine Uebertreibung in Luther's häufigen allerdings heftigen Aeußerungen über den Indulgenzenhandel mehr zu finden. Wer wird sonderlich geneigt sein zu widersprechen, so rhetorisch es gesagt ist, der aufrichtige Freund des Christenthums und der Kirche am wenigsten, wenn er ausruft, „und wenn sie sonst kein Böses gethan hätten, so wäre allein das Ablaß gnug dazu, darum sie Gott ins höllische Feur verdammte und alle Menschen sie zur Welt ausjagten!" Er zählt die manchfachen Nachtheile auf, die der Ablaß herbeigeführt, und als deren schlimmsten er den bezeichnet, „daß sie solcher lästerlichen Lügen zur schrecklichen Abgötterei gebraucht haben, denn viel tausend Seelen so sich drauf verlassen, als wäre es Gottes Gnade und sind drauf gestorben, durch die Seelmörder verloren sind. Solche Seelen schreien ewiglich Zeter über das Papstthum, die sie schuldig sind Gott wiederzubringen." In der Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg versammelt, kommt er darauf, daß man vergessen, wie es dazumal gestanden in der Welt, ehe seine Lehre angefangen, und stellt sodann den Geistlichen ihre „vergessene Tugend für die Augen, damit sie sehen oder wieder dran gedenken, was in der Welt sollt worden sein, wo unser Evangelion nicht kommen wäre." Er beginnt mit dem Ablaß. „Wenn unser Evangelion sonst nichts gethan hätte, denn dies Stück, daß es die Gewissen von dem schändlichen Greuel und Abgott des Ablaß erlöset hat: so sollt man doch dran erkennen, daß es Gottes Wort und Kraft wäre." Es folgt die Stelle, worin er sagt, keine menschliche Weisheit habe solches vermocht, Niemand habe den Greuel verstanden noch anzugreifen gewußt. Er schildert sodann den Unfug und schließt: „Summa,

wer will alle die Greuel erzählen, die allein das Ablaß in allen Stiften, Klöstern, Kirchen, Capellen, Clausen, Altaren, Bildern, Tafeln, ja fast in allen Häusern und Kammern, und wo nur Geld war, als ein rechter gewaltiger Abgott gestift hat? Man müßte von Neuem an die Bücher lesen, die bei zehen Jahren dawider geschrieben sind. Nu sagt an, lieben Herren, an dieser unaussprechlicher Dieberei und Räuberei des Gelds, und an solcher unbegreiflichen Menge der verführeten Herzen und Gewissen, und an solcher allererschreckenlicher, greulicher Lügen und Lästerung des Leidens Christi, des Evangelii, der Gnaden und Gottes selbs, so durchs Ablaß begangen ist, seid ihr Geistlichen allesampt schüldig, nicht allein die ihr das Geld davon habt genommen, sondern auch die ihr stille dazu geschwiegen, und solchem Teufelswüthen williglich zugesehen habt. Man sagt von Aufruhr, von Klöster einnehmen, von Türken, ja, was sind solche Stücke allesampt gegen euch Ablaßkrämer allein, wenn man's nur bedenken wollt? Es ist ein recht Türkisch Heer gewest, gegen den rechten christlichen Glauben." [1])

Auch Andere hoben die Seite des Unfugs, daß er der Frömmigkeit und Sittlichkeit so schädlich, stark hervor, unter ihnen Hutten in der Klag' und Vormahnung wider die Gewalt des Bapsts. Z. B.:

„Also zu Sünd man Urlaub gibt,
Darum jetzt sünden manchem liebt,
Und werden Laster, Schand gemehrt,
Gut Weis und Sitten gar verkehrt;
Dann, wer wollt meiden Uebel thun,
So man das kann austilgen nun?
Zu dispensiren sich vermeint
Der Babst, als ob er sey vereint
Mit Gott, um sollichs, und im Fug,
So falscher Trug und schändlich Lug,
Dadurch die Welt geärgert wird,
Gemeiner Mann am Glauben irrt,
Dann wo um Geld man kaufen kann,
Daß nichtes Uebels sey gethan,

1) Plochm. XV, 396; XXXI, 310. Wider Hans Wurst, Plochm. XXVI, 55. Vermahnung an die Geistl. Plochm. XXIV, 337 ff.

Und nit allein die Sünd vergibt,
Die einer etwa hat geübt,
Und ist geschehen sonder mehr
Auch wider Recht und göttlich Lehr:
Was einer noch in Willen hat,
Thut lassen zu, und gibt dem Statt;
Fürwahr, da wird kein Ehr geacht,
Das Volk zu Sünden geursacht."

In der spätern Ausgabe der Klage: „Aufwecker der teutschen Nation" unter Anderm:

„Es denk doch jedes fromme Herz,
Ob da nit sey zu haben Schmerz,
Daß stets gen Rom man Geld hinsend,
Und wider her als Uebel wend.
Dasselb die Curtisanen thun,
Die diese Sache treiben nun;
Ohn Zahl sie Geld von hinnen führen,
Das wir vielleicht gern entbühren,
Wo nicht die guten Sitten hie
Zu Aergerung verkehrten sie.
— — — — — — —
Je mehr ich sag, je mehr mich schäm.
Drum laß ich von der Wälschen Schand
Die (leider) nimmt fast überhand,
Und rühr das Römisch Regiment,
Deß Geitz hat weder Ziel noch End.
Wie kommen da wir Teutschen zu,
Daß wir nit mögen haben Ruh,
Bei dem, das doch ist unser Gut,
Ein ander uns das nehmen thut,
Und fordert unser eigens ab,
Gleich ob er uns gefangen hab.
Wo seind wir schuldig worden je
Dem Bapst Tributen, oder wie,
Wie darf er heischen Pension
Von dem, was wir gestiftet hon?
Ists billig, daß den Stuhl erhalt
Zu Rom, der drauf hat kein Gewalt?
Was geht uns an, das einer lebt,
Und in ei'm Pracht und Wohlust schwebt?
Will er dasselb von uns bekomm?
Ach Gott, wir Teutschen seind zu fromm.
Wiewohl mit Frömmkeit wird genannt,
Daß wir ernähren Laster, Schand.

Dann geben wir darzu kein Geld,
Ihr unkeusch Leben wär zerfällt,
Ihr Bosheit halten wir in Brauch,
Drum Gott uns billig strafet auch,
Dasselb mir in Gedanken leid,
Macht mei'm Gewissen manchen Streit,
Daß wir so viel ausgeben han,
Und 's doch geleget übel an." [1])

Sieht man nur den Ablaßunfug jener Zeit an, so muß man doch sagen, bei einem gelehrten, denkenden und wohlgesinnten deutschen Manne, wie es Luther war, erscheint die Liebe und Ehrfurcht, welche er gegen die Kirche und das Papstthum trotz alle dem hegt, was jene entstellte und von diesem verübt wurde, in wahrhaft wunderbarer Kindlichkeit und Stärke. Wer ihm vorwirft, daß er in seiner zweiten Lebenshälfte im Hasse gegen das entartete Papstthum zu weit gegangen sei, wird nicht vergessen dürfen, daß er in dieser ersten ebenso sehr in der Zuneigung zu demselben zu viel gethan. Denn sie und nicht bloße Befangenheit, die sich bei ihm vollständig eben auch nur wieder aus ihr erklären läßt — sie war es, die ihn auch jetzt noch wesentlich an einer tiefern und richtigen Auffassung und Erkenntniß des Ablaßunwesens und der wahren Gründe und Ursprünge desselben hinderte, womit, wie wir sahen, sein Innehalten so genau zusammenhing, nachdem ihn ein nach dem Bisherigen noch begreiflicherer Unwille zum Schreiben, das heißt dazu angetrieben, den Vielen sich anzureihen, die sich seit langen Zeiten gegen die Ablaßirrlehre und Misbräuche erhoben hatten.

Widerstreben.

Denn so gewiß die Ablaßtheorie und Praxis eine klägliche Verirrung, ein Brandmal für Diejenigen war, von welchen sie ausging und die sie auf sich anwenden ließen: so bestimmt kann auch gesagt werden, hätte die Christenheit, die deutsche Nation insbesondere, sie sich gefallen lassen ohne Widerstreben und Widerspruch, jede Spur der Erkenntniß der ursprünglichen christ-

1). Münch, Hutten's Werke, V, 63 ff.

lichen Wahrheit, alle sittliche Empfindung und Kraft, alle Geistesregsamkeit, alles Ehr- und Nationalgefühl hätte ihr entschwunden sein müssen. Es war nicht der Fall. Die Ablaßtheorie und Praxis kam empor, wurde geübt unter stetem Widerstreben, das, ob auch nicht durchgängig, eine bessere Einsicht und reinere christliche Gesinnung voraussetzte. Nie fehlte es in der katholischen Welt, im Klerus wie im Laienstande, in deutscher Nation, bei den Häuptern wie im Volke an einer Opposition, welche der Kirche und der Deutschen Ehre wenigstens einigermaßen rettet und noch mehr ein Zeugniß ist der Macht sowol als der Schamlosigkeit und Schuld des Papstthums. Wie hoch mußte es gestiegen, wie fest gewurzelt sein, wenn es eine solche Lehre und Praxis gegenüber besserer Erkenntniß geltend machen konnte — wie grenzenlos übermüthig und schamlos mußte es sein, indem es sie übte, obwol vielfach gewarnt, zurechtgewiesen, bedroht.

Mit der Verderbniß erhob sich auch der Widerspruch, ward kräftiger und lauter mit ihrem Zunehmen, obwol er freilich zuerst und meisthin sogar bis in diese Zeit nur gegen einzelne Verderbnisse sich kehrte. Im 13. Jahrhundert erreichte das Institut seine Vollendung, seit derselben Zeit ertönen zahlreiche Stimmen wider das Unwesen. Gelehrte Theologen, Prediger, Dichter geißeln es in Ernst und Schimpf, untersuchen wol schon seine Grundlage, sind bemüht die ältere reinere Lehre und Praxis herzustellen, und mehr und mehr treffen ihre Angriffe das Papstthum oder doch einzelne Päpste mit. Schon im Freidank hieß es, nur Gott könne Sünde vergeben, und könne der Papst von Sünden lösen ohne Reue und Buße, so sollte man ihn steinigen, wenn er nur einen einzigen Menschen zur Hölle fahren ließe: eine Stimme, welche jetzt im deutschen Volke vielfach wiederklang. Wicklef, in der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts, nennt den Papst geradezu den verruchtesten Schafscheerer und Beutelschneider. In seinem Trialogus ergeht er sich über den Betrug der Mönche, ihre Verdienste zu verkaufen, die doch von Gott gar nicht angenommen würden. Selbst den Päpsten gestänben sie das Recht des Ablasses nur unter der Bedingung zu, daß derselbe reuevoll Beichtenden verliehen werde, während bei ihrer vermeinten Gemeinschaft der guten Werke diese Bedingung nicht in Betracht komme. Die gesunde Vernunft kommt bei Wicklef

zum Durchbruche, er hat die ursprüngliche christliche Wahrheit erkannt. Von beiden Punkten aus bestreitet er die Ablaßtheorie, die ihm als Gotteslästerung erscheint, indem sie dem Papste die Macht zuschreibt, nicht blos die Lebenden, sie mögen leben wie sie wollen, selig zu machen, sondern sogar die abgeschiedenen Seelen sofort zur ewigen Ruhe zu fördern. Gegen den Kirchenschatz wendet er ein, weder der Papst noch Christus selbst könne eine Dispensation, einen Ablaß anders ertheilen, als es die Gottheit durch einen gerechten Rathschluß von Ewigkeit her bestimmt habe. Er bestreitet die Möglichkeit, daß der Papst dem Erlöser und den Heiligen ihre überflüssigen Verdienste entreißen könne. Weder Christus, sagt er, noch die Apostel haben solche Ablässe ertheilt. Sie hätten doch wol die Macht dazu gehabt? Oder sündigten sie etwa durch ihren Nichtgebrauch auch gegen den Nutzen der Kirche? Wenn Christus seinem vornehmsten Nachahmer, dem Petrus, eine Gewalt der Schlüssel anvertraut hat, so folgt daraus noch nicht, daß er sie auch dem Antichrist, der ihm an Leben und Lehre so unähnlich, habe ertheilen müssen. [1])

Allein nicht lange darauf überbot Bonifaz IX. den Misbrauch noch, der Wicklefs scharfe Kritik hervorgerufen. Gerade von seiner Zeit an bemerkte man aber auch in Rom selbst, wie sehr durch die Weise, wie der Ablaß verkauft wurde, das Ansehen der apostolischen Schlüssel und Briefe zu sinken anfing. Im Anfange des 15. Jahrhunderts äußerte sich Huß in ähnlicher Weise wie Wiclef. Ablaß vom Papst oder Bischof nütze keinem Menschen, da der Papst ja selbst nicht wisse, wen Gott beseligen wolle, und da viele Päpste selbst der Verdammung verfallen wären, obwol sie reichen Ablaß verliehen hätten. Schon 1403 tadelte er die Ablässe mit Heftigkeit; 1412 wiederholte und verstärkte er seine Angriffe. Papst Johann XXIII. schrieb Ablaß zu einem Kreuzzuge wider den König Ladislaus von Neapel aus, gegen welchen er Krieg führte. Huß und Hieronymus von Prag behaupteten öffentlich, es streite mit dem Christenthume, Christen wider Christen zum Kriege zu verhetzen und zur Vergießung ihres Bluts Ablaß für Geld anzubieten. Huß

1) Ullmann a. a. O. I, 278. Gervinus a. a. O. I, 476. Schröckh XXXIV, 513 f.

veranstaltete eine Disputation über die Frage, ob es christlich-zulässig sei, der päpstlichen Kreuzbulle Folge zu leisten? Er ließ die letztere am Pranger der Neustadt zu Prag verbrennen, keine Vorstellung vermochte ihn zu bewegen, die veranlaßte Volksbewegung durch Schweigen stillen zu helfen: er müsse sein Versprechen erfüllen, die Ungerechtigkeit der päpstlichen Ablässe darzuthun. Es erschienen mehre Schriften von ihm, in welchen er die Kreuzbulle und den päpstlichen Ablaß wiederholt angriff, wobei er zum Ausgangspunkte die Lehre Christi und der Apostel nahm. Das Morden der Menschen, das die Bulle gebiete, und das Aussaugen der Länder, das sie veranlasse, könne nicht aus der Liebe Christi herfließen. Die Priester hätten wol die Macht, von Strafe und Schuld loszusprechen, nur aber nicht nach Art des Papstes, nicht schlechtweg, ohne die Bedingung echter Reue und Besserung. Niemand sei der Vergebung der Sünden fähig, als wer die dazu nöthige Gnade bei Gott erlangt habe, der allein eine solche Vergebung ertheilen könne. Menschliches Binden und Lösen könne nur Gültigkeit haben, sofern das göttliche vorhergehe. Wie wol unwissende, liederliche, geldgierige Priester, die den Ablaß von den Kommissarien nach einer Taxe gekauft, ihn derselben gemäß wirksam austheilen, wie Christen zweifeln könnten, daß jene Räuber Diener des Antichrists wären? Und wenn dieser der Thürhüter sei, wie er Denen, die zu Christo hineingehen wollten, die Thür öffnen könne? Kein Heiliger habe Sünden, wie es der Papst sich anmaße, vergeben, nach der Anzahl von Jahren und Tagen Ablässe von Strafe und Schuld ertheilt. [1])

König Wenzel, der anfangs die von Huß so nachdrücklich angegriffene Kreuzbulle genehmigt hatte, wurde doch entrüstet über das Unwesen und trat ihm entgegen, als man ihm vorgestellt, wie viel Geld durch die Ablässe dem Reiche ausgepreßt, wie viel dem Landmanne, der keins geben könnte, an Vieh entzogen würde, worüber auch schon Gassenlieder im Umlauf waren. Er ließ sich bestätigende Zeugnisse einreichen, und schickte sie dem Papste mit einem Schreiben zu, worin er über die Habsucht, Zügellosigkeit und Vermessenheit der Ablaßprediger ernste Beschwerde führte. Sie nähmen die ganze Hand, wenn man ihnen

1) Schröckh, XXXIV, 481, 594 ff. Menzel a. a. O. 180 f. Hist. et Mon. Jo. Huss atq. Hieron. Prag. I, 217, 228 ff.

nur einen Finger biete; wer ihnen Geld gebe, dem versprächen sie das Himmelreich, das doch, so viel er wisse, nur Denen zu Theil werde, die es verdienten; sie predigten noch viele andere Dinge, wodurch sie das Heil der Gläubigen nicht förderten, sie sammelten große Schätze, indem sie die Einfältigen betrögen.

Am Koncile zu Konstanz bekämpften die Führer, Gerson namentlich, die Ablaßtheorie und Praxis mit den schärfsten Waffen. Die Deutschen sagten in ihrer „Protestation deutscher Nation" unter Anderm: seit hundertfunfzig Jahren hätten sich die meisten Päpste nebst ihrem Hofe dem Fleischlichen ergeben, und statt himmlischer und geistlicher Geschäfte, in Ergötzlichkeiten trunken, der Gewinnsucht und Geldgier sich überlassen. Sie gehen die päpstlichen Geld-Erpressungsmittel durch, und erwähnen dabei denn auch der Sündentaxen, des Ablaßverkaufs, überhaupt des Anhäufens ungeheurer Schätze, worin sie eben den Hauptgrund des Verderbens erblicken, der Ketzerei, Simonie, gefährlichen Trennungen, der Verachtung des Klerus beim Volke, das ihn an manchen Orten bereits für antichristlich halte. Man vereinigte sich über die Gegenstände, auf welche die Reform sich erstrecken solle. Der Ablaß ward unter ihnen aufgeführt, und dann noch einmal in den „Avisamenten" unter den reformbedürftigen Gegenständen hervorgehoben. Wir gedachten oben schon des Ergebnisses. Die deutsche Nation gab sich überwiegend der päpstlichen Gesinnung wieder hin und wurde dafür ärger als je ausgebeutet. Wie nichtig die Anstrengungen des konstanzer Koncils gewesen, geht daraus hervor, daß das Ablaßunwesen nie größer war als eben im 15. reformatorischen Jahrhundert. Das basler Koncil wiederholte die alten Klagen, gleichfalls vergeblich. In einer Versammlung zu Frankfurt, 1457, wurden die Beschwerden, die man gegen den päpstlichen Hof hatte, abermals nachdrücklich zur Sprache gebracht. Man stellte die ungeheuern Geldsummen voran, die unter allerlei Vorwänden in Deutschland erpreßt wurden. Der Erzbischof Diether von Mainz, früher mit dem Papste im Handel wegen der Kosten seiner Bestätigung, sodann überworfen mit ihm wegen der Zahlung, erklärte unverholen, die ausgeschriebenen Zehnten und Ablässe würden nicht für den Türkenzug, sondern für andere Zwecke verwendet. Er kam seinen römischen Geldverpflichtungen nicht nach, die mit diesen Fällen beauftragten Richter thaten, auf den Antrag der

päpstlichen Kammer, den Erzkanzler des Reichs rücksichtslos in den Bann, und Diether appellirte an ein künftiges Koncil, da der Papst im Verdachte der Theilnahme sei. Sein Kanzler Mayer schrieb an Pius Aeneas Sylvius, damals Kardinal und eifrig bemüht, die Deutschen zu beschwichtigen, unter Anderm, der Erzbischof, sein Herr, klage oft über den Papst, der weder die konstanzer noch die basler Schlüsse beobachte, nicht glaube, daß ihn die Verträge seines Vorgängers verbindlich machten, und deutsche Nation zu verachten, ja gänzlich zu erschöpfen scheine. Um Geld zusammenzuscharren, würden täglich neue Ablässe bewilligt. Ohne die deutschen Prälaten zu fragen, befehle er, unter dem Vorwande des Türkenkriegs, den Zehnten einzutreiben. „Es werden tausenderlei Mittel ersonnen, durch welche der römische Stuhl uns, wie Barbaren, mit schlauen Kunstgriffen um unser Gold bringen könne. Durch alles Dieses ist unsere ehemals berühmte Nation, die durch ihre Tapferkeit und ihr Blut das römische Reich erkauft hat, die Gebieterin und Königin der Welt gewesen ist, jetzt zur Dürftigkeit heruntergebracht, eine Magd und steuerpflichtig geworden; im Schmutze liegend, betrauert sie schon viele Jahre hindurch ihr Unglück und ihre Armuth. Jetzt aber fangen unsere Großen, gleichsam aus einem Traume erwachend, an, zu überlegen, welche Hülfsmittel sie wol gegen dieses Unheil gebrauchen sollen; sie sind entschlossen, das Joch ganz abzuschütteln und sich die alte Freiheit wieder zu verschaffen. Wenn die deutschen Fürsten ihre Absichten ausführen, so wird dieses für den römischen Hof kein geringer Verlust sein." Aeneas, ohne die mindeste Besorgniß blicken zu lassen, wies den beschränkten Unterthanenverstand des Kanzlers mit stolzer Ruhe zurecht. Von deutscher Seite wurde hierauf wieder sehr kräftig geantwortet, freilich ohne Erfolg und etwas spät, nach mehr als funfzig Jahren. Denn die obenerwähnte Schrift Wimpheling's über die Beschwerden deutscher Nation vom Jahre 1515 sollte die Antwort auf Aeneas' übermüthiges Schreiben abgeben. Kurfürst Berthold hatte die Sache „oft und viel erwogen," die denn zehn Jahr nach seinem Tode gedachtermaßen in die Hand genommen wurde. [1])

1) Schröckh, XXXIV, 598 ff., 36, 211 f; XXXI, 495 f., 502 ff.; XXXII, 206, 208, 215. Menzel a. a. O. VII, 277.

In einer Versammlung zu Nürnberg 1460 wurden die Beschwerden wiederholt, und sämmtliche Kurfürsten appellirten, erzürnt über das beleidigende Benehmen des päpstlichen Kardinallegaten, von diesem an den Papst und den apostolischen Stuhl, und von diesem wieder an ein künftiges Koncil. Unter den Beschwerden zählten sie besonders die wiederholten und weitausgedehnten Ablässe auf, durch welche die Schatzkammern frommer Gemüther ausgeleert würden. Der Papst wußte sie durch Versprechungen zufriedenzustellen. Mehrmals noch fanden sich die Stände zu dem Antrage bewogen, daß das von den zum Türkenkriege ausgeschriebenen Ablässen aufkommende Geld ihnen selbst übergeben würde, damit sie es zur Kriegsführung verwenden könnten. Sie wiederholten ihr Verlangen sehr dringend im Jahre 1500. Maximilian und die Kurfürsten wollten den Kardinal Raynald nur bedingungsweise im Reiche zulassen und verwiesen ihn an das Reichsregiment, das sich in Unterhandlungen erst mit ihm einließ, nachdem er versprochen, ohne desselben Wissen und Genehmigung seiner Vollmachten sich nicht zu bedienen. Sein Ablaß sollte nicht etwa Uebertretern des Landfriedens zu gut kommen, den er ausdrücklich zu bestätigen hatte. Vornämlich sollten nach einem 1501 geschlossenen Vergleiche Maßregeln getroffen werden, daß das aufkommende Geld nicht in des Legaten Hände gelangte, ihm nur der dritte Theil davon überantwortet würde. Man hatte ihm mancherlei Eingriffe in die Konkordate deutscher Nation vorzuwerfen gehabt. Sofort nach geschlossenem Vergleiche gab er Anlaß zu erneuten Vorwürfen derselben Art. Maximilian erklärte im folgenden Jahre das Reichsregiment für überlistet und suchte neue sichernde Verfügungen wegen des einkommenden Geldes zu treffen, die jedoch zu spät kamen. Von den Beschwerden der Stände im Jahre 1510, namentlich auch wider den Ablaß, ist bereits die Rede gewesen. Seitdem geschah von Seiten der weltlichen Reichshäupter bis um diese Zeit nichts Gemeinsames mehr, obwol es an einzelnen Maßnahmen nicht fehlte. Erst 1517, aber sehr flüchtig, nur beiläufig, nachdrücklicher erst in Worms und in Nürnberg 1521 und 1522, sprach sich das Reich wieder aus — in Worms, „wo der deutsch Adel bei vierhundert Stücken Kaiserl. Majestät fürtrug, darin sie sich beklagten, von der Geistlichen beschweret, und sagten frei heraus: Wo Kaiserl. Majestät

nicht wollte solchs abschaffen, so wollten sie es selbs thun; denn sie könntens nicht länger leiden.“ [1]) In den nürnberger hundert Beschwerden deutscher Nation — deren Häupter und Vertreter ihre Meinung also nicht änderten, wie auch die Volksstimme dieselbe blieb — heißt es unter Anderm: „Es ist zu vielmalen Ablaß der Sünden, Nachlassung (von) Wuchergut, Raub, Mord, Brand und anderer Beschädigung des Nächsten in deutschen Landen um Geld zu erlassen und zu erkaufen, gelegt und gegeben, und damit groß unaussprechlich Gut und Geld aus deutschen Landen gen Rom gezogen, — — und was noch viel schädlicher ist, so sind die Christenmenschen durch solchen Indulgenz und Ablaß, auch leichtfertige und ungeschickte Prediger, so denselben Ablaß mit hoher Aergerniß ausgeruft und verkündiget, und aus dem, daß dem Volk damit mancherlei Sünde durch unbeständige Vertröstung zugelassen, zu viel schweren Sünden, Meineid, Schwüren, Todtschlagen und andern bewegt und gestärkt, auch verdammlicher Weise verführet worden. — Item, der Papst und die Bischöffe behalten und reserviren ihnen, auch etliche Sünden und Fälle allein zu absolviren. Und wenn sich denn solche Fälle begeben, will man das Volk nicht absolviren, es gebe denn viel Geld darum. — — Aber etlichen Reichen werden um Geld und Geldeswerth von päpstlicher Heiligkeit Indultbriefe gegeben, ob sie auf künftige Zeit Mordthaten, Meineidschwüre oder dergleichen Mishandlungen übeten, daß ein jeder schlechter Priester dieselben Uebelthäter davon absolviren möge.“

Auch von andern Seiten hörte der Widerspruch gegen den Ablaß nie auf, ja er wurde gründlicher geführt als je, wenn auch, was dies Letztere betrifft, nur in engern Kreisen und in der Stille. Nichtdeutsche Theologen waren es gewesen, welche die Ablaßtheorie ausgebildet und dem Unwesen dadurch die sicherste scheinbar unerschütterliche Grundlage gegeben, ihm recht eigentlich Thür und Thor geöffnet hatten. Deutsche Theologen sollten es überwinden, indem sie zunächst die Grundlosigkeit der Theorie aufdeckten. Diese siegreichen Bestrebungen gingen namentlich aus von den Mystikern, wie Tauler, wovon späterhin, sodann um

1) Die Bulle des Ecclesiasten zu Wittenberg gegen die päpstischen Bischöfe, Plochm. XXIV, 335.

die Mitte des 15. Jahrhunderts von den an die Schrift und die Lehren Augustin's sich anlehnenden, den vom herrschenden scholastischen Lehrsysteme, welchem die Franziskaner und Dominikaner hingegeben waren, abweichenden Theologen: von den Jakob von Jüterbock, Pupper von Goch, Wessel, Wesel. Von den an die Grundpfeiler des Ablasses gehenden Untersuchungen des Letztern war im ersten Buche die Rede, und wir werden noch darauf zurückkommen. Jakob von Jüterbock erklärte schon vor ihm, der Ablaß sei eigentlich, weil er den Mangel an Verdienst aus dem Besitzthume der Kirche decken solle, für die Armen und Bettler der Kirche, eine Vorstellung, welcher wir bei Luther wieder begegnen werden. Die oberste Gewalt der Ablaßertheilung schrieb er dem Papste zu, beschränkte sie jedoch auf den feierlichen und öffentlichen Ablaß, die Plenar-Indulgenzen. Die Wirkung des Ablasses auf das Fegfeuer zog er in Zweifel, wie Gerson. Auch die Ansicht von ihm finden wir bei Luther wieder, daß die wirkliche Leistung der Genugthuungen nützlicher sei als ihr Abkauf. Wie Luther bei seinen Begriffen von der Buße mit dem Ablasse nicht einverstanden sein konnte und von ihnen bei seiner Ablaßbestreitung ausging, ebenso Wessel. Er leugnete die Nothwendigkeit der persönlichen Genugthuung zur Vollendung der Buße und betrachtete die göttliche Sündenvergebung als für sich vollkommen genügend; er betrachtete das Fegfeuer nur als eine nothwendige Läuterung, aus welcher ein Jeder lediglich vermöge dieser selbst heraustreten könne. Damit war die Bedeutung des Ablasses für ihn aufgehoben; doch auch unmittelbar griff er ihn an, nannte ihn einen frommen Betrug, einen Irrthum, eine Lüge. Er leugnete, daß das Institut im christlichen Alterthume vorhanden gewesen, und wies darauf hin, daß selbst seit der eigentlichen Ausbildung desselben, erst zu Bonifaz' VIII. Zeiten, keine Uebereinstimmung unter den Lehrern sich finde, sondern vielmehr eine solche Masse widersprechender Meinungen, daß kaum zwei zu denselben Grundsätzen sich bekennten, so daß hinsichtlich des Ablasses keine wahre Ueberlieferung vorhanden sei, weil kein Zusammenhang mit dem apostolischen Zeitalter, sondern ein Sprung von dreizehn Jahrhunderten, und keine Einheit, sondern ein verworrenes Gemisch von Meinungen, woraus nur Unruhe und Zwiespalt folge und wodurch Alles in subjektive Ansicht

Einzelner aufgelöst werde. Von andern Gegengründen, welche er aufstellte, wird weiterhin die Rede sein. [1])

Der Widerspruch ertönte von allen Seiten. In Leipzig eiferte gegen den Ablaß Doktor Johann-Kuno (Kühn), der zu Basel standhaft auf der Seite des Koncils gestanden. Ihm schlossen sich dort um 1492 die namhaften Franziskaner Johann von Bamberg und Georg von Frickenhausen, und der Ordinarius der juristischen Fakultät, Johann von Breitenbach an, von dessen erfolglosem Widerspruche bereits gesagt ist. Spenlin, Propst zu Herrnberg in Schwaben, ließ eine Schrift gegen die eben auch von den Letztgenannten getadelte Ablaßart der Butterbriefe drucken, widerrief indeß, als er auf päpstlichen Befehl gefangen nach Konstanz geführt und mit Amtsentsetzung bedroht wurde. Ebenso rügten es die Franziskaner und Dominikaner zu Freiberg, daß das Fasten mit Geld abgekauft werden solle, und der Papst selbst dazu anreize. Auch die sächsischen und andere Bischöfe waren zum Theil abgeneigt. Während Thilo von Merseburg den päpstlichen Legaten Raymund freundlich aufnahm, die Indulgenzen desselben bestätigte und noch seinen eignen Ablaß hinzuthat, wollte Lorenz von Bibra, der würzburger Bischof, von welchem Kurfürst Friedrich sehr viel hielt, die päpstlichen Indulgenzen nicht zulassen, je länger je weniger. Der Bischof von Meißen, Johann von Salhausen, wie dies gleichfalls schon berührt wurde, suchte 1508 den päpstlichen Ablaß, unter Berufung auf die Freiheiten seines Stifts, abzuwenden und achtete des Bannes nicht, womit ein untergeordneter Ablaßkommissär, Baumhauer, nicht anstand ihn zu bedrohen; 1512 sah er sich indeß genöthigt ihn selbst zu publiciren, obwol er äußerte, als er das Volk zu Tetzel hinströmen sah: „o wie närrische Leute sind dieses, daß sie das Geld in den Kasten stecken, dazu sie keinen Schlüssel haben." So hatte der Erzbischof Andreas von Krayn, wider den Ablaß streitend, die Fragen aufgeworfen, warum doch Papst Sixtus IV. für Geld segne und fluche, die geistigen Gnaden taxatorisch verleihe? Theodor Morung, Domherr in Bamberg, zur Zeit Innocenz' VIII. sprach öffentlich den Zweifel aus, daß der päpstliche Ablaß die Kraft habe, aus dem Fegfeuer zu erlösen. Der Markgraf Friedrich von Brandenburg ließ ihn ins Gefängniß werfen,

1) Ullmann a. a. O. I, 272, 280 ff.; II, 603 ff. Leo a. a. O. 76.

in welchem er neun Jahre büßte. Von dem Widerspruche, den die Weinmann, Ruß, Kastrick zu Erfurt, Rostock, Magdeburg erhoben, war schon die Rede. Sehr bitter hatte sich schon vor ein paar Jahren auch Hutten, wie wir hörten, über die von Julius II. ausgebotenen Ablässe geäußert. Eins seiner erwähnten Epigramme aus Rom war an die Deutschen gerichtet: es ist ein Bischof gestorben, erbittet ein neues Pallium, Romulus-Simon wird es geben, sobald er das Geld empfangen; und du, Simon, verkauf deine Pallien, so lange Germanien kein Hirn und keine Augen hat. Um dieselbe Zeit wurde die Ablaßlehre angegriffen von Johann Kaltenmarkter, Offizial des Bischofs von Passau und Doktor der Theologie an der Universität zu Wien, und von den Mönchen Philipp Turrian, Jakob und Theobald. Sie wurden zum Widerrufe genöthigt. Dem tetzelischen Ablasse widersetzte sich eine zunehmende Anzahl von Stifts- und Klostervorvorstehern. Erasmus ergoß seinen Spott über das Unwesen. In diesen Ton stimmten die Verfasser der Volksschriften, zum Theil auch Geistliche auf der Kanzel ein. Ein Franziskaner predigte zu Köln höhnend von den neuen „Wunderdingen;" „ists nicht was Neues, daß man ohne Geld nicht selig werden kann? Wir aber sind gar übel daran, weil wir Minnerbrüder (Minoriten, die kein Geld anrühren durften) sind." Der Pfarrer Kraft in Ulm, als sich Tetzel dort aufhielt, warnte öffentlich vor dem Betrüger: „Es ist ein Lockvogel aufgestanden, der euch das Geld gern aus den Beuteln schwatzen möchte; glaubt ihm nicht, Christus allein ist unser Ablaß und Versöhnopfer, das für unsere Sünden genug gethan und bezahlt hat." Tetzel fand sich bewogen von dannen zu ziehen. So empfänglich waren die Bürger hier schon, auf solche Stimmen zu hören, so abgeneigt dem Ketzermeister zu Werkzeugen sich herzugeben. An desto mehren Orten herrschte die Taubheit und Blindheit, unsicheres Schwanken oder die Furcht noch vor. [1])

1) Gretschel, Kirchliche Zustände Leipzigs, 182. Walch XV, 73. Schröckh XXXIII, 475 ff. Fraustadt, Einführung der Reformation im Hochstifte Merseburg, 21. Spalatin, Leben Friedrich's, 129. Tentzel a. a. O. 96 f. Hofmann a. a. O. 39, 50 f., 59. Neudecker, Die christl. Kirchengesch. der neuesten Zeit, 16. Geschichte des evangel. Protestantismus, I, 445. Wessenberg a. a. O. II, 544. Hagen, Deutschlands Verhältnisse, I, 172. Roscoe a. a. O. II, 369. Münch, Hutten's Werke, I, 226, 260.

Noch andere Bedenklichkeitsgründe.

Auch Luther's Landesherr hatte nicht blos an den Beschwerden der Reichsstände über den Ablaß thätigen Antheil genommen, sondern auch in seinem Gebiete mehrfach Schritte dawider gethan. Wenn ihn Luther nun angriff, so fehlte es ihm an namhaften und zahlreichen Vorgängern nicht, so konnte er, scheint es, mit Sicherheit auf vielseitige Zustimmung, auf ansehnlichen Beistand rechnen. Allein man wird hier an den Schaden der damals doch noch immer geringen und langsamen Schrift- und Gedankenverbreitung lebhaft erinnert. Er kannte gerade das Gehaltvollste und Wichtigste, was gegen den Ablaß eingewendet war, das er hätte erneuern, woran er sich selbst hätte rasch weiter bringen können, nicht, nicht Das, was die Wesel und Wessel wider den Ablaß geschrieben, nicht die Akten der großen Koncilien, nicht die Schriften eines Wiklef und Huß, die ihn so mächtig hätten fördern können, obwol sie freilich in seinen Augen so arge Ketzer waren, daß ihm wol jede Einwendung gegen den Ablaß um so schwerere Bedenken eingeflößt haben würde, wenn er erkannt, daß er dadurch in eine Einstimmung mit Ketzern gerieth. Doch hiervon ganz abgesehen, mußten die schwersten Bedenken in ihm aufsteigen, gerade wenn er sich Alles vorhielt, was ihm von Klagen über den Ablaß und von den gleichfalls Jahrhunderte alten Anstrengungen, dem damit getriebenen Unwesen zu steuern, bekannt war und wurde. Ging nicht aus ihrer Vergeblichkeit deutlich hervor, wie tief das Uebel gewurzelt war? Jede dawider angewendete Kraft hatte seiner Stärke gegenüber sich ohnmächtig erwiesen. Nicht Einer war mit seinem Widerstreben durchgedrungen, so Vielen hatte es Verderben gebracht. Dreister als je wurde eben jetzt Ablaß verkündet, und die päpstlichen Boten traten auf, völliger und geflissentlicher als je ausgerüstet mit Gewaltmitteln, begleitet von Drohungen mit der Wucht der päpstlichen Macht gegen Widerstrebende, Drohungen, vor denen selbst die Bischöfe scheu zurückgetreten waren. Mußten nicht Besorgnisse und vor allen Dingen die stärksten Zweifel in Luther entstehen, ob ein literarischer Angriff, so gut er von ihm ausgehen konnte, muthmaßlich zu einem wesentlichen Ergebnisse führen, nur überhaupt einen bedeutenden Eindruck hervorbringen würde? Einigen Lärm zu erregen, Beifall und Lob von Manchen, von den Lau-

testen, sich erwerben, war leicht genug, allein daran lag ihm bei seinem Ernste nichts. Etwas anzufangen, das keine Aussicht bot weder auf den beabsichtigten Erfolg noch selbst auf ein persönliches von einem erheblichen nachhaltigen Eindrucke begleitetes Erliegen, war nicht seine Art, nicht sein Geschick, seine Bestimmung. Die Sache war noch nicht reif, es schaffte nichts Rechtes, wenn er jetzt seine Stimme erhob: er fühlte es heraus, beurtheilte die Zustände und Verhältnisse und das Maß seiner Kraft richtig. Vor Allem fehlte es für einen Gelingen verheißenden Angriff noch an einem hinlänglich festen Boden, die Meinung war noch nicht zur Genüge vorgeschritten, das Volksgemüth noch nicht ausreichend vorbereitet.

Schon aus dem Obigen ließ sich wol theilweis ersehen, daß der Ablaß noch zahlreiche und gewichtige Zustimmung haben mußte und daß der Widerspruch gegen ihn allgemeiner und stärker schien, als in der That war. Er beruhete vielfach nur auf einem oberflächlichen Gerede oder Meinen, dem das Handeln nimmer entsprach, oft auf einer so unklaren Ansicht oder so eigensüchtigen Beweggründen, daß man ihm nur geringe Kraft zutrauen konnte. Die Einsichtigen waren entrüstet und schwiegen, oder tadelten, spotteten, und der Ablaß wurde gepredigt und gekauft nach wie vor. Die große Mehrheit, selbst die der Gegner, hatte sich noch lange nicht losgemacht von den Begriffen und Ansichten, den unsichtbaren und meisthin gar nicht bemerkten Fäden, welche den Ablaß hielten, so viel an ihm gezerrt und gerüttelt werden mochte — nicht losgemacht von dem Glauben an die Wirksamkeit der Indulgenzen, die Ablaßtheorie, das päpstliche Recht, über den Kirchenschatz zu verfügen, die päpstliche Macht überhaupt. Alle Gegenreden und Gegenmaßregeln trafen daher fast immer nur die Auswüchse und selten die Wurzel des Uebels, aus welcher jene nothwendig stets von Neuem hervorschossen. Der tiefer greifende Widerspruch der Wesel u. s. f. war nicht geeignet gewesen, in größern Kreisen Eindruck zu machen. Die Deutschen hatten fort und fort „kein Hirn und keine Augen“ und kein Spott und Hohn öffnete ihnen die letztern. Eben deshalb und aus Rücksichten des Nutzens, von welchen so Viele beherrscht wurden, war man stets und fast immer selbst von Seiten Derer, die widersprochen hatten, in der einen oder andern Weise auf den Ablaß zurückgekommen: die Indulgenzenprivilegirten, die Gelehrten,

die Koncilien, die Bischöfe, die Fürsten. Am allerwenigsten waren die Widersacher einig oder geeint, ihre Kämpfe waren stets ungleichzeitige und vereinzelte gewesen, nicht einmal im Ziele und noch weniger in den Beweggründen und Mitteln übereinstimmend.

Die Wiklef und Huß waren in der Minderheit geblieben, als Ketzer verdammt. Die Koncilien konnten dem Uebel nicht steuern, weil es ihnen nicht gelang, die päpstliche Macht einzuschränken, und besonders[1], weil sie das scholastisch-kirchliche Lehrsystem, überhaupt den Gedankenkreis, worin dieselbe am festesten wurzelte, neu befestigen halfen. Sehr wahr sagt Luther in der Vorrede auf etliche Briefe Hussens vom konstanzer Koncile, das Papstthum habe eben zu jener Zeit, geheilt von der Kirchenspaltung, nicht gefeiert und alle Kirchen in der ganzen Welt erfüllt mit gewaltigen Lügen, Ablaß, Kaufmessen und allerlei Jahrmarkt der guten Werke. „Solchs war die Frucht des allerheiligsten Koncilii.“ [1]) Die Väter in Basel ertheilten sogar selbst Ablässe zu Gunsten der Griechen und an Wallfahrer wegen der Pest. Der Widerspruch von geistlicher Seite ruhete gar zu oft kaum auf einem andern oder allein auf dem Grunde, daß die päpstlichen Ablässe und Ablaßbefugnisse die der Bischöfe, Klöster u. s. w. beschränkten. In der mainzer Versammlung 1461 mußte sich Erzbischof Diether vom päpstlichen Legaten sagen lassen, es sei ihm bei seinen Klagen über die Ablässe entfallen, daß er sich vorher freiwillig erboten, dergleichen in seinem Gebiete zuzulassen, wenn er einen Antheil davon erhalten solle; nur die Weigerung des Papstes, Gottes Eigenthum auf Privatnutzen verwenden zu lassen, habe ihn auf einmal so mitleidig gegen seine Unterthanen gemacht. So fand Tetzel bei Doktor Sebastian in Erfurt Widerstand, weil dieser sich selbst den Markt verdorben sah. Tetzel hatte 1512 in Zwickau muthigen Widerspruch gefunden und wol deshalb zum Abzuge sich bewogen gefühlt. Eben der Pfarrer mit seinen Kaplänen war es, die ihn — weil sie von dem Ablaß noch nicht so viel genossen hätten, um sich nur einen guten Tag machen zu können — veranlaßten, noch ein Mal aufzutreten. Die Antoniter zu Annaberg gewannen ihn durch Geschenke, ihren Ablaß herauszustreichen und recht wieder in Gang zu bringen. Der Franziskanerguardian und sein Ordenskapitel wollten vom

1) Walch XVI, 2536.

albrechtischen Ablaß nichts wissen, weil ihre Einkünfte durch ihn geschmälert wurden. Darin, daß durch die neuesten Ablaßkommissorien alle übrigen Ablaßprivilegien suspendirt wurden, lag in neun Fällen unter zehn der Grund des Unwillens und Widerspruchs, der sich von Seiten der Besitzer von Ablaßprivilegien erhob. Wenn es die geistliche Eifersucht war, welche bei Vielen auch dem Peterskirchen-Ablasse selbst Feindschaft erweckte, war auf die befangene und eigennützige bei einem Angriffe zu zählen, der dem Uebel selbst galt? Nur vereinzelt und wissenschaftlich nicht tief greifend waren die geistlichen Stimmen Derer, welche darauf hinwiesen, daß Christus allein der rechte Ablaß sei. [1])

Eben so ohnmächtig und zweideutig war der von weltlicher Seite erfolgende Widerspruch. Die Häupter waren stets uneins gewesen, weil sie Sonderanliegen verfolgten, wobei sie sich häufig mit Rom verbündeten und das Zutrauen der Mitstände, der Nation verloren: so war und blieb das Reich in Unordnung und konnte wider Rom keine schützende Kraft entwickeln. Die besten Stützen, Freunde und Fürsprecher ihrer Ansprüche fanden die Päpste stets in Deutschland selbst. Die Deutschen wußten es, daß sie Spielball der römischen Politik waren und ihr Geld dazu gaben, und machten der Sache dennoch kein Ende. Sie wußten es, man sagte es ihnen von Rom her selbst. Pius II. antwortete mehr als unbefangen auf Martin Maier's Klagen u. A.: „Es wäre Deutschland schuldig solche Last zu tragen, weil der Papst hätte das Römische Reich den Deutschen zugewandt, und der Papst müßte viel Geld haben, damit er könnte wehren, wo der Kayser wollte Frankreich, oder Frankreich Engelland überwältigen." Luther spricht davon und setzt hinzu: „Da siehe mir die verzweifelten Buben und Bösewichter an, was sie im Sinn und ihrem heimlichen Rath haben, nemlich, daß sie wollen die zwey Häupter uneins behalten, und eine Zwickmühlen haben, damit sie sich jetzt zu Diesem, jetzt zu Jenem, darnach der Wind gehet, halten mögen, daß sie dieweil sicher vor den Bestien seyn mögen, und vor der Reformation oder Koncilium sich nicht fürchten dürfen." Es war schandbar, wenn das Oberhaupt der Christenheit die Türkengefahr blos zum Vorwande gebrauchte, um zu Gelde für Privat-

1) Wessenberg a. a. O. II, 413. Menzel a. a. O. VII, 127, 138, 280. Hofmann a. a. O. 43, 48.

zwecke zu gelangen. Allein da das Reich die Macht, die Mittel besaß, so hätte es seine Grenzen gegen die Reichsfeinde schützen sollen, ohne zu warten, bis Aufforderungen von Rom her eingingen, hätte die Kriegsrüstung auf eine andere Weise als durch Ablässe beschaffen sollen, wobei jedenfalls ein Theil der aufkommenden Gelder und meisthin der Löwenantheil nach Rom gelangte, statt dem Zwecke gemäß verwendet zu werden. Derselbe Grund, aus welchem das Reich seine Gebiete durch Böhmen, Armagnaken, Türken ausrauben und verheeren ließ, waltete bei der Schutzlosigkeit gegen die Ablaßräubereien, die als solche von Unzähligen nicht einmal erkannt wurden. Veranlaßten die Reichshäupter doch wol selber Ablässe. Wie durch Bann und Interdikt wollten sie den deutschen Staatszwecken durch Ablässe nachgeholfen wissen. Man könnte sagen, daß sie durch Raymund und Tetzel nur erhielten, was sie gewollt hatten. Laut der auf dem Reichstage zu Freiburg 1496 entworfenen Instruktion für einen an Alexander VI. abzuschickenden Gesandten sollte der Papst gebeten werden, Jubeljahrsindulgenzen ins Reich zu erlassen und mit den Einkünften davon deutscher Nation zum Türkenkriege zu Hülfe zu kommen. Dasselbe war schon 1471 geschehen. Wie die Reichsstände die Grenzen durch Ablaß zu schützen dachten, wollten sie Recht und Frieden im Innern befestigen durch Ablaßversprechungen an Diejenigen, die für die Erhaltung des Landfriedens fleißig beten würden. Sie gestatteten den Jubelablaß von 1500, sobald sich Raymund erbot, den Gewinn mit ihnen zu theilen und ließen den Kreuzbullen um so nachgiebiger freien Lauf, weil von den Einkünften doch ein Theil für sie abzufallen pflegte. Gegen die neuesten und übermäßigsten Ablässe geschah von Seiten der weltlichen Fürsten am allerwenigsten. Keine Reichsversammlung widersetzte sich, Maximilian schritt 1515 einmal gegen den Ablaß der Dominikaner zu Augsburg ein, befahl, daß derselbe ohne seine und des Reichs Gestattung nicht ausgeboten werde, beschwerte sich in Rom über die Ablaßprediger, nahm aber noch in demselben Jahre das Edikt zurück, als ihm die Dominikaner vorgestellt, wie sie nur aus Unwissenheit ohne kaiserliche Genehmigung ihren Ablaß ausgeboten, und da er sich überzeugt, daß es mit dem letztern seine Richtigkeit habe. Im August 1516 autorisirte er den päpstlichen Ablaß in den Hochstiftern Meißen und Kamin ausdrücklich, einer der Gründe, weshalb Salhausen

sich fügen mußte. Er nahm selbst einigen Antheil am Raube und Profit. Er ließ sich vom Papste dazu gebrauchen, dem Erzbischofe Albrecht die Ablaßbulle selbst einzuhändigen, er ließ sich bei Aushändigung derselben, als der die Sache unterstützt, von Albrecht ein Darlehn von 3000 Gulden versprechen und auszahlen. Luther hatte lange so fest vertraut, wenn Unrechtes geschähe, würden die Theologen, die Universitäten nicht dazu schweigen. Jetzt geschah das Aergste und sie schwiegen, wie sie zu allen neuern Korruptionen der Ablaßlehre und Praxis geschwiegen hatten. Nicht blos, daß sie etwa Wissenschaft und Leben getrennt, nur mit der Theorie theoretisch sich abgegeben hätten. Sie sprachen gar nicht davon, trieben Aristotelem und scholastische Spitzfindigkeiten. Nicht einmal ihres nächsten Berufes gedachten sie, die päpstlichen Ablaßlehre-Neuerungen wissenschaftlich zu beleuchten, die Nation darüber aufzuklären. Luther war der einzige Universitätsgelehrte, der sich von jetzt an der Sache in diesem Sinne annahm. Wie bitter und bös ließen die Humanisten sich über den Ablaßunfug aus, welche Freude äußerten sie, als er erst ernstlich angetastet war. Bis dahin aber wurde Erhebliches, einen größern Eindruck zu machen Geeignetes dawider aus ihrer Mitte nicht laut. Es schien, daß sie in Rom und Griechenland besser Bescheid wüßten, als in Deutschland. Sie drechselten lateinische Verse, höchstens daß sie wider die Dominikaner zu Felde lagen in Sachen Reuchlin's und der Poesie. Kein Erasmus zeigte der Christenheit praktisch und greifbar den Widerstreit der evangelischen und apostolischen Lehre und den der päpstlichen Ablaßprediger. Wie oft Hutten späterhin Spott und Zorn über den päpstlichen Ablaß aufs Heftigste ausgelassen hat, wie bitter er darüber schon vor dem Jahre 1514 geworden war, wie rührig er sich nach andern Seiten im Kampfe gegen die Uebelstände zeigte, die aus dem Vorherrschen des geistlichen Wesens entsprangen, für Reuchlin, wider die Dominikaner und Magistri nostri, eben zu dieser Zeit: er schwieg, selbst er, zu dieser größesten und schlimmsten Ungebühr, schwieg eben jetzt dazu, wo sie alles Maß mehr und mehr überschritt. Erkannte er das Schimpfliche und Verderbliche des Frevels doch nicht zur vollen Genüge? Fühlte er sich der Aufgabe nicht gewachsen, Durchschlagenderes dawider zu unternehmen? Verschloß ihm Pietät gegen Albrecht den Mund, dem er Wohlthat und Schutz verdankte, dem er nie

vergaß, daß er Schützer der Humanisten, der Aufklärung war? Es scheint so, und durch Das, was Albrecht den Humanisten war und insbesondere Hutten wurde, fügte es sich um so mehr, daß Luther ganz allein bei seinem Angriffe stand — Luther, der seinen Unwillen lange in seinem Innern verschloß, bis ins Frühjahr 1516 nicht sprach, einmal herausfuhr und dann wieder schwieg, dann nur ganz leise und von fern an die Sache herantrat, immerfort Zunge und Zorn bezähmend, zuletzt aber durchführte, was Andere nicht vermochten oder wagten; der gleichfalls Pietät in hohem Maße, aber noch ein höheres Gebot kannte und sie, sobald dieses sich geltend machte, zurücktreten ließ; der nicht unerkenntlich für die Schonung war, die ihm Albrecht widerfahren ließ, ihm aber niemals nachsah, vergaß oder vergab, was er in der Glaubenssache sündigte; der jetzt anfing und nie aufhörte ihm zu zürnen und zu widerreden, weil er das Volk durch seinen Reliquien- und Ablaßkram verwirrte und betrog. [1])

Aehnlich wie mit dem Widerspruche Maximilian's verhielt es sich auch sonst mit dem Widerspruche von weltlicher Seite. Wir finden nicht, daß die Bürgerschaften, die städtischen Obrigkeiten bis zu dieser Zeit die Sache viel verständiger angesehen, dem Unfuge kräftig gewehrt, am wenigsten, daß sie etwas Gemeinsames dawider gethan hätten. Im Jahre 1508 war Tetzel schon im Begriff, zu Görlitz die himmlische Fundgrube zu schließen, als es der Magistrat war, der ihn zu bleiben bat, weil die Kirche eines neuen Daches bedurfte. Als 1516 der nürnberger Rath die Kommission aus der Stadt wies, geschah es doch nur, weil sie zu viel Geld hinausschleppe. Die Stadt Leipzig suchte selbst um die Abläße für Diejenigen nach, welche Sonntags an den Festungswerken arbeiten würden. Aehnliches kam sehr häufig vor. Man suchte die erforderlichen Geldmittel durch Abläße herbeizuschaffen, durch eine Art freiwilliger Besteuerung, bei Bauten, Wegebesserungen oder Anlagen u. s. f., wenn Das, was ein Magistrat auszuführen wünschte, durch Höhe der Kosten, Neuheit des Unternehmens, Ungewohntheit der Last schwierig zu beschaffen war. In allen Ständen, selbst im gemeinen Manne erwachte

---

1) Schröckh XXXII, 171 f., 478. Wider das Papstthum zu Rom, Plochm. XXVI, 141. Menzel a. a. O. VIII, 284. Löscher a. a. O. I, 303, 362, 386. Walch XV, 282. Albert V. in Ersch und Gruber, 357.

allerdings der gesunde Menschenverstand und begann sammt dem sittlichen Gefühle und heller werdender religiöser Einsicht sich wider das Unwesen zu sträuben und aufzulehnen. Man kennt die Anekdoten, wie ein Ritter Ablaß wegen einer zu begehenden Sünde von Tetzel gekauft und ihm dann seinen Kasten abgenommen, und ähnliche. Allein das waren noch immer vereinzelte Regungen und Vorgänge. Die Thatsache, daß Tetzel fast überall so gewinnreiche Geschäfte machte, spricht für sich selbst und laut genug von der noch vorherrschenden weit verbreiteten Macht des frömmelnden Aberglaubens in der verdumpften Nation zu der Zeit. Die Klagen überhaupt, die man seit Jahrhunderten schon gehört, waren fort und fort vereinzelt und ohne großartige Wirkung geblieben, weil sie sich nur an den Misbrauch oder an die misbräuchliche Erweiterung weltlicher Rechte der Kirche geheftet hatten, weil Einem, der durch den Misbrauch verlor, zwei und drei Andere entgegengestanden, die durch denselben gewannen, in Zukunft gewinnen konnten, oder abhängig von Gewinnenden waren. Erst ein so wahrhafter Frevel an dem heiligsten Kerne der christlichen Lehre, wie die Ablaßlehre und Praxis in ihrer bösesten Gestalt, erregte eine allgemeinere Entrüstung über das unchristliche Wesen in der Kirche Christi, und dennoch gilt auch von dieser Entrüstung, von den Klagen über den Ablaßunfug bis um diese Zeit in großem Maße Dasselbe, was von den alten Klagen überhaupt. Man war ohnehin zu sehr daran gewöhnt, um den „Greuel" allgemein und deutlich darin zu erkennen, der er war. [1])

Wir sahen oben, der Widerspruch der sächsischen Fürsten hatte von Anfang fast nur finanzielle Beweggründe. Kurfürst Friedrich war abgeneigt, die mainzer Kommissarien in seinem Gebiete zuzulassen. Allein gerade sein Beispiel zeigt, wie wenig von den weltlichen Fürsten zu erwarten war. Er war vielleicht von Allen der Einsichtsvollste, Wohlmeinendste und Mächtigste. Dennoch war sein Widerspruch vergeblich gewesen, war keine Stütze darin zu finden.

1) Hofmann a. a. O. 46, 54. Leo a. a. O. 71.

Die Ablässe in Kursachsen.

Schon jene Beschlüsse und Schritte zeugten von Schwäche und Zweideutigkeit. Mehr Festigkeit als andere Reichsfürsten hatte er freilich gegen Raymund bewiesen, sofern er das in seinem Lande aufgekommene Geld mit dem Entschlusse in Händen behalten, es nur dann herauszugeben, wenn es in der That zu einer Unternehmung gegen die Ungläubigen komme. Der Papst und der Kaiser auf dessen Bewilligung hatten es späterhin vergeblich von ihm gefordert; er hatte es zuletzt für seine Universität angewendet, in der richtigen Ansicht, daß es eine seinen Unterthanen abgenommene Auflage sei. Während sein Nachbar, Joachim von Brandenburg, der Bruder des mainzer Erzbischofs, den Kommissarien desselben Thür und Thor öffnete, wollte sie Friedrich nicht zulassen, weil seine Lande „durch etliche Jahre gereit an von allem Geld erschöpft und ausgesogen wären." Ohnehin war er mit Albrecht wegen der erfurter Streitigkeiten gespannt. So war es ihm auch zuwider, wenn seine Unterthanen über die nahe Grenze liefen und den mainzer Ablaßkrämern ihr Geld zutrugen. Allein es ließ sich wegen der Zerstückelung seiner Lande nicht hindern, in welcher, wie sich hier zeigt, gleichfalls ein Grund seiner Unmacht gegen den tetzelischen Ablaß lag. Auch Herzog Georg war dem letztern abgeneigt. Allein da Albrecht ihn in seinen Erzstiftern und auch im Hochstifte Halberstadt verkündigen ließ und ein großer Theil des ehemaligen Kurkreises zum Sprengel des Bischofs von Brandenburg gehörte, drang Tetzel 1516 auch in die sächsischen Gebiete, namentlich in Meißen und Thüringen ein. Sodann der Mangel an Uebereinstimmung. Der Kurfürst und der Bischof von Brandenburg für, Herzog Georg und Bischof Salhausen wider. Aber Georg gab nach, weil der Kaiser eingewilligt, und Salhausen verlor auch die letzte Stütze, als sein Schutzherr nachgegeben. [1])

Es würde indeß ein wesentliches Ergebniß selbst dann nicht zu erwarten gewesen sein, wenn sich Friedrich auch im Besitze größerer Machtmittel befunden hätte. Sein Widerspruch war wie der gewöhnliche befangen und engherzig und eben darum

1) Ranke a. a. O. I, 315 f. Löscher a. a. O. I, 386. Hofmann a. a. O. 58.

ohnmächtig. Schon aus dem Obigen ging es hervor, aus dem Nachstehenden wird es noch deutlicher erhellen. Ein Hauptgrund seiner Abgeneigtheit gegen den päpstlich-albrecht-tetzelischen Ablaß lag nämlich darin, daß seine Schloßkirche so reiche Ablässe besaß, welche beeinträchtigt wurden, wenn Einheimische und Fremde Indulgenzen bei Tetzel kauften, solche Indulgenzen, die den Ankauf anderer auf lange Zeit überflüssig machten, und so theuer, daß die Kauflust oder Mittel sich erschöpften, denn Tetzel verstand sich darauf, das Letzte herauszupressen. Papst Leo hatte eben im Anfange des Jahrs 1516 die Allerheiligentagsablässe der Schloßkirche ohne Zweifel auf Friedrich's Angehen durch zwei Bullen (die zweite vom 31. März voll von greulichen Greueln, wie Luther sich etwa ausdrücken würde) bestätigt und erweitert. Der Kurfürst wollte zu Allerheiligen natürlich die Früchte in einem vermehrten Andrange des Volks genießen, worauf nicht zu rechnen war, wenn er die mainzer Kommissäre zuließ. Wir kennen seine beschränkte Frömmigkeit, die Gunst, in welcher Raymund, Paltz und die himmlische Fundgrube bei ihm standen, insbesondere seine Reliquienliebe, die eben jetzt Staupitzen in die Niederlande trieb. Mit dem Reliquienbesuch waren Ablässe und auf der andern Seite Einkünfte für die Kirche, die Besitzerin der Heiligthümer, verbunden. An eine Abneigung gegen die Indulgenzen an sich selbst war demnach bei Friedrich nicht von fern zu denken, vielmehr war er offenbar gerade vom Ablaßglauben wie nur Einer erfüllt. Ja, die Ablässe lagen ihm aus noch andern Gründen ganz besonders am Herzen. [1])

Von jeher war den Deutschen das Fasten, und namentlich das Verbot des Genusses von Milch und Butter an den Fasttagen, schwer angekommen. Der Deutschen Fasten „eine Bohne werth." Wie nun Dispensationen von allen Kirchengesetzen sammt Indulgenzen wegen aller möglichen Sünden und Verbrechen längst in Uebung gewesen waren, so war eine besondere Ablaßart, die einträglichen Butterbriefe, längst aufgekommen, mittelst deren die Päpste vom Halten der Fastengebote dispensirten, und die durch Verletzung derselben verdiente Strafe im Voraus hinwegnahmen, was denn eine gute Gelegenheit gab, den Ablaß immer mehr auf noch zu begehende Sünden auszudehnen. Auch diese Ablässe

1) Walch XV, 474 ff.

trafen zumeist die Deutschen, weil diese die Fasten und Fastenverbote doch noch am ehrlichsten hielten, sich nicht so leicht selbst davon dispensirten, wie die Wälschen. Auch Luther hatte in Italien seine Beobachtungen darüber gemacht. Ebenso Hutten. „Dann ich, sagt der Letztere,

Zu Rom die Fasten aus
Nie sah in eines Metzgers Haus
Ein Fleischbank, die verschlossen wär;
Glaubt mir, ich hab gesehen mehr,
Sie essen durch die Fastenzeit
Fisch, Wildpret, Vögel unvermeid';
In andern Städten auch dergleich,
So weit sich streckt der Wälschen Reich,
Da hat man drob Gewissen klein,
Ist Fisch und Fleisch als in Gemein,
Ohn daß bei dem gemeinen Mann
Der Bäpst Gestift wird g'sehen an;
Doch hab im keinen Narren nie
Gesehen, der um Geld wie hie,
Erlaubniß hab zu essen kauft!
Von hinnen nur der Pfennig lauft,
Auf daß der Aberglaub besteh'.
Das thut mir in mei'm Herzen weh,
Daß man das nit bedenken will,
Deß seind jetzt solcher Lügen viel,
Die man viel größer acht, und mehr
Dann heilig Schrift und christlich Lehr;
Und seind doch all nur uf Gewinn
Und eigen Nutz gegeben hin.
Drum schickens ein' Legaten her,
Der mit dem Haar die Haut abscheer,
Vor dem hie Niemand essen mag
Milch, Buttern, der ihms vor nit sag,
Und kauf ein Bullen draufs um Geld.
Seht nun, was diesen Leuten fehlt?
Und thätens das im wälschen Land,
Sie kämen bald zu Spott und Schand." [1])

Wie ferner die Ablässe zur Aufhülfe der Reichsbesteuerung benutzt wurden, mußten sie den einzelnen Fürsten gleichfalls zu Mitteln der Landesbesteuerung dienen, und wurden als solche

1) Klag und Vermahnung, Münch, Hutten's Werke, V, 74.

eben jetzt um so weniger gern entbehrt, da die Ausgaben der Fürsten sich rascher steigerten, als ihre Besteuerungsbefugnisse und ihre Macht, dieselben zu erweitern. So war es auch hier. Im Jahre 1491 waren in den fürstlich und kurfürstlich sächsischen Gebieten die Butterbriefe aufgekommen, nebst den Ablässen, die zur Erbauung des Doms in Freiberg und der Elbbrücke bei Torgau, der kurfürstlichen Residenz, ertheilt wurden. Der vierte Theil der Einnahme ging zwar zum Bau der Peterskirche nach Rom, sie blieb aber dennoch bedeutend, so daß der Kurfürst für seine Brücke und Herzog Georg für seinen Dom 1509 abermals Milch-, Butter-, Eier- und Ablaßbriefe auf zwanzig Jahre auswirkten. Gerade der Kurfürst ließ es sich sehr angelegen sein, die Sache in Gang zu bringen. In mehren Ausschreiben stellt er den Brückenbau als äußerst wünschenswerth und dringlich dar, findet es ganz in der Ordnung, daß Dispensationen vom Fasten erlassen würden, da es Vielen wegen ihrer Körperbeschaffenheit beschwerlich, Andern schädlich sei, Oelbäume aber in Sachsen nicht gediehen. Er scheint geglaubt zu haben, ein sehr gutes Geschäft zu machen, indem er nur den vierten Theil der Steuer an den Papst abgab, der doch aus keinem entferntesten Grunde auch nur im Mindesten hätte Theil nehmen sollen, indem es so abenteuerlich als schimpflich war, daß, wenn in Deutschland ein Landesbedürfniß eine Steuer erforderte, der römische Hof den vierten Theil derselben einzog. Noch 1513, wo abermals Prolongation der Butterbriefe auf zwanzig Jahre erwirkt worden war, suchte er die Sache eifrigst zu fördern und zeigte sich dabei sehr besorgt um die Gewissen. In seinem behufigen Ausschreiben wird von ihm hervorgehoben, daß Viele, sonder Erlaubniß, im Ungehorsam der christlichen Kirche, also zur Beschwerung ihrer Gewissen und zum Schaden ihres Seelenheils, Butter- und Milchspeisen in den Fastenzeiten genössen; er habe daher die Gestattung, zuvörderst Gott zu Lobe, damit Niemand beim Gebrauch des Milchwerks ungehorsam und wider das Gewissen handele, ausgewirkt. Insbesondere schärft er seinen Beamteten ein, die Pfarrer zu erinnern, daß sie und die Beichtväter sich wohl vorsähen, und Niemand absolwirten, der des Indults gebraucht und nicht eingelegt hätte. [1])

1) Walch XV, 79.

Luther's Stellung. — Ergebniß.

Die Ablässe waren also seiner Sinnesart gemäß und auch sein Nutzen war dabei in das Spiel gebracht; zwar nicht bei den römisch-mainzischen, wol aber bei den Indulgenzen überhaupt und bei seinen Schloßkirchenablässen und den Butterbriefen insbesondere, denen durch jene Eintrag geschah. Es tritt nun noch ein Mal deutlich hervor, wenn Luther von Staupitz angereizt wurde wider den Ablaß zu schreiben, so war damit der tetzelische und kein anderer gemeint, welchen dann Luther bei genauerer Erwägung nicht anzugreifen wußte, ohne namentlich auch den kurfürstlich sächsischen zu treffen. Er wurde eben darum bedenklich, weil es etwas Anderes und mehr war als geistliche Eifersucht, was ihn reizte. Wenn er von dieser erfüllt, wenn er nur dem tetzelischen Ablaß abgeneigt gewesen wäre, so konnte die Lage der Dinge nicht günstiger für ihn sein. Allein bei seinen Ueberzeugungen und bei der Innigkeit und Wärme, mit welcher er ihnen hingegeben war, bei seinem Mistrauen und Unwillen gegen die Ablässe überhaupt konnte es ihm nicht in den Sinn kommen, durch Widerspruch gegen Tetzel's Ablaß für den seines Kurfürsten in die Schranken zu treten. Wir werden bald sehen, von Dienstbarkeit gegen den Letztern, vom Hofmanne war nichts in ihm. Er mochte bei der ersten Kunde von Tetzel's frechen Reden eben nur an diese gedacht haben, faßte die Sache dann aber bald tiefer, und eben daher sein Innehalten. Indem er das Ablaßunwesen überhaupt ins Augenmerk nahm, mußte ihm auch der Umstand große Bedenken erregen, daß jeder Angriff auf dasselbe, wie er bei genauerer Erwägung erkannte, zugleich gegen die Ansichten und Lieblingsneigungen und den Nutzen seines Landesherrn gerichtet war. Er konnte nicht blos auf Beistand von Seiten desselben nicht rechnen, sondern mußte erwarten, auch mit ihm in Widerwärtigkeiten verwickelt zu werden, wodurch die Schwierigkeit des Kampfes wesentlich vergrößert wurde. Nach allem Obigen mußte die Ansicht des Kurfürsten ihm nicht wenig gelten, Friedrich hoch in seiner Meinung stehen, Gegenstand seiner Verehrung, Liebe, Dankbarkeit sein. Hier lag seinem Vorschreiten die immer schwer bei ihm in die Wagschale fallende Pietät im Wege, seine kirchliche Gesinnung, die Sinnesart eines deutschen, eines sächsischen Landeskindes. Von Weitem wenigstens, ob auch nur in

undeutlicher Ferne, stieg die Aussicht auf ein feindliches Zusammentreffen zugleich mit der geistlichen und weltlichen Macht vor ihm auf. Ohne, wol gar wider die geistlichen und weltlichen Obern reden, handeln, war ganz wider seine deutsche, katholische, klerikalische Art, die ihm zweite Natur geworden. Es war doch viel zu viel. Auch ein kühner männlicher und gerade ein männlicher Geist muß sich an so einen Gedanken erst gewöhnen. Dazu fehlte noch die volle Uebereinstimmung mit der Volksmeinung, dem Volke, das den Abläßen der Schloßkirche zuströmte. Die Meinung war noch sehr getheilt und unaufgeklärt. Ein durchgreifender Angriff auf das Unwesen mußte noch immer den Schein subjektiver Willkür haben, oder war es noch zum großen Theile. Auch andere gewichtige Rücksichten der Klugheit traten so nahe in den Vordergrund, daß sie nicht leicht hätten übersehen werden können, nicht unbeachtet bleiben durften. Von großer Bedeutung war ein ungestörtes Fortschreiten der wissenschaftlichen Entwickelung in Wittenberg, der doch der Fürst seinen Schutz lieh, die er auf die wünschenswertheste Weise begünstigte, indem er gewähren ließ. Mit ihrer Fortführung wurde unzweifelhaft etwas Wesenhaftes und Wesentliches ausgerichtet und das zuletzt alle kirchlichen Uebelstände an der Wurzel anfaßte. Hier hatte Luther seine Kräfte bereits erprobt, seine Wirksamkeit auf dieser Seite schaffte gegenwärtigen Nutzen und verhieß noch viel mehr. Sollte er sie und Alles, was von ihr abhing, gefährden durch einen Streit, bei welchem ihm so ziemlich Alles ungewiß war, der Gegenstand, die Mittel, der muthmaßliche Erfolg, die Zustimmung insbesondere, wovon der letztere abhing? Wir hielten uns vor, wie viele Stimmen sich wider den Ablaß erhoben, aber wie vereinzelt waren sie doch und wie unklar und unzureichend war die bessere Erkenntniß, wie zweideutig waren die Beweggründe, von welchen der Widerspruch meisthin ausging. Selbst Volksschriftsteller, die sonst die Gebrechen der Kirche und Geistlichkeit so scharf tadelten, um nur den Verfasser des Narrenschiffs zu nennen, hatten sich noch für den Ablaß erklärt. Die wohlgesinnten Bischöfe waren zum Schweigen gebracht, die Gelehrten, die Doktoren der Universitäten schwiegen, ja selbst die Humanisten hatten kein ernstes, lautes, durchtönendes Wort des Tadels gegen den Unfug, der von einem ihrer vornehmen Gönner eben betrieben wurde. Es galt einem Riesenkampfe, und der mit äußerster und naher Gefahr umringt war. Wer den Ablaß nicht ebenher, sondern gründlich antastete, trat gleichsam in einen Zauberkreis hinein, in welchem der Bann ihn sofort erfaßte und so gut wie unfehlbar erdrückte, wenn er ihn nicht durch schimpfliche Unterwerfung abwendete oder mächtig genug war, den Wahn zu zerreißen, der ihm die Kraft gab, was aber noch Keiner vermocht hatte. Es kam darauf an, die Ablaßdoktrin, die Kräfte des Uebels, in ihrem Mittelpunkte zu zerstören, dialektisch und in der Meinung der Gelehrten, damit es an Helfern nicht fehle, der Beistand der gelehrten Welt und die Sicherheit der Ueberzeugung von der Güte der Ablaßsache dem Widerpart entzogen werde. Das konnte eben nur ein Gelehrter, ein Theolog. Aber es kam weiter darauf an, in allen Ständen die Meinung umzuwandeln, den Gedankenkreis zu durchbrechen, der den Ablaß in ihnen hielt, und es mußte gewaltig und rasch genug geschehen, denn große und viele Anliegen knüpften sich an die Fortdauer der Indulgenzen und die Banngewalt war nicht langsam. Darum mußte der gelehrte Streiter, der das Wagniß übernahm, um es mit Erfolg zu bestehen, zugleich ein Volksmann sein, der das rechte Wort zur rechten Zeit fand und sprach und dessen Rede dann hinreichend die Gemüther faßte und bezwang, ein Volksmann — wie Luther einer werden sollte. Er mochte ein dunkles Gefühl davon haben, konnte es jedoch noch nicht wissen, ebensowenig als das Begünstigende, daß ein ähnlicher starker Widerstand ziemlich gleichzeitig in der Schweiz sich vorbereitete; und weil er es nicht wußte und weil er der Mann doch schon war, ob auch noch nicht in Reife, weil der rechte Augenblick heranrückte, ohne da zu sein, darum hielt er an sich. Dies muß man im Auge behalten, wenn man sein Zögern, die Wichtigkeit seiner theologischen Entwickelung und seiner Kämpfe wider die hergebrachte kirchliche Wissenschaft, die Tiefe seines Blicks, die Richtigkeit nnd Feinheit seines Gefühls — seinen Genius und den geschichtlichen Mann in ihm würdigen will. Sein Ausruf, als er von Tetzel's Unwesen hörte, „nun will ich der Pauke ein Loch machen, ob Gott will", zeigt ihn als einen Mann, der Kopf und Herz auf der rechten Stelle hat. Wer bei solchen Dingen die Geduld nicht verliert und ruhig zusehen kann, hat mehr Geduld, als ein Mann haben darf; er ist schlaff, stumpf, feig, oder ein Tropf, der nichts einsieht. Luther bemeisterte seinen Unwillen,

hielt an sich, wie wir sahen, zum Theil aus Befangenheit und Unsicherheit. Dadurch aber, daß er sie fühlte und deshalb zögerte, jedoch ohne abzulassen, sondern nur, um sich zu einem gedeihlichen, desto wirksamern Kampfe durch Ansammlung der dazu erforderlichen Kenntnisse zu rüsten; dadurch, daß er seinen Unwillen bemeisternd, sein Absehen zunächst darauf richtete, die Meinung weiter zu führen und in einem aufgeklärten und gesteigerten Gemeinsinne und Gefühle sich einen festen Boden zu bereiten, bewies er die Haltung des Mannes, der bedenkt, was er vollbringen will, und seine Empfindung zu beherrschen weiß, die wahre Mäßigung, die Mäßigung der Kraft und des echten Muths, der so hoch über der Tollkühnheit und der Kampflust der brausenden Jugend, des rohen Naturmenschen steht.

Wie wir in der nächsten Zeit ihn sehen, scheint er die Sache vergessen zu haben. Es war indeß nicht der Fall. Er verarbeitete seine Gedanken im stillen Innern. Bald werden wir finden, wie eifrig er bemüht gewesen und dann mehr und mehr sich bemühte, zu entdecken, wo das Misbräuchliche und Unbefugte bei den Ablaßverkündungen begann, in die Doktrin einzudringen und eine Seite daran zu finden, an welcher sie schwach genug war, um, wenn angegriffen, fortan untauglich zu erscheinen und aufzuhören, der misbräuchlichen Praxis zur Stütze zu dienen. Sie zurückzuführen auf ein billiges Maß wird bald der Mittelpunkt, um welchen seine Gedanken und Bestrebungen mehr und mehr sich drehen, während die Fortdauer und Steigerung des Unwesens ihn stets in Athem dabei erhält und ihm den Boden zu einem erfolgverheißenden Angriffe bereiten hilft.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

COLUMBIA UNIVERSITY
0032142480

343.015 LB4455
2
Jürgens
Lüthers leben

VOLUME 3

BIBLIOGRAPHIC IRREGULARITIES

MAIN ENTRY: Jurgens, K.H

Bibliographic Irregularities in the Original Document
List volumes and pages affected; include name of institution if filming borrowed text.

_____ Page(s) missing/not available: _____

__✓__ Volumes(s) missing/not available: V. 3

_____ Illegible and/or damaged page(s): _____

_____ Page(s) or volumes(s) misnumbered: _____

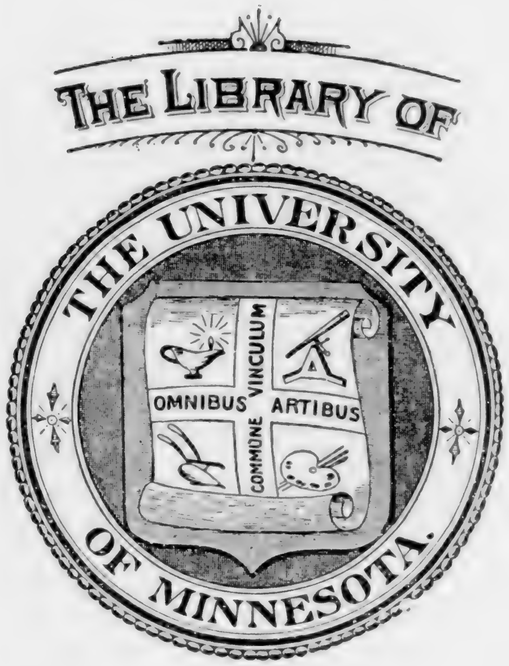
_____ Bound out of sequence: _____

_____ Page(s) or illustration(s) filmed from copy borrowed from: University of Minnesota

_____ Other: _____

FILMED IN WHOLE
FROM A COPY
BORROWED FROM
UNIVERSITY OF
MINNESOTA

THE LIBRARY OF



CLASS 940.7
BOOK L97hj

Luther's Leben.

Von

Karl Jürgens.

Erste Abtheilung.

Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite.

1483 — 1517.

Dritter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1847.

Luther

von seiner

Geburt bis zum Ablaßstreite.

1483 — 1517.

Von

Karl Jürgens.

Dritter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1847.

98. 3v. 2°°
940.7 :
L97j

1887

Inhalt.

Viertes Buch.

Von den Ursprüngen des Ablaßstreites bis zum Ausbruche.
April 1516 bis Oktober 1517.

Erstes Hauptstück.

Die Führung des Ordensvikariats.

	Seite
Visitationsreisen	3
Andere Vikariatsgeschäfte	15
Die Pest in Wittenberg	22
Strenge und Milde in der Ordensverwaltung	25
Geschäftsüberhäufung. — Ergebniß	29
Gutachten über Staupitzens Erhebung zur Bischofswürde	34
Botschaft an das lateranensische Koncil	42
Reformatorische Grundansicht	46
Grundsätze über das Ansehen der heil. Schrift	69

Zweites Hauptstück.

Volksmäßige Wirksamkeit 1516 bis in das Jahr 1517. Einzelne Predigten.

Berufung an die Stadtkirche	75
Grundsätze über volksmäßiges Predigen	78

Seite

Predigten im Jahre 1516. — Wider das Laster der Verleumdung . 84
Vom Vertrauen auf Gott. — Geistige Festfeier 85
Wider Werkgerechtigkeit 86
Erster Angriff auf den Ablaßmißbrauch 91
Wahre und falsche Gerechtigkeit. — Furcht Gottes. — Gesetz und Evangelium. — Die geistlichen Leiter 101
Gnade und Werke 105
Buße. — Tadelnde Aeußerungen über die Ketzer, die Kleriker, den Papst 107
Der Stand der Ordensleute und die weltlichen Stände. 109
Wider den Ablaß 110
Die heilige Jungfrau 112
Verdienst der Heiligen. — Angriffe auf die Scholastik 113
Wider die Heiligenlegenden. — Selbstvertheidigung 117
Predigtweise. — Sorgfältiges Vorbereiten 119
Kirchlicher Standpunkt und Gesinnung 122

Drittes Hauptstück.

Volksmäßige Wirksamkeit 1516 bis in das Jahr 1517. Die zehn Gebote dem Volk zu Wittenberg gepredigt.

Einleitendes 124
Erstes Gebot. 133
Aberglaube 134
Heiligenverehrung 141
Wallfahrten. — Kirchweihen. — Ablässe 148
Kostbare Heiligthümer und Lieblichkeiten 150
Kirchliche Gesinnung 152
Die Gerechtigkeit allein aus dem Glauben 153
Zweites Gebot. — Politisch-religiöse Ansichten. — Eid, Lüge, Meineid 154
Drittes Gebot. — Gesetz und Liebe 155
Sabbathfeier. — Messe und Predigt 156
Wahre und falsche Andacht 159
Viertes Gebot. — Pflichten der Aeltern. — Jugendunterricht. — Erziehung 160
Kleiderpracht 162
Weiber und Männer 163
Gehorsam. — Pflichten der Kinder. — Auflehnung gegen die Priester, die weltlichen Häupter 166
Fünftes Gebot. 174
Sechstes Gebot. — Keuschheit. — Die menschliche Sündhaftigkeit . 176

Seite

Siebentes Gebot. — Diebstahl. — Juristen 178
Die Strafgesetze über den Diebstahl 189
Stegreifritter. — Wucherer. — Spieler. — Betrug im Handel und Wandel. — Zinskauf 191
Processiren. — Unrechtleiden 197
Achtes Gebot. — Bestreitung der Ketzer, der Scholastiker. — Grundsätze der Schriftauslegung 200
Falsche Aristoteliker 203
Betrug mit dem Heiligen 205
Lüge. — Schmeichelei. — Ohrenbeichte 206
Neuntes und zehntes Gebot. — Beichtwesen. — Bestreitung des gesetzlichen Standpunktes in der Sittenlehre 208
Schlußbemerkungen 211

Viertes Hauptstück.

Gelehrtenthätigkeit 1516 bis September 1517. — Reise nach Dresden.

Vorlesungen, theologische Studien und Fortschritte 223
Die Disputation über die Unfreiheit des Willens, September 1516; Luther's Theologie 229
Obsiegen der Richtung Luther's an der Universität 244
Angelegentliche Beschäftigungen mit der Mystik. — Tauler. — Die deutsche Theologie 248
Die Auslegung der sieben Bußpsalmen. — Anfänge der Bibelübersetzung, der Wirksamkeit für die deutsche Sprache, 1517 . . . 271
Die Auslegung des Vaterunsers. — Abermalige Ablaßbestreitung, 1517 gegen Ostern 289
Reise nach Dresden im Sommer 1517. 297
Die Disputation für den Augustinism wider den Scholasticism, September 1517. 311

Fünftes Hauptstück.

Persönlichkeit, Verhältnisse und Beziehungen.

Stimmung 325
Die befreundete Genossenschaft. — Freunde nahe und fern. — Vielfache Verbindungen. — Lebensweise 331
Gewinnende Eigenheiten. 338
Verhältniß zum Kurfürsten 347
Beziehungen zu Erasmus 362
Verhältniß zur Reuchlinistenfehde, den Humanisten (Luther und Hutten) 374
Aussichten. 397

Sechstes Hauptstück.

Die Verwickelung und Entscheidung. — Der Gewaltangriff auf den Ablaßunfug.

	Seit
Oeffentliche Zustände, 1517	40
Fortgang des Ablasses 1517. — Anfang der Verwickelung	45
Theologische Entwickelung Luther's. — Der Begriff der Buße	45
Tetzel in Jüterbock. — Genauere Kunde	46
Verhandlungen mit den Bischöfen	46
Reibungen mit Tetzel. — Verwickelung	46
Entschluß zum Angriffe. — Anschlag der Ablaßthesen, 31. Oktober 1517	47

Siebentes Hauptstück.

Die Ablaßdisputation, die begleitenden Schritte.

Einleitendes	47
Die fünf und neunzig Streitsätze und die Erläuterungen	48
Sermon von Ablaß und Gnade	57
Predigt vom Ablaß am 31. Oktober	58

Achtes Hauptstück.

Schluß.

Rückblick auf die fünf und neunzig Streitsätze über den Ablaß	587
Grundsätze über Gehorsam und Widerstand	597
Spätere Aeußerungen, Selbstbekenntnisse und Urtheile	626
Beweggründe, Absichten, Erwartungen	637
Das Sendschreiben an den Erzbischof Albrecht vom 31. Oktober	658
Mehrfache Bedeutsamkeit des Angriffs (Würdigung Luther's, sein Alleinstehen)	662

Viertes Buch.

Von den Ursprüngen des Ablaßstreites bis zum Ausbruche.

April 1516 bis Oktober 1517.

Erstes Hauptstück.

Die Führung des Ordensvikariats.

Visitationsreisen. — Andere Vikariatsgeschäfte. — Die Pest in Wittenberg. — Strenge und Milde in der Ordensverwaltung. — Geschäftsüberhäufung. — Ergebniß. — Gutachten über Staupitzens Erhebung zur Bischofswürde. — Botschaft an das lateranensische Koncil. — Reformatorische Grundansicht. — Grundsätze über das Ansehen der heil. Schrift.

Visitationsreisen.

Wir begleiteten Luther, nachdem Staupitz die Führung des Ordensvikariats während seiner Abwesenheit ihm aufgetragen, auf seiner ersten Visitationsreise bis ins Augustinerkloster zu Grimma, wo sich Staupitz von ihm trennte. Er setzte sie allein fort; wir folgen ihm, vergessen dabei aber nicht, wie es in ihm gährte, vergessen nicht die neue Wege sich bahnende Entwickelung, worin er begriffen, die kühnen kriegerischen Gedanken, wovon er erfüllt war, die Aristäosrolle, zu welcher er wider den Meister der Schule und dessen Ansehen sich rüstete, zumal nicht seinen Unwillen über das Wesen in der Kirche, der in Grimma neue Nahrung erhalten hatte, den er noch in sich verschloß, und der eben deßhalb um so mehr geeignet war, Ingrimm, Unruhe und Reizbarkeit in ihm zu erregen, zu erhöhen, den Eifer zu reformatorischem Eingreifen in ihm anzufachen. Zum Letztern

gab seine Stellvertretung, sein Geschäft Gelegenheit und Aufforderung. Er gerieth von dieser Zeit an in immer heftiger werdende Kämpfe. Haben wir dies Alles vor Augen, so erscheint die Stimmung, in welcher wir ihn auf der Reise finden, erscheint seine gesammte Führung des Vikariats um so merkwürdiger.

Wir haben Staupitz kennen gelernt als einen Mann von großer Ruhe, Milde und Selbstbeherrschung, mit dem Gleichmuthe einer stillen Herzens- und längerer Welterfahrung die Menschen beurtheilend, die Dinge anschauend und behandelnd, namentlich die Ordensangelegenheiten. Ueber seine Verwaltung der letztern mag zweckgemäß an dieser Stelle noch Einiges hinzugefügt werden. Zu Luther — ein Zeichen, wie vertraut er mit ihm geworden — sagte er einst, in den ersten drei Jahren habe er nach der Strenge regieren wollen, sich aber vergeblich abgemüht. Im zweiten Jahre habe er regiert nach den Gesetzen, dem Rathe der Vorfahren und Aeltesten, womit es gleichfalls nicht gehen wollen. Da habe er im dritten Jahre angefangen, nach Gottes Willen zu regieren, und dabei Gott fleißig angerufen, und dennoch sei der Erfolg bisweilen ausgeblieben. „So that ich, was ich thun konnte, schloß er, weil ich an allen eingeschlagenen Wegen verzweifelte. Denn wiewol Gott haben will, daß man ihn anrufen soll, erhört er uns doch eben nicht nach unsern Gedanken, wie wir es begehren, in welchen wir ihm gar schönen und klugen Rath vorzuschreiben pflegen.“ In der Auslegung des Predigers Salomo erzählt Luther, Staupitz hätte in seinem Vikariat gern lauter auserlesene Leute zu den Ordensämtern gehabt, sie aber nicht haben können, und darum ein „fein Wort“ gebraucht: „Man muß mit den Pferden pflügen, die man hat: wer nicht Pferde hat, der pflüget mit Ochsen. Es gehet also in der Welt zu.“ [1])

Sehen wir nun Luther an in seiner Vikariatsführung, so glauben wir Staupitz vor uns zu haben. Zu den vornehmsten Geboten der Ordenssatzungen, zu den vornehmsten Uebungen des Mönchslebens gehörte Selbstbeherrschung. Wieviel hatte die Schule, die er durchgemacht, bei ihm gewirkt!

1) Ausleg. d. Geneſis zu Kap. 41, V. 45; Walch II, 2062. Ausleg. d. Pred. Sal. zu Kap. 5, V. 7 f. Walch V, 2189.

Aber auch Heftigkeit war ihm angeboren, Kraft, ja Ueberkraft sein Erbtheil der Natur; und mag diese, und wie weit mag sie jemals überwunden werden? Hätte sie bei ihm, zeither durch die Regel des Mönchsgehorsams bezähmt, nicht jetzt hervorbrechen sollen, wo er die Zügel in die Hände bekam? Er hatte Staupitzens Ordens-Regiment vor Augen, lernte von ihm, hegte Liebe und Hochachtung gegen ihn und nahm um so lieber und leichter von ihm an. Die Konstitutionen schrieben dem Obern eine Verwaltung der Ordensangelegenheiten vor, wie die von Staupitz und nun auch die von ihm selber war. Allein wie deutlich und bestimmt eine Vorschrift sein mag, sie wird von Verschiedenen doch stets verschieden ausgeführt werden. Wie sehr jemand gesonnen sein mag ein lebendiges Vorbild nachzuahmen, das letztere und der Nachahmende werden doch stets Verschiedenheiten zeigen und zwar um so größere, je mehr Ungleichartigkeiten zwischen beiden stattfinden. Nun waren aber große Verschiedenheiten Staupitzens und Luther's, der wichtigen der Jahre zu geschweigen, doch längst hervorgetreten. Längst hatte Luther aufgehört von Staupitz vorwaltend bestimmt zu werden. Er hatte eine Richtung auf That und Leben, ein nachdrückliches umgestaltendes Eingreifen, ein kriegsmuthiges Feuer, eine Stärke der Leidenschaft gezeigt, wovon Staupitz eben nichts hatte. Sollte man nicht meinen, er würde die jetzt in seine Hand gelegten Sachen mit einem jugendlichen reformatorischen Eifer anfassen, zumal dieser mit so vielen und großen Verderbnissen in Berührung kam, woran er so leicht sich entzünden und erweisen konnte? Doch ganz anders erscheint Luther in seinem Vikariat als der Doppelgänger Staupitzens, ja ohne alle Spur, daß ihn die ruhige Haltung und Milde Mühe gekostet, daß er sich bewußt in sie hineingelebt, sie gegen seine Art sich angeeignet hätte. Nur mit halber Gewalt hatte ihn Staupitz in das thätige Leben zurückbringen können, bald darauf sahen wir ihn mit dem lebhaftesten Drange hineingreifen, Alles um sich her erregen, und hierzu stand nun wieder die Stimmung im auffallendsten Gegensatze, in welcher er auf die Ordensbrüder einzuwirken suchte. So war er als Prediger keineswegs Eiferer, nur daß bisweilen eine Flamme innerer Gluth der Leidenschaft hervorbrach. Die Anlagen zum Frieden und zum Kriege, Ruhe und stürmischer

Drang, Maß und Feuer, Milde und Heftigkeit: Beides lag in seinem Wesen, jetzt war er ein Staupitz, späterhin der Luther, wie man sich ihn gewöhnlich denkt und der auch in dieser Zeit schon halb und halb in ihm erwacht oder im Erwachen war. Das sind keine Widersprüche, es ist der Reichthum einer ungewöhnlichen Natur. Fragen wir nach dem vermittelnden Bande und dem Urquell vom Einen und Andern in ihm, so finden wir auch hier, was wir von Anfang fanden, Beides entsprang in seiner Frömmigkeit und dem vorherrschenden Zuge seiner Ureigenheit dazu. Sofern sie sich zu begeisterter Ueberzeugung in ihm gestaltete, die das Entgegenstehende als unwahr, gottlos, verderblich erkannte und niederwerfen, die Welt erobern möchte, entzündete sie einen Ungestüm in ihm, der ihn nicht ruhen ließ, die Schule und Kirche zu reinigen von ihrem Aussatz, den Heiden Aristoteles aus den Hörsälen, den Lästerer Tetzel von der Kanzel zu verdrängen. Sofern sie zu einem gemüthsinnigen, durch Mystik berührten Glauben bei ihm geworden, erzeugte sie in ihm beschauliche Stimmungen, eine gesammelte Ansicht der Welt und des Lebens, Mäßigung, Sanftmuth und gewissenhafte Treue in der Behandlung der Dinge; machte sie ihn zu Dem, als der er in jenem Briefwechsel mit den Ordensbrüdern sich zeigt und als Ordensobrer sich uns jetzt zeigen wird. Stets und ohne Ausnahme eines Augenblicks sehen wir ihn in väterlich milder, asketisch ernster, bischöflich würdiger Haltung und Stimmung seine Verwaltung und Oberaufsicht führen, den ökonomischen wie den geistlichen Angelegenheiten gleiche Sorgfalt widmen, das Ganze ins Auge fassen, das Einzelne, Kleinste nicht versäumen, Frieden stiften, die nöthige Strenge üben, anregen und fördern, berathen und lehren, den Anforderungen der Konstitutionen wie der besondern Umstände und Verhältnisse genügen.

Er visitirte nach und nach vierzig Klöster. Zu Ende Aprils begab er sich nach Dresden. Im Konvente zu Altdresden, der jetzigen Neustadt, der elf Mitglieder zählte, wies er die Brüder an und ermahnte sie, den Aristoteles und die Scholastiker fahren zu lassen und dagegen Gottes Wort fleißig zu lesen, nicht in ihren Kräften und guten Werken, sondern allein in Christi Verdienst und Gnade die Seligkeit und Vergebung der Sünden zu suchen, und heilig, freundlich und züchtig zu leben. Das war

in allen Klöstern sein Thema und gewiß das nöthigste. Schon Staupitzens Aeußerungen weisen darauf hin, wie wenig gut es selbst in den Klöstern eines Ordens stand, der seit langer Zeit so treffliche Obere gehabt. Ermahnungen zum Schriftstudium und Anleitungen zu einer geistigen Frömmigkeit mochten vorzugsweise in Dresden an der Stelle sein, wo der Mariendienst in grassester Gestalt, überhaupt der Katholicism in hoher Blüthe stand, der ihm mehr und mehr als Verirrung, als Abgötterei erschien. Großen Zulauf hatte da seit unvordenklicher Zeit der „schwarze Herrgott" gehabt. Erst 1512 war der Queckborn vor dem wilsdorfer Thore ins Geschrei gekommen, daß die wunderthätige Maria dort die unfruchtbaren Weiber zu fröhlichen Müttern mache, und so eifrig wurde dahin gewallfahrtet, daß man eine Kapelle baute und dem schwarzen Herrgott großer Abbruch geschah. Große Wallfahrten fanden alljährlich zur Frauenkirche statt, weil ein wächsernes Marienbild in ihr aufbewahrt wurde, von welchem man viele Wunder erzählte, das insbesondere die Kraft haben sollte, Kranke gesund zu machen. Die Dreikönigskirche besaß eine Fußsohle Maria's, zu welcher gleichfalls ein gewaltiger Zulauf war. Dresden stand in kirchlicher Beziehung unter dem Bischofe von Meißen, wo Tag und Nacht Vigilien und Horen vom Leiden und der Verklärung Christi, und dem Mitleiden der Jungfrau ertönten, welcher, der „großen Göttin," alltäglich Morgenlieder gesungen wurden, wie dies Emser in seiner Lebensbeschreibung des Bischofs Benno (1512) ausführlich schildert.[1])

Jenes sein Ermahnen und Lehren, Zureden und Anregen war das Wichtigste und Erfolgreichste in seiner ganzen Wirksamkeit als Vikar. Die Folgen davon zeigten sich, als späterhin die Augustiner — namentlich auch die des Konvents zu Dresden — so eifrig, ja wol ihn selbst überbietend, ihm zustimmten und auch durch Druck und Verfolgung sich darin nicht irre machen ließen. Doch haben sich nur einzelne dürftige Nachrichten über diesen Theil seiner Thätigkeit in den Klöstern, die er besuchte, erhalten; allein eben daraus geht hervor, wie geräuschlos und

1) Lingke, Reisegesch. 28. Leo, Gesch. d. Reform. in Dresden, 3 ff. Hilscher, Altdresden, 16. Hilscher, Von D. M. Lutheri dreimaliger Anwesenheit in Altdresden, 7 ff.

vom Eifern und Stürmen sich fern haltend es war, und wie es dafür feste Ueberzeugungen begründete, angemessenen Stoff zum eignen Durcharbeiten darbot, den Willenstrieb bestimmte, die Gemüther im Innersten ergriff, und eben dadurch die tiefsten und nachhaltigsten Eindrücke hervorbrachte.

Ein Mönch des Klosters, Baumgartner, war aus schandbarer Ursach und schandbarer Weise, als er von der bevorstehenden Visitation gehört, nach Mainz entwichen. Luther schreibt am 1. Mai aus Dresden an den dortigen Prior Johann Bercken. Er dankt ihm, daß er den Flüchtigen aufgenommen, der Schande ein Ende zu machen; doch fordert er ihn auf, den Irrenden zurückzusenden oder ihn durch liebreiche Vorstellungen zu bewegen von selbst zurückzukehren. „Er ist mein verlorenes Schaf, ich muß es suchen und zurückbringen. Wenn er nur kommt, werde ich ihn willig aufnehmen; er braucht keine Furcht zu hegen, weil er sich gegen mich vergangen. Ich weiß, ich weiß es, daß Aergerniß kommen muß, daß es kein Wunder ist, wenn ein Mensch fällt; das ist ein Wunder, wenn Einer wieder aufsteht und stehen bleibt. Fiel doch selbst Petrus, damit er wußte, daß er ein Mensch war."

Es war altdeutscher Glaube, hervorgegangen aus dem tiefen und feinen sittlichen Sinne der germanischen Völker, daß Schandthaten verhüllt werden müßten. Ebenso war die, freilich oft falsch verstandene, in Misbrauch übergegangene Meinung und Uebung der Kirche. Innerhalb der Ordenskreise, überhaupt des geistlichen Standes, wurden Verbrechen gern sehr schonend und in der Stille abgemacht. So freut sich hier Luther des Bedecktseins der Schande. Stimmte ihn der Schmerz über den Zustand der Kirche noch milder und weicher? Eine Andeutung von so Etwas liegt darin, wenn er dem Angeführten noch hinzufügt, „es fallen heute auch die Cedern Libanons, die mit ihrem Wipfel, so lange sie stehen, in den Himmel reichen; doch was noch alles Staunenswerthe übersteigt, auch im Himmel der Engel fiel und Adam im Paradiese." Die Anspielung läßt in jedem Falle durchblicken, von was für Gedanken das Herz ihm voll war. [1])

1) De Wette, I, 20. Leo a. a. O. 12. Seidemann, Die leipziger Disputation, 7. K. A. Menzel, Gesch. der Deutschen, I, 145.

Von Dresden wendete er sich nach Thüringen. In Erfurt setzte er in demselben Kloster, das er vor etwa zehn Jahren als Noviz betreten, Lange als Prior ein, mit dem er, wie wir wissen, schon länger befreundet war. Er meldet es bald darauf an Mutian, dem er Lange als einen guten Griechen und Lateiner in Erinnerung bringt, noch mehr aber als einen Mann von aufrichtigem Herzen empfiehlt. Doch hielt er ihn der Strenge zu geneigt und ermahnte ihn daher zu Freundlichkeit, Sanftmuth und Geduld, wie er sie selbst durchgehends in seiner ganzen Verwaltung der Ordensangelegenheiten bewies und grundsätzlich übte. So schrieb er im Herbst dem erfurter Freunde, „gegen den Prior in Nürnberg nimm einen freundlichen Sinn an, eben weil er unfreundlich ist. Kein harter Kopf treibt den harten Kopf, das ist, kein Teufel den andern aus, sondern der sanfte den harten, das ist, Gottes Finger treibt die Dämonen aus." [1])

Noch auf der Reise in einem Schreiben aus Salza ertheilt er Lange Vorschriften über bessere Haushaltsführung im Kloster. Die Gastfreundschaft galt in den Klöstern als Pflicht. Sie pflegten besondere Herbergs- und Krankenstuben für Einkehrende zu halten. Sehr erklärlich ist es, wenn mancherlei Misbräuche sich anknüpften. Luther schreibt nun an Lange, er habe die Hospize in den Klöstern von jeher für äußerst gefährlich gehalten, wiewol mit dem Herbergen Gott gedient werde, wenn es in Gott geschehe. Dann gibt er seine Anordnungen in der Form von brüderlichen Rathschlägen und Bitten an. Kein heftiges oder herbes Wort entschlüpft ihm. Auch für den Tadel, für unangenehme Verfügungen sucht er wenigstens den mildesten Ausdruck. Er befehle nicht, erinnere im Herrn, sagt er. Lange — der ohnehin mehr thun werde, als er von ihm begehre — möge ein Register darüber führen lassen, was täglich an Bier, Wein, Brot, Fleisch und dergleichen mehr darauf gehe. Er möge dies Register etwa so und so einrichten, und die Führung desselben sich nicht beschwerlich oder überflüssig dünken lassen; er werde daraus ersehen können, ob der Konvent mehr ein Kloster als ein Gasthaus sei, u. s. w. Eine besondere Rubrik sei für die fremden, die vom Kloster ausgehenden und ihre Gäste

1) De Wette I, 36.

mitbringenden Terminirer anzulegen, um den Unruhigen und Unersättlichen, auf ihre nützlichen Dienstleistungen Pochenden vorhalten zu können, wieviel sie mit Unrath verzehrt. [1])

Es begreift sich, wenn er so in das Einzelne und Geringste einging, daß ihm das Visitationsgeschäft wenig Zeit übrig ließ, zumal da er eilte, je eher je lieber wieder in Wittenberg zu sein. Ueber seine Reise von Dresden bis Erfurt ist nichts bekannt. Sehr wahrscheinlich wurde er in Neustadt durch widrige Beobachtungen und Geschäfte aufgehalten. In Erfurt scheint er länger verweilt zu haben. Nach einer erfurter Chronik soll er noch am 28. Mai im Dome gepredigt haben. Am 29. Mai war er bereits mit der Visitation des gothaer Konvents fertig geworden und nach Salza abgereist. Er hatte ein Schreiben an Mutian zurückgelassen. Er entschuldigt sich darin, daß er ihn weder besucht noch zu sich eingeladen habe. Seine Reise sei zu eilig und sein Geschäftsdrang zu groß gewesen das Erstere zu thun, vom Andern habe ihn die hohe Meinung abgehalten, die er von Mutian, die wahrhafte Verehrung, welche er gegen ihn hege. Eine Verbindung mußte sonach zwischen ihm und Mutian angeknüpft sein, allein es bestand eine solche von seiner Studienzeit her nicht, da er hinzusetzt, ihre Freundschaft sei zu neu, als daß er es hätte wagen dürfen ihn, den berühmten Mann, aufzufordern sich zu seiner Wenigkeit zu bemühen. Er sagt weiter, daß er seine Pflichtreise doch aber nicht fortsetzen könne, ohne ihn wenigstens brieflich zu begrüßen, so groß auch seine Scheu wegen seiner Unwissenheit und Unberedtsamkeit sein möge. Seine Zuneigung überwinde sie indeß, und so grüße denn den Koryphäen unter den Humanisten, den Mann von feinster Bildung und Gelehrsamkeit der bäurische Korydon, der stets unter den Gänsen zu schnattern gewohnte barbarus Martin. Die Verbindung seiner Freunde und Gönner mit Mutian hatte ihn also endlich mit diesem zusammengeführt. Denken wir an den Reuchlinistenbund, den in der reuchlinischen Fehde so bedeutsamen Briefwechsel der Gelehrten und Literaten, welche der humanistischen Richtung angehörten oder befreundet waren. Wir haben auch hier ein Zeichen, daß Luther daran Theil nahm. Denn ein brieflicher

1) De Wette I, 23.

Verkehr, doch auch nur ein solcher scheint zwischen ihm und Mutian bisher stattgefunden zu haben. Sehr wahrscheinlich hatte eben die reuchlinische Angelegenheit, die große Tagesfrage der freisinnigen Gelehrten, die Veranlassung dazu gegeben. Allein noch immer hält er sich in halber Ferne von den Humanisten, betrachtet sich nicht eigentlich als ihrem Kreise angehörig. Ein paar Augenblicke zu einer persönlichen Berührung mit Mutian möchten sich am Ende doch gefunden haben, hätte er sie erübrigen wollen. Aber er konnte nicht völlig eingehen in die Richtung eines Mutian, er theilte die allgemeine Schätzung der tonangebenden Bildung und Gelehrsamkeit, anerkannte ihr Uebergewicht und fühlte, daß er darin zurückgeblieben war. Wenn ihn indeß wenigstens theilweise auch die alte Schüchternheit noch von Mutian zurückhält, so ist doch offenbar sein Herz viel leichter geworden, obwol es an Druck nicht fehlt, und weit hinter ihm liegt die gepreßte dumpfe trübsinnige Stimmung, die ihn in seinen Studienjahren ergriffen, ins Kloster getrieben hatte und seine natürliche Anlage zur Heiterkeit gänzlich erstickt zu haben schien. Er konnte jetzt wieder scherzen, und so wie früherhin konnten ihn die neuen Aengste, Schmerzen, Sorgen nicht mehr verdüstern! [1])

In Gotha und Salza fand er den Zustand der Konvente befriedigend; sie hielten ihn nur sehr kurze Zeit auf. In Gotha hielt er eine Rede, die großen Eindruck zurückließ. Er mußte sie noch auf der Reise Mehren versprechen und schickte sie aus Wittenberg an Lange mit dem Auftrage, sie Braun, Leiffer und Andern mitzutheilen. Sie hat sich indeß nicht erhalten, obwol sie auch gedruckt worden sein soll. Er predigte im Kloster zu Nordhausen und wies auch hier die Brüder nachdrücklich zum Studium der Schrift und zu einem heiligen Leben an. Das Kloster zu Sangerhausen befand sich im traurigsten Zustande. Es war sehr arm. Die Brüder hatten saure Mühe um ihren nothdürftigsten Unterhalt. In Eisleben stand es noch schlimmer; es fehlte nicht an Ordnungswidrigkeiten, mehre Brüder waren krank, andere abwesend, nur fünf konnten den geistlichen Dienst verrichten. Dazu erschien dort der Prior des magdeburger

1) Reformations-Almanach für 1817, CI. De Wette I, 21.

Klosters, jammernd und wehklagend, Hülfe bei ihm suchend. So fehlte es denn an trüben Eindrücken, Beobachtungen und Erfahrungen keineswegs, und darauf mag es sich beziehen, wenn er nach seiner Rückkehr, welche wahrscheinlich am 7. oder 8. Juni erfolgte, an Spalatin schreibt, er sei mit Gottes Hülfe in Wittenberg wieder angelangt, wenigstens am Leibe gesund, Gott wisse ob auch am Geiste. [1])

Man kann nicht zweifeln, daß er in Eisleben oder noch wahrscheinlicher dem so nahe gelegenen Mansfeld die Aeltern wiedersah; den Vater zum ersten Male wieder seit seiner Priesterweihe, die Mutter zum ersten Male wieder seit seinen Studienjahren. Doch findet sich über dies Wiedersehen nicht die mindeste Nachricht.

Dieser seiner ersten Visitationsreise folgten noch eine oder ein paar andere, über welche sich indeß nur sehr wenig sagen läßt. Es wird am zweckmäßigsten sein hier sogleich hinzuzufügen, was über sie und was sonst über seine Vikariatsführung bekannt ist, um sogleich ein vollständigeres Bild von ihr zu gewinnen.

Es erhellt nicht deutlich, ob er von Eisleben mit dem magdeburger Prior über Magdeburg nach Wittenberg zurückreiste oder sich etwas später dorthin begab. Wir finden ihn zu Anfange des Oktobers in Kemberg. Er schreibt von dort aus an Lange, Staupitz habe ihm vom 10. September aus München geschrieben, hoffe zurückzukehren, könne aber jetzt nicht fort, weil ihm die Mittel zur Reise fehlten. Auch aus einem andern Schreiben (vom 30. August) sieht man, daß er mit Staupitz, der kurz und traurig schrieb, in brieflichem Verkehre blieb. Die Ordensangelegenheiten beschäftigten ihn in Kemberg jedenfalls, wenn er da auch kein eigentliches Visitationsgeschäft vorzunehmen hatte. In jenem Schreiben von dort ermahnt er Lange, Fürsorge für einen abtrünnigen Bruder zu tragen. „Verlaß ihn nicht, der Dich verlassen. Es schmerze Dich nicht, daß wir Aergerniß leiden. Wir sind dazu berufen, getauft, gesetzt, daß Einer des Andern Last trage. Einer muß des Andern Schanddeckel sein, weil es Christus gegen uns gewesen ist, noch ist und

1) Histor. Nachr. von Nordhausen, 632. De Wette I, 24, 29. Meurer, Luther's Leben, I, 39.

in Ewigkeit sein wird. Hüte Dich so rein zu sein, daß Du von Unreinen nicht berührt sein, Unreinigkeit nicht tragen und tilgen willst. Du bist zur Ehre gesetzt, die aber nichts Anderes ist, als Anderer Last tragen. Denn des Kreuzes und der Schmach sollen wir uns rühmen." Das Schreiben an Lange aus Salza schloß er: „sei stark und eingedenk, daß du zu einem Zeichen gesetzt bist, dem widersprochen wird, Einigen ein guter Geruch zum Leben, Andern aber ein Geruch zum Tode." Lauter paulinische Anklänge. [1])

Im Sommer 1517 finden wir ihn abermals auf einer Visitationsreise, der zweiten größeren. Am 6. August befand er sich im großen, aber armen, zur Zeit des Bauernkriegs zerstörten Augustinerkloster Himmelspforte unweit Wernigerode am Harze. Auch von hier aus, wo er mit Staupitz zusammengetroffen war, schreibt er an Lange, über studirende Brüder, deren Förderung in den Studien und ihren ökonomischen Angelegenheiten. [2])

Es haben sich von dieser Reise ein paar Sagen erhalten, die wenigstens als solche angeführt zu werden verdienen. Die eine legendenartige scheint auf einer Verwechselung Luther's mit einem gleichnamigen Abte des Klosters Walkenried, der im 14. Jahrhundert gelebt, zu beruhen. Man zeigt in Walkenried eine Lutherhalle, und erzählt, unser Luther habe da von den Mönchen in die Tiefe gestürzt werden sollen; das Vorhaben sei jedoch durch einen Hund verhindert worden, der vorangelaufen und in den Abgrund gestürzt sei. Eine andere Sage wird in einer walkenrieder Chronik berührt. Sie lautet dahin, daß Luther auf seiner Visitationsreise nach dem nahe gelegenen Kloster Himmelspforte bei den Cisterziensern in Walkenried eingekehrt sei, und als er die prachtvolle Kirche in Augenschein genommen, prophetisch ausgerufen habe, „es wird eine Zeit kommen, da in dir die Wölfe ihre Jungen werfen!" Die Erzählung kommt nur als Sage vor, doch fehlt es ihr wenigstens nicht an aller

1) Lingke a. a. O. 31. De Wette I, 30, 37, 43.

2) De Wette I, 59; III, Nachträge. Hille, Säkularfeier der Reform. Helmstedts 1842, 3. Walch rechnet den Brief zu 1516, wo aber Staupitz in Himmelspforte nicht sein konnte.

Wahrscheinlichkeit. Die angebliche Aeußerung Luther's kann umgemodelt, ausgeschmückt sein, denn sowie sie gegeben wird, paßt sie freilich nicht zu der Stimmung, in welcher wir ihn zu dieser Zeit und auch noch im Sommer 1517 finden, nicht zu seinem Gedankengange und sonstigen Aeußerungen. Er hat sich während dieses ganzen Zeitabschnitts auch nicht ein einziges Mal in ähnlicher Weise bei ähnlichen Anlässen ausgesprochen. In Dresden, Gotha oder selbst in Wittenberg war weit mehr Anlaß dazu als in Walkenried; ja ein solcher lag hier gerade sehr fern. Die Pracht und der Prunk der Kirchen und des Gottesdienstes an sich selbst erregte seinen Unwillen ganz und gar nicht, und die Gesinnung, welche er muthmaßlich in Walkenried fand, mußte ihm gerade sehr löblich und erfreulich, das Beste verheißend erscheinen. Zur Zeit der Kirchenversammlung von Konstanz hatte sich dort ein freierer Sinn, eine Hinneigung zu hussitischen Lehren kund gegeben, die auch in der Gegend umher viele Anhänger fanden und nur nach langer Mühe unterdrückt wurden. Zur Zeit des baseler Koncils verbanden sich die Grafen von Hohnstein, Stollberg und Schwarzburg förmlich zur Ausrottung der hussitischen Ketzerei in ihren Gebieten. Noch 1465 wurden zu Walkenried zwei Männer aus Branderode und Sachsa als Ketzer verbrannt. Im Jahre 1469 war von fünf walkenrieder Konventsmitgliedern eine öffentliche Erklärung des Inhalts ausgegangen, „daß wir allein durch Jesum Christum unter der Bedingung des Glaubens gerecht werden, und daß weder Mönchsgelübde, Fasten und Kasteien noch Büßung oder irgend ein mönchisches Werk und Genugthuung die Seligkeit geben können." Schon 1517 verließ ein walkenrieder Mönch, ergriffen von den Lehren Hussens und Luther's, das Kloster; 1526 erlitt er für seine Ueberzeugung zu Verden den Märtyrertod. Wir ersehen nicht, daß Luther auf seinen Visitationsreisen andere Klöster als die der Augustiner besucht hätte. Kann man indeß aus den angeführten Umständen schließen, daß im walkenrieder Konvente eine der seinigen entgegenkommende Richtung heimisch war, so liegt ein Beweggrund auch zu einer Ausnahme nahe genug, der dann aber wieder die Wahrscheinlichkeit jener Aeußerung Luther's, wie sie berichtet wird, ausschließt. Die religiöse Stimmung der Walkenrieder konnte ihn auf Gedanken an Zerstörung und

Untergang nicht wohl hinleiten. Sein Ruf hatte sich im Uebrigen schon weit genug verbreitet, daß man in Walkenried leicht darauf kommen konnte, ihn einzuladen, und erhielt er eine solche Einladung, so würde darin wiederum ein Zeichen des Eindrucks, den er jetzt schon weithin hervorbrachte, zu erblicken sein. [1])

Andere Visitationsgeschäfte.

Auch in Wittenberg beschäftigten ihn die Ordensangelegenheiten fortwährend. Dem eignen Kloster vorzustehen, lag ihm gleichfalls ob. Es war sehr arm, mit Brüdern überfüllt. Er muß es ablehnen, daß man studirende Brüder schicke. Es sind ohnehin schon zu viele da. So muß er hierhin schreiben und dorthin. Einmal an Lange: „Hältst Du mich denn für so reich, daß ich Armer Die wol erhalten könne, die Du bei größerm Vermögen nicht zu erhalten vermagst? Wenn alle Eingezeichneten kommen und die Pest es nicht hindert, werd' ich diesen Winter der sechsunddreißigste oder vierzigste sein." Ungern sendet er einige Brüder zurück, die zum Studiren sich eignen, aber „uns dringet der Mangel. Unser ganzes Vermögen kann weder Zellen noch andern Bedarf mehr schaffen, und was denkt der ehrwürdige Vater in Köln? Eben indem ich schreibe schickt er mir ohne Anfrage abermals zwei studirende Brüder auf den Hals. Wie meinst Du doch soll ich Deine Sardanapale und Sybariten unterbringen? Hast Du sie liederlich erzogen, so ernähre sie auch, wie sie erzogen sind. Ich habe allerorten der unnützen Brüder genug, sofern es deren für den Geduldigen gibt." Er schickt einige Brüder fort, wohin sie wünschen, um sie aus der ungesunden Luft — die Pest war in Wittenberg ausgebrochen — fortzuschaffen. Die Kölner, weil sie etwas versprechen, behält er doch endlich, „obwol es nur angeht mit Drang und Noth. Es leben nun zweiundzwanzig Priester, zwölf Novizen, in Allem

1) Krebs, Geschichtl. Nachr. über den kirchl. und relig. Zustand der Reichsabtei Walkenried, im theol. Notizenblatte der Pred. Bibliothek von Röhr, XXIV, 181. Eckstorm in seiner Chronik sagt von Luther's Besuche: aliquando; doch ist, was er erzählt, ohne Zweifel von dieser Reise Luther's zu verstehen, da Luther nur auf ihr Himmelspforte berührte.

einundvierzig Personen von unserer armseligsten Armuth, doch der Herr wird sorgen." Er versetzt Brüder, je nach ihrer Individualität oder örtlichem Bedarf aus einem Kloster ins andere, weist hier einen Prior an, den und den Bruder nicht terminiren gehen zu lassen, belehrt dort einen andern über vorkommende Fälle, mahnt hier zu nothwendiger Strenge, dort zu Sanftmuth und Geduld, stets am liebsten die Form des Raths, der brüderlichen Ermahnung wählend, die geistige Anregung und Belebung, das Einwirken auf die Gesinnung, den Willen, dem mechanischen Regieren durch Befehle, Verfügungen vorziehend. Er sucht die Studien unter den Ordensbrüdern in Aufnahme zu bringen, doch unaufhörliche Noth macht es ihm, die Mittel herbeizuschaffen. Er mahnt Lange, gewisse Gelder baldmöglichst zu schicken. „Du weißt ja, mit welcher Ungeduld alle unsere Genien, Laren und Penaten darauf warten, weil sie so höchst dürftig sind." Dringend erinnert er die Brüder, der Unterweisung der Jugend sich gewissenhaft anzunehmen. Es sei das Wichtigste beim ganzen Konvent, wie er es ihnen schon mündlich gesagt. Dann beantwortet er einmal wieder Anfragen wegen geringfügiger äußerlicher Dinge, z. B. wegen der Kleidung der Novizen. [1])

In keinem andern Volke ist die auf einer Jahrhunderte alten Schulbildung ruhende Gesittung so tief und weit verbreitet als in dem unsern. Sie hat ihre Schwächen, und oft überschätzen wir unsere Schulbildung mit eitlem Selbstruhme — eine der Täuschungen, worin wir leben — indem ihr keine tüchtige Lebensbildung durch ein kräftigendes Staatswesen zur Seite steht und nachhilft und uns vor ihrer Einseitigkeit schützt. In andern uns nahe stehenden und mit uns wetteifernden Nationen leisten die Menschen aller Stände in der That mehr und bei uns weniger, als man nach dem Zustande der Schulen zu erwarten berechtigt wäre. Wie manche, auch nicht etwa mit der Nationalität gegebene Tüchtigkeit des gemeinen Engländers und Franzosen oder auch Spaniers und Italieners fehlt dem gemeinen Manne bei uns trotz Volksschule und Schulung. Er liest und schreibt und kommt aus so vieler und großer Verkommenheit nicht heraus. Zu sehr übersehen wir, Pädagogen und Nichtpädagogen, diese

1) De Wette I, 30, 33, 35, 41 f. 43.

offenkundigen Thatsachen, überhören zu sehr die Stimmen praktischer Männer, wie die eines Stein, welche zehnfach längst darauf hinwiesen, daß nicht die Schule allein, sondern Theilnahme an den Angelegenheiten des Ganzen der sicherste Weg sei zur Vollendung der sittlichen und geistigen Ausbildung des Volks. Immerhin aber ist unsere Gesittung die beste, stärkste Grundlage der religiösen Aufklärung und zugleich der bürgerlichen Freiheit und staatlichen Entwickelung. Blieb uns die letztere auch noch immer verkümmert und werden wir so viel mehr bevormundet und gegängelt als manche weit minder und minder allgemein gesittete, gelernte Nationen, so ist doch eben die Grundlage zum trefflichsten Aufbau vorhanden, die gewonnene Gesittung gibt durch andere Früchte einigermaßen für die zurückgebliebene staatliche Entwickelung Ersatz, und sie ist es, die das Volksgemüth sänftigend bestimmt, die nicht verschmähte oder gering geachtete politische Freiheit und Gestalt auf einem edlern und heilsamern Wege anzustreben als dem der rohen Gewalt, was wir erkennen und uns vor Augen halten müssen, damit wir uns nicht ohne Grund mehr als Noth ist unserer Geduld schämen und uns nicht selber schänden durch übertriebene Vorwürfe des Mangels an Willens- und Thatkraft, Ehr- und Freiheitsliebe, worin wir freilich hinter der lutherisch-reformatorischen Zeit weit zurückstehen, die mit unserer vorgeschrittenen Einsicht auch ein echtes Staatswesen errungen haben würde, so wie wir zur Reife bringen und ärnten könnten was sie gesäet, wenn wir ihren Muth dazu zu finden wüßten. Was würde unser Unterricht bei einem tüchtigen Staatswesen wirken, wieviel Verdumpfung und Verkommenheit hat er bei Trennungen und Versplitterungen, Verworrenheit und Druck im staatlichen Leben abgewendet, so sehr er davon seinerseits zu seinem großen Schaden ergriffen und bestimmt wurde. Wesentlich ist auch dadurch verdorben, was Luther theils förderte, theils schuf, theils andeutete. Doch zeigen gerade auch die später eingetretenen Hemmnisse, wie tief und nachhaltig seine Wirksamkeit insbesondere auch auf dieser Seite war. Sinn und Fürsorge für die Schule, die Volksbildung fand er in den Bürgerschaften, in welchen er aufwuchs, bei den Gelehrten und in den Mönchsorden, den Franziskanern, die ihn als Schüler unterrichtet, und wenn auch nicht eben im

höhern Maße in dem der Augustiner. Er führte, was er seit Karl's des Großen Zeit Begründetes vorfand, in einem umfassendern größern Sinne weiter, er wurde auf diesem Felde Neubegründer, Schöpfer, mit besserm Glücke und reichern dauernden Erfolgen wirkend wie Karl. Wir verdanken ihm jene Gesittung, die, aus der deutschen Jugend- und Volksbildung hervorgewachsen, recht eigentlich auf ihn zurückzuführen ist. Er gab ihr erst die eigentliche Grundlage durch wohleingerichtete Volksschulen und Verbreitung der deutschen Bibel, des deutschen Katechism und deutscher geistlicher Lieder. Nicht blos unmittelbar nahm er sich ihrer an. So gewaltig wie unablässig trieb er zu ihr an. Wie hoch erhob er sich in pädagogischer Hinsicht über seine Zeit, ja noch über der unserigen steht er mehrfach. Es liegt volle Wahrheit darin, wenn gesagt wird, daß Erziehungsmaximen, welche noch in unsern Zeiten für ganz neue Erfindungen ausgegeben werden, in seinen Schriften schon auf die klarste und besonnenste Weise ausgesprochen sind. Man wußte sein geistiges freisinniges Walten in der Schule so wenig als in der Kirche zu bewahren. Man vergaß es eine längere Zeit gänzlich, schlug entgegengesetzte Wege ein, und vergißt es heute an manchen Stellen abermals, zu schwach, ihm auch nur nachzugehen. Nie würde unsere Jugendbildung ohne seine Mühe und Arbeit geworden sein was sie geworden ist. Die angeführte Aeußerung zeigt, daß er die unscheinbare große Sache schon jetzt ins Auge gefaßt hatte, schon jetzt und anderweit so sehr in Anspruch genommen, so vielfach abgezogen, thätig für sie war. Auch noch andere hierauf hinweisende Spuren werden uns bald begegnen. [1])

Dem Augustinerprior in Neustadt, Michael Dressel, schreibt er, das Begehren des Deutschherrn, der in den Orden einzutreten wünsche, sei nicht von der Hand zu weisen, denn man solle Niemand an einem heilsamen Vorhaben hindern, ihm vielmehr förderlich sein, sofern man im Uebrigen Sorge trage, daß es in und mit dem Herrn ausgeführt werde. Dies sei der Fall, wenn man nicht nach der individuellen Meinung und heiligen

1) Von Stein, Erwiederung auf die Eröffnungsworte des königl. Landtagskommissärs auf dem zweiten Provinziallandtage Westfalens. Raumer, Gesch. d. Pädagogik I, 132 ff. Studien und Kritiken, 1846, 452.

Absicht jedes Ansuchenden verfahre, sondern das vorgeschriebene Gesetz, die bestehende Ordnung beobachte: Niemand könne sonst Nutzen und Heil hoffen, und wenn die Absicht noch so gut wäre. Der Deutschherr habe daher vor allen Dingen Brief und Siegel seiner Obern beizubringen, und alle übrigen Bedingungen der Konstitutionen des Augustiner-Ordens zu erfüllen, „damit weder ihn noch uns künftig die Reue ankomme. Was aus Gott ist besteht, und thut und leidet Alles um zu bestehen."

Wir sehen ihn hier ganz im guten Geiste eines echten Ordens-Obern verfahren. Er zeigt den entschiedensten zum Grundsatze gewordenen Sinn für Unterordnung des individuellen Wünschens und Beliebens, des Einzelnen unter die bestehende Ordnung, die Uebereinkunft. Die Rechte jedes Ordens, die Kirchengesetze will er geachtet und befolgt wissen von Jedermann, wie er sie selbst zur Richtschnur nimmt. Eigenmacht, Auflösung aller Bande der Zucht und Ordnung bezeichnete die ganze Zeit, auch das Wesen in den Orden. So war im Reformkollegium zu Konstanz beschlossen, aber gleich Aehnlichem in Vergessenheit gerathen, es solle, der Zügellosigkeit der Bettelmönche zu wehren, die oft nur, um ihre Unordnungen zu decken, in einen andern Orden übergingen, künftig keinem erlaubt sein, unter irgend einem Vorwande in einen andern Orden als den (strengern) der Karthäuser zu treten. Das Wüste, Unordige ist ihm durchaus zuwider, so sehr, daß er — wir werden noch andere Beispiele erhalten — selbst seine Milde zur Strenge zwingt. Indem er die Brüder mit seiner Richtung zu erfüllen trachtet, lenkt er sie von der Autorität, der Satzung und deren Ansehen hinweg und auf Selbstbestimmung hin. Er geht ihnen mit dem Beispiele kühner Erhebung für das innerlich Errungene, kühner Bestreitung des äußerlich Gesetzten, doch nicht Berechtigten durch den Geist, das Evangelium, die sich darauf gründende Kirche voran. Zugleich aber sucht er gute Ordnung herzustellen und zu behaupten. Das Gelüst, einen Deutschherren für seinen Orden zu gewinnen, verlockt ihn nicht. In der Deutschen Art, Geschichte, Gesetzen, Einrichtungen und Schicksalen tritt so scharf und bezeichnend die Neigung der Selbstbestimmung und Selbständigkeit der Einzelnen hervor, nur zu häufig verirrt zum Eigensinn im Glauben, Meinen, Denken, Empfinden, Reden und

Handeln. Wir konnten schon beobachten und es wird sich noch mehr zeigen, wie stark jene Neigung auch bei Luther war. Hier zeigt sich abermals und noch deutlicher stellt es in seinem zweiten Lebensabschnitte sich heraus, wie wenig er von der deutschen Unart hatte, wie stark und rein die deutsche Art sich in ihm ausprägte, wie schön die Gegensätze sich in ihm vermittelten, wonach der Einzelne wie das Gesetz, das Gemeinsame, sein Recht haben und behaupten soll. Es bleibt seit dieser Zeit Ziel und Aufgabe seines Lebens, eine in Unordnung und Unrecht verkehrte Ordnung der Dinge aufzulösen und zugleich eine neue und rechte Ordnung zu gründen. Darin — und in den Irrungen, welche dabei nicht ausblieben — liegt zum großen Theile schon die Erklärung des scheinbaren Räthsels und der theilweisen Widersprüche seiner Empörung gegen das Papstthum, seiner freien Selbstbestimmung in den Glaubenssachen, seinem Anleiten dazu, und seinem eisenfesten Beharren auf der neu gewonnenen Wahrheit, der Lehre, seinem ebenso heftigen und großen Kampfe wider die Abweichenden in der Mitte des für die letztere, die Freiheit eroberten Kreises.

Von der Angelegenheit des Deutschherrn kommt er auf Dispense, Versetzung von Brüdern aus einem Kloster ins andere, dann auf die innern Zustände des Priors in Neustadt. Er weist ihn darauf hin, daß er zwar Frieden suche, jedoch verkehrt. „Der hat keinen Frieden, den Niemand beunruhigt; das ist der Welt Friede; der hat ihn, dem Alles und Alle Unruhe machen, und der Alles mit Freuden ruhig trägt. Du sprichst mit Israel, Friede, Friede! und ist doch kein Friede. Sprich vielmehr mit Christo: Kreuz, Kreuz! und ist doch kein Kreuz. Denn das Kreuz ist nicht mehr Kreuz, sobald Du fröhlich sagst: gebenedeietes Kreuz, unter allem Holz ist keines Dir zu gleichen. Das ist der Friede Gottes, der besser ist denn alle unsere Gedanken und Wünsche, der über alle Vernunft gehet, der nicht mit den Sinnen geschaut, mit dem Gedanken erfaßt werden kann: Der erlangt ihn, der geplagt in Allem, was er fühlt und denkt, das Kreuz gern aufnimmt.“ [1])

Er schreibt wiederholt nach Erfurt, jetzt, der Prior möge, wenn er etwa einen Bruder habe, der nicht gut thun wolle,

1) De Wette I, 26. Wessenberg a. a. O. II, 233.

denselben zur Strafe nach Sangerhausen schicken, dann, daß er die und die Brüder dem Konvent in Eisleben überlasse. Er möge Allen sagen, der Verfügung liege nicht Willkür zum Grunde, sondern die Noth der Verhältnisse, die Allen und vornämlich ihm obliegende Sorge für Aufrechthaltung der Ehre von des hochwürdigen Vater Staupitzens Vikariat. Ein anderes Mal bemüht er sich zu beschwichtigen, übertriebenen Eifer zu mäßigen. „Es gebührt Dir, nicht allein diesen Streich auf den rechten Backen hinzunehmen, sondern auch den linken hinzuhalten. Diese Versuchung wird nicht die schwerste noch letzte sein. Die Weisheit Gottes spielt jetzt nur mit Dir und bereitet Dich zu einem ernsten Kriege, wo Du's erlebst.“ [1])

Die Pest in Wittenberg.

So im August 1516; und wie ihn zu dieser Zeit die Ahnung großer Ereignisse erfüllte, die Voraussicht eines verhängnißvollen Zusammenstoßes beschäftigte, war er — weit entfernt darauf zu denken sich zu sichern oder zurückzuziehen — vielmehr bemüht sich und Andere zu jenem Gottesfrieden zu erheben, der die Furcht wie den Unmuth aus seiner Brust verscheuchte, in welchem er ruhig die Pest heranziehen sah. Schon einmal, 1506, war die Universität, der Pest wegen, nach Herzberg verlegt. Alle, die konnten, zogen in solchen Pestzeiten von dannen. Im Jahre 1527 wüthete die Pest vier Monate lang in Wittenberg. Er wurde um ein Gutachten gebeten, ob man sich vor ihr durch die Flucht sichern dürfe, worauf er die Schrift drucken ließ: Ob man vor dem Sterben fliehen möge? Er billigt es darin, sofern nicht durch die Flucht das göttliche Wort verleugnet oder eine Amtspflicht verletzt werde, wie beim Prediger oder obrigkeitlichen Personen. Nicht Einerlei dürfe man Allen, den Starken und Schwachen, aufladen. Er widerstand allen Aufforderungen, auch der des Kurfürsten, folgte der Universität nach Jena nicht. Auch durch die Pflicht des Docenten hielt er sich von der des Predigers nicht entbunden. Dieselbe Ansicht und Gesinnung hegte, dasselbe Verhalten beobachtete er auch jetzt schon; wozu zu

1) De Wette I, 28.

bemerken ist, daß er, wie wir im nächsten Hauptstücke hören werden, um diese Zeit das Predigeramt förmlich übernommen hatte. Er schreibt in demselben Briefe an Lange, daß man ihm keine studirende Brüder ins Kloster schicken möge, „weil die Pest um uns herum wüthet, und täglich über uns zu kommen droht, daß sie nicht, wenn sie hergereiset, alsbald wieder fort müssen." An eigne Gefahr denkt er nicht. Er fügt nur hinzu „dulde, leide, hoffe, glaube Alles, wie es die Liebe thut." Auch nach ein paar Wochen, als die Pest näher gerückt war, begehrt er (in einem Schreiben an Dressel) nur Fürbitte bei Gott, daß derselbe in Gnaden rufe, die er hinwegrufen wolle. Es war die Bewährung und Bethätigung der Sinnesart und Stimmung, der Grundsätze, worin er längst gelebt. Wie hohe Begriffe waren in ihm lebendig vom „Berufe." Wir erinnern uns, daß er seit seinem Doktorat, womit doch seine frischesten Kraftäußerungen begannen, „stetigs mit Sterbegedanken umgegangen," und es war der Fall bis in seine letzte Lebenszeit; daß er in der Psalmauslegung gesagt, daß ein wahrer Christ lebe durch den Glauben allezeit, ob er auch getödtet werde dem Leibe nach; Trübsal und Anfechtung sei die Vollendung des Gläubigen, der durch Demuth, Leid und Tod Alles überwinde; Die wären Thoren, die durch Flucht oder sonst Etwas außer Christo der Versuchung entgehen wollten, statt zum Erlöser zu fliehen und mit dessen gläubiger Betrachtung die Herzen zu waffnen; es sei ein schweres Werk, den Kelch des Herrn zu trinken, wenn aber die Liebe dazu erst im Herzen, so strecke sich auch bald die Hand danach aus. [1])

Es wird am besten sein den Verlauf hier sogleich hinzuzufügen. Im Oktober fing die Pest an in Wittenberg um sich zu greifen. „Sie ist da, schreibt er an Lange, und fährt rasch und grimmig zu, sonderlich bei jüngern Leuten. Und Du räthst mir Flucht? Wohin soll ich fliehen? Ich hoffe, die Welt wird nicht untergehen, wenn Bruder Martin zu Grunde geht. Zwar die Brüder werde ich, wenn die Pest weiter greift, in alle Welt versenden: ich aber bin hieher gesetzt, kann um des Gehorsams willen nicht fliehen. Nicht daß ich den Tod nicht fürchtete

1) Sennert, 175 ff. Plochm. XXII, 317. De Wette I, 30, 33.

(denn ich bin nicht der Apostel Paulus, sondern nur ein Lektor Pauli), ich hoffe aber, der Herr werde mich von meiner Furcht frei machen." In einer um dieselbe Zeit gehaltenen Predigt sagt er unter Anderm: „Niemand darf glauben, daß die Pest oder welche andere Heimsuchung mehr aus dem Zorne als dem Erbarmen Gottes komme. Wie jedes andere Ding ist sie an sich nicht gut nicht böse, gereicht aber zum Guten. Gott will uns durch die Heimsuchung zu sich ziehen, uns im Glauben stärken. Seine Güte und Liebe bleibt dieselbe, und wer das fest in Gedanken hat, überwindet die Trübsal. Denn, wie wir glauben und wissen, wenn der Himmel mit Gewölk überzogen ist, daß dennoch die Sonne mit ihrem Glanze bleibe, so weicht Gott nicht von seiner Güte, die da unverändert bleibt, wenn Trübsal über uns kommt und uns Gott verhüllt." [1])

Erasmus blieb klein, so geistbegabt er war: er fürchtete den Tod. Luther wurde groß und stand unbesiegt und unverzagt wider die Weltmacht: er fürchtete den Tod nicht. Er sagt in der Schrift: Ob man vor dem Sterben fliehen möge, ohne Beziehung auf sich selbst — doch leidet es die eigentlichste Beziehung auf ihn — „es gehört auch nicht ein Milchglaube dazu, daß man des Todes gewarte, für welchem sich auch fast alle Heiligen entsetzt haben und noch entsetzen, und wer wollte Die nicht loben, die mit Ernste so gesinnt sind, daß sie des Todes nicht groß achten, sondern sich unter Gottes Ruthe williglich geben, foferne daß es geschehe ohne Gottes Versuchung?" Den Tod nicht fürchten in Kraft einer edeln Ueberzeugung ist Zeichen und Bewährung des Ungemeinen, der Seelengröße, und umgekehrt. Die höchste Stufe, Stärke und Bewährung des christlichen Glaubens ist die, daß er über die Todesfurcht erhebt. „Gott schickt dem Glauben zu, sagt Luther in einer Predigt der Kirchenpostille, daß er nicht mit geringen Dingen muß zu schaffen haben, sondern Solches, das alle Welt nicht leiden mag, als den Tod und Sünde, Welt und Teufel." Das geschah ihm jetzt. „Denn alle Welt vermag nicht zu stehen wider den Tod, fährt er fort, sondern fliehet und erschrickt dafür und wird auch von ihm überwunden; aber der Glaube stehet fest und leget sich wider den Tod und gewinnet

1) De Wette I, 12. Löscher, Reformations-Acta, I, 294.

ihn an, der alle Welt verschlinget. So mag auch kein Mensch der Welt Toben, Verfolgen, Lästern, Schänden, Haß und Neid ertragen; Jedermann weichet und wird matt, sie liegt oben und gewinnt; ohne der Glaube, der spottet ihr dazu und tritt solchs Alles mit Füßen und macht eine Freude und Lust daraus. Also wer könnte den Teufel überwinden mit seinem unzähligen listigen Eingeben, damit er die Wahrheit und Gottes Wort hindert und so mancherlei Irrthum, Verführerei, Aberglauben und Greuel ohn Maaßen aufrichtet? Alle Welt ist gegen ihn wie ein Funke Feuers gegen einen Wasserbrunnen. Also muß sie ihm hierin unterworfen sein. Aber der Glaube ist's, der ihm zu schaffen gibt, und nicht allein unverführt vor ihm bleibet, sondern auch seine Schalkheit offenbaret und ihn zu Schanden machet, daß seine Trügerei gar nichts gilt, matt wird und dahinfällt, wie ihm jetzt auch geschieht mit seinem Ablaß und Papstthum." [1]).

Das wurde vorbereitet, ja fing schon an in der Zeit, von welcher die Rede ist. Könnte man besser sagen, worauf die Größe und die Siege Luther's beruhten? Seine geistigen, seine theologischen Fortschritte waren wichtig und nothwendig. Sie hätten freilich nicht fehlen dürfen, von ihnen hing die evangelische Grundgestalt, die Reinheit, die Klarheit und Sicherheit seines „Glaubens" ab, der an sie sich anschloß. Ein Anderes ist die hingebende Aufopferung des nicht-christlichen Helden etwa aus Kampfeslust, Liebe des Ruhms oder des Vaterlands, oder des finstern, unempfindlichen, von wilder Leidenschaft zerwühlten Fanatikers, oder eines Gregor, der ohne vollen Seelenadel, ungetrübte Redlichkeit und reine Liebe für einen nur halbwahren und halbgroßen Gedanken und in mit Berechnung gemischter Begeisterung kämpfte und duldete, oder endlich der christlichen Helden und Märtyrer, sofern ihr Helden- und Märtyrerthum dem durch die völligste Wahrheit und Reinheit der Anschauung und des Willens verklärten Tode des Erlösers ähnlich ist. Luther's geistige Fortschritte, seine theologischen Erkenntnisse hätten uns nicht weiter gebracht ohne seinen Glauben, sie wären ohne ihn der Welt, wenn nicht verloren gewesen, doch zur Zeit ohne ihren großen Eindruck geblieben. Zu keiner Erkenntniß, keiner

1) Plochm. XXII, 319. Walch XI, 684.

Wahrheit, keinem echten Fortschritte, keinem Rechte, keiner Freiheit, keinem edeln Gute, so namentlich auch zum Christenthume, seinem Siege, seiner Erhaltung, seiner Läuterung, sind die Nationen, ist die Menschheit gelangt, ohne Hingebung Derer, die den Tod nicht fürchteten, ohne den Glauben, der über die Todesfurcht und alle Welt und aller Welt Verfolgen, Schwachheit, Unkraft erhebt. Diesen Glauben hatte Luther jetzt errungen, in großen Kämpfen, und er war dem des Erlösers ähnlich, die höchste Blüthe seiner geistigen Ausbildung, zumal seiner Schriftstudien, gefärbt von der edeln Mystik, aus welcher er mannichfache Nahrung sog, wie wir das bei Luther's Entwickelung im erfurter Kloster, seiner Psalmerklärung, seinen Briefen an die Ordensbrüder sahen und auch hier wieder sehen. In diesem Glauben und durch ihn hat er erst sein bestes geistiges und gelehrtes Besitzthum zu einer Errungenschaft der Welt, ihr und insbesondere seiner Nation nutzbar gemacht, hat er ritterlich gekämpft, trotzig widerstanden, fröhlich gelitten, solche Siege gewonnen. Bei diesem Glauben, auf dieser Stufe sehen wir ihn jetzt angelangt. Wir haben hier das erste große Zeichen seiner echtesten Größe, seiner besten Entwickelung vor Augen.

Die Erzählung ist vorausgeeilt. Sie muß wieder dahin zurückgeführt werden, wo sie abgebrochen wurde, zu seiner Vikariatsführung, welche, wie wir noch mehrfach wahrnehmen werden, wesentlich zu jener Entwickelung mithalf und in welcher er die Ansichten und Gesinnungen in sich befestigte und stärkte, auf denen die Kraft und die Reinheit des Glaubens ruhete, worin er sich über die Furcht des Pesttodes erhob.

Strenge und Milde in der Ordensverwaltung.

Nur Schonung hat er uns bis jetzt in seiner Verwaltung der Ordensangelegenheiten gezeigt. Er verstand aber auch Strenge mit Milde zu paaren, einer Milde des Urtheils und Verfahrens, die um so bemerkenswerther ist, weil er gegen sich selbst so streng war, sich selbst so wenig geschont hatte als Mönch und noch schonte. Es scheint und ist ein Zeichen davon, wie viel Weiches und Heiteres in ihm lag, daß ihn eben seine eignen Uebertreibungen

und Erfahrungen zu schonender Beurtheilung und zur Nachsicht statt zu finsterer Härte gestimmt.

Sein freundliches Zureden hatte beim neustädter Prior nicht gewirkt. Nunmehr gebraucht er die Schärfe seiner Obergewalt, doch freilich mit wieviel christlicher Güte und Geduld! Er schreibt ins Kloster zu Neustadt: „Ich höre mit Schmerz, wie ich es werth bin zu hören, daß Ihr, wertheste Väter und Brüder, ohne Frieden und Einigkeit lebt, und obwol in Einem Hause beisammen, doch nicht Eines Sinnes seid, und nicht nach der Regel Ein Herz und Eine Seele im Herrn habt; welch elendes und unnützes Leben entweder daher kommt, weil die Demuth schwach bei Euch ist, denn wo Demuth, da ist Friede; oder von meiner Nachlässigkeit, oder aber die Schuld liegt auf beiden Seiten, daß wir den Herrn nicht bitten, daß er uns leite. Es irret, irret, irret, der sich und Andere durch seinen eignen Rath zu regieren denkt. Durch demüthiges Gebet und andächtige Inbrunst muß es von Gott erlangt werden, wie Tobias seinen Sohn geleitet: Dein Lebelang preise den Herrn und bitte ihn, daß er deine Wege leite. Weil Ihr nun das nicht oder nicht recht gethan, so ist's kein Wunder, daß Ihr nicht seid geleitet, sondern verhindert worden. Was ist demnach zu thun? Bei einem Leben ohne Frieden ist Gefahr, weil es ohne Christum, ja viel mehr Tod denn Leben ist. Nehmt denn mit heilsamem Gehorsam meine Verfügung an, ob der Herr des Friedens mit uns würksam zu sein uns würdige. Eur ganzes oder meistes Uebel ist, daß Ihr mit dem Haupte, dem Prior uneins seid, was schädlicher ist, als wenn ein Bruder mit dem andern uneinig ist. Daher gebiete ich Dir, Bruder Michael Dressel, Kraft meines Vikariats, daß Du Amt und Siegel zurückgebest." Er ordnet sodann eine neue Wahl an, für die er umsichtige, von sehr genauer Kunde des gewöhnlichen Hergangs zeugende Vorschriften gibt; besondern Nachdruck aber legt er auf die Erinnerung, daß vor allen Dingen an der rechten gottfürchtigen Gesinnung dabei gelegen sei. „Wenn Ihr nicht durch Gebet erlanget, daß Ihr regieret werdet, so werdet Ihr weder Frieden noch Glück haben, und wenn der heilge Johannes der Täufer selbst Euer Prior wäre." Indem er vor Allem die Sache im Auge hat, will er doch die Personen nicht niederbeugen, ist sorgfältig bemüht, das Herbe zu mildern,

indem er die Strenge der Amtsgewalt übt. „Du sollst auch nicht klagen, daß ich Dich unverhört gerichtet, Deine Entschuldigungen nicht vernommen. Ich glaube sehr gern, daß Alles, was Du gethan, in bester Meinung geschehen; Du hast nur gehandelt nach dem Maße der Gnade, die Dir geworden war. Und ich bin Dir dankbar dafür; gänzlich mißfallen würden mir die Brüder, die Dir nicht dankbar dafür wären. Aber Das ist es, was Dich trösten muß, daß es nicht genug ist, wacker und gottfürchtig für sich zu sein; man muß Frieden und Eingkeit mit den Andern dabei haben. Gar oft mißfallen die besten Werke und werden nach Verdienst verworfen, auf daß der Friede erhalten werde; so viel weniger ist also, was Einer in guter Absicht und mit ganzem Fleiße thut, dem Frieden vorzuziehen, den er dadurch nicht fördert." [1])

Ebenso äußert er sich einmal gegen Lange: „Hüte Dich, nach Deinem Tauler nach beiden Seiten Dich abzusondern; sei dafür ein gemeiner Mensch zu Allem, wie es einem Sohne des gemeinen Gottes, der gemeinen Kirche ziemt." Auch ein paar Schreiben von ihm an den Propst in Leitzkau gehören hieher, wo sich kein Augustiner-, sondern ein Prämonstratenserkloster befand. Die Augustiner hatten dort aber Besitzungen, und Luther mochte als zeitiger Verwalter derselben mit dem Propste bekannt geworden sein. Seine Briefe an ihn sind daher keine amtliche, sondern freundschaftlich-berathende, obwol die Anlässe ihrer Absendung in seiner Vikariatsführung lagen, weßhalb sie um so mehr hierher gehören. Der erste vom 17. Mai 1517 enthält eine Weisung, wie sich der Propst gegen einen gefallenen Bruder zu verhalten habe. Er spricht sein schmerzliches Bedauern aus und knüpft die Betrachtung daran, daß ja alle gleich dem gefallenen Adam als Adamskinder Adamswerke thäten, daß man jedoch deßhalb an der mächtigen Hand Gottes nicht verzweifeln dürfe. Die besondern Satzungen des Konvents in Leitzkau sind ihm unbekannt. An sie soll der Propst sich unverbrüchlich halten, so scharf sie lauten mögen, es wäre denn, daß sie das begangene Vergehen mit lebenslänglicher Einkerkerung oder gewisser Lebensgefahr bedrohten. Er soll keiner falschen Nachsicht Raum geben.

1) De Wette I, 32.

Denn nicht der Propst strafe, sondern Recht und Gesetz; er sei Diener, nicht Herr desselben. Er soll sich nicht irren lassen durch den Gedanken, daß er vielleicht ein eben so großer, wol gar noch größerer Sünder sei. Dies Gott gebeichtet ist genug. Hier auf Erden müssen wir zur Erbauung des Nächsten, zum gemeinen Nutzen fast immer Sünder strafen, die besser sind als wir selbst, Gelehrtere lehren, Würdigern vorstehen. Deßhalb soll der Propst gegen den Gefallenen Demuth und Lindigkeit des Herzens beweisen, zugleich aber thun was seines Amts. Die Gewalt, die ihm dieses gebe, sei nicht sein, sondern Gottes, während die Milde und Liebe bei ihm stehe. Zu kluger liebender Schonung räth er gleichfalls, als einst der Propst geklagt, die Sittenverderbniß nehme in seinem Kloster überhand. „Ich meine, daß es in allen Klöstern eben nicht besser ist, und daß sie saumselig sind, damit die zu Wächtern Gesetzten Wachsamkeit üben. Kannst Du daher nichts schaffen mit Frieden und im Guten, so rathe ich nicht, daß Du mit Schärfe und hartnäckig gegen den größten Theil Deiner Brüder streitest. Gieb Raum dem Zorne und laß das Unkraut mit dem Waizen wachsen. Es ist besser, Wenige mit Frieden zum Heile führen, als Alle um Vieler willen in Unruhe setzen; besser, Viele um Weniger willen tragen, als Wenige wegen Vieler verderben.“ [1])

Er durchschaut den Umfang des Uebels, die Tiefe der Verderbniß, namentlich auch in den Klöstern vollkommen, er hätte die erschlaffte Zucht gern wieder hergestellt und thut auch dazu bei jeder Gelegenheit. Allein eben, weil er so tief blickte, mochte er nicht zufahren, erwartete er von dem mit unterscheidender Beurtheilung nicht verbundenen Eifer eines Lange nur Lärm ohne eigentliche Ergebnisse, von Herstellung der äußerlichen Ordnung nur wenig. Er wollte gerade kein „Wesen anfangen in der Kirche.“ Was er an den neustädter Konvent und in den zuletzt angeführten Briefen an Lange und den Propst in Leitzkau schreibt, das alles erinnert wieder an seine gleich zu Anfang seiner Vikariatsführung aufgestellte Forderung, daß Einer des Andern Last trage, an seinen geltend gemachten Grundsatz, daß auch die gute individuelle Meinung und Absicht dem Gesetze sich

1) De Wette I, 34, 56, 64.

unterordnen müsse, wenn auch nur der Einzelne Nutzen und Heil hoffen wolle; an den Ordnungssinn, der um des Ganzen willen auch das Kleinste bedenkt; an die Fürsorglichkeit, mit welcher er als Oberer auch der Einzelnen, der Untauglichsten und Unwürdigsten sich annimmt. Dem Allen liegt die evangelische Anschauung, der Sinn für das Gemeinsame, für Unterordnung der Persönlichkeit unter dasselbe, für Zurückstellung des eignen Nutzens, Beliebens oder Gelüstens hinter das gemeine Beste, mit einem Worte der bewußte Wille und die Fähigkeit und Kraft der Hingebung und Aufopferung zum Grunde, deren Spitze jener Glaube ist, der, um der Pflicht zu genügen, dem Pesttode sich darbietet und weder für sich noch für die Welt, die ausgestreute Saat, den Untergang der Person fürchtet. „Ich hoffe die Welt wird nicht untergehen, wenn Bruder Martin zu Grunde geht.“

Geschäftsüberhäufung. — Ergebniß.

Das Vikariat warf ihn in einen wahren Strudel von Geschäften hinein, und um so bewundernswürdiger erscheint die Thätigkeit, welche er entwickelte, wenn man nun auch die übrigen Richtungen derselben ins Auge faßt. Zu der Zeit, als die Pest in Wittenberg um sich griff — und solche Zeiten sind an sich selbst aufregend, störend, vielfach zerstreuend — sehen wir ihn nach allen Seiten thätig, in Anspruch genommen, überhäuft. „Ich bedarf fast zweier Schreiber,“ klagt er zu Ende Oktobers gegen Lange, doch in scherzhaftem Tone, ohne Spur von Ermüdung, „thue von Morgen bis Abend fast nichts als Briefe schreiben, weiß deßhalb nicht, ob ich mich nicht wiederhole. Ich bin Prediger im Konvent, Lektor (Ecclesiastes) bei Tische, werde täglich abgefordert in der Pfarrkirche zu predigen, bin Studiendirektor, Vikarius, d. h. elf Mal Prior, Verwalter unserer Fischteiche in Leitzken; in Torgau bin ich herzbergischer Sachführer, ich lese über die pauliniſchen Briefe, den Psalter — und die meiste Zeit nimmt mir, wie gesagt, das Briefschreiben hinweg. Selten habe ich die völlige Zeit, die Horas abzuwarten, nicht zu reden von den eignen Versuchungen mit Fleisch und

Blut, Welt und Teufel. Schau, was für ein müssiger Mensch ich bin!“ [1])

So hatte demnach jetzt die Vielthätigkeit begonnen, die ihn und sein Leben sehr stark seit dieser Zeit bezeichnet; die Vielthätigkeit, womit er sich hineinließ und hineingezogen wurde in Kirchen-, Staats- und Privatsachen, Angelegenheiten aller Art, die verwickeltsten Dinge; so daß ihm noch oft Anlaß zu ähnlichen Aeußerungen wurde, deren eine wir der angeführten zur Seite stellen wollen. Er schließt ein Schreiben an Link aus dem Jahre 1529: „Du klagst, daß ich Deine Fragen nicht beantwortet. Wundere dich nicht: willst Du Antwort haben, so mußt Du noch ein Mal schreiben und erinnern. Denn ich werde täglich von Briefen so überschüttet, daß Tische, Bänke, Schämel, Pulte, Fenster, Kästen und alle Sachen voll liegen von Briefen, Anfragen, Akten, Klagen, Bitten u. s. w. Die ganze Last des Regiments der kirchlichen und weltlichen Dinge liegt auf mir, so wenig thun die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten ihre Schuldigkeit. Ihr zu Nürnberg sitzt und spielt im Paradiese, weil Ihr einen Magistrat habt, der Alles ausrichtet und Euch von Sorgen und Geschäften befreit. Wir aber werden selbst von den Hofsachen geplagt, die nicht viel Kirchliches an sich haben.“ [2])

Jetzt war er, woran wir doch erinnern müssen, auch noch immer ein „eifriger Mönch“, noch immer machten ihm „Anfechtungen“ Noth, so stark und vielfach er in Anspruch genommen, von seinen innern Zuständen abgezogen wurde. Denn selbst die Verwaltung des Vikariats spornte seine innere und äußere Thätigkeit in andern Richtungen an. Der junge Docent und Prediger führte es von Anbeginn mit einer augenfällig überlegenen Festigkeit und Ruhe, Mäßigung und Geschäftsgewandtheit, ja mit einer Tüchtigkeit in Anfassung der Welt und der Menschen, die bei seinem Aufwachsen in so engen Verhältnissen und seiner klösterlichen Bildung um so mehr überrascht. Welch eine Anlage des Reformators zeigt er, welch ein Organisationstalent, und gerade ohne Heftigkeit oder Ungeduld, ohne alles Eifern, alles

1) De Wette I, 41.

2) De Wette III, 472.

Voreilen. Staupitz hatte seine Anlage auch zu praktischer Geschäftsführung richtig erkannt, als er ihn eben in Geschäften nach Rom schickte, ihm das Vikariat übertrug. Wie groß würde er sicher auch als Staatsmann geworden sein, wenn er nach dem Willen des Vaters bei den weltlichen Studien geblieben wäre. Wir haben ihn den Doppelgänger Staupitzens genannt. Er ist es hinsichtlich der Milde, des Wohlwollens, der klugen Schonung, womit Staupitz seinen Orden reformirt hatte und regierte. Aber freilich an nachdrücklicher allseitiger Thätigkeit thut es ihm Luther offenbar weit zuvor. Er zeigt hier plötzlich ohne Vorbereitung bei eben so wenig Herrschbegier den Herrschergeist des Fürsten, der Staupitz nicht gegeben war. Luther in seiner Vikariatsführung beobachtend, erkennt man den großen Geist, den geborenen Herrscher, indem er mit dem Größesten beschäftigt die geringsten Kleinigkeiten besorgt, wie wenn er eben nichts Anderes zu thun hätte; indem er von den heftigsten Empfindungen bestürmt und heiße Kämpfe führend — denn das war gleichzeitig — mit völliger Geistesruhe und Klarheit die dazu sich eignenden Sachen behandelt; indem seiner Kraft, seinem Eifer und Feuer eine mindestens eben so große Selbstbeherrschung, Festigkeit und Besonnenheit zur Seite steht; indem er unverrückt ein großes Ziel in großer Auffassung verfolgt. Anlage des Herrschers, nicht des Tyrannen zeigt er. Ist es schwer, keinen Despotism zu üben, Dem, der durch Geburt oder Stellung den Anspruch und das Vermögen der Herrschaft hat, so ist es doppelt schwer Dem, dessen Anspruch zu herrschen zugleich ein innerlicher ist, auf dem Besitz und Bewußtsein eines königlichen Geistes, bedeutender geistiger Ueberlegenheit ruht, und dem es nahe gelegt wird, Die gering zu achten, die seinem Geheiß zu folgen haben. Wie nahe lag dies Letztere für Luther jetzt schon. Wie unmündig und unwürdig war der Haufe Derer, welchen er jetzt zu gebieten hatte; Mönche waren es, zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet.

Sehr bedeutend war auch der Nutzen, den er aus seiner Vikariatsführung zog. Es war nicht der einzige Vortheil, daß er Gelegenheit erhielt, auf die Ordensbrüder in der Weise wie bisher und in einem weit größern Maße einwirken zu können. Sein Einfluß und Ansehen in und außer dem Orden erhielten

einen wesentlichen Zuwachs. Sinn und Lust zu einem reformatorischen Eingreifen mußten über der Vikariatsführung in ihm erwachen, sie mußte sein Selbstgefühl erhöhen. Er bekam Veranlassung, reformatorische Thätigkeit in einem engern Kreise zu entwickeln, eine treffliche Vorübung für eine solche in größern. Das Vikariat wurde eine Schule für ihn, die seine Ausbildung nützlich und nöthig nach mehr als einer Seite ergänzte. Genauer lernte er in ihr die gesammten äußern und innern Zustände der Klöster, der Kirche überhaupt kennen. Auf der Romfahrt hatte er für die Gebrechen derselben zuerst noch keine offene Augen, sodann doch nur halb offene gehabt. Aehnliche Wirkungen wie sie mußten seine Visitationsreisen haben, insofern um so größere, da sein Blick jetzt so viel schärfer, sein Urtheil so viel reifer geworden war. Daheim in Wittenberg, die Fäden des Ordensregiments in der Hand, dann auf den Visitationsreisen trat er mit den verschiedenartigsten Menschen in Verkehr, hatte er die verschiedenartigsten Geschäfte zu besorgen, war er genöthigt in die mannichfachsten Verhältnisse einzugehen. Vermehrte Menschen- und Weltkunde und Geschäftsgewandtheit konnten nicht ausbleiben. Darin allein lag schon ein großer Gewinn. Es war eben Das, wozu auch die entschiedenste Anlage nicht völlig ausreicht, was ihm bei seiner klösterlichen Bildung abgehen mußte, und ersetzte es zum Theil. Wir hörten ihn mit Wahrheit sagen und sehen hier, er sagte aus eigner Erfahrung: „Wer ein Lehrer und Prediger in der Kirche sein will, der muß auch in der Welt sein gewesen, und derselbigen Händel gesehen oder je zum Theil selbst erfahren haben; denn es thut's nicht, daß ein Mensch etwas mit Klostergedanken regieren sollte." Durch ihre Abwendung von der Welt wären die Väter, ein Hieronymus und Chrysostomus, auf Irrwege selbst in der Lehre gerathen. Es gilt wol auch von ihm selbst in einigem Maße und würde sicher noch weit mehr der Fall bei ihm gewesen sein, wenn er nicht durch Betheiligung bei den Händeln der Welt nnd selbst schon durch die Vikariatsführung aus den Klostergedanken herausgebracht worden wäre. Einst von den Juristen redend, sagte er, die Praxis schärfe sie, fürtrefflicher zu werden als die Professoren, die nur in Schulen, mit der Theorie und Kunst in Büchern umgingen. Er setzte hinzu: „Also gehet's in allen

Fakultäten und Ständen zu, daß die Händel und Uebung oder Praktik, wenn man's in die Hand nimmt und versucht's, macht gelehrter und geschickter, mehr denn das Erkenntniß und die Kunst selbst. Ich zwar wäre nimmermehr zu dem Erkenntniß kommen, wenn ich gleich lange die Bibel hätte gelesen, wo mich nicht die Händel, Uebung, und der Widersacher Treiben gelehret hätten. Denn ich hatte in der erste mit Darthun und Wagniß Leib's und Lebens die Messe und Möncherey vertheidigt; aber die Zeit, Händel und Uebung haben mich anders gelehret." Wie von späterer, gilt es schon von dieser Zeit. [1])

Wir können nicht zweifeln, daß die Erfahrungen der Vikariatsführung seinen Unwillen über die kirchlichen Mißstände erhöhten, zugleich aber mäßigten und regelten, indem sie ihn vor Täuschungen und innern und äußern Vorspiegelungen schützten, ihn die Grenzen des Möglichen deutlich erkennen ließen, wofür ihm ein Gefühl angeboren war, wie allen Denen, welche jemals Dauerndes gegründet haben und gründen wollten; ihm noch deutlicher zeigten, wie Zeitübel angegriffen werden müssen, wenn man echte praktische Erfolge sehen will, und ihm die nützlichsten Fingerzeige gaben, wie es geschieht und anzufangen ist, daß Menschen bewegt und geleitet werden. Ohne Bedenken können wir es auf jene Erfahrungen zum wenigsten großentheils zurückführen, wenn er späterhin, übel angebrachten oder unzeitigen Eifer des Regierens und Reformirens zu zügeln, Maximen ausspricht und einschärft, wie die: „Wenn Verhinderungen vorfallen, sollen wir uns in Geduld schicken und uns an das gemeine Sprüchwort halten: laß gehen, wie es gehet, denn es will doch so gehen, wie es gehet — wer den schweren Stein nicht heben kann, der lasse ihn liegen. Denn es ist nie kein Regiment ohne Klage und größte Beschwerung gewesen; wo Einer will haben summum jus, das schärfste Recht, da folget oft summa injuria, daß Alles drüber zu Trümmern geht; die Bäume wachsen nicht alle gerad, die Wasser fließen nicht alle gerad, so ist das Erdreich auch nicht an allen Orten gleich. Es ist demnach dieses Urtheil wahr: wer nicht durch die Finger sehen kann, der taugt nicht zum Regieren. Man muß im Regiment viel vertragen und

1) Tischreden, Walch XXII, 69.

durch die Finger sehen und dennoch nicht alle Dinge lassen hingehen; wer in einem Regiment ist, der soll auch nichts Geringes verachten", u. s. w. Noch klarer liegt der Zusammenhang in mancher Stelle seiner Auslegung des Predigers Salomo vor, einer eines Königsbuchs vollkommen würdigen Auslegung; denn nicht blos ein Sprachmeister, sondern ein Gelehrter, mit einem Fürstengeiste begabt, legt da die Gedanken eines erfahrnen Regenten auseinander. Da sagt er z. B., die Salomonische Fürstenweisheit preisend, die nur von Denen geglaubt werde, die ein wenig weltkundig, auch in Regimenten und Händeln gewesen: „Welche noch unerfahren und in Jugend- oder Schulgedanken stecken, die wünschen immer, daß eitel Pauli sollen predigen, eitel David Fürsten, Könige, daß alle Richter treu und gerecht wären u. s. w., merken aber nicht, daß keines Menschen Weisheit es dahin bringen wird, daß die Welt des Teufels Reich ist, daß es sogar wohl und rein in ihr nicht kann zugehen, und daß, wo etwas Gutes ist, sonderlich von Gott ist: das erfahren und wissen Die allein, welche andere Leute regieren sollen. Ich habe selbst in kleinen Sachen erfahren, daß es wahr ist. Denn in Klöstern, in der Möncherei habe ich gesehen, wie ganz ungeschickte Leute man mußte zu Aemtern brauchen, welches man doch nicht ändern konnte." [1])

Gutachten über Staupitzens Erhebung zur Bischofswürde.

Der Kurfürst ging damit um für Staupitz ein Bisthum auszuwirken. Luther hatte davon auf seiner ersten Visitationsreise schon von Staupitzens Schwester, die Aebtissin zu Eisleben war, gehört. Als er in den ersten Tagen des Juni nach Wittenberg zurückgekehrt war, fand er ein Schreiben von Spalatin vor, in welchem ihn dieser von dem Vorhaben des Kurfürsten in Kenntniß setzte und seine Vermittelung in Anspruch nahm, was

1) Ausleg. d. Genesis, zu Kap. 41, V. 45; Walch II, 2062. Tischreden, Walch XXII, 555, 558, 2381. Ausleg. d. Pred. Sal. zu Kap. 5, V. 7 f. Walch V, 2188 f.

aus dem Schlusse des Antwortschreibens Luther's hervorzugehen scheint. Die Sache war die erste, mit welcher er sich nach seiner Rückkehr beschäftigte, und steht in mehr als einer Beziehung zu seiner Verwaltung des Ordensvikariats, weshalb sie an dieser Stelle zur Sprache gebracht wird. Zum bessern Verständniß des Nachstehenden ist noch Folgendes zu bemerken. Man muß annehmen, daß sie besonders eifrig von Degenhard Pfeffinger betrieben wurde, der, ein Bayer von Geburt, ein gewandter, weltkluger Mann, Friedrich nach Jerusalem begleitet hatte, zu dieser Zeit sein Geheimrath und vertrauter Günstling war und auch vielfach von ihm bei den etwas später beginnenden kirchlich-politischen Unterhandlungen gebraucht wurde. Dagegen waren ihm die Landstände und Luther wenig gewogen. Jene reichten Beschwerden über ihn ein und Luther klagt gleichfalls mehr als einmal über ihn. Auch ihm scheint er als ein Fürstendiener zuwider gewesen zu sein, der als Finanzmann ein Verdienst darin suchte für seinen Herrn soviel Geld als möglich herbeizuschaffen und zu geizen, der die mildern Ansichten und Absichten des Kurfürsten nicht selten zu durchkreuzen und zu vereiteln wußte. Dies tritt jedoch jetzt noch nicht hervor, wo sich Luther's üble Meinung darauf bezog, daß Pfeffinger Friedrich's religiöse Ansichten theilte, ihn vielleicht auch darin bestärkte. [1])

Luther beantwortete Spalatin's Schreiben auf der Stelle. Die Sache war ihm eilig gemacht und er erbietet sich auch, wenn etwas darin geschehen solle und müsse, einen Boten nach Köln zu schicken, wohin Staupitz, der sich in Antwerpen befinde, die für ihn bestimmten Briefe zu senden angeordnet habe. Allein mit dem Vorhaben des Kurfürsten selbst ist er durchaus nicht einverstanden. Er mißbilligt entschieden Spalatin's Zureden und kündigt geradezu an, er werde zum Gegentheil, oder doch wenigstens so rathen, daß Staupitz zweifelhaft werden müsse. Er läßt Spalatin die Gerechtigkeit widerfahren, zu glauben, daß sich derselbe vom Gefühle der Freundschaft leiten lasse, meint aber, es nehme sein Urtheil gefangen. Sodann sagt er ihm auf den Kopf zu, er berede Staupitz, um dem Fürsten gefällig zu sein, und fährt darauf fort: „Ich aber will schlechterdings nicht, daß

1) *Seckend.* I, 20. De Wette I, 135.

der ehrwürdige Vater einwillige, weil es Deinem Fürsten also gefällt. Dem gefällt Vieles und glänzt ihm gar schön in die Augen, was Gott mißfällt und zuwider ist. Keineswegs will ich leugnen, daß er in weltlichen Sachen der Allerklügste ist, in denen aber, die Gott und der Seelen Heil angehen, achte ich ihn samt Deinem Pfeffinger für siebenfach blind. Ich sage das nicht im Winkel, als ein Verleumder, will auch auf keinerlei Weise, daß Du es geheim halten sollst, bin bereit, es Beiden bei jeder Gelegenheit ins Gesicht zu sagen. Wenn ich gewiß wäre, daß das Vorhaben mit Staupitz aus Gott käme, so möcht ich, daß Dein Zureden Feuer, er Stoppel würde. Aber, bester Spalatin, diese Zeiten sind die glücklichen nicht, daß es eine Glückseligkeit und nicht vielmehr das größeste Elend wäre, Bischof zu sein, d. i. griechisch, sodomitisch, römisch leben und sein, was Dir selbst hinlänglich bewußt ist, wenn Du das Leben und Treiben der alten Bischöfe mit dem der jetzigen vergleichst, unter welchen die noch die besten sind, die mit allen Kräften und Listen Krieg führen bei den Gerichtshöfen und daheim eine unersättliche Hölle des Geizes errichten. Und ob er wol gänzlich frei von diesen Lastern ist, kannst Du Bürge sein, daß er, wenn es die Gelegenheit gibt, Nothwendigkeit zwingt (wie jetzt hin und wieder geschieht und gesagt wird) in die Wirbel und wüthigen Stürme der bischöflichen Höfe nicht hineingerissen werde?“ [1])

Also: die Meinung von dem Gewicht seines Urtheils und Raths, sein Einfluß war auch bei Hofe schon sehr bedeutend, wie denn auch sein Gutachten den Ausschlag in der Angelegenheit gegeben zu haben scheint. Es wurde nichts aus der Sache. Die beschränkte Frömmigkeit des Kurfürsten, namentlich ohne Frage die Begünstigungen, welche Friedrich der Reliquien- und Heiligenverehrung, den Wallfahrten und Ablässen zu Theil werden ließ, waren ihm höchlich zuwider, und seine Aeußerungen darüber gegen den Hofprediger und Geheimschreiber können als seine ersten Angriffe darauf nach seinem Wiedereintreffen in Wittenberg gelten. Ohne alle höfische Rücksichten, mit männlichem Bewußtsein tritt er dem Fürsten, einem Vorhaben, den Lieblingsansichten und Neigungen desselben entgegen. Von Rücksichten

1) De Wette I, 24.

auf seinen persönlichen Nutzen ist er ebenso frei. Wenn Staupitz Bischof wurde, so litt es wol keinen Zweifel, wer in Staupitzens Stelle einrückte. Er sagt in der Auslegung des 6., 7. u. 8. Kapitels des Johannesevangeliums: „Wenn ich dem Papst hofiren und heucheln wollte, so hoffete ich, ich wollte so schier ein Bisthum und großen Reichthum erlangen als sie“ (seine Tadler). Hier lag ihm so Etwas schon nahe genug. Er denkt nicht daran und es ist bemerkenswerth, daß er nie davon gesprochen hat, auch nicht, wo ihm Anschuldigungen des Ehrgeizes besondere Veranlassung dazu gaben. Lockungen der Ehrsucht üben keinerlei Gewalt über ihn. So leicht erwacht in erhöhter Stellung, über dem Befehlen, dem Besitze der Regierungsgewalt in kräftigen Männern, herrschsüchtigen, wie solchen, die einen brennenden Eifer hegen, zu bessern, gewonnene Erkenntnisse und Ueberzeugungen zu verbreiten, die Liebe der Macht. Jener Eifer, die Kraft seiner Ueberzeugungen und das unabweisbare, drängende, so lebendig, wie als hochwichtig von ihm erkannte Bedürfniß, bei einem festen Punkte stehen zu bleiben und zu sammeln, das richtige Bestreben, eine feste kirchliche Gemeinschaft zu gründen und zu erhalten, das Zerfallen und Verkommen der Evangelischen in Sekten und Sektenwesen zu verhüten, die tief empfundene Nothwendigkeit der Einheit und Ordnung und endlich ein jeweiliges Verfehlen der Grenzlinie, welche die Ansprüche der Gewissen der Einzelnen und der öffentlichen Ordnung scheidet, hätten ihn späterhin fast ebenso verführt, wie manche große Hierarchen vor ihm, und leiteten ihn bisweilen zu einem Auftreten, das seinen eignen Selbstbestimmungs-Grundsätzen wie seiner eignen Uebung der Freiheit widersprach, und um so auffälliger und widriger erscheint, weil er nie aufhörte, der letztern das Wort zu reden, sie zu fördern und Streiter für sie zu sein. Wir sollen dies wohl beachten, um daraus zu lernen, haben aber um so weniger ein Recht zu vornehmer Rüge, da wir nach dreihundert Jahren jene Grenzlinie noch immer nicht erkannt oder festgestellt und die jeweilig erkannte so oft überschreiten, jene Fehler so oft begehen und begehen sehen, so oft Gewalt wider Gewissens- und Geistesrecht üben und erdulden, trotz Erfahrung und Schaden und ohne daß bei uns der Gewaltübung Drang und Noth der Verhältnisse und innere Ansprüche des Herrscherthums entschuldigend

und versöhnend zur Seite ständen. Jetzt wirkten jene Beweggründe und die Macht der Verhältnisse bei Luther dahin noch nicht, wohin sie in späterer Zeit ihn wol getrieben haben. Keine Spur von Machtliebe gewahren wir bei ihm, so wenig bei diesem Anlaß als bei seiner Verwaltung des Vikariats, so stark in ihm das Bewußtsein auch schon war, daß er zum Herrschen tauge, wie er denn im October 1516 an Lange schreibt, er habe in Neustadt einen andern Prior angesetzt, und zwar Heinrich Zwetzen, was er deshalb gethan, weil er gehofft, selbst eine Zeit lang dort zu regieren, denn der neustädter Konvent bedürfe dringend eines Hauptes. Er mußte doch jetzt eine Empfindung davon haben, daß, wie er einmal sagt: „wer im Regiment ist, gleichsam ein eingefleischter Gott ist." Er zeigt indeß durchaus keine Neigung, die Ordensverwaltung in seinen Händen festzuhalten. Auch solche Rücksichten der Freundschaft, wie Spalatin sie hegte, sind ihm fremd. Er denkt in Staupitzens Seele größer, traut Staupitz nicht von fern zu, daß er irgend einen Werth auf eine Aeußerlichkeit lege, wie glänzend sie sei; er wiegt die Bedeutung, welche die Erhebung zur Bischofswürde für den Freund haben könnte, nur nach dem Seelenschaden oder Gewinn ab, der sich daraus für ihn ergeben möchte. Auch für das Beste der Kirche erwartet er nichts davon. Er hält offenbar die Bischöfe für theils ohnmächtig, theils untüchtig und verdorben. [1])

Und da mag es denn auch sein, daß eben seine Reisebeobachtungen diese Ansicht erst noch recht in ihm befestigt hatten, und daß er besser als Spalatin und der Hof Staupitz und dessen Ansichten und Neigungen kannte und beurtheilte — namentlich Staupitzens Ansichten über die Bischöfe und Bischofssitze und das Wesen an denselben. Er hatte sich auch darüber gewiß nicht selten gegen Luther geäußert. Einmal von der Abscheulichkeit redend, daß viele Bischöfe von den mit ihren Köchinnen sündigenden Geistlichen ihrer Sprengel eine Art Zins erhoben hätten, erwähnte Luther, Staupitz habe einst einem Bischofe im Scherz vorgeworfen, er wäre der größeste Hurenwirth in Deutschland, denn kein Hurenwirth, auch in dem reichsten Muhmenhause, hätte jährlich über funfzig Gulden an Zins, er aber wol fünfhundert

1) Walch VII, 22, 29; II, 407. De Wette I, 43.

und mehr; worauf denn der Bischof lachend erwidert, ja davon besoldet man die Schreiber in der Kanzlei. Die Antwort des Bischofs zeigt, wie groß, wie offenkundig und ungescheut das Unwesen war; daß ein Staupitz scherzend darauf kam, läßt durchblicken, wie hoffnungslos ihm die Verderbniß erschien. In der Schrift von der Beichte (1521) sagt Luther von den Bischöfen, wie er sie kennen gelernt: „Da sitzen itzt unser Bischof, wie die Olgotzen und Maulaffen, als sie Zacharias nennet (c. 10, 2. c. 11, 17), sehen offentlich an allen Orten Tabern, da Vollerei und allerlei Untugend, Fluchen, Unzucht, Mord und Jammer geschicht; da sind gemein Frauenhäuser, da sitzen offentliche Wucher, Ehebrecher; da sehen sie solchen Ubirschwangk der Hoffart mit Kleidern, das nit zu sagen steht; kurzumb, die ganz Welt und alle Ständ offentlich ungezogen sind. Was thun sie? Reiten hubsch Hengst, und tragen gulden Stuck, halten Fürstenhofe; oder sind sie ganz heilig, so halten sie Meß, und beten ihr sieben Gezeit. Aber solch Sund helfen sie stärken mit ihrem Stillsitzen; ja mehren darzu nur Feiertag, daß je viel Sund durch ihr Hulf geschehen. Noch meinen die elenden Leut Bischof zu sein, wollens mit horas Lesen, Meßhalten, Stiften wieder bringen, und lassen solchs darnach mit der heimlichen Beicht ausgericht sein. Toll, toll, toll allsampt. Der Teufel hat sie gelehret, den Titel und Schein bischofliches Stands behalten; das Ampt aber abethun; sich zu guter Ruge stellen, die Sach in schriftlich Gesetz und Gebot vorfassen, daß ein Iglicher sich selbs zum Guten trieb. Unser Junkern und geistliche Herrn mussen die Welt regirn, Zinsbucher lesen, und der Kirchen Guter bewahren und mehren; haben viel zu thun, die armen arbeitsam Leut, solchs Prangens und Prassens zu warten, daß Christus Ordnung sich in ihr Wesen nit schicken kann. Drumb mag es fahren, wo es fähret, sein gleichwohl Bischof, eben wie die gemalten Heiligen in Kirchen Heiligen seind. Drumb alle Sund und Unordnung der Welt, ists niemands schuld, denn der Bischof und Päpste, mussen auch dieselben als ihr eigen Sund tragen; daß ich sorg, wilchen Gott zu einem Bischof itzt macht, den hab' er schon dem Teufel zu eigen geben." Dieselbe Ansicht, die er in dem Schreiben an Spalatin ausspricht. In der Schrift: Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes und

der Bischöfe sagt er: „Wenn itzt ein Bischof seinen Hut aufsetzt, was mag es bedeuten? Etlich meinen, die zwo Spitzen bedeuten, daß er die Schrift beides Testaments wohl sollt wissen; aber die zween Bändel bedeuten, daß er derselben keines wisse noch wissen wölle. Denn die höhest Tugend der itzigen Bischoff und Cardinal ist fast die, daß sie auserwählet ungelehrte Köpf sind, und gleich ein Schand worden ist, daß ein Bischoff studiren sollt in der Biblien. Warumb sollt ein Fürst studirn, daß er den Kopf zurbricht? Sind doch sonst Terminarien und Münche gnug? Wohlan, was sind es aber auch, denn nur Larven und Kinderbischoff? ohne daß sie Stein und Holz (Gott Lob) künnen besprengen und beräuchern, ein Holz das ander, und ein Stein den andern; gerad, als wollten sie Gott eine Kirchen und Altar weihen. Wo wollt Gott sonst wohnen, oder wo wollt er fur dem Teufel bleiben, wenn die heiligen Bischoffe nicht die Stein begössen und beräucherten? Also gehet es auch in der Fastnacht, daß Einer ein König ist, und doch nicht mehr denn ein Bauer bleibt." Er zeichnet dann „Formen und Gestalt" echt apostolischer Bischöfe. „Aber was sollten solche Form itzt? Die päpstische Bischoff haben wohl edler Formen, die weniger Mühe kosten. Welche sind die? nemlich, nichts wissen, ehelichen Stand meiden, und dafur, soviel es gelüstet, Hürlin haben, ein silbern Stab nachtragen, ein köstlichen Hut aufsetzen, ein große Platten haben, viel Städt und Land im Sprengel begreifen, hübsche Hengst reiten, Fürstenhöfe halten, Officiales, das ist, Leutschinder nähren, die Seelen mit Bann und Tyranneien morden, und, daß ichs nicht vergesse, den Schild an allen Orten mit Stäben und Kreuzen malen und heften, köstliche Fingerreif und Handschuh tragen, die Stein und Holz an Kirchen mit Weihwasser besprengen, die Kinder firmlen, und die Gevattern freundlich auf die Backen schlagen, so es anders hübsche glatte Metzlin sind, doch ohn Leichtfertigkeit, daß nicht jedermann lache; und dieser zarten Formen viel mehr, die allzumal St. Paulus vergessen, oder nicht gewußt hat, und noth gewesen sind durch den allerheiligsten Vater Papst zu erfinden. O idola terrae, et larvae mundi." Sehr ähnlich Hutten in der Klag' und Vormahnung wider den Gewalt des Papsts: wer sein Hab' und Gut hingebe, dem müßte grauen, wenn er daran denke, daß es geschehe, damit ein Bischof

im Lande sei, der statt zu predigen, in Waffen und Harnisch einherreite, mit anderen Herren hadre und Krieg führe, all' seine Sach' auf Wollust lege, und ganz sicher vor dem Papste, wenn dem nur nichts abgehe, wie eine Kuh leben möge.

„Wie könnt man auch regieren wohl,
Wenn wär das Reich nit Pfaffen voll?
Drum steht es auch so wohl im Reich,
Und g'schicht ei'm jedden recht und gleich", u. s. w. [1])

Es fehlte freilich unter den deutschen Bischöfen dieser Zeit nicht an einzelnen tüchtigen und wohlgesinnten, deren weiter unten noch erwähnt werden wird; allein sie waren Ausnahmen und es konnte mit der Mehrzahl kaum anders sein als es war. Die Päpste gaben ihnen nur zu oft das schlechteste Beispiel und mußten ihnen ihrer Stellung wegen viel zu gut halten. Die letztere war der Art, daß sie die Trägen, Ehrgeizigen und Habsüchtigen mächtig anlockte, und die kirchlichen Einrichtungen und Verhältnisse begünstigten das Eindringen derselben. Die Bisthümer waren schon seit undenklichen Zeiten, seitdem die Kirchengewalt der Gemeinde abhanden gekommen und die Bischöfe große Herren geworden, nicht mehr nach Verdienst besetzt. Die Päpste und die Kaiser wirkten dabei mit, und hatten dabei hierarchisch- und politisch-selbstsüchtige Anliegen und Zwecke im Auge. Die Domkapitel wählten. Strengem Tadel von Päpsten, wie Gregor IX., und bitteren Klagen der konstanzer Kirchenversammlung zum Trotz, ließen die Domherren nur Adelige zu. So waren die Bisthümer im Alleinbesitze eines Standes, eines Standes obenein, in welchem soviel Verwilderung, Roheit, Nichtachtung der Wissenschaft, des Rechtes und Friedens, des gemeinen Mannes heimisch war. Die Domherren entzogen sich der Zucht und Sitte, indem sie die Autorität der Bischöfe durch aufgedrungene Wahlkapitulationen einschränkten; sie entzogen sich den kirchlichen Leistungen, indem sie dieselben durch Vikare ausüben ließen. So konnten die Bischofswahlen nur die Ergebnisse liefern, worüber längst die allgemeinste und lauteste Klage gewesen war. Luther

1) Walch XXII, 1401. Plochm. XXVII, 364 f. XXVIII, 150 f. Münch, Hutten's Werke, V, 81.

stimmt nur in sie ein, wenn er sich in der angeführten Weise über die Bischöfe ausspricht, wie er es nicht selten thut. Schon jetzt erschienen sie ihm in solcher „Form und Gestalt," obwol er, wie wir hören werden, nicht verkannte, daß es an einzelnen Bessern unter ihnen nicht mangle. Kein Wunder also, wenn es ihm ein Elend und gefahrvoll däuchte Bischof zu sein, und wenn er dann so nachdrücklich davon abrieth, Staupitz auf einen Bischofsstuhl zu erheben. [1])

Indeß wirkte auch noch ein anderer Gesichtspunkt dabei mit, der aus der Gesammtansicht hervorging, welche er sich über die kirchliche Verderbniß, ihre Ursachen und die Mittel der Abhülfe gebildet — der leitende Grundsatz für seine ganze reformatorische Wirksamkeit. Mehres Einzelne leitete schon darauf hin, daß er sich ihn aneigne oder angeeignet, und eben um diese Zeit spricht er ihn bestimmt und vollbewußt aus. Die Veranlassung dazu gab ihm abermals die Vikariatsführung. Um so mehr muß eben hier davon die Rede sein.

Botschaft an das lateranensische Koncil.

Laut einem sehr merkwürdigen und wichtigen Dokumente für seine Entwickelung und Thätigkeit in dieser Zeit muß noch 1516 der oben erwähnte Propst von Leitzkau zum lateranensischen Koncile abgeordnet sein. Doch ist darüber nichts Näheres bekannt. Das Dokument, durch welches wir allein Kenntniß von der Sache haben, besteht in einer Rede, welche von Luther für den Abgeordneten ausgearbeitet und bestimmt war, von demselben im Lateran vorgetragen zu werden, gemäß dem damals häufigen Gebrauche, die Abgeordneten zu Reichs- wie Kirchenversammlungen mit ausgearbeiteten Vorträgen zu versehen. Die Rede kann als eine Art Instruktion gelten und daß der Propst in Leitzkau Luther, den Augustiner, veranlaßte sie auszuarbeiten, mag seinen Grund in der freundschaftlichen Verbindung der Beiden gehabt haben, doch zugleich als ein abermaliges Zeichen des

1) Alzog a. a. O. 698 f. Ranke a. a. O 347. Sugenheim, Baierns Kirchen- und Volkszustände, I, Hauptstück 3.

hohen Ansehens gelten, in welchem Luther bereits stand. Sie ist jedenfalls der Ausdruck insbesondere der reformatorischen Grundansicht ihres Verfassers, denn diese ist es, welche er darin darlegt. Sie scheint aus der ersten Zeit seines Vikariats herzurühren, aus welcher Briefe von ihm an den Propst in Leitzkau sich nicht wie im folgenden Jahre finden. Im Herbste 1516 hatte er der, dem wittenberger Augustinerkloster gehörenden Fischteiche zu Leitzkau sich anzunehmen, was auf des dortigen Vorstandes Abwesenheit schließen läßt, sofern man vermuthen darf, daß derselbe bei seiner Anwesenheit sich aus Gefälligkeit oder Pflicht damit befaßte.

Die Rede knüpft sehr bedeutsam an den Ausspruch des ersten Johannesbriefs an: Alles, was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt, und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet. Gleich im Eingange die Hinweisung, daß die durch das göttliche Wort Wiedergebornen sich deshalb keines eignen Verdienstes zu rühmen hätten. Beim göttlichen Worte, aus welchem der Verfasser die Geburt aus Gott ableitet, wird der Entstellungen desselben gedacht. Dann heißt es: „Das gehet uns an, hochzuehrende Priester Christi, die wir dem Volke zu Dienern der geistlichen Geburt durch Gottes Wort gesetzt sind, hier versammelt, das Heil der ganzen Kirche zu berathen, an der Besserung beider Stände zu arbeiten. Die erste und größeste Noth ist (und daß ich es mit Donnerworten in Eure Herzen rufen könnte — so sehr ist gerade dies zu dieser Zeit das Nöthigste), daß die Priester im göttlichen Worte bewandert sind. Die ganze Welt ist überströmt von einer Fluth zahlloser und mannichfacher Lehr-Besleckungen; mit so viel Satzungen, Menschenwitz, abergläubischen Dingen wird das Volk mehr überladen als gelehrt, daß das Wort der Wahrheit kaum matt hervorschimmert, an vielen Orten gänzlich erloschen ist. Das christliche Volk kann aber nicht anders sein denn die Lehre. Hört auf Euch zu wundern, daß solcher Zwiespalt die Christenheit zerreißt, solche Laster im Schwange gehen, daß die Liebe erkaltet, der Glaube schwindet, die Hoffnung verloren geht. Es kann nicht anders sein, es ist unsere, der Prälaten und Priester, Schuld. Blind sind wir, versäumen die Amts- und Lehrpflicht, geben uns ganz weltlichen Dingen hin: der Mehrzahl Lehre ist Gedicht

und Menschenwahn — und wir wundern uns, daß solch ein Volk aus solcher Lehre wird?"

Dies Thema wird dann noch weiter und mit Vorliebe ausgeführt. Die Sittenverderbniß des Klerus ist verwerflich, zu beseitigen, ja! aber Satan leidet wol, daß der Kleriker Leben und Wandel, nicht daß die Lehre gebessert werde: die Lehre nicht, oder eine verderbte Lehre treiben ist noch unendlich schlimmer und verderblicher, was nicht eingesehen wird, weil es so viel weniger in die Sinne fällt. Fleischlicher Sünden, oder daß sie Dies oder Das im äußerlichen Dienst versäumt, klagen sie sich wohl an, die Bessern, nicht aber Dessen, worin sie eben als Priester sündigen, ihrer Versäumnisse hinsichtlich der Lehre, die es allein ist, weßhalb Priester nöthig sind. Die Priester und Hohenpriester, die nicht recht lehren, der Lehre sich nicht annehmen, der goldenen Vorbotin der wahren Reformation, werden dereinst unter die Wölfe, nicht unter die Hirten gezählt werden, sind Götzen vor Gott, nicht Priester, und wenn sie sonst noch so wacker, tüchtig, heilig wären, Wunder thäten, Todte erweckten, Teufel bannten. Was und wieviel Ihr auch auf diesem Koncil beschließt und ordnet: legt Ihr nicht dazu Hand an mit allem Ernst, daß die Priester fortan alle menschlichen Lehren fahren lassen, oder doch, ihre Verschiedenheit darlegend, nur sparsam und nebenher gebrauchen, und unter Weglassung der Gedichte, die keinen Grund haben, das reine Evangelium und die heiligen Ausleger der Evangelien treiben, so richten wir nichts aus, sind wir vergeblich versammelt. Denn dort ist der Angel aller Dinge, die Summa der wahren Reformation, der ganzen Frömmigkeit. Welch eine rasende Verkehrtheit, an die guten Sitten, nicht aber daran zu denken, wie Die sind und werden, durch welche die guten Sitten gepflanzt werden sollen! Das steht ja fest, die Kirche entsteht und besteht in ihrem Wesen allein durch das Wort Gottes. Darum ist kein Anderes zu suchen, anzunehmen, zu treiben, wer nicht den göttlichen Ursprung der Kirche und sie selbst vertilgen, Christi Volk durch Menschenlehre verderben will. Denn was aus Gott geboren, ist nicht sündig, ist wahr; sündig und ewigem Untergange geweiht ist alle Geburt des Menschen und Menschenworts. O, daß die Lenker der Kirche, wir, dies einmal zu Herzen

nähmen, die Augen öffneten, um die Wurzel der Verderbniß des Volks zu entdecken, den Mangel an der rechten Lehre! Wir sind es, denen es obliegt, Rechenschaft zu geben von den anvertrauten Seelen — und entschuldigen uns selbst und schuldigen das Volk an, sehen nur, was draußen Böses geschieht, das Inwendige mit Nichten.

Weiter wird dann die zu bekämpfende und zu überwindende Welt als die böse Lust, die unlautere Gesinnung verstanden und scharfer Tadel ausgesprochen, daß daran so wenig gedacht werde, indem man sehr sorgfältig sei in äußerlichen Dingen, Reinigung der heiligen Gefäße und Gewänder, sorgfältiges Abbeten der vorgeschriebenen Gebete und was weiter dahin gehört. „Wir befassen uns mit Armseligkeiten, gedenken des Wichtigen selten, gerade wie unsere Deutschen viel rathen und verhandeln, und darüber versäumen, den Türken Widerstand zu leisten, wie die Geistlichkeit mit Andachten und frommen Uebungen sich abmüht, und wider die inwendige böse Lust nichts thut. Die Aufgabe des Koncils ist, nicht sowol die Temporalien, Fest- und Fasttage, was zu lesen, zu beten sei und Dergleichen mehr zu ordnen, sondern vor Allem zu schaffen, daß ein Klerus werde, wie der Apostel ihn haben will. Es ist des Koncils nicht würdig, daß es die geringen Dinge mit Gepränge angreift, die wichtigsten aber nicht einmal anrührt, worüber es vor der Welt zum Gelächter werden wird mit Recht, nur faule schlechte Früchte tragen, eine babylonische Verwirrung anrichten wird, das unechte falsche Koncil." Eine kräftige Mahnung, das Evangelium vor Allem hoch zu halten und zu treiben, beschließt dann das Ganze. Die Sache sei groß und man müsse deshalb auf die Hülfe des Herren hoffen und sie erbitten. Augustin sage, der Glaube erlange, was das Gesetz verlange. Da man nicht glauben, noch kriegen, siegen oder triumphiren könne aus eignen Kräften, müsse der Herr angerufen werden in der Noth: vom Himmel komme der Sieg. „Also wird es geschehen, daß Der selig wird, der den Namen des Herren anruft. Das thut aber nur Der, welcher glaubt; nur Der glaubt, der auf das Wort der Wahrheit hört; auf solch Wort hört allein, der das Evangelium hört, und das Evangelium hört allein Der, der den Priester und Engel des Herren hört. Daher ist es das Erste und Neuste,

daß wir mit allem Fleiß trachten, Tag und Nacht das Evangelium vor Augen zu haben." Wir erinnern uns, daß er Aehnliches schon in der Psalmerklärung ausgesprochen hatte, wir nehmen, wenn wir es mit Dem, was er hier sagt, vergleichen, deutlich die Stufen wahr, auf welchen er zur Ausbildung und Befestigung seiner Ansichten und Ueberzeugungen emporstieg. [1])

Reformatorische Grundansicht.

Vollkommen deutlich und schon ziemlich ausgebildet liegt uns nun darin seine ganze reformatorische Grundansicht vor. Die folgenden Bemerkungen werden geeignet sein, die Wichtigkeit des Dokuments desto rascher und völliger erkennen zu lassen.

Bei mehr als einer Veranlassung kam schon zur Sprache, von welch entscheidender Wichtigkeit eben die Kirchenlehre im ganzen Bau des Katholicism der mittlern Jahrhunderte gewesen.

Die Abweichenden — so die Katharer, die Waldenser, Huß — erschütterten ihn, weil sie von ihr auf die Schrift zurückgingen, und an dieser seine Grundlage prüften; sie drangen aber nicht durch, weil sie die ursprüngliche Lehre, in allerlei Verirrungen sich verlierend, nicht fanden, nicht deutlich genug erkannten oder ihre Erkenntniß nicht tüchtig und kräftig genug zu begründen und herauszusagen wußten, um das herrschende Lehrsystem und die für dasselbe noch zu mächtige Gunst zu bewältigen — noch mehr, weil sie die Verderbniß der Kirche hauptsächlich in der Verfassung, der Zucht, den Sitten suchten. Aus demselben Grunde mißlangen die Reformationsversuche, welche von einzelnen Päpsten, dann von den Kirchenversammlungen angestellt wurden. Nicht weniger als Alles lag daran, daß die christlichen Grundbegriffe und Ansichten, die ursprünglichen evangelischen Lehren wiedergefunden und für die Gesammtheit wiedergewonnen wurden. Auf den Wegen zu diesem Ziele waren still und nur in engern Kreisen wirkend die Wesel und Wessel gegangen. Es war so bedeutsam, daß Luther, und zwar mit solchem Erfolge, die Richtung nahm, abermals die Schrift in den Vordergrund

1) Löscher a. a. O. I, 221 ff.

zu stellen, eine echte Schrifttheologie zu schaffen und zur Geltung zu bringen, oder aber der Entfaltung des Christenthums als Geist und Evangelium zum Durchbruche zu verhelfen und eben darum vor allem Aeußerlichen die herrschende Lehre zu bestreiten, um sie zu verdrängen, zu stürzen. An das Alles wird nur in der Kürze erinnert, um die Bemerkung daran zu knüpfen, daß sein Fortgehen in dieser Richtung nicht blos den Ablaßstreit herbeiführte und dessen Grundzüge und wesentlichste Wendungen bestimmte, sondern daß dasselbe gilt von der ganzen darüber hinausliegenden deutschen Reformation. Luther drang durch, er zuerst, weil er — mit den Erasmus, Reuchlin und ähnlich strebenden Schriftforschern, ob auch nicht ohne große Abweichungen, auf demselben Wege — wie kein Anderer neben ihm, und wie insbesondere keiner unter den Humanisten, von dem Gedanken der Nothwendigkeit einer religiösen Erneuerung durchdrungen war und dann weiter — es ergab sich als Folge — weil er in der Wiederherstellung der Lehre den „Angel aller Dinge, die Summa der wahren Reformation" erkannte, weil er von dieser Erkenntniß unverrückt sich leiten ließ, und weil er das Beste seiner gewaltigen Kraft an die Lehrherstellung setzte, und zwar in dem ~ ie, daß er durch die letztere das Christenthum wiederum als ein innerlich Lebendiges zum Bewußtsein und zur Geltung brachte, nicht blos zum Schriftworte, zur unmittelbaren Kunde der ursprünglichen Lehre zurückführte, sondern die Erkenntniß und Auffassung derselben zu einer höhern Stufe emporhob, Einseitigkeiten und Verirrungen der bisherigen Entwickelung überwindend und beseitigend, die bisherigen Fortschritte in sich zusammenfassend und zum Gemeingut machend, einer neuen Offenbarung des christlichen Geistes als Werkzeug dienend, eine neue Entwickelung beginnend, ob auch freilich nicht vollendend.

Er hatte das deutlichste Bewußtsein, war ganz durchdrungen davon, daß außer dem Erlöser kein anderer Grund für die Kirche gelegt werden könne, daß die Kirche nur aus ihm erwachsen sei und sich im Laufe der Zeiten immer wieder erneuere, daß er durch nichts ersetzt werde, daß es die Hauptsache stets sei und bleibe, daß Christus der Erlöser als neues Lebensprincip, daß der wahre in Liebe thätige Glaube an ihn in den Gemüthern gepflanzt werde, und alle äußern Verbesserungen und Nachhülfen

ohne diese Grundlage vergeblich und nichtig. Er hat sich vielfach in diesem Sinne ausgesprochen: „Alle Besserung der Kirche, so vorgenommen werden mag, ist vergeblich, wo nicht erst die Lehre gereiniget wird. Denn siehe an die Thorheit des Papstes und aller Koncilien, welche zum allerersten etliche äußerliche Ceremonien verordnen, den Priestern gebieten, lange Kleider zu tragen, ihre sieben Zeiten und Messen fleißig zu lesen, verbieten ihnen Spiel und Liederlichkeit und heißen das eine Reformation der Kirche. Denn die Bischöfe und Kardinäle sind ungeschickte Leute, haben keinen Sinn für die Lehre, verstehen nichts davon und fragen auch nichts danach. Darum muß die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt werden. Das ist eine schöne Reformation, da man erstlich die Lehre reformirt und reiniget: darnach werden auch die Sünden ausgefeget, als Wucher, Diebstahl, Räuberei und Unzucht. Zuletzt geschiehet auch eine Vermahnung, daß sich das Volk und die Priester im Tempel fein ehrlich kleiden sollen. Unsere Reformatores (welche die Kirche reformiren wollen), kehren die Ordnung um; denn sie fangen ihre Reformation an von Schuhen und Kleidern, und was das Fürnehmste und Beste ist, das lassen sie liegen. Man sollte es viel lieber also machen, daß das Herze inwendig durch den Glauben rein werden möchte, auswendig aber der Leib und die Glieder durch die Liebe, und äußerliche Ceremonien, auch in der Kleidung und Sitten. Das Leben ist bei uns böse, wie auch bei den Papisten, darum streiten wir nicht um das Leben, sondern um die Lehre. Wikleff und Huß haben das Leben im Papstthum angefochten; ich aber fechte das Leben nicht vornemlich an, sondern die Lehre, ob die Widersacher auch recht lehren? Dazu bin ich beruffen. Andere haben nur das Leben angegriffen. Aber von der Lehre handeln, und dieselbe angreifen, das heißt der Gans an den Kragen gegriffen. Wenn wir nun erhalten, daß des Papsts Lehre falsch ist, so wollen wir leichtlich auch erhalten und überzeugen, daß das Leben böse ist. Da nur das Wort rein bleibet, so kann das Leben wol wieder zurecht kommen, wenn ihm gleich Etwas mangelt. Die ganze Macht und Alles zumal stehet auf dem Wort der Lehre, dieselbige hat der Papst aufgehoben, und der Kirche eine andere beybracht und aufgehänget. Allein mit dem Einigen hab' ich das Papstthum

gestürzt, daß ich recht lehre, und sonst mit nichts anders zu thun habe. Huß verstand noch nicht was das Papstthum ist, sondern hat nur etliche Mißbräuche erkannt, und nach dem Leben des Papsts auf seine Person argumentiret, und beschlossen. Wir aber jetzt procediren und richten seine Person nicht nach dem Leben, das fichtet uns nicht sogar viel an; sondern nach seiner Lehre, die fechten wir an, und sagen, sie sei unrecht, darum er auch von uns für den Widerchrist öffentlich ausgerufen und gescholten wird. In Johann Huß ist der heilige Geist sehr gewaltig gewesen, der allein so freudig und vest über Gottes Wort gehalten, wider so viel große Leute und Nationen, Italia, Deutschland, Hispania, Gallia, Engeland, so im Koncilio zu Kostnitz versammlet gewesen; wider welcher Geschrei er allein gestanden ist, und es hat tragen müssen und darüber verbrannt ist. Also werde ich viel sicherer, will's Gott, werden todt, denn lebendig. Er hat etliche Dörner, Hecken und Späne aus dem Weinberge Christi ausgehackt und ausgerottet, und nur des Papsts Mißbräuche und ärgerlich Leben angegriffen und gestrafet; aber ich, D. M. Luther, bin in ein blach, eben, wohlgeflüget Feld kommen, und des Papsts Lehre angegriffen, und ihn gestürzt. Andere, die vor mir gelebet haben, die haben des Papsts böses und ärgerliches Leben angegriffen und gestraft: aber ich habe seine Lehre angegriffen, und zu der Möncherei und Messe eingestürmet, auf welchen zweien Seulen das ganze Papstthum stehet. Da hätte ich mich selbst nie versehen dürfen, daß diese zwo Seulen würden einfallen; denn es war gleich als viel, als wenn einer hätte Gott und die Kreatur angegriffen." [1])

Vor Gewalt aufs dringendste warnend (in der Schrift: Eine treue Vermahnung sich für Aufruhr und Empörung zu hüten, 1522), sucht er denselben Grundsatz von andern Seiten einleuchtend zu machen. „Der Papst soll nicht durch leiblichen Tod und Aufruhr fallen, eine so linde Strafe, sondern durch das Wort Christi, wodurch seine Büberei und Tyrannei aufgedeckt und vor aller Welt blos zu Schanden wird. Denn die

1) Ullmann, Für die Zukunft der evangelischen Kirche Deutschlands, 4. Ausleg. d. Genesis, zu Kap. 35, V. 2; Walch II, 1340. Tischreden, Walch XXII, 1038, 2069, 2073, 2380.

Lügen und Verführerei wird allein damit gestört, wenn sie offenbar und erkannt wird; sie bedarf dann schon keines Schlags mehr, fällt und verschwindet von selbst mit Schande. Sprichst Du aber: was sollen wir denn thun, so die Obrigkeit nicht anfahen will? Sollen wir's noch länger gedulden und ihren Muthwillen stärken? Antwort: dreierlei sollst Du dazu thun: zuerst Deine Sünde erkennen und ablegen, eh Du die göttliche Strafe eines bösen Regiments willst los sein; sodann bitten wider das päpstliche Regiment; endlich, daß Du Deinen Mund lassest sein einen Mund des Geistes Christi. Das thun wir, so wir getrost fortfahren, wie angefangen ist, des Papstes und der Papisten Büberei und Trügerei unter die Leute treiben mit Reden und Schreiben, bis daß er aufgedeckt, erkannt und zu Schanden wird. Mit Worten muß man ihn tödten; damit wird er aus der Menschen Herzen gerissen, und dann gilt sein Ding nicht mehr und ist er schon verstört. Hiemit kann man ihm bas rathen, denn mit hundert Aufruhr. Mit Gewalt werden wir ihm nichts abbrechen, ja mehr ihn stärken, wie es bisher Vielen ergangen ist Aber mit dem Licht der Wahrheit, wenn man ihn gegen Christum, und seine Lehre gegen das Evangelium hält, da fällt er und wird zu nicht ohn' alle Mühe und Arbeit." In zweien der Predigten, die er in Wittenberg hielt, um die während seines Aufenthalts auf der Wartburg entstandenen Unruhen zu stillen, sagt er Aehnliches: „Mit solchem Stürmen und Gewalt werdet ihr's nicht hinausführen: das werdet ihr sehen. — Summa Summarum: Predigen will ichs, sagen will ichs, schreiben will ichs; aber zwingen und dringen mit Gewalt will ich niemand; denn der Glaub' will willig und ungenöthiget sein, und ohne Zwang angenommen werden. Nehmet ein Exempel an mir. Ich bin dem Papst, dem Ablaß und allen Papisten entgegen gestanden; aber mit keiner Gewalt, mit keinem Frevel, mit keinem Stürmen; sondern Gottes Wort hab' ich allein getrieben, geprediget und geschrieben: sonst hab' ich gar nichts dazu gethan. Dasselbige Wort, wenn ich geschlafen hab', oder bin guter Ding gewesen, hat so viel zu wege bracht, daß das Papstthumb so schwach und ohnmächtig worden ist, daß ihm noch nie kein Fürst noch Kaiser so viel hat konnt abbrechen. Ich hab's nicht gethan, das ewige Wort, von mir geprediget und geschrieben,

hat solchs Alles ausgericht und gehandelt. Wenn ich auch hätte mit Gewalt und Ungemach hierinne gefahren, ich sollt wol ein solch Spiel angefangen haben, daß Deutschland wäre dadurch in groß Blutvergießen kommen. Aber was wäre es? Ein Narrenspiel wäre es gewesen, und ein Verderbniß an Leib und Seel. Ich bin stille gesessen, und habe das Wort lassen handeln." Auf der Ueberzeugung, die er in dem Allen ausspricht, ruhete zugleich seine Einsicht von dem Umfange der von ihm ausgegangenen Reformation und sein Vertrauen auf den Bestand seines Werks. „Die vorigen Stöße haben den Papst nicht fällen können, wiewol sie angeklopft und ihn zur Buße vermahnet; aber es ist verloren und umsonst gewest. Nun aber kommt über ihn keine Rüstung, kein Heer, kein Kriegsvolk, sondern schlecht eine Stimme, darüber erschrickt er und gehet zu Boden. Das ist nun die letzte und unsere Zeit da das Evangelium wider ihn erschollen ist und er weiß nicht wie und was er thun soll. Er kann und will kein Koncilium leiden, nicht am Licht davon handeln lassen, denkt allein mit Gewalt die Stimme zu dämpfen. Aber sein Ende ist kommen, die Stimme ist zu mächtig, in den vorigen Stand kommt er nicht wieder, die Seinen leidens nunmehr selbst nicht." [1])

Nur bei Verdunkelung der ursprünglichen hatte falsche Lehre aufkommen und erst nach ihrer Feststellung und mit ihrer Ausbildung das ganze Gebäude des Katholicism der mittlern Jahrhunderte errichtet werden können. Waren Lehrverirrungen seine Grundlage, so mußte es fallen, wenn dieselben als solche nachgewiesen und erkannt wurden. Den vornehmsten Zweck der Kirche, auf Heiligung des Sinnes und Lebens hinzuwirken, hatte die Hierarchie weit zurückgestellt oder aus den Augen verloren. Desto mehr Arbeit und Kraft hatte sie daran gesetzt, ihre Lehre zu befestigen. Diese Lehre war ihren selbstischen Anliegen aller Art vorschüblich, und sie herrschte durch dieselbe über die Laien, indem ihre Ansprüche Theil der Glaubenslehre waren und diese als die allein wahre, göttliche, seligmachende galt. Eben darum wachte sie so nachlässig über die guten Sitten und so sorgfältig

1) Plochm. XXII, 47 ff. XXVIII, 219. Ausleg. des Daniel, zu Kap. II, V. 44. Walch VI, 1478.

und argwöhnisch über die Kirchenlehre, verbot oder erschwerte sie das Lesen der Schrift, führte sie die Büchercensur ein, verfolgte sie bis zum Scheiterhaufen Irrlehrer, Ketzer, nicht etwa Liederliche, Diebe u. s. w., denen sie desto mehr Nachsicht bewies, für welche sie allezeit reichlichen Ablaß hatte. Allein auch mit siegreichster Bestreitung der Kirchenlehre war es noch nicht gethan. Ging man dabei blos verneinend zu Werke, so gelangte man zu Ergebnissen, wie sie vornämlich in Italien zum Vorschein kamen. Die falsche Lehre wurde nur auf den Höhen als falsch, die echte nicht erkannt, zu einer Reformation kam es nicht; nicht zu einer allgemeinern Erneuerung des religiösen Lebens noch zu neuen Einrichtungen. Man lebte fort in Fäulniß und Trümmern, verachtete höchstens was man hatte und vermochte es nicht zu beseitigen. Es fehlte ein fester Stützpunkt für den Angriff und ein Antrieb zum Kampfe, der Entschluß und Kraft genug gab, die Mühe und Gefahr desselben zu übernehmen, ein Stützpunkt und Antrieb, wie ihn Luther im göttlichen Worte fand, das heißt in der Ueberzeugung, die echte christliche Wahrheit gefunden zu haben, sie zu verkünden auf Geheiß und mit dem Beistande Gottes selbst. Ganz etwas Anderes und weit mehr als, ob auch noch so begründeter Widerspruch war auch schon deshalb eine Wiederherstellung, Ausbildung und Ausprägung der Schriftlehre je nach dem Bedürfniß und dem Vermögen, das aus der bisherigen Entwickelung und dem Maße der vorhandenen Kräfte sich ergab. Lehrherstellung war Belebung des Christensinnes, Grundlegung eines neuen Gebäudes, das schon durch seine Aufrichtung das alte verdrängte, also schon an sich selbst Dasselbe leistete, was die verneinende Kritik. Sie schloß diese nicht aus, sondern vielmehr ein; und hätte sie der Bestreitung sich enthalten wollen, so wurde sie hineingezogen, wie wir Luther bauen und mit und wider Willen streiten sehen. Es galt nicht blos, den gedankenlosen Glauben in den Massen zu zerstören, auf welchen die Hierarchie ihre Herrschaft über die Gemüther gegründet hatte und worauf die letztere noch ruhte, nicht blos, dem erwachenden Verstande zur Klarheit, dem gefesselten Gewissen zur Freiheit, sondern auch der Heilssehnsucht zur Erfüllung zu helfen, den ursprünglichen Inhalt des Evangeliums reiner und völliger zu erfassen und die Lehre, Auffassung und Gestalt der christlichen

Wahrheit zu einer höhern Entwickelung zu führen, als es die Kirche der ersten und mittlern Jahrhunderte, die Väter, die Scholastik und Hierarchie vermocht hatten. Nur zum Theil konnte die Kritik diese, durch die christliche Idee und das Bedürfniß der Nationen gegebene Aufgabe lösen, für die die Zeit gekommen war. Die Kritik ist stets nur Sache Einzelner, die Mehreren werden nur durch Erregung für eine Lehre, einen Glauben zum Denken gebracht. Mit Vernichtung des Glaubens an die Wahrheit der Kirchenlehre, mit dem Verneinen der bisherigen Entwickelung der religiösen Idee und des religiösen Gesammtlebens für sich allein, wäre so gewiß nichts gewonnen gewesen, als von und nur von einem tiefern und höhern Erfassen der Religion selbst, von einer „neuen Lehre," einem neuen Glauben der Sturz des Romanism, eine Erneuerung des kirchlichen Gesammtgeistes und eine neue Form ausgehen konnte, auch nothwendig ausgehen mußte.

Das Alles wußte Luther sehr genau, erkannte es früh und hielt lebenslang dabei fest. Herstellung der Lehre machte er sich zur ersten, Erhaltung und Reinhaltung derselben zur fortgesetzten Aufgabe seines Wirkens. Dadurch, meinte er, daß Jahrhunderte lang die Predigt des Evangeliums verachtet und falsche Lehre wie eine Sündfluth in die Christenheit geschwemmt worden, sei der letztern die Hauptquelle, der eigentliche Brunn der Gnade verloren gegangen, worauf denn unzählige Gottesdienst gestiftet und an Christi Stelle Maria und die Heiligen getreten wären. „Wäre die selige Lehre in rechtem vollem reinem Schwange in der Christenheit geblieben, so wäre der Papst nicht aufkommen, der sie mordet mit falscher Lehre." Darauf komme es vor Allem an, von des Teufels Lehre und Werk die Herzen und Gewissen abzureißen, denn es falle darnach von selber. „Gottes Wort, wenn es kommt, so kehrets die Welt um." Das war ihm gewiß und genug. Kommt es aber nicht, „wird die Lehre nicht reformirt, so ist alles Reformiren mit dem Leben und Ceremonien umsonst." [1])

Nicht selten spricht er seinen Grundsatz auch mit schroffer

1) Ausleg. des 1. und 2. Kap. des Johannesevangeliums, zu Kap. 1, V. 16, Walch VII, 1602. Tischreden, Walch XXII, 2164, 95.

Schärfe aus. „Ein großer Unterscheid ist unter Lehren und Leben; gleichwie zwischen Himmel und Erden ein großer Unterscheid ist. Das Leben mag wol unrein, sundlich und gebrechlich sein; aber die Lehre muß rein, heilig, lauter und beständig sein. Das Leben mag wol feilen, das nicht Alles hält, was die Lehre will; aber die Lehre (spricht Christus Matth. 5, V. 18.) muß nicht an einem Titel oder Buchstaben feilen, ob das Leben wol ein ganzes Wort oder Riege in der Lehre feilet. Ursache ist die, denn die Lehre ist Gottes Wort und Gottes Wahrheit selbs; aber das Leben ist unsers Thuns mit. Darumb muß die Lehre ganz rein bleiben; und wer am Leben feilet und gebrechlich ist, da kann Gott wol Geduld haben, und vergeben: aber die Lehre selbs, darnach man leben soll, ändern oder aufheben, das kann und will er nicht leiden, soll es auch nicht leiden. Denn das trifft seine hohe, göttliche Majestät selbs an, da gilt kein Vergeben noch Geduld haben, man lasse sie denn mit Frieden und ungemeistert. Die Lehre ist, daß ich an Christum gläube, mein Werk, Leiden und Tod fur Nichts achte, und dem Nächsten diene, und darüber lasse fahren, was ich soll. Das Leben aber ist, ob ich so oder so wandle und darnach thu. So liegt nu weit nicht soviel am Leben, als an der Lehre, daß, wenn schon das Leben nicht so reine ist, kann dennoch die Lehre wol reine bleiben, und mit dem Leben Geduld getragen werden. Solchs lehren unsere Junkern nicht, sondern wilche die besten unter ihn sind, und aufs Höhest kommen, die predigen nur von strengem Leben, und legen uns große Exempel der Heiligen für, die große, wunderliche Werk gethan haben, mit Lachen in Tod gangen sind, und führen die Leute dahin, daß sie der Lehre nicht wahrnehmen. Denn ein Mensch ist nicht besser zu verführen, denn durch solchs scheinend Leben.“ [1])

Wie folgenreich ist doch diese Ansicht geworden, die er jetzt schon nach ihrem wesentlichen Inhalte aufgefaßt hatte. Er näherte sich durch sie wieder dem Katholicism, sofern derselbe gleichfalls ein so großes Gewicht auf die Reinheit der Lehre legte, ob auch freilich in einem etwas andern Sinne und aus weit weniger rein

1) Glossen auf das vermeintliche kaiserliche Edict, Predigten über das erste Buch Mosis, Plochm. XXV, 62, XXXIV, 241.

religiösen Gründen. Eben in ihr liegt einer der tiefsten eigentlichsten Gründe seines spätern jeweilig unduldsamen eigensinnigen Festhaltens an Lehrmeinungen, seines hartnäckigen Bestehens auf einer Lehr- und Glaubenseinheit, die ihn mit sich selbst in schneidende Widersprüche setzte, die frische Kraft des von ihm angeregten religiösen Lebens wiederum unsäglich lähmte, und seine Nachtreter verleitete, jene Einheit im starresten Sinne zu fodern, von dem Punkte dieser Foderung aus den härtesten Glaubenszwang zu erneuern und ihm so in seinen Verirrungen ähnlich zu werden, ohne etwas von seinem Vermögen der Anregung des religiösen Lebens zu besitzen. In seiner Ansicht von der Wichtigkeit der Lehre und deren Reinheit ist einer der tiefsten und eigentlichsten Gründe seiner Verwechselung der christlichen Wahrheit mit seiner Anschauung derselben und dem Ausdrucke, den er dafür gefunden, und seines Bestehens darauf, seines Bestehens auf Lehrpunkten und Bestimmungen zu suchen, woraus so unselige Irrungen, so verhängnißvolle Zerwürfnisse, das Herbe der Streitigkeiten mit den schweizerischen Reformatoren und die Trennungen der Protestanten schon im Zeitabschnitte der Reformation großentheils entsprangen. In ihr liegt der Keim von der Richtung, die er in seinem zweiten Lebensabschnitte nahm, bisweilen einen zu überwiegenden Werth auf die Theologie zu legen, der Keim der theologischen Kämpfe, welche noch später fast alle Kräfte der evangelischen Kirche in Anspruch nahmen und aufzehrten, in welchen das ursprüngliche Lebensprincip des Protestantism verloren ging und in der protestantischen Kirche der Scholasticism sammt seiner geistlosen Behandlung der christlichen Dogmen, seiner Verkehrung des Christenthums in einen Buchstabendienst, in ein äußerlich Gesetztes, seinen Ansprüchen und seinem Trotzen auf Autorität von Neuem, ja in verschlimmerter Gestalt emporkam. In ihr liegt der Keim der Richtung Luther's und des Lutherthums, der erneuten und erhöhten Richtung des deutschen Geistes und Wesens, das Christenthum innerlich durchzuarbeiten, die Kirche theologisch zu läutern und zu steigern, fast allein auf das rein Innerliche des religiösen Lebens Werth zu legen und den Kirchenbau, die äußere kirchliche Organisation zu vernachlässigen.

Er hatte so lange, so mühsam und schmerzlich nach Ge-

rechtigkeit vor Gott gerungen, es war ihm zur unumstößlichen Gewißheit geworden, daß sie allein erlangt werden könne durch den Glauben, die innerlichste christliche Gesinnung, Hingabe an die Gnade Gottes im Erlöser, Einigung mit diesem und durch ihn mit Gott, Durchdringung des ganzen Lebens mit den göttlichen schöpferischen Kräften des Christenthums. In dem Lehrsatze vom rechtfertigenden Glauben hatte er den Mittelpunkt und Kern des Evangeliums erkannt, durch ihn von der Gefangenschaft des Katholicism sich losgekämpft, in ihm einen sichern Heilsweg, einen festen Lebensgrund gefunden. Wir sahen zum Theil und werden es bald noch deutlicher vor Augen haben, durch diesen Lehrsatz gewann er seine ersten Siege über den Scholasticism, an ihn knüpften sich die ersten Erfolge seiner volksmäßigen Wirksamkeit. Auf ihn drang er immerfort, um die Christenheit religiös zu befreien, um aus dem Glauben als der tiefsten Quelle des christlichen Lebens dieses zu erneuen. Die Lehre, die er herzustellen sich bemühte, war die vom Glauben, er dachte sie als das Mittel, den Glauben zu erzeugen. Sie konnte zu diesem Zwecke nicht entbehrt, sie mußte auch theoretisch und dogmatisch — als richtige Erkenntniß von Gott und Christo — genauer ergründet und bestimmt, sie mußte festgestellt werden gegen Angriffe aller Art und als Erkennungs- und Vereinigungspunkt der von der herrschenden Kirche mit ihm Abweichenden; das Verhältniß zum Katholicism und das Bedürfniß innerer Festigung erforderte es, wäre auch das Bedürfniß des Geistes, das wissenschaftliche, das religiöse Anliegen nicht gewesen. Doch war es eben auch dieses, wodurch das ganze Zeitalter der Reformation in einem solchen Maße in theologische Fragen und Kämpfe hineingezogen wurde, nicht daß es die Theologen, Luther an der Spitze, gethan hätten, die auch in ihrem Theologisiren nur der lebensstärksten Richtung ihrer Volks- und Zeitgenossen den Ausdruck gaben. Sie drückten dieselbe freilich scharf und noch verstärkend aus, insbesondere Luther, doch dafür war er der erste Leiter und eben dadurch war er es. Der Grund lag in dem ihn und das damalige Geschlecht erfüllenden tiefern religiösen Leben und lebendigerm Bedürfniß und Drange, die höchste, religiöse Wahrheit, die Selbstgewißheit des Geistes in religiösen Dingen und den Frieden im innersten Gemüthe zu finden —

eine Richtung und eine Leidenschaft, die sammt ihrem Urquelle und dem Geschlechte und der Zeit, welche von ihr erfüllt waren, stets verkannt und falsch beurtheilt wird von dem mit leerem Dünkel erfüllenden Standpunkte der religiösen gegen sie unendlich abfallenden Gleichgültigkeit und Flachheit aus. Nicht Alles, was dieser so erschien oder erscheint, war nutzloses theologisches Gezänk, Befangenheit, Irrweg, schädlich, gemacht, willkürlich, nur der Streit- oder Herrschsucht, der Beschränktheit oder dem Eigensinn der Theologen entsprossen. Der neuen Gemeinschaft dringendes Bedürfniß, ja Lebensfrage für sie war ein festes Zusammenhalten, Spaltungen waren ihre größeste Gefahr und wie nahe lag diese. Es war ganz richtig, wenn Luther in seiner letzten zu Wittenberg gehaltenen Predigt sagte, er habe mehr als dreißig Rottengeister vor sich gehabt und hätte dreißigerlei Glauben annehmen müssen — was hätte dann aber aus seinem ganzen Unternehmen werden sollen? — wenn er nicht bei einer bestimmten Lehre und einem bestimmten Ausdrucke derselben unerschütterlich stehen geblieben wäre. Er hätte nichts ausgerichtet ohne seine unerschütterliche Ueberzeugung, daß er die evangelische Wahrheit gefunden, und so stark war sein Vertrauen zu seinem Glaubens- und Lehrbegriff, daß er aufs Zuversichtlichste annahm und behauptete, die „Rotten, Sekten, Irrthum und Trennungen" innerhalb der römischen Kirche entsprängen nur daraus, daß man dort „die rechte, einträchtige, gewisse Lehre" nicht habe, Uneinigkeit sei „ein gewiß Zeichen," daß Diejenigen, von welchen dieselbe angerichtet werde, „entweder der gewissen rechten Lehre nicht achteten oder sie nicht verständen," wogegen „auch wohl Einigkeit bleiben" werde, wo „solcher Verstand und Glaube in den Herzen," d. h. die Auffassung der christlichen Wahrheit, die ihm als die gewisse und rechte erschien. Um so mehr war an ihrer Feststellung gelegen, welche stets gestört und angefochten wurde, wodurch man unvermeidlich immer tiefer in theologische Kontroversen hineingerieth. An Luther und seine Zeit, noch mehr, an die ihm sich Anschließenden, die im Allgemeinen religiös am Tiefsten Erregten und Ergriffenen, die Forderung stellen, sie hätten den Gegenstand der theologischen Streitfragen, die verschiedenen religiösen Auffassungen als unwesentliche verschwindende Bestimmungen ansehen und behandeln sollen, oder

aber ihn und seine Anhänger tadeln und schelten, daß sie diese Unbefangenheit nicht hatten, zeugt von einer Verkennung, welcher entweder Unkunde oder eine nur ganz oberflächliche Ansicht der wirklichen Persönlichkeit Luther's und der Geschichte seiner Zeit zum Grunde liegt, oder die aus dem ungeschichtlichen Verfahren hervorgeht, nach viel neuern oder ganz individuellen Begriffen eine frühere Geschichtsperiode zu messen, zu konstruiren, zu misdeuten. [1])

Bei den Gesichts- und Zielpunkten, welche Luther und die Lutherischen hinsichtlich der Lehre nahmen, und bei dem Verfahren, welches sie demgemäß einschlugen, wurden allerdings Abwege nicht vermieden. Von allem Anfange lag dabei die Gefahr nahe, das Christenthum abermals nur als Lehre aufzufassen, sein Ziel in die Ausbildung eines Lehrbegriffs zu setzen, alles Heil von diesem als Rechtgläubigkeit abhängig zu machen, und so in den Katholicism zurückzuverfallen, der das Christenthum in eine Lehrsumme als alleiniges Kennzeichen der Christlichkeit verwandelt und dadurch zugleich die religiöse Freiheit und das christliche Leben zerstört hatte. Diese Wendung wurde im Lutherthume nicht vermieden, bis zum Aeußersten trat sie ein in der dogmatischen Theologie des 17. Jahrhunderts, welcher die lutherische Kirchenlehre für absolute Wahrheit galt, weil sie der Meinung nach mit der Schriftlehre vollkommen zusammenfiel. Das hatte Luther steif und fest von seiner Auffassung geglaubt, es wurde ihm nachgebetet, um so mehr, da er selber schon auf den Weg hinlenkte, die Bürgschaft für die Einheit und den Bestand der Kirche überwiegend in der Einheit der Lehrbestimmungen, nicht des Grundsatzes, des Geistes und Glaubenslebens zu suchen. Er besaß nicht die Kraft, die dahin drängende Macht der Verhältnisse und zugleich des in den ihm Anhängenden, den Mitarbeitern und ihm selbst neu erwachenden Geistes des Katholicism und Scholasticism zu überwinden. Doch erstarb der lebendige Glaube über dem Trachten, die Lehre von demselben festzustellen, bei ihm selbst nicht. Eins der Zeichen davon ist eine andere Irrung, in welche er sich gleichfalls durch den Gesichtspunkt hineinführen ließ, nach welchem ihm die Lehrherstellung so wichtig

1) Kirchenpostille, Walch XII, 1535. Plochm. IX, 208.

erschien. So sehr war und blieb er davon durchdrungen, daß aus dem Glauben in seinem ursprünglichsten religiös-praktischen Sinne alles wahre Heil erwachsen und hierdurch auch die Kirche, als die lebendige Gemeinschaft der Gläubigen werde gebildet werden und müssen, so sehr vertraute er der Kraft des Glaubens und der Kraft der Lehre, ihn mehr und mehr zu erzeugen und zu beleben, und so hohe Begriffe von der Wirksamkeit des Glaubens, der Beschaffenheit der Gläubigen erfüllten ihn, daß er fort und fort seine beste Kraft nur daran setzte, die evangelische Lehre und mit ihr den Glauben herzustellen, die evangelische Gesinnung durch sie zu wecken, zu beleben und zu stärken, als die ihre Formen und Organe schon finden und sich schaffen werde; daß er es versäumte, ernstlich an die Aufstellung einer neuen Kirchenverfassung zu denken, daß er alle Auffoderungen dazu zurückwies und immer und immer meinte, die „Leute dazu noch nicht zu haben." Er hätte hinzusetzen können, daß er auch den geordneten staatlichen und Rechtszustand dazu nicht habe. Sein Vertrauen auf die Kraft des Glaubens und der Lehre ließ ihn dabei übersehen, welcher Gewinn eben dem Glauben aus einem selbständigern kirchlichen Lebensorganism geworden sein würde, wie nöthig ein solcher eben für die Erhaltung und Nährung des Glaubens gewesen wäre. Sein Vertrauen auf die Kraft des Glaubens und der Lehre ließ ihn übersehen, daß er die Kirche dem Eigennutze und der Raubsucht der Fürsten, der Selbstsucht des Adels, der Roheit und Hülflosigkeit der Gemeinden, der Herrschaft, der widrigen, der Theologen als neuer Hierarchen und der geisterdrückenden gleich widerchristlichen des Staats, ob auch ganz wider seinen Willen und so heftig er zürnte, als er diese Wendung eintreten sah, dahingab, und hierdurch außerdem noch in ihr eine ewige Schwäche nach außen, namentlich gegen den Katholicism begründete. [1])

Indeß ist hierbei noch mehr als ein Gesichtspunkt zu beachten. Der Kirchenbau gelang den Evangelischen reformirten Bekenntnisses besser, als er Luther und den der sächsischen Reformation sich Zuwendenden glückte. Allein er wurde durch die schwei-

1) Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes, Plochm. XXII, 231. Ullmann a. a. O. 20 ff. Bunsen, Die Kirche der Zukunft, 83 f.

zerischen Verhältnisse in demselben Maße erleichtert, als ihn die deutschen erschwerten; und wie sehr die Verhältnisse einwirkten, ist daraus ersichtlich, daß die Sache der äußern kirchlichen Organisation dort und hier denselben Gang nahm, sofern die Verhältnisse gleich waren. Auch in Zürich und Bern machte sich der Territorialism geltend, weil sich die Obrigkeiten auch dort in der Stellung befanden, die Leitung in die Hand zu nehmen. In Genf, wo ein anderer Grundsatz der kirchlichen Verfassung durchdrang, waren auch die öffentlichen Zustände ganz verschiedene. Wenn aber in der Schweiz überhaupt für die äußerliche Organisation der evangelischen Kirche mehr als in Deutschland geschah, so lag dies eben auch wieder großentheils an den deutschen öffentlichen Zuständen. In Deutschland überwogen, so mächtig viele Städte noch waren, an Macht und Zahl die Fürstenthümer doch weit. Weit länger gaben die Verhältnisse hier dem Gedanken Raum, die Reformation als Reichsangelegenheit durchzuführen, also mindestens zu einer Nationalkirche zu gelangen, und weit größer war dieser Gedanke und viel werther, ihn so lange nur immer möglich festzuhalten und in die Berechnung aufzunehmen, als der ähnliche einer schweizerischen allgemeinen Landeskirche. Dazu kam, wenn er nicht hinausgeführt wurde, wenn die Evangelischen in Deutschland, gleichviel ob freiwillig oder genöthigt, eine Kirche ihres Glaubens gründeten, daß dies nicht geschehen konnte, ohne die Reichsverfassung und das Kaiserthum zu schwächen, und das wollte Luther nicht. Diese Rücksichten waren es aber, durch die er sich lange und zu lange mitbestimmen ließ, vom Kirchenbau innerhalb der der sächsischen Reformation zugewendeten Gebiete abzustehen, und als die Umstände zu kirchlichen Einrichtungen drängten, sie auf das augenblicklich Nöthigste zu beschränken, den Bau nur als vorübergehend, als einen Nothbau anzusehen und zu behandeln, der im Uebrigen verständig und praktisch, ja mit großer Feinheit angelegt war. Nur Unkunde oder oberflächliche Betrachtung übersieht es, daß in ihm der ursprüngliche lutherische Verfassungsgrundsatz, wonach die freie vollberechtigte Gemeinde die Grundlage des gesammten Kirchenwesens bildete, grundsätzlich gewahrt und die Kirchengewalt an die weltlichen Häupter, die Theologen und das Volk den Umständen nach weise vertheilt war. Es

wäre aus diesem Bau, hätte man ihn fortgeführt, ebenso unzweifelhaft etwas Tüchtiges geworden, als etwas sehr Schlechtes, die besten Kräfte des Protestantism Lähmendes daraus wurde, indem man den Grundriß späterhin verließ und gedankenlos oder im falsch verstandenen Staats- und Polizeianliegen umbaute. Die Staatsbotmäßigkeit, worin die lutherische Kirche gerieth, war nicht Folge ihrer ursprünglichen Art und Anlage, sondern der Verkommenheit, worin der deutsche Geist und die deutschen Verfassungen geriethen. Schon der Nothbau wurde abermals durch die deutschen Verhältnisse erschwert, indem die Reformation in Deutschland weit längere und härtere Kämpfe als die schweizerische um Anerkennung, ja um Duldung, um das nackte Dasein — die Freiheit des Evangeliums, die Freiheit der Lehre — zu bestehen hatte, eine Foderung, auf welche die Evangelischen in allen Unterhandlungen zurückkamen, auf welche sie noch oft ihre Ansprüche beschränkten, stets in dem alten lutherischen Gedanken und Vertrauen auf die befreiende und hinreichende, die nothwendig auch gestaltende Kraft der Lehre vom Glauben. Noch zu Augsburg, 1530, wollte Luther selbst, wenn die Katholischen nur die evangelische Lehre zuließen, den Bischöfen die Jurisdiktion, Dignität und Ehesachen und dem Papste die kirchliche Obergewalt zurückgeben. [1])

Wie schon ausgeführt wurde, schloß die lutherische Lehre den Grundsatz der völligen religiösen Freiheit in sich. Luther gab ihm die weiteste Ausdehnung, indem er das Mittel, zur echten Lehre zu gelangen, die Schriftauslegung, jedem Einzelnen dahin gab. Je näher nun die Gefahr der Lehr- und Glaubenszügellosigkeit lag, desto größer war die Nothwendigkeit, mit allen Kräften nach Gewißheit über die Lehre zu streben, wodurch sein Gesichtspunkt in ein noch helleres Licht tritt; desto dringender war aber auch das Bedürfniß, die Gemeinde zu organisiren, damit sie in den Stand gesetzt würde, über alle Lehre zu urtheilen, wie er es haben wollte, und damit nicht die Inhaber der Kirchengewalt, in der unorganisirten Gemeinschaft, Theologen

1) Hundeshagen, Die Conflicte des Zwinglianism, Lutherthums und Calvinism in der bernischen Landeskirche, Bern 1842. K. A. Menzel, Neuere Gesch. der Deutschen, I, 379.

oder Fürsten, ihren Glauben dem der Gemeinde substituirten und nach eigner Willkür Namens der letztern in Lehr- und Glaubenssachen entschieden. Die Lehre vom Glauben war nun aber als Freiheitsprincip wieder ganz geeignet, dem falsch verstandenen deutschen Freiheitssinne Vorschub zu leisten, der auch im Staatlichen zur Verwirrung geleitet und es dort zu einer klaren festen Ordnung und Einigung nicht hatte kommen lassen. Luther hatte sehr viel Sinn für eine solche, und dennoch war auch jener Trieb der Selbständigkeit so stark in ihm, daß auch darin ein Grund lag, weshalb er so viel auf die Lehre und so wenig auf ein organisirtes kirchliches Leben gab. Nach der Lehre vom Glauben galt es ihm folgerichtig für gleichgültig und wollte er es freigelassen wissen, welche Weise des Gottesdienstes in den verschiedenen Ländern oder Orten beliebt werde, für so löblich und fein er einerlei Ordnungen erklärte, sofern die Gewissen dadurch nicht gebunden würden, und so gern er nach seinem geschichtlichen Sinne die alten Bräuche konservirte. Allein daß er seinen Verfassungsgrundsatz doch nie durchbildete, daß er nicht zeitig und deutlich genug erkannte, wie sehr derselbe sammt der Lehre und dem ganzen religiösen Leben gefährdet wurde, wenn es zum Kirchenbau nicht kam, und daß er hierzu den rechten Augenblick niemals fand, war doch auch Folge von Unbeholfenheit, irriger Beurtheilung, falschem Vertrauen und falschem Freiheitssinn, der bei ihm einwirkte, trotz dem, daß er den festen Bau der katholischen Kirche vor sich hatte und auch nach seinen Vorzügen sehr wohl zu würdigen wußte, obwol derselbe von romanischen Händen errichtet war. Wenn er bei seinem Verhalten in Beziehung auf den Kirchenbau durch innere, nach ihrem Gewicht anzuerkennende Gründe und durch die eigenthümlichen schwierigen und verworrenen deutschen öffentlichen Zustände wesentlich bestimmt und unsäglich beirrt und gebunden wurde: so hatte er unverkennbar auch seinen guten Theil an der Nationalschwäche, die zu allen Zeiten und überall hervortrat, wo es um äußerliche Organisation sich handelte, an der Schwäche, welche die Nation in der Reformationszeit von dem Ziele, das in ihr näher als jemals lag, fern hielt, sich kirchlich und politisch zu einigen, zu einer klaren haltbaren Reichsordnung und einer Nationalkirche zu gelangen; an der Schwäche, welche die Evangelischen damals aus dem kirchlichen

Provisorium, dem Noth- und Gewaltzustande, dem unfertigen und verworrenen Verfassungswesen nicht herauskommen ließ, ja welche uns Evangelische die dreihundert Jahre daher bis auf diesen Tag daran behindert hat und noch behindert, obwol uns die Einsicht der Fehlgriffe und Versäumnisse, welche Luther und seine Zeit sich zu Schulden kommen ließen, nicht mangelt, obwol wir so reiche und bittere Erfahrungen gemacht haben und auch so treffliche Vorarbeiten und Grundlagen besitzen.

Denn wir dürfen nicht übersehen, daß wir gerade auch in dieser Beziehung sehr reich sind eben durch Luther, und dies hängt wiederum mit dem Nachdrucke, den er auf die Lehre, ihre Läuterung und ihre tiefere Einpflanzung legte, mit seinem reformatorischen Grundprincipe zusammen, worin die vornämlichsten Antriebe zur Ausbildung und Bethätigung seiner unvergleichlichen Volkslehranlage zu suchen sind, die sich in seinen Predigten und Katechismen so glänzend erwies, ihn zum Begründer des Volks- und Jugendunterrichts unter uns machte, ihn befähigte und kräftigte zur Unternehmung, Fortführung und Vollendung seiner unübertroffenen, durchaus eigenthümlichen und ebenso wirksamen Bibelübersetzung. Keine andere Kirche besitzt eine Volksschule, einen Lehrer, einen Prediger wie ihn, Katechismen, ein Bibelwerk und damit zusammenhängend einen Schatz von Liedern und liturgischen Arbeiten, wie die lutherische. Schon im nächsten Abschnitte werden wir seine Stärke an dieser Seite hervortreten sehen, und sie war es, die er fast überreich entfaltete und die ihm lebenslang blieb.

Wir haben endlich nicht zu vergessen, daß sein reformatorisches Grundprincip das der deutschen Reformation wurde, und daß die deutsche protestantische Kirche wesentlicher Bestandtheil, ja der Kern, die wichtigste Frucht derselben ist. Einer Ansicht zufolge, welche sich neuerdings geltend zu machen suchte, soll sie blos eine Abart, Abirrung von den ursprünglichen Principien der Reformation sein, sie verdorben haben. Allein wenn die Meinung ist, die ursprünglichen Principien der letztern hätten namentlich in der Ansicht gelegen, daß alles Heil nicht im Lehr- und Glaubensinhalt, sondern in der Gesinnung, der Liebe, dem werkthätigen Glauben zu suchen sei, so ist dies geschichtlich kaum viertelswahr. Diese Ansicht war vor Luther und neben ihm in

Vielen vorhanden, wurde aber im Reformationszeitalter nicht, die entgegengesetzte wurde damals herrschend und allgemein, die bezeichnende der Reformation; die Ansicht, daß am ersten gelegen sei am Wiedererfassen und Festhalten des wahren christlichen Lehr- und Glaubensinhalts, aus welchem dann die rechte Gesinnung und die Werkthätigkeit hervorgehen werde, den man erfassen müsse, um wissen und sagen zu können, worin die rechte Gesinnung bestehe, ohne den man nichts habe als eine inhaltlose Redensart oder höchstens eine oberflächliche matte moralische Maxime. Die angeblich ursprüngliche und allein echte reformatorische Grundansicht, die unbefangene und großentheils gar nicht evangelische oder auch unchristliche Meinung der humanistischen Aufgeklärten, gelangte, sammt Geringschätzung des Dogmas und der Kirche erst zur Allgemeinheit, als die Zeit der Reformation längst vergangen war und die der lutherischen Orthodoxie verging, als man theologische Oberflächlichkeit und religiöse Gleichgültigkeit Aufklärung nannte, als man meinte, des Christenthums entrathen oder es haben zu können ohne Kirche, und zu seicht, zu materiell wurde, um auch nur noch im Stande zu sein, das erloschene tiefere religiöse Leben der Reformationsepoche zu verstehen, weshalb man es sammt seinen Bewegungen, Erscheinungen und Erzeugnissen vornehm verachtete. Allein eine echte geschichtliche Einsicht wird weder zur Geringschätzung der Eigenheiten und Errungenschaften der Reformation, noch zu deren Ueberschätzung führen, als wären sie makellos und in allen Beziehungen normgebend für alle Zeiten, und dies gilt insbesondere auch von der deutschen protestantischen Kirche.

Das Erste und Nothwendigste, um frei zu werden von der hierarchischen Beherrschung, und um zu einer Reformation der Kirche im Ganzen und Großen, oder um in einem engern Kreise zu einem geordneten religiös-sittlichen Gesammtleben zu gelangen, war und blieb Erfassung des echten christlichen Glaubens- und Lehrinhalts, und Freiheit für die Erforschung und Verkündung desselben, reine und freie Lehre. Das war es, was Luther und mit ihm die Nation wollte, die er für dieses Ziel in solchem Maße gewann, daß eine lange Zeit nur eine kleine Minderheit in ihr entgegenstrebte. Allein der Romanism, vertreten durch die Mehrheit der Kirchen- und auch der Reichsfürsten, wollte die reine

und freie Lehre nicht zulassen, nicht einmal dulden, geschweige denn als berechtigt anerkennen. Es galt also, Anerkennung, zum wenigsten Duldung für sie zu erringen. Aber nicht einmal diese konnte errungen werden, wenn Diejenigen, welche die neue reine und freie Lehre begehrten, sich nicht zu einer festen Gemeinschaft zusammenschlossen, eine Kirche bildeten; und wie nun die deutsche evangelische Kirche erbaut worden, sich entwickelt haben mag, nur durch sie ist thatsächlich die ursprüngliche reformatorische Foderung der freien evangelischen Lehre durchgesetzt, sie ist die Form, in welcher der reformatorische Grundsatz, daß das Christenthum nichts äußerlich Gesetztes, sondern innerlich Lebendiges sei, zur geschichtlichen Erscheinung, zum berechtigten Dasein und Leben gelangte, die Form, welche der Protestantism in Deutschland annahm, die ihn beschützte und fortpflanzte, was immer gegen das lutherische Kirchenthum einzuwenden sein mag. Die bedeutendsten reformatorischen Bestrebungen drehen sich um Feststellung des Lutherischen: Freiheit für die evangelische Lehre, dann um die Gründung und Befestigung der evangelischen Kirche, und ohne sie ist die Reformation, die geschichtliche, gar nicht zu denken. Reformatorische Bestrebungen, Absehen und Wünsche gab es vor Luther in Deutschland wie anderwärts, aber nicht die deutsche Reformation. Sie begann durch ihn, ging von ihm vornämlich aus, sie trägt vornämlich das Gepräge seines Strebens und Geistes. Zum Durchbruche kamen wesentlich nur die längst vorhandenen oder neu auftauchenden reformatorischen Richtungen, welche er in sich aufnahm. Man kann daher nicht andere reformatorische Principien als die seinigen, welche durchdrangen und zu neuer Gestaltung führten, die ursprünglichen der Reformation nennen, und wenn er andern entgegentrat, nicht sagen, er wäre vom ursprünglichen Principe der Reformation abgewichen. Die letztere bestand allerdings nicht blos in der Gründung der protestantischen Kirche oder Kirchen, aber auch nicht lediglich im Verneinen, Auflösen und Abthun des Veralteten in Kirche, Staat, Wissenschaft, Denkart oder gesellschaftlichen Zuständen, oder im Begehren und Anstreben von Neuem, sondern auch und vornämlich in Neugestalten, Gründen und Schaffen; darin, daß sie in ihrem Kreise das Abgestorbene und Absterbende wirklich abthat, die kräftigsten der hervordrängenden

neuen Lebenskeime zu frischem Wachsthume entwickelte, den lebensfähigsten der neuen Geistesrichtungen zu einem berechtigten und geordneten Dasein und zur Erstarkung und Bethätigung in in ihm brachte. Man darf sie nicht gerade in vereinzelte und vereinzelt bleibende, überhaupt nicht oder noch nicht lebens- und entfaltungsfähige, ob auch noch so würdige Regungen und Strebungen, nicht in Das setzen, was in ihr keine Gestalt gewann, sich in ihr nicht behaupten konnte, von ihr beseitigt wurde. Bei der Geschichte bleibend kann man nur sagen, Luther habe sein Princip, das ursprüngliche der Reformation, weil sie durch dasselbe wurde, nicht mit vollkommener Bewußtheit und Sieghaftigkeit oder Treue und Folgerichtigkeit durchgeführt, und weiter, er habe die oder jene vorhandene reformatorische Richtung wenig oder gar nicht vertreten, oder habe sie niedergehalten, oder aber die Reformation habe nicht den freien Charakter gehabt, den sie möglicherweise hätte haben können und nach unserer oder je nach individueller Ansicht sollen. Er ging, was wir nun bald im Einzelnen erkennen und genau beobachten werden, in die reformatorischen Richtungen der Nation, die religiöse, die humanistische, die volksthümlich-politische, ganz oder theilweise ein, sofern er nach seiner eignen ursprünglichen mußte oder vermochte, mehr aber gingen sie in der seinigen auf, wurden ihr dienstbar oder traten überwunden zurück, was namentlich mit der Heterodoxie Derer geschah, die von seiner zur Orthodoxie des deutschen Protestantism werdenden Lehre abwichen. Alle jene Richtungen hatten nicht die Kraft, die Reformation zu machen, denn sie haben sie nicht gemacht, obwol sie vor Luther da waren, neben ihm fortschritten, ja theilweise durch ihn selbst verstärkt wurden; sie unterlagen, als sie sich wider ihn aufwarfen. Sie hatten nicht die Fähigkeit die Reformation zu machen. Die politische traf nicht in das Gesammtbewußtsein und die Gesammtzustände der Zeit, wie es Luther's religiöse that; die Humanisten aber, oder die Heterodoxen, denen, wie gesagt ist, als den echten Reformatoren der Sieg hätte zufallen sollen, hatten einzelne richtige und richtigere Ansichten als Luther selbst, zeigten sich aber ebenso unfähig, eine haltbare Lehre — eine gesunde zusammengefaßte und größere Kreise fassende Darstellung der christlichen Idee — wie eine haltbare kirchliche und staatliche Ordnung zu gründen.

Luther wurde dem Freiheitsprincipe des Protestantismus, das wir ihn in seinen Schulkämpfen aufstellen und verfechten sahen, im Einzelnen untreu, allein es geschah eben und erscheint als einzelnes Fehlgreifen über seiner großen unverrückten Treue an seiner reformatorischen Grundansicht, daß Alles daran liege, die evangelische Lehre herzustellen, und daß hier, und nur hiervon eine gründliche, innerliche und von innen herauswirkende Besserung der verdorbenen Zustände der Kirche und des Lebens zu erwarten sei, nicht aber von Reformen, welche auf die äußern Einrichtungen, die Gesetze, die Zucht gingen, nicht von einem inhaltlosen, blos verneinenden Freiheitsstreben oder von Meinungen oder Richtungen, für welche sich keine feste Grundlage, kein Sammelpunkt fand, wie in der Schrift, in einem Gesammtbewußtsein.

Ganz eigen war ihm diese Grundansicht. War sie vor ihm und wurde sie von Andern neben ihm ausgesprochen, so war er es doch, der sie emporbrachte und durchführte. Sie drückt sich daher auch vornämlich in der sächsischen, weniger in der schweizerischen Reformation aus, so ähnlich die letztere auch jener darin war. Unbewußt und unentwickelt lag sie schon vom ersten Anfange seines öffentlichen Wirkens in ihm. Denn sobald dasselbe beginnt, sehen wir ihn vornämlich arbeiten und ringen um Erforschung der echten Lehre, und um die Bildung und Verbreitung einer echten Schrifttheologie und ihrer Ergebnisse, in Vorlesungen, wie in Predigten und Briefen. Schon in der Psalmerklärung sagte er, die Kirche müsse erbaut werden durch das Evangelium, was nicht seinen Ursprung in Christo und dem von ihm ausgegangenen göttlichen Leben habe, sei eher schädlich als förderlich, die erste Pflicht der Priester und Prediger bestehe darin, das Evangelium in die Hand, das Wort Gottes in den Mund zu nehmen. Die verdorbene Lehre und Lehrweise ist es, die er zuerst bestreitet, die ihn zuerst in Eifer bringt. Viel länger dauert es, ehe er die Stimme gegen Misbräuche und Entartungen in der Kirche erhebt, viel schwerer entschließt er sich dazu. Aeußerst schonend tritt er gegen die Uebelstände in den Klöstern seines Ordens, nicht als Reformator tritt er betraut mit dem Ordensvikariate auf, oder hält doch als Vikar den Gesichtspunkt fest, vornämlich durch Hinführung auf die Schriftlehre zu bessern.

Er hatte Rom gesehen, die Koncilien in Pisa, im Lateran hatten sich vor seinen Augen versammelt, da war und wurde doch wieder viel von einer Reformation der Kirche hin und her geredet. Wir haben ihn noch nicht ein einziges Mal davon sprechen hören, nur Anzeichen sind uns begegnet, daß er entrüstet ist, gebessert sehen möchte: die mehren deuten darauf hin, daß er mistraut und den Schmerz über den Zustand der Kirche empfindet, der aus dem Gedanken der Vergeblichkeit der Reformhoffnungen hervorgeht. Hegt er noch eine günstige, eine hohe Meinung von der Persönlichkeit, dem Geiste, dem Wohlmeinen Papst Leo's, seiner Absicht, seiner Fähigkeit zu helfen: seiner Kirchenversammlung traut er nicht mehr, er ist der Meinung, daß sie sich auf einem grundfalschen Wege befinde. Er hat inzwischen die Besserung in seinem Kreise nach seinem Sinne angegriffen, und nun, da sich eine äußere Veranlassung darbietet, spricht er seine reformatorische Grundansicht bewußt und entschieden aus, stellt sie der falschen entgegen, die am versammelten Koncile herrscht, sucht ihr in Rom selbst Eingang zu verschaffen. Er schlägt damit den Ton seines Ordensgenerals, Aegydius von Viterbo, wieder an, ebenso vergeblich. Seine Stimme, wenn sie ins Koncil gedrungen, ist jedenfalls ohne Erfolg verhallt. Dennoch mögen wir sie eine „goldene Vorbotin der Reformation" nennen, die von ihm ausgehen sollte. Er befestigt sich in der Grundansicht, wie die Rede sie enthält, von jetzt an mehr und mehr, schreitet, auf sie gestützt und von ihr befeuert, immer rascher, eifriger vor, macht immer bestimmter und erfolgreicher die Aufgabe, welche durch sie gestellt wird, zum Mittelpunkte seines gesammten Strebens. Wir werden diesen Gang noch eine Zeitlang beobachten, und indem wir folgen, noch mehr als einmal auf die hier erörterten Punkte zurückgeführt und die Erörterung von andern Seiten wieder aufzunehmen veranlaßt werden.

Die Rede bietet noch ein paar merkwürdige Seiten dar. Daß sie ein kostbares Zeichen edeln männlichen Freimuths ist, braucht kaum bemerkt zu werden. Auch das liegt klar vor, wenn man sie liest, mit welch einem eindringenden und umfassenden Blicke er jetzt den Gesammtzustand der Kirche ins Auge gefaßt hat, wobei darauf hingewiesen werden mag, wie aus der gelegentlichen Aeußerung über die Deutschen auch das hervorgeht,

daß er auch die vaterländischen Angelegenheiten im Auge hatte, sie wenigstens aus der Ferne beobachtete, und daß er darüber ebenso dachte und denselben Unwillen und Schmerz empfand wie alle Patrioten der Zeit — eine Stimmung, welche bald in seinem Gedankengange, seiner Richtung und Wirksamkeit bedeutenden Einfluß erhalten sollte und von welcher wir hier gleichfalls das erste bestimmte Zeichen haben.

Grundsätze über das Ansehen der heil. Schrift.

Weiter ist noch Folgendes zu sagen. Seine reformatorische Grundansicht erhielt erst dadurch ihren wahren Inhalt und ihre große praktische Bestimmtheit, daß es die unverfälschte Schriftlehre war, die er im Sinn hatte, die besser als bisher zu ergründende durch größern Fleiß, der daran gewendet werde, durch Herbeischaffung und Benutzung mehrer und besserer Hülfsmittel, eine bessere Methode, eine größere Unbefangenheit von Schulmeinungen, überhaupt von Autorität. Aus der Richtung, welche er schon im erfurter Kloster auf das Schriftstudium nahm und in welcher er sich damit abgab, entwickelte sich mehr und mehr, daß er der Schrift ein immer höheres Ansehen beilegte und endlich den folgenreichen Grundsatz aufstellte, wonach sie als alleinige Quelle der christlichen Erkenntniß über die Lehre zu entscheiden haben, „nur sie und sonst Niemand, ja auch kein Engel", wie er es in den schmalkaldischen Artikeln ausdrückte, einen Glaubensartikel sollte begründen können, an ihr als Richtschnur jede Lehrentwickelung sollte geprüft werden müssen, ihre Auslegung aber von keinerlei Autorität abhängig zu machen und Jedermann anheimzustellen sei. Es war dadurch zugleich die stärkste Anregung zum allgemeinen freien Denken und eignen Bethätigen des religiösen Lebens, zu allgemeiner Theilnahme an der Erforschung des Schriftinhalts gegeben; Alle wurden dadurch an die Quelle, aus welcher sie über den Glauben selbst frei gewiß werden könnten, gewiesen und auf einen festen Grund zum Kampfe für denselben hingestellt. Jenen Grundsatz von dem Ansehen der Schrift hatten vor ihm sein Staupitz in mystischer Weise und schon die Goch, Wesel und Wessel, und zwar zum Theil bestimmter und entschiedener ausgesprochen, als er es jetzt

thut. Er sollte sie überholen und damit durchdringen, was sie nicht vermocht hatten. Jetzt ist er jedoch noch weit entfernt, das Schriftansehen als ein unbedingtes zu verstehen, er hat seinen Begriff noch nicht schärfer ausgeprägt als seit seiner Annahme der Doktorwürde, wo er in den Vorlesungen und Disputationen nur ganz allgemein zu behaupten anfing, daß der christliche Glaube nur aus der heilgen Schrift gelernt werden könne. Wie er aber in den Schulkämpfen sein kühnes und durchschlagendes: Man muß beweisen, nicht supponiren! den Widersachern entgegenwarf, so überbot er jetzt seine damalige Kühnheit noch weit. Es war doch in der That sehr viel, man könnte sagen verwegen, daß er in einer Schrift, die er sicher nicht verleugnet haben würde und von welcher der Propst zu Leitzkau vielleicht eben wegen ihres Inhalts sich hütete, Gebrauch zu machen, von den Prälaten und Vertretern der auf Menschenlehre gebauten Kirche geradezu foderte, die Hand dazu zu bieten, daß die Priester fortan „alle menschliche Lehre fahren ließen und das reine Evangelium trieben." Welch ein schwerer Vorwurf war erst noch gegen Reuchlin daraus erhoben, daß er bei seiner Schriftauslegung die Zeugnisse der Väter vernachlässigt, d. h. die menschliche Lehre habe fahren lassen. Wie wir aber seine Auslegungsgrundsätze und Mittel noch unzulänglich sahen zu einer befriedigenden Ergründung und Feststellung der Schriftlehre, müssen wir auch wahrnehmen, daß seine Ansichten über das der Schrift und über das der Autorität — der Kirche, den Auslegern — zuzuerkennende Ansehen noch unentschieden sind. Er verwirft das Ansehen „der heiligen Ausleger" — das reine Evangelium und die heiligen Ausleger sollen die Priester treiben — noch nicht. Die Letztern sollen alle menschliche Lehre fahren lassen, aber dennoch die heiligen Ausleger gebrauchen; freilich nur nebenher und „unter Weglassung der Gedichte, die keinen Grund haben," aber es bleibt ganz unbestimmt, wer oder was hierüber entscheiden soll. [1])

Dies ist nun eine Frage ähnlich den weitern über die wahren Grundsätze der Schriftauslegung — ob allgemein gültige und zum Ziele führende Regeln der Ergründung der wahren

1) Ullmann, Reformatoren, I, 35, 59, 288; II, 344.

Schriftlehre gefunden werden können oder gefunden sind; ob und wiefern über die letztere die Einzelnen, die Lehrer, die Wissenschaft, die Kirche zu entscheiden haben; ob Alles verworfen werden dürfe oder müsse, was nicht unmittelbar aus der Schrift begründet werden könne; wie das Verhältniß zwischen Schrift und Vernunft festzusetzen sei u. s. w., indem das Recht der letztern mit der Freigebung der Schriftauslegung anerkannt und der Vernunft doch wieder in theologischen Dingen so viel abgesprochen wurde, wie wir im vorigen Abschnitte hörten. Alle diese Fragen haben in der ganzen Reformationszeit große Noth gemacht, man hat sie innerhalb der protestantischen Welt noch jetzt nicht zu einer allgemein anerkannten Entscheidung bringen können, nachdem sich die Kräfte daran mit neuer Beflissenheit im 17. Jahrhundert seit den Thomasius, Spinoza, Leibnitz und im achtzehnten seit Kant und Lessing versucht. Wir dürfen sie hier nicht erörtern wollen. Es kam bei unserm Zwecke nur darauf an, weil ihre Auffassung in Luther's Entwickelung und Wirksamkeit eine so wichtige Stelle einnimmt, eben auf diesen Umstand, sodann auf die Punkte, wo er sie aufzufassen begann, und endlich darauf hinzuweisen, wie weit er eben jetzt in ihrer Auffassung gelangt war. Ohnehin werden wir bald wieder darauf zurückkommen müssen.

Noch einiges Licht darüber gibt ein Bruchstück einer Predigt am Martinstage dieses funfzehnhundertsechzehnten Jahrs. Liegen die ersten Predigten, die wir von ihm haben, im frühesten Abdrucke nur lateinisch vor, so ist dies Bruchstück größtentheils deutsch und vielleicht haben wir darin die ersten deutschen Worte, die uns von ihm erhalten sind. Der Inhalt, sofern er Belang für uns hat, ist folgender. Luther sagt sogleich im Anfange: „Welcher die Bibel lesen will, der muß eben darauf schauen, daß er nicht irre, denn die Geschrifft läßt sich wol dehnen und leiten, aber Keiner leite sie nach seinem Affect, sondern er führe sie zu dem Brunnen, das ist, zu dem Creutz Christi, so wird er's gewißlich treffen und nicht fehlen." Das Bedenken, das nothwendig bei seinem Streben, allein oder doch vorzugsweise die Schrift über die Lehre entscheiden zu lassen, eintreten mußte, scheint also jetzt schon bei ihm entstanden zu sein, allein er kömmt zur Befriedigung nicht darüber hinaus. Er ist auf dem

rechten Wege, sofern er verbietet, daß der Auslegende das Seine in die Schrift hineinlege, ist aber in der Selbsttäuschung befangen, nicht zu sehen, daß er nach seinen eignen bis dahin ihm gewordenen religiösen und theologischen Begriffen, seinen besondern geistlichen Erfahrungen und den Eindrücken, welche durch dieselben herrschend in ihm geworden, auslegt, die Schrift also doch mehr oder minder nach seinem „Affekt" leitet, so sehr er sich bemüht, sie zu dem Brunnen zu führen und ihren Sinn grammatisch-historisch zu ermitteln. Es bringt nicht weiter, wenn er hinzusetzt, man solle das Eine predigen, die Weisheit des Kreuzes, an sich selbst verzagen und auf Christus hoffen, der dann den fleischlichen Menschen in den Geist hinausrücken werde: der heilige Geist führe den Menschen durch das Fleisch in den Geist. Ja noch mehr, dem Affekt, der individuellen Anschauung und Willkür wird nun eben wieder der völligste Raum gegeben, gerade wie bei der allegorischen Auslegung, von welcher er jetzt hinwegrang, zu dem Grundsatze hin, daß in der historischen Autorität der Schrift die einzig sichere Entscheidung über die christliche Wahrheit und Erkenntniß zu finden sei. Wir haben hier die Andeutung, die Keime eines ganz andern Grundsatzes als jener ist, den er späterhin auf Tod und Leben gegen Karlstadt, gegen die „Schwärmgeister," gegen den „Papst" verfocht, den er wol den größesten Schwärmer nennt, weil man auf katholischer Seite auf den die Kirche, die Kirchenversammlungen, den Papst bei der Schriftauslegung leitenden heiligen Geist sich berief, wobei zuletzt der über das göttliche Wort sich stellenden und wider Gott sich setzenden päpstlichen oder Kirchenlehrer-Subjektivität und Autorität die Entscheidung zufiel. Der Grundsatz aber, den wir hier keimen sehen, ist der, dem zufolge er die Schrift nach seiner Anschauung vom innern Christus auslegte, und nicht weiter gelten lassen wollte, als sie den letztern verkünde; dem zufolge er es für gleichgültig erklärte, ob Moses die Genesis geschrieben habe oder nicht; rücksichtslos wider mehre neuwie alttestamentliche Bücher sich auslieẞ; das Johannesevangelium und Paulus und Petrus Briefe weit über die drei ersten Evangelien erhob, als die viele Werke, wenig Worte Christi beschrieben; den Jakobusbrief eine stroherne Epistel nannte, aussprach, daß der Prüfstein der biblischen Bücher der sei, ob sie

Christum trieben oder nicht, sich also über den Kanon stellte und die äußerliche Schriftautorität verwarf. Es steht in genauem Zusammenhange mit seiner ganzen Bildung zum Schriftausleger, in genauem Zusammenhange damit, daß er gleich Anfangs die Schrift nach der Weise der den schlichten Wortverstand ablehnenden Scholastiker zu „handeln" und an die allegorische Auslegung sich gewöhnt, von den Mönchen und von mönchisch Gesinnten gegen Lyra sich hatte einnehmen lassen, daß er von ihnen gelernt, die mosaischen wie profane Geschichtsbücher zu lesen und sich, tadelnd und wegwerfend, über sie zu erheben, sofern ihr Inhalt der innerlich lebendigen religiösen Anschauung nicht entsprach. Noch in der Psalmauslegung erklärte er die grammatisch-historische Auslegung geradezu für irrleitend. Es kostete und mußte ihn unsägliche Mühe kosten, sich grundsätzlich ihr zuzuwenden, die Antriebe und Gründe, welche ihn dazu vermochten, mußten sehr dringende sein, und wir mögen jetzt schon erkennen, daß es das Bedürfniß, Festigkeit in die Lehre zu bringen, war, das dahin leitete, das Bedürfniß, einen sichern Boden zu gewinnen, nachdem die Autorität der Kirche für die Auslegung verworfen und die Freiheit der letztern verkündet war, die doch nun auch um jeden Preis behauptet werden sollte. Jetzt schwankte er noch zwischen den beiden Grundsätzen und hatte keinen derselben völlig klar und bestimmt aufgefaßt. Die deutliche Erklärung liegt in seinem bisherigen innern und äußern Fortbildungsgange, so wie sich aus diesem und seiner nachfolgenden Entwickelung nicht weniger deutlich erklärt, was häufig unter Verkennung der vorhandenen innern und äußern Entstehungs- und Beweggründe und Nothwendigkeiten misverstanden und deshalb misdeutet wird, daß er so fest am Schriftworte hielt und sich dennoch so frei über dasselbe erhob, bald den größesten Nachdruck auf die historische Autorität der Schrift legte und doch wiederum diese nach seiner Anschauung vom innern Christus verstand. [1])

1) Löscher a. a. O. I, 269. Tischreden, Walch XXII, 34. Vorrede zur Epistel Jakobi. Hagen, Der Geist der Reformation und seine Gegensätze, II, 175. Alzog a. a. O. 769. Hanne, Der ideale Protestantismus, 94.

Schließlich ist auf noch einen Punkt aufmerksam zu machen, von welchem wir am besten zum folgenden Abschnitte hinüberleiten können. Wir konnten wahrnehmen, daß es ihm bei seinem Grundsatze und Streben der Lehrherstellung allerdings auf das wissenschaftliche Erkennen und Begreifen ankam, daß er den gebührenden Werth darauf legte und den höchsten Fleiß daran setzte, jedoch zugleich auch, daß seine Richtung dabei im geraden Gegensatze zu der Gelehrteneinseitigkeit stand, es nicht blos voranzustellen, sondern sich daran genügen zu lassen, das Wichtigste, ja das einzig Nothwendige darin zu erblicken, und am Ende wol gar — aus hinzukommender Gesinnungslosigkeit, Kälte, Schlaffheit, Schwäche, Furcht oder zur Selbstbeschönigung — deutlich oder versteckt die Bestimmung der Wissenschaft, in das Leben einzugreifen, in Abrede zu stellen, oder zu fodern, daß der Gelehrte vermeide, sein Wissen zum Gemeingute zu machen. Eben dies war es, was Luther vor allen Dingen wollte. Er wollte eingreifen, so weit, allseitig und tief als möglich; er wollte bessern, vom Wissen aus an das Verderbte kommen, wo es sich fände, so weit seine Kraft reichte; er wollte überall die Geister und Gewissen frei machen von ihrer Angst und Noth durch die Lehre, damit das Schlechte, „des Teufels Lehre und Werk" in der Kirche, im Leben falle. Dieses Ziel im Auge, kehrte er seine Wirksamkeit gerade recht beflissen auf das Volk.

Zweites Hauptstück.

Volksmäßige Wirksamkeit 1516 bis in das Jahr 1517. Einzelne Predigten.

Berufung an die Stadtkirche. — Grundsätze über volksmäßiges Predigen. — Predigten im Jahre 1516. — Wider das Laster der Verleumdung. — Vom Vertrauen auf Gott. — Geistige Festfeier. — Wider Werkgerechtigkeit. — Erster Angriff auf den Ablaßmisbrauch. — Wahre und falsche Gerechtigkeit, Furcht Gottes, Gesetz und Evangelium, die geistlichen Leiter. — Gnade und Werke. — Buße, tadelnde Aeußerungen über die Kleriker, die Ketzer, den Papst. — Der Stand der Ordensleute und die weltlichen Stände. — Wider den Ablaß. — Die heil. Jungfrau. — Verdienst der Heiligen, Angriffe auf die Scholastik. — Wider die Heiligenlegenden, Selbstvertheidigung. — Predigtweise, Sorgfältiges Vorbereiten. — Kirchlicher Standpunkt und Gesinnung.

Berufung an die Stadtkirche.

Luther's volksmäßige Wirksamkeit ist seine umfassendste, anhaltendste und erfolgreichste gewesen, an sie hat er seine beste Kraft gesetzt, in ihr das Beste gegeben, was er hatte, und das Größeste geleistet, was er vermochte, sie wurde und blieb sein eigenstes Gebiet, das er mit seiner Berufung an die Stadtkirche recht eigentlich betrat.

Nach einigen Nachrichten, denen jedoch die Wahrscheinlichkeit und Bewährung abgeht, soll er schon 1508 oder 1509 zum

Predigtamte an die städtische Pfarrkirche berufen sein. Es verhält sich mit dieser Berufung folgendermaßen. Simon Heynß aus Brück (ein Bruder des berühmten unter dem Namen Brück bekannten Kanzlers) hatte seit 1515 das Pastorat der Stadtkirche inne, war kränklich und wurde dadurch an der Verrichtung seiner Amtsgeschäfte fast gänzlich verhindert. „War's doch dazu kommen, sagt Luther in einer Predigt, daß der Pfarrherr hier in einem Jahre nur eine Predigt thät, und war's doch nicht schuldig, der Kaplan auch nicht. Solches ist in allen Städten geschehen. Die Pfarrherr und Prediger waren frei, bis daß ich auf den Predigtstuhl kam. Ich hab' die Last aufgebracht, daß man viele Predigten muß haben, und that's gern, habe Pfarrherrn und Kaplan mit Predigen beschwert und mit andern Lasten." Luther predigte daher bisweilen für Heynß und traf 1516 ein Uebereinkommen mit ihm, wonach er neben den beiden Diakonen Rhau und Tiburtius als eine Art Vikar im Amte, namentlich im Predigen, ihn unterstützte. Die Universität und der Kurfürst genehmigten dies Uebereinkommen, indem das der erstern inkorporirte Stift Patron der Stadtkirche war, und wahrscheinlich wirkte auch der Magistrat dabei mit, da es für die Bürgerschaft von großem Belange war, wie ihr Pastor vertreten wurde und daß dies von einem so beliebten Prediger geschah. Vielleicht waren Anträge von ihrer Seite ausgegangen. Gleich in der ersten der Predigten, die er in Wittenberg hielt, um die Unruhen zu stillen, welche dort während seines Aufenthalts auf der Wartburg entstanden waren — Predigten, durch welche ihm das Große und Größeste gelang, eine wilde Volksbewegung in eine mäßige Bahn zu lenken, der erregten und entfesselten Kraft des Demos Einhalt zu thun, ohne sie zu brechen oder zu lähmen — gleich in der ersten dieser geistlichen Volksreden sagte er: „Ich weiß und bin's gewiß, daß ich solch's mein Predigtamt nicht von mir selbs hab' angenommen noch mich eingedrungen, sondern bin hiezu gefodert und auch wider meinen Willen allhie zu predigen erwählet." Er scheint sich also auch dieses Mal gesträubt zu haben, so frisch und voll er die Sache angriff, als er sich einmal im „ordentlichen Berufe" befand. [1])

1) Daß Luther 1508 oder 1509 an die Stadtkirche berufen sei, haben

Ob und wie er von Heynß salarirt wurde, darüber finden sich keine Nachrichten. Es war gewöhnlich, daß die Mönche die Einkünfte davon bezogen, wenn sie in den Pfarrkirchen Messe lasen und andere kirchliche Handlungen verrichteten, wobei geopfert wurde. Wie wir gesehen haben, befand sich Luther in steter Bedrängniß, da die Mittel seines Klosters und der übrigen Klöster der Provinz zum Unterhalt der Brüder, der Studirenden namentlich, mit einem Worte zur Bestreitung der nothwendigen Ausgaben nicht zureichten. Er mag daher eine Zubuße nicht zurückgewiesen haben. Wie dem sei, aus der Armuth half sie ihm nicht. Vom Magistrate erhielt er vielleicht von Zeit zu Zeit ein Geschenk. Wenigstens findet sich in den städtischen Kämmereirechnungen von 1519 ein Ausgabeposten mit der Bemerkung: „Doktori Martino verehrt, so er des Raths und gemeiner Stadt Prediger gewesen und von der leipziger Disputation wieder heim kommen." Späterhin erhielt er aus städtischen Kassen einen kleinen Jahresgehalt, doch finden sich keine Nachrichten, ob es jetzt schon und seit wann es der Fall war. [1])

Deutschmann (Diss. legitimum Lutheri ministerium proponens), Dannhauer (Memoria Thaumasiandri Lutheri renovata, 37) und Spiker a. a. O. 193. Luther habe mit so großem Beifall in der Klosterkirche gepredigt, daß ihn der Magistrat zum Pfarrer an der Stadtkirche gewählt. Das Vokationsschreiben soll in der wittenb. Ausg. der lutherischen Werke, IX, 104 stehen, findet sich aber dort so wenig, als, so viel ich ersehe, anderwärts. Auch war der Magistrat nicht Patron und hatte also nicht zu vociren. Das Pastorat konnte von einem Ordensmanne nicht nebenher verwaltet werden. Nach Slamaw war Grünberg von 1512 bis 1515, und von 1515 bis 1523 Simon Heinsius Pastor der Stadtkirche. Tenzel a. a. O. 230 f. Erdmann, Biographie sämmtlicher Pastoren und Prediger an der Pfarrkirche zu Wittenberg, im Anfange und in den Zusätzen. — *Bruns*, Scholia et sermones M. Lutheri in primam Joannis epist. 166. Plochm. XXVIII, 214.

1) Die Notiz aus den Kämmereirechnungen in Förstemann's Mittheilungen. Des städtischen Jahrgehalts erwähnt er beiläufig in einem an Spalatin gerichteten Bittschreiben um Unterstützung für die neu ausgetretenen Nonnen, unter welchen Katharine von Bora. Es ist vom 10. Apr. 1523 datirt. Er beziehe, sagt er, als Gehalt nur neun alte Schock; so wenig er selbst als die Brüder hätten außerdem auch nur einen Heller aus der Stadt. Marheinecke (Gesch. der deutschen Reformation, 2. Aufl. II, 73) versteht

Gewiß ist, daß er seit seiner Rückkehr von der ersten Visitationsreise, wenn nicht an jedem Sonntage, doch sehr häufig — im Oktober 1516 aber sogar täglich — in der Stadtkirche predigte und nach der Sonntagspredigt noch besondere populäre Vorträge hielt, worüber unten das Weitere. Zum Zeichen des Eindrucks, den er dort von dieser Zeit an gemacht, wurde seine Kanzel wie ein Heiligthum erhalten, bis 1806, wo sie bei Napoleon's Anwesenheit in Wittenberg sammt den Kirchenstühlen zu Beiwachtfeuern verbraucht wurde. [1])

Grundsätze über volksmäßiges Predigen.

Wir haben aus dieser ganzen Zeit volksmäßige Schriften von Luther noch nicht. Die Kirche war in ihr also zuerst der Ort, wo er auf alle Stände, auch die niedern und mittlern und diese namentlich, einwirkte, die Predigt seine Volksrede, die Kanzel sein Volksrednerstuhl. Er hatte sich als Prediger bei den Augustinern auch im volksmäßigen Wirken schon seit einer Reihe von Jahren versucht und seinen innern Beruf dazu glänzend erwiesen. Den innern Beruf in einem weit größern Kreise und nach einem weit größern Maßstabe zu bethätigen, fügte die Erwählung an die Stadtkirche die äußere Veranlassung und reichere Mittel hinzu, und zwar zu einer Zeit, wo seine Anlage zu volksmäßiger Wirksamkeit hinlänglich geübt und ausgebildet, sein Sinn dafür hinlänglich geweckt und vorbereitet war. Die Kirche seines Klosters war gar zu eng, es lag da doch gar zu nahe, auch auf die Ordensbrüder und deren Einsichten Bedürfnisse und Ansprüche manchfache, vielleicht überwiegende Rücksicht zu nehmen. In der Stadtkirche fand er einen größern Raum, eine zahlreichere Zuhörerschaft und die hauptsächlich aus den bürgerlichen Kreisen hervorging. Wenn Kleriker, Gelehrte, Vornehme kamen, so waren sie doch hier kein Publikum, dessen Anwesenheit auch nur mit einer gewissen Nothwendigkeit einen höher

unter dem Schock 60 Groschen und berechnet das Ganze zu 22 Thaler 12 Groschen. De Wette II, 320.

1) Reformationsalmanach für 1819, 127.

gehaltenen Ton der Predigt bedingt hätte, so kamen sie nicht, weil sie wie die Konventsmitglieder anwesend sein mußten, sondern weil ihnen Luther's volksmäßige gar nicht auf sie berechnete Rede gefiel, vielleicht eben darum anzog, weil sie volksmäßig war. Sodann nahm er rasch an theologischer Ausbildung zu, wodurch der Inhalt seiner Predigten ebenso rasch an Gediegenheit zunehmen mußte. Häufige und sorgfältige Uebung vergrößerte seine Gewandtheit überhaupt und hatte im Verein damit, daß er von jetzt an sein Absehen noch mehr und entschiedener auf das Volk richtete, die günstigste Wirkung auf seinen Ausdruck, die Anlage und den Bau seiner Predigten. Wir haben deren freilich nur wenige aus dieser Zeit genau in der Gestalt, in welcher sie von ihm gehalten worden, sondern meist nur Eingänge oder Entwürfe, und eine Ausarbeitung, deren Inhalt freilich ihm nachgeschriebene Vorträge bilden, die aber die ursprüngliche Form nicht mehr genau erkennen läßt. Doch sieht man soviel, daß die letztere einfacher und runder wird, eben so wie der Ausdruck das Eckige, die Darstellung das Schwerfällige, die Befangenheit in scholastischen Begriffen und Formeln mehr und mehr abstreift. Er sagt von seiner Predigtweise: „Ich befleiße mich in meinen Predigten, daß ich einen Spruch vor mich nehme, dabei bleib ich und daß ich's dem Volk also anzeige und ausstreiche, daß sie können sagen: das ist die Predigt geweest." Wenn er bei dieser Aeußerung auch nicht gerade an seine frühern Predigten dachte, so lag ihm bei ihnen doch schon der Gedanke im Sinne. Sie sollten nach seinen Ansichten und Absichten vor allen Dingen volksmäßig sein. Er dachte und hielt es ohne Frage schon jetzt so, wie er sich 1520 in der Zueignung des Sermons von den guten Werken an Herzog Johann von Sachsen aussprach: „Wiewol aber ich ihr viel weiß, und täglich höre, die mein Armuth gering achten, und sprechen, ich mach nur klein Sexterlin und deutsche Predige für die ungelehrten Laien, laß ich mich nicht bewegen. Wollt Gott, ich hätt einem Laien mein Leben lang mit allem meinem Vermögen zu der Besserung gedienet: ich wollt mich genügen lassen, Gott danken, und gar willig darnach lassen alle meine Büchlin umbkummen. Ob groß und viel Büchermachen Kunst sei, und besserlich der Christenheit, laß ich Andere richten. Ich acht aber, so ich Lust

hätt', ihrer Kunst nach, große Bücher zu machen, es sollt' vielleicht mit göttlicher Hülf mir schleuniger folgen, denn ihnen nach meiner Art einen kleinen Sermon zu machen. Wenn erfolgen so leicht wäre als verfolgen, wäre Christus längest widder vom Himmel worfen, und Gottis Stuhl selbest umbkehret. Kunnten wir nicht Alle tichten, so wollen wir doch Alle richten. Ich will einem Jeden die Ehre größer Ding herzlich gerne lassen, und mich gar nichts schämen, deutsch den ungelehrten Laien zu predigen und schreiben. Wiewol ich auch derselben wenig kann, dunket mich doch, so wir bisher und furt mehr uns desselbigen geflissen hätten und wollten, sollte der Christenheit nichts eins kleinen Vortheils mehrer Besserung gewachsen seyn, denn heraus den hohen großen Büchern und Quästion in den Schulen, unter den Gelehrten allein gehandelt. Ueber das so hab' ich noch nie Jemand gezwungen, oder gebeten mich zu hören, odder mein Predige lesen. Ich hab' frei in die Gemeine gedienet von Dem, das mir Gott geben, und ich schuldig bin; wer sein nicht mag, der lese und höre Andere. Auch ist nicht groß daran gelegen, ob sie mein nicht wollen durfen; mir ist eben gnug und mehr denn zuviel, daß etliche Laien, und die furtreffentlich, sich demüthigen, meine Predige zu lesen." [1])

Sein Absehen, volksmäßig zu predigen, verstand er insbesondere so, daß er meinte, dem Volke, und zwar auch den Niedrigsten, das Beste sagen zu müssen, was er wußte, und es auf eine Weise zu sagen, daß sie es möglichst leicht und vollständig auffaßten und begriffen. Wenn Erasmus den Grundsatz hegte, man dürfe das öffentlich autorisirte Lehr- und Glaubenssystem nicht angreifen, auch wenn man seine Falschheit beweisen könne, so bestritt Luther geflissentlich, eifrig und ohne Rückhalt, was ihm als Irrlehre erschien, und suchte das Volk ihr zu entreißen, sobald er selbst zur Einsicht gelangt war. Er kannte die erasmische Selbstsucht und Bangigkeit nicht, liebte die Wahrheit und das Volk und verachtete das letztere nicht, sondern hielt es der Wahrheit werth und zur Wahrheitserkenntniß fähig. Wie er die Niedern und Geringen werth hielt, die volle Wahrheit zu hören, hielt er die Vornehmen und Großen nicht zu hoch, daß ihnen

1) Tischreden, Walch XXII, 993. De Wette I, 436.

in einem anderen Sinne die volle Wahrheit gesagt werde. Er predigte mit Vorliebe eben dem Volke, und sprach ihm niemals nach dem Munde, wie schlechte Demagogen thun. Jedermann, jeden Stand ließ er vernehmen, was ihm demselben zur Lehre und Besserung dienlich däuchte. Er suchte eben die eigentlichen Schäden zu treffen, und scheute sich nie sie aufzudecken und zu nennen, so geweiht die Stellen sein mochten, an welchen sie lagen: Erfordernisse der Popularität der Predigt, die in den Anweisungen zur geistlichen Beredtsamkeit vergessen zu werden pflegen. Ihn machte zum Volksredner der Geistesreichthum, der etwas zu geben, Leere auszufüllen vermag; die Wahrheitsliebe, die unbestechlich, die Glaubenskraft und Wärme, die unerschütterlich ist und unwiderstehlich die Massen fortreißt. Wir wissen schon, welch hohe Ansicht vom Predigtamte und dessen Aufgabe und Zwecken ihn erfüllte, von der beifall- und ruhmsüchtelnden Prediger-Eitelkeit war nichts in ihm, Unnatur, leeres und nutzloses Wortgetön war ihm in der Seele zuwider. „Ich bin Denen sehr feind, die sich in ihren Predigten richten nach den hohen gelehrten Zuhörern, nicht nach dem gemeinen Volke, das achten sie nicht. Denn mit hohen und prächtigen Worten einherfahren, ärgert und zubricht mehr, denn es bauet. Viel mit wenig Worten fein kurz anzeigen können, das ist Kunst und große Tugend: Thorheit aber ist's, mit viel reden, nichts reden". Ein Freund bat ihn einst in späterer Zeit ihm eine Anweisung zum Predigen am brandenburgischen Hofe zu geben. „Alle deine Predigten, war seine Antwort, sollen aufs einfältigste sein, und siehe nicht auf den Fürsten, sondern auf die einfältigen, albern, groben und ungelehrten Leute, welches Tuchs auch der Fürst sein wird. Wenn ich in meiner Predigt sollte Philippum Melanchthonem, und andere Doctores ansehen, so machte ich nichts Gutes; sondern ich predige aufs einfältigste den Ungelehrten, und es gefället Allen. Kann ich denn Griechisch, Hebräisch, das spare ich, wenn wir Gelehrten zusammen kommen, da machen wir's so krause, daß sich unser Herr Gott darüber verwundert [1])."

Er tadelte es häufig und stark, daß beim Predigen auf die Gelehrten so viel Rücksicht genommen werde, forderte eben so oft,

1) Tischreden, Walch XXII, 1018, 1001.

daß die Prediger von ihrer Gelehrtenhöhe und Sprache zum Volke sich herunter ließen, wies auf Christi Beispiel hin, auf die Bildungsstufe und Bedürfnisse gerade der Zuhörer, die der Prediger allermeist vor Augen haben solle, auf seine eigene Predigtweise, auf die er sich zumal nach ihrer volksmäßigen Seite um so mehr berufen konnte, da sie einen so unermeßlichen Erfolg hatte und Manche das Geheimniß ihm gern abgefragt hätten. „Christus mit seinen Predigten ist flugs in Parabel und Gleichnisse hineingefallen, von Schaafen, Hirten, Wölfen, Weinbergen, Feigenbäumen, Samen, Ackern, Pflügen, das haben die armen Layen können vernehmen. Christus hätte auch wol können hoch her lehren, aber er hat seine Predigten auf das allereinfältigste gegeben, auf daß es der gemeine Mann verstünde. Lieber Gott, es kommen in die Kirche Mägdlein von 16 Jahren, und Weiber von 30 Jahren, darnach alte Leute, Bürger und Bauern, die verstehen die scharfen, hohen Predigten nicht; aber wer feine Gleichnisse in Predigten hervorbringen kann, wie dessen denn D. Link ein Meister ist, solches behält der gemeine Mann: darum wer es schlecht und gerecht machet, fein kindisch, einfältig, daß es die Leute verstehen können, der ist der beste Prediger. Also wollte ich's auch gering und schlecht machen. Wenn's aber Disputirens gilt, da komme Einer in der Schule zu mir, ich will's ihm scharf gnug machen, und ihme antworten, er mache es wie kraus er wolle. Ich muß noch einmal ein Buch wider die klugen Prediger schreiben. Vermaledeiet sind alle Prediger, die in Kirchen nach hohen, schweren und subtilen Dingen trachten, und dieselben dem Volk vorbringen, und davon predigen, suchen ihre Ehre und Ruhm, wollen einem oder zweyen Ehrgeizigen zu Gefallen thun. Wenn ich allhie predige, lasse ich mich aufs tiefste herunter, sehe nicht an die Doctores und Magistros, der in die 40 drinne sind, sondern auf den Haufen junger Leute, Kinder und Gesinde, der in die hundert oder tausend da sind: denen predige ich, nach denselbigen richte ich mich, die dürfens: wollen es die Andern nicht hören, so stehet die Thüre offen. Ein jeglicher Prediger soll sich gewöhnen, daß er schlecht und einfältiglich predige, und soll bei ihm beschließen und gedenken, daß er muß predigen unverständigen Leuten, als Bauern, die eben so wenig verstehen, als die Jungen unter 12, 13, 14, 20 Jahren, denen man auch allein prediget, das ist auch der große Haufe, daß es dieselbigen verstehen, oder etwas daraus fassen mögen, und ihr Leben bessern. Mir zwar und Philippo darf Keiner predigen; wiewol wir auch Etwas daraus lernen können, das uns vonnöthen ist. Man muß nicht predigen und tapfer her scharren mit großen Worten, prächtig und kunstreich, daß man sehe, wie man gelehrt sei, und seine Ehre suche. O nein, hie gilt's nicht. Man soll sich richten nach den Zuhörern, und das fehlet gemeiniglich allen Predigern, daß sie predigen, daß das arme Volk gar wenig draus lernet. Den gemeinen Mann muß man nicht mit hohen, schweren und verdeckten Worten lehren, denn er kann's nicht fassen. Es kommen in die Kirche arme kleine Kinder, Mägde, alte Frauen und Männer, denen ist hohe Lehre nichts nütze, fassen auch nichts davon. Und ob sie schon sagen: Ey, er hat köstlich Ding gesagt. Wenn man sie fraget: was ware es denn? Ich weiß es nicht, sagen sie. Man muß den armen Leuten sagen, Scapha, Scapha, Ficus, Ficus, sie fassen's dennoch kaum. Ach, wie hat doch unser Herr Christus Fleiß gehabt, daß er einfältig lehrete, brauchte Gleichnisse vom Ackerbau, von der Ernte, Weinstöcken und Schäflein, Alles darum, daß es die Leute verstehen, fassen und behalten können. Ihr habt draußen große, treffliche, volkreiche Gemeinden, und viele Leute, bei denen ihr großen Fleiß zu thun habt, daß ihr das hohe göttliche Ministerium Verbi und Sacramentorum (das Amt des Worts und der Sakramente) ausrichtet, und müsset Gott große Antwort dafür geben: fleißiget euch je, sie einfältig, treulich und deutlich zu lehren. Der beste Prediger ist der, von dem man sagen kann, wenn man ihn gehört hat: das hat er gesagt[1]).“

Diese Grundsätze waren es, nach welchen er jetzt schon verfuhr. Wir werden es deutlich erkennen und zugleich im Stande sein, genau sein allseitiges Fortschreiten zu beobachten, indem wir seine Predigten aus dieser Zeit durchgehen, die zuerst das Band knüpften, das so unauflöslich werden sollte zwischen ihm und der Masse seiner Nation, vor allen dem Mittelstande.

---

1) Tischreden, Walch XXII, 993, 1045, 1062, 1021, 921, 995.

Predigten im Jahre 1516. — Wider das Laster der Verläumdung [1]).

Noch in den Anfang des Jahres 1516 scheint eine Predigt zu gehören Wider das Laster der Verläumdung. Es kommen rohe cynische Ausdrücke darin vor, wie wir sie in den folgenden kaum noch finden, und ihre Form ist noch ganz die der Weihnachtspredigten von 1515. Ausdrücklich beruft er sich auch wol auf Scholastiker wie Biel, mit Anführung der Stelle, die er im Sinn hat. Im Uebrigen ist sie ganz biblisch und praktisch gehalten, zeugt auch von guter Beobachtung und Menschenkenntniß. Sie ist beredt, rednerisch, doch eifert er im eigentlichen Sinne in ihr so wenig als in irgend einer andern aus dieser Zeit, obwohl er „gern Jedermann fromm gemacht hätte." Man liest heraus, daß ihm das Herz voll und schwer war, allein er hält an sich, heftige Ausbrüche des Unwillens kommen nicht vor. Nimmer sollte man von dem feurigen jungen Manne, in dessen Innern es so gewaltig gährte, eine so gemessene Haltung erwarten. Wir werden mehrfach bemerken, daß die Nahrung wesentlich darauf einwirkte, die er längst durch die Mystik empfangen, mit welcher er sich eben jetzt doppelt angelegentlich beschäftigte. Sie befestigte die beschauliche Stimmung in ihm, die ihn, indem er durch Beruf und Pflicht zum Eingreifen ins Leben sich ziehen läßt, doch stets in einer gewissen Erdferne hält, so daß er die Dinge mit einem über Welt und Zeit sich gern erhebenden Blicke, mit dem Gleichmuthe des Asketen, eines Staupitz ansieht. Seine Mystik ist indeß keine vom Leben in nebelnde Höhen sich versteigende, wie seine Ruhe nichts weniger als Trockenheit. Ich lasse ein Beispiel vom Unedleren und Edleren aus der Predigt wider die Verläumdung folgen. „Es ist geboten, heißt es noch im Eingange, daß wir die Todten begraben sollen, die Verläumder aber graben sogar auch die Leute noch aus ihren Gräbern aus, und entblöden sich nicht, ihren Gestank in die Nasen

1) Diese Predigten lateinisch bei Löscher a. a. O. I, und deutsch bei Walch, X, XII und XIX. Eine der Predigten hat Walch zweimal, XII, 2264 und XIX, 944.

der Lebendigen auszubreiten. Dorten wollte Martha nicht gestatten, und sogar auch Christo selbst verwehren, daß der schon drei Tage im Grabe gelegene Lazarus wieder sollte aufgewecket werden, weil er schon stänke, Joh. 11, 39, jene aber nicht also. Wehe ihnen." An einer anderen Stelle: „die Verläumder sind auch Giftmischer und Zauberer. Denn sie bereiten das manchfache Gift der Verläumdung, bezaubern und nehmen ein, kehren ganz um die Ohren Derer, so sie anhören, so daß bei ihnen der Verläumdete nicht wieder die Oberhand gewinnen kann, wie der Bezauberte außer Stande ist, wieder zur Gesundheit zu gelangen. Gleichwie Unholdinnen, Hexen, schönes heitres — Gnade, Liebe, Gunst anzeigendes und bedeutendes — Wetter verderben, also verstehen sich die Verläumder durch ihre bösen Künste wohl darauf, den schönen heitern Himmel der Einigkeit und des Friedens zu überziehen und zu verdunkeln, Sturmwind und betrübte Zeit, Wetter des Zorns und der Trübsal über die Menschen herzuführen und Alles durch und wider einander zu kehren, so daß Mancher Den, den er noch kurz zuvor mit günstigem freundlichen Angesicht und Liebseligkeit umarmt hatte, nach geschehener Vergiftung, nach vollbrachtem Zauber der ihm eingeflößten Verläumdung, kaum noch vor Zorn ansehen kann, sondern sich mit finstrer und umnebelter Stirn von ihm wegwendet."

Dann findet sich auch wohl ein recht deutlicher Ton der von den Uebelständen in der Kirche so schmerzlich berührten Saite seines Innern. „Aber ach! jetzt wüthet dies Laster stark, und geht entsetzlich im Schwange in allen Gassen, Gegenden und Winkeln der Kirche, und je höheren Standes die Leute sind, desto schändlicher und freier verunreinigen sie sich damit. Folget Ihr aber ihnen nicht nach: sehet Ihr auf Eurer Prälaten Amt; aber nicht auf ihr Exempel."

Vom Vertrauen auf Gott. — Geistige Festfeier.

In einer am Tage des heil. Laurentius, im Sommer, gehaltenen Predigt faßt er die Festbedeutung geistig auf, führt sie praktisch-erbaulich durch, spricht vom Vertrauen auf Gott, nicht auf den Heiligen. Der Hauptgedanke ist, daß sich der Christ

in Glauben und Hoffnung so ganz auf Gott verlassen solle, daß er ohne und außer ihm kein anderes Gut zu besitzen glaube. „Wem Gott etwas ist, dem können unmöglich andre Dinge außer Gott etwas sein, wem aber im Gegentheil andere Dinge etwas sind, der kann unmöglich von Gott etwas halten. So finden wir es an der Braut im Hohenliede; denn da sie Gott allenthalben gesucht, so konnte sie ihn auch bei den Wächtern, das ist, den Prälaten und Vorstehern der Kirche, nicht finden, bis sie vor denselben auch vorüberging. Sogar unmöglich ist's, daß man neben Gott etwas lieben kann, sogar, daß man um seinetwillen auch die gelehrten und heiligen Männer gering achten muß. In wessen Augen Gott nichts ist, der siehet auch das Blatt von einem Baume für etwas Schätzbares an. Der heil. Laurentius hat aus solchem Grunde weder das Feuer gescheuet, noch die ganze Welt für etwas gehalten." Er schildert den Zuhörern den Reichthum der Güter dieses Lebens, der geistlichen Wohlthaten, die ihnen zu Theil geworden. Von den letztern, „als da sind, Verstand, Wissenschaft, Künste," sagt er, „welche um so viel höher zu achten, da man so viel unwissende, ungeschickte und unnütze Menschen findet." Dann kommt er auf die Festtage. Jeder soll sich die Frage aufwerfen, warum Gott ihm so viel geschenkt. Er wird dann Ursach genug zum Vertrauen auf Gott finden. Die Festtage werden eben darum gefeiert, daß wir an ihnen vorzugsweis daran denken sollen. Und das heißt denn, „recht im Geist festhalten, beten, danken und loben, welches nicht mit dem Munde allein oder einem musikalischen Instrument oder anderen äußerlichen Zeichen geschieht; sondern es muß im Grunde des Herzens vorgehen."

Wider Werkgerechtigkeit.

Das Alles ist schon polemisch durch und durch. Aber ausdrücklicher und beredter hätte er den herrschenden Vorstellungen in den wichtigsten Punkten nicht entgegentreten können, als es durch zwei, am 10. und 11. Sonntage nach dem Dreieinigkeitsfeste gehaltenen Predigten geschah, in welchen sein Kampf wider den Katholicism, dessen Princip er durch seine Begriffe vom gerechtmachenden Glauben innerlich längst überwunden hatte, sich äußerlich fortsetzt. „Am ersten, sagt er, ist mein Kampf gewest wider das Vertrauen auf die Werke, darauf doch die Welt so hoch pocht und trotzt, als sollten gute Werke auch nicht nöthig sein zur Seligkeit" [1]). In der Predigt am 10. Trinitatissonntage von der eingebildeten Heiligkeit und Vertrauen auf eignes Verdienst, geht er von der Größe Gottes aus, um die Demuth des Zöllners zu empfehlen, vor dem pharisäischen Stolze in manchfachen Wendungen zu warnen. „Weil Gott in seinem Wesen lauter Leben, Weisheit, Macht, Gerechtigkeit, Reichthum und alles Gute ist, so ist's — wenn sich der Mensch mit Dem, was er hat, ob es gleich noch so wenig und mäßig, mit Gott vergleichen will — eben so gut, als wenn ein Armer sich mit einem Reichen, eine Ehebrecherin mit einer keuschen Ehefrau, ein Thor mit einem Weisen, ein Schwacher mit einem Starken, ein Todter mit einem Lebendigen, ein Häßlicher mit einem Schönen, ein geringer Bruder mit einem Prälaten vergleichen will." In der rechten Demuth erkennt der Mensch sein eignes Nichts, schreibt Gott alles Gute zu, maßt sich selbst nichts an. Der Hochmüthige ruft Gott um nichts an, weil er an sich selbst genug zu haben meint; er lobt sich sogar selbst, und macht das Maaß seines Unrechts und seiner Thorheit dadurch voll, daß er Denen zürnt, sie schilt, verfolgt, die ihn einen Sünder nennen, wogegen der Demüthige seinen Nächsten rechtfertigt und sich selber anklagt. Der stolze Pharisäer wußte nichts vom ersten Gebot, sondern ehrte einen andern Gott, den in seinem eignen Herzen aufgerichteten Abgott der eignen Gerechtigkeit. Nun aber sehe sich ein Jeder wohl vor, der diesen Pharisäer in seinem Herzen hasset und verabscheuet, daß er nicht gegen Andre selber ein solcher werde. Ich glaube gar gern, daß Wenige in der Besorgniß stehen, daß sie einen solchen Pharisäer im Herzen haben, den sie äußerlich zu hassen scheinen. Aber ich weiß dagegen gewiß, daß ihrer Viele demselben sehr ähnlich sind. Denn wer ist unter uns, der sich von allem Hochmuth so weit entfernt glauben darf, daß er dem Zöllner in der Bußfertigkeit und Demuth gleichkomme?"

1) Tischreden, Walch XXII, 744.

Das Alles wird nun aber erst recht deutlich durch die Predigt des folgenden Sonntags: von den Hauptsünden Derer, die sich ihrer verdienstlichen Werke und eingebildeten Heiligkeit rühmen. „Gott verbietet, andere Götter neben ihm zu haben. Gott wird durch Glauben, Liebe und Hoffnung geehrt, und wer seine Stimme allein hört, der hat keinen andern Gott neben ihm; was aber außer Gott geliebt wird, worauf man außer Gott seine Hoffnung setzt, das ist ein fremder Götze. Daher giebt's nun so viel fremde Götzen, als man Dinge außer Gott liebt. Dabei aber ist wohl zu merken, daß man damit keineswegs verbietet, Werke der Gerechtigkeit auszuüben: sie müssen nur ohne abergläubisches Vertrauen geschehen, in wahrer Demuth, man muß sein Vertrauen nicht darauf gründen, ihnen den Vorzug nicht geben vor der Liebe und Hoffnung zu Gott. Denn so ist Gottes Urtheil beschaffen, daß die guten Werke durch Hochmuth, und die bösen durch Demuth zu nichts werden. Das aber heißt Hochmuth, wenn man auf solche Werke ein Vertrauen setzet, sich darüber freuet, sich selbst darin wohlgefällt."

Als Grund giebt er an, daß die wahre Hoffnung keinen andern Grund haben könne, als Gottes Güte, keineswegs aber eine Kreatur — Werke, Verdienste, wie man den Magister der Sentenzen, in dessen Lehre von der Hoffnung, mit welcher die weitere von der eingegossenen Gnade so genau zusammenhing, verstand, wogegen Luther zu zeigen sucht, daß der Lombarde entweder irre oder mißverstanden werde. Verdienstliche Werke könnten Hoffnung nicht begründen, weil Niemand solche Werke verrichten könne, ohne Gott vorher wohlgefällig zu sein.

Wie er gleich im Eingange gegen Mißdeutung sich zu sichern sucht, so auch weiterhin; doch beschränkt er Bedeutung und Werth der Werke so, daß sie dennoch in dem herkömmlichen Sinne nichtig werden. Wie in der Predigt am Johannesfeste des vorigen Jahrs, doch weiter ausführend, sagt er: „Allerdings muß ein Mensch im ersten Anfange seines Christenthums sich mit der Ausübung vieler guter Werke ernstlich beschäftigen und den sinnlichen Menschen vom Bösen zurückhalten. Dahin gehört Fasten, Wachen, Beten, Arbeiten, Leid-Tragen, Dienen, Gehorchen u. s. f. Ist aber ein Mensch in der Ausübung solcher Dinge begriffen, so muß er sorgfältig über sich wachen; er ist alsdann gewissermaßen mehr eines Lehrers benöthigt als vorher, damit er nicht, indem er die sinnlichen Uebel vermeidet, ins geistliche Uebel falle, und Derjenige, der z. E. die Lüste des Fleisches gezähmet, in eine geistliche Verschwendung und die sieben Todsünden gerathe. Denn hier wird bald zur Rechten bald zur Linken gefehlt, hier scheiden sich die wahren und falschen Tugenden, hier gehen die wahren und falschen Verehrer Gottes von einander ab. Die stolzen Heiligen, die sich selbst ein Maaß des Lichts und der Erkenntniß zutrauen, dabei aber verblendet werden, wissen einen ganz anderen Weg und andre Werke, suchen daher auch darin zu beharren und nicht weiter zuzunehmen, und werden durch ihre eigne Gerechtigkeit, worauf sie sich stützen, vor Gott mehr verunreinigt, als sie vorher in ihren Sünden waren."

Man nahm sieben Todsünden an und nannte in der Regel — denn völlige Uebereinstimmung fand nicht statt — eitle Ruhmsucht, Zorn, Neid, Verzagtheit, Geiz, Unmäßigkeit und Ueppigkeit. Er nun spricht von den sieben Todsünden, worin die Selbstgerechten verfallen, und rechnet zu ihnen: den pharisäischen Hochmuth, Wohlgefallen an den eignen Werken, die der Furcht vor Gott entgegenstehende Sicherheit, das verwegene Urtheil, wonach sie Alles, was nicht nach ihnen geartet, für unrein erklären, das lästernde stolze Richten, Geneigtheit zu Neid und Zorn, den sie wohl für göttlichen Eifer ausgeben, Trägheit zum wahrhaft Guten, das nicht in die Augen fällt, keinen Schein vor der Welt hat. Die all ihr Heil auf ihre Werke gründen, verzweifeln, wenn sie einen schweren Sündenfall thun, oder etwa an der Verrichtung dieses oder jenes Werks gehindert werden. „So findet man viele Weiber, die dergestalt an den Gelübden, Fasten, Geißelungen halten, daß sie dieselben weder durch Rücksicht auf ihre Leibesgesundheit, noch auf die Vorstellungen ihrer Ehemänner oder Kinder einstellen wollen." Er selbst nahm es damit noch immer so streng, seine Ansicht ist indeß frei geworden. Aus seinen eignen Erfahrungen sprach er, wenn er sagt: „die ihr Vertrauen auf eigne Werke gründen, haben niemals ein ruhiges Gewissen oder eine Freude des Geistes. Sie machen ihr eignes Gewissen enge. Die schmale Pforte ist so enge nicht als sie sie machen; es gehört nur eine wahre Verläugnung dazu."

Wie unverfänglich die Aeußerung lautet, wie sinnschwer war

sie, welch eine entscheidende Wendung erhielt sie doch, wenn es dann zum Schluß heißt: „Welches sind denn nun aber die Werke, die Gott gefallen? Ich antworte: dergleichen Werke haben keinen Namen. Wie dem Hausthiere seines Herren Dienst zur Gewohnheit wird, daß es den Ein- und Ausgang weiß, immer seinen Weg geht durch Regen, Schnee oder Sturm, so sind auch die Menschen beschaffen, die vom Geiste Gottes getrieben werden. Wenn sie erst in der Zucht des äußern Menschen geübt sind, so bekümmern sie sich nicht weiter um dieselbe, sondern sehen sie nur als ein Vorspiel an. Sie beweisen sich willig zur Ausübung aller anderen Werke, wodurch sie in Gottes Augen wohlgefällig werden können, während die Werkknechte nach ihren großen Thaten bald glauben ausruhen zu dürfen; sie werden in mancherlei Leiden gebracht, darinnen von Gott gedemüthiget, und wissen nicht wohin sie geführet werden; sie überlassen sich Gott allein, bleiben bei keinem einigen Werke stehen; was sie thun wollen, hat keinen Namen, der Name muß dem Werke bei ihnen folgen, während die Werkheiligen dem Namen nachgehen. Denn sie nehmen sich nicht in eigner Weisheit vor, dies oder jenes zu thun, werden wohl gar von ihrem Vorsatz wieder abgezogen und thun ganz etwas Andres als sie sich anfänglich vorgenommen, und sind darinnen in Gott vergnügt und zufrieden, wenn die Werkknechte zu verzweifeln anfangen, die da nicht wissen, was sie gethan haben."

Schon sehr früh hat man hierin eine unbewußte Weissagung auf die bald beginnende Reformation erblickt, die weder vorbedacht gewesen, noch zu Anfang einen Namen gehabt. Man glaubt einen weltabgewendeten Mystiker oder Asketen zu hören, vernimmt Aeußerungen einer befestigten Glaubenskraft, und sehr merkwürdig ist es in Luther's Art und Geschichte, daß eben an seine mit jener Glaubenskraft genau zusammenhängenden Gedanken und Stimmungen des gottinnigen Seelenfriedens, der ruhigsten Ergebung, seine kräftigsten, kühnsten und erfolgreichsten Thaten sich anknüpfen. Wie der Geist Gottes ihn trieb, ohne daß er wußte, wohin er geführt wurde: er folgte, ließ sich treiben; war es durch Sturm und Ungewitter — er folgte auch da. In dieser Hingebung lag seine Kraft und seine Größe. Wie ruhig sehen wir ihn, und doch war er eben im lebhaftesten

Kampfe begriffen. Denn acht Tage zuvor hatte er endlich den Angriff auf den Ablaßmißbrauch gewagt, den er in Grimma sich rasch vorgenommen, dann aber verschoben. Doch führte er den Schlag nicht durch eine für die Gelehrtenkreise bestimmte Schrift, was sein erster Gedanke gewesen war, sondern im Volke, noch öffentlicher, an alle Stände sich wendend, durch eine Predigt.

Erster Angriff auf den Ablaßmißbrauch.

Die Predigt, worin er seinem Herzen zuerst vor dem Volke Luft machte, ist am zehnten Trinitatssonntage und ohne Zweifel in der Stadtkirche gehalten, da sie einer Auslegung des ersten Gebots angehängt ist, worüber er gerade zu dieser Zeit in der Stadtkirche Vorträge begann, auf die wir zurückkommen werden.

Erinnern wir uns nun, daß der scholastischen, den kirchlichen Lehrtypus bildenden Ablaßtheorie der Gedanke zum Grunde lag, die Kirche bilde ein untrennbares, in allen Theilen sich auf sich selbst beziehendes Ganze, einen mystischen Leib, an welchem, was das Haupt thut, allen Gliedern, und was Ein Glied thut, allen übrigen zu gute komme, so daß das Verdienst des Einen auf den Andern übergehen könne, woran sich die Vorstellung von dem Schatze der Kirche anschloß.

Auf diesem Standpunkte steht Luther noch. Er geht eben davon aus, der Ablaß sei das Verdienst Christi und seiner Heiligen selbst und daher mit aller Ehrerbietung anzunehmen. Er verwirft ihn also keineswegs an sich selbst, wohl aber erklärt er sich gegen ihn, sofern er durch Mißbrauch ein Hinderniß der Frömmigkeit würde. „Denn, sagt er, der abscheulichste Mammonsdienst ist daraus gemacht. Wo sind Die, welche damit das Seelenheil und nicht vielmehr das Geld der Leute suchen? Was in der Weise klar am Tage liegt, wie das Werk getrieben wird. Die Ablaßkommissäre und ihre Untergeordneten predigen nirgend was Anders, denn daß sie den Ablaß herausstreichen und das Volk zum Geben reizen. Da hörst du Niemanden, der das Volk lehrt, was der Ablaß sei, wann er ausgetheilt werden, wann aufhören, sondern nur, wie viel man geben soll; lassen

das Volk in solcher Ungewißheit, damit es glaube von Stund an selig zu werden, sobald es den Ablaß erlange."

Das Folgende und weiterhin noch Andres zeigt, daß er wenigstens großentheils auch noch in der scholastischen Lehre von der Gnade befangen ist, dagegen aber einen Gesichtspunkt aufgefaßt hat, der für die Ablaßtheorie sehr bedenklich und für die gewöhnliche Ablaßpredigt ein zerstörender war. Die Innerlichkeit seiner ganzen religiösen Anschauung und Empfindung hat ihn sehr natürlich darauf hingeführt. Er sagt nämlich weiter, durch den Ablaß *werde doch keineswegs die Gnade mitgetheilt*, so daß Jemand gerechter durch ihn würde, als er vorher gewesen. Die innerliche böse Lust, die eigentliche Seelenkrankheit und das wahre Übel werde durch ihn nicht einmal vermindert, die Liebe, das ganze innerliche Wachsthum nicht gemehrt, wodurch der Mensch doch allein in das Reich Gottes eingehen könne. Der Ablaß (der Befreiung von aller Schuld und Strafe der Sünde sein sollte) *sei und könne nur Erlaß von Kirchenstrafen sein*, (was er, wie wir uns erinnern, allerdings ursprünglich allein gewesen) und aus der Schenkung der Kirchenstrafen folge mit nichten, daß „Derjenige augenblicklich in den Himmel fliege," der so sterbe. „Das dumme tolle Volk aber läßt sich äffen und betrügen, und glaubt, daß durch solchen völligen Ablaß dergestalt gleich alle Sünde auf einmal hinweggenommen werde, daß es flugs in Himmel fahren könne, und fängt drauf an nur desto frecher ohne Furcht und Scheu einer fernern Strafe darauf los zu sündigen, und beschwert sein Gewissen nur um so mehr."

Sodann war ihm ein zweiter im päpstlichen Ablaß sehr wichtiger Punkt zweifelhaft geworden. „Wiefern können durch den Ablaß Seelen aus dem Fegfeuer erlöst werden? Binnen welcher Zeit kömmt die Heiligung der Seele, die der Ablaß nicht bewirken kann, im Fegfeuer zu Stande? Niemand weiß es. Der Papst? — er hat die Seelen der Verstorbenen auf keinerlei Weise durch die Schlüsselgewalt zu lösen, sondern nur durch Anwendung der Fürbitte der ganzen Kirche."

Hales hatte zuerst den Umfang des Ablasses auch auf die im Fegfeuer befindlichen Seelen bezogen, doch unter der Bedingung, daß auf Seiten des Ertheilenden die Schlüsselgewalt, auf

Seiten des Empfangenden Glaube, Liebe und Andacht, und zwischen Beiden eine zureichende Ursache und das rechte Verhältniß vorhanden sei, woran in der Ablaßpraxis wenig gedacht wurde. Er läßt aber wie andre Scholastiker nach ihm den für die Verstorbenen bestimmten Ablaß nicht ertheilt werden auf dem Wege richterlicher Absolution, sondern auf dem einer Lösung oder Fürbitte. So nach ihm Thomas von Aquino und die Meisten, denn die Frage blieb streitig. Luther schließt sich hier der vorherrschenden Meinung an, allein sie erregt ihm Bedenken. „Dabei, fährt er fort, bleibt aber doch der Zweifel, ob Gott die Fürbitte für die ganze Schuld, oder für wie viel der letztern er sie annehmen will. Der Papst kann doch nur eine Seele vom Fegfeuer lösen, so weit es die Kirchenstrafe anbelangt, die er auferlegt hat oder aufzuerlegen Macht hätte, wie seine Bulle lautet: wir zählen von den auferlegten Bußen los, soweit der heiligen Mutter Kirche Schlüsselgewalt sich erstreckt." [1])

Damit hielt er sich an den Wortlaut der vorsichtigern päpstlichen Aussprüche selbst, über welche die Ablaßprediger weit hinausgingen, die Scholastiker schon hinausgegangen waren. Thomas von Aquin hatte ausdrücklich die Meinung verworfen, daß der Ablaß nicht von der Schuld der göttlichen Strafe im Fegfeuer, sondern nur von der Strafverpflichtung löse, die der Priester einem Büßenden auferlege, oder von der Strafe, welche die Kirchengesetze bestimmten. Laut dem Privilegium Petri, das der Papst übe, solle auch im Himmel erlassen sein, was auf Erden erlassen worden, und der Ablaß gelte daher sowohl vor dem Gerichte Gottes als vor dem Forum der Kirche. So weit kann Luther nun nicht mehr übereinstimmen. Er sagt geradezu: „Allzuverwegen ist es daher, zu predigen, daß durch den Ablaß die Seelen aus dem Fegfeuer erlöset würden: es ist widersinnig geredet, und sie erklären nicht, wie sie es verstanden wissen wollen. Ist dem anders, so ist der Papst grausam, daß er den armen Seelen das nicht umsonst angedeihen läßt, was er für das zum Bau der Peterskirche erforderliche Geld geben kann."

Dies lag denn auch nahe genug und war sehr volksmäßig gesprochen, fand sicher vielfachen Anklang, wie Ähnliches aus

1) *Ullmann*, Reformatoren I, 265 ff.

dem Volke herausklingt. So erzählt Mathesius von einem Bergmanne zu Schneeberg, der einen Ablaßkrämer fragte, ob es denn auch wahr sei, was er von der Kraft des Ablasses und der Gewalt des heil. Vaters gepredigt, daß man mit einem Pfennig, sobald er im Becken klinge, eine Seele aus dem Fegfeuer erlösen könne? Er erhielt eine bejahende Antwort und sagte nun: „Ach, wie muß der Papst so ein unbarmherziger Ebenteurer sein, der um eines Pfennigs willen eine arme Seele so lang im Fegfeuer kreisten läßt. Möchte er doch, so er anders keine Barschaft hätte, etliche hundert tausend Gulden aufbringen und die armen Seelen auf einmal losmachen. Wollten doch wir armen Leute gern die Hauptsumme und was für Interesse und Unkosten drauf gegangen wären, auf richtige Rechnung zur Hand erlegen."

Nach jenem Argument bedient sich Luther einer Induktion, der es eben so wenig an überzeugender Kraft fehlte. „Die Eingießung der Gnade ist die innere Erleuchtung des Geistes und die Entzündung des Willens, einer immerwährenden Emanation der Sonnenstrahlen in die Seele zu vergleichen, nicht aufhörend wegen der vollkommnen Vergebung der Sünden. Sie ist nöthig zur Austilgung der bösen Lust, nöthig, bis diese gänzlich vertilgt ist, und das ist sie, wenn der Mensch mit höchstem Ueberdruß des irdischen Lebens zu Gott seufzt und endlich durch die Sehnsucht nach Gott vom Körper befreit wird. Das aber hat sich gewiß bei sehr Wenigen von Denen gefunden, die vollkommenen Ablaß erlangt haben, und nimmermehr wird volle Sündenvergebung Solchen zu Theil, die nicht zerknirschten Herzens sind und die Sünden aufrichtig bekannt haben." Dies forderte nun freilich auch die scholastische Theorie, allein der dritte Theil der Buße, die Genugthuungen, wurde durchgängig am meisten hervorgehoben, wogegen Luther gar nicht davon spricht und den ersten Theil, die Zerknirschung des Herzens, das Innerliche, in den Vordergrund stellt. Er ist also noch in der scholastischen Bußlehre befangen, doch schon auf dem Wege, sich von ihr loszusagen. Sie hatte ihm zu Erfurt so unsägliche Noth durch die Ungewißheit gemacht, die sie bei dem Vergebung Suchenden zurückließ, und eben dieser Punkt führt ihn nun zu dem weiteren Schlusse: „und da nun kein Mensch vollkommen gewiß von sich selbst, geschweige denn von Andern wissen kann, ob er jene Bedingungen erfüllt

habe, so ist die Behauptung unbedacht (temerar.), daß Der, der Ablaß erlangt, sogleich frei davon fliehe, die Seele dem Fegfeuer entrissen werde." Er will dann freilich die Errettung durch den Ablaß nicht wegläugnen, allein nur in dem Falle einräumen, wo die Bedingungen der Sündenvergebung vorhanden sind, und fügt sehr beachtenswerth hinzu: „doch wie dem sei, weil ich die Sache, was mich betrifft, nicht genugsam verstehe, so ist doch das ohne Zweifel ungewiß, ob Gott durch Ablaß vergeben will, wo nur eine unvollkommene Gottesliebe und Herzensheiligung vorhanden, alle Unreinheit noch nicht getilgt ist, die auch im Fegfeuer nicht hinweggenommen werden kann, wo sie nicht durch Reue und Buße der Seele mißfällig wird, so daß der Ablaß doch nur den Bußfertigen zu statten kommt."

Hier lag nun die Einwendung nahe, daß der Ablaß dann jedenfalls etwas Ueberflüssiges sei. Er macht sie sich selber und sagt dann: „meine Antwort lautet, ich bekenne meine Unwissenheit. Wahr ist's, bei einem vollkommen bußfertigen, zerknirschten Herzen bedarf es des Ablasses nicht, denn von einem solchen fordert Gott nichts, weder für die wirklichen Sünden, noch für die Erbsünde, d. h. den vom ersten Ursprunge her übrig gebliebenen Zunder, der durch die Gnade noch nicht getödtet ist, und wo die vollkommene Bußfertigkeit mangelt, da hilft er nicht. Wie nun? Dient er etwa nur zur Genugthuung für die wirklichen Sünden? Aber wie werden dann die Seelen erlöst, denen zwar die letztern vergeben werden, die Erbsünde aber unvergeben vorbehalten bleibt? Oder werden diejenigen Seelen, die es verdienen, im Fegfeuer oder Tode über die Erbsünde wahrhaft zerknirscht zu werden, dies durch den Ablaß erlangen? Aber die den letztern suchen, pflegen sich um den Zunder, die Wurzelsünde, den wahren Ursprung aller Sünde, nicht viel zu kümmern, nur an die wirklichen Sünden, an Hinwegräumung der Strafen derselben zu denken, und obendrein in die vorige Sündenkrankheit zurückzufallen. Oder will man annehmen, der Ablaß bewirke durch die Beihülfe der Kirche sowohl in diesem Leben Vergebung der wirklichen Sünden als im Fegfeuer die Gnade der Bußfertigkeit in Beziehung auf die Erbsünde? Wie kann aber Reue und Buße, als Etwas, das vom menschlichen Willen ausgehen muß, von außen her mitgetheilt werden? Das Möglichste

zugegeben, daß alle Werke und Verdienste Christi und der Kirche in der Hand des Papstes sind, daß dieser dieselben zur Genugthuung für die wirklichen Sünden gebrauchen und anwenden kann, was er durch den Ablaß thut, den er den Lebenden ertheilt, so daß also Alle, die Messe lesen, beten, fasten oder was sie sonst thun als Etwas, das Gott gefallen soll, für Den und statt Dessen arbeiten, der Ablaß erlangt — und das ist der jetzt so berühmte vollkommene Ablaß — dies Alles nun zugegeben, so ist es dennoch nicht hinlänglich, weil man dadurch innerlich Gnade nicht hat, und so man welche hätte, darin nicht zunimmt, also dennoch immer noch selbst bemüht sein muß, zu wachsen und zuzunehmen, nicht zu schlafen und zu faullenzen, als sei man schon heilig und rein genug. Denn wer sicher sein will, muß immer noch die Ertödtung der bösen Lust, des Urquells der Sünden, für welche Genugthuung geleistet worden, mit ganzem Fleiß sich angelegen sein lassen."

Hiernach bleibt das Ergebniß nun doch immer, daß der Ablaß etwas Ueberflüssiges sei, denn eben am letztern lag Alles, und darauf sollte er keinen Einfluß haben. Durch eine ähnliche Dialektik wird dann doch weiter der Ablaß in sich selbst vernichtet, der für die Verstorbenen ertheilt wurde. Die Lehre von der auch an den Verstorbenen sich erweisenden Ablaßkraft hatte den Scholastikern nicht wenig Noth gemacht. Thomas knüpft den Ablaß an gewisse Leistungen, so daß seine Kraft aufhört, wo diese Bedingungen, als die bestimmende Ursache, nicht erfüllt werden. Nun entstand aber der Zweifel, wie er Verstorbenen nützen könne, da diese nicht mehr im Stande sind, etwas zum Besten der Kirche zu thun? Thomas räumt ein, daß er ihnen schlechthin und direkt allerdings nicht nütze; allein, so behauptet er, er nütze auf ursprüngliche Weise Denen, die ihn für Verstorbene empfangen, weil sie Das leisten, wofür er gegeben wird, und auf abgeleitete den Verstorbenen, denn es sei kein Grund, warum die Kirche ihre gemeinsamen Verdienste, auf die der Ablaß sich stütze, auf die Lebenden übertragen könnte und nicht auch auf die Todten.

So leicht aber ließ sich Luther nicht zufrieden stellen. Gerade hier kamen ihm Bedenken über Bedenken. Er schließt sich deutlich genug Denen an, die von Anfang der Lehre von der Kraft

des Ablasses für die Verstorbenen widersprochen. Im Eingange hatte er der Meinung der Scholastiker beigepflichtet, wonach die Seelen der Verstorbenen durch päpstliche Fürbitte erlöst würden. „Die Lösung der Seelen, sagt er hier, kann nur so geschehen, daß der Papst die Verdienste und Werke Christi und der Kirche als Fürbitte oder Beihülfe (suffragium) der letztern anwendet. Allein, so schließt er geradezu weiter, das ist eigentlich kein Ablaß mehr, denn über das irdische Dasein hinaus hat der Papst keine Ablaßbefugniß mehr, da kann er nur vermitteln oder fürbitten, sei es daß Gott Vergebung der wirklichen Sünden oder Erlösung von der Erbsünde ertheile, was um so gewisser allein durch Mittheilung der Gnade geschehen kann, da die Gestorbenen auf keinerlei Weise etwas zu verdienen im Stande sind. Die Kirche kommt Allen durch Fürbitte zu Hülfe, durch den Ablaß soll diese nun aber besondern Personen in besondern Umständen zu statten kommen, was aber nur so geschehen könnte, daß ihnen im Fegfeuer die Gnade zu Theil würde. Allein wie und warum der Papst diese ertheilen könne, sehe ich nicht ein. Es ist unbedacht zu sagen, wer den Ablaß für Verstorbene löse, befreie dadurch die Seelen derselben, denn wie kann man wissen wollen, ob Gott sie, gerade sie vor Andern, dessen würdig hält? Mit dem Ablaß für die Verstorbenen scheint der Papst mehr zu thun, als mit dem Ablaß für die Lebendigen, und da er nur durch Fürbitte den Seelen der Verstorbenen zu Hülfe kommen kann, nicht als Einer, der Gewalt hat, sondern nur als Mittelsmann, so bleibt mir der Zweifel, woraus es denn nun gewiß werden soll, daß die Seele erlöst wird, für welche er Ablaß ertheilt, da es lediglich bei Gott steht, wiefern, wie und wie weit, wann, wo und für welche er seine bittende Kirche erhören will? Wer ist dessen gewiß, daß Gott Alles so annimmt, wie gebeten wird?" Es scheint, er hat vom Ablaß, wenigstens von dem für die Seelen der Verstorbenen, im Grunde nicht viel mehr übrig gelassen. Allein am Schlusse wird es doch noch einmal recht klar, wie sehr er noch schwankte und sich ungewiß fühlte. Er lenkt einigermaßen wieder ein. Vielleicht wird es daraus gewiß, daß Gott das Gebet seiner Kirche nicht zurückstößt, nach der Verheißung: was ihr bitten werdet in meinem Namen, das wird euch werden. „Da nun dies gewiß ist, so ist es ganz nützlich,

daß dergleichen Ablaß gegeben und gelöset wird, was auch dabei von Geiz, Gewinnst und Wucher mit einschleichen, ankleben oder zu befürchten sein möchte. Vielleicht will sich Gott mit desto reichlicherer Barmherzigkeit der Verstorbenen erbarmen, weil er sieht, wie sehr dieselbe von den Lebenden verachtet wird, und der Papst kommt auf die angegebene Art und Weise wenigstens zu Hülfe." Die Nutzanwendung geht sodann dahin, wie man denken kann, daß man durch den Ablaß sich nicht zur sittlichen Trägheit verführen lassen, sondern vielmehr darauf bedacht sein solle, die Krankheit der Natur vollkommen zu heilen.

Schon Jakob von Jüterbock hatte ausgeführt, daß der Ablaß sich nur auf zeitliche und kirchliche Strafen beziehe, und war von diesem Punkte aus zu seinen weiteren Einwendungen vorgeschritten, wie wir es Luther ihm nachthun sehen. Er und Wessel und Wesel hatten das Meiste und Wesentlichste von Dem, was Luther einwendet, dargelegt, Zweifel gelöst, die Luther noch nicht zu überwinden wußte; sie waren viel weiter gegangen als er. Im Verhältniß zu ihren Ausführungen erscheint die seinige schwach und haltungslos. Aus seinem mühseligen Ringen nach einer größeren Gewißheit, die er bei ihnen gefunden haben würde, erhellt deutlich, daß er ihre den Ablaß betreffenden Schriften nicht kannte. Dies muß man im Auge haben, um das Maaß der Gelehrsamkeit und des Scharfsinns zu würdigen, womit er in die Sache eingedrungen war, so daß er mit ihnen dann in wichtigen Punkten schon zusammentraf, was im Uebrigen ein Zeichen ist, daß die Ablaßtheorie an Grundgebrechen litt, die jeder stärkere, Wahrheit suchende, mehr oder minder unbefangen prüfende Geist entdecken mußte. Zu den voraussetzungslos und völlig unbefangen prüfenden gehörte Luther indeß keineswegs und daher daß er nur erst zu einer halben Einsicht und Klarheit gelangte. Allein alles Entdecken ist schwer und verdienstlich und es zeugt von einem gewissen Maaße schon errungener Geistesfreiheit und von einem ernstlichen Ringen nach ihr, daß er bereits gefundene, aber vergessene Wahrheiten wieder fand und an das Licht zog. Die größeste Geisteskraft ist die durch Glauben, Ehrfurcht, Pietät gebundene, die auch von deren Fesseln sich frei zu machen hat. Die Schriften der Jüterbock, Wesel und Wessel waren ohne Zweifel manchen Gelehrten bekannt, die jedoch entweder zu befangen waren, um ihre Ergebnisse sich anzueignen, oder zu gleichgültig, kalt oder furchtsam, um Gebrauch davon zu machen und ihr Licht in die Welt hinein leuchten zu lassen.

Dies ist es, was Luther jedenfalls vor allen Gelehrten und Gelehrteren seiner Zeit voraus hat, was ihn vor allen Denen auszeichnet, die die Sache eben so gut als er und vielleicht besser kannten, vor allen Denen, die neben ihm gegen den Ablaß auch auftraten. Was diese betrifft, so war Keiner unter ihnen, von welchem eine auch nur so dreiste und tief gehende oder wenn man will, schwache Gegenrede bekannt geworden wäre, wie er sie in der Predigt vom zehnten Trinitatissonntage führte. Er sagte selbst davon: „Betrachtet unser Exempel, wie gering und schwach wir anfänglich wider den Papst gewesen sind. Unser Seufzen war dazumal fast kleinlich, daß wir ein solch groß Licht und Herrlichkeit nicht haben dürfen hoffen, wie wir heute sehen, daß das Evangelium so viel Menschen aus der Gewalt der Finsterniß erlöset."[1]) Allein auf der andern Seite war doch Das, was er in jener Predigt sagte, übergenug, um die Dominikaner und ihren ganzen Anhang gegen ihn in Feuer und Flammen zu setzen. Dazu daß der Krieg jetzt schon ausbrach, fehlte blos, daß Tetzel oder einer seiner Genossen nahe genug war und Lärm schlug oder vielleicht, daß sich Luther um ein weniges unvorsichtiger äußerte, noch einen einzigen Schritt weiter ging. Wir werden noch sehen, daß es der freisinnigen Richtung seiner Predigten gegenüber auch in Wittenberg an Bedenklichen und Widersprechenden, an Gönnern der Ablaßtheorie wie Praxis nicht fehlte. Was für einen Eindruck seine Angriffe bei dem Kurfürsten machen mußten, war vorauszusehen, und er blieb nicht aus. Unter den Gelehrten faßte ein Theil, freilich vorerst noch immer nicht der zahlreichste, die Bedeutung und Aufgabe der Wissenschaft, daß sie voranleuchten solle, klar und fest auf, und nur in dem aus dem Volke hervorgehenden und ihm nahe stehenden Gelehrtenstande und im Volke selbst war genügende Empfänglichkeit, Kraft und Hingebung vorhanden, um darin bei einem ernstlichen Streite wider das Unwesen in der Kirche eine verläßliche Stütze finden zu können, wer sie zu bereiten und zu gebrauchen verstand. Es

1) Ausleg. d. Geneſis, zu Kap. 41, V. 1—7; Walch II, 1948.

war daher nicht ohne Bedeutung, daß Luther seine ersten Schläge vor dem Volke führte und sich dabei nicht irren ließ durch die Bedenklichkeit, ob man das Volk in solche Dinge hineinziehen dürfe, eine Bedenklichkeit Vieler und doch eine seltsame, da das Volk doch von den Hierarchen und deren Anhange stets hereingezogen, ja unter Verhetzungen hereingezogen war, um die geistliche Macht emporzubringen und gegen die Widerstrebenden zu behaupten, da es doch an die Ablaßkästen herangezogen, da seine Leicht- und Blindgläubigkeit doch ins Spiel gebracht und ausgebeutet wurde, während sich Luther an sein Denkvermögen und sein sittliches und religiöses Gefühl wendete. Auch das war nicht ohne Bedeutung, daß Luther's erste öffentliche Gegenrede gelehrt und volksmäßig zugleich war. Manches in der Predigt hatte in der That hinlängliche Klarheit und Belang nur für Gelehrte und Gebildete, allein das Ablaßunwesen konnte mit Erfolg nicht angegriffen werden ohne Zerstörung seiner Grundlage in der Theorie, und auch die Schwächsten bekamen genug für sie Verständliches und das bei ihnen ansprechen mußte, zu hören. Die Hinweisung darauf, daß es nur auf das Geld der Leute abgesehen sei, verstand Jeder und sie fand und mußte bei allen irgend Verständigen Anklang finden. Die Aufforderung, vor allen Dingen die Krankheit der Natur zu heilen, sprach zu eines Jeden Einsicht und sittlichem und religiösem Sinne.

Wenn Luther die Vergeblichkeit alles Widerspruchs, aller Kämpfe gegen die geistlichen Entartungen in ihrer Richtung auf Aeußerlichkeiten und den Grund seiner Siege darin fand, daß er es auf die Lehre abgesehen habe, so können wir auch den Sinn darin finden, daß seiner Arbeit das Gelingen gefolgt sei, weil er sich an die Volksmeinung, das Volk und dessen Führer in solchen Sachen, den im Volke stehenden Lehrstand, gewendet, jene gewonnen und die Sache zur Volkssache gemacht habe. Das hatten die Väter auf den Koncilien, die Bischöfe, die weltlichen Fürsten, die Gelehrten — eben die Wesel und Wessel insbesondere beim Ablaß — nicht gewollt oder nicht vermocht. Wie richtig wurde Luther durch seine Einsicht, sein Gefühl, seine innerste Art geleitet zu ahnen — wie denn der Genius so etwas ahnend weiß und stets ein Seher ist — daß der Kirche in dieser Zeit nichts mehr werden solle durch große Päpste oder Bischöfe, den Deutschen abermals nichts werden solle durch ihre weltlichen Häupter, ihre Fürsten, ihren Adel, ihre Staatsmänner, ihre vornehmen Übergelehrten, daß die Befreiung, Besserung und Erneuerung kommen werde und müsse durch das Volk und die aus ihm hervorgegangenen, seiner Sache sich anschließenden, ihm vorantretenden Gelehrten, durch die auf dasselbe Ziel gerichtete Volkskraft und die leitende Einsicht der Wissenden. Wie fein und richtig empfand und handelte er, daß er durch seine Vikariatsführung und die Gewalt, welche sie in seine Hände legte, durch seine Stellung zu Staupitz und dem Landesfürsten, durch seine Stellung zur Universität und gelehrten Welt und seine Erfolge in ihr sich nicht zu dem Gedanken verleiten ließ, etwas ausrichten zu wollen, sei es von einer zu ersteigenden noch höheren Höhe herab oder durch Einfluß bei Hofe, Bischöfen oder Doktoren, sondern daß er vor Allen gradehin an das Volk und die empfänglichen Gelehrten sich wendete und die meiste und beste Kraft daran setzte, sie zu gewinnen und das Volk in Bewegung zu bringen, nicht freilich in dem gewöhnlichen Sinne zum Schwatzen oder Zuschlagen. „Die Reformation vollendete den engsten Bund zwischen dem Volk und seinen gelehrten Vorfechtern; jenes brauchte diese zur Leitung und Führung in dem großen erhabenen Kampf, diese brauchten jenes zum Nachdruck und zur Ausführung. Dies schlang das Band der Liebe und Verehrung um den Volksmann Luther und die Nation, und bald stand er wie der Mittelpunkt der deutschen Verhältnisse da, mit einer Wirksamkeit, die nur mit jener der alten Propheten und Religions- und Gesetzstifter verglichen werden kann.“ [1]) Das nahm jetzt seinen Anfang, und eben durch ihn kam auch vornämlich jener Bund zu Stande.

Wahre und falsche Gerechtigkeit. — Furcht Gottes. — Gesetz und Evangelium. — Die geistlichen Leiter.

In anderen Predigten der letzten Hälfte des Jahrs kommen theils dieselben, theils ähnliche Gedanken vor wie in den bisheri-

1) Gervinus a. a. O. III, 4; II, 441.

gen. Er wird nicht müde, sie in neuen Wendungen, gestützt auf neue Gründe, auf andre Weise erläutert, anschaulich gemacht, den Zuhörern vorzuführen.

Am Andreastage deutet er das Schiff und die Netze, welche die Jünger des Herrn verließen, die letztern auf die guten Werke, die eigne Gerechtigkeit, das erstre auf die Liebe dieser Eitelkeiten, deren der Mensch ledig werde durch das Kreuz und den Glauben. Die Gerechtigkeit ist nicht außer uns zu suchen, was nur zu Tugendstolz und Hoffarth führt, sondern innerlich im Herzen durch den Glauben; sie ist nicht durch Werke zu erlangen, sondern die Gerechtigkeit bringt die Werke hervor. Darauf kommt er stets wieder zurück.

Im Weihnachtsfeste redet er von der Furcht Gottes. Sie komme als eine dreifache vor. Ein Mensch fürchtet Gott um Gottes, ein anderer um Gottes und der Strafe, ein dritter um der Strafe allein willen. Auch dies steht wie so viel Ähnliches in unverkennbarem Zusammenhange mit seinem Widerspruche gegen den Ablaß. Wir hörten schon, wie er es mißbilligte, daß man dabei hauptsächlich der Strafe sich zu entziehen trachte. Er führt hier weiter aus, daß Die, bei welchen das Letztere der Fall, nur Knechte sind. Wie die Furcht, so die Werke. Die erste Furcht läßt keine, die zweite einige, die dritte lauter Sünde zurück. Denn sie hält nur von der Begehung der Sünde ab, während sie die Sünde im Innern nicht anrührt. So fürchtet eine Ehebrecherin ihren Mann und liebt den Buhlen, theilt also die dem Manne allein gehörende Furcht und Liebe. Die in der Furcht Gottes zunehmen wollen, müssen Furcht und Liebe immer mehr zu verbinden trachten, um von der Knechtschaft zur Freiheit, vom Buchstaben zum Geist, vom Tode zum Leben, von Mose zu Christo zu gelangen.

Dies hängt wieder mit einer verwandten Gedankenreihe zusammen, die in anderen Predigten in den Vordergrund tritt. Es handelt sich um den gesetzlichen, in der Kirche wieder zur Herrschaft gelangten Standpunkt des Judenthums. Am Thomastage (kurz vor Weihnacht) setzt er auseinander, wie das Evangelium (die neutestamentliche Lehre) das Gesetz (die alttestamentliche) erklärt, die Gebote desselben erweitert und so ans Licht stellt, daß Niemand das Gesetz ganz erfüllt, Niemand gerecht

erfunden werden kann, so daß er auch wider kein einziges Gebot sündige. Zugleich aber kündigt es Denen, die Buße thun, von seinem Geiste, Demuth und Hingebung sich erfüllen lassen, Gottes Gnade an und ist so eine fröhliche Botschaft. Indem es aber die Sünden der Menschen offenbart, weckt es häufig ihren Zorn und wird dadurch Ursache des Verderbens. Es deutet auf Unwillen und Widerspruch hin, den er gegen sich erregte, und enthält eine kräftige Ermuthigung, wenn er da sagt: „Wer aber sollte sich wundern, daß die Gnade zum Unwillen reizt, daß das Heil zum Verderben, was so ganz und gar gut ist, eine Ursach des Bösen wird? Auch die Sonne, wenn sie aufgehet, ist den Augen der Nachteulen unerträglich, und der Wein tödtet die Fieberkranken.“

Ebenso in der Adventzeit. Das Evangelium ist des Gesetzes geistliches Verständniß, führt den Menschen zur vollkommensten Kenntniß der Sünde und seiner selbst, zeigt die Nothwendigkeit der Gnade, und dieser ist schon ganz nahe, wer solche Einsicht hat. Das Gesetz des Buchstabens blähet auf, z. B. das: du sollst nicht ehebrechen. Wer die Sünde nicht begeht, hält sich für rein, aber das Evangelium zerstört dies falsche Vertrauen durch sein geistliches, schon die böse Lust als Sünde bezeichnendes Verständniß: wer ein Weib ansiehet ihr zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen. Darauf wird dann gedrungen, das göttliche Gebot durch den evangelischen Sinn wieder zu beleben und so die Sichern zu erwecken. Das Evangelium war ursprünglich gegen die Pharisäer, Priester und Leviten gerichtet, deren Geschlecht das göttliche Gesetz bis auf diesen Tag verkehrt durch seine schlaffe Lehre, die es für genügend ausgiebt, wenn der Mensch nur im neuesten Lebens-Augenblicke in der Neigung zum Vollkommnen erfunden werde. Indem das Evangelium das Gesetz erklärt, schlägt es nieder, da Jeder inne wird, daß er es nicht erfüllen kann. Es ist eine frohe tröstliche Botschaft, indem es ankündigt, daß Christus das Gesetz erfüllt habe, daß nun nicht mehr nöthig sei, es durch eignen Gehorsam zu erfüllen, sondern nur Dem, der es für uns erfüllte, im Glauben anzuhangen und seinem Vorbilde ähnlich zu werden. Es beugt durch seine Erklärung des Gesetzes den Menschen zur Demuth nieder, damit es das betrübte Herz durch die Verkündigung

der Gnade erhöhe. Dieser Gnade jedoch ist Niemand mehr entgegen, als Diejenigen, die sich einbilden, im Buchstaben des Gesetzes eine Gerechtigkeit zu haben, das Gesetz zu erfüllen meinen.

War dies nun gleicherweise gegen die mißleitete Volksansicht und die falschen Leiter gerichtet, so faßt er noch insbesondre die Häupter, von denen das Verderben ausging, scharf ins Auge. Am Martinstage redet er über Lucä Kap. 11. V. 34 „Das Auge ist des Leibes Licht." Er versteht das erstre „figürlich" von dem Auge eines Regierenden, Lehrenden, und kommt dann sogleich darauf, der Herr wolle uns „demnach abziehen von den falschen Lehrern, damit wir den Betrügereien nicht leichtlich glauben, daß nicht ein Blinder den andern leite." Das Auge ist der Lehrer, der Bischof, und ein helles war der h. Martin. Ist der Prälat blind, so wird auch das Volk blind geführt; sieht er, so sieht auch das Volk; in ihm besteht die ganze Kraft. Vor Allem ist also zu sorgen, daß ein guter Bischof unterm Volk sei, besonders ein Prediger, denn das ist das Amt eines Bischofs, daß er predige. Jetzt aber wird nichts so leicht geachtet wie das Predigtamt, wenig wird für dasselbe gesorgt; hin und wieder wird es auch geringschätzt. Ein echter und treuer Prediger sein ist aber eine große Sache, u. s. f.

Erinnern diese Aeußerungen an seine hohe Auffassung des Predigtamts, wie es nichts geringes sei an Gottes statt dazustehen und den Leuten das Evangelium zu verkünden, so dient zur Erläuterung des Obigen eine seiner Aeußerungen in den Tischreden. „Daß ich mit meiner Lehre, in der Erste, so hart wider das Gesetz geredt und geschrieben habe, ist darum geschehen; denn die christliche Kirche war ganz und gar überschüttet und beschwert mit mancherlei Superstitionen und Aberglauben, und Christus war ganz und ganz verfinstert und begraben. Von solcher Stockmeisterei der Gewissen wollte ich fromme gottesfürchtige Herzen durchs Wort des Evangelii erlösen und frei machen. Aber das Gesetz hab ich niemals verworfen. Es war eine lautere Stockmeisterei und Marter der Gewissen: im Beten, da war nur ein Geplapper und Gewäsch von vielen Worten; kein Gebet, sondern nur ein Werk des Gehorsams. Denn der Papst hat dreierlei Art zu beten geboten: Die erste, **materialis**, als, wenn man nur die Wort erzählet und spricht, die man doch nicht verstehet, wie

die Nonnen den Psalter beten. Die andere, **formalis**, wenn einer auf den Verstand, was sie in sich haben, Achtung gibt. Die dritte ist **affectualis**, nämlich die Andacht und geistliche Meinung, da es aus dem Geist daher gehet. Diese dritte achteten sie wenig, drangen auch nicht darauf, sondern nur allein, daß man die Worte daher erzählete, und spräche ohne Verstand." Mehr und mehr beginnt er von jenem Standpunkte aus die verschiedenen „Superstitionen" zu bestreiten, wie dies die nachfolgenden Predigten zeigen werden. Ueber sein Absehen dabei und den Gang, den er befolgte, gibt eine Stelle seiner Schrift: Von beider Gestalt des Sakraments zu nehmen und anderer Neuerung (1522) einen erwünschten Aufschluß. „Ich hab also gelehret, daß meine Lehre am ersten und meisten auf Erkenntniß Christi, das ist, zu rechtem lautern Glauben, wahrhaftiger Liebe, reizet, dadurch zu der Freiheit und alles äußerlichen Wesens, es sei Essen, Trinken, Kleider, Beten, Fasten, Klöster, Sakrament, und wie es heißen mag, daß solche Freiheit eigentlich nur Die haben und seliglich brauchen, die da gläuben und lieben, das ist, die da rechte Christen sind: denselben kann und soll man kein Menschengesetz legen, halten, noch leiden, das ihr Gewissen fange. Man muß je zuvor die Leut haben, die solche Freiheit haben sollen, daß der Most in neue Fasse gefasset und behalten werde[1])."

Gnade und Werke.

Eine Predigt am Neujahrstage 1517 handelt nach Anleitung des Fest-Evangeliums von Christi Beschneidung und Gerechtigkeit des Glaubens. Sie zeigt, wie er jetzt die Begriffe Gnade und Rechtfertigung auffaßte, noch immer beherrscht vom scholastischen Einflusse. Er wirft die Frage auf, warum sich Christus dem jüdischen Gesetze der Beschneidung unterworfen habe, da er doch kein Schuldner des Gesetzes gewesen? Er diente dadurch, lautet die Antwort, Gott und uns, und so dienen auch wir durch gute Werke Gott und dem Nächsten. Uns freilich bringen sie keine Gerechtigkeit, denn nur die Gnade kann uns gerecht machen, die jedoch durch die Ordnung guter Werke ge-

1) Walch XXII, 681. Plochm. XXVIII, 313.

sucht werden muß. Wir müssen erst gerecht sein, ehe wir Gutes thun können, denn darum werden wir ja gelehrt, daß wir uns erst durch Buße und Reue zubereiten, reinigen, zu guten Werken tüchtig machen sollen, damit wir vor Gott erst Gerechte sein, ehe wir Gutes thun können, und diese unsre Reinigung und Zubereitung ist ein Werk Gottes, eine Rechtfertigung, eine Mittheilung seiner Gnade, wozu wir aus eignen Kräften nichts thun können: doch können wir uns zur Gnade einigermaßen durch die Werke zubereiten, sie aber nicht dadurch erlangen.

Ein klägliches Elend nennt er es sodann, daß die Predigten fast von nichts als von den guten Sitten und Werken handelten, wogegen vom Glauben und der innern Glaubensgerechtigkeit wenig oder nichts gepredigt werde, aus welcher doch allein die guten Sitten und Werke flössen. „Sie predigen den Leuten nur Hochmuth und falsches Vertrauen ein!“

Nun fehlte es aber nicht an Solchen, die die Lehre von der Gnade mißverstanden: sie hätten die Gnade und brauchten daher keine Werke zu thun. Ihnen setzt er entgegen: sie haben die Werke einmal zur Ursache ihrer Gerechtigkeit gemacht, und weil sie sich der Wirkung theilhaftig glauben, wollen sie sich nicht mehr um die Ursache bekümmern. Doch nur Der lernt singen, der sich durch fleißige Uebung Geschicklichkeit darin erwirbt; und so wird die Gerechtigkeit darum mitgetheilt, daß wir fleißig sein sollen in guten Werken. Der Glaube und des Glaubens Gerechtigkeit ist etwas Lebendiges und kann nicht müßig sein. Ein Gerechter ist nicht durch Zwangsgesetze zum Guten verbunden, er thut und muß Alles, was er thut, aus willigem Herzen thun. Der Nothzwang macht einen Knecht, der Wille einen freien Menschen. Jenes ist Sünde und dieses ein gutes Werk.

Am Schlusse kommt er wieder auf das Thema zurück. Christus machte sich zum Sünder, um uns von dem thörichten Hochmuthe zu befreien, die wir uns vielmehr als Sünder erkennen müssen. Jede Sünde führt Schuld und Strafe mit sich. Die Menschen fürchten sich am meisten vor dieser, tragen kein Bedenken, schändlich zu leben, wollen aber nicht für schändliche Leute angesehen sein. Dahin muß es nun kommen, daß man seine Sünde so willig bekennt und sich ihrer schämt, als man sie begangen hat: und dann hat man Vergebung der Sünden.

Buße. — Tadelnde Aeußerungen über die Ketzer, die Kleriker, den Papst.

In einer Predigt am Feste der Weisen aus dem Morgenlande, 1517, zeigt sich, wie weit er in der Auffassung des Begriffs der Buße vorgeschritten war. Er setzt auseinander, wie das die rechte Buße und der rechte Weihrauch sei, Christo mit dem Affekt und Werke des ganzen Lebens dienen, alles Gute von ihm hoffen, auf keine Kreatur trauen. Für einen König hält Christum, wer sich ganz von ihm regieren läßt und nicht sein eigner Führer sein will. Durch Liebe und Geduld ohne Hoffart, nicht durch die Werke, gelangt man zum wahren Leben.

Das hieß nun mehr und mehr die Genugthuungen und damit den scholastischen Begriff der Buße verwerfen. Indem er aber die in der Kirche herrschende Lehre bestreitet, wirft er zugleich unwillige Seitenblicke auf die Ketzer, die gleich den Juden Christum nicht für einen König und Gott halten wollen. Sehr sinnreich benutzt er häufig, um dies im Vorübergehen zu bemerken, so ganz durchdrungen auch seine Predigten von der Schrift sind, die Klassiker. So hier Aesop's Fabel von dem Manne, der sich den Tod wünschte.

Am Sonntage Septuagesimä zeigt er nach dem Evangelium von den Arbeitern im Weinberge, wie eine Stunde in freier, williger, demuthvoller Dienstbarkeit mehr schaffe, als ein ganzer Tag eines lohnsüchtigen, unwilligen und hoffärtigen Dienstes. „Die Gradus der Arbeiter bleiben allezeit in der Kirche Gottes. Denn es gibt Priester, die das Werk des Herrn treiben um einen gewissen Gewinnst, derer jetzt die ganze Welt voll ist. Andre, als die Bettelmönche, dienen um eine ungewisse Belohnung, noch Andre werden getrieben durch den Eifer für die eitle Ehre.“

Doch wir werden noch stärkeren und unmittelbareren Angriffen auf den Klerus, die Superstitionen, die er begünstigte, und insbesondere auch auf den Ablaß noch aus dieser Zeit begegnen. Sie folgen Schlag auf Schlag. Wir begegnen selbst einer tadelnden, geradezu gegen das Haupt der Kirche gerichteten Aeußerung. Sie steht sehr vereinzelt da, zeigt indeß, wie wenig er geneigt war, das in den Gliedern erkannte Uebel an dem Haupte zu schonen. Doch sind seine Auslassungen über den ver-

dorbenen Klerus noch immer nicht die stärksten von denen, welche zu der Zeit gehäuft vorkamen, in Erasmus', Murner's und vieler Anderer Schriften. Die Kleriker wurden nicht besser, Beobachtung und Unwille aber allgemeiner und schärfer. Es ist sehr bezeichnend, wenn Kapito, damals Prediger in Basel, eben 1517 dem Bischofe das Elucidatorium ecclesiasticum von Clichtoveus übersandte und ihm dabei schrieb, er möge doch seine Geistlichkeit anhalten, das Buch zu kaufen, damit sie zur Kunde des übernommenen Amtes gelange. So groß sei die Menge der herrschenden Irrthümer, der leeren Ceremonien, woraus die Priester Gewinn zögen, daß es fast gleichviel scheine, ob Gott geleugnet oder so erkannt werde.[1]) In Luther's Predigten treten jetzt mehr und mehr die Eindrücke von seinen Beobachtungen im Mönchsleben, auf der Romfahrt, bei der Vikariatsführung hervor.

Er spricht am nächstfolgenden Sonntage so praktisch als beredt und warm von den verschiedenen Hörern des göttlichen Worts. „Siehe hier, wie das Herz des Menschen, der irdisch gesinnt ist, verglichen wird mit einem zertretenen Wege. Welch ein schreckliches Bild und Exempel, daß die Raben auf den Aeckern den Samen fressen!" Was auf dem Felde wächst, gibt erst große Hoffnung. Das sind Die, die große Anläufe nehmen und endlich verhärten und taub werden. Nun drängt sich ihm vor Allem der Gedanke an die entartete Priesterschaft auf. „Glaubest Du dieses nicht, so siehe an das sichere, laue, höchst faule Leben der Ordensleute und Priester wie des Papstes u. s. f. Je hitziger ihr Anfang gewesen, desto träger und nachlässiger ist ihr Zunehmen, so daß Du eher einen Zöllner und eine Hure bessern kannst, als einen von ihnen bewegen." „Was wird aber das Ende Derer sein, fragt er, die in ihrer Heiligkeitseinbildung in solcher Sicherheit leben? Es wäre ihnen besser, daß sie die Wahrheit nie erkannt hätten, zwiefältig mehr als Andere werden sie Kinder der Hölle sein."

Daß sie so schwer zu bewegen sind, ist allen Werkheiligen eigen, führt er dann aus, und stellt sie unter einen noch andern Gesichtspunkt. Die Kirche hat drei Verfolgungen erlitten: durch die Gewalt der Tyrannen, durch die Schalkheit, die die Ketzer

1) Kappens Kleine Nachlese, IV, 496.

in ihrer Weisheit geübt, und durch die Heuchler. Wider die erstere stritten die Märtyrer, wider die zweite die Lehrer, wider die dritte streitet Niemand als die von Gott erleuchteten Wächter. Im gefährlichsten Zustande sind ihm Die, welche für die Allerheiligsten gehalten werden, auch unter Mönchen und Nonnen; ihre Heiligkeit ruht im innersten Grunde auf verborgener Selbstliebe, die gleich den Dornen alles wahrhaft Gute erstickt. Dabei verweist er auf Tauler, der „diesen Mangel der Heuchler" sowol auf das Klarste erkannt, wie auch am reichlichsten gerügt habe. Am Schlusse legt er noch hohen Werth auf das Keuschheitsgelübde, die hundertfältige Frucht bedeutet ihm die Keuschheit des ehelosen Lebens, das aber dann doch nur höher stehen soll hinsichtlich der Würde des Grades, nicht des Gewichts der Verdienste. „Es ist nicht zu läugnen, daß eine Ehefrau besser als eine Jungfrau sein, so wie daß ein Verheiratheter hundertfältige Frucht bringen kann eben so gut wie der Unverheirathete."

Der Stand der Ordensleute und die weltlichen Stände.

Er hat also den Begriff von der vorzugsweisen Heiligkeit und Christlichkeit des Klosterlebens im Grunde aufgegeben. Sofern er noch in der mönchischen Vorstellungsweise befangen ist, strebt er doch aus ihr heraus, und schon hat er einen ganz andern Begriff eines Christen in sich aufgenommen, in welchen es wesentlich hineingehörte, daß es christlich recht sei und zur vollkommensten Gottgefälligkeit führen könne, in die Verhältnisse des Lebens einzutreten, statt die Welt zu meiden. Auch dies sieht man aus einer um dieselbe Zeit am Tage Pauli Bekehrung gehaltenen Predigt, deren Inhalt an seine Beschäftigung mit den Mystikern abermals sehr lebhaft erinnert und die dann doch polemisch schließt. Die Verlassung alles Irdischen ist der Grund zu allem Guten, d. h. die bösen Begierden sind der Grund alles Uebels in der Welt, und der Zweck aller Gebote Gottes ist, daß wir von aller bösen Lust befreit werden. Das Verlassen alles Irdischen muß geistlicher Weise verstanden werden, innerlich im Verborgenen des Herzens vor Gott geschehen, ob

man wol äußerlich das Zeitliche besitzt und damit zu thun hat. Denn nicht, daß wir so roh und buchstäblich zu verstehen hätten, als sollten wir auseinander laufen, keine Sorge für einander tragen: Gott hat befohlen, den Nächsten zu lieben u. s. f. Wir müßten sonst auch Alle Einsiedler werden. Aber mit Gleichgültigkeit muß der Mensch die irdischen Dinge ansehen lernen und um nichts in der Welt die Liebe Gottes fahren lassen, es gehe auch damit wie es wolle. Was kann natürlicher sein, als daß die Aeltern ihre Kinder, die Ehegatten sich unter einander lieben? Aber weit vorzuziehen ist die Liebe Gottes, die sich nie verleiten läßt, um der Kinder oder Gatten, um des unvernünftigen Affekts, etwas Gott Mißfälliges zu thun. Wer das vermag, hat keine wahre Liebe, sondern nur den Schein davon, weil er dabei Gott aus den Augen setzt. Er wird auch den Kindern nur irdisches Wohlergehen wünschen, an ihrer Seelen Heil nicht denken.

Dann wird des Apostels gedacht, dem das Fest gewidmet. Alle andere Apostel haben wenig stolze gerechte Juden bekehrt; wäre der Apostel der Heiden der Kirche nicht geschenkt worden, so würden alle andern nicht zugereicht haben.

„Daher ist er wohl werth, daß ihn Alle, und sonderlich die Lehrer lieb haben, ob es wohl leider! in unsern Tagen dahin gekommen, daß Aristoteles höher geschätzt wird als Paulus. Die Ursache ist: die Menschen lieben die Finsterniß mehr als das Licht."

Wider den Ablaß.

Um dieselbe Zeit, in einer am Tage Mathiä gehaltenen Predigt, spricht er sich zum zweiten Male in dieser Reihe von Predigten und zwar dieses Mal sehr nachdrücklich über den Ablaß aus. Man nimmt hier wie auch sonst deutlich wahr, wie sorgfältig er die alten Schrift-Glossen, die Erklärungen der Väter beachtet. Oft widerlegt er sie, oft trifft er sehr scharfsinnig das Richtige bei selbständiger Auslegung, sofern die paulinisch-augustinischen Begriffe ihn nicht befangen machen, die er freilich auch da, wo sie nicht zu finden sind, hineinlegt oder herausallegorisirt. Er predigt hier abermals seine Grundbegriffe vom Gerechtwerden

durch Christum, und antwortet Denen, welche sagten: laßt uns denn müßig sein, da unsere Werke nichts sind! Die Rede sei Ueberklugheit, ein Zeichen, daß sie Christum nicht wahrhaftig angenommen hätten. „Wir dürfen nicht fürchten, daß Christus müßig sei; ja, er ist der allergeschäftigste und thätigste, und solches auf das leichteste und lieblichste." Am lebhaftesten aber werden die Werkheiligen angegriffen, die den Strafen der Sünde, nicht aber dieser zu entkommen suchen, die ihren guten Absichten und ihrer Vernunft folgen, wie Cicero solche Menschen preist, welche mühselig sind, arbeiten, spekuliren, und damit doch nur die Unruhe der Seele mehren, der sie zu entgehen suchen. Das führt denn auf den Ablaß. Er fördert dies Wesen, daher aus ihm so wenig Besserung und so viel sittliche Trägheit und Sicherheit kommt. Er bestärkt noch in der knechtischen Gerechtigkeit, indem das Volk durch ihn lernt, nicht die Sünde, sondern nur deren Strafe fürchten und fliehen. So kommt Frechheit zu sündigen aus den Indulgenzen. Fürchteten sie die Strafe nicht, würde Niemand Ablaß begehren, und wenn er ihn umsonst haben könnte. Das Volk sollte vielmehr ermahnt werden, die Strafe zu lieben und das Kreuz auf sich zu nehmen. „Und wollte Gott, ich möchte lügen, heißt es am Schluß, wenn ich sage, daß die Indulgenzien vielleicht daher gar recht also genannt werden, weil **indulgere** so viel heißt als **permittere**, zulassen, und **indulgentia** heißt so viel als eine Erlaubniß ungestraft zu sündigen, und eine Freiheit sich vom Kreuz Christi los zu machen. Ja, wenn man den Ablaß wenigstens nur den Schwachen im Glauben gäbe, damit Diejenigen nicht geärgert würden, die sich nicht bestreben, durch das Kreuz zur Sanftmuth und Demuth zu gelangen, wie hier der Herr saget. Denn er sagt, daß die Ruhe der Seelen nicht gefunden werde durch Indulgenzien, sondern durch Sanftmuth und Demuth. Keine Sanftmuth aber, denn eben unter den Strafen und im Kreuz, wovon die Indulgenzien frei machen, welches sie lehren verabscheuen, und machen, daß wir niemalen sanftmüthig und demüthig werden, das ist, daß wir niemals Ablaß erlangen noch zu Christo kommen. O was für Gefahr ist, darin wir zu unserer Zeit leben! O schnarchende Priester! O mehr als ägyptische Finsterniß! Wie sicher sind wir doch in allem unserm größesten Unglück!"

Die heilige Jungfrau.

Die polemische und die vergeistigende Richtung setzen sich in den Oster- und einigen anderen Predigten fort, in denen sich aber auch wieder eine mehrfache noch fortdauernde Befangenheit verräth. Die erste Osterpredigt behandelt die Geschichte von Simson allegorisch. Der Löwe soll das jüdische Volk bedeuten, das durch den Buchstaben des Gesetzes getödtet worden, so daß die polemische Abzweckung gegen die gesetzliche Richtung der Kirche nicht zu verkennen ist, so praktisch-erbaulich die Anwendung auch sein mag, daß aus Trübsal und Verfolgung Verdienst und Freude hervorgehe — ein bei ihm jetzt oft wiederkehrender Gedanke, in welchem er, bedroht, angefeindet, die Zukunft ahnend, wie es scheint, sich selbst und die Brüder, die Gemeinde zu befestigen strebt. Die zweite Osterpredigt ist in doppelter Beziehung von einigem Belang. Sie enthält nämlich eine Harmonie der Auferstehungsgeschichte, seinen frühesten Versuch dieser Art, dem späterhin noch mehre sehr angelegentliche folgten. Sodann kommen Aeußerungen über die Jungfrau vor, noch im Sinne der katholischen, doch nicht der gewöhnlichen gröberen Begriffe, die er vielmehr zu vergeistigen und bei denen er nach einer lebensnutzbaren Anwendung sucht. Er erklärt sich gegen Diejenigen, die in vielen Stücken gar zu fleischlich und nach menschlichem Sinne über die Mutter des Herrn urtheilten und sich von dem Affekte einer blos fleischlichen Gottesliebe treiben ließen.

Aehnlich in andern Predigten an den Festen Mariä Empfängniß, Heimsuchung, Himmelfahrt. Die Jungfrau ist „das edelste Glied der Kirche.“ Aber „sie schaut in Allem Gott, hängt an keiner Kreatur, bezieht Alles auf Gott, so daß ihr Alles außer Gott gleichsam in Nichts aufgeht. Daher ist sie die reinste Gottesverehrerin, weil sie Gott über Alles erhebt und keinen Götzen hat, während Andere halb Juden und halb Gottesdiener sind, die gleich den Samaritern neben dem Herrn ihre Götter anbeten.“ Am Mariä-Himmelfahrtstage zeigt er wiederholt, wie die ruhmreiche Jungfrau durch ihr Beispiel lehre, daß in Allem nur Gott zu preisen sei, die Kreatur sich schlechterdings keines Verdiensts zu rühmen habe, wodurch Gottes Name verunehrt werde. „Nicht loben, sagt sie, selig werden mich preisen alle Kindeskind, daß der Herr Großes an mir gethan. O holdselige Jungfrau! Wie sie Gott alle Ehre gibt. Welch unsinniger Wahn, der heutzutage die Menschen beherrscht, daß sie Gott loben ohne Ehrfurcht, ohne zu gedenken, daß er alles Gute thut, daß ihm alle Ehre gebührt! Wie schmachvoll wird ihm sein Ruhm geraubt! Uns aber ziemt es, uns mit ihr selig zu preisen, denn was Gott an ihr, hat er auch an uns gethan. Sie hat nichts, das wir nicht auch hätten; unter dem Herzen trug sie Gottes Sohn, wir im Herzen, sie seine leibliche Mutter, wir im Geist seine Brüder, wenn wir den Willen thun seines Vaters. O glückselige Mutter, würdigste Jungfrau, sei unser eingedenk, schaff', daß der Herr Großes thue an uns.“

Er war noch in der Blütezeit der Marienverehrung aufgewachsen und man sieht es diesen Aeußerungen wohl an. Eben jetzt gab sich an manchfachen Zeichen ein Abnehmen dieser Richtung kund, verschwand die schwärmerisch-gefühlsame Marien- und Frauenverehrung aus der Dichtkunst, in welcher an Maria's Stelle Mutter Eva trat und Spott und Tadel in die Frauenverehrung und Besingung sich mischte. Luther's Kampf gegen die Uebertreibungen des Mariendienstes, seine evangelischere Ansicht von der Mutter des Herrn, sein Streben — wir werden bald darauf kommen — gleich edle und gesunde Ansichten über die Frauen und ihre Stellung geltend zu machen, wobei er sie denn auch als Evatöchter bisweilen scharf durchnimmt, trifft eben hiermit zusammen. Ebenso sehen wir ihn auf das Thema: Ehe, Buhlschaft, Cölibat angelegentlich eingehen, das damals gleichfalls an der Tagesordnung war, und wie frei geworden finden wir jetzt seine Ansichten darüber im Vergleich mit den Ansichten seiner Jugend- und erfurter Mönchsjahre.[1])

Verdienst der Heiligen. — Angriffe auf die Scholastik.

Die Werkgerechtigkeit ist es, wider die er fortwährend kämpft, und da die Kleriker, die Ordensleute der eigentlichste Ausdruck

1) Gervinus a. a. O. II, 126.

derselben waren, so kehrt sich der Widerspruch abermals vornämlich gegen sie. Am achten Sonntage nach dem Dreieinigkeitsfeste (1517) spricht er über den Ausspruch Christi: Sehet Euch vor vor den falschen Propheten. Es gibt zweierlei gute Werke, führt er aus: erstlich solche, die den Schein haben, als Fasten, Beten u. s. w. Das ist die Wolle der Schafe, damit die reißenden Wölfe bedeckt sind; denn die wahrhaft guten Werke, Geduld und Liebe, haben sie nicht, sondern Stolz und Hoffahrt, welche Laster sie mit dem Schafskleide bedecken. Keine größere Seuche derzeit in der Kirche, als die der Leute, die da sagen, man müsse Gutes thun, und nicht wissen, was gut oder böse ist.

Am zweiten Sonntage darauf geht er noch einen Schritt weiter. Der Teufel lege seine Schlingen so an, daß er die Menschen nicht blos in bösen, sondern auch in guten Werken fange', beginnt er, und schildert dann das sichere Hinleben so Vieler, weil sie sich auf ihre guten Werke verlassen, als die größeste Verkehrtheit und Gefahr, die „hauptsächlich in unserer Zeit" ihre Höhe darin erreicht, daß sie Heilige verehren, Patrone des Stolzes und der Habsucht erwählen, noch schwerer sündigend als Die, von denen das Evangelium vorhersagt, daß Menschen kommen werden mit dem Scheine der Frömmigkeit, welche sie verleugnen.

Das Alles stand gleichfalls in Beziehung zu seiner Bestreitung des Ablasses, der aus dem Kirchenschatze, den Verdiensten der Heiligen kommen sollte, und diese Verdienste waren eben die guten Werke, deren Werth so stark in Zweifel gezogen, so sehr beschränkt wird. Unaufhörlich und von allen Seiten dringt er überhaupt auf das scholastische Lehrsystem ein. Am vierzehnten Sonntage nach Trinitatis deutet er das Niemand kann zweien Herren dienen u. s. w. als wider die Juden und Werkheiligen gehend, und knüpft Einwendungen wider Aristoteles, den Lombarden und die gewöhnlichen Mißverständnisse ihrer Lehren daran. „Nicht Der ist gerecht, der gerecht handelt, wie Aristoteles sagt, sondern der sich selbst verleugnet und sein Glauben und Hoffen auf Gott richtet. Des Lombarden Beschreibung von der Hoffnung, daß sie sei eine gewisse Erwartung der Seligkeit, herstammend aus Verdienst, ist nicht allein ein Dünkel, sondern wird auch von den Meisten höchst falsch verstanden. Heißt das Hoffnung auf Gott, so man nicht siehet auf Das, was vor uns ist, nämlich auf Gott, sondern auf Das, was hinter uns ist, das Verdienst, so da vorhergegangen? Keiner hat Hoffnung, der also hoffet; er bildet es sich nur ein, und verehret den Abgott seiner Verdienste."

Ueber sein fortdauerndes, wenn auch abnehmendes Hereinziehen von Polemik wider die Meinungen und Meister der Schule in die Predigt sind an dieser Stelle noch ein paar Worte nachzutragen, indem es sich hier in allen seinen Eigenthümlichkeiten zeigt. Zu einem kleinen Theile wirkt dabei die Unart der Zeit, die Abirrung der herrschenden Predigtweise von dem wahren Ziele der Predigt mit. Allein er hat das Letztere doch stets vor Augen. Er will den Aristoteles und die Scholastiker aus der Theologie und so noch gewisser aus der volksmäßigen Lehre eben hinaus haben. Da sie nun aber überall in der Predigt erschienen, so ließ es sich nicht umgehen, sie auch in ihr zu bekämpfen, sofern sie darauf ausging, Irrthümer, welche allgemein die Köpfe einnahmen, und herrschende Irrlehren, deren Grundlagen, zu zerstören. Die Schulmeinungen waren den Gebildeten, ja dem Volke einigermaßen bekannt. Die Prediger brachten sie auf die Kanzeln und beriefen sich und verwiesen auf die Meister der Schule. Der Streit darüber wurde mehr und mehr Tagesfrage, und zwar in Wittenberg mehr als irgendwo. Die Ungelehrten waren und wurden in Aristoteles und der Scholastiker Namen irre geleitet und ausgenutzt, indem man sie zu blinder Verehrung derselben heranzog. Nun zog Luther sie heran zum Urtheilen und brachte den gesunden Volksverstand gegen die Grübeleien, Spitzfindigkeiten und Verirrungen der Gelehrsamkeit ins Spiel, was sowol dem Volke als der Schule zu gut kam. Diese Gesichtspunkte sind ihm jetzt deutlicher geworden und leiten ihn durchgehends bei seiner Bestreitung der Schulmeinungen und Meister der Schule. Er verliert sich bei Weitem nicht mehr in dem Maße wie am Schlusse des Jahres 1515 in gelehrte, nur den Gelehrten verständliche Erörterungen, sondern bleibt fast durchgängig verständlich und praktisch für Jedermann, wenn er auf das gelehrte Gebiet hinübertritt. Weit entfernt, eine kalte und trockne zu sein, geht seine Polemik jetzt, unverkennbar für Jeden, aus der innerlichsten religiösen Empfindung, dem frischesten Ge-

fühl hervor, und steht der erbaulichen Haltung, der Gefühlswärme der Rede nur noch wenig im Wege. Mit welcher Eindringlichkeit weiß er z. B. hier bei Bestreitung des Lombarden von der Hoffnung auf Gott, der Thorheit der menschlichen Sorgen zu reden. „Wie thöricht ist unser Mißtrauen, da wir doch die längste Zeit unsers Lebens ohne Sorge für uns leben. Verschlafen wir nicht die Hälfte unsers Lebens, und wer sorgt für sich, indem er schläft? Auch wachend sind wir meisthin ohne Sorge, denken nicht an Gefahr und sind doch beständig in Gefahr von Kindheit an. Sehen wir nun einmal eine Gefahr, so fangen wir an zu sorgen, wollen uns selbst schützen, die wir uns doch nicht vor dem hundertsten Theile unserer Fährlichkeiten geschützt haben, und verzagen an Gott, der uns darin geschützt hat. Wer ist wol unter den Menschen, welcher um der ganzen Welt willen wollte sorgen die ganze Zeit seines Lebens? Ich glaube nicht, daß Jemand so thöricht sein wird. Wir wollen dieses erläutern: Ein reicher Kaufmann ist in Gefahr unter den Mördern: wie viel Angst und Furcht quälet ihn nicht, indem er für sich Sorge trägt? Würde ein solcher wol sein ganzes Leben also führen wollen, ob er gleich dafür eine sehr große Belohnung zu erwarten hätte? Wäre der Tod nicht besser, als ein solches Leben? Nun aber siehe, so bald die Gefahr vorüber, höret seine Angst auf, er wird fröhlich und vergnügt. Woher kommt dieses? Etwa daher, weil die Gefahr vorbei? Allerdings. Es ist dieses aber wenige und fast keine Gefahr; doch höret er nun auf, für sich zu sorgen, und Gott sorget wieder für ihn, daher wird er ruhig. Denn unsere Sorge ist ein Kreuz; die Sorge Gottes ist Friede und Ruhe. Denn obgleich diese Gefahr aufhöret, so bleibet doch unzählige große und kleine, und gleichsam schleichende Gefahr: warum fürchtet er sich aber gleichwohl nicht in solcher? (Antwort:) Weil er nicht für sich sorget, sondern Gott. Siehe demnach, in der wenigen Gefahr ängstet sich Der, welcher doch bei unendlicher Gefahr vergnügt ist. Dieses geschichet aus keiner andern Ursach, als weil er in der wenigen Gefahr sein eigener Versorger ist, in der unendlichen aber ist es Gott. Daher ist niemand, welcher es recht bedenket, der da wollte nur einen Tag für sich sorgen. Denn auch Gott, damit er beweise, wie treulich er für uns sorge in unendlicher Gefahr, welche wir nicht sehen, lässet zuweilen

eine, aber geringe Gefahr ergehen, daß wir sie gewahr werden, als wollte er dabei sagen: Siehe, ich sorge für dich in unendlicher Gefahr, laß sehen, sorge nur in dieser einzigen Gefahr für dich, laß sehen, was deine Sorge vermag; wie es heißt 5. Mos. 32, 37. 38.: Wo sind ihre Götter u. s. w. Da nun der Mensch nicht für sich sorgen kann in dieser einen Gefahr, sollte er das Herz empor schwingen und sagen: Ach, Herr Gott, sorge du, und sei bekümmert für mich. Was wollte ich thun, wenn ich alle meine Gefahr sollte sehen, da mir diese einige so große Angst machet!“

Wider die Heiligenlegenden. — Selbstvertheidigung.

Einen Fortschritt seiner Studien, seines Nachdenkens, der wachsenden Freiheit seines Urtheils, der zunehmenden Sicherheit seiner Haltung bezeichnet recht deutlich eine im Sommer, am Tage Bartholomäi gehaltene Predigt: Ein Urtheil von den Legenden des heiligen Bartholomäus. Sie beginnt sogleich mit der Bemerkung, daß er die Legenden vom heiligen Bartholomäus vornämlich deshalb gering achte, weil Eusebius in seiner Kirchengeschichte sage, aller Apostel Legenden sollten, als verderbt von der Bosheit der Ketzer, verworfen werden. Er kritisirt sie dann und schließt diesen Abschnitt mit der Bemerkung, andre höchst ungereimte Dinge, welche ganz und gar nicht übereinkämen mit dem Glauben und der Wahrheit, übergehe er, damit man nicht wiederum von ihm sage und er angesehen werde, als ob er die Schwachen ärgre. „Derjenige, fügt er indeß noch hinzu, wird sein Urtheil tragen, er sei wer er wolle, der durch seine Erdichtungen die heiligen Apostel und die Kirche Gottes gespottet hat. Wenn das Fabelhafte gepredigt wird, so wird es verstanden, weil es geglaubt wird, ebenso wie man sich daran ärgert, wenn Christus gepredigt wird, weil es nicht geglaubt wird.“

Sein Widerspruch gegen so Manches, das herkömmlich und üblich war, gelehrt und geglaubt wurde, gegen die Heilgenlegenden und Verehrung namentlich, hatte also Anstoß und Mißbilligung erregt. Zum Mißverständniß hatten am frühesten seine Aeußerungen über das menschliche Unvermögen zum Guten und

dem allein zur Gerechtigkeit führenden Glauben Veranlassung gegeben. Wir sahen, daß er es beflissen zu beseitigen suchte, indem er mit Nachdruck den Werth auch der guten Werke hervorhob. Auch hier sucht er ihm zu begegnen, allein er scheut es ebensowenig als überhaupt den Anstoß. Vorsicht kennt er, Furcht oder Halbheit nicht; er läßt sich durch Abmahnungen der überklugen Sicherheitsmenschen nicht beirren. „Ich sage aus des Apostels Autorität, Adam ist Christi Gestalt, und macht uns ohne unser Werk zu Sündern wie uns Christus ohne unser Werk gerecht macht. Nun sagen sie: lasset uns also Böses thun. Warum sagen sie Dir nicht auch, wenn wir ohne unser Werk Sünder sind, so sei es genug, lasset uns also nur Gutes thun? Warum mehren sie das Böse und nicht auch das Gute? Wie Adam das Böse in den Seinen mehrt, ebenso mehrt Christus in den Seinen das Gute. Also sind zwei Menschen in uns, Adam und Christus, jener der alte und dieser der neue. Es folget also nicht, daß wir bös sein mögen, weil wir die Gerechtigkeit ohne Verdienst haben, was noch tiefer in die Sünde verfallen heißt, sondern daß wir nach dem Bilde des himmlischen trachten, wie wir das Bild des irdischen getragen haben (1. Kor. 15, 49.). Sie sagen, das ärgere die Schwachen. Es ist aber das Allerschlimmste, daß niemand an der entgegenstehenden Lehre Aergerniß nimmt. Den Gekreuzigten predigen war von jeher den Juden ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit. Die sind eben Heiden, die sich weise dünken in der Forderung, man solle die Worte so stellen und so lehren, daß niemand geärgert werde und die Menschen fangen durch Kunst der Worte und geschmückte Wahrheit. Sie meinen, sie selbst wären es, die da lehrten und nicht Gott, daher wollen sie nirgend anstoßen, um nicht vergeblich zu lehren. Juden sind die durch ihre Werke gerecht werden, und deshalb nicht hören wollen, daß Christus ihre Gerechtigkeit sei, sich daran ärgern und dann sagen: so wollen wir Böses thun. Doch laß sie fahren, sie sind blind," schließt er mit einem seiner körnigen Treffer.

Dieselben Mißdeutungen und Einwendungen wurden ihm seit dieser Zeit immer von neuem in den Weg geworfen von der Seite der Feinde, Freunde und der unentschieden und schwankend zwischen beiden stehenden her. In ähnlicher Weise, mit gleichen und ähnlichen Antworten, mit derselben und noch größerer Entschlossenheit, Kraft und Bestimmtheit bricht er sich Bahn mitten durch sie hindurch — einen Verhau, der ihm mindestens eben so schwere Hindernisse bereitet hat als die Mauerstärke der feindlichen Burgen.

Predigtweise. — Sorgfältiges Vorbereiten.

Die meisten dieser Predigten lassen sich mehr wie freie Ergüsse eines bewegten Geistes und Gemüthes, denn wie kunstvoll ausgearbeitete Vorträge an. Sie gehen rasch in die einfache Form hinüber, die er seinen Kanzelreden mehr und mehr gab, und wir müssen hier oben Gesagtem noch Folgendes hinzufügen. Vermißt man in ihnen bisweilen fast gänzlich die logische Gliederung oder Durchführung, wie man sie jetzt zu fordern pflegt, so liegt der Grund mit darin, daß er Vieles der Eingebung des Augenblicks überließ und daß wir sie großen Theils eben nur so haben, wie sie ihm nachgeschrieben wurden. Bei fast täglichem und bei mehrmaligem Predigen an einem Tage, bei einer so angestrengten, einer solchen Vielthätigkeit wie die, worin er sich befand, würde das Ausarbeiten jedes Vortrags eine offenbare Unmöglichkeit gewesen sein. Dazu dann seine Weise. Er pflege nicht alle Stücke insonderheit zu fassen, sagte er, sondern allein den Hauptpunkt, darauf die ganze Summa der Predigt stehe. Wenn er von allen Stücken insonderheit redete, so würde er „nicht so kurz herdurch gehen." Er machte keine Worte, um ein logisches Schema in allen Theilen auszufüllen, sondern arbeitete nur auf das eine Ziel hin, das er sich setzte, den Eindruck, den er hervorzubringen wünschte. Hatte er den Hauptpunkt bei sich selber aufs Reine gebracht, so überließ er das Einzelne der Ausführung, der Eingebung des Augenblicks, so daß er häufig redete „darauf er zuvor nicht sonderlich gedacht hatte," ohne freilich nun Alles zu sagen, „was ihm eben einfiel." Närrische Prediger nennt er die, welche damit durchzukommen meinten. Sein Grundsatz blieb, „ein Prediger soll bei der Proposition bleiben und Das verrichten, das er vor hat, auf daß man dasselbige wohl verstehe." Sehr anschaulich schildert ihn als Prediger die Aeußerung, „ich habe mich oft selber angespeiet, wenn ich vom Predigtstuhl kommen

bin: Pfui dich an, wie hast du geprediget? hasts wahrlich wohl ausgerichtet, hast kein Concept gehalten, wie du es gefasset hattest. Und eben dieselbige Predigt haben die Leute aufs Höheste gelobet, daß ich in langer Zeit nicht so eine gute, schöne Predigt gethan hätte. Wenn ich hinunter vom Predigtstuhl gestiegen bin, so habe ich mich besunnen und befunden, daß ich nichts oder gar wenig davon gepredigt habe, das ich bei mir concipirt und bedacht hatte. Daß ichs gewißlich dafür halte, es sei viel ein ander Ding, predigen, denn wirs achten; denn unser Herr Gott einem oft etwas anders eingibt: es predigt einer viel anders, wenn er hinauf kommt, denn wie ers hat vorgehabt oder bei sich bedacht. Es ist Alles gut, wenn einer nur recht predigt, das dem Glauben ähnlich und der heiligen Schrift gemäß ist." [1])

Wenn das Gemüth beim Vorbereiten auf eine Predigt nicht religiös bewegt wird, so kann das Ergebniß nur eine, wenn auch mit tönenden Worten aufgeputzte Verstandesrede sein, die Meditation aber vertieft und klärt die Gedanken, führt reichhaltigen Stoff zu und gibt dem Gemüthe die Ruhe und Sammlung, die dem Prediger nöthig ist, damit er sich, wenn über der Rede, wie es bei dem echten Prediger der Fall, die Bewegung des Gemüths zurückkehrt, so beherrscht, daß er sich nicht zu Einfällen fortreißen läßt, die mit seinem Zwecke nichts zu thun haben, und daß er Meister seiner Gedanken und Worte bleibt. So war es eben bei Luther. Er war ein zu gewissenhafter und selbstvergessener Prediger, zu sehr erfüllt von seinem Berufe als Prediger und den wahren Zwecken der Predigt, zu reich an Geist und Einbildungskraft, zu durchgebildet als Theolog und zu besonnen und verständig, als daß er es auf augenblickliche flüchtige Erregungen hätte anlegen oder in leere Rhetorik hineingerathen können. Was ihm Anderes einfiel als was er zuvor bedacht, kam aus der Fülle eines religiös bewegten Gemüths, und hielt er das Koncept nicht, so hatte er den Gegenstand doch sorgfältig genug durchdacht, um sich nicht zu verirren, wenn ihm „Gott etwas Anderes eingab," um andere Eingebungen nicht zu erhalten als solche, deren Inhalt zur Sache gehörte. Am deutlichsten sieht man es seinen Predigtschlüssen an, daß er sich auf der Kanzel

1) Tischreden, Walch XXII, 1034, 987, 993, 1021.

stets völlig beherrschte, sich nicht fortreißen ließ, nicht „in das Waschen kam," so daß er nicht hätte aufhören können. Ganz vortrefflich verstand er sich gerade auf Das, was er „eines guten Redners Amt und Zeichen" nennt, nämlich daß er „aufhöre, wenn man ihn am liebsten höre und meine, es werde noch kommen." [1])

Die Veranlassung zu diesen Bemerkungen gibt die Predigt am Bartholomäustage oder vielmehr ein auf sie sich beziehender Brief von ihm an Spalatin. Wir können daraus entnehmen, in wie genauer Verbindung sein Wirken nach außen und sein stilles Studiren stand, wie seine Predigten und gelehrten Beschäftigungen Hand in Hand gingen, welchen Fleiß er auf seine Vorbereitung zu den ersteren wendete und wie dann seine Kanzelvorträge die Früchte vorhergegangener Sorgfalt waren. Er bittet den Freund um den Liebesdienst, ihm sofort auszuschreiben, was sich im Hieronymus über den Bartholomäus finde, indem er sich zu einer Predigt anschicke und sich an den Abgeschmacktheiten und Lügen des Heiligenkatalogs und der Legenden (des Petrus de Natalibus und Jakob de Voragine) über die Maaßen ärgere. Auch sonst bezieht sich der briefliche Verkehr der Freunde fast immer auf ihre wissenschaftlichen und geistlichen Beschäftigungen. So bittet Spalatin, ihn zu berathen, welche Bücher er in der Osterwoche am besten lese. Luther antwortet (am 9. April 1517) und fügt hinzu: „ich werde mich befleißigen, wenn ich kann, morgen zu lehren, wie Christus auch am Kreuze ein Mensch erscheine" — eine Aeußerung, welche uns zeigt, daß er jetzt darüber hinaus war, mit den Scholastikern „die Menschheit Christi auszuschließen," und die abermals durchblicken läßt, daß er seine Kämpfe wider die Theologie der Schule auch auf der Kanzel nicht ruhen ließ, und fortwährend bemüht war, die Gemeinde in die tiefsten Tiefen der evangelischen Lehre hineinzuführen. [2])

1) Tischreden, Walch XXII, 1034.

2) De Wette I, 48, 54. De Wette hat den zuerst erwähnten Brief in das Jahr 1516 gesetzt, weil Luther in einer Nachschrift sagt, Lange habe seinen Hieronymus und er erwarte die erasmische Ausgabe, die 1516 erschien. Allein der Brief bezieht sich offenbar auf die Predigt am Bartholo-

Kirchlicher Standpunkt und Gesinnung.

Blicken wir auf diese, seit seiner Rückkehr von der ersten Visitationsreise ungefähr in Jahresfrist gehaltenen Predigten zurück, so entgeht uns nicht, daß er dogmatisch vorgeschritten ist, aber noch recht sehr schwankt, die Scholastik bekämpft und theilweis doch noch von ihr beherrscht ist. Indeß wird sich dies genauer erst unten erkennen lassen, wo wir seine wissenschaftliche Thätigkeit ins Auge fassen. Deutlich ergibt sich, daß er mehr und mehr Unevangelisches, Verdorbenes und Mißbräuchliches in der Lehre und im kirchlichen Leben als solches erkannt hat, namentlich auch beim Ablaß, dem wichtigsten Gegenstande seiner ganzen Polemik. Diese aber bleibt doch bei aller jeweiligen Kühnheit und Lebhaftigkeit noch immer äußerst vorsichtig und kann durchgreifend noch nicht genannt werden, gerade auch beim Ablaß nicht. Er steht noch ganz auf kirchlichem Boden und geht noch lange nicht so weit im Bestreiten als andre eifrig und aufrichtig kirchlich Gesinnte darin vor ihm gegangen sind. Wir sehen ihn kirchlich und selbst hierarchisch befangen. Eben aus Eifer für die reiner gedachte Kirche und deren Lehre und Leben gehen seine Angriffe und Rügen hervor. Wie streng er sich noch am Ausgange der Zeit, in welche dieselben fallen, auf dem kirchlichen Standpunkte hält, zeigt recht ausdrücklich eine Sommerpredigt, vom Petri Ketten-Tage, in welcher er die nachstehenden Sätze ausführt. „Hätte Christus nicht alle Gewalt dem Menschen übergeben, so wäre keine vollkommene Kirche, weil keine Ordnung, indem Jeder sagen würde, daß der heilige Geist ihn treibe. Dies thaten die Ketzer und so würde Jeder ein eignes Princip aufrichten, und wir hätten so viel Kirchen wie Köpfe. Er will daher keine andre Gewalt ausüben als durch den Menschen, um Alle in Einer Heerde zu sammeln. Diese Gewalt aber hat er so befestigt, daß er alle Macht der Welt und des Höllenreichs gegen sie erregte, wie er sagt: die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen — wider sie kämpfen und sie doch nicht überwinden — damit es sich zeige, daß jene Gewalt von Gott und

---

mäustage 1517, und jene Aeußerung entscheidet dawider nicht. Die Bücherverbreitung ging noch langsam von Statten, er war nicht reich, konnte die erasmische Ausgabe sehr wohl auch noch 1517 erwarten.

nicht von Menschen sei. Die sich also dieser Einheit und Ordnung der Gewalt entziehen, stützen sich vergeblich auf innre Erleuchtung und wunderbare Thaten, wie unsre Pickarden und andre Schismatiker und Capitosi. Denn Gehorsam ist besser als die Opfer der Thoren, die nicht wissen, wie viel Böses sie anrichten."

Und dieser streng kirchliche Standpunkt war es ohne Zweifel, der ihn verhältnißmäßig so langsam vordringen ließ, auch da, wo das Kirchenthum wie es war und die herrschende Lehre den Begriffen, die ihm geworden, und seinen innersten Gefühlen widersprach; wo er wie beim Ablaß namentlich, so ernstlich, beharrlich und eifrig danach rang dem Unwesen beikommen zu können. Daran war ihm nicht der mindeste Zweifel gekommen, daß der Papst des Apostels Petrus Gewalt in der Kirche besitze, zu binden und zu lösen, also auch von den Kirchenstrafen loszusprechen befugt sei. Auf diesen Sinn, als den richtigen, suchte er den Ablaß zurückzuführen, den er im gewöhnlichen Sinne unmöglich gelten lassen konnte, weil er in diesem verstanden mit seiner Grundanschauung stritt. Die Schule und die kirchliche Praxis gingen nun aber viel weiter. Es wurde nicht schwer, die letztere wenigstens theilweis als mißbräuchlich oder als aus der irrenden Schulweisheit entsprungen mit dieser zu verwerfen, so weit er diese verwarf. Aber das war noch immer die Frage, wie weit dieselbe verworfen werden durfte, die doch, wenigstens großentheils, von den Päpsten, der allgemeinen Kirche bestätigt war, welche nicht irren konnte und gegen deren Entscheidung niemand „sein eignes Princip durfte aufrichten wollen." Da sie den Ablaß billigte und übte, so mußte er in seinen Augen Geltung haben. Wie hätte er ihn selbst verwerfen, Etwas für nichtig erklären können, das die Kirche geheiligt? Es ist klar, so lange ihm Papst und Kirche vollgültige irrthumsfreie Authoritäten waren und so lange er nicht tiefer hindurchblickte, mußte er bei vergeblichen Versuchen stehen bleiben, Mißbräuche und Auswüchse des Ablasses und der Ablaßtheorie zu bekämpfen.

Zu allen diesen Bemerkungen wird uns der Inhalt des folgenden Hauptstücks neue Veranlassung und noch mehr Stoff geben.

Drittes Hauptstück.

Volksmäßige Wirksamkeit 1516 bis in das Jahr 1517. Die zehn Gebote dem Volk zu Wittenberg gepredigt.

Einleitendes. — Erstes Gebot, theologische Grundbegriffe. — Aberglaube. — Heiligenverehrung. — Wallfahrten, Kirchweihen, Ablässe. — Nutzbare Heiligthümer und Ueblichkeiten. — Kirchliche Gesinnung. — Die Gerechtigkeit allein aus dem Glauben. — Zweites Gebot, politisch-religiöse Ansichten, Eid, Lüge, Meineid — Drittes Gebot, Gesetz und Liebe. — Sabbathfeier, Messe und Predigt. — Wahre und falsche Andacht. — Viertes Gebot, Pflichten der Aeltern, Jugendunterricht, Erziehung, Kleiderpracht. — Weiber und Männer. — Gehorsam, Pflichten der Kinder, Auflehnung gegen die Priester, die weltlichen Häupter. — Fünftes Gebot. — Sechstes Gebot, Keuschheit, die menschliche Sündhaftigkeit. — Siebentes Gebot, Diebstahl, Juristen. — Die Strafgesetze über den Diebstahl, Kirchenraub. — Stegreifritter, Wucherer, Spieler, Betrug im Handel und Wandel, Zinskauf. — Processiren, Unrechtleiden. — Achtes Gebot, Bestreitung der Ketzer, der Scholastiker, Grundsätze der Schriftauslegung. — Falsche Aristoteliker. — Betrug mit dem Heiligen. — Lüge, Schmeichelei, Ohrenbeichte. — Neuntes und zehntes Gebot, Beichtwesen, Bestreitung des gesetzlichen Standpunktes in der Sittenlehre. — Schlußbemerkungen.

Einleitendes.

Der starke innere Trieb Luther's zu volksmäßiger Wirksamkeit that sich auch darin kund, daß er es bei den Predigten in der Stadtkirche, zu welchen er sich durch Uebereinkommen verpflichtet, nicht bewenden ließ. Durch seine Studien, Vorlesungen,

Disputationen, die Vikariatsgeschäfte und was damit zusammenhing, schon übermäßig in Anspruch genommen, begann er sogleich nach seiner Berufung zum Hülfsprediger des Stadtpfarrers noch eine Reihe von populären Vorträgen nach den Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagstexte und setzte sie bis in das Jahr 1517 fort. Er erklärte darin jedesmal ein Stück der zehn Gebote, so daß er hier also in der volksmäßigen und erbaulichen Rede auf denselben Gegenstand zurückkommt, den er auch schon in dem **Preceptorium**, der kleinen Schrift „voll Disputirmaterien", von welcher Oldekop spricht, für die Studirenden und Gelehrten behandelt hatte. Sei es nun, daß diese Vorträge nachgeschrieben wurden oder daß er seine Aufzeichnungen dazu herlieh, man compilirte daraus ein Werk, unter dem Titel: Die zehn Gebote, dem Volk zu Wittenberg gepredigt, in welchem die ursprüngliche Predigtform größtentheils verwischt ist, doch so, daß man wenigstens noch vielfach erkennt, wo eine Rede aufhört und eine andere anfängt und an welchen Sonntagen sie gehalten sind. Das Werk erschien vielleicht unter Luther's Mitwirkung und jedenfalls mit seiner Genehmigung wahrscheinlich zuerst in Wittenberg 1517 und zwar lateinisch — so wenig war man noch in der Literatur an den Gebrauch der deutschen Sprache gewöhnt. Die Gebildeten indeß verstanden die lateinische Sprache, das Volk las noch immer wenig, es zum Lesen mehr heranzuziehen, erschien noch als ein untergeordnetes Anliegen; man hatte bei den ersten Ausgaben ganz besonders die minder gelehrten und fähigen Kleriker im Sinne, denen das Buch als Anleitung dienen sollte. So Luther selbst, wie wir am Schlusse sehen werden. Wollte er auf das Volk wirken, so mußte er die Gelehrten, die Prediger nahe und fern für seine Lehre und Lehrweise zu gewinnen suchen. Seit 1518 wurde das Werk mehrmals von Neuem gedruckt, so ausgezeichnet, trefflich, nützlich fand man es, so begierig wurde es gelesen. Bald veranlaßte auch der Wunsch, den gemeinen Mann Theil nehmen zu lassen oder die Nachfrage oder Beides die Veranstaltung einer deutschen Uebersetzung; auch eine böhmische erschien 1520. [1])

1) Lateinisch bei Irmischer, **Lutheri exegetica opp. lat. XII.** und bei Löscher I, deutsch bei Walch III. Bei Irmischer und Walch das Lite-

Ist die Predigtliteratur Gradmesser der gesammten Bildung und Denkart jeder Zeit, nicht ohne Erheblichkeit für die Kenntniß ihrer Sitten und Verhältnisse, so sind die zehn Gebote dem Volk zu Wittenberg gepredigt ungewöhnlich wichtig für die Kunde der damaligen religiösen und kirchlichen, sittlichen und bürgerlichen Zustände überhaupt, Wittenbergs insbesondere, und je deutlicher wir diese erkennen, desto richtiger werden wir Luther's Entwickelung und Wirksamkeit und deren Verhältniß zu der Zeit und den Umgebungen zu würdigen im Stande sein. Noch größeren Belang hat das Werk für uns, indem es seinen Geist und sein Gemüth fast von allen Seiten treu abspiegelt. Was ihn innerlich beschäftigte und bewegte, was fern und nahe das Volk und dessen Bedürfnisse anging, was in der Kirche und im Staate, im großen Ganzen und im nächsten Kreise, in der Wissenschaft und im Leben in Frage stand, das Alles verhandelte er vor dem Volke in seinen geistlichen Reden, am eindringlichsten und volksmäßigsten in ihnen, und dies gilt eben von diesen Predigten vorzugsweis. Sie geben fast ein vollständiges in sich abgeschlossenes Bild seiner religiösen Anschauungen, seiner theologischen und moralischen Begriffe, seiner Beurtheilung der manchfachsten Lebens- und Zeitverhältnisse und Zustände, seiner Kenntnisse in den verschiedenen Fächern des Wissens, seiner Empfindung, seiner vorherrschenden Richtung und Denkart in dem Zeitraume, aus welchem sie herstammen. Die größeste Bedeutung haben sie hier dadurch für uns, daß mit ihnen seine volksmäßige Lehrthätigkeit am eigentlichsten und erfolgreichsten beginnt, und von dieser Seite widmen wir ihnen noch eine besondere vorläufige Betrachtung.

Wie die Psalmerklärung von 1514 die erste in einer langen

rarhistorische. Rotermund führt eine Ausgabe von 1517 an, auf welche vielleicht eine Aeußerung Luther's in einem Schreiben an Lange (De Wette I, 61) zu beziehen ist, welche im Uebrigen beweisen möchte, daß Luther der Komposition des Werkes, wie wir es haben, nicht fremd war. Auch scheint daraus hervorzugehen, daß die „zehn Gebote" gleich zuerst deutsch wie lateinisch erschienen. Sie dürfte indeß einen sichern Schluß keineswegs gestatten. Leicht möglich, daß Luther seine Predigten dem Freunde in der Handschrift zuschickte und daß er von einem Drucke gar nicht, oder nur von einem lateinischen spricht. Ich habe der angeblichen Ausgabe von 1517 nicht ansichtig werden können.

Reihe von Arbeiten über die Psalmen ist, so eröffnen die zehn Gebote von 1516 und 1517 ebenfalls eine Reihe von Bearbeitungen desselben Gegenstandes. 1518 und in den folgenden Jahren gab er selbst „Die zehn Gebot mit einer kurzen Auslegung ihrer Erfüllung und Uebertretung" heraus, 1528 erschien von ihm eine „Auslegung der zehn Gebote aus dem 19. und 20. Kapitel des zweiten Buchs Mosis gepredigt." Auch seine vielfachen bis an sein Lebensende ihn beschäftigenden gelehrten und erbaulichen Arbeiten über die Bücher Mosis im Ganzen oder einzelne Abschnitte derselben gehören wenigstens theilweis hieher. Der Dekalog mußte schon wegen der gesetzlichen Richtung der Kirche sehr hoch stehen. Die Theologen gründeten die Moral, und bei der Vermischung der theologischen und der Rechtsbegriffe, der kirchlichen und staatlichen Gesetzgebung die Juristen auch die Rechte vielfach darauf. Dies währte noch in und nach dem Zeitraume der Reformation fort. Auch die „Schwärmer" wollten die ganze politische und Rechtsordnung auf den Dekalog in ihrer Weise gründen. Luther hielt in Beziehung auf ihn ein richtigeres Maß und wich von seiner sittlich-religiösen Auffassung desselben nicht. Auffallender und auch wol ein Zeichen, daß ein eigentlich wissenschaftlich organisirender Geist in ihm entweder nicht lebte oder doch weniger sich entwickelte, ist es, daß ihm der mosaische Gesetzkodex nicht blos lebenslang so werth, sondern auch Grundlage aller seiner systematischen (sofern davon die Rede sein kann) und volksmäßigen Bearbeitungen der Moral blieb. „Der Dekalogus, sagt er, das ist, die Zehen Gebote Gottes, sind ein Spiegel und kurz Summarium aller Tugenden und Lehren, beide, wie man sich halten soll gegen Gott und auch gegen den Menschen. Und ist kein schöner, besser, vollkommener noch kürzer Buch von Tugenden jemals geschrieben worden. Wie das Hohelied Salomonis ein Gesang über alle Gesänge, Canticum Canticorum genannt wird; also sind die Zehen Gebote Gottes Doctrina Doctrinarum, eine Lehre über alle Lehren, daraus Gottes Wille erkannt wird, was Gott von uns haben will, und was uns mangelt." Die zehen Gebote müsse man immerdar predigen der menschlichen Schwäche wegen. Zuerst sei daran gelegen Selbsterkenntniß und ein heilsames Erschrecken vor dem göttlichen Zorne über die Sünde zu wecken durch Vorhaltung des Gesetzes, worauf

man dann die Demüthigen mit dem Evangelium zu trösten und wiederaufzurichten habe, das für die Rohen, Sichern und Heuchler nicht tauge. Dies war wol der Hauptgesichtspunkt, der ihn leitete, indem er auch seine Arbeiten zur evangelischen Moral auf die zehn Gebote gründete, was denn freilich nur durch seine allerdings treffliche Umdeutung aus dem jüdisch-gesetzlichen Standpunkte und Sinne in den evangelischen gelingen konnte, die wir in seinen Katechismen haben. Es scheint, daß die hohe Meinung, die er vom Dekaloge als einem unverbesserlichen Inbegriffe der Sittenlehre hegte, wesentlich dahin mitgewirkt hat, daß die Theologen neben und noch lange nach ihm fast so wenig als er selbst für eine systematische Behandlung der Moral thaten. [1])

Kaum bedarf es einer Erinnerung, welch eine wichtige Stelle der Dekalog in seinen Katechismen einnimmt und wie diese zu dem bedeutendsten und wirksamsten alles Dessen gehören, was von ihm ausgegangen, alles Bisherige dieser Art übertreffend und noch unübertroffen, gleich sehr die Fülle seines Gemüths bekundend, wie den Reichthum seines Geistes und seiner äußern und Seelenerfahrung, Lebens- und Herzenskunde, warme Innigkeit und ruhigen Verstand, eine unvergleichliche Anlage und Kunst des Lehrens, so viel Originalität und Einfachheit. „Der Katechismus, sagt er, ist die rechte Laienbibel, darinnen der ganze Inhalt der Christlichen Lehre begriffen ist, so einem jeden Christen zu der Seligkeit zu wissen vonnöthen.“ Er war es indeß, der ihn gleich der heil. Schrift in der protestantischen Welt erst zum Volksbuche wie kein anderes, zur Laienbibel durch seine Bearbeitungen machte, die, in neueren Zeiten verkannt, in den neuesten wieder zu gerechterer Anerkennung gelangten. Das Wahrste und Klarste, Tiefste, Innigste und Kindlichste enthalten sie, was je über den evangelischen Lehrgehalt gesagt ist. Die erste schon sehr entwickelte Gedankengrundlage des ersten Hauptstückes seiner Katechismen sind eben die zehn Gebote dem Volk zu Wittenberg gepredigt. Nur wenige und schwache Versuche der Art kommen im 9. und im 13. Jahrhundert und bei den Scholastikern vor, die die Glaubenslehre mit einer so überwiegenden Beflissenheit bearbeiteten, daß sie die Sittenlehre fast unbearbeitet liegen ließen,

1) Walch III, Vorrede. Tischreden, Walch XXII, 610, 613, 635.

oder sie doch nur als einen Anhang der Dogmatik behandelten, in welchem die moralischen Lehren, ohne Plan an einander gereiht, nur ein Aggregat unverbundener Sätze bildeten. Einen wesentlichen Einfluß hatte die Mönchsmoral auf die ihrige, sodaß sie die evangelischen Tugenden meisthin im Geiste des Mönchthums darstellten. Am bestimmendsten und nachtheiligsten wirkte ihr gesammter Standpunkt der bloßen Gesetzlichkeit ein, ihre Schriftunkunde und ihr falscher Aristotelism. Auch die Moral hatten sie in ein Gewebe dialektischer Grübeleien verarbeitet und ihr letztes Ziel in die Lehre von den Gewissensfällen gesetzt. Die Sittenlehre wurde im Großen fast nur als Kasuistik angebaut, hatte fast nur als solche praktischen Einfluß auf das Leben und war in dieser Gestalt ein wichtiges Glied in der Kette, mit welcher die Hierarchie die Laienstände gebunden hielt. In dem Allen liegen Erklärungsgründe davon, daß zwar, wie wir uns aus Luther's Jugendzeit entsinnen, der Glaube, die zehn Gebote und das Vaterunser den Kindern gelehrt wurden, doch ohne „rechten Verstand“, daß kein Doktor war, „der den ganzen Katechismus verstanden hätte oder aus dessen Büchern man irgend ein Stück des Katechismus recht hätte lernen können“, wie er sich ausdrückte, und man muß ihm jedenfalls zugestehen, daß er recht hatte, wenn man den Maßstab seiner Leistungen in diesem Fache und der evangelischen Begriffe anlegt. [1])

Er stand mit seinen zehn Geboten freilich nicht ganz allein. Im Laufe des 15. Jahrhunderts waren mehre größere Werke über den Dekalog erschienen, die jedoch den sittlichen Geist des Evangeliums nicht sowol darlegten als verhüllten, den er seinerseits eben wieder an das Licht zu ziehen bemüht war. Es fehlt vor ihm und gleichzeitig nicht ganz an ähnlichen Bestrebungen, wobei denn auch ähnliche Gedanken auftauchen. Man hat daraus auf ein schon allgemeiner empfundenes Bedürfniß zu schließen, sodaß er auch mit dieser Richtung und Arbeit zur rechten Zeit kam. Nikolaus Ruß, ein rostocker Gelehrter, durch Verkehr mit böhmischen Brüdern auf deren Ansichten hingeleitet, griff auf

1) Tischreden, Walch XXII, 610. Hartmann, älteste katechetische Denkmale der evangelischen Kirche, 2 ff. Flügge, Gesch. der theol. Wissenschaften III, 667 ff.

Kanzel und Katheder die verdorbene Geistlichkeit an und ließ 1513 ein weitschweifiges Buch De triplici Funiculo drucken, worin er den Dekalog, den Glauben und das Vaterunser erläuterte und viele freie Aeußerungen einfließen ließ: der käufliche Ablaß sei nur ein Betrug und der wahrhafte werde um Christi willen den Bußfertigen umsonst ertheilt, dem Papste dürfe man nur in rechtmäßigen Dingen gehorchen u. s. f. Doch blieb das nur in einem engen Kreise, Ruß wurde vertrieben und starb bald darauf in Livland. Im Geburtsjahre Luther's war zu Venedig eine deutsche Auslegung der zehn Gebote im Druck erschienen. Die Erläuterungen darin drehen sich um das Thema der Todsünden, wogegen Luther's zehn Geboten noch eine Predigt über die letzteren folgt, worin er über diesen Schematism hinwegzuleiten sucht. Die Erläuterungen in jenem Werke werden den Vätern und Rechtsbüchern entnommen, durchgehends wird auf Maria und die Heiligen hingewiesen, wie sie die Gebote Gottes und der Kirche gehalten, selten des Erlösers gedacht, die Sündlosigkeit der Jungfrau aus dem Koran und der Vulgata dargethan. Ave sage der Engel zu Maria, das heiße a ab abs absque vae, ohne Weh, ohne Sünde. Markus von Weida, Dominikaner zu Leipzig, beliebt als Prediger, ließ das Buch gerade 1516 zu Straßburg neu auflegen und fügte noch einen zweiten Theil mit einer Anweisung zum Gebet und einer Auslegung des Vaterunsers hinzu, der 1502 zuerst erschienen war und aus Predigten im Jahre 1501 gehalten bestand. In dem venediger Drucke wird die Gewalt des Papstes über die Seelen im Fegfeuer geradezu in Abrede gestellt, im straßburger die Entscheidung darüber Gott befohlen. Der Anhang enthält indeß einzelne helle Gedanken; z. B. ein Arbeitsmann, der seine Arbeit dahin stelle, daß sie endlich Gott zu Lobe kommen solle, sei durch dieselbe Gott angenehmer (dies leitet zu Luther hinüber) und verdiene durch sie mehr bei Gott (hierüber war Luther schon hinaus) als schwarze, graue oder weiße Mönche, die täglich zu Chor stehen, singen und beten. [1])

1) Flügge a. a. O. 605. Erhard a. a. O. III, 460. Riederer, Nachr. zur Kirchen-, Gelehrten- u. Büchergesch. I, 303 ff. Merzdorf (Bibliothekarische Unterhaltungen, erste beide Nummern) beschreibt eine handschriftliche Auslegung der zehn Gebote durch Beispiele, Erzählungen, Wundergeschichten u. dgl. in niedersächsischer Mundart.

Allein diese und ähnliche Versuche sind gleich den moralischen und kasuistischen Summen ungeheuern Umfangs, die seit dem 13. bis zum Ausgange des 15. Jahrhunderts erschienen, vergessen, ließen einen großen und allgemeineren Eindruck nicht zurück, reichen doch nicht von fern an Luther's Arbeit, der eine ganz neue Bahn mit ihr zu brechen begann. Seit den ersten Jahrhunderten hatten die asketischen im Mönchsthume und bei den Mystikern sich fortsetzenden Ansichten der Väter, in den mittleren die schon erwähnten scholastischen Umbildungen und Entstellungen der evangelischen Theologie den wesentlichsten Einfluß auf die Sittenlehre geübt. Reinere sittliche Begriffe waren erst wieder bei den bessern Theologen aufgetaucht, den von der Scholastik ablenkenden und evangelischen — einem Gerson namentlich, dessen Milde auf Luther so günstig eingewirkt, und einem Wessel — den mystischen, wie Kempis. Die Mystiker hatten indeß nicht blos fast nichts für die wissenschaftliche Bearbeitung der Moral gethan, sondern stießen auch gar zu häufig ab, leiteten irre oder befriedigten wenigstens das Durchschnittsbedürfniß nicht, indem ihre sittlichen Begriffe und Forderungen überspannt und phantastisch waren. Die sittliche Lehre und Denkart, welche dem Volke am meisten eingeprägt wurde, war noch immer die mönchisch-scholastische. So fand Luther den Zustand und griff nun gewaltig, umgestaltend hinein. Wir können diese zehn Gebote als eine erbauliche Bearbeitung der gesammten christlichen Sittenlehre betrachten und müssen dabei im Auge behalten, daß sie in eine Zeit fällt, wo er von der mönchischen Ansicht hinwegrang und die Scholastik bekämpfte, ohne jedoch seine Arbeit, sich von ihr zu befreien, schon beendet zu haben; wo er die Aeußerlichkeit des Katholicism, wonach derselbe die Frömmigkeit überwiegend in einzelnen Handlungen (Werken), statt in der Bestimmtheit des Gemüths, der durch und durch religiösen Gesinnung (dem Glauben) suchte und das weltliche und geistliche, das religiöse und weltliche Leben wie den geistlichen Stand von den weltlichen Ständen trennte — wo Luther diese Aeußerlichkeit schon in sich selbst und grundsätzlich überwunden hatte, jedoch noch von manchen Lehrsätzen und Vorstellungen mehr oder minder festgehalten wurde, die aus der katholischen Aeußerlichkeit herstammten. Darauf, daß er sich von der Befangenheit darin noch

nicht völlig losgemacht, bezieht sich seine Aeußerung, deren im ersten Buche gedacht wurde, er sei „selbst ein gelehrter Doctor Theologiae gewest und habe doch die zehn Gebote nicht recht verstanden.“ Die zehn Gebote dem Volk zu Wittenberg gepredigt zeigen noch deutlicher, als wir es bisher erkennen konnten, wie er von jenen Lehrsätzen und Vorstellungen sich losmacht oder doch zu befreien strebt, wie weit er schon dahin gelangt ist oder dabei anlangt, jene Aeußerlichkeit, jene Trennung völlig aufzuheben und die auf den gesetzlichen Standpunkt verrückte christliche Lehre wiederum so zu fassen und darzustellen, daß sie das ganze Gemüth durchdringe und das ganze Leben heilige, indem er die herrschende Ansicht bekämpft, daß man durch Befolgung von einzelnen Geboten zur Sittlichkeit gelange, und dagegen den Grundsatz durchführt, daß die wahre Sittlichkeit nur da sei, wo sittliche Entschiedenheit im Ganzen, welche lediglich durch den Glauben gewürkt werde, der den sittlichen Geist Christi als Lebenskraft, und zwar in seiner lebendigen Richtung auf die Persönlichkeit des Erlösers, in sich aufnehme. Seine sittliche Anschauung und Darstellung ist daher Folge und Entwickelung seiner religiösen und theologischen Begriffe. Er trachtet, eine neue sittliche wie religiöse Denkart gegen die mönchisch-scholastische, der Hierarchie dienstbare geltend zu machen; er bestreitet die mönchisch-scholastische geradezu und durchgehends und die Hierarchie selbst gelegentlich, sodaß er von allen Seiten gegen die letztere andringt, die mit ihrer Moral oder Unmoral fallen mußte, so wie keine reinere religiöse und sittliche Denkart allgemein werden konnte, bevor nicht der überwiegende hierarchische Einfluß vernichtet war. Nimmermehr konnte in der mittelalterlich-geistlichen Weltordnung an eine gesunde Moral gedacht werden: man ersieht es hier auch daraus, daß die reinere, reformatorisch Alles auf die Gesinnung zurückführende Luther's sogleich auch als Abweichung erschien, obwol sie von mönchisch-katholischen Strichen und Färbungen noch nicht frei war, obgleich er so behutsam und schonend mit ihr vortrat, wie er auch in diesen Predigten zu Werke geht. Von selbst erwartet man, daß in denselben insbesondere die Bestreitung des Ablasses wie in den übrigen Predigten aus derselben Zeit fortgesetzt wird.

Erstes Gebot.

Sein unverrücklicher Standpunkt ist, die Gebote evangelisch-geistig zu deuten und alles Handeln nach ihnen auf die Gesinnung, als die Hauptsache zurückzuführen. Daher, daß er sogleich auch im Eingange vom äußerlichen Gebot: du sollst nicht andere Götter haben, in die tiefste Innerlichkeit hinüber leitet, wobei er von den bekannten paulinischen Aeußerungen über Gesetz und Sünde den Ausgang nimmt und an ihnen weiter führt, so daß schon die ersten Sätze die Summe seiner theologischen Begriffe enthalten, die sich dann durch das Ganze hindurchziehen. Er unterscheidet zwischen der Abgötterei im gewöhnlichen Sinne, der äußerlichen, die er nur berührt, und der innern, wobei er verweilt. Sie ist da, wo der Mensch aus Furcht der Strafe oder seines Nutzens wegen äußerlich zwar die Kreatur nicht anbetet, innerlich aber fortwährend Liebe und Zuversicht zu ihr hegt, die Kniee vor dem Reichthume, Ehren u. s. w. nicht beugt, ihnen aber sein Bestes opfert, Herz und Seele. Sie herrscht in allen Menschen, denn nie kann Einer durch eigene Anstrengung und Kraft dahin gelangen, daß er fremde Götter nicht anbete, so daß Alle Uebertreter des ersten Gebots sind, bis sie durch die Gnade im Glauben an Christum, der allein von aller Abgötterei frei macht, geheilt wird, was so geschieht, daß der Glaube alles Vertrauen auf eigene Weisheit, Gerechtigkeit und Tugend hinwegnimmt, indem er lehrt, daß Niemand sich selber und Niemanden eine Kreatur helfen könnte, wenn Christus nicht für den Menschen gestorben wäre und ihn bewahrte. Daraus folgt dann Verachtung aller Kreaturen. „Hörst du und glaubst, daß er für dich gelitten hat, so entsteht in dir Zuversicht und eine süße Liebe zu ihm, es vergeht die Liebe aller anderen Dinge als unnützlicher, du schätzest nur noch allein Christum als den allein nothwendigen, er bleibt dir allein und genügt dir völlig, so daß du an allen anderen Dingen verzweifelnd ihn allein habest, in welchem du Alles hoffest und den du deshalb über Alles liebest.“ Nun aber das Zeichen und die Bewährung, ob Einer dahin gelangt und von Abgötterei frei geworden. Sie liegen darin, daß er den zeitlichen Dingen abgestorben und in Christus so sicher geworden, daß ihn

Reichthum nicht aufblähet und Armuth nicht verzagt, Ehre nicht hoffärtig, Schmach nicht ungeduldig macht, daß er am Leben nicht Lust hat und vor dem Tode nicht erschrickt, sich nichts anfechten läßt, es gehe, wie es gehe, und stets genug hat, wenn er nur Christum hat, ja aus inniger Sehnsucht zu ihm des Lebens und seiner Freuden überdrüssig ist und Unehre, Leid und Tod liebt und begehrt.

Er erwartet hier die Gegenrede aus den mönchischen Begriffen, wonach die Ordensleute als die Vollkommenen von den übrigen Menschenkindern, weil Höheres vollbringend, unterschieden wurden: solche Forderung gehe nur die Vollkommenen an. Er hatte einst selbst etwas über die Räthe der Vollkommenen geschrieben. Jetzt ist er darüber hinaus. Alle Christen sind ihm im Gegensatze zu den Juden — und er nannte so schon die Ordensleute, setzte sie also selbst eine Stufe tiefer — die Vollkommenen. Allerdings ergehe an sie jene Forderung, entgegnet er, mildert aber die Strenge der letztern, indem er sie für das vorgesteckte Ziel erklärt, dessen Nichterreichung jedoch Die nicht verdammlich mache, die mit rechtem Ernst danach trachten, es zu erreichen, in Demuth ihre Unvollkommenheit erkennen und bei Gott Vergebung ihrer Schuld suchen.

Aberglaube.

Um warnend zu zeigen, auf wie manchfache Weise das erste Gebot übertreten werde, geht er verschiedene Abgöttereien durch und kömmt so auf den Aberglauben, der ihm eine derselben ist.

Selbst die Köpfe der höheren Stände, der Gebildeten, der Gelehrten steckten voll Aberglauben. Das Licht der Philosophie und der Naturwissenschaften, das seine Herrschaft zerstören sollte, dämmerte erst auf. Luther war im finstersten Aberglauben herangewachsen, auch zu Erfurt durch einen Truttvetter hatte ihm nur eine halbe Aufklärung werden können. An das Alles wird nun hier nur in der Kürze erinnert, um den Uebergang davon zu den Bemerkungen zu nehmen, wozu uns seine Bestreitung des Aberglaubens in seinen Umgebungen veranlaßt. Wir finden in seinen dermaligen Ansichten, um die es hier sich handelt, ein

wunderbares Gemisch von Vernunft und Verfinsterung. Indem er den Aberglauben bestreitet, steht er als Aufklärer über seiner Zeit. Wie groß mußte aber der Umfang und die Macht des Wahns in dieser sein, da er selbst gleich anderen hellen Köpfen auch noch so sehr in dem letztern befangen war.

Er beginnt damit, Diejenigen der Abgötterei zu beschuldigen, welche Waffen beschwören, um dadurch fest zu werden. Allein ein Zweifel, daß dies geschehen könne, kommt ihm dabei nicht in den Sinn. Er hat selbst einen jungen Menschen gesehen, der sich einen Degen an den entblößten Leib setzte und mit aller Kraft darauf drückte, so daß die Spitze sich bis zum Hefte bog und ihm dennoch kein Leides geschah. Wahrsager, Zeichendeuter, Tagewähler u. s. w. dünken ihm mehr närrisch als bös. Der Teufel äfft damit nur die Leute, allein aus dem Affenwerke kann ein schlimmer Ernst werden. An solchen geringen Dingen lernen die Leute Vertrauen auf die Kreatur (Weihwasser u. dgl.) setzen, woraus dann folgt, daß sie Gott auch nicht glauben in großen Dingen. Daß sie heilige Dinge, Zeichen, Worte zu unheiligen und teuflischen Sachen mißbrauchen, erscheint ihm als die größte Sünde. Bei gewissen Kuren und Kinderkrankheiten, in denen der Aberglaube seine Rolle spielte, „einfältige Dorfpfaffen und Küster Zettel schrieben, den Kindern an den Hals zu hängen" u. s. f. wünscht er wol, daß „die Kinder verständig wären und reden könnten, um den Müttern ihre große Narrheit zu verweisen", und zweifelt nicht, daß sie sich klüger zeigen würden, als die Mütter; räth ordentliche Arznei anzuwenden oder mit einfältigem Herzen Gott anzurufen. Dabei aber hält er es dann doch wieder für unzweifelhaft, daß die Hexen den Kindern „solch Leid anthun" (das war seiner Mutter Glaube), oder daß dasselbe von den durch die Zauberer beschworenen bösen Geistern herrühre.

Ueberall bemerkt man, daß er den Gegenstand nicht mit freiem philosophischen Denken prüft, sondern lediglich das Richtmaaß des gesunden Menschenverstandes daran hält und hauptsächlich von sittlichen und religiösen Erwägungen sich leiten läßt. Jener hilft ihm wesentlich, den gröbsten Unsinn zu erkennen, und findet er noch einen religiösen Grund, so dringt er zum vollen Lichte hindurch. Seine religiösen Begriffe leiten ihn oft für sich allein zum Licht, bestärken aber auch wol seine Befan-

genheit. Versuchen, Kinder durch abergläubische Mittel gesund zu machen, da man sich doch seines Kindes erbarmen soll? Nimmermehr. Man darf nicht aus Mitleid mit dem Kinde dem Teufel zu willen werden, und solche Mittel sind Teufelswerk. Man darf das Kind, das Gott erschaffen, dem bösen Feinde nicht darbieten, daß er es erhalte und gesund mache. Also Arznei, Gebet. Die Macht der bösen Geister, Kinder oder Aeltern zu peinigen? Sie steht ihm unzweifelhaft fest nach der heil. Schrift; der Wahn däucht ihm nicht Wahn, er hat religiöse Gründe — ein „heimliches und gerechtes Urtheil Gottes, daß er dadurch ihren und anderer Glauben prüfe oder einen mit dem andern strafe." In dem Gemische von Vernunft und Aberglauben überwiegt die erstere, hauptsächlich unter der Leitung des sittlichen Sinnes und der Frömmigkeit, aber auch der letztere ist noch bedeutend genug. Bisweilen erkennt er den Wahn im Wahne, weil derselbe in Seelengefahr verführt, und erkennt er ihn noch nicht, so verwirft er ihn doch aus demselben Grunde. Er sucht wenigstens den sittlichen Sinn zu wecken und auf eine höhere Stufe zu heben, der im Aberglauben so oft das Bestimmende und Leitende war, wie wenn nach dem letztern Den zeitlicher Schaden traf, der muthwillig das wohlthätige Korn verderbte oder der der Hölle anheimfiel, der aus Gewinnsucht nach Schätzen grub. Nicht selten bekämpft er den Aberglauben durch Witz und Ironie, ein Zug in seiner Polemik, der hier, wenn nicht überhaupt zuerst, doch zuerst recht deutlich und reichlich hervortritt. Die Bestreitung des Aberglaubens, sofern er ihn nicht theilt, führt ihn gelegentlich auch zu Angriffen auf Irrungen und Mißbräuche in der gemeinen religiösen Denkweise, in der Lehre, im Kirchenwesen.

Es für Sünde halten, Arznei zu gebrauchen, weil man in einer Krankheit den Heiligen ein Gelübde gethan, erscheint ihm wie ein Gottversuchen mit einem närrischen Gelübde. „So eine Frau das heilige Oel empfangen hat, darf sie ein ganz Jahr nur schwarz tragen, soll ein Jahr lang nicht tanzen u. s. f. Siehe, so gemein macht sich der Teufel mit den Weibern, daß er ihnen sein Geheimniß und Heiligthum offenbart, sein Gesetz eingibt und durch sie seinen Aberglauben ausbreitet, allerdings Gott zuwider." Dann wieder die „Tagewähler, die nehmen etlicher Tage wahr, an welchen es gut ist über Land zu gehen, Geschäfte

zu treiben. Diese möchten wol glauben, daß das Feuer im Winter tröstlicher sei als im Sommer, denn ein guter Pelz bekommt einem bas im Winter, denn im Sommer, und daß alle Morgen gut Ausgehen ist einem gesunden Menschen, der etwas zu thun hat; wiederum daß böse Ausgehen ist einem Kranken" u. s. w. „Manche Weiber ziehen die Maien, die man auf St. Markus-Tag in der Procession auf den Weg gebreitet, über die besäeten Aecker, und halten sich darnach sicher, daß die Vögel den Früchten keinen Schaden thun mögen. Ja, ich glaube, das habe große Kraft, daß die Vögel der Saat nichts thun, nämlich weil die Weiber mit den Sträuchern bei den Aeckern stehen und wehren, und nicht länger. Wer mag doch, setzt er hinzu, alle leichtfertige, lächerliche, närrische Dinge erzählen, so die Weiber treiben, damit sie der Teufel bald betrogen hat. Das ist ihnen von ihrer Mutter Eva angeboren, daß sie sich also äffen und betrügen lassen."

Sehr helle Ansichten äußert er über die Astrologie, „die auch gerne eine Kunst sein wollte, wenn sie vor angeborner Narrheit dazu kommen könnte." Er möchte die Astrologen, „die sich dünken lassen, sie wüßten Gottes heimlichen Rath, der auch den Engeln verborgen ist," gerne „subtile Narren sein lassen; aber sie machen es zu grob." Was ihn zur Geringschätzung der Astrologie führt, zur Erkenntniß ihrer Nichtigkeit, ist abermals sein religiöser und sittlicher Standpunkt. So findet er es von vorn herein verdächtig, daß man am Himmel Zeichen finden will, wodurch bewirkt werde, daß einer ein Bader, Wechsler, Fischer, keinen Stern aber, der anzeige, ob einer fromm oder böse, wahrhaftig oder ein Lügner sein werde, woran doch so viel mehr gelegen. Wenn gesagt wurde, die Sterne zwingen den Menschen nicht zur Sünde, sondern neigen allein dazu, so erscheint ihm das gottlos; denn „sollte Gott die Kreatur darum erschaffen haben, daß sie zur Sünde neige, und nicht vielmehr zur Frömmigkeit leite, so doch alle Dinge dem Edelsten und Besten dienen sollen, und nicht zum Schaden?"

Die Astrologie führt ihn auf manchfachen Aberglauben. Er meint, ausführlich darüber reden zu müssen, da „Etliche gefunden werden, die nicht glauben, daß dergleichen möglich sei, und Andere, welche nur allzuviel glauben." Nun däucht es ihm so glaubhaft als bekannt, daß es alte Weiber und Hexen gibt, die

mit dem Teufel ein Bündniß, die Leute durch Zauberei blind, ungesund machen — er selbst hat deren viele gesehen — die Ungewitter erregen, die Früchte verderben u. s. f. Dagegen erklärt er es für unglaubhaft, ja zu glauben verboten, daß die Hexen auf einem Bocke oder Besen reiten und sich versammeln, daß die alten Weiber in Katzen verwandelt werden und bei Nacht schwärmen. Dies erklärt er für Einbildungen und Träume. Daß die Bischöfe Wahrsager und Wahrsagerinnen öffentlich dulden und ungestraft lassen, findet er tadelnswerth; daß es manche für ein großes Unglück achten, wenn ihnen Morgens ein Priester begegne, und daß sie sich dann, um Leid von sich abzuwenden, mit dem Kreuze bezeichnen, das meint er, habe sie der Teufel gelehrt. Ausdrücklich bekämpft er den Nichtglauben an Hexereien und Zaubereien als Teufelswirkungen, und zwar aus dem alten und neuen Testamente, den Stellen, in welchen vom Teufel und dessen Einwirkungen die Rede ist, die er vollkommen wörtlich nimmt. Der Böse vermag nach dem Zeugniß der Schrift das Schwerste, Seelen verderben; warum sollte er nicht das Kleinste und Leichteste können, die Luft vergiften oder am Leibe Schaden thun? Hat der Sohn Gottes selbst so viel von ihm erlitten, so ist es kein Wunder, daß er uns etwa eine Scheuer einwirft oder ein Glied verderbt, so es ihm Gott zuläßt, was uns zur Strafe oder Lehre geschieht, und um so weniger undenkbar ist, da wir täglich sehen, daß Gott bösen Menschen gestattet, zeitlich Gut, Gewalt und Herrschaft zu Anderer Schaden und ihrer noch größern Sünde zu mißbrauchen. Was gut ist, thut Gott durch sich selbst, das Böse vollbringt er durch die Bösen.

Das Schwanken, die Willkür ist da nicht zu verkennen. Deutlich sieht man, wie die hellere Einsicht bei ihm durch den allgemeinen auch ihn fesselnden Glauben an die Möglichkeit des Einflusses höllischer Zauberkräfte auf die Natur und die Menschen, durch eine falsche Exegese, eine getrübte religiöse Anschauung gehindert wird, wie mit dem Wahne die gesunde Vernunft bei ihm im Streite liegt, wie er sich abmüht, die Ansprüche beider zu vereinigen, zum Lichte hindurchzudringen. Den größten Theil des gangbaren Aberglaubens verwirft er indeß, und schließt endlich: „Aus diesen erzählten Gespensten magst du leichtlich die andern urtheilen, denn des Dinges mehr ist, als man hier erzählen kann. Dazu mehrt sich der Plunder täglich. Ursache: die Prälaten der Kirche achten es nicht.“ Ja wir hörten, daß der Hexenglaube und die Hexenprocesse eben von Rom aus gefördert wurden. Allein es sollte verhängnißvoll werden, daß sich Luther gerade von jenem gefährlichsten Aberglauben nicht losmachen konnte. Die meisten Opfer sollten diesem entsetzlichen Unsinne erst noch fallen, die Schmach und Nationalkalamität der Hexenprozesse sollte erst nach der Reformatian in ihrer ganzen Größe hereinbrechen, und ein fruchtbarer Keim dieser unheilvollen Saat liegt in Luther's Hexenglauben, in dem Eifer und der Befangenheit, womit er sich, hier mit den Ketzermeistern zusammentreffend, dem Nichtglauben an Teufelswirkungen widersetzte, ohne Ahnung, welche Hemmungen daraus für den Geistesfortschritt der Nation, die Befreiung, welche er selbst begann, die evangelische Lehre, an die er seine besten Kräfte setzte, hervorgehen würden.

Das Maaß seiner Aufklärung, wie kläglich uns der Zustand der letztern erscheinen mag, stellte ihn indeß noch immer den helldenkendsten Männern seines Zeitalters gleich, und seine Rede war so frei, daß nur ein Muthiger sie wagen konnte. Er erzählt, in seinem Kloster zu Wittenberg habe er den Teufel verschiedene Male poltern und umgehen hören. „Denn als ich anfing den Psalter zu lesen, und nachdem wir die Nacht Metten gesungen hatten, und ich im Rempter saß, studirete und schriebe an meiner Lection; da kame der Teufel und rauschete in der Höllen dreymal, gleich als wenn einer einen Scheffel aus der Hölle schleifete. Zuletzt, da es nicht wollte aufhören, raffte ich meine Bücherlein zusammen und ging zu Bette: aber mich reuet es diese Stunde, daß ich ihm nicht aussaß, und hätte doch gesehen, was der Teufel noch wollte gemacht haben. So hab ich ihn sonst auch einmal über meiner Kammer im Kloster gehöret, aber da ich vermerkt, daß er's war, achtete ich's nicht, und schlief wieder ein.“ Aber noch etwas später polterte er auch im kurfürstlichen Schlosse und Herzog Johannes hielt die Sache für wichtig genug an Luther zu schreiben und sich Rath von ihm zu erbitten. Derselbe Fürst schenkte ihm späterhin aus Friedrich's des Weisen Nachlaß einen „Crystall mit gülden ebräischen Buchstaben und Zeichen auf den Schlag zugericht“ (fest zu machen). Allein, sagt Luther „derselbige Fürst (Friedrich) war viel zu

klug zu solcher Gäucherei" und also für das Mal wohl klüger als der Doktor. Es ist bekannt, wie viele damalige Fürsten und Gelehrte der Astrologie eifrig ergeben waren. So namentlich Reuchlin und Melanthon, der sich noch viel später die größeste Mühe gab, Luther zum astrologischen Glauben hinüberzuziehen, wie sich umgekehrt Picus von Mirandola bemüht hatte dem Freunde Reuchlin denselben auszureden. Luther wandte sich aber mehr und mehr davon ab, in diesem Punkte aufgeklärter als seine Umgebungen. Die Universität hatte sich bei ihrer Einweihung ein Horoskop stellen lassen. Eben zu dieser Zeit war alles voll von planetarischen Prophezeiungen, Kalendern u. dergl. Luther fand „viel der Bücher bei Gelegenheit der Visitation im Jahr 1527 in den Häusern der Dorfpfarrer und Küster." Erst in der letzten Hälfte des Jahrhunderts kehrte sich die Satyre gegen sie. Ein paar Jahre nachdem Luther diese doch überwiegend gegen den Unsinn gerichteten Predigten gehalten, prophezeite ein Gelehrter, der berühmte tübinger Mathematiker Stöffler, eine Sündfluth, und nun war der wittenberger Burgemeister Hohendorf (1517 — 1534) der Erste, der Sicherungsmaßregeln traf. Sorgfältig achtete man auf die Himmelszeichen und brachte sie mit den Zeichen auf Erden in Zusammenhang. Der Kurfürst und der Herzog von Sachsen bemerkten im Jahre 1517 „da das Evangelium aufging" zu Weimar im Monde ein schönes helles Krucifix. Herzog Johann sah 1516 in Weimar einen großen rothen Stern, der sich zuerst in ein helles Licht, dann in ein Kreuz, darauf in einen gelben und zuletzt in einen gewöhnlichen Stern verwandelte. Dem Fürsten machte das Gedanken, es wurde darüber gesprochen, auch Luther hörte davon. Die Erscheinung war bemerkt „das Jahr zuvor, ehe das Evangelium angegangen ist." Luther deutete sie „aufs Evangelium." Doch wol lauter Zeichen, daß die von ihm ausgehende Bewegung bereits große Aufmerksamkeit erregte und die Aufmerkenden wie ihn selbst mit Ahnungen größerer Dinge, die da kommen sollten, erfüllte, ihn bei seinen Fortschritten begleitete. [1])

1) Tischreden, Walch XXII, 1200, 2262 ff. Vom Scham Hamphoras, Plochm. XXXII, 314. Blätter für lit. Unterh. 1843. Nr. 166. Grohmann, Annalen der Un. Wittenb. I, 8. Gervinus a. a. O. III, 129. Leopold, Wittenberg, 71. Löscher a. a. O. I, 159.

Heiligenverehrung.

Zu den im Schwange gehenden Abgöttereien, wodurch gegen das erste Gebot gesündigt werde, zählt er weiter die Heiligenverehrung und die damit verbundenen Wallfahrten. An mehreren Stellen ist schon davon gesprochen, zu welcher Höhe das Unwesen gestiegen war; und eben noch in der Zeit, in welcher er aufwuchs und zum Manne reifte, stieg die Verehrung von neuen Heiligen, wurden neue Wallfahrten in den Gang gebracht — der Annendienst, als er auf Schulen ging, die Pilgerfahrten zum heiligen Rocke in Trier erst noch 1513. Wie gänzlich war er selbst eingenommen gewesen, bis noch vor ein paar Jahren. Wie eingenommen hatte er Alles in Wittenberg gefunden, das Volk, den Fürsten, die Gelehrten. Jenes ließ sich eher seinen Gott als seine Götzen antasten. Bei der Geistlichkeit, den Doktoren der Universität, welche größtentheils ihre Pfründen besaßen, bei dem Kurfürsten wegen seines Stifts knüpften sich, von der festgewurzelten Meinung abgesehen, sehr starke Anliegen des Nutzens und der Liebhaberei an den Bestand des Heiligendienstes und alles Dessen, was damit zusammenhing. Nicht zu vergessen, daß die Verdienste der Heiligen zum großen Theile den nutzbaren Ablaßschatz bildeten. Das Alles ließ sich Luther indeß nicht irren, seine vorgeschrittene Ueberzeugung auszusprechen, und zwar sehr ausführlich, in's Einzelne gehend, und wenn noch nicht ganz auf den Grund dringend, doch das Uebel gerade da anfassend, wo es am festesten saß, an der Seite der Mißdeutung und des Mißbrauchs, wo es geistig und sittlich am schädlichsten war und dem weltlichen Nutzen am meisten diente. Wie er die Heiligenverehrung noch zulassen will, sieht sie unschuldig genug aus, aber Niemanden wäre auch sonderlich daran gelegen gewesen, wenn sie nichts weiter mehr bedeuten sollte. Am 10. Sonntage nach dem Dreieinigkeitsfeste (1516) hatte er in der Hauptpredigt seinen ersten Angriff auf den Ablaß gewagt. An demselben Tage war es, daß er dem Volk zu Wittenberg das Schärfste von Allem sagte, was in den zehn Geboten über den Heiligendienst, die Wallfahrten und Ablässe vorkommt.

Er verwirft die Heiligenverehrung überhaupt keineswegs,

allein er beschränkt und vergeistigt sie so und sucht sie mit seiner tief innerlichen Auffassung in eine solche Uebereinstimmung zu bringen, daß wenigstens von ihr, wie sie geübt wurde, nichts mehr bestehen blieb. Sofort verwirft er es geradezu als Abgötterei, die Heiligen allein um zeitlicher und leiblicher Güter verehren. Die die Heiligen also ehren, suchen ihre eigne und nicht Gottes Ehre, sind rechte Christen nicht. „Wir ehren und rufen die Heiligen nicht weiter an, denn sofern uns ein Bein oder ein Kopf wehe thut, oder sofern wir kein Geld mehr im Beutel haben." Das wird für unnütz, eine Thorheit vor Gott erklärt, es gefalle weder ihm noch seinen Heiligen. Indeß wird doch zugegeben, es diene insofern zur Ehre Gottes, als Gott aus allen Dingen etwas Gutes nehmen könne. Allein er gibt Gutes, Regen und Sonnenschein, auch den Narren, Feinden, Lästerern, und lehrt uns dadurch, „daß er oder kein Heiliger um solche schlechte Dinge nicht geehrt werden sollen, weil er das Alles überflüssig gibt allen bösen Buben, die ihn darum weder anrufen noch ehren."

Er nimmt sodann den Dienst einer Menge von Heiligen im Einzelnen durch, um zu zeigen, wie „unchristlich sie geehrt werden." Er will nichts davon wissen, daß dem Einen zugeschrieben werde, er schütze vor diesem, dem Andern, vor jenem Uebel. Er führt dies auf heidnische Vorstellungen zurück, unterwirft die Heiligenlegenden sammt ihren Verbreitern und Gläubigen einer theilweis sehr beißenden Kritik. Einer der beliebtesten Heiligen war eben damals St. Christoph geworden. Wir hörten, Scheurl hatte 1512 einen Hymnus an ihn drucken lassen. Wer sein Bild früh Morgens ansehe, sollte Abends lachen, vor dem Teufel und vor dem jähen Tode geschützt sein. Es erscheint ihm nun eben so frevelhaft als thöricht, daß dem Ansehen des „hölzernen und gemalten Bildes" solche Wirkung zugeschrieben werde. Das Ansehen früh Morgens! Hat er seine Kraft so gänzlich an das Frühsehen gebunden, daß ihn vergebens ansieht, wer etwa zu spät kommt? Lachen soll, wer sein Bild ansieht, nicht Der, der in seinem Glauben ihm nachlebt! „welcher doch alleine macht, so ja die Heiligen etwas erlangen, daß wir solches empfahen," womit denn aller Heiligendienst im Grunde für überflüssig erklärt war. „St. Erasm ist der Geizhälse Patron, doch also, daß sie ihm

mit gewissen Gebeten und Kerzen dienen, so gibt er ihnen Reichthum vollauf. Denn was wollte der müßige Mann sonst vornehmen? St. Ludwig, Barfüßerordens, hat einmal in seinem Leben schlecht Bier gut gemacht: da er nun todt und selig ist, muß er unser Bierbrauer sein; dies und kein anders ist ihm zu thun erlaubt. St. Wendelin war ein guter Hirte; nun ist er nützer wider die Wölfe, denn alle Hunde. Da er noch lebte, da hüthete er allein sein Vieh: da er nun gestorben ist, muß er Jedermanns Hirte sein. Also gehen wir mit den Heiligen um, daß wir uns nicht schämen, solche irdische Geschäfte unter sie auszutheilen, als wären sie unsre Knechte und Handwerksgesellen worden; daß mit dem alten Plunder der abergläubische Mißbrauch schier wiederum von uns Christen ist eingeführt worden und angerichtet wird der Haufen alter Götter, die vor Zeiten die Römer im Pantheon ehrten. Und das Alles allein darum, daß wir hier gut leben haben. Also geht es, wenn Bischöfe und Pfaffen schlafen oder ihres Geizhandels warten; da hat der Teufel gewonnen Spiel und führet in die Kirche unter dem Schein des Gottesdienstes ein ganzes Meer von Aberglauben ein, und ist Niemand, der es ihm wehret." Als das Aergste erscheint es ihm, daß die Menschen mehr auf die Heiligen aufschauen und vertrauen als auf Christum. „Es wäre viel besser, man folgte den Heiligen nach in einem heiligen Leben und würde selig durch einen jähen Tod, als daß man ihnen nicht nachfolgt und mit einem natürlichen Tode verdammt wird. Die Leute werden durch den Dienst der Heiligen ganz sicher, leben ohne alle Furcht Gottes, da doch aller Heiligen Dienst zur Gottesfurcht gestiftet ist; auf den Glauben und die Liebe, von den Heiligen bewiesen, achten sie nicht, sondern nur auf ihre Wunderwerke, ihre Macht über zeitliche Dinge, die man ihnen oft, nicht ohne Gott zu versuchen, beilegt; wobei es denn an Pfaffen nicht fehlt, die dem Aberglauben nicht wehren, sonderlich wenn sie merken, daß er ihnen was einträgt."

Er greift den Mißbrauch von allen Seiten an, ist eifrig bemüht, auf die geistige Bedeutung, die echte Lehre, den älteren Brauch der Kirche zurückzuleiten. „Die Gott und seine Heiligen recht ehren, suchen am ersten die Ehre Gottes in den Heiligen und wie sie ihnen nachfolgen mögen, wie die Kirche in

ihren Kollecten thut, begehren nicht leiblich Ding; ja Gott entzieht ihnen oft zeitlich Gut — wie den Heiligen auch — daß sie allein nach dem ewigen Gut verlangen. Die aber Gott allein um zeitlich Ding dienen, die haben ihr Heil allein auf Erden, wie Gott der äußerlichen Frömmigkeit äußerliche Güter verleiht, innerliche entzieht. Also mästet und nähret Gott viel Pfaffen und Mönche, die doch alle ihr Lebenlang nichts thun, denn daß sie ihre Horas mit kalten unwilligen Herzen ohn Unterlaß plerren, da sie doch allerdings nichts beten, und bilden sich gleichwohl ein, sie haben unsern Herr Gott bezahlet." Er begegnet jeder Beschönigung, jeder Ausrede. „Wenn Christus Diejenigen Heiden nennt, die nach zeitlichem Gut trachten, so darf ich sie wol schwache Christen heißen, oder doch faule und unachtsame Menschen. Ich verbiete nicht, die Heiligen anzurufen um zeitliche Güter, verwerfe das aber, daß man allein zeitlich Gut sucht und nicht achtet ihrer Tugend und Exempel. Ich bekenne, daß auch die Kirche in ihrer Litanei bittet wider Blitz, Donner und alle leibliche Noth; aber sie hält rechte Ordnung, bittet zuerst um Gnade und Vergebung der Sünden. Mag sein, daß die Schwachgläubigen bitten mögen um Gesundheit und länger Leben, daß sie hernach frömmer werden; aber wer weiß doch oder mag von sich sagen, daß er habe ein solch rein Herz, daß er leiblich Ding begehre in so einfältiger Meinung? Wer sein Leben bessern will, kann nichts Besseres thun, denn daß er unter der Strafe, die da ist die rechte Besserung und Arznei des Lebens, verharre bis in den Tod. Denn diese Besserung des Lebens fehlt nicht, sintemal sie nicht aus uns, sondern aus Gott ist, der all unsern Bitten weit zuvorkommt und es besser mit uns macht, als wir es wünschen können. Es ist nicht auszureden, wie das so ein würdiges Leben ist, so Einer etwas zu leiden hat. Narren sind wir, wenn wir uns vermessen, unser Leben zu bessern in Gesundheit. Darum sollte man viel lieber einem Christenmenschen rathen, die Krankheit mit Geduld zu tragen, ja auch begehren, daß der Tod komme, je eher je lieber, wie St. Cyprian spricht, daß einem Christen nichts nützlicher ist, denn bald sterben. Aber wir hören lieber den Heiden Juvenal und bitten um einen gesunden Geist in einem gesunden Leibe, in welchem doch die böse Lust am meisten wüthet. Nicht daß man

sich zur Krankheit dringen soll, sondern wenn Gott sie uns zuschickt, sollen wir sie annehmen als einen guten Boten Gottes. Man soll auch nichts Gutes begehren ohne Gottes Willen."

Um den vielfach angegriffenen Heiligendienst zu retten, war man unter Anderm darauf verfallen zu sagen, wie die Heiligen auf Erden mancherlei Gaben des Geistes besessen, so wären sie auch im Himmel mit verschiedenen Gaben zu helfen betraut. Indem er hierauf kommt, sieht man recht deutlich, daß er, obwol noch schwankend und von den bessern Vätern, Augustin namentlich, abhängig, das Spätere von dem Früheren, die Schulmeinung von der Kirchenlehre, das misbräuchlich Eingeführte vom kirchlich Autorisirten zu sondern trachtet, wahrhafte Begründung sucht, nicht geneigt ist, sich ohne eine solche abweisen oder zur Ruhe bringen zu lassen; daß er die Lehre und was davon abhängig in der Kirche, scharf darauf ansieht, wie es in dieser Beziehung mit ihr steht, und sich nicht scheut, seine Bedenken, seine gewonnene Ueberzeugung offen herauszusagen. Er sagt: „Ich sehe nicht ein, wie die neue Meinung anders bewiesen werden könnte, als durch Folgerungen aus Analogien (nisi arguendo a simili), was die allerschädlichste Beweisführung in Glaubenssachen ist. Wie viel Irrthum ist in die Kirche eingeschlichen unter dem Namen Christi und seiner Heiligen, unter dem Schein großer Heiligkeit, und in guter Meinung, wie es heißt, und Eifer der christlichen Kirche, d. h. a simili. Ebenso, wie viel gut Ding wird verworfen von den heiligen überzarten Ohren und muß unter dem Vorwande des Aergernisses Aergerniß heißen. Das sehe ich, die Kirche sagt nicht: St. Paule, heile meine Wunden, sondern: bitte für mich. Darum ist zu wissen, daß alle Heiligen Alles vermögen, und daß dir so viel von Gott gegeben wird, so viel du glaubst, daß du empfangen werdest. Darum befiehl deine Sachen dem Heiligen, der dir der liebste ist, zuerst aber deine Sünden und Noth der Seelen. Ich verwerfe nicht, was St. Augustin schreibt, daß Gott durch einen Heiligen oder an einem Orte Etwas thut, das er durch andere Heilige anderer Orten nicht thut. Niemand weiß Gottes Rath. Dir aber steht es nicht zu, nach deinem Gutdünken den Heiligen Geschäfte zuzutheilen."

Am Feste der heil. Anna, die er so inbrünstig verehrt hatte,

verbreitet er sich über das Thörichte und Ueberstiegene ihrer Legende und neu aufgekommenen, durch den Kurfürsten so angelegentlich geförderten Verehrung und knüpft hieran eine Belehrung, wie die Heiligen recht und innerlich geehrt werden. „Der ehrt sie recht in Gott, der da anschauet in ihnen Gottes Werk und Gnade und durch solche Betrachtung beweget wird und zerrinnt in eine süße Liebe zu Gott, daß er so große Gaben ihnen verliehen hat", u. s. f. Das Alles war nun durchaus kirchlich, herstellend, nur wider die eingeschlichenen grob-sinnlichen Vorstellungen und die der officiellen Kirchenlehre widersprechende Uebung gerichtet. Allein auf der andern Seite waren jene Vorstellungen die herrschenden, wurden geduldet und sogar begünstigt, die Praxis stand mit ihnen in Wechselwirkung, sie wurden durch dieselbe genährt, die wirkliche Kirche hatte sie sich so gut wie angeeignet, deutlich gezeigt, daß sie sich auf eine reinere Auffassung und Praxis nicht zurückführen lassen wollte. Luther, wie man auch hier wieder recht deutlich sieht, war daher und konnte sich streng kirchlich glauben, sofern er auf die ehevorige, reinere, nicht widerrufene, officiell gebliebene Kirchenpraxis und Lehre zurückging, während er sich zugleich durch seine ganze innerliche Auffassung in einem unversöhnlichen Widerspruche mit der wirklichen entarteten Kirche und verirrten Lehre befand und als Abweichender und Gegner erschien, indem er seine wahrhaft kirchliche Ansicht wider die letztere geltend zu machen suchte. Er hatte gerade als wahrer, verständiger und wohlgesinnter Freund und Verehrer der Kirche vollkommen recht, aber bei der Herrschaft der Verderbniß erschien es ohne Frage als höchst ärgerlich, wenn er, noch einmal die Wirklichkeit, die kirchliche Praxis in Beziehung auf den Heiligendienst ins Auge fassend, die Rüge aussprach, es werde hin und her weiter nichts gepredigt, denn was und wie viel die Heiligen uns nützen in zeitlichen Dingen, aber wie barmherzig Gott in ihnen gewesen, das werde geschwiegen, so daß man freventlich zanke und disputire, welcher Heilige im Himmel vor Gott am Höchsten sei, gleich als hätten sie etwas gethan und nicht Gott — „so gar haben wir uns vergaffet an fleischlichen Dingen und unsere Augen von Gott abgekehrt." Noch ärgerlicher mußte es lauten, wenn er geradezu sagte, „zu unsern Zeiten ist es leider gar dahin gekommen mit

der Heiligen Dienste, daß es besser wäre, man ließe ihre Feste unterwegen und daß wir auch ihre Namen nicht wüßten"; oder wenn er getreulich abschilderte, wie es an den Heiligen-Festen herging. „Daß du das verstehest, so überlauf und besiehe die närrische Weise des gemeinen Volks, wie jeder Handwerksmann seinen sonderlichen Heiligen hat. Die Goldschmiede haben St. Eulogium; die Schuster St. Crispinum und Crispinianum; die Tuchmacher St. Severum; die Maler St. Lucam; die Aerzte St. Cosmam und Damianum; die Juristen St. Ivonem; die Studenten St. Catharinam und etwan Aristotelem. Also, ein jeglich Land hat seinen Heiligen, als, die Franken St. Kilian u. s. w. Nun siehe einmal, wie sie ihre Heiligen ehren. Zum ersten, achten sie nicht ihrer guten Werke und Exempel. Darnach, wenn sie es gut machen und ihnen gar große Ehre anthun wollen, so hören sie früh Morgens eine Messe und feiern denselben ganzen Tag allein mit dem Kleide und Müssiggange, und mehr mit dem Scheine, denn mit der Wahrheit. Darzu treiben sie ein leichtfertig Wesen, mit Singen und Springen, daß sie mit ihren Herzen sich niemals mehr von Gott entfremden, denn an dem Tage. Sie verderben die Zeit, ja, spotten mit ihrer Andacht der Heiligen, begehen die Feste, gleichwie die Heyden vor Zeiten ihre Bacchanalia oder Saturnalia. Die Heyden haben ihre Götzen so unehrlich nicht gehalten, als wir unsere Heiligen; ja, sollte sich doch ein Schwein solchen Dienst nicht wünschen. Aber Gottes Zorn hat jetzt überhand genommen und uns dahin gegeben in einen verkehrten Sinn, daß wir ja allenthalben widersinnisch und verkehrt sein. Hier sollten unsere Bischöfe fleißig Aufsicht haben und dazu thun, ja, es wäre das Beste, daß alle Heiligentage abgethan würden, nur daß man etliche wenige behielte, an welchen man früh Morgens Gottes Wort hören möchte und Messe halten. Denn unsere Feiertage sind nichts Anderes, als ein Gespötte der christlichen Kirche, darinnen man Gott nicht ehret, sondern unehret, wie uns das die Erfahrung nur allzuwohl lehrt. Darum hätte Gott Ursache zu uns zu sprechen als vor Zeiten durch die Propheten zu den Juden: Ich hasse und verwerfe eure Feste, und eure Sabbathe und Neumonde mag ich nicht!" — Die alten Klagen von hundert Jahren daher, die wirkungslos verhallten Klagen der Nikolas von Clemange, Gerson u. s. f.

und der großen Koncilien selbst. Vergeblich hatten die Reformationsdekrete der letztern und einzelne Bischöfe eben Das angestrebt, worauf wir Luther hier dringen hören.

Wallfahrten. — Kirchweihen. — Abläße.

Es konnte nicht ausbleiben, daß er Anstoß und Unwillen erregte, wol selbst bei Manchen, die ihm sonst anhingen, denen aber seine Freisinnigkeit oder deren Befangenheit noch zu groß war. Der schon genannte Oldekop sagt, er habe Luther gern gehört, auch allen seinen Predigten in dieser Zeit beigewohnt, ihm bei der Messe assistirt, auch sonst persönlichen Umgang mit ihm gepflogen, Luther sei sein Beichtiger und ihm wohlgesinnt gewesen; er weiß nichts an ihm zu tadeln, aber das mißfiel ihm, daß Luther bisweilen, wie er meinte, über die Heilgenverehrung mit der katholischen Kirche nicht übereinkam und in der Predigt rügte, daß jeder Heilge im Himmel sein eignes Geschäft haben sollte, die lieben Heiligen verspottete, namentlich St. Christoph, welchen man in Wittenberg vierstimmig angesungen: vielheiliger Mann. Wenn Luther das gehört, so habe er aus der Haut fahren wollen und gesagt, dadurch werde Gott der Schöpfer aller Dinge hinter die Thür geschoben und am Tische untenangesetzt. Luther deutet auch wol selbst auf den Widerspruch hin, der gegen ihn erhoben wurde, auf den ernsteren Zusammenstoß, den er, ohne jedoch abzulassen, ahnt, denn er kennt die Höhen sehr wohl, wo das Uebel seine stärksten Stützen hat. „Da zanken sie der Heiligen halben — will immer einer mit seinem Heiligen über andre sein — darf's aber jetzt nicht weiter herausstreichen, als ich gern wollte, darum, daß sie sich fein schmücken würden, und ich müßte freventlich davon geurtheilt haben und unrecht sein, sie aber heilig und unschuldig. Dazu trifft das auch an die großen Prälaten der Kirche, die unleidlicher sind, denn der Himmel, wenn man sie antastet. Man darf den Bettel nicht zu scharf anrühren, bis er einmal selbst grob an Tag komme. Dahin gehören die langen Predigten von der Würde, Freiheit und Ablaß der neuen Feste. Unsre Nachkommen werden dermaleins sehen, daß wir nicht müssig gewesen

sind und für die Langeweile gelebt haben. Denn haben wir sonst nichts gethan, so haben wir doch neue Feste gestiftet und mit den neuen die alten vertrieben, das wohl ewiger Gedächtniß werth sein mag. Vielleicht kommt man noch zu Adam und Eva, daß man ihren Tag auch begehen wird. Es ist die Zeit kommen, darin wir Alles gerne lehren und hören, ausgenommen die alte beständige Wahrheit. Dann der Mißbrauch, daß aus Geiz immer neue Kirchen erbaut werden, wo man nur ein Bild hat, fürnämlich an Orten, wo der dumme Pöbel zuläuft, so daß die Pfarrkirchen verlassen stehen. Damit verbunden das Wallfahrten, das vom Teufel ist, womit sie Zeit und Geld verlieren und mit vielen Sünden sich beladen, indem sie viel unnütze Dinge reden, hören und sehen, verlassen Haus, Hof, Weib und Kind, Dienst und Pflicht, laufen und rennen vor Langeweile und thun allenthalben kein gut. Die christliche Kirche hat nicht vergebens geordnet, daß die Kirchen und zugehörige Stätte sollen geheiligt werden durch das Wort und Gebet, wovon das Volk durch die Wallfahrten abgezogen wird. Sie berufen sich auf den heiligen Geist, der aber gerade befiehlt, daß das Weib beim Manne, der Knecht beim Herrn bleiben soll und keine gute Ordnung zerstört. Hast du ein Weib oder Gesinde, die da sprechen und schreien, sie werden gezogen im Geiste zu Wallfahrten; höre meinen Rath: Nimm ein gut eichen Kreuz und heilige ihnen mit guten Schlägen den Rücken, so wirst du sehen, wie du mit diesem Finger Gottes wirst Teufel austreiben. Denn der Teufel stellet den Weibern am meisten nach, die sich gar leichte hierzu verführen lassen. Wo der nicht Macht hat in ungeweiheten Stätten (dahin man läuft), die Leute zu äffen, thut er das in den Pfarrkirchen selbst. Das gehet nun also zu: daß er das Volk reizet, seine ordentliche Pfarrkirche zu verlassen und den Kirchweihen und Heiligenbegängnissen nachzulaufen, in die Wälder und Dörfer. Da sind nun allenthalben Schenken und Krüge, darinnen es zugeht wie im rechten Babylon (denn also hält man jetzt die Kirchmeß). Und so es Abend wird, so kehren sie wieder heim mit vollem Ablaß, das ist, voll Bier und Wein, voll Unzucht und andern greulichen Lastern, die sie da getrieben haben; kommen sie anders heim. Denn es fehlet selten, daß nicht Etliche auf der Kirchmeß erstochen werden, oder doch schwerlich verwundet;

also, daß nun auch ein Sprüchwort daraus worden ist: Man theilet an den Kirchweihen am Abend Ablaß aus mit Prügeln und Schwerdten, ja, Mord und Todtschlag. Des Jammers und Greuels machet uns nun der Teufel je mehr und mehr; noch meinen wir, es sei besser, daß solche Kirchweihen bleiben, denn daß sie abgethan würden. O daß Gott wollte unsern Bischöfen dermaleins Gnade geben, daß sie solchen Ablaß sammt den Kirchweihen widerrufen und dem Teufel nicht ferner gestatten, uns zu unserm Schaden, da man uns jämmerlich erschlägt, noch zu spotten: es ist zu viel, daß er uns spottet mit Irrthum und Lügen. Aber hier muß ich hören, daß mir vorgeworfen werden die bewährten Wallfahrten, die gen Rom, gen Jerusalem und andern Orten mehr geschehen, zu ehren die Gebeine der Heiligen und Ablaß zu erlangen. Ich antworte: wer diese Wallfahrten allzumal unterwegen ließe und bliebe daheim, der sündigte nicht. Sie sind nicht geboten, sondern werden freiwillig unternommen. Ich will damit dem langen Brauche, der eingerissenen Gewohnheit nicht entgegen sein. Es mag meinethalben laufen, wer nicht bleiben kann; nur daß sie lernen, wenn sie daheim blieben, so möchten sie mit denselben Kosten Gott tausend mal besser dienen und ihrer armen Seelen besser rathen, wenn sie die Kosten an die Armen legten, ja an Weib, Kind, Gesinde und Oberherren, und dieweil Gottes Ruthen und Kreuz mit Geduld trügen."

Nutzbare Heiligthümer und Ueblichkeiten.

In diesem Lichte erschienen ihm jetzt die großen Pilgerfahrten, deren eine er selbst, eine sein Kurfürst und so Mancher mit und neben ihm unternommen hatte. Allein sie gehörten gleich den gewöhnlichen Wallfahrten, den Seelenmessen u. dgl. zu den nutzbaren Ueblichkeiten wie die Reliquien zu den nutzbaren Heiligthümern in der Kirche, und wer sie bestritt, unternahm den schweren Kampf gegen Vorurtheil, Dummheit und Eigennutz zugleich. Luther nahm ihn auf sich, während er gleichzeitig den für sich allein schon auch nicht leichten Krieg gegen die Schulmeinungen und Grillen, die Vorurtheile und den Eigensinn der Gelehrten führte, und verdient dabei sein Muth Anerkennung,

so nicht minder seine Uneigennützigkeit. Er wußte oft bei den dringendsten Bedürfnissen nicht Rath zu schaffen, und ein bedeutender Theil der unzureichenden Einkünfte seines Klosters bestand in den „Accidentalien" von den Ueblichkeiten, wogegen er predigte. Die wittenberger Pfarre trug dreihundert Gulden ein und hatte nur dreißig an gewissem Einkommen. Das größere Ungewisse wurde offenbar durch die Predigten bedroht, die er in der Pfarrkirche und als Vertreter des Pfarrers hielt, und man weiß, daß die „neue Lehre" in der That den vorauszusehenden Erfolg gehabt hat. Weltliche Rücksichten dieser Art kennt er jedoch nicht, und noch weniger war er gemeint, die Habsucht zu schonen, die das Heilige zum Deckmantel nahm. Gerade das erregte seinen Zorn. Kirche, Messe, echte Christlichkeit des Volks sind ihm so hohe Dinge, daß er stärkere und immer stärkere Angriffe auf die Schändung des Heiligthums nicht scheut. So unter Anderm in den nachstehenden Aeußerungen. „Auch hat unser Geiz neulich erdacht, daß man sieben Gülden Messen (die also genannt, weil sie mit einem Gülden bezahlt werden,) mit etlichen Kerzlein und andern Ceremonien lesen lässet, auf weiß nicht was für Glück. Also lässet uns der leidige Teufel auch die Messe nicht rein und lauter. Und wie, wenn hierher auch gehörte der unersättige bodenlose Geizsack, da man zum Kirchenbau opffert, bettelt, zusammen raffet Schätze ohne Ende, und dazu fein brauchet Heiligthum und Ablaß. Darnach, so man das Geld zusammen gebracht hat, so legt man es weder an die Kirchen, noch an die Armen, sondern man verschwendet es mit Krieg, oder Rechtshändeln, oder hebet es dazu auf. Also hat man auch die Nägel Christi in Mißbrauch gezogen und zu Geiznägeln gemacht, und das Alles unter dem Schein großer Andacht und Heiligkeit, daß man Gülden und Thaler damit durchbohret. Sprichst du, man thue es aus Andacht; so spreche ich, warum durchbohret man denn nicht damit Papier und ander Ding, als Tafeln u. s. w. Warum ist man dem Silber und Golde so auffätzig? Aber was unterstehe ich mich viel zu sagen von dem bodenlosen Geizsack, den man jetzt hat in der Kirchen angerichtet, daran der Prophet selbst verzweifelt, und spricht kurz, als in der Summa, Jer. 6, 13: Sie geizen allesammt, beide Groß und Klein."

Solche Treffer durch Anwendung eines schlagenden Schrift-

worts, wie ihm denn ein solches stets zu Gebote stand, gehörten sicher zu dem Wirksamsten in seiner Rede, und namentlich seine fleißigen Schriftstudien befähigten ihn in einem solchen Maße dazu, worauf wol im Vorübergehen einmal aufmerksam gemacht werden darf. Im Uebrigen erhellt abermals aus dem Schlußsatze, daß er sich die Schwierigkeit seines Kampfes nicht verbarg und wie voll ihm das Herz von den Verderbnissen der Kirche war. [1])

Kirchliche Gesinnung.

Andere bald folgende Aeußerungen lassen abermals deutlich erkennen, wie streng-kirchlich seine Gesinnung war. Er hatte bei seinen Rügen ausdrücklich erklärt, daß er die Heiligenverehrung an sich selbst nicht verwerfe. Er fügt mildernd noch hinzu, wenn er Diejenigen streng getadelt habe, die mit den Heiligen Abgötterei trieben, so wolle er sie doch nicht verdammen, sondern nur dahin bringen, daß sie ihr Elend und ihre Unvollkommenheit erkennten und nicht Christen zu sein meinten, weil sie Gott und seine Heiligen so verkehrt anbeteten. Sodann kommt er auf die Begharden, mit denen er nichts zu schaffen haben will. Aus dem Zusammenhange geht hervor, daß er die Böhmen meint, wobei zu bemerken ist, daß er die Ansichten der böhmischen Brüder erst späterhin kennen lernte und dann ihren Lehrbegriff genau prüfte und größtentheils billigte. „Wiewol ich euch weiland Ketzer schalt, da ich noch päpstisch war," schrieb er ihnen 1530. In dieser ganzen Zeit scheint er nur Kunde von den entarteten Begharden gehabt zu haben. Er ist erfüllt von der großentheils gerechten Abneigung der Kirche gegen sie. In seinen Umgebungen mußten Hinneigungen zu den böhmischen Ketzereien vorhanden sein. Er hat sein Ohr dagegen verschlossen. Sein Widerwille und Eifer ist noch immer derselbe. „Mit nichten, sagt er hier, sollen die Unseligen denken, ich habe ihre Meinung hiermit gefördert, die aus grobem Unverstande (nimia ruditate) und feindlichstem Hochmuth uns Deutsche beschuldigen, wir ehrten die Heiligen so, daß wir Abgötter aus ihnen machten. Um das zu be-

1) Vergl. Walch XXII, 1362. Plochm. XXIV, 346.

weisen, raffen sie zusammen viel Sprüche der Schrift, in welchen verboten wird, daß man Niemand soll anbeten, denn Gott alleine. Und daß sie uns bei den ihrigen billig verhaßt machen, so lassen sie fein außen, daß David, Salomon und viel Andere angebetet worden sind, verkehren damit die Schrift böslich und schänden arglistig unsern Gottesdienst. Also lehren sie uns, die Bauern, daß Gott allein anzubeten sei, davon sie hoch rühmen, gleich als hätten wir solches jemals geleugnet; da sie doch nicht leugnen mögen, daß man oft eines Königs Dienern Ehre erbeut und gleichsam anbetet, desto eher vor den König zu kommen." Er sage wider die groben Filze, die solches nicht wahrnähmen, daß man seine Zuflucht wol nehmen möge zu der Fürbitte der Heiligen; sucht dann den Heiligendienst durch mehre alttestamentliche Stellen mit sehr unzureichender Exegese zu begründen, und kündigt sogar an, dies ein ander Mal noch weiter ausführen zu wollen. „Ich sollte hier auch predigen wider das falsche Vertrauen auf Ablaß, setzt er hinzu, wo ich das bereits nicht gethan hätte mehr als zu viel, auf mancherlei Weise." Vom Ablaß war und blieb die bewegteste Tagsfrage. [1])

Die Gerechtigkeit allein aus dem Glauben.

Am Schlusse der Predigten über das erste Gebot kommt er auf seine Grund- ünd Hauptlehre von der Gerechtigkeit allein durch die Gnade Christi ohn' unser Verdienst; auf die guten Werke, die doch nicht rechte gute Werke und Erkenntniß sind, sondern Irrthum und Sünde, weil sie nur aus bösem Herzen kommen, bei Dem, dessen Herz durch die Gnade noch nicht zu Gott gekehrt ist; auf ihre Schädlichkeit, weil das Herz dabei nichts suchen kann als sich selbst, weil sie den Menschen darum nur leer und eitel machen, die Selbsterkenntniß bei ihm hindern. Dem Mißverständniß, wenn die Gnade gerecht mache, brauche man keine gute Werke zu thun, ist er zu begegnen abermals eifrigst bemüht. „Der Mißverstand ist allein in dem Wörtlein gut. Ohne Glauben ist es unmöglich, daß man Gott gefalle,

1) Plochm. XXVIII, 390.

und Alles, was nicht aus dem Glauben gehet, ist Sünde, wie der Apostel lehrt. Was sie gute Werke heißen, sind darum nicht gut vor Gott, sondern böse, weil sie aus dem Gesetz äußerlich gethan werden, nicht aus Gott und um Gottes willen geschehen." Er bestärkt sich damit, daß auch St. Paulus, da er also gelehrt, auf ähnliche Weise mißverstanden sei. Polemik gegen den Pelagianism und den „Meister von hohen Sinnen" und dessen Lehre vom Verdienste, das aus der Hoffnung komme, schließt die Erörterungen über das erste Gebot. [1])

Zweites Gebot. — Politisch-religiöse Ansichten. — Eid, Lüge, Meineid.

Beim zweiten Gebote spricht er mit Eifer wider manchfachen Mißbrauch des Namens Gottes unter den Christen. Gelegentlich

1) De Wette bemerkt in seinem neuesten Buche (Das Wesen des christlichen Glaubens, 393): „Wenn die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben je nothwendig und heilsam war, so ist sie es für unsre Zeit, wo das Uebel der sittlichen Unlauterkeit, der Flachheit und Ungründlichkeit der Gesinnung und Selbstbeurtheilung, der Versunkenheit und Selbstsucht, der Vermessenheit, nach eigener Einsicht und Ansicht zu leben, der Zufriedenheit mit äußerer Unbescholtenheit und Rechtlichkeit, des Mangels an Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit mehr als je herrschend ist." Es wird keinen Zweifel leiden, daß die reformatorische Zeit die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben besser als die unsre zu würdigen wußte, daß sie sich in ihr aufraffte und mehr Aufopferungsfähigkeit und Thatkraft zeigte. Doch gehört eine Beurtheilung der Sittlichkeit der Gegenwart oder eine Vergleichung ihrer sittlichen Beschaffenheit und Kraft mit der der Reformationsepoche nicht hierher. Dagegen mag aber eine Bemerkung, die ich anknüpfen will, nicht überflüssig erscheinen. So wenig von roher Sitte auf Unsittlichkeit oder von äußerer Geschliffenheit auf Sittlichkeit zu schließen ist, und wie groß die echte sittliche Tüchtigkeit des Geschlechts von damals sein mochte, es hatte aus dem elenden funfzehnten Jahrhundert und aus der noch jämmerlichern Erziehung der Kirche und Hierarchie jenes Jahrhunderts eine Verwilderung herübergebracht, beträchtlich genug, daß auch ihm die Lehre vom Glauben und die von ihr ausgehende sittliche und religiöse Anregung und Erneuerung jedenfalls sehr heilsam und nothwendig war; und zahlreiche Andeutungen auch in den Predigten über die zehn Gebote bestätigen es — eben diesen Predigten, unter deren Eigenheiten und

kömmt er da auch auf die politischen Nationalangelegenheiten, die er also fortwährend im Auge behält. Wir begegneten seiner Ansicht schon in der Rede für den Propst von Leitzken. Hier faßt er eine andere Seite auf. „Wenn wir hören, daß der Türke Kirchen, Altäre und ander heilig Ding der Christenheit schändet, flugs werden wir bitter und böse wider ihn, und denken, wie wir solche Schmach mit Krieg rächen mögen, klagen (die Volksstimme!), daß die Fürsten nicht wider den Türken kriegen. Aber es brauchet der Mühe nicht, sondern du darfst nur in deinen eigenen Busen greifen, so hast du schon einen Türken ergriffen. Unterdeß lässet Gott jetzt die christlichen Fürsten wider einander kriegen, damit er uns härter bestraft denn den Türken, die wir mehr als der die heiligen Dinge Gottes verunreinigen."

Am ausführlichsten verbreitet er sich über die Versündigung gegen das Gebot durch Meineid, Lüge und was weiter dahin gehört. Von diesem Standpunkte aus, namentlich weil sie Meineide veranlassen, tadelt er die heimlichen Verlöbnisse, denen er stets gram blieb. Wie edel sein Unwille über alle Verlogenheit und Unwahrheit, nicht leere tönende Worte in seinem Munde. Wie lebenskundig, anwendbar und beredt handelt er die Lehre vom Schwure ab! Es mußte an die Herzen dringen, zumal solche Predigtweise so selten war.

Drittes Gebot. — Gesetz und Liebe.

Bei der Erläuterung des dritten Gebots geht er von einem Gedanken aus, der oft bei ihm wiederkehrt, an welchem viel Wichtiges bei ihm sich anknüpft, und der den Grundsatz und Antrieb der Freiheit und Befreiung in sich bergend, auch unmittelbar mit seiner Hauptüberzeugung zusammenhängt. „Wo die Liebe ist, da ist kein Gesetz nöthig, und wo sie nicht ist, da hilft auch kein Gesetz. Alle Gebote, so sie ohne Liebe, das ist ohne einen leichten, fertigen, fröhlichen und geneigten Willen ge-

Vorzügen am letzten vergessen werden dürfte, daß sie die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben an die Spitze stellen, überall durchleuchten lassen, und mit so großem Erfolge in das Volk hineinbringen.

schehen, bleiben unerfüllt, ob schon die äußerlichen Werke geschehen, denn da bleibt ein unlustiger, das ist sündlicher Wille.“ Warum ist aber die Schrift allenthalben voll Gebote? Sie sind gegeben zur Erkenntniß der Richtung des Willens, daß dieser daran sich übe. So sind die zehn Gebote „ein Spiegel, in welchem der Mensch sich beschauen soll, worin oder wie er fast ab- oder zunimmt, wobei vor allen Dingen darauf zu achten ist, nicht nur daß man sie thue, sondern mit was Herzen und Willen man sie vollbringe.“

Sabbathsfeier. — Messe und Predigt.

Sodann wird abgehandelt, wie in dem Gebote Feiertagsruhe verordnet, warum den Juden der Sabbath geboten ist und die christliche Kirche die Feiertage beibehalten hat, auf welcherlei Weise das Gebot übertreten, wie es erfüllt wird. Die Grundsätze über die Sonntagsfeier halten die Mitte zwischen Schlaffheit und Ueberstrenge. Sie gehen von einer geistigen, allen Mechanism beseitigenden Auffassung aus und berücksichtigen doch die Noth und Ansprüche des Lebens. So gleich die leitende Grundansicht: „Paulus straft die Galater, daß sie nach äußerlichem jüdischen Schein Tage, Monden und Jahrszeiten hielten. Darum hat dies Gebot, ja haben eigentlich alle Gebote aufgehört bei den vollkommenen Christen. Denn dem Gerechten ist kein Gesetz gegeben, 1. Timoth. 1, 9. Doch hat die Kirche Feiertage behalten der Unvollkommenen halben, denen das Wort Gottes Noth ist. Aber ein wahrer gerechter Mensch ist also gottförmig, daß ihm alle Tage gleich heilig sind, wie bei Gott kein Unterschied der Tage, Stätte oder Person ist. Nichtsdestoweniger ist den Schwachen, bei denen der alte Mensch noch nicht erstorben, noth, daß sie sich üben in gewissem Gottesdienst, Tagen, Sitten, Wochen, Fasten, Arbeit, Gebet, Zucht und dergleichen, damit sie gelangen zum Wachsthum des inwendigen Menschen.“ In diesem Sinne das Ganze. Unnachsichtlicher Tadel trifft Die, die am Sabbath der Sünde fröhnen, sich der Unzucht und Völlerei hingeben, ihn blos äußerlich und nicht im Geiste feiern. Sonntagsarbeit wird zugelassen, wenn sie nothwendig — nur daß sich Niemand ein Nothwerk dichte — wenn Maß dabei gehalten wird, die Liebe des Nächsten dazu treibt. Fehlt es nur nicht an der feiertäglichen Gesinnung, so wird viel gestattet. Nur an einer Stelle scheint eine Hinneigung zu übertriebener Strenge hervorzutreten; doch ist der Ausdruck sehr vorsichtig. Aerzte, Schmiede, Müller, Leute, die auf die Jahrmärkte ziehen, sind entschuldigt, wenn sie zu anderer Zeit nicht thun können, was sie zu verrichten haben. Das führt denn auf eine bezügliche Frage. Der wehrhafte Bürger freute sich mit Recht des Armbrustschießens, man nahm an Feiertagen die Waffenschau vor. Könnte das nicht auch an Werkeltagen geschehen? Mit Noth, Liebe, Maß kann es nicht gerechtfertigt werden. Der Sabbaths-Nachmittag soll doch Gott so heilig sein als der Vormittag! Also: „Sind unsere Wittenberger entschuldigt, wenn sie am Sonntage den Vogel abschießen, Büchsen und Gewehr besichtigen?“ Er meint: „Darauf sollten die Herren Bürgermeister Acht haben.“

Zuletzt beschäftigen sich die Erörterungen über das Gebot mit der Frage, auf welche Art es erfüllt werde? Die Antwort lautet: durch Meßhören, Predigthören, Beten, Opfern, sich mit Gott Versöhnen. Ueber das Meßhören äußert er sich ganz in dem Sinne, in welchem er die Heilighaltung des Feiertags bespricht, doch auch ganz vom Standpunkte des Priesters, der in der Messe das Opfer des Gottessohns zu vollbringen glaubt. Deutlicher noch als bisher tritt sodann der Gedanke und das Bestreben hervor, auf die ältere und ursprüngliche Ordnung der Kirche zurückzuleiten. Er hat die kirchlichen Rechtsbücher und deren Bestimmungen mit kritischen Augen angesehen. Wollte man bei seiner halben Ungunst gegen die Waffenübungen der Bürger an Feiertagen sagen, die Klosterluft beenge ihn noch, so zeigt er sich hinwieder sehr unbefangen vom Ordensgeiste, wenn er darauf dringt, daß Jeder in seiner Pfarrkirche die Messe höre, statt sich damit zu begnügen, der Frühmesse im Kloster beizuwohnen. Jeden seiner Andacht nachgehen zu lassen, wie ihm beliebe, sei wider die Ordnung, insbesondere die kirchliche, die bereits viel zu wenig beobachtet werde. Es sei zu fürchten, daß ein immer wüsteres Wesen eintrete. „Glossen zum Text der kirchlichen Kanones, wie die, nach welcher das Meßhören im Kloster für statthaft erklärt wird, wenn die Andacht dazu treibe, nicht Verachtung

der Pfarrmesse, sind verdächtig und trüglich, nicht zu beachten, weshalb Jeder sich richten soll nach der Ordnung der Kirche und seinen Gehorsam gefangen nehmen in den Gehorsam Christi." Die Kirche „kann nicht irren; es mag aber wol ein Jeglicher irren in seiner Andacht, wie denn auch viel Propheten, Heilige und Könige geirrt haben, uns zur Warnung." Dann weiter: Daß man auch das Wort Gottes höre, sei freilich nur ein Rath der Kirche, allein auch ein Gebot Gottes. Er steht nicht an, geradezu und in entschiedenem Widerspruche mit der Praxis, wenn nicht der Unfehlbarkeit der Kirche, zu erklären: „Das Predigthören ist nöthiger denn Messehören. Ja, Messehören geschiehet des Worts Gottes halben, wie denn Christus sprach, da er das heil. Sakrament des Nachtmahls einsetzte: thut das zu meinem Gedächtniß; als wollte er sagen: ihr sollet nicht Messe halten, ihr prediget denn auch das Evangelium." Weiter folgt eine Erinnerung an den bessern Brauch der ersten Kirche, dessen Herstellung er wünscht, zuletzt eine lebhafte Rüge der Gegenwart. „So das Volk also hart verbunden ist, zu hören das Wort Gottes, vielmehr sind die Priester schuldig, solches zu predigen, oder zu bestellen, daß es durch Andere gepredigt werde. Nun denke, so Gottes Wort zu predigen über alle Dinge inständiglich geboten ist, wie gehet es denn jetz so übel zu, daß man nichts geringer achtet und an vielen Orten gar unterweges lässet, an vielen Orten aber solch Ding prediget, das besser wäre geschwiegen. An etlichen Orten prediget man der Menschen Satzung und andere Lehre aus den Rechten und Weltweisen genommen. Aber das Evangelium, das ist, das Gedächtniß Christi, ist so seltsam worden, daß man ein Grauen darob hat. Man zwinget das Volk zu der Pfarr, und sind doch nicht gehorsam. Das macht, die Priester sind gezwungen, das Evangelium zu predigen, sie thun es aber nicht. Darum ist es kein Wunder, daß das Volk in der Irre wallet zu andern Kirchen in abergläubiger Unbändigkeit, so die Pfaffen aus grober Unwissenheit Narrentheidinge, Fabeln und unnütz Ding predigen. Du predigest nicht das Evangelium, als du wohl solltest, und meinest, es sei groß Unrecht, daß das Volk hin und her zu den Götzen läuft? So du selbst der Kirche das Amt und Gottes Wort entzeuchst, was kann anders daraus folgen, denn daß das Volk dir seinen Gehorsam

und Gehör entzeucht? Du bist nach dem Buchstaben von innen nichts nutz und nach dem Geist von außen: darum schweift das Volk nun äußerlich, mit Leib und Seele, und sündiget soviel weniger denn du, so viel lieber sie das Evangelium höreten, wenn du es ihnen predigtest; ja, wenn du es auch gelernet hättest. Darum bist du selbst Ursache, daß deine Kirche verlassen wird."

Wahre und falsche Andacht.

Dieselbe Rüge ergeht über das veräußerlichte Gebet beim Volke und ebenso beim Klerus, denn den eignen Stand schont er, ihm erläßt er am wenigsten. „Also — nämlich blos mit dem Munde — beten jetzo viele Menschen; auch unsere Chorherren und Priester singen und predigen jetzo fast, wie die Orgel den Chorgesang pfeift, den sie selbst nicht versteht, machen groß Geschrei und ist doch wenig Verstand und Andacht dabei." Es mißfällt ihm, daß die Sitte der frühesten Kirche abgekommen, am Feiertage Brod und andere Speise zu opfern und das übrig Bleibende den Armen zu geben. Dann aber folgt eine Klage, die abermals wider die Verkehrung alten guten Brauchs in Mißbrauch, gegen den Nutzen des Klerus, herrschende Lieblingsvorstellungen, Neigungen und Ueblichkeiten geht. „Jetzo ist das den Armen gar entzogen, und sind damit Kirchen, Klöster und Spitale gestiftet und begabet." Er kommt an einer anderen Stelle darauf zurück. Arge Verkehrtheit sei es, genährt vom Geize des Klerus, mehr und williger zu den todten Steinen zu geben denn den lebendigen Menschen. Gott bedürfe der äußerlichen Güter nicht und habe nirgend in seinem geistlich zu verstehenden Gebot gefordert, daß man sie ihm gebe, wol aber den bedürftigen Angehörigen und Nebenmenschen damit zu dienen. Statt dessen gehe man diese vorbei und lege Geld und Gut mit Ueberfluß an Kirchen und Kirchenzier. Dies und Pfründen stiften und dergleichen schaffe Niemands Seligkeit, denn wie sollten die Armen die letztere erlangen, wenn es nöthig dazu wäre. Der Mensch habe so viel Anderes zu thun seine Seligkeit zu schaffen, daß er damit nie fertig werde, und sollte daher um so mehr des Nöthigen gedenken und das Unnöthige lassen. Er hätte nicht unbefangener

sprechen, aber auch kaum Aergerlicheres sagen können nach dem Sinne des Klerus, so vieler Pfründner an der Universität des Kurfürsten. Es liefert wie so viel Aehnliches einen Kommentar zu einigen Aeußerungen in seinem Briefe an Spalatin über Staupitz' beabsichtigtes Bischofthum. Dem gesunden, für evangelische Wahrheit empfänglichen Sinne des des ewigen Gebens an Kirchen und Geistliche überdrüssigen Volks mußte es desto besser gefallen.

Aehnlich verhält es sich mit Dem, was er zum Schlusse über die am Feiertage nothwendige Versöhnung mit Gott „durch Untersuchung des Gewissens und Reue wegen der Sünde" sagt. Diese Reue muß aus der Liebe hervorgehen. „Wenn du alle Güte Gottes gegen dich fleißig erwägest und dagegen hältst deine Undankbarkeit und Sünde, so fehlet es nicht, es entspringet in dir ein Haß und Unwille gegen dich selbst und gehet auf in eine inbrünstige Liebe zu Gott und seinem Lobe. Und das ist die rechte, lebendige, kräftige und thätige Reue. Aber jene, die allein entstehet aus Furcht der Höllen und Abscheu der Sünden, ist dem Buchstaben nach erdichtet und währet nicht lange, denn sie ist nicht gegründet in der Liebe, ist durch Furcht erzwungen. Wenn das Herz nicht entzündet ist, so geschiehet alles andere Ding kalt, unnützlich und mit Schaden, denn es bringet nicht Frucht." Zur Erläuterung erzählt er das Geschichtchen von dem Kardinale, der zum Koncil nach Konstanz ritt, und von einem Hirten auf dem Felde beschämt wurde, ihm den Preis der Frömmigkeit zu- und dem Klerus absprach. Eine so unbefangene, freimüthige und geistige Auffassung und Predigtweise drängte darauf hin, die ganze gewinnreiche Stellung der Hierarchie zu ändern, die Aeußerlichkeiten des Katholicism um allen Werth zu bringen, und mußte den tiefsten Eindruck machen, wo Verstand und sittlicher Ernst war.

Viertes Gebot. — Pflichten der Aeltern. — Jugendunterricht. — Erziehung.

Beim vierten Gebote behandelt er die Verhältnisse und Pflichten der Kinder und Aeltern, der Eheleute, der Dienstboten, Herrschaften, Obrigkeiten und Unterthanen. Wir sehen ihn hier

noch mehr als ernsten Sittenprediger, doch eifert und übertreibt er nur wenig, am wenigsten in dem Maße, wie viele Andere; seine reifere religiöse Auffassung, seine gesundere Theologie wirkt merklich ein.

Trefflich, mit tiefer Herzens- und Weltkunde spricht er über die Pflichten der Kinder und Aeltern. Wie er in den Klöstern den Jugendunterricht zu fördern suchte, verweilt er hier mit Vorliebe bei ihm und der Wichtigkeit desselben, anderweiten lebendigen Zeitgedanken und Bestrebungen damit sich anschließend. Seine eigene trübe Erfahrung mochte einwirken, wenn er sagt, man hoffe vergebens, daß von Seiten der Lehrer in den Schulen geschehe, was die Aeltern so oft versäumten oder nicht könnten, und wenn er dann, im ersten Satze mit Uebertreibung, ohne gehörige Sachkenntniß hinzufügt, „alle Völker, sonderlich die Juden, halten ihre Kinder besser zur Schule, als die Christen. Darum stehet es auch so übel mit der Christenheit. Denn alle ihre Kraft und Macht stehet in den Nachkommen, und so die in der Jugend versäumet werden, so gehet es der christlichen Kirche gleich als einem Garten, der versäumet wird im Frühling. Sind wir nicht Narren? Siehe, wir können an unsern eigenen Kindern Himmel und Hölle verdienen, und kehren uns nicht daran. Denn was hilft es dich, wenn du für dich selbst noch so fromm bist, bist aber fahrlässig in Auferziehung deiner Kinder? Man findet Leute, die Gott dienen mit viel seltsamer Uebung; sie fasten, tragen rauhe Kleider, und halten viel Dinge aus eigener Andacht; aber dem wahren Gottesdienst ihres Hauses, die Kinder recht zu ziehen, gehen sie blindlings vorbei, und machen es, wie vorzeiten die Juden, die den Tempel Gottes verließen und opferten auf den Höhen. Darum sollst du am ersten Acht haben, was Gott von dir erfordere, und was er dir vor ein Amt auferleget hat; wie St. Paulus 1. Cor. 7, V. 20 spricht: Ein Jeder bleibe in dem Berufe, darinnen er berufen ist. Glaube mir, es ist viel nöthiger, daß du achtest und Sorge habest, die Kinder wohl zu ziehen, denn Ablaß lösen, beten, fremde Kirchen besuchen oder viel Gelübde thun." Die Aeltern fordern Ehrerbietung von den Kindern, sollen sich gegen diese nun aber auch so verhalten, daß ihnen Ehrerbietung erwiesen werde als Gottes Stellvertretern und nicht als Götzen und todten Bildern von Aeltern; worauf dann die

Aeußerungen über zu große Erziehungsstrenge und Verzärtelung folgen, welche angeführt wurden, wo von den Eindrücken seiner harten Kindheit die Rede war. Man muß es lesen, mit welcher Wärme, welcher Klarheit, welchem Reichthum an Beobachtung und Lebenskunde er fast alle Seiten und Fragen der Erziehungslehre abhandelt, und unwillkürlich drängt sich der Gedanke auf, woher ihm wol auf seiner Lebensbahn, in seiner klösterlichen Stellung das Alles und die lebhafte Theilnahme an diesen Dingen geworden sein mochte. Darüber mag man sich wundern, desto erklärlicher aber wird es, daß die Gemeinde in Wittenberg, der er so predigte, an seinen Lippen hing, unbedingtes Vertrauen zu ihm faßte, und daß er, als seine Wirksamkeit sich erweiterte, sein Wort in alle deutsche Lande erscholl, auch im Herzen der Nation heimisch wurde.

Kleiderpracht.

Hier und da ist er allerdings zu streng, unbillig, unpraktisch, den Ordensmann verrathend, doch sieht es nur mehr so aus, als es in der That der Fall ist, wenn man Einzelnes für sich allein, außer dem Zusammenhange seiner ganzen Denkweise betrachtet. Es kommt bei den älteren Sittenpredigern durchgängig vor, und sie thaten darin des Guten zu viel und nothwendig etwas Vergebliches, wenn sie sich z. B. gegen Kleiderpracht oder was ihnen so erschien, gegen neue Moden u. dgl. übermäßig ereiferten. So auch Luther an dieser Stelle. „Siehe, was vor Mißgeburten von Kleidern in beiden Geschlechten, sonderlich bei den Weibern aufkommen! Die Welt meinet, es sei zierlich. Warum? Darum, was da neue ist, das gefällt uns wohl. Sollte sich eine ehrbare Frau nicht schämen, daß sie so kostbare Schleier, Stürzen und andere Dinge an sich trägt, davon ein mäßiger Bürger sein ganzes Haus erhalten könnte? Und was soll ich sagen von Röcken und Schauben und seidenen Kleidern, von Purpur, Gold und Silber, das die Weiber an sich hängen?“ Sogar der einschlägige Kunst- und Gewerbsfleiß erregt seinen Unwillen. Wie Mancher unter uns wird die Befangenheit oder Unbefangenheit nicht begreifen können, es nöthigt ein Lächeln ab, wenn er (und

zwar in einer kunstfertigen industriösen Zeit) sagt: „Was soll ich von den Meistern sagen, die jetzt ihres Gewinns halben ersinnen ein Radgezeug, damit man die Schleier und ander leinen Gewand presset und glatt macht, also daß ein Schleier achtzehn bis zwanzig Gülden, ein Radgezeug aber vierzig bis funfzig Gülden kostet.“ Er meint, dem Unfuge sollte durch gesetzgeberisches Einschreiten gesteuert werden. „Ich weiß nicht, wen ich hier strafen soll, die Männer, Weiber oder Stadtobrigkeiten, die solchen Mißbrauch den Weibern nachlassen, dadurch sie sich muthwillig in Armuth bringen? Denn warum gibt die Obrigkeit hier keine Gesetze, wie anderswo geschieht? Oder warum bändiget der Mann nicht sein Weib, so er doch ihr Herr ist? Oder wenn er Solches wissentlich leidet, warum klagt er über die Schatzung?“

Die Obrigkeiten ließen es indeß, und auch die wittenberger ließ es an Kleider- und überhaupt an Luxusordnungen, an Maßregeln wider denselben nicht fehlen, der allerdings seit einem Menschenalter sehr beträchtlich gestiegen war und eben jetzt noch immer höher stieg. Gerade in diesen Jahren, von 1512 bis 1520 erhöheten sich die Preise der verschiedenartigsten Luxusartikel um das Doppelte, Dreifache und Vierfache, was mindestens zum sehr großen Theile in dem vermehrten Verbrauche lag. Große Zeitübel gingen daraus hervor. Die Kleiderpracht, das üppige Leben der Städter erregte den Neid des verarmenden Adels, die Ueppigkeit der Höfe führte zu Belastungen und mancherlei Druck, die kleineren Herren ahmten Alles nach, Ueppigkeit wie Uebergriffe. Die Mindermächtigen hatten darunter zu leiden, die Bauern am meisten. Wir werden unten auf die zunehmende Gährung in allen Ständen, die Entgegensetzung derselben, die überall ausbrechenden Unordnungen und Empörungen kommen. Zu den Ursachen dieses bedrohlichen Zustandes gehörte der Luxus allerdings, und insofern war der Eifer dawider sehr berechtigt.[1])

Weiber und Männer.

Das Herren-Verhältniß des Mannes wird nach dem Schriftworte stark hervorgehoben gegen die Weiber, „die ihre Männer

1) Zimmermann, Allg. Gesch. des großen Bauernkriegs, I. 303 ff.

verachten, mit ihnen hadern und zanken, allewege das letzte Wort haben wollen" u. s. f. Denn „wie sich nicht ziemet, daß der Sohn sich empöre und hadere wider den Vater, der Knecht wider den Herrn, das Volk wider seinen Fürsten oder Priester, also ziemt es dem Weibe auch nicht, daß sie wider ihren Mann strebe. Darum soll ein Weib entweder unterthan sein oder nicht freien. Will sie nicht haben einen Herrn, so nehme sie keinen Mann, denn Gott gebeut ihnen durch die Apostel und seine heil. Schrift, daß sie schuldig sind, den Männern zu gehorchen." Allein er ist doch billiger und milder, als es hiernach scheinen sollte. Er vertheilt Recht und Gerechtigkeit nach allen Seiten. „Schmücken sich die Weiber mit Willen und Geheiß ihrer Männer, so sind sie entschuldiget, nämlich wenn sie es mit Unwillen thun, allein darum, daß sie ihren Männern nicht mißfallen, so dieselben vernünftig sind und es bezahlen können." Er beruft sich dabei auf Esther und die heilige Cäcilie, wie er überhaupt die Legenden häufig und sehr erbaulich neben der alt- und neutestamentlichen Geschichte benutzt. Es kommt nur vor Allem darauf an, daß über dem Kleiderschmucke die wahre Zier nicht versäumt werde; im Grunde gehört die äußerliche Gezierde jedoch den heidnischen Weibern, die Christen sollen eine andere haben. Man sucht aber den äußerlichen Schmuck, weil der inwendige nicht gefällt, und das ist tadelnswerth. „Was suchest du mit so großem Schmuck? Daß du fremde Männer an dich lockest? oder gibst damit zu verstehen, daß dich die Keuschheit schwer ankömmt? Willt du denn eine Hure werden? Was suchest du einem Andern mehr zu gefallen, denn deinem Manne? Wer sollte nicht einen Argwohn auf dich haben, daß du mit solchem Schmucke begehrest Andern zu gefallen? Ein Weib ist übrig genug gezieret, wenn sie so viel gezieret ist, daß sie ihrem Manne gefället, welchem sie allein gefallen soll; denn sie ist ihm gegeben und unterworfen. Also mag ich auch von den Jungfrauen sagen. Warum trachten die Närrinnen den jungen Gesellen zu gefallen? Weißt du nicht, daß ein junger Gesell scheuet dich zu nehmen, wenn er denket, daß er dich mit so großen Kosten in Kleidung halten muß? Willt du einen jungen Gesellen zu deiner Liebe ziehen, so merke diesen guten Rath: bis schamhaftig, rede wenig, und ziere dich nicht viel, und siehe ihn nicht mit steifen Augen an. Der größeste Frauen- und Jungfrauenschmuck ist eine züchtige Schamhaftigkeit; denn der Männer Herz wird dadurch viel mehr bewogen, als durch allen Kleiderschmuck. Darzu gibt es keine beständige eheliche Liebe, da die Gezierde in der andern Person erwecket fleischliche Liebe; darum sie einander bald überdrüssig werden, dieweil die eheliche Liebe nicht auf Tugend gegründet ist, sondern auf die eitele Kleidung. Vergehet der Schmuck, so zergehet auch die Liebe. Darum folge du meinem Rath, so wirst du mit Gottes Hülfe viel eher einen Mann bekommen, denn die leichtfertigen und unverschämten Töchter, die sich den losen Vetteln gleichstellen, von welchen im 144. Psalme, Vers 12."

Eben so ernster Vorhalt wird dann auch den Männern gethan. Sie sollen zusehen, daß sie sich geschicklich halten, daß sie würdig seien ihres Namens und Obrigkeit; sollen die Frauen in Ehren halten als Miterbinnen der Gnaden und nicht in der Begierlichkeit; sollen wohl berücksichtigen, daß dieselben eines zarten Leibes, also auch eines weicheren Gemüthes sind, sollen ihre Stärke nicht mißbrauchen. Die Ehre, die der Mann seinem Weibe geben soll, ist, daß er sie liebe mit keuscher Liebe, Geduld mit ihr habe; denn ist sie schwach, so hat sie doch eine edle Seele, so muß man ihr auch übersehen, wenn sie unrecht thut und nicht allewege mit der Schärfe strafen um ein geringe Ding, wie grobe Männer thun. Der Apostel spricht: Ihr Männer, liebet Eure Weiber und seid nicht bitter gegen sie, das ist, sie sollen nicht Alles zu Bolzen drehen. — Trefflich weiß er die apostolische Symbolik zur Darstellung des ehelichen Verhältnisses, wie es, christlich genommen, sein soll, zu benutzen. „Ihr Männer, liebet Eure Weiber, wie auch Christus geliebt hat die Gemeinde. Wie hat aber Christus die Gemeinde geliebt? Ohne Zweifel geistlich. Denn er fand nichts an ihr, das er möchte lieben; aber viel Dinges fand er, das er möchte hassen; jedoch gab er sich selbst für sie, und heiligte sie u. s. w. Also soll der Mann thun: findet er etwas an seinem Weibe, das ihm nicht gefället, so soll er sich selbst verwandeln und dargeben, das ist, er soll seine Lust verlassen, daß der nicht genug geschehe, wegen des Fehls seines Weibes, sondern er soll alleine in seinem Weibe ansehen was lieblich und anmuthig ist, und soll sie ihm also selbst reinigen, daß er sie ihm darstelle ohne Runzeln. Das mag

nun nicht geschehen, es sei denn, daß er das Böse mit Gutem überwinde, und lerne auch lieben, was nicht lieblich ist, daß es lieblich werde, wenn diese Dinge, oder er selbst geändert werden."

Seine Aeußerungen über die Verhältnisse der Frauen zu den Männern, der Kinder und Dienstboten zu den Aeltern und Herrschaften klingen manchmal hart, aber alle sind doch so kindlich und innig fromm, der Hauch der Liebe athmet aus Allem und macht das Harte weich, eine edle geistige Auffassung mildert die Strenge oft bis zur höchsten Zartheit. Er geht hier und anderwärts tief in das Familienleben des Bürgerstandes hinein, freilich so daß er alle Verhältnisse desselben aus dem religiösen Standpunkte betrachtet und mit diesem auch noch den des Theologen und des Mönchs vermischt. Allein da auch die bürgerliche Anschauung der Welt und des Lebens zu jener Zeit im Ganzen genommen religiös und nicht ohne geistliche und asketische Beimischung war, so stand die seinige keineswegs so fremd von ihr ab, als man nach seinem Standpunkte glauben sollte. Freilich wendete sich der Bürgerstand vom Geistlichen und Asketischen mehr und mehr hinweg, doch zugleich wendete sich auch Luther der bürgerlichen Anschauung wieder mehr und mehr zu. Die Richtung, in die er zu Erfurt hineingerathen war, verlor sich wieder bei ihm, oder verlor doch ihre Schärfe, als er den Fuß aus dem Kloster wieder ins Leben setzte, dem Volk zu Wittenberg sich näherte. Indem er religiös auf dasselbe einzuwirken strebte, wirkte es auf ihn zur Ausbildung des Volks- und Bürgerthümlichen in ihm ein.

Gehorsam. — Pflichten der Kinder. — Auflehnung gegen die Priester, die weltlichen Häupter.

Wir sahen bei seiner Vikariatsführung, wie streng er auf Ordnung und Unterordnung des eigenen Beliebens hielt. So verlangt er auch Gehorsam der Kinder gegen die Aeltern, der Weiber gegen die Männer, der Knechte gegen die Herren, und er sucht und findet für die Forderung tiefe sittliche und evangelische Motive. Bei den Kindern begründet er sie auf Ehrerbietung des Herzens, wo dann der Gehorsam als schuldiger Gottesdienst — denn die Aeltern sind Gottes Statthalter — und eines bereiten Willens, wo er als pflichtmäßige Nächstenliebe erscheint. Nach diesen Beweggründen bestimmt sich auch erst sein Werth. Nicht aus den Aeltern fließt die Ehrerbietung gegen sie her, sondern aus Gott in den Aeltern, indem sie für etwas Höheres angesehen werden als Fleisch und Blut, nämlich für ein Werkhaus der göttlichen Majestät. Bei dieser Ansicht konnte ihm wenig an hoher oder niedriger Herkunft liegen, mußte ihm Scham über niedre Geburt und was daraus herfließen mochte, durchaus verwerflich erscheinen. Er war jetzt bereits ein hochangesehener Doktor und im Steigen, mußte an seine Abstammung denken und die Zuhörer daran erinnern, wenn er davon sprach, wie die Kinder die Aeltern groß und werth achten sollten, gerade dann am beflissensten, wenn die Aeltern bedürftig, verachtet, geringen Ansehens wären und wenn er dann hinzufügte: „denn daran ärgern sich ihrer viel, daß sie sich ihrer Aeltern schämen und sie verachten, und thut ihnen wehe, daß sie nicht von reichen, gewaltigen oder edlen Eltern geboren sind. O große Blindheit! Wohlan, diese sollen eine Regel fassen: Die Ehre, die den Eltern erwiesen wird, entspringet aus der Betrachtung Gottes und seines Willens. Das gehet also zu: Wenn ein frommes Kind gedenket: Siehe, hat sich die hohe göttliche Majestät nicht geschämet, daß sie mir einen solchen Menschen zu einem Vater hat geben wollen, warum wollte ich mich denn sein schämen? Hat es dem höhesten Gott also gefallen, daß er in ihm wirken und mich durch ihn hat wollen erschaffen; warum sollte es denn mir mißfallen, daß ich in ihm erschaffen bin? Darum will ich die Werkstatt meines Gottes ehren und nicht ansehen, wie arm, ungestalt und unedel meine Eltern sind, sondern Gott meinen Schöpfer." Eben so geistig wird dann auch die Gehorsamspflicht der Knechte aufgefaßt und ihr die Schuldigkeit der Herren entgegengestellt, Tyrannei zu meiden. Aus der Stellung von Statthaltern Gottes fließen große Rechte, aber auch eben so große Pflichten von selbst her.

Nur ganz kurz spricht er sich über die Schuldigkeiten aus, welche den Obern gebühren. „Bischöfe, Fürsten, Pfarr- und Rathsherren, weltliche und geistliche Obrigkeit soll man billig fürchten, denn sie tragen das Schwert des Herrn, und man soll

sich hüten, daß man ihnen nicht widerspreche. Denn es spricht das Gesetz 2. Mos. 22, 28: Du sollst nicht lästern den Fürsten deines Volks. Doch leider redet man von Niemand freier als von der Oberkeit, man fürchtet sich nicht vor Gott, dessen Statthalter sie ist. Denn alle Obrigkeit ist von Gott, Röm. 13, 1. Und wiewol die Obern schätzen und drücken die Bauern oder ihre Bürger oder die Priester, soll man sie doch dulden, nicht anders als die Hand Gottes, die uns strafet um unserer Sünde willen nach unserm Verdienst. Da die Unterthanen der Obrigkeit ihrer Macht halben nicht können Schaden thun mit Werken (denn sie sind ihnen zu gewaltig), so thun sie es mit Worten. Darum gebeut das Gesetz, daß man ihnen nicht übel nachreden soll, denn das wäre eine verkehrte Ordnung, daß die Untern die Obern wollten urtheilen. Aber je mehr ihr Leben am Tage ist, je mehr werden sie geurtheilt und getadelt, welches ganz unchristlich ist."

Hierin liegt nun schon der Kern, ob auch nicht mehr, von seinen späterhin so wichtig und folgenreich gewordenen Ansichten über die Verhältnisse und gegenseitigen Pflichten der Obrigkeiten und Unterthanen. In seiner Darlegung der Lehre, daß und wiefern Eltern, Herrschaften und Obrigkeiten Gottes Stelle vertreten, keimte schon eine gänzliche Umkehr der kirchlichen und herrschenden Ansichten vom Priesterstande und dessen höherer Würde vor den Laienständen, von den hergebrachten Verhältnissen der Hierarchie zu den Staatsgewalten: eine weitere Entwickelung seiner auch jetzt schon in ihm liegenden durchgreifenden Ansicht vom allgemeinen Priesterthume aller Christen, zu welcher sein oben erwähntes Aufgeben der Vorstellungen von der ausschließlichen Heiligkeit der Ordensangehörigen als der Vollkommenen hinüberleitet — jener Ansicht, womit er auch bald hervortrat und durch welche er die Befreiung der Laien von der priesterlichen, die Befreiung der Staatsgewalten von der hierarchischen Vormundschaft am festesten begründete. Für ihn, der katholisch erzogen, mönchisch ausgebildet war und nicht mehr gar zu tief auf der Stufenleiter der Hierarchie stand, war es schon eine sehr starke Hinwendung zur weltlich-bürgerlichen Ansicht, wenn er die weltlichen Obrigkeiten in dieselbe geheiligte Stellung zu den geistlichen Obern hinaufrückte. Stellt er die Bischöfe den Fürsten, die Pfarrherren den Rathsherren voran, was ohnehin vielleicht blos zufällig ist,

so gilt ihm jedoch der Gehorsam gegen die Einen dem Gehorsame gegen die Andern ganz gleich, wie dies auch aus seinen Grundbegriffen folgerichtig hervorgeht. Alle Obrigkeit und Herrschaft ohne Ausnahme, jede Art von Amtsführung und was er darunter begreift, bis zum häuslichen Regiment, ist Stellvertretung Gottes und besitzt deren Ansprüche, wie ihr die Pflichten derselben obliegen. In dieser Stellung befindet sich auch die Priesterschaft den Laien gegenüber, und wie daher die Priester von den Bischöfen Schätzung und Druck zu leiden schuldig sind, so sollen sich auch die Laienstände wider die Hierarchie nicht auflehnen, und er hebt dies jetzt noch eifrig und häufig hervor. Wir begegneten schon dahin gehenden Aeußerungen und es kommen ihrer noch mehre vor. An einer Stelle, wo von Keuschheit und Unkeuschheit die Rede ist, und die Unsitte getadelt wird, „aus unzüchtigen Dingen ein Gelächter zu machen", heißt es weiter: „Da bringt Einer hervor eine schandbare Geschichte, daß man anfähet zu lachen und seine Ergötzlichkeit daran hat; nämlich, so man der Pfaffen und Mönche Sünde erzählet, das denn jetzo leider fast überhand genommen hat in Herbergen, daß sich ein Geistlicher oder ehrbarer Mann schämen muß über Land zu reisen. Sind das Christen? — — so sie hören solche leichtfertige Historien, anlangend die Priester, Geistlichen, Fürsten und Obrigkeit, sollten sie nicht weniger darüber betrübt sein, denn über ihren eigenen Fall. Denn das erfordert die Liebe. Ja, je höher der Stand ist, je mehr soll man darum seufzen und Gott für sie bitten, denn das ist christlich."

Seine wiederholten Rügen dieser Art weisen deutlich darauf hin, wie häufig auch in seinen Umgebungen die politischen und kirchlichen Angelegenheiten und Vorgänge Gegenstände der Unterhaltung waren und welch ein aufgeregter Ton in dieser herrschte, wie gereizt man sich über die weltlichen Häupter und besonders über die Geistlichkeit ausließ. Es war die Zeit einer zunehmenden Gährung, namentlich auch in den unteren Ständen, wachsender Aufgeregtheit in der politischen und Volksliteratur. Hier nun legt er sich mit aller Kraft entgegen. Wir werden weiter unten seine Lehre vom leidenden Gehorsame erörtern. An dieser Stelle nur eine einzige Bemerkung. Er stieß mit dem Grundsatze, daß man die Obern, auch wenn sie schätzen und drücken, dulden solle, geradezu

an gegen die deutschen Rechts- und Freiheitsbegriffe, den bestehenden Rechtszustand, Gewohnheit und Herkommen und die Denkweise, die Grundsätze des Widerstands und der Emancipation, die eben damals so allgemein auflebten und so beflissen angefacht und verbreitet wurden. Einen schweren Stand mußte er weiter dadurch bekommen, daß er dort sich wider die Fürsten ausließ, weil sie über Kriegen unter einander versäumten, den Türken Widerstand zu leisten, und zugleich gegen die rügende Volksstimme einredete; hier, daß er den Klerus und die geistlichen Häupter selbst tadelte, während er verbot, daß man sie tadle; daß er reformatorisch auftrat, selbst aufregte, gerade er, in einem gewissen Sinne mehr als irgend ein Anderer, während er dem Volke die Kundgebung seiner Aufgeregtheit untersagte. Er blieb auch dabei; sein ganzes Leben, Thun und Reden verging in diesen Gegensätzen, die sich späterhin noch weit schärfer herausstellten und dann noch schroffere Widersprüche zu zeigen schienen. Allein er wollte so verständig als eifrig Besserung in der Kirche und that dazu. Sie setzte aber Achtung der Kirche und des Christenthums, und diese wieder Achtung des Lehrstandes und Amtes voraus. Er wollte deshalb den Beruf der Geistlichen nicht heruntergezogen wissen, der doch stets mitlitt, wenn die geistlichen Personen verunglimpft wurden. Wir ersahen schon aus seiner Psalmerklärung, wie genau ihm die Verdorbenheit des Klerus bekannt war, hörten es ihn rügen, daß die Priester forderten, man solle alle ihre Bosheit entschuldigen, daß die Ordensleute und kirchlichen Würdeträger bei ihren Fehltritten und gegebenen groben Aergernissen von den Schwächern getragen werden wollten, da sie vielmehr selbst ein solches Mitleid mit den Schwachen haben sollten. Eben erst, z. B. wo er von Messe und Predigt sprach, hörten wir ihn die Priester auf das Nachdrücklichste tadeln. Die schlechte Geistlichkeit erlitt von Niemanden den hundertsten Theil des Unglimpfs, worin er selbst sie brachte, und nie hat ein Mann geistliche und weltliche Häupter so gescholten wie er: aber desungeachtet war einer seiner liebsten und ernstgemeintesten Wahlsprüche: „Wer von Frauen, Jungfrauen, Priesterschaft und Obrigkeit übel und garstig redet, der ist nicht ehrenwerth!“ Auch widersprach er durch sein Rügen und Schelten dem Wahlspruche nicht. Ein himmelweiter Unterschied liegt in seiner Polemik gegen seine

Standesgenossen und der der Verfasser der Dunkelmännerbriefe oder eines Murner, der der Vorschrift, die er selbst gibt, daß der Vogel sein eigen Nest nicht beschmutzen soll, so wenig nachkommt. Der Muthwille, die bewußte oder geheime Lust am Lästern und Bloßstellen waren ihm völlig fremd. Wenn er die Geistlichkeit tadelte oder bloßstellte, so geschah es, um bessernd oder lehrend auf sie einzuwirken, oder indem er sich wider sie und ihr Wesen im offenen hinreichend berechtigten Kriege befand. Die Klagen und Rügen waren nach ihrem Inhalte und Ausdrucke, nach Beweggründen und Abzweckungen bei ihm und bei Denen ganz andere, welchen er verbot, was er selbst that. Gerade darin, daß er sich dem Schelten auf die Geistlichkeit so angelegentlich widersetzte und das Volk zum Schweigen zu bringen suchte, liegt das sicherste Zeichen des Ernstes, womit er eine wahrhafte Besserung erstrebte. Eine solche konnte nur aus Befreiung der Gewissen, Aufhellung der Geister und Belebung des kirchlichen und religiösen Sinnes hervorgehen. Eine gewaltsame Abwerfung des hierarchischen Jochs wäre sonst nicht wohl möglich gewesen und hätte, wenn möglich, doch nicht zum Ziele geführt. Hatte er einen äußerlich-gewaltsamen Angriff oder Krieg im Sinne, so mußte er die Volkserregtheit zu unterhalten, zu steigern suchen, die er zu dämpfen sich bemühte. Wenn er Volksbeliebtheit im ordinären Sinne gewollt, so hätte er nicht wehren, sondern einstimmen und fördern müssen. Die Verachtung und der Haß gegen den Klerus beim Volke half ihm unsäglich zu Verehrung, Liebe, Erfolgen. Er mag diesen Widerwillen aber, wie er sich ihm hier zeigt, nicht verstärken, nicht ausbeuten. Er beachtet nicht, oder sei es, er verkennt, daß sie doch auch ein Zeichen war von geistiger, sittlicher und religiöser Bewegung, von Tüchtigkeit und Kraft; er verschmäht sie als Stütze oder Hülfe, widersetzt sich ihr, sucht das Volk gleichsam aus dem Spiele zu bringen, obwol er ohne das Volk, ein aufgeregtes Volk nichts ausgerichtet hätte und außer Stande gewesen wäre, sich auch nur gegen die Macht zu schützen, die er auf seine Weise angriff; geschweige denn sein Unternehmen zum Ende zu führen. Allein der sich auflehnende und ihm zu Hülfe kommende Unwille sollte einen rechten Inhalt haben und die rechte Richtung. Das Spotten und Tadeln, das Lästern und Kannegießern, das ihm zuwider

war und blieb, besserte nicht, sondern verdarb. Wenn sittlich-christliche Entrüstung dabei mitwirkte, so war sie doch sicher mit Leichtfertigkeit gemischt, durch Skandalsucht u. dgl. getrübt. Was wurde durch schandbare Geschichten und Gelächter darüber ausgerichtet? Das Schelten des gemeinen Mannes auf den Klerus, die Häupter, hatte großentheils guten Grund, war aber zum anderen und vielleicht größeren Theile oberflächliches, unverständiges maßloses Gerede. Der große Haufe zog Dinge herein, die er zu beurtheilen nicht vermochte, verwarf und schalt, was wol nur seinem oberflächlichen Meinen, seinen Vorurtheilen, seinen selbstischen Anliegen, seinen unlauteren Neigungen zuwider war; verwarf und schalt ohne Unterschied Gutes und Schlimmes, Halt- und Unhaltbares, Lebensfähiges und Abgestorbenes, zeitige Form und ewige Idee, Das, was gebessert werden sollte selbst, weil er nicht tiefer hineinblickte und nicht im Stande war, Verworrenes zu entwirren und für Krankheiten Heilmittel anzugeben oder in Anwendung zu bringen. Luther griff das Uebel gründlich an, dachte auf noch gründlicheren, doch maßvollen Angriff, hielt dabei an sich und belferte nicht, so lange er zum rechten Streite noch nicht kommen konnte. Die Volksstimmung war auch gefahrdrohend. Schon tauchte auf, man solle alle Obrigkeit, alle Gesetze und Rechte abschaffen, eine allgemeine Gleichheit machen, nach den zehn Geboten, dem Evangelium allein solle Alles gerichtet werden. Das Losziehen in den Herbergen war ein Schwätzen ohne Entschluß und That, und führte es hierzu, so bestand die That, wie sich voraussehen ließ, in roh-gewaltsamer, Alles verderbender Einmischung der Massen gerade da, wo am ordnenden Geiste gelegen. Wir hörten oben, wie streng er den Sabbath gehalten wissen wollte, wie ernstlich er auf Wiederherstellung und Beobachtung der kirchlichen Ordnung drang und die eingerissenen Unordnungen rügte. Gerade aus diesen Predigten sehen wir abermals so recht deutlich, daß er schon jetzt der strenge Hüter der äußerlichen Zucht bei den Seinen war, den Melanthon späterhin in ihm erkannte. Schon bei der Psalmerklärung wurde erwähnt, und hier bestätigt es sich, daß er eben dadurch und durch sein Begründen, sein mit Begründung stets eng verbundenes und abgemessenes Bestreiten und Rügen bewirkte, daß Besseres zum Vorschein kam, als erfolglose Unordnungen. Er

stemmte sich der Gottlosigkeit des Volks wie der Ungebundenheit der religiösen Ansichten und Ueberzeugungen entgegen, während er das mehr oder minder klar empfundene Verlangen nach einer festen sittlichen und religiösen Lehre und nach der Freiheit der Gewissen von den todten Satzungen einer, der Religion nicht achtenden und mehr und mehr in Verachtung gerathenden Priesterschaft aufs Trefflichste befriedigte, und eben deßhalb fand er so großen Anklang bei der Bürgerschaft in Wittenberg und dann bei der Nation, eben dadurch hielt er eine gewaltsame überstürzende Auflehnung zurück, die im Anzuge war und nur Unheil verkündete.

Bei der Gewaltsamkeit und den wirren Verhältnissen der Zeit war Zucht, Ordnung und Gehorsam das dringendste Bedürfniß, nicht freilich der knechtische Gehorsam und die mechanische bürgerliche Ruhe, die der geistlose Despotism, sondern der selbstbewußte Gehorsam und die Organisation, welche ein ordnender echter Herrschergeist schafft, sei es daß er in Einem, Mehreren oder Vielen vorhanden. Von Auflehnung und Gewalt der Volksmassen war so wenig für die politische als religiöse Reformation etwas zu erwarten. Das war jetzt wie späterhin seine Ansicht. Nicht erst im Bauernkriege wies er die Einmischung des großen Haufens ab. Auch jetzt schon tritt er den ordentlichen Obrigkeiten zur Seite. Er will das Volk wohl haben, aber ein besonnenes, ernstes, wohlgesinntes, religiöses. Das in leerem Räsonniren sich ergehende, gar nicht oder nur halbgebildete und zu ewigem Besserwissen vorwitzige, das leichtfertig spottende, unverständig scheltende, leidenschaftlich gereizte, zumal das mit den Priestern die Kirche und mit dieser die Religion verhöhnende und verwerfende, von der Priesterlehre sich abwendende und auf die evangelische auch nicht hörende Volk will er nicht haben; er verweist es unbedingt zur Ruhe. Das ungebesserte Volk soll nicht bessern, das unheilige Volk nicht die unheiligen Priester schelten wollen. Er war jetzt schon in der schweren gefahrvollen Arbeit begriffen, die Religion den Priestern und ihrer vermeintlich nothwendigen Vermittlung zu entreißen und jedem Einzelnen zurückzugeben. Kein Anderer trat so wie er für die Rechte, die Befähigung der Laien, der Gemeinden Mann für Mann, zum Miturtheilen und Handeln in Glaubens- und

Kirchensachen in die Schranken, wie kein Anderer neben ihm so viel that, die Laien, selbst die Vielen, zu rechtem Gebrauche der Macht und Freiheit heranzubilden, die er ihnen zusprach. Widersetzte er sich daneben wie kein Anderer gleich ihm auf seine Weise wüsten Pöbel- und Haufeneingriffen, so mißfiel dies sicher Vielen. Allein er fesselte die Meisten und zumal die Besten und Kräftigsten an sich, unwiderstehlich, durch Das, womit es zusammenhing, woraus es entsprang, durch sein Lehrganzes, seinen „Glauben" und dessen bewältigende Wahrheit und Kraft, sein offenbares Bestreben, dem Zeitübel an die Wurzel zu kommen; ein Bestreben, das zumal darin sich zeigt, daß er nicht etwa Scheu trägt die verdorbenen Zustände anzugreifen, daß er mittelbar die Geistlichkeit schonen, den weltlichen Häuptern hofiren möchte, indem er mancherlei Tadel von ihnen abwehrt. Seine Rede ist nicht: werdet Ihr nur besser, damit es besser werde, seid nur selbst Christen, statt die Priester zu schelten, bekämpft nur den Türken im eigenen Busen statt die Fürsten zu tadeln, daß sie nicht wider ihn kriegen. Er spart auch den öffentlichen Zuständen, in welchen die Verderbniß anderntheils Nahrung und Haltpunkte findet, den weltlichen und geistlichen Häuptern, von denen Ähnliches gilt, keine Rüge, fordert nicht minder ihre Besserung, wie wir noch mehr und mehr wahrnehmen werden.[1])

Fünftes Gebot.

Bei seinen Erörterungen über das fünfte Gebot läßt sich noch leichter und deutlicher zeigen, wie innerlich-evangelisch seine ganze Anschauung geworden war und wie er sie wider den Gegensatz der herrschenden äußerlich-gesetzlichen geltend, und seinen Zuhörern klar und annehmlich zu machen suchte, womit denn von selbst was aus ihr folgte aufleben und was an dem Gegensatze hing fallen mußte. Auch hier geht er davon aus, daß die zehn Gebote nicht blos Böses verbieten, sondern auch das entgegengesetzte Gute befehlen, daß im Sinne Christi nicht blos böse That

1) Gervinus a. a. O. II, 421. Leo, Lehrb. d. Universalgesch., III, 78. Mathesius, 12. Predigt.

verboten oder gute geboten sei, sondern daß Gott auch die böse Gesinnung verwerfe und die gute fordere, und daß also, da diese ein Gnadengeschenk, und da kein Gebot ohne die Gnade erfüllt werden könne, die Erfüllung nur angenehm sei mit ihr. Demnach werde in dem Gebote: Du sollst nicht tödten! nicht blos verboten, den Nächsten nicht zu beschädigen, sondern es werde gar trefflich darin geboten, daß wir gegen den Nächsten sollen milde und von Herzen sanftmüthig, geduldig, ruhig und friedfertig sein. Wer sich ohne die Gnade des Tödtens enthalte, sündige, wiewohl nicht nach dem Buchstaben, sondern nach dem Geiste, da ein Mensch ohne die Gnade nicht ohne Zorn und ohne Neigung zum Zorn sein könne.

Von diesem Standpunkte aus erschien ihm dann gleich dem Pharisäism die Scholastik mit ihren Glossen, als eine geistesdürre, Buchstaben- und Traditions-Theologie voll nutzloser Spitzfindigkeiten, nur darauf hinauszulaufen, das Volk zu dessen Verderben an Sittlichkeit und echter Christlichkeit zu lehren, daß das Meiden der bösen That Gott schon genüge, äußerliche Erfüllung des Gesetzes schon hinlänglich sei zur Seligkeit. Ganz pharisäisch nennt er Die, welche nach scholastischen Meinungen und Glossen lehrten, es sei des Gesetzgebers Meinung nicht, daß man die Gebote in der Liebe halten solle, es sei denn, daß man durch sie zum ewigen Leben eingehen wolle, weil sonst folgen würde, daß Derjenige sündige, der nicht tödtet und Todtschlag ohne Liebe unterläßt; oder das Gebot du sollst nicht tödten sei von der Zeit zu verstehen, wo Einer von Niemanden beleidigt werde, denn wer ungereizt zürnen wollte, würde allerdings sündigen, woraus denn folgte, daß Der nicht sündige, der zürnte, wenn er gereizt worden u. s. f.

Er läßt jedoch die Polemik hinter positiver Begründung seiner Lehre zurücktreten. Er entwickelt dabei großen Scharfsinn, der aber wiederum hinter der Gemüthsinnigkeit, der Begeisterung zurücksteht, womit er spricht. Wie schön an hundert Stellen, vom Zorne wider den Nächsten u. s. f.

Sechstes Gebot. — Keuschheit. — Die menschliche Sündhaftigkeit.

An den beredten Schluß der Vorträge über das fünfte, schließt sich nicht minder beredt und von der innigsten Frömmigkeit und Herzenswärme zeugend der Anfang der Erläuterungen des sechsten Gebots an. Es handelt sich hauptsächlich um das Thema von der Unkeuschheit, und er beleuchtet es von allen Seiten mit einer wahrhaft erstaunlichen Welt- und Menschenkenntniß, Feinheit und Zartheit wie mit einem Freimuth, der weder der Gemeinde noch dem eigenen Stande oder den Höhen der Gesellschaft das Mindeste schenkt, „Fürsten und Obern, die da zulassen und nicht wehren, und nicht entschuldiget sind, wenn sie sich auch selbst des Lasters enthalten."

Man kann das Ganze, insbesondere auch diesen Abschnitt, nicht lesen, ohne der Bemerkung Raum zu geben, daß es ein so tiefes als lebendiges und erleuchtetes sittliches und religiöses Gefühl und Herzensanliegen ist, wodurch er getrieben wird sich mehr und mehr in den theologischen Begriffen zu befestigen, die er sich angeeignet, und so lebhaft die in der Schule herrschenden und die großentheils an ihnen hängenden kirchlichen Gebrechen und Entartungen zu bestreiten. Die Bestreitung ist namentlich hier stets erst das Zweite, aus dem Bedürfniß hervorgehend, zu Dem die Bahn sich zu säubern, was zu erbauen, zu bessern geeignet, wobei er am längsten und liebsten verweilt. Gewaltig redet er bei diesem Gebot dem Volke ins Gewissen. So verbreitet er sich mit Ausführlichkeit und eben so großer Wärme, die tägliche Erfahrung erschöpfend, jede Entschuldigung, jeden Einwand berücksichtigend, die bessern Empfindungen durch jeden edeln Beweggrund aufregend, der nur Wirkung versprechen mochte, über die Sünde, in Gegenwart von Kindern unzüchtige Reden zu führen. Er läßt dabei die Gelegenheit nicht vorübergehen, einen Lieblingsgedanken wenigstens kurz zu wiederholen, „Daher der große Fall der Christenheit, daß die Kinder verführt werden. Und soll die christliche Kirche wieder aufkommen, so muß der Anfang gemacht werden mit rechter Unterweisung der Kinder."

Bei der Geschichte seiner Kinder- und Mönchsjahre wurde

bemerkt wie er nach seiner Anlage und mehrfachen Veranlassungen überall und zumeist in sich selber Sünde erblickte. Es hatte wesentlich zu seiner Hinwendung nach den harten augustinisch-paulinischen Lehren von der Erbsünde und Gnade mitgewirkt, worin er sich um diese Zeit mehr und mehr vertiefte, wie wir unten sehen werden. Hier ist wahrzunehmen, wie er auch durch eine reifere und ruhigere Welt- und Menschenbeobachtung darin bestärkt wurde, und wie geeignet auch seine schroffen Begriffe in seiner Behandlung waren zu Antrieben einer lebenvollen, praktischen gesunden Sittlichkeit und Frömmigkeit gemacht zu werden. Bei einem solchen Reichthume an Beobachtungen, so tiefen Blicken in das menschliche Herz, einem so durchdringenden sittlichen Ernste, diesem steten Zurückgehen auf die zur Aehnlichkeit des Urbildes umzuwandelnde Gesinnung kann man sich in der That nicht wundern, wenn er auch jetzt überall, obwohl in einem geänderten Sinne, Sünde erblickt und am lebendigsten von der fort und fort und auch hier wiederkehrenden Ueberzeugung durchdrungen ist, die Menschheit sei von Natur verderbt, der Wille bös, unfrei, der ganze Schaden nur durch die Gnade zu heilen, der vollkommene heilige Gott nicht durch Werke des unheiligen Menschen, sondern nur durch eine der seinigen gleiche Reinheit zu versöhnen, die des Sohns, an welchem die Menschheit sich emporzurichten habe zu einem, dem Vater wohlgefälligen Wesen. „Wo sind nun Die, ruft er aus, die so viel auf den freien Willen halten? Warum entschlagen sie sich nicht der bösen Anfechtung nach ihrem Willen? Ja, warum können sie das nicht wollen? Warum konnte St. Hieronymus und St. Paulus nicht entrinnen dem Stachel des Fleisches? Hätten sie es gewollt, so wäre es geschehen: aber sie vermochten das nicht genug wollen; darum hatten sie einen Willen wider ihren Willen. Es ist eine gleiche Sache mit dem Zorn. Warum stillen die Zornigen nicht alsbald ihren Zorn, wenn sie können oder wenn sie wollen? Aber sie vermögen das nicht, auch wollen sie nicht, darum, daß ihr Wille anderswohin gezogen und gefangen ist." Allein das Alles stimmt ihn weder düster noch zur Härte oder Ueberstrenge. Zwar wiederholt er unter Anderem gleich darauf seine Klagen über die Ueppigkeit, Zuchtlosigkeit und Unsitte hinsichtlich der Kleidertrachten fast in noch stärkeren Ausdrücken, er

meint, „man werde endlich gar nackend gehen;“ aber man sieht hier nun auch noch deutlicher, es ist nicht, jedenfalls nicht allein, mönchischer Sinn, der ihn zu rigoroser Beurtheilung des Unschuldig-Weltlichen verführt, sondern die wirkliche Sünde ist es, die er dabei im Auge hat, die seinen Unwillen erregt, daß man einander zum Bösen reizen und das Unrecht darin nicht erkennen will. [1])

Siebentes Gebot. — Diebstahl. — Juristen.

Sehr bemerkenswerth sind wieder in andern Beziehungen die Vorträge über das siebente Gebot. Es sei gleichfalls nach dem Geiste zu verstehen, sodaß darin jede innre Begier nach fremdem Gute verboten werde, ja schon das, daß man sich Reichthum wünsche und dem Nächsten mißgönne, also die Liebe nicht habe, und der sich selbst betrüge, der es bloß nach dem äußerlichen Werk und Scheine halten wolle, kein williges Herz in sich trage, sich das Seine nehmen zu lassen, das letztere ungöttlich liebe. (Es war dem Novizen eingeprägt, die Armuth zu lieben.) Denn wie Einer das fünfte Gebot übertreten mag, wenn er auch nicht tödtet, mit Niemand zürnet; wie Einer im

1) Seine Ansicht von der menschlichen Sündhaftigkeit ging späterhin in die symbolischen Bücher seiner Partei über, die den Zustand des unwiedergeborenen Menschen als den Zustand der allgemeinen Erbsünde mit den schwärzesten Farben schildern. Man vergleiche darüber eine treffende Aeußerung Hanne's in dessen: Der ideale Protestantismus, 105 f. Daß man die lutherische Dogmatik nur erst einmal wieder kennen lernte! Die Rationalisten und rationalistisch Gebildeten kennen sie gar zu häufig offenbar nicht. Sie würden sonst jedenfalls nicht so darwider protestiren, wie sie es so oft thun, und man würde sonst nicht, wie es geschehen, von der „Bornirtheit“ und dem „bornirten“ Dogma Luther's gesprochen haben. Die Orthodoxen und Diejenigen, welche von ihnen geführt werden, so wie die Andern, die die Orthodoxen führen, kennen die lutherische Lehre aber auch nicht. Sie würden sonst nicht bis zum unläugbar unvollkommenen Ausdruck in ihr stecken, würden sonst fähiger sein, ihren Sinn der Gegenwart zu erschließen, und auf keinen Fall sie aufdringen wollen, was eben so viel ist, als gerade von dem Hauptgrundsatze: was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde! schlechterdings kein Verständniß besitzen.

sechsten Gebot mit seinem Weibe ein Ehebrecher werden kann, so kann auch Einer in seinem eigenen Gute ein Dieb oder Geiziger werden, wenn er das Seine gar zu veste liebt. Die rechte Meinung des siebenten Gebots ist, daß das wilde unersättliche Thier, der Geiz, ertödtet werde. Hierbei tritt abermals Abneigung gegen die Juristen hervor, die wir schon bei ihm wahrnahmen und die ihm auch blieb. Ihr Grund zeigt sich jetzt deutlicher. Theologische Befangenheit und klerikalischer Standesgeist mischten sich hinein, doch kaum Persönliches. Der Grund lag tiefer. Nie ist er von einem Juristen nur von fern so heftig und giftig angefeindet, als es von zehn und wieder zehn Theologen geschah. Die Juristen, mit denen er am unmittelbarsten in Streit gerieth, waren und blieben meisthin seine persönlichen Freunde oder er blieb doch wenigstens in einem guten Vernehmen mit ihnen. Juristen gehörten in dieser und späterer Zeit zu seinen Vertrautesten, leisteten ihm große Dienste, seit die größten Gefahren für ihn eintraten, seit seiner Vorforderung nach Rom, wo sie mit der ganzen Universität für ihn intercedirten; damals, als er vor dem Kardinale in Augsburg sich stellen mußte, zu Worms, 1518 und 1521 u. f. f. Ich muß hier an Das erinnern, was im ersten Buche über den Zustand der Rechtsstudien und des gesammten Rechtswesens, als er Student und Magister in Erfurt war, gesagt ist. Seitdem war keine Besserung eingetreten, weiter und weiter war gediehen das Eindringen des Gesetzbuchs der Römer aus den Zeiten ihres tiefsten Verfalls, während man vom altrömischen Processe nichts wußte; des römischen Rechtes mit zahllosen Bestimmungen von innerer Schlechtigkeit, besonders in Beziehung auf Deutschland; des römischen Rechtes, dessen Hauptlehren echten deutschen Sinn nicht zu befestigen und zu beleben vermochten. Mehr und mehr hatte sich herausgestellt, daß dies römische Recht die Gesetzgebung, die Rechtswissenschaft und die Rechtsgelehrten gleichgültig, ja feindlich mache gegen vaterländische Rechte und vaterländische Verfassung; daß sich die gelehrten Juristen, indem die Nichtgelehrten von der Kunde des fremden Rechtes ausgeschlossen waren, zu einer Kaste erhoben oder erniedrigten, die alles wahre lebendige Recht zerstörte und im bürgerlichen Leben eine so ausschließliche despotische Herrschaft zu begründen strebte, wie die Hierarchie im kirchlichen sie übte.

Es wurde allgemeiner und schwerer empfunden, daß die gelehrten Juristen die deutschen Rechte und Rechtseinrichtungen durch Verachtung, Unkunde und Mißverständniß zu Grunde richteten, diese Doktoren, die als Söldlinge der Machthaber die Begriffe und Bestimmungen römischen Rechtes zum Nachtheil der Schwächeren auf die heimischen Rechte anwendeten, den Fürsten römische Despotenrechte zuschrieben, alle Unterthanen zu öffentlichen Sklaven machten, unter deutscher Freiheit nur die Zerstörung der verfassungsmäßigen wohlthätigen kaiserlichen Gewalt und die Unabbängigkeit der Fürsten verstanden, deren Brot sie aßen. (Thibaut, Welcker.) Das Eindringen des fremden Rechts vergrößerte die Verwirrung in den öffentlichen Verhältnissen sehr beträchtlich, und verminderte eben dadurch in demselben Maaße die Kraft des Reichs nach innen und außen, deren Stärkung eben jetzt nöthiger als vielleicht jemals gewesen wäre. Die unbehagliche mißmüthige Stimmung nahm wesentlich dadurch zu, daß der Rechtszustand durch das fremde Recht und die juristischen Doktoren immer verworrener, unverläßlicher, drückender für alle Stände, zumal den Bürger und Bauer wurde. Eben zu dieser Zeit war allgemeine Klage über das Kammergericht, durch welches die unteren Stände sich nicht geschützt fanden. Die Städte trugen auf Bestrafung der verdorbenen Leute an, von denen manche Stadt ohne alles Verschulden am Gericht umgetrieben werde, und forderten stets vergeblich Aufnahme zweier städtischer Beisitzer. Den ähnlichen Klagen der Ritter gab Maximilian selbst nicht Unrecht. Er äußerte, der Arme von Adel könne entweder gar kein Recht bekommen, oder es sei „so scharf und spitzig," daß es ihm nichts fruchte. Noch weniger konnte begreiflicherweise der Bauer zu Rechte gelangen. Nicht bloß daß der Volkssinn sich mit dem fremden Rechte nicht aussöhnte, er sträubte sich je länger je mehr dawider. Den heftigen Stimmen Hemmerlein's, Celtes', Brandt's, Wimpheling's wider die römischen Juristen schlossen sich andre und noch heftigere an. Erasmus und Bebel machten sie zum Gegenstande ihrer Verspottung. Mit dem tiefsten Ingrimm sprach sich Hutten 1513 und 1516 in seinem satirischen „Niemand" gegen sie aus, die wie Schwämme in den Ohren der Fürsten hingen, das Regiment in Deutschland durch ihren Rath immer mehr verschlimmern hülfen, trotz massenhafter Büchergelehrsamkeit eben das Recht nicht finden könnten, das sie in cymmerische Finsterniß hüllten, u. s. f. Es stand so, und noch schlimmer, wie er es sehr anschaulich ein paar Jahre später in der Vormahnung an die Freien und Reichstädt teutscher Nation schilderte. Herzog Ulrich von Würtemberg wußte gegen die um diese Zeit zu Stande gekommene gefahrdrohende Verbündung der Bauern, den „armen Konrad," nur Hülfe durch Berufung eines Landtags zu finden, der mit dem tübinger Vertrage 1514 schloß, in welchem sich die Stände die Abstellung aller Beschwerden versichern ließen, und unter diesen nahm nicht die letzte Stelle die Klage und Forderung ein, daß Kanzlei und Aemter mit ehrlichen Männern besetzt würden, die nicht wie die bisherigen sich bestechen ließen, so daß man nur durch Geld zu seinem guten Rechte gelangen könne, daß alle Doktoren des römischen Rechts abgeschafft würden, die in den alten Bräuchen und Gewohnheiten viel Zerrüttung anrichteten, wodurch der arme Unterthan irre gemacht werde und zu Schaden komme. Der junge Nachwuchs des Adels, sonst die Studien verachtend, gewann unter den Wissenschaften höchstens der Jurisprudenz Geschmack ab, weil sie zu Ehrenstellen half. Mit dem Gelehrtenvorurtheile gegen die heimischen Rechte mischten sich bei ihm die des Standes. Er fand es anstößig, daß der Bauer Recht sprechen solle, und beförderte um so mehr die Einführung des fremden. Von Adeligen als juristischen Beamten war um so weniger Achtung des Volksrechts zu erwarten. Sie erhöheten in juristischen Aemtern den Adelsdruck, der sich mit Advokaten- und Juristendruck vereinigte. Um so lebhafter wurde der Volksunwille gegen den letzteren, der einen der Hauptgegenstände der volksmäßigen Opposition dieser Zeit bildete. [1])

Ihr nun schließt Luther sich hier an, offenbar ist sie es, die aus ihm spricht, wobei dann aber auch sein religiöser und theologischer Standpunkt auf sein Urtheil wesentlich einwirkt. Er geht darauf aus, die äußerliche todte Satzung der Gebote zu ver-

1) Bensen, Teutschland und die Geschichte, 163 ff. Hagen, zur polit. Gesch. Deutschlands, 172, 193, 198. Ranke a. a. O. 202 Wirth, die politisch-reformatorische Richtung der Deutschen im 16. u. 19. Jahrhundert, 19. Münch, Hutten's Werke, V, 386.

innerlichen und lebendig zu machen. Niemand soll beim siebenten glauben, er sei kein Dieb, weil er nicht stiehlt. Er verkennt nun die nothwendigen, durch die Hierarchie in einander gewirrten Grenzen des sittlich-religiösen und des Rechtsgebiets, die wir ihn bald so eifrig und mit so großem Erfolge bemüht sehen wieder kenntlich zu machen und herzustellen; er hat auf der anderen Seite gegen die Juristen den richtigen Gesichtspunkt aufgefaßt, daß das Recht mehr als willkürliche, von Moral und Religion losgetrennte, durch bloßen Staatszwang geltende Satzung sein soll, indem er darüber klagt, daß ihre Behandlung der Gesetze der Werkgerechtigkeit diene. „Unsre Juristen legen dies Gebot nicht nach diesem weiten Begriff aus, sondern ziehen es allein auf den Diebstahl." Er läßt eine Darstellung der juristischen Diebstahls-Kategorien folgen und fügt hinzu: „die Juristen handeln dies Gebot nach dem Buchstaben auf das weitläuftigste und fleißigste, weil nach ihrem eigenen Zeugniß die Juristerei dienet das Brot zu erwerben."

Es wird am zweckmäßigsten sein, hier sogleich hinzuzufügen, was er beim achten Gebote: Du sollst nicht falsch Zeugniß reden, über die Juristen äußert. Auch sie sündigten dawider, „so sie in ihrem Labyrinth, das ist, in ihren verworrenen Händeln sonst nichts suchen denn den Sieg; und daß sie den erhalten, so suchen sie zusammen, was sie können, und ziehen herzu, was ihnen nur dienen mag. Da können sie wunderbarlich einen Text ziehen auf widerwärtige Sachen." Das war die allgemeine Klage in allen Ständen. Allein die in dem fremden Rechte Gelehrten verschanzten sich, wie sie noch heute thun, gegen alle Einwürfe und alle Klagen über die Justiz hinter ihrer Alleinkunde, und sprachen den Laien das Recht ab, über das Jus zu urtheilen, gerade wie die Laienschaft Seitens der Priesterkaste vom selbständigen Urtheile in religiösen Dingen ausgeschlossen wurde. Luther bemerkt: „Aber die Juristen haben eine große Freiheit, daß niemand darf wider sie reden oder sie urtheilen. Ursache, niemand kann mit Recht strafen, das er nicht versteht. Nun ist der Verstand des Rechts unendlich und unerschöpflich, und ist niemals ein Jurist erfunden, der alle Dinge gewußt habe. Derohalben, wo man nicht eher von ihnen soll urtheilen, bis daß man alle ihre Rechte verstehe, so darf man sie nimmer urtheilen; denn

sie werden allewege sprechen: man verstehe nicht Das, darum man sie straft." Er sieht jedoch mit seinem Laienverstande, was den Eingeweiheten entging. Er setzt hinzu: „aber Eines ist darneben zu merken, davon auch die Rechte selbst sagen, wiewol man deß wenig achtet, daß alle Rechte und menschliche Satzungen haben ein Absehen auf Friede, Liebe und Einigkeit, darauf sich alle Rechte beziehen, als auf ihr Ende, Leben und Kraft; und wer darnach nicht trachtet, und dieses in den Gesetzen suchet, der mißbraucht die Rechte. Darum, so Einer deswegen eine Ausflucht sucht in der Glossa wider den Text, daß er die Sache aufziehe und größer mache, meinest du, daß er habe das lebendige Gesetz? Ja fürwahr, er sucht den Buchstaben des Todes, und arbeitet wider den Frieden. Aber es ist jetzund dahin gekommen, wer heutiges Tages diese List nicht brauchen kann, der wird für keinen Juristen gehalten, mag auch nimmer reich werden. Denn wenn sie so sehr den Frieden suchten, als Zank und Streit, so bedürfte man nicht so viel Bücher, Mühe nnd Arbeit. Darum siehe nicht an die bloßen Worte, und verdrehe sie nicht auf alles nach deinem Gefallen; sondern siehe wohin sie zielen, nemlich zu Endigung des Streits und Haders."

Ihm fehlte eigentliche Rechtskunde nicht minder wie eine wahre Kenntniß der politischen Zustände der Nation, und dieser Mangel positiven Wissens vom deutschen Rechts- und Staatsleben im Verein mit oft nicht geringer Befangenheit auf seinem theologischen Standpunkte, trübte — wie wir auch bei ähnlichen Auslassungen, welche folgen werden, wo wir seine Behandlung des achten Gebots in Betracht ziehen, noch mehr wahrnehmen — seinen hellen scharfen Blick. Daher, daß er es in Beziehung auf den Rechtszustand und dessen Gebrechen nur zu einem unklaren Gefühl und einer dämmernden Einsicht brachte, das Uebel oft nur in einzelnen Aeußerungen erkannte, nicht aber im eigentlichen Grunde, und schwankende unzutreffende Urtheile fällte; daß er in Ansichten und wohlgemeinten Rathschlägen fehlschoß, kein Recht zu schaffen, im Rechte so wenig als Hutten, der noch größere Juristenfeind, zu reformiren, so wenig als Hutten die Juristen zu überwinden wußte, an deren Ansicht und Widerstande ein großer Theil seines ganzen Strebens auch auf dem religiösen Gebiete scheiterte. Er schalt dann um so heftiger auf sie, je

größer sein Eifer im Kampfe gegen sie gewesen war und je mehr er seine Ohnmacht ihnen gegenüber empfinden mußte. Wir nehmen indeß aus dem Angeführten schon ab, wie treffend sein Urtheil auch sein konnte, welch ein scharfes und eindringendes Nachdenken er hinter den Klostermauern und unter theologischen Studien dem Rechtswesen gewidmet, und wie richtig er die Schäden desselben wenigstens zum Theil, wie deutlich er — in jenen Bemerkungen über das Absehen aller Rechte — den Weg erkannt hatte, der, wenn ihm bis zum Ende nachgegangen wurde, aus dem „Labyrinthe" sicher herausführte und allein herausführen konnte. Es liegt vor Augen, er hatte das Zeug auch zum Reformator der Rechte in sich, wenn er sie nur studirt hätte, wie sein Vater gewollt und die Freunde riethen, statt daß er in ein Kloster lief. Er sagte einst: „Wenn ich nur zwei Jahre in Rechten studirete, so wollte ich gelehrter drinnen werden, denn D. C. Denn ich wollte von Händeln reden, wie sie in Wahrheit an ihnen selbst recht oder unrecht sind; Er zankt allein über den Worten."[1])

Seine Abneigung gegen die Juristen und die Juristerei seiner Zeit (woneben er indeß auch zu unterscheiden und anzuerkennen verstand, man vergleiche u. A. die Predigt, daß man Kinder zur Schule halten soll, Plochm. XX, 27 f.) wird in der Geschichte seines späteren Lebens noch weiterer Erörterungen bedürfen, hier aber nur etwa noch die nachstehende Bemerkung an der Stelle sein. Daß sein Widerwille immer heftiger wurde, hatte seinen Grund namentlich in Verwickelungen, welche späterhin eintraten, doch schon in dieser Zeit keimten. Er stellte im Verlauf seiner antihierarchischen Kämpfe den Grundsatz von der Trennung des geistlichen und weltlichen Regiments auf. Es folgte daraus die Befreiung der weltlichen Macht von dem geistlichen Drucke. Auch die Selbständigkeit der Kirche lag grundsätzlich darin. Allein der Grundsatz erhielt keine Ausführung und Feststellung durch eine kirchliche Verfassung. Eine längere Zeit ergänzte Luther's Ansehen und persönliches Eingreifen den Mangel. Die Kanonisten stellten sich ihm vielfach in den Weg, doch halfen die weltlichen Behörden, die Rechtsgelehrten auch, suchten

1) Tischreden, Walch XXII, 2165.

aber mehr und mehr ihre Ansichten in den kirchlichen Dingen geltend zu machen. Vornämlich durch die Juristen begann eine Beherrschung der Kirche, wobei es ihn fast gleich sehr erzürnte, daß die letztere aus weltlichen Gesichtspunkten und theilweis nach den päpstlichen Rechten regiert werden wollte. Von diesen sich loszumachen, überhaupt den Standpunkt der strikten Gesetzlichkeit aufzugeben, fiel den Rechtsmännern am allerschwersten. Die Reformation konnte aber eben nur dadurch begonnen und durchgeführt werden, daß man diesen Standpunkt aufgab und das päpstliche Recht verwarf. Hierin lag ein ursprünglicher Gegensatz Luther's und der ihm in erster Linie nachfolgenden Theologen und andrerseits der Juristen, und Luther empfand ihn seit dem Beginne seines Widerstreits mit dem päpstlichen Rechte, das will sagen, schon jetzt. Die Kanonisten waren es, die seinen heftigsten Unwillen erregten und mit denen er am nächsten und härtesten zusammentraf. Seine Abneigung gegen sie übertrug sich dann auch auf die Legisten, die zu dieser Zeit vorzugsweis Gegenstand der öffentlichen Rügen waren. Er scheint sie hier allein im Auge zu haben, allein es fehlt nicht an Spuren, daß Abneigung und Verdacht gegen die Doktoren des geistlichen Rechts gleichfalls bereits in ihm erwacht waren. Ein paar Andeutungen werden dies noch weiter erläutern.

Er habe, sagt er, darauf gedrungen, daß man die Regimente recht unterscheiden solle, die Juristen hätten aber nicht lernen wollen, christlich und kaiserlich Recht unterscheiden, wären gut päpstisch, wollten den Papst wieder hereinbringen, hingen an des Papstes Recht „wie dem Teufel im Hintern." Die häufig vorkommenden heimlichen Verlöbnisse richteten Unfrieden in den nachfolgenden Ehen an, gaben Anlaß zu falschen Eiden, zur Entstehung schwerer Gewissensbedenken. Die äußerlich und innerlich Leidenden und Geängsteten eröffneten sich ihm als Beichtiger und suchten Rath und Hülfe bei ihm. Er konnte nicht helfen, das geistliche Recht stand entgegen und die Juristen hielten steif und fest darauf, legten sich hartnäckig und mit Erfolg allen seinen Vorstellungen und Rathschlägen entgegen. Nach einer Schilderung, wie sie mit dem päpstlichen Recht regiert, welche Noth sie dadurch angerichtet, und wie sie taube Ohren gehabt gegen Alles, was er aus dem Evangelium zu Trost und Unterricht den armen

Gewissen geschrieben, ruft er aus: „Ich bin zornig, liebes Volk, verzeihet mir's um Gottes willen, es geschieht aus einem großen Eifer, die Lehre des Evangelii rein zu erhalten, sonst und ohne das wollte ich sie wohl ihres Dinges lassen warten. Aber sie wollen Christo in's Regiment greifen, und die Gewissen regieren und verwirren, das ist nicht zu leiden." Er führt dann noch andere Fälle an, in welchen sie, wie er ihnen Schuld gibt, auf den Buchstaben der positiven weltlichen und geistlichen Rechte sich dermaßen steiften, daß sie das sonnenklarste, ja von ihnen selbst als solches erkannte Unrecht zum Recht und umgekehrt Recht zum Unrecht machten, die Sachen und die Gewissen verwirrten, sich über Gottes Wort setzten, selbst keine Konscienz hätten und auch nicht viel fragten nach der Gewissen Gefahr [1]).

Diese Aeußerungen beziehen sich nun freilich auf Vorgänge seines späteren Lebens. Allein es scheint, daß der Gegensatz, der sich in ihm wider die Juristen erhob, eben auch im Beichtstuhle, und schon sehr früh, sich entspann. In der Praxis des Beichtstuhls, an konkreten Fällen, unläugbaren redenden Thatsachen lernte er die hierarchische Gewissensbeherrschung, den ganzen Jammer, den sie anrichtete, und namentlich das geistliche Recht als Ursprung und Stütze derselben kennen. Lebenserfahrung drängte ihn um so mehr zur Prüfung des Inhalts, der Grundlage dieses Rechts, zuletzt zum Angriffe, zur Feindschaft und Verwerfung. Gleich zu Anfange und auch dann noch, als er die unmittelbaren Eingriffe und Einflüsse des Papstthums längst aus seinem Kreise verwiesen hatte, vertrat ihm dasselbe mittelbar durch die Juristen den Weg, indem er bemüht war, das religiöse und das Rechtsgebiet zu trennen und die Gewissen von der Satzung zu befreien. Darauf kommt er immer zurück. Er hatte das päpstliche Recht verbrannt, sie lasen fort und fort darüber, wollten es nicht fahren lassen, und suchten es wieder in Gang zu bringen, nachdem es eine Zeit lang beseitigt worden war, was ihn dann in Feuer und Flammen setzte. Gotteslästerer, Christi und seines Evangelii Feinde, der Kirche Pestilenz nennt er sie deshalb. Er hatte Recht, denn das neue Princip, die neue Kirche bedurfte ein neues Kirchenrecht. Die Juristen hatten aber auch

1) Walch XXII, 2176.

Recht, denn das vorhandene konnte trotzdem, daß es von ihm verbrannt war, nicht entbehrt werden und sie wußten kein neues zu schaffen, so wenig als er. Hierin lag eigentlich der Schaden. Gerechten Anlaß zum Unwillen gaben sie besonders dadurch, daß sie sich aus Vorurtheil, Befangenheit, Eigensinn und vielleicht auch Eigennutz der Umbildung und Fortentwickelung des alten geistlichen Gesetzbuchs, gemäß dem neuen Princip, die gerade ihre Pflicht gewesen wäre, zu hartnäckig widersetzten, daß sie für ihre Aufgabe zu wenig thaten. Des Mangels einer lebenvollen Jurisprudenz sie anklagend, ruft er aus: „Ach, wenn Bartolus und Baldus solche Zeit hätten gehabt, wie wir jetzt haben, Gott Lob! sie hätten sich viel anders dazu geschickt. Daß sie geirrt haben, das ist aus Unwissenheit geschehen; aber unsere Leute irren wissentlich. Drum sind die Kanonisten eitel Diabolisten, und lauter Teufel; denn weil sie sich nun begrafet haben und reich sind worden, so ärgern sie die Kirche, und machen eitel Verächter. Die Dekretisten und Kanonisten, ja, der mehrere Theil der Juristen, sind nie gut gewest, sie können den Papst nicht verdauen."

Dies war es, worüber er mit ihnen so hart zusammentraf, daß ihr Widerspruch ihm zuletzt den Ausruf abpreßte: „wir müssen das Consistorium zureißen, denn wir wollen kurzum die Juristen und den Papst nicht drinnen haben. Die Juristen gehören nicht in Ecclesiam mit ihren Processen, sonst bringen sie uns den Papst wieder herein [1])."

Wir haben hierin das Ende von Ausgängen vor Augen, welche schon in diese Zeit fallen. Wie er schon jetzt zur Kritik des geistlichen Rechtes, zu einer Kritik, die ihm zuerst Zweifel und Bedenken, dann Widerwillen erregte, hingeführt wurde, mag an noch einem Beispiele erläutert werden. Er erzählt: „Im Anfange des Evangelii, da ich sahe die große Tyrannei des Papsts, der den Priestern und Geistlichen die Ehe verboten, und den ehelosen Stand, wider Gottes Ordnung und Gebot, eingesetzt und streng geboten hatte, wollte ich mir selbst nicht trauen; ging zu D. J. Schurf, und bat ihn, er wollte mir aus dem geistlichen

1) Schütze, Luther's ungedruckte Briefe, I, 380. Tischreden, Walch XXII, 2216 f. 2210.

Rechte des Papsts die Ursache solches Verbots anzeigen, warum er ein solch unerträglich Joch und Tyrannei den armen Priestern (denn an die Mönche gedachte ich nicht, als die sich dazu durch ihre Gelübde selbst verpflichtet hatten), sonderlich aber den Pfarrherren aufgelegt hätte, die doch nicht konnten haushalten ohne Ehe. Aber er konnte mir nichts Gewisses anzeigen, sondern sagte: Der Papst zwänge Niemand Priester zu werden. Konnte mir also nichts auf meine Frage antworten, wie ein gelehrter und fürnehmer Jurist er auch war." Und nun lag das Urtheil schon nicht mehr gar zu fern: „darum sind diese Juristen große und unverschämte Narren und grobe Asiniſten, die über solchen unnützen und gottlosen Satzungen so hart halten, während sie keine Ursache anzeigen können, denn daß der Papst also geboten hat, dem man als dem obersten Haupt der Kirche schuldig sei, gehorsam zu sein." Er erklärte sich gegen die priesterliche Ehelosigkeit erst viel später. Wir sahen indeß schon, daß er, ehe er sich überhaupt gegen Mißstände erhob, Jahre lang beobachtete, forschte, dachte, überlegte und litt, und Gedanken, Schmerz, Zorn in sich verschloß. Auch hier haben wir ein Zeichen, wie er schlimmen Seiten der vorhandenen Zustände und Rechte genaue Aufmerksamkeit widmete und ihnen auf den Grund zu kommen suchte, über Vieles schwieg, was ihn innerlich bewegte, was er innerlich verwarf; wie er sich zusammenzufassen, Kraft und Feuer zu beherrschen wußte; wie ihm das: der Papst hat es geboten! überall entgegentrat, ihn immer noch fesselte; wie er vernünftige Gründe, „Ursachen," suchte, statt derselben nur Autorität fand, und wie sich diese ihm mehr und mehr so entgegenstellte, daß er sich herausgefordert fühlen mußte, ihr gültiges, verpflichtendes Ansehen zu bezweifeln und dann endlich zu verwerfen. Sein Bekanntwerden mit dem päpstlichen Rechte hatte ihn sicher zuerst noch päpstlicher gemacht, seine anhaltendere Beschäftigung damit machte ihn widerpäpstlich. Aus dem Leben hatte er die Wirkungen des geistlichen Rechts erkannt, über seinen theologischen Studien den Grundsatz aufgefaßt, daß man „bei dem Evangelio bleiben und demselben schlecht glauben solle;" nun las er mit doppelt geschärften Blicken, bei ganz andern Gesichtspunkten das geistliche Recht, las er „Dinum über das Dekret," und, sagt er, „Derselbige konfirmirte mich und gab mir

Ursache, daß ich wider den Papst schrieb." Daher denn auch sein Rath, daß jeder Theolog das Dekret lesen sollte, jedoch mit unterscheidender Beurtheilung nach Paulus' Regel: prüfet Alles und behaltet was gut ist[1]).

Die Strafgesetze über den Diebstahl. — Kirchenraub.

Wir begegnen an derselben Stelle auch ersten abgünstigen Aeußerungen von ihm über bestehende Gesetze. Sein jeweiliger Tadel des Zustandes und Inhalts der Gesetze, auch der weltlichen, hat denselben ursprünglichen Grund wie seine Abneigung gegen die Juristen. Er tadelt sie, sofern er das Christliche in ihnen vermißt. Hier sagt er, der Diebstahl werde nach den Rechten gar hart gestraft. Im alten Testament sei der Tod nicht darauf gesetzt. „Es ist zu strenge, ja es ist unrecht, daß man einem Menschen um zeitlich Gut das Leben nehmen soll, und die Seele um essende Waare. Ist nicht der Leib mehr denn das Kleid, und die Seele mehr, denn die Speise? Math. 6, 25. Darum sprach der Mann, Sprüchw. 6, 30: Es ist nicht große Sünde, so einer gestohlen hat; und das ist wahr, wenn es nicht mehr als ein Diebstahl ist. Denn, spricht er weiter V. 31, 32, Es stiehlet Mancher, daß er seine hungerige Seele sättige, und so er ergriffen wird, so gibt er es siebenfältig wieder und gibt dran alle seinen Hausrath, daß er sich erledige. Aber ein Ehebrecher, um Dürftigkeit des Herzens, verliert seine Seele. Aber jetzt strafet man den Ehebruch gar gelinde; welches ganz unrecht ist: und den Diebstahl, den man gelinder strafen sollte, denn den Ehebruch, nämlich so er aus Leibesnothdurft geschieht, strafet man mit großem Ernste." Ihm entging also die schöne Seite der altgermanischen Gesetzgebung über den Diebstahl, daß ein so tiefer Sinn für die öffentliche Ordnung und zugleich für Menschenwürde darin sich aussprach. Nicht freilich, daß er überhaupt in die Richtung der neueren Gesetzgebung einlenkte, das Unsittliche, Unwürdige, Schandbare so sehr zu vernachläßigen und vor der Menschenhaut zu schonen. Wir entnehmen es aus seinen Rügen,

1) Walch, XXII, 2199, 1491.

daß die Juristen das siebente Gebot ganz äußerlich allein auf den Diebstahl zögen, daß der Ehebruch so gelinde bestraft werde. Sein Urtheil geht hervor aus der damals noch seltenen christlichen Humanität, die dem Menschenleben einen unendlichen Werth beilegt, aus dem Bestreben, die christliche Billigkeit und Milde der heidnischen, antiken und germanischen strengen Gerechtigkeit, dem Barbarisch-Grausamen der mittelalterlichen Strafgesetze und Gerechtigkeitspflege gegenüber geltend zu machen. Daher auch, daß er, so lebendig das gegen das Eindringen des fremden Rechtes sich sträubende Volksgefühl in ihm war, doch nur selten dem heimischen Rechte das Wort redete. Er nannte wohl „das Regiment", das durch den Sachsenspiegel geführt werde, „darnach dies Land sich hält", gleich dem der Römer ein fein Regiment, ließ sich aber auch, und weit nachdrücklicher, dawider aus; wider die große scythische Barbarei und Härtigkeit des sächsischen Rechts, wie es gar strenge und scharfe Gesetze hätte, wider die Ungunst desselben gegen die Frauen, die Verkehrtheit der Juristen, die ihm obenein falsche Deutungen gäben, indem sie es ohne richtiges Verständniß auslegten und anwendeten u. s. f.

Für zu hart erklärt er die Strafgesetze über den Diebstahl bei noch einem andern Punkte. Was er über den Kirchenraub sagt, zeugt von eben so großer Unbefangenheit als ein Ausfall auf die Habsucht der Geistlichkeit, den er damit verbindet. „Darnach strafet man den Kirchenraub härter als Alles, nämlich mit dem Rad; so doch eines geweiheten und ungeweiheten Dinges gleicher Brauch und Werth ist; aber weil das Heiligthum verunehret ist, wird solche Schärfe gebraucht. Es brauchen hier die Prälaten eine abergläubige Härtigkeit, die wider Niemand also sehr wüthen, toben und fluchen, als wer ihnen ihre Einkünfte, Eigenthum, Gold und Silber nimmt. Da haben sie, wie der Argus, mehr denn hundert Augen. Aber daß dieweil so viel tausend Seelen verderben, und sie die Christenheit mit so viel Hurerei, Ehebruch und anderer greulicher Unzucht verunreinigen, geschweige des unersättlichen Geizes mit ihrer Simonei, Tücken und Betrug, das strafet Niemand, sondern man hält Die in großen Ehren, die solches thun. Vielleicht strafen sie geringe Sünden so hart, daß die schweren Laster nicht ihnen, sondern Gott zustehen mit der Schärfe zu strafen. Und ich glaube, daß es wahr

sei, daß Gott ihm desto schärfere Strafe vorbehält in großen Lastern, je härtere Strafe sie brauchen in den kleinern. Sie thäten viel besser, wenn sie der Kirchenräuber und anderer Diebe schoneten, wie sie wollen, daß Gott ihrer schone. Aber wenn sie der Kirchendiebe schoneten, würden sie gezwungen, Armuth halber frömmer zu leben. Darum schonen sie ihrer nicht, auf daß auch Gott ihrer nicht schone." Deutlich erhellt aus diesen und ähnlichen Aeußerungen, daß der ihn erfüllende Standesgeist ein edler war, gerade der Gegensatz des gemeinen und schlechten einer großen Anzahl der reformistisch gesinnten oder redenden Doktoren und Prälaten in älterer und neuerer Zeit, die sofort auf die andere Seite traten, wenn aus anerkannter und hindurchdringender Wahrheit Gefahr für ihren Nutzen hervorging [1]).

Stegreifritter. — Wucherer. — Spieler. — Betrug im Handel und Wandel. — Zinskauf.

Nach den Prälaten kommen die Stegreifritter an die Reihe, die „rauben und stehlen für einen ehrlichen Titel achten", von deren Raublust die Kaufleute oft schmerzlich zu leiden haben, „und werden unter ihnen, setzt er kaustisch hinzu, bisweilen diejenigen gestraft, die sich nicht wehren und Widerstand thun können." Die Unsicherheit, die Fehde, die Gewaltsamkeiten nahmen eben jetzt wieder überhand und riefen die allgemeinsten lautesten Klagen, namentlich auch der Bürgerschaften über den unbändigen, rauf- und raublustigen Adel und die Erbärmlichkeit und Unzulänglichkeit der Justiz hervor. Dann die Wucherer, die Spieler, die betrügerischen Kauf- und Handwerksleute. Der Wucher, der ihn späterhin noch oft in Feuer und Flammen setzte, erregt ihn auch schon in dieser Zeit. „Von Wucher spricht Cato: die Privateigenthum stehlen, legt man in Ketten und Banden, die Räuber des gemeinen Guts leben in Gold und Purpur. Daher ein Wucherer ein Blutsauger des Volks genannt, einem Wurme verglichen wird, der in der Nuß oder im Apfel sitzet und Alles darin zernagt. Also verschlinget ein Wucherer mit

1) Walch XXII, 2212.

seltsamen und heimlichen Fündlein das Vermögen der Stadt.“ Die Juden meinten, es sei ihnen zugelassen, ja geboten, Fremden auf Wucher zu leihen, ihren Brüdern aber sollten sie leihen was noth ohne Wucher. Die Christen wären aber jetzt ärger als die Juden, denn sie wucherten auch mit ihren Brüdern. Schon hierbei — wir kommen darauf zurück — und beim Zunächstfolgenden übertreibt er, tadelt Unschuldiges, fordert Unthunliches und schießt fehl, in Folge einer unzureichenden Kunde und falscher Ansichten vom täglichen Verkehr und dessen Wesen und Erfordernissen, so preiswürdig und theilweis praktisch sein Absehen und Bemühen ist, auf die in demselben liegenden Verleitungen zur Unredlichkeit und Lieblosigkeit aufmerksam zu machen und die Gesinnungen der Redlichkeit und Liebe lebendig anzuregen. Zu einer fast unerträglichen Höhe däucht ihm der Betrug im Handel und Wandel gestiegen zu sein, wobei er unter Anderm so weit geht, die Ursache des Gebrauchs, „daß der Verkäufer ein Ding theurer beut, und der Käufer weniger darauf beut als es werth ist,“ darin zu finden, „daß der Betrug so gemein worden ist, daß Niemand dem Andern auf seine ersten Worte trauen will. Wehe der Welt!“ ruft er aus, denn so weit sei es gekommen, daß Einer, wenn er einen Andern betrogen, sich nicht einmal ein Gewissen daraus mache, sondern meine, es wohl ausgerichtet zu haben, daß er den Nächsten geäfft. Allein „jedermann in allen Häusern und Gassen“ klagte über die Verbreitung und Zunahme der Unredlichkeit, so daß er trotz einiger Ueberstrenge doch Anklang fand, zumal da, wo noch die meiste sittliche Gesundheit, Tüchtigkeit und Gewöhnung war, im Mittelstande. Es wirkte desto tiefer, wenn er, das wahre Bedürfniß und das dunkle Verlangen des Volkes in Wittenberg, in Deutschland, nach einer reineren Sittlichkeit und Lehre deutlich erkannte und vorausfühlte und durch das zutreffendste Wort sowohl noch mehr weckte und zum Bewußtsein brachte als befriedigte. Es wurde im Innersten als unwidersprechliche Wahrheit empfunden, wenn er bei diesem wie bei allen Geboten vom höchsten christlichen Standpunkte aus den Hörern ins Gewissen redete, hier, wie man schon die Liebe nicht, sondern die Begierlichkeit habe, wider das Gebot sündige und ein Dieb vor Gott sei, wenn man sich auch nur Reichthum wünsche und ihn dem Nächsten mißgönne, dem man Gunst der

Güter schulde, wie auch ein Bettler und armer Bettelmönch die größten Diebe vor Gott sein könnten, wenn sie Anderer Gut auch nur begehrten, jeder in seinem Gute ein Dieb oder Geiziger sein könne, wenn er das Seine gar zu sehr liebe, statt gleich gesinnt zu sein, traure wenn er es verliere oder dem Nächsten damit nicht helfen möge.

Daß die Frage: ob die Spieler auch Diebe seien? bejaht wird, kann man von selbst denken. Begehren sie doch fremdes Gut, sind ohne Liebe, vom Geiz erfüllt, suchen nicht des Nächsten Nutzen wie ihren eigenen. Dagegen wird die Frage: ob sie schuldig den Gewinn wieder zu erstatten, sofern sie nicht betrüglich gespielt? verneint. „Beide, der Gewinnende und Verlierende, setzen mit ihrem freien Willen das Ihre auf und wagen es dahin. Es ist höchst billig, daß wer Gefahr liebt, darin umkomme. Die beste Strafe wäre, daß wenn es sein könnte, Beide verlören, ein billig Recht des Spiels, weil Beide ihren Geiz wider den Nächsten üben. Oder es wäre auch gut, daß die Obrigkeit Beiden den Gewinn nähme und legte ihn an gemeinen Nutzen, weil sie mit ihrem Spielen wider das Gebot der christlichen Kirche thun.“ Sollten sie schuldig sein, das im ehrlichen Spiele Gewonnene wiederzuerstatten, so würde dasselbe von Allen zu fordern sein, die mit Sünden erwerben, z. B. von den öffentlichen Dirnen, den Kaufleuten, die sich zu hohe Preise zahlen lassen u. s. w., „was doch unbillig wäre, weil dem Nächsten kein Unrecht geschehen, sondern Gott allein beleidigt ist. Und darum sind sie schuldig, Gott eine Wiedererstattung zu thun, nicht mit dem erlangten Gut, sondern mit Reu und Leid und mit dem Willen, dem sie in ihrer Bosheit gefolgt haben.“

Dies führt ihn auf gewisse Fälle, in welchen das geistliche Recht Wiedererstattung gebot, z. B. der Benefizien, die ein Kleriker bezogen, der durch Simonie ins Amt gelangt war, oder seine Obliegenheiten, Vigilien u. s. w. vernachlässigt hatte. Sehr bitter wendet er den Satz, daß Spieler, die er doch für Diebe erklärt und denen er eben erst so herbe Dinge nachgesagt, nicht schuldig seien den Gewinnst zurückzugeben, ohne weiters, als verstände es sich von selbst, daß sie Diebe seien, auf solche Kleriker an, und erklärt sie dann gleichfalls für nichtschuldig die Benefizien zurückzugeben. Und auch dies war, wie so manches Ähnliche, ein

mittelbarer Angriff auf den Ablaßunfug. Es war sehr häufig, daß Benefizien unregelmäßig genossen wurden, man machte den Genießern bange, veranlaßte sie Ablaß zu kaufen. Die auf Alles spekulirende erzbischöfliche Instruktion enthält auch eine auf sie Bezug nehmende Anweisung. Luther fordert nur Buße von den sündigen Benefiziaten, redet ihnen aber darauf in das Gewissen und sagt ihnen unter anderm eine große, den Gang und die Lage der Dinge scharf bezeichnende Wahrheit. „Vor Zeiten zog man zu der Priesterschaft die frommen Männer wider ihren Willen; darum wurden sie von dem Volke geliebet: jetzt fällt man selber zu, wider des Volkes Willen, darum hasset man sie." So streng nimmt er es mit den geistlichen Aemtern, daß er erklärt, es gehe schwerlich an, daß Einer, wenn auch ohne Simonie, doch ohne Betrug sich darbiete, sonderlich zu den Aemtern, die die Seelsorge auf sich haben; denn „es wird der Papst und das Volk betrogen, wenn die Person nicht also beschaffen ist, als ein solch Amt erfordert. Wer will sich aber dafür ausgeben? und doch schämet man sich nicht darum anzuhalten." Späterhin sprach er den Gemeinden das Recht wieder zu, ihre Geistlichen zu ernennen, das sie längst an die geistlichen Obern verloren hatten. Diesen spricht er es jetzt freilich noch nicht ab, der Gemeinde noch nicht zu, allein der Gedanke keimt bereits in ihm, daß zum innern Berufe des Predigers die Berufung von Seiten der Gemeinde, als zum Segen des Amtes nothwendig, hinzukommen müsse.

Wo von den Schwierigkeiten einer erfolgreichen Bekämpfung des Ablaßunwesens die Rede war, fanden wir eine der größesten darin, daß bei allem Unwillen über dasselbe außer den Päpsten so viele andre Kleriker, und außer diesen auch viele Weltliche dabei betheiligt waren und ihren Nutzen liebten. Sahen wir nun Luther mehrfach überhaupt wider die Habsucht und Geldgier der Geistlichkeit ankämpfen, so erhob sich ihm hierbei eine ähnliche Schwierigkeit daraus, daß dieselben Laster auch in den weltlichen Ständen herrschend waren und recht eigentlich die Zeit bezeichnen, die in einem sehr hohen Maße, wie wir uns auszudrücken pflegen, dem Dienste der materiellen Interessen verfallen war. Adel und Fürsten „schätzten und drückten" um die Wette mit den geistlichen Herren, es war die Zeit der Fiskalitätsanfänge,

der Gier nach dem Golde fremder Erdtheile, der monopolistisch gesinnten Kaufherren, des Wuchers u. s. f. Da war es nun leicht und geschah in den Volksschriften, den Predigten und überall von Jedermann, den Schaden bald an dieser bald an jener Seite zu rügen, bald diese, bald jene Stände und Klassen zu beschuldigen: desto schwerer war es aber, dem Uebel an die Wurzel zu dringen, was nur durch Weckung und Belebung uneigennütziger Gesinnungen geschehen konnte. An das Erstere, das Leichte, Alltägliche und Demagogische, dachte Luther nicht; er wollte das Letztere, wie er nach seinem religiösen Standpunkte mußte, der ihm auch als Mittel zur Erreichung seines Ziels und Zweckes allein diente. Sofern er daher mit seiner zunehmenden Weltkenntniß den alle Stände und Verhältnisse durchherrschenden Eigennutz mehr und mehr erkannte, griff er ihn auch an, wo er sich zeigte, und dies nahm auch jetzt schon seinen Anfang. Er stimmte in allgemeine Klagen ein, indem er sich laut über die Habsucht der Geistlichkeit erklärte, Rügen über den räuberischen Adel aussprach, die fiskalischen Absehen am Hofe des Landesherrn tadelte. Allein das einseitige, den Schaden bei sich selbst vergessende Schelten auf einzelne Stände und Klassen war ihm zuwider. Er bemühete sich die sittlich-religiöse Gesinnung wie in den Ordensbrüdern, so im Volke zu beleben, bekämpfte die vielgestaltige Habsucht, wo er sie fand. Aufs deutlichste und nachdrücklichste hält er dem Volke beim siebenten Gebote alle Gestalten und Verstecke des Diebstahls, des Geizes, der Unredlichkeit im Handel und Wandel, im täglichen Verkehr und den Spiegel des göttlichen Gebotes vor. Noch am Schlusse der Erörterungen über dieses Gebot kommt er auf den erblichen Gült- und Zinskauf, den er aus der Welt zu schaffen oder wenigstens zu beschränken späterhin noch so oft und eifrig in Schriften, Predigten und Vorstellungen bei den Landesherren bemüht war. Seine Grundansichten, daß der Zinskauf, wie er ihn in der Schrift an den Adel nennt, das größeste Unglück deutscher Nation, und zwar an sich nicht bös, aber verwerflich sei, weil er in so hohem Maße der Habsucht diene, finden wir schon hier angedeutet. Doch wurde er strenger. Hier will er ihn noch der Geistlichkeit neben Alten, Mündeln, Gemeinden gestattet wissen, während

schon die Willkühr und Statuten der Stadt Wittenberg im 9. Paragraph eine vorsichtige, auf ein Umsichgreifen hindeutende Bestimmung wegen der Zinskäufe der Geistlichen innerhalb des städtischen Weichbildes enthalten. In der Schrift an den Adel hat den Zinskauf „der Teufel erdacht und der Papst wehe gethan mit seinem Bestätigen in aller Welt," hier nimmt er noch die Meinung des Papsts beim letzteren in Schutz. Das kanonische Recht gestattete allerdings den Rentenkauf, wie wir dies unter andern von Niebuhr in seiner Geschichte der Revolution ausgeführt finden. Wir dürfen aber weiter eine andere Seite nicht übersehen. Die Kirche hatte von jeher bei ihren Lehren und Anordnungen über Zinsnehmen und Wucher, ob auch von dem an sich evangelischen Grundsatze ausgehend daß dem bedrängten Bruder durch Forderung von Zinsen keine neue Noth bereitet werden dürfe, die Natur der geselligen Verhältnisse verkannt, Schriftaussprüche abstrakt genommen und ohne Berücksichtigung der letzteren angewendet wissen wollen. Er blieb in ihren Ansichten befangen, und kein Wunder, wenn wir ihn jetzt noch recht sehr befangen finden. Er traf durch seine Ansichten über das Zinsnehmen auch mit einer schon weitverbreiteten, wir würden etwa sagen, kommunistischen Idee zusammen, die im Verein mit ähnlichen im Bauernkriege so gewaltig vordrang und auf Zerstörung aller Eigenthumsverhältnisse ging, wo er dann dem Strome des Einreißens alles Bestehenden sich entgegenwarf und in das andre Äußerste verfiel, allem einmal Vorhandenen und Geordneten, und nach der Bibel und hier auch nach Aristoteles, insbesondere der Leibeigenschaft das Wort zu reden, während oder auch weil die Empörer gleichfalls aus der Schrift, aus falscher Exegese, Mißverständniß der idealen christlichen Ansicht und irriger Anwendung derselben auf das Leben, das Sklaventhum verwarfen und ihre falschen Freiheitsgrundsätze herleiteten. Wir werden hierauf noch einmal zurückblicken müssen. An dieser Stelle nur noch eine Bemerkung, welcher man sich unten erinnern wolle. Wir in der Gegenwart sehen nur ganz im Kleinen und Einzelnen, wie tief die Schriftauslegung in das kirchliche und staatliche Leben hineingreifen kann. Auch deshalb wird es uns so schwer, die Bewegungen jener Zeit und Luther insbesondre zu verstehen und nicht zu mißdeuten. Die Exegese gehörte bei ihm und gehörte damals überhaupt durchaus wesentlich und fast allseitig zum unmittelbar Bestimmenden.[1])

Processiren. — Unrechtleiden.

Wie ihn die seinige theilweis irre leitete, sehen wir sogleich auch noch bei einem anderen Punkte, den er im siebenten und dann im achten Gebote berührt. Stimmt er vom christlichen Standpunkte aus in den Tadel, der über die Richter und Advokaten erging, und in die Forderungen ein, welche an sie gestellt wurden, so erspart er darum den Übrigen, den Rechtsuchenden, die Rüge nicht und stellt eben so hohe, ja noch höhere Forderungen an sie. Er hat dabei die Anschauung des Mönchs überwunden, ist aber zugleich auch noch darin befangen. Das Erste, indem er auch hier von Jedem die Vollkommenheit fordert, der Christi sein will (denn es geschah in einem anderen Sinne, wenn er, wo er von der Sabbathfeier sprach, ein unvollkommenes Christenthum gelten lassen wollte), das Andre, indem er die urchristliche und apostolische Welt- und Lebensansicht und gewisse daraus hervorgehende Vorschriften oder Anweisungen als Regel des Lebens und Handelns geltend zu machen sucht, ohne die Verschiedenheit der Verhältnisse und der Zeiten, des Asketen und der Weltmenschen zu berücksichtigen. Er übersieht mönchisch und asketisch, daß die Zustände der ersten Verkündung des Christenthums andere waren, als die sind, in welchen er es predigt, daß weder Vernunft noch Christenthum das Bestreben erheischen oder nur billigen, sie zurückzuführen, daß die nur auf sie zu beziehenden, ohnehin offenbar auch nicht durchgehends wörtlich zu verstehenden Vorschriften mit ihnen aufgehört haben verbindlich zu sein, und daß die buchstäbliche Anwendung dieser Vorschriften in ganz anderen Zeiten, entwickelten Zuständen, im christlich ge-

1) Buß, Einfluß des Christenthums auf Recht und Staat, I, 47. Ueber die Motive der wahren und falschen Reformation, in Historisch-politische Blätter, XI, 655 ff. Raumer, Gesch. d. Hohenstaufen, V, 344. *Seckend.* I, 306. Zimmermann, Gesch. des großen Bauernkriegs, I, 310. An den Adel, Plochm. XXI, 356. Großer Sermon vom Wucher, Plochm. XX, 109. De Wette II, 520.

wordenen Staate zu hoch gespannt, unpraktisch, ja verwirrend und gefährlich sein würde. Dies zeigte sich eben auch hier in seinem eigenen Falle, so bewundernswürdig die Glaubenskraft erscheint, die so Etwas forderte, so wahr es ist, daß jene Zeit solche Zumuthungen wenigstens halb ertrug und großentheils darauf einging.

Der Apostel Paulus tadelt ein Mal die Christen, daß sie, statt ihre Streithändel unter einander zu schlichten, vor heidnischen Gerichten Recht suchten, nicht lieber Unrecht litten. Darauf beruft er sich nun, indem er das Proceßführen bespricht und im Wesentlichen zu demselben Ergebniß gelangt. Er bezieht sich weiter auf die biblischen Aussprüche: was ihr wollt, daß euch die Menschen thun, das thut ihr ihnen — wir sollen uns nicht rächen, nicht Böses mit Bösem vergelten, vielmehr bitten für unsre Feinde — wer euch den Rock nimmt, dem gebt auch den Mantel. Er will diese Lehren und Weisungen buchstäblich angewendet wissen. Er hört nicht darauf, daß man sage, sie wären Rathschläge, nicht Gebote, wobei denn freilich der Sinn war, daß den gewöhnlichen Christen nur obliege die letztern zu erfüllen, während die Ordensleute, die Vollkommenen, auch den erstern nachzuleben hätten. „Christus hat von ihnen gesagt, das ist das Gesetz und die Propheten, meine Worte werden nicht vergehen, ja der kleinste Buchstabe wird nicht vergehen vom Gesetze, bis daß es Alles geschehe. Wollt ihr aus dem Gesetze einen Rath machen, so haben wir kein Gebot und Gesetz mehr, vergessen des Gesetzes Christi und der Natur und tappen im Finstern, weshalb es auch jetzt sehr gefährlich ist, studiren in den Rechten, so es mehr dienet zu Streit und Hader, denselben zu verlängern und nicht Streit und Hader aufzuheben und zu stillen." Er dringt darauf, wer einen Handel mit seinem Nächsten hat, soll sich prüfen und fragen, ob er nicht wünsche, daß ihn jener in Ruhe ließe, nicht mit ihm hadre, sondern ihm glaube und nachgebe? Warum auch, fragt er, willst du ihm nicht so thun? und nicht von fern kommt ihm die Antwort in den Sinn: daß man je nach Umständen vernünftiger- und billigerweise einen solchen Wunsch nicht hegen könne. Er hat ein Schriftwort, nimmt es wörtlich und nun weicht er vor der härtesten Folgerung, vor dem Einwande nicht zurück: „wenn man also müßte thun, so

käme es dazu, daß man uns bald würde unter die Füße treten und uns alle das unsre nehmen." Er antwortet unbedenklich: „Das ist es eben, das die Schrift haben will, darum nennt sie uns Unterdrückte, und wir sollten deß froh sein, denn Christus ist derselben Beschirmer. So wir das Evangelium Christi halten, als wir sollten, so müssen wir viel Übles um seines Worts willen leiden, denn wir sollen uns nicht rächen, nicht Böses mit Bösem vergelten, ja bitten für unsre Verfolger, auf daß wir Kinder werden unsers Vaters, der im Himmel ist; wir werden es aber nicht, wenn wir um des Unsern willen hadern und rechten." Dies erscheint ihm als menschliche Thorheit, der göttlichen Weisheit gegenüber; er verfehlt nicht, die darin liegende Verkehrtheit aus der Lebenserfahrung nachzuweisen, und erklärt zuletzt Klagen vor Gericht geradezu für verboten, dem Christen nämlich, denn den Unvollkommenen sei es nachgelassen. Nur scheinbar, obwohl von dem Gefühle zeugend, daß er nicht völlig werde durchdringen können, liegt hierin eine Art von Vermittlung zwischen der Höhe, der Uebersteigerung seiner christlichen Ansicht und der Tiefe, der bestimmten, wahren Beschaffenheit des wirklichen Lebens; denn der Zustand der Unvollkommenen ist ihm nicht etwa eine niedrige Stufe der Christlichkeit, er liegt ihm außerhalb derselben, wie er oben dien Uvollkommenen und die Juden neben einander stellte. Noch einmal drängen sich ihm die Erfordernisse der vorhandenen Zustände und die Nothwendigkeit auf, Verwirrung von ihnen abzuhalten. Er will seine Regel auf die „gemeinen Personen", die zu Gericht sitzen, nicht angewendet wissen. Sie „sollen zusehen, daß Niemandem Unrecht geschehe, und so sie erfordert werden, sollen sie das Unrecht strafen."

So wie er es nun aber für Pflicht des Christen erklärt, die geordneten Mittel, zu seinem Rechte zu gelangen, zu verschmähen und lieber Beraubung zu dulden, Unrecht über sich ergehen zu lassen, so fordert er doch kein schlechthin leidendes Verhalten; er spricht vielmehr Dem, der Unterdrückung leide, ausdrücklich das Recht zu, „seine Unschuld zu vertheidigen," ja er macht es ihm zur Pflicht. Er geht dabei von dem Spruche aus: Niemand leide als ein Dieb oder Uebelthäter; „das ist, wenn Einer unschuldig ist, soll er nicht sagen, daß ihm Recht geschehe, sondern er

soll dem Beleidiger sein Unrecht vorhalten und ihm sein Gewissen rühren". Zur Bestätigung führt er das Beispiel einiger Märtyrer und Christi selbst an. Thomas von Canterbury sei erschlagen, nicht weil er der Beraubung sich widersetzt, denn er habe zeitlich Gut ohne allen Widerstand hinnehmen lassen, sondern weil er den Kirchenräubern gesagt, sie thäten nicht Recht daran. So der heilige Attalus, so Stephanus, der seine Verfolger gestraft, daß sie Unrecht thäten. „Ja, Christus gab Malcho eine harte Antwort, da er ihm den Backenstreich gab, und verantwortete sich, er hätte nicht übel geredet, daß der Bube nicht meinte, er hätte Recht daran gethan. Darum antwortete er Kaiphä, er wäre Gottes Sohn, und verwarf ihre falschen Zeugnisse, während er sich das Leben nehmen ließ, mit seinem Willen starb, uns zur Lehre, daß wir sollen fahren lassen das zeitliche Gut, und gleichwohl unsre Unschuld vertheidigen mögen." — Die Bedeutung dieser folgenreichen Anschauung und Lehre wird uns weiter unten noch recht klar werden.

Achtes Gebot. — Bestreitung der Ketzer, der Scholastiker. — Grundsätze der Schriftauslegung.

Beim achten Gebote, in welchem „aller Schaden verboten wird, den man seinem Nächsten an seinem Leumund, Lob, Ehren oder Namen thun mag," handelt er zunächst von den Menschen, die sich an dem Gebote versündigen. Dahin rechnet er zuerst als die sich am allerschwersten verfehlen, die falschen Lehrer, — die Ketzer, welche das Wort Gottes verkehren und fälschlich auslegen und die es ungeschickt behandeln, die im Sinne der scholastischen Theologie Lehrenden. Jene tödten die Seelen, diese martern wenigstens die Gewissen. Das hierher Gehörige ist einem Vortrage vom Sonntage nach Neujahr 1517 entnommen und bemerkenswerth, weil es zeigt, daß seine kirchliche widerketzerische Gesinnung auch noch in diesem Jahre dieselbe, und daß er, was damit zusammenhing, hinsichtlich seiner Ansichten über Schriftauslegung und Ansehen noch keinen Schritt weiter gekommen war.

Keine Sünde, sagt er, sei vor Gott so groß und so oft und hart in der Schrift gestraft, als die der Ketzer und Eigen-

sinnigen, die das Wort Gottes nach ihrem Sinn auslegen und wie es ihnen diene, damit sie es gleichsam in ihren Gehorsam gefangen nähmen, während sie billig das Entgegengesetzte thun sollten, nämlich in Dingen, die den Glauben und der Seelen Heil betreffen. Wenn die Böhmen sich mit ihrer guten Meinung und göttlichem Eifer ausredeten, wie alle Ketzer zu thun pflegten, so verdienten sie darum dennoch nicht entschuldigt, sondern nur um so härter gestraft zu werden, weil ihr Eifer aus Hoffahrt, einem verkehrten bösen Willen und einer verborgenen giftigen Meinung herstamme; weil sie sich nicht weisen lassen, nicht hören, weil sie selbst Meister sein wollten. Wer eine wahrhaft gute Meinung und Willen habe, sei nicht hoffärtig und sicher, sondern in Furcht, folge nicht einzig seiner Meinung, wie schön sie sein möge, sei Andern zu weichen bereit, und diese Furcht bewirke, daß er sich keine Neuerungen herausnehme, Eintracht und Frieden halte und fördere.

Legte er aber nicht selbst die Schrift nach seinem Sinne aus? Wich er nicht selbst von der gemeinen Lehrweise ab? Noch mehr, er verbindet einen Angriff auf die letztere mit dieser Ereiferung gegen die Ketzer. Man kann mit Recht sagen, daß er sich mit seiner Lehrweise an Väter hielt, die in der Kirche in hohem Ansehen standen, daß er eben bemüht war, die nach seiner Ueberzeugung echte Kirchenlehre herzustellen. Aber wo war das untrügliche Kennzeichen derselben? Die von ihm angegriffene wurde in der Kirche geduldet, begünstigt sogar, und Manches, was er bereits mehr oder minder entschieden verwarf, stand mit ihr in nothwendiger Verbindung, war ihr Ausfluß. Freilich galten seine Angriffe nur dem Willkürlichen und Ausgearteten, dem erst in den letzten Jahrhunderten der Verderbniß, ja großentheils dem erst ganz neuerdings Aufgekommenen, und er dachte nicht daran, daß dasselbe mit der Kirche selbst untrennbar verknüpft sein könnte. Wie dem sei, nichts könnte deutlicher und stärker bezeugen, wie unbefangen er überzeugt war, vollkommen kirchlich und katholisch zu lehren, wie gänzlich fern ihm der Gedanke lag, daß er durch seinen Widerspruch von der sich selbst verstehenden Kirche abweiche. Seine Ahnungen eines ernsten Zusammenstoßes konnten sich nur darauf beziehen, daß das Verderbte so Vielen für kirchlich galt, Allen aufgedrungen werden wollte und mächtige Schützer hatte.

Auf eine ähnliche Weise verwickelt er sich, wenn er darauf von der zweiten Klasse der falschen Lehrer spricht, die „Gerechtigkeit der Werke, gar selten den Glauben, oft und viel die Werke lehren," und darum „Kreuziger der Gewissen und Peiniger der Seelen" sind. Denn wie sehr man sich auch bemüht, durch die Werke genug zu thun für die Sünde, „hat man doch nimmer Ruhe im Gewissen, denn der Glaube an Christum gibt diese Ruhe und Frieden allein." Nun aber das Wichtigere und Bedenkliche. Die Ketzer waren getadelt, weil sie die Schrift nach ihrem eigenen hoffärtigen, die Eintracht nicht berücksichtigenden, die kirchliche Authorität verachtenden Sinne auslegten, ihr einen subjektiven Sinn unterschöben. Ebenfalls subjektive Willkür und Leichtfertigkeit (statt wie dort Eigensinn) bei der Schriftauslegung wirft er der zweiten Klasse falscher Lehrer vor. Zugleich stellt er sein eigenes Princip der Schrifterklärung auf, oder deutet es wenigstens gelegentlich an. „Darum weil die heilige Schrift will gehandelt sein mit Furcht und Demuth, und mehr will ergründet werden mit andächtigem Gebet als Dialektik (acumine ingenii, Vernunft oder Schärfe der Vernunft, wie er und seine Uebersetzer sich auszudrücken pflegten), so ist es unmöglich, daß Die nicht ihnen selbst schaden oder Andern, die sie lehren, die mit bloßer Vernunft, mit ungewaschenen Füßen wie die Säue, in die Schrift fallen, wie wenn es eine menschliche Kunst wäre, und mit ihr ohne die Rücksichten der Ehrerbietung umgehen. Daher drängen so Viele naseweis zum Lehren sich hinzu, die, sobald sie die Grammatik gelernt haben, ohne alles Studiren Theologen sein wollen, und sprechen: Ach, es ist ein leicht Ding um die Bibel. Schon Hieronymus klage über die Willkür solcher Leute in der Schriftauslegung, auf ihre Rechnung komme es, daß man sprüchwörtlich sage, die Schrift habe eine wächserne Nase. Er setzt dann noch hinzu, es wären vor Allen Diejenigen, die mit der heidnischen Weltweisheit sich erfüllt hätten, die mit solcher Leichtfertigkeit an die Schrift heranträten, die solch Unwesen verursachten. „Das kommt nun von den ungeschickten thörichten Träumern, den scholastischen Doktoren, ihrem buchstäblichen, allegorischen, moralischen und anagogischen Schriftsinne, die niemals gelernt haben, weder was Buchstabe noch was Geist ist. Das Spiel mit dem vierfachen Schriftsinne möchte hingehen,

wenn es blos dienen müßte zur ersten Uebung für Anfänger. Sie aber machen es zur Hauptsache in der ganzen Auslegungskunst, und kommen nimmer zum rechten Verstande der Schrift, in welchen Niemand eindringen kann ohne Reinigkeit des Herzens. Jenes Viergespann handhaben auch die Gottlosesten."

Hieraus wird nun aber doch eigentlich zum höchsten klar, was er nicht wollte, hauptsächlich nicht das Verfahren der Scholastiker, die an die Stelle der Exegese die Dialektik setzten, in die Schrift ihre großentheils aristotelischen Philosopheme (ihre Vernunft) hineinlegten, dadurch den wahren Schriftsinn verdunkelt und so den „Heiden" zum Herrn der Lehre und des Glaubens in der Christenheit erhoben hatten. An die humanistischen Schriftausleger scheint er nicht zu denken, aber traf nicht manche von ihnen, und namentlich einen Erasmus, sein Verwerfungsurtheil mit? Sein eigener Grundsatz der Schriftauslegung, sofern ein solcher vorliegt, behält sogar der Kirche den entscheidenden Ausspruch vor, wenn sie dabei auch nicht als blos äußerliche Autorität gedacht wird; sagt nur, mit welcher Gesinnung die Schrift ausgelegt werden soll, und setzt voraus, einmal daß sich der Ausleger der Sprachen und sonstigen Hülfswissenschaften befleißige und sodann daß wahre mit ihnen ausgerüstete Frömmigkeit den richtigen Schriftsinn unfehlbar treffen werde. Im Grunde wird dadurch abermals die durch Forschen und religiöse Selbsterfahrung gewonnene Erkenntniß vom innern Christus und dessen Kundgebungen in der Schrift zum Princip der Auslegung der letztern erhoben, freilich ohne daß dasselbe deutlich begriffen wäre. Es ist indeß einzusehen und zeigte sich auch bald handgreiflich, wie wenig es bei solcher Unklarheit und Unsicherheit genügen konnte, wenn die Absicht war, eine echte reine und soweit so etwas möglich, unwandelbare Schrifttheologie zu schaffen.

Falsche Aristoteliker.

Jenes Vertrauen auf den religiös bewegten Geist als untrüglichen Leiter in die Erkenntniß der christlichen Wahrheit spricht sich auch in einem abermaligen Angriffe auf die Verehrer des Aristoteles in der Theologie aus, wobei er den Streit der Schule

recht ausdrücklich vor das Volk bringt. Seine Aeußerungen ähneln durchaus den uns aus jenem Schreiben an Lange bekannten, worin er die Erfurter herausforderte. „Hierher mögen auch die erbarmungswürdigen Menschen gehören, die sich mit dem allerfalschesten Titel der aristotelischen Philosophie betrügen und abmühen, während sie den Aristoteles weder selbst verstehen noch zu seinem Verständniß angeleitet werden, die mit falschen und erdichteten Auslegungen die christgläubigen Seelen einnehmen und beschweren oder vielmehr äffen, indem sie für Philosophie halten, was keine ist, und von bloßen Possen sich führen lassen.“ Er erklärt die Poeten und alle Fabeldichter (fabulatores) sammt und sonders für viel glücklicher als die vermeinten aristotelischen Philosophen und Philosophen-Jünger. Jene glaubten doch nicht an ihre Erdichtungen, ergötzten sich, wie Augustinus sage, an der Eitelkeit, wogegen diese ihre Fabeln für wahr hielten. „Wenn Aristoteles nach meinem Rathe gelesen würde, so könnte ihn ein Mensch von mittelmäßigem Verstande sehr wohl in einem halben Jahre begreifen. Doch müßte man ihn nicht lesen wie man ihn bisher gelesen, mit eben dem und noch größerm Fleiß und Andacht, wie die heilige Schrift, sondern wie ein ander gering und äußerlich Ding, nur daß man ihn wüßte, nicht daß man ihn vertheidigen wollte. Denn wir sind wohl recht durch ihn und seine Lügen (commenta) verführt.“ Er meint dies schon daraus zur Genüge erweisen zu können, daß das heidnische, der lernäischen Hydra zu vergleichende Thier so viele Sekten und Köpfe habe. Denn da wären Thomisten, Skotisten, Albertiner und die Neueren, so daß Aristoteles vierköpfig und sein Reich in sich selbst zertheilt sei. „Und ist Wunder, daß es nicht längst verwüstet ist: aber es wird gar bald verwüstet werden. Denn wie wäre es denkbar, daß die Wahrheit in dieser Verwirrung so vieler Meinungen sei, die nothwendig falsch sein müssen, da sie wider einander gehen?“

Wie unsicher war indeß auch dieses Kennzeichen! Er stellte freilich jetzt noch das Ansehen der Kirche über die Ansprüche der Ueberzeugung des einzelnen Forschers bei der Schriftauslegung, während er der Wissenschaft und individuellen Ueberzeugung schon einen sehr breiten Raum gab. Wenn er aber weiter vorschritt, seine unklar gefaßten Grundsätze über die Schriftauslegung und

die Berechtigung des Geistes bei derselben in ihren Konsequenzen entwickelte, wie leicht konnte dann das Argument, dessen er sich hier bedient, gegen ihn selbst gekehrt werden! Mißachtung der aristotelischen Philosophie, hervorgehend aus doch noch ungenügender Kunde derselben, könnte man darin finden, daß er es für so leicht erklärt, sie inne zu bekommen, eine entweder in sehr eingeschränktem Sinne zu nehmende oder sehr übereilte Behauptung. Das aber erhellt auch hier, nicht sowohl die aristotelische Philosophie an sich selbst ist es, wogegen er streitet, sondern ihre Mißdeutung und ihre Erhebung über die durch sie verdrängte evangelische Wahrheit.

Betrug mit dem Heiligen.

Ueber Betrügereien, die mit falschen Reliquien getrieben wurden, war schon seit Augustin und Sulpicius Severus häufige Klage geführt. Er stimmt hier darin ein, indem er zuletzt unter den Uebertretern des achten Gebots noch die „Träumer und Ruchlosen“ aufführt, die da predigen, „falsche Wunderzeichen und lügenhafte Legenden und die mit unechten Reliquien und erlogenen Visionen die Leute betrügen.“ Da rühme sich Einer, mit Christo und seiner Mutter geredet und gelacht zu haben. „Ich glaube, er hat auch mit ihnen getanzt,“ bemerkt Luther mit Bitterkeit. Ein Andrer gebe vor, etwas von dem Heu zu besitzen, darauf der Herr gelegen, „das doch dies Jahr gewachsen und aus der Scheuer gestohlen ist.“ Er gedenkt noch andrer ähnlicher, aber so schamloser Betrügereien, daß sie vor ehrbaren Leuten kaum erzählt werden könnten, und fügt hinzu: „und es ist recht, daß die Menschen mit Lügen betrogen werden, die nicht ehren die Wahrheit, 2. Thess. 2, 10. 11. Es geschieht des Dings viel hin und her, und die ungelehrten Priester predigen solche Fabeln: allermeist werden die Dinge gemehrt durch die Mönche, die im Lande umher ziehen. Darzu unsere Hirten und Seelsorger ihre Lust haben an solchen Mährlein und Ablaßverkündigung und dergleichen. Es gefällt ihnen besser, denn das Evangelium; denn es bringet ihnen etwas in den Beutel, wenn das Volk seine Ohren von der Wahrheit wendet, und sich zu den Fabeln kehret,

2. Tim. 4, 4. Aber wehe, wehe und aber wehe solchen Fabelpredigern! ruft er aus. Hier wäre die größeste Besserung der Kirche Noth[1])."

Er beschäftigt sich also fortwährend mit Gedanken an eine allgemeine Reformation der Kirche, spricht sie jetzt vor dem Volke aus und abermals ist es die Lehre, bei welcher er sie begonnen wissen will. Allein was er sodann zur Besserung fordert, schließt einen Grundsatz in sich, der in jedem Augenblicke wider die Freiheit der Lehre und ihn selbst angewendet werden konnte: so überwiegend war noch das begeisterte Gefühl in ihm und so unklar der Begriff, so weit war er entfernt, das Freiheitsprincip, das er verfocht, in seinen Folgen entwickelt, nur deutlich erkannt zu haben. So nöthig, sagt er, wäre hier eine Besserung der Kirche, daß man gar nichts zu predigen erlaubte, wie fromm und gut es sein möchte, das nicht bewährt und approbirt wäre. „Denn unter dem frommen Scheine sind auch jene Fabeln-Ungeheuer eingeschlichen, so daß unsre Prediger in Fabeln und Lügen fast die heidnischen Poeten übertreffen. Ja ich möchte sagen, nicht einmal die approbirten Legenden und Wunder dürfen so gepredigt werden, daß der Brauch daraus kömmt, des Evangelii zu geschweigen. Sie sind nicht die Hauptsache in der zu haltenden Predigt, nicht in der ganzen Predigt abzuhandeln, sondern nur hier und da in's Evangelium hereinzuziehen, wo es der Sache dient." Aber wenn nun die kirchlichen Obern wider seine evangelische Predigt einschritten! Wie konnte er von ihnen ein anderes Einschreiten erwarten, unter deren Schutze die Lügenpredigten durchs Land gingen?

Lüge. — Schmeichelei. — Ohrenbeichte.

In einem anderen Abschnitte erörtert er, wie man sich an dem achten Gebote versündige durch die Lüge, auf welche er hier mit größerer Ausführlichkeit zurückkommt, durch die Schmeichelei, durch falsches Zeugniß vor Gericht. Seine beredten Aeußerungen über die Lüge, auch die Scherz- und Nothlüge, weisen

1) Gildemeister u. Sybel, Der heilige Rock zu Trier, Vorr.

auf strenge Begriffe, einen lebendigen Wahrheitseifer und einen muthigen Sinn zurück. So verhaßt als die Lüge ist ihm auch die Schmeichelei, und sogleich bemerkt er, daß die höchste Unerschrockenheit und Gesinnungstreue dazu gehöre, sich frei von ihr zu halten. Nach der Welt Lauf „ist Niemand von diesem Laster frei, ohne der sich zeitlich lässet todtschlagen, und der bereit ist Jedermanns Haß auf sich zu laden, der keinen bösen Menschen fürchtet, wie gewaltig, reich, weise oder gerecht er sei." Denn „entweder muß man der Welt schmeicheln, oder der Welt Haß gewärtig sein, wie uns das in Christo und allen Heiligen genugsam angezeiget wird." Mit einem so edeln, einem so klaren Bewußtsein geht er seinen Weg, der eignen Gefahr entgegen. Darauf spricht der Volksmann: „dies Laster, wiewohl es allenthalben im Schwange geht, hat es doch am allermeisten überhand genommen an der Fürsten und Bischöfe Höfen, denn da findet man die Gesellen, die weiche Kleider tragen und zarte Oehrlein haben. Es ist kein Ort in der Welt, da die Schmeichelei weniger sein sollte, und ist da jetzo am meisten und mächtigsten. Denn so der Fürst zum Bösen verführt oder vom Guten abgezogen wird, schadet es allen Unterthanen. Auch ist nichts Schädlicheres in einem Lande, als ein Schmeichler zu Hofe. Was klagen wir über Krieg, Schwert, Waffen? Des Schmeichlers Zunge ist ärger denn alle Schwerter. Darum sollte man sie weit verjagen von den Höfen und ernstlichst strafen." Er erinnert an des römischen Kaisers Alexander lobwürdiges Verhalten gegen Schmeichler, an Diogenes Antwort auf die Frage, welches das schädlichste Thier sei? — unter den wilden Thieren ein Tyrann, unter den zahmen ein Schmeichler. Endlich meint er, in der heiligen Schrift fänden sich wohl deshalb wenig Schmeichler, weil die Schmeichelei ein so gar schändliches Laster sei.

Falsches Zeugniß soll man nicht blos nicht reden wider den Nächsten, sondern auch nicht einmal schweigend anhören, nicht zulassen, daß es vom Nächsten geredet werde, sondern den Anklägern und Verläumdern widersprechen, Alles, wie es die rechte brüderliche Liebe erfordre. Die Gefahr, wenn man dem Nächsten so diene, Alles gegen sich zu erregen, vielleicht den Tod erleiden zu müssen, hebt er noch ausdrücklich hervor. Allein „das sollst du nicht achten; denn Gott will es also haben, daß wir um sei-

nes Worts willen je eher je lieber aus der Welt hinausgestoßen und getödtet werden, und desto eher die Krone der Gerechtigkeit empfahen."

So wenig Hofmännisches war in ihm, so wenig hatte die Nähe und Gunst des Hofs verlockend oder abschwächend auf ihn eingewirkt, so eng war seine Ansicht vom Leiden des Unrechts mit der Gesinnung des entschlossensten Muths und Handelns verbunden. Noch stand seine schwerste Gefahr und Erprobung bevor; aber diese kühnen Predigten sind schon Thaten, ja Wagnisse, die den Ernst seiner Wahrheitslehre bewähren: fast mit jeder neuen Wendung beschleunigt er das Kommen seiner eigentlichen Prüfungsstunde. Schon ist ihm auch die Ohrenbeichte zweifelhaft geworden, und er steht nicht an, wenigstens ihrer unbedingten Nothwendigkeit zu widersprechen, ihr Schranken zu setzen. Vor Gott, sagt er, sei Jedermann schuldig, wenn er des Verläumdeten oder Unterdrückten sich nicht annehme, und meine, es gehe ihn nicht an, denn Gott habe die Zunge gegeben, dem Nächsten damit zu dienen in seinen Nöthen; dagegen aber sei es nicht Noth, in solchem Falle dem Priester zu beichten. Zarte hierarchische Ohren konnten Dergleichen ohne Anstoß nicht hören. Und war es nicht in der That gefährlich für die Anstalt der Ohrenbeichte, wenn das Volk öffentlich gelehrt wurde, bei Uebung der Pflicht derselben Unterschiede zu machen?

Neuntes und zehntes Gebot. — Beichtwesen. — Bestreitung des gesetzlichen Standpunktes in der Sittenlehre.

Er kommt beim neunten und zehnten Gebot, die er als schon im sechsten und siebenten begriffen darstellt, darauf zurück, und zwar in demselben Sinne und in Verbindung mit sehr entschiedenen Angriffen wenigstens auf eine Seite des Beichtwesens. Man hatte ein Sündenschema bei der Beichte, pflegte zwölf und mehr Arten von Sünden aufzuzählen. Die Sünde geschehe durch Thun und Lassen — mit dem Herzen, Worten und Werken — in den sechs Werken der Barmherzigkeit — wider die sieben Sakramente — mit den sieben Todsünden — wider die

sieben Gaben des heil. Geistes — wider die acht Seligkeiten — mit den neuen fremden Sünden — wider die zehn Gebote — wider die zwölf Artikel des Glaubens — wider die zwölf Früchte des Geistes, die drei theologischen, die vier Kardinaltugenden u. s. w. Ihm ist diese Künstelei zuwider, er legt sich ihr durch seine ganze Behandlung des Dekalogs entgegen, hier möchte er sich im Gegensatze zu ihr lieber an die einzige kurze Bestimmung halten: durch alle Uebertretung der göttlichen Gebote. „Ich weiß nicht, sagt er, ob es nütze sei zur Beichte, so gar viele Unterschiede der Sünden zu machen. Das Gedächtniß der Beichtkinder wird dadurch beschwert, es ermüdet den Beichtiger, verwirrt, zerstreut, man verdirbt nur die Zeit damit; statt daß Reue in den erstern hervorgerufen wird, denken sie nur daran, die Unterschiede zu behalten. Der ganze Beicht-Wirrwarr (tumultus) hat seinen Ursprung in der Unwissenheit der Lehrer. Die Beichte soll kurz und bündig geschehen."

Das Evangelium kennt keinen Unterschied zwischen verzeihlichen und unverzeihlichen Sünden oder vielmehr es kennt keine schlechthin unverzeihliche Sünde. Bei der einen, ihrem Wesen nach unermittelten, der Sünde wider den heiligen Geist, die es unverzeihlich nennt, wird eben das Beharren im Bösen vorausgesetzt, sei es, daß dies Beharren die Sünde ausmachen oder irgend ein bestimmtes Vergehen unverzeihlich machen soll. Dem Geist und Inhalt des Evangeliums zufolge ist die Annahme einer unverzeihlichen oder Todsünde geradezu widersinnig, sofern man darunter eine solche versteht, die nicht bloß den zeitlichen, sondern auch den ewigen Tod, oder die Verdammniß nach sich ziehen müsse, weil sie nicht aufgehoben, nicht vergeben werden könne. Nach dem Evangelium können Unterschiede der Sünden nur gemacht werden je nach den Graden der Schuld oder sittlichen Zurechnungsfähigkeit, der Strafwürdigkeit des Sündigenden. Indem man den evangelisch-ethischen Standpunkt mit dem jüdisch-gesetzlichen vertauscht, hatte man auch den Unterschied der Sünden, statt nach dem sittlichen Zustande des Sündigenden, nach den Gegenständen der Sünde zu bestimmen gesucht, oder aber nach dem Wesen der sündlichen Handlungen selbst und nach ihrem Verhältniß zum Gesetze, womit man eine nur untergeordnete zu sehr einschränkende Regel erhielt. Allein man konnte sie

nun zum Gegenstande des auf denselben gesetzlichen Standpunkt gebauten kirchlichen Bußwesens machen und vor das Forum der priesterlichen Gerichtsbarkeit ziehen. Schon sehr früh unterschied man, nach einer dunkeln Stelle im ersten Johannesbriefe, zwischen verzeihlichen und Todsünden, ohne genau zu bestimmen, welche Sünden den letztern zuzuzählen wären. Das Verzeichniß blieb schwankend, doch war seit dem zwölften Jahrhundert die Annahme von sieben Todsünden herrschend geworden, und man verstand darunter solche, die den Verlust der Gnade nach sich zögen, die Liebe zu Gott, die Grundursache alles Guten im Menschen, zerstörten, ihn von Gott abwendeten und ewige Strafe verdienten. Luther bemühete sich, den ethischen Standpunkt des Evangeliums wiederzugewinnen, wir haben in den Predigten über die zehn Gebote die Anfänge dieser erfolgreichen Bemühungen, wir sehen ihn hier recht ausdrücklich darin begriffen. Er widmet den sieben Todsünden — Hoffahrt, Geiz, Unkeuschheit, Völlerei, Zorn, Haß und Neid, geistliche Trägheit — einen besonderen Vortrag. Wir erinnern uns, daß er in einer Predigt des vorigen Jahrs am elften Sonntage nach dem Dreieinigkeitsfeste gleichfalls die sieben Todsünden berührte, und zwar so, daß er im Grunde nur die Selbstgerechtigkeit sammt ihren Folgen darunter verstand. Wie äußert er sich hier?

Er erwähnt, wie Einige acht, Andre neun Hauptlaster, Andre wieder anders und ins Unendliche unterschieden, den wahren Sinn der Gebote aber außer Acht gelassen hätten. Die Bestimmung der sieben Todsünden beruhe lediglich auf Willkür, weder auf zwingenden Vernunftgründen noch auf Autorität. Das Wichtigste ist, er hebt den ganzen Wust eben dadurch auf, daß er die Gebote ethisch faßt, statt sie juridisch zu nehmen. Nun gingen sie auf die Gesinnung; die Größe der Schuld wurde von ihr, von der Beschaffenheit des Sündigenden abhängig, nicht von den Gegenständen der Uebertretung, vom Wesen der Sünden; alle jene Unterschiede fielen von selbst in Nichts zusammen, womit denn auch zugleich sein Glaube an das Pönitentialsystem der Kirche immer mehr erschüttert werden mußte. Er hält sich hier noch an die herkömmliche Eintheilung, nimmt die sieben Todsünden, Hoffahrt u. s. w., nach einander durch, doch so, daß er sie als Uebertretungen der Gebote darstellt, die er nochmals ganz wie

im Obigen erklärt. Der Begriff der Todsünde wird nicht näher bestimmt. Gelegentlich kommt er auf die Beichte zurück. Wer sich durch Werke oder mit dem Willen wider das Verbot des Geizes versündigt hat, soll vor Gott darüber klagen und erseufzen, auch dem Priester beichten. Bloße Neigung zur Hoffahrt zu beichten sei nicht nöthig, weil kein Mensch ohne Hoffahrt. „Sondern das sollst du beichten, wenn du zu Willen worden bist ihrer Begierlichkeit mit Worten, Werken oder Gedanken. Das Uebrige klage Gott mit heimlichem Seufzen und mit einer verborgenen Beichte in deinem Kämmerlein, daß er durch seine Gnade die alte böse Wurzel in dir ausrotte.“ Aehnlich bei der Erörterung der sittlichen Trägheit. Sie kann in Beziehung auf alle Gebote gedacht und begangen werden, „und als mich dünket, soll man das nicht beichten, denn es ist ein geistlich Gebrechen, das man allein Gott entdecken soll, der da allein Hülfe thun mag.“

Schlußbemerkungen.

Die letzten Predigten über die zehn Gebote sind am Sonntage Sexagesimä und am Mathiastage, also im Februar gehalten. Im August oder September schickte er das Ganze deutsch und lateinisch dem erfurter Freunde, damit Lange, wie er am 4. September schreibt, Etwas habe, dem Volke darüber zu predigen, wenn er wolle, „denn ich meine die Gebote evangelisch gelehrt zu haben.“ Wer hätte ihm das Zeugniß versagen mögen? Wo war ein Prediger und Lehrer ihm gleich zu jener Zeit? Ein Hauptgrund des Uebels, das die Welt drückte, lag in der Vielheit der Satzungen, die die Kirche in der Form von Glaubensartikeln und denselben fast gleichgeachteten Schulmeinungen, von Rechtsbestimmungen, kirchlichen und sittlichen Vorschriften eingeführt. Wie oft hat er das Wesen im Papstthume nach allen Seiten bloßgelegt und bitter gerügt, tausend Gebote zu machen und die wenigen einfachen und echten Gebote zu vernachlässigen. Schon seit einem Jahrtausend war darüber geklagt und es war nur schlimmer geworden. So alt als vielfälig waren die Bestrebungen, aus dem fälschlich Eingedrungenen, Unnatürlichen und Verwickelten zum Ursprünglichen, Echten und Einfachen zurückzukommen. Sie hatten eben jetzt wieder angefangen recht lebendig zu

werden. Er trat mit diesen Volksreden in sie ein, und kein Anderer neben ihm verfolgte sie mit so viel Nachdruck, Geschick und Glück. Melanthon rühmte von seinen Vorlesungen über den Römerbrief, er habe darin den Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium gezeigt. Hier sehen wir, wie beharrlich und erfolgreich sein Streben war, von dem gesetzlichen auf den evangelischen Standpunkt zurückzuführen. Seine Lehre, daß die Gerechtigkeit allein aus dem Glauben komme, faßte die ganze Theologie in einen einzigen einfachen Grundsatz zusammen, und enthielt zugleich die einfachste Richtschnur für das gesammte christlich-sittliche Leben. Sowohl die Vielheit der Satzungen als tausend falsche Satzungen wurden dadurch über den Haufen geworfen, leicht ließ sich Alles daraus ableiten und danach bestimmen, was Jeder als Glaubens- und Lebensregel bedurfte, und wie trefflich verstand sich Luther darauf, durch Vorgang und That dies anschaulich zu machen, dazu anzuleiten. Welch eine Kunde des menschlichen Herzens und des gemeinen Lebens, der verschiedenen Stände und Lebensverhältnisse entfaltet der Mönch, zu welch einer Unbefangenheit und Freiheit der Auffassung, Beurtheilung und Behandlung hat er im Kloster aus den gedrücktesten Zuständen und Anschauungen sich herausgearbeitet, aus dem „spekulirenden Leben," dem „im Winkel sitzen und sich da mit seiner Andacht kitzeln und sich dünken lassen, man sitze Gott im Schooße." Er war so tief darin eingesenkt gewesen wie nur Einer und die Wiederbefreiung kostete ihn die schwerste anhaltendste Mühe. „Die in solchen Gedanken sind, Mönche und Nonnen, reden sehr verächtlich von dem gemeinen Leben in eines Jeden Beruf und Werken; und ist mir selbst sehr sauer worden, ehe mir Gott aus diesem Irrthum geholfen hat. Denn solche Gedanken gefallen der Vernunft wohl, und hält sie für engelische Geistlichkeit; wie Paulus Col. 2, 18 saget." Er kam dem Triebe der Zeit, hinauszuringen aus dem Falschen und Verwirrten, entgegen, zeigte das Ziel, belebte die Kraft und Lust, den gewiesenen Weg zu gehen, sie folgte, er und sie errangen die Freiheit, worin wir leben, was so natürlich und leicht ist, als es schwer war dahin zu gelangen. [1])

1) Auslegg. d. Geneſis, zu K. 19, V. 14, Walch I, 1882.

Vieles von Dem, was er sagt und wobei er geflissentlich verweilt, ist so sehr einfach, uns so geläufig, daß wir versucht werden es ungewürdigt zu lassen. Allein es ist uns geläufig eben durch ihn, durch die Reihe der Arbeiten, welche mit diesen Predigten beginnt. Wir dürfen den damaligen Zustand des Volks nicht vergessen, wie vernachlässigt und verleitet, erniedrigt und verdumpft es war durch den Druck, die Lehre und die Nachlässigkeit der Mönche, Priester und Bischöfe. Man bekommt erst dann ein anschauliches Bild davon, wenn man vor Augen nimmt, was die zehn Jahre später angeordnete Visitation ergab, oder wenn man liest, wie sich Luther gegen Freunde oder in der Vorrede zum kleinen Katechismus darüber ausspricht. Das darin sich ausdrückende Gefühl lebte jetzt schon in ihm, wo er die edle Arbeit bereits begann, worin ihm zu helfen er dort so dringend mahnt; und macht es nicht einen großen Eindruck, wenn wir ihn zu den Schwachen und Verachteten sich herunterlassen, die beste Kraft daran setzen sehen, sie zu heben, ihnen Hülfe zu bringen, während er erfüllt ist von den Schmerzen der Besten um das Gesammtleiden der Nation, der Christenheit, während er in großen umfassenden Kämpfen und Gesichtspunkten lebt, in Gelehrtenstreiten der fast allmächtigen Schule sich entgegenwirft, den Häuptern und dem höchsten Haupte schon Krieg zu bereiten beginnt, schon in den Anfängen eines Weltkrieges sich befindet? Er ist gewaltig unter den Doktoren im Disputirsaale, größer vor dem Volke von Wittenberg auf dem Predigerstuhle. [1])

Seine Befangenheit im Glauben an das Kirchenansehen, der dumpfe Mönchssinn, der Druck der Zustände und Vorstellungen, die ihn ins Kloster trieben und sich dort noch steigerten, beengt ihn noch, hält ihn noch nieder, lähmt ihm die Zunge, hemmt den Gedankenstrom und den Ausdruck; wir hören noch manches Wort von ihm, das nur darin seine Erklärung findet. Der bedrückte trübe Geist geht noch breit durch diese Predigten hindurch, aber auch der freie und starke, rüstige und stürmende Luthergeist beginnt schon hier und da leise und halblaut darin zu hämmern, zu pochen, zu rumoren. Es fehlt in den Vorträgen nicht an

1) De Wette III, 124. Plochm. XXI, 5.

Einzelnheiten, ja Grundbestandtheilen, ganz geeignet von ihm abzuwenden oder gegen ihn zu erregen, bei Zuneigenden den Eindruck wieder zu schwächen oder wenigstens die Mehrheit eher abzustoßen als zu gewinnen. Sie enthalten so schwere, bestimmt und persönlich, an Stellen treffende Angriffe, wo große Macht zum Widerstande und gefährliche Feindschaft vorhanden war, Angriffe auf herrschende Vorurtheile, allgemeine und lange gewohnte Ueblichkeiten, weit verbreitete und tief gewurzelte Gebrechen und Lieblingssünden und Neigungen. Sie sind nicht frei von weltabgewendeter Ueberschwänglichkeit, von harten dogmatischen Begriffen, schroffen, mit der Natur der Verhältnisse schwer oder gar nicht in Einklang zu bringenden Beurtheilungen und Forderungen. Je tiefer die christliche Anschauung in das Gemeine und Rohe gesunken war, desto höher sucht er sie zu heben. Allein die seinige schwebt so hoch, hat noch immer eine so starke Beimischung von Askese, ob auch reinerer und edler Askese und Mystik, widerspricht bisweilen so sehr dem heitern gesunden Weltleben, dem man sich hingab und das hundertstimmig gepriesen wurde, der Richtung der Zeit, sofern sie vom Mittelalterlich-Asketischen loszukommen strebte, nicht mehr überall Sünde erblicken und durch menschliche und göttliche Strafgerichte sich schrecken und einschüchtern lassen, nicht mehr von Dogmen und Schulmeinungen im Urtheilen und Thun beherrscht werden, sondern frei nach Entscheidungsgründen der Vernunft, nach der Regel des gemeinen Menschenverstandes denken wollte über alle und handeln in allen Dingen.

Daher denn auch, daß wir mehrfachen Spuren des Nichteinverständnisses und Widerspruchs begegneten. Selbst unter der empfänglichen, seinem Einflusse sich am völligsten hingebenden Jugend nahmen doch Einzelne Anstoß an seinen Predigten, wie wir oben an Oldekop sahen. So waren die Studenten überhaupt sicher nicht durchgängig zufrieden mit seiner Bestreitung des Heilgendienstes und erblickten auch wol Angriffe auf ihre Fröhlichkeiten darin. Sie pflegten an den Festen der heiligen Burchard, Ivo, Panthaleon die Bürgertöchter zum Tanze einzuladen, „tranken und waren fröhlich," wobei es denn an Ausgelassenheiten nicht fehlte. Die Tänzerinnen setzten die Barette der Studenten auf und gestatteten diesen ähnliche Vertraulichkeiten. Dawider predigte dann Luther scharf und die Aeltern behielten

ihre Töchter zu Hause. Oldekop erzählt, als Luther 1516 gegen den römischen Ablaß und den Doktor Johann Zettel zu predigen angefangen, habe der Magister Balthasar Bach, „ein alter verständiger Mann," von ihm gesagt: „der Mönch wird den Teufel zum Abt setzen und es endlich nicht gut machen." Unter den Doktoren war also, von den Verehrern der zunftmäßigen Gelehrsamkeit abgesehen, wenigstens einer, der ausdrücklich den Ablaß in Schutz nahm. Der Magister Bach, Huttens Gönner, las über Cicero und Virgil, so daß also auch unter den Humanisten Abgünstige nicht fehlten.[1])

Allein der Eindruck war doch weit überwiegend ein günstiger. Auch die mehrfachen Drucke der zehn Gebote deuten darauf. In der Vorrede zur ältesten baselischen Uebersetzung heißt es, täglich erschienen Lehr- und Erbauungsschriften, da es an Solchen nicht fehle, die also hungrig und begierig wären nach dem göttlichen Worte, daß sie alle zu erübrigende Zeit dazu anwendeten, Trost und Unterweisung aus derlei Büchern zu schöpfen. Ihnen zu lieb sei dies Werk Luther's gedeutscht, „der also geistlich, christlich und evangelisch die Gebote erkläret, daß man desgleichen nicht findet, wiewohl viel Lehrer darüber geschrieben haben." Geistliche und Weltliche, Gute und Böse, Betrübte und Angefochtene, Junge und Alte, Obre und Unterthanen, kurz, alle fänden da, wie sie den Weg gehen sollten, der zum ewigen Leben führe. Ein großer Beweis des Eindrucks, den er machte, liegt auch darin, daß er so viel wagen durfte, ohne daß irgend Jemand ein ernstliches Einschreiten gegen ihn veranlaßte oder mit Erfolg ihm widersprechen konnte, und daß er einen so tiefen und breiten Boden in Wittenberg auch in der Gemeinde gewann. Oldekop sagt, er habe durch sein Auftreten wider die erwähnten Ausgelassenheiten in der angesehenen Bürgerschaft Anhang, Lob, Ehre und Preis bekommen. Was mehr war, die Bürger thaten was er anrieth, die Studenten strömten ihm zu, und die Akademiker traten eben um diese Zeit mehr und mehr auf seine Seite. Als der große Streit über die Ablaßthesen begonnen hatte, konnte er sich darauf berufen — und es war von unendlicher Wichtigkeit — was seine Grundlehren betreffe, sei nur mit einzelnen Ausnahmen

1) Oldekop bei Lüntzel a. a. O. 156.

Jedermann in Wittenberg längst seiner Meinung; auch der Fürst, der Bischof der Diöces, und viele andre Prälaten und alle gescheidte Bürger sagten aus einem Munde, sie hätten vorhin Christum und das Evangelium nicht gekannt und nicht gehört. Er konnte den Leuten viel zumuthen. Sie verlangten eben nach einer solchen ungewohnten religiösen Nahrung. Selbst das Mystische, Mönchische, Ueberstiegene lag auch noch in der Zeit, in den Gemüthern. Es war noch immer große Empfänglichkeit dafür vorhanden, es wurde mindestens ohne Anstoß in den Kauf genommen. Kommt in einer erregten Zeit eine „neue Lehre" auf, so ist einige Ueberspannung nur natürlich, wird leicht übersehen oder faßt auch gerade am meisten. Luther's neue Lehre hatte obenein den unschätzbaren Vorzug, daß sie zugleich alt war. Aus Urzeiten hatte sich Einzelnes aus der Bibel unter die unmittelbarste Weisheit unsers Volks, unter die volksthümlichen Sprichwörter gemischt; in den letztern Jahrhunderten hatten Prediger, Dichter, Volksschriftsteller mehr und mehr aus dem Inhalte der Bibel unter das Volk gebracht und neuerdings hatte die allgemeinere Verbreitung der letztern selbst in der Landessprache ihren Anfang genommen. Nun war es aber eben die heilige Schrift, die Luther voranstellte, in den Mittelpunkt brachte, deren Inhalt er wie Keiner vor und neben ihm dem Volke auseinander legte, deren Reichthum, deren Geheimnisse er Jedermann erschloß. Es war das Längstbekannte, das er, wie kein Andrer diesen Stoff beherrschend, den Zuhörern in neuer Gestalt vorführte, es stand schon im höchsten Ansehen, er fügte Neues aus der Schrift hinzu, und es wurde mit gleicher Verehrung als unmittelbare göttliche Weisheit und Vorschrift aufgenommen; er gründete seine Theologie darauf, gab sie eben als Schriftlehre, und sie wurde mit derselben Gläubigkeit angenommen. Schon dadurch erklärt es sich, daß, während die Gelehrten vornämlich seiner wissenschaftlichen Ueberlegenheit wichen, alle Stände verhältnißmäßig so bald selbst für seine härtesten theologischen Begriffe gewonnen wurden. Die letzteren zeigten sich flüssig in den Predigten, im genauesten Zusammenhange mit lebendigster Frömmigkeit und eine solche weckend und anregend. Luther wußte mit ihnen etwas anzufangen für das gesammte religiöse Leben, ihr Sprödes wurde weich und biegsam im Feuer seiner Begeiste-

rung. So wurden auch die Ungelehrten in sie eingeweiht, noch mehr für sie gewonnen, so wurden auch sie herangezogen und gebildet zur Theilnahme an den Verhandlungen und Bewegungen der Schule, die ohne Volkstheilnahme so wenig eine Reformation herbeiführen konnte, als die übrigen Stände ohne Beistand der Gelehrten die Kirche zu reformiren vermochten. Die Nation neigte zur Abkehr von theologischen Fragen und Beschäftigungen. Luther jedoch lenkte sie wieder darauf hin, und sie nahm mit einem Eifer Theil, wie noch nie zuvor. Ihre alte Hinneigung und die Verhältnisse kamen entgegen. Die Theologie wurde erst recht wieder Volkssache und Tagesangelegenheit, und Luther zeigt sich hier als ein so trefflicher Leiter, wie man sich ihn nur hätte wünschen mögen.[1])

In den zehn Geboten dem Volk zu Wittenberg gepredigt drückt der ganze Mann sich aus wie er leibt und lebt mit allen starken Gegensätzen seiner deutschen und christlichen Anlage und Art, worin freilich, doch nicht unvermittelt, Hartes und Strenges dicht neben Weichem und Mildem steht, Geistestiefe und ein scharfer und gesunder Hausverstand, Gemüth, Phantasie, hoher Flug, Feuer und Einfachheit, Ruhe, Besonnenheit. Er ist schlicht und geistreich, Denker und lehrt die Unmündigen, schwergelehrt und redet ganz im Volkstone, einseitig, doch an vielen Seiten, so daß er es auch wieder nicht, daß er gerade auch sehr vielseitig ist; er bringt Verschiedenstes in sich zum Einklange, ist bewegt von allen Richtungen und Stimmungen der verschiedensten Stände und Persönlichkeiten, auf die er würken will, und er verknüpft sie in sich, gibt ihnen den lebendigsten Ausdruck. So unvollkommen die Form seiner Vorträge und so schwankend und unvollendet die darin enthaltene Theologie noch sein mag: hier, am Volke arbeitend, für Weckung und Erneuerung des religiösen Lebens, ist er dennoch durch und durch gediegen, recht eigentlich schöpferisch, und hier kann es Niemand mit ihm aufnehmen. Es ist ganz richtig, eben seine großartige Vielseitigkeit, die kerngesunde harmonische Ausbildung aller Kräfte, welche jetzt bei ihm begonnen hat, nicht seine eminente Virtuosität in einem besonderen Fache machte ihn zum Reformator. Allein auch diese

1) Löscher I, 579. Gervinus II, 133. De Wette I, 107.

Virtuosität fehlte ihm nicht, als Volkslehrer besaß er sie im vollsten Maaße. In gelehrten Kreisen und Beschäftigungen, in Büchern lebend, Mönch und eifriger Mönch, der Mystik ergeben, auf solcher Höhe der religiösen Anschauung und des sittlichen Maaßes stehend: im Ganzen genommen, wie wenig Bücherweisheit legt er aus, wie anwendbar, wie frei von Spitzfindigkeiten ist doch seine Theologie, wie frei von Säure seine Moral, wie billig sein Urtheil, bei einer so übermäßigen Unnachsichtigkeit gegen sich selbst; wie duldsam berücksichtigt er die menschliche Schwäche, die Durchschnitts-Gesinnung und Kraft, Noth und Drang des gesellschaftlichen Lebens. Welch eine Einsicht in die größesten Hindernisse und besten Antriebe des sittlichen Handelns legt er an den Tag, wie trefflich weiß er Jedermann seine Pflicht zu zeigen, Jeden darauf hinzuweisen, wie die Lehre, die er predigt, bestimmt und geeignet ist und wie es geschehen soll und kann, daß die Frömmigkeit, welche durch sie geweckt wird, in jedem Augenblick alles Denken, Empfinden und Thun bestimme. Ein Herz voll tiefer und umfassender Liebe füllte die Kluft aus, die zwischen ihm und den Hörern vorhanden bleiben mochte, gewann ihm die Herzen. Das Faßliche, auf das Engste und Geringste Eingehende, gewann auch die Ungebildetsten und Niedrigsten, die innige Frommheit die vielen religiös Gestimmten; die schlagende Wahrheit der Lehre und Rüge übte ihre Macht bei Geneigten und Abgeneigten, Angesprochenen und Verletzten; das offenbare Wohlmeinen, der furchtlose, unberechnende, nur der Ueberzeugung folgende, keiner Rücksicht nachgebende, keine Höhe schonende und keine Gefahr scheuende echte männliche Freimuth, die Kühnheit und die Selbstbeherrschung und Mäßigung erweckte Vertrauen bei den Muthigen und Furchtsamen, flößte auf der anderen Seite Scheu ein und entwaffnete die Feindschaft, nahm der Gegenrede die Spitze. Durchaus fern hält er Alles, was aufhetzerisch erscheinen konnte; er läßt sich von den unruhigen Köpfen, den lautesten Tadlern nicht fortreißen, weist sie zur Ruhe; nicht im mindesten schmeichelt er dem Volke oder irgend einem Stande, irgend einer Zeitrichtung oder Neigung oder Partei, um sich ihres Lobes oder Beistands zu versichern; an die ruhige Ueberlegung, die edelsten und besten Gefühle wendet er sich in einer bewegten, leidenden, vielfach tief versunkenen Zeit, aufregend im höchsten

und besten Sinne und nicht achtend die Einreden, den Vorwurf der Aengstlichen, Ueberklugen und der Herrschsüchtigen, der Gönner der Unbilden, der Betheiligten bei Dem, was drückt: nicht achtend das Geschrei, daß er aufrege, die Schwachen ärgere: jene Einwürfe, die dem Volksmanne und Volksführer stets entgegengehalten werden, und von ihm nicht gefürchtet werden dürfen, jenen Tadel, den er stets sich zuzieht und der ihn nicht abschrecken oder ermüden darf. Auch durch mancherlei Unmuth, den er bei Freunden, sonst Einverstandenen, erregt, läßt sich der Redner voll Selbstgewißheit nicht beirren.

Die Angriffe auf den Ablaß, hiervon insbesondere zu reden, gehen nicht weiter, werden nicht heftiger in einer so langen Zeit — vom ersten Trinitatissonntage 1516 bis in das Jahr 1517 hinein; — aber er wiederholt sie oft und von mehreren Seiten und wie seine Umgebungen sie vertragen können, die er mehr und mehr daran gewöhnt. Und so bleibt er überhaupt mit festem Fuße auf sicherm Boden stehen und thut keinen Schritt, weiter zu führen, ohne daß Vertrauen und Zustimmung ihm folgen. Die tiefsten Bedürfnisse, die innersten und stärksten Gedanken und Neigungen der Zeit, insbesondere des Bürgerstandes, erkennt er, fühlt er heraus. Da knüpft er an mit tiefem Einblick, wunderbarem Ahnungsvermögen, dem richtigsten Gefühl. Was am meisten Noth that, damals wie jederzeit, war sittlicher Ernst. Er war bei Vielen gesunken, oder auch verloren gegangen, trotz dem Christenthume der Kirche und zum Theil durch dasselbe, indem das Ergebniß dieses Christenthums bei Manchen Freigeisterei, die sich gänzlich abwendete, bei den Meisten die Gläubigkeit war, worin sie die Frömmigkeit in Aeußerlichkeiten setzten und nicht weiter daran dachten, sie mit dem ganzen Leben in jenen völligen Zusammenhang zu bringen, der dasselbe zu einem religiösen und sittlichen macht, oder worin die Achtung vor dem religiösen und Sittengebot doch nur auf unlauteren Beweggründen und Antrieben ruhete, Furcht und Lohnsucht. Die vielen und großen kirchlichen Schäden und die Hauptgründe, daß alle Besserungsversuche vergeblich waren, wurzelten in der Erschlaffung des sittlichen Geistes. Eins der Zeichen der letztern war die Entsittlichung der Geistlichkeit, aber die Zucht- und Sittenlosigkeit beschränkte sich nicht auf diesen einen Stand, eben weil ihr Grund

ein allgemeinerer war. Je höher das Uebel stieg, je mehr die Sucht nach Erwerb, Gewinn und Genuß zunahm, aber auch Anstoß und Besorgniß erregte, je mehr die geistige Bildung sich erweiterte, neue Verhältnisse und die Noth der öffentlichen Zustände das Nachdenken schärften und dahin führten, daß die Nation zu deutlicherm Bewußtsein über sich selber erwachte, desto lebhafter wurde dies Gebrechen auch empfunden. Daher die immer lauter werdenden Klagen der weltlichen Stände über die habsüchtigen und liederlichen Geistlichen, daher die sich häufenden Klagen der Sittenprediger auf den Kanzeln und in der Literatur über allgemeines Sittenverderben, daher steigendes Verlangen in den weltlichen Ständen nach Büchern, nach einer Lehre, nach Einrichtungen zur Regelung des Gewissens und Lebens, daher daß selbst die so viele und große nationale Anliegen vernachlässigenden Reichstage sich angelegentlich mit der Sittenpolizei beschäftigten, daß die weltlichen Fürsten derselben so vielfach sich annahmen — die sächsischen hatten es namentlich gethan, erst noch 1513 war in den Kurlanden ein Patent wider das Schwören, Fluchen, Saufen und übermäßige Trinken ergangen — daher, daß wir um diese Zeit wie schon längst die städtischen Obrigkeiten fast überall mit der gleichen Sorge beschäftigt finden, woran es denn auch gerade in Wittenberg nach dem Obigen nicht fehlte.[1])

An dieses allgemeinere wachsende Verlangen nach Herstellung eines reineren Sittenzustandes, dies Fühlen eines tiefen Gebrechens und Bedürfnisses, diesen trefflichen Grundzug des Volkscharakters, diese Haupttriebkraft der Zeit knüpfte Luther an. Hier suchte er zu heilen durch Befreiung der Geister, die mit spitzfindiger Scholastik und mit Glaubensartikeln überladen waren, welche dem Verstande und Gemüthe fremd geworden, die man nur noch glaubte um der Kirche willen; durch eine Lehre, die die bisherige stille, auf das Ursprüngliche, das Evangelische zurücklenkende Entwickelung zur Reife und zum allgemeinen Bewußtsein brachte, mit dem Bildungszustande der Zeit einklang, auch die Menge zu einer geläuterten religiösen Anschauung hinführte, geeignet war in lebendige Ueberzeugung aufgenommen zu

1) Gotha diplom. I, 121. Böttticher a. a. O. I, 351 u. sonst.

werden, und auf die Gesinnungen und so auf das ganze Leben einzuwirken. Er predigte recht eigentlich und beflissen Moral, und richtete eben durch sein Moralpredigen das Größeste und Beste aus, was ihm gelang. Er kannte das Gebrechen und das Heilmittel, hatte für beide das rechte Wort, und wendete sich mit demselben genau an die Stelle, wo es am besten wirken konnte. Die größeste sittliche Tüchtigkeit und Kraft war aber, worauf schon hingedeutet wurde, in den Städten, im Mittelstande, der „damals die einzige moralische Kraft in Deutschland bildete." In ihm war jenes Fühlen und Verlangen am lebendigsten, hier konnte er das meiste Entgegenkommen, die kräftigste Stütze erwarten. Er wußte es, empfand es so zu sagen unmittelbar und besaß alle die Fähigkeiten und Eigenheiten, den ehrbaren, biedern, verständigen Mittelstand zu verstehen und auf ihn einzuwirken wie kein Andrer. Daß er ein Bürgerkind, in Bürgerschaften aufgewachsen war, fängt eben jetzt an, sich als so wichtig zu zeigen; daß er sich vornämlich an den Bürgerstand wendete, wovon er sich durch keine Lockung jemals abbringen ließ, daß er vorschritt, gestützt auf ihn und den Geist und Sinn, den er namentlich in ihm zu wecken und zu erhalten lebenslang bemüht war: davon liegen die Anfänge gerade in dieser Zeit, in dem volksmäßigen Wirken, dessen Darstellung im Bisherigen versucht wurde.[1])

Wir sagten, Luther habe beflissen Moral gepredigt und eben dadurch so viel ausgerichtet. Man darf indeß und wird dabei nicht leicht an ein Moralpredigen denken, wie es in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufkam und auch in dieser Zeit schon vorkam. Er vergaß nicht, der Moral, die er predigte, eine christliche, eine theologische Grundlage zu geben. Wir sahen es im Bisherigen zur Genüge, und werden noch von einer anderen Seite darauf hingeführt werden, indem wir zur Betrachtung seiner Gelehrtenthätigkeit, seiner theologischen Entwickelung und seines theologischen Eifers übergehen. Wir werden dabei umgekehrt uns gegenwärtig zu halten haben, was bis hierher, namentlich an seiner volksmäßigen Wirksamkeit sich zeigte. Aus dem Dogma vom Glauben entwickelte sich bei ihm unmittelbar die gewaltigste Willens- und Thatkraft, die thätige Liebe — das Ewige, Größeste

1) Gervinus a. a. O. II, 438.

und Schönste im Christenthume — die ihn drängte sich mitzutheilen, mit dem innerlich ihm Gewordnen den Brüdern zu helfen und für sie zu schaffen und sich hinzugeben. Viel zu sehr wird sein Liebes-, über seinem Dogmeneifer vergessen, während jener doch Hand in Hand mit diesem geht, der selbst zum großen Theile Liebeseifer ist, aus welchem er nicht minder herfließt wie aus seiner Glaubenskraft. Dem geschichtlichen Wahrheitssinne wird es nicht entgehen, daß Eigensinn, Rechthaberei u. dergl. sich einmischte in seine theologisirende Hitze; daß aber, wenn er um den Glauben, ja wenn er um Begriffe und Begriffsbestimmungen zankte, tief bewegend auch das Absehen und Verlangen in ihm wirkte, der Noth der Zeit und des Volkes abzuhelfen und den Willen, die Kraft und Bethätigung der Liebe zu wecken: dies kann nur Parteifeindseligkeit oder die Welt verkennen, die es liebt „das Strahlende zu schwärzen" und nur gemeine Beweggründe sieht, weil sie andere nicht kennt. Unsre theologischen Eiferer haben nur zu oft von der Liebe nichts, welche den Urheber der Orthodoxie, um welche sie eifern, erfüllte. Er verkündete, was ihm die rechte Lehre war, dem Christenvolke als Heilswahrheit, das letztere durch Kraft der Rede dafür gewinnend und dann nach Vermögen dabei schützend und erhaltend, in Beidem der geistlichen und weltlichen Macht unter höchster Gefahr und Wagniß sich entgegenwerfend, während unsre Zeloten den Machthabern hofiren und nichts wagen und dahingeben als ihre Ehre und Mannheit, und, so viel sie vermögen, das echte Christenthum und wahrhafte Lutherthum, indem sie sich zu neuen Ketzermeistern und würdelosen Prälaten machen und machen lassen. Je besser wir Luther kennen lernen, desto mehr lernen wir sie verachten und hassen, desto deutlicher tritt uns der Abstand vor die Seele, der gänzliche Abstand unserer exclusiv Lutherischen so wie Derer vom Lutherthume, die vom Christenthume nichts kennen und daran nichts achten als das Licht, und obendrein oft genug ihr mattes Licht mit dem hellen christlichen verwechseln.

Viertes Hauptstück.

Gelehrtenthätigkeit 1516 bis September 1517. — Reise nach Dresden.

Vorlesungen, theologische Studien und Fortschritte. — Die Disputation über die Unfreiheit des Willens, September 1516; Luther's Theologie. — Obsiegen der Richtung Luther's an der Universität. — Angelegentliche Beschäftigungen mit der Mystik; Tauler, die deutsche Theologie. — Die Auslegung der sieben Bußpsalmen, Anfänge der Bibelübersetzung, der Wirksamkeit für die deutsche Sprache, 1517. — Die Auslegung des Vaterunsers, abermalige Ablaßbestreitung, 1517 gegen Ostern. — Reise nach Dresden im Sommer 1517. — Die Disputation für den Augustinism wider den Scholasticism, September 1517.

Vorlesungen, theologische Studien und Fortschritte.

Neben seiner Vikariatsführung und seinem volksmäßigen Wirken hatte seine Gelehrtenthätigkeit ihren Fortgang: Studien und Vorlesungen, Disputationen und schriftstellerische Beschäftigungen. Alle diese verschiedenen Thätigkeiten bezogen sich auf einander, wurden von demselben Grundgedanken geleitet, steuerten auf dasselbe Ziel und wurden mit gleichem Eifer getrieben. Der gemeinschaftliche Grundgedanke war der, daß die herrschende philosophirende Theologie die ursprüngliche christliche Wahrheit verdunkelt und entstellt habe, daß diese Wahrheit in der Schrift

wiedergesucht werden müsse und daß nur durch Beseitigung des scholastischen Systems und Herstellung der reinen Schriftlehre zu helfen sei. Dieser Gesichtspunkt leitet ihn offenbar schon in dieser ganzen Zeit, und da war es nun sein, des Gelehrten, Bestreben, die Schriftlehre in ihrer ganzen Reinheit, die Abirrungen der Scholastik immer völliger zu erkennen, die letztere niederzukämpfen, eine echte Theologie auf dem Grunde der Schrift zu erbauen. Hierbei sehen wir ihn dann wieder so rüstig und eifrig, als ob er eben nur Theolog wäre, nur für die Schule und Wissenschaft lebte, und auch die Erfolge sind bedeutend. Aus den Predigten war zu ersehen, daß er theologisch fortgeschritten und im Fortschreiten begriffen war, daß er wichtige Begriffe und Lehren heller und tiefer aufgefaßt, von den scholastischen Fesseln sich freier gemacht, noch mehr von der Scholastik sich abgewendet und dem strengeren Augustinism und der Mystik sich zugekehrt hatte. Allein deutlicher, zusammenhängender und völliger läßt sich aus seiner Gelehrtenthätigkeit erkennen, wohin und wie weit er in dieser Zeit wissenschaftlich gelangt war und vordrang. Wir haben seine volksmäßige Wirksamkeit nach ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt, indeß war jene das Erste, wovon diese anknüpfend und sich gründend ausging, so daß auch, scheint es, die Betrachtung seiner Gelehrtenthätigkeit hätte vorangestellt werden sollen. Allein wir haben Angaben und Zeugnisse von ihr, genügend, um sie klar erkennen zu lassen, erst wieder seit dem Ausgange des Jahrs 1516, wogegen die Predigten zum Theil und die ersten Angriffe auf den Ablaß, — das augenblicklich größeste, die Spitze von andern bildende, andre zum Bewußtsein bringende Uebel, oder doch das größeste der Uebel, die er zu erreichen vermochte — früher waren und doch nicht wohl erst nach der Darstellung von Späterem in Betracht gezogen werden konnten. Da dies nun aber einmal früher geschehen mußte, so erschien es zweckmäßig, die Darstellung seiner Wirksamkeit als Prediger bis zu Vorgängen und Vorschritten, welche einen neuen Abschnitt bilden, nicht mehr zu unterbrechen. Es kommt hinzu, daß er eben als Prediger von dem Verschiedensten genährt und erfüllt sich zeigt, wodurch seine Zeit gebildet worden; beschäftigt mit dem wichtigsten von Allem, was die Nation beschäftigte; ihre verschiedenen Richtungen und Bestrebungen, Neigungen und Abneigungen in sich zusammenfassend, und manche schon stärker und schärfer aussprechend, weil sie durchgebildeter ihm sind; Werdendes und Keimendes vorausfühlend und zeitigend, in sich zur Reife bringend, was da wachsen und reifen sollte. Es kommt hinzu, daß er als Prediger das Beste in sich aufgenommen, daß er neben den fortdauernden großen und kleinen Schäden im Innern der Einzelnen und in den engen Kreisen der Familien und der Gesellschaft, gleichsam in einer ob auch noch nicht umfassenden Umschau die großen und größeren, die Zeitentwickelung hemmenden Zeitübel ins Auge faßte, und daß er unter ihnen auch das beziehungsweis größeste, den letzten Ring in der die Geister niederdrückenden Kette, die verknöcherte und doch tyrannisch herrschende Zeitphilosophie und Theologie nicht vergaß, die wir ihn jetzt an ihrem eigentlichen Sitze und mit ungetheilter Aufmerksamkeit und Kraft angreifen sehen werden.

Wir dürfen nicht zweifeln, daß er es auch in seinen Vorlesungen zu dieser Zeit that, von welchen jedoch nur wenig Genaueres bekannt ist. Wir wissen fast nur, daß er im Oktober 1516 über den Galaterbrief zu lesen begann, allein es hat sich nichts davon erhalten. Wir haben Auslegungen des letztern aus einer etwas späteren Zeit von ihm. Der Inhalt seiner frühesten Vorlesungen über diese paulinische Schrift ist wahrscheinlich theilweis in die spätern Arbeiten übergegangen, wiefern aber läßt sich nicht entscheiden. Der Hauptgesichtspunkt ist darin der Gegensatz der paulinischen Theologie zu der gesetzlichen im Katholicism wieder empor gekommenen Richtung des Judenthums. Von einem übrig gebliebenen Bruchstücke aus einer seiner Vorlesungen wird im nächstfolgenden Abschnitte die Rede sein. Löscher spricht von einer Harmonie der Leidensgeschichte, die Luther 1516 oder 1518 ausgearbeitet und die er besitze und erscheinen lassen wolle, was jedoch nicht geschehen ist [1]).

Zu seinen Angriffen auf die Philosophie und Theologie der Schule rüsteten ihn die eifrigsten und anhaltendsten Studien der

1) De Wette I, 42. Löscher I, 302; II, 583. Löscher nennt unter den lutherischen Schriften von 1517 auch die Auslegung des 110. Psalms, bei Walch V, 1296 ff. Sie erschien jedoch erst 1518. Eine Ausgabe von 1517 ist mir nicht bekannt. Vergl. Walch IV, Vorr. 32.

Scholastiker selbst, der Schrift, der Väter, vornämlich Augustin's. Auch über sie ist nur sehr wenig bekannt. In der Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche (1520) erwähnt er, einst über seinen scholastischen Studien habe ihm eine Erörterung d'Ailly's Gedanken gemacht, die damit schließe, daß die Annahme, auf dem Altare sei wahres Brot und wahrer Wein, nicht aber die bloßen Accidentia, weit mehr für sich habe, wenn nur die Kirche nicht das Gegentheil festgesetzt hätte. Er habe sodann gefunden, daß die von der Kirche festgestellte Lehre nichts mehr und nichts weniger als eine thomistische Meinung und von ihrem Urheber nicht durch die Schrift begründet, sondern aus der obenein gerade bei dem betreffenden Punkte gänzlich mißverstandenen aristotelischen Philosophie hergenommen sei, der unglückseligste Bau auf unglückseligstem Grunde. Er habe dann weiter unbedenklich der Ansicht d'Ailly's sich angeschlossen, da er eingesehen, daß Schulmeinungen Schulmeinungen blieben und durch keine kirchliche Bestätigung zu Glaubensartikeln werden könnten. So weit war er nun freilich jetzt noch nicht, wogegen das Erstere, daß d'Ailly's Erörterung ihm Gedanken machte, schon in dieser Zeit vorgegangen sein kann. Wenn es aber auch nicht der Fall, das Angeführte läßt ein Streiflicht auf seine theologische Entwickelung in dieser Zeit fallen. Er verglich die Lehren der Schule mit der Schrift und fand, daß sie sich großentheils nicht auf diese, sondern auf die noch dazu mißverstandene aristotelische Philosophie stützten. So weit war er. Aber die Kirche hatte sie wieder großentheils bestätigt und die kirchliche Autorität bezweifelte er noch nicht. Indeß lag der Gedanke nahe, sie oder doch ihre Unbeschränktheit eben deshalb in Zweifel zu ziehen, weil sie als christliche Lehre proklamirt hatte, was offenbar nur aristotelische oder falscher Aristoteliker Meinung war[1]).

Ebenso fand er über seinen augustinischen Studien, daß die Scholastiker auch den Augustin nicht verstanden oder für ihr Lehrsystem mißdeuteten, und sie konnten nicht anders, da sie einerseits semipelagianisch lehrten und andrerseits das hohe Ansehen Augustin's doch nicht in Abrede stellen durften, ja sogar

1) Opp. lat. ed. Jen. Tom. II, 277.

sich darauf zu stützen suchten. Um daher der Lehre dieses Vaters von dem Unvermögen des freien Willens zum Guten auszuweichen, sagten sie, er rede hyperbolisch davon. Mit ihren Augen hatte Luther ihn anfangs gelesen, er las aber je länger desto selbständiger und seine Ansichten wurden um so entschiedner augustinisch, je mehr er im besser verstandenen Augustin eine Stütze dafür fand. Wir sahen, daß er zwischen dem Letztern und den Scholastikern noch hin und her schwankte, namentlich in der für ihn bei seinem Gemüthsbedürfnisse doppelt wichtigen Lehre von der Buße. Nach seinen Grundbegriffen konnte eigentlich von ihrem dritten Theile, den Genugthuungen, nicht mehr die Rede sein, er fühlte schmerzlich, daß die Gewissen durch die scholastische Bußlehre verwundet, statt geheilt würden, allein er wußte sich nicht entschieden von ihr loszumachen. Sie gründeten dieselbe gerade auf eine Schrift Augustin's, von der wahren und falschen Buße, Gratian im Dekret stützte sich auf diese Schrift, Peter, der Lombarde, hatte sie fast ganz in die Sentenzen aufgenommen. Da ging ihm im Spätsommer, wie es scheint, ein Licht auf. Er machte die, weiterhin als richtig bestätigte, Entdeckung, daß jene Schrift dem Vater fälschlich zugeschrieben werde, von Anfang bis zu Ende untergeschoben sei. In der Schrift: Von der Beichte, ob die der Papst Macht habe zu gebieten (1521), spricht er von den Schriftverdrehungen, auf welche die herrschende Beichtlehre gestützt worden sei, und auch von jener Unterschiebung. „Es hat Einer ein Buch in St. Augustini Namen geschrieben, de vera et falsa poenitentia, welchs im geistlichen Recht und in Sententiis wird sicher aufgeworfen, und ist weniger St. Augustin's, denn mein und dein. Er fuhret auch Augustinum an einem Ort mit Namen und ist so ein grob ungelehret Kopf gewesen, daß er den Spruch Christi (Matth. 10, 32.): Wer mich bekennet fur den Menschen, den will ich bekennen fur meinem Vater, darf zum Grund der heimlichen Beicht furlegen, und dergleichen vielmehr. Es ist eben ein Buch fur den Papst und sein Papisten, die nit Bessers werth sind. Ein Esel soll nit Feigen, sondern Disteln fressen. Aber es hat viel Schaden than, und die Beicht fast gestärkt, daß ich sorge, sein Meister liegt drumb in der Höllen am allertiefisten, wo er nit wohl gebußet

hat.“ Er trat mit seiner Entdeckung sofort hervor. Zweierlei ergab sich daraus, einmal daß die scholastische, dem ganzen wichtigen Pönitenzwesen der Kirche und insbesondre dem Ablaß zur Stütze dienende Bußtheorie gar nicht so fest gegründet war, wie man annahm, daß sie um so leichter bestritten und verlassen werden konnte, daß die evangelischen Begriffe von der Buße Raum gewannen. Sodann folgte, daß es mißlich um die Autoritäten der Schule stand, daß das Ansehen der letztern ein viel weniger verdientes war, als man allgemein glaubte, daß unbefangene Forschung und Kritik von einer Bedeutung sei, an welche damals noch wenig gedacht wurde, die man noch wenig kannte, wiewohl sie im Aufschwunge begriffen war, und die, je mehr sie erkannt wurde, nothwendig anreizte, auf der Bahn der kein Schulansehen achtenden Forschung und Kritik desto eifriger vorzudringen. Das wurde nun auch sogleich von den wittenberger Doktoren erkannt und diese Doktoren hatten sich erst theilweis in Luther's Richtung hineinziehen lassen, sie waren noch Anhänger der Scholastik und vom Ansehen der Schule beherrscht, weit mehr als Luther. Beides geht daraus hervor, daß eine gewaltige Bewegung entstand, sobald er seine Entdeckung kund gemacht. Alle gaben heftigen Unwillen zu erkennen. Selbst Karlstadt, der ihm von Allen am nächsten folgte, war unversöhnlich erzürnt, besonders darüber, daß Luther seine Entdeckung nicht verschwiegen, da er doch gewußt, daß Gratian und der Magister der Sentenzen so viel aus der fraglichen Schrift als aus einer augustinischen entnommen. Gleichzeitig erhob sich auch Geschrei über seine Vorlesungen, besonders von Seiten der Dominikaner. Karlstadt lehrte schon ganz augustinisch wie Luther über die Unfreiheit des Willens, und gerieth darüber mit Eck in Ingolstadt in Streit. Luther scheint sich seiner eifrigst angenommen zu haben, er war der vornehmste Vertreter des Augustinism in Wittenberg, von ihm gingen die stärksten und häufigsten Angriffe auf die Schultheologie aus, er bestritt namentlich den Ablaß: Gründe genug, daß eben die Dominikaner sich gegen ihn und hauptsächlich gegen ihn erhoben. Allein er fand auch schon Vertheidiger, die hinlänglich mit ihm übereinstimmten und Muth genug besaßen, um für ihn einzutreten, oder an seiner Seite zu kämpfen. Das Alles führte — wahrscheinlich in der letzten Hälfte des Septembers — einen

mehrfach wichtigen Vorgang herbei, in welchem man wol gar den Anfang der Reformation hat erblicken wollen [1]).

Die Disputation über die Unfreiheit des Willens, September 1516; — Luther's Theologie.

Einer der eifrigsten Zuhörer Luther's war ein junger Docent, Bartholomäus Bernhardi aus Feldkirchen in Schwaben, der jetzt zuerst in Luther's Lebensgeschichte hervortritt; muthig, furchtlos, treu, wie er sich auch späterhin stets zeigte. Er war 1487 geboren, hatte in Erfurt studirt und das Bakkalaureat erlangt und zu Brandenburg, Halberstadt und Chur die Weihe als Subdiakon, Diakon und Priester erhalten. Wegen des Rufs seiner Gelehrsamkeit war er nach Wittenberg gezogen, wo er zuerst in der philosophischen Fakultät aristotelische Physik lehrte und seit 1512 auch biblische Vorlesungen hielt, mit dem Buche der Weisheit und der Offenbarung Johannis beginnend. Am 25. September 1516 promovirte er unter Karlstadt's Dekanate zum Sententiarius. Wahrscheinlich hielt er bei dieser Gelegenheit die Disputation, von welcher jetzt die Rede sein muß. [2])

Man erkennt den Zusammenhang aus einem Schreiben Luther's an Lange. Luther hatte sich in seinen Vorlesungen mehr und mehr im streng augustinischen Sinne geäußert, den Gegensatz des Augustinism zum scholastischen Pelagianism immer schärfer hervorgehoben und eben von diesem Punkte aus die Theologie der Schule am nachdrücklichsten angegriffen. Bernhardi war ganz in seine Richtung eingegangen, theilte seinen Widerwillen gegen die „ungeheuerlichen“ Lehren der Scholastiker, seine Ansicht über ihre Autorität in der Schule und Kirche, daß sie im Grunde ungültig, und über die Nothwendigkeit, den

---

1) Tischreden, Walch XXII, 583. Plochm. XXVII, 344. Löscher I, 327. Walch XVIII, Einleitung 13.

2) Feustking, das Leben des ersten verehelichten evangelischen Predigers, B. Bernhardi, 48. (Er galt mit Unrecht dafür. Schon vor ihm verehelichte sich Jakob Seydler. Walter, 44. *J. G. Kapp* Ep. B. Bern. Feldkirchius, Pastorum, qui tempore Reformationis matrimonium inierunt, ut vulgo creditur, primus.) *Foerstemann*, Lib. Decanor. 14, 19.

Glauben daran über den Haufen zu werfen. Das „Anbellen" der lutherischen Vorlesungen scheint ihm noch unbequemer gewesen zu sein als seinem Meister selbst, oder seinen Unwillen, seine Kampflust noch mehr gereizt zu haben. Er brachte den Gedanken auf die Bahn, aus Luther's Vorlesungen Thesen über die vornehmsten Streitpunkte aufzusetzen und über dieselben öffentlich zu disputiren, damit den Widersachern „der Mund gestopft" oder auch das Urtheil Andrer vernommen würde. Luther selbst, der in diesem Halbjahre nicht Dekan war, sollte ausnahmsweise den Vorsitz führen. [1])

Gehörte das Disputiren zu den hauptsächlichen Uebungen und Bildungsmitteln der Schulen und der Studirenden, so hatten die öffentlichen Disputationen der Gelehrten an den Universitäten eine noch wichtigere Bedeutung, konnten eine solche wenigstens leicht erhalten. Wie abstrus und kleinlich in der Regel die Fragen sein mochten, die fast immer eben so strohdrescherisch und kleinmeisterlich durchdisputirt wurden, so legte man den Disputationen doch eine große Wichtigkeit bei und sie erhielten eine solche wirklich, wenn die Streitenden und die Streitfragen von Bedeutung, die letzteren wissenschaftliche Tagsfragen waren und wenn sie dann obenein Beziehungen auf andre Gebiete als das der Wissenschaft hatten. Die Disputationen wurden dann zu Meinungs- und Parteikämpfen und Schlachten, deren Ausgänge man als Entscheidungen in Meinungssachen und gelehrten Parteikriegen ansah. Nicht selten hatte die Einführung oder Nichteinführung wichtiger Einrichtungen, Lehren, Glaubensartikel davon abgehangen, hatte päpstlicher, Schul- oder Ordenseinfluß sich dabei geltend gemacht oder auch zu schwach erwiesen. Da konnte und mußte denn der Mann sich zeigen, was er wissenschaftlich werth war, Mund gegen Mund vermochte; es handelte sich um Sieg oder Verwerfung der mühsam angeeigneten Meinung und Gelehrsamkeit und Ueberzeugung, um Schimpf oder Ehre, um die wichtigsten Gelehrten- und Docentenanliegen. Unterlag eine Ansicht, so war oft Gefahr damit verknüpft, sie noch ferner zu vertreten, ja sie vertreten zu haben. Gefährlich wurde nicht selten eine nur in der Hitze des Streits hinge-

1) De Wette I, 34.

worfene Behauptung oder Aeußerung. Auf Kreuz- und Quer- und Fangfragen und Einreden aller Art mußte man gerüstet sein. So galt es alle Kräfte aufzubieten. Auch aus Gründen, auf welche oben schon (im 3. Hauptstücke des 3. Buchs) hingewiesen ist, wurden die Leidenschaften heftig erregt und doch that Geistesgegenwart, Besonnenheit und Selbstbeherrschung nicht minder noth. Dies Alles um so mehr, da Professoren und Studenten, oft auch hochstehende gebildete Nichtakademiker, namentlich auch reisende Gelehrte, die das Gerücht von dem Vorgegangenen bald nach allen Gegenden verbreiten halfen, zahlreich und eifrig zuzuhören, auch wol Theil zu nehmen pflegten und den Streit in ihren Kreisen um so anhaltender und hitziger fortsetzten, je mehr Aufsehen etwa schon die Streitsätze erregt hatten, je bedeutender die Disputanten, je ungewöhnlicher und kühner die Behauptungen oder Beweisführungen, je tüchtiger die Angriffe oder die Vertheidigung gewesen waren.

Und so verhielt es sich mit der von Bernhardi vorgeschlagenen Disputation je nach dem Streitgegenstande, der Veranlassung, dem Absehen dabei, den betheiligten Persönlichkeiten. Die Wahrheit sollte an den Tag, die Lehrneuerung sich erproben in öffentlicher Rede und Gegenrede. Die Fassung der Thesen zeigt, es war auf einen unumwundenen, von mehreren Seiten her geleiteten Angriff auf die Scholastik abgesehen, den Mittelpunkt ihres Systems. Die Macht eingewurzelter und autorisirter Lehren und die Kraft neu gewonnener auf einen höheren, aber noch zweifelhaften Grund sich stützender Ueberzeugungen, der Eifer, das Hergebrachte zu erhalten, und der Eifer, dem Neuen Eingan zu verschaffen, rüstige, tüchtige Gelehrte und Männer hier und dort sollten sich an einander messen. Luther hatte nichts dawider, daß seine Theologie, seine wissenschaftlichen Grundsätze einmal recht ausdrücklich aus dem Hörsale vor die gesammte gelehrte und sonst Theil nehmende Welt gebracht und jedermanns Angriffe preis gegeben, daß seine Tadler, ja sämmtliche Vertreter der zunftmäßigen Gelehrsamkeit auf diese Weise zur gelehrten Fehde herausgefordert würden. Er lieh seine Vorlesungen her, Bernhardi stellte daraus die Disputirsätze zusammen und Luther fügte Anmerkungen und Erläuterungen hinzu, in welchen er die in jenen enthaltenen Behauptungen als die seinigen vertheidigte.

Sein theologischer Standpunkt, den zu erkennen uns hier vor Allem anliegt, ergiebt sich am besten, wenn man die Disputation mit Dem zusammenhält, was von seinen Vorlesungen übrig geblieben ist [1]).

Der Grundgedanke ist derselbe, der durch seine Predigten sich hindurchzieht und ausdrücklich in der ersten dargelegt ist, die wir aus diesem Jahre von ihm haben: alle gute Werke sind unzulänglich zur Seligkeit; also der Gegensatz der scholastischen Lehre, wonach schon dem in dem Menschen gebliebenen guten Willen, gemäß der göttlichen Billigkeit, ein Verdienst, und den guten Werken nach der göttlichen Gerechtigkeit ein volles Verdienst vor Gott zukommen sollte. Luther erblickt in allem Guten, das der Mensch wollen oder thun mag, nur Pflicht, ja nur Wirkung der göttlichen Gnade. Sogleich an den ersten Satz knüpften sich die damit in genauester Verbindung stehenden, deren Erhärtung den Mittelpunkt bildet, daß der Mensch ohne die Gnade Gottes die göttlichen Gebote nicht halten, ohne den Glauben Vergebung der Sünden nicht erlangen könne. In welchem Verhältniß aber stehen Gnade und Glauben zu dem menschlichen Willen und dessen Kräften? Der Pelagianism hatte die menschliche Willensfreiheit behauptet, und von diesem Punkte aus zum Tugendstolze, zu der herrschenden Meinung vom Verdienst der Werke geführt. Luther trägt kein Bedenken, dem schroffen Gegensatze sich zuzuwenden: ohne Gnade und Glauben ist der menschliche Wille nicht frei, sondern im Irdischen, im Sündigen geknechtet.

Es ist Tiefempfundnes, deutet auf seine eigensten innern und äußern Erfahrungen hin, wenn wir da dem Gedanken begegnen: Unruhe und Verzweiflung kommt nicht aus der Menge der Sünden, sondern aus der Vielheit der guten Werke, dem Vertrauen auf die eigne Gerechtigkeit. Es ist dieselbe großartige, in mystischer Färbung auftretende Anschauung, die er dort

1) Die Disputation unter dem Titel: Quaestio subscripta de viribus et voluntate hominis sine gratia, contra doctrinam Sophistarum nebst dem erwähnten Bruchstück aus Luther's Vorlesungen am besten bei Löscher I, 328 ff.; deutsch bei Walch XVIII, 20 ff. Spiker, Anh. 65 f. Walter, Ergänzte u. verbesserte Nach. 42 ff.

als Motiv milder Tröstung, Geduld- und Friedensermahnungen, der eignen Erhebung über die Noth und Bedrängniß der Zeit benutzte, und die hier im Kampfe zur Kriegeswaffe umgewandelt und begleitet von Ahnungen großer erschütternder Ereignisse erscheint, für deren Eintritt sie zugleich im Voraus schon erhebt und stärkt, wenn ausgeführt wird: in Gott allein ist die höchste Freude, der höchste Ruhm, und wer traurig und unruhig wird in Trübsal, weiß das nicht, und wird unruhig, weil sein Gemüth nicht auf Gott, sondern auf die Lust dieser Welt gerichtet ist. Es ist ein großer Zorn zu fürchten, weil so Viele, die nur sich selbst und ihrer eignen Frömmigkeit leben, dafür halten, daß sie auf Gott ihr Vertrauen setzen und sich doch nur, ohne es einmal zu wissen, abgöttisch auf ihre Heiligkeit verlassen. Beim Licht des ewigen Gerichts besehen werden ihre guten Werke als abscheuliche Sünden befunden werden, weil sie ihr Vertrauen darauf gesetzt, und nicht, als vom Guten ganz entblößt, der Barmherzigkeit Gottes allein die Ehre gegeben haben.

Erschien die Einbildung einer Verdienstlichkeit guter Werke als der Sitz und die Wurzel aller Unsittlichkeit, alles Verderbens, aller Unseligkeit, so lag das Anliegen, die Richtung nahe, die Gnade Gottes möglichst hoch zu erheben, ihr bei der Heiligung und Beseligung des Menschen alles Verdienst zuzuerkennen, und der Kraft, dem Willen des Menschen alles abzusprechen. Daher denn der weitere Satz: der menschliche Wille ist außer der Gnade, obschon von allem Zwange frei, doch unfrei, dienstbar und gefangen, in dem Sinne, daß er nichts verdienen, sich zueignen, zuschreiben kann (denn in andern Beziehungen wird nicht geläugnet, daß der Wille frei sei oder doch frei zu sein sich dünken lassen könne); daß er ohne die Gnade Gottes die göttlichen Gebote nicht zu erfüllen vermag, sondern in der Sünde bleibt. Ebendaher der weitere Satz: der nach Gottes Ebenbilde erschaffene Mensch vermag aus seinen eignen natürlichen Kräften nichts Gutes zu thun, zur Erlangung der Gnade nichts beizutragen, ja nicht einmal einzusehen, was gut und löblich, Tugend und Verdienst sei. Sodann: das ist eben die große Barmherzigkeit Gottes, daß er keine erdichtete, sondern wahrhafte Sünder selig macht, uns trägt bis er uns vollende; denn nur Sünder werden selig und errettet, d. h. nur Solche, die buß-

fertig erkennen, daß sie Sünder sind — ein Satz, welcher deutlich auf die Belehrungen hinweist, die ihm in Erfurt durch Staupitz zu Theil geworden.

Die zum Guten belebende und stärkende Kraft ging nach dieser ganzen Anschauung aus der göttlichen Gnade hervor, indem Gott aus Barmherzigkeit den Sohn sendete und durch diese Sendung eine Liebe zu ihm in dem Gläubigen entzündet, in welcher der Gläubige freudig den göttlichen Willen erfüllt, ohne sich einzubilden, hierdurch auch nur das geringste Verdienst sich zu erwerben. Er fühlt sich durch die Gnade wiedergeboren, durchgeistet; der Geist Gottes, das Gesetz der höhern Weltordnung ist lebendig und mächtig in ihm, und so ist er Werkzeug Gottes, voll Kraft, Willen und Muth das Höchste zu leisten, alles Irdische zu opfern und in seinem Thun nichts zu fürchten. Er ist nicht hindurchgedrungen zu der Gott allein genügenden Vollendung und vermag auf Erden so wenig zu ihr zu gelangen, als er Gott Etwas darzubringen vermöchte, das er nicht von ihm hat; allein Gott nahet sich ihm durch die heiligende Gnade, nimmt auch das Unvollkommene, das Geringste väterlich liebend an, das ohne Einbildung auf ein Verdienst und im vollen Gefühle der gänzlichen Abhängigkeit dargeboten wird. So ist der Gläubige der Liebe Gottes, der Verheißung des ewigen Lebens trotz des Gefühls seiner Mängel gewiß. Er thut den Willen Gottes, führt Gottes Sache, darum muß all sein Vornehmen gelingen und nichts kann ihm dabei schaden, weder Welt, noch Tod, noch Teufel.

Dies war die praktische Wendung, welche der strenge Augustinism bei Luther nahm, so daß gerade die Ansicht von der menschlichen Verderbniß, der Willensknechtschaft und der Alles wirkenden Gnade bei ihm der tiefe Quell der Heiterkeit und Freudigkeit, der Kraft und des Trotzes seiner Weltanschauung, seines Glaubens und Thuns war, sowie sie ihrerseits aus seiner vorwaltend religiösen Anlage und Stimmung, dem Gange seiner Jugendentwickelung und dem Bedürfniß seines Gemüths und seiner Lage herstammt und sich erklärt. Dies dürfte genügen, doch mag in Beziehung auf die Frage, mit welcher es die Lebensbeschreibung recht eigentlich zu thun hat, wie jene Grundanschauung in ihm entstand und sich entwickelte und welche Bedeutung sie gewann, noch Folgendes dem Obigen hinzugefügt werden.

Die Verderbniß im ganzen kirchlichen Wesen und die herrschenden Begriffe hätten nicht innerlicher und energischer angegriffen werden können als eben von dem Punkte dieser Grundanschauung aus. In ihr lag im Wesentlichen schon der ganze Gegensatz der lutherischen Reformation und des sich ihr entgegenstellenden Katholicismus. Indem sie geltend gemacht werden, die Geister erobern wollte, kämpfend auftrat, beginnt die lange Reihe der Streite zwischen dem Lutherthume und dem Papstthume, ja zum Theil auch der schweizerischen Reformation, wichtiger Einzelfehden nicht zu gedenken, wie der zwischen Luther und Erasmus über die Willensunfreiheit. Sie war Luther's eigenthümlichste wichtigste Errungenschaft und seine Stärke oder doch deren bester Theil in seinen größeren Kämpfen, von denen wir hier ein Vorspiel vor Augen haben. Auch schon in seinen jetzigen Fehden zeigt sie sich als seine beste Kraft, erkennt man deutlich das Bedürfniß, das ihn mehr und mehr auf sie hinleitete. Ihre Schroffheit würde bei einer völligern wissenschaftlichen Durchbildung vermieden sein, allein dazu fand sich weder in ihm selbst, noch in einem Andern neben ihm in dieser Zeit der Mann; auch war wol der rechte Augenblick dazu noch nicht da. In der That scheint es, daß zunächst vor Allem daran gelegen war, den Gegensatz zu den herrschenden Begriffen scharf auszuprägen und hervorzuheben. Sicher fühlte dies Luther, und auch das, daß er auf einer dogmatischen Mittellinie sich nicht so leicht würde behaupten können als auf dem Äußersten; denn dort konnte er auf keiner festen wissenschaftlichen Grundlage und Ueberzeugung, hier auf einer vorhandnen angesehenen Theologie fußen, worüber unten noch Einiges. Auf diese und von ihr auf die Schriftlehre, mit welcher er sie vereinerleite und in welcher er sie wiederfand, hatte ihn seine Seelennoth hingeführt. Beschäftigt, sich vornämlich aus der Schrift in ihr zu befestigen, innerlich und äußerlich voll Dranges und berufen sich mitzutheilen, zu lehren und außer Stande Anderes zu lehren, als die eigenste Ueberzeugung, hemmte ihn die Lehre der Schule und trat ihm und der seinigen wie jeder abweichenden mit ihren Ansprüchen der Alleingültigkeit und mit ihrer Berufung auf ihr Ansehen und das der Kirche entgegen.

Er scheute es, wich ihm aber doch nicht sogleich, forschte weiter und das Zwiefache wurde ihm immer klarer, daß die echte Offenbarung der christlichen Wahrheit einzig in der Schrift zu suchen sei oder daß doch als christliche Wahrheit nichts der letztern Widersprechendes gelten könne, und daß die herrschende Lehre, beruhend auf einer heidnischen Philosophie, von ihr hinweggeleitet habe, sie verdunkle, Kirche und Christenheit äffe und zum Frommen der letztern beseitigt werden müsse. In dem Streite nun, der sich erhob für die Herstellung der Lehre und für die Freiheit der ursprünglichen christlichen Wahrheit und wider die Irrlehre und Tyrannei der Schule, das „Menschenansehen," worauf sie sich stützte, bedurfte er einer höheren Zuversicht und Kraft, als er sie in oder außer sich, in wissenschaftlicher Gewißheit, äußerlichem Schutz oder Zustimmung Andrer fand: seine Grundansicht vom menschlichen Verderben und der göttlichen durch den Glauben zu ergreifenden Gnade gab sie ihm. Nicht als eine bloße Schwäche, wie die Scholastik und das Volk sie nahm, das durch äußre Versöhnungsmittel, und wie die Humanisten, die Aufgeklärten sie ansahen, die durch einen rechtschaffnen Wandel und was man eine gute Gesinnung nannte, von ihr loskommen wollten, hatte er die Sünde erkannt, sondern als eine allbeherrschende, unendlich peinigende, von Gott trennende Macht. Vergebens hatte er auf dem gewöhnlichen Wege von ihr frei zu werden gerungen, durch die Versöhnungsmittel, welche die Kirche anwies, an die er bis zur äußersten Befangenheit geglaubt. Alle Kraftanstrengung und alle Genugthuungen begründeten in ihm kein sichres Bewußtsein eines versöhnten Gottes, jenes sichern Verhältnisses, jener Einheit mit Gott, der Gnade, wonach er von Kindheit gesehnt und gesucht. Erst im Glauben, in der gänzlichen Hingebung, welche die volle Anerkenntniß der Sünde einschloß, und die echteste, die Vollkraft zu jeder That und jedem Opfer erzeugte, fand er die heilende Arznei für sein schmerzlich verwundetes Gemüth, fand er fromme Gesinnung, die Versöhnung und in ihr zugleich die tiefe Verinnerlichung der Frömmigkeit, in welcher er von dem Glauben an die äußern Versöhnungsmittel sich losriß, der ihm wie aller Welt das Gewissen verstrickte. Zu dieser Verinnerlichung konnten nur die strengen Begriffe von Sünde, Gnade und Glauben, dem Glauben, der aus

dem sich Einswissen mit Gott herstammte und Gotteskraft einflößte, führen, und sie war es, die der Christenheit noth that. Die Kirche hatte freilich das Sündgefühl in den Nationen mächtig geweckt, doch nur von ihrem gesetzlichen Standpunkte aus; sie hatte es auch wieder abgeschwächt, indem ihre Lehre einen oberflächlichern Begriff von der Sünde zum Grunde legte. Sie wollte und mußte im höchsten Ansehen stehen, dazu dienten ihr die von ihr abhängenden Versöhnungsmittel, auf welche sie hinwies, die aber nur dann als kräftig zu denken waren, wenn die Sünde nur so pelagianisch-äußerlich gefaßt wurde, wie die Kirche es that. Dachte man sich die Bestimmung des Menschen als eine unendliche, als Vergöttlichung, und den Menschen in seinem irdischen Dasein — wie er „nach dem Falle" sich zeigt — im tiefsten Widerspruche mit dem göttlichen Urbilde, gänzlich beherrscht von der Sünde, so lag vor Augen, daß zur Tilgung der letztern Alles, was man unter dem Namen „Werke" begriff, nicht genügen konnte. Die Kirche mußte daher, um die Letztern und sich selbst im Ansehen zu erhalten, an der menschlichen Natur so viel Gutes lassen als möglich, was den selbstbetrügerischen sittlich schlaff machenden Pharisäismus zur Folge hatte, den Luther nicht müde wird zu bekämpfen. Um ihn zu enthüllen, um die sittliche Kraft wieder zu heben, um die Meinung vom Werthe der Werke zu zerstören, um von dem Götzendienste der Kirche und ihrer Heiligen zum Erlöser zurückzuleiten, um, nach tieferer christlicher Auffassung und in tieferem religiösen Bedürfniß, wiederum dahin zu führen, daß der Standpunkt der unendlichen Bestimmung des Menschen erkannt und gewonnen werde, mußte er den Gegensatz, die Sünde, stark hervorheben, wovon dann auch übertriebene Schilderungen des Verderbens der menschlichen Natur, überstiegene Behauptungen die Folge waren. Insbesondre darf man dabei nicht übersehen, wie unsäglich die veräußerlichte kirchliche Frömmigkeit das eigentliche religiöse Leben erdrückt hatte, und wie stark die Massen noch immer durch den Wahn im Gewissen innerlich gefesselt waren, daß die kirchlichen Versöhnungsmittel, eigne und fremde Verdienste, Priester und Kirche den Himmel auf- und zuschlössen, zum Loskommen von der Sünde und zur Seligkeit unentbehrlich wären. Eben wegen dieser Gewissenfesselung der Mehrheit, zumal auch des deutschen gläubigen Volkes,

half die Einsicht in kirchliche Entartungen oder priesterliche Unwürdigkeit Vieler, konnte die weltliche Aufklärung der Gebildeten, konnte noch weniger die Leichtfertigkeit, die vom Aberglauben sich losmachte, ohne zu einem festen Glauben oder um zum Unglauben zu gelangen, nicht helfen zur Befreiung von jener Gewissensfesselung oder gar überhaupt von der kirchlichen Zwangsherrschaft. Luther konnte von ihr und der ganzen Werkheiligkeit nur dadurch gründlich losreißen, daß er ein ähnliches Sündbewußtsein weckte, wie es in ihm lebte, daß er auf eine ähnliche Rechtfertigung und Versöhnung hinwies, wie er sie gefunden, daß er seinen Glauben und seine Glaubenskraft in den Massen belebte, jene entflammte religiöse Gesinnung, welche die Reformation gemacht, vom Meinen zum Wollen und vom Wollen zur That fortgerissen und gekräftigt hat. Die Aufgeklärten konnten es nicht, eben weil ihnen Luther's sittlich-religiöser Ernst fehlte, der in seine herbe Theologie, als die Spitze seiner Begriffe, auslief. „Die Ursach liegt am Tage, sagt er in der Auslegung der Genesis, warum wir im Anfang also von Gottes Gnade gelehrt haben. Die armen Gewissen waren durch Menschensatzungen beschwert, alle rechte Mittel, Hülfe und Trost hinweggenommen, womit die armen verzagten Herzen wider die Verzweiflung hätten mögen gerettet werden: was sollten wir thun, als sie wieder aufrichten, den rechten Trost ihnen vorhalten? Wir waren verstoßen, sehr geplagt, lagen wie die Sterbenden gleich Ismael unter dem Strauch. Darum waren uns solche Lehrer vonnöthen, die uns Gottes Gnade vorhielten und uns lehrten, wie wir uns erquicken möchten.“ [1])

Seine Grundansicht lag ohne Zweifel schon in Vielen, wenn auch unentwickelt; große Empfänglichkeit, starke Hinneigungen zu ihr mußten vorhanden, sie mußte sehr geeignet sein, eine gewaltige religiöse und sittliche Anregung zu bewirken, dem Streben der Geister nach Befreiung und im Freiheitskampfe zum Ausgangs- und Stützpunkte zu dienen. Der Erfolg beweist es, der Erfolg, daß er bald so Viele für sie gewann, mehr und mehr — wie wir bald noch deutlicher sehen werden — gerade für sie gewann, als er sie durch Aneignung der härtesten augustinischen Bestimmungen schroffer ausprägte, und daß dann eine solche Zahl der Zeitgenossen und eben der Geistesmächtigsten, Besten und Tüchtigsten in ihr sich um ihn vereinigte, daß die Theologie vom menschlichen Verderben, der Willensunfreiheit, der allein rettenden Gnade, dem allein rechtfertigenden Glauben zum Losungsworte für die Lutherischen wurde, diese aber die Reformation durchsetzten, nicht die Humanisten, die vielmehr, sofern sie zur letzteren mithalfen, lutherisch wurden. Allein aus dem Erfolge scheint gleicherweise hervorzugehen, daß diese Theologie, jedenfalls in der Schärfe, der dogmatischen Entwickelung, die ihr Luther gab, in dem Gepräge, welches sie durch ihn erhielt, besondre nicht schlechthin zu fordernde und nie allgemein vorhandene Stimmungen und auch wol Lebensführungen voraussetzt. Offenbar ließen sich Viele gleich ihm selbst großentheils nur durch die Leidenschaft des Widerspruchs gegen die in der Kirche und Lehre eingetretene Verderbniß, die nicht als etwas Bleibendes betrachtet werden durfte, im Unwillen über dieselbe und in dem Gedanken in die Herbheit des neuen Augustinismus hineinreißen, daß in ihm das einzige Heilmittel und der stärkste und nothwendige Stützpunkt für den Streit liege. Die thatkräftige, auf eigne Kraft und That und Freude daran gerichtete urgermanische, mit der antiken sich begegnende und neuerdings wieder belebte und sich aufnehmende Sinnesart fand sich nicht oder doch nicht ganz leicht hinein. Ein Anderes war die Resignation, womit ein Lessing in seiner Vollkraft sagte, er begehre keinen freien Willen. Nicht Alle konnten mit Luther's Kurfürsten sagen, er könne sich nicht denken, daß wir einen freien Willen hätten, nicht Alle so in Luther's Lehre eingehen. Jetzt und späterhin fanden sich, auch in Luther's nächstem Kreise, Abneigende und Widerstrebende; ein großer Theil der Zeit- und Volksgenossen selbst, die gleich wohlgesinnt die Verderbniß beklagten und gern gebessert gesehen, die Besserung gefördert hätten, ja die in seiner Richtung sonst ganz mit ihm übereinstimmten, vermochten seine augustinische Theologie nicht in sich aufzunehmen, große Trennungen und Zerwürfnisse unter den reformistisch Gesinnten und Strebenden selbst waren die Folge davon. Wir sahen schon, wie er fort und fort gegen Mißverständnisse zu kämpfen hatte und wie sorglich er bemüht war, sich gegen sie zu verwahren. Auch hier war derselbe Fall.

1) Zu Kap. 21, V. 15 f. Walch I, 2144.

Es wird der schon vorgekommenen Einrede erwähnt und selbst hinzugefügt, wie es scheine, daß man durch die aufgestellten Sätze der Sünde Thür und Thor aufthun und gute Werke als schädlich zur Seligkeit verbieten wolle. Um der Mißdeutung zu begegnen, wird sodann beflissen darauf hingewiesen, daß man gute Werke nicht bloß nicht verwerfe, sondern eben stark empfehle, nur daß man anders über ihre echten Quellen und ihre Bedeutung lehre. Man solle durch gute Werke nach der Hoffnung trachten, der Barmherzigkeit Gottes würdig zu werden, nicht aber sich einbilden, schon am Ziele zu sein, indem man doch erst strebe und trotz aller guten Werke noch immer in Sünden bleibe. Wie treffend aber auch die Abwehr sein mag, wie viel Tiefe und Zusammenhang das Ganze hatte, mit welchem Aufwande von Scharfsinn, Geist und Gelehrsamkeit es begründet wurde aus der Seelenkunde, Menschenbeobachtung, der Schrift, Augustin und andern Vätern: die Einrede ging doch sicher nicht immer vom Unverstande oder Uebelwollen, der Absicht zu mißdeuten aus, sie wiederholte sich fort und fort und schon hierin liegt wenigstens ein halber Beweis eines Mangels der neuen Theologie, sei es ihres Inhalts oder ihrer Darstellung. In der That läßt sich, was die letztere betrifft, nicht verkennen, daß die noch ganz der Schule angehörende Form barbarisch war, daß Luther im Ausdrucke nicht Maaß hielt, und noch mehr, daß es an hinlänglicher Schärfe der Begriffsbestimmungen fehlte. Die nicht völlige Bestimmtheit der Gedanken hatte nothwendig Unklarheit des Ausdrucks zur Folge. Nur gemüthlich verstand Luther seine Theologie völlig, wissenschaftlich genommen nicht. Beherrscht von der augustinischen, ohnehin in die dunkelsten Tiefen des Evangeliums und des menschlichen Geistes und Gemüths hinabsteigenden Heilslehre hatte er sie noch nicht genügend bewältigt. Auch die Mangelhaftigkeit seiner Exegese war ihm hinderlich. Seine Uebersetzung der Stelle des Römerbriefs, welche die Grundlage der strengen Lehre von der Erbsünde bildet, zeigt deutlich, daß ihn die Vulgata fesselte und irre leitete, und wir wollen nicht versäumen, daran zu denken, daß erst die Auslegungskunst der Mitte des vorigen Jahrhunderts diese Irrung aufdeckte und dabei abermals fehlschoß.

So erklärt es sich hinlänglich, daß er nicht völlig verstanden

wurde, daß Mißverständnisse nicht ausbleiben konnten, wie wir sie denn auch bald von Neuem sich wiederholen sehen werden, wobei sich zeigen wird, wiefern es ihm gelang über diesen Stein des Anstoßes hinauszukommen. Zugleich ist ersichtlich, wie seine theologischen Ansichten mit ihm wuchsen und verwuchsen, welche Nothwendigkeit sie ihm waren, welche Bedeutung sie für ihn und die Zeit hatten, und wie viel theils nur Halbwahres theils ganz Falsches darin liegt, wenn in so vielen Darstellungen sein Verhalten, wo es auf das Dogma ankam, lediglich oder fast gänzlich aus Eigensinn, Hartnäckigkeit, Rechthaberei, Herrschsucht u. d. gl. abgeleitet wird — Darstellungen, welche ihrerseits auf Halbkunde, Unkunde oder mangelndem Verständniß Luther's, seiner Eigenthümlichkeit, Lage und Zeit beruhen und weiter dann auch an ihm verkennen, was Lessing so hoch anschlug, die aufrichtige, weit höher als Wahrheitsbesitz stehende, darauf verwendete Mühe, hinter die Wahrheit zu kommen. Man beurtheilt Luther als Theologen oft ganz falsch und rückt ihm eine unsägliche Befangenheit u. d. gl. auf, bloß weil man selbst gänzlich verrannt ist in moderne Denkart, sich in das Gemüth Luther's und seiner Mitlebenden nicht zu versetzen weiß und nicht darauf achtet, daß die letztern in so großer Anzahl seiner Erfahrungstheologie, was sie war, beipflichteten, was großentheils daraus sich erklärt, daß sie ähnlich gestimmt waren, Aehnliches innerlich erfahren hatten, ein ähnliches Seelenbedürfniß fühlten, daß er aber Alles tiefer empfunden und durchlebt, es also auch schärfer ausdrückte.

Dies Alles wird durch das Nachfolgende in ein noch helleres Licht treten. Aus dem Obigen erhellt endlich, wie wichtig und verhängnißvoll es war, daß Luther die strengen Bestimmungen des Augustinism zum großen Theile — die besprochenen, denn andre wie die über die Prädestination blieben jetzt noch außer Frage — sich aneignete, wie bedeutsam der Augenblick, die Disputation, war, worin er in die gelehrte Welt wie mit einer geharnischten Meinungserklärung, einem so gut wie unwiderruflichen Glaubensbekenntniß, einer Standarte des Aufgebots und des Kriegs hineintrat. Wir haben jedoch noch Etwas nachzuholen. Der unzweideutigste Erfolg konnte erwartet werden, wo der Angriff gegen scholastische Schriftmißverständnisse

oder Verdrehungen, Spitzfindigkeiten oder Sophismen gerichtet war, die so offenbar wider den evangelischen Geist verstießen, daß derselbe nur einigermaßen geweckt und durch einige gesunde Exegese geleitet zu sein brauchte, um zu befähigen, das Widerchristliche in ihnen zu entdecken und deutlich aufzuzeigen. Wenn es anging, bei manchen Schriftstellen, auf welche Luther bei jenen Sätzen von der Gnade und Willensunkraft sich berief, seinem Verständniß derselben oder den Folgerungen, die er aus ihnen ableitete, auszuweichen, so mußte fast Jedem ohne Ausnahme einleuchten, daß er den wahren, allein möglichen Schriftsinn erschließe, und in der That zur echten Schriftlehre zurückführe, von welcher die Schultheologie hinweggeleitet, wenn er oder Bernhardi statt seiner die Behauptung als Streitsatz aufstellt, daß die Liebe, die dem Nächsten erst in der äußersten Noth zu Hülfe kommen möge, eine kaltsinnige, ja überhaupt keine Liebe sei.

Man fühlt sich versucht, noch einmal zu lesen, ob man auch recht verstanden, und dann etwa ironisch auszurufen: welche Neuigkeit! Allein es war eine Neuigkeit, und noch dazu eine gleich andern ähnlichen nicht unanstößige und ungefährliche, da sie eine gangbare und beliebte Schulmeinung und in ihr die Despoten der Lehre und Meinung anzutasten wagte. Die Skotisten hatten nämlich die Stelle im Johannesevangelium: So Jemand sieht seinen Bruder darben u. s. w., so verstanden, daß man nur dann eine Todsünde begehe, wenn man Dem, der sich in der äußersten Noth befinde, vom Hungertode bedroht sei, keine Speise gebe; gerade wie die jüdischen Scholastiker herausgeklügelt hatten, man sei verpflichtet, sieben Mal Versöhnlichkeit zu üben, eine Spitzfindigkeit, der Christus aus dem gesunden frischen Gefühle der Menschenliebe heraus die Lehre entgegenstellte, daß die Versöhnlichkeit als Ausfluß der Liebe nur mit dieser selbst aufhören dürfe. Luther war in den richtigen Sinn eingedrungen und griff von diesem Punkte aus die „Theologikaster" wegen ihrer Verdrehung an, über die er sich noch in einem Schreiben an Lange ereifert. „Wenn die Liebe sich selbst vergißt und suchet, was der Andern ist, wie sollte sie es auf die äußerste Noth ankommen lassen? Bernhardi hat im Gegensatze zu jenem heidnischen Verständniß, das die ganze Liebe vertilgt, die Liebe eine erzfaule, ja nichtige genannt, die erst helfen will, wo die äußerste Noth vorhanden ist. Wir haben den Satz aus Niemandem genommen, als aus Dem, der da spricht: Was Ihr wollet, daß Euch die Leute thun sollen, das thut Ihr ihnen auch. Wann wird denn die Liebe nach ihrer Lehre zu thun haben? Wer bestimmt es, wann die äußerste Noth vorhanden? Das sind die Mißgeburten (portenta), die Bernhardi erregten, weil er von mir dergleichen gehört hatte." [1])

Der in der Scholastik aufgehäufte schlechte Wust war so groß, daß selbst die Gelehrten schwer durchfanden. So tief war die einfache evangelische Wahrheit unter Schulmeinungen vergraben oder so sehr durch sie entstellt, daß ein glücklicher Wurf, eine gesunde Anlage dazu gehörte und daß es mit großer Mühe und Gefahr verbunden war zu ihrer ursprünglichen Gestalt wieder hindurchzudringen und dieselbe an das Tageslicht zu ziehen. Wir sehen dies gerade hier recht anschaulich und müssen es im Auge haben, um diese evangelischen oder exegetischen Entdeckungen Luther's und sein Heraustreten damit, um die Geistesfreiheit gehörig zu würdigen, womit er sich innerlich von der Tyrannei der Schule losrang und äußerlich ihr sofort auch Krieg machte. Die Disputation erregte großen Anstoß in Wittenberg und schien die Kollegen ganz aus der Fassung gebracht zu haben. Ebenso ging es in Erfurt. Der Satz von der Liebe überraschte selbst Lange. Indeß ließ sich Luther nicht irre machen. Er schrieb dem Letztern: „Sag Deinen sich wundernden oder vielmehr wunderlichen Theologen, mit mir sei nicht zu disputiren, was Gabriel (Biel), Raphael oder Michael gesagt haben." Es war der Grundsatz, den er in Wittenberg geltend zu machen strebte. Er wollte von keiner Schulautorität mehr wissen, von keinem Menschenansehen mehr gebunden sein.

Die Disputation enthält noch einen starken Beleg dazu. Er stürmt gegen die Angelpunkte des herrschenden Lehrsystems, auf welchen doch das Pönitentialwesen, der Ablaß und was nicht Alles ruhete — er verkündet die Grundzüge eines Lehrsystems, wodurch das Herkömmliche mit Allem, was daran hing, aufgelöst werden, zerfallen mußte. Aber hiermit nicht begnügt, wie um die Fol-

1) De Wette I, 35.

gen, wohin das Alles führen werde, auch den Kurzsichtigen dicht vor Augen zu rücken, werden noch ausdrücklich die gangbaren Vorstellungen von den Heiligen und deren Verdienst und Macht bestritten. Der Widerspruch geht aus von Schriftstellen, wie Matthäus 21 V. 22, 1. Korinther 3 V. 22. Alles, was ihr bitten werdet in meinem Namen, das werdet ihr empfangen — Es ist Alles euer, es sei Leben oder Tod, Gegenwärtiges oder Zukünftiges. Hat er uns nicht Alles in Christo geschenkt? Luther drückte nun sein richtiges Verständniß so aus: alle Dinge sind Dem, der da glaubet, durch Christum und in dessen Namen, Kraft und Macht möglich, und zog den Schluß daraus: wenn die Gläubigen schon hier Alles ausrichten können, desto mächtiger werden sie es anderswo zu thun im Stande sein, wo Gott Alles in Allem sein wird, es ist also abergläubisch, nach menschlichem Ermessen dem einen Heiligen diese, dem andern jene hülfreiche Kraft, oder aber, den einzelnen Heiligen besondere Kräfte, statt allen Heiligen ein Gesammt-Vermögen zu helfen zuzuschreiben. Aus der augustinisch gefaßten Lehre von der Gnade ergab sich dasselbe. Wenn Gott den Gläubigen in Christo Alles schenkt, wozu die Hülfe der Heiligen, die sich ein besonderes Verdienst bei Gott nicht erwerben konnten, wenn die Gnade Alles und des Menschen Thun nichts ist.

Obsiegen der Richtung Luther's an der Universität.

Ueber den Verlauf der Disputation ist nichts, über ihren nächsten Erfolg nur wenig bekannt. Man muß annehmen, daß der Zweck so ziemlich erreicht wurde, den Anbellern den Mund zu stopfen, denn von einer nachdrücklichen Gegenrede, einem ernstlichen Unternehmen von Widersachern würden sich Nachrichten erhalten haben. Es war nun schon viel, daß die Entwickelung in ihrem ruhigen Gange ungestört blieb. Das Vertrauen zu der neuen Richtung und deren Vertretern mußte wachsen, da sie von Niemandem hatten überwunden werden können. Bernhardi's offenes Hinzutreten machte ohne Zweifel auch Andern Muth. Das Aufsehen war bedeutend und an sich selbst ein Gewinn. Es lenkte die Aufmerksamkeit auf diese Gegenstände und Erörterungen mehr

hin, so daß im Jahre darauf die Ablaßthesen sich um so rascher verbreiteten, um so begieriger und vorbereiteter gelesen wurden. Man wunderte sich in den wittenberger gelehrten Kreisen, war überrascht, unwillig und verdrießlich, Einzelne zürnten auf Luther. Allein schon nach kurzer Zeit begannen sich Spuren einer gänzlichen Umkehr der Meinung zu zeigen. Er konnte an Lange schon im Oktober melden, Anfangs habe sich auch Amsdorf gewundert, es sei aber jetzt nicht mehr der Fall, und nach wenigen Monaten finden wir den Sieg seiner Richtung in Wittenberg entschieden, woraus doch wol zu schließen ist, daß die Disputation nachhaltige Eindrücke zurückließ. Wir erinnern uns, daß ihm seine Kollegen Anfangs lebhaft widersprachen, allmählig aber zu ihm hinübertraten; sie wurden namentlich durch häufige Disputationen überwunden, weshalb man auch wol den Satz durchzuführen gesucht hat, daß die Reformation durch Disputationen angefangen und fortgepflanzt sei. Natürlich wirkten indeß seine übrigen Bestrebungen mit, und sehr wesentlich. Die Docenten hörten auch seine Vorlesungen, seine Predigten. Die Hälfte der Theologen bestand aus Augustinern, was ihm seine Mühe erleichterte. Allein die Augustiner waren doch immer Ordensleute und durch die Schule gebildet. Am schwersten hielt es bei den eigentlichen Doktoren, den Inhabern von Kanonikaten am Stift, die die andere Hälfte der theologischen Fakultät bildeten; und es ist niemals eine Kleinigkeit, Fachmänner und Würdenträger aus ihrem angewöhnten Gedankengange und Wissen herauszubringen. [1])

Wir sahen Karlstadt schon in der lutherisch-augustinischen Richtung mit Eck streiten. Am 18. April 1517 schlug er hundert und funfzig Thesen zur Vertheidigung des Augustinismus an und traf Anstalten die Disputation so feierlich und entscheidend als möglich zu machen. Sie sollte mehrere Tage dauern, er schickte die Thesen auch nach Hofe und suchte durch Spalatin den Kurfürsten zu veranlassen, Abgeordnete zu dem gelehrten Wettkampfe zu bestellen. Das scheint denn doch darauf hinzudeuten, daß er jetzt in volles Feuer gekommen, ganz gewonnen,

1) *Neubauer*, Diss. de ref. disputationib. incoepta et propagata, 11. Löscher I, 315. De Wette I, 34.

durch Bernhardi's Disputation lebhaft angeregt war, auch einen Schlag führen, vielleicht es Luther noch zuvorthun wollte, wie das Alles ganz seiner bekannten Art gemäß ist.[1])

Luther nahm eifrigst Theil. Am 6. Mai schickte er die Thesen Karlstadt's, nebst einem über die Denkfaulen sich auslassenden Schreiben an Scheurl nach Nürnberg, der sie Link und Andern mittheilen soll, denen „solche Leckerbissen (deliciae) behagen."

„Sie sind, schreibt er, meines Erachtens nicht Cicero's Paradoxa, sondern unsers Karlstadt's, ja des heiligen Augustinus seine, so viel trefflicher und wunderwürdiger, als Augustinus, ja Christus, höher als Cicero steht. Es werden aber solche Paradoxa aller Derer Trägheit oder Unwissenheit an den Tag bringen, denen sie mehr paradox als orthodox vorkommen, daß ich Derer geschweige, die sie mit Dummkühnheit vielleicht kakodox nennen werden, weil sie weder den Augustin noch den Paulus lesen, oder so lesen, daß sie nicht verstehen und sich und Andre zugleich verwahrlosen. Karlstadt's Thesen sind also den Bescheidenen und Denen, die sie noch nicht kennen, Paradoxa, Denen aber, die sie kennen, Eudoxa und Kalodoxa, mir selbst Aristodoxa. Gott sei gepriesen, der das Licht aus der Finsterniß wieder hervorleuchten läßt!"[2])

Gleichfalls im Mai schreibt er an Lange: „Unsre Theologie und St. Augustinus haben glücklichen Fortgang und regieren an unsrer Universität durch Gottes Beistand. Aristoteles kommt allmählig ins Abnehmen, neiget sich schon zum ewigen Darniederliegen. Die Vorlesungen der Sententiarier erregen den größesten Ekel (mire fastidiuntur), Keiner kann auf Zuhörer rechnen, der sich nicht zu jener Theologie, das ist, zur Schrift oder St. Augustin oder einem andren Lehrer von kirchlichem Ansehen bekennen mag" (profiteri velit).[3])

Der Zusammenhang ist leicht zu durchblicken. Es ging, wie es schon die Jahre daher gegangen war. Luther's Kollegen waren

1) Löscher I, 846. Füeßlin, Andr. Bodenstein sonst Karlstadts Lebensgesch. 8 ff.

2) De Wette I, 55.

3) De Wette I, 57.

noch im Sommer 1516 erzürnt über seine kritischen Entdeckungen, waren überrascht durch seine und Bernhardi's Disputirsätze, stritten gegen ihn, überlegten und gaben ihm zuletzt Recht, wie sie es mehr und mehr gethan, ließen sich von ihm und dem Strome fortreißen, er war der herrschende Geist an der Universität, seinem Einflusse war nicht zu widerstehen. Es wollte nicht wenig sagen, war noch an keiner Universität nur von fern erreicht, daß die Vorlesungen im alten Sinne aufhören mußten, weil sich keine Zuhörer mehr für sie fanden, daß fast sämmtliche Lehrer der an sich unerhörten Neuerung beitraten, das aristotelisch-scholastische System aufzugeben, ja einen auf seinen Sturz berechneten offenen Krieg zu beginnen. Es hatte freilich noch immer einzelne Anhänger. Sie wagten sich indeß kaum hervor und vermochten nichts. Von unberechenbarer Wichtigkeit war es, daß Luther die ganze Universität für seine Richtung, seine Theologie gewann, daß er nach dem Ausbruche des großen Krieges auf die Universität sich stützen, auch darauf sich berufen konnte, er lehre seine Streitsätze, sofern sie von der Gnade und den Werken handelten, nicht allein, ja nicht einmal zuerst, Amsdorf, Karlstadt, Lupin, und wie sie weiter hießen, die tüchtigen Schulgelehrten selbst, ja alle in allen Fakultäten, mit alleiniger Ausnahme M. Sebastian's, wären da beständig seiner Meinung. Wie hätten sie, einig mit ihm in den theologischen Grundbegriffen, ihn so leicht fallen lassen können? Seine Sache war doch theilweis ihre eigene, als er den Gewaltangriff auf den Ablaßunfug gewagt. Der Angriff ging freilich viel weiter als jene Grundbegriffe, stützte sich aber auf sie. Sie mußten bestritten werden, wenn man ihm in irgend einem Punkte etwas anhaben wollte, und jeder Angriff auf ihn und seine Ablaßthesen traf daher die ganze Universität mit, so daß auch die letztre in den Streit hineingezogen werden und selbst wider Willen an seiner Seite kämpfen mußte. Daß er die Nation einmal wahrhaft aufrüttelte und in eine so heilsame Bewegung gegen die römische Beherrschung und so verderbliche und schimpfliche Unbilden in Harnisch und zu Thaten brachte, daß er weithin das Orakel der Zeit wurde für die Theologen und Laien, daß man auf seine Worte schwur, daß man — was an dieser Stelle insbesondere in Betracht kommt — zu seinen härtesten, eigensinnigsten Dogmen sich

überreden ließ: dies nahm gerade jetzt seinen Anfang. Die dermaligen nächsten Erfolge seiner Gelehrtenwirksamkeit waren jedenfalls der Art, daß sein Ansehen und sein Muth wachsen, seine Hoffnungen, Gedanken, Pläne in gleichem Maße sich weiten mußten. Um so weniger war es seine Meinung den Krieg ruhen zu lassen, ohne den Siegslauf bis ans Ende verfolgt zu haben. Er setzte den Kampf unermüdet fort, was sich auch aus ein paar gelehrt-erbaulichen Arbeiten aus dem Anfange des Jahrs 1517 ergibt, auf welche wir zurückkommen werden, denn wir müssen zuvor noch zu seiner Gelehrtenthätigkeit und Entwickelung in etwas früherer Zeit zurückkehren. Das hier Berichtete hing so eng mit der Erzählung der Disputation über den unfreien Willen zusammen, daß es nur unzweckmäßig davon getrennt sein würde, weshalb es vorangestellt ist.[1])

Angelegentliche Beschäftigungen mit der Mystik. — Tauler. — Die deutsche Theologie.

Wir konnten wahrnehmen, daß die Mystik Staupitzens bis in diese Zeit fortwährend Einfluß auf ihn übte. Durch Tauler's Schriften und ein kleines Werk eines unbekannten tiefsinnigen Verfassers, die deutsche Theologie, ein Haupterzeugniß der spekulativen deutschen Mystik, ließ er sich tiefer in diese einweihen. Wie angelegentlich er sich mit ihr beschäftigte und wie sehr sie auf ihn einwirkte, sahen wir zum Theil schon aus dem Tone seiner Psalmerklärung, seiner Briefe an die Ordensbrüder, aus manchen Stellen seiner Predigten, aus seiner Stimmung und Haltung, aus bestimmten Hinweisungen. Er gab sich ihr freilich nicht ganz und allein hin, allein er ließ sich vielfach durch sie bestimmen, nahm volle starke Züge von ihr in sich auf, so daß sie gerade in dieser Zeit seine ganze theologische und gemüthliche Entwickelung durchdrang. Wie sie zumal seit ihrer weiteren Fortbildung im Gegensatze zur Scholastik gestanden und wider den Scholasticism so oft mit Nachdruck und Erfolg aufgetreten war, erhob sie sich in ihm abermals nachdrücklich und

1) De Wette I, 108.

siegreich wider den alten Gegner. Von ihr erhielt er die stärksten Antriebe zu seinen gegenscholastischen Kämpfen, sie befestigte ihn in der Richtung, der religiösen Anschauung, den theologischen Begriffen, von welchen dieselben ihren Anfang nahmen. Dies Alles wird durch das Nachstehende erst recht deutlich werden. Zunächst muß von Tauler die Rede sein.[1])

Von jeher hatte sich Hinwendung zur Mystik erzeugt und verstärkt in trostlosen öffentlichen Zuständen, wenn in Staat oder Kirche Zerrüttungen statt fanden, große Verderbniß eingetreten war und lebhaft empfunden wurde, Nichtbefriedigung und Unbehagen sich verbreiteten und sich der rechte Entschluß oder die Kraft, die Mittel, die Aussichten nicht zeigten, zur Besserung zu gelangen. So etwas war gegen das Ende des 15. Jahrhunderts bei uns eingetreten. Hinwendung zur Mystik war auch diesmal die Folge. Nach mehr als hundert Jahren, seit 1498, wurden Tauler's Schriften, mit denen sich bis dahin nur Einzelne beschäftigt hatten, wieder bekannt gemacht und fanden einen so beträchtlichen Leserkreis, daß schon wieder 1508 ein neuer Abdruck erscheinen konnte. Zuerst in Erfurt hatte sich Luther in ganz anderen Zuständen und unter ganz anderen Bedingungen der Mystik, ob auch nur von fern, zugewendet. Mochte das Mißbehagen der Zeit ihn auch damals schon ergriffen haben und wirksam in ihm geworden sein, es war ein dunkles Gefühl, er war dem Bestehenden, dem Verderbten, das so Vielen widerwärtig und drückend geworden, mit Beeiferung zugethan. Jetzt aber hatte ihn die Empfindung, die so Viele — vor ihnen allen Reuchlin zu nennen — zur Mystik hinzog, unmittelbar ergriffen; auch diese Zeitrichtung lebte mit erhöhter Lebendigkeit und Kraft in ihm. Der Mißmuth über die mehr und mehr ungenügend, verderbt erscheinende Kirchenlehre, über die öffentlichen, kirchlichen und staatlich-gesellschaftlichen Zustände hatte eben in den letzten Jahren stark zugenommen, die Entartung auf dem religiösen Gebiete war neuerdings, zumal in dem auf die Spitze getriebenen Ablaßunwesen, grell vor Augen getreten, und nirgend

1) Wobei wir vornämlich der trefflichen Monographie von Schmidt, Johannes Tauler von Straßburg, und Ullmann, Reformatoren, II, 222 ff. folgen.

wollte sich eine Aussicht auf Besserung — in der Kirche so wenig als den zerrütteten weltlichen Verhältnissen — zeigen; ja die auf eine Reformation gerichteten Gedanken, Wünsche und Bestrebungen wurden, was noch viel schlimmer, vielfach unterhalten und belebt, vereitelt und gleichsam als unmächtig verhöhnt. In keinem anderen christlichen und deutschen Herzen war eben zu dieser Zeit ein größerer Unmuth wie in Luther's, kein andrer deutscher Mann warf sich so angelegentlich und eifrig in die Mystik hinein und that so viel für ihre Aufnahme und Verbreitung wie er. Jedoch wie stark dieser Zug, diese Stimmung in ihm sein mochten, andre lebten daneben in ihm nicht minder stark. Trost- und thatloses Verzagen an der Zeit konnte nicht herrschend in ihm werden. Zu völligem Einklange verband er in sich die Freude an der Mystik, die ihn zu weltabgewendetem Versenken in die Tiefen des Geistes und die Seligkeiten des Gottschauens und der Gottinnigkeit hinzog, und die Kriegs- und Thatenlust, die ihn zur frischesten, kräftigsten Theilnahme an den Nöthen und Schmerzen, Mühen und Arbeiten, Strebungen und Streiten der gährenden Welt drängte, mitten hinein in ihre Wirbel und ihren Unfrieden.

Johann Tauler, 1290 zu Straßburg geboren, ging 1308 in's dortige Dominikanerkloster, in ähnlicher, doch weit mehr gehaltener Stimmung wie Luther. Nicht daß er wie dieser den Himmel hätte stürmen wollen, aber auch er trachtete zum völligen Frieden, göttlichen Leben, Einswerden mit Gott durch Abkehr, Ertödtung des eigenen Willens zu gelangen. Er studirte scholastische Theologie zu Paris, die ihm jedoch nicht zusagte. Wir treffen schon auf eine Uebereinstimmung Luther's mit ihm, indem er die Scholastiker tadelte, daß sie viel Bücher läsen, aber im Buche des Lebens nicht forschten, indem er sich Augustin zuwendete. Gerade auch im Elsaß, in Straßburg wurden die Folgen der Zerrüttungen schwer empfunden, welche eintraten, als 1314 Friedrich der Schöne und Ludwig der Baier zu römischen Königen gewählt waren, sodann der Papst sich einmischte, Ludwig bannte. Auch Straßburg hielt standhaft zu Kaiser Ludwig und trotzte dem Interdikt, das Johann XXI. über die Stadt 1324 aussprach, in welcher es jedoch an Parteiungen nicht fehlte. Auch stand der Bischof auf päpstlicher Seite. Bedrängnisse von Außen und Unruhe im Innern währten Jahre lang. Der größte

Theil der Geistlichkeit stellte alle gottesdienstlichen Verrichtungen ein und verließ die Stadt. Die Gemüther wurden in der heftigsten Spannung erhalten, es bildeten sich Vereine, welche sich die Erhaltung des religiösen und kirchlichen Lebens zum Ziele setzten. Ein solcher war der der Gottesfreunde, aus Geistlichen und Laien bestehend. Sie waren praktische Mystiker. Ihnen schloß Tauler sich an und gelangte bald zu einem hohen Ansehen als Prediger. Er verließ in seinen Predigten die scholastische Form, sie waren homilienartig wie die der meisten Väter, er legte den biblischen Text mystisch-allegorisch aus und fügte dann eine praktisch-erbauliche Anwendung hinzu, wie wir es um diese Zeit und auch später noch häufig bei Luther finden, der eben von 1515 bis 1517 rasch von dem scholastischen Zuschnitt zur einfachsten Form umlenkte, dem die mystisch-allegorische Erklärung bald nur mehr Beiwerk, das Praktisch-Erbauliche Hauptgesichtspunkt wurde, wie namentlich in den Predigten über die zehn Gebote. Tauler's Einfluß ist hierbei und in dem ruhigen, nicht eifernden, doch nachdrücklichen und warmen Tone seiner Predigten eben so wenig zu verkennen, als daß er über ihn hinausging. Dies auch in einer andern Beziehung. Tauler predigte deutsch, mischte indeß, zum mindesten anfänglich, noch viel Latein hinein, und als dieses aufhörte, wurde sein Ausdruck, der Anfangs einfacher gewesen war, mehr mystisch-verstiegen; er schuf sich eine eigenthümliche Sprache für seine mystischen Begriffe und Anschauungen, während Luther nicht blos die deutsche auch als Kanzelsprache völlig und rasch herausbildete, sondern eben so rasch den höheren gelehrten Ton verließ, den einfachen, edeln volksmäßigen anschlug, sich darin festsetzte und ihn nie wieder aufgab, alle Manier, jede Art von Kunstsprache vermied, die deutsche Sprache schuf, nicht eine besondre für sich.

Der Inhalt der Predigten Tauler's wurde hauptsächlich durch seine mystische Anschauung bestimmt, in welcher er sich mehr und mehr befestigte. Er begab sich 1338 nach Basel, wo die Zustände ähnlich wie in Straßburg waren, wo er mit Heinrich von Nördlingen zusammentraf, der für einen „besondern Freund Gottes" galt, und sodann mehrmals nach Köln, wo Meister Eckart gewirkt hatte und damals mehrere namhafte Mystiker lehrten. Köln war zu der Zeit einer der Hauptsitze des deutschen Mysticism.

Sodann gab es am ganzen Oberrhein zahlreiche Waldenser. Sie berührten sich vielfach mit den Gottesfreunden und verschmolzen zum Theil mit ihnen, bis auf den Namen. An der Spitze dieser häretischen Gottesfreunde stand der Laie Nikolaus von Basel. Er ging 1340 zu Tauler nach Straßburg und übte seitdem einen entscheidenden Einfluß auf ihn. Tauler versenkte sich von jetzt an noch viel tiefer in das beschauliche Leben. Die Augen öffneten sich ihm noch weit mehr über die Gebrechen der Kirche und die Bedürfnisse der Christenheit. Von dieser Seite gingen die Ansichten und die Sinnesart der Waldenser in ihn über, den Dominikaner und berühmten kirchlichen Lehrer, und von ihm gingen sie wiederum über in zahlreiche geistliche- und Laien-Mitglieder der Kirche, jetzt in Luther, der sie zur Läuterung und zum Abschluß in sich brachte, der Hälfte der Christenheit einflößte und ihnen in dieser zu einer Herrschaft verhalf, die sich durch stille Einwirkungen auch in der katholischen Welt weiter und weiter ausdehnte.

Je mehr das Elend der Zeit, die Zerrüttung in allen Verhältnissen zunahm, desto mehr drang Tauler auf Erhebung über diese letztern, auf innere Frömmigkeit, die sich in den stillen Abgrund des göttlichen Lebens versenkt und in der alle Gegensätze aufgehoben, alle Widersprüche gelöst sind. Desto Mehre schlossen sich und immer enger an ihn an; wie wir denn auch in dieser Beziehung wenigstens etwas Ähnliches bei Luther wahrnahmen, nur daß bei Luther zugleich stets der Gedanke an einen bevorstehenden Zusammenstoß und Kampf lebendig ist, den er einleiten hilft, und daß sein Dringen auf Erhebung über die wirre Welt und Zeit die Wendung nimmt, daß sich unmittelbar ein mannhaftes Rüsten, ein that- und kriegsmuthiger Sinn und das Bestreben daran schließt, Jedermann mit seiner Stimmung zu erfüllen, soweit seine Stimme reicht. Tauler suchte, was vor ihm noch wenig geschehen war, auch durch deutsche theologische Schriften, unter denen die ebenso tiefsinnige als erbauliche von der Nachfolgung des armen Lebens Christi die vorzüglichste war, die Laien zu belehren und zu trösten. Wir werden noch in diesem Abschnitte, eben jetzt, Luther dasselbe beginnen sehen, um dann Lebenslang damit fortzufahren. Das Elend der Zeit wurde 1348 noch durch die schreckliche Pest, den schwarzen Tod, erhöht. Damit nahm die Hinneigung zur Mystik abermals zu. In Straßburg allein sollen 16,000 Menschen gestorben sein. Tauler hielt muthig aus, verdoppelte seine Wirksamkeit und half durch sie wesentlich mit, daß die Leute getroster starben, Pest, Tod und Bann minder fürchteten, was ihm schwere Verfolgungen zuzog. Ähnlich gestimmt und wirksam sahen wir Luther. Der Bischof ließ die Schriften Tauler's vernichten, der auch die Stadt verlassen mußte. Er zog sich in das Karthäuserkloster zurück und suchte von Neuem durch Schriften zu wirken. Er und seine Freunde lehrten, Alle, die den wahren christlichen Glauben hielten und allein an der Person des Papstes sündigten, wären keine Ketzer, sondern Die wären es, die auf Abmahnen halsstarrig wider Gottes Wort handelten und sich nicht bessern wollten. Ludwig's Nachfolger, Karl IV, erschien 1348 in Straßburg, um dort seine Anerkennung zu bewirken. Er hörte von Tauler's freien Grundsätzen und ließ ihn vor sich kommen, seine Vertheidigung zu vernehmen. Tauler las sein Bekenntniß muthig vor. Er fürchtete die weltliche Macht so wenig als die geistliche, wie er denn auch in seinen Predigten bisweilen die Bedrückungen des Volks durch die Häupter, die ungerechten Kriege und Gewaltsamkeiten der Fürsten rügte; so daß er auch von dieser Seite Vorbild für Luther in dieser und späterer Zeit war. In Beiden waltete das Gemüth vor, dessen Art zum Frieden stimmt, aber am wenigsten Eingriffe in das eigenthümliche Leben leidet, dessen Kraft der größesten Steigerung fähig, die zäheste und ausdauerndste ist, das die nächste Verwandschaft mit der heftigsten Leidenschaft, der höchsten Begeisterung, hartnäckigem Eigensinn und eisenfester Beharrlichkeit hat. Luther trat jetzt durch seine Volkspredigten in Tauler's Fußstapfen, um dann so manchen Schritt weiter zu gehen. 1521 zu Worms vor Karl V. sollte sich mit ihm in einem so viel größeren Sinne der Auftritt wiederholen, den Tauler 1348 vor Karl IV. in Straßburg gehabt. Das Ende von diesem bestand darin, daß der Kaiser „schier selbst der Meinung" Tauler's wurde, daß aber die anwesenden Bischöfe einen Theil der taulerischen Lehren als ketzerisch verdammten und ihm Widerruf und Stillschweigen bei Strafe des Bannes auferlegten. Tauler verschwand sodann bis kurz vor seinem Tode aus der Geschichte seiner Vaterstadt. Er begab sich nach Köln und setzte

hier seine Wirksamkeit in seinem Sinne fort. Von Anfang war er den Begharden abgeneigt gewesen, den „freien Geistern, die unter dem Vorgeben einer inneren Erleuchtung nach fleischlicher Freiheit strebten." In Köln machte er sich namentlich mit Bekämpfung derselben viel zu schaffen, welche dort zahlreiche Anhänger hatten, ein Kampf, in welchen wir auch Luther eintreten sehen in dieser ganzen Zeit. Tauler starb 1461 in seiner Vaterstadt, wohin er, wie es scheint, eben nur zum Sterben zurückgekehrt war: eine Ähnlichkeit auch in den letzten Schicksalen beider vom christlichen Volke gebilligten, von der Hohenpriesterschaft verworfenen Männer.

Tauler's Mystik war spekulativ und praktisch zugleich, nach dem Urtheile seines neuesten Lebensbeschreibers ein geistreicher, ehrwürdiger, wenn auch unvollkommener Versuch, durch theoretische und praktische Abstraktionen zur wahren Erkenntniß und Liebe Gottes zu gelangen. Weniger metaphysisch und spekulativ als die Meister Eckart's, steht sie zwischen dieser und der Phantasie- und Gefühlsmystik Suso's mitten inne. Tauler will nach seiner tüchtigen Vernunft Gott wahrhaft erkennen, um ihn völlig zu besitzen. Wer die Vernunft schelte, sagte er, thue ihr Unrecht. Bedingung der Erkenntniß der Wahrheit, Gottes, der die vollkommene Wahrheit, ist ihm aber, neben dem Denken, Heiligung des Herzens, das an keiner Kreatur mehr hängen, von keiner Lust an derselben mehr erfüllt sein darf, wenn es von Gott erfüllt werden soll. Durch Spekulation der Vernunft ohne sittliche Reinheit keine Erkenntniß der religiösen und metaphysischen Wahrheit, kein Gottschauen. So war diese Mystik nun ganz geeignet, Luther eben jetzt anzuziehen und zu fördern. Er wendete sich von der Spekulation der Schule ab, weil sie ihn nicht befriedigte, ja verletzte, und doch war das Bedürfniß des Denkens zu stark in ihm, als daß er von aller Spekulation sich hätte abwenden können, indem er eine neue Theologie suchte. Da war es nun die mystische Spekulation, die er in diese Lücke eintreten ließ, die ihm aushalf, während eben die taulerische auch sein praktisches Herzens- und Lehrbedürfniß befriedigte. Wir verkennen nicht, wie stark, namentlich in den Predigten über die zehn Gebote, eben der taulerische Gesichtspunkt hervortrat, wonach darauf gedrungen wurde, vor allen Dingen das Herz von

jeglicher Liebe der Kreatur frei zu machen und dem eigenen Willen zu entsagen, was dann zur echten Freiheit führe. Überhaupt zog ihn die gemüthlich-praktische Seite der Mystik am meisten an, sie war es, die er weit beflissener und selbständiger ausbildete, als die spekulative. Tauler entzog sich der strengen Anwendung seiner Mystik auf das Leben, wonach sie zu völliger Passivität führt, drang darauf, daß der göttliche Mensch die Zeit nicht in müssiger Extase oder unfruchtbarer Askese verbringe, sondern allezeit zum Nutzen seines Nächsten wirke, Alles verläugne, die Welt und das eigene Ich, um Gott gleich zu werden in der Liebe. Noch viel mehr war dies bei Luther der Fall. Schon jetzt waren auch ihm die Werke an sich selbst im Grunde gar nichts mehr und in diesem Punkte traf er ganz mit Tauler zusammen, dessen Hauptgrundsatz eben auch war, daß alles äußere Werk unzulänglich und verdienstlos sei, und daß der Mensch allein durch die göttliche Gnade gerechtfertigt werde. Er ließ sich hauptsächlich durch die Mystik dahin führen, der Idee in dem Äußerlichen sorgfältiger nachzugehen und aller Form und Satzung den Werth abzuerkennen, sofern sie von jener entleert war. Allein es lebte in ihm ein weit stärkerer positiv-historischer Sinn; darum verlor er sich nicht wie Tauler in die pantheistischen Konsequenzen der mystischen, mit dem Platonism sowohl Plato's als des Areopagiten zusammenhängenden Spekulation, darum behielt das Äußere und Thatsächliche — das Schriftwort, der historische Christus und die historische Kirche mit ihren Lehren, Gebräuchen und Einrichtungen — eine größere und bestimmtere Bedeutung für ihn wie für Tauler, dem es lediglich Hülle oder Typus des Innerlichen war. Tauler lebte und starb in vermeinter und scheinbarer Uebereinstimmung mit der Kirche und Kirchenlehre, während er diese doch nicht in ihrem eigenthümlichen positiven Sinne, sondern typisch oder allegorisch nahm; Luther dagegen lebte nur eine Zeil lang in dem täuschenden Glauben an eine solche Übereinstimmung, entdeckte durch prüfende Kritik den Widerspruch und wich sodann den sich daraus ergebenden Konsequenzen nicht aus. Der Gegensatz, der in Tauler noch schlummerte, kam in ihm zum vollen Bewußsein, aber Tauler hatte gelehrt und leitete ihn darauf hin, daß die ursprüngliche Kirche eine ganz andre als die spätere, und daß diese vielfach eine entartete

sei, daß in der Nachfolge Christi, von welchem er seiner Zeit ein geläutertes Bild vorhielt, im Sich-Entäußern von allen Dingen und von der Liebe zu ihnen, Beruf und Ziel des Christen bestehe, der allein richtige Weg zu Gott und zur Seligkeit gesucht werden müsse und die edle, echte, innere Freiheit gefunden werde, die allen wahrhaft frommen Menschen zukomme, über welche der Papst selbst keine Macht habe, der nicht der wirkliche Statthalter Gottes auf Erden, dem nur geistliche, von der weltlichen zu trennende Macht gebühre. In reicher Fülle und geläuterter Klarheit kehrte insbesondere Tauler's Lehre von der innern Freiheit des wahren Christen, namentlich in Luther's Büchlein von der Freiheit eines Christmenschen wieder. Tauler lehrte und befestigte Luther in der Ueberzeugung, daß man zum Heil der Seele dem einfachen und dazu genügenden Gotteswortе nachgehen solle. Tauler hatte sich vorzugsweise den Laien genähert, der Verwahrlosten sich angenommen, durch Theilnahme an ihnen sich bewegen lassen, dem Banne, der päpstlichen Gewalt zu trotzen, und seine Mitbürger hingen ihm mit dankbarer Liebe und Verehrung an. Auch darin war er Vorbild für Luther, bei dem ein noch größerer ähnlicher Erfolg eintrat, der in einem umfassenderen Sinne werden sollte, was auch Tauler gewesen war, Volksmann und Volksführer. Tauler näherte sich den Laien und die Volksfürsorge entwickelte sich bei ihm, als das im Gefolge des Interdikts eintretende Elend begann. Bei Luther trat die Volksfürsorge früher hervor. Beide verfielen darüber in den Bann, während Tauler mit Widerspruch, Luther mit Gehorsam anfing, dann aber den Widerspruch großartiger durchführte.

Zur Vervollständigung mag noch auf einige Einzelheiten hingewiesen werden. Das Urtheil und die Rügen, welche Luther über die Geistlichkeit ausspricht, ähneln nach ihrem Sinne ganz den taulerischen. Überall spricht sich Tauler mit einer tiefen Wehmuth über die Zerrissenheit und das Elend des Lebens in seinen „sorglichen Zeiten" aus, die ihm noch weit Schlimmeres zu verkünden scheinen. Denselben elegischen Ton hören wir aus vielfachen Äußerungen Luther's in dieser und späterer Zeit herausklingen, nur daß er bei ihm zum nachdrücklichern, zürnenden, prophetischen sich steigert. Tauler und seine Freunde erklärten wiederholt und nachdrücklich, die weltliche und geistliche Gewalt

sollten auseinandergehalten und nicht vermischt werden — es wurde bald eines der Hauptthemata Luther's. Tauler lehrte, wer unschuldig im Banne sterbe, sei darum nicht verloren, der ungerechte Bann gereiche den davon Betroffenen zum Segen — wir werden bald sehen, wie sich Luther dies angeeignet hat und es wiederholt. Tauler hielt viel auf den h. Bernhard, und eben so Luther; er wurde, wenigstens theilweise, durch den Augustinism zur Mystik geleitet, dessen Grundlehren folgerichtig dahin führen: Luther gleichfalls, allein noch mehr. Auf Luther übten Plato und der Areopagit einen eben so geringen wie auf Tauler den wesentlichsten Einfluß; Tauler lehnte die volle Strenge des Augustinism ab, milderte die Lehren desselben von der Gnade, der menschlichen Verderbniß, erklärte den Willen für frei, während sich Luther eben jetzt auf dem Wege befand, in alle Härten des Augustinism einzugehen. Doch wurde Luther von den äußersten Konsequenzen sichtlich durch Einwirkungen der taulerischen Lehre zurückgehalten. Sie traten oft deutlich hervor, um nur an die Weihnachtspredigt Luther's zu erinnern, in welcher er sich freilich noch abhängig von der aristotelischen Philosophie zeigt, doch aber, an das johanneische Evangelium sich anlehnend, in den Begriffen Tauler's vom menschgewordnen Worte, von dessen Einheit mit Gott und von der durch ihn wieder vermittelten Vereinigung des Menschen mit Gott sich bewegt. Bei Tauler wie bei Luther ist die geistige Nachfolge Christi stets die Hauptsache, doch nimmt sie Tauler bisweilen auch buchstäblich, so daß er auch Christi äußere Armuth zur Christenpflicht macht, wovon sich Luther nicht immer gänzlich, aber doch viel weiter entfernt hielt und meisthin gar nichts wissen wollte [1]). Tauler fordert unbedingte Entsagung als höchste Vollkommenheit; der Mensch soll schweigen, um das Sprechen des göttlichen Wortes in sich zu vernehmen, und sich leidend verhalten, bloß Gott leiden, keinen eigenen Willen mehr haben. In der Praxis wich er davon ab; Luther noch mehr, der hier aber auch nicht einmal die Theorie aufnahm, sondern höchstens daran hinstreift, obwohl ihm der

1) Vergl. Auslegg. des 5., 6. u. 7. Kap. Matthäi, zu Kap. 5, V. 3, 48 f. Auslegg. des 6., 7. u. 8. Kap. Johannis, zu Kap. 7, V. 1. Walch VII, 542, 692, 2214.

Mensch dann doch wieder, vom Augustinism her, fast zum bloß leidenden Werkzeuge wurde. Luther folgte nicht unbedingt und theilweis überhaupt nicht, wenn nach Tauler's Lehre von menschlicher Persönlichkeit und Thätigkeit nicht mehr die Rede sein konnte, das Gebet nicht mehr nöthig war, die Sünde fast nicht mehr schädlich, die Mönchswerke unfolgerichtig doch auch wieder als verdienstlich erschienen. Allein Tauler lehrte: Mönch werden, Ablaß holen mag gut sein, aber das Beste ist es nicht. Er warnte vor Schwärmerei und Visionen, drang auf Selbsterkenntniß, Beherrschung der Leidenschaft, Gelassenheit, Hingebung in die göttliche Gnade, auf Liebe in einer selbstsüchtigen, sich hassenden Zeit, weshalb ihn Jakob Grimm eine Oase in einer Wüste nannte, — auf Liebe des Leidens, ein Lieblingsthema der Asketen und Mystiker, um so erklärlicher und statthafter, weil es in Zeiten roher Gewalt, der Herrschaft roher Triebe, des Kriegs, der allgemeinen Fehde auf die Bahn gebracht wurde, in den Gemüthern den Gottesfrieden zu schaffen, den die Kirche für einzelne Tage oder Zeiträume durch äußerliches Gebot zu schaffen strebte. Er leitete den Ursprurg auch der weltlichen Obrigkeit auf Gott zurück, die die Guten zu schützen habe, der in weltlichen Sachen von Jedermann, auch von der Geistlichkeit Gehorsam gebühre, die nur Gott Rechenschaft schuldig sei, nicht den Menschen. Vor allen dem Kaiser schulde man Gehorsam, der die höchste Obrigkeit sei, den zu verdammen dem Geistlichen nicht zukomme. Er rügte mit Eifer die der Liebe entgegenstehenden Laster, namentlich den Stolz und die Heuchelei; er erklärte, daß die Werke, die ohne gute Gesinnung keinen Werth hätten, bloß für den anhebenden Menschen zur Übung gut wären; er verstand unter Buße wahre Sinnesänderung; er hegte die höchsten Begriffe von der Kirche, vom Abendmahle, wollte nicht gern ein Ketzer genannt werden, und eben das reinere Bild, das er vom Erlöser in sich trug, seine wahrere Auffassung der christlichen Lehre, seine Wärme für die Kirche, sein Wunsch, daß sie, verehrt, ihrer hohen Aufgabe genügen möchte, entfernt ihn vom kirchlichen Lehrsysteme, flößt ihm Widerwillen und Entrüstung gegen die Kirche wie sie ist und insbesondere gegen deren schlechte, irre leitenden Führer ein. Dem Allen begegneten wir und werden wir bei Luther noch begegnen, in Verbindung freilich mit andern als taulerischen Ansichten, in einer Kette neuer Gedanken, großentheils ganz eigenthümlich verarbeitet; doch sind die taulerischen Einwirkungen durchaus unverkennbar.

Es war Tauler's „kernhafte, deutsch denkende und deutsch redende Frömmigkeit," an welcher sich Luther mit inniger Verehrung heranbildete; nur möchte ich nicht mit Ullmann sagen: „ehe er selbst an irgend eine Art von Opposition dachte." Er befand sich wenigstens jetzt schon längst in der lebhaftesten. Ebenso scheint sich mir zu ergeben, daß er die taulerische entweder schon kannte oder doch noch in dieser Zeit kennen lernte. Er spricht sie schon in der nächsten fast wörtlich aus. Die wesentlichsten, kräftigsten Gedanken, die er ausspricht, haben stets schon lange in ihm gelegen. Daraus, daß er sie nicht laut werden läßt, darf man nicht schließen, sie wären nicht in ihm gewesen. Er pflegt sie auszusprechen, wenn sich Veranlassung gibt oder ihn dringt, es geschieht oft im Feuer, er läßt sie urplötzlich wie Blitze herausschießen, sie zeigen sich oder machen den Eindruck wie Eingebungen des Augenblicks; allein sie sind es nicht, während sie es in einem gewissen Sinne freilich sind, und eben daher ihre Wirkung. Seine Kraft ist die höchste, die der Beherrschung der gewaltigsten Kraft. Seine Art ist nicht, stets alle Mittel und Waffen ins Spiel zu bringen; sie ist, wenn ich so sagen darf, die des Zeus, der ruhend die Donner in der Hand trägt; sie ist ganz die vulkanische, innres Gähren und Stürmen und äußerliche Ruhe, langes, festes Ansichhalten und plötzliches Losbrechen. So war Tauler nicht, aber Luther hatte nach seinem Reichthume einen ganzen Tauler in sich, und dieser war reich genug, an Luther in dieser ganzen Zeit mitzutheilen, der es ihm mit Verehrung und Dank vergalt, seine eigne Fülle noch lange nicht kannte und um so mehr an Tauler verwies. Wir gedachten schon eines Briefs, in welchem er Lange ermahnt, sich an seinen Tauler zu halten. Er spricht auch späterhin nicht selten von ihm, von seiner Lehre, meist billigend, doch auch wol berichtigend, wie wenn er sich gegen seine Ansichten über das Gebet erklärt. Er nennt ihn einen „Mann Gottes;" in den Erläuterungen der Ablaßthesen wiederholt er taulerische Grundsätze, beruft sich auf ihn, indem er hinzufügt: „Ich weiß zwar, daß dieser Lehrer in den Schulen der Theologen unbekannt und deswegen leicht verächtlich

ist: aber ich habe in seinen, obwohl deutsch geschriebenen Reden mehr von gründlicher und lauterer Theologie gefunden, als man in allen Scholastikern aller Universitäten zusammen findet oder finden kann." Es erklärt sich aus der taulerischen oppositionellen Stellung, aus dem Gegensatze der Scholastik und der Mystik, dann aus dem Geiste des Widerspruchs und dem Groll gegen Luther, daß die Doktoren der Schule nicht gut auf Tauler zu reden waren. Luther klagte bald nach dem Ausbruche des Ablaßstreites gegen Staupitz, er folge freilich der Theologie Tauler's und dem Büchlein der deutschen Theologie (die er hier, wie man auch sonst wohl gethan, Tauler zuschreibt), indem er lehre, allein auf Christum vertrauen, nicht auf Gebete, Verdienste oder eigene Werke; seine Widersacher saugten aber Gift daraus und erregten ihm den Zorn der scholastischen Doktoren, weil er denselben die Mystiker und die Bibel vorziehe. In einem an Spalatin gerichteten Schreiben vom 14. December 1516, auf das wir noch zurückkommen werden, sprach er nicht bloß Grundsätze und Gesinnungen aus, deren Zusammenhang mit taulerischen vor Augen liegt, sondern empfahl ausdrücklich Tauler's Predigten. Spalatin hatte das Vorhaben, einige Schriften in's Deutsche zu übersetzen, und ihn um seine Meinung darüber gefragt. „Du forderst über mein Vermögen, antwortet Luther. Wer bin ich, daß ich urtheile, was gefallen und nützen werde? Das geht allein nach der Gnade. Das Heilsamste gefällt und nützt oft am wenigsten. Was ist heilsamer als Christus und das Evangelium? Und doch sind sie unbeliebig, den Meisten ein Geruch zum Tode. Du willst nur Denen nützen, denen das Gute gefällt, brauchst aber dabei meines Raths nicht. Die Schaafe hören allezeit die Stimme des Hirten. Ist es gut, was Du machst, Christi Stimme darinn, so zweifle nicht, es wird gefallen und nützen, aber Wenigen und den Seltensten, was die Schaafe sind in dieser Wolfsheimath. Vor Allem bitte demüthig um Christi Rath und Führung, dem auch das Gute nicht gefällt, das ohne seinen Befehl und Willen geschieht. Folge nicht Deiner guten und frommen Absicht, damit Du nicht in den verderblichen Irrthum des großen Haufens der Mönche und Priester verfällst. Forsche bei Allem, was Du vornimmst, ob Dir's der Herr erlaubt, befiehlt, wenn Du nicht willst, daß Dein Thun vergeblich sei. Nimm indeß

auch meinen Rath hinzu. Gelüstet Dich, eine lautere, gründliche, der alten gleiche Theologie zu lesen, die in deutscher Sprache geschrieben, so schaff Dir des Tauler vom Prediger-Orden Predigten. Ich lege einen Auszug bei. Weder in deutscher noch lateinischer Sprache kenne ich eine heilsamere Theologie, und die mehr mit dem Evangelium übereinstimmte. Schmecke denn und siehe, wie süß der Herr, wie bitter Alles ist, was wir sind." Auch den Studenten sagte er oft, sie möchten sich Tauler's Predigten anschaffen, die „ihn selbst in Geist geführt hätten;" eben so oft rühmte er ihnen die deutsche Theologie. [1])

Das kleine Werk, die deutsche Theologie, geht von dem philosophisch so wichtigen Unterschiede zwischen dem Vollkommenen und dem Getheilten aus, das in jenem seinen Ursprung hat. Das Vollkommene ist das höchste Gut, Gott, das Getheilte die Kreatur. Nach ihrer Geschaffenheit, Ichheit und Selbstheit vermag die Kreatur das Vollkommene nicht zu erkennen. Nur durch Vernichtung ihrer Kreatürlichkeit vermag sie zur Erkenntniß desselben zu gelangen. Erkennt sie sich in dem unwandelbaren Gut und als Eins mit ihm, lebt und handelt sie in dieser Erkenntniß, so ist sie selbst gut und vollkommen; alle Sünde besteht darin, daß man vom höchsten Gut sich abkehrt und selbst etwas zu sein oder zu vermögen meint. Diese Abkehr ist des Menschen Fall, der dadurch gebessert wird, daß der Mensch aus der Ichheit heraus- und in Gott eingeht, was er nicht ohne Gott vermag, so wie dieser es nicht ohne den Menschen vermochte, weshalb er menschliche Natur annehmen, vermenscht werden mußte, damit der Mensch vergottet würde. Es ist einmal und auf die vollkommenste Weise in Christo geschehen, und soll sich durch die Gnade in jedem Menschen wiederholen, indem des Erlösers göttliches Leben in ihn übergeht. An diese Grundgedanken schließt die Ausführung sich an, aus welcher noch das Nachstehende herausgehoben werden mag: bloßes Erkennen der höchsten Gegenstände ohne Liebe derselben ist nur ein falsches, zum Hochmuth führendes Licht. Das Wissen ist untrennbar vom Glauben und

1) Walch XIII, 558; XIII, 359. De Wette I, 102, 45. Histori, so zween Augustinerordens gemartert sein zu Bruxel in Probandt; auszüglich bei Ranke a. a. O. I, 299.

von der Erfahrung. Wer wissen will, ehe er glaubt, gelangt nie zu wahrem Wissen. Um von der Wahrheit zu wissen, was möglich, muß man vorher glauben, ehe denn man es wisse, und diesen Glauben meint Christus. Es gibt eine Erkenntniß aus Büchern, von Lesen und Hörensagen, allein um zu lebendigem Wissen zu gelangen, muß der Mensch in sich selbst zurückgehen, da zu erfahren, was und wie sein eigen Leben ist, was Gott in ihm ist, will und wirkt, wozu ihn Gott nutzen will oder nicht. Soll der Mensch selig sein oder werden, so muß das Eine allein in der Seele sein: es ist aber darin, nur unerkannt, soll also gesucht und empfunden werden. Dies Schauen und Ergreifen geschieht durch die Vernunft und den Willen, die ein untrennbares Ganzes bilden, und ohne die keine vernünftige Kreatur wäre. Der Wille ist frei und nichts ist so frei als der Wille, der unfrei wird, wenn er an das eigne Selbst oder irgend eine Kreatur geeignet wird, und frei bleibt, wenn er ledig von dem Ich und der Kreatur in Gott und der Wahrheit steht. Gott ist das allumfassende Wesen, das Eine und Alle; daher haben alle Dinge ihr wahres Sein und Wesen nur in Gott, ja sie sind wesentlicher in Gott als in ihnen selbst und gut und gottgefällig in sofern sie sind. Das Beste soll auch das Liebste sein, und so soll das ewige, einige Gut über alle und allein geliebt werden. Wer irgend etwas Anderes bei der Liebe im Auge hat, ist kein wahrer Lieber, sondern ein Lohner und kann die Seligkeit der reinen Gottesliebe nicht erfahren. Wer anders will als Gott, ist wider ihn, trennt sich von ihm, kehrt sich zu Adam, zum Ungehorsam, ist im alten Menschen, in der Ichheit, in der Selbstwilligkeit, der Natur, der Sünde, todt vor Gott. Als Adamskind ist der Mensch von ihm selber und dem Seinen nichts, und hat oder vermag nichts als Untugend oder Bosheit, weshalb er, um aus dem Ungehorsam in den Gehorsam versetzt und in Gott eingepflanzt zu werden, von Gott belebt werden muß und der göttlichen Gnade bedarf, die jedoch in Freiheit, durch gottgeordnete Mittel und in einer bestimmten Ordnung wirkt. Die allgemeine Anforderung an den Menschen ist, lauter und gänzlich ohne sich selbst zu sein, um zu Gott zu gelangen. Das Hauptmittel dazu ist die Aneignung des reinen, heiligen und göttlichen Lebens Christi, in dem die vollkommene Einheit mit Gott her-

gestellt ist. Zur Erkenntniß desselben gelangt man aber nicht durch viel Fragen, Hörensagen, Lesen und Studiren, durch große Künste und Meisterschaften oder durch hohe natürliche Vernunft, sondern dadurch, daß man auf sein selbst verzichtet und ihm nachfolgt, das Leben Christi in demüthiger Hingebung in sich aufnimmt. Dann erkennt man es auch aus der Erfahrung als das Beste. Der Weg geht durch aufrichtige Demuth und Armuth des Geistes und durch Erfüllung des Gesetzes. Das Gemüth soll inwendig voll heimlichen Jammers und Leidens sein bis in den Tod. Der Mensch soll sich der Ordnung und dem Gesetz wie Christus selbst unterwerfen, zur Uebung; er muß etwas zu thun und zu schicken haben, dieweil er lebt. Doch ist dies nicht genug, alles Thun, Werk, Wissen, Kunst, Meisterschaft ist nicht das Höchste und hilft auch nicht dazu. Das Höchste ist, daß der Mensch in die Einigung gehe, eins sei mit dem Willen Gottes oder auch zumal ohne Willen, damit der göttliche allein wolle, thue und lasse. In dieser Einigung steht der innere Mensch unbeweglich, während Gott den äußern hin und her bewegt werden läßt. In dieser Einigung ist auch das Leben Christi in dem Menschen. Auch liegt der Anfang des Himmels darin, während die Hölle wesentlich der eigene Wille ist. Wo er aufhört, fängt der Himmel und das Paradies an, und in diesem ist Alles erlaubt, ausgenommen der eine Baum und dessen Frucht, der Wille, der anders als der göttliche will. In der Einigung mit Gott liegt endlich Erhebung über das Gesetz. Ist aber der Mensch alle Wege gegangen, die ihn zur Wahrheit weisen, und hat er sich fleißig geübt, so wird er doch hoffärtig und geräth in eine falsche Freiheit, wenn er meint, keine Schrift, Lehre, Ordnung, Gesetz, Kirche und Sakramente zu bedürfen. Christus war über alles Gesetz, weil er desselben für sich selbst nicht bedurfte, und hielt sich doch unter dem Gesetz, Allen zu dienen. So ist auch nur Der, welcher durch Christi Geist und Leben gefreiet ist, wahrhaft frei vom Gesetz, aber frei in Gehorsam. [1])

Von selbst wird nun hieraus die spekulative Grundlage der lutherischen Predigten im Volkstone klar, zu welchem er doch wahrhaft bewunderungswürdig von der Höhe der Spekulation

1) Ullmann, II, 24 ff. Alzog a. a. O. 710.

sich herunterzulassen weiß, was gleichfalls nun erst recht deutlich wird. Auf der anderen Seite schützte ihn dies stete Herunterlassen zum Volke, die dadurch eintretende Wechselwirkung zwischen ihm und dem letzteren vor der Ueberstiegenheit und der Unklarheit des Ausdrucks, zu welcher die Mystik so leicht führt, in welche Tauler auch in seinen deutschen Predigten nicht selten verfiel, an deren Grenzscheide wir Luther selbst hier und da in seinen Briefen an die Ordensbrüder und in den Predigten sich bewegen sehen. Ueberhaupt liegt jetzt der Grund und Ursprung seiner bisherigen und späteren Entwickelung, vieler Aeußerungen, die wir von ihm gehört haben und noch hören werden, klar vor Augen. Wie Vieles und Wichtiges weist da auf die Einflüsse der deutschen Theologie zurück. Er hatte Gott als strengen Gesetzgeber und Richter und sich getrennt von ihm gedacht, durch Kirche, Priesterthum, Werke ihn versöhnen, ihm näher kommen wollen: jetzt denkt er ihn ganz wie der deutsche Theolog, als überall und auch in der Seele innigst nahe und wirksam, und geht überall und eifrigst darauf aus, das Verhältniß des Menschen zu Gott als das innerlichste, freieste und kindlichste darzustellen. Ganz nach dem deutschen Theologen ist ihm der schreckliche Richter, der äußerliche Christus zum Vorbilde, zum Vorgänger in der Einigung mit Gott, zum innerlichen, idealischen, in dem Menschen, der ihn sich aneignet, fortwirkenden, aus einem Gegenstande des Glaubens und der Furcht zum lebendigmachenden Lebensgrunde, und nebst Gott zum Gegenstande der höchsten Liebe geworden. Dem deutschen Theologen ist das Lebendigmachende nicht der Buchstabe und das Werk, sondern der Geist und die Gesinnung, die sich Gott ganz hingiebt und frei von aller Lohnsucht ist: die ganze Auslegung der zehn Gebote ist eine Umsetzung und Uebertragung aus seiner Spekulation in das Volksmäßige. Bis in zehn und wieder zehn Einzelheiten lassen sich die Einwirkungen des deutschen Theologen bei Luther verfolgen. So wenn der Letztere gegen den Hochmuth, den Eigenwillen der Ketzer, die Furcht vor dem Leiden, den Unwerth des bloß äußerlichen Werkes spricht, Geschichtliches und Thatsächliches zur bloßen Hülle der Idee macht, das Kreuz Christi wie in dem Briefe an Leiffer deutet, zum gänzlichen Sichhingeben mahnt, über Himmel und Hölle — wir kommen darauf — sich ausläßt, oder über die

wahre und falsche Freiheit, wie in der Schrift: Von der Freiheit eines Christmenschen (1520), die noch mehr wie an Tauler, fast unmittelbar an die deutsche Theologie sich anschließt. Und sie enthält den Kern seines hellsten Bewußtseins vom innern Christus und von der „nicht auszudenkenden Ehre und Höhe" des über das Gesetz erhabnen, mit dem Erlöser durch das Innerlichste, den Glauben geeinigten Christen, den Kern seiner ganzen reformatorischen Ansicht. Ihr Anfang und Grundthema läßt dies Alles schon erkennen: „ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Ding und niemand unterthan, ein Christenmensch ist ein dienstbar Knecht aller Ding und Jedermann unterthan." Es kehrte wieder und wurde so klar als tiefsinnig, namentlich in den Predigten entwickelt, die er hielt, um die Unordnungen zu beseitigen, die in Wittenberg während seines Aufenthalts auf der Wartburg ausgebrochen waren, Predigten, die der Freiheit und der Ordnung und Unterwerfung in freiem Gehorsame so unübertrefflich das Wort reden. Ließ die Mystik das Aeußerliche und Gesetzte unangetastet, doch so, daß sie es in einem subjektiven und oft häretischen, einem andern Sinne nahm, als es gemeint war, so folgt ihr Luther auf diesen Weg, geht dann aber einen Schritt weiter, wodurch er eben reformatorisch wird: er hält es aufrecht, bis die Herzen, denen es Götze ist, von ihm losgerissen sind, bietet alle Geisteskraft und Redegewalt auf, sie davon loszureißen, und läßt es dann fallen und stürzen, räumt es selbst zur Seite, sofern es dem Götzendienste Vorschub leistet. Die pantheistischen Elemente der deutschen Theologie hat er überhaupt nicht in sich aufgenommen, auch schwerlich als solche nur erkannt, so wie er es auch ablehnte, wenn der deutsche Theolog Passivität des Menschen empfahl und die Forderung stellte, sich vor allem Wissen und Studiren möglichst bewahrt zu halten. Die deutsche Theologie erkennt die Persönlichkeit Gottes in vollem Sinne an, hält den Unterschied zwischen Gott und Kreatur aufs Strengste fest und schärft Unterwerfung unter Gott in kindlichster Demuth fast auf jeder Seite ein. Daran hält er sich, eben dieser Pantheismus, nicht der Spekulation, sondern der innigsten tiefsten Frömmigkeit, die sich Gott nur recht lebendig nahe bringen will, zieht ihn an, fesselt ihn und geht in ihn über. Das Idealistische der deutschen Theologie nahm er jetzt nur bis zu einem gewissen

Punkte, zum wenigsten nicht völlig und in klarem Selbstbewußtsein in sich auf, und wendete späterhin, wie schon erwähnt ist, in seiner dogmatischen Entwickelung zur Anfeindung der Vernunft und des spekulativen Denkens, zur Objektivität des Christenthums, zum äußerlichen Christus, zur Vereinerleiung des geschichtlichen Dogmas mit der schlechthinnigen Wahrheit, wieder um. Dies hängt dann genau mit seinen Ansichten über die Schriftauslegung zusammen. Was er darüber in den Predigten über die zehn Gebote und in dem Entwurfe einer Predigt am Martinstage 1516 sagt, wird uns jetzt noch verständlicher sein, und wir verkennen auch den Zusammenhang seiner dort ausgesprochenen Ansichten und seiner Beschäftigung mit der deutschen Theologie keinen Augenblick. Wie seine Ansichten über die Schriftauslegung in dieser Zeit schwanken, so findet offenbar auch eine Unsicherheit seines dogmatischen Standpunktes zwischen dem Augustinismus und der Mystik statt. Es ist ihm noch nicht gelungen, beide zum Einheitlichen in sich zu verarbeiten. Auch die deutsche Theologie, indem sie von der Annahme einer ursprünglich im gottverliehenen hohen Adel vernünftigen und freien menschlichen Natur ausgeht, erklärt den Menschen, sofern er in Adam ist, für entblößt von dem Göttlichen, in sich nichtig und erstorben, der Gnade schlechthin bedürftig. Sie stimmt insofern mit dem Augustinism überein, und was sie über die menschliche Verderbniß, über Gnadenbedürftigkeit enthält, gehört nothwendig zum völligen Verständniß des lutherischen Augustinism, wie er sich uns unten, in einer weitern Disputation, noch schroffer als bisher, zeigen wird. Halten wir uns aber bei den harten Sätzen jener Disputation das Bezügliche des Inhalts der deutschen Theologie als lebendig in Luther auch noch so gegenwärtig, dennoch bleibt, was uns nicht entgehen wird, ein unvermittelter Gegensatz, eine Divergenz, die freilich nur auf den ersten Blick größer erscheinen mag, als sie wirklich ist.[1])

Die Bedeutung, welche die Mystik für ihn erhielt, der Einfluß, den sie auf ihn übte, geht hieraus nun von selbst hervor. Mit ihrer Hülfe riß er sich vom Scholasticism um so völliger los, sie befestigte ihn in dem Gegensatze zu demselben, in

1) Plochm. XXVII, 176.

welchen er sich hineingelebt, geforscht, gedacht und gekämpft, sie wurde die wahre Mutter seiner Theologie, — so könnte man sie nennen, und Augustin den Vater — und schützte ihn vor der Gefahr, bestimmt wie er es noch war durch scholastische Gewöhnung und Einflüsse, und außer Stande, den Augustinism, wie er ihn fand, zu bewältigen, sofort in einen starren Dogmatismus, eine augustinische Scholastik zu verfallen. Sie ist der Faden, an welchem seine Theologie zu den wichtigsten späteren Entwickelungen auf dem theologischen Gebiete innerhalb des Protestantism hinüberleitet. Unter Hinneigungen zur Mystik begann Thomasius seine Angriffe auf die Orthodoxie. In den Schriften, durch welche Fichte das echte christliche Glaubensleben wieder hervorhob, finden wir die allernächste Verwandtschaft mit Luther's an die deutsche Theologie sich anlehnenden Mysticism, von dem Punkte an, wo das rechte selige Leben in mystischer Vereinigung mit Gott gesucht, bis dahin, wo das lebendige Leben in der Liebe, die auch über Gott gewiß mache, alles sittliche Handeln erzeuge, gesetzt wird, und wo alle höhere Sittlichkeit im Erkennen des Willens Gottes an und im Menschen, das Mittel aber, um zur absoluten Liebe Gottes zu gelangen, darin gefunden wird, daß der Mensch die eigne Freiheit und Selbstständigkeit aufgebe und dadurch mit Gott sich einige. Von selbst bietet dann auch sogleich Beachtung der Zusammenhänge mit Schelling's Systeme sich dar, in welchem das Böse aus dem Eigenwillen abgeleitet wird u. s. f., und mit dem Pantheistischen in Schleiermacher's Reden über die Religion, in der hegelschen Philosophie. Diese Andeutungen jedoch nur im Vorübergehen [1]).

Um zu den Einwirkungen der Mystik auf Luther zurückzukommen, so gab sie ihm vor allen Dingen, was ihm am meisten und dringendsten noth that, Linderung seiner Seelenleiden, Heilung seines tief und schmerzlich verwundeten Gemüths, Befrie-

1) Nach Schelling soll die Weltgeschichte ein „Epos im Geiste Gottes gedichtet" sein. In der Auslegung der Genesis (zu Kap. 44, V. 17. Walch II, 2411) sagt Luther von den Wundern der göttlichen Welt- und Menschenregierung redend: „Gott ist der Dichter, wir sind die Verse und Gedichte, die er macht." Wie viele Gedanken, Aussprüche und selbst Redeweisen Luther's findet man in unsrer ganzen neuern Literatur, bei den Philosophen und Dichtern wie Volksschriftstellern wieder.

digung seines ursprünglichsten, stärksten und lebendigsten religiösen und sittlichen Bedürfnisses, Versöhnung, Frieden, eine unerschütterliche Ueberzeugung, die Unbeweglichkeit des innern Menschen in allen Stürmen, die den äußern hin und her warfen. Wie bestimmt er das wußte, mit welchem Eifer er sich in die Mystik hineingelassen, wie gewaltig sie auf ihn eingewirkt, und wie angelegentlich er wünschte, ihre Kunde und ihre Einflüsse weiter zu verbreiten, dies ist insbesondre noch aus eignen Worten von ihm ersichtlich.

Er gab noch 1516 die deutsche Theologie und ein anderes kleines Werk von ähnlichem Inhalt: Was der alte und neue Mensch sei, heraus. Er ist geneigt, das letztere in einem kurzen Vorworte Tauler zuzuschreiben, und sagt: die Hochverständigen möchten es nur ja nicht mit geschwindem Urtheile beseitigen; es scheine zwar untüchtig unb gewöhnlich und schwebe nicht oben wie Schaum auf dem Wasser, sei aber aus dem Grunde des Jordans von einem wahrhaftigen Israeliten erlesen. Noch weit beachtenswerther ist das Vorwort zur deutschen Theologie. Ganz ähnlich beginnt er, Niemand solle sich ärgern „an dem schlechten Deutsch, oder ungefränzten, ungekränzten Worten, denn dies edle Büchlein, als arm und ungeschickt es ist in Worten und menschlicher Weisheit, also und vielmehr reicher und überköstlich ist es in Kunst und göttlicher Weisheit.“ Die deutschen Gelehrten schämten sich noch der Muttersprache, es war nicht zunftmäßig, sich ihrer zu bedienen, geringschätzig sahen sie deutsche Bücher und in Gelehrtenfächern deutsch schreibende Schriftsteller an. Doch gab es deren noch wenige oder keine, Luther war der erste oder einer der ersten; selbst ein Hutten schrieb noch nicht deutsch. Luther wagt es und mit innigster Lust. Er kommt darauf zurück, spricht indeß zuerst vom Werthe des Buchs und dem Eindrucke, den es auf ihn gemacht. „Kein Buch, sagt er, ist nächst der Biblien und St. Augustin mir vorkommen, daraus ich mehr erlernet hab und will, was Gott, Christus, Mensch und alle Dinge sein.“ Göttliche Weisheit fand er darin; einen weisen, verständigen, wahrhaften, gerechten Menschen nennt er den Verfasser, durch den „als seinen Freund“ Gott gesprochen habe; „mancher liebliche Unterschied göttlicher Wahrheit“ wurde ihm daraus klar, „und besonders, wie, wo und womit man

erkennen möge die wahrhaftigen gerechten Gottesfreunde und die ungerechten falschen Freigeister, die der heil. Kirche gar schädlich sind.“ Die deutsche Theologie bewegt sich in keinerlei eigentlichem Widerspruche, sie machte ihn aber innerlich gewiß, und bestärkte ihn hierdurch wesentlich in seiner Richtung auf die Schrift, wider die Scholastik und gegen die Anfechtungen, die er deshalb von außen, dann von seinen eignen, noch nicht gänzlich überwundenen Bedenken zu bestehen hatte. Auch noch in den folgenden Jahren beschäftigte ihn die deutsche Theologie lebhaft. Einer Aeußerung in einem Briefe von ihm an Staupitz aus der Zeit des Ablaßstreites wurde schon erwähnt. Im folgenden Jahre preist er gegen Spalatin die deutsche Theologie und mahnt ihn, sie mit höchstem Fleiß zu lesen. „Ich weiß nicht, ob der hochgelehrte Erasmus und sein hochbelobter Hieronymus so etwas zu Stande bringen könnten; gewiß ist, daß sie es nicht gethan haben.“ Von Anfang seiner offenen Schilderhebung gegen die Scholastik, seines Zurückgehens auf die Schrift, hatte sich Polich's vorausschende Bemerkung, dieser Mönch wird eine neue Lehre aufbringen, auf der Gegenseite in den gewöhnlichen Vorwurf des bedroheten Besitzes oder herrschenden Begriffs umgewandelt, den Vorwurf, mit welchem Luther noch so viel zu thun bekommen sollte und dem er hier sogleich zu begegnen sucht. „Und befinde nun allererst, fügt er seiner Aeußerung, wie viel er aus dem Büchlein gelernt habe, ironisch hinzu, daß es wahr sei, was etliche Hochgelehrten von uns wittenbergischen Theologen schimpflich reden, als wollten wir neue Dinge vornehmen, gleich als wären nicht vorhin und anderswo auch Leute gewesen. Ja freilich sind sie gewesen, aber Gottes Zorn, durch unsre Sünde verwirkt, hat uns nicht lassen würdig sein, sie zu sehen oder hören. Denn am Tage ist, daß in den Universitäten eine lange Zeit Solches nicht gehandelt, dahin gebracht ist, daß das heilige Wort Gottes nicht allein unter der Bank gelegen, sondern von Staub und Motten nahend verwesel. Lese dies Büchlein wer da will, und sage dann, ob die Theologie alt oder neu bei uns sei, denn dieses Buch ist ja nicht neu.“ [1])

---

1) Walch XIV, 206 f. De Wette I, 258. Ullmann I, 252. Auch noch 1518 und 1519 beschäftigte ihn die deutsche Theologie lebhaft.

Auch sein geschichtlicher Sinn spricht in diesen Worten sich aus, wonach er nichts Neues in der Lehre und im Leben wollte, das in keinem wahrhaften lebendigen Zusammenhange mit der bisherigen Entwickelung stand, das etwas Anderes gewesen wäre als eben das Alte und Ursprüngliche, lediglich besser erkannt, während er das Falsche und Verkehrte, Faule und Todte entschieden verwarf und bis zur Wurzel auszurotten suchte, weil es geschichtlich abgestorben und gerichtet war und den eben auch geschichtlich nothwendigen Fortschritt hemmte. Auch dies zeigt sich hier. Die Herausgabe der deutschen Theologie war nach dem Sinne der im Historischen Verrannten allerdings auch wieder an sich selbst Neuerung, bezweckte Entfernung des geschichtlichen scholastischen Kehrichts, war Angriff auf das herrschende Vorurtheil gegen die deutsche Sprache. Der Sinn für die Kraft, Fülle und Gemüthlichkeit der letztern ist lebendig in ihm erwacht. Er gedenkt des geringschätzigen Spottes, den die Deutschen von andern Nationen hinnehmen mußten; es empört ihn, daß deutsche Gelehrte in die Verachtung deutscher Sprache einstimmen; der Nationalstolz wird in ihm rege; die Deutschen sollen keiner Nation sich unterordnen, untergeordnet erscheinen, am wenigsten weil sie deutsch reden; wir hören etwas Aehnliches von ihm, wie Das, was er schrieb, als er Magister geworden: „Werden sie aber vielleicht wie vormals sagen, wir seyn Deutsche Theologen; das lassen wir so seyn, ich danke Gott, daß ich in Deutscher Zunge meinen Gott also höre und finde, als ich und sie mit mir, anher nicht funden haben, weder in Lateinischer, Griechischer, noch Hebräischer Zunge. Gott gebe, daß dieser Büchlein mehr an Tag kommen, so werden wir befinden, daß die Deutschen Theologen ohne Zweifel die besten Theologen seyn.“ [1])

Mit Einem Worte, die deutsche Mystik war es, die in dieser Zeit den vorherrschenden Einfluß bei ihm übte. Ihre großen, tiefsinnigen, über die Welt zu Gott erhebenden und doch zum Wirken in der Welt hinleitenden, für Gottes Werk begeisternden, doch ein gewisses Maaß kontemplativer Ruhe einflößenden, die Betrachtung des irdischen Daseins und alles Welttreibens mit einem Schleier elegischer Stimmung umhüllenden Anschauun-

1) Walch XIV, 206.

gen sind es, von denen wir ihn erfüllt sehen bei seiner Verwaltung des Vikariats, des Predigtamts. Sie gaben ihm jene Worte der Tröstung und Stärkung an Brüder und Freunde ein; erfüllten ihn mit gewissenhafter freudiger Sicherheit bei aller Pflichterfüllung und allen Kämpfen; sie durchdrangen ihn mit Widerwillen gegen die Verderbniß und hielten zugleich seinen Eifer zurück, mäßigten seinen Zorn, daß er noch nicht zum Gewaltangriff ausschlug, sie bestärkten ihn in dem Helden- und Märtyrersinne, der den Gegnern unerschüttert Stand hielt und vor der Pest, dem drohenden Tode nicht entfliehen wollte. Von ihnen erfüllt, trat er ein in das verhängnißvolle Jahr 1517.

Die Auslegung der sieben Bußpsalmen. — Anfänge der Bibelübersetzung, der Wirksamkeit für die deutsche Sprache, 1517.

Seine Beschäftigung mit der Mystik und die Herausgabe der deutschen Theologie leitet zu einer schriftstellerischen Arbeit von ihm hinüber, die in mehrfacher Hinsicht außerst merkwürdig ist, einer Auslegung der sieben Bußpsalmen, ohne Zweifel nach seinen Vorlesungen bearbeitet. Ausgemacht ist, daß sie 1517, wahrscheinlich daß sie wenigstens nicht später als in der ersten Hälfte dieses Jahrs erschien. Im März wurde noch daran gedruckt. Eine zweite unveränderte Auflage kam 1518 heraus. Der Titel lautet: Die Sieben Pußpsalm mit Deudscher auslegung nach dem schrifftlichen sinne, zu Christi und Gottes gnaden, neben seines selben waren erkenntnis, gründlich gerichtet durch Dokt. Mart. Luther. Das Werk wurde dann wieder 1519 zwei Mal, 1520, 1525 und 1526 gedruckt und mehrmals nachgedruckt. In seiner eigenen letzten Ausgabe änderte er Manches darin. Sofern es eine Uebersetzung der Bußpsalmen enthielt und also in die Bibelübersetzung überging, besserte er daran, so oft er diese neu durchsah. [1])

1) Walch IV, Vorr. 14, ff. Schott, Gesch. d. Bibelübersetzung Lu-

Er hatte die Psalmen also nicht aus den Augen gelassen. Ich verweise auf das bei Gelegenheit seiner ersten Bearbeitung derselben Gesagte und füge über diese neue das Nachstehende hinzu. Wir sahen, wie eifrig er 1516 sich wieder mit der Lehre von der Buße beschäftigte, und wie bedeutungsvoll die Entdeckung für ihn wurde, daß die Schrift von der wahren und falschen Buße von Augustin nicht herrühre. Wir erkennen nun sogleich einen Zusammenhang, wenn wir hieran bei diesem Werke über die Bußpsalmen zurückdenken. Ein Zusammenhang ähnlicher Art tritt daraus hervor, daß Staupitz eben auch 1517 in Nürnberg Predigten über die Buße hielt und drucken ließ. Auch mit noch anderen ähnlichen Bestrebungen traf Luther's Arbeit zusammen. 1512 hatte Reuchlin die sieben Bußpsalmen lateinisch mit einer lateinischen Worterklärung und Anmerkungen zur Erlernung des Hebräischen drucken lassen. Er sagt in der Vorrede, die ganze heil. Schrift sei Christi, sowohl Das, was im alten, wie Das, was im neuen Bunde geschrieben stehe; er habe nach Kunde der Ursprache gestrebt, damit er die Weissagungen und deren Erfüllung besser und tiefer erkennen möchte. Wir fanden bei Luther dieselben Gesichtspunkte. Doch auch in andrer Beziehung schließt er sich eng an Reuchlin's Arbeit an. Er wagt es auch jetzt noch nicht, sich allein an den hebräischen Text zu halten, sondern übersetzt ins Deutsche aus dem Lateinischen, doch so, daß er sich Abweichungen von der Vulgata gestattet und manchmal aus der Uebersetzung des Hieronymus und Reuchlin's überträgt, „umb klerer Verstands willen", wie er in einem Vorworte sagt, gewissermaßen sich entschuldigend, was er doch für nöthig hält. Er sieht voraus, man werde ihm vorwerfen, daß er neue Auslegungen und die den Schriftsinn — nämlich den herkömmlich angenommenen — nicht „inne hielten", zu Tage fördre. Ueber dies Bedenken setzt er sich jedoch hinweg. Es habe ihm, sagt er, nicht geziemt „so nider die Christen zu achten, oder zweiveln, daß Christus also nahe bey jnen sey, er werde jnen wol sagen, wie sie das Alles richten sollen." Im Vorworte zu der Ausgabe von 1525 gesteht er,

ther's, 22. Plochm. XXXVII, 340. Walter a. a. O. 122 ff. Centifol. Luth. 148, 620.

in der ersten „oftmals des Textes Meinung gefehlt" zu haben, wie das „am ersten Ausflug allen Lehrern zu geschehen pflege," indeß finde er nichts Schädliches im ersten Drucke gelehrt.[1])

Halten wir die Arbeit gegen seine erste Psalmerklärung, so finden wir doch aber hinsichtlich der Auslegung einen bedeutenden Fortschritt. Von dem bei jener ihn so oft irre leitenden Suchen und Deuteln nach einem drei- oder vierfachen Schriftsinne ist er gänzlich abgekommen, von dem Allegorisiren überhaupt freilich noch nicht. Auch hier sind ihm z. B. die Steine Zion im 5. Verse des 102. Psalms die Auserwählten Gottes, den Vers: wenn zusammenkommen die Völker und Könige, deutet er: wenn der Bischof mit seinem Volk zusammenkommt in der Kirche zum Gottesdienst u. s. f. Er trifft den rechten Sinn oder verfehlt ihn auch, indem er durchgehends seine Gedanken und Empfindungen in den Psalmen findet oder sie hineinlegt, und diese Gedanken und Empfindungen sind die uns schon von ihm aus dieser Zeit bekannten, und zwar überwiegend in mystischer Färbung. Denn die ganze Arbeit ist, obwohl kurze gelehrte Erklärungen nicht ausschließend, doch ganz erbaulicher Art und steht ihrem Inhalte nach im engsten Zusammenhange mit dem der deutschen Theologie, die bei ihr vorherrschend eingewirkt hat, so daß sie recht eigentlich als Frucht seiner Vertiefung in die letztere erscheint. In allen Leiden und Anfechtungen soll der Mensch zu allererst zu Gott laufen und erkennen, daß Alles von Gott zugeschickt werde, nicht sicher einhergehen gegen das Gericht Gottes, vor welchem doch kein gutes Werk genugsam sein kann. Der Wille inwendig ist das Gewicht aller äußeren Werke und Lebens. So wird Gottes Ehre und Namen gepriesen in der ganzen Christenheit, wenn man sagt und weiß, daß Alles ganz und allein an Gottes Gnade und Würken liegt und wir nichts sind. Alle Heiligen und Christen müssen sich als Sünder erkennen und Gottes Gericht fürchten. Es muß zu einem Untergange kommen mit jedem Menschen. Wenn der Mensch untergeht und zu nicht wird mit allen seinen Kräften, Werken, Wesen, so daß nichts mehr da ist als ein armer verlassner, verdammter Sünder, dann kommt die göttliche Hülfe und Stärke.

1) Mayerhoff a. a. O. 49, 53, 56, 265.

Denn Gottes Stärke und Trost wird Niemandem gegeben, der sich nicht angreifen will, nicht mit ganzem Herzensgrund bittet, und Niemand bittet gründlich, der noch nicht gründlich verlassen und erschrocken ist, denn er weiß nicht, was ihm gebricht, und stehet sicher in Andrer Stärke, seiner selbst oder der Kreaturen. Um nun seine Kraft und seinen Trost uns mitzutheilen, entzieht Gott allen anderen Trost und macht die Seele betrübt und sehnend nach seinem Trost. Daher sind seine Strafen geordnet zu seliger Tröstung, die die Unweisen durch ihre weichliche Verzagtheit an sich verhindern. Leid, Tod und auch die Hölle müssen überwunden werden von uns, sie werden aber nicht überwunden durch Flucht und Ungeduld, sondern dadurch, daß wir in ihnen Gunst, Willen und Liebe zu Gott behalten. („Dis sind scharffe Rede, setzt er da hinzu, dem alten Adam sonderlich, Der noch grün und frisch ist, Hilft aber nicht.") Alle menschliche Verdienste müssen zunicht werden, und das geschieht durch die Anfechtung. Ein rechtes Leben stehet nicht in vielen Werken, sondern nur in einem Kreuzigen und Tödten des alten Menschen, also daß des äußern Menschen Wandel, es sei nach der Welt oder der scheinenden Heiligkeit, soll zunicht werden und allein Das bestehen, das Christus sagt: Selig sind, die da weinen und hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit. Denn dies Leben soll nichts Anderes sein als ein Haß über den alten Menschen und ein Suchen und Verlangen des Lebens in dem neuen Menschen. In Demuth und Schuldbewußtsein, aber auch im Vertrauen auf seine Gnade sich Gott ganz hingeben, willig thun sein Gebot und aufnehmen sein Kreuz, das führt und hilft zum ewigen Leben. Es muß eben gehen nicht nach, sondern über unsern Verstand; nicht wissen, wohin Du geheſt, ist recht wissen, wohin Du geheſt. So ging Abraham aus von seinem Vaterlande und wußte nicht wohin, und ist kommen den rechten Weg an das rechte Ende.

Das sind so die Hauptgedanken, um die sich Alles dreht, und womit sich dann nahe liegende Bestreitung der herrschenden Lehre von der Verdienstlichkeit der Werke und ihrer Anhänger verbindet, von denen jeder anders Lehrende Verfolgung leiden muß. Noch am Schluß kommt er darauf zurück, in welcher Blindheit sich Die befinden, die in einem hohen Grade der Vollkommenheit

zu sein glauben, wie trüglich und gefährlich die geistliche Hoffarth sei, sich rein von aller Hoffarth und aller bösen Neigung zu halten, das „letzte und allertiefste Laster." Er sieht eine Einrede voraus und beantwortet sie so, daß man um so deutlicher seine Art, Gesinnung und Richtung erkennt, wonach er nicht an Prunken mit neuen Einfällen, sondern nur daran dachte, dem christlichen Volke zu nützen, und bei seiner Lehrerwirksamkeit Alles auf ein einziges Ziel bezog, wie es nöthig ist, um durchgreifende Erfolge zu erreichen. Er hat auch ein helles Bewußtsein davon und fühlt sich vollkommen sicher in seinem Streben, so daß es ihn nicht irrt, mag man ihn einseitig, arm, gewöhnlich oder wie sonst nennen. „Und möchte Jemand zu mir sagen: Kannst Du nicht mehr denn nur auf einer Saite leiern und nur ein Lied singen, antworte ich: sehe ein Jeglicher auf sich! Das bekenne ich für mich: als oft ich weniger in der Schrift funden habe als Christum, bin ich nie satt worden; so oft ich aber mehr denn Christum funden habe, bin ich nie ärmer worden. Gott der heilige Geist will auch nicht mehr wissen denn Jesum Christum. Christus ist Gottes Gnade, Barmherzigkeit, Gerechtigkeit, Wahrheit, Weisheit, Stärke, Trost und Seligkeit, uns von Gott gegeben ohn alles Verdienst; nicht, als Etliche mit blinden Worten sagen, ursächlich, daß er Gerechtigkeit gebe, und bleibe er draußen; denn die ist todt, ja sie ist nimmer gegeben, Christus sei denn selbst auch da, gleich wie der Glanz der Sonne und die Hitze des Feuers nichts ist, wo die Sonne und das Feuer nichts ist." Kaum hätte die Hinweisung darauf ausbleiben können, daß die Prälaten — die Mauern der Kirche — in dieser Lehre fürnämlich erbaut sein sollten. Er eifert auch hier nicht, spricht doch aber an vielen Stellen unumwunden und nachdrücklich von den „Großgeistlichen", die sich allezeit unterstehen, die Gerechten zu meistern, und ihre Gebrechen mit dem Scheine guter Werke schmücken und befestigen. Sie waren, sind und werden stets die größesten Feinde der Christenheit sein, und sind von andern Sündern nur dadurch unterschieden, daß die letztern in fleischlichen Dingen, sie dagegen in geistlichen, Weisheit, Vernunft, Frömmigkeit, Lust suchen, und mit allem Fleiß also leben, daß sie nur Ruhe, Frieden, Ehre, Gemächlichkeit haben, das Kreuz aber fliehen.

Vorübergehend erwähnt er, und in geistiger Auffassung, so daß er die Stelle auch in der Ausgabe von 1525 nicht änderte und zu ändern brauchte, des Fegfeuers. Mit den Opfern, von welchen im Psalm die Rede ist, stellt er die Messe, die Vesper, die mancherlei Gebete, Andachtsübungen u. s. w. gleich, hebt dabei aber stark hervor, daß der Mensch Gott mehr schuldig sei als er habe und ihn darum nicht anders bezahlen könne, denn mit Hingeben von Allem, was er besitze und selber sei, „und das mit demüthiger Erkenntniß der Sünde und Bekenntniß seiner Gerechtigkeit, daß er gerecht ist, wie sein göttlicher Wille mit uns handle." Er schließt sodann, diese Weise und Gelassenheit sei die höchste Gerechtigkeit, die wir haben mögen und das rechte Opfer; mit den Messen u. s. w. sei nichts geopfert, denn nicht am Opfer an sich habe Gott Wohlgefallen, weil, wenn das Herz nicht angenehm und zuvor geopfert ist, alle äußern Opfer umsonst sind. Sie wurden hiermit freilich nicht verworfen, ihr Begriff aber so sehr verinnerlicht, daß es Wunder war, wenn die „Messpfaffen" der ordinären Art nicht Zeter schrieen. Nicht weniger mußte ihnen zuwider sein, was weiter aus seinem Streben, das Volk zu erbauen, den Seelen zu helfen, herfloß, daß er darauf drang, daß man nicht bloß Messe halten, sondern predigen und Gottes gedenken solle, wenn man zum Gottesdienst zusammenkomme.

Wenn er im Vorworte zu der Ausgabe von 1525 sagt, „das Büchlein war dazumal (1517), da nichts Bessers auf dem Plan war, gut genug und angenehm", so sagt er die Wahrheit, aber zu wenig. Schon die vielen Auflagen beweisen, daß es einen sehr bedeutenden Eindruck machte. Insbesondre wirkte es auf die Ordensbrüder. Ein Augustiner zu Eisleben, Kaspar Guttel, hielt 1518 Fastenpredigten, die er auch drucken ließ, „von Adam's Werken und Gottes Gnade," namentlich auch von der Buße. Offenbar predigte er großentheils der lutherischen Auslegung der Bußpsalmen nach, er bezieht sich auch mehrmals geradezu darauf. Die Volkspredigten über die zehn Gebote hatten gleichfalls auf ihn eingewirkt. Er trifft mit Luther u. A. im Hinblicken auf die politischen Angelegenheiten zusammen. Indeß ist seine Auffassung beschränkter. Er leitet das Unglück der Türkenkriege und der Fehden der christlichen

Fürsten unter einander lediglich aus der Verachtung und dem Mißbrauche des Sakraments ab. Auch von einem nürnberger Augustiner haben wir eine Palmsonntagspredigt vom Jahre 1518, die auf dieselben staupitz-lutherischen Anregungen zurückweist, übrigens aber doch trotz solcher Vorbilder noch sehr zurücksteht nach dem Gehalt und Ausdruck. Sie lehnt an einen Text, nicht aus der heil. Schrift, sondern aus des heil. Bernhard Lehre an und schon der Hauptsatz lautet weit ungeschlachter als irgend einer der lutherischen: Wie der grobe Mensch unsers Herren Esel sein, ihn tragen, mit ihm in Jerusalem eingehen soll u. s. f.[1]).

Auch Luther's Sprache klingt noch rauh; sie hat schon die Kraft, die Einfachheit, Natur und Wahrheit statt des Gekünstelten, Gesuchten und Kraftsüchtelnden, noch nicht die Anmuth, Milde und Würde, die er ihr späterhin gab; allein sie wird sichtlich durch die Höhe seiner Anschauung mit gehoben, belebt durch die Lebendigkeit seiner Empfindung. Denn seine Auslegung dieser Psalmen wird bisweilen zum Feuerstrome, durchgängig ist sie Herzensergießung, fast selbst ein Psalm. Die neue Ueberzeugung, die er auch in ihr aussprach, die abweichende Ansicht, die Rüge der Dinge, wie sie waren, die auch in ihr wiederkehrte, kam sichtlich aus tiefstem Herzensgrunde eines Erfahrnen, aus einer eben so großen Ansicht als aus echter Begeisterung. Darin lag vornämlich die Gewalt ihrer Wirkung. Indeß kam auch noch Anderes hinzu, namentlich die Sprache.

Von dieser Seite ist die Arbeit vielleicht am merkwürdigsten. Sie ist die erste Druckschrift, die wir von ihm haben, denn die zehn Gebote sind zwar sein Eigenthum, rühren doch aber in der Gestalt, wie sie vorliegen, nicht von ihm her. Die Dissertationen, die er etwa bis zu dieser Zeit hat drucken lassen, mußten ihrer Bestimmung wegen lateinisch geschrieben sein und verloren sich in den engen Kreisen, denen sie bestimmt waren. Das Erste, was er in die weite Welt hinaussendete, war ein deutsches Buch mit einem deutschen Vorworte, das Zweite eine selbständige deutsche Schrift, und seine ersten deutschen Worte, seine ersten Ansprachen an die Nation haben sich erhalten, sei es, daß sie an sich beredter, bedeutender, oder daß die größeren Kreise dank-

1) Tenzel a. a. O. 293 ff.

barer waren, daß Viele schon empfanden, da rede ein Mann, der dem Volke im eigentlichsten Sinne gehören solle und den Kern des Evangeliums wie kein Andrer erkannt und ergriffen habe. Genug, in ihm war das Bedürfniß lebendig, sich in deutscher Sprache vernehmen zu lassen; in der Nation lag, zusammenhängend mit dem bezeichnenden Drange der angehenden Neuzeit nach selbständiger nationaler Ausbildung der Völker, ein eben so tiefes und weitverbreitetes Verlangen, wie nach einer geläuterten religiösen Lehre, so nach einer deutschen Literatur. Beides traf zusammen, gerade auch in Luther's engstem Kreise. Scheurl übersetzte staupitzische Schriften ins Deutsche, Spalatin ging mit einem ähnlichen Vorhaben um. Im December 1516 beantwortet Luther seine Anfrage, welche Schriften er zum Uebertragen ins Deutsche wählen solle. Wenn Luther nicht der erste war, der jenem Verlangen mit Erfolg entgegenkam, so befriedigte er es am vollständigsten und glücklichsten.

Man hat bemerkt, daß die hervorragenden Punkte in dem Entwickelungsgange der deutschen Gesammtsprache stets mit einem Aufschwunge im Leben der Nation verbunden gewesen sind: ihre ersten Anfänge mit der Verbreitung des Christenthums; die Sprache des Mittelalters, die Dienerin des frischen sanglustigen Adels, mit der Blüthe Deutschlands unter den Hohenstaufen und dem ersten Erwachen geistiger Selbständigkeit; der Anfang des Neuhochdeutschen mit der Blüthe des Städtelebens, seine Feststellung mit der Reformation, seine Wiedergeburt mit dem Kampfe um geistige Unabhängigkeit, sein gegenwärtiger Bestand mit dem Aufschwunge der Wissenschaft, die endlich wieder mit Ernst daran denkt, sich eine Brücke ins Land des Lebens hinüberzuschlagen, wie sie es im Zeitabschnitte der Reformation, wesentlich unter Luther's Vorgange, that. Die Bewegung im deutschen Volke, die in der Reformation ihren Höhepunkt erreichte, war eben so tief als vielseitig. Nie war das Nationalgefühl so stark angeregt gewesen. Es erhob sich gewaltig gegen das eingedrungene Romanische, die romanische Bildung, den romanischen Einfluß. Damit hing genau eine eben so starke politische Regung zusammen. Deutschland sollte frei werden von ausländischer römischer Beherrschung, geordnet zur Einheit und Zusammenfassung der Kräfte. Die politische Bewegung ging in eine sociale über; bis in die

untersten wurden alle Stände aufgeregt. Das Alles drückte in der Literatur sich aus. Blieb die nationale, politische und sociale Bewegung neben der religiösen unvollständig, so glich der letzten an Bedeutung die literarische. „Wir erlebten in der Reformationszeit eine literarische Umwälzung, wie vielleicht nie ein anderes Volk.“ [1])

Diese Bewegung in ihrer Ganzheit und ihren einzelnen Richtungen hätte die Sprache ergreifen müssen, sie traf mit einem Aufschwunge derselben nicht bloß genau zusammen, sie hing selbst großentheils davon ab. Die nationale Bewegung konnte ihr Ziel nicht erreichen ohne Ausbildung der ureignen Sprache der Nation; eine allgemeine Sprache war ein allgemeines Bindemittel, ein Punkt der Einheit, des Zusammenfindens und Haltens, um so werthvoller und nöthiger, je mehr die Kräfte und Bestrebungen sonst auseinandergingen und je schwerer es war, sie zu einigen. Keine Nation kann frei werden, die eine fremde Sprache redet und die eigne nicht zu sprechen weiß. Die Masse der Nation konnte nicht zum Bewußtsein ihrer Kraft gelangen und die letztre nicht gebrauchen ohne Bildung, und keine volksmäßige Bildung ohne Vermittlung der Nationalsprache. Die innersten Gedanken, Empfindungen und Bedürfnisse können bei Jedem den vollen Ausdruck und völlige Befriedigung nur in der Muttersprache finden. Eine Nationalliteratur ist an sich selbst undenkbar ohne eine ausgebildete Nationalsprache. Wenn zu jener Zeit unsre Nation mit irgend einer von ihren Bestrebungen zum Ziele gelangen, wenn in irgend einer Beziehung etwas aus ihr werden sollte, so mußte sie in einem umfassenderen Sinne Deutsch reden lernen. Daher denn auch seit einiger Zeit ein häufiger Gebrauch derselben in der Literatur, Bemühungen manchfacher Art und von mehreren Seiten sie auszubilden, ihr Geltung zu verschaffen. Doch griffen diese vereinzelten Bemühungen nicht durch, große Hindernisse standen ihnen noch entgegen, Vorurtheile der Gelehrten und Gebildeten gegen den Gebrauch der Vulgärsprache, Unbrauchbarkeit der letzteren selbst in vielen Beziehungen, zu manchfachen Zwecken. Noch immer gab es doch Viele, welche sie als barbarisch verach-

1) Nationalität und Sprache, in deutsche Vierteljahrsschrift 1842, 70. Gervinus a. a. O. II, 318.

teten. Selbst ein Bebel, sonst thätig für sie, schämte sich ihrer zum Theil noch. Sie war eben so ungelenk und unfügsam als ungekannt, wo es galt, Wissenschaftliches darzulegen, die Ergebnisse gebildeten Denkens und gelehrten Forschens der Nation mitzutheilen. Die Gelehrten und Gebildeten wußten sich nicht in ihr auszudrücken und sprachen, schrieben lieber Lateinisch, und so lange dies nicht anders wurde, blieb eine Kluft zwischen der Wissenschaft und dem Leben, den Gelehrten und den höheren Ständen einer- und der Volksmasse andrerseits, der Bildung und der Ansichten dort und hier. Mit einem Worte, es war noch keine gemeinsame Sprache für das Gemeinsame vorhanden. Wimpheling schrieb seine Beschwerden deutscher Nation noch lateinisch, also nur für die Gelehrten und Gebildeten, in fremder Sprache klagte die Nation. Schon seit mehreren Jahren war es Hutten's Bestreben gewesen, auf alle Stände einzuwirken und doch schrieb er erst 1520 deutsch. Seine ersten deutschen Schriften waren Uebersetzungen seines Sendschreibens an den Kurfürsten von Sachsen und seiner Klagschrift an alle Stände deutscher Nation. In der letztern sagt er, er habe bisher lateinisch geschrieben, um das gemeine Volk nicht aufzuregen, um der Geistlichkeit „heimlich ihre Gebrechen anzuzeigen," er habe „diese Ding dem gemeinen Haufen noch nit offenbaren wollen." In der Klag und Vormahnung:

„Latein ich vor geschrieben hab,
Das was ei'm jeden nit bekannt:
Jetzt schrei ich an das Vaterland." [1])

An jenen Bemühungen nun, die deutsche Sprache auszubilden und ihr in der Literatur Geltung zu verschaffen, und an die Bedürfnisse und Strebungen, wovon dieselben ursprünglich ausgingen, knüpfte Luther an, schöpferisch, meisterlich und erfolgreicher als Einer vor, neben oder nach ihm, hier sich bekundend als die erste unter den bevorzugten Naturen in der Nation, in welchen die Keime des Herrlichen und Großen der anbrechenden neuen Zeit sich zuerst entwickelten. Es deutet sowohl auf

1) Erhard a. a. O. III, 150, 344 ff. Münch, Hutten's Werke, V, 3, 39, 66.

seine frühe Richtung als auf das hin, was gleich zuerst vornämlich Eindruck machte, daß namentlich von ihm gerühmt wurde, daß er sich in den Predigten so trefflich deutsch auszudrücken, daß er in den Vorlesungen so tapfer jedes lateinische Wort zu verdeutschen gewußt. Und wie groß wurde seine Wirksamkeit durch die Bildung, welche er der deutschen Sprache gab, und durch den Gebrauch, den er von ihr machte! Er löste den Deutschen durch seine Bibelübersetzung, seine Kirchenlieder und Streitschriften die Zunge und lehrte sie zum zweiten Male eine gemeinsame Sprache, die stärker als je zuvor das Ganze beherrschte. Er entfernte und befreite sich gänzlich von der Manier und Gewöhnung, die selbst Hutten, dem in dieser Beziehung mit ihm bald so Gleichfühlenden und Strebenden, noch nicht auffiel, latinisirend deutsch zu schreiben und beim Deutschschreiben lateinisch zu denken. Er reinigte die deutsche Sprache von den Wacken und Klötzen, und war er noch nicht mächtig genug das Vorurtheil gegen sie in der gelehrten Literatur und der Poesie völlig zu überwinden, so erschütterte er den Gebrauch des Lateinischen praktisch und tief und eroberte die deutsche Sprache für die Religion, wie nach ihm Opitz für die Poesie, Thomasius für die Wissenschaft [1]).

An dies Alles wird hier nicht erinnert, weil es am Orte wäre, seine Verdienste um die deutsche Sprache zu erörtern, sondern nur, weil wir hier bei den Anfängen davon stehen, und weil daran gedacht werden muß, um die Bedeutung dieser Anfänge gehörig zu würdigen. Mit den Bedürfnissen der Herstellung einer gesunden Theologie, einer Erneuerung des religiösen und sittlichen Lebens, des erbaulichen Gottesdienstes und insbesondre der Predigt, des Jugendunterrichts sahen wir ihn bisher beschäftigt. Jetzt greift er auch dieses andre Bedürfniß auf, und sogleich mit Bewußtsein und mit einer Kühnheit und Sicherheit, die sich aufs Dreisteste über entgegenstehende Bedenklichkeiten hinweghebt. Schon aus der Vorrede zur deutschen Theologie sieht man klar, wie hell er den tiefen Zusammenhang der deutschen Sprache und des deutschen Gemüths ahnte. Wollte er bei Her-

1) Vierteljahrsschrift a. a. O. 66. Gervinus a. a. O. II, 262; III, 154 f. 216.

ausgabe jener Schrift, daß Niemand sich ärgre an den ungefränzten und ungekränzten deutschen Worten, so ging er einen Schritt weiter, indem er sich in einer eigenen ähnlichen Schrift vernehmen ließ. Er sagt im Vorworte zur Auslegung der Bußpsalmen: „Meine Vermessenheit aber, die Psalmen auszulegen, sonderlich ins Deutsche, befehle ich frei in eines Jeglichen Gutdünken zu urtheilen. Denn nicht mir noch dir, sondern Gott alleine Lob und Ehre ohne Ende.“ An Lange schreibt er: „Wenn meine deutschen Psalmen Niemandem gefallen sollten, so gefallen sie mir aufs Beste.“ Schon dasselbe stolze Gefühl, das er 1530 in seinem Sendschreiben vom Dolmetschen ausspricht: „Weil ich gewußt und noch vor Augen sehe, daß ihr (der tadelnden Widersacher) keiner recht weiß, wie man dolmetschen oder deutsch reden soll, hab ich sie und mich der Mühe überhoben, sie um Hülfe und Beistand zu bitten. Das merkt man aber wohl, daß sie aus meinem Dolmetschen und Deutsch, lernen Deutsch reden und schreiben, und stehlen mir also meine Sprache, davon sie zuvor wenig gewußt; danken mir aber nicht dafür, sondern brauchen sie viel lieber wider mich. Aber ich gönne es ihnen wol: denn es thut mir doch sanfte, daß ich auch meine undankbaren Jünger, dazu meine Feinde, habe reden gelehrt.“ Sie wollten es freilich aus Parteileidenschaftlichkeit nicht lernen und schrieben noch lange lieber lateinisch oder schlechteres als das „lutherische“ Deutsch, konnten sich aber seinem Einflusse auf die Länge nicht entziehen und schreiben es nun längst mit uns, eine der erfreulichen stillschweigenden Anerkennungen der nationalen Wirksamkeit Luther's [1]).

Auch das ist zu erkennen und zu beachten, von welchem besonderen Punkte es ausging, daß er der deutschen Sprache sich annahm, für ihre Pflege und ihren Gebrauch so thätig wurde. Die Geistlichen nahmen sich für das Volk in Deutschland eifriger der innigeren Einpflanzung des neuen christlichen Glaubens an als anderswo. Nirgends, außer bei den Angelsachsen, verschafften sich die Quellenschriften so früh einen so ausgebreiteten Eingang in die Vulgärsprache wie bei uns. Hervorstehende Wahrzeichen dafür sind die gothische Bibelübersetzung, in welcher

1) De Wette I, 52. Walch XXI, 311. Villers a. a. O. II, 149.

die deutsche Sprache zum ersten Male als Schriftsprache benutzt erscheint, die Bruchstücke einer althochdeutschen Uebersetzung des Matthäus aus dem 8. Jahrhundert, des Mönchs Otfried dichterische Evangelienbearbeitung und Notker's Uebersetzung und Auslegung der Psalmen (im 9. u. 11. Jahrhundert). Auch die Fürsorge Karl's des Großen und eben auch durch sie Großen für die deutsche Sprache ging theils von dem Absehen einer innigern Einpflanzung des christlichen Glaubens in das Volk und der religiösen Volksaufklärung aus, kam anderntheils zunächst demselben Absehen zu gut und wurde eben darin fortgesetzt. Auf Ulfila's, Otfried's und Notker's deutsche Uebersetzungen und Bearbeitungen der Bibel oder einzelner biblischer Bücher folgt deren eine ganze Reihe bis auf Luther's Arbeiten zur Schrifterläuterung, und insbesondere seine, in keiner anderen Sprache, als Uebersetzungswerk wie in anderen Beziehungen, ihres Gleichen findende Bibelübertragung, womit die völlige wechselsweise Durchdringung des christlichen und deutschen Wesens, die uns neuerdings Rudolf von Raumer von ihren Anfängen an vortrefflich dargelegt hat, zum Abschluß kam. So wie bis auf diese und um diese Zeit in Italien, Frankreich und England Bibeln in den Landessprachen gedruckt wurden, erschienen in Deutschland vor Luther seit 1460 vierzehn oder noch mehr Bibeln in der hochdeutschen und sechs in plattdeutscher Sprache, zum Zeichen, daß Luther ein allgemeines Verlangen nach Erkenntniß der ursprünglichen Lehre traf, auch daß die Kirche den Druck approbirter, also in ihrem Sinne gearbeiteter Uebersetzungen freilich nicht hinderte, oder ihm wenigstens nicht mit durchgreifenden Mitteln entgegentrat; die Sache von einer anderen Seite genommen, bis auf einen gewissen Punkt die Freiheit des göttlichen Wortes zuließ, die aber dennoch keine echte Freiheit war. Alle jene Uebersetzungen sind weder ihrer Beschaffenheit noch ihrer Wirkung nach der lutherischen nur von fern zu vergleichen, wie sich denn auch keine von ihnen neben der lutherischen behauptete. Sie spiegelten den in der Kirche gefesselten und abgeschwächten, wie die lutherische den in Luther mit Vollkraft wieder erwachten evangelischen Geist ab. Es bleibt vollkommen wahr, daß Luther trotz aller vor ihm vorhandenen Uebersetzungen die Bibel „erst unter der Bank hervorzog,“ zumal, doch nicht allein in dem

Sinne, daß sie durch ihn erst Volksbuch wurde. Es waren bis auf ihn hauptsächlich die Seitens der Kirche scheel angesehenen Humanisten, Privat- und nicht geistliche Gelehrte, welche der Schriftstudien sich annahmen, und es ist wirklich am Tage, „daß in den Universitäten eine lange Zeit solches nicht gehandelt, dahin gebracht war, daß das heilige Wort Gottes nicht allein unter der Bank gelegen, sondern von Staub und Motten nahend verweset." Wären die Kleriker und Doktoren darin bewandert gewesen, so wäre ihnen Luther mit seiner Theologie nicht so sehr überlegen, sie nicht theologisch so schwach gegen ihn gewesen.[1])

Der frühere Verlauf wiederholte sich durch ihn. Auch seine Thätigkeit für die deutsche Sprache und deren Benutzung in der Literatur hatte ihren Ursprung in seiner Fürsorge für das religiöse Volksbedürfniß. Wie die Benutzung der deutschen Sprache als Schriftsprache von einer Bibelübersetzung ausging, so erhielt sie gleichfalls durch eine solche ihre neue Begründung und Veredlung, denn eben durch seine, den Sieg des Hochdeutschen über die Mundarten entscheidende Bibelübersetzung ward Luther vorzugsweis ihr Gesetzgeber; und wie Notker's Psalmen eine der ersten deutschen Bibelübersetzungen und Bearbeitungen sind, so nimmt Luther's Bibelübersetzung und die Reihe seiner Bearbeitungen mit der Uebersetzung und Auslegung der Bußspalmen ihren Anfang, die auch deshalb so merkwürdig ist. Ja, sofern sich Lehrhaftes und Polemisches in oder neben ihr — in der mit ihr verbundenen Psalmauslegung — findet, könnte man sie auch betrachten als sprachlich die Reihe seiner unterrichtenden und polemischen Schriften eröffnend, durch welche er sprachlich gleichfalls so bedeutend vor und nach dem Erscheinen der Bibelübersetzung einwirkte. Denn schon seit 1518 förderte er nicht blos eine große Zahl derselben zu Tage, sondern auch die Wirkung folgte unmittelbar, indem wie im Wetteifer mit den seinigen die Menge der deutschen Drucke überhaupt sich mehrte, wie wir denn

1) Rudolf von Raumer, Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Neudecker, Gesch. des evangelischen Protestantismus, I, 153. Alzog a. a. O. 727. Schröckh, XXXIII, 319 ff.

schon 1518 deren zwanzig von ihm zählen, und in diesem Jahre überhaupt 71 derselben, 1517 nur 37 verzeichnet sind.[1])

Diese erste Uebersetzung steht freilich hinter der späteren noch sehr zurück, zeigt aber doch schon die ganze Anlage zu Luther's Sprachmeisterschaft, zu der „wunderbaren Reinheit," zu welcher er die deutsche Sprache erhob. Das sieht man auch hier sogleich, daß er sich nicht vergebens von den Schuljahren an in der Schreibart geübt, die Klassiker gelesen, des Gesanges sich gefreut, dann auf Reisen gehört und beobachtet, mit dem Volke verkehrt und auf das Volk einzuwirken sich bestrebt, neuerdings auch im Kreise der wittenbergischen Hof- und Staatsmänner sich bewegt und auf die Reichsverhandlungen geachtet hatte. Auch das ist nicht zu verkennen, daß die Sprache bei ihm jetzt schon feststand, daß er sie sich in den Grundzügen schon gebildet, sich für das Neu-Hochdeutsche bereits entschieden hatte. Sie hat schon die Ureigenheit, wodurch sie unter tausend Schreib- und Redeweisen sogleich erkannt wird, während sie ganz ohne Manier ist und etwas Aehnliches von ihr wie von seinen Predigten gilt, daß sie neu ist und doch nur Altes in sich faßt, da und dort entlehnt und doch ihm eigen ist. Er hat das Neu-Hochdeutsche nicht geschaffen, nicht die obersächsische Mundart zur Gesammtsprache erhoben, er hat nur den noch rohen weichen Stoff ergriffen, ihm auf kraft- und geistvolle Weise auf lange Zeit seine Gestalt gegeben, indem er allerdings seine heimische Mundart dabei vielfach zu Rathe zog, in der Hauptsache aber die neugebildete, vor ihm schon vielfach gedruckte Reichssprache beibehielt, die selbst mit der mittelhochdeutschen durch manche Fäden noch zusammenhängt, die mit der Volksliteratur, mit der pedestrischen Rede, seit Rudolf von Habsburg allmählig und ganz in gleichem Gange hervorgetreten war. „Ich habe, sagte er, keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beyde, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der Sächsischen Kanzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland: alle Reichsstädte, Fürsten und Höfe schreiben nach der Sächsischen und un-

1) Pfizer, Luther's Werke, Einleitung. Ranke a. a. O. II, 78. Erhard a. a. O. I, 9. Menzel, Neuere Gesch. der Deutschen, I, 134.

sers Fürsten Kanzeley, darum ist's auch die gemeinste Deutsche Sprache. Kayser Maximilian und Churfürst Friedrich, H. zu Sachsen u. s. w. haben im Römischen Reich die Deutsche Sprache also in eine gewisse Sprache gezogen.[1])

Zu bescheiden gedenkt er hier seines eigenen Verdienstes nicht. Ebenso scheint er von anderen Einflüssen wenigstens kein deutliches Bewußtsein gehabt zu haben. Auch die schöne und wohlklingende Prosa, die man in den mittleren Jahrhunderten geschrieben, wirkte ohne Zweifel auf seine Schreibart, aber freilich nur mittelbar, denn die in ihr geschriebenen besten Werke, namentlich die der poetischen Literatur, kannte er wol nicht, oder doch nur wenig. In seiner Bildungszeit war die ältere deutsche Literatur über den römischen und griechischen Autoren so gut wie gänzlich vergessen. Von den Einwirkungen seiner Beschäftigung mit den Klassikern auf sein Deutsch war im ersten Buche die Rede, doch ist hier nun noch eine Bemerkung hinzuzufügen. Die Bestrebungen und die Richtung der Humanisten — eben auch sie — hatten die Folge, nicht blos daß die guten deutschen Schriftsteller der Vorzeit mehr und mehr in Vergessenheit geriethen, sondern auch, daß die Gelehrten und Gebildeten einer vornehmen Abneigung gegen die deutsche Sprache sich hingaben, und entweder gar nicht oder nur ein schlechtes Deutsch schrieben, weil sie die Muttersprache nicht hinlänglich studirten und übten, oder weil sie sie latinisirten und dadurch verdarben. Ganz anders Luther. Er lernte von den Alten schreiben, aber deutsch, und daß er meinte, man könne und solle aus den Klassikern deutsch schreiben lernen, geht wol aus der Aeußerung seiner Schrift An die Rathsherren hervor, wenn man die Sprachen fahren lasse, werde man endlich dahin gerathen, daß man weder lateinisch noch deutsch recht reden oder schreiben könne. Allein er warf sich nicht blos der übertriebenen Vorliebe der Humanisten für den Gebrauch des Lateinischen im Schriftwesen, sondern auch der von ihnen ausgehenden Verderbniß der Muttersprache entgegen. Auch dies hängt genau damit zusammen, daß er sich stets in halber Ferne vom Humanism hielt, und wenn Erasmus sich späterhin ziemlich geringschätzig über ihn äußerte, weil er es

1) Gervinus a. a. O. III, 190. Tischreden, Walch XXII, 2255.

in klassischer Gelehrsamkeit nicht gar zu weit gebracht, so war dies sehr natürlich, weil Erasmus nichts Höheres kannte, aber auch ein Zeichen davon, daß er Luther's eigentliche Stärke nicht zu würdigen wußte und insbesondere sein Verhältniß zum Humanism nicht verstand.[1])

Was immer auf Luther's Sprache, auch ihm selber unbewußt, eingewürkt haben mag, seine Aeußerung darüber, wie er sie sich gebildet, enthält sehr viel, obwohl nur bedingte Wahrheit; und wenn wir sie uns vorhalten, wie bedeutsam muß es uns da erscheinen, daß er dem mittleren Deutschland entstammte und daß das Geschick ihn dann in die sächsischen Kurlande und in eine Lage versetzt hatte, die es ihm erleichtert, mit der Kanzleisprache, der neu- hochdeutschen, noch vertrauter zu werden. Schon dem Thüringer war sie nicht ungeläufig, da sie seit den Zeiten der fränkischen und schwäbischen Könige, in welchen sie sich mit erneuter Stärke gesammelt, ihren Einfluß auch über Thüringen ausgedehnt hatte. Indeß war die thüringische Mundart, niedergedrückt durch die hochdeutsche Zunge, der Schrift und Dichtkunst zu keiner Zeit theilhaftig gewesen. Ihn leitete daher eine sehr richtige Empfindung und Erkenntniß, indem er sich eben für das Hochdeutsche entschied, worin auch ein Zeichen davon liegt, daß der deutsche Sinn der stärkere in ihm war, wie lebendig der landschaftliche in ihm sein mochte. Mit Recht ist er in dieser Beziehung der deutsche Dante genannt, indem Beide ihre neuen Sprachschöpfungen auf die Theilnahme ihrer Nationen an einem großen geistigen Streben stützten. Was jenseit der Alpen Kunst und Geschichte waren, that diesseit der Kampf um nationale und religiöse Freiheit, wie sich denn der deutsche nationale Geist in der Reformation zum ersten Male ohne Rücksicht auf fremde Muster „in seinem Werden, dem Momente seiner Geburt, mit den Ideen der religiösen Freiheit durchdrang." Mit gleichem Fug ist bemerkt, daß es so recht aus der Natur unsrer neueren Entwickelung gewesen, daß wir keiner Stadt, keinem Gebiete die Ehre gönnten, einen herrschenden Dialekt auf-

1) Rec. von Pfeiffer's deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts im Literaturblatt zum Morgenblatt 1845 Nr. 126. Gervinus a. a. O. II, 430.

zustellen und die Sprache zu fixiren, sondern dem Manne, der mehr wie jeder Andre den herzlichen, geraden, derben, kräftigen, gesunden Ausdruck und Ton des Volkes traf, und daß bei uns kein akademisches Lexikon, sondern das Buch der Kanon der Sprache werden sollte, an welchem die neuere Menschheit sich schult und aufbildet und das in Deutschland durch Luther ein Volksbuch geworden ist wie sonst nirgends. Er war durch Geburt, Anlage und Lebenschicksale begünstigt, uns die gemeinsame Sprache zu schaffen, er hat aber diese Gunst auch mit so viel redlicher Mühe als glücklichem Griffe benutzt, und große Hindernisse standen entgegen. Zu weit gingen die Mundarten des deutschen Südens und Nordens auseinander, als daß eine völlig gemeinsame Literatur hätte entstehen, daß es zu einem völligen Verständniß der Nation hätte kommen können, wenn nicht der neue in der Nation und insbesonder in Luther so lebendig waltende Geist seine Zunge im Hochdeutschen gefunden hätte, wodurch die Kluft der Sprach- und der davon abhängigen Stammes- und Sinnesverschiedenheiten überbrückt wurde und allein überbrückt werden konnte. Bedenkt man, von welcher durchgreifenden Wichtigkeit es für die nationalen und politischen Strebungen und Kämpfe der deutschen Nation wie für die religiösen in der Reformationsepoche war, daß eben damals das Neuhochdeutsche zur gemeinsamen Sprache sich erhob, und dann weiter welch einen entscheidenden Antheil Luther an der Erhebung desselben — des „protestantischen Dialekts mit seiner freiheitathmenden Natur" — hatte, so leuchtet die Bedeutung Luther's auch in national- politischer Hinsicht schon von dieser Seite und die Wichtigkeit davon ein, daß er sich, wie eben jetzt geschah, für das Neuhochdeutsche im Schriftwesen entschied und Das begann, was er für die Gestaltung und Ausbreitung desselben gethan. Er legte durch seine ersten deutschen Schriften den Grund auch zu jener Bedeutung seines Würkens, ohne sie zu ahnen, so wie er sie niemals völlig erkannt, oder wie er sich ihrerhalb doch niemals gerühmt hat, wie er hätte dürfen, als sie längst eine Thatsache geworden war. Daß er ein annäherndes Bewußtsein davon hatte, ersehen wir aus der, wie es sich gebührte, „der That sich freuenden" Entgegnung, womit er die Besserwisser zum Schweigen brachte. Allein ein Beweis seiner Anspruchlosigkeit auch in dieser Beziehung liegt in den Äußerungen, nach welchen er sich selbst gar kein Verdienst und das größeste dem Kaiser Max und seinem Kurfürsten zuschreibt. So läßt er selbst mit Uebertreibung Dem Gerechtigkeit widerfahren, was die Freunde, die er bei der Bibelübersetzung zu Rathe zog, dabei gethan; so war er nie mit seiner Arbeit zufrieden und besserte bis in seine letzten Lebensjahre daran, meinte auch, selbst des Glückes bedürfe es beim Dolmetschen, „daß man's eben treffe, wenn es gleich aufs allerkläreste und gewisseste ist, wie ich täglich erfahre in meinem Verdeutschen." [1])

Die Auslegung des Vaterunsers. — Abermalige Ablaßbestreitung, 1517 gegen Ostern.

In zweifacher Beziehung muß hier noch von einer anderen Arbeit Luther's die Rede sein, womit es folgende Bewandtniß hat. Er setzte seine volksmäßige geistliche Wirksamkeit dadurch fort, daß er, nach Beendigung der Vorträge über die zehn Gebote, in der Fastenzeit 1517 über das Vaterunser predigte. Zugleich hielt er Vorlesungen über das letztere. Ein Zuhörer, Johann Schneider, schrieb ihm nach und stellte aus seinen Aufzeichnungen ein Werk zusammen, das unter dem Titel Auslegung und Deutung des heiligen Vater Unsers durch den Ehrwürdigen und Hochgelehrten Herren M. Luthern, der heiligen Schrift Doktorn, Einsiedler Reformirter Augustiner Ordens, in Sachsen Vikarius, zu Wittenberg im 1517. Jahr geprediget in der Fasten von seiner Schüler einem zusammengesetzet, 1518 erschien und in demselben Jahre noch einmal gedruckt wurde. Schneider that von dem Seinigen einiges hinzu, was sich auch allenfalls unterscheiden läßt. Einzelne gar zu ungehobelte und plumpe Ausdrücke und Wendungen scheinen so wenig von Luther

1) J. Grimm, Deutsche Grammatik, 3. Ausg. I, 6, 23. Vierteljahrsschrift 66 f. G. Pfizer, Vorwort zu den Schriften Luther's. Plochm. XXVIII, 390.

herzurühren als manches Spielend-Mystische, z. B. wenn es heißt, jedes Blutströpflein des rosinfarbenen Blutes Christi, jechlich Dörnlein, das ihm sein zartes Haupt durchstochen u. s. f., sei ein Gericht, davon der Imbiß der Seelen bereitet werde Dergleichen findet sich nirgend in dem von Luther bestimmt Herrührenden, Markigen und eher Harten als Lieblichen, wenn seine Sprache und Gedanken sich mystisch auch noch so sehr versteigen oder vertiefen. Den Ton hatte er freilich angeschlagen; wir kennen die Anregungen, die denselben bei ihm hervorgelockt, und sehen hier, wie er sogleich nachklang. Indeß war Schneider's Arbeit nicht ganz nach seinem Sinne oder genügte ihm doch nicht. Er ließ noch im Jahre 1518 selbst eine Auslegung des Vaterunsers für die einfältigen Laien erscheinen, worauf dann später noch mehrere Bearbeitungen desselben von ihm gefolgt sind. Das Werk enthält jedoch ohne Frage hauptsächlich seine Gedanken und Aeußerungen. Schneider kann nur wenig hinzugethan, konnte am wenigsten die ganze Auffassung und Darstellung des Gegenstandes, die ureigen lutherisch ist, oder insbesondre das über den Ablaß und ähnliches Vorkommende aus sich selbst haben. Auch lehnt Luther in seiner eigenen Auslegung des Vaterunsers von 1518 die Urheberschaft der schneiderschen Arbeit keineswegs eigentlich von sich ab, die wir deshalb hier, wenn auch mit Vorsicht, in Betracht zu ziehen haben, um daraus die Darstellung des Gedankenkreises und der Vorschritte Luther's in dieser Zeit zu vervollständigen. Wir hätten ihrer auch bei seiner volksmäßigen Wirksamkeit gedenken können, da sie sowohl dieser als seiner Gelehrtenthätigkeit angehört, das Erbauliche darin überwiegt und da sie die Reihe seiner volksmäßigen Bearbeitungen des Vaterunsers eröffnet, während sie die zweite seiner katechetischen Arbeiten ist. Allein erbaulich waren auch seine theologischen Vorlesungen, in ihnen scheint Schneider nachgeschrieben zu haben, und es erschien zweckmäßiger, in diesem Hauptstücke von ihr zu reden, weil sie, aus Vorlesungen und wol auch Predigten entstanden und die Bedürfnisse von Studirenden wie lediglich Erbauung Suchenden berücksichtigend, die Doppelseite seiner gesammten Thätigkeit zusammenfaßt und darlegt, und Äußerungen über den Ablaß und damit zusammenhängende ähnliche Erörterungen enthält, die am besten zur Betrachtung des Ausbruchs der grö

ßeren Fehde, wobei wir nun bald anlangen werden, hinüberleiten. [1])

Vom ersten bis zum letzten Worte geht sein Bemühen dahin, das veräußerlichte Gebet von den Lippen in die Herzen zurückzuführen, die grobsinnlichen abergläubischen Vorstellungen, das Mechanische davon zu entfernen. Müßte man nicht von selbst erwarten, auch hier seine theologischen Grundbegriffe wiederkehren zu sehen, so würde gleich der Eingang es zeigen. Das Vaterunser ist das „edelste und beste" Gebet, weil es von Christo seinen Ursprung nimmt, „der uns gelehret hat, daß wir uns selber verläugnen und sein Kreuz auf uns nehmen sollen: so werden wir seine Jünger." Und: „So der Mensch anhebet zu beten, Vater unser, der du bist in den Himmeln, und thut das mit dem Herzen und Munde, bekennet er, daß er einen Vater hat, und denselben in den Himmeln: erkennet sich im Elend verlassen," u. s. f.

Die Begriffe bewegen sich noch innerhalb des Kreises der Kirchenlehre, streifen jedoch schon nach der Grenze hin, stoßen dann weiter auch schon hart genug gegen die gewöhnliche verdorbene Lehrweise und Praxis an. Diese wird fortwährend angegriffen. Gelegentlich ist abermals die Rede von unrichtigen Schriftauslegungen der Ketzer, oder die Geistlichkeit, die Obern werden gegen den, man sieht wol immer allgemeiner verlautenden Tadel der Laien in Schutz genommen. Es geschieht hier auf eine etwas eigenthümliche Weise. Bei Auslegung der vierten Bitte nämlich will er, daß in dieselbe auch die Priesterschaft, die Prälaten und Regenten eingeschlossen werden. „Denn wir bitten das Brot, das durch die Priester uns muß gegeben werden. Darum soll man sie billig ehren und ihnen nicht übel nachreden." Paulus erklärt Römer 13, 1, daß wir den bösen und frommen Prälaten gleich große Ehre thun sollen, und zwar weil sie nicht allein als Menschen anzusehen sind, „sondern wie

1) Das Literarhistorische bei Walch, VII, Vorr. 10. Die Auslegung selbst 1024 ff. Hartmann, Aelteste katechetische Denkmale, 7. (Die dort erwähnten kleinen Schriften, unter ihnen Ein kurtz Form des Vater Unsers, erschienen schon 1518. Die wolfenbüttelsche Bibliothek besitzt Abdrücke von diesem Jahre.)

in ihnen Gott sitzet und regieret.“ Dann folgt auch hier die Klage: „Es ist aber jetzo dahin kommen, daß man Niemand also sehr nachredet als den Häuptern. Der Teufel bringet es ja zuwege, das man von den hohen Ständen redet.“ Aber der Einwand: man soll also von den Pfaffen nicht sagen, was wahr ist, daß sie leben, daß es eine Sünde und Schande ist? Er antwortet: „Es ist wohl wahr, daß wir Mönche und Pfaffen es wohl verdient haben: jedoch so lebet man in allen Ständen übel; die Stand ist darum nicht böse. Im ehelichen Stande sind viel Ehebrecher und Ehebrecherinnen, doch ist die Ehe nicht böse. Also in allen Ständen und sonderlich in diesem, der der allerhöheste ist und darin man am schwersten sündigt. Ich sage dir auch, daß Gott also ein wunderbarer Werkmeister ist, daß er am meisten die Guten regiert durch böse Regenten. Auch sollst du nicht Deinen Prälaten nachreden, weil es Dir nicht ziemet, sondern allein den Predigern auf der Kanzel. Und wo sie es sonst thäten, sündigen sie auch.“ Die aus der Weise des Allegorisirens hergenommene Erläuterung klingt dann ziemlich sonderbar. Johannes — der als Verkündiger Christi alle Prediger bedeutet — „wusch mit Wasser das Haupt Christi: also sollen die Prälaten und Statthalter Christi leiden und von den Predigern gestraft werden. Darum merke eben auf, daß Du nicht in Bierbänken ihrer übel gedenkest.“ Daß der Prediger nach Recht und Pflicht auch die Obrigkeit strafe, war also auch jetzt schon, wie wir hier abermals sehr deutlich sehen, sein Grundsatz, der wesentlich in seine Gehorsamslehre hineingehörte, und dem er treulich folgte. Der große Haufe sollte nicht nach seiner Art auf die Obern schelten; er wollte es seinerseits für das Volk thun, in seiner Weise. Der Gesichtspunkt, daß Gott die Guten regiere durch böse Regenten, kehrte späterhin oft bei ihm wieder, wo er leidenden Gehorsam lehrte und diese Lehre gegen die Einwendung zu vertheidigen hatte, daß er ja selbst den Tyrannen so abhold sei. An einer anderen Stelle sagt er: „Gieb uns, o Gott, nur Regenten und Priester, die uns Christum predigen. Und wenn ich bitten sollte und wünschen, wollte ich begehren allein, daß sie das Volk durch das göttliche Wort regierten. Denn so dieser Stand recht stünde, wollten wir auch wohl gut thun. Das ist das größte Gebet. Und darum sollen wir auch sagen, so wir

unsre Prälaten sehen fallen: ach Gott, gieb dem armen Menschen, daß er aufstehe! Denn so die Häupter gut wären, so wollten wir dem Teufel ein Kniplein schlagen und sprechen: Trotz Dir!“ Die Besserung der Häupter erwartete er aber auch hier nur von der Wiederherstellung der Lehre, in deren Verdorbenheit er die Ursach der ihrigen erblickt.

Die Lehre von der Brotverwandlung in der Messe erweckt ihm keine Zweifel. Die Worte Christi bei der Abendmahlseinsetzung: So oft ihr dies thut, versteht er ganz unbefangen: „So oft Ihr Messe haltet und meinen Leib und Blut sakrificirt;“ dagegen aber deutet er den Zusatz: „Sollt Ihr's thun zu meinem Gedächtniß,“ desto geistiger und freier. Christus sage nicht: So oft Ihr essen werdet von diesem Brote und trinken von diesem Kelche, sollt Ihr so viel fasten, beten u. s. w., sondern gedenket allein mein dabei. Nicht daß „Fasten und Beten böse sei, sondern daß nichts Fürnämliches darinnen stehe.“

Eben hierauf kommt er an vielen Stellen zurück; Angriffe auf die gemeine Lehrweise, die Scholastik, den Ablaß namentlich knüpfen sich daran. Er wendet — sein eifriges Lesen der Väter! — auch hier den Blick auf die ältere Kirche zurück, vergleicht ihre Lehre mit der zu seiner Zeit gangbaren. „Wenn ich ansehe die Weise der lieben alten Bischöfe, so vor eilfhundert Jahren gewesen, wie sie mit so großer Arbeit, Mühe und Fleiß die Leute zum andern Leben und zu Christo gereizet haben, wundere ich und betrübe mich, wie es so ganz ist abkommen. Gott sei es geklagt, daß man jetzo nichts Anders thut, denn das Volk in die Werke führet, und Christum läßt man dahinten. Man betet so viel Rosenkränze, Kronen, Psalter und der Gebetlein, die mit rother Dinten geschrieben (in den elenden „Betbüchlein, der die Welt voll war“), allein auf Meinung, daß Gott uns hie Gesundheit des Leibes, langes Leben und Güter verleihe, und zu Ablösung der Sünde, so durch den Ablaß, der dazu gegeben, geschieht. Ich verwerfe sie nicht; aber es wäre viel besser, du betest ein einiges Vaterunser mit innerlicher herzlicher Begier, mit Aufmerkung, was die Wörtlein in sich haben.“ Ebenso und noch stärker an anderen Stellen. „Das halte ich für das beste Gebet, wenn das Herz zu Christo fleucht. Es stehet dieweil ein Andrer in der Kirchen, wendet die Blätter um, zählet die Pa-

ternosterkörner, klappert sehr damit und denkt mit dem Herzen weit von Dem, das er mit dem Munde bekennet. Das ist nichts gebetet." Die Pfaffen und Mönche, die da „überhinschlappern" und dann fröhlich hingehen, hoffärtig werden und Gott bezahlt zu haben meinen, thun der Christenheit genug, nicht von fern aber Gott. Kein Ding heißt Gebet, es sei Gesang, Gemurmel, Rede, Schrift oder Dergleichen, es sei denn, „daß das Herz aufsteige zu Gott."

Man liest es aus zehn und wieder zehn Stellen heraus, wie das Herz ihm wehe thut, indem er das Volk so tief in Vorstellungen verstrickt sieht, die ihm seelgefährdend erscheinen mußten, und die doch aus der gemeinen Lehre herflossen und am meisten durch die Ablaßpredigten und Praxis befestigt wurden. „Alle die Gebete, die da den Schein haben, daß sie dienen für diese oder andere Krankheit, haltens die Betenden dann vest dafür, es werde ihnen, was sie bitten. Und dieselbige närrische Heiligkeit nimmt jetzund gar sehr überhand, daß ich es nicht schweigen kann, ich muß etwas davon sagen; und alle Die warnen, die Christi Kinder sind. Man hält jetzund mehr von einem Gebet, das mit rother Dinten geschrieben ist, denn von dem Evangelio. Es sind erstlich St. Brigitten Gebete, und werden viel Leute erfunden, die da gänzlich gläuben, wenn sie diese Gebete täglich beten, können sie nicht verdammt werden, und wollen also eine Sicherheit machen der Seligkeit, wollen auch Gott mit unserm Gebet pochen, das er doch zu Boden nicht leiden mag. Sind darnach acht Verse Bernhardi: so du die betest, verdienest du also viel, gleich als du den ganzen Psalter hättest ausgebetet. Ich will mehr sagen: Wenn du aus dem Herzen betest allein, dein Name werde geheiliget, ist mehr, denn daß du hundert Psalter ohne Herz betest. Es sind auch andere Gebete und vielleicht hinter dem Ofen erdichtet, daß uns Gott nicht lasse krank werden, unsere Güter, Haabe, Aecker, Wiesen behüte, als von sankto Lamperto, sankt Annen, und was dergleichen ist. Alle diese Bittende sollen wissen, daß sie sich wohl verwahren, auf daß sie nicht ein ander Gebet größer achten, denn das, das uns Gott gelehret hat. Und sollen das kürzlich zu einer Lehre nehmen: Wo sie Christum nicht finden in dem Gebet und seines Namens Lobung, sollen sie keine rothe Dinte ansehen, sondern

das fahren lassen." Bei der Bitte: Vergieb uns, wie wir vergeben, werde so gar wenig daran gedacht, daß man um Strafe und Rache über sich selbst bitte, indem man an das sittliche Moment, Liebe, Versöhnlichkeit, nicht denke. „Gott sei es geklagt, wie man betet, Strafe und Rache über sich selbst mit Korallen und Krystallen, gülden und silberne Paternoster sprechend: o Gott Vater, vergieb mir nicht, gieb mir nimmermehr den Himmel, denn ich will nicht vergeben."

Er hätte kaum mit mehr Milde und Mäßigung reden können, doch war es freilich in Betracht des vorhandenen Zustandes ärgerlich und bedenklich genug. Ließ das Volk fahren, was er hier als nichtig darstellt, so fiel nicht wenig. Er wird nicht müde, von allen Seiten auf denselben Punkt vorzudringen. „Wo nicht fürnämlich, bescheidentlich, sonderlich göttlicher Name und sein Lob in und durch alle unsre Werke gesucht wird, zuvoraus in unserm Gebet, so sind unsre Werke und Gebet unrein, und lästern Gott und seinen heiligen Namen. Gott sei es geklagt, daß unsre Heiligkeit, die wir hoch anziehen, den Orgelpfeifen zu gleichen ist, die da plärren, schreien, lauten ohn Seel und Herz." Indem er seine Ueberzeugung von dem Willen ins Licht setzt, der nichts Gutes vermag, blickt er auf Aristoteles hin, der da „dem Willen die größte Macht gebe," leitet alle Hoffarth daraus ab, und klagt wohl: „Es ist nun leider dahin kommen, daß man dem Volk von der Kanzel unverschämt öffentlich sagt: O Mensch, habe nur eine gute Meinung, Willen und Vorsatz, zu thun, so viel du kannst; thu, was in dir ist, so kannst du nicht verloren werden." Und da folgt denn eifrige Bestreitung der Lehren des Aristoteles, der Sententiarier von den Kräften des Willens, denen die mystisch-augustinische entgegengesetzt wird. Je mehr er von der letztern durchdrungen ist, desto mehr scheint es ihm „vonnöthen," daß man das Volk lehre, „wie sie die Tugend verlernen sollen, und Aristotelis Lehre und Kunst muß dahinten bleiben. Man lehret aber jetzt nicht, Gott sei es geklagt! denn wie man nur viel guter Werke thun soll, was und wie viel Ablaß oder ander Gutes man davon soll haben. Daraus denn erwächset eigner Wohlgefalle und Ermessung, wie viel Lohns uns Gott dafür geben soll," da doch der Apostel lehre: der gerechte Mensch lebe nicht in der Vielheit der Werke, sondern im

Glauben, da das Evangelium doch auf Christum weise, als der allein das Gesetz erfüllt, an den sich Jeder zu halten habe, dessen Verdienst der Christenheit worden; wie denn auch „die christliche Kirche, unsre Mutter, durch Eingebung des heil. Geistes eingesetzt hat, daß täglich in allen Messen das Evangelium soll gelesen werden, auf daß alle fromme Christen eine Speise ihrer Seelen daraus schöpfen und empfahen."

Auch an andern Stellen wird dem Ablaß widersprochen. „Dem Nächsten vergeben ist nützlicher denn zehn tausend Ablaßbriefe. Wider die Ordnung Christi ehren wir Gott und seine Heiligen nirgend anders um, denn daß er uns vor zeitlichem Armuth, Schanden, Unehren behüten solle. Wir nehmen jetzt viel Ablaßbriefe, daß wir ja sicher sein. Aber ich sage Dir, es ist gefährlich, wo es geschieht, daß göttlicher Name davon nicht geehret und gepreiset wird. Denn wo das nicht geschähe, möchten wir lieber zehen Mal verdammt werden, um Christi Willen. So wir nicht Abwaschung unsrer Sünden suchen, ist's nicht recht, daß wir die Heiligen anrufen, uns vom Uebel zu erlösen, gefällt weder Gott noch den Heiligen." Nichts däucht ihm seelengefährlicher als die Lehre, nach welcher man auf so leichte Weise — durch Ablaß, Werke — mit Gott sich abfinden, Tugend, den Himmel erwerben könne. Er will auch hier Das, worauf er in der Auslegung der Bußpsalmen drang, daß man sich „angreifen" solle, daß man geduldig leide. „Wir wollen aber jetzund, klagt er noch am Schlusse, in der Wiegen und in Pflaumfedern zu Himmel fahren, so doch Christus, unser frommer Bischof, mußte am Kreuze durch viel Pein und Marter hinaufklimmen." Der däucht ihm in einem fährlichen Stande zu sein, der das Sterben scheut, durch das „wir doch in Gottes Reich kommen müssen," indem „der Mensch immer mehr und mehr tugendsam wird bis daß wir sterben; so wird in jenem Leben das vollbracht." An einer anderen Stelle: „Was wir von Adam und Eva natürlicher Weise haben, muß unterdrückt werden, ein anderes höheres Wesen muß die Gnade durch Christum in uns einführen, der aus Kindern der Natur und des Zorns Kinder der Gnade und Versöhnung macht, aus Sündern fromme gütige gerechte Menschen. Daher können wir Gott keinen größeren Dienst leisten als dadurch, daß wir uns selbst, unsre Kräfte und Alles, was in uns

ist, verlassen, in keine Kreatur, kein Werk, es sei so gut es wolle, sondern in Gott allein unsre Hoffnung und Trost setzen. Das geschieht aber nicht ehe, denn wenn der Mensch außerhalb ihm ist, verlässet sich ganz und gar, tröstet sich allein des Erlösers. Der ist Gott nahe, der ferne ist von sich selbst, wer aber sich selbst nahe, der ist weit von Gott abgeschieden. Adam und Christus können bei einander nicht wohnen. Soll Christus in uns eingehen, muß Adam ausgehen, das ist alle Begierlichkeit der Kreatur, Gesuch und Einschlag der Natur. Es ist auch nichts Gutes in uns, Gott baue es denn. Er muß es von Neuem schaffen, auf daß der Mensch müssig und ledig stehe aller erschaffenen Dinge."

Auch hier sehen wir, wie stark die Mystik in dieser Zeit auf ihn einwirkte; Einwirkungen, die in seinen späteren ähnlichen Bearbeitungen desselben Gegenstandes wenigstens insofern verschwinden, als sie nicht mehr so sichtlich bis zur wörtlichen Uebereinstimmung mit Tauler und dem deutschen Theologen vor Augen liegen. Seine religiöse Anschauung und sein Ausdruck erscheinen in den Katechismen gesunder, einfacher, volksmäßiger. Doch hat schon diese erste Arbeit über das Vaterunser den Vorzug in hohem Maaße, der die spätern im höchsten auszeichnet, daß er das Gebet des Herrn zum völlig angemessenen Ausdruck der besondern religiösen Anliegen Jedermanns zu machen weiß.

Reise nach Dresden im Sommer 1517.

Seine Thätigkeit in Wittenberg wurde im Sommer 1517 durch eine Reise nach Dresden unterbrochen, welche indeß nicht durch die Vikariatsführung veranlaßt wurde. Der Anlaß weist darauf hin, daß sich sein Ruf auch schon in die Ferne verbreitet und wie hoch er fortwährend bei Staupitz in Gunst stand, was auch daraus hervorgeht, daß dieser, obwohl längst aus den Niederlanden zurückgekehrt und in größerer oder geringerer Nähe — in Nürnberg, jetzt in Dresden — verweilend, die Vikariatsführung noch immer in seinen Händen ließ. In Dresden residirte Herzog Georg von Sachsen, einer der beiden Söhne Albrecht's des Beherzten. Der weitaus größere Theil der Lande desselben

war ihm zugefallen. Vortrefflich hat Ranke den Mann und Regenten von „buchstäblicher Gesetzlichkeit, herbem Eigensinn und durchgreifender Thatkraft" geschildert. Das bezeichnete ihn auch in Hinsicht auf die religiösen Dinge. Er war durchdrungen von streng katholischer, aber aufrichtiger Denkart und Frömmigkeit, erkannte einen großen Theil der Entartung im geistlichen Wesen der Zeit, und war, soweit er sie erkannte, reformistisch gestimmt. In Beziehung auf mehr als einen Punkt dachte er unbefangener als Luther, mit welchem er auf gleicher Stufe stand, sofern Beiden eine Besserung der Kirche auf kirchlichem Boden im Sinne lag. Doch war er auf die äußerlichen Reformen bedacht, von welchen Luther nichts erwartete, der seinerseits bei der Lehrherstellung angefangen wissen wollte und bei seinem eignen Bemühen damit zu beginnen, zu Ansichten gelangt war, welche dem Gedankenkreise des Herzogs, wie sich zeigen sollte, zu fern lagen. Georg war seinerseits in den herrschenden Vorstellungen befangener, über welche sich Luther erhoben hatte. Er hielt steif am kirchlich-scholastischen Lehrbegriffe. Cochläus bezeichnet den Gegensatz, in welchen Beide hineingerathen, sehr richtig: „Wahrlich, wenn Luther die Mißbräuche, so in der Kirchen und Papisterei zu Zoten gehen, strafte, Herzog Georg würde ihm sobald zufallen, als einiger Fürst im Reiche. Weil aber Luther die bösen Mißbräuche fahren läßt und die besten Stücke des christlichen Glaubens widerficht und zu Boden stoßen will, als nämlich die heilige Messe, die sieben Sakramente, das Klosterleben, die alten Zeremonien u. s. w., so thut ihm Herzog Georg nicht Unrecht, wenn er ihn schilt einen meineidigen Apostata und verdammten ehrlosen Ketzer, weil er in Wahrheit ein solcher ist und von beider Obrigkeit für einen solchen öffentlich erkannt und verdammt." Staupitz hatte Unterredungen mit dem Herzoge, in welchen die kirchlichen Zustände zur Sprache kamen. Wir erinnern uns aus dem Obigen des Wesens in Dresden, des Ablaßunfugs auch in den Landen Georg's, des Widerspruches, der Betheiligung desselben. Der Herzog „hatte Lust zu guten Predigern," hatte Proles oftmals gehört. Er äußerte, daß er einen frommen und gelehrten Prediger hören möchte. „Etliche Hochgelehrte" redeten schimpflich von den wittenberger Theologen, als wollten sie „neue Ding fürnehmen." Wir haben sie ohne Zweifel namentlich in

Leipzig zu suchen, der Universität des Herzogs, der sehr wahrscheinlich durch sie schon gegen die Wittenberger und insbesondre Luther eingenommen war. Gerade um ihn von dem Vorurtheile zurückzubringen, mochte Staupitz Luther empfehlen, den zu hören der Herzog und dessen Umgebungen jetzt wol um so begieriger wurden, da nun die warme Empfehlung Staupitzens den muthmaßlich schwankenden und widersprechenden Gerüchten gegenüberstand, die über Luther und die Wittenberger nach Dresden gedrungen waren. Es mag wahr sein, „nicht zu guter Stunde, unter ungünstigem Sterne" traf Luther zum ersten Male mit dem Herzoge in der alten Dresdner Schloßkapelle zusammen, und für Beide folgte schwere und lange Unlust nach. Allein sie würde auch ohne dieses Zusammentreffen nicht ausgeblieben sein. Die Gegensätze und die Charaktere standen einander zu schroff, entschieden und unnachgiebig gegenüber, zu nahe und engverschlungen waren die Kurlande und die des Herzogs. Persönliches Fernbleiben hätte zu keiner Ausgleichung und Verständigung führen können, die, wenn Georg, der gern selbständig urtheilte und handelte, den Verdächtigten mit eigenen Ohren hörte, viel wahrscheinlicher war, als wenn er nur von ihm hörte durch seine Umgebungen. Kam doch auch bei dem Zusammentreffen im Grunde Nichts vor, was Luther und den Herzog persönlich hätte gegen einander reizen können [1]).

Luther predigte vor dem Herzoge und dem Hofe an einem Sonnabende, dem Tage Jakobi (25. Juli). Die Ansichten und die Abgeneigtheit des Herzogs gegen seine Richtung, seine Angriffe auf so Vieles, das gerade auch in Dresden für heilig und unantastbar galt, konnten ihm nicht unbekannt sein, allein er ließ sich dadurch nicht abhalten, vielleicht eben noch mehr bestimmen, recht aus dem innersten Herzen, dem Mittelpunkte seiner Lehre herauszureden. Er predigte über den Festtext, die Erzählung von der Mutter der Söhne Zebedäi, die für dieselben vom Herrn die höchsten Stellen in seinem Reiche begehrte. Er rügte die häufigen thörichten Wünsche der zu Gott Bittenden, zeigte dann, was ein Christ bitten müsse, und verbreitete sich

1) Ranke a. a. O. IV, 137 ff. Seidemann, Die Leipziger Disputation, 3 ff. Derselbe, Beiträge zur Reformationsgesch., I, 11 ff. 33.

endlich mit besonderer Wärme über seine Lieblingsvorstellung, die Gewißheit der Seligkeit durch Ergreifung des Verdienstes Christi. Gottvertrauen sei die beste Gabe, die man wünschen könne; um keinen Preis dürfe man es wegwerfen, und Diejenigen wären die rechten Jünger Jesu, zum ewigen Leben erwählt, die Gottes Wort hörten, ihm glaubten und danach thäten. Der Glaube an Christi Verdienst, der die Einbildung auf das eigne ausschließe, habe die Kraft, die Furcht zu vertreiben, wodurch so Viele geängstet würden, die im Bewußtsein ihrer Unwürdigkeit vor Gott flöhen, zu dem sie doch eben wegen derselben ihre Zuflucht nehmen sollten.[1])

Die Predigt ist nicht erhalten, doch haben wir Aehnliches von Luther aus dieser Zeit so viel gehört, daß wir uns die weitere Ausführung leicht hinzudenken können. Der Eindruck, den er gemacht hatte, war ein sehr tiefer, aber auch ebenso verschiedener. Die Predigt wurde lange und viel besprochen. Sie hieß fortan „die Mönchspredigt." Zwei Herren von Adel erinnerten den Herzog noch auf seinem Sterbebette daran. Noch an demselben Tage über Tafel fragte Georg eine Hofdame, Barbara von Sale, wie ihr die Predigt gefallen? Sie erwiderte, daß sie Gott danke die Rede gehört zu haben, auf diese Lehre und Trost wolle sie leben und sterben; zum Sterben sei sie um so freudiger bereit, wenn sie gewürdigt werden sollte, noch eine solche Predigt zu hören. Der Herzog dagegen zürnte, die Worte im Eifer wiederholend: „er würde viel Geld darum geben, wenn er die Predigt nicht gehört hätte; diese Lehre mache die Leute nur sicher und ruchlos.[2])

Die Predigt war die Quelle, aus welcher er unmittelbare Kunde über die lutherische Lehre schöpfte, der Prüfstein, woran er sein Urtheil entschied über die folgenreiche Parteistellung, die er in dem bald ausbrechenden großen Streite nahm. So wenig gewann Luther über ihn, daß er vielmehr eben an diesem Tage seine Abneigung gegen die ganze von ihm ausgehende Bewegung

1) *Seckend.* I, 23. Hilscher, Lutheri dreimalige Anwesenheit in Alt-Dresden, 28.

2) Hilscher, Etwas zur Kirchenhistorie in Alt-Dresden, 21, 224. Meurer a. a. O. I, 39 Anm.

begründete, die auch in die heftigsten persönlichen Streitigkeiten und Feindschaften zwischen ihm und dem Herzoge übergehen sollte. Georg wollte die lutherische Lehre in seinem Gebiete nie zulassen, obwohl er sich ihrem Eindrucke nicht entziehen konnte, vielleicht schon jetzt nicht ganz entzog. Seine Meinung wird aus dem Nachstehenden noch deutlicher. Als 1537 sein Erbprinz Johann im Sterben lag, sprach er ihm mit den Worten zu: er solle allein auf Christum, der Welt Heiland, sehen, und aller seiner Werke, wie auch der Heiligen Fürbitte vergessen, wie dies denn auch in den meisten Betbüchern stand und wir auch Luther reden hörten, den Sterbenden sei Christi Verdienst allein vorgehalten. Johann's Gemahlin sagte darauf zu ihrem Schwiegervater: warum läßt man dieses nicht öffentlich im Lande predigen? Er erwiderte: „Liebe Frau Tochter, man solls nur den Sterbenden zum Troste vorhalten. Denn wenn die gemeinen Leute wissen sollten, daß man allein durch Christum selig würde, so würden sie allzu ruchlos werden und sich gar keiner guten Werke mehr befleißigen." In dem Urtheile des Herzogs spricht sich ein sittlicher Sinn und Fürsorge für das Volk, aber auch der Despotensinn aus, der ebenso auf Verachtung des Volkes ruht, wie die Volksfürsorge Luther's — obwohl Luther dem Mitreden und Handeln der Vielen auch Maaß und Ziel gesetzt wissen wollte — mit der Achtung des Volkes verbunden war, die in seinem ganzen Wirken für das letztre und mit ihm, die so körnig in seinem Vorworte zu den Bußspalmen sich ausdrückt: er halte seine neuen Auslegungen nicht zurück, weil es ihm nicht zieme „so nider die Christen zu halten," als vermöchten sie nicht selbständig in geistlichen Dingen zu richten. Georg hatte kein rechtes Vertrauen zu der Kraft der Wahrheit, und Luther das unerschütterlichste; er hatte Hintergedanken bei den religiösen Dingen; vielleicht daß Sorge wegen seiner leipziger Universität und Eifersucht auf die des beneideten Kurfürsten sich einmischte; jedenfalls aber war ihm die Religion wenigstens nebenher auch bloßes Mittel, wodurch das Volk geführt werden sollte, „nach menschlichen Gedanken," wie Luther etwa gesagt haben würde; der große Haufe sollte das Beste vom Evangelium nicht wissen, das ursprünglich den Armen gepredigt war; er wurde sich nicht klar, gerieth in einen Selbstwiderspruch, indem er die Lehre

Luther's im Grunde nicht mißbilligte und sie dennoch ablehnte. Bei Luther finden wir von dem Allen gerade das Gegentheil, nur daß auch er sich in einem allerdings wesentlichen Punkte nicht hinlänglich klar war, bei welchem denn auch die Irrungen anhuben.[1])

Wir erinnern uns, auch in Wittenberg hatte sich an die Verkündung seiner Grundlehre sogleich das Mißverständniß angeknüpft. Es zu bemeistern war ihm dort so ziemlich gelungen, wo er sich wiederholter, deutlicher, zusammenhängender und eindringlicher auslassen konnte. In Dresden fand es sich gleichfalls sofort ein, obwohl er auch hier nicht ermangelt hatte sich dawider zu verwahren. Es fehlte auch hier an völligem Verständnisse und lebendiger Empfänglichkeit nicht. Aber gerade der wichtigste Mann wurde und blieb ungewonnen und abgeneigt. Das Mißverständniß oder die Mißverständlichkeit der paulinisch-augustinischen Auffassung Luther's fängt hier an verhängnißvoll zu werden. Daß ein Mann von so bedeutender Stellung und Persönlichkeit wie Herzog Georg, ein so einflußreicher und verständiger, gesinnungsvoller, kräftiger, für eine Reformation so sehr gestimmter Fürst wie Herzog Georg in die Ansicht Luther's nicht einzugehen vermochte, daß dieser nicht im Stande war, ihr Eingang bei ihm zu verschaffen, war das erste wichtige Zeichen von den Schwierigkeiten, welchen das völlige Verständniß derselben in der Gestalt, in welche Luther sie ausprägte, selbst bei Wohlgesinnten und sonst Zuneigenden in weiteren Kreisen unterlag; von den Schwierigkeiten also, welche ihrer allgemeinen echten Aneignung entgegentraten und demnach von dem gewaltigen weit verbreiteten und unüberwindlichen Widerspruche, den die sächsische auf ihr größtentheils beruhende Reformation finden und an welchem Luther's Geistermacht sich brechen sollte. Nach seinem innersten Gedanken war der Glaube Wirkung der göttlichen Gnade und bewirkte seinerseits eine völlige Erneuerung und Umgestaltung des natürlichen Menschen, eine Erneuerung, die zur Gerechtigkeit vor Gott und zur Seligkeit nothwendig, aber auch genügend war, während nach der pelagianisch-kirchlichen und scholastischen Ansicht der Mensch nur einer Förderung durch die

1) Hilscher, Dreimalige Anwesenheit in Alt-Dresden, 40.

Gnade bedurfte und beim Glauben an die kirchliche Rechtgläubigkeit gedacht wurde. Die lutherische bedingte geistige Selbstthätigkeit in den religiösen Dingen und führte zur eigentlichen religiösen Freiheit. Wer den Glauben hatte in Luther's Sinne, bedurfte der Kirche und Priesterschaft im bisherigen Sinne nicht mehr, sie konnte ihm nicht mehr sein, was sie den mittleren Jahrhunderten gewesen war, christlich sittigende Erzieherin und Zuchtmeisterin. Drang die Ansicht durch, die sich allmählig gebildet und verbreitet hatte und in Luther einen gewaltigern Vertreter als sie bis dahin gehabt erhielt, so mußte die Kirche ihre Stellung verlieren. Eben deshalb drehete sich der große Streit fortan um das Lutherische: der Glaube allein! Bei diesem Punkte trennten sich die Ansichten. Nicht bloß daß namentlich die geistlichen Häupter wollten, daß die Kirche bleiben solle was sie bis dahin gewesen, und daß viele von ihnen und viele mit ihnen Verbündete dies wollten aus Herrschsucht, Eigennutz, blinder Gewohnheitsmäßigkeit und Eigennutz: Andre, und zwar Verständige, waren ganz ehrlich derselben Meinung. Auch Herzog Georg hegte diese Meinung, die im tieferen Grunde so viel sagen wollte, als: die Massen sind für echte Religiosität, für die religiöse Freiheit nicht reif, die bei ihnen Zucht- und Zügellosigkeit wird, „rohe Leute macht." Sehr viel Uebelwollen oder sehr viel Unkunde setzt freilich das ordinäre Mißverständniß voraus, als ob die lutherische Lehre die Frömmigkeit leicht und bequem mache, indem sie lediglich Glauben und keine Werke fordre, da doch ihrem Begriffe vom Glauben zufolge dieser als ein innerlich Belebendes und Bewegendes — wie dies Luther schon in der Psalmerkärung hervorgehoben — sich nothwendig dadurch bekunden und erwahren mußte, daß der Gläubige das Reinste, Beste und Höchste wollte und that, sich gerade „angriff," was bei den „Werken" unterblieb. Der Augustinism und Luther's System sind bei anderen Punkten — schon im zweiten Buche wurde darauf hingewiesen — weit ungenügender und minder geeignet allgemeiner zu ergreifen, mögen durch andere Begriffe weit eher auf sittliche Schlaffheit oder den Gedanken leiten, daß diese Theorie dahin führe. Bei der Lehre vom Glauben ist jenes Mißverständniß in der That nicht so leicht. Dennoch trat es ein und tauchte fort und fort wieder auf. Den lutherischen

großen Haufen leitete die sittliche Trägheit hinein, die der verdorbne Katholicism im Volke so lange genährt, die Verwilderung, womit das Volk in die Reformationszeit eintrat. Er vermochte es bei ihm nicht zu überwinden. Im aufwallenden Unmuthe darüber, in verdüsterten Augenblicken der letzten Lebensjahre, sagte er wol, die Welt sei durch die Predigt vom Glauben nur um so ärger worden. Von Feindesseite wurde das Mißverständniß oft absichtlich genährt und so Viele sprechen nun einmal gern nach und denken wenig. Andre Erklärungsgründe kommen hinzu. Die lutherische Ansicht war freilich die alte, d. h. die urevangelische. Allein sie war auch sehr neu, denn seit der Apostel Zeit war sie, wie er ja selbst sagt, und nicht ohne Wahrheit, nicht mehr richtig gelehrt, nicht in der ältesten orientalischen Kirche, die die kirchliche Rechtgläubigkeit über das Wesen Gottes und des Erlösers festgestellt hatte, auch nicht, das will sagen nur annähernd, zu Augustin's Zeiten. Immerfort beirrte der herkömmliche Begriff vom Glauben. Die auf der Seite des Romanism Stehenbleibenden wollten theils und konnten anderentheils in die Lehre vom allein rechtfertigenden Glauben sich nicht hineinfinden, vom Herzog Georg an bis zu den Vätern des trienter Koncils, ja bis auf die heutigen katholischen Streiter wider das Lutherthum und die Lutherischen selbst, die, im Besitze der durch die lutherische Lehre ihnen gewordenen religiösen Freiheit, jene Lehre bisweilen zur Vertheidigung dieser Freiheit bekämpfen. Es rührt daher, daß sie den lutherischen Geist und Lehrbegriff eben so wenig verstehen als ihre Gegner, die im Namen desselben die religiöse Freiheit in Knechtschaft verwandeln möchten. Sie denken nicht daran, daß unsre abermals pelagianisirende Theologie sehr weit entfernt ist, die lutherische Kraft einzuflößen, und daß wir zwar theologisch unbefangener sind, aber die moralische Stärke nicht zeigen, eine Reformation zu machen, weder religiöse noch weltliche. Noch mehr, wie schwer fand sich Luther selbst in die Lehre vom Glauben hinein. Er suchte und fand die in der Zeit am nächsten stehende Autorität und Stütze im Augustin, der aber die Sache selbst noch nicht aufs Reine gebracht hatte, die letzte und echteste in der Schrift, auf welche er um so mehr zurückgehen mußte. Doch da beirrte ihn Augustin bei ohnehin mangelhaften Mitteln des Verständ-

nisses. Um so weniger konnte er sich Allen klar machen, um so erklärlicher war es, daß er den Widerspruch der anderen Hälfte der christlichen Welt nicht zu überwinden vermochte. Er scheint keine Ahnung von diesem Verhängnisse gehabt zu haben, und war es der Fall bei ihm, der gerade und rücksichtslos auf sein Ziel ging, so wurde in diesem Verhängnisse dadurch nichts geändert. Es hätte auch nicht durch berechnende Klugheit, womit er seine Ansicht dem Maße der Geister angepaßt, sondern nur durch eine höhere und freiere Ausbildung seiner Theologie vermieden werden können, durch welche er dahin gelangt wäre, die in dem Satze: wir werden gerecht allein durch den Glauben an Christi Verdienst liegenden Begriffe, genauer zu bestimmen, neben der paulinischen die sonstigen Auffassungen der biblischen Schriftsteller besser zu würdigen und die erstere auf ihren wahren Werth zurückzuführen; endlich die Frage und ähnliche eindringender zu prüfen, ob oder mit welchem Rechte Paulus unter dem allein gerecht machenden Glauben den besondern an die Aufhebung der durch die Sünde Adam's eingetretenen allgemeinen Verschuldung durch den stellvertretenden Opfertod Christi verstehe, u. s. f. Hier konnten ihm aber auch die humanistisch-rationalistischen Theologen nicht helfen. Sie waren freilich unbefangener, doch großentheils nur weil sie mehr auf der Oberfläche blieben und die Sache noch weniger verstanden als Luther und dessen sächsische Theologen. In berechnender Klugheit würde er seine Kraft eingebüßt haben, die in dem unerschütterlichen Glauben an die volle Wahrheit seiner Anschauung bestand; eine freiere und genügendere theologische Auffassung und Darstellung ging über seine Kraft des wissenschaftlichen Eindringens und Gestaltens und über das Vermögen seiner Zeit.

Man kann leicht denken, daß die Ansicht des Fürsten in den Umgebungen desselben vorherrschte. Der Kaplan, Geheimschreiber und Günstling des Herzogs, Hieronymus Emser, ladete Luther nebst Lange und dem Prior des Klosters zu Dresden zu einem „Abendtrünklein.“ Emser, dessen wir bereits gedacht haben, war von Geburt ein Schwabe, von vornehmer Abkunft, und etwa seit 1504 in Sachsen heimisch geworden. Er hatte auf Georg's Kosten in der Theologie promovirt, sich aber aus Widerwillen gegen das scholastische Wesen zur Jurisprudenz ge-

wendet. Er suchte etwas darin, den „Poeten" anzugehören. Luther nannte ihn späterhin wegen seiner die Prosodie oft wenig beachtenden Poesien einen Versifex, rieth ihm aber doch, lieber schlechte Verse zu schreiben als sich in andere Sachen zu mischen, wie er denn seinen bittersten Witz gerade an ihm ausgelassen hat. Indeß gelang es Emser, Hutten 1510 nicht ohne Anerkennung von sich reden zu machen, und durch Pirckheymer 1516 mit Erasmus in ein Verhältniß zu kommen. Auch mit den leipziger und anderen Humanisten stand er gut, mit Lange war er Freund. Doch zeigt schon die Rolle, welche wir ihn in Erfurt spielen sahen, dann der Umstand, daß er sich hielt, während sich die anderen Humanisten in Leipzig nicht halten konnten, und seine nahe Verbindung mit dem Herzoge, daß er mit Geist und Herz der neuernden Richtung nicht zugethan sein konnte. Er hatte 1512 eine Lebensbeschreibung des Bischofs Benno von Meißen, zu dessen Sprengel auch Dresden gehörte, drucken lassen, worin er u. a. eine rühmende Schilderung des Gottesdiensts in der Hauptkirche gibt, aus der man so recht sieht, welch ein prunkvoller und dumpfer Katholicism da im Gange war, obwohl ein Salhausen das Bisthum inne hatte. Emser war Kanonikus in Meißen. Luther schrieb nach ein paar Jahren wider den neuen Abgott und alten Teufel in Meißen. In der Schrift Vom Mißbrauch der Messe nannte er Emser „einen würdigen Patron der beschornen und geölten Götzen." Das Wesen mußte ihm auch jetzt schon viel zu viel, der Gastgeber konnte dem wittenberger Prediger wider die Heiligenverehrung und was sonst dahin gehörte nicht sonderlich hold sein. Emser war eitel, Luther voll Selbstgefühl. Männer hegen stets einen gerechten inneren Widerwillen gegen eitle Männer. Was sollte es bedeuten, da der Herzog so mißgestimmt war, daß des Herzogs Günstling so freundlich that? Suchte er etwas darin, die Honneurs gegen die wittenberger Notabilität zu machen, wollte er unbefangen erscheinen, Luther, den jüngeren Mann, protegiren, oder war es Falschheit, war es auf Luther abg hen? Dieser hätte nicht ausweichen können, so dringend r Emser's Einladung. Möglich daß er vor des Hofmannes Freu lichkeit gewarnt war. Er schreibt an Spalatin, er sei mehr zwungen als eingeladen gewesen, und indem er sich unter Fre

den zu befinden geglaubt, habe er bald gesehen, daß er von Nachstellungen umringt sei. Dies bezieht sich auf den weiteren Verlauf, wobei ein anderer Gast — denn Emser selbst hielt sich mehr beobachtend — ein thomistischer Magister aus Leipzig, im Vordergrunde stand. [1])

Von den leipziger Zuständen war schon die Rede. Hier ist noch Einiges hinzuzufügen. Während in Wittenberg die neuernde wissenschaftliche Richtung mehr und mehr emporgekommen war, hatte sich in Leipzig die ältere wieder recht fest gesetzt. Dort trieb Luther den Scholasticism aus, hier trug der letztere, hauptsächlich durch Dominikaner vertreten, welche die meisten Lehrstühle inne hatten, den Sieg über die Humanisten davon. Die augustinisch-biblische Richtung fehlte gänzlich. Konrad Celtes, Hermann Busch, Rhagius Aesticampianus mußten weichen. Der Letztere wurde vertrieben, obwohl sich der Herzog selbst für ihn verwendete. Noch 1514 war Richard Crokus unter Georg's Begünstigung erschienen, ging aber 1517 auch schon wieder. An seine Stelle trat, von Erasmus dem Herzoge empfohlen, Petrus Mosellanus, der dann aber den älteren Lehrern, den Dominikanern gegenüber einen schweren Stand hatte. Im Gegensatze mit der Lebenslust und Lockerheit, welche sich aus den Verhältnissen Leipzigs als bedeutender Handelsstadt ergaben, war die Stadt doch auch ein Hauptsitz der geistlichen Ansicht und Gesinnung und des geistlichen Unwesens. Nicht bloß, daß Tetzel dort lange so wohlgelitten war, die Fugger hielten da einen Faktor schon um der Ablaßgelder willen. Im Laufe des 15. Jahrhunderts waren alle hervorstechenden Erscheinungen des Katholicism und was nur von Rom gekommen, freudig begrüßt, der Kardinal von Kus, Raymund, zuletzt Tetzel. Die Stadt ertrug eine eben so zahlreiche als verdorbene und frömmelnde fanatische Geistlichkeit. Der Herzog ließ sich aufs Heftigste über die Ordensleute aus, schon seit 1498 hatte er, doch vergebens, dem Unfuge zu steuern gesucht. Allein er hatte auch wieder an den geistlichen

---

1) De Wette I, 84. Auf des Bocks zu Leipzig Antwort, Walch, XVIII, 1552. Vom Mißbr. der Messe, Walch XIX, 1315. Leo, Gesch. der Reformation in Dresden und Leipzig, 4.

Schauspielen großes Wohlgefallen, die den geistlichen Mißständen angehörten und mit welchen die gröbsten Aergernisse verknüpft waren, wie er dem Ablaß wehrte und selbst Ablaß ausbieten ließ. So nannte er wol seine leipziger Lehrer nichtswürdige aufgeblasene Leute, förderte eine Zeit lang den Aufschwung der schönen Wissenschaften, besetzte aber die theologischen Lehrstühle mit strengen und eifrigen Vertretern des herrschenden Lehrsystems. Bis Luther kam, drückte das verdumpfende Dominikanerthum auf den geweckten Sinn der Einwohnerschaft wie ein Bleigewicht. Doch hatten die vertriebenen angefeindeten Humanisten jetzt schon etwas tüchtig Vorbereitendes gethan, indem sie den finstern scholastischen Geist und die Verfolgungssucht der leipziger Fakultätsgelehrten dem allgemeinen Spotte preisgaben. Sie brachten die Universität in Verruf, die einen großen Namen in den Dunkelmännerbriefen erhielt. Gleich der erste derselben verhalf einem der leipziger Doktoren zu trauriger Berühmtheit, verspottete die leipziger Magistermähler, die auch dem Herzoge höchlich zuwider waren. Andre Stücke der Sammlung geißeln die häufige Liederlichkeit, den Konkubinat der Geistlichen, den Verfall echten wissenschaftlichen Geistes, den grämlichen Haß der älteren Lehrer gegen die wenigen tüchtigen Männer, welche Leipzig besitze. Die ursprüngliche Abneigung der Leipziger und Wittenberger mußte zugenommen haben. Luther's Erfolge, Wittenbergs Aufschwung, Luther's Augustinism und freie wissenschaftliche, angreifende, ja herausfordernde Richtung — und jene Dominikaner und Thomisten, die aristotelische Schmäuse hielten und denen Thomas von Aquin der fünfte Evangelist war! Die ursprüngliche Eifersucht, welche fortwährend Nahrung erhielt, die Nähe beider Hochschulen — unmöglich hätte man in Leipzig ohne tiefen Groll gegen Luther sein, hätten heftigere Streitigkeiten ausbleiben können, als die waren, die Pollich und Wimpina 1501 und 1505 geführt. Er mußte Leipzig und den dort herrschenden Geist, die Gesinnungen, die man gegen ihn hegte, sehr genau kennen. In einem Antwortschreiben an Mosellan aus dem Jahre 1520 sagt er, er habe immer gefürchtet, daß die beiden Universitäten aus altem Hasse noch in offnen Streit gerathen würden. Es geschah in der That, daß er selbst der Hauptangegriffne und Kämpfer, daß auch Emser einer seiner heftigsten Gegner wurde. Ein Vorspiel von dem

Allen erfolgte eben bei dem Abendtrunke, von welchem die Rede ist [1]).

Der leipziger Magister, der sich aller Weisheit voll glaubte, that Anfangs freundlich gegen Luther. Allein man gerieth bald in einen gelehrten Dispüt, wie es nicht anders zu erwarten war, und sofort wurde der Leipziger heftig, unhöflich, bissig; er machte seinem bis dahin versteckten bitteren Grolle Luft. Später erfuhr Luther, daß der Bruder Terminarius des Prediger-Ordens von Anfang bis zu Ende an der Thür gehorcht und sich habe verlauten lassen, er hätte kaum an sich halten können, wäre fast hinein und über Luther hergestürzt. — Die Dominikaner, die Magistri nostri aus der reuchlinischen Fehde, den Dunkelmännerbriefen — Luther ihnen zum ersten Male unmittelbar gegenüber!

Der Streit galt den aristotelischen und thomistischen Lehren. Man beschäftigte sich in der leipziger theologischen Fakultät mit den geringfügigsten, eigentlich nur vor Schulknaben gehörenden Dingen. Erinnern wir uns der Gegenstände des gelehrten Kriegs, den Pollich mit Wimpina gehabt, und daß die Leipziger nicht einmal Pollich's Einwendungen und Behauptungen hatten ertragen können. Luther verfocht auch hier seine Ansicht, daß Thomas von Aquin sammt allen Thomisten nicht das kürzeste Kapitel der aristotelischen Schriften verstanden hätten. Natürlich, daß der leipziger Magister nichts davon hören wollte; er widerredete mit Uebermuth. Nun forderte Luther ihn auf, die ganze thomistische Weisheit aufzubieten und zu definiren, was es heiße, die Gebote Gottes zu erfüllen: er wisse, daß kein Thomist es wisse. Der leipziger Magister, vielleicht erst kürzlich der Burse entlaufen, suchte seine Verlegenheit zu verstecken und rief in burschikoser Redeweise und Ungezogenheit, Luther möge erst mit dem Lehrgelde (pastum, Schulgeld, Honorar) herausrücken. Die ungesalzene Antwort erregte Gelächter und man trennte sich.

Es begreift sich, daß Luther mit wenig freundlichen Eindrücken von der Persönlichkeit des Herzogs, von der Richtung, Gelehrsamkeit und Sinnesart der leipziger Magister, von seinem

1) Leo a. a. O. 7. Gräfe, Leipzigs religiöses Leben, 56 ff. Gretschel, Kirchliche Zustände Leipzigs, 59 ff. Seidemann, Beiträge, I, 6. De Wette I, 539.

Gastgeber Emser nach Wittenberg, daß der leipziger Magister mit bittrem Ingrimm nach Leipzig, der Dominikaner grollerfüllt zu seinen Ordensbrüdern zurückkehrte. So waren sehr nahe Kreise mit Ungunst gegen Luther und die Wittenberger erfüllt, oder aber, es mehrte sich in denselben, durch die stattgefundenen persönlichen Berührungen, die schon vorhandene, so günstig auch der Eindruck bei Einzelnen gewesen sein mochte.

Dies war das Wichtigere. Die Feindseligkeit brach indeß auch schon unmittelbar nach ihrer Entstehung in eine kleine Winkelfehde aus, die durch Klatschereien geführt wurde. Der Dominikaner war beflissen, überall herumzubringen, Luther wäre von dem leipziger Magister so in die Enge getrieben, daß er — man hatte abwechselnd in der Gelehrten- und der Muttersprache bei Emser disputirt — kein Wort mehr habe hervorbringen können, weder Lateinisch noch Deutsch, ja vom erstern überhaupt kein Wort verstehe. Man nahm dergleichen nicht eben leicht. Selbst Luther hielt es der Mühe werth, ein paar Worte darüber gegen Spalatin zu verlieren. Daß der Troß der Hofleute nicht zurückbleiben würde, war zu erwarten. In der That schrieb der dresdner Augustiner-Prior in kurzer Frist davon nach Wittenberg. Die Lästerreden des Dominikaners fänden Widerhall bei Hofe; Luther werde da mit scharfen Zungen durchgezogen, seine Predigt verdreht. Er hatte darin, wie es seine Weise war, eine Erzählung von drei Jungfrauen, wahrscheinlich dem Kreise der Heiligengeschichten entnommen (historiam theologissimam, sagt er), benutzt. Damit sollten nun eben so viele Hoffräulein gemeint gewesen sei. „Kurzum, schreibt er an Spalatin, „ich bin auf Schlangenbrut gestoßen, die gern Alles möchte und Nichts kann, und sich an ihrem Ruhme verkleinert glaubt, wenn sie an mir etwas ungetadelt läßt. Da ich die Larven verachte, hab' ich zurückgeschrieben, er möge es gut sein und mir meinen Kain und Judas mit Frieden lassen." Mit Emser kam es erst später zum Streite. Er versicherte hoch und theuer, keinen Antheil an den Verunglimpfungen Luther's zu haben. Als sich Luther um Neujahr in Leipzig befand, ging er zu ihm und erklärte auf das Bestimmteste, er habe keine Machinationen gegen ihn angestiftet. Luther erwiderte, er verachte solch Tollen um ein Nichts. „Sind sie so gar gelehrt," schreibt er, „so gibt es Drucklettern und

Papier. Mögen sie was ausgeben und ihre glorreiche Gelehrsamkeit an Tag bringen!" [1])

Die Disputation für den Augustinism wider den Scholasticism, September 1517.

Er kehrte nicht bloß unbeirrt, sondern, wie es scheint, mit befeuertem Kriegsmuthe nach Wittenberg zurück. Denn im August — zu Anfang des Monats war er mit Staupitz in Himmelspforte zusammengetroffen — finden wir ihn mit den Zurüstungen zu einem abermaligen Angriffe auf den Scholasticism beschäftigt, der ihm freilich in trauriger Gestalt bei Emser in Dresden entgegengetreten war. Er war in diesem Jahre mehrfach bei Promotionen thätig. Eben jetzt führte er das Dekanat. Ein angehender junger Gelehrter, Franz Günther, meldete sich am 21. August zum biblischen Bakkaulaureat. Er wurde zugelassen und die Disputation auf den 4. September angesetzt, an welchem Tage sie auch unter Luther's Vorsitze stattfand, der auch die Disputirthesen schrieb und noch im August verschickte. Er setzt darin den Streit für seine Theologie gegen die letzten in Wittenberg selbst noch nicht Gewonnenen und nach außen auch in Vertretung seiner Kollegen den erwähnten Streit gegen die Skotisten in Ingolstadt fort. Ebenso können sie als eine Fortsetzung und Ergänzung der bernhardi-lutherischen über den freien Willen gelten. Dasselbe Thema wird von noch mehreren Seiten aufgefaßt; der Ausdruck und die Behauptungen sind ein gutes Theil schlagartiger, vordringender, kecker. Wie nicht anders zu erwarten, dreht sich die Disputation hauptsächlich um die Begriffe von der Gnade und deren Wirkungen, sie ergreift jedoch alle Hauptseiten des Augustism und deren Gegensatz und berührt noch manche einzelne, in näherer oder entfernterer Beziehung stehende Schulmeinungen und Streitfragen. Denn mit ausdrücklicher Bezeichnung wird das ganze herrschende theologische System sammt dessen Koryphäen, und werden diese bald einzeln, bald in Masse mit großer Lebhaftigkeit angegriffen [2]).

1) De Wette I, 84 f. Löscher I, 348 f. Keil, I, 31 ff.

2) *Foerstemann*, Liber Decanor. 20 sq. Tentzel 275 ff. Löscher I, 540 ff.

Die allerersten Sätze zeugen von einer in der That sehr kurzsichtigen Vorliebe für Augustin. Dieser war, obwohl dawider sich erhebend, doch nicht ganz frei von den Fesseln des christfeindlichen Geistes gewesen, der in der christlichen Welt sich eingenistet, seitdem sich aus den Parteikämpfen des 3. und 4. Jahrhunderts die katholische Kirche entwickelt und zur herrschenden geworden war, worauf man dann jede, oft die unschuldigste Abweichung als Ketzerei gebrandmarkt und durch glimpfliche wie gewaltsame Mittel verfolgt, der lebhafteste Eifer gegen die Ketzer die Katholischen ausgezeichnet, die Kaiser Gesetze wider sie erlassen, die Theologen wider und über sie geschrieben hatten, wobei der Begriff der Ketzerei schwankend geblieben war. Von Augustin's Ketzereifer und unbestimmtem Ketzerbegriffe war schon die Rede und es zeigt sich nun deutlich, wie nachtheilig er auf Luther dadurch eingewirkt hatte. Nach seinem Hauptwerke, dem Gottesstaat, waren alle Diejenigen Ketzer und gehörten unter die äußeren Feinde der Christen, die in der Kirche Christi eine ungesunde und schlimme Denkart annahmen, wenn sie ungeachtet des Versuchs, den man angewendet, sie zu bessern, hartnäckig bei ihren schädlichen Lehrsätzen verblieben. So viel er gegen die Ketzer stritt, gelangte er doch nie zu einem bestimmteren und minder gefährlichen Begriffe. Auch in einem unvollendeten, kurz vor seinem Tode, ohne Kritik geschriebenen Buche über die Ketzereien wirft er gröbere Irrlehren und offenbare Abweichungen mit Zwistigkeiten über die Kirchenzucht u. dgl. durcheinander, ohne, wie er ankündigt, Irrthum von Ketzerei und Schisma von beiden gehörig zu unterscheiden [1]).

So sehr nun läßt sich Luther von ihm beherrschen und so eifernd ist fortwährend seine kirchliche Gesinnung, daß er in denselben Ton einstimmt und die Sätze aufstellt: „Behaupten, daß Augustin in der Schrift wider die Ketzereien zu viel rede, heißt sagen, daß Augustin fast überall gelogen habe, heißt den Pelagianern und allen Ketzern zum Triumphiren, ja zum Siege helfen, das Ansehen aller Kirchenlehrer schädigen." Er sah nicht, wie leicht die Sätze selbst, die er folgen ließ, nach Augustin's so hitzig in Schutz genommener Begriffsfassung zu Ketzereien ge-

1) Schröckh IX, 335, X, 86.

stempelt werden konnten. Sogar die bezüglichen Erfahrungen, die er selbst bereits gemacht, brachten ihn nicht darauf [1]).

Vom vierten Streitsatze an stellt er, nicht eben in der besten Ordnung, daneben Beweisgründe oder einzelne Behauptungen bald dieses bald jenes Scholastikers bestreitend, und noch schroffer als bisher die Grundbegriffe seiner Theologie hin. Der Mensch kann nach dem Sündenfalle ohne die Gnade nur Böses wollen und thun; der Wille ist unfrei und ohne die Gnade auf das Unvernünftige und Böse gerichtet, woraus aber nicht folgt, daß er von Natur böse sei, obwohl diese natürlicher und unvermeidlicherweise bös und verdorben ist. Daher vermag Niemand von Natur Gott über alle Dinge zu lieben, sondern der Mensch liebt Gott nicht, eben weil er die Kreatur liebt; daher ist die Liebe (amicitia) kein Akt der Natur, sondern der vorhergehenden Gnade, denn sie ist weder die vollkommenste Art das Möglichste zu vollbringen, noch die vollkommenste Bereitung zur göttlichen Gnade oder die Art und Weise, sich zu Gott zu bekehren und zu nahen, sondern ein Akt der schon vollendeten Bekehrung, der Zeit nach wie von Natur der Gnade folgend. Daher kommt die Hoffnung nicht aus Verdiensten, sondern aus Leidenschaften, welche die Verdienste austilgen, und ist wider die Liebe, die allein sucht und begehrt was Gottes ist. Die beste und untrügliche Bereitung zur Gnade ist die göttliche Erwählung und Vorherbestimmung, und auf Seiten des Menschen geht der Gnade nichts vorher als Abneigung, ja Auflehnung gegen die Gnade.

Sodann werden verschiedene scholastische Spitzfindigkeiten bekämpft. Er widerredet der Meinung, daß der Mensch, wenn er so viel thue, als er vermöge, die Hindernisse der Gnade aus dem Wege räume, daß unüberwindliche Unwissenheit die Sünde entschuldige. Noch im November erläuterte und vertheidigte er die entgegenstehende Ansicht in einem Schreiben an Spalatin, doch wol ein Zeichen, daß dieser minder tief eindrang oder sich nicht so leicht in alle Konsequenzen des Systems hineinziehen ließ, was sicher auch bei Andern der Fall war. [2])

Er behauptet ferner: was ohne die Gnade scheinbar Gutes

1) Löscher, I, 540. Walch XVIII, 6.
2) De Wette I, 74.

gethan wird, ist in Wahrheit nur Hoffahrt, Selbstruhm; moralische Tugend ohne die Gnade sei entweder mit letzterem oder mit Traurigkeit, also mit Sünde nothwendig verbunden. Mit dem ausdrücklichen Zusatze: „Wider die Philosophen" fügt er hinzu: „Wir sind von Anfang bis zu Ende nicht Herren, sondern Knechte unsers Thuns, wir werden nicht gerecht dadurch, daß wir recht handeln, sondern wir handeln recht, wenn wir gerecht geworden sind": ein Satz, den er oft, am trefflichsten in der Schrift von der Freiheit eines Christmenschen, ausgeführt hat, und der seine eigentlichste Meinung ausdrückt. Offenbar ist es gerade das tiefere sittlich-religiöse Gefühl und Anliegen, das ihn gegen die aristotelische Philosophie und die Scholastik fort und fort in Harnisch bringt, das ihn drängt, im Gegensatze die augustinischen Lehren und die Härten derselben immermehr sich anzueignen, worüber er das Dritte versäumt, unbefangen nur aus der Schrift unmittelbar zu schöpfen. Jener Gesichtspunkt tritt im Folgenden aber noch weit heller hervor, in dem Eifer gegen Aristoteles, der nun hervorbricht, namentlich in dem 41. Satze, der den Schlüssel dazu und zum Ganzen enthält: „Fast die ganze Ethik des Aristoteles ist die ärgste Feindin der Gnade!" Sie begünstigte den Pelagianism und hatte sich eben deshalb so großer Gunst zu erfreuen gehabt, mit jenem aber die sittliche Schlaffheit und die Veräußerlichung der Frömmigkeit hereingeführt, die ihm eben als das zu bekämpfende Grundübel erschien, dem er nicht besser entgegentreten zu können meinte, als durch die strengsten Begriffe von der Gnade und dem Verdienste Christi. Schlag auf Schlag folgen nun die Angriffe einander, einer noch immer stärker als der andere. Im eigentlichsten Sinne waren Diejenigen verketzert, die an Aristoteles nicht eben so fest als an die Bibel oder den Papst hatten glauben wollen. Noch immer herrschte diese Stimmung. Nach der aristotelischen Philosophie war Glückseligkeit das natürliche Ziel des menschlichen Strebens, das höchste Gut. Er stellt den Streitsatz hin: „Es ist ein Irrthum, daß Aristoteles' Meinung von der Glückseligkeit der katholischen Lehre nicht zuwider sei. Gegen die Moralisten." Unmittelbar darauf: „Es ist ein Irrthum, zu sagen, daß Niemand ein Theolog werde ohne Aristoteles. Gegen die gemeine Rede. Vielmehr wird Niemand ein Theolog, der es

nicht ohne Aristoteles wird. Sagen, daß ein Theolog, der kein (aristotelischer) Logiker, ein monstroser Ketzer sei, ist eine abentheuerliche und ketzerische Rede. Wider die gemeine Rede."

Er stand hier vor dem Probleme, das Verhältniß zwischen dem Christenthume und der Philosophie, der Frömmigkeit des Gläubigen und der Spekulation des Denkers zu bestimmen. Kann oder wiefern kann die Spekulation mit der Religion bestehen in demselben Individuum, wenn sie, wie es bei ihm der Fall war, die ganze Seele erfüllt, den Vordergrund des ganzen Bewußtseins einnimmt, der eigentliche „tiefinnerliche Lebensgrund ist, in der alle besondre Gestaltungen und Thätigkeiten des geistigen Lebens niedersteigen, um geweiht und neu beseelt aus ihm wiederhervorzugehen, das, das ganze Leben von seiner innersten Mitte aus bestimmende und durchdringende Princip." Wir erörterten es schon: die christliche Dogmatik war durch die scholastische Philosophie und deren aristotelisch-dialektische Entwickelung der christlichen Ideen alterirt und so mit diesen in einen Widerspruch gerathen, den er erkannt hatte und der ihn zum Vertilgungskampfe gegen die Scholastik, die aristotelische Philosophie um so mehr erregte, je weniger Raum die Spekulation in seinem durch die Frömmigkeit ausgefüllten Innern fand. Er kannte außer der aristotelisch-scholastischen keine andre Philosophie als die theologische Augustin's nebst der mystischen Spekulation. Wie nahe lag es nun, daß ihm überhaupt das Nebeneinandersein des Glaubens und des reinen Denkens, und so eine philosophische Religion, oder aber eine Vereinigung und Verschmelzung der Philosophie und des christlichen Glaubens undenkbar, unstatthaft, des Erstrebens unnöthig erschien. Er hatte einen unerschütterlichen Glaubensgrund in der Schrift gefunden, es konnte kaum anders kommen, seine energische religiöse Ueberzeugung schloß nun entweder die Spekulation aus, oder aber, sie traf, wenn er sich ihr hingab, mit einem eben so energischen Streben jene Ueberzeugung zu befestigen zusammen, und mußte demselben um so mehr weichen, weil sie ihn mit Zweifeln erfüllte, mit der Besorgniß, daß ihm die Einheit des Selbstbewußtseins verloren gehen, der Glaube abgeschwächt, in etwas Künstliches, Todtes, einen Gegenstand bloß des historischen Anliegens verwandelt, in die Sphäre des Wissens oder des Erken-

nens versetzt werden möchte, wo die Spekulation als das Höhere werde gelten wollen und müssen, die Religion, das unmittelbare Innewerden des göttlichen Geistes aufheben werde.[1])

In der lateinischen Kirche hatte auch der freisinnige Valla, der die Scholastiker und Aristoteliker seiner Zeit so unsanft angelassen und zuerst wieder einen besseren Weg für die Theologie gezeigt, auf Beschränkung des Gebrauchs der Philosophie in dieser gedrungen, wobei er so weit gegangen war zu behaupten, daß kein eifriger Verehrer der Philosophie Gott gefallen könne. Hundert Jahre vor ihm hatte man in der griechischen Kirche viel gestritten über den Nutzen der Philosophie in der Theologie. Zur Zeit der Bemühungen, beide Kirchen zu vereinigen, hatte Nicephorus Gregoras den Lateinern ihre spitzfindigen theologischen Disputationen sehr bitter vorgeworfen, indem sie glaubten, daß ihnen der Syllogismus so nothwendig sei wie dem Schiffer das Ruder. Schon Gregor von Nyssa habe gezeigt, wie unnütz der dialektische Syllogismus sei, wo es sich darum handle, zur Erkenntniß der göttlichen Dinge zu gelangen. Die Väter hätten sich bei theologischen Untersuchungen der Syllogismen nicht in der Absicht bedient, das Wesen Gottes und die göttliche Dreieinigkeit zu erklären, sondern um Diejenigen im Zaume zu halten, die ohne allen Anstand über die Theologie hergefallen wären; sie hätten das Disputiren und Vernünfteln in Glaubenssachen nur deshalb nicht ganz abgewiesen, weil zu ihrer Zeit das Volk durch mancherlei Ketzereien irre geführt worden sei, wogegen es jetzt von den christlichen Lehrsätzen nicht mehr abgezogen werden könne. Um eine bessere Methode der Behandlung der Theologie hatte sich großentheils die Fehde Pollich's gegen Wimpina gedreht, — drehete sich noch jetzt der Streit Reuchlin's gegen die Kölner, und zwar so, daß das Dialektisiren der scholastischen Theologen von allen Seiten angegriffen wurde. Erasmus that dasselbe durch Spott und befolgte wenigstens jetzt schon die Grundsätze über eine bessere Methode, zu wahrer theologischer Gelehrsamkeit zu gelangen, die er späterhin in besonderen Schriften darlegte. Insbesondre trat er dem Vorurtheile entgegen, daß die Dialektik allein zureiche, um über Alles reden zu können, daß ohne

1) Tholuck's Anzeiger, 1842, Nr. 1, 2.

sie der christliche Glaube untergehen, daß die herkömmliche Lehrweise der hohen Schulen die allein gültige sein müsse, obwohl sie, wie er sich verklausulirt, nicht ganz verworfen werden könne. Eben um diese Zeit war er, ob auch weit weniger scharf und entschieden, in der Vorrede zu seinem griechischen neuen Testamennte von 1516, der „gemeinen Rede" entgegengetreten, daß man kein Theolog sein könne, ohne die aristotelische Philosophie inne zu haben. Auf ähnlichen Wegen sehen wir um diese Zeit in Frankreich Jaques le Fevre.[1])

In diese Gedankengänge, diese Zeitrichtung tritt nun Luther hier ein. Wir erkennen den Zusammenhang noch deutlicher, wenn Streitsätze vorkommen wie die folgenden: „In göttlichen Dingen gilt keine syllogistische Form; daraus folgt indeß nicht, daß die Wahrheit des Artikels von der Dreieinigkeit den syllogistischen Formeln widerstreite. Gölte die syllogistische Form in göttlichen Dingen, so wäre jener Artikel kein Artikel des Glaubens, sondern des Wissens; kurzum, der ganze Aristoteles verhält sich zur Theologie wie die Finsterniß zum Lichte!" Sodann greift er die Scholastiker abermals wegen ihrer Lehren von menschlichem Verdienst und göttlicher Gnade an, denen er seine Ueberzeugungen entgegenstellt, und zwar so, daß fortwährend das religiöse Anliegen durchblickt, das ihn hauptsächlich bestimmt. Er denkt sich die Gnade Gottes als etwas Lebendiges, fortwährend Wirksames, so daß alles Gute stets durch sie geschieht, nur durch sie geschehen kann. Er bekämpft jeden scholastischen Lehrsatz, der diese Vorstellung schwächen, darauf hinführen kann, daß der Mensch im Stande sei, aus eigner Kraft das Gute zu thun, durch äußre nicht geistliche Gesetzerfüllung, die ohne die Gott zugewendete, ohne die Gnade nie vorhandene heilige Gesinnung Heuchelei, Hoffahrt, bös ist, unzulänglich ein Verdienst bei Gott zu erwerben. Das göttliche Gebot und der menschliche natürliche Wille sind stets wider einander, erst die Gnade vermittelt beide, indem sie den Willen heiligt, mit echter Liebe zu Gott und seinem Gebot erfüllt. Wendet sich der Wille ohne die Gnade dem Gesetze zu, so geschieht es lediglich aus Selbstsucht, und dann und darum ist die Gesetzerfüllung selbst böse, so daß „Alle ver-

1) Schröckh a. a. O. XXXIV, 59 ff. Kirchengesch. seit der Reformation, I, 49 ff.

flucht sind, die da thun des Gesetzes Werke, Alle gesegnet, die die Werke der göttlichen Gnade thun." Selbst in den päpstlichen Dekretalen (Cap. falsas, de pe. dis. V.) findet er eine Stelle, die es, wenn sie nicht falsch verstanden werde, bestätige, daß die Werke außer der Gnade nicht gut seien.

Am Schlusse fehlt die gebräuchliche Verwahrung nicht, daß er in dem Allen nichts sagen wollen noch gesagt zu haben glaube, das nicht mit der katholischen Kirche und den kirchlichen Lehrern übereinstimme. Sie war fast nur Form, obwohl eine nöthige, hindeutend auf den inquisitorischen Charakter der Kirche und die Unfreiheit der wissenschaftlichen Forschung und Erörterung. Man darf nicht zu viel darin suchen, weder einen starken Ausdruck seines kirchlichen Bewußtseins noch etwa das Gefühl, daß er daran sei vom katholischen Standpunkte abzuweichen.

Noch am Tage der Disputation schreibt er an Lange, er warte „mit großem, sehr großem, mächtigem und sorglichem Verlangen" darauf, zu hören, was man in Erfurt von den „Paradoxis" sage; denn so nennt er jetzt auch die eignen Thesen, von welchen er gleichfalls vermuthet, sie möchten den Erfurtern nicht bloß als Paradoxa, sondern als Kakodoxa erscheinen, „indem sie, setzt er hinzu, uns hier nur orthodox sein können." Er bittet Lange, ihm baldmöglichst Nachricht zu geben, und in seinem Namen den ehrenwerthen und von ihm hochverehrten Mitgliedern der theologischen Fakultät, sowie Allen, bei denen es ihm angemessen erscheinen dürfte, zu sagen, daß er bereit und mehr als bereit sei, zu kommen und an der Universität oder im Kloster über die Thesen zu disputiren, damit sie nicht glaubten, er gedächte dieselben „im Winkel zu murmeln, wenn anders, setzt er hinzu, unsre Universität so schlecht ist, daß sie mit einem Winkel verglichen werden kann." [1])

Einige Tage später schickt er die Thesen auch nach Nürnberg an Scheurl. In dem Begleitschreiben nennt er sie gleichfalls paradox, äußert, Vielen däuchten sie kakistodox (wol ein Zeichen, daß seine Richtung doch noch nicht völlig durchgedrungen war) und schließt, „Ihr könnt sie unserm Eck, dem hochgelehrten

1) De Wette I, 63.

und hochverständigen Manne, mittheilen, damit ich höre und sehe, wie er sie heißt." [1])

Eck war damals schon berühmt und herrschsüchtig und ehrgeizig. Seine eigentliche Art wurde jedoch erst von näher Stehenden erkannt. Luther war durch Scheurl zu einer entfernten Verbindung mit ihm zusammengeführt, hatte ihm auf Scheurl's Antrieb im Mai aufs Freundlichste geschrieben. Er spricht im folgenden Jahre von einer mit ihm vor kurzem angeknüpften Freundschaft, ein Ausdruck, der indeß kaum mehr als eine der gewöhnlichen Gelehrtenverbindungen bedeuten mag. So viel erhellt jedoch, daß er sich in freundschaftlichem Einverständniß mit dem nachherigen Gegner hielt und nur völliger Meinungsübereinstimmung in diesen wissenschaftlichen Fragen nicht gewiß war. Der erwähnte Streit der wittenberger und ingolstädter Theologen kann demnach kein tiefgreifender, noch weniger ein bittrer gewesen sein. Eck gehörte übrigens auch der humanistischen Richtung an, wie Emser. So stark die Bewegung gegen den Scholasticism, wie weit die neue kämpfende angreifende Richtung schon vorgedrungen sein mochte, die Gegensätze waren noch so unbewußt und unentwickelt, lagen noch so sehr in einander, daß solche Männer den Freisinnigen sich zuzählen konnten, ohne verläugnet zu werden, daß sie sich nicht genöthigt sahen, ihre eigentliche innerste Art und Richtung zu offenbaren oder nur bei sich selber zum Abschlusse zu bringen. Das kam erst, nachdem Luther dazwischengefahren war [2]).

Die Thesen sind geistvoll, prägnant, fast epigrammatisch, vor allen Dingen feurig, kriegerisch. Die theologischen Begriffe, welche daraus hervortreten, haben eine gewisse praktische Energie, sie deuten auf eine größere systematische Folgerichtigkeit, bleiben aber doch noch unsicher und schwankend. So finden wir, um nur Eins hervorzuheben, noch immer keine genaue und klare Bestimmung des Begriffs der Sünde. Auch die Neigung zur letzteren wird in ihn eingeschlossen, aber mehr oder viel mehr erfahren wir nicht. Dieser Grundfehler macht sich neben einer noch immer höchst mangelhaften, willkürlichen und befangenen Schrift-

1) De Wette I, 60.
2) Ebendors. I, 100.

auslegung in Luther's ganzer theologischen Entwickelung und deren Ergebnissen bis zu dieser Zeit bemerklich. Er dringt tiefer in das augustinische System hinein als irgend ein Andrer neben ihm, eignet sich aber auch die Härten desselben an wie kein Andrer, was freilich eben bei größerer wissenschaftlicher Konsequenz und Entschiedenheit der Ueberzeugung nicht zu vermeiden war, so lange er noch in solchem Maße im Augustinismus stand, über dessen Schwächen er nicht wesentlich hinauskommt, was wieder von wissenschaftlicher Unselbständigkeit und Schwäche bei ihm selber zeugt. Wir sehen ihn weit mehr gelehrt als theologisch durchgebildet, ob auch im treuesten und kräftigsten Ringen nach einer solchen Durchbildung. Auf der Stufe, die er einnahm und bei der ganzen Lage der Dinge mußte der Augustinism erst einmal wieder mit lebendigem Eifer erfaßt werden, ehe man gründlich über ihn hinauskonnte. Wir müssen uns stets gegenwärtig halten, daß seine Härten für Luther und die Zeit nicht blos Sätze eines wissenschaftlichen Streites waren und mehr und mehr wurden, sondern mit Herz und Gemüth war man dabei wie bei religiösen Wahrheiten betheiligt, als bei welchen ein kluges vorsichtiges Zurückhalten oder Ermäßigen um so weniger statthaben kann, je kräftiger der Glaube ist. Man warf sich um so entschiedner und unbefangener in sie hinein, weil man Glauben hatte und tiefes Glaubensverlangen, weil sie den Gegensatz zu dem Pelagianism der Kirchenlehre bildeten, welcher zu dem ganzen Wesen geführt, gegen welches man mit ihm so eifrig sich kehrte, und woneben das Bedürfniß einer echteren Frömmigkeit sich erzeugt hatte, das nur durch eine minder oberflächliche Auffassung und Darstellung der religiösen Idee befriedigt werden konnte, die sich nun eben im Augustinism und Mysticism darbot. Es war anders bei uns als in den romanischen Nationen, zumal in Italien, wo man sich, sofern Verlangen nach Entsündigung vorhanden war, durch die von der Kirche dargebotenen äußerlichen Mittel mit Leichtigkeit half, oder aber in der Ansicht lebte, wonach die Selbstliebe die Triebfeder alles menschlichen Handelns ist, so daß wir dort als nothwendige Folge einerseits eine nur äußerliche Frömmigkeit und andrerseits religiöse Gleichgültigkeit, Unfrömmigkeit und Selbstsucht bis zum ausgebildeten schlechten Machiavellism herrschend finden; was denn mit dem kirchlichen Lehrsysteme, der

italischen Philosophie, dem Humanism und der Theologie der Humanisten genau zusammenhing. Die Geistes- und Gemüthsrichtung der Romanen war auch in Deutschland eingedrungen, allein weit verbreiteter und stärker war bei uns jenes Entsündigungs-Verlangen. Wie tief und lebendig wurde es von Luther empfunden; und eben weil dem so war, weil er an sich erfahren, daß Sündvergebung und Seelenfrieden nur zu finden sei in lebendigster Anerkennung der menschlichen Sündhaftigkeit und der göttlichen Gnade, warf er sich mit solcher Leidenschaft in seine Theologie hinein. Weil die inneren Zustände eines sehr bedeutenden Theils der Nation, weit Mehrerer, als man sich jetzt wol denkt, indem man so viel unbefangener ist und jenes Verlangen so viel weniger kennt, den inneren Zuständen Luther's wenigstens sehr ähnlich waren, folgten ihm auch Unzählige mit ganzer Seele und voller Ueberzeugung in seine Theologie, das heißt in die Heilsbahn, die er wies. Andre, verstandesmäßig Aufgeklärte, religiös Gleichgültige, Erkaltete, Leichtfertige, in ganz verschiedener Geistes- und Gemüthsrichtung Begriffne, ließen sich durch seine wunderbare geisterzwingende Kraft und Macht in seine Stimmung und dann weiter in sein Dogma hineinziehen. Noch Andre aber widersprachen ihm im Namen antik-heidnischer Ansicht, oder des gesunden Menschenverstandes oder biblisch-theologischer Ueberzeugung, die Schwächen seiner Theologie mehr oder minder deutlich empfindend; sie folgten ihm nicht, oder nur zögernd, unentschlossen, nur eine kürzere Strecke, je nachdem sie von seiner und der Uebrigen Heilsbegier nicht oder weniger ergriffen waren. Völlig konnte er nur das strengste und lebendigste sittliche und religiöse Bedürfniß befriedigen, war aber eben der Reformator, weil dies von ihm geschah, denn die von demselben Ergriffenen waren es in erster Reihe, welche mit ihm die Reformation machten, vom Papstthume sich und Andre am völligsten losrissen und die eifrigste und standhafteste Kämpferschaar bildeten. Es ist ein unschuldiger Wunsch, daß sein Dogma minder schroff und einseitig gewesen sein möchte, nur frägt sich, ob dann die Reformation zu Stande gekommen wäre, die geschichtlich mit diesem Dogma und durch dasselbe zu Stande kam, wogegen die Ansicht als den geschichtlichen Verlauf gänzlich verkennend, als fast nur wunderlich zu bezeichnen ist, wonach es blos

Anhängsel der reformatorischen Richtung der Zeit gewesen sein soll, womit die Leute kaum etwas anzufangen gewußt. Ohne Frage half der gesunde Menschenverstand wesentlich mit, ging so zu sagen mit dem Glauben Hand in Hand, wie bei Luther selbst. Aber nicht er, sondern der Glaube war die eigentlich treibende, bewegende Kraft. In dem Maße, in welchem sie schwächer wurde, kam auch die Reformation zum Stillstande und wir vermögen sie nicht wieder in Gang zu bringen, so viel Menschenverstand wir haben, so dogmatisch vorurtheilsfrei wir nur auf die „gute Gesinnung" etwas geben, so weit wir über Luther's einseitiges Dogma hinaus sind. Das Papstthum behauptete sich eben da am festesten, wo die „unbefangene" Denkart am verbreitetsten war und die vermeintlich bornirte reformatorische Theologie den wenigsten Eingang fand. Die Wirksamkeit derselben in der Reformationszeit leugnen, setzt eben so viel Befangenheit voraus, als die Forderung, sie der unsrigen als Gesetz vorzuschreiben, das heißt vermeinen, sie lasse sich vorschreiben und könne künstlich oder gewaltsam durch geistlose oder doch schwache Werkzeuge äußerlich, statt durch den Genius und dessen Kraft innerlich verbreitet werden, oder könne jetzt wirken wie im 16. Jahrhundert. Wer das Erstre thut, verkennt jene, wer das Letztre, unsre Zeit. Wer ihr Entstehen und Entfalten kennt und sorgfältig genug beobachtet und würdigt, wird schon dadurch auf Anerkennung und Verständniß ihrer gewaltigen intensiven Kraft hingeführt, zugleich aber auch von dem Gedanken, wenn er geneigt wäre ihn zu fassen, zurückgebracht werden, absolute Wahrheit in ihr zu erblicken.

Luther bedurfte eines Systems, wissenschaftliches Begreifen war ihm selbst religiöses Bedürfniß, zur Glaubensgewißheit unbedingt erforderlich. Aber zum Erschaffen einer durchaus selbständigen Theologie fehlten jetzt noch alle Vorbedingungen, eine ausgebildete Exegese, eine verläßliche Philosophie, mitwirkende Kräfte. Kostete es ihn doch schon so große Mühe, den Kollegen ein Ziel zu zeigen und sie mit sich fortzuziehen. Er stieß den Boden, auf welchem man bisher gestanden, zusammen und schlug eine ganz neue Bahn ein und da war es von großer Wichtigkeit, einen älteren Grund wiederzugewinnen, dem an Autoritäten hängenden und darauf pochenden Geschlechte auch Autoritäten

entgegenstellen zu können. Das Neue hatte nichts nöthiger als Vertrauen. Mit einer ganz neuen, alle Väter, auch Augustin aufgebenden Theologie hätte Luther schwerlich Das ausgerichtet, was er eben jetzt noch auszurichten hatte und mit einer Theologie ausrichtete, die er alt nennen konnte und der ein altes Ansehen zur Seite stand wie der augustinischen und der des deutschen Theologen. Ebenso stützte Erasmus seine Neuerungen in der Lehre auf einen der angesehensten Väter. Dann fehlte auch die völlige Geistesfreiheit, die nur bei Frieden und Muße gewonnen werden kann. Aber eben an Muße und Frieden war bei Luther nicht zu denken. Zunächst war daran gelegen die herrschende ausschließliche Wissenschaft zu beseitigen und hier leistete er sichtlich schon mehr, wobei nicht außer Acht zu lassen ist, daß er nicht einmal einen regelmäßigen akademischen Kursus durchgemacht hatte, in der Scholastik großen- oder größtentheils Autodidakt und, was noch hinderlicher, geschult war, statt einen lebendigen Unterricht empfangen zu haben, der auf Selbstdenken und Kritik hingeleitet hätte, worauf er selbst kommen mußte und noch dazu unter dem Eindrucke, große Sünde daran zu thun, kam. Kein Andrer neben ihm drang nur von fern so tief in die Schwächen der Scholastik ein, kein Andrer wußte dieselben so wie er aufzudecken, und vor Allem hatte nur er den Verein von Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Feuer, Muth und Ausdauer, das Zerstörungswerk zu beginnen und fortzuführen. Hier sehen wir ihn tüchtiger und wirksamer als im theologischen Aufbauen, was die Dogmatik betrifft; denn bedeutend zeigt er sich schon wieder auf dem Felde der praktischen Theologie, welche die Glanzseite seiner Theologie überhaupt bildet, wie an seiner gesammten Wirksamkeit das Hervorstechendste und Durchgreifendste in der Begeisterung, Kühnheit und Beharrlichkeit liegt, womit er eine große Richtung verfolgt, eine neue Bahn zeigt, auf derselben vorangeht, Träge und Zaudernde nach sich zieht, helle, kräftige Gedanken und Gesinnungen ins Leben hineinzuführen mit kaum glaublichem Erfolge bemüht ist. Denn was ihm geworden, soll Gemeingut werden, die Welt will er für seine Ideen erobern, Wittenberg ist ihm längst zu enge, längst begnügt er sich nicht mehr in diesem beschränkten, ob auch lebendigen Kreise, neben Gleichgesinnten und Zuneigenden, mit einem frischen und fried-

lichen Würken für die Wissenschaft unter dem Schutze eines deren Blüthe und Freiheit schirmenden Fürsten, wie Friedrich von Sachsen. So weit nur seine Stimme trägt, ruft er die Freunde zu seinem Kampfe. In höchster Spannung beobachtet er den Eindruck in der Ferne, bei den Gegnern, den Ungewissen. Nicht Frieden will er, sondern Krieg im Reiche der Geister. Herausfordernd wendet er sich hierhin und dorthin. Einige Zeit nach Karlstadt's Disputation ist er angelegentlich mit der Vorbereitung mehrerer Kandidaten zum Magisterexamen beschäftigt, mit dem Absehen und der Hoffnung, wie er schreibt, unter ihnen und sonst „dem Aristoteles so viel Schmach und Feinde als möglich zu erwecken." Auch an andern Universitäten, Mund gegen Mund, Aug im Auge mit den Abgeneigten will er seine Ueberzeugung vertreten, persönlich dafür einstehen. Es deutet zugleich darauf hin, wie sehr sein Selbstgefühl und seine persönliche Bedeutung zugenommen hatte bis zu dem Zeitpunkte seines größeren Streits, der jetzt nahe bevorstand. Für diesen war seine wissenschaftliche Entwickelung, war insbesondre die genauere Kunde des innern Zusammenhangs und der Grundlagen, bezüglich der Zusammenhangslosigkeit und der falschen Begründung des kirchlich-scholastischen Lehrsystems, wozu sie ihn führte, von wesentlichster Bedeutung. Sie befähigte ihn mehr und mehr, den Ablaßunfug in seiner eigentlichen Wurzel, statt bloß von dem Standpunkte des gesunden Menschenverstandes aus oder von der Seite seiner freilich offenbaren Verderbtheit für das Zeitliche, wie für Frömmigkeit und Sittlichkeit, anzugreifen. Wir werden sehen, daß seine Angriffe darauf sogar unmittelbar mit seinen theologischen Fortschritten verknüpft sind [1]).

1) De Wette I, 59. Hagen, Deutschlands Verhältnisse, II, 255 ff.

Fünftes Hauptstück.

Persönlichkeit, Verhältnisse und Beziehungen.

Stimmung. — Die befreundete Genossenschaft, Freunde nah und fern, vielfache Verbindungen, Lebensweise. — Gewinnende Eigenheiten. — Verhältniß zum Kurfürsten. — Beziehungen zu Erasmus. — Verhältniß zur Reuchlinistenfehde, den Humanisten (Luther und Hutten.) — Aussichten.

Stimmung.

Bei der Betrachtung von Luther's Leben muß unser vornehmstes Anliegen sein, in den Kern seiner Art und Eigenthümlichkeit einzudringen, sein Lebensganzes zu erfassen, sein eigentlichstes Wesen. Es wird so oft verkannt und Luther falsch beurtheilt, weil es so vielseitig sich äußerte, weil er die Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten der verschiedensten Stände wie Naturen in sich vereinigte. Einzelne Äußerungen seines Wesens werden einzeln aufgefaßt und man schließt dann von ihnen auf die Lebenswurzel, auf den ganzen Mann. Auch daher eine solche Verschiedenheit der Urtheile über ihn. Oder der Grund dieser Verschiedenheit liegt eben in der Fülle des Urtheilsgegenstandes selbst, der stets anders erscheint oder an welchem man immer wieder Anderes und Neues entdeckt, je wiederholter oder von je verschiedenern Standpunkten aus man ihn betrachtet. Die Gegensätze der Urtheile über Luther zeigen, daß er nicht leicht völlig zu fassen

ist. Damit wir von den Außenseiten der Erscheinungen seiner Art zum Kerne, von der Mannichfaltigkeit der Äußerungen seines Wesens zur Einheit, von den Gegensätzen zum Mittelpunkte gelangen, müssen wir um so mehr das ganze Gebiet jener Erscheinungen überblicken. In der bisherigen Darstellung konnte Manches von Dem noch nicht berührt werden, was ihn in dieser Zeit bezeichnet. Zur Vervollständigung des Bildes von ihm in den Jahren 1516 und 1517, seit er die Vikariatsführung übernahm, bis in die letzten Monate vor dem Ausbruche des eigentlichen Ablaßkriegs — des Bildes von ihm, das uns aus der Betrachtung seiner verschiedenen Thätigkeiten geworden ist — gehören hinzukommend einige Züge, die sich ergeben werden, wenn wir noch Einiges über seine Stimmung und Persönlichkeit und mehrfache Verhältnisse und Beziehungen nachholen, wovon sich freilich nur eine dürftige, aber doch einige Kunde erhalten hat.

Es wurde angeführt, daß er in Wittenberg ein eifriger Mönch blieb, sich einschloß, um nachzuholen, wenn er über seiner Vielthätigkeit Horen versäumt hatte, worauf dann ekstatische Zustände sich einstellten; daß er Stunden und Tage lang betete, über dem Beten und Studiren Schlaf und Speise und Trank vergaß. Es wurde ihm so sauer aus den Mönchsgedanken, der Neigung zum Grübeln und Insichgekehrtsein, aus übersteigerter Stimmung und Empfindung herauszukommen. Die Mystik nährte sie doch auch. Dazu dann sein angestrengtes Arbeiten: es hätte allein schon eine jeweilige Abspannung herbeiführen müssen. Im Jahre 1538 geschah es, daß ein „feiner geschickter Student in Wahnwitz fiel, sich matt und ableiblich machte und arbeitete mit stetem Wachen und Reden. Die Ursache seiner Krankheit war, daß er gar zu sehr über den Büchern gelegen und ein Mägdlein lieb hatte." Luther „ging mit ihm aufs allerfreundlichste um"; er meinte, die Liebe sei in diesem Falle die vornehmste Ursache der Krankheit, das Studiren hätte nur bei sehr Wenigen diese Würkung, wie denn ihm „im Anfange des Evangelii schier Dergleichen geschehen wäre." Er befand sich in fortwährenden Gemüthsbewegungen, Gemüthssache war ihm Alles, was er vornahm, mit dem Gemüthe arbeitete er nicht weniger als mit dem Kopfe. Bei solchen Kämpfen geht es ohne Leidenschaft nicht ab, nicht ohne gespannte Erwartung, Wechsel das Hoffens und Verzagens.

Wehe that ihm, was er bekämpfte, die Mißgestalt, die Verderbnisse der Schule und Kirche, wehe, daß er sich davon losreißen und dawider erheben mußte. Sein Geist war in stetem Arbeiten, Empfangen und Schaffen, bis zur Erschöpfung, sein Herz dabei stets betheiligt, bis zur Überfülle. Um so erklärlicher ist es, daß seine Stimmung bisweilen so weich war bis zur Schwermuth, wie in den Briefen an die Ordensbrüder, und daß von Zeit zu Zeit die alten oder ähnliche Anfechtungen ihn quälten, wovon uns Spuren in seinen Briefen vorkamen, daß wir ihn bis in das Jahr 1517 in die Zeit seiner frischesten Thätigkeit und seiner sichtlichsten Erfolge, indem alle Zeichen auf ihn als den wirksamsten Lehrer und Prediger, den bewegenden, vortretenden Mann in Wittenberg hinweisen und sein Einfluß noch täglich zunimmt, sein Name alle andern an der Universität mehr und mehr verdunkelt, — daß wir ihn bis in diese Zeit und Zustände hinein dann und wann von Trübsinn beherrscht finden. So schreibt er im Juli 1517 an Lange: „Empfiehl mich den Vätern und Brüdern, daß sie für mich Elenden beten, der ich unter den besten von Tag zu Tage wunderwürdig zunehmenden Brüdern nun abnehme, so daß das Wort wahr wird, sie müssen wachsen, ich muß geringer werden." Ein Schreiben an den Propst in Leitzkau aus demselben Jahre schließt er: „Endlich bitte ich Dich inständig, bete für mich zum Herrn, denn ich bekenne Dir, mein Leben nähert sich von Tag zu Tage dem Todtenreiche, denn ich werde täglich schlimmer und elender." Und dann unterschreibt er sich: „der verbannte Adamssohn M. Luther," ähnlich wie er mehrere Briefe dieser Zeit „aus dem Klosterwinkel" oder „aus meiner Wüste" (ex Eremo) datirt, das Letztre wol eine doppelte Anspielung, auf sein Gefühl der Einsamkeit oder seinen Zustand der Abgetrenntheit von der Welt und darauf, daß er vom Orden der Augustiner-Eremiten war. [1])

Doch nur von Zeit zu Zeit beschleicht ihn eine so getrübte Stimmung. Es ist ein gemessener und gehobener Ernst, der auch in seinen Briefen durchaus vorherrscht, derselbe Ernst, der sich in seinen Predigten, Vorlesungen und Schriften ausspricht. Vornämlich in den Briefen wird der Ausdruck auch wol kräftig

1) Tischreden, Walch XXII, 2276. De Wette I, 58, 64.

und lebhaft bis zum Übersprudeln. Nicht ganz fehlt es da am heiteren Scherze. Seine große Richtung und Thätigkeit, seine Erfolge, die bewegte Zeit und das rührige Leben in Wittenberg, das allseitige Fortschreiten, selbst das im Streite sich bethätigende Spiel der Kräfte, der Wechselverkehr mit der lebenslustigen strebsamen Jugend, manchfacher Umgang mit einer Bürgerschaft und einem Gelehrtenkreise, worin sich so viel Tüchtigkeit erwies — denn daran fehlte es wahrlich nicht, wo man den Bahnen folgte, die Luther einschlug, wo man anerkannte statt zu neiden und zu kritteln, dem aus dem gewohnten Gleise herausgehenden Streben nicht unüberwindliche Trägheit, Stumpfheit, Gelehrteneitelkeit und Philisterei entgegensetzte — das Alles verfehlte seinen Eindruck bei ihm nicht, erhielt seinen Geist überwiegend frisch und gesund, zog ihn von Selbstquälereien ab, erneuerte seine natürliche Heiterkeit, führte manche Anregung und Gelegenheit auch zu muntrer Geselligkeit herbei. Da gab es Doktor- oder Magisterschmäuse, denen nicht einmal auszuweichen gewesen wäre, und woran er in der That Theil nahm. Als am 21. September Franz Günther und noch zwei junge Gelehrte feierlich — wobei es an einer Empfehlung der biblischen Theologie nicht mangelte — zu Bakkalaureen promovirt waren, gaben sie den Mitgliedern der Fakultät ein splendides Mahl, wie dieß Luther selbst in das Dekanatsbuch eingezeichnet hat. Auch ins Kloster ladet er wol Freunde zu sich ein. Wir haben ein Blättchen von ihm aus dem Jahre 1517 mit einer Einladung an Spalatin zum Essen. Mit gutem Humor faßt er seine so sehr beschränkten häuslichen Verhältnisse auf. Spalatin soll mit einigen Freunden erscheinen. „Gehab Dich wohl, schließt er, sieh aber zu, daß Du uns Wein auswirkest, sintemal Du weißest, daß Du aus dem Schloß ins Kloster und nicht aus dem Kloster aufs Schloß gehst.“ In dem erwähnten Schreiben an Mutian begegneten wir der ersten Spur von bei ihm auftauchender heitrer Laune. Jetzt ist sie schon lebendiger. Wir haben hier ein abermaliges Zeichen, daß die Anlage und Neigung zum witzigen Scherze, und ein erstes, daß auch die zum heiteren Lebensgenusse, welche neben seinem tiefen Ernste und einer Richtung zu finstern peinlichen Stimmungen in ihm lag, das leichte Bergmannsblut, auch jetzt schon wieder lebendig in ihm wurde: jenes glückliche Naturgeschenk, das ihm über

so manche schwere Stunde hinüberhalf, seine sauern Mühen ihm wesentlich erleichterte, seinen harten Sinn milderte und ihm so viel Liebe, so viel Freunde gewann. Freilich sind die Zeichen davon in dieser Zeit eben so selten oder noch seltener als die des Trübsinnes. Indeß knüpften oder verengerten sich doch jetzt, wenn wir auch nicht mehr davon wissen, seine Freundschaftsbande mit Kranach und andern wittenberger Bürgern und oben gedachten wir des nichts weniger als freudarmen oder hasserischen Sinnes und Lebens derselben. Der Umgang mit Menschen voll gesunden Verstandes und praktischen Sinnes, die mitten im Leben und dessen Thätigkeiten standen und gewohnt waren schlank vom Herzen weg zu reden, war bei ihm ohne Frage ein treffliches Mittel gegen Mönchsvorurtheile und Gelehrtenüberstiegenheit, Grillenfängerei und Selbstquälerei. Wir sehen ihn mehr und mehr davon zurückkommen. Auch in einem Briefe an einen auswärts wohnenden Freund regt sich wol einmal die Ader des guten Humors. Scheurl, der ganz durch die staupitzisch-lutherische Richtung ergriffne juristische Freund, nahm jetzt in Nürnberg eine bedeutende Stellung ein. Indem Luther seine Verbindung mit ihm durch einen fleißigen Briefwechsel fortsetzt, ihm das Neueste von seinem fortgesetzten Kriege gegen die Schule meldet, wovon ihm Kopf und Herz voll ist, scherzt und plaudert er auch ganz behäglich. Scheurl hat ihm eine Anzahl Exemplare staupitzischer Schriften geschickt, — es scheint Staupitzens Büchlein von der Prädestination, wovon Scheurl 1517 eine deutsche Uebersetzung herausgab — Schriften, deren Verbreitung er sich angelegen sein läßt, denn „solche Büchlein werden sehnlichst begehrt.“ Er meint im Eingange, eigentlich keine Veranlassung zu haben, hinlänglich genug, einen solchen Mann durch Zuschriften zu beschweren. Doch wenn Stillschweigen irgendwo Sünde ist, so ist es eine unter Freunden. Schwatzen und Narrentheiding nährt die Freundschaft nicht minder, als ernsthafter Verkehr, ja vollendet sie wol. So fordert der göttliche (divus) Hieronymus von seinem Freunde, daß er schreibe, er habe nichts zu schreiben. „Daher denn auch ich lieber narren wollen, als schweigen. Doch, gütiger Gott, was schreibt doch überhaupt der Bruder Martin, fälschlich ein Theolog genannt, ohn daß er narrete, er, der unter der Syllogismen Mißgetön und Wust so gar

nichts leistet in der Rede Kunst und wenn er je ein wenig latein schreiben können, zum Kinderstammeln zurückgebracht ist durch so langen und vielen Gebrauch der Schulschreibart. Doch genug des Geschwätzes, daß aus der Epistel kein Buch wird und ich zwei Mal thöricht bin, da ein Mal schon mehr als genug für einen Theologen ist." Am Schlusse sagt er: „Es grüßen die Vielen, die Euer bestens gedenken, Licentiat Amsdorf, Doktor Hieronymus (Schurf) und die Partikel (nonnulla pars) Eurer hiesigen Freundschaft, Peter der Bartscheerer." [1])

Von den staupitzischen Schriften redend, sagt er, er habe sie theils verkauft, theils an Freunde des Verfassers verschenkt, das aufgekommene Geld aber „habe ich, wie Ihr's befohlen, den Armen zugewendet, das ist, mir selbst und den Brüdern, denn einen Aermern als mich kenne ich zur Gnüge nicht." Eben erst und früher, bei seiner Vikariatsführung, begegneten uns Zeichen seiner Dürftigkeit. Das wittenberger Augustinerkloster scheint mittelmäßig begütert gewesen zu sein. Allein er gab weg was er hatte, an studirende Brüder, so auch seinerseits, nicht bloß als Lehrer und Prediger, die Studien, das Aufleben der Wissenschaft fördernd, ein Mäcen und selber arm. In den Tischreden wird erzählt: „Am 9. Januarii 1542 aß zu Nacht mit D. M. Luther M. Ph. Melanthon; da redeten sie Allerlei, wie es in der Welt zuginge, und wie die Menschen gesinnet wären, und ward auch eines Professoris in Wittenberg gedacht, der dem Gute sehr nachtrachtete, der hätte sich auf den Geiz geleget, und hätte einen guten Verstand aufs Geld und rothe Gülden. Da sprach die Doctorin: Hätte mein Herr einen solchen Sinn gehabt, so wäre er sehr reich worden. Darauf sagte M. Philippus: das ist unmöglich, denn Die, so auf gemeinen Nutzen trachten, die können nicht ihrem Nutzen nachhängen." Als es 1518 so gefährlich mit ihm stand, half es ihm nicht wenig, daß er arm war, entbehren gelernt hatte von Kindheit an und kein Verlangen trug nach Reichthum, überhaupt nach den guten Dingen dieses Lebens. Was er damals schreiben konnte, war schon

1) *Foerstem.* Lib. Decanor. 21. De Wette I, 63, 61. Grimm a. a. O. Villers a. a. O. II, 149.

Dasselbe, was er zu Koburg in Liede ausdrückte: Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib, laß fahren dahin, sie haben's kein'n Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben! Und wie da und dort war sein Sinn auch jetzt schon — wir denken unwillkührlich an sein Verhalten in der Pestzeit und seine Aeußerungen zurück. Er macht nicht Worte von seinem nichts fürchten, nichts verlieren können, seinem Todesmuth. So aber ist seine Stimmung in den Kämpfen, die er jetzt besteht, mit dieser Stimmung geht er in die größern, die ihn in kurzem erwarten. [1])

Die befreundete Genossenschaft. — Freunde nahe und fern. — Vielfache Verbindungen. — Lebensweise.

Die Geister und die Richtungen stimmten in Wittenberg von Anfang nicht völlig überein, und gerade Luther brachte einen Gährungsstoff in das wissenschaftliche Leben und Treiben an der jungen Hochschule, der heiße Kämpfe erzeugte, zumal in der Fakultät selbst, welcher Luther angehörte. Doch ernst, männlich, ehrlich, wissenschaftlich wurden diese Streite geführt. Ihr Ziel war die Wahrheit, und man erreichte es in freier Zusammenstimmung, womit sie ein Ende hatten. Dagegen finden wir in Wittenberg um diese Zeit die an anderen Universitäten so häufigen und widrigen persönlichen und Gelehrtenzänkereien, die kleinlichen Reibungen der Fakultätsmitglieder und der Fakultäten nicht. Dahin wirkte der Geist, in welchem Friedrich seine Hochschule gegründet hatte und leitete, die Tüchtigkeit der großen Mehrheit der hier versammelten Gelehrten, das echt wissenschaftliche Leben, das hier von Anfang heimisch gewesen, das Bewußtsein eines edleren höheren Ziels, und bei vielen das Mitwirken in einer großen Richtung und insbesondre namentlich Luther, von dem die letztere ausging und der zahlreiche vereinzelte Bestrebungen in ihr vereinigte, viel Empfänglichkeit zur Begeisterung anfachte. Er gab den Menschen um sich her zu viel zu denken und regte

1) Tischreden, Walch XXII, 339 ff. De Wette 118.

zu stark an etwas Rechtes zu schaffen und auszurichten, als daß er sie nicht von Kleinlichkeiten und Eitelkeiten an seinem Theile hätte ablenken sollen. Die wittenberger Theologen kämpfen schon gemeinschaftlich für gemeinschaftliche Begriffe, Anschauungen, Strebepunkte. In einer wenig späteren Zeit, sobald der Anlaß zur Kundgebung da ist, sehen wir die gesammte Universität einer geschlossenen Phalanx gleich sich um ihn schaaren zu Schutz und Trutz. Es würde so nicht geschehen sein, wenn nicht auch freundschaftliche Verhältnisse sich gebildet hätten, um so weniger, da, von seinen Anfängen in Wittenberg an, so bedeutende Meinungsverschiedenheiten und so lange Meinungsstreitigkeiten zwischen ihm und den nunmehrigen Freunden stattgefunden und da es unter ihnen an sich fühlenden, reizbaren, im Ausdruck derben und rücksichtslosen Männern — einem Amsdorf, Karlstadt — nicht fehlte. Sie waren überwundene Gelehrte und bildeten mit dem Sieger nebst Anderen, auch Juristen wie Schurff, die „befreundete Genossenschaft," von welcher er in Briefen aus dieser Zeit schreibt. Sein Leben ist auch durch das Glück einer wahrhaft erstaunlichen Menge von persönlichen Freunden, die ihm wurden, bezeichnet. Sie kommt nur seinem regen Sinne, seiner Wärme für Freundschaft gleich. Schon jetzt war die Zahl der Gleichgestimmten und Strebenden, innig mit ihm Verbundenen in der Nähe und Ferne bedeutend. Seine Briefe flogen bereits weit umher. Dieser Briefwechsel war Zeugniß von der Zunahme seiner persönlichen Bedeutung und erweiterte seine persönlichen Beziehungen oder knüpfte sie enger, brachte Kunde vom Leben und Treiben an anderen Orten nach Wittenberg und von dem wittenberger Aufschwunge nach anderen Orten hin. Wechselsweis wurde die Theilnahme erregt und unterhalten. Wie er schon hinausstrebte aus dem engeren wittenberger Kreise, welche Lust er schon hatte an einem Würken in die Ferne, wie er die von ihm ausgehende Bewegung schon nicht mehr als eine vereinzelte auffaßte, sondern den Krieg, den er der Schule machte, auch in andre Gegenden zu verpflanzen suchte: davon zeugt namentlich sein Briefwechsel mit Erfurtern und Nürnbergern, der wieder mehrfach und sehr erheblich fördernd auf ihn selbst einwirken mußte. [1])

1) De Wette I, 55.

Von der Bedeutung Erfurts zu reden würde nur Wiederholung sein. Nürnberg war damals eine der bedeutendsten, in gewissen Beziehungen die erste, die Königin der deutschen Städte, die echte Vertreterin des deutschen Städtewesens, von jeher treue Anhängerin aller Kaiser, altberühmt durch eine treffliche Verwaltung, gemeinnützige und Wohlthätigkeitsanstalten, Rührigkeit und Thätigkeit, Verstand und Tüchtigkeit der Bürger, mächtig, blühend und reich, Mittelpunkt des deutschen, ja selbst des europäischen Handels, in Wissenschaften, Künsten und Gewerben groß, ein Glanzpunkt derselben, ein Sammelplatz von bedeutenden Künstlern, großmüthigen Gönnern der Künste, an der Fortbewegung im Reiche des Geistes eifrigst theilnehmenden reichen Bürgern, Gelehrten und Staatsmännern. Die ersten deutschen Dramatiker hatten in Nürnberg gelebt, die Volkspoesie war da gepflegt und mit ihr hatte um so mehr eine freiere religiöse Richtung sich verbreitet und festgesetzt; die Waldenser und Gottesfreunde hatten Anklang gefunden, Huß hatte auf der Reise nach Konstanz mit allgemeinem Beifall über seine Ansichten disputirt, der Rath den städtischen Klerus stets in Botmäßigkeit erhalten, öfter Reformationen durchgesetzt; Gregor von Heimburg und Martin Mayr waren der Stadt Konsulenten und Rathsschreiber gewesen; früh war das Studium der klassischen Literatur hier emporgekommen, so daß Hutten von Nürnberg sagte, sie sei die erste unter den deutschen Städten, welche die schönen Wissenschaften gepflegt; seit Regiomontan und Niklas von Wyle dort gelebt und gewirkt, behauptete sie selbst vor den Universitäten den ersten Rang in Bezug auf Astronomie, Mathematik und die damit in Verbindung stehenden Künste; sie hatte bedeutende Geschichtschreiber wie Humanisten gehabt: auch die staupitzische Richtung fand großen Anklang. Von den berühmten Namen, welche Nürnberg jetzt zur Zierde gereichten, braucht man nur Albrecht Dürer und Pirckheimer zu nennen, den uns neuerdings Hagen mit Vorliebe geschildert. Er stimmte mit Luther im Widerwillen gegen die Scholastik und so viele kirchliche Uebelstände ganz überein. Das vornehmste Glied in der Kette des Reuchlinistenbundes, ließ er, eben im Spätsommer 1517, seine Apologie Reuchlin's erscheinen, in welcher er Luther schon unter den bessern Theologen der Zeit erwähnte. Von Dürer ha-

ben wir in einer zu Antwerpen niedergeschriebenen Epistel rührende Aeußerungen über Luther's Verschwinden nach dem wormser Reichstage, als geglaubt wurde, daß er getödtet sei. Er war nach Hotho's Ausdruck (Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei) ein „Genius, der Reformation enger verwandt, als irgend ein andrer von allen bisherigen Malern." Von Nürnberg aus wurde Luther nach ein paar Jahren als die „wittenberger Nachtigall" von Hans Sachs begrüßt, der 1516 von der Wanderschaft zurückkehrte, die er wander- und sangeslustig um die Zeit der Romfahrt Luther's angetreten. In Nürnberg wie anderen fränkischen Städten hatte man sich schon vor Luther's Auftreten schärfer, als er es bis jetzt gethan, über den Ablaßunfug ausgesprochen. Nürnbergische Bürger und fränkische Ritter waren die Ersten, die sich thätlich des Reformationswerkes annahmen. Auf die nürnberger Reformation wirkte die Verfassung und Verwaltung der Stadt wesentlich ein. Jene war oligarchisch, die Macht der Regierung Allen fühlbar, Jeder bewegte sich im festbestimmten Kreise, Alles geschah nach gemeinsamer Regel; die Stände streng geschieden, alle gleichmäßig überwacht, die Obrigkeit selber fest auch gegen sich selbst, um ein solches Wesen im Gange, strenge Zucht und willige Unterordnung aufrecht erhalten zu können. Etwas Besseres kannte Luther nicht und wünschte er nicht zum Grund und Boden für das Reformationswerk, als ein Bürgerthum und Regiment, wie er es in Nürnberg vor Augen hatte, während ihn die erfurter zerfahrenen Zustände anwiderten. Vornämlich von Städten wie Nürnberg entnahm er seine Vorstellung von einem urbildlichen Staatswesen. In der dem nürnberger Syndikus Spengler zugeeigneten Predigt, daß man die Kinder zur Schule halten soll, sagt er: „Nürnberg leuchtet wahrlich in ganz Deutschland wie eine Sonne unter Mond und Sternen, und gar kräftiglich andere Städte beweget, was daselbst im Schwange gehet." In einem Briefe an Eoban Heß von 1528, in welchem er des Freundes Dürer Tod beklagt, äußert er am Schlusse: „Ich habe nichts Neues nach Eurem Emporium zu melden, da Nürnberg gleichsam das Auge und Ohr Deutschlands ist, das Alles siehet und höret, was vielleicht niemals zu uns gelangt." Er fühlte das jetzt schon, Nürnberg wurde ihm selbst Auge und Ohr für alle Zeiterscheinungen und Regungen, keine Verbindung war so vielseitig anregend für ihn, wurde ihm nützlicher als die mit den Nürnbergern, die durch den Glücksfall schon sehr früh sich anknüpfte, daß Scheurl, mit dem er in Wittenberg wenigstens bekannt, wenn nicht schon vertraut geworden war, dorthin abging und den er nicht verfehlte trefflich zu benutzen. Aus seinen Briefen an Scheurl geht hervor, daß sein Verkehr sich längst nicht mehr auf diesen einzigen Freund in Nürnberg beschränkte, und er dehnte sich immer weiter aus.[1])

Schon seine aus dieser Zeit übrig gebliebenen Briefe — die an die Ordensbrüder geschriebenen ziehen wir hier nicht in Betracht — bezeugen es. Sie lassen zugleich erkennen, wie man erwarten kann, daß sein freundschaftlicher Verkehr hauptsächlich auf seine Gelehrtenthätigkeit, seine gesammte Wirksamkeit sich bezog. Noch mehr. Gerade auch aus seinem freundschaftlichen Briefwechsel geht so recht unmittelbar, eben aus ihm geht am gewissesten und deutlichsten hervor, wie sehr ihm alle seine Studien und Bestrebungen Herzenssache waren, ihn ganz erfüllten und alle auf das eine Ziel gerichtet waren, das er sich gesteckt und durch alle seine nur scheinbar nach verschiedenen Seiten auseinander gehenden Arbeiten und Thätigkeiten zu erreichen suchte. Aus den gelegentlich schon mitgetheilten und noch mitzutheilenden brieflichen Aeußerungen von ihm erhellt, daß der Briefwechsel auf die innersten Gemüthszustände, die Studien, die gelehrten Beschäftigungen und Unternehmungen, die Tagsfragen und damit in Verbindung Stehendes sich bezog. Davon sind alle seine Sendschreiben voll, das bildet ausschließlich ihren Inhalt, sofern sie nicht Geschäftssachen betreffen. Er regt Spalatin und Lange an zu literarischen Arbeiten oder beräth sie bei ihren Studien. Mit den entfernten Freunden tauscht er Bücher, Ansichten, Urtheile, und das von fern her Mitgetheilte wird dann sogleich der befreundeten Genossenschaft in Wittenberg selbst wieder mitgetheilt und in ihrem Kreise durchgesprochen. So hat Lange (im

---

1) Erhard a. a. O. III, 15, 29. Hagen, Deutschlands lit. und rel. Verhältnisse, I, 175 Bensen, Gesch. des Bauernkriegs in Ostfranken, 45. Weise, A. Dürer und sein Zeitalter, 79. Gervinus a. a. O. II, 301. Plochm. XX, 2. De Wette III, 307.

Oktober 1516) eine der damals erscheinenden zahlreichen satirischen Schriften geschickt, und Luther benutzt sogleich die Gelegenheit, daß die Freunde bei einem Promotionsmahle sich beisammen finden, damit bekannt zu machen und den Inhalt zur Erörterung zu bringen. Man kann sich denken, wenn die Luther, Amsdorf, Karlstadt, Spalatin, Schurf und wie sie weiter heißen, die jüngern brausenden, Bernhardi und ähnliche Köpfe, dann etwa die fremden einsprechenden oft bedeutenden Gelehrten oder auch die Kranach und andere Angesehene der Bürgerschaft beisammen saßen, welch ein lebendiger Austausch der Gedanken und Empfindungen da stattfand, unter Männern von solcher Bedeutung und Stellung manchfacher Art, von so verschiedenen Geistesrichtungen und doch alle von gleichen oder doch auszugleichenden Anliegen und Gesinnungen erfüllt. Die gelehrte Welt war so bewegt, die Zeit, die Nation wurde es mehr und mehr, immer deutlicher traten starke Gegensätze hervor, immer lebendiger wurden die Kämpfe, immer reger mußten Pläne und Zweifel, Hoffnungen und Besorgnisse und Ahnungen einer großen Entscheidung werden. Viel drückende Luft lag damals auf den Gemüthern in Deutschland, aber frische Geistesströmungen fuhren durchhin und hier befand man sich mitten in einer der stärksten. Da entzündeten sich die Gemüther wechselsweis, da platzten die Geister auf einander, Geistfunken sprüheten, Zurückhaltung und Furcht kannte man kaum bei den öffentlichen Verhandlungen, zahm und gewunden war nicht die Ausdrucksweise der Zeit. Unverhohlen machte der Unwille sich Luft, gerade und offen sprach jeder seinen Gedanken aus. Alles kam zur Sprache, Großes und Geringes, Nahes und Fernes, was für solche Männer nur Belang haben konnte, und wurde besprochen und verhandelt in gemeßner und heitrer Auffassung, in Scherz und Ernst. [1])

Ein solcher Verkehr mußte für Luther unendlich anregend und förderlich sein, doppelt wichtig für ihn, den „Einsiedler" mit noch immer wiederkehrenden Einsiedlerempfindungen und Gedanken. Belebte er diese Kreise, so hoben sie ihn wiederum; sein Ruf, sein Ansehen, seine Wirksamkeit mußten zunehmen durch seine Stellung in ihnen. Durch sie begründete es sich gro-

1) De Wette I, 37.

ßentheils und tritt in ihr am deutlichsten vor Augen, es begann jetzt, daß er wie der Mittelpunkt der deutschen Verhältnisse mit solcher Wirksamkeit dastand, und wesentlich wurde diese seine Wirksamkeit verstärkt und erweitert durch die gleichfalls jetzt beginnende Vielheit und Mannichfaltigkeit seiner Verbindungen, die sich nach allen Richtungen und in die weitesten Fernen ausdehnten, alle Stände und Klassen umfaßten, die Gelehrten und Ungelehrten, Geistliche und Laien, Geringste und Höchste. Großentheils daher, daß wir ihn mehr und mehr — eine nöthige und treffliche Ergänzung seiner einseitigen Heranbildung und seiner fleißigen, aber wol kaum umfänglichen Beachtung der Literatur — verhältnißmäßig sehr gut unterrichtet finden, von den Vorgängen und Verhandlungen, Plänen und Strebungen der Zeit, an allen Orten, im Volke wie an den Höfen, von den da und dort lebendigen Gedanken, Ansichten, Empfindungen. Er lernte sie alle wenigstens kennen, hätte sie sonst nicht so umfassend in sich aufnehmen und durchbilden, vertreten oder bekämpfen können. Daher, daß in seinen Schriften und Briefen die ganze Zeit mit ihrem gesammten Inhalte sich abspiegelt.

Wir haben aus diesem Zeitraume genauere Nachrichten über seine Lebensweise, als im Bisherigen enthalten sind, nicht. Einiges läßt sich indeß noch aus einer kurzen Anweisung über priesterliche Lebensart erschließen, welche Spalatin von ihm erbeten und die er diesem 1519 schickte. Er legte sich denkend alle Verhältnisse zurecht, und eben diese Anweisung beruht ohne Frage auf Erfahrungen und Beobachtungen, die er um diese Zeit machte, enthält Maximen, die er jetzt sich aneignete oder bereits angeeignet hatte, und zeigt deutlich, daß religiöser und sittlicher Ernst der Grundton seiner Lebensweise wie seiner Ansicht, daneben aber ein heitrer Lebenssinn und Genuß nicht sauer und kopfhängerisch ausgeschlossen war. Er ist noch Mönch und mönchisch gestimmt: aber mit breitem Schritte tritt er schon aus dem Kloster heraus in die Welt hinein, wir finden schon bei ihm die ihn bezeichnende heitre Frömmigkeit, er hält es schon so, wie er es späterhin wohl deutlich und bewußt aussprach: „Darum ist Christus für uns gestorben, daß wir fromm, heilig und fröhlich sein sollen," nicht zu gedenken jener Wahlsprüche, die er neben biblischen und mystisch gefärbten aus seiner Art dichtete oder nach ihr

sich aneignete, so daß sie fortan lutherisch hießen: Wer nicht liebt Wein, Weib und Sang, der bleibt ein Narr sein Lebenlang; — Wer nicht Lust hat an einem raschen Pferd, nicht Lust hat an einem blanken Schwert, nicht Lust hat an einem schönen Weib, der Mann der hat kein Herz im Leib! — Wahlsprüche, in welchen der Gegensatz der mönchisch-beengten und verdüsterten Empfindung, die ihm einen großen Theil seiner Jugend- und früheren Mannesjahre verdarb und deren Spur sich bei ihm nie wieder verlor, in welchen das Gefühl seiner schöneren Stunden, der männlich-ritterliche Sinn, die kräftige Lebensfrische sich ausdrückt, welche seit dieser Zeit Raum bei ihm gewann, wo dem beobachtenden Blicke wohlthuend ihre ersten Zeichen begegnen. [1])

Gewinnende Eigenheiten.

Andre vor ihm hatten die Theologie, die er emporzubringen suchte, folgerichtiger und schärfer ausgebildet, ohne ihr allgemeinere Geltung verschaffen zu können. Wir finden — wie geistreich, gelehrt und belesen er sich zeigt — seine Theologie in dieser Zeit doch in der That sehr mängelreich, seine wissenschaftliche Bedeutsamkeit nicht gar zu groß. Die letztere nahm zu, erreichte den höchsten Punkt doch aber nie, wie bedeutend er auch als Theolog werden mochte. Melanthon mußte hinzutreten, damit die protestantische Theologie systematisch zu Stande kommen konnte. Doch war es Luther, der hauptsächlich für sie gewann, ihr in so weiten Kreisen das Gewicht und den Einfluß errang, und Wittenberg war schon für ihre Anfänge und Erstlinge, ihren Kern in dermaliger noch roher Gestalt gewonnen; eben in dieser Zeit, da an Melanthon hier noch Niemand dachte. Wir sahen Luther mehrfach reizbar und heftig, und doch gewann er für seine Richtung, beugten sich ihr und ihm selber stolze Geister, hartnäckige Gelehrte; doch war er offenbar nicht blos der herrschende Geist an der Universität, sondern insbesondre auch die Seele der befreundeten Genossenschaft, der Tonangeber im Freundeskreise. Er wurde — es sollte bald anheben — in seinem öf-

1) De Wette I, 271. Walch XXI, 631. Auslegg. des 90. Psalms zu V. 18, Walch V, 1167.

fentlichen Auftreten, in seinen Schriften noch viel reizbarer, heftiger, bis zu vernichtender Schonungslosigkeit, zum hartnäckigsten Eigensinn, und er gewann noch mehr, nach Wittenberg die halbe Welt.

Es lag in der großen Empfänglichkeit der Zeit, in seiner frischen Begeisterung, seiner unermüdlichen Rührigkeit, seiner gewaltigen Thatkräftigkeit, darin, daß er ein mächtiges Genie dastand inmitten vieler vielfach Tüchtiger, die aber nur Talente waren. So war es jetzt in Wittenberg, späterhin verhielt es sich ähnlich in der Nation. Allein wie dem sein mochte, wie groß sein Genius war, wie tief und allseitig seine Ueberlegenheit empfunden wurde: er wäre dennoch nicht zu seinen Erfolgen, seiner eigenthümlichen Stellung gelangt, und noch viel weniger bei den angedeuteten Eigenheiten oder Mängeln dazu gelangt, die Empfindung seiner Ueberlegenheit hätte manchmal eher Befeindung als Befreundung erzeugt, seine Kraft hätte gewirkt, ohne für ihn und ohne so für seine Richtung, seine Sache zu gewinnen, wenn nicht eine Zauberkraft in seiner Persönlichkeit gelegen hätte, die sich mit einem einzigen Worte nicht bezeichnen läßt, aber so ziemlich von Jedem empfunden wurde, der in ihren Bereich, in seine Nähe kam. Sie hatte sich schon an Staupitz und Pollich, dem Kurfürsten, den wittenberger Studenten, der Gemeinde, den Ordensbrüdern, den Kollegen erwiesen. Die Vielheit, die treue Anhänglichkeit und freie Hingebung seiner Freunde, das Eigenthümliche seiner Wirksamkeit, seine jetzt anfangende „Prophetenstellung," sind eben so viele Zeichen und Beweise von ihr. Sie erklärt sich vornämlich daraus, daß ein solcher Verein der manchfachsten und verschiedensten Eigenschaften in ihm war und unter diesen wieder neben großen und Bewunderung erzeugenden, neben herben und abstoßenden, so manche versöhnende und gewinnende. Es fühlte sich, zumal im näheren Umgange, die Schale war rauh, der Kern war süß. Wenn er, wenn sein derbes, scharfes Wort, seine eckige Persönlichkeit Scheu oder Aerger erregen konnten, er fesselte doch, der Gesammteindruck war Achtung, Vertrauen, Bewunderung, Zuneigung, Behagen. Urban Rhegius hatte ihn gesehen und schrieb dann einem Freunde: „Nie in meinem Leben habe ich einen angenehmeren Tag verlebt. Luther war mir immer groß, jetzt ist er mir der Größeste. Ich

sah und hörte, und es läßt sich auf keine Weise beschreiben. Ich muß jetzt sagen, Niemand kann ihn hassen, wer ihn kennt. Man urtheilt über seinen Geist nach seinen Schriften, er ist aber in der Nähe größer als sein Ruhm" u. s. f. Auch in seinem zweiten Lebensabschnitte bemerkte man, daß er so „sanftmüthig" im Umgange als erzürnlich in seinen Schriften und stets mild, friedlich und versöhnend war, wo es nicht dem „Glauben" galt, der Sache, die er führte. So etwas schreibt auch Melanthon über ihn an Erasmus. Melanthon hatte manchmal von seiner Heftigkeit, seinem Herrsch- und Rechthabesinne zu leiden gehabt, und ihn nicht immer richtig beurtheilt und genommen, nicht immer erkannt, daß Luther nicht selten Recht hatte, wo man ihn rechthaberisch nannte, daß ihm oft nichts übrig blieb, als seine Ansichten oder Absichten so zu sagen gewaltsam zu behaupten und durchzusetzen, indem er tiefer durchschaute, nicht gehen lassen, der Mäßigung und Milde Melanthon's und Andrer nicht nachgeben durfte, weil sie genau besehen nichts weiter als verderbliche schwankende Halbheit und in der That eben so eigensinnig war. Vielleicht doch immer noch unter einigem, ob auch unbewußtem Einflusse eingetretener Verstimmung hält ihm Melanthon die Leichenrede, und weiß dennoch zum Ruhme seiner gewinnenden Freundlichkeit und Güte im Umgange und der Denkart kaum Worte genug zu finden. Sie zeigte sich selbst in den öffentlichen Disputationen, die so sehr zum Reizen und Aufstacheln angethan sind. In Heidelberg 1518 vertheidigte er seine Disputirsätze, wie Bucer an Beatus Rhenanus darüber schrieb, mit „wunderbarer Milde und unvergleichlicher Geduld im Anhören der Gegner." Von seinem Verhalten bei Disputationen überhaupt wird gesagt, er sei gern schwachen Opponenten zu Hülfe gekommen, habe ihnen den bessern Ausdruck geliehen, ihren schlechten Argumenten Schick gegeben und die Erörterung zu einem Ausgange geleitet, daß Jedermann zufrieden gewesen und sich gestanden über alles Erwarten gelernt zu haben; wogegen Melanthon, milder und behutsamer in Schriften, im Disput leicht hitzig wurde. Ebenso zeigte er sich uns auch in den Briefen, die er als Vikar schrieb. Wie viel er da zu rügen hat oder wenn er einen Freund, wie Spalatin, tadelt oder belehrt, er bleibt stets gelassen, fällt nie in einen schulmeisterlichen oder anmaßend-herrischen Ton. Er machte

seine Ueberlegenheit geltend, ohne sie unangenehm fühlbar zu machen. Er ließ auch Andre und Andrer Vorzüge gelten, gab sich mit Vertrauen hin. Er nahm sie gern in Rath, so namentlich Amsdorf, den er den Studenten rühmte, in dessen Vorlesungen er dieselben wies. Es wurde gesagt, Karlstadt gehe zwar in seine Ansichten ein, werde aber nicht lange dabei bleiben, denn er sei ein unbeständiger Mann. Er wollte das schlechterdings nicht glauben. Wir sahen, wie fürsorglich er sich als Vikar der Einzelnen annahm und seine Armuth mit ihnen theilte, um ihnen die Mittel zum Studiren zu verschaffen. Er schaffte sich aber ein noch viel weiteres Feld zur Bethätigung einer unermüdlichen Gefälligkeit und Dienstfertigkeit, einer Herzenswärme und unverwüstlichen Gutmüthigkeit, die ihm nicht selten auch den Kopf einnahm: jener Liebesanlage und Kraft, die seiner Anlage und Kraft des Glaubens so leuchtend zur Seite steht. Keinen unbedeutenden und nicht den unmerkwürdigsten Theil der Sammlung seiner Briefe bilden die, welche dadurch veranlaßt wurden, daß sein Mitgefühl stets rege und sein Einfluß so groß war, daß sich Bedrängte und Bedürftige aus allen Gegenden und Ständen in den verschiedensten Sachen an ihn wendeten, oder daß ihre Noth, ihre Anliegen ihm sonst kund wurden. Er ging dann in das Fernste und Kleinste mit Theilnahme ein, schrieb dann an Personen aller Art, bittend, drängend, mahnend. Er konnte mit Recht in einem Schreiben aus dem Jahre 1538 (an Unruhe, Richter zu Torgau) sagen: „Danke euch, mein lieber Antoni judex, daß ihr der Margaretha Dorsten hülflich gewesen, und die adeligen Hansen nicht der armen Frau Gut und Blut hinnehmen lasset. Ihr wisset, Doctor Martinus ist nicht Theologus und Verfechter des Glaubens allein, sondern auch Beistand des Rechts armer Leute, die von allen Orten und Enden zu ihm fliehen, Hülfe und Vorschrift an Obrigkeiten von ihm zu erlangen, daß er genung damit zu thun hätte, wenn ihm sonst keine Arbeit mehr auf der Schulter drückte. Aber Doctor Martinus dienet den Armen gern, wie Ihr es auch gewohnt seyd" u. s. f. Er fing schon jetzt an, der „Beistand des Rechts armer Leute" zu werden. Es haben sich ein paar Zeilen von ihm an Spalatin aus dem Jahre 1517 erhalten, wodurch die lange Reihe seiner Fürbitt-Schreiben eröffnet wird. Er verwendet sich darin für einen wackeren jun-

gen Menschen, dem er bis dahin, so gut es hatte gehen wollen, „um Gottes willen" in seinem Kloster Unterhalt gegeben, vermuthlich seinen nachmaligen treuen Famulus Wolfgang Sieberger, an den er in Koburg 1530 die scherzhafte Klagschrift der Vögel richtete und dessen er auch noch in seinem Testamente als seines „Wolfs," wie er ihn zu nennen pflegte, gedacht hat. Ein solcher Feuerkopf, eine titanische Kraft und ein so kindliches Gemüth! Es entfaltete sich am reichsten in seinem Familienleben. Die ersten Spuren seines Daseins in ihm gewahren wir in dieser Zeit. [1])

Die Kraft, der Sturmdrang und das warme Herz mit dem unversieglichen Strome der Liebe, waren ihm Mitgaben der Natur: angeeignet aber hatte er sich eine gleich große Selbstbeherrschung und Bescheidung, die ihn wol noch höher heben. Haltung, Maaß, Milde und Würde selbst beobachtend, dem Unordentlichen, Wüsten und zu Scharfen feind und als Vikar entgegentretend, suchte er natürlich ebenso auch sonst in seinem Kreise zu wirken. Manche Unebenheit mag, wir können sagen, muß er da ausgeglichen, Manchen zu Besonnenheit und Schonung zurückgeführt, manches Ausschreitende, Ueberkecke mit Klugheit niedergehalten haben, und einzelne Spuren davon finden sich auch. Er predigte gegen den Heiligendienst und Aehnliches, fand Zustimmung und nicht das Mindeste kam vor, daß in der Gemeinde, im rohen Haufen, unter der so leicht aufbrausenden Jugend auch nur eine entfernte Neigung entstanden wäre, eigenmächtig irgendwie zuzufahren: er warf sich dem Strome entgegen, der etwa im Durchziehen der Geistlichkeit oder sonst überfluthen wollte. Es regte sich gewaltig in den Köpfen der jüngeren Gelehrten, die Funken, die er aussprühete, hatten Feuer bei ihnen gefangen, sie dachten in Disputationen loszubrechen, und wer könnte sagen, was geschehen wäre, hätte er sie nach ihrer Weise gewähren lassen; da trat er selbst an die Spitze, ließ unter seiner Anleitung die Streitsätze zusammenstellen, übernahm selbst den Vorsitz und die Verantwortlichkeit, behielt aber den Ausgang in der Hand. Und

1) Villers a. a. O. I, 43; II, 80. Centifol. Luther. 420. Spangenberg, Adelsspiegel, II, 91. Wider die himmlischen Propheten, Plochm. XXIX, 194. De Wette V, 119; I, 53. Walter a. a. O. 7.

diesem Verhalten lag doch keinerlei Furchtsamkeit bei ihm zum Grunde. Als es zum Ausbruch gekommen war, mancherlei Unfug dann nicht ausblieb, von ihm nicht gänzlich gesteuert werden konnte, und Vielen so angst und bange machte, war er sogleich mit der Rede bei der Hand: „Das Evangelium wird dadurch nicht zu Grunde gehen, wenn einige von den Unsern kein Maaß halten; die sich deshalb vom Worte abkehren, hingen ihm nie von Herzen an." Henning Göde war eine lange Zeit sehr thätig, die Stadt Erfurt mit dem sächsischen Hause wieder auszusöhnen. 1516 gelang ihm ein Vergleich, dem zufolge die Vertriebenen und Flüchtigen wieder aufgenommen werden mußten. Er selbst wurde mit großem Pompe eingeholt. Auf diese Vorgänge bezieht es sich, wenn wir Luther im Herbst 1516 im Begriff sehen an Göde zu schreiben, ihm Vorstellungen zu machen. Er beklage es lebhaft, sagt er in einem Briefe an Lange, daß Göde nun seine Gegner mehr mit Uebermuth als Milde behandle. Er fürchte für ihn und gleicherweise, daß er vergeblich nach Erfurt gehen und Freude in Trauer werde verkehrt werden. Er kommt in noch einem Schreiben darauf zurück. Seine Aeußerungen zeigen, daß er lebhaften Antheil an Göde und der ganzen Angelegenheit nimmt, und wie viel er auf Bescheidung und die Selbsterkenntniß hält, die allein vor Ueberhebung schütze. [1])

Ein Zeugniß, wie weit er selbst von der letztern entfernt war, und zugleich von dem Eindrucke, den er gemacht, haben wir in einem Briefe von ihm an Scheurl, der ihm große Lobsprüche ertheilt hatte. Er antwortet im Januar 1517: „Eur Brief hat mich eben so hoch betrübt als erfreut. Angenehmer hätte mir nichts sein können als daß Ihr Staupitz, oder vielmehr Christum in seinem Werkzeuge preiset, denn nichts höre ich lieber, als daß Christi Stimme gepredigt, gehört, verstanden, zum Leben angenommen wird. Aber nichts Widrigers hättet Ihr schreiben können als daß Ihr meine Freundschaft sucht und mich mit eitelm Lobe überhäuft. Ich will nicht, daß Ihr mein Freund werdet, denn nicht Ruhm, sondern Gefahr wird meine Freundschaft Euch werden, wenn das Sprüchwort wahr ist, wonach Freunde Alles gemein haben. Wird nun Euer, was mein ist, so werdet Ihr

1) Motschmann, Fortsetzg. IV, 508. De Wette II, 94; I, 36 f.

nur reicher an Sünden, Thorheit und Schande. Ihr sagt freilich, wie ich's vom Vater Staupitz mit meiner Furcht und Gefahr hören muß, daß Ihr Christum in mir bewundert. Aber es ist der höchste Hochmuth sich einbilden Christi Wohnung zu sein und schwer ist, es glauben. Denn so elend ist dieß Leben, daß die Freunde uns um so mehr schaden, je mehr und enger sie uns verbunden werden. Denn je mehr Gunst bei den Menschen, desto mehr weichet Gottes Gunst von uns. Gott will allein oder gar nicht unser Freund sein. Der Menschen Haß ist nur einfache, ihr Lob doppelte Gefahr. Ich verachte Eur Wohlwollen nicht, muß aber auch mein gedenken. Ihr thut, was einem Christen geziemt, der niemanden verachten soll als sich selber, ich muß nun, um Euch zu gleichen, ein Verächter meiner selbst sein. Denn nicht Der ist ein Christ, der die Menschen wegen ihrer Gelehrsamkeit, Tugend, Heiligkeit und Berühmtheit hochhält, was auch die Heiden thun, sondern der die Armen, Thörichten und Sünder liebt. Was hoch bei den Menschen, ist ein Greuel bei Gott. Macht mich, bei Christo bitt ich Euch, nicht dazu, wenn Ihr mein Freund sein wollt, und also lobt mich weder ins Angesicht noch gegen Andre. Meint Ihr, daß Christus in mir zu preisen sei, nennt ihn allein, dessen Sache durch meinen Namen nur Schande und Schaden leidet." [1])

Ich habe die Stelle auch deshalb ausgezogen, weil man daraus sieht, daß er überall derselbe ist, daß dieselbe selbstentäußernde Hingebung an die Sache, die er treibt, und dieselbe mystisch gefärbte religiöse Ansicht, wie in seinen öffentlichen, so auch in seinen vertrauten Aeußerungen sich ausspricht, und zwar ohne Unterschied, mag er an geistliche Standesgenossen oder weltlichen Freunden sich mittheilen. Sehr beachtenswerth ist hier auch noch ein anderes Schreiben vom 6. Mai 1517 an Scheurl, worin er sagt, er bedaure es, daß seine unbedeutenden Sachen — man ersieht nicht, ob etwa die deutsche Theologie, die Bußpsalmen oder etwas verloren Gegangenes — durch Staupitz bei den Nürnbergern verbreitet würden, denn nicht ihnen, Leuten von der feinsten Bildung, wären sie ja bestimmt, sondern den ungebildeten Sachsen, denen die christliche Lehre nicht wortreich genug mundrecht gemacht werden könne. Denn sollte er auch etwas erträglich Lateinisches zu schreiben im Stande sein, wie er es wol wünschte, so habe er doch jetzt absichtlich dem gemeinen Manne dienen wollen, Scheurl möge die Schrift daher so viel möglich den gelehrten Freunden aus den Augen bringen. [1])

So tritt sein Bestreben, dem Volke durch eine noch vielfach verachtete deutsche Schriftstellerei zu nützen, hinter den Ehrgeiz zurück, unter den tonangebenden Literaten zu glänzen, ja er selbst stellt die erstre, die sein Ruhm und seine Stärke zu werden anfängt, durch die er so viel mehr leisten sollte für die deutsche Literatur und die Bildung der Nation als die Humanisten, noch weit unter die lateinische und die Humanisten eine Stufe höher als sich selbst. Wir hörten oben seine Aeußerung, seine Klage, daß er so gar nichts leiste in der Rede Kunst, und wenn er ja ein wenig Latein schreiben können, daß er durch so langen Gebrauch der Schulschreibart zum Kinderstammeln zurückgebracht sei. Aehnliche Aeußerungen von ihm aus späterer Zeit wurden im ersten Buche angeführt. In einem Schreiben an Brenz aus dem Jahre 1530 hebt er den Mangel sogar ungebührlich hervor, in welchem Erasmus hinlänglichen Grund zu finden glaubte, vornehm auf den wittenberger Theologen herabzusehen. Indem sich Luther hier unter die Humanisten heruntersetzt und sich wegen seiner deutschen Schriften entschuldigen zu müssen glaubt, erscheint er noch immer nicht völlig frei von dem gemeinen Vorurtheile, das ihm einige falsche Scham einflößt; doch hindert ihn diese wiederum nicht, mit Selbstgefühl seine Richtung zu verfolgen und offen einzugestehen, das Selbstgefühl nicht, fremde Vorzüge bereitwillig anzuerkennen, und vollkommen fern ist er davon Vorzüge Andrer sich anzutäuschen. Er besaß zu viel Seelengröße, um eitel zu sein, uud überall ließ er seine Persönlichkeit zurücktreten, statt sie in den Vordergrund zu drängen. Dies war aber wieder nichts Anderes, als daß er die schwere Probe bestand, einer überlegenen, bewältigenden Kraft sich bewußt und aus tiefer Niedrigkeit zu einer erhöheten Stellung, Gunst, Ansehen, Einfluß, und zwar durch Verdienst gelangt zu sein, ohne der Neigung zum Hochmuthe und zur Herrschsucht zu verfallen. Vielmehr be-

1) De Wette I, 49.

1) De Wette I, 51.

wahrte er sich bei allem Selbstgefühle die echte christliche Demuth, Liebe und Menschenachtung, die lieber den Geringsten dienen, der Armen, Thörichten und Sünder sich annehmen, sie zu sich emporrücken, als sich selbst über Alle erheben und Ruhm erjagen will. Schon in jungen Jahren ist ihm gesagt, Gott werde einen großen Mann aus ihm machen, von mehreren Seiten ist die Prophetie in sein Ohr gedrungen, seine Erfolge bringen schon einen Theil der Erfüllung, mächtig ist auch das Gefühl seiner Kraft, sein Selbstbewußtsein gewachsen, er sieht einen großen Umschwung der Dinge kommen und fühlt sich vorausbestimmt zu einer Betheiligung, welche sie sein mag; auch noch in dem Schreiben an Scheurl, vom Januar, spricht die Voraussicht sich aus, die ihm jedoch nicht „Ruhm" vorspiegelt, ihn nicht mit dem Vorgefühle leuchtender Rollen erfüllt, ihm nicht den Gedanken erregt, so Etwas vorzubereiten; die geahnte Betheiligung erscheint ihm unter dem Bilde der „Gefahr," der Hingebung, des Märtyrerthums; und den Ruf dazu erwartet er von Gottes Walten, ob und wann es kommen soll, mit demselben Gleichmuthe, womit er es kommen sieht, nach innerster Neigung wünschend, außer dem Spiele zu bleiben, doch auch völlig bereit, aus dem Winkel auf den Plan hervorzutreten. Und eben hieraus, daß er so anspruchlos sich selbst, die eigne Person zurückstellte, erklärt es sich vornämlich, daß so Viele sich als Freunde und Vertraute ihm unterordneten, und daß trotz aller Hitze der Meinungs- und der Gelehrten- und Parteikämpfe, in welchen er seine Stellung in der Mitte der Kollegen und über ihnen errang und behauptete, so wenig Neid, Unfriede und Ungunst, Eifersucht und Eifersüchteleien durch oder gegen ihn entstanden. Seine Anspruchlosigkeit und Bescheidung wird uns im Nachfolgenden noch sehr häufig begegnen und so, daß sie im Ganzen vorherrschend bleibt. Sie wird so oft übersehen, wenn seiner gedacht wird, und wie Viele sind dann stets mit den Schmuckworten: Heftigkeit, Eigensinn, Halsstarrigkeit, Herrschsucht bei der Hand, als wäre das recht eigentlich seine Art. Mir däucht, es kommt sammt ähnlichen Mißverständnissen großentheils daher, daß man den früheren Luther nicht genau beobachtete, nur den Luther im zweiten Lebensabschnitte kennt und vor Augen hat, in welchem letzteren er freilich oft aus der Ruhe, Milde und Bescheidung herausgedrängt wurde. Diese aber, obwohl sie in der spätern stürmischen Entwickelung jeweilig auch zurücktrat, war gleichfalls, war sogar noch mehr seine eigentliche Art, und wer das nicht weiß, kennt auch den späteren Luther nicht. Wer es leugnet, erkläre, wie es zuging, daß Luther in der Nation zur Herrschaft, solcher Herrschaft gelangte, und sie — wenn auch nicht ihre Höhepunkte — über zwei Jahrzehende, bis an seinen Tod behauptete, ohne äußere Machtmittel, in der Stellung eines Privatmannes. Die Antwort kann nur sein: es geschah durch seinen Einfluß auf das Volk, auf alle Stände. Freilich! und wir müssen noch hinzufügen: es war damit nicht etwa so — was nur in einzelnen Augenblicken und Lagen der Fall war — daß er gerüstete Haufen hinter sich gehabt, mit denen und deren Gewalt er gedroht und so seinen Willen durchgesetzt hätte. Wir wissen, wie er stets Denen absagte und gegen Die losfuhr, die Gewalt übten oder zu üben gemeint waren. Ein Herrscherthum wie das lutherische, ein Herrschen im Volke und durch das Volk, wie das seine, errungen und behauptet in seiner Stellung, kann nie und nimmer gewonnen werden, geht in jedem Falle sehr bald wieder verloren, wenn der, der solche Herrschaft anstrebt oder erlangt, des Befehlerischen und dem Aehnlichen zu viel zeigt, wenn nicht in ihm die Hingebung und Bescheidung die Herrschsucht, die Haltung und Nachgiebigkeit die Leidenschaftlichkeit und den Eigenwillen, wenn nicht mit einem Worte die gewinnenden Eigenheiten weit, weit überwiegen. Am wenigsten lag es in der Art des damaligen, kräftigen, selbstwilligen Geschlechts, sich von einem wittenberger Lehrer und Prediger mit Hochfahrenheit — mit Scharren und Pochen, wie Luther etwa sagen würde — regieren zu lassen. [1])

Verhältniß zum Kurfürsten.

Wir hörten, wie Vieles sich vereinigte, um einen sehr günstigen Eindruck für den Landesfürsten bei Luther von Anfang hervorzubringen, und wie Friedrich seinerseits für Luther seit des-

1) De Wette IV, 149. Gervinus a. a. O. IV, 493. (An Ahnungen einer ihm bestimmten Prophetenrolle fehlte es doch in der That nicht.)

sen Berufung nach Wittenberg große Theilnahme gezeigt. Dazu kam, daß auch er zu den für Luther's religiöse und theologische Richtung Empfänglichen gehörte, und daß sie auch ihn zu beherrschen anfing. Er hatte gesagt, „als ein Glanz von Gottes Wort angegangen," daß er immer dafür gehalten, die Sache des Glaubens solle so rein sein wie ein Auge. Da mußte denn Luther wol sein Mann sein, in welchem schon lag, was er späterhin aus deutlichem Bewußtsein aussprach: wer ihm den Glauben antaste, der greife ihm den Augapfel an. („Meine Liebe ist bereit für euch zu sterben, wer aber den Glauben anrühret, der tastet meinen Augapfel an." An Capito). Friedrich hörte überaus gern Predigten, las gern die Schrift — was auch wieder auf lutherische Anregungen hindeutet — so daß er viel gute Sprüche zur Hand hatte. Vor allen liebte er den Spruch aus dem Johannesevangelium: Ohne mich könnt ihr nichts thun, „den er meisterlich zu führen wußte wider unsern vermeinten guten Willen." „Ehe noch Erasmus für diesen schrieb," sagte er zu Spalatin: „ich habe nie denken können, daß wir einen freien Willen haben, da doch der Herr selbst sagt: ohne mich könnt ihr nichts thun." Darauf hatte ihn sicher eben Luther hingeführt oder es doch zur Klarheit bei ihm gebracht, ihn darin bestärkt. [1])

Dies übte nun einen sehr wichtigen Einfluß. Je höher Luther in seiner Achtung stand und je stärker er von ihm gefesselt, für seine Richtung gewonnen wurde, desto weniger ließ er sich irre führen, zu einem anderen Verhalten sich bestimmen, als die von Luther ausgehende Bewegung eintrat, stärker wurde, Aufsehen zu erregen anfing, als die wittenberger Theologie einen so abweichenden, Bedenken erregenden Gang nahm, als Luther eine Bahn einschlug und in eine Bahn hineinzog, die offenbar weiter, und wer konnte sagen wie weit, führen mußte; als sich schon Stimmen hörbar machten, welche die gefährliche Anklage der Ketzerei gegen Luther verlauten ließen, und hier und da „Hochgelahrte" von den wittenberger Theologen „schimpflich redeten," als wollten sie „neue Dinge vornehmen;" endlich als sich Luther auch nicht selten, und stark genug, ganz wider den Sinn des Fürsten äußerte, worüber unten noch ein paar Worte. Friedrich

1) Sammlung verm. Nachr. zur sächsischen Gesch. V, 14.

blieb trotz dem Allen noch immer bei seinem anfänglichen, dem wahrhaft, ja allein weisen und würdigen Verhalten, das ein Regent in Beziehung auf die Wissenschaft und wissenschaftliche Anstalten beobachten kann. Statt die Richtung der Wissenschaft an den letztern durch Vorschriften reguliren zu wollen oder bange zu werden und sich zum Einschreiten bewogen zu fühlen, sobald die Lehre an der Universität das Bestehende oder als wahr einmal Anerkannte in Kirche oder Staat anrührte, ihm zuwiderlief, es zu bedrohen schien: statt dessen freute er sich des Forschens nach Wahrheit, das die freie Erörterung, die Abweichung, den Widerspruch in sich schließt, ließ die Gelehrten gewähren und beschränkte sich darauf, seiner Hochschule Schutz und sorgfältige Pflege angedeihen zu lassen, durch Fürsorge für die Herbeischaffung oder Mehrung der äußern Mittel, Vervollständigung des Lehrerpersonals und was sonst dienen mochte die Universität emporzubringen; ein wichtiger Vorgang dafür, daß an den neueren protestantischen Universitäten ein so viel freierer Geist herrschend wurde, als er besonders an denen des spätern katholischen Mittelalters gewaltet. Friedrich ließ sich Vorschläge machen, ging nach wie vor auch auf das Einzelne selbst ein. So ordnete er im Jahre 1517 eine Visitation an, aus deren Akten man ersieht, wie eifrig er eben zu dieser Zeit darauf bedacht war, der Universität mehr und mehr aufzuhelfen; eine Fürsorge, deren Ergebniß u. a. die Berufung Melanthon's im folgenden Jahre war. Auch das geht daraus hervor, es beiläufig zu erwähnen, daß Luther nach dem Mittagsessen von ein bis zwei Uhr öffentlich las, welche Stunde er sich statt der Frühstunde von sechs bis sieben, die ihm gehörte, ausgebeten hatte. [1])

Daß der Fürst der Wissenschaft eine solche freie Entwickelung gönnte, freimüthige Rede und Lehre, selbst die ihm nicht völlig zusagende, sein Mißbelieben weckende ertrug, und sich dadurch so echt männlich und die Wahrheit achtend bewies, war ohne Zweifel auch so recht nach Luther's Sinne, der keine Beschränkung durch die Staatsgewalt, vom Hofe her, ertragen hätte; der männliche Freimuth, die ganze Sinnesart, die er überall kund giebt, in den Predigten, den Vorlesungen, Disputatio-

1) Löscher I, 354.

nen und Briefen, lassen nicht daran zweifeln. Die merkwürdigen, ganz eigenthümlichen Beziehungen, welche von dieser Zeit an zwischen ihm und dem Kurfürsten eintraten, werden nur dann recht deutlich, wenn sein jetziges Verhältniß zu ihm klar vor Augen liegt; umgekehrt werfen sie aber auch noch einiges Licht auf dieses zurück. Sobald der Hof anfing, Eingriffe in seine Sache zu versuchen, die ihm mißhagten, so oft er ihm entgegentrat, ohne seine innere Zustimmung zu erhalten, wies er ihn ab und zurecht, fein und auch wol derb, wie es fiel. Wir hielten uns Beispiele davon schon vor, wo von Leo's Censurverordnungen die Rede war. Es kam ihm gar nicht einmal eher, als die weltliche Macht Miene dazu machte, in den Sinn, daß sie in Sachen des göttlichen Worts sich herausnehmen könnte, besser wissen zu wollen, nach eigner Willkür mitreden, eingreifen zu dürfen; und auch der Kurfürst, zum Theil aus Mißtrauen gegen eigene Einsicht in geistlichen Dingen, meinte, zu so Etwas keineswegs befugt zu sein, einer der Gründe, weshalb er Luther gewähren ließ und sich zurückhielt. „Was geht weltlich Regiment die Sache an? Weltlich Regiment soll nur handeln in zeitlichen Dingen, sich nicht unterstehen die Gewissen zu regieren." Das waren Grundsätze, die Luther nicht blos nachdrücklich und ausführlich aussprach und begründete, wie in den Schriften: Unterricht der Beichtkinder über seine verbotenen Bücher (1521) und Von weltlicher Obrigkeit; er kam stets darauf zurück in Schriften, Predigten, Briefen und wo sich sonst Veranlassungen dazu darbieten mochten. So vollständig war doch der Sieg gewesen, den die Hierarchie über die weltliche Fürstenschaft davongetragen, daß dieser das Bewußtsein ihrer Regentenberechtigungen und Verpflichtungen nach wie vor verdunkelt war, und daß sie auch jetzt noch immer große Scheu trug, das geistliche Gebiet zu betreten, ja auch nur die ihr bewußten Rechte des Staats gegen die Hierarchie geltend zu machen, oder die Uebergriffe der letztern folgerichtig und nachdrücklich abzuwehren. Eben Luther half ihr erst wieder zur rechten Kunde ihrer wahren Stellung und zu dem Muthe, ihr Verhalten danach einzurichten. Doch auch er war schon zu sehr Zögling der Hierarchie und der Kirche, als daß er jemals eine Staatsherrschaft in den geistlichen Dingen hätte zulässig achten oder nur auf den Gedanken, daß sie möglich sei,

eher kommen können, als bis sie einzutreten begann, womit das theils scheinbare, theils wirkliche Schwanken zusammenhängt, das wir in seinen Ansichten über die Verhältnisse der Kirche und des Staats schon von jetzt an wahrnehmen; Ansichten, die bei sehr verschiedenartigen Zeitlagen und Erfordernissen sich bildeten, entwickelten, so und anders bestimmt und ausgesprochen wurden, mitten im Strudel der gewaltsamen Bewegungen und Zustände einer umwälzenden Epoche, deren Versuche und Einleitungen als normal und normgebend zu nehmen eben so verkehrt ist, als die Forderung, daß sie mit schnurgerader Folgerichtigkeit hätte verfahren, alles grundsätzlich auf das Reine bringen sollen; so verkehrt als das Urtheil, welches auf Voraussetzungen dieser Art ruht. Die Lage der Dinge und die Noth der Verhältnisse leitete Luther darauf, preßte es ihm ab, den Kaiser und alle weltlichen Obern aufzurufen, die Besserung der Kirche im Ganzen und Großen in die Hand, sodann seine und andre Landesherren, so wie die städtischen Magistrate zu veranlassen, in den einzelnen Gebieten der Glaubenssache sich anzunehmen. Es sollte aber nach seinem Sinne geschehen, als ein Liebesdienst und sie sollten ihn so leisten, wie es die Beschaffenheit eines Dienstes erfordert; sollten auch nur äußerliche Ordnung schaffen. Sofern und so lange die Sache seine eigne war, wollte er stets den Kurfürsten aus dem Spiele gelassen wissen; Friedrich sollte sich nicht mit in seine Gefahr begeben, sollte ihm durch Theilnahme seine Sache nicht verderben. Er dachte jetzt so wie in der Zeit der größesten Gefahr, wo seine Denkart eigentlich erst hervortrat und sich zugleich bewährte. Sie spricht sich in einem Briefe an Spalatin aus, den er schrieb, als er (1519) fürchten mußte, aus Wittenberg vertrieben zu werden. „Ich freue mich, daß Du einmal siehst, daß der Deutschen Hoffnung vergeblich ist, daß Du lernst, Dich nicht verlassen auf Fürsten, auf daß Du nicht mehr nach den Urtheilen der Leute fragst, ob sie meine Sache loben oder verwerfen. Wenn das Evangelium der Art wäre, daß es durch die Potentaten der Welt fortgepflanzt oder erhalten würde, so hätte es Gott nicht Fischern befohlen. Es ist mit Nichten der Fürsten und Hohenpriester dieser Welt Werk, das Wort Gottes zu schützen, und ich begehre deshalb Niemands Schutz. Was ich thue, thue ich darum, daß sie durch ihren Dienst gegen mich sich

der Verkündigung des Wortes Gottes würdig machen und dadurch selig werden." So wendet er sich auch jetzt an die Gemeinde, die Bürgerschaft, die Ordensbrüder und Gelehrten; sie sind es, die zu gewinnen wir ihn bemüht sehen, nicht der Fürst ist es, so sehr er ihn ehrt, so sehr ihm Friedrich durch Gunstbezeigungen entgegenkommt, durchblicken läßt, daß er geneigt und empfänglich ist, wol zu gewinnen sein dürfte. Es macht ihn dankbar, bestimmt ihn aber in keinerlei Weise eine Stütze am Staatsoberhaupte zu suchen. Er benutzt die günstige Lage bestens, in welcher er sich durch das Verhalten des Kurfürsten befindet, seine Ziele zu verfolgen, denkt aber dabei nicht von ferne daran, ihn hereinzuziehen, kümmert sich dabei nicht um ihn.

Er blieb auch dabei unter gänz verschiedenen Verhältnissen, die ihn keineswegs änderten, wie es auf den ersten Anblick wol scheinen mag, und worüber wir hier ein paar Worte sagen wollen, weil sie auf die Einflüsse zurückweisen, welche Friedrich schon in dieser ganzen Zeit bei ihm übte. Wir haben neuerdings wiederholt die Behauptung aussprechen hören, daß es für Deutschland und die Reformation besser gewesen wäre, wenn Luther im Bauernkriege der radikalen Partei, den untersten Ständen sich angeschlossen hätte; er habe seit jener Zeit Partei für die Fürsten und wider das Volk genommen, wovon die Folge gewesen, daß die Reformation von ihrem ursprünglichen Ziele abgelenkt sei. Vielmehr aber lagen die Dinge damals so, und da lag der Schaden, daß die Meinung der in der reformistischen Richtung so gut wie völlig einigen und in ihr eben durch Luther erst zur Entschiedenheit gebrachten Nation zwiespältig geworden war, theils über das Ziel und noch mehr anderntheils über die Mittel, zu ihm zu gelangen, und daß sich nicht Volk und Fürsten, sondern eine auf eine gewaltsame Umwälzung ausgehende Masse und eine andre auf Besserung durch Organisation und Fortbildung bedachte entgegenstanden. Der letztern gehörte vornämlich der Mittelstand und, wenigstens was die religiöse Seite betraf, ein Theil auch der Fürsten an. Sie stand der andern im unnatürlichen und für den Augenblick doch naturgemäßen Bunde mit den gegenreformistischen Häuptern und deren Anhange gegenüber. Luther redete dem niedern Volke das Wort, so lange er konnte. Als er sich entscheiden mußte, wendete er sich von der revolutionären

Masse ab, die ihm die religiöse Sache worin er lebte, sowohl durch einen religiösen wie politischen Radikalism, dem er gerade nach seiner ursprünglichen Richtung entgegentreten mußte, zu verderben drohte, und trat ohne Zaudern und Halbheit zur reformistischen Partei; oder vielmehr, er blieb stehen, wo er stand und von Anfang gestanden, nachdem die Radikalen ihre Abzweckungen und Kräfte im Bauernaufstande völlig offenbart und entfaltet, vergebens ihn zu sich zu ziehen versucht und sich dann von ihm abgewendet, der ihnen nie angehört, der bis dahin, weshalb ihm auch der Aufstand Schuld gegeben wurde, auch ihre Richtung zwar mitvertreten hatte, doch nur bis auf den Punkt, wo sie der seinigen nicht widersprach, und der ihr eben wegen der unterscheidenden Elemente ihrer Opposition von Anfang abgeneigt gewesen war. Gerade da, wo er noch während der Empörung abermals festen Fuß faßte, beim Mittelstande, der sich eben so wenig fortreißen ließ, war seine beste Kraft, dahin zog, da hielt ihn seine innerste Stimmung; es lag ohnehin in den deutschen Verhältnissen. Diese hätten andre, der deutschen Uneinigkeit hätte weniger, er hätte die weltlichen Bedürfnisse der Nation besser verstehen müssen, als es der Fall war, um auch das politische Wollen und Streben der getrennten Stände geläutert in sich vermitteln und so an deren Spitze treten zu können; er hätte sich selbst aufgeben müssen, um eine durchaus verkehrte Vermischung der weltlichen und geistlichen Anliegen und Absehen, um Gewalt in der religiösen Sache auch nur geschehen zu lassen oder gar zu billigen. Wie er Fürstenschutz nicht für sie angerufen, ja abgelehnt hatte, wollte er für ihren Fortgang auch den Beistand der Fäuste nicht. Daß er dem Aufruhre entgegentrat, war nichts weniger als Abfall, sondern gerade Folgerichtigkeit, die freilich in der ungeheuern Aufregung und Verwirrung mancherlei und große Mißgriffe und Folgewidrigkeiten im Einzelnen nicht ausschloß. Ebenso konnte die Reformation nun nicht mehr rein als Volkssache durchgeführt werden, das will sagen nach den Anliegen der Nation, ohne daß Sonder- und namentlich Fürstengesichtspunkte und Vortheile sich vordrängten und überwiegende Berücksichtigung in Anspruch nahmen; denn die Reformation durch das Volk, die Volksmassen, ohne die Häupter, im Widerspruche mit diesen zu erwirken, lag eben ganz außer Lu-

ther's frühestem und eigentlichstem Sinne. Es ist ganz richtig, mehr als eine ursprüngliche Abzweckung mußte aufgegeben werden. Befangenheit, wovon er sich nicht frei hielt, wirkte fortan bei ihm mit ein, doch in der Hauptsache ergab sich sein Verhalten mit Nothwendigkeit aus seinen Grundgedanken und Zielpunkten und den gänzlich veränderten Umständen. Die Ritter, die Bauern, überhaupt die Niedern waren besiegt, der Mittelstand und die Gelehrten konnten ohne sie die Reformation um so weniger allein oder völlig nach ihrem oder Luther's Sinne zu Ende bringen, er war genöthigt mit den im Religiösen gleichgesinnten Fürsten zu gehen, er mußte es, um überhaupt fortzukommen, und um die Sache wo möglich noch durchzuführen als Nationalsache, das heißt durch die Reichsstände und Reichsbeschlüsse, was noch immer möglich war und noch so lange sein Gedanke, seine Hoffnung blieb. Dabei haben die Fürsten auf ihn, er aber hat weit größeren Einfluß auf sie geübt im Sinne des Mittelstandes und im Wesentlichsten nach seinem eignen ursprünglichen Sinne, so daß die Reformation nach dem Bauernkriege keineswegs aufhörte Volksbewegung zu sein; eine Behauptung, die auch durch andere vor Augen liegende Thatsachen widerlegt und dadurch nicht begründet wird, daß die Fürsten mithandelten und die Leitung mehr in die Hand bekamen, als er es selbst seit dem Augenblicke gewollt, wo es ihm klar geworden war, daß von den geistlichen Häuptern für des „christlichen Standes Besserung" nichts zu hoffen sei. Er benutzte die reformatorisch gesinnten Fürsten bis zu Ende als Werkzeuge der religiösen Idee, wie sie in ihm lebendig war und sich in ihm, wenn auch nicht ohne Einseitigkeit, doch im Ganzen folgerichtig mit innerer Nothwendigkeit entwikkelte. Er konnte es mehrfach nicht hindern, daß sie den Fürsten und deren Politik dienstbar wurde, und zwar weil man aus der Mitte der Nation ihm zu wenig half: nicht von fern, daß er selbst sie jemals in den Dienst der Fürsteninteressen gegeben hätte. Ihre Kraft war es, worauf er ausdauernder als irgend Einer neben ihm vertraute, statt sich auf Volk oder Fürsten zu verlassen, wie denn seine Landesfürsten, die er seinerseits mehr und mehr regierte, niemals viel über ihn vermochten, und gerade auch wie er sich von Anfang den Beistand Friedrich's, wenn er ihm aufgedrungen wurde, zuletzt gefallen ließ, ohne auf den ungesuchten

viel zu geben. Das Wahre ist, daß er ursprünglich der Mann der religiösen Idee war und es blieb, und daß man ihn allerdings auch den Mann des Volks und der Fürsten nennen kann und muß, je nachdem er Volk oder Fürsten in den Dienst der religiösen Idee brachte, je nach der Empfänglichkeit und Willigkeit, der Kraft und den Verhältnissen, wie er sie zu verschiedenen Zeiten in den verschiedenen Ständen fand, und dann zur Hinausführung seines Absehens der religiösen Erneuerung benutzte. Er ging dabei wiederum in die verschiedensten Richtungen hinein, doch so, daß sie nicht ihn beherrschten, sondern daß er über sie gewann, oder, sofern er es nicht vermochte, sie aufgab, statt sich von ihnen fort und von seinem Ziele hinweg ziehen zu lassen. Wenn wir genauer zusehen, so finden wir bei ihm fast immer diese Folgerichtigkeit, selbst im Hintergrunde großer Widersprüche zwischen den Wegen, die er zu verschiedenen Zeiten einschlug, und den Ansichten, die er zu verschiedenen Zeiten aussprach. Die übrigen Stände, namentlich die Mittelklasse mit Einschluß der Gelehrten, entzogen ihm ihr Vertrauen keineswegs, wurden noch eifriger in seiner Verehrung, als er angeblich vom Volke zu den Fürsten übertrat. Eben nach dem Bauernkriege nahm die Reformation einen sehr volksmäßigen Fortgang, ohne sonderliches Zuthun, ja unter großer Zurückhaltung Seitens der meisten unter den mehr oder minder geneigten Fürsten, die sich fast immer hinter den Volkswillen stellten oder versteckten: sie könnten nicht anders, dürften die Reichsschlüsse nicht vollziehen, wären ihrer Unterthanen nicht mächtig u. s. f. Zu geschweigen der vielen Häupter und Obrigkeiten, denen die Einwilligung abgezwungen wurde. Nicht daß er das Volk, die untersten Stände, verlassen hätte: sie verstanden ihn falsch, und nur so viel Vertrauen derselben ging ihm verloren, als unberechtigte Erwartungen in ihrer Mitte auf ihn gesetzt waren. Nur Einzelne in allen Ständen tadelten ihn wegen einzelner Härten und Uebertreibungen, nur die extremen Parteien, welche die öffentliche Stimme wider sich hatten, klagten ihn der Fürstendienerei an. Der Kern der Nation wollte die gewaltsame politische Umwälzung nicht, und er drückte nur ihre Gesinnung, allerdings so scharf wie gewaltig aus, weil sie mit doppelter Lebendigkeit in ihm lebte, als er dem Aufstande sich entgegenwarf; er war gerade auch da Volksmann

— nur nicht der Mann der entzügelten Volksmassen — als er den Fürsten zur Unterdrückung desselben half; er war Volksmann im höchsten und besten Sinne, weil er der Mann aller Stände, doch nicht Allerweltsmann war, keinem Stande schmeichelnd, nach wie vor, keinem weiter entgegenkommend, als man ihm entgegenkam, auch dem Fürstenstande nicht. Sein unvermindertes, ja noch immer zunehmendes Ansehen in der Nation und seine Erfolge beweisen hinlänglich, daß er trotz allem, sehr oft nur scheinbarem Schwanken im Grundsätzlichen, den festen Kern, die Vernunft in der Lage und Verknüpfung der jeweiligen Zustände äußerst richtig und fein zu treffen wußte, eben auch im Bauernkriege. Sehen wir von Dem hinweg, was die Verhältnisse und Zeitvorgänge unvermeidlich mit sich brachten, so werden wir sagen müssen, daß seine Stellung zu den reformistisch gesinnten Fürsten lebenslang nach ihrem eigentlichen Grunde und Wesen dieselbe blieb, die er von Anbeginn seinem Kurfürsten gegenüber einnahm. Daß sie aber so wurde, wie es geschah, darauf wirkte ohne Frage sehr wesentlich Friedrich's Persönlichkeit, und der Eindruck, den diese auf ihn machte, ohne welchen er namentlich auch wol noch ganz anders gegen die Fürstenschaft losgefahren sein würde.

Nur dieses ist es jedoch, worauf an dieser Stelle hinzuweisen war, weshalb die Erörterung abgebrochen werden muß, bis wir sie weiterhin wieder aufzunehmen Veranlassung erhalten. Hier ist nur nochmals bemerklich zu machen, wie äußerst wichtig für Luther's Wirksamkeit und Erfolge, ja für die gesammte von Wittenberg und ihm ausgehende Entwickelung es jetzt war, daß Friedrich gewähren ließ. Er würde freilich auch unter entgegengesetzten Verhältnissen fortgeschritten und vorgedrungen sein; ja eben am Widerstande hat sein Feuer und seine Kraft sich recht eigentlich erst und stets am meisten entzündet und gehoben und mit Trotz hat er wenigstens eben so viel ausgerichtet als mit gebilligtem Wirken. Der Schutz des Landesfürsten und die Zuneigung und Verehrung, die er gegen ihn hegte, hat ihn späterhin und bisweilen vielleicht jetzt schon einigermaßen gehemmt; vielleicht hätte Widerdruck von Seiten des Hofs ihn gespornt, um so rascher und nachdrücklicher vorzuschreiten, wie es in den folgenden Jahren auch wol geschah. Hätte der Fürst sich geradezu

feindlich gestellt, so hätte Luther vielleicht hier — und zunächst gegen die weltliche Macht — einen weitaussehenden Widerspruch erhoben, oder einen anderen Schauplatz und Stützpunkt des Wirkens gesucht und gefunden, und die Reformation hätte von allem Anfange ganz anders begonnen, einen anderen Gang genommen vielleicht zum Schaden, vielleicht zum Gewinn, worauf schon im dritten Buche hingedeutet wurde. Allein bei dem Gange und für den Gang, welchen sie geschichtlich genommen, war Friedrich's Gewährenlassen nothwendige Bedingung und von wesentlichster Bedeutung. Luther konnte dabei, was ihm nach seiner Anlage und Art und jetzt noch zwiefach nothwendig, zum wenigsten das Angemessenste war, ungestörter reifen, ruhiger sich entwickeln, sodann den Stützpunkt und den engeren Kreis und den Geist sich bilden in den Gelehrten und sonst, von welchem seine Wirksamkeit, wie sie nun war, ausging und sich weiter ausdehnte.

Es wurde ein Punkt berührt, der hiernach noch genauer zu erörtern ist. Wenn Friedrich theils gern sah und innerlich gewonnen war, theils wenigstens gewähren ließ und nicht zu verhindern suchte, so fehlte es doch aber auch zwischen ihm und Luther an Widersprechendem und Nichteinklingendem keineswegs. Wir hörten, wie Luther nicht an Allem ein Gefallen hatte, was seinem Fürsten gefiel, und wie offen er sich gegen Spalatin darüber aussprach, wie beflissen und dreist er sich wiederholt gegen die Ablässe und Wallfahrten, die Heiligen- und Reliquienverehrung aussließ, das will sagen gegen Friedrich's Ansichten, Anliegen und liebste Liebhabereien: eins der Zeichen, daß er nicht daran dachte den Hof zu gewinnen, ein Vorzeichen und Anfang von der Rücksichtslosigkeit, womit er in den nachfolgenden Jahren die Fürsten tadelte und schalt, wenn sie nicht nach seinem Sinne waren, dachten oder handelten; ein Vorzeichen und Anfang seiner häufigen Unzufriedenheit mit dem Hofe, hier nur an die wittenberger Vorgänge von 1523 und 1524 zu erinnern, wo er in lebhaftem Verdruß über den Kurfürsten gegen dessen ausdrücklichen Willen die Abschaffung der Messe in der Stiftskirche durchsetzte, nunmehr das Stift, Friedrich's Lieblingsschöpfung, in der Grundlage selbst angreifend und zerstörend, nachdem er bei seinen Ablässen begonnen. Hätte nicht aus seinem manchfachen

Tadel, wie er ihn jetzt gegen den Hofprediger und auf der Kanzel aussprach, Unwille, ein Mißverhältniß entstehen sollen? Zu einem solchen kam es nicht, der Unwille blieb aber freilich nicht aus. Was wir darüber sagen können, wird um so deutlicher werden, wenn wir noch einmal zurückblicken. Das Verhältniß, in welches er von Anfang zum Fürsten getreten war, läßt sich wie ein patriarchalisches an. Er war und that nicht wenig für Friedrich's Universität und Residenz, als ein so fleißiger und wirksamer Lehrer und Prediger, indem er Studirende herbeizog, Wittenberg in Ruf brachte. Keine Spur weist darauf hin, daß er sich ein Verdienst daraus gemacht hätte. Friedrich aber übersah es sicher nicht: dazu war er zu billig und zu berechnend. Er vergalt hauptsächlich durch Achtung und Wohlwollen, sodann durch gelegentliche an sich selbst wenig bedeutende Unterstützungen und Gunstbezeugungen, wie wir sie schon kennen. Luther nahm sie jedoch hoch auf. So hatte ihm Friedrich im December 1516 eine neue Bekleidung verehrt. Er erblickt darin eine große Freigebigkeit, drückt seinen Dank in zwei Schreiben an den Pater Jakob, Friedrich's Beichtvater, aus, spricht auch in einem Briefe an Spalatin davon und bemerkt, das Tuch sei zu gut und passe sich eigentlich zu einem Mönchskleide nicht, wenn es kein Geschenk des Fürsten wäre. Wie ihn Scheurl gelobt hat, so Friedrich gegen Spalatin, und er will eben so wenig davon wissen. „Was Du schreibst, daß der Fürst meiner oft und mit Ehren gedenke, darüber freue ich mich keineswegs, bitte jedoch, daß Gott der Herr ihn für seine Herablassung erhöhe. Ich bin nicht werth, daß irgend ein Mensch meiner gedenke, geschweige ein Fürst, und ein solcher und so großer Fürst. Ja, ich sehe und erfahre, daß Die mir am meisten nützen, die meiner am übelsten gedenken. Doch bring dem Fürsten für seine Gnade und Gutthat meinen Dank, obwohl ich weder von Dir noch von irgend einem Menschen gelobt sein will. Denn der Menschen Lob ist eitel, Gottes Lob allein wahrhaftig, wie geschrieben steht. Nicht daß unsre Lobredner zu tadeln sind, aber sie loben Menschen mehr als Gott, dem allein Lob, Ehre und Ruhm gebührt. Amen!“ [1])

Er bewunderte also Friedrich, war von Zuneigung und Dank-

1) De Wette I, 45.

barkeit gegen ihn durchdrungen, freute sich seiner Gunst; allein wir sehen es bestätigt, er legte keinen sonderlichen Werth auf die letztere, zum wenigsten nicht den mindesten Werth der Art, daß es ihm auch nur von fern in den Sinn gekommen wäre, sich im Aussprechen seiner Ueberzeugung beirren zu lassen, in der Sache oder im Ausdruck zurückzuhalten. Er hatte zu der Zeit schon seinen Tadel über Friedrich herausgesagt, sich mehrfach wider den Ablaß und was damit zusammenhing geäußert, that es nach wie vor, und nun blieb die Einigkeit doch nicht ungetrübt. Friedrich wurde auf die Länge ungehalten, besonders als Luther selbst in der Schloßkirche eben so sprach wie in der Stadtkirche. Luther erwähnt davon in der Schrift Wider Hans Wurst: „Solche Predigt hatte ich auch zuvor gethan (vor dem eigentlichen Ausbruche) hie auf dem Schlosse wider das Ablaß, und bei Herzog Friedrich damit schlechte Gnade verdienet, denn er sein Stift auch sehr lieb hatte. [1])“

So viel ist aus dem Allen deutlich, Friedrich wußte Luther zu schätzen, hielt sehr viel auf ihn und billigte im Ganzen seine Richtung und sein Auftreten: allein doch nur bis auf einen Punkt, bei welchem ein Nichteinverständniß begann und wo er ungnädig wurde, wenn auch kein eigentliches Einschreiten erfolgte. Jener Punkt war eben der des Ausgangs, welchen Luther's Anfänge und Fortgänge nehmen mußten, der Hauptpunkt, sofern der große Streit dabei anhob. Als ein durch und durch verständiger, gewissenhafter, deutscher Mann empfand Luther tief das Bedürfniß, dem Haupte der Staatsordnung, in welcher er lebte, auch persönlich Zuneigung und Achtung zollen zu können. Friedrich's Persönlichkeit kam diesem Bedürfnisse bei ihm entgegen, und nun entwickelte sich in ihm die angestammte, germanische Treue gegen den Fürsten, die in der Nation nicht selten so häßlich in demüthelnde Selbstwegwerfung ausartete, zur innigsten Hingebung. Das christliche Gefühl, die Rücksicht auf das apostolische Gebot, um des Gewissens und göttlicher Ordnung willen den Fürsten und Gewaltigen der Welt Gehorsam und Ehrfurcht zu erweisen, trat hinzu. Durch sein Verhältniß zu Friedrich gerieth er von Anfang in eine ganz andere Stim-

1) Plochm. XXVI, 51. Hofmann, Leben Tetzel's 82.

mung und Stellung zur deutschen Fürstenschaft, als Hutten, der freilich auch früh einen Schützer und Gönner fand, doch an einem so viel weniger ehrwürdigen Haupte, und der noch früher in den bittersten Hader wider einen anderen Fürsten verwickelt wurde. Die deutsche und christliche Art war indeß bei Luther unverdorben, durch und durch echt. Nicht daß er die Treue als Knechtsgesinnung verstanden oder das andere apostolische Gebot, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen, vergessen, daß der Fürst auch nur einen Augenblick überwältigend auf ihn gewirkt, ihn aus der Mannheit und deren Haltung herausgebracht hätte. Es ist bezeichnend, daß gleich die frühesten Aeußerungen, die uns von ihm über Friedrich und dessen Hof aufbehalten worden, rügende sind. Nichts däuchte ihm löblicher und lieblicher an einem Fürsten, „denn daß er frei rede, was seine Meinung sei, und Die lieb habe, so desgleichen thun und sagen ungescheut, wie ihnen ums Herz ist, wo es die Zeit und Nothdurft fordert." Allein es war auch sein Grundsatz — wie er hinzufügt — „an einem Prediger ist nichts Schändlichers denn hinter dem Berge halten und nicht frei sagen, was er im Sinn hat und seine Meinung ist, sonderlich wenn er Amts halben reden soll." Wir hörten ihn dem Grundsatze gemäß vor dem Volke in Wittenberg reden. Das hatte Friedrich indeß nicht gemeint, indem er die Universität in einem so freien Sinne gründete und Männer so abweichender Richtung berief, schützte, lobte, daß es zu solchen Neuerungen kommen, daß seine eignen Lieblingsmeinungen, Neigungen und Anliegen angetastet werden sollten, und noch dazu in seiner Schloßkirche, von einem Mönche, dessen Ordensobern er ausgeschickt hatte, jene Kirche mit Dingen zu zieren und zu bereichern, die den Zulauf zu ihr zu mehren bestimmt waren, und die Luther trotz dem oder eben darum nun um ihren Werth predigte: derselbe Luther, den er berufen, zum Doktor gemacht, dem er so viel Gunst zugewendet. Schon bei den vielen Rügen so mancher Art in den anderen Kirchen war doch Friedrich stets mit getroffen, der der Kirche und der Frömmigkeit im gewöhnlichen kirchlichen Sinne so sehr hingegeben war, und sich in geistlichen Dingen nur so ungern ein eigenes Urtheil gestattete, nicht blindlings glaubte und auch gegen die Geistlichkeit und deren Stimme, Ansprüche, Verhalten mißtrauisch war, aber doch im Ganzen begnügt im gewohnten Glauben lebte, den Frieden so sehr liebte, daß ihm auch der edelste und nothwendigste Krieg um die beste Sache unbequem war, und der nun gleichsam herausgefordert wurde, energisch zu denken und zu handeln, sich zu entscheiden, gewissermaßen Partei zu nehmen, aus seiner ganzen eigenthümlichen Art herauszutreten. Gerade über die Heiligen, Reliquien und Wallfahrten hatte Luther, sonst viel milder und schonender, Spott, Hohn und Bitterkeit ausgegossen. Es war in der That kein Buhlen um Fürstengunst, ja verletzend, rücksichtslos, konnte wol gar rüge- und strafwürdig erscheinen, wenn Friedrich geneigt war empfindlich oder unschonend zu werden. Aber darum kümmerte sich Luther nun eben nicht, und auch seine Pietät und Gutmüthigkeit brachte ihn auf solche Rücksichten nicht, wenn er auf der Kanzel „an Gottes Statt" stand; überhaupt, er kümmerte sich, indem er studirend und docirend, disputirend, predigend seine Richtung verfolgte, ganz und gar nicht um den Fürsten, hoffte und fürchtete für seine Bestrebungen und Erfolge nichts von ihm, ging, was seine innere Entwickelung und seine daraus hervorgehende Wirksamkeit betraf, ohne alle Rücksichten auf Menschengunst oder Abgunst, die ihm eher unlieb war und unförderlich däuchte, ohne alle Berechnung seinen Gang, allein seines Glaubens lebend, allein in Gott stehend. [1])

Persönlich war er dem Kurfürsten in dieser ganzen Zeit in keiner Weise nahe getreten. Er hatte ihn nicht ein einziges Mal gesprochen, kaum von Angesicht gesehen. Friedrich hatte es vermieden ihn zu sich zu bescheiden. Er verlor doch viel durch seine vornehme oder mißtrauische Zurückhaltung, aus welcher er auch nicht heraustrat, woraus wir abnehmen können, daß er zwar von Luther angezogen und ihm geneigt war, aber doch keineswegs zu den völlig Gewonnenen gehörte. Luther dachte nicht von fern daran, jemals sich zu bemühen, bei ihm vorgelassen zu werden. Einer Fürbitte erwähnend, die er bei ihm eingelegt, äußert er in einem Schreiben aus dem Jahre 1522 gegen Spalatin: „Ich habe von Natur Unlust zum Hofe, und es wird mir deshalb angenehm sein, wenn ich da auch nicht einmal mit Briefen etwas zu schaffen habe." Sein Verhalten in dieser Zeit läßt

1) Tischreden, Walch XXII, 1858.

deutlich erkennen, schon jetzt war die Sinnesart in ihm lebendig, die er, als die Gefahr seiner Sache und Person am größesten war, gegen denselben Freund so muthig ausdrückte: „Ich freue mich, daß Du einmal siehst, daß der Deutschen Hoffnung vergeblich ist, daß Du lernst Dich nicht verlassen auf Fürsten. Es ist mit Nichten der Fürsten dieser Welt Werk, das Wort Gottes zu schützen," u. s. f. Man liest es aus den erwähnten Aeußerungen gegen Spalatin über Friedrich's Lobeserhebungen heraus, daß schon in dieser Zeit Gedanken in ihm lebendig waren, wie die, welche er in seinem nachfolgenden Leben gern aussprach: „Gott achtet Könige, Fürsten und Herren, wie die Kinder eines Kartenspiels achten. Weil sie spielen, haben sie es in ihren Händen, darnach werfen sie es in einen Winkel unter die Bank, oder ins Kerich. Also thut Gott auch mit den Potentaten: weil sie noch im Regiment sind, hält er sie für gut, aber so bald sie es übermachen, so setzt er sie vom Stuhl, stürzt sie, und läßt sie da liegen. Es sind nicht ärmere Leute auf Erden denn die Fürsten und Herren, darum hat auch unser Herr Gott nicht vergebens so fleißig befohlen die Obrigkeit zu ehren und für sie zu bitten." Mit einem Worte, er wurde nicht erst nach dem Bauernkriege ein unendlich ergebener Diener seines Landesherrn, er war es jetzt schon; nur freilich mußte der Fürst ihn gewähren lassen, und so blieb es. [1])

Beziehungen zu Erasmus.

Er lebte ganz in seinen auf eigne hellere Erkenntniß und auf Herstellung der Lehre gerichteten Bestrebungen. Allein wenn diese gelingen sollten, so durfte es an Einigung der auf denselben Punkt gerichteten Kräfte nicht fehlen. Im Großen und Ganzen wäre noch nichts gewonnen gewesen, wenn sie in Wittenberg, doch hier allein, zum vollständigsten Erfolge geführt hätten, dessen Dauer außerdem in Frage gestanden haben würde, wenn die kirchlich-scholastische Theologie anderwärts ihre Herrschaft behauptete. Die neue wittenberger hätte sich nimmermehr gegen sie halten können. Luther erkannte dieß, er fühlte jetzt wenigstens schon, daß es darauf ankomme, die verschiedenen und vereinzelten, aus einander und doch, wohl geleitet, auf dasselbe Ziel gehenden Richtungen und Bestrebungen der Zeit wie in einem Brennpunkte zu vereinigen. Daher nun seine Hinneigungen zu den Humanisten, seine Anknüpfungen da und dort, seine Versuche, die Theologen andrer Universitäten zu gewinnen oder sie im Kampfe zu überwinden. Erasmus war so bedeutend als Humanist, als Streiter gegen die Scholastik, die Schultyrannen, die unwissenden und herrschsüchtigen Mönche, als großer Förderer biblischer Studien, überhaupt der einflußreichste Gelehrte der Zeit. Natürlich, daß Luther mit gespannten Blicken seine Thätigkeiten verfolgte und daß er, ob auch nur aus der Ferne, ein Einverständniß suchte, sobald er erkannt, daß die Grundgedanken der erasmischen und seiner eigenen Theologie und Geistesrichtung aus einander liefen, so daß der Einklang zwischen Erasmus und ihm eben so unvollständig oder theilweis nur scheinbar war wie der zwischen ihm und andern sonst gleich Gesinnten oder Strebenden, den Reuchlinisten, Männern wie Eck, selbst manchen wittenberger Gelehrten, seinem Kurfürsten.

Erasmus genoß in England, wo er seit 1509 sich aufgehalten, des höchsten Ansehens. Als er in literarischen Angelegenheiten 1514 eine Reise durch Deutschland machte, die ihn bis Basel führte, wurde ihm ein beinahe fürstlicher Empfang bereitet. Man überreichte ihm an mehreren Orten Geschenke, veranstaltete Gastmähler ihm zu Ehren, die literarische Gesellschaft in Straßburg bewillkommte ihn durch ein von Wimpheling verfaßtes Schreiben. Der damalige König von Spanien und Beherrscher der Niederlande, Karl, späterhin Karl V, war darauf bedacht, seinen Hofstaat in Brüssel mit berühmten Männern zu zieren. Erasmus wurde gerufen und kam. Er erhielt den Titel eines königlichen Raths, eine ansehnliche Besoldung, war frei von Dienstgeschäften, wenn er wollte, und an keinen festen Wohnsitz gebunden. In dieser glänzenden Stellung befand er sich seit 1516. Die Niederlande waren vom Reiche noch nicht losgetrennt. Er galt nun, nach seiner Rückkehr ins Vaterland, so hoch emporgestiegen, um so mehr als das Haupt der deutschen Gelehrten, seine Nähe verschaffte seinen Schriften um so leichteren Eingang, um so raschere Verbreitung, man nannte ihn und Reuchlin die bei-

1) De Wette II, 178. Tischreden, Walch XXII, 1857.

den Augen Deutschlands. In Brüssel, dann in Löwen, wohin er seinen Wohnsitz verlegte, wurde er mit den größesten Ehren empfangen, die Gelehrten wallfahrteten zu ihm, seine Bekanntschaft zu machen, der Primas von Deutschland, Erzbischof Albrecht, begrüßte ihn als den Hersteller der Theologie, in vielfacher Verbindung stand er mit den vornehmsten weltlichen und geistlichen Personen, bis zum Papste selbst. Karl hatte ihm ein Bisthum zugedacht, er erhielt noch mehrere glänzende Einladungen, nach Frankreich, ins innere Deutschland.

Er war mehr Philolog als Theolog, die Alten waren ihm der Inbegriff alles wahren Wissens, als Humanist war er zuerst aufgetreten, hatte er am meisten gewirkt. Doch auch schon in dieser Beziehung war er wichtig für Luther gewesen, und war ihm ohne Zweifel gleichfalls nicht wenig durch seine Schriften allgemeineren Inhalts, durch die er — der wirksamste Vertreter der neuen Bildung und Geistesrichtung, welche die hierarchisch-scholastische Weltansicht und Bildung um diese Zeit unterbrach — auf das ganze literarische und gebildete Publikum wirkte, wir wissen schon in welchem Sinne. Sicher regten sie auch Luther vielfach an, noch gewisser arbeiteten sie ihm vor, indem sie voll waren von Klagen über die Verderbniß der Geistlichkeit, den harten Gewissenszwang, die willkürlich ersonnenen guten Werke, die Barbarei der Schulgelehrsamkeit, die Vernachlässigung des Schriftstudiums: mit einem Worte über eben Das, was der Gegenstand seiner Klagen, Rügen und Angriffe war. Er mußte sich in dieser Beziehung im völligsten Einklange mit Erasmus fühlen. Der Thätigkeit des Letztern im theologischen Gebiete gedachten wir schon bei mehr als einer Veranlassung, und fügen hier noch das Nachstehende hinzu. Kein Anderer hatte bisher schon so viel gethan als er, in den weitesten Kreisen auf die heil. Schrift als auf die erste Quelle aller christlichen Erkenntniß, Lebensweisheit und Tugend hinzuführen, und die Schriftstudien zu erleichtern und zu fördern, nur daß im Hebräischen und für das alte Testament Reuchlin den Rang vor ihm einnahm. Seine humanistische Richtung und Vorliebe verhinderte ihn nicht sich auch eine tüchtige theologische Gelehrtsamkeit anzueignen, und er war eifrigst bemüht, sie auch sogleich für das Leben fruchtbar zu machen. Seine Herausgabe des Valla war vornämlich für kritische Bibelauslegung wichtig gewesen; 1515 erschien von ihm eine Auslegung des ersten Psalms, welche kräftige Grundzüge einer reinen christlichen Tugendlehre enthielt und worin er sich zugleich über die herrschenden Verirrungen des religiösen Lebens, besonders über die Vernachlässigung der Bibel noch viel freier und schärfer, als man es an ihm gewohnt war, aussprach, die Unbekanntschaft mit ihr als die Quelle aller herrschenden Laster und Thorheiten darstellte und nachdrücklich forderte, daß sie nicht blos von den Gelehrten, sondern auch von den Ungelehrten in den Landessprachen gelesen werde. In seinem neuen Testament von 1516 bot er ein treffliches Mittel dar, jenen Beschwerden gründlich abzuhelfen. Er leistete damit Großes für Kritik und richtiges Verständniß des Grundtextes, und zeigte daneben in kürzeren oder längeren Ausführungen den Unterschied der Schultheologie und der Lehre Christi, der Vorschriften des Erlösers und der Satzungen der Schultheologen und Bischöfe, die sich aus Dienern der Kirche zu deren Beherrschern aufgeworfen und Christi Gesetz über alles Maaß erschwert, verunstaltet und zu einer unerträglichern Last als selbst das Judenthum gemacht hätten. Sodann war er auch sehr thätig, die Werke der bessern Kirchenväter zu verbreiten. Mit Hieronymus machte er den Anfang, weil er mit ihm bei seinen Arbeiten über das neue Testament am vertrautesten geworden war, ihn für den gelehrtesten der Väter hielt und für den, der unter den Lateinern am meisten für das Schriftstudium gewirkt; er hoffte durch Hinweisung auf das ehrwürdige und unverwerfliche Beispiel eines so großen und heiligen Kirchenlehrers die mit demselben fast erloschene wahre theologische Gelehrsamkeit um so gewisser zurückzurufen, die Verträglichkeit der Sprachstudien mit der Theologie und deren unermeßlichen Werth für diese um so anschaulicher zu machen, um so eher das jüngere Geschlecht von der Schultheologie auf die echten Quellen wieder hinzuleiten.

Haben wir dieß vor Augen, so ist uns vollkommen deutlich, wie weit er vor Luther voraus war, wie sehr Luther sich durch ihn gefördert und bestärkt fühlen mußte, der auch deshalb ihm gegenüber so zurückhaltend und schüchtern auftritt und so sehr wünschte, daß Erasmus völlig eins mit ihm sein möchte. Denn dieß war doch nun trotz vieler und wesentlicher Uebereinstim-

mungspunkte nicht der Fall, so wenig hinsichtlich der theologischen Ansicht als der Geistesrichtung der Beiden. Erasmus war in eine Klosterschule genöthigt, er hegte den entschiedensten andauerndsten Widerwillen gegen das Klosterleben, eine Bestimmung, die seine Vormünder ihm aufzudringen gesucht. Nur der Ueberredung war es gelungen, ihn zum Eintritt in den Mönchsstand zu bewegen, nur durch die Vorstellung hatte er sich hineinlocken lassen, daß wissenschaftliches Forschen nirgend so sehr begünstigt werde als in einem Kloster. Er hatte es sich als Noviz gern gefallen lassen, von der Regel soviel als möglich befreit zu werden, hatte heimlich die Klassiker gelesen, das Gelübde nur aus Furcht vor Schande und Verfolgung abgelegt: die Regel war ihm lästig und widerwärtig geblieben, worüber wir schon eine Aeußerung von ihm gehört haben. Die Frömmigkeit der Brüder in seinem Kloster war eine blos äußerliche, sie waren der Schwelgerei, einem losen Sinnenleben ergeben gewesen, und er hatte sich dem Einflusse des Beispiels nicht völlig zu entziehen gewußt, nur daß seine Liebe zu den Wissenschaften unüberwindlich geblieben war. Er hatte die Erlaubniß außerhalb des Klosters zu leben erlangt, sich an den Hof des Bischofs von Cambray begeben, in Paris studirt, sich mit Unterricht vornehmer junger Leute beschäftigt, Reisen gemacht, bis zu seinem längeren Aufenthalte in England. Die Theologie war ihm nur als Scholasticism entgegengetreten und hatte ihn ganz besonders auch durch ihre Form mit Widerwillen erfüllt. Er war schon ein oder zwei und dreißig Jahr alt, als er in Oxford mit der heil. Schrift bekannt gemacht, durch Colet auf ein ernsteres theologisches Studium hingeführt wurde, das er von der Zeit an mit seinen humanistischen Beschäftigungen möglichst zu verbinden suchte. Nicht das religiöse Anliegen war es, das ihn zur Theologie geführt, die ihm auch stets das Zweite blieb, die nicht Erfahrungstheologie, in Seelennöthen und Glaubenskämpfen, unter den heftigsten inneren Schmerzen und Stürmen errungen und befestigt bei ihm war, wie bei Staupitz und noch weit mehr bei Luther. War sie Grundlage seines reformistischen Wirkens auf dem religiösen und sittlichen Gebiete, so nahm dasselbe die Richtung vornämlich auf die äußerlichen Gebrechen, auf Lebensweisheit, Tugendlehre. Er erkannte hell, ob auch nicht am tiefsten,

was der Zeit Noth that, war vom reinsten Willen erfüllt, zu helfen, doch so, daß er dadurch in seiner Ruhe und Behaglichkeit nicht gestört, nicht in Schaden oder Gefahr kommen durfte. Er hatte nur Ansichten, Maximen, keine, oder doch keine solche tiefe, zumal religiöse Ueberzeugungen, die ihm die Begeisterung, die Kraft eingeflößt hätten, für das als wahr, heilsam, nothwendig Erkannte Alles daran zu setzen. Er war von Liebe des Guten, Edeln und Schönen durchdrungen, wünschte es hineinzuführen in das Leben; die Besserung aber, die er im Sinn hatte und betrieb, sollte herbeigeführt werden durch Verbreitung gelehrten Wissens, Verstandesaufklärung, Geschmacksverfeinerung, ruhige Belehrung, höchstens etwa pikante Satyre und unter Vermeidung jeder Art von Erschütterung. Er berechnete kalt, nach Rücksichten, Vortheilen und Nachtheilen; er mied jedes nachdrückliche oder gar heftige Auftreten, wendete sich an die Gebildeten, die Vornehmen, von denen er das Heil am meisten erwartete, denen er unaufhörlich schmeichelte. Hier mit den römischen Hoftheologen, den Dominikanern im päpstlichen Koncile zusammentreffend, nannte er Leo eine Art himmlisches Wesen, denn die drei höchsten Güter, wahre Gelehrsamkeit, christliche Frömmigkeit und die Einheit in der christlichen Welt, habe er hergestellt, so daß das Wort der Offenbarung Johannis, der Löwe siegte u. s. w., auf ihn anwendbar sei. Er wollte bessre Einsicht nur im Stillen verbreitet wissen, sie für sich oder in engen Kreisen behalten, wenn sie sonst zu einer Störung des gesellschaftlichen Zustandes geführt hätte. Es war ihm schon recht, daß der große Haufe in seinem Zustande blieb, zum wenigsten ehe er aufgeregt würde; von der Liebe, die Hingebung ist, für die Wahrheit, das Volk, die Kirche, die Christenheit hatte er nichts: er sagte selbst, daß er sich nicht zum Märtyrer berufen fühle, er fürchtete den Tod, ja er fürchtete ihn mehr als alles Andre. Er und Luther — welche Verschiedenheiten, welche Entgegensetzung der Naturen! Luther blickte jetzt noch zu Erasmus hoch hinauf, hatte aber schon eine Empfindung von dem Unverträglichen und Abstoßenden in ihrer beiderseitigen Art und Stellung, und sie wurde ziemlich rasch bewußter und stärker. Wir können es beobachten. Die Abneigung und die Gegensätze, die sich späterhin zum entschiedenen Hasse und zu offenem Kriege

entwickeln sollten, treten in ein paar Briefen bereits deutlich hervor, die wir aus dieser Zeit von ihm haben. [1])

Die Bedeutung der lutherischen Theologie bestand in ihrer tiefen Innerlichkeit und dem entschiedenen, ja schroffen Gegensatze, der sich daraus gegen den gesammten Scholasticism und insbesondre die Zeitphilosophie, und sodann gegen die Werkheiligkeit, die ganze Veräußerlichung im Katholicism ergab. Auch Erasmus wollte die heilige Schrift nicht über dem Aristoteles vernachläßigt, die Lehren Christi nicht nach der Richtschnur der aristotelischen Philosophie beurtheilt, aber auch die platonische und aristotelische Philosophie nicht verworfen wissen. Er meinte, der zur Zeit so armen Philosophie werde sonst gar nichts übrig bleiben; die Väter, und namentlich auch Augustin, würden nichts ausgerichtet haben, wenn sie sich ohne Kenntniß der Philosophie an die Geheimnisse der Schrift gewagt hätten. Luther dachte hieran nicht oder nahm keine Rücksicht darauf, und dem Scholasticism wurde freilich am gewissesten ein Ende gemacht, wenn die aristotelische Philosophie gänzlich beseitigt wurde. Noch wichtiger für uns ist hier, daß die Auswüchse des Katholicism von selbst fallen mußten, wo die Lehren von der Gerechtigkeit allein durch den Glauben, von der Sünde, Willensunfreiheit, Erlösung und Gnade, wie er sie faßte, Eingang fanden: auch wenn sie nicht ausdrücklich angegriffen wurden, sie waren in sich selbst aufgelöst. Erasmus, obwohl jene Auswüchse gleichfalls bekämpfend, war doch von Luther's Innerlichkeit der Lehrfassung gänzlich fern. Er forderte zwar gleichfalls den Glauben als unerläßliche Christenpflicht, allein er verstand darunter den historischen der Scholastiker; der Glaube in Luther's Sinne, der das ganze Innere des Menschen durchdringt und christlich neuschafft, war ihm fremd. Daran knüpften sich dann alle andern Entgegensetzungen. Wenn der Apostel Paulus den Satz hinstellt und einleuchtend zu machen sucht, daß die Gerechtigkeit nicht aus den Werken des Gesetzes komme, so verstand Erasmus unter diesen nur die Befolgung des jüdischen Ceremonialgesetzes, nicht aber die des Dekalogs, der Sittengebote. Ebenso wollte er beim

1) Erasmus in Erfch und Gruber, 159 ff., 169 ff. Erhard a. a. O. II, 462 ff. Schröckh, I, 80. Ranke a. a. O. I, 284.

Apostel die strenge Lehre von der Erbsünde nicht finden. Er baute pelagianisch auf die natürlichen Kräfte des Menschen, denen der göttliche Beistand nur zu Hülfe komme, während Luther das Werk der Heiligung als ein wunderbares alleiniges der göttlichen Gnade faßte. Daher daß er zwar viel mehr Entartungen und viel heftiger angriff, als Luther bis jetzt noch gethan, aber dagegen dem allgemeinen Uebel der Werkheiligkeit, dem „Ursprunge aller Greuel" nicht wie Luther auf den Grund ging.

Dieß hatte nun Luther deutlich erkannt und schüttete sein Herz darüber gegen Spalatin aus, dem er im Oktober 1516 davon schreibt. „Wenn Erasmus, sagt er u. a., Augustin's Schriften wider die Pelagianer, besonders die vom Geist und Buchstaben u. s. f. läse und die Augen dafür öffente, daß er zur Einsicht nicht durch eignen Verstand, sondern durch die besseren Väter Cyprian, Ambrosius u. s. w. gelangte, so dürfte er den Apostel besser verstehen und Augustin besser würdigen lernen. Ich stehe nicht an von ihm in diesen Stücken ebenso abzuweichen, wie ich bei der Schriftauslegung Augustin dem Hieronymus so sehr vorziehe, als er diesem den Augustin nachsetzt." Hieronymus irre gerade im Hauptpunkte. Unter den Werken des Gesetzes, die nach dem Apostel nicht gerecht machten vor Gott, müßten schlechterdings alle menschlichen Handlungen verstanden werden, denn was außer dem Glauben an Christus geschehe, könne Fabriciusse, Regulusse, die untadelhaftesten Männer bei den Menschen hervorbringen, die aber nicht mehr nach der wahren Gerechtigkeit schmeckten als Arlsbeeren nach Feigen. „Denn wir werden nicht, wie Aristoteles meint, dadurch gerecht, daß wir recht handeln, sondern handeln recht, wenn wir um so zu sagen zuvor recht geworden sind. Erst muß der Mensch umgewandelt werden, dann folgen die Werke nach. Abel gefällt Gott eher als sein Opfer." Das war nun, wenn auch noch nicht schlechthinnige Verläugnung der angebornen unveräußerlichen Würde und Vervollkommnungsfähigkeit der menschlichen Natur aus der Lehre vom menschlichen Verderben, doch immerhin der gerade Gegensatz der rationalistischen erasmischen Ansicht, wonach das Christenthum im Grunde nur das vollkommenste Moralsystem, die Bibel der vollständigste Kodex desselben, Christus der erleuchtetste und liebevollste Lehrer war. Luther bittet sodann Spalatin — offenbar noch zu schüch-

tern, um selbst zu thun, was er selbst jedenfalls besser als Spalatin konnte — die Freundes- und Christenpflicht zu üben, Erasmus über das Alles aufzuklären. Denn er hoffe und wünsche, daß das Ansehen desselben mehr und mehr zunehme. Im Handbuche des christlichen Streiters hatte Erasmus dem Wortverstande der Schrift sehr wenig Werth beigelegt und Alles auf den allegorischen Sinn hingetrieben, wovon sich Luther allmählig abgewendet, um zwar den ersteren gründlich zu erforschen, doch ohne dabei stehen zu bleiben, wie das oben erörtert wurde, so daß er Erasmus' neueres Verfahren mißbilligen mußte, der sich eben jetzt durch seine Anmerkungen über das neue Testament den Vorwurf zuzog, der ihm von mehreren Seiten gemacht wurde, daß er sich fast nur mit dem grammatischen Sinne abgebe und die höhere Bedeutung zu sehr vernachlässige. Daher nun die weitere Aeußerung Luther's, er fürchte aber auch, daß Viele sich auf Erasmus' Ansehen zur Vertheidigung des buchstäblichen, das heiße todten Schriftverständnisses stützen möchten, wovon Lyra und fast alle Ausleger nach Augustin voll wären. Selbst der sonst so geistvolle und redliche Faber fehle in dieser Beziehung. Am Schlusse seines Schreibens läßt er uns noch in seinen Seelengrund blicken. Er glaubt sich gegen Spalatin entschuldigen zu müssen, daß er solche Männer schulmeistere. „Doch Du weißt, setzt er hinzu, daß ich es um der theologischen Sache und des Seelenheils der Brüder willen thue.“ [1])

Je mehr er Erasmus' Schriften las, desto bewußter wurde ihm der Widerspruch der ganzen Geistesrichtung, Gesinnung und Art desselben mit der seinigen. Ein paar Monate später, im März 1517, spricht er seinen zunehmenden inneren Widerwillen auch gegen einen anderen Vertrauten, Lange in Erfurt, aus. „Ich lese unsern Erasmus, und mit jedem Tage nimmt mir der Sinn zu ihm ab. Zwar gefällt es mir, daß er die Ordensgeistlichkeit wie die Priester wegen ihrer eingewurzelten Schlummerei und Unwissenheit so beharrlich als gelehrt zurechtweist und straft; aber ich fürchte, daß er Christum und die Gnade Gottes nicht genug fördert, worin er viel unwissender als Faber ist. Menschliche wiegt bei ihm höher als das Göttliche. Wiewo

1) De Wette I, 39. Schröckh XXXIV, 69.

ihn ungern verurtheile thue ich's doch, um Dich zu warnen, daß Du nicht Alles von ihm liesest oder gar annimmst ohne Urtheil. Denn es sind jetzt gefährliche Zeiten, und ich sehe, daß Einer darum noch nicht ein weiser Christ ist, weil er ein Grieche oder Ebräer ist, obwohl es Erasmo ganz anders däucht. Denn anders verhält es sich mit Dessen Urtheil, der menschlicher Meinung etwas einräumt, und Dessen, der außer der Gnade nichts weiß.“ [1])

Jaques le Fevre (Faber) von Etaples nahm unter den Humanisten Frankreichs die vornehmste Stelle ein und hatte sich auch um die Schriftstudien wesentliche Verdienste erworben. Noch vor dem Erscheinen des erasmischen neuen Testaments hatte er die sämmtlichen paulinischen Briefe, zwar nach der Vulgata, aber mit Berichtigungen derselben aus dem Grundtexte, und mit schätzbaren Anmerkungen herausgegeben, so daß also an den verschiedensten Orten derselbe Gegenstand die Gelehrten, die Geister beschäftigte, dieselbe Richtung Tagsordnung war, und Luther mit der seinigen auch hier so recht in der Mitte wichtiger Zeitbestrebungen stand. Wir nehmen wahr, wie sorgfältig er sie beachtete, auch in der Ferne. Erasmus war eben jetzt mit Faber in einen Streit gerathen, dessen Ursprung zeigte, wie sehr ihm bei seinen literarischen Bemühungen seine Ehre, sein Ruhm, und wie wenig die „theologische Sache und das Seelenheil der Brüder“ anlag. Luther's Aeußerungen treten hierdurch in ein um so helleres Licht. So sehr indeß seine Abneigung gegen Erasmus zunahm, eben so sehr hielt er doch auch an sich. Der Ruf, die Gelehrsamkeit, die Darstellung desselben blendete ihn nicht, wie wir sehen, und zu viel wog das Göttliche, zu wenig das Menschliche bei ihm, als daß Erasmus' Ansehen und äußere Stellung ihn hätte bestimmen können, öffentlich gegen ihn nicht aufzutreten. Allein er verdankte ihm nicht wenig, dessen Ausgabe des neuen Testaments 1517 vermehrt ans Licht trat, er hegte in mehrfachem Betracht große Hochachtung vor ihm, sah einen der Richtung nach Befreundeten in ihm — „unsern“ Erasmus nennt er ihn noch — achtete die öffentliche Meinung, erwartete auch für das Gelingen seiner eignen Bestrebungen noch immer

1) De Wette I, 51.

viel von Erasmus' Einflusse und Wirksamkeit, erwog klug die Umstände. Dieß geht aus einer weiteren Aeußerung in seinem Schreiben an Lange hervor: er halte sein Urtheil sehr geheim, um nicht Erasmus' Feinden Vorschub zu leisten; vielleicht verleihe ihm Gott mit der Zeit bessere Einsicht. Im eignen Heerlager sollte kein Streit sein, jede Art von Zerwürfniß oder Fehde sorgfältig gemieden werden. Er hielt diesen Standpunkt auch noch einige Jahre fest, bis sich seine Stimmung so gänzlich geändert, sein Selbstgefühl so sehr gewachsen war und es ihm Klugheit und Nothwendigkeit däuchte, den Gegensatz vor aller Welt herauszustellen, wo er denn Erasmus gerade so hochfahrend herausforderte, wie er ihn jetzt mit Bescheidung zu gewinnen suchte. Erasmus bekämpfte wie er selbst die „verdorbenen Studien des Jahrhunderts" und vermochte und that hierin weit mehr als er, was er bereitwillig anerkannte; Erasmus half ihm, und mit welcher so viel weiter reichenden Wirksamkeit, die Ordensgeistlichen und die Priester strafen, verfolgte doch bis auf einen gewissen Punkt dasselbe Ziel mit ihm, und das wußte er zu würdigen. Die Zahl und die Macht der Gegner war groß. Oeffentlicher Tadel über Erasmus ausgesprochen hätte den gemeinschaftlichen Feind gestärkt, dem er den Dienst nicht leisten wollte. Er mied hier den Fehler so mancher Reuchlinisten, zeigte sich hier frei von dem thörichten deutschen Eigensinne, der seine Wurzel sowohl in dem edeln Hange der freien Selbstbestimmung und der Hingebung an die Wahrheit als in praktischem Ungeschick für Behandlung öffentlicher Dinge hat, der uns oft vor der schlechten Partheisucht schützt, welcher die Parthei und deren Absehen höher gelten als innre Ueberzeugung, Gemeinwohl und Wahrheit, uns aber eben so oft hindert, zur Erreichung großer, selbst nationaler Zwecke mit den Gleichgesinnten und Strebenden zusammenzutreten, dem Zwecke und einer Führung uns unterzuordnen, die Fähigkeit solcher Führung unter uns zu erzeugen, die wir in Luther hier sich entwickeln sehen und die zu einer Größe sich in ihm entwickelte, die, wenn sie das höchste Maaß allerdings nicht erreichte, doch um so bewunderungswürdiger erscheint, je schwerer seine eigene jeweilige Heftigkeit und Einseitigkeit, seine Ueberfülle von Kraft, sein Kraftbewußtsein und die Nation nach ihrer Art und Gewohnheit die Führung ihm machte. Er würdigte jetzt

sein Vermögen gewiß sehr richtig, und nützte eben durch sein Verhalten der gemeinschaftlichen Sache am besten. Er hatte noch genug und übergenug damit zu thun sich in seinem engeren Kreise festzusetzen. Den Theologen der neueren Richtung wurde es gar nicht leicht, sich wider ihre noch immer zahlreichen und gefährlichen Gegner zu behaupten. Man mußte sich zu vereinigen suchen. Ein Streit im Heerlager der Gleichstrebenden konnte leicht Alles verderben. Im Kampfe wider die Erfurter oder Ingolstädter war er mit den Wittenbergern überlegen. Sie waren der Scholastik nicht weniger Meister als Jene, die sich auf die Schrift und den Augustin fast gar nicht verstanden, worauf die neue Theologie ruhete. Einem Kampfe mit Erasmus wäre aber Luther sammt allen Wittenbergern jetzt bestimmt noch nicht gewachsen gewesen. Nicht von fern hätte er es mit ihm aufnehmen können: so sehr war ihm Erasmus selbst noch in der Schriftauslegung, der Theologie überhaupt, und noch weit mehr in allgemeiner Bildung und Gelehrsamkeit, in der Kunst der Bestreitung, in Gewandtheit und Unbefangenheit, im Ausdruck überlegen, sein Ansehen noch nicht einmal in Anschlag zu bringen. Griff er Erasmus an, so stellte er sich in eine ganz unhaltbare Mitte, wurde wahrscheinlich auf die Seite der veraltenden Gelehrsamkeit, des Rückschritts zurückgeworfen und dort obendrein schlecht aufgenommen; so standen die Humanisten, die an anderen Universitäten die zunftmäßige Gelehrsamkeit ob auch von anderen Standpunkten aus bekämpften und herunterbrachten, so stand der ganze Reuchlinistenbund wider ihn; selbst von den Wittenbergern wären ihm wol nur wenige gefolgt, er hätte den ganzen Kreis seiner Freunde an sich irre gemacht, gegen sich erregt, ohne daß er die Sicherheit und Kraft in sich gefunden, solchen Hindernissen Trotz zu bieten, zumal da er seine Kraft noch nicht kannte. Das aber ist gleichfalls jetzt schon klar, daß es sich zwischen den Beiden nicht blos um Meinungsverschiedenheiten handelte, die auch wol hätten ausgeglichen werden können; daß bei vielfacher Gleichheit ihrer Ziele und Bestrebungen der geistreiche berechnende weibische Niederländer und der den Tod verachtende Augustiner sich ewig fern bleiben und daß sie in offenen Streit gerathen mußten, wenn die Bewegungen, deren Vorkämpfer sie waren, ihren Fortgang hatten und in einander grif-

fen, während sie selbst noch an der Spitze standen und stehen bleiben wollten.

Dieser Gegensatz, diese Nothwendigkeit wird uns noch deutlicher werden, wenn wir auf Luther's Verhältniß zu den Humanisten und zur reuchlinischen Fehde und deren jetzigen Stand hinblicken. So eben erst kam Mehreres vor, wobei uns nicht entgehen konnte, daß er fortwährend lebendigen Antheil nahm, obwohl nur zuschauend. Sein ganzes Verhältniß zu Erasmus deutet schon darauf hin, daß er in völligem Einklange sich keineswegs befand. Es wird sich sogleich noch mehr zeigen, wenn wir auf die Dunkelmännerbriefe und dann auch noch ein Mal auf Erasmus zurückkommen.

Verhältniß zur Reuchlinistenfehde, den Humanisten (Luther und Hutten).

Leo X. hatte sich über die Wirkungen des Mandats, das er in Reuchlin's Sache ergehen lassen, getäuscht. Es stellte Hochstraten und die Dominikaner nicht zufrieden, zu deren Gunsten es erlassen war. Hochstraten ließ sich in Rom noch eine arge Frechheit zu Schulden kommen, mußte aber freilich still und nicht ohne Schimpf nach Deutschland zurückkehren. Hier war die Bewegung unter den Gelehrten und im gebildeten Publikum im vollen Gange, auf deren Beschwichtigung Leo gleichfalls beim Erlasse seines Mandats gerechnet, über welches jedoch Reuchlin und dessen Freunde nicht weniger erzürnt waren. Die Dunkelmännerbriefe, deren wir schon gedachten, wurden so begierig gelesen, daß noch 1516 eine zweite und eine dritte vermehrte Auflage davon, 1517 ein zweiter Theil, an welchem wol Hutten den größeren Antheil hatte, ebenfalls in verschiedenen Ausgaben erschien. Im März dieses Jahrs wurden sie durch eine päpstliche Bulle zum Feuer verdammt und ihre Verfasser, Drucker, Verbreiter und Leser mit dem höchsten Kirchenbanne bedroht. Sie wurden um so mehr gelesen und veranlaßten 1516 und 1517 eine große Anzahl von Schriften in Versen und Prosa, in welchen Hochstraten und sein Anhang gleichfalls und in ähnlicher Weise angegriffen und gelegentlich Vieles zur Sprache gebracht wurde,

dessen Enthüllung und Erörterung für die mönchisch-hierarchischen Anliegen nur bedenklich sein konnte und sehr geeignet war die öffentliche Meinung in Deutschland in ihrer abneigenden Richtung zu bestärken und aufzuklären und immer Mehrere zur Theilnahme an Dem heranzuziehen, was die gebildeten Kreise so lebhaft bewegte: die Geheimnisse der römischen Frömmigkeit und Regierungskunst, die wahre Bewandtniß, die es mit Hussens Verdammung und mit allen Verketzerungen und Ketzergerichten habe oder gehabt habe, Ansichten und Aussprüche älterer Widersacher der kirchlichen Ausartungen, die politischen Angelegenheiten der Nation, starke Anregungen des Nationalgefühls, allewege des gefährlichsten Feindes der römischen Beherrschung und des Pfaffenthums. Hochstraten befliß sich, Lügen über die Vorgänge, bei denen er so sehr betheiligt war, in Rom auszustreuen, und nun erschien zu Rom selbst eine dem Kaiser zugeeignete Vertheidigung Reuchlin's von dem römischen Prälaten Georg Benignus de Salviatis. Reuchlin ließ sich gleichfalls noch einmal vernehmen, obwohl er sich in einer gedrückten Stimmung befand. Das päpstliche Mandat gestattete Wiederaufnahme seines Processes zu jeder den Dominikanern günstigen Zeit und eine solche konnte allerdings gar wohl kommen. Dagegen erhielt er mehr und mehr Beistand und ermuthigenden Zuspruch von allen Seiten her, aus Deutschland und allen andern Ländern. So schrieb ihm Hutten im Januar 1517: „Ich habe einen großen Theil Deiner Last auf meine Schultern genommen, schon lange bin ich damit beschäftigt ein Feuer anzuzünden, das wie ich hoffe zur rechten Zeit auflodern soll." Er hatte seit 1515 außer dem Strafgedichte wider Reuchlin's Feinde bis um diese Zeit noch mehr Aehnliches ausgestreut, eine an den Kardinal Hadrian gerichtete **Intercessio**, eine Invektive gegen Pfefferkorn u. s. f. Ebenso war nun auch Pirckheymer, wie wir hörten, öffentlich für Reuchlin auf den Kampfplatz getreten. Hochstraten ließ seinerseits eine Schmähschrift wider Reuchlin und dessen Vertheidiger drucken, doch ohne anderen Erfolg als den, daß sich die öffentliche Meinung nur noch lauter wider ihn, seine Umtriebe und seine Parthei erklärte. [1])

1) Erhard a. a. O. II, 380 ff. Münch, Hutten's Werke, II.

An dieser öffentlichen Meinung hatten auch die Wittenberger ihren Antheil. Karlstadt z. B. sprach bewundernd von Reuchlin und arbeitete Briefe an ihn ordentlich aus. Man behielt die Sache zu Wittenberg mit gespannter Aufmerksamkeit im Auge. Der Kurfürst und Spalatin unterhielten fortwährend Verbindung mit Reuchlin. Im Oktober 1516 schreibt Luther mit Befriedigung, Reuchlin's Angelegenheit habe glücklichen Fortgang. Er las die Dunkelmännerbriefe, die ähnlichen satyrischen Schriften. Allein hierbei ergab sich nun ein beträchtliches Nichteinverständniß. [1])

Auch Erasmus wollte die Dunkelmännerbriefe nicht unbedingt loben. Der reuchlinische Streit hatte eine Wendung genommen, nach welcher von dem Ausgange desselben das Schicksal der ganzen humanistischen Richtung großentheils abhängig erschien. Hiernach hätte er eintreten müssen, er vor allen Andern, der so sehr betheiligt war, so viel vermochte. Allein der Krieg war heftig, die Theilnehmung gefährlich geworden. Er schaute daher aus einer gewissen Höhe zu, hielt sich unter dem Vorwande fern, er habe, was auch wahr war, mehr und Bleibenderes gethan, als in jenem Kampfe zu Tage gefördert werde, mehr als alle die jungen Männer, die darin ihre Talente entwickelten; er schien durch sein Beispiel zeigen zu wollen, daß die Wiedergeburt der Wissenschaften nicht nothwendig zu Streitigkeiten und Parteiungen führen müsse, sondern in friedlicher Stille desto besser gedeihe, wodurch freilich die Thatsache, daß der Streit nun einmal da war und durchgefochten werden mußte, nicht aufgehoben und Reuchlin und der Sache nicht geholfen wurde. Die Dunkelmännerbriefe hatten einen starken Hauch von Verwegenheit, ihre Lesung gab das Gefühl, daß vollkräftige ungestüme Geister, zu Allem entschlossene Männer ein Spiel anhüben, das Wetter und Stürme verkündete, ihre Herausgabe war eine That. Sie konnten daher nicht nach Erasmus' Sinne sein. Es kam hinzu, daß er in ihnen die Feinheit und Besonnenheit vielfach gröblich verletzt fand, die er selbst auch spottend zu behaupten suchte. Ihre Scherze erregten ihm wegen ihrer häufigen Ungeschlachtheit Anstoß, wogegen sie ihn aber doch theilweis so sehr

1) Löscher I, 316 f. 844.

ergötzten, daß er wol ganze Briefe auswendig wußte. Gleich mit dem ersten war es der Fall, der ein aristotelisches Gastmahl, den Schmaus bei einer leipziger Magisterpromotion und die anmaßliche Unwissenheit und Kleinmeisterei der leipziger Magister satyrisch abschildert. Luther kannte die Leipziger so viel näher als Erasmus, man sollte meinen, was da über sie erging, hätte ihm ein Gefühl triumphirenden Behagens erregen müssen. Er mußte durch den Brief lebhaft an den Abendtrunk bei Emser und seinen Auftritt mit dem Leipziger erinnert werden. Er hätte weit mehr Grund als Erasmus zum Lesen und Wiederlesen bis zum Auswendigwissen gehabt. Allein so groß seine Theilnahme an Reuchlin's Person und Sache war, die derselben so nützlichen Dunkelmännerbriefe mißhagten ihm in weit höherem Grade, als sie Erasmus Widerwillen erregten, mißhagten ihm eben so sehr als die Schriften verwandten Inhalts und Tons, die ihm in die Hände fielen, und seine Kollegen pflichteten seinem abgünstigen Urtheile bei. Er schreibt im Oktober 1516 an Lange: „Ich habe die Narrenpossen die Du mir geschickt, erhalten (eine der erwähnten satyrischen Schriften, **Tenor supplicationis Pasquillianae**). Man sieht mehr als deutlich, daß sie in keinem bescheidenen Kopfe ausgeheckt sind und ganz nach dem Topfe der Dunkelmännerbriefe schmecken. Da ich zu einem Licentiatenschmause eingeladen war, benutzte ich die Gelegenheit, sie fast Allen mitzutheilen und Alle waren derselben Meinung." Er schickte die Schrift darauf an Spalatin und schrieb dabei, sie verrathe denselben oder einen ähnlichen Komödianten als Verfasser wie die Dunkelmännerbriefe. „Ich billige sein Absehen (votum), nicht aber das Werk, das sich Schmähens und Schimpfens nicht enthält. Es wurde auch zur Stunde von Allen verlacht, mit denen ich darüber gesprochen. Siehe denn und lies mit Deiner gewohnten Bescheidenheit." [1])

Auf dem Titelblatte der zweiten Ausgabe des zweiten Theils der Dunkelmännerbriefe heißt es: in diesen Briefen wird fürwahr Niemand beleidigt, außer wer entweder allzufeine Ohren hat oder zu wenig heiteren Geistes ist. Mit dem „wer allzufeine Ohren hat" mochten Erasmus und überhaupt Diejenigen

1) Erasmus in Ersch und Gruber, 161. De Wette I, 37 f.

gemeint sein, die es bei derben Schriften dieser Art zu dem rechten Widerwillen und Hasse gegen die darin gegeißelten Nichtswürdigkeiten oder nichtswürdigen Menschen nicht bringen; dem Hasse, der den Verfassern die Derbheit eingab und diese leicht verzeihen läßt. Diejenigen waren gemeint, die das eben so verächtliche als ruchlose Gelichter des hochstratenschen Anhangs, alle Schändlichkeiten und Schmähungen, die von ihm ausgingen, die Inquisition, alle Gefährde aufgeklärter und rechtschaffner Männer ertrugen, und Ach und Zeter schrieen oder die Nasen rümpften, als den Dunkelmännern grob und wirksam begegnet wurde. Zu denen, welche zu wenig heiteren Geistes, gehörte Luther jetzt noch. Ueber die Sache der Kölner nnd Humanisten im Jahre 1514 gegen Spalatin sich auslassend, hatte er geschrieben: „Ich würde über Vieles mit Dir lachen, wenn man nicht mehr Kummer empfinden als lachen müßte, wo bereits so viel Seelen verderbt sind und wie ich fürchte in Zukunft noch mehr werden verderbt werden." Der Brief an Lange, in welchem er sich mißfällig über die „Narrenpossen" und die Komödiantenurheberschaft der Dunkelmännerbriefe ausläßt, ist einer aus der Reihe derer, die wir eingegeben von hochgetragener, gemessener, ja schwermüthiger Stimmung fanden, ist derselbe, in welchem er Göde's hochfahrendes Auftreten rügt, den erfurter Prior zu schonender Behandlung eines abtrünnigen Bruders mahnt und ihm vorhält, Einer müsse des Andern Schanddeckel sein, weil es Christus Allen gewesen sei, noch sei und in Ewigkeit sein werde. Schon dieser Ernst erklärt sein Mißfallen, das er, wie man wohl sieht, auch seinem Kreise einflößte. Vollkommen, überreichlich verdient waren die Geißelhiebe, welche die Dunkelmännerbriefe auf Diejenigen fallen ließen, die in einer Zeit, welche einen so hohen und edlen Aufschwung nahm, dem Lichte und der Freiheit sich zuwendete und so ehrenwerthe Vorkämpfer, so leuchtende Vorbilder erzeugte — die in einer solchen Zeit, beschränkten Geistes, von gemeiner Gesinnung erfüllt und von niedrigen Leidenschaften beherrscht, als verkaufte Fürsprecher der Rohheit, Unwissenheit und Verdummung, der Geistestyrannei und der Fremdherrschaft, nicht blos einer verwerflichen Richtung, sondern zugleich dem besten Streben und den besten Männern der Nation durch die schlechteste Kampfart hemmend, drohend und gefährdend entgegentraten.

Luther besaß zu wenig Geistesheiterkeit, um dies zu würdigen. Die Dunkelmännerbriefe waren aus einem frischen Gefühle hervorgegangen, hatten den löblichsten Zweck, sofern sie aus gerechter Entrüstung ein gerechtes Gericht vollziehen sollten, und Das war es, was er zum höchsten anerkannt zu haben scheint: er billigte etwa ihr Absehen, wie das der ähnlichen satyrischen Schriften. Dagegen aber hatte er wieder keine Augen dafür, daß ihre Wirkung in der That ungeheuer war, daß sie die Dunkelmänner und Ketzermacher, den Zopf und Wust der Gelehrtenzunft, die Aftertheologie der Schule sammt ihrer anmaßlichen Herrschsucht, ihrer Mückenseigerei und ihrem Aristoteles in die ausgesprochenste Verachtung brachten und dadurch die Gefährlichkeit der Elenden und die Wucht des römischen Druckes so sehr verminderten, den besten deutschen Kräften und Strebungen, den alpgedrückten Herzen einmal Luft, ein gutes Theil höchst nöthiger Luft schafften. Was hätte ihm willkommener sein können? Er scheint indeß gar keinen Sinn für dieses Verdienst zu haben, ja er vermindert an seinem Theile durch offnen Tadel die Wirksamkeit der treffenden Satyre. Und doch war ihm die Klugheit, den Feind nicht zu stärken durch Tadel der Freunde oder Befreundeten der eignen Gesinnung und Richtung, keineswegs fremd. Offenbar besaß er die Anlage der Führung, auch eines gemischten Heerhaufens, den Sinn für Einigung der Gleichstrebenden: wir sahen ihn frei von dem unverständigen Eigensinne, der lieber auf eigne Faust zweifelhaft kämpft und die Gesammtkraft versplittert und zerreibt, als daß er gemeinschaftlich mit Anderen streiten möchte, sobald deren Kampfart eine andre oder ihre Ansicht nicht ganz dieselbe ist. Jene Zeit hatte viel weniger als die unsre von träger oder muthloser Duldsamkeit gegen Unbilden und gegen Solche, von denen dieselben ausgingen, vertrug so viel besser die gerechte Strafe, die an den Schächern namentlich durch Spott- und Stachelschriften vollzogen wurde. Er selbst ging zum guten Theile in ihren Ton ein. Er bekämpfte um diese Zeit manchfachen Aberglauben, Heilgenverehrung und Andres selbst auf der Kanzel mit Witz und Spott. Wir werden ihn in der nächsten Zeit mit vollem Nachdruck die Waffe der verletzendsten Ironie, der bittersten Sarkasmen führen sehen; er bediente sich ihrer späterhin oft und mit Glück, wie kaum Einer vor und nach ihm, er war groß

darin, die schlagartigsten Wirkungen hat er dadurch erreicht; die innerste Anlage dazu konnte ihm nicht fehlen; er vertrug Scherz und Spott vortrefflich, seine Geistesheiterkeit war doch auch jetzt schon nicht mehr durchaus getrübt.

Allein an den Dunkelmännerbriefen mußte ihm nicht wenig höchlich mißfallen. War es auch eine „Begeisterung" des Muthwillens, welche die Verfasser zu diesem trieb, sie ließen sich durch ihn so weit fortreißen, daß ein ernster, wohlgesinnter Mann leicht glauben konnte, es wären auch die weitesten Schranken des Erlaubten überschritten. Sie übertrieben ihr Durchziehen mehrfach bis zu gehässiger Ungerechtigkeit, wurden ungezogen bis zum Schmutz, berührten auch die ehrwürdigsten Dinge mit jener Leichtfertigkeit, welche die Ehrfurcht bei Vielen leicht mindern und so die beste Kraft zu einem religiösen Aufschwunge und einem ernsten Kampfe verflüchtigen konnte. Dazu kam, daß er noch viel zu kirchlich und hierarchisch gesinnt war, um nicht eine Verhöhnung aufs übelste empfinden zu müssen, die so sehr geeignet schien, nicht blos die schlechten Pfaffen, sondern den geistlichen Stand selbst, das Amt in Verachtung zu bringen und eben dem losen Geschwätze in Bierbänken und sonst Stoff und Anregung zu geben, das ihm so ausnehmend zuwider war. Was die Dunkelmännerbriefe thaten und bezweckten, wozu sie Stoff und Anreizung gaben, hatte er eben um diese Zeit wiederholt für schandbar erklärt und dem Volke verboten. Ein solcher im eignen Fleische wühlender Muthwille, solche Leichtfertigkeit: wie weit lag seine Grundstimmung, auch seine Schreibart in seinen heftigsten und bittersten Schriften späterhin wie jetzt davon ab. Schon der erasmische Spott war ihm zu viel, und Erasmus hielt doch noch weit mehr als die Dunkelmännerbriefe im satyrischen Tone die Grenze inne, deren Schonung die der Religion selbst gebührende Achtung fordert. Allein es geschah nicht immer, und er verdarb es auch dadurch bei Luther, dessen Ironie, dessen Sarkasmen allein aus sittlichem vollkräftigen Gefühl, aus Entrüstung über Entweihung des Heiligen hervorsprangen. Aus seinem beißenden, vernichtenden Hohne sprüht edler Zorn und männlicher Muth, seiner leichteren witzigen Verspottung, wenn er dabei auch in die plumpe Derbheit des niederen deutschen Volkshumors hinunterging, lag die ursprüngliche Heiterkeit und Gut-

müthigkeit seiner Art zum Grunde. Nur zur Abwechselung griff er im Streite zur Waffe der Satyre, und war dabei fast immer Tacitus oder Juvenal. Wenn er ein heitres Geistesspiel mit dem Witze trieb, so geschah es, als der eigentliche ernste Streit ausgekämpft war, oder es geschah so, daß der Ernst des Kriegs daneben doch immer das Erste blieb. Erasmus dagegen, dessen Hauptwaffe der Witz war, spielte mit dem Lächerlichen, weil er gesinnungsschwach war, spottete, weil er keinen Muth hatte zu reden wie er dachte und offen anzugreifen was ihm verwerflich däuchte. Der Krieg des Witzes war für ihn eine ernste Sache, während Luther meinte, daß ernste Sachen nur mit Ernst und nicht durch Witze ausgefochten werden könnten. „Erasmus, sagte er, kann nichts als spotten und kavilliren, nicht aber widerlegen und konfutiren. Wenn ich ein Papist wäre, so wollte ich ihn leichtlich überwinden und schlagen. Ob er gleich den Papst mit seinen Ceremonien verspottet, so hat er ihn doch nicht konfutirt noch erlegt; denn mit Vexiren und Spotten schlägt man die Feinde nicht; ja, indem er das Papstthum spottet, verspottet er Christum." [1])

Das war es nun: er hielt nicht gar zu viel von der Kraft des erasmischen Witzes, und so des Witzes der Dunkelmännerbriefe, der ähnlichen satyrischen, der Volksschriften, weil er meinte, mit Spotten schlägt man die Feinde nicht. Sie enthielten sich daneben Schimpfens und Schmähens nicht, während seine Rüge so würdig als ernst lautete; sie schwächten den sittlichen, religiösen und kirchlichen Sinn ab, auf dessen Kräftigung und Erneuerung sein vornehmstes Bestreben gerichtet war; sie wurden aus heimlichem Versteck in die Welt hineingeworfen, während er offen und selbst herausfordernd, für jeden Angriff mit seiner Person einstehend, mit seiner abweichenden Ansicht hervortrat. Daher daß er in den Verfassern Mitkämpfer nicht anerkannte, nicht erblickte, auf die er in seinem Streite hätte rechnen mögen; daher entging es ihm, daß die Dunkelmännerbriefe, wie sie aus einem kräftigen Gefühle hervorgegangen waren, sich auch vollkommen eigneten, kräftige Empfindung bei tüchtigen Menschen zu wecken und zu Thaten anzuspornen; daher wußte er es

1) Tischreden, Walch XXII, 1614.

nicht, oder doch nur im geringsten Maße zu würdigen, daß sie ihm sehr wesentlich vorarbeiteten.

Wir werden hierdurch nun aber noch auf mehrfache Schlüsse, und insbesondere auf sein Verhältniß zu den Humanisten und der reuchlinischen Fehde hingeleitet. Noch viel weniger können wir jetzt zweifeln, daß der Zusammenhang, der zwischen der von ihm und der von den Reuchlinisten ausgehenden Bewegung stattfand, keineswegs ein absichtlicher war, während beide Bewegungen allerdings mehr und mehr in einander griffen. Aber welch eine Kluft fand doch auch wieder zwischen der humanistischen Bildung und Anschauung und der seinigen statt. Während er zum Zeichen davon Mißbilligung, ja eine Art Geringschätzung über die bezeichnenden Früchte der erstern, die Dunkelmännerbriefe so wie die ähnlichen Spottschriften, die Erzeugnisse der besten Köpfe und rüstigsten Vorkämpfer der Humanisten, aussprach, erregten sie unter diesen allgemeines Behagen, den lautesten Jubel, schrieb ein Mutian, ihr Spott müsse jedem nicht ganz Stumpfsinnigen gefallen, sie hätten ihn, den Alternden, gleichsam wieder verjüngt. „Die Götter mögen es glücklich fügen! Unsre Sache steht gut.“ Der Ursprung namentlich des ersten bedeutendsten Theils der Dunkelmännerbriefe ist höchst wahrscheinlich in Erfurt, und zwar in dem Kreise zu suchen, mit welchem Lange befreundet war und zum Theil Luther selbst. So viel steht wol fest, daß die erfurter Humanisten Hand im Spiele hatten, zu den Wissenden gehörten. Dagegen war Luther nicht im Geheimniß, wurde nicht eingeweiht. Man kannte seine Gesinnung, fühlte und hielt sich ihm fern; das Einvernehmen war nur ein halbes, der Einklang kein völliger. Die Humanisten wußten es, und was ihn seinerseits von ihnen fern hielt, war eben Das, was seiner Abgunst gegen Erasmus und das Spottschriftwesen zum Grunde lag.

Auf der einen Seite war freilich die Aehnlichkeit und der innre Zusammenhang seiner Strebungen und der Sache der Humanisten und Reuchlin's immer deutlicher hervorgetreten. Die letztere hatte sich mehr und mehr als ein Kampf für die Freiheit des eignen Urtheils gegen den Zwang der Autorität gestaltet. Luther war in seinen wittenberger Kämpfen von diesem Punkte ausgegangen, und sowohl grundsätzlich als anwendend weiter und immer weiter vorgeschritten. Immer entschiedener und lebhafter

waren seine Angriffe auf die Schule und deren Weisheit und Ansprüche geworden, eben 1516 und 17; in derselben Zeit erschienen die Schriften der Reuchlinisten, welche die heftigsten Angriffe derselben Art, wenn auch in anderer Form enthielten. In derselben Zeit erschien Erasmus, neues Testament, worin sich diese Angriffe wiederholten, das die schärfsten Waffen dazu darbot, das für die Schriftstudien so kräftig in die Schranken trat, so umfänglich und beflissen strebte, die Schriftlehre an die Stelle der Priesterlehre zu setzen, was abermals ganz mit Luther's Zielpunkten zusammentraf, der über seinem Streben, seine Theologie emporzubringen, dieselben Forderungen stellte, welche von der allgemeinen Literatur aus erhoben wurden. Endlich war es immer klarer geworden, daß seine und der Humanisten und Reuchlinisten Widersacher dieselben, überhaupt die Scholastiker und Mönche, insbesondre die Dominikaner mit ihren Drohungen, ihrer offnen Feindschaft, ihren Ränken und ihrer Inquisitionsgewalt waren. Mit den erstern waren sie, war Erasmus, war er, dort und da und hier in offnem Streite; die letztern standen den Reuchlinisten als erklärte Feinde und Verfolger gegenüber, es konnte nicht ausbleiben, daß sie als solche auch gegen Luther sich kehrten, ja sie hatten bereits das Gerücht verbreitet, er sei in den Bann verfallen, hatten ihn in Dresden erkennen lassen, daß sie ihren Haß auf ihn geworfen und ihn belauerten, und er seinerseits that einen Angriff nach dem andern auf den Ablaß, ging eben jetzt mit einem entscheidenden Schlage gegen diesen um. Das hieß aber recht eigentlich Krieg beginnen wider die Dominikaner, war ein noch ganz andres Verbrechen, als Förderung der Sprachstudien.

Allein so bedächtig er an sich zu halten wußte, Zeit und Umstände erwog, den Augenblick und den Punkt suchte, wo er mit den gleichstrebenden Kräften und gleichlaufenden Richtungen zusammentreffen, sie einigen und ihnen den Ausdruck geben konnte: man darf dabei so wenig an ein erasmisches Berechnen, als an ein Bündlerwesen denken, wie es bei den Reuchlinisten in einigem Maaße vorkam. Er stand unwandelbar in seiner Ueberzeugung, in dem höheren Schutze, worin er sich und seine Sache wußte. Menschlichen Beistand für diese zu suchen, konnte ihm nicht in den Sinn kommen, bei dem das Göttliche so viel als

das Menschliche wenig wog. Noch weniger konnte ihm in den Sinn kommen, Beistand bei Menschen zu suchen, die das Menschliche höher hielten, die nicht mit ihm in seiner gänzlich hingebenden Gesinnung übereinstimmten, nicht mit ihm in der religiösen Idee lebten, und wie er der Kraft derselben vertrauten. Sein völliges Leben in ihr und sein unbedingtes Vertrauen auf ihre Kraft schloß jede blos verstandesmäßige Berechnung aus, durch welche ihr auch nur das Mindeste abgebrochen wäre. So wenig er sich für Das, was er bisher gethan und was er zu unternehmen dachte, des Schutzes seines Kurfürsten zu versichern suchte oder nur getrachtet hätte, wider sein Pflichtbewußtsein die Vorurtheile desselben zu schonen, eben so wenig dachte er daran, um den Beistand der Reuchlinisten zu werben, in einen Vergleich mit ihnen zu treten, wobei er auch nur das Mindeste von seiner innersten Ueberzeugung hätte aufopfern müssen, oder eine Vermittlung zwischen seiner Richtung und der ihrigen zu Stande bringen zu wollen, sofern beide sich geradezu widersprachen, und auch dieses war der Fall. Es muß uns von selbst klar sein, wenn wir an das im ersten Hauptstücke dieses Buchs Erörterte zurückdenken. Seine reformatorische Grundansicht, und die in den humanistischen Kreisen vorherrschenden Ansichten und Gesinnungen! Sein Dogma und der pelagianisirende Rationalism der Humanisten! Was von jener Seite in sein Streben einklang, mochte und mußte ihm von selbst zufallen. Er konnte die Rücksichten der Klugheit nehmen, wovon wir oben sprachen, allein er würde geglaubt haben, seine Sache durch einen Bund mit den Reuchlinisten und Humanisten zu trüben, seine Kraft durch einen Bund mit einem Heerhaufen zu schwächen, in welchem sich die verschiedensten Geister zusammengefunden und die ihn zum Theil geradezu abstießen, der nur zusammengehalten wurde durch einen gemeinsamen Haß und eine gemeinsame Verneinung, worin er schlechterdings nicht völlig eingehen konnte, und nur durch einen einzigen positiven Gedanken, den der Herstellung der klassischen Studien, der bei ihm hinter einem andern weit zurückstand. Die Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit, die das Heilige mittraf, indem sie den Mißbrauch und die Zerrbilder desselben angriff und verspottete, beim Entarteten an den edeln Kern nicht dachte, gegen das Pfaffenthum stürmte, ohne das Christenthum wieder aufzurichten: dieser Sinn und diese Weise däuchten ihm eben so verwerflich, gefährlich, widerchristlich, als der Katholicism und Scholasticism in ihrer Verderbniß. Er hätte durch unbedingte Billigung der Humanisten, ihres Treibens, ihrer Richtung und Produktionen ebenso den Feind gestärkt — den Unglauben, den religiösen Leichtsinn — wie durch Einstimmung in den Tadel, durch welchen die Widersacher der religiösen Aufklärung und der reinen evangelischen Lehre Erasmus bekämpften. Wie viel mehr war von diesem für die letztere zu hoffen, wie viel weniger zerstörend, wie viel ernster und bauender waren die erasmischen Bestrebungen und Schriften als jene Spottschriften, die Dunkelmännerbriefe und was ihnen ähnlich war. In Erasmus vereinigte sich die humanistische und die neuernde theologische Richtung am völligsten, und er traf deshalb auch am nächsten mit ihm zusammen. Dennoch aber enthielt ihm selbst die erasmische Richtung des Verneinenden zu viel, oder sie ging ihm doch von einem zu wenig positiven Principe aus, so daß ihm selbst zu Erasmus der Sinn mit jedem Tage abnahm, weil Erasmus Christum und die Gnade Gottes nicht genug förderte, weil das Menschliche höher bei ihm als das Göttliche wog, und er entnahm von seinem Beispiele, daß Einer ein Grieche und Ebräer sein könne, ohne ein weiser Christ zu sein. Das zielte aber auf viele, ja auf die Mehrzahl unter den Humanisten; es kehrt darin wieder, was ihn von Anfang in einer gewissen Ferne von ihnen gehalten, die Wahrnehmung, daß die Genossenschaft der humanistischen Aufklärung großen- oder größtentheils religiös ungläubig oder doch gleichgültig oder der oberflächlich verstandesmäßigen Ansicht ergeben sei, die das Christenthum aus dem Göttlichen ins Menschliche herunterzog und von der Gleichgültigkeit oder dem Unglauben nicht mehr gar zu fern war. Das Christenthum, die höhere Gottes- und Menschen- und Weltansicht, hatte die antik-heidnische überwunden, die jetzt als Aufklärung zurückkehrte, weil ein judaisirendes und dogmatisirendes, großentheils barbarisches und gleichfalls, ob auch unbemerkter, von antik-heidnischen Einflüssen beherrschtes Kirchen- und Priesterthum sich festgesetzt hatte und der Herstellung, freien Verkündung und höheren Entwickelung des Echtchristlichen sich widersetzte. Das Höhere und Tiefere des letzteren wurde von den humanistischen Aufgeklärten mehr

oder minder verkannt, von Luther desto besser und inniger erkannt und empfunden: er mußte ihnen daher abneigen, gerade in dem Maße abneigen, als sich ihre Denk- und Gefühlsweise vom Christlichen, wie es in ihm lebte, entfernte. Das klassische Heidenthum des Humanism konnte ihm eben so wenig recht sein, als das aristotelische der Schule: es lenkte gleich sehr vom Evangelium hinweg, und wie stark es bei den Humanisten um sich gegriffen, davon war ihm mehr und mehr kund geworden. Eben in dieser Zeit der heftigeren Erregtheit, der lebendigern Mittheilung, der vergrößerten Neigung, die schlimme Seite am Papste und dem ganzen geistlichen Wesen herauszukehren, der Verbreitung der Aergernisse, welche in Rom gegeben wurden, des Zunehmens der Kunde von Leo's eigentlicher Denkart: eben in dieser Zeit erschienen ihm das Wesen und die Folgen der humanistischen Aufklärung erst recht in einem übelen Lichte. Solche Früchte trug sie in Italien: war zu erwarten, daß sie in Deutschland viel bessere erzeugen würde? Erasmus hatte selbst als Theolog schon durch seine Vorliebe für Valla seine Hinneigung zur Wegkehr vom Christlichen zum Antik-Heidnischen, oder doch zu einer flach-moralischen Ansicht vom Christenthume erkennen lassen. In seinen Anmerkungen zum neuen Testamente war diese Richtung nun erst recht deutlich hervorgetreten. Mit voller Macht schien die religiöse Leichtfertigkeit, sammt Gleichgültigkeit oder gar Haß gegen Papstthum, Geistlichkeit und Kirche in den Spottschriften auch in Deutschland hervorbrechen zu wollen, und Luther war nicht blos so gänzlich religiös gestimmt, sondern fort und fort, daß wir es keinen Augenblick vergessen, so eifrig kirchlich und hierarchisch gesinnt. Waren die ketzerischen Hinneigungen umher nicht noch immer verbreitet und stark genug? Drohete nicht fortwährend Gefahr von den ketzerischen Lehren und ihrem Eindringen? War diese Gefahr nicht um so größer, wenn von der einen Seite die Kirche so viel Anlaß zu gegründeten Einwendungen, zur Auflehnung gab, und von der andern die Aufklärung den Widerspruchsgeist belebte, den Freiheitsdrang verstärkte und auf falsche Bahnen lenkte? Die „freien Geister" waren nicht ausgestorben, gegen welche alle eifrige Kirchenlehrer von jeher gekämpft hatten, wie er es auch that. Sie fanden eben jetzt wieder breiten Raum, denn zu den hervorstechenden

Richtungen dieser Zeiten der verfallenden Kirche, der zergehenden mittelalterlichen Weltansicht und Ordnung gehörte der ungemessene Freiheitsdrang der Geister, der den Zweifel weckte und zur Zweifelsucht steigerte, dem Glauben selbst entsagte, Alles erforschen und wissen, keinerlei Fessel und Zucht mehr leiden wollte, in Widersetzlichkeiten und Volksaufständen, in allgemeiner Unruhe, Beweglichkeit und Abentheuersucht, in der Gelehrtenwelt und in Bierbänken, im Leben und in der Dichtung auftauchte, in der Faustsage sich gleichsam verkörperte und überall im Volke umging und auch nicht am unbedenklichsten in der Wiederbelebung des heidnischen Geistes durch die klassischen Studien hervortrat.

Ein Theil der deutschen Humanisten nahm sich mit Eifer des Unterrichts an, aber doch mehr nur des gelehrten. Für Erhebung der unteren Volksklassen thaten sie außerdem in keiner Beziehung Erhebliches. Dazu gehörte eine Sinnesart, wie die des „bäurischen Korydon" Luther, der doch vor Allem an seine „groben Sachsen" dachte, eine Sinnesart, die unter den Humanisten keineswegs heimisch war. Der Ablaßunfug war ein so tiefer allgemeiner Schaden, die ärgste Unbill, welche die Nation erlitt; doch waren es die untersten Volksklassen, welche am meisten dadurch betroffen wurden; die Humanisten traten nicht wider ihn auf, zum wenigsten nicht nachdrücklich, denn was wollte ein huttensches Epigramm oder eine gelegentliche Bemerkung in Erasmus neuem Testamente oder Aehnliches sagen? Die humanistische Bildung erhob sich vielfach vornehm, ja im Grunde verachtend über das Volk, und er mußte sie immer bewußter als undeutsch, wie unvolksmäßig erkannt haben, je mehr er sich mit solchem Eifer und solcher Vorliebe einer volksmäßigen Wirksamkeit hingab, mit deutscher Rede, Schrift und Gesinnung an den ungelehrten Mittel- und untern Stand sich wendete. Die klassische Bildung und antike Ansicht hatten ihn und die Nation bis auf einen gewissen Punkt durchdrungen, waren ihm und der letzteren nützlich und nöthig gewesen. Durch die humanistischen Gelehrten oder doch einen Theil derselben drang ein Uebermaaß von ihnen in den deutschen Geist hinein, als wenn sie nicht blos Bildungsmittel, sondern Art hätten werden wollen und sollen. In der humanistischen Richtung lag ein Streben nach Befreiung

des deutschen Geistes und der deutschen Nation von den Begriffen und der Beherrschung des Romanenthums, allein sie überlieferte uns der letzteren auch wieder, indem sie romanische Begriffe erst wieder recht belebte, vom Eigenthümlichsten im deutschen Wesen ablenkte, jene Frömmigkeit abschwächte, die mit dem Gemüthe in der religiösen Idee leben will, und sich doch so gern mit der Offenbarung denkend beschäftigt und immer tiefer in den Sinn derselben einzudringen strebt. Nicht wenige unter den Humanisten wurden halbe Romanen, indem sie romanisch dachten und schrieben, auch wol die deutsche Denkart, Sitte und Rede verachteten, während sie deutsch sein und frei werden wollten. Da nun entschied sich Luther's Nichtübereinstimmung; so sehr er sonst mit den Humanisten zusammentraf, sie und ihre Bestrebungen, ihr Fach, ihr Wissen und Können hochachtete, ja beziehungsweis höher stellte, als seine Gelehrsamkeit und Schriften, so sehr er den National- und Religiös-Gesinnten unter ihnen zuneigte: da brach er die Wirkung des Humanism bei sich selbst und in seinem Kreise ab und hemmte dann bald auch die Einflüsse der antiken Denkart und Bildung in der Nation. Er verschloß sich dem Fremden nicht, lernte gern davon, eignete sich davon an; aber die deutsche Art, der Drang nach Entwickelung aus dem ureignen deutschen Geiste heraus war stärker in ihm, er fühlte feiner heraus, was nicht hineinpaßte in das heimische Wesen, stieß das Fremde ab, das nimmer mit dem Nationalen eigentlich verschmolzen werden konnte, es verdorben hätte, statt in die Schwäche, die eigentliche Ausländerei zu verfallen, Fremdes aufzunehmen, das wahrhaft nicht angeeignet werden mag, oder dessen Aneignung übel ansteht, verbildet und schwächt, statt zu bilden und zu kräftigen.

Er wurde nicht dadurch Volksmann und in großem Sinne wirksam, daß er in der bewegten Zeit der Ansicht, die nur auf der Oberfläche als die öffentliche Gesinnung erschien, sich hingab, sondern dadurch, daß er sich der wandelbaren und falschen Tagsmeinung gerade so widersetzte, wie er der beschränkten, engherzigen und selbstsüchtigen Auffassung und Gesinnung der Mehrzahl der Häupter sich entgegenwarf, die den Sinn und Geist der Zeit, der Kirche und Nation nicht verstanden, oder zu stolz, ungerecht und unedel waren, um bessrer Einsicht Raum zu geben, und in

jedem Falle — ihrer Stellung in einer solchen Zeitlage nicht gewachsen — nicht wie Fürsten, sondern wie Kinder oder Buben regierten. Er richtete dadurch das Beste aus, daß er auf die gediegenere und verläßlichere Denkart und Gesinnung sich stützte, sie verstärkte, ihr den Ausdruck gab, die so hoch über der Einsicht und Sinnesweise des großen Haufens der Schreier und Aufhetzer, wie des großen Haufens der geistlichen und weltlichen Obern war. „Du kennst meine Gewohnheit, schrieb er einst an Amsdorf, daß ich nicht darauf sehe, was Vielen mißfällt; ist's nur gottselig und nützlich und gefällt Wenigen und Guten." Er bildete sich diese „Gewohnheit" vom ersten Anfange seines Wirkens. Er war nie größer, als wenn er sich den Vorurtheilen und Leidenschaften oder verderblichen Richtungen seiner Umgebungen, des Volkes, der Parteien, den Irrgängen der mit ihm wider die Hierarchie Kämpfenden, sehr starken Zeitströmungen, die ihm theilweis halfen, entgegenstemmte, wobei er dann dieselbe Kraft und Rücksichtslosigkeit entwickelte, womit er das Papstthum stürmte. Er wurde dadurch Reformator, daß er an die tieferen religiösen Bedürfnisse, die ernstere Sinnesart anknüpfte, und die zu gemüth- und glaubensleerer Aufgeklärtheit und Leichtfertigkeit sich hinwendende Zeitstimmung bekämpfte und überwand, zu welcher die Vornehmen und Gebildeten den Ton angaben und der große Haufe nachfolgte. Die Neologie, die sich späterhin so breit gemacht hat, weil kein Luther da war, trat darin hervor; die Neologie, die Lessingen noch widerlicher war, als die widerlichsten Gebarungen des polternden Orthodoxism; die Neologie, welche dem Wittenberger noch mehr entgegenlag und die er niederkämpfte, um sein Werk einer religiösen Erneuerung zu vollführen. Und er brachte die Nation weiter, indem er Heilung und Wiedergeburt vorwiegend in einer solchen, nicht in der „Herstellung der Wissenschaften" dem Humanism suchte.[1])

Der humanistische Rationalism führte zu der Aufgeklärtheit, von welcher so eben die Rede war; allein so viel Empfänglichkeit für ihn auch äußer den Kreisen der gelehrten und vornehmen Welt vorhanden sein mochte: die unermeßliche Mehrheit und namentlich der Kern unsrer Nation wollte ihn trotz der weiten

1) De Wette V, 727. Lessing's Werke XII, 409 f.

Verbreitung der Klassicität und der Ansichten und Ansprüche des gesunden Menschenverstandes eben so wenig, als man ihn ein wahres und allgemeineres Nationalbedürfniß jener Zeit nennen könnte, die noch sehr wenig Sinn für die — entfernt an ihn sich anschließende — freie humane Denkweise hatte, welche sich bei uns in der rationalistischen Literaturperiode des vorigen Jahrhunderts ausbildete, eine Folge und Frucht der Reformation, die ihr vorhergehen mußte — jener Periode, die uns aus der Verkommenheit wesentlich heraushalf, allein doch zu keiner der Reformation ähnlichen Bewegung und That brachte, nur vorbereitete und mitwirkte, als es nach dreihundert Jahren einmal wieder zu einer Nationalthat kam, welche wesentlich durch einen abermaligen religiösen Aufschwung erzeugt wurde und gelang. Zur Zeit der Anfänge Luther's wollte die Nation im Ganzen und Großen — denn wir müssen hier auf bereits Angedeutetes noch einmal zurückkommen — nicht Freiheit vom religiösen Glauben, sondern den wahren Glauben, den echten evangelischen Heilsweg. Ihre Erbitterung gegen die Hierarchie hatte eben den ihre religiöse Stimmung beweisenden Grund, daß jene am Heiligen durch Mißbrauch frevelte. Sie schloß sich keineswegs an Luther an, zuerst und vornämlich um der Ergebnisse willen, zu welchen seine dogmatischen Ansichten führten: Opposition gegen die Kirche, das Papstthum, den Glaubenszwang, überhaupt das Streben nach Freiheit. Die ihm folgten, und zumal seine ernstmeinendsten Folger, die in der Hitze der Arbeit und das Kampfes bei ihm standen und den Sieg mit ihm gewannen, meinten keineswegs ohne die Kirche, den Glauben, ja ohne Theologie mit bloßer Moral und Humanität fertig werden zu können, sie waren aufs tiefste von Heilsbegier erfüllt, wollten Glaubensgewißheit und um ihrer willen die Freiheit. Wie bei Luther war bei der Nation der Freiheitskampf vor allen Dingen Kampf um den Besitz, die Freiheit des Evangeliums, die sie sich sogar wieder nehmen ließ, um Luther's „Lehre" zu behalten. Man nehme nur Sachen zur Hand wie die Leichenrede, welche Melanthon ihm hielt, und Aehnliches, woraus sich am deutlichsten erkennen läßt, wodurch Luther den ersten, stärksten und nachhaltigsten Eindruck machte, und man wird überall finden, daß vor allen Dingen von ihm gerühmt wird als sein vornehmstes Verdienst, daß er

„die wahrhaftige, reine, christliche Lehre, zuvor in vielen wichtigen Artikeln verdunkelt, wieder an den Tag gebracht und mit Fleiß erklärt zu beständigem Trost der Herzen und Gewissen, die vor Gottes Zorn von wegen der Sünde erschrocken gewesen." Darauf kam es an, die Zustände aufzuheben, welche Folge der „Furcht" waren, die die Gewissen schüchtern machte, die aus der Priesterlehre, dem festgewurzelten Glauben an sie entsprang, und die die stärkste Fessel bildete, woran die Hierarchie die Nation festhielt. Luther hatte sie erfahren wie kein Anderer, aus dieser Gefangenschaft erlöste er und kein Andrer, es geschah durch seine Lehre, und diese war es und diese Befreiung, die ihm am höchsten angerechnet wurde und sein Ansehen vornämlich begründete, welche die Seinen sehr wohl zu schätzen wußten und am höchsten schätzten. Alle Vorstellungen von Luther und der Reformationsgeschichte verwirren sich und die letztre und Luther selbst werden zu unauflöslichen Räthseln, sobald diese Thatsachen verkannt werden. Weil er selbst wie die Nation zuerst und vornämlich den rechten Glauben und die rechte Lehre wollte, weil er und sie in der wittenbergischen Theologie die rechte Lehre und den rechten Glauben fanden, darum wendete er sich nicht zunächst an die Humanisten und zum Humanism, sondern an die Theologen, in denen er die rechten Helfer, an die Schrift und Augustin, wo er die echte Theologie erblickte, und an das Volk in Wittenberg, sodann das Volk in Deutschland; darum wendete die Nation sich ihm zu und nicht der humanistischen Aufklärung. Er und sie konnten kein Vertrauen zu derselben fassen, aus den angegebenen Gründen, und zu diesen kamen dann noch ganz ähnliche genau damit zusammenhängende. Sie lagen in den Persönlichkeiten der Humanisten.

Denn so viele strengsittliche und religiöse Männer, so viele Wackre und Muthige unter ihnen waren, es fehlte unter ihnen auch nicht an einer großen Anzahl von Sitten- und Gesinnungszweideutigen, Zweiflern und Ungläubigen, windigen Großsprechern, Phrasenmachern, Lebe- und Stubenmännern, auf die kein Verlaß war bei einem Ernste, bei Thaten, wie er sie im Sinne trug; es fehlte unter ihnen recht sehr an der Sinnesart, die in ihm lebte und auf die er allein hätte völlig vertrauen können. Wir haben schon an mehr als einer Stelle davon gesprochen.

Es entfernte ihn mehr und mehr von ihnen, obwohl er ihre gelehrten Arbeiten fleißiger und zu noch größerer Förderung benutzte, erst recht erkannte, wie nützlich und nöthig ihre Bestrebungen ihm zu Hülfe kamen; obwohl er mit mehreren von ihnen in eine genauere Verbindung getreten war — es entfernte ihn jetzt abermals von ihnen, daß er Leichtfertigkeit des Sinnes und Lebens bei manchen von ihnen wahrnehmen mußte, kein rechtes Christenthum, die rechte ernste, tiefe Ehrfurcht vor dem Heiligen in sich schließende christliche Gesinnung nicht fand, nicht in ihren Spottschriften, selbst nicht bei einem Erasmus. Sie zitterten vor der Inquisitionsgewalt, und wagten sich, sehr wenige ausgenommen, nimmer hervor, wie der demüthige Luther todtverachtend das Volk lehrte und gegen die Mönche und bald gegen die höchste Banngewalt selbst auftrat, während sie unter sich oder von hohen Gönnern beschützt, oder in anonymen Schriften große Worte von Aufklärung und Freiheit redeten, wider die Tyrannei der Dominikaner deklamirten, über das geistliche Unwesen herfuhren oder wehklagten, über den Aberglauben, die Mönchsverehrung, die Furcht des Volks vor der Hölle oder auch vor Gott spöttelten. Die waren für Luther keine Leute, die einander in lateinischen Versen beräucherten, beim Becher und an wohlbesetzten Tafeln, bei Ehrenmählern, an Fürstenhöfen und in elegant gedrechselten Versen oder Briefen witzelten, höhnten, sich wider die Barbarei und das Pfaffenthum erhitzten und aufbliesen und großprahlten, allein mit der Sprache doch nur so weit herausgingen, als es ohne Gefährde geschehen konnte, ihre hohen Gönner priesen und von den hohen Gönnern das Heil erwarteten. Unter den Letztern waren dann wieder so Viele, deren Begünstigung des Humanism allein hätte genügen können, den letztern verdächtig zu machen, jede Erwartung niederzuschlagen, daß echte Freiheit und Erneuerung, eine wahrhafte Besserung von ihm ausgehen könne — so Viele, von einem Leo nebst seinem Hofe an bis zu so manchen deutschen vornehmen Beschützern der klassischen Aufklärung, jenen Erzbischof Albrecht an der Spitze, der einen Hutten an seinen Hof rief und einen Tetzel aussendete — jenen Albrecht, den Luther in seinem Sendlinge angriff, und in dessen Person er auch bald den Humanism angreifen sollte. Wie Viele dieser Humanistengönner und Humanisten

mußten Dem, der einen ernsten Kampf beabsichtigte, wie Luther, offenbar genug als zweideutige, unzuverlässige Kampfgenossen erscheinen, sei es, daß sie persönlich betheiligt waren beim Fortbestehen des Mißbräuchlichen und bei der Fortdauer des Glaubens an die herrschende Lehre im Volke, oder daß sie sich selbstsüchtig und ohne hingebende ehrliche religiöse Gesinnung, furchtsam, als Maulhelden zeigten. Wir entnehmen es aus Dem, was Luther über Erasmus schrieb, er erkannte jetzt schon, daß seine Wege und die ihrigen zuletzt doch auseinander gehen mußten, wie denn auch die Geschichte der nächstfolgenden Jahre zeigt, daß er Recht hatte, daß nur die eine Hälfte der Humanisten mit ihm und der Bewegung fortging, die andre stehen blieb, unentschieden hin und her schwankte oder gar sich zurückwendete. Wie fremd und unverwandt bei aller Verwandtschaft mußte sich Luther ihnen fühlen, und wie wenig traute er ihnen doch am Ende zu, obwohl er eine bezügliche Ueberlegenheit ihres Ansehens und ihrer Bildung höchst bescheiden oder schüchtern anerkannte. Er sah, er empfand es wenigstens, selbst unter den bessern und besten, religiös und deutsch gesinnten Humanisten war doch kaum Einer, wenn ein Einziger, von welchem sich sagen ließe, er wäre im Stande gewesen, im Sinne und der Richtung auch der am edelsten und reinsten gedachten humanistischen Aufklärung und Absehen der Nation ein Ziel zu zeigen, würdig, mit aller Kraft danach zu ringen, wichtig und anziehend genug, um darin zu vereinigen — von welchem sich sagen ließe, er wäre zugleich der Mann gewesen, vorangehend den Sinn und die Begeisterung in der Nation zu entzünden, die Arbeit und den Kampf um ein solches Ziel zu unternehmen und durchzuführen. Erasmus? — er fürchtete sich und war kein Mann; man wird schwerlich mit Recht sagen können, was Hagen neuerdings behauptet, Erasmus habe den „Geist der Zeit am tiefsten und in seinem eigentlichen Kerne gefaßt," weshalb er auch „toleranter gegen jede abweichende Meinung gewesen." Was aber dies betrifft, so war eine solche Duldsamkeit der Geist der Reformationszeit keineswegs, ein heftiger Glaubenseifer war es, und ein mildes, weitgefaßtes Dogma traf am allerwenigsten in ihren Kern. Reuchlin? wie Fr. Schlegel (Vorlesungen über neuere Literatur) wol meinte — er war alt, von jeher ängstlich gewesen, es war schon die Rede

davon, daß er zum Führer nicht geeignet, ja er war so wenig Reformator, daß er in seinen späteren Lebensjahren der Reformation abgünstig wurde. Pirckheimer? — es war ganz ähnlich mit ihm, und von allem Andern abgesehen, was ihm gebrach: er war jedenfalls kein genialer Mensch. Nur etwa der einzige Hutten bliebe übrig, der dies war, und der, wie Hagen gleichfalls meint, unter allen Häuptern der Opposition am meisten „zu dem Manne der Vermittlung" getaugt hätte, was Muth und Entschlossenheit und freie Auffassung der reformatorischen Ideen betreffe (der vermeintlich wahren reformatorischen Ideen). Luther habe freilich die tieferen religiösen Elemente der Zeit in sich vereinigt, und auch eine Verwandtschaft mit der humanistischen Richtung gehabt, erscheine aber viel zu sehr als Partei, als daß er eine höhere Vermittlung der verschiedenen reformatorischen Richtungen hätte zu Stande bringen können, womit eigentlich schon Alles verloren gewesen sei, „denn sein Einfluß und seine Kraft war viel zu bedeutend, als daß irgend ein Andrer — wenn es auch nicht, außer etwa Hutten, an passenden Männern gefehlt hätte — auch wenn er in jeder Beziehung dazu fähig gewesen wäre, gegen ihn hätte aufkommen können." So daß also Luther die Reformation nicht gemacht, sondern eigentlich nur verdorben hätte.[1])

Wie dem nun sei, es darf hier noch nicht genauer erörtert werden; wir haben nur zu ein paar kurzen Bemerkungen Veranlassung. Alles in Allem genommen war Hutten sicher allermindestens ebensowenig Mann der Vermittlung und ebensosehr Partei, wie Luther, und es hatte seine guten Gründe, daß er „von den ersten Männern der Opposition zu wenig unterstützt wurde," eine Thatsache, welche schon für sich allein Beweis in sich enthalten dürfte, daß er weit weniger als Luther die verschiedenen Zeitrichtungen in sich darstellte und zu einigen verstand; wie auf der anderen Seite die Thatsache des fast ganz allgemeinen Anklangs und Vertrauens, das Luther fand, beweist, daß Luther weit mehre und wesentlichere Eigenheiten der Nation in sich vereinigte, weit mehr wahrhafte Bedürfnisse befriedigte,

1) Hagen a. a. O. II, 28, 291; III, 37, 43, 47.

und weit mehr bedeutsame lebenskräftige Richtungen vertrat als Hutten. Allein, so viel universeller er sein mochte, er war auch nicht ohne Einseitigkeit, und wurde ohne Frage durch sie verhindert, eine noch völligere Vermittlung der humanistischen und der religiösen, seiner vorwaltenden, zu Stande zu bringen. Man hat dann aber auch zu bedenken, daß eine vollkommene Vermittlung derselben unmöglich war, weil sie auch durch schlechthinnige Gegensätze, solche zum wenigsten, welche es für jene Zeit waren, aus einander gehalten wurden, wie sich dies aus dem Bisherigen ergibt. Sofern aber solche Gegensätze vorhanden, ist der Versuch des Ausgleichens nichts als hoffnungslose, nur beirrende Verkehrtheit, hervorgehend aus Mangel an Tiefblick, oder aus Charakterschwäche, ist es nur ganz in der Ordnung und nothwendig, wie heilsam, daß der Widerspruch anhebt. Endlich die Frage: wie kam es, daß Luther und Hutten einander stets so fern blieben, auch nachdem Verbindung zwischen ihnen angeknüpft war, und sodann, daß sie jetzt und noch eine Zeit lang, wie es scheint, nicht einmal Notiz von einander nahmen? Auf das Erstere können wir erst späterhin eingehen; was aber das Letztere betrifft, so fällt es einigermaßen auf, da doch Luther und Hutten in mehrfachen Beziehungen Gleichdenkende und Strebende waren, Luther Hutten's, Hutten Luther's Geiste nach mehreren Seiten so nahe verwandt erscheint; da Beide mitten in der Zeitbewegung standen, und als Vorkämpfer so scharf umschauten, jedes Ereigniß, jede vorragende Persönlichkeit so sorgfältig beachteten, ja räumlich einander mehr als ein Mal so nahe gewesen waren, in Erfurt und dann in Wittenberg. Auch das hätte mindestens wol Beachtung veranlassen sollen, daß sie gemeinschaftliche Freunde hatten, vielleicht auch daß Luther den Ablaß und in ihm den Anstifter desselben und den Gönner Hutten's bekämpfte, mit einem noch ernsteren Kriege umging. Wurde in des Erzbischofs Umgebungen noch nicht davon gesprochen, so lenkte es doch Luther's Blicke nach Albrecht's Hofe hin. Sollte man annehmen können, dem scharfen Beobachter, dem umsichtigen mit solchen Plänen umgehenden Streiter, dem mehr und mehr so Wohlunterrichteten wäre es entgangen oder es hätte ihm keinerlei Gedanken gemacht, daß sich Albrecht mit solchen Geistern umgeben, daß Hutten beschützt von ihm an seinem Hofe lebte, oder

daß er von Hutten's Schriften und Geistesrichtung nichts gewußt, der eine seiner Jugendarbeiten in Wittenberg geschrieben, dessen Name längst durch ganz Deutschland tönte, der schon eine europäische Person geworden war?[1])

Es war eine unschätzbar günstige Fügung, daß die Nation in jenen Zeiten zwei solche Männer, zwei solche „Wecker" hatte, wie Luther und Hutten; es war ein schlimmes Verhängniß, daß die humanistische und religiöse, die weltliche und geistliche Richtung, daß Luther und Hutten einander nicht näher kommen konnten, als es geschah. Allein gerade wie Luther's Verhältniß zu den Humanisten in dieser Zeit, deutet auch schon sein Nichtverhältniß insbesondere zu Hutten auf innerste unversöhnbare Gegensätze der Richtungen, der Naturen, Zielpunkte und Bestrebungen hin. Sie werden sich aufs deutlichste zeigen, wo wir dazu gelangen, das Verhältniß Luther's zu Hutten näher in Betracht zu ziehen. Wir werden dort aufs klarste erkennen, der Grund davon, daß sie in dieser Zeit einander nicht, oder doch nicht sonderlich beachteten, daß es nie zu einer eigentlichen genaueren Vereinigung zwischen ihnen kam, liegt in der gegensätzlichen Eigenthümlichkeit des Einen und des Andern. Wir sehen sie jetzt die Blicke weit umherwerfen, auf große Dinge sinnen; während aber Hutten unruhig hierhin und dorthin griff, Alles hätte umfassen, überall kämpfen und wirken mögen, beschränkte sich Luther auf einen viel engern Kreis der Thätigkeit, sammelte Luther seine Kräfte weit mehr auf einen bestimmten Punkt, als Hutten dies that, schritt Luther ganz säuberlich vor, streitend und ausreutend, doch mehr noch pflanzend und begießend, bis er dies Melanthon lassen konnte und großentheils ließ. Während Hutten Sturm lief gegen die Zwingburgen des Scholasticism und des finsteren Mönchthums, war Luther rastlos, in Augenblicken aufbrausend, aber im Ganzen gehalten beschäftigt, die Schuttwälle hinwegzuräumen, womit das stille Licht des Evangeliums umbaut war, woran er sich nährte. Viel bewußter — zum wenigsten sprach er es deutlicher heraus — mit weit mehr und doch sich verrechnender Sicherheit war der Ritter beschäftigt ein

1) Gervinus a. a. O. II, 438.

Feuer anzuzünden, das zur rechten Zeit auflodre. Das Feuer aber, das der Mönch mit jetzt noch viel minderem Kraftgefühl bei viel größerer Kraft entzündete, war gewaltiger, es loderte fort und wurde zur immer stärkeren Flamme, während das des Ritters erlosch. Meinte Hutten blos die Dunkelmännerbriefe, indem er von seinem Feuer sprach? Sie hatten ihre Wirkung gethan, als Luther seine lodernden Ablaßthesen in die Welt hineinwarf, eine Disputation wie die im September, bald nach ihr, durchaus ihr ähnelnd und sie doch zehn und hundertfach überbietend, doch ganz anders, ein Keulenschlag nach einem Hammerschlage, ein Angriff auf Tod und Leben, nach, wenn auch ernsten, doch vergleichsweis leichten Vorgefechten.

Aussichten.

Wie er dazu kam — zu geschweigen wie es zuging, daß der an und für sich und für den Augenblick freilich sehr starke Schlag so unermeßliche, doch unerwartete und scheinbar unverhältnißmäßige Folgen nach sich zog — ist eben so erklärlich als eigenthümlich.

Die humanistische und reuchlinistische Bewegung, auf die wir noch ein Mal zurückblicken, hatte ein nächstes und entfernteres Ziel, die förmliche Freisprechung Reuchlin's und die Zulassung der Humanisten und ihrer Richtung an den Universitäten wie in der Literatur. Sie würde dabei allerdings schwerlich stillgestanden sein, griff schon jetzt versuchend weiter und würde mit jedem Fußbreit Boden, den sie gewonnen, wieder weiter gegriffen haben. Bei allgemeinerer Verbreitung und zunehmender Entwickelung der humanistischen Gelehrsamkeit und Bildung hätten die Zustände überhaupt, die kirchlichen und politischen, nicht geradezu bleiben können wie sie waren. Allein die „stille Reformation," welche die humanistische Aufklärung herbeizuführen sich eignete, wäre unfehlbar unterbrochen, wie ihr denn schon Stürme naheten, wäre sicher nur geduldet, wenn sie zweideutig oder unzulänglich blieb; die Vertreter jener Aufklärung besaßen nicht Kraft und Ausdauer genug zu einem siegreichen

Kampfe wider das Bestehende, wenn es seine ganze Wucht wider sie zusammennahm, was ohne Zweifel geschehen sein würde, sobald sie unternommen hätten, die öffentlichen Verhältnisse wesenhaft umzugestalten. Doch wie dem sei, selbst ein ernstlicher Gedanke an so etwas lag ihnen — wenn wir Einzelne, wie Hutten etwa, ausnehmen — noch gänzlich fern und konnte leicht durch Klugheit der Vertreter des Bestehenden bis in eine unabsehbare Weite entfernt gehalten werden. Für den Augenblick ließ es sich durchaus nicht danach an, daß die Humanisten über ihr nächstes und näheres Ziel hinausgreifen würden. Sie kämpften jetzt noch, um nicht Erliegen, sich Behaupten, eine gesicherte Stellung, höchstens die Austreibung der finstern Dominikaner und Inquisitoren, im Bunde mit dem aufgeklärten Papstthume; der treibendste Grund ihres keckeren Vordringens lag darin, daß sie heftig angefochten, mit Unterdrückung übermüthig bedroht wurden.

Aehnlich verhielt es sich mit der Bewegung in der theologischen Welt, insbesondere der um Luther her so lebendigen. Es war bedrohlich für das Bestehende, daß von so vielen Seiten die Lehre der Schule und Kirche angegriffen und an Herstellung einer Schrifttheologie gearbeitet wurde. An Luther's Thätigkeit kann man es so recht deutlich abnehmen, wie das gefährdend weiter leitete, von einem Punkte zum andern, im gesammten Leben und Zustande, ob auch zunächst blos der Kirche. Bleiben wir allein nur bei Luther stehen, so müssen wir nach seiner Entwicklung, Wirksamkeit und Persönlichkeit sagen, daß von ihr und von der theologischen Bewegung, in deren Mittelpunkte er stand, so viel weniger Lärm von ihm noch war als von den Humanisten, dasselbe Ergebniß zu erwarten stand was von der humanistischen Bewegung. Die theologisch-lutherische war an sich enger begrenzt, ging aber mehr in die Tiefe, von welcher aus sie um so gewisser zuletzt auch den weitesten Umkreis erfassen mußte, und Luther war der Mann in jene wie an diesen vorzudringen und nicht vor einem Ziele, das er sich gesetzt, stehen zu bleiben. Die Humanisten hätten sich mit der liberal geleiteten und etwa äußerlich reformirten Kirche zurechtstellen und vertragen können. Das konnte Luther nicht, die Kirche mußte äußerlich und innerlich umgestaltet werden, wenn er mit seinem Absehen durchdrang, die Lehre herzustellen und die evangelische Gesinnung in der Christenheit zu erneuern. Eine innerliche Umgestaltung der Kirche zog aber unausbleiblich eine äußere, eine gänzliche Umbildung auch der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse nach sich. Auf der Lehre der Schule ruhete das ganze Kirchengebäude und Luther's Grundbegriffe waren so sehr im Gegensatze zur selben, daß sie daneben überhaupt nicht bestehen konnte. Die wesentlichsten Dogmen, das Wesentlichste in den Einrichtungen und der Praxis der Kirche mußte ihm mehr und mehr als verfälscht erscheinen, sobald er es mit voller Schärfe ins Auge faßte, wie das bis jetzt theilweis geschehen war. In sich verschließen, was ihm gewiß geworden, ein rein wissenschaftliches Forschen und Wirken ohne Hinübergreifen in das Leben, oder sich an stiller Thätigkeit in einem engeren Kreise genügen lassen: das Alles war gegen seine Art und deren innerlichste stärkste Triebe. Wir sehen ihn wissenschaftlich und praktisch vordringen, sein Thun ist Krieg und wieder Krieg, nicht als hätte er aufregen wollen und Streit gesucht, er will erbauen, sucht Andre und sich selbst mit einem über Welt und Zeit stellenden Gottesfrieden zu erfüllen: allein das ist eben das sicherste Zeichen, daß er den Krieg nicht ruhen lassen wird, weil dieser nothwendig ist, wenn er bauen will, weil er dieses muß um einen Beruf zu erfüllen, den er nur mit sich selbst aufgeben könnte, weil seine Kriege nicht so sehr aus besonderen äußeren Anlässen und besonders erregter Stimmung, sondern aus oder doch neben der ruhigsten hervorgehen, weil sein Friede in Gott ihm eine Sicherheit und Kraft einflößt, welche Ermüdung und Furcht gleich fern von ihm hält. Es konnte kaum ausbleiben, daß er bis zu einem Punkte vordrang, wobei ein entscheidender Streit begann. Die Entartungen waren zu zahlreich und groß und sein Unmuth und Feuer zu stark, ihre Vertreter und Schützer waren zu Viele und Mächtige, und auf der andern Seite doch auch wieder die Zeitstimmung der Art, daß ein Kampf gegen sie auf großen Beistand rechnen konnte. Ganz besondre Umstände hatten bewirkt, daß noch Niemand Lärm wegen seiner Angriffe geschlagen, ihm einen Widerspruch entgegengestellt hatte, der ihn genöthigt, noch stärker aufzutreten, den Eifer zu verdoppeln, die Kraft noch mehr zusammenzunehmen, noch viel dreister und rascher vorzudringen. Aber selbst bei seinem jetzigen noch sehr gemäßigten Auftreten thaten sich Zeichen eines nahenden

Sturmes kund, und er würde dieses Maaß nicht noch viel länger eingehalten haben. Schon allein der Ablaßunfug würde selbst dann, wenn er Wittenberg fern geblieben wäre, mit der Zeit einen Ausbruch herbeigeführt haben. Er hatte, seit er ihn ins Auge gefaßt, nicht wieder abgelassen vom Widerspruch. Der Ablaß schädigte die Kirche, das christliche und deutsche Volk und er hatte schon angefangen die allgemeinen Anliegen ins Auge zu fassen. Der Ablaß hing mit den wichtigsten Lehren des Lehrsystems zusammen, er griff dasselbe schon in seinen Vertretern auch außerhalb Wittenbergs an, und wir werden sehen, gerade jetzt langt seine theologische Entwickelung dabei an, eine der Lehren des Systems zu verwerfen, mit welcher der Ablaß am augenfälligsten zusammenhängt. Mit einem Worte, die Welt hätte auf die Länge ihn mit seiner Ueberzeugung und Lehre schwerlich geduldet, hätte er sie ertragen und bei stillem Wirken nicht angetastet. Der Streit und die Empörung bereiteten sich vor, als er die Begriffe vom Glauben und Werken aus der Schrift schöpfte, und den Gesichtspunkt auffaßte, daß nur die Schrift als Meisterin anzuerkennen sei; sie begannen, als er, auf diesem Grundsatze fußend, seine Anschauung in die Schule und Kirche hineinzuführen anfing; es mußte, scheint es, zu einem Ausbruche kommen.

Allein dies lag doch auch wieder noch in weiter Ferne, und auch ein anderer Gang läßt sich denken. Sogar seinem Vordringen zur vollen Erkenntniß der Uebel, woran die Kirche litt, und der völligen Unvereinbarkeit seiner Grundüberzeugungen mit der Kirche, wie sie war, stand noch viel Erschwerendes und Aufhaltendes entgegen: die geringere Stärke des systematischen Sinnes und die Zähigkeit alteingewurzelter Begriffe bei ihm, mit einem Worte alles Das, was ihn in der wissenschaftlichen Ausbildung seiner theologischen Begriffe hemmte; namentlich seine tiefe Ehrfurcht vor der Kirche, die ihn noch immer in großer und selbst nach seinem Abfall nicht geringer Befangenheit hielt; die Macht der Angewöhnung und des geschichtlichen Sinnes bei ihm, die nur schwer zuließ, daß er aufgab, worin er sich von Kindheit eingelebt; und hiermit in Verbindung seine tiefe Innerlichkeit selbst. Während ihm jene das Aeußerliche, Melodien, Formeln, kirchliche Einrichtungen, Gebräuche, lieb oder wenigstens erträglich machte,

ließ diese zu, daß er, was dastand, gern stehen bleiben ließ, wenn ihm nur die Freiheit der geistigen Ansicht und des geistigen Gebrauchs blieb, so daß es im Glauben gefaßt, nicht als Werk behandelt und keine Noth des Gewissens daraus gemacht wurde. Weiter kommt seine Bescheidung, sein Mangel an Ehrgeiz, ja seine Abneigung eine Rolle zu spielen, sein starker Sinn für Ordnung und Unterordnung, sein Widerwille gegen Auflehnung und wüstes Wesen, seine Milde, Klugheit und Mäßigung in Betracht. Die Geschichte seiner eigentlichen stürmischen Erhebung gegen die bestehende Ordnung zeigt nichts deutlicher als das, wie unendlich schwer es ihm wurde sich dazu zu entschließen und darin fortzuschreiten, oder vielmehr sich fortdrängen, jeden Schritt sich abzwingen zu lassen und sodann, wie unfehlbar sein ganzer Angriff mißlungen sein würde, wenn er nicht eben wie im Ungewitter fortgerissen hätte; sie zeigt auf's deutlichste, daß ein gemäßigtes Wirken, wie sein bisheriges, zum Ziele nicht führen konnte. Eine unbedingte Nothwendigkeit, daß er zu Abfall und Empörung gedrängt wäre, wie es geschah, ist nicht anzunehmen, ob auch freilich eine bedingte in der Verderbniß der bestehenden Zustände lag. Das aber konnte sein, daß die Reizung noch lange ausblieb, oder daß überhaupt eine Reizung ausblieb, in welcher hinlänglich starke Antriebe zu einer Erhebung der Art lagen, wie sie erfolgte, und die mit Umständen voll Gunst für eine solche verknüpft war. Der Landesfürst war ein wohlgesinnter und gemäßigter helldenkender Mann. So der Bischof, zu dessen Sprengel Wittenberg gehörte. Was gerade die Reizung betrifft, die den Ausbruch herbeiführte, so kann man sich denken, daß Tetzel fern blieb, Leo und Albrecht ihre Habsucht ermäßigten, mehr Umsicht beobachteten, und viel Aehnliches; so kam der lutherische Krieg nicht, oder doch nicht eben jetzt, und nahm dann nicht diesen Ausgang. Wenn Luther nicht in den Ablaßstreit geworfen wurde, die Nation sich nicht in diese Bewegung hineinziehen ließ, so wären unfehlbar Unruhen anderer Art ausgebrochen, hätten Luther's friedliche Entwickelung gestört und ihn eben durch ihre Art sehr wahrscheinlich von Anfang auf die konservative Seite gedrängt. Allein der lutherische, der Kirchenstreit sollte kommen, eben jetzt, gerade in einem Zeitpunkte allgemeiner Gährung, unter Umstän-

den, wo sich bei uns Alles wenn je zu einer heftigen Erschütterung anließ, und dies Verhängniß ist jetzt auseinander zu setzen. Wir werden dabei um so genauer in die deutschen öffentlichen Zustände des Jahrs 1517 eingehen müssen, weil sich bei so Vielen die entgegenstehende, obwohl nicht unwidersprochene Ansicht festgesetzt hat, es sei damals der schönste Friede gewesen.

Sechstes Hauptstück.

Die Verwickelung und Entscheidung. — Der Gewaltangriff auf den Ablaßunfug.

Oeffentliche Zustände, 1517. — Fortgang des Ablasses, Anfang der Verwickelung. — Theologische Entwickelung Luther's, der Begriff der Buße. — Tetzel in Jüterbock, genauere Kunde. — Verhandlungen mit den Bischöfen. — Reibungen mit Tetzel, Verwickelung. — Entschluß zum Angriff, Anschlag der Ablaßdisputation, 31. Oktober 1517.

Oeffentliche Zustände, 1517.

Denken wir zurück an die Bemühungen Maximilian's und der Stände um eine Reichsreform. Wir verfolgten sie bis in Luther's Studienzeit hinein, wo ihr Ergebniß darin bestand, daß das zu Worms 1495 Vereinbarte wieder in Stocken gerieth, offner Zwiespalt zwischen dem Kaiser und den Ständen ausbrach die allgemeine Unordnung wiederkehrte, die Aussichten und Hoffnungen, die öffentlichen Zustände durch die Häupter und Vertreter der Nation gebessert zu sehen, in die weiteste Ferne entschwanden und die Aufregung und Verstimmung sehr bedenklich zunahm.

Es wäre die höchste Zeit gewesen, etwas Gemeinsames, eine bestimmte dauerhafte Ordnung zu gründen. Nach einer verbreiteten Vorstellung zertrennte die Reformation Deutschland, soll sie den Reichsverband aufgelöst haben. Allein dies war um die Zeit des Sturzes der Hohenstaufen durch das Papstthum geschehen, zum wenigsten war Das, was da geschehen war, nicht

viel weniger oder besser. Im tiefsten Verfall hatten Versuche begonnen, das Reichswesen wieder herzustellen. Sie waren in aller Verwirrung des 14. und 15. Jahrhunderts fortgesetzt, und hatten zu dem Ergebniß der wormser Festsetzungen von 1495 geführt. Diese jedoch und die gleich darauf folgenden Vorgänge hatten gezeigt, wie wenig und ungenügend Das gewesen, worüber man zu einer Einigung gelangt war, und daß auch dies Wenige und Dürftige nicht mehr zur völligen Befestigung und zur Entwickelung gelangen konnte. Man verhandelte noch mehrfach in den nächstfolgenden Jahren und der Ausgang war, daß schon eine geraume Zeit vor der Reformation der Zustand eintrat, oder als längst eingetreten sich deutlich vor Augen stellt, der die Folge der Reformation sein soll, während in ihm vielmehr eine ihrer wesentlichsten Veranlassungen und der Hauptgrund des Ganges liegt, den sie bei uns nahm, ein Hauptgrund ihres nur halben Gelingens, zumal auch nach der staatlich-gesellschaftlichen Seite. Dies ist eine Thatsache, die wir uns nicht genug vorhalten können, auch deshalb, damit wir das Einfache klar erkennen, das allein schon aus unsrer Geschichte sich ergibt, daß wir zu keinem Kirchenwesen, wie wir es doch wünschen müssen und wünschen, gelangen werden ohne Ausbildung unsers Staatswesens, und daß wir das letztere nicht ausbilden können ohne das erstere zu ordnen, als wozu insbesondre ein solches Loskommen vom römischen Einwirken gehört, bei welchem uns vollkommene Freiheit der Bewegung auf dem staatlichen und kirchlichen Gebiete bleibt. Wenn man *hier* glaubt, die Lehre könnte, und zwar nicht etwa blos nach jeweiliger Gestattung, frei sein, und das religiöse Leben sich naturgemäß und völlig entwickeln, auch in einer unselbständigen Kirche, oder die Kirche vermöchte in einem unfreien Staate frei zu sein und ihre völlige Kraft zu entfalten, so ist dies eben so kurzsichtig und thöricht, als wenn anderwärts die Meinung gehegt wird, wir könnten es staatlich zu Etwas bringen, ohne uns mit der Kirche auseinander zu setzen und ohne sie zu befreien, an dieser Seite von der Staatsgewalt, an jener von auswärtigem hierarchischen Einflusse. Man konnte bei uns nicht reformiren auf der geistlichen Seite, ohne es zugleich auf der weltlichen zu thun, und umgekehrt, und schon darum, weil man dies nur theilweis erkannte,

mißlangen alle Versuche, die Kirche und das Reich wieder in Ordnung zu bringen, bis zur Reformation. Eben darum blieb diese unvollendet; und sie wurde sogar verdorben und wir stehen in den wichtigsten Beziehungen fast noch auf dem Flecke, wo sie ins Stocken gerieth, weil es so bei uns blieb und auch die halbe Erkenntniß sich verlor.

1502 löste das Reichsregiment und das Kammergericht sich auf, und der Kaiser ließ es gern geschehen. Er dachte ein Regiment und Gericht und eine Kriegsverfassung auf eigne Hand einzurichten, so deutlich vor Augen lag, daß dies schlechterdings nicht anging. Die Kurfürsten, die vornehmsten der bestellten Hüter der Verfassung, vereinigten sich 1503 in Mainz zu einer förmlichen Gehorsamsweigerung. Die Ergebnisse eines Reichstags zu Köln 1505 bestanden darin, daß man mit Bewußtsein die Versuche aufgab, es zu einer wahren Einheit der Nation, zu einer Vereinigung ihrer Kräfte, zu einer Allen genügenden, alle Bedürfnisse erfüllenden Regierungsform zu bringen; daß man die Ohnmacht des Oberhaupts und das Uebergewicht der Stände, die Zersplitterung Deutschlands, die Hingabe des Schicksals der Nation an die zufälligen Machtverhältnisse des Kaisers oder einzelner Fürsten und deren Verbindungen, und an auswärtigen Einfluß als vollendete Thatsache annahm, und die Verfassungsverwirrtheit, wenn nicht Verfassungslosigkeit, als bleibenden Zustand der That nach feststellte, so daß die Trennungen Regel wurden und Einigung zu gemeinsamen Maßregeln des Reichs fortan nur noch dadurch möglich blieb, daß entweder Kaiser und Stände in ihren Gesichtspunkten und Anliegen zusammentrafen, oder auf der einen oder anderen Seite hinreichende Macht war, den Sonderwillen mit Gewalt durchzuführen: ein Fall, der nicht leicht anders als dadurch eintreten konnte, daß entweder das Oberhaupt oder die Stände durch überwiegenden ausländischen Einfluß unterstützt wurden. Noch bewußter stellten die Reichsfürsten ihren besonderen Nutzen dem vaterländischen voran. Dieser heischte Beschränkung ihrer Macht und sie suchten dieselbe auszudehnen, so weit sie vermochten; er heischte Unterwerfung unter den Kaiser oder doch irgend eine Centralgewalt, und nicht blos daß sie dazu nicht zu bringen waren, sie drückten der Lähmung und Erniedrigung derselben das Siegel auf. Eine Centralgewalt,

die nicht die ihrige, wollten sie nicht leiden, nicht wieder aufkommen lassen, und aus ihrer eigenen Macht konnten sie keine schaffen. Dazu reichte ihr Vermögen nicht, sondern nur zum Zerstören, zum Abwenden der Reichseinheit, und dazu mißbrauchten sie es. Allgemein vaterländische Wünsche waren nicht mehr ausführbar, weil die Stände so unpatriotisch gesinnt waren und die Macht besaßen, ihre Gesinnung geltend zu machen. In Köln, und dann 1507 in Konstanz, wurden ein paar nicht unwichtige, einige Gemeinsamkeit erneuernde Maßregeln beschlossen, und man spricht deshalb wohl von einer neuen Verfassung, die zu Konstanz gegründet worden. Verdienen die konstanzer Vereinbarungen von 1507 — und dann andere ähnliche aus dieser ganzen Zeit — den Namen, so hatte man alle paar Jahre eine neue Verfassung, und das heißt doch abermals, man hatte keine. [1])

Auch über die auswärtigen Angelegenheiten hatte sich der Kaiser mit den Ständen zu Konstanz geeinigt. Zwei Jahre später, zu Worms, brach wieder offener Zwiespalt aus, weil die Einigung nicht auf der Grundlage patriotischer, sondern selbstsüchtiger Gesichtspunkte und Gesinnungen zu Stande gekommen, weil Maximilian eine unverläßliche Politik verfolgt hatte und unglücklich im Kriege war. „Bei dem ersten größeren Unfall erhielt die neue Verfassung von 1507 einen Stoß, von dem sie sich nie wieder erholen konnte." So bewährte sich die „ausführbarere praktische Richtung, die man genommen." Es bezeichnet den Zustand des Reichs, daß man die Schweizer, gegen ihr Versprechen, im bevorstehenden Kriege zum Reiche sich halten zu wollen, nicht mit veranschlagte, wie Reichsglieder und Unterthanen, und statt dessen schweizer Mannschaft in Sold nahm; daß Maximilian sie dafür obenein noch förmlich von den Reichsgerichten lossprach und dadurch den Grund zu ihrer staatsrechtlichen Abtrennung legte; daß sie sich im venezianischen Kriege doch wieder zu Frankreich hinwendeten, und daß, als das Glück der Waffen gegen den Kaiser entschieden, auch die Tyroler zu den Franzosen und Venezianern neigten, aus Unwillen, daß sie

1) Ranke a. a. O. I, 148—174.

vom Reiche nicht geschützt wurden; der alte und neue Grund so vieler schmerzlicher Verluste des Reichs. Maximilian wendete sich, dies Alles vorstellend, „in der gefährlichsten Lage von der Welt" an die Kurfürsten: er konnte sie kaum bewegen, eine Anleihe, die er machte, zu befördern; helfen wollten sie nicht ohne einen Reichstag, der auch 1509 zu Worms abgehalten wurde: allein die Versammlung ging auseinander, ohne ihm eine Hülfe zu bewilligen, ohne Abschied. Die Stände mochten Maximilian nicht Kaiser sein lassen durch Reichsgewalt, so wollte er es sein durch Erhebung seiner Hausmacht, Krieg, Eroberungen. Er folgte dabei seinem Sinne, seinen besonderen Absehen und Plänen, fragte sie nicht immer, und sie ließen ihn im Stich, sobald seine Schritte nicht nach ihrem Sinne waren. Weil das Reich ihn nicht unterstützte, hielt er sich bei seinen Kriegen und Verträgen nicht an das Reich gebunden, und die Stände unterstützten ihn nicht, weil er ihrem Rathe nicht folgte. Sie forderten mit Recht, daß er nicht in den Gang des Kammergerichts eingreife; er erwiderte, daß er sich die Hand nicht binden lassen könne. Dafür verwarfen sie zu Augsburg 1510 seine verständigen Anträge auf einen immerwährenden Reichsanschlag, um zu den Mitteln zur Ausführung der kammergerichtlichen Urtel zu gelangen; denn man hatte jetzt freilich ein Reichsgericht, aber keine Vollstreckung der gerichtlichen Entscheide. Zu Augsburg hatten sie sich ein Versprechen abdringen lassen, dessen sie doch zu Trier und Köln 1512 gedachten. Er forderte ihre Einwilligung zu einer beständigen Reichskriegsverfassung: sie lehnten die Genehmigung ab, beschlossen indeß eine dürftige Bewilligung; allein der Beschluß kam nicht zur Ausführung. Maximilian wollte eine Reichsexekutionsordnung zu durchgreifender Handhabung des Landfriedens, zur Vollstreckung der kammergerichtlichen Urtel, eine verbesserte Kreiseintheilung. Er gerieth auch hier darüber mit ihnen in Hader und seine Vorschläge wurden nur soweit angenommen, als sie sie mit ihren Gesichtspunkten vereinbar hielten. Sie trachteten aber nach Exemtion von den Reichsgerichten, und Hand in Hand hiermit ging ihr Bestreben, sich auch von der Reichsbesteuerung zu eximiren und die Kosten von sich auf Andre zu wälzen, den Antheil der Mindermächtigen am Reichsregimente zu beschränken, die Städte zurückzusetzen statt

die nicht die ihrige, wollten sie nicht leiden, nicht wieder aufkommen lassen, und aus ihrer eigenen Macht konnten sie keine schaffen. Dazu reichte ihr Vermögen nicht, sondern nur zum Zerstören, zum Abwenden der Reichseinheit, und dazu mißbrauchten sie es. Allgemein vaterländische Wünsche waren nicht mehr ausführbar, weil die Stände so unpatriotisch gesinnt waren und die Macht besaßen, ihre Gesinnung geltend zu machen. In Köln, und dann 1507 in Konstanz, wurden ein paar nicht unwichtige, einige Gemeinsamkeit erneuernde Maßregeln beschlossen, und man spricht deshalb wohl von einer neuen Verfassung, die zu Konstanz gegründet worden. Verdienen die konstanzer Vereinbarungen von 1507 — und dann andere ähnliche aus dieser ganzen Zeit — den Namen, so hatte man alle paar Jahre eine neue Verfassung, und das heißt doch abermals, man hatte keine. [1])

Auch über die auswärtigen Angelegenheiten hatte sich der Kaiser mit den Ständen zu Konstanz geeinigt. Zwei Jahre später, zu Worms, brach wieder offener Zwiespalt aus, weil die Einigung nicht auf der Grundlage patriotischer, sondern selbstsüchtiger Gesichtspunkte und Gesinnungen zu Stande gekommen, weil Maximilian eine unverläßliche Politik verfolgt hatte und unglücklich im Kriege war. „Bei dem ersten größeren Unfall erhielt die neue Verfassung von 1507 einen Stoß, von dem sie sich nie wieder erholen konnte.“ So bewährte sich die „ausführbarere praktische Richtung, die man genommen.“ Es bezeichnet den Zustand des Reichs, daß man die Schweizer, gegen ihr Versprechen, im bevorstehenden Kriege zum Reiche sich halten zu wollen, nicht mit veranschlagte, wie Reichsglieder und Unterthanen, und statt dessen schweizer Mannschaft in Sold nahm; daß Maximilian sie dafür obenein noch förmlich von den Reichsgerichten lossprach und dadurch den Grund zu ihrer staatsrechtlichen Abtrennung legte; daß sie sich im venezianischen Kriege doch wieder zu Frankreich hinwendeten, und daß, als das Glück der Waffen gegen den Kaiser entschieden, auch die Tyroler zu den Franzosen und Venezianern neigten, aus Unwillen, daß sie

1) Ranke a. a. O. I, 148—174.

vom Reiche nicht geschützt wurden; der alte und neue Grund so vieler schmerzlicher Verluste des Reichs. Maximilian wendete sich, dies Alles vorstellend, „in der gefährlichsten Lage von der Welt“ an die Kurfürsten: er konnte sie kaum bewegen, eine Anleihe, die er machte, zu befördern; helfen wollten sie nicht ohne einen Reichstag, der auch 1509 zu Worms abgehalten wurde: allein die Versammlung ging auseinander, ohne ihm eine Hülfe zu bewilligen, ohne Abschied. Die Stände mochten Maximilian nicht Kaiser sein lassen durch Reichsgewalt, so wollte er es sein durch Erhebung seiner Hausmacht, Krieg, Eroberungen. Er folgte dabei seinem Sinne, seinen besonderen Absehen und Plänen, fragte sie nicht immer, und sie ließen ihn im Stich, sobald seine Schritte nicht nach ihrem Sinne waren. Weil das Reich ihn nicht unterstützte, hielt er sich bei seinen Kriegen und Verträgen nicht an das Reich gebunden, und die Stände unterstützten ihn nicht, weil er ihrem Rathe nicht folgte. Sie forderten mit Recht, daß er nicht in den Gang des Kammergerichts eingreife; er erwiderte, daß er sich die Hand nicht binden lassen könne. Dafür verwarfen sie zu Augsburg 1510 seine verständigen Anträge auf einen immerwährenden Reichsanschlag, um zu den Mitteln zur Ausführung der kammergerichtlichen Urtel zu gelangen; denn man hatte jetzt freilich ein Reichsgericht, aber keine Vollstreckung der gerichtlichen Entscheide. Zu Augsburg hatten sie sich ein Versprechen abdringen lassen, dessen sie doch zu Trier und Köln 1512 gedachten. Er forderte ihre Einwilligung zu einer beständigen Reichskriegsverfassung: sie lehnten die Genehmigung ab, beschlossen indeß eine dürftige Bewilligung; allein der Beschluß kam nicht zur Ausführung. Maximilian wollte eine Reichsexekutionsordnung zu durchgreifender Handhabung des Landfriedens, zur Vollstreckung der kammergerichtlichen Urtel, eine verbesserte Kreiseintheilung. Er gerieth auch hier darüber mit ihnen in Hader und seine Vorschläge wurden nur soweit angenommen, als sie sie mit ihren Gesichtspunkten vereinbar hielten. Sie trachteten aber nach Exemtion von den Reichsgerichten, und Hand in Hand hiermit ging ihr Bestreben, sich auch von der Reichsbesteuerung zu eximiren und die Kosten von sich auf Andre zu wälzen, den Antheil der Mindermächtigen am Reichsregimente zu beschränken, die Städte zurückzusetzen statt

auch die beim Reiche noch nicht Vertretenen dazu heranzuziehen. [1])

Es konnte hiernach nicht fehlen, daß das Reich durch manchfache schwere Irrungen und gefährliche Bewegungen in Unruhe gesetzt und zerrüttet wurde. Mit jeder Stunde wurde ihm die Sorgfalt der Häupter dringender nöthig, und eben seit dieser Zeit überließ es der Kaiser sich selbst, nur mit seinen Kriegen, seiner auswärtigen Politik sich beschäftigend. Ein Reichstag, der 1513 nach Worms anberaumt war, löste sich wieder auf vor Beginn von Verhandlungen irgend einer Art. Die nächsten vier Jahre war es nicht anders, als hätte Deutschland gar kein Oberhaupt, keinerlei Führung gehabt. Bei den ungeschickten Versuchen, das Reich in eine bessere Ordnung zu bringen, war eine halbe Maßregel nach der andern ergriffen, das Angefangene war unvollendet geblieben, es war dabei nicht ohne lästige Neuerungen und Gewaltsamkeiten abgegangen, ohne daß doch etwas geschaffen wäre, das allgemein zur Anerkennung, zu Achtung und Ansehen hätte gelangen können. Reformen dieser Art machen so viel schlimmer als besser, wo nicht übel ärger, bringen Unruhe zuwege, bringen Alles erst recht aus den Fugen, in Aufregung. In der That „erwachte von jetzt an ein allgemeines Streben nach Selbständigkeit auf eigene Hand, eine allgemeine Gewaltsamkeit, welche diese Zeiten — die Jahre von 1512 bis 1517 — höchst eigenthümlich charakterisirt." Die Fehde hatte freilich auch nach dem wormser Landfrieden nie gänzlich aufgehört, nur des Länder verheerenden, langwierigen eigentlichen Bürgerkriegs über die bairische Erbfolge von 1504 zu gedenken, dem auch die traurigen Begleit-Erscheinungen nicht fehlten: Empörung der einen Partei gegen den Ausspruch des Oberlehnsherrn und Hülfesuchen im Auslande, Hereinziehen Frankreichs in deutsche Händel — alle die Fürstenärgernisse, worüber wir Luther schon in seinen Predigten vor dem Volke in Wittenberg, ob auch nur andeutend klagen hörten, und die er späterhin so oft und so bitter rügte. Es wurde aber in dieser Zeit noch ärger; die Fehde riß erst noch recht wieder ein. Das Faustrecht, die Gewalt

1) Ranke a. a. O. 176, 198, 202, 342. Pfister a. a. O. 603 ff. Menzel, Gesch. der Deutschen, VIII, 381.

konnte nicht herrschen statt des Rechts, ohne daß daraus zahllose Leiden für die Mehreren entsprangen, die unteren Volksklassen, die Schwachen. Wie sich die Fürsten nach der einen Seite als Empörer gegen die Reichsordnung verhielten, wurden sie nach der andern Unterdrücker, dort das Gesetz, hier das Recht nicht achtend, dort zu viel Freiheit begehrend, hier Feinde derselben. Eben in diesen Jahren kriegten der würtembergische Herzog Ulrich gegen seine Unterthanen, braunschweigische, klevische, sächsische Fürsten gegen Hoya und die Reste der freien Friesen in den Marschen. Dem Bestreben der Fürsten, Ordnung zum wenigsten in ihren Gebieten zu schaffen, lag neben Einsicht und Wohlwollen nur zu viel Eigennutz zum Grunde, nur zu viel Plage begleitete die Wohlthat. Sie konnten nirgend, auch wo sie wollten, im Einzelnen gründlich heilen, weil sie dem Ganzen zu tiefe Wunden schlugen. Ihre schlechte Führung der Reichssachen, ihre ungeschickten reformatorischen Experimente, und im Verein damit ihre Gewaltthätigkeiten und Ueberhebungen hatten zur Folge, daß eine Mißstimmung und Aufregung, wie noch nie zuvor, daß der Zustand des Jahrs 1517 eintrat, der sie nöthigte, unendlich mitleidswürdig ihr Unvermögen zu erklären, den Ausbruch einer allgemeinen Empörung, das letzte und schlimmste aller Uebel, zu verhindern.

Erst als die Unordnungen „ins Unerträgliche" gestiegen waren, kam es wieder zu einem Reichstage, im Juli des Jahres 1517. Der Kaiser hatte sich nicht eingefunden. Seine Abgeordneten trugen auf eine stattliche Hülfe an, ausreichend um die „Empörungen" dämpfen zu können; allein es war schon zu spät zur Hülfe. Die Stände hielten es nicht mehr rathsam, zu den Waffen zu greifen. Sie hatten mehrfach die Besorgniß eines Aufstands des überbürdeten mißmuthigen Volkes offiziell ausgesprochen, noch zu Köln 1512 Maximilian's Vorstellungen wegen der Geringheit ihrer Bewilligungen durch die Entgegnung zurückgewiesen, der gemeine Mann sei mit Bürden überladen. Jetzt wendeten sie ein, eine allgemeine Meuterei sei zu besorgen. Sie setzten einen Ausschuß nieder, um den allgemeinen Zustand, die Ursachen der allgemein hervorbrechenden Unruhen in Berathung zu ziehen. Er legte im August sein Gutachten vor, er fand den Hauptgrund des ganzen Übels in der vornehmsten Einrichtung, die man geschaffen, der die

Stände so oft widersprochen, die sie nicht hatten zur Ausbildung, zu Kräften kommen lassen, in den Mängeln des Reichsgerichts. Sodann ließ er eine wahrhaft Entsetzen erregende Schilderung des Rechtszustandes, oder vielmehr der Folgen der eingetretenen Rechts- und Verfassungsverwirrung, bezüglich Rechts- und Regierungslosigkeit folgen: der Rechtsuchende habe Mühe, nach langem Verzug zu einem Urtel zu gelangen und dann finde er keine Exekution; allenthalben sehe man Schonung der Missethäter und Mißbrauch ohne Ende; weder zu Lande noch zu Wasser seien die Straßen sicher, Niemand werde beschirmt, der alle Stände nährende Ackersmann gehe zu Grunde, Witwen und Waisen seien verlassen u. s. f. Daneben wurden eine Unzahl besondrer Klagen vorgebracht, während wol noch Mehrere damit zurückhielten, weil die Ansicht so weit verbreitet war, und auch immitten der Versammlung nicht fehlte, daß von den Reichsgewalten doch keine Abhülfe zu erwarten sei. Die Stände, dieselben Stände, welche durch ihr Verhalten theils diesen Zustand herbeigeführt hatten, anderentheils der Abhülfe entgegengetreten waren, wendeten sich zuletzt sehr merkwürdig auf das dringendste um Hülfe an den Kaiser, dem sie das Vermögen zu helfen genommen hatten und vorenthielten. Nicht etwa daß sie ihm etwas bewilligt hätten. Aber sie schilderten ihm mit den brennendsten Farben den zerrütteten, Jedermann schädigenden und beschwerenden Zustand des Reichs. Mit voller Einsicht und Wahrheit legten sie die Gründe des Uebels dar, die in den „Gebrechen Rechtens, Einigkeit und Friedens" lägen, das heißt in dem Mangel und Zerfall der Einrichtungen, welche sie nur in Unvollkommenheit und Unkraft zu Stande gebracht, gewollt und nicht gewollt, zu Grunde gerichtet hatten; sie erklärten, wenn kein Einsehen geschähe, werde nichts Anderes daraus folgen, „dann Abfall, Zerstörung und Verderben des heiligen Reichs aller Stände und teutschen Nation;" sie beschworen den Kaiser, um Gottes und der Gerechtigkeit, seiner selbst, des heiligen Reiches, der deutschen Nation, ja der ganzen Christenheit willen, diese Sachen zu Herzen zu fassen, zu bedenken, wie viel großmächtige Herrschaften durch Mangel an Friede gefallen, und was sich jetzt in den Gemüthern der Bauern rege; ein Einsehen zu haben und so großen Uebelständen abzuhelfen. Eine warnende

Erfahrung mangelte ihnen nicht. Sie erinnerten den Kaiser daran; und in der That hätte keine Geschichte dringender als eben die neue und ältere deutsche zu der Einigkeit, Selbstbeherrschung und Beschränkung mahnen können, wozu sie sich nicht zu finden vermochten. Alle Schritte zur Befestigung und Erhöhung der Macht in ihren Händen waren von Beweisen des Nachtheils derselben begleitet gewesen, und als sie beim Ziele angelangt waren, stellte sich ihr Thun erst recht als unsäglich unpatriotisch und kurzsichtig, weil völlig unheilsam heraus. Nun hätten sie gern geholfen, und kamen dennoch zu keinem Entschlusse als zu dem, um Hülfe zu rufen. Man sieht, gerade so wie sie waren, nicht etwa fähige Gewalträuber und Despoten, nicht bös, eher wohlmeinend, aber genügender Einsicht und Thatkraft ermangelnd, die öffentliche Gewalt an sich ziehend, ohne das Vermögen, sie zum Gemeinbesten zu gebrauchen: gerade so waren sie recht schädlich und der Besserung des Reichswesens hinderlich. Ihre Usurpation der Reichsgewalt war die unverzeihlichste und unerträglichste, die nämlich, welche nicht von dem rechten Wollen oder dem rechten Können begleitet ist, die angemaßte Macht wohl zu gebrauchen. Sie versöhnten für den Mißbrauch ihrer Macht zu eigner Erhebung nicht von fern etwa dadurch, daß sie, begünstigt durch Zeitumstände oder persönliche Befähigung, einen Zustand für das Ganze gegründet hätten, der für den Augenblick heilsam oder für die Zukunft verheißend gewesen wäre; wie auch Usurpatoren durch Herstellung des Friedens nach großen Zerrüttungen, durch Zusammenfassung der Nationalkräfte, Erhöhung des materiellen Wohls, durch Ruhm oder Eroberungen für die Einbuße anderer Güter entschädigen mögen. Sie waren wol Usurpatoren, obwohl ohne sich dessen eben deutlich bewußt zu sein, Tyrannen aber, Mißgönner aller Freiheit, ausgehend auf deren Unterdrückung allüberall, oder gar harte Gewaltmenschen, waren sie mit einzelnen Ausnahmen nicht, vielmehr großentheils sogar edle, landesväterlich gesinnte Fürsten, und in ihrer Weise, bis auf einen gewissen Punkt, sogar gut deutsch und patriotisch gesinnt. Die Verhältnisse, wie sie dieselben vorgefunden, leiteten sie auf ihr Verhalten hin, und sie wußten sich über diese Antriebe nicht zu erheben. Sie waren weitblickende Staatsmänner nicht, nicht empfänglich für große allgemein vaterländische

Gedanken, noch weniger im Stande, deren fruchtreiche aus sich selbst zu erzeugen. Was dem Gemeinwesen noth, war nicht ohne Ueberwindung beträchtlicher Schwierigkeiten zu erreichen, und ihre Kraft war nicht zu bedeutend; man mußte Opfer bringen, worin eben die vornehmste Schwierigkeit lag, und sie waren nicht groß genug, sich dazu zu erheben. Sie waren zu schwach, um dem Reize der Eigenmacht widerstehen zu können; sie ließen das Reich lieber fallen, als daß sie die Gunst ihrer Stellung unbenutzt gelassen hätten, auf Kosten des Ganzen ihre Sonderanliegen zu fördern. Ihre Ueberhebung kam theuer zu stehen. Wir nehmen wol in den einzelnen Gebieten Organisation und ein reges Streben danach wahr, sehen aber im Reiche die Desorganisation weit überwiegen, ja das Reich in voller Auflösung begriffen, gleich der gesammten mittelalterlichen Ordnung der Dinge. Die Stände waren Alles, was sie nicht hätten sein sollen, und angesehen, was das Oberhaupt hätte sein müssen, war der Kaiser nichts. Als man um diese Zeit am niederländischen Hofe die Wahl Karl's (V) in Aussicht nahm und berieth, kam auch, als eine große Wahrscheinlichkeit, die Eventualität zur Sprache, daß die deutschen Stände den französischen König zum Reichshaupte wählen dürften; als von etwas Notorischem wurde davon gesprochen, daß die „kaiserliche Hoheit" von den deutschen Fürsten für Geld zu haben sei. Maximilian täuschte sich auch nicht mehr darüber, wie es mehr oder minder noch seine Vorgänger gethan, daß die kaiserliche, für eine große Herrlichkeit gehaltene Würde „nur der Schatten eines Reiches" sei, wovon man „weder Nutzen noch Ehre, nur der Leute Spott zu erwarten" habe. Eben jetzt fehlte im Grunde eine Regierung gänzlich, das Unzulängliche, das über die Mittel einer solchen, Kriegsverfassung, Reichsbesteuerung, Kreiseintheilung, verabredet war, konnte nur durch die Reichstage zur Wirksamkeit gelangen, sie waren das einzige noch übrige Mittel, um zu gemeinsamen Maßregeln zu gelangen, die einzigen erübrigenden Werkzeuge der Gesetzgebung und Verwaltung, der Nationalthätigkeit, kamen aber jetzt kaum noch zu Stande und zeigten sich unzulänglich, was im allerhöchsten Maaße eben auch von dem neuesten des Jahrs 1517 gilt.[1])

1) Ranke a. a. O. 148—222. Lentzel a. a. O. 57 ff. Denkwürdigkeiten des Pfalzgrafen Friedrich's II, Mittheilungen Ed. von Bülow's in: Morgenblatt 1846, Nr. 83 ff.

Daher dann weiter, daß wir das Reich in der kläglichsten Unkraft auch gegen außen erblicken. Es befand sich nach wie vor unter dem päpstlich-hierarchischen Einflusse und im Gedränge zwischen Türken und Franzosen und vermochte nirgend die Reichsrechte und Grenzen zu schützen, wo sie ernstlich angegriffen wurden, schimpflicherweise selbst nicht gegen die kleinsten Angreifer. Der Islam erhob sich kräftiger und bedrohlicher als je, der Sultan hatte sich Aegypten uud Algier unterworfen, Max schloß ein Bündniß gegen die Türken (im März 1517), doch waren der Zustand und die bisherigen Erfahrungen der Art, daß man nicht zweifeln kann, der Feind würde ein wehrloses Deutschland gefunden haben, wenn er gekommen wäre. Man war nicht sonderlich glücklich gewesen gegen die französischen Waffen, noch weniger gegen die französische Politik. Während man sich daheim nicht zum Nöthigsten zu helfen wußte, wurde die deutsche Kraft schandbar vergeudet, indem deutsche Söldner den Franzosen Siege, zum Theil über Deutsche, erfochten, um nach ihrer Heimkehr eine der schlimmsten Landplagen zu werden, eine der allgemeinen Beschwerden, und die auch in dem langen Verzeichniß der Klagen des Reichstags von 1517 nicht fehlt. Wie viel war schon vom Reichsgebiete an Frankreich seit dem 14. Jahrhundert verloren gegangen. Wie weit war es schon 1501 gekommen, in welchem Jahre Wimpheling in der Zueignung seiner Schrift Germania ad rempublicam an den Rath von Straßburg schrieb: die Franzosen würden selbst von Deutschen zur „Wiedereroberung" der jenseitigen Rheinlande angereizt, nur zu viele Deutsche wären mehr dem wälschen als dem römischen oder deutschen Reich geneigt. Frankreich kämpfte in dieser Zeit mit Glück gegen Deutsche und Reichsansprüche in Italien, wo sich wie anderwärts die Hoffnung eitel erwies, die man gehegt, durch Maximilian's europäische Stellung und Macht, durch seine Kriege für das Reich zu gewinnen. Daß die Schweiz längst zu Frankreich neigte und wie weit sie eben jetzt vom Reiche abkam, wurde schon erwähnt. Längst hielt Geldern, dann Kleve, jetzt auch Wirtemberg zu Frankreich. Gegen Anerkennung des Erbrechts

von Oestreich auf Ungarn von Seiten des polnischen Königs ließ Maximilian die Ansprüche des Reichs im Nordosten fallen, ließ er den Hochmeister im Stich, statt ihm in dem Bestreben zu helfen, sich der polnischen Vasallenschaft zu erwehren, eximirte er 1515 Danzig und Thorn, die nun unter polnische Gerichtsbarkeit kamen, wie 1507 die Schweiz vom Kammergericht. Das Reich ließ das Alles zu. Kaum stand Böhmen noch im Reichsverbande, Mähren, Schlesien, Lausitz wurden als verloren geachtet. Lübeck wehklagte auf dem Reichstage 1517, wie es von dem Könige von Dänemark bedrängt werde, hoch angeschlagen dem Reiche steuere und niemals Hülfe von demselben erlange. So sehr war im Jahre 1517 der Zustand nach Außen ein trauriger Gegensatz zu dem früheren der Zeit der Machtentwicklung, der Eroberungen und friedlichen Erwerbungen, so trüb war die Aussicht in die Zukunft. Ein Reich, das seinen Besitz zu wahren entweder die Kraft nicht hat oder es zu thun versäumt, befindet sich im Sinken und in der höchsten Gefahr, sei es der Unterjochung oder des innern Verfalls bis zum Untergange. [1])

Durch ihre Stellung — die Ohnmacht des Königs und die Uebermacht der Stände — wurde es den deutschen Fürsten unmöglich, die Schuldigkeiten ihres Amts, ihre Pflichten gegen das Vaterland zu erfüllen. Sie waren namentlich außer Stande, die römischen Einwirkungen abzuwehren, die Nation von dem geistlichen Drucke zu befreien. Auch zu Mainz 1517 hören wir sie seufzen und klagen über diesen Druck. Der Ausschuß zählte unter den Hauptgründen des Verderbens auch die römischen Erpressungen auf: der Reichthum gehe in fremde Lande, vor Allem nach Rom, wo man täglich neue Lasten erfinde. Allein die Stände hatten nur Klagen dawider, und es konnte nicht anders sein. Die Macht, welche sie an sich genommen, reichte nicht zur Befreiung, die Verhältnisse, welche sie theils befestigt, theils neu begründet hatten, machte die Abwerfung des Joches unmöglich, weil die letztere nothwendig voraussetzte, daß die Nationalkräfte

1) Pfister 627, 630, 644. Menzel, 369. Schmidt, 291. Rühs, Historische Entwicklung des Einflusses Frankreichs und der Franzosen auf Deutschland und die Deutschen, 16. Ranke, 211, 221, 339, 344, 350. Menzel, VIII, 191.

und Reichsgewalten zu gemeinsamer Thätigkeit geeint und geordnet waren. Die Reichsstände waren mit ihren Bemühungen, die hierarchischen Bande wenigstens zu lockern, bis zu dieser Zeit keinen Schritt weiter gekommen. Der Zustand war in den seit dem Beginn des Jahrhunderts verlaufenen siebzehn Jahren, wenigstens äußerlich angesehen, noch kein andrer geworden. Das Verhältniß des Reichs zu Rom und das der Hierarchie im Reiche war noch dasselbe, und ist im Einen oder Andern eine Wendung zu erblicken, die wenigstens eine Aussicht, einen Keim des Besserwerdens enthielt, so könnten andre Erscheinungen dagegen leicht auf einen vergrößerten Einfluß der Geistlichkeit und des Papstthums gedeutet werden. Der Zustand, wie er auch jetzt noch war, brachte es nach dem oben Erörterten nothwendig mit sich, daß stets ein Theil, selbst der weltlichen Reichsstände, der Kaiser oder die Fürsten an das Papstthum sich anlehnten. Früherhin hatten es, wie erwähnt, mehr die Fürsten gethan, um sich gegen die Könige emporzuheben, und seit es ihnen gelungen, war es von Seiten der Könige geschehen, um dem Uebergewichte der Mittelmacht nicht gänzlich zu erliegen. Wir sahen, auch Maximilian stand diese ganzen Jahre daher, wie vorhin, nur zeitweilig den Päpsten entgegen, und eben auch jetzt war er mit dem Papstthume verbündet, eine für den Gang der Reformation verhängnißvolle Stellung des deutschen Königthums. Stand auch dieses, verstärkt durch die Hausmacht des Königs, mit dem Papstthume im Bunde, so waren die weltlichen Reichsstände wider das letztere weitaus zu schwach, selbst wenn sie ihre ganze Macht zusammengenommen hätten. Alle Kräfte im Reiche, alle Landesgebiete und Städte, alle Klassen und Einzelnen waren von seinen tausend Polypenarmen entweder umschlungen, oder ihnen doch erreichbar. Wohin man blickt, findet man Belege dazu, die es anschaulich machen. Und gegenüber dem ohnmächtigen Kaiserthume und dem durch Zwietracht und Verwirrung schwachen Reiche stand die geistliche Macht — deren Hauptstärke in der gesammten Macht des Papstthums lag, von der sie ein Theil war und die ihr als Stütze nie fehlen konnte, — auch im Jahre 1517 noch so gewaltig da, wie wir sie uns mehrfach veranschaulicht haben.

Leo hatte seit seinem Regierungsantritte wol manche Er-

wartung getäuscht, bei Manchen die hohe Meinung von seiner Persönlichkeit herabgestimmt, großem Tadel Raum gegeben, allein seine Staatskunst, der zunehmende und nicht blos äußerliche Glanz seiner Regierung und seines Hofes, sein Glück, die Entwickelung seiner edeln Eigenheiten und heilsamen Absichten hatten dafür auch wieder Viele eingenommen. Sein Geist und seine Wachsamkeit, wodurch er nicht blos den geistlichen Stand in allen Staaten in Ansehen, Stand und Wesen erhielt, sondern sich Einfluß auf alle europäischen Angelegenheiten zu verschaffen wußte, waren noch dieselben. Eben jetzt waren widrige und schwierige Unternehmungen und Unterhandlungen beendet, seine Streitigkeiten mit auswärtigen Mächten waren so weit beigelegt, daß er sich einer Ruhe erfreuen konnte, wie sie ihm noch nicht zu Theil geworden, die Besorgniß einer innern Gefahr war beseitigt, er hatte sich durch Ernennung einer großen Anzahl von Kardinälen, so unwählerisch sie sein mochte, mit erprobten Freunden umgeben, dadurch seinen Hof und geheimen Rath und mittelbar die Kirche zu einem noch lenksameren Werkzeuge gemacht, sich dadurch neue Gunst bei den Höfen, den höheren Klassen und Gelehrten vieler Länder erworben, die römische Kirche mit einem leuchtenden Scheine umgeben, wie sie ihn noch niemals gehabt; die Kirchenversammlung hatte ihren Fortgang und ihr Ende zu seiner völligsten Zufriedenheit, es war ihm gelungen, den großen Hebel der Opposition in den Dienst des Papstthums zu zwingen; über wie manchfache und gefürchtete Zwangs- und Schreckmittel, über wie reiche Mittel — Geld, Würden, Auszeichnungen — gute Dienste zu belohnen, Unzählige zu gewinnen, über wie viele gute Köpfe gebot er und wie gewandt wußte er sie zu gebrauchen: er stand auf dem Gipfelpunkte der Macht und des Ruhms. Im 15. Jahrhundert hatten die Nationen und deren Häupter sogar ihre dringenden Reformationswünsche aufgegeben, um das Papstthum wieder zu befestigen. Die Deutschen hatten alle Kräfte aufgeboten, um die empörten Böhmen zum Gehorsam zurückzubringen. Die letztern allein im ganzen Abendlande behaupteten eine Art Ausnahmsstellung, waren jedoch im Frieden mit der Kirche und ihre abweichenden Grundsätze und Lehren lebten nur im Stillen fort. Das Reich hatte wol neuerdings ein paar Mal mit Abfall und Empörung gedroht, allein

wer seine Botmäßigkeit, die Leiden der Unterdrückung, sein Recht und die Verletzungen desselben so erkannt, und so spricht und droht, wie das Reich 1510 und 15, und zum Ernste nicht vorschreitet, nicht handelt, stellt sich gleichsam selbst ein Zeugniß seiner Ohnmacht aus. Ein Reich ohne Reichsgewalt und ohne Kraft oder Geschick, sich eine solche zu schaffen, ohne Aussicht, eine solche zu bekommen! Ein Kaiser, der seine Opposition stets so rasch und leicht wieder aufgab und in Verbündung umwandelte, wie Max, jetzt das pisanische Koncil begünstigte und gleich darauf (1513) mit dem Papste sich aussöhnte und Hülfe von den Reichsständen forderte, das zu besorgende Schisma abzuwenden. Reichsstände, die sich 1510 in Beschwerden und Drohungen erschöpften und sich dann verhielten, wie sie es zwei Jahre darauf thaten zu Trier und Köln. Der Widerspruch von solcher Seite konnte kaum anders als verächlich erscheinen. In Frankreich waren die Freiheiten der dortigen Kirche, die letzten Reste von dem auf den großen Koncilien dem Papstthume Abgedrungenen, erst noch jüngst aufgegeben, wie es in Deutschland längst geschehen war. In einer für den Augenblick dem Anscheine nach sehr bedrohlichen und in der That doch nicht gar zu furchtbaren Gestalt, war die Empörung in Italien am Schlusse des vorigen Jahrhunderts aufgetreten und leicht niedergeschlagen; der Klerus, das Volk und die Fürsten hatten dem Papstthume zur Unterdrückung Savonarola's die Hand geboten. Das ganze übrige Abendland war in schweigendem Gehorsame. [1])

Hätte sich Leo nicht sicher fühlen sollen? Die gefährlichsten Feinde, die „gelehrten Männer," Aufklärung, Einsicht, Wissenschaft — Leo war ihr Förderer und ihr Leiter nach seinem Willen oder Ermessen, und der Zustand blieb wie er war. Kein größeres Zeichen der Macht des Papstes, und noch mehr seines sichern Bewußtseins derselben. Leo mochte an sie glauben, weil noch alle Welt daran glaubte, weil die halbe Welt sogar noch an ihre Berechtigung glaubte, und die Zweifelnden ihre Gedanken verschwiegen oder doch nur schüchtern und leise äußerten; weil noch weithin der Gedankenkreis herrschte, auf welchem das hierarchische Gebäude ruhete, Verdummung, noch immer weit

1) Schröckh a. a. O. 81. Roscoe a. a. O. II.

verbreitet, und Macht der Gewohnheit es stützten, unzählige und rüstige treffliche Kräfte dem Romanism bewußt und unbewußt noch immer dienten. Die Wissenschaft sprang ab auf abweichende Bahnen, und wie diente sie doch der Kirche. Diese Universitäten, im vorigen Jahrhundert die Verfechterinnen der kühnsten Grundsätze, sie waren jetzt wieder und wol mehr als jemals Bollwerke des Papstthums, des Lehrsystems, führten noch eifrigern Krieg wider die neuernde Richtung der Wissenschaft, als das Papstthum selbst. Auch in die Künstler, Bilder, Bauwerke waren die Widerspruchsgedanken und Gelüste längst eingedrungen, und wie mußte alle Kunst nun eben jetzt wieder der Verherrlichung der Kirche und des Papstthums, der Belebung des Katholicism, dienen. Nicht anders war es mit den Dichtern und Dichtungen und überhaupt einem bedeutenden Theile des Schriftwesens und dessen Vertretern. Neben dem gesunden Verstande erwachte der religiöse Sinn mit großer Lebendigkeit. Wenn aber das Erwachen des erstern aus der mittelalterlichen Anschauungs- und Empfindungsweise herausführte, so befestigte das des letztern auch wieder in ihr, wurde vielfach mit Erfolg dazu benutzt. Gerade eine neue Wiedererweckung und Verbreitung derselben bezeichnet diese Zeit höchst eigenthümlich. Aeußerst geschickt wurde das regere religiöse Gefühl in die Richtung hineingeleitet, in welcher es in den mittlern Jahrhunderten sich kund gethan. Die seltsamsten Wundergeschichten, wunderthätige Marienbilder, Wunderglaube und dichtester Aberglaube, religiöse Extase mit ihren manchfachen und doch stets gleichartigen Erscheinungen, neue Rosenkranz- und ähnliche neue Brüderschaften, Reliquiendienst, Wallfahrten, Abläße — wir finden das Alles eben jetzt wieder in höchster Blüthe und weitester Verbreitung. Eben nur daraus erklärt es sich völlig, daß Papstthum und Geistlichkeit den Deutschen, den Reichsständen so unsäglich viel bieten durften, und daß sie es durften, ist ein Zeichen ihrer Macht. Wäre im entrüsteten gemeinen Manne die verständige Betrachtung der Dinge, die Einsicht, allgemein und durchgebildet gewesen, wer hätte Ablaß begehrt? Raubzüge, wie die eines Tetzel, setzen ein dumpfgläubiges Volk voraus. Und wie der gemeine Mann war, so waren zum Theil selbst die Häupter, ein Friedrich und Georg von Sachsen, ein Maximilian. Eine ganz kurze Zeit,

nachdem die gährende Masse durch Luther in Bewegung gekommen, Luther das Durchbrechen der Einsicht und die Einigung vielfachen Widerspruchs vermittelt hatte, warf sich der größeste Theil der Nation, Gelehrte und Ungelehrte, im Wesentlichen ganz in die religiöse Ansicht der böhmischen Brüder hinein. Allein diese Ansicht, wie geschickt sie dargelegt, wie stark sie durch die Sitttenstrenge ihrer Bekenner unterstützt, wie eifrig sie verbreitet wurde: sie fand in größeren Kreisen jetzt noch so gut wie gar keinen Anklang. Von 1504 bis in diese Zeit bedrängt, entgingen die Brüder kaum gänzlicher Unterdrückung. Die gebildete Laienschaft befand sich ganz in der, ihren Grund- und Glaubenssätzen zuneigenden Richtung, und regte sich nirgend für sie, machte nirgend Miene, öffentlich jene Sätze sich anzueignen. Sie hatten 1511 eine Schutzschrift in Nürnberg drucken lassen. Ein Erasmus fand keinen Irrthum darin, doch lehnte er es ab, ein günstiges Zeugniß auszustellen. Von seiner „Klugheit" ließ sich nichts Anderes erwarten; allein die Schrift machte auch sonst in der aufgeklärten und gelehrten Welt keinen Eindruck. Luther polemisirte noch um diese Zeit eifrigst gegen die böhmischen Ketzer. Wie viel fehlte noch, daß der gesunde Verstand allgemeiner zum Durchbruch gekommen, daß eine echte Aufklärung allgemeiner gewesen wäre, und somit dem Papstthume Grund zu Besorgnissen für die nächste Zukunft gegeben hätte. Der Widerspruch war überall, aber vereinzelt und großentheils ungebildet, die Einsicht zerstückelt und unklar, und wie viel Vorurtheil, Eingenommenheit und Verdumpfung stand ihr gegenüber. Wer hätte sich, oder wem hätte man die Kraft zutrauen mögen, den noch immer so gewaltigen Wahn zu zerstören, Licht in diese ob auch halb erhellte Finsterniß, Ordnung und Einheit in dies Chaos der entgegengesetztesten zerfahrendsten Ansichten zu bringen? Wie hätte die Hierarchie fürchten sollen, daß Einer käme, dem es gelänge? [1])

Wir werden gelegentlich noch einige weitere Zeichen von der hierarchischen Uebermacht berühren, indem wir nun aber der Betrachtung der Kehrseite uns zuwenden. Durch den äußern Schein

1) Ranke, I, 242, 244. Zimmermann, Gesch. des großen Bauernkriegs, I, 333 ff. Schröckh, XXXIV, 749 ff.

und Glanz hindurch erblicken wir auch die Kirche und Hierarchie des Mittelalters in voller Auflösung, die in zahlreichen Erscheinungen sichtlich wird. Wie das Reich und Kaiserthum von seinen Grundgedanken, Schutz und Schirm des Friedens, des Rechtes und der freien Selbstbestimmung im Innern und der Sicherheit und Macht nach außen, weit abgekommen, war auch sie von ihrer Grundlage weit abgewichen, dem ursprünglichen Christenthume, und der älteren Kirche. Der Gedanke vom Gottesreiche und der Einheit der zur Darstellung desselben bestimmten Kirche war gänzlich veräußerlicht, die letztere, der durch sein inneres Gesetz und Wesen und Zweck allerfreieste Verein, zur Zwangsanstalt, das Freieste von Allem, was frei sein mag und ohne Freiheit nichtsnutzig, ja verderblich ist, Glaube, Religion, war wesentlich unfrei geworden. Die Einheit, wie man sie schon seit dem 4. Jahrhundert angestrebt, hatte ohne Gewalt nicht begründet und doch auch durch Gewalt nicht behauptet werden können. Das Letztere sollte sich sehr bald in der Reformation abermals zeigen. Eben die Verwandlung des christlichen Glaubens in ein System von Kirchendogmen und der Gemeindekirche in eine Priesterkirche, und eben zumal die Machtansprüche und Uebung, die das Priesterthum geltend machen zu müssen geglaubt, hatten längst die Einheit zerrissen, die Kirche war in die griechische und römische gespalten, der Bruch nie wieder geheilt, und hatte nicht geheilt werden können, weil das Priesterthum, in dessen Händen die Entscheidung lag, von den Ansichten und Ansprüchen nicht ließ, welche die Trennung herbeigeführt. Wie sonderbar, wenn so oft gesagt wird, die Reformation habe die Einheit der allgemeinen Kirche getrennt, da sie doch nur einen Riß in die lateinische brachte, die freilich die allgemeine zu sein behauptete, der aber mit gleicher Behauptung die morgenländische streng abgeschieden entgegenstand, und da doch diese Entgegensetzung nicht aufgehoben und die Wiedervereinigung nicht wieder möglich werden konnte, wenn nicht eben die Absehen der Reformation gegen das Papstthum und auf eine andere Grundlage durchdrangen? Während eines langen Zeitraums war auch die Einheit der abendländischen Kirche zerrissen gewesen. Sie war wieder hergestellt, und doch nicht einmal völlig. Sie war keine innerliche wahrhafte, sondern nur eine äußre scheinbare, eben weil

sie nur durch Gewaltmittel erhalten werden konnte, deren Anwendung das Nichtvorhandensein der innerlichen Einheit schon durch sich selbst beweist. Die vorhandene wurde zu theuer erkauft durch die Einbuße der Freiheit und war der Erhaltung nicht werth, weil sie Einheit in Christlich-Unzulässigem war. Indem sie hergestellt worden, war die Verderbniß nicht entfernt, welche die Spaltung verursacht.

Es ist eine grundfalsche Vorstellung, wenn man sich diese Verderbniß, wie es noch viel zu viel geschieht, so denkt, als wäre eben Alles in und an der Kirche verdorben gewesen. Sie erdrückte und verdarb, weckte und förderte aber auch durch ihre Lehre, Einrichtungen, Anstalten und Dienerschaft helles, gesundes, echtes religiöses und sittliches Leben. Der Liebe und Verehrung, welche eine so tüchtige Nation, wie die damalige deutsche, gegen die Kirche noch immer hegte, mußte wol mehr als Verblendung und Gewohnheitsmäßigkeit zum Grunde liegen. Daß wir fähig wurden, die Reformation zu machen, ist freilich zum Theil ohne die Kirche und ihr zum Trotz, im mühsamen Ankämpfen gegen sie, zum anderen Theile aber auch durch ihr Verdienst geschehen; und die Reformation wurde angefangen durch Kleriker und hinausgeführt wesentlich durch die Mitwirkung von Geistlichen, die der Kirche einen bedeutenden Theil ihrer Frömmigkeit und Bildung als Zöglinge derselben verdankten.

Auf der andern Seite ist aber auch ihre tiefe Verderbniß unverkennbar, die zunächst in dem offenbaren Widerspruche ihrer auch ganz rein und ohne Mißdeutung, vorübergehenden Mißbrauch oder Entartung gedachten Lehre und ganzen Gestalt mit dem ursprünglichen Christenthume und der älteren Kirche lag. Sie verleugnete freilich das Evangelium nicht ausdrücklich, wol aber thatsächlich, sofern sie es durch Das, was Väter und Scholastiker, Kirchenversammlungen und Päpste festgesetzt, in den Hintergrund gestellt und verdunkelt und Lehren, Satzungen und Einrichtungen eingeführt hatte, welche in ihm schlechterdings keine Begründung fanden, ja seine Lehre aufhoben. Eng hiermit verbunden war der große, vielleicht der allergrößeste Schaden, welcher darin bestand, daß sie es eben dadurch sich selbst nicht blos sehr erschwert hatte, zu einer wahren Besserung, auch wenn sie ernstlich wollte, zu gelangen, und daß sie es sich, namentlich durch

die falsch gefaßte Satzung von ihrer Untrüglichkeit, so gut wie unmöglich gemacht, zur Grundlage in dem Sinne zurückzukehren, daß wieder aufgegeben wäre, worin Entstellung statt Entwickelung erkannt wurde. Allein auch so, wie sie zur Dogmen- und Priesterkirche nach Lehre und Verfassung geworden, war ihr Zustand ein weit ungünstigerer, als er gar wohl hätte sein können, hätten Diejenigen, vom rechten Sinne und Willen erfüllt, ihre Schuldigkeit gethan, die beim Kirchenwesen mitzuwirken hatten, sowohl Laien als, und vornämlich, die Kleriker, noch mehr die geistlichen Vorstände. Gerade hier aber fehlte es doch, wie es längst gefehlt, und daher zahlreiche und schwere Gebrechen solcher Art, die wir als unnothwendig, zufällig, zeitig bezeichnen können, die aber nichtsdestoweniger, und zwar ohne sonderliche Aussicht, daß sie geheilt werden dürften, bestanden; die gerade am auffälligsten waren, den meisten Unwillen erregten und der Hierarchie der damaligen Zeit am meisten zur Last fallen. Wir brauchen uns nicht lange dabei aufzuhalten, sie wurden großentheils schon berührt, werden weiterhin doch noch zur Sprache kommen müssen, sind bekannt, werden nicht verleugnet, wurden so ziemlich von allen Klerikern bis zu den Päpsten selbst hinauf eingeräumt. [1])

Es liegt vor Augen, daß das Kaiserthum seine ehevorige hohe Bedeutung als oberste weltliche Gewalt über die Christenheit gänzlich, und als oberste Leitung über die zum römischen Reiche gezählten Länder fast gänzlich verloren hatte. Dagegen hatte sich das Papstthum ohne Frage weit mehr in wesentlicher Macht behauptet, so sehr auch sein Ansehen und Einfluß durch das Schisma, die Erörterungen der großen Koncilien, die Persönlichkeit und Regierungsweise besonders der Vorgänger Leo's geschwächt war. Allein wenn man es genauer ansieht, so tritt desungeachtet hervor, daß es sich mit ihm ganz ähnlich wie mit dem Kaiserthume verhielt, indem es, wovon bereits die Rede gewesen, das Papstthum im älteren hohen Sinne nicht mehr, und wenn man auf diesen sieht, gleichfalls nur noch ein Name war. Es beruhete jetzt einerseits auf der Oberherrschaft über den Kirchenstaat, und erschien wie eine weltliche Macht gegen andre

1) Löscher I, 113, 195 ff.

weltliche Mächte, gleichfalls gänzlich in Politik verstrickt, geistlicher Gesinnung entfremdet, ohne Sinn, ja vorzugsweis ohne Sinn für Recht und Sittlichkeit in der Politik. Diese war allgemein verderbt, und nirgend mehr als in Italien, wo Machiavelli den Machiavellism, den er vorfand, nur in ein System brachte. Leo übte ihn gleich seinen Vorgängern, sowohl als Kirchenhaupt wie als weltlicher Regent, nur feiner, war — obwohl wie Luther dem Bürgerstande entsprossen — nicht freiheitfreundlich, sondern blos ein aufgeklärter Despot. Sobald er Papst geworden, hatte er die Freiheit seiner Vaterstadt vernichtet und diese der Herrschaft seines unwürdigen Anverwandten Lorenz hingegeben, dem Machiavelli sein Buch vom Fürsten widmete, das er um diese Zeit schrieb und das mit päpstlichen Privilegien gedruckt wurde. Das Papstthum in seiner Vertretung durch Leo X. erscheint sogar noch weiter abgekommen von seinem Urbilde, als das Kaiserthum vertreten durch Maximilian, der seine kaiserliche Würde freilich auch nur in Augenblicken des Schwungs und der Erhebung aus höheren Gesichtspunkten ansah und in der Regel als ein Stück seiner Macht und als Mittel zur Erweiterung derselben betrachtete, in dieser Beziehung aber doch den Vorzug vor Leo behauptet. Der Papst war ein weit kälterer und ungeistlicherer, als der Kaiser ein begeisterter ritterlicher Mann. Schwung und Erhebung waren seltner, minder hoch und wahr bei ihm. Das Papstthum beruhete zum anderen Theile auf den theilweis noch lebendigen hohen Begriffen von demselben und auf den oberbischöflichen Rechten über die abendländische Kirche, und noch weit mehr nahm er es nur als Stück und Mittel seiner Macht, und stützte sich viel weniger aufrichtig und mit weit mehr Machiavellism auf jene Begriffe und Rechte, die er eben durch solchen Gebrauch zu bloßen Hebeln weltlicher Politik und persönlicher Anliegen noch weit tiefer erniedrigte. Indem er sie hierdurch zugleich verbrauchte, beschleunigte er den Verfall, in welchem sich das Papstthum gleich dem Kaiserthume befand, mit größerem Schimpfe, als Maximilian das letztere mehr und mehr zergehen ließ. Der Kaiser war dabei weit mehr entschuldigt, weil er das Kaiserthum als fast nur einen Schatten überkommen, und ein ziemlich klares Bewußtsein davon hatte, wie wenig der Glanz desselben bedeutete. Der Papst versäumte eine

größere Pflicht, weil Dessen, womit er betraut worden, noch weit mehr war. Wenn Max vom Reiche Geld begehrte, angeblich zu Reichs- und wenn ihm nachgesagt wurde zu eigenen Kriegen, so war dies nicht von fern so schandbar, als das auf durchgehende Fäulniß und Auflösung des Papstthums und auf die Nothwendigkeit eines raschen völligen Hinsinkens seines Ansehens Hindeutende, daß Leo in frevelndem Mißbrauche des Heiligen Gelder zu angeblich geistlichen Zwecken und durch geistliche Mittel eintrieb, die er theils leichtfertig, theils ruchlos verwendete, und daß ihm dies immer allgemeiner und lauter, wie eben in diesem Jahre, nachgesagt wurde. Der Ablaßunfug war nichts weniger als ein vereinzelter, hochgesteigerter Mißbrauch, sondern allgemeines Zeichen, wie Ausgeburt des gesammten kirchlichen Zustandes, Zeichen der tiefsten Verderbniß des kirchlichen Wesens und Gesammtgeistes; und faßt man nur ihn so auf, und läßt sich durch diesen Gesichtspunkt weiter leiten, so wird man sich auch über den Zustand durch einzelne lichtere Erscheinungen nicht täuschen lassen, sondern den Abgrund geöffnet sehen, an welchem die mittelalterliche Kirche sammt dem Papstthume stand, und die Besserung nicht für leicht erklären oder glauben, sie wäre schon allein von dem ruhigen Fortschritte der Wissenschaft und diese und jene Nachhülfe des Kirchenregiments zu hoffen gewesen, wie es von Erasmus bis jetzt so Viele gethan haben. Man wird vielmehr einsehen, daß in der Kirche gerade wie im Reiche so unsäglich viel gänzlich verrückt und verschoben, abgestorben oder erlahmt, eine solche Masse von tausendjährigem Schutte aufgehäuft war, daß zur Erhaltung und Wiederbefestigung des Gebäus, wenn sie noch möglich, das allergründlichste Ausräumen nicht umgangen werden konnte, eine Radikalreform nöthig geworden, wobei keine Zeit zu verlieren, jede Kraft und jedes Mittel aufgeboten werden mußte, kein Opfer gescheut werden durfte — eine Reform, wozu so viel guter Wille, Einsicht, Hingebung und Anstrengung erforderlich gewesen wäre, als eben fehlte, und, um dies nicht zu vergessen, wodurch eine plötzliche und gänzliche Abhülfe dennoch nicht in Aussicht trat. Wie viel schwieriger war die Reform geworden seit den Zeiten der großen Kirchenversammlungen, und wie stark hatten sich zugleich die Mittel abgenutzt. Denn es ist die Frage, und sie wird nicht gar zu rasch

bejaht werden dürfen, ob, nachdem es einmal so weit gekommen, durch irgend eine Reform mehr erreicht werden konnte, als eine gebesserte Priesterkirche, und ob eine solche noch genügte? [1])

Man erkennt die Dringlichkeit und Schwierigkeit einer nicht blos oberflächlichen Besserung vielleicht am deutlichsten, wenn man gerade jene lichteren Erscheinungen ins Auge faßt. Die verhältnißmäßige Trefflichkeit des regierenden Papstes! Aber er half nicht, er machte schlimmer, und wenn und was er im Einzelnen bessern mochte, der Schaden der ungläubigen widerkirchlichen Gesinnung und arger kirchlicher Mißbräuche nahm unter seinem Regimente zu, ja was er am besten meinte, seine Pflege der Wissenschaft namentlich, schlug wenigstens eben so sehr zum Verderben aus, als es förderte. Seine Persönlichkeit stand zur Kirche in einem ähnlichen Verhältnisse, wie die Maximilian's zur deutschen Nation, der durch seine gewinnenden persönlichen Eigenschaften zwar vielfach weckte und anregte, aber doch wenig nützte und noch mehr verdarb, indem er durch sie über seine Befähigung, das von ihm zu Hoffende und die öffentlichen Zustände täuschte und das nöthige klare Bewußtwerden darüber fern hielt. Er ließ die Nation im Stich, statt sie weiter zu führen, und erwarb selbst durch Eigenschaften ein unbegründetes Lob, die eben so schädlich als liebenswürdig waren. Dahin gehört gerade seine Ritterlichkeit, die in so hohem Maße für ihn einnahm, in welcher aber auch seine unruhige, in Einzelheiten sich verlierende Beweglichkeit und sein Verhalten gegen die große Masse des Volks gegeben war, das vielleicht allein schon hinreichte, jede wahre Besserung des öffentlichen Wesens zu verhindern, und eben den tiefsten Schaden noch unendlich verschlimmerte. Das Urtheil über ihn war und blieb verkehrt, weil die Nation stets so schwach war, auch die schädlichsten Regenten um persönlicher Ehrenhaftigkeit oder Liebenswürdigkeit, um allerlei Vorzüge des Menschen, Hausvaters oder Privatmanns willen, sich gefallen zu lassen und zu rühmen, und den Mangel an Dem, worauf es bei dem Staatsoberhaupte am meisten ankommt, nämlich an den Eigenschaften des patriotischen und volksfreund-

1) Alzog 758. Leo, Universalgesch., III, 50. Ranke 333, 354, 269. Pfister 648.

lichen Staatsmannes, nachzusehen oder gar nicht zu berücksichtigen: dieselbe Schwäche des Urtheils, die in Beziehung auf Leo sich erwies und noch erweist. Die Frage ist oder war: ob Max ein guter König und Leo ein guter Papst war, und die Antwort lautet: ja! denn Max war ein vortrefflicher Ritter und Leo ein Freund Rafael's, was keineswegs verständiger ist, als wenn man urtheilen hörte, Die oder Jene, die nichts baueten oder nur Schlachten verloren, wären treffliche Baumeister oder Heerführer gewesen, denn sie hätten sich vorzüglich auf den Ackerbau verstanden und ihre Weiber und Kinder sehr lieb gehabt. Oder man sagt, für Deutschland namentlich sei 1517 die Hoffnung auf eine neue bessre Zeit (im Kirchlichen) um so gegründeter gewesen, als es einen trefflichen Episkopat besessen, wie denn die Dalberg, Rhode, Thungen, Stadion, Lang, Greifenklau, Johann von Thurzo, Bibra, Salhausen und Andre, als vortreffliche Hirten geschildert würden, was auch großentheils mit Recht geschah. Es war sehr wacker und ist anerkennungswürdig, wenn ein Bischof, wie der augsburger, Christoph von Stadion, eben in diesem Jahre eine Diöcesansynode mit Aeußerungen wie die folgenden eröffnete: „Sind nicht heutzutage an die Stelle der Heiligkeit unsrer Väter alle möglichen Arten von Lastern getreten? Die Beschäftigung Jener war Andacht, Almosengeben, Fasten: die unsrige ist, in jeglicher Weise Reichthümer zusammenraffen, unserm Stolze und unsrer Schwelgerei zügellos fröhnen. An den Tafeln der Männer, welche die bischöflichen und übrigen hohen Würden der Kirche an sich reißen, nicht um Christo zu dienen, sondern durch Christus zu prassen, ist Mäßigkeit eine durchaus unbekannte Sache. Das Herz bricht mir, ich kann mich der Thränen nicht enthalten, wenn ich so viele Würdenträger der Kirche vor mir wandeln sehe, die in Sinnlichkeit ganz aufgelöst sind, die Frömmigkeit und Demuth hassen, aber Umgang mit zuchtlosen Weibern, Wucher und Handel lieben, Menschen, die Petrus nicht Diener Gottes, sondern Schweine nennt, die sich im Kothe wälzen u. s. f." Allein was half es? Wir hörten oben schon, wie schlecht es im Ganzen mit dem deutschen Episkopate stand, und wie dies den Verhältnissen nach kaum anders sein konnte. Wie verschwindet doch die kleine Zahl der bessern Bischöfe! Und noch mehr, gerade sie waren am unzufriedensten mit dem bestehenden Zustande, obwohl er die Bedingung ihrer vortheilhaften Stellung war. Was vermochten sie gegen Abscheulichkeiten wie den Ablaßunfug? Ja, der ärgste ging von einem der glänzenden Bischöfe, dem neuerdings wieder so sehr gepriesenen mainzer Albrecht, aus, wie von Greifenklau in Trier die Heiligerockkomödie. Und als wenn Deutschland an seinen wenigen guten Prälaten noch zu viel gehabt, trachteten römische Kurtisanen nach deren Prälaturen (wir hörten Luther darüber und Hutten), suchten sie durch Ränke zu verdrängen, hingen ihnen Processe an, wußten sie nach Rom zu ziehen und räumten sie unterwegs auch wol durch Gift aus dem Wege, um desto eher, indem sie sich Expektanzen verschafft, in den Genuß zu kommen, wie es gerade um diese Zeit dem Dekan Enolf zu Worms und dem Kanonikus Johann von Brilon zu Neuß erging — eine der römischen Antworten auf die Beschwerden deutscher Nation, unter welchen auch die über diesen Unfug nicht fehlte, wie wir uns erinnern. [1])

Daß die Verderbniß groß und allgemein war, und daß das Uebel sehr tief lag, daß die Kirche und deren Leitung die größeste hirtenamtliche Wachsamkeit, Umsicht und Sorgfalt statt sichrer Leichtfertigkeit oder wachsamer hochpolizeimäßiger Spürsamkeit bedurfte, und daß ein Versuch der durchgreifendsten Besserung dringend nothwendig war: dies Alles geht dann auch aus der Thatsache der allgemeinen Unzufriedenheit und Klagen und deren Bitterkeit hervor. Auch hierbei brauchen wir nicht lange zu verweilen oder in das Einzelne einzugehen. Es sind bekannte Dinge. Wir wollen nur Einiges hervorheben, woraus so recht deutlich erhellt, welche Bedenken der Zustand einflößen mußte und wie wahr es ist, eben von dieser Zeit, wenn Luther sagt: so hoch angesehen sei der Papst gewesen, daß Fürsten und Kaiser vor seinem Winke sich gefürchtet, das habe ihm wohl gethan, sei aber nach Hussens Tode recht gerochen worden. „Denn das Papstthum hub bald hernach an zu sinken und ist immer eine Spange nach der andern davon gerissen, bis daß es in völlige

1) Alzog 730. Walch XV, 102, 115 f.; XXII, 2129. Kolde, Dr. Joh. Heß, 7. Sugenheim, Baierns Kirchen- und Volkszustände, I, 95. Löscher I, 112.

Verachtung fiel. Zu unsern Zeiten fing das Papstthum an zu fallen, da es am sichersten war." Diese Sicherheit hatte ihren guten Grund, macht aber dennoch dem Scharfblicke der kirchlichen Lenker wenig Ehre, da die deutlichsten Zeichen darauf hinwiesen, daß dem Wesen, wie es war, große Gefahr drohe. So allgemein verbreitet in allen und auch den untersten Ständen waren die Klagen doch noch nie gewesen, einen so lebendigen Ausdruck hatten sie noch nie gefunden wie in den letzten Jahrzehenden. Was zur Zeit der großen Koncilien Meinung eines Theils der Häupter und Gelehrten gewesen, war jetzt öffentliche Meinung, Volksmeinung geworden, oder doch auf dem Wege, es rasch zu werden. Die Rügen schnitten tiefer, wurden verhältnißmäßig besser begründet als je, und dies war neu. So viel geistlich-hierarchische Ansicht und Hinneigung auch noch vorhanden sein mochte: so offenbar und groß war der Abfall der Meinung noch nie gewesen, auf welcher die Macht des Papstthums doch noch mehr ruhete als die jeder anderen Herrschaft. Die Klagen und Rügen waren freilich zum Theil übertrieben und ungerecht, allein auf der anderen Seite doch auch wieder noch immer nicht erschöpfend. Man kannte und traf die Tiefe und den Umfang des Uebels noch lange nicht, wie dies eben so deutlich aus den Volksschriften als aus den Reichsverhandlungen abzunehmen ist. Die Partner oder Vertheidiger angefochtener bestehender Zustände oder Regimente glauben den Ungrund der Beschwerden erwiesen zu haben, wenn es ihnen mehr oder minder gelungen, die Anführungen der Opposition als grundlos darzustellen. Allein die letztere vermag Das, worin sie Recht hat, bis zu ihrem Siege fast nie recht zu sagen. Erst siegend pflegt sie es zu lernen, oder das ist ihr Sieg, daß sie es lernt. Ihr Emporkommen ist aber bisweilen der Umsturz, der auch damals nicht durch Widerlegung und Niederhalten der Klagen und der Opposition, sondern nur durch Heilung des vorhandenen Schadens hätte abgewendet werden können. Eine allgemeine Unzufriedenheit ist nie ohne Grund, so mangelhaft ihre Begründung erscheinen maag, und enthält stets die Nothwendigkeit des Bemühens, ihr abzuhelfen. Noch andre Umstände forderten um so mehr dazu auf. Die Verhältnisse und zugleich der Geist der Nationen waren andre geworden, womit eben die allgemeine Mißstimmung genau zusammenhing. Mehr als anderwärts war dem so in Deutschland. [1])

Das Papstthum hatte selbst den ersten Riß in die mittelalterliche Weltordnung hineingebracht, indem es das Kaiserthum so tief erniedrigt, ohne doch alle Staaten verschmelzen und selbst allein beherrschen zu können. Sie waren jetzt in dem Streben nach innrer Ordnung und in nationaler Selbständigkeit so weit gediehen, daß sie der geistlichen Bevormundung nicht blos nicht mehr bedurften, sondern daß ihnen dieselbe lästig, ja unerträglich wurde. Es war so sehr und mehr als irgendwo bei uns der Fall: vom Ganzen und Großen an bis zum Einzelnen können wir es beobachten; und noch nie war es so lebendig empfunden wie in den letzten zwei Jahrzehenden. Es wurde immer klarer, Deutschland konnte sich zwischen den westlichen und östlichen Reichsfeinden nicht behaupten ohne Zusammenfassung seiner Kräfte, und die Hierarchie hielt dieselben fortwährend auseinander, und nahm sie großentheils für sich, die Geldkräfte namentlich. Weil man nach außen und innen der vorhandenen Kraft, ihrer Sammlung, freien Bethätigung und Verwendung zu gemeinsamen nothwendigen Zwecken so sehr bedurfte, war man bei allem Eigensinne und aller Selbstsucht und Verkehrtheit im dunkeln, den rechten Weg herausfühlenden Drange doch so anhaltend und eifrig darauf bedacht gewesen, die Bedingung des Kraftgebrauchs, Ordnung und Einheit, zu schaffen, im Reiche, in den einzelnen Gebieten. Und überall stieß man da auf Hemmnisse von geistlicher Seite. Die Reichsreform konnte nicht gelingen, eine tüchtige Reichsverfassung war undenkbar ohne Säkularisation der geistlichen Herrschaften. Man dachte noch nicht daran, fühlte es indeß, die manchfachsten Pläne und Bestrebungen trafen darin zusammen, dem hierarchischen Einwirken entgegenzuarbeiten, das überall und am wirksamsten dem Absehen auf politische Besserung entgegentrat. Zur Ordnung gehörte vor Allem ein klarer gesicherter Rechtszustand. Die Herstellung eines solchen war unmöglich, wenn es bei den Befugnissen und Uebergriffen der geistlichen

1) Ranke 250 ff. *Seckend.* I, 254. Löscher I, 111 f. Auslegung des 112. Psalms, zu V. 8, Walch V, 1636. Auslegung des 2. Psalms, zu V. 12, Walch V, 273.

Gerichtsbarkeit und den Irrungen blieb, welche seit unvordenklichen Zeiten daraus entstanden waren und immer neu entstanden. Man wollte ihnen begegnen, verhandelte darüber auf den Reichstagen und kam damit nicht von der Stelle, weil die geistlichen Stände ein gleiches, wo nicht größeres Gewicht als die weltlichen hatten. Nur zu schwankenden unzulänglichen Beschlüssen war es darüber auf den Reichstagen zu Worms, Lindau und Augsburg von 1495 bis 1500 gekommen, und so wenig wußte man der Sache Raths, so unheilbar schien das Uebel, daß in den Abschieden der Reichstage seit jenem Jahre bis 1522 nicht einmal mehr die Rede davon ist und erst in den nürnberger Beschwerden wieder davon gesprochen wird. Doch um so übler wurde es in dieser Zeit empfunden. Es gehört zu den gefährlichsten der Zündstoffe, welche damals unbemerkt sich ansammelten. Es war schon länger wahr gewesen, aber noch nie so deutlich eingesehen, daß an Recht und Frieden im Reiche nicht gedacht werden konnte, wenn die Geistlichkeit ihre Stellung und Befugnisse behauptete. Und gerade wie im Reiche verhielt es sich in den einzelnen Land- und Stadt-Gebieten. Aus Allem, was zur Abhülfe der Reichsnoth und zur Reichsreform und was zum Schutz, zur Aufrechterhaltung des Friedens, zur staatlichen Fortbildung in den einzelnen Gebieten geschah, erwuchsen Kosten, deren Aufbringung um so schwerer drückte, weil man der Besteuerung noch viel weniger gewohnt und in der Kunst derselben noch ganz unerfahren war. Es wurde schon darauf hingedeutet, das Geldbedürfniß und die Habsucht nahm, zumal auch andre Gründe hinzutraten, eben in dieser Zeit riesenhaft zu, in allen Ständen, und der unterste litt dabei am meisten, weil er der schwächste und kein durchgreifender Rechtsschutz vorhanden war und weil die Reform im Reiche und in den Gebieten so angegriffen wurde, daß man an die Anliegen des gemeinen Mannes dabei so wenig dachte. So hatten gerade die halben und verkehrten, durch entsprechende Vortheile nicht entschädigenden und gewinnenden Reformationsmaßregeln die Folge, daß Gelderpressungen ärger als je getrieben und schmerzlicher als je empfunden wurden. Nie waren besonders die untersten Klassen so gedrückt gewesen zugleich von den weltlichen und geistlichen Herren, die nicht blos keine Last mittragen wollten, sondern sich obenein am gemeinen

Manne für Das zu erholen suchten, was ihnen auferlegt, und ihnen — den geistlichen — mehr als je von Rom her abgepreßt wurde. Die Auslassungen des Reichstags von 1517 beweisen, daß der Druck, die öffentliche Noth, das Gefühl der Unleidlichkeit solcher Zustände und insbesondre des geistlichen Unwesens aufs höchste gestiegen waren. Man hatte Theurung und Hunger, überall Unordnung und Empörung, und wagte nicht eine Steuer zu bewilligen zur Abhülfe solcher Noth; der Erbfeind der Christenheit drang vor, es droheten neue Verluste nach so viel bisherigen, vielleicht Knechtschaft und Untergang, und man vermochte abermals aus Geldmangel kein Kriegsheer aufzustellen, man dachte noch nicht einmal daran. Schon Hemmerlin hatte wider das unaufhörliche Anwachsen der geistlichen Güter geeifert, durch welches man Dörfer verschwinden, halbe Gauen veröden sehe. Der Unfug hatte in den gewaltsamen Jahren seit 1512 seinen ungemessenen Fortgang gehabt, bis nun dieser über Alles bedrängte Zustand eingetreten war, die Wirren, Drangsale und Verlegenheiten den Häuptern selbst so zu sagen über dem Kopfe zusammenschlugen, und gerade jetzt wurde die Ablaßräuberei noch gesteigert, die auch dem blindesten Volke die Augen hätte öffnen müssen. Kein Wunder, wenn das Sprichwort aufkam und umlief: Was mehret Schweiz? Der Herren Geiz! Schweiz hieß aber soviel als Empörung des gemeinen Mannes. [1])

Und um wie viel ärger noch, um wie viel klugheitswidriger war das päpstliche Geizen und Schinden, da so viel Noth und Drang zusammenkam und zugleich eine solche Bewegung und Umgestaltung der Geister eingetreten war. Das Papstthum hatte ja seine tausend und wieder tausend Horcher und Berichterstatter, seine ständige zahllose Dienerschaft und seine außerordentlichen Sendboten; sie wußten in Rom Alles, mischten sich ein in jeden Quark, schritten ein bei jeder freien Bewegung, die ihnen mißhagte oder gefährdend erschien, bei Allem, was sie nichts anging, vor Allem bei allen Dingen, wo Geld zu machen war. Wie konnte es ihnen verborgen bleiben, daß seit ein paar Jahrzehenden ein neuer Geist in den Nationen, namentlich der

1) Schmidt a. a. O. X, 423. Ranke 253 ff. Zimmermann a. a. O. 339, 342.

deutschen, erwacht war? Es war das Durchgreifendste und Bedenklichste von Allem. Das mittelalterliche Gebäu der Hierarchie stand noch, ganz, unversehrt, wenigstens scheinbar; in den Verhältnissen hatte sich Manches, in der Meinung, der Denkart das Meiste geändert. Was Einzelne, die Großen und Mächtigen nicht vermocht, die Nationen vermochten es, die deutsche voran im Reigen, wenn sie erst wollte, und es war jetzt nahe daran, daß sie wollte. Der neue Volksgeist und die Erregtheit der Zeit, der Kräfte, bekundeten sich in der Erscheinung, daß gute Köpfe in ungewöhnlich großer Anzahl heranwuchsen und sich hervorthaten. Daß sie fast alle dem Fortschritt zuneigten, braucht kaum bemerkt zu werden. Auch der neue Volksgeist drückte sich, und wie lebendig und vordringend, in der gesammten Literatur, der weltlichen und geistlichen aus, und aus ihr schon mußten sie ihn wahrnehmen, wenn er ihnen sonst hätte verborgen bleiben können. Der Unwissenheit und Verdumpfung war noch unsäglich viel, Unzählige lebten noch in dem hergebrachten Gedanken- und Gefühlskreise, in geistlicher oder dem Klerus erwünschter Ansicht und Empfindung. Allein auf der anderen Seite hatte der gesunde Menschenverstand und die wissenschaftliche Forschung und Kritik, die neue Literatur zumal in den letztvergangenen Jahren auch unsäglich zersetzt, eine Fülle neuer Kenntnisse und Vorstellungen in Umlauf gebracht wie zuvor kaum in eben so viel Jahrhunderten. Das Papstthum war groß geworden und gewesen im Bunde wie mit dem Volksgeiste, so mit der Wissenschaft. Wie augenscheinlich Gefahr verkündend war es, daß die Wissenschaft gleich jenem sich von ihm abwendete, ja feindlich ihm entgegentretende Richtungen einschlug, daß ein Theil der neuen Literatur gegen alles Bestehende in Kirche und Staat zernagend, wühlend und tobend sich kehrte. Diese bedenkliche Seite hatte die gerühmte Blüthe der Wissenschaften zu jener Zeit, dieser Fortschritt der Aufklärung unter einem Leo, diese gepriesene Entwickelung, von welcher man die schönsten Zeiten erwartete, aber doch vernünftigerweise nur Krieg und Zerstörung erwarten konnte, wenn die Regierungsweise, die Gesetze und Institutionen mit den die Herrschaft erringenden Begriffen und Forderungen nicht in Einklang gesetzt wurden. Diese ganze Bewegung war bis in das Jahr 1517 in raschem Zunehmen gewesen. Wir erwähnten, welche heftige

und auf verschiednen Gebieten umgestaltende Schriften gerade in den letzten paar Jahren erschienen waren, die huttenschen, die Dunkelmännerbriefe, die erasmischen Bearbeitungen des neuen Testaments. Der Katalog der 1517 gedruckten theologischen Bücher enthält eine schon überwiegend werdende Reihe von Erzeugnissen der neuen und neuernden Richtung. Wie hätte die Kirche, mit der Wissenschaft und selbst der kirchlichen Wissenschaft zerfallen, bestehen, bleiben können wie sie war? Es konnte nur eine dürftige Auskunft auf Zeit sein, daß der regierende Papst sich an die Spitze einer wissenschaftlichen Partheiung stellte. So viel Gewandtheit er besaß, diese Stellung war nicht haltbar, augenscheinlich schwankte er darin, zeigte sich's schon, daß er sie nicht würde behaupten können.[1])

Zum Theil in der Hervorbildung einer weltlichen Denkart, dann eben in der Bewegung der Wissenschaft zu einer Theologie — der erasmisch-rationalistischen wie der lutherisch-augustinischen — welche die kirchliche Lehre verneinte, in der Thatsache, daß das Zeitalter der in ihr enthaltenen abweichenden Auffassung der christlichen Wahrheit sich zuzuneigen und hinzugeben, im Papstthume das Antichristenthum, im kirchlichen Lehrsysteme eine heidnische Verkehrung der Wahrheit zu erblicken anfing, lag der stärkste Erweis, daß die von ihrer Grundlage abgeirrte Kirche ihre Aufgabe nicht gelöst hatte, die Wirklichkeit der religiösen Idee zu werden, daß sie unfähig geworden, so wie sie war, das religiöse Bedürfniß noch länger zu befriedigen. Eben auch deshalb konnte sie der Mittelpunkt nicht länger sein, um welchen das Völkerleben in den mittleren Jahrhunderten sich bewegt hatte, ohne sich mit dem religiösen Geiste, mit welchem in der Stille durch lange Arbeit ein solcher Umschwung vorgegangen war, von Neuem in Einklang zu setzen; eben deshalb war ihr die durchgreifendste Reform unerlasslich nothwendig geworden, genügte aber auch eine Reform, wie die großen Kirchenversammlungen sie beabsichtigt, nicht von fern mehr. Die christliche Idee, wie sie nunmehr hervorleuchtete, konnte nur Wirklichkeit werden durch eine wirkliche Reform, eine Verwandlung der Kirche in die ihr

1) Zimmermann, 327 ff. Gervinus a. a. O. II, 436. Löscher I, 847 ff.

gemäße Gestalt, also nur durch eine Besserung wie die der großen Koncilien keine gewesen war. So wenig Neigung zeigte aber hierzu das Kirchenregiment, daß es eben auch zu dieser Zeit nicht blos den heftig und feindselig auftretenden neuen Geist, sondern die neue Auffassung der christlichen Wahrheit selbst zu beschränken anfing, sobald es erkannte, daß sie den Raum gewann und darauf hinzielte, Wirklichkeit zu werden. Es geschah Angesichts der an hundert Zeichen sich kund gebenden Thatsache, daß die neue Auffassung so vielfach auftauchte, daß die Lehre und die Schriften ihrer Vertreter so großen Beifall fanden — eines Erasmus, Faber, Ximenes, Luther, Zwingli, „der schon 1516 das Evangelium lehrte," und so vieler Andrer. Wie zuletzt „Jedermann solcher Geistlichkeit, solcher Kirche satt und müde," und wie „überall ein jämmerliches Seufzen nach einer Reformation" war, weckte der erwachte religiöse Sinn in den weitesten Kreisen, wo er mit gesunder Einsicht verbunden, namentlich Sehnsucht nach einer reinen evangelischen Lehre, welcher der stille Fortschritt des christlichen Geistes in Umstimmung der Gemüther längst vorgearbeitet. „Da wir unter des Papsts Gefängniß steckten, beschweret mit den Lügenpredigten des Ablasses, Fegfeuers und aller Mönchen Träume; wie war da ein Seufzen und Verlangen aller Welt nach rechtschaffener Predigt? Wie gerne hätte man da Alles gegeben, gethan und gelitten, was da wäre möglich gewest, daß man hätte etwan mögen rechten Unterricht und Trost hören, und von der ängstigen Marter der Beichte und anderer Tyrannei des Papsts mit gutem Gewissen ledig werden? Und wie froh wurden deß am ersten viel frommer Leute, die solches erkenneten, und Gott dafür danketen." [1])

Stark war in den letzten Zeiten das Absehen auf Ordnung, und oft in der Gestalt des Strebens nach Gewaltherrschaft aufgetreten: es hatte den Gegensatz hervorgerufen, den eben so gewaltsamen Freiheitsdrang. Die die Freiheit bewahrt hatten, kämpften um deren Fortbesitz, deren Erweiterung, weil Jeder seine Befugnisse auszudehnen suchte, Recht und Frieden nicht achtend, weil Jeder griff so weit er konnte. Auch in den geringeren

1) Schenkel, Wesen des Protestantismus, 6. Schröckh, Kirchengesch. seit der Reformation, I, 105. Kirchenpostille, Plochm. XIV, 20.

Klassen war die Einsicht gewachsen, und sie und verstärkter Druck stachelten bei ihnen den Freiheitstrieb an. Er hätte sich nicht wider Beherrschung und Druck von weltlicher Seite regen können, ohne sich zugleich wider die Hierarchie aufzulehnen, die zum Theil auch ihrerseits weltliche Zwingherrschaft war. Er kann sich auf keinem Gebiete regen, ohne auf alle hinüberzugreifen. Ohnehin waren so manche Umstände eingetreten, die an sich selbst schon den Drang nach Geistesfreiheit hervorriefen, die wiederum, so weit sie eintrat, die bürgerliche Unfreiheit lebhafter und unmuthiger empfinden ließ. Jene Umstände lagen in der überhaupt sich verbreitenden Aufklärung und Bildung, dem Zustande der eingetretenen geistigen und religiösen Beherrschung, der Beschaffenheit des Klerus und des Papstthums, von welchem diese geübt wurde. Die Kirche hatte in erster Linie an dem Streben des Bildens, Zügelns, Ordnens mitgearbeitet und die Schicksalsaufgabe erfüllt. Nicht daß diese völlig gelöst gewesen wäre, aber sie war es für die Kirche, welche die ehevorige Macht und Stellung verloren, noch ferner wesentlich nothwendig dazu zu sein oder wie sonst nachdrücklich dazu mitwirken zu können. Sie hatte die geistige, bisweilen auch die bürgerliche Freiheit wider Roheit und Gewalt geschützt, jetzt hatte theils das Bedürfniß aufgehört, theils wollte, theils konnte sie es nicht mehr. Auch bei ihr war das Bemühen zu bändigen und zu regeln in Gewaltbrauch und despotische Beherrschung umgeschlagen. Die Anliegen des Geistes, der Bildung, des Christenthums erforderten die Bevormundung, die Verhältnisse, die vorgeschrittne Einsicht ertrugen sie nicht mehr, aber sie sollte aufrecht erhalten werden durch alle, beträchtlich abgenutzten Gewaltmittel der Vorzeit um gemeiner hierarchischer Anliegen willen, aus Gewohnheit und Liebe des Herrschens, aus Mißverstand, weil bei der Hierarchie Ansichten herrschend waren, welche in einem zurückgebliebnen Bildungszustande wurzelten. Dies wurde empfunden, erkannt, in demselben vorgeschrittnen geistigen Zustande, der an sich selbst das Verlangen nach geistiger Freiheit weckte. Daher — bei der frommen deutschen Nation — das Seufzen nach „rechtschaffner Predigt," um „der Tyrannei des Papsts mit gutem Gewissen ledig zu werden," daher auch wilder, in Haß des Klerus umschlagender Freiheitsdrang, daher auch die Neigung zur Freigei-

sterei in manchen Kreisen und Landen, hier mehr dort weniger, daher daß der Trieb der Gewissens- wie der bürgerlichen Freiheit, welcher längst dumpf gebrütet über Europa, mit der steigenden Aufklärung, der Entwicklung aller der Zustände und Verhältnisse, die ihn erzeugt, mit jedem Jahre stärker und bewußter geworden war und noch nie an so gewaltigen Zeichen sich kund gegeben hatte als eben jetzt. Und wenn er sich nun gewaltsam Bahn brach, eine neue Spaltung der Kirche herbeiführend, den tausendjährigen Bau über den Haufen werfend: es konnte doch nicht geschehen, ohne daß viel Erhaltungswerthes zerstört wurde, groß war dabei in jedem Falle die Gefahr für die religiösen Anliegen, für die der Bildung, des bürgerlichen Gedeihens, ungewiß die Hoffnung, daß aus Umwälzung und Zerstörung ein neues Leben hervorgehen werde. Wer zweifelte weniger als die Hierarchie selbst an ihrer eignen wesentlichen Bedeutung, der Heilsamkeit und Nothwendigkeit der Kirche und des Bestandes derselben? [1])

Wie viele und dringende Beweggründe lagen doch nach dem Allen in dem Zustande gerade dieser Zeit für die Häupter und zumal das oberste Haupt der Kirche, auf schleunige und durchgreifende Maßregeln der Besserung und Erneuerung zu denken. Man sollte meinen, sie hätten keinen Augenblick verlieren, keine Anstrengung und kein Opfer scheuen dürfen. Auch die Schwierigkeit des Unternehmens durfte sie nicht zurückhalten. Des Versuchs, der ohnehin Schuldigkeit, war es in jedem Falle werth; ernstem Willen ist Vieles möglich. Auch fehlte es neben Schwierigkeiten an Erleichterungen nicht. Es war nicht gar zu schwer, den einflußreichen hierarchischen Körper in Bewegung zu setzen und auch zu zügeln. Wie viel Treffliches hatte man in den vorhandenen Einrichtungen und Vorschriften. Man durfte den Kultus, das geistliche Recht, die kirchliche Praxis nur von Auswüchsen reinigen, und wie viel Gutes und Brauchbares blieb. Wie vieles von Dem, was bestand, war abgestorben, vermochte keine zu große Kraft entgegenzustellen. Wie viel Kraft und Frische lag dagegen in den neuen Trieben, welche überall hervorschossen und nur des Raumes zur Entfaltung bedurften. In Unzähligen hatte sich bereits ein neues religiöses Bewußtsein gebildet und

1) Villers 20, Hagen 2, 320 ff. 228.

bei den meisten Andern die Empfänglichkeit, sich ihm gleichfalls zu öffnen. Der Lebensgrund und Quell aller christlichen Gemeinschaft war wiedergefunden, man durfte nur darauf fortbauen, daraus mit vollen Zügen schöpfen. Welche Neigung und welche Kräfte zum Werke der Reform, wenn sie nur dazu aufgerufen, vereinigt wurden. Noch immer so viel religiöser und kirchlicher Sinn, Blüthe der Wissenschaften, Aufschwung der kirchlichen insbesondre. Die erneuernde evangelische Theologie war wiederum emporgekommen, mitten im Katholicism, gleichviel ob und welches Verdienst ihm dabei zugeschrieben werden dürfte. Der Volksgeist und die Wissenschaften hatten sich nur deshalb wider das bestehende Kirchenthum gekehrt, weil es nicht gebessert sein, ihre Richtung auf Reform nicht leiden wollte. So viel thatkräftige und erleuchtete Geister, so viel gelehrte und wohlmeinende Bischöfe, so viel treffliche Kleriker, Theologen, Pädagogen. Wie günstig war noch immer die Stimmung, welche Fähigkeiten der Kirche zu helfen lagen offenbar in so Vielen, Laien und Klerikern, in dem einzigen Luther mit dieser Glaubensinnigkeit, dieser religiösen Begeisterung, dieser Hingebung an die Kirche, dieser Geistes- und Frömmigkeitsfülle. Man zähle die trefflichen Kirchen-Vorstände, Lehrer, Gönner, Glieder und Freunde, welche die Kirche, Deutschland insbesondere, besaß, denke sie sich mit einem geisteskräftigen Papste, der uneigennützig und fest eine wahre Reformation gewollt und eingeleitet, auf einem Koncile versammelt oder wie sonst zur Reform in Thätigkeit gebracht: wie viel mehr und Besseres, Klügeres hätte da geschehen können als zu Konstanz und Basel, als hundert Jahre früher! Ein bedeutender Theil des Besitzstandes hätte aufgegeben werden müssen: allein man würde damals mit der Hälfte der nothwendigen Opfer zufrieden gewesen sein, wenn die Hierarchie entgegengekommen wäre, freiwillig die Hand geboten hätte. Es durfte nicht fehlen an einem kräftigen Durchgreifen: aber wie viel alte, festgewurzelte Liebe und Verehrung der Kirche, wie viel Einsicht, wie viel gesunder, sittlich-religiöser Sinn lag im Volke. Selbst in den Klagen über das kirchliche Unwesen, dem gegen die Geistlichkeit aufwallenden Hasse, der wider Kirche und Klerus sich wendenden Ansicht, sprach das Alles sich aus. Man konnte sich darauf stützen, viel daraus machen, wenn man es zu benutzen wußte.

Sehen wir auf den geschichtlichen Verlauf: warum hätte sich der reformirte Katholicism nicht für alle katholische Nationen und ganz Deutschland noch für Jahrhunderte erhalten lassen sollen, da sich der unreformirte für die Hälfte erhielt?

Doch das sind Träume. Die Betheiligten bei den Vortheilen des altbestehenden verdorbenen Wesens, wie es die Priesterkirche des Mittelalters war, widerstrebten der Besserung desselben, und diese ohne und wider sie zu vollbringen war die Masse der vorhandenen Vernunft und lautern Gesinnung nicht groß, die Zahl Derer nicht beträchtlich genug, welche zur Besserung gern die Hand gereicht und es vermocht hätten. Sie wurden fortgetrieben zum Kriege, zur Mitwirkung bei Umsturz und Verwüstung. Denn dazu mußte es kommen, weil Jene die Umwälzung herbeizogen, auf welche sie schalten, die sie Verbrechen nannten. Man hat so oft davon gesprochen, wie in der Blüthe der Wissenschaften, der Persönlichkeit Leo's, der Trefflichkeit eines großen Theiles der Bischöfe und anderen Umständen die Möglichkeit und die Hoffnung einer organischen Entwickelung und allmähligen stillen Reform gelegen — wenn nur nicht die gewaltsame Bewegung der Reformation dazwischengekommen wäre. Allein diese kam eben, weil jene Umstände unbenutzt blieben zur stillen Reformation, weil es nicht blos zur ordentlichen Reform nicht gedieh, sondern weil sich die Häupter ihr entgegenstellten, die Gestaltung des im Geiste geschichtlich Gewordenen zur Wirklichkeit nicht zulassen wollten, die organische Fortentwickelung zu unterdrücken trachteten und damit unterbrachen. Das Papstthum „wollte Huß nicht," — setzen wir hinzu, auch den Luther vor dem Ablaßstreite und ähnlich Strebende vor und neben ihm nicht — und „hörte nun etwas Anders."[1])

Leo war groß in den Künsten der damals geltenden Politik, aber ein wahrhaft großer, weit und tiefblickender Staatsmann war er nicht. Noch weniger durchschaute er den wahren kirchlichen Zustand, und am allerwenigsten besaß er eine Sinnesart, ein Gemüth, woran es dem kirchlichen Oberhaupte am letzten fehlen durfte. Der geschichtliche Verlauf erwies es. Auch die

1) Auslegung des 6., 7. u. 8. Kap. Johannis, zu Kap. 8, V. 28; Walch VII, 2487.

sich häufenden bedenklichen Zeichen der letzten Zeit gingen seiner Wahrnehmung verloren. Er achtete nicht darauf oder verstand sie nicht. Er nahm, doch in der That fast unbegreiflich, einen solchen Zustand der Spannung, der Klagen und manchfachen Drohungen und Widersetzlichkeiten für den schönsten Frieden, seine eigene gute Ruhe im Vatikan nach großen Unruhen und Gefahren für einen befriedigten Zustand der Kirche. Er that wenig von Dem, was nöthig war, um der Kirche zu helfen und den Sturm zu beschwören, er that viel, die Empörung herauszufordern und zu beschleunigen. Dies Alles liegt in seinem weiteren und schließlichen Verhalten in Beziehung auf sein Koncil. „Mein lieber Doktor Staupitz pflegte also zu sagen: wenn Gott einen strafen will, so macht er ihn zuvor blind, daß er nicht muß sehen, wo seine Gefährlichkeit und Schaden anfahen," sagte Luther.[1])

Leo hatte so treffliche Rathgeber, so geeignete Männer in seiner Kirchenversammlung, ihm beizustehen zur Reform, wenn er eine solche gewollt hätte. Aegydius von Viterbo sagte ihm: „Die Uebel die wir jetzt erblicken, sind Mahnungen und Gebote Gottes, daß Du das Koncil haltest zur Bessrung der Kirche." Johann Franz Picus sagte ihm, die Reformation sei unumgänglich, sehr bald werde Gott dareingreifen, wenn es der Papst nicht thue: „ich fürchte, daß die Kirche unter Deinem Pontifikate zu Grunde gehe!" Leo hörte nicht darauf, hörte nur auf seine Schmeichler, die ihm aus dem 72. Psalme sagten, alle Könige der Erde (die Könige freilich!) sollten ihn anbeten und ihm dienen, alle Gewalt sei ihm gegeben, dem Löwen vom Stamme Juda, dem Heiland und Erlöser Israels, dem Herren der ganzen Welt — seine „Lobsinger," die die Schmeichelei bis zur Blasphemie steigerten, ihn „Gott am ähnlichsten," den „anderen Gott auf Erden" nannten, ihn als „göttliche Majestät" anredeten. Er blieb dabei bis zuletzt, das zur Reformation der Kirche berufene Koncil, nach des Katholiken Richer's Ausdruck, zu einer Inkrustation der Mißbräuche der römischen Kurie zu machen. Es fehlte im Koncile bis zum Ende nicht an wohlge-

1) Auslegung des 101. Psalms, zu V. 8; Walch V, 1291. De Wette IV, 114.

sinnten, besonnenen, klugen und standhaften Theilnehmern. Als seine Verschwendungen, seine schnöden Finanzoperationen schon einen sehr vernehmlichen, warnenden Unwillen erregten, forderte er die Bewilligung eines Zehnten von den Kirchengütern der gesammten Christenheit. Eine starke Minderheit widersprach, wies die Nichtigkeit des Vorwands nach, auf welchen er die Forderung stützte. Er hörte nicht darauf, ließ die Bewilligung durch seine dienstbereite Mehrheit aussprechen, am 15. März 1517. Am Tage darauf schloß er das Koncil, das er nur sieben, sein Vorgänger nur fünf Sitzungen hatte halten lassen, „ohne auf den Verfall aller Zweige des kirchlichen Lebens und die augenfälligen Vorboten einer schweren traurigen Zukunft zu achten, während sich in den verschiedenen Sphären des kirchlichen Lebens so manchfacher Zündstoff angehäuft, der in Verbindung mit vielfachen politischen Gährungselementen um so größere Gefahr drohte, durch seine übertriebene Verschwendung die betrübende Religionsstreitigkeit veranlassend." Er schnitt durch seinen verkehrten bösen Nichtwillen einer Reformation, den er durch den Schluß des Koncils aller Welt erklärte, die Hoffnung auf organische Fortentwickelung oder Wiederkehr der „schönen Zeiten" ab, die von den Novalis und vielen Anderen mit solcher Vergangenheitssehnsucht, mit so anmuthenden Farben geschildert sind. Dem neu erwachenden Geiste einseitig huldigend und die Aufklärung fördernd, verkannte er eben das neu erwachende religiöse Leben, gönnte der Kirche und Christenheit eben wahrhaftes Fortschreiten nicht, stellte ihm wider besseres Wissen den Aufbau, ja die Erhöhung einer abgelebten Macht entgegen. Wer hätte jetzt noch ein anderweites päpstliches Koncil oder eine Reformation von einem solchen erwarten, oder auf eine widerpäpstliche Kirchenversammlung Vertrauen setzen mögen? Niemand konnte mehr glauben, daß der Papst eine Besserung der Kirche auch nur zuzulassen gedenke, Jeder wußte, Leo wollte es nicht und besaß die Macht, alle Reformationsversuche zu vereiteln. Die Beschlüsse und der Ausgang des lateranensischen Koncils verkündeten dies unwidersprechlich, ein Vorgang der Schlußsitzung deutete zum Ueberfluß den Sieg des päpstlichen über das pisanische und alle Gedanken an eine Reformation sinnbildlich an. An der Spitze der Väter von Pisa hatte der Kardinal Carvajal gestanden. Er

hatte sich der lateranischen Versammlung in deren siebenten Sitzung völlig unterworfen. Bei Auflösung derselben übernahm er das demüthigende Geschäft, die letzte Messe zu lesen. Nun war es und sollte es so sein, wie Thomas von Gaeta in einer Schrift über das Ansehen des Papstes und einer Kirchenversammlung hatte drucken lassen: die Kirche sei eine geborne Sklavin, die gegen einen schlechten Papst nichts weiter thun könne, als beharrlich gegen ihn beten. Seine despotischen Gerechtsame zu besiegeln und mit einer letzten Schranke zu umgeben, schloß Leo die letzte Sitzung mit einer letzten Freiheitsbeschränkung, einer Verurtheilung Jedermanns zum schweigenden Gehorsame. Er legte sich und seinen Nachfolgern allein das Recht der Auslegung von alle Dem bei, was er hatte beschließen lassen. In den Bann solle verfallen, wer sich unterfange ohne seine und des apostolischen Stuhls besondere Ermächtigung die Verhandlungen und Beschlüsse des Koncils zu glossiren oder zu interpretiren. Man ersieht, er hatte mitten im Siege eine Ahnung, eine geheime Furcht, daß Widerspruch nicht ausbleiben werde. Er wußte, daß seiner Machtentfaltung die Uebereinstimmung mit der Christenheit fehle, deren Haupt er war, die Uebereinstimmung, welche die echteren Siege seiner größeren Vorgänger begleitet, ohne welche aller Herrschaft die Vollberechtigung und die alleinsichere Grundlage abgeht. Er wußte, daß Das, was er durchgesetzt, die Prüfung nicht aushielt. Weil er dem Geiste nicht vertrauen konnte, griff er zu Gewaltmitteln. Das Nichtwollen und Verhindern geschichtlich nothwendig gewordener Reform — der Fürstenaufruhr, die Empörung der Großen dieser Welt, bald still, bald gewaltsam — ist nie so lange und mit solcher Aufbietung aller Mittel der List und Gewalt fortgesetzt, als von der Reihe der Päpste des späteren Mittelalters, hatte nie größeren Schein des Erfolgs als beim Schlusse des Koncils im Lateran durch Leo X., und wie trügerisch zeigte sich dieser Schein schon so bald. [1])

Wenn man mit dem gehässigen Seitenblicke auf die Bewegung, die noch vor dem Ablaufe des Jahrs zum Ausbruche kom-

1) Löscher I, 194 f. 112, 546 f. Ranke 306, 238. Alzog 696, 758, 771. Roscoe II, 352.

men sollte, oft wiederholt hat, der schönste Friede habe zu der Zeit in der Christenheit geherrscht; so hat man es doch nur thun können, indem man den Zustand, wie er geschichtlich war, nicht kannte, nicht kennen wollte oder nur ganz oberflächlich ansah; indem man nicht sah, „daß Alles, wie Luther sich ausdrückt, so still und friedlich zuging, und doch der Teufel an allen Orten gewaltiglich mit Abgötterei und falscher Lehre regierte;“ daß nur Ruhe in der Kirche, sofern die lebendige Entwickelung des evangelischen Geistes unterdrückt war und noch immer niedergehalten wurde, sofern nicht offner Aufstand, sondern die Empörung erst im Entstehen war, blos bereitet wurde, vornämlich durch das christliche Oberhaupt. [1])

Wie tief die Hoffnung auf eine von ihm zu beginnende und vermittelst einer Kirchenversammlung durchzuführende Reformation schon längst gesunken war, davon zeugt der Umstand hinlänglich, daß so wenige Anträge, Wünsche oder Bitten reformistischen Sinnes an Leo oder das Koncil gelangten, daß kaum irgendwo die Neigung sich zu erkennen gab, Theil an letzterem zu nehmen. So lange es versammelt war, hatte die fast unvertilgliche Hoffnungslust indeß einen Gegenstand, an welchem sie sich nähren konnte: sie mußte gänzlich erlöschen, der letzte Funke, als das Koncil geschlossen, so zum Schlusse gebracht war. Man darf es nicht übersehen, die Entrüstung über die Mißbräuche, die Erkaltung gegen Papstthum und römische Kirche, die Abwendung der Gemüther, die Neigung zur Gewaltsamkeit, zur Selbsthülfe verstärkte und verbreitete sich dadurch in einem hohen Maße, schuf erst recht eigentlich die Mißstimmung wegen des Ablaßunfugs, mit welchem es sogar noch ärger wurde, und wegen des Zustandes überhaupt, wie sie von jetzt an mehr und mehr sich aussprach.

Wir werden indeß die Folgen des päpstlichen Verhaltens in einem solchen Zeitpunkte erst dann genauer übersehen können, wenn wir das Verhalten der Reichsstände damit zusammenstellen, das ein ähnliches war, obwohl es nicht aus stolzer Sicherheit, sondern aus Rathlosigkeit entsprang. Es wirkte mit dem päpstlichen zusammen, und was kam, war das Ergebniß

1) Hauspostille, Plochm. I, 278. *Seckend.* I, 2 ff.

dessen, was Papst, Kaiser und Reichsstände thaten und nicht thaten.

Als das Koncil im März geschlossen war, blieb der deutschen Nation noch eine, obwohl sehr schwache Aussicht auf eine gesetzliche Hülfe gegen Rom, die geistlichen Erpressungen und Uebergriffe aller Art, namentlich die nächsten drückendsten Uebel, den Zehnten, den das Koncil beschlossen, den päpstlichen Ablaß, der im vollen Gange war. Die Verwirrung im Reiche und das bisherige Benehmen des Kaisers und der Stände angesehen, durfte man freilich nur geringe Hoffnung hegen. Auch die geringste erwies sich als eitel, obwohl die Lenker, Vertreter und großen Körperschaften andrer Nationen — der französischen, englischen, sogar der streng katholischen spanischen — denen der deutschen einen bessern Weg wiesen. Die deutschen Anliegen vertrat, die deutschen Beschwerden erneuerte, in Deutschland widersprach Niemand, weder der Kaiser und die Stände, noch Bischöfe oder Universitäten. Eine selbständige Reichsgewalt war schon längst nicht mehr vorhanden, welche etwas hätte thun oder wenigstens Andern, die dazu geneigt gewesen wären, zur Stütze dienen können. So eingeschüchtert waren selbst die Unzufriednen, die kräftigsten Männer der Opposition, daß sogar ein Wimpheling, als er Maximilian die Beschwerden zusammengestellt, geglaubt hatte ihm bemerklich machen zu müssen, wie mancher frühere Kaiser durch einen erzürnten Papst im Bunde mit deutschen Fürsten entsetzt worden sei. Maximilian hatte den Wink nicht unbeachtet gelassen, er war einem solchen Schicksale nahe genug gewesen, denn in der That hatten die Kurfürsten auch seine Absetzung betrieben. Wir wissen, er stand jetzt gut mit dem Papste, er hatte den päpstlichen Ablaß genehmigt, er genehmigte nun auch den Zehnten, „über dessen Bewilligung ganz Europa in Erstaunen gerieth, dessen Beitreibung zu Handen der Kurie die Staatsgewalten überall hintertrieben.“ Wir hörten, welche Klagen auch über die geistlichen Uebergriffe an dem Reichstage geführt wurden, der im Sommer des Jahrs in Mainz zusammengetreten war. Allein die Stände waren von den zahllosen Unordnungen und Empörungen, und von der Furcht vor einem allgemeinen Bauernaufstande so bedrängt und geängstet, daß sie in den Schreiben, welche sie dem Kaiser übersandten,

nur der nächsten aus Mangel an Frieden und Recht, das heißt an einer Staatsgewalt, herfließenden Nöthe gedachten, und weder der neuen Beschwerden, zu welchen von Rom her Anlaß gegeben war, noch der älteren 1510 aufgestellten und 1515 wiederholten erwähnten, was auch in der That nutzlos war, so lange jenem Grundmangel nicht abgeholfen worden. Sie wurden erst am nächsten Reichstage zu Augsburg wieder vorgebracht, denn ein früherer, den Maximilian auf den 25. November des Jahrs 1517 angeordnet, kam nicht zu Stande. Die mainzer Versammlung aber nahm ein gleiches Ende wie das Koncil, sofern sie ebenfalls die auf sie gesetzten Hoffnungen abschnitt, und ein noch viel kläglicheres, indem sie ohne alles Ergebniß auseinanderging, ohne daß eine Maßregel, die etwas hätte helfen können, auch nur vorgeschlagen, geschweige denn ein Beschluß gefaßt wäre. Es war wol nicht ganz leicht gewesen, von dieser Versammlung, diesem Kaiser, diesen Ständen Hülfe zu erwarten. Indeß hatte die Hoffnungslust an den Gedanken sich anheften mögen, daß die Lage auch noch nie so gefährlich, so verzweifelt, so dringlich gewesen war. Davon war auch die Versammlung vollkommen erfüllt, that aber dennoch nichts, als daß sie den Kaiser zu Hülfe rief. Allein er war nicht der Mann — nur Einzelne erblickten ihn in Maximilian — und überhaupt fehlte der Mann unter den damaligen deutschen Fürsten und deren Berathern, der zugleich klare, große, edle patriotische Ideen — nicht blos Anflüge wie Max — Umsicht und Ausdauer, die Kraft, Sicherheit und Kühnheit und den Griff und Schick besessen hätte, einen rettenden Gedanken angeben und durchführen, und der Nation das Vertrauen einflößen zu können, das jetzt gänzlich schwand. [1])

Der Umstand, daß es an Leitung und unter den Fürsten an Lenkern fehlte, erleichterte das Hervorkommen von Volksmännern, war eine der Bedingungen davon, daß Solchen, welche aus der Mitte des Volks eine Bewegung erregten, die Nation zufiel, der Erfolg ihres Beginnens nicht mangelte, und Glück genug für uns, daß jene Zeit solche Männer gebar. Allein zunächst erschien es ein böses Verhängniß, daß der Nation eben jetzt die

1) Ranke I, 307 ff., 250, 324 f. 222.

Häupter fehlten. Es wurde nicht ohne die schlimmsten Folgen nur zu offenbar, daß von ihnen keine Herstellung eines geordneten Reichswesens, keine Sammlung und Erneuerung der Staatskraft, und also auch, was davon abhing, so wenig Abstellung der weltlichen Gebrechen, als des geistlichen Druckes und Unwesens zu erwarten war. „Da konnte Niemand weder rathen noch helfen, auch Kaiser und Reich nicht, so sehr es sie verdroß; der irdische Gott zu Rom war zu mächtig in der Kirche, in aller Welt Herzen. Man durfte nichts Ernstliches vornehmen, von keiner Seite, des Papstes Bann war zu gefürchtet.“ Weithin faßte diese und ähnliche Ansicht Wurzel. Die besten christlichen und deutschen Gemüther wurden vom tiefsten, nagendsten Schmerze über diese Verderbniß, Entwürdigung und Noth der Kirche und des Vaterlandes gefaßt. Schon jetzt war voller Grund zu der Klage, man müsse sich schämen zu sehen, daß der römische Bischof auch den deutschen Fürsten gebiete, was er thue, so oft es ihm dienlich und zuträglich, daß sie ihm Gehorsam leisteten, mit keinem Rath und Beistand der Nation hülfen, daß ihnen, die das Vermögen dazu hätten, der Muth, Sinn und Wille fehlte, so wie die des Vermögens nicht wären, die den Willen, Muth und Sinn besäßen. Durch die ganze Nation ging das Gefühl, es sei die höchste Zeit, daß „Hülfe aus Zion über das christliche Israel“ komme, überall begegnete man der Ansicht, daß „die Greuel auf's Höchste gestiegen,“ daß es nun, da das Koncil und der Reichstag zergangen, „biegen oder brechen,“ daß man an der gewünschten Besserung auf den bisherigen Wegen verzweifeln müsse: die hohen Häupter verderbten selbst das Werk immer mehr und mehr, gäben durch ihre Verhandlungen und Verbindungen mit den Päpsten die christliche Freiheit immer mehr verloren, geständen den Päpsten für jede Zulassung immer mehr Befestigungen des Aberglaubens und ihrer Gewalt zu. Mehr und mehr verbreitete sich unter den Denkenden und religiös Gestimmten die Meinung, die äußerste Blindheit und Gewissensknechtschaft, oder allgemeine Atheisterei, der Epikuräism werde kommen, wie man es nannte. Schon jetzt war die Klage laut und allgemein, die Luther späterhin so oft wiederholte: Deutschland habe keine Fürsten, die Weisheit, guten Rath und Muth genug hätten, die gemeinen, großen, wichtigen Sachen

ausführen zu können; Fürsten und Adel wären gar verrückt und verdorben in fleischlicher Ueppigkeit, Wollust und Geiz: „Daß wir beschützt und erhalten werden, geschieht allein durch die Kraft und Güte Gottes.“ [1])

Allein nicht Alle sammelten in solcher Gefahr und Verwirrung solche Glaubenshöhe und Kraft, waren so wie er zur Ergebung und Bescheidung gestimmt, auf innerliche Besserung bedacht, als woraus allein das Heil in den geistlichen und weltlichen Dingen kommen könne. Die Meisten nahmen den weltlichen Druck sehr schwer, den er nicht hoch anschlug, theilten nicht von fern seine Ansicht, daß man sich das Drücken und Schatzen der geistlichen und weltlichen Herren gefallen lassen möge, daß Gewaltleiden Pflicht sei. Umgekehrt gewannen eben jetzt die Gedanken der Selbsthülfe und Empörung, der Auflehnung um materieller Anliegen willen die größeste Lebendigkeit und weiteste Verbreitung. Ja es gedieh so weit damit, daß es nicht mehr wie zu unsrer Zeit große öffentlich-geheime Frage der Zukunft war: ob die Nation durch Reform oder Revolution zu ihrem nothwendigen Ziele gelangen werde, sondern die Frage war entschieden, die Umwälzung war dicht vor dem Ausbruche, mochte sie auf die eine oder andere Weise kommen, und hätte durch nichts mehr abgewendet werden können, als dadurch, daß die Reichsstände plötzlich ihre ganze Ansicht, Gesinnung und Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten, wodurch sie diesen Gang herbeigeführt, umgewandelt und Glück bei kräftigen Maßregeln gehabt, daß die Herren ihre Behandlung des gemeinen Mannes geradezu umgewandelt hätten. Indeß wäre so etwas nicht von fern zu erwarten gewesen; ihr späteres Verhalten, die nächstfolgenden Reichstage und deren Ausgang liefern den Beweis; gerade so, wie das spätere Verhalten des Papstthums zeigt, daß man, wenn die Dinge in einem ruhigen Gange geblieben wären, auch von ihm für eine wesentliche Besserung auf der geistlichen Seite nichts hätte hoffen dürfen.

1) Myconius Reformationsgesch. von Cyprian, 10. Die verteutschet Klag an Herzog Friedrich von Sachsen, Münch, Hutten's Werke, V, 12, 14. Löscher I, 200. Auslegg. d. Genesis, zu Kap. 35, V. 5. Walch II, 1364.

Schon seit 1512, wo die höchste Gewalt des Reichs abermals in die Lähmung und Unthätigkeit gerieth, von welcher oben die Rede war, befand sich die deutsche Nation in einem Zwischenzustande zwischen dem Fortbestehen und der Auflösung des Nationalverbandes, zwischen Gesetzlichkeit und Empörung und Umwälzung. Man half sich überall so gut man konnte, entwöhnte sich mehr und mehr des Gedankens, vom Reiche etwas zu erwarten, ihm etwas schuldig zu sein, einem Ganzen anzugehören: eine der schlimmsten Folgen der Verhältnisse dieser Zeit. Die überall hervorbrechende Gewaltsamkeit, die zahllosen argen Unordnungen waren ein großes und gefährliches Uebel. Allein das Bedenklichste und Gefahrdrohendste von Allem war die Gährung im gemeinen Manne. Wie weit es damit im Sommer 1517 gekommen war und wie deutlich die Gefahr eingesehen wurde, geht aus den Verhandlungen und Auslassungen des mainzer Reichstags hervor: Dies ist es, was den Reichsständen vor den sonstigen Unordnungen und Unruhen beiweitem die größeste Angst macht. Die letzteren glauben sie mit Güte beseitigen, mit den Waffengewaltigsten, auch Sickingen, hoffen sie durch Unterhandlungen, welche sie anknüpfen, zum Ziele gelangen zu können; die Stimmung des gemeinen Mannes, eine allgemeine Meuterei fürchten sie am meisten, hier wissen sie keinerlei Rath. Es gab auch wirklich nur ein Mittel dawider, das sie theils nicht anwenden konnten, theils nicht anwenden wollten, die Entfernung der Ursachen des Mißmuthes der untersten Klassen, Billigkeit und Rechtsgewährung. Der Feind, den sie als den schlimmsten erkannten, war schwer oder überhaupt nicht zu fassen; er war überall und doch nicht sichtbar, nicht greifbar, er hatte nur bisweilen Gestalt, und wenn er in dieser Zeit eine solche annahm, so war es höchst wahrscheinlich zu spät zum Angriffe auf ihn, er war dann übermächtig. Die Gährung der untersten Klassen kam erst 1524 und 1525 zum Ausbruche. Eine andre Bewegung trat bis dahin dazwischen. Der große Bauernkrieg endete glücklich für die Herren. Bis in unsere Zeiten fanden die Bauern volle Gerechtigkeit nicht einmal bei der Geschichte, die von den Siegern oder deren Anhange geschrieben wurde. Sie ist vielfach verfälscht und blieb lückenhaft, insbesondre stellte sie die Anfänge, die früheren Bewegungen in den

Bauerschaften, namentlich die in den Jahren bis 1517 theils unwahr, theils — flüchtig darüber hinwegeilend — unvollständig dar. Eine der Folgen bestand darin, daß auch in die Geschichte der Bewegung, welche von Luther ausging, dunkle Stellen und falsche oder nur halbwahre Züge hineinkamen. Jetzt aber wissen wir von den früheren Verschwörungen und Aufständen der Bauerschaften — zumal auch von denen der Jahre 1512 bis 1517 — von der Behandlung, welche die Bauern erfuhren, von dem zweideutigen Siege der Herren über sie, und von der Stimmung und der gefährlichen Lage der Dinge, welche unverändert blieben nach diesem Siege, genug, um mit Sicherheit sagen zu können, daß bei dem der Mehrheit unerträglichen und als unerträglich empfundenen Zustande, im Geistlichen und Weltlichen, Selbsthülfe, irgend eine gewaltsame Bewegung, eine, sehr wahrscheinlich vom gemeinen Manne ausgehende gewaltsame Bewegung unvermeidlich war. Ein gewaltsamer Ausbruch stand um so näher und gewisser bevor, je rascher sich Gedanken und Stimmungen der Art, wie sie einen solchen begünstigen, durch alle Stände verbreiteten. Alle Kreise wurden von dem bedrohlichen Gefühle ergriffen, es werde und müsse so etwas kommen. Allgemein sank das Vertrauen auf den Fortbestand der bestehenden Verhältnisse mit der Hoffnung, daß sie gebessert werden würden. Man gewöhnte sich an den Gedanken, bald etwas Neues, eine große Umkehr zu erleben, auf eigne Hand zu unternehmen, was sich wider die Uebel darbot. Wie diese ganze Stimmung auch auf Luther, ob mehr oder minder ihm selbst unbewußt, einwirkte, werden wir noch an den Ablaßthesen und den Erläuterungen derselben, an der ganzen Art seines Angriffs wahrnehmen können. Eben aus ihr kam es, daß wir ihn so ahnungsvoll fanden, daß er zum Angriffe schritt und so auftrat, in dem Tone sein Wort sprach, wie es geschah; und sie war es zum großen Theile, die ihm solchen Anklang gewann, die der von ihm ausgehenden Bewegnng die Gewalt und die eigentliche Stütze gab. Es war gemeine Rede zu dieser Zeit: die Pfafferei müsse fallen, sonst sei der Christenheit nicht zu helfen. Weithin, die Stimmung andeutend, gingen religiöse und politische Prophezeiungen von Mund zu Munde. So die bekannte, daß nach hundert Jahren der Huß wieder auferstehen werde, so eine ältere, es solle

einst eine Kuh auf dem Schwanenberge (in Franken) stehen und da lungen und plarren, daß mans mitten in Schweiz höre. Zum Sprüchwort geworden, war sie dahin gedeutet, daß ganz Deutschland einst Schweiz, frei wie sie, werden würde. [1])

Faßt man die Lage der Dinge um die Mitte des Jahres 1517 ins Auge, so wird man es geschichtlich vollkommen richtig finden, wenn sich Luther mehrfach (eine andre Stelle wird unten noch mitgetheilt werden) ausspricht, wie in einem an den Kurfürsten Johann gerichteten Bedenken von 1529. Aller Unrath sei aus der Geistlichen Mißbräuchen kommen. „Da aber solche Mißbräuche so unleidlich viel und groß, und nicht geändert wurden durch Die, so es billig thun sollten, begunnten sie von sich selbst allenthalben in deutschen Landen zu fallen, und die Geistlichen darüber veracht werden. Solchs Abfallen und Untergehen der Mißbräuch war bereit das mehrer Theil im Schwang, ehe des Luther's Lehre kam; denn alle Welt war der Geistlichen Mißbräuche müde und feind, daß zu besorgen war, wo des Luther's Lehre nicht drein komen wäre, damit die Leute unterricht von dem Glauben Christi und vom Gehorsam der Oberkeit, es wäre ein jamerlich Verderben im deutschen Lande entstanden; denn man wollte die Mißbräuche nicht länger leiden, und stracks eine Aenderunge haben, so wollten die Geistlichen nicht weichen odder nachlassen, daß da keines Wehrens gewest wäre. Es wäre eine unordige, sturmische, fährliche Mutation odder Aenderung worden (wie sie der Munzer auch anfing), wo nicht ein beständige Lehre dazwischen komen wäre, und ohne Zweifel die ganze Religion gefallen, und lauter Epicurer worden aus den Christen." Aehnlich, und mit noch bestimmterer Beziehung auf die Folgen, welche von der Verbreitung der humanistischen Aufklärung zu erwarten gewesen sein würden, spricht sich Melanthon in einem Schreiben an Camerarius von demselben Jahre aus: „Siehe da, welch ein Urtheil unsern Feinden beiwohnt: sie lieben Erasmus, der die Saat vieler Lehren in seinen Büchern ausstreuete, die vielleicht einst viel schlimmere Aufruhre erregt hätten, wäre nicht Luther aufgestanden und hätte den Gemü-

1) Zimmermann, Gesch. d. gr. Bauernkriegs, I, 153 ff., 217 ff., 245 ff., 261 f., 275 ff., 324 f. 338 f. Ranke I, 217. Löscher I, 106, 160.

thern eine andere Richtung gegeben (studia hominum alio traxisset). [1])

Luther und Melanthon fassen indeß hier nur die religiöse Seite auf, während die geistlichen und weltlichen Zustände zugleich zum Aufstande hindrängten. Wie groß die Gefahr, wird erst dann noch recht deutlich, wenn wir uns vorhalten, was der ganzen Gestalt der Dinge nach am Wahrscheinlichsten zunächst in Aussicht stand. Dies war aber nicht etwa eine allgemeine Erhebung der Nation, die ihre geistige, kirchliche, politische Abhängigkeit fühlte, selbständig werden wollte, keineswegs aber ein bestimmtes Ziel deutlich aufgefaßt hatte. Bei den Bemühungen der Häupter, das Reich wieder in Ordnung zu bringen, hatten sich doch von Anfang bis jetzt nur einzelne begabte Patrioten mitdenkend und rathend betheiligt, auch unter ihnen war keiner, der einen verheißungsvollen Befreiungs- oder Reformationsgedanken und zugleich die Kraft gehabt hätte, allgemein dafür zu gewinnen. Der allgemeine Drang nach Umgestaltung aller Verhältnisse verlor sich in lauter Einzelbestrebungen. Die mancherlei vorhandenen Oppositionen beweisen die Allgemeinheit jenes Dranges, allein er war unklar, die Nation wußte noch nicht deutlich was sie wollte und hatte noch immer keinen entschiedenen Willen. Was zunächst bevorstand war eine Empörung der niederen Volksklassen, nach den treibenden Gedanken und Absehen derselben und nach den Mitteln, welche ihr zu Gebote standen, eine gesellschaftliche und greuelvolle, zerstörerische Umwälzung. Rohheit und Vernichtungswuth würden ihre breite Stelle darin eingenommen, den besten Theil der mühsam in Jahrhunderten und neu gewonnenen, erst aufkeimenden und noch unbefestigten Bildung in ihrem Strudel hinweggerissen, Kirche und Staat zu Grunde gerichtet haben, während man neben ihnen die Bedingungen zum bessern Wiederaufbau der letztern vermißt. Das war das Schlimmste, daß die Bewegung keine Aussicht bot, daß etwas Neues und Gutes durch sie begründet, der Nation wahrhaft geholfen worden wäre, daß man vielmehr gerade das Gegentheil annehmen muß. Die Voraussetzungen eines günstigen Ausganges jener Art waren, daß entweder der Kaiser entgegenkam,

1) De Wette III, 439. Corpus Reformatorum, I, 1083.

die bessern und besten Absehen der Bauern hinauszuführen: aber daran war nicht zu denken; oder daß die niederen Volksklassen einen befähigten Führer, einen Führer fanden, der im Kriege leiten, der den erregten Haufen zügeln konnte, und sodann die Einsicht und Kraft des Ordnens und Schaffens besaß: der sich aber jetzt und späterhin nicht fand; oder daß die übrigen Stände sich mit den untersten oder wenigstens nicht gegen sie vereinigten und über sie herfielen, oder doch so weit in die Absehen derselben eingingen, daß sie das Billige ihnen zugestanden, ihnen zugebracht hätten, was ihnen an höherer und edlerer Einsicht und Bildung fehlte. Aber wer könnte so etwas erwarten? Viele befanden sich bei dem Zustande, wie er war, vortrefflich oder doch leidlich, andre Mißmuthige hätten zwar ihre besonderen Klagen gern erledigt gesehen, dachten aber nur an sich selbst und begehrten nichts weniger als eine Umwälzung, durch welche ihre verhältnißmäßig günstige Lage gefährdet worden wäre. Die verschiedenen Stände waren so wider einander, in den höheren war überhaupt so wenig Gefühl für die Leiden und gerechten Klagen des gemeinen Mannes, so wenig politischer Ueberblick für das Große und Ganze, so viel Sonderung und Entgegensetzung der Anliegen und Gesichtspunkte, daß sich trotz aller Mißstimmung in fast allen Ständen dennoch keineswegs eine auf dem Nationalwillen beruhende Umwälzung, sondern, weil blos Empörung einzelner Stände, eben nur Zwiespalt und Verwirrung ohne Ende, ein Krieg Aller wider Alle erwarten ließ. So etwas, und die Reichsstände ohne Kraft, schon weil ohne Vertrauen zu ihrer Kraft, den Aufstand niederzuschlagen, und die mißliche Lage Deutschlands zwischen den Reichsfeinden fast auf allen Seiten. Schwerlich wäre die Nation der Erschütterung gewachsen gewesen. Hielt sie doch kaum, und nicht ohne große Einbußen, Nachtheile und Leiden die gemäßigtere der Reformation aus, in deren Zielpunkten so ziemlich die ganze Nation sich einigte. Man kann auch nicht annehmen, daß die Bewegung, welche jetzt bevorstand, einen ähnlichen leidlichen Verlauf und Ausgang gehabt haben würde, wie der Bauernkrieg von 1525. Zu dieser Zeit war die Reichsgewalt wieder erstarkt, es gab große, feste Parteien, ein beträchtlicher Theil der Klagen war beseitigt, in ganzen großen Gebieten fand man sich befrie-

digt, hätte man ganz andre Zielpunkte ins Auge gefaßt, neues Vertrauen zu anderen Mitteln und Wegen gewonnen, die Reformation war dazwischengetreten, sie regte den Bauernaufstand mit an, verstärkte seine Kraft, schlug ihn dann aber mit noch größrer Gewalt nieder, einer Gewalt, wie sie 1517 noch gänzlich fehlte. [1])

Aus dem Zustande dieses Jahres ergab sich, daß eine stürmische Bewegung irgend einer Art nicht ausbleiben konnte. Sie kam, eben in der Reformation, beginnend von Luther's Angriff auf den Ablaßunfug. Ihm und dem gesunden, dem religiösen, edeln Sinne der Nation, der sich in diese mehr geistige und heilsamere Bewegung hineinwarf, anderen Führern den Rücken kehrte und Luther nachfolgte und redlich half, ist es zu danken, daß wir im Anfange des 16. Jahrhunderts, als alle Aussichten zu einer politischen und kirchlichen, Seitens der bestehenden Gewalten einzuleitenden Reform zu Grunde gegangen waren, vor einer schlimmern, die ganze Gegenwart und Zukunft der Nation in Frage stellenden kirchlich-politisch-socialen, wenigstens zunächst nur auf sinnliche Dinge gerichteten Umwälzung bewahrt blieben, vor einer Umwälzung ohne höheren Schwung und Charakter, ohne ordnende Gedanken und auferbauende Elemente. Zunächst ist nun zu berichten, wie es zu jenem Angriffe kam.

Fortgang des Ablasses 1517. — Anfang der Verwickelung.

In dem Vorhergehenden liegen die Gründe vor Augen, weshalb die Ablaßraubzüge ihren Fortgang haben konnten, ohne daß Jemand hinreichenden Willen, Muth und Macht besessen hätte, dem Unfuge Einhalt zu thun oder auch nur mit Nachdruck die Stimme dawider zu erheben, so unerträglich er sein mochte. Man hatte den Zehnten und Zwanzigsten und Funfzigsten zum Türkenkriege, und sah sich sogar gedrungen ihn zu begehren, weil man sich nicht anders zu helfen wußte. Er half aber nicht einmal. Man konnte keinen Türkenkrieg führen, nicht Frieden

1) Hagen, Zur politischen Gesch. Deutschlands, 169.

noch Recht schaffen, die Lasten des gemeinen Mannes nicht erleichtern, man ließ sich treiben sie noch zu erschweren und um so mehr die Empörung herauszufordern, und zu dem Allen kamen die Ablässe. Der päpstliche, zum Bau der Peterskirche sollte freilich zur Zeit allein gelten. Es wurde jedoch damit nicht vollkommen streng genommen. Manche Berechtigte wußten ihre Freibriefe gegen die Ansprüche der päpstlichen Bevollmächtigten zu behaupten, andre trafen ein Abkommen mit ihnen, und selbst von Rom aus wurden noch besondre Gestattungen ertheilt. So erlangte Friedrich Reuber, Prediger an der noch unvollendeten Peter- und Paulskirche in Eisleben — in welcher Luther getauft war — nach persönlicher Verwendung in Rom einen Ablaßbrief zu Gunsten des Ausbaues jener Kirche, und sammelte darauf in ganz Deutschland Geld dazu. Indeß blieb der päpstliche Ablaß der vornehmste, der blutsaugerischste. Die deutsche Nation wußte sich in aller Bedrängniß und Gefährde nicht zu rathen noch zu helfen, und gab mit vollen Händen zum Bau der Peterskirche in Rom, oder vielmehr zur Ausstattung päpstlicher Anverwandten. Nicht die kleinsten Summen vermochte sie zu den nothwendigsten Staatszwecken aufzubringen, während sie sich allein von Tetzel gleich im ersten Jahre seines Dienstes bei Albrecht für diesen hunderttausend Goldgulden abtreiben ließ, und ihn selbst sammt den übrigen heiligen Freibeutern so überreichlich besoldete. [1])

Tetzel eröffnete seine Wirksamkeit in Albrecht's Dienste zu Anfang des Jahrs 1517 in Annaberg, und setzte sie dann in Halle, in Leipzig und im Brandenburgischen, namentlich in Berlin, und darauf in Zerbst fort. Hier überließ er das Geschäft seinem angenommenen Gehülfen, Bartholomäus Rauch, der ihn an Betriebsamkeit und Schamlosigkeit wo möglich noch überbot, und begab sich im Oktober nach dem nur vier Meilen von Wittenberg entfernten Jüterbock. Er hatte sich nicht entblödet die summarische Instruktion Albrecht's durch einen Auszug: „Kurze Anweisung für die Priester zum Predigen, zur Empfehlung des Ablasses" Jedermann unter die Augen zu bringen. Er ließ das Machwerk obenein unter seines Kurfürsten Autorität und Wap-

1) Riemann, Gesch. der Grafen von Mansfeld, 154, 308.

pen drucken, und entwarf außerdem noch eine eigene Sündentaxe, nach welcher Sodomiterei zwölf Dukaten, Kirchenraub, Todtschlag, Hexerei, Aeltern- und Geschwistermord neun, sieben, sechs, vier Dukaten kosten sollte. Die Erlösung einer Seele aus dem Fegfeuer konnte man billig haben, überhaupt wurden den Kauflustigen die zu zahlenden Summen nach ihrem Vermögen angesetzt. In der kurzen Anweisung schreibt Tetzel den Pfarrern vor, wie sie ihrerseits ihn und seine Gehülfen zu unterstützen hätten. Es ist abermals daraus zu ersehen, welch unerhörte Befugnisse von ihm geübt wurden, wie er auch in Ehesachen, bei Legaten und Stiftungen aller Art Dispensationen ertheilen durfte, was keinem Bischofe gestattet war. Nicht wenig erinnert an Albrecht's Instruktion; einiges Mehrere mag noch hervorgehoben werden. [1])

So hieß es z. B. in der Kurzen Anweisung: „Darum bedenke das Volk, daß hier (in der Kirche, in welcher das Ablaßkreuz aufgestellt worden) Rom ist. Dieß ist St. Petri Kirche, und die jetzt zu besuchenden Kirchen sollen statt der in Rom zu besuchenden sein. Hier sind Bußprediger und Beichtväter, und sind so gut als die höchsten Beichtiger in der St. Peterskirche. Gott und der h. Petrus rufen Euch." Die Tadler und Lästerer, die das heilige Werk irgendwie, mittel- oder unmittelbar, heimlich oder öffentlich zu hindern sich unterfangen, sollen sofort in den päpstlichen Bann und den Zorn Gottes verfallen sein. Die Prediger sollen darauf hinweisen, wie St. Laurentius, St. Bartholomäus u. s. w. für der Seelen Heil gelitten, und wie erschrecklich es sei, wer nicht einmal ein mäßiges Almosen für dasselbe anlegen möge. Freilich ist von religiösen und sittlichen Bedingungen die Rede, aber es klingt nur wie Ironie, so eng wird die Beichte und die Reue über die Sünde mit dem Einlegen in den Kasten in Verbindung gesetzt; und noch empörender lautet es, wenn an Aussprüche des Erlösers erinnert wird, wie: wirket so lange es Tag ist, denn es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann, während die ganze salbungsvolle Rede nur auf ein Zahlen hinausläuft, worüber alles religiöse und sittliche Wirken vergessen werden mußte. Da sollen die Prediger das

1) Hofmann, Leben Tetzel's, 71 ff. Löscher I, 385 ff.

Volk ermahnen: Hört Ihr nicht die Stimme Eurer jammernden verstorbenen Aeltern, Brüder u. s. w., lasset sie in den Flammen liegen und könnt doch Beichtzettel haben. Ihr Lasterhaften, Wucherer, Räuber, jetzt ist es Zeit Gottes Stimme zu hören, der nicht will den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Ihr Tadler des Ablasses, Ihr seid außer der Gemeinschaft der Kirche, keine Messen, Predigten, Gebete, Sakramente, Fürbitten helfen Euch u. s. f. Selig sind, die da sehen und merken, daß sie sichre Geleitsbriefe erhalten, ihre Seelen durch dies gefahrvolle Thränenthal zum Paradiese hindurch zu führen.

Welch eine Begriffsverwirrung setzte es voraus und mußte es zur Folge haben, wenn dann weiter gepredigt werden sollte: Die Stricke der Sünde haben uns gefangen, und es ist schwer, ja fast unmöglich, ohne göttliche Hülfe zum Hafen des Heils zu gelangen, weil er uns nicht um der Werke willen, sondern aus Barmherzigkeit selig gemacht hat; worauf dann unmittelbar die Ermahnung angeknüpft wird, den sichern Geleitsbrief vom Statthalter Christi zu nehmen, d. h. auf ein gutes Werk sich zu verlassen.

Sodann Schreckmittel. Das Volk soll wissen, daß man für jede Todsünde nach der Beichte und Reue sieben Jahre lang büßen muß, im Leben oder im Fegfeuer. Nun werden aber täglich viele Todsünden begangen, und wie viele erst in Monden und Jahren. Welche Strafen im Fegfeuer kommen da heraus! Und dagegen kann man mit einem Beichtzettel vollkommnen Ablaß haben. Wer giebt nicht gern fünf, sechs, oder zehn Procent, sein Geld sicher anzulegen, und hier kann man für einen Viertelgulden die unsterbliche Seele sicher stellen, daß sie frei ins Paradies eingehe. — Nie wurde vielleicht eine nicht unbedeutende Anlage und Gabe roher, aber wohlberechneter volksmäßiger Beredtsamkeit ruchloser verwendet als die, die in den tetzelischen Anweisungen zur Ablaßpredigt sich bekundet.

Aehnliche Instruktionen (der arcimboldischen wurde schon erwähnt) ergingen in den Bezirken der beiden andern Ablaß-Kommissionen, auf ähnliche Weise trieben es die Ablaßkrämer anderwärts, namentlich auch in der Schweiz. [1])

1) Löscher I, 415 ff. Hofmann 68. Anm. Alzog a. a. O. 760.

Der Unfug der Beauftragten hatte die genügendste Grundlage in ihren Vollmachten, in den von Rom selbst ausgehenden Bullen, den übertriebenen Behauptungen und Ansprüchen, die von dort aus geltend gemacht wurden. Wie wenig war man dort geneigt dieselben aufzugeben. Am 14. September erließ Leo — zur Antwort auf die neuesten mainzer Beschwerden deutscher Nation — eine abermalige Bulle, laut welcher nunmehr auch Italien, die Inseln des mittelländischen Meeres, Ungarn, Polen, dann Oestreich, Böhmen u. s. w. vermöge des Ablasses zur Beisteuer für den Bau der Peterskirche herangezogen werden sollten. Da weiß er denn auch dieses Mal gar schön vorzustellen, wie es einem guten Hirten am meisten obliege, den himmlischen Hof zu bauen und die anvertrauten Seelen selig zu machen, wie er der Nachfolger des Apostelfürsten sei, dem der Herr die Schlüssel des Himmelreichs übergeben. Er hat erwogen, wie so viele Christgläubige in fernen Wohnsitzen außer Stande, ihren frommen Wünschen zu genügen, und persönlich am Bau der Peterskirche Theil zu nehmen, oder an Ort und Stelle dazu beizusteuern; er hat väterlich beschlossen, um den Bau und ihrer Seelen Heil zu fördern, ihnen durch Ablaß Gelegenheit dazu zu geben — nach dem Beispiele des Erlösers, im Vertrauen auf Gottes Gnade und die Verdienste der Heiligen, im Bewußtsein und aus der Fülle der apostolischen Macht. Er verheißt Ablaß von allen Uebertretungen und Missethaten, so hoch und schrecklich sie sein mögen, nur Verschwörung wider die Person des Papstes, Mord der Bischöfe oder anderer Prälaten und einige andere ähnliche Fälle ausgenommen. Er gibt ein reiches Verzeichniß von Sünden, Ruchlosigkeiten und Verbrechen, für welche Ablaß durch seine verheißenen Indulgenzen soll erlangt werden können. Um der Seelen Heil um so mehr zu fördern, soll der Schatz der Kirche auch den Abgeschiedenen im Fegfeuer zu gute kommen. Die Bedingung, Beichte und Reue, wird auch hier beiläufig kurz erwähnt, und verschwindet auch hier unter der üppigen Fülle des übrigen Inhalts. Desto länger wird bei Wichtigerm verweilt, wenn unter Bedrohung hoher Geldstrafe und des Bannes allen geistlichen und weltlichen Personen verboten wird, den Ablaß, dessen Verkündigung und Verkündiger irgendwie zu hemmen. Jeder andere Ablaß soll einstweilen widerrufen sein. Niemand soll sich erkühnen, Diejenigen, welche die Loszählung erlangt, oder die Kraft der Dispense anzufechten. Die Prediger sollen, so oft die Kommissäre darum nachsuchen, die Gläubigen zur Beisteuer ermahnen, die Predigt allenfalls einstellen, das Volk durch Glockenläuten versammeln, bei Strafe des Banns dem Zuge vorhergehen u. s. f. Sofort durch die That sollen auch Diejenigen in den Bann verfallen, die den Kommissären Böses nachreden. Niemand soll sich unterstehen, beim Zorne Gottes und der heiligen Apostel Petri und Pauli, der Bulle und ihrem Inhalte zuwider zu handeln.[1])

Man wollte jetzt noch viel Aergeres als zuvor in Tetzel's Ablaßpredigten vernommen haben. Lesen wir, was ihm nachgesagt wurde, so empfinden wir den lebhaftesten Antrieb, zur Ehre des menschlichen Verstandes und Herzens, der Christenheit und deutschen Nation, der geistlichen und weltlichen Häupter, die ein solches Unwesen duldeten, Uebertreibung so lange anzunehmen, bis die untrüglichsten Zeugnisse keinen Zweifel mehr zulassen. Sehr wahrscheinlich übertrieb auch (wir werden Luther unten darüber sich äußern hören) das Volksgerücht, aber freilich liegt schon ein starkes Zeugniß wider Tetzel und seine Helfer darin, daß man die Lästerreden auch nur für möglich halten konnte, die man sich von ihnen erzählte. Des völlig Dokumentirten ist mehr als zu viel und man muß schon sehr viel erwarten, wenn man die Kurze Anweisung kennen gelernt hat und die begünstigenden Thatsachen im Auge behält — Albrecht's und Leo's und aller Welt Benehmen in der Sache, das nur zu geeignet war, einen Menschen wie Tetzel zum äußersten Uebermuthe zu verlocken. Doch blieb auch die Gegenwirkung nicht aus. Die Entrüstung nahm in dem Maße zu, in welchem mehr und mehr zugleich der gesunde Menschenverstand, das sittliche und religiöse Gefühl verletzt wurden und die allgemeine Gährung und Unzufriedenheit zunahm. In den höheren Kreisen hatte sich der wahre Verhalt mehr und mehr herumgesprochen. Wer einigermaßen zu den Wissenden gehörte, zweifelte nicht mehr, daß es sich lediglich oder doch hauptsächlich um eine schmutzige Geldspekulation handle. Die tadelnden Stimmen wurden zahlreicher, eben auch in den mittleren und

1) Hofmann 68 ff. 74. Walch XV, 285.

untersten Ständen. Man sieht schon aus den bekannten Aeußerungen und Geschichtchen von Dem, was Tetzel'n hier und da begegnete, daß ihnen die Augen mehr und mehr aufgingen. In Halle freilich, der kurfürstlichen Residenz, wo das Ablaßwesen überhaupt in der höchsten Blüthe stand, machte er noch sehr gute Geschäfte. Er wohnte dort in der Moritzburg. Dagegen wollte die Sache in Leipzig dieß Mal keinen rechten Fortgang mehr haben; der Empfang war schlecht. Tetzel predigte mehrmals, allein weil er gar zu schamlos war, gar zu deutlich zeigte, daß es ihm nur um das Geld zu thun, bekam er „scheele Gesichter;" man bereitete ihm unangenehme Verlegenheiten. Doch scheint ihn der Widerstand, die Besorgniß eines stärkeren Abfalls der Meinung, das Vertrauen auf den Schutz und die Einschüchterungsmittel, die ihm zu Gebot standen, und der Gedanke, die Tadler gerade jetzt zum Schweigen bringen zu müssen, eben zu desto größerem Uebermuthe gereizt zu haben. Ein Zeichen davon war es, daß er sich Wittenberg so sehr als möglich näherte, wo Luther, der einzige von allen Predigern und Doktoren weit umher, nicht aufgehört hatte den Ablaß nachdrücklich zu bestreiten; daß er, da ihm der Eingang in den Kurkreis verwehrt war, kursächsische Unterthanen, Wittenberger, nach Jüterbock in seine Predigt lockte, und daß er in dieser sich selbst noch zu überbieten suchte. Er sagte da u. A. auf der Kanzel, daß er am Karfreitage die Seele des Bürgers Geserick habe in den Himmel fliegen sehen. Anderer Aeußerungen von ihm, die Luther zu Ohren kamen, wird bald gedacht werden. In dem Allen lag des Herausfordernden mehr als zu viel. Daß er es wagte, ist ein sehr natürlicher Gang. Damit daß er diese Bahn beschritt, begann die eigentliche Verwickelung. [1])

Theologische Entwickelung Luther's. — Der Begriff der Buße.

Luther hatte sehr wohlgethan und richtiges Feingefühl und ein günstiges Geschick hatten ihn geleitet, daß er in Grimma und

1) Ranke 307. Franke, Gesch. der halleschen Reformation, 13, 23. Hofmann 72 Leo, Gesch. der Reformation in Dresden und Leipzig, 9.

noch so lange, ins zweite Jahr an sich gehalten, zuerst gar nichts gethan, der Sache gewisser zu werden getrachtet und das Wesen dann säuberlich auf die Bahn gebracht, aber nicht aufgehört es zur Sprache zu bringen. Er hatte sich jetzt einen Boden bereitet, auf welchem er schon mit einiger Sicherheit fußen konnte. Er war mit der Volksmeinung und sie mit ihm vorgeschritten, nicht blos in seinem engeren witttenberger Kreise. Was den Ablaß betrifft, so war er der Sache noch immer nicht ganz auf den Grund, aber doch weit näher gekommen. Jetzt traf Mehreres so zusammen, daß die Entscheidung daraus hervorgehen mußte. Von wesentlicher Bedeutung für den Gang der Sache wurde zunächst ein Fortschritt in seiner theologischen Entwickelung, zu welchem er eben gelangt war, als Tetzel in Jüterbock begonnen hatte.

Wir kennen den engen Zusammenhang der Ablaßtheorie mit der Lehre von der Buße. Staupitzens Belehrungen über die letztere hatten ihn wesentlich gefördert, aber doch nicht völlig aufgeklärt. Auch sein Studium der Mystiker, Tauler's und des deutschen Theologen, war dazu nicht ausreichend gewesen: abermals ein Zeichen, daß er sie noch nicht gänzlich durchgearbeitet. Die scholastischen Begriffe hatten ihm noch immer in Wege gelegen und seine Sprachkunde war noch zu mangelhaft gewesen. Eben jetzt nun, beschäftigt wie er war in die evangelischen Begriffe und die Grundsprachen tiefer einzudringen, lernte er, daß das griechische Wort μετανοια Umwandelung der Gesinnung zur Liebe Gottes und der Gerechtigkeit, natürlich durch die göttliche Gnade, bedeute. Nun erst wurde ihm der wahre Sinn und Zusammenhang der paulinischen Vorstellungen vollkommen klar. „Und da ich nun Solchem fleißig nachdachte, schreibt er an Staupitz, faßte ich ein Herz zu glauben, daß alle Die geirrt, die die Bußwerke so hoch erhoben haben, daß sie uns von der Buße fast nichts übrig gelassen, außer einige kalte äußre Genugthuungen und die allermühseligste Ohrenbeichte, verführt von dem lateinischen für den griechischen gebrauchten Ausdruck, poenitentia, zu der Meinung, daß Buße mehr gehe auf ein Thun denn auf eine Sinnesänderung, wie es das griechische Wort mit sich bringt."

Nun erst hatte er die vollkommene Uebereinstimmung der staupitzischen Vorstellung von der Buße mit der Schriftlehre, in

dieser die volle Bestätigung für jene gefunden; schlechthin falsch erschien ihm die herkömmliche Lehre von der Buße, falsch, schriftwidrig mußte ihm, wenn er folgerichtig fortschloß, die kirchliche Ablaßtheorie erscheinen. Seine Entdeckung erhielt doppelte Wichtigkeit durch die Vorgänge des Augenblicks.

„Und eben, schreibt er, da mir das Herz von solchen Gedanken brannte, siehe, da fingen an um uns her unversehens zu tönen, ja zu rauschen neue Posaunen und Drommeten von Ablaß und Sündenvergebungen, durch welche wir doch nicht angefeuert wurden zu rechter (geistlicher) Kriegsführung. Kurz, da ward kein Wort gehört von der Lehre der wahren Buße, sondern wie noch nie erhört worden unterstanden sie sich hoch zu rühmen, nicht die Buße, ja nicht einmal die Genugthuung durch die Werke, ihr geringstes Theil, sondern die Erlassung deren schlechtesten Theils. Ueber das lehrten sie gottlose, falsche und ketzerische Lehren mit solcher Authorität (wollte sagen Temerität), daß, wer nur im mindsten dawider muckst'te, mußte alsobald ein Ketzer, zum Feuertode verdammt, des ewigen Fluchs schuldig sein. Da ich nun ihrer Unsinnigkeit nicht steuren konnte, faßte ich den Schluß sie bescheidentlich anzufechten und auf aller Doctores und der ganzen Kirche Meinung gestützt ihre Lehre in Zweifel zu ziehen." [1])

Tetzel in Jüterbock. — Genauere Kunde.

In der Schrift Wider Hans Wurst, den Hergang erzählend, wie der „lutherische Lärmen" und wer ihn angefangen, spricht er noch bestimmter hiervon. „Der große Clamant, Albrecht's Beuteldrescher," wie er ihn hier nennt, „Tetzel führet nu das Ablaß umher und verkauft Gnade ums Geld, so theur oder wohlfeil er aus allen Kräften vermocht. Zu der Zeit war ich Prediger allhier im Kloster und ein junger Doctor, neulich aus der Esse kommen, hitzig und lüstig in der heiligen Schrift." Als nun viel Volks — er war also beim großen Haufen noch keineswegs durchgedrungen — von Wittenberg dem Ablaß nachgelaufen

1) De Wette I, 117.

sei gen Zerbst und Jüterbock und er („so wahr mich mein Herr Christus erlöset hat!") nicht gewußt habe was das Ablaß wäre, wie es denn niemand gewußt (eine Aeußerung, über deren eigentlichen Sinn wir durch seine Erläuterungen der Ablaßthesen volles Licht erhalten werden), da habe er angefangen säuberlich zu predigen, „man könnte wohl Besseres thun, das gewisser wäre weder Ablaß lösen," wie er zuvor schon auf dem Schlosse gethan. Da nun sei vor ihn gekommen „wie der Tetzel hätte geprediget greuliche schreckliche Artikel, der ich dießmal etliche will nennen, nämlich: Er hätte solche Gnade und Gewalt vom Papst, wenn einer gleich die heilige Jungfrau Maria, Gottes Mutter, hätte geschwächt oder geschwängert, so künnte ers vergeben, wo derselb in den Kasten legt, was sich gebührt. Item, das rothe Ablaßkreuz mit des Papsts Wappen, in den Kirchen aufgericht, wäre eben so kräftig, als das Kreuz Christi. Item, wenn St. Peter jetzt hie wäre, hätte er nicht größer Gnade noch Gewalt, weder er hätte. Item, er wollte im Himmel mit St. Peter nicht beuten: denn er hätte mit Ablaß mehr Seelen erlöset, weder St. Peter mit seinem Predigen. Item, wenn Einer Geld in den Kasten legt für eine Seele im Fegfeur, so bald der Pfennig auf den Boden fiel und klünge, so führe die Seele heraus gen Himmel. Item, die Ablaßgnade wäre eben die Gnade, dadurch der Mensch mit Gott versühnet wird. Item, es wäre nicht Noth, Reu noch Leide oder Buße für die Sünde zu haben, wenn Einer das Ablaß oder die Ablaßbriefe käufet (ich sollt sagen, löset), und verkauft auch künftige Sünde. Und des Dings treib er greulich viel, und war Alles umbs Geld zu thun." [1])

Hierzu kam weiter, daß ihm gleichzeitig die Anweisung in die Hände fiel, welche Tetzel so unbefangen unter Albrecht's Wappen hatte drucken lassen. Noch viel mehr mußten ihm jetzt die Augen aufgehen. In der Anweisung wurde den „Quästorn" geboten von jenen „Artikeln" wenigstens einige zu predigen unter Authorisation des Erzbischofs, der Tetzel „gedinget." Um so

1) Plochm. XXVI, 51. Ebenso in der Vorr. zum I. Theile seiner latein. Schriften, Walch XIV, 430.

glaublicher war nun, was gesagt, ihm, wie es scheint, eben jetzt [1]) kund wurde, daß Albrecht's Pallium mit „des gemeinen Mannes Beutel" bezahlt werden solle. Der saubere heilige Handel mußte ein noch gemeineres Aussehen in seinen Augen bekommen, obwohl er den ganzen Zusammenhang auch jetzt noch nicht durchschaute. Denn das wußte er jetzt noch nicht, daß der Papst selbst, mit dem Erzbischofe theilend, „die Hand im Sode hatte."

Erinnern wir uns nun, welch eine tief religiöse Ansicht und Empfindungsweise er sich angeeignet, wie lange und schmerzlich er nach innerlichster Einigung mit Gott gerungen, und wie er das Gesuchte auf einem Heilswege gefunden, von welchem die Ablaßkrämer hinweglenkten; wie fest und klar jetzt die evangelischen Ueberzeugungen in ihm lagen, die er in schweren Bußkämpfen und durch anhaltende Studien gewonnen, und wie gewiß ers als seinen Lebens- und Lehrberuf, auf den er einen „heiligen theuern" Eid geschworen, erkannt hatte, der Christenheit mit dem ihm gewordnen Lichte evangelischer Wahrheit zu dienen; endlich wie weit er umherschaute, wie tief seine Blicke eingedrungen waren in die Verderbniß der Zeit, und wie viel Schmerz und Zorn darüber er seit Jahren in sich angesammelt und bei solcher Kraft und Kriegslust bezähmt und verschlossen hatte. Seine Stimmung als die eines jungen Doktors neulich aus der Esse kommen, hitzig und lüstig zur heiligen Schrift, war eben im September eine sehr gesteigerte. Da hatte die Disputation gegen den Scholasticism stattgefunden. Dann waren die Aufklärungen gefolgt, die ihm über die Buße geworden, hatten ihn in die lebhafteste Bewegung gesetzt und ihn der Sache viel gewisser gemacht. Auch Tetzel's in keiner und keiner Weise statthafte Uebertreibungen mußten ihm das Gefühl im völligsten Rechte zu sein erhöhen. Sie trieben seine Entrüstung auf das Äußerste. Er beschloß einen Schritt zu thun, von welchem er wenigstens Vieles hoffte und der ihm nach seiner Sinnesart am nächsten lag, wobei er sich aber freilich über manche Bedenken hinwegzusetzen

1) Nach seinen Aeußerungen in der Schrift Wider Hans Wurst. „Da kams herfür." Doch ist es nicht ganz deutlich. Nach der Vorr. zum 1. Theile der lateinischen Schriften wußte er es noch nicht, als er an den Erzbischof bei Uebersendung der Ablaßthesen oder früher (s. unten) schrieb.

hatte, nämlich an die kirchliche Obrigkeit sich zu wenden, den Bischöfen und dem Erzbischofe selbst Anzeige und Vorstellung zu machen, denn er „wußte sehr wohl, daß die Sache nicht zuerst an die weltlichen Fürsten, sondern an die geistlichen Obern zu bringen sei." [1])

Verhandlungen mit den Bischöfen.

Die Bedenken bestanden darin, daß sich nachlässige Obrigkeiten nicht gern an die Erfüllung ihrer Pflichten mahnen lassen. In solcher Mahnung liegt ein Tadel, eine Anklage gegen sie, eine Aufforderung zu einer nichtbeliebigen Thätigkeit. Sie wird in den meisten Fällen übel aufgenommen und der Mahner als ein unberufener angesehen, denn sie setzt Persönlichkeiten voraus, die es mit der Sache nicht zum besten oder doch nicht aufs ernstlichste meinen. Luther mußte das fühlen. Das Einschreiten, wozu er aufzufordern dachte, war auch den wohlgesinntesten Bischöfen nach ihrem bisherigen Verhalten jedenfalls unbequem. Sie fürchteten sich davor, wenn sie auch geneigt dazu und in der Sache einverstanden waren. Aber auch das war nicht außer Zweifel, zum wenigsten und namentlich nicht beim Erzbischofe. Doch was blieb übrig? Mochte Albrecht, was diesen betrifft, am ungeneigtesten zur Abhülfe sein: an ihm lag nun einmal das Meiste bei der Sache. Auch wußte Luther sehr wahrscheinlich noch weit nicht genau, wie sehr der Erzbischof bei dem Unwesen betheiligt war. Er meinte, wie er in einem Schreiben an ihn vom 1. December 1521 sagt, daß er seinen Namen und Wappen zu dem Handel hergebe, thue er „aus Unverstand und Unerfahrung, durch andere falsche Ohrenbläser verführet." Er glaubte ferner und hatte Recht darin, ihn und das Haus Brandenburg noch sehr zu schonen, wenn er ihn „treulich warnte," wenn er sich „aus christlicher Liebe entgegensetzte den wüsten, verführerischen, geldsüchtigen Predigern und den ketzerischen abgläubigen Büchern;" wenn er sich an jene Ohrenbläser „mit mancher Mühe und Fahr hängte," wiewohl er „hätte mögen den ganzen Sturm, wo ihm Unbescheidenheit gefal-

1) De Wette I, 186.

len, auf den Erzbischof treiben als auf Den, der Solches unter seinem Namen und Wissen handhabet mit ausgedrucktem Titel auf den ketzerischen Büchern geschrieben." Er mochte von dem hell-denkenden Albrecht, dem Beschützer der Humanisten und eines Hutten, voraussetzen, daß es nicht zu schwer fallen dürfte, ihn von der Verwerflichkeit des Ablasses zu überzeugen, daß er das Unwesen nur nicht recht kenne oder, daß er es innerlich mißbillige, und gemahnt sich schämen werde. Er war jetzt und noch lange in der Stimmung, daß er „tausend Eide darauf geschworen hätte, so bös könne ein Mensch nicht sein, erkannte Wahrheit muthwillig zu verdammen und zu verfolgen, zu verketzern und zu morden die daran hingen;" daß er, als „das Evangelium anging," gedachte „sonderlich die Bischöfe und hohen Schulen sollten's am ersten annehmen, so es jemand würde annehmen, würden's gewißlich Die thun, die den Namen haben, daß sie geistlich und heilig sind." Die Meisten hegten eine hohe Meinung von Albrecht, und so gesteht auch Luther ein starkes Vertrauen in ihn gesetzt und sich in ihm geirrt zu haben. Kaum Friedrich habe ihm so viel zu gut gehalten als der Erzbischof: „Ich dachte fürwahr es wäre ein Engel." Hätte aber der Erzbischof, der jedenfalls nicht übergangen werden konnte, Abgeneigtheit und Nichteinverständniß gezeigt, so waren zum wenigsten unter den Bischöfen manche wackere. Mochten sie furchtsam, befangen oder ungelehrt sein, in jedem Falle ließ sich doch etwas, ob auch nicht gar zu viel von ihnen erwarten. Es waren auch „feine fromme Bischöfe," wie er selbst sagt. Er hatte oft gehört, „daß sie des Papstes Superstition und Wesen verdammten." Die Bischöfe der Diöces, hatten sie nicht bei Allem, was in Wittenberg vorgegangen war, große Nachsicht, große Freisinnigkeit bewiesen? Dazu, was that er, wozu begehrte er ihren Beistand? Er „disputirte seines Berufs und Gewissen halber im Anfang schlecht und gerecht, der päpstlichen Hoheit zu Ehren, man solle den Schreiern und Ablaßführern einhalten, daß der römischen Kirch kein bös Nachklang daraus entstehe." Wie konnten sie sich der Aufforderung entziehen? Ueber alle Bedenken hob ihn endlich sein Grundsatz hinweg, den er jetzt schon bethätigte und späterhin so oft ausgesprochen hat: „Kein irdischer Herr weiß Alles; Gottes allein ist das Lob, Alles wissen und nicht betrogen werden können; solch Lob schreiben nur die hoffärtigen Tyrannen sich zu, die sich nicht wollen vermahnen lassen; Gott selbst und darnach auch das Recht hat geboten, daß wir's der Obrigkeit anzeigen sollen, wenn öffentlich gesündigt wird; denn wie die Obrigkeit mit Unwissenheit sündigt, sündigen auch die Untern, wo sie nicht anzeigen, was sie wissen das Unrecht ist: solchs ist ein Werk der Liebe." [1])

So wendete er sich denn in einem Privatschreiben an Albrecht als seinen Metropolitan und ebenso an den Bischof von Brandenburg Hieronymus Schulz (Scultetus), der Inspektor ordinarius der Kirche und Universität in Wittenberg, ein verständiger und wohlmeinender, aber schwacher Mann war, und weiter auch noch an die Bischöfe von Meißen (Johann von Salhausen), Merseburg (Fürst Adolf von Anhalt) und Naumburg (Herzog Philipp von Baiern). Was den Inspektor ordinarius betrifft, so hatte er, wie er sagt, einen „sehr gnädigen Bischof an ihm." Er setzte die geistlichen Häupter in Kenntniß von Tetzel's Ueberschreitungen, bat sie, daß sie den unverschämten Lügen und Lästerungen desselben steuern möchten, erinnerte ehrerbietig daran, daß es ihre Pflicht sei, solchen „Ungeheuerlichkeiten Einhalt zu thun und über die Schaafe Christi wider jene Wölfe zu wachen." Er beklagte sich über die ketzerischen abgläubischen Bücher und über die Authorisation, welche Albrecht denselben angedeihen ließ, „vermahnte und bat" namentlich den Letztern, „er wollte dem Tetzel Einhalt thun und solch ungeschickt Ding zu predigen wehren; solchs gebührte ihm als einem Erzbischofe; es möchte sonst eine Unlust daraus entstehen." Werde Tetzel und dessen Helfern nicht von den Obern gewehrt ihre falschen Lehren vorzutragen, so werde er sich genöthigt sehen sie vor den Augen der ganzen Kirche anzugreifen. Es scheint, daß er dem Erzbischofe und dem Bischofe von Brandenburg wenigstens den wesentlichen Inhalt der Disputation, die er beabsichtigte, schon jetzt mittheilte. Vollständig schickte er sie dem Erstern mit einem Schreiben, das er an demsel-

1) De Wette II, 112. Auslegg. der Genesis, zu Kap. 21, V. 25 f. Walch I, 2205 f. Auslegg. des 14., 15. und 16. Kap. Johannis, Kap. 15, V. 25, Walch VIII, 455. Hauspostille, Plochm. I, 283, 292. Tischreden, Walch XXII, 2129. Wider Hans Wurst, Plochm. XXVI, 50. Mathesius 15. Predigt.

ben Tage absendete, an welchem er die Thesen anschlug. Wir werden weiter unten darauf kommen. [1])

1) Plochm. XXVI, 52. Löscher I, 434. De Wette I, 186. Vorr. zum 1. Theile der latein. Schriften. Daß er an mehrere Bischöfe einige Zeit vor Anschlag der Ablaßthesen geschrieben, sagt er in einem Schreiben an Papst Leo vom 30. Mai 1518; daß er an den Erzbischof Albrecht und den Bischof von Brandenburg vor der Veröffentlichung dieser Thesen geschrieben, sagt er in der Vorrede zum 1. Theile seiner lateinischen Schriften, und noch ausführlicher in einem Schreiben an den Kurfürsten vom 19. November 1518 (De Wette I, 186) und in der Schrift Wider Hans Wurst (Plochm. XXVI, 52). Dazu kommt, daß nach diesen Aeußerungen eben das Benehmen der Beiden nach seinen Zuschriften ihn zum Hervortreten mit den Ablaßthesen bewog. Einen Zweifel daran, daß er schon zu dieser Zeit an Albrecht geschrieben, erweckt nur sein Schreiben an diesen bei Uebersendung der Thesen, sofern er darin eines vorangegangenen Schreibens nicht, wenigstens nicht ausdrücklich, erwähnt, und eine Aeußerung in einem Schreiben an den Erzbischof vom 1. Dec. 1521, indem er hier sagt, er habe zwei Mal lateinisch an ihn geschrieben, und sich dabei, wie es scheint, auf zwei spätere Sendschreiben bezieht. Dagegen scheint mir eine Aeußerung in dem ersten Schreiben von ihm an Albrecht, das erhalten ist (vom 31. Oktober 1517), den Zweifel nicht zu unterstützen, wie Hofmann (81) meint. Ich kann nicht finden, daß es wider den Zusammenhang sein sollte, das differre von einem Zögern Luther's mit dem Anschlage der Ablaßthesen zu verstehen. Der Eingang des Schreibens lautet allerdings so, als wäre es das erste gewesen, wogegen das ausus fuerim auf ein vorhergegangenes hinzudeuten scheint. Daß eins vorhergegangen, möchte auch dadurch noch glaublicher werden, daß er nicht blos wiederholt erklärt, die Thesen veröffentlicht zu haben, als ihm keine Antwort von den Bischöfen (zwei antworteten) geworden, sondern daß sich kaum ein Grund denken läßt, weshalb er sich eben an den Erzbischof nicht gewendet haben sollte, da er es einmal für rathsam und pflichtmäßig achtete, sich an die geistlichen Oberen zu wenden, und da er sogar den Bischöfen fremder Diöcesen schrieb. Endlich erklärt sich sein Verhalten bei Absendung des Schreibens vom 31. Oktober (daß er die Thesen, ohne Antwort auf dieses Schreiben abzuwarten, an demselben Tage veröffentlichte) nur theilweis aus dem Drange der Umstände, wovon noch die Rede sein wird, vollkommen aber bei der Annahme, daß jenem Schreiben ein früheres unbeantwortet gebliebenes vorhergegangen war. Annehmend, daß dies nicht der Fall gewesen, macht man (Alzog) es ihm zum Vorwurfe, daß er mit etwas gedrohet, falls der Erzbischof nichts thue, und ohne abzuwarten, ob Albrecht einschreiten werde, die Drohung ausgeführt habe. Allein er drohet dem Erzbischofe nicht mit den Thesen, die nur eine Disputation über den Ablaß und etwa ein (bedingter) Angriff auf diesen sein sollten, sondern mit einer Schrift, worin Albrecht und dessen Verhalten bei dem Unwesen angegriffen werden würde.

Der Friede der Welt hing daran, daß die Bischöfe, an die er sich gewendet, ihren Frieden opferten, sich für einen Augenblick ermannten und ihre Schuldigkeit thaten.

Albrecht und zwei von den Bischöfen antworteten nicht, ein anderer Bischof ließ ihn wissen, er „könne noch dürfe wider solche des Papsts Geschäfte nichts vornehmen." Der Bischof von Brandenburg erwiderte ihm, es wäre eine große Sache, er griffe der Kirche Gewalt an und würde sich selbst Mühe machen, daher er ihm riethe davon zu lassen. „Ich kann wohl denken, sagt Luther, daß sie alle Beide (der Erzbischof und Schulz) gedacht haben, der Papst würde mir, solchem elenden Bettler, viel zu mächtig sein." Auch in den Tischreden spricht er davon. Der Bischof habe ihm geantwortet: er solle mit denen Dingen nicht anfangen, würde er aber anheben, so würde er zu schaffen gewinnen. „Da redete der leibhaftige Teufel aus diesem Bischofe," setzt er hinzu. In einem Schreiben vom 30. Mai 1518 berichtet er an Leo über den Hergang: die Ablaßprediger hätten unter dem Schrecken des päpstlichen Namens sich Alles erlaubt gewähnt, das Gottloseste und Ketzerischste gelehrt zum Hohn der kirchlichen Obergewalt und als ob das Kapitel über die Mißbräuche der Quästoren sie nichts anginge; sie hätten sich sogar nicht entblödet ihre Gottlosigkeiten durch Druckschriften zu verbreiten, die Beichtiger durch Eide zu verstricken; sie hätten den allgemeinen Unwillen durch Drohen mit dem Papste, mit Scheiterhaufen und der Schande des Ketzernamens niedergehalten. Nichtsdestoweniger hätte das Gespött über die Habsucht der Geistlichen und das Schmähen auf Kirche und Papst in den öffentlichen Wirthshäusern zugenommen, worüber er vom Eifer um Christum und in jugendlicher Wärme entbrannt sei (wir erinnern uns, wie er sich vielfach tadelnd darüber ausgelassen), indeß habe er geglaubt, daß es ihm nicht zukomme hineinzugreifen (quicquam statuere aut facere). Er habe sich daher privatim an mehrere kirchliche Magnaten gewendet, von welchen einige seiner Mahnung stattgegeben, andre über ihn gespöttelt oder sonst abgünstig sich über ihn ausgesprochen hätten, alle aber wären von der Furcht vor dem päpstlichen Namen und vor päpstlichen Censuren beherrscht gewesen. [1])

1) De Wette I, 119 f. Myeon. 22. Plochm. XXVI, 52. Walch XXII, 1489. Mathes. 2. Predigt.

In der That „schwiegen alle Bischoffe und Doctores stille," niemand wollte „der Katzen die Schellen anbinden, denn die Ketzermeister, Predigerordens, hatten alle Welt mit dem Feur in die Furcht gejagt und Tetzel selbst auch etliche Priester, so wider seine freche Predigt gemuckt hatten, eingetrieben." Luther hat ohne Frage Recht, wenn er sagt, der erste rechte Anfänger des lutherischen Lärmens sei der Erzbischof gewesen, der durch seinen Beuteldrescher Tetzel den Leuten das Geld abnehmen lassen, um damit sein Pallium zu bezahlen, und, von ihm ermahnt, dem Tetzel nicht wehren wollen und das unter des Ablasses Schein gestohlene und noch zu stehlende Geld höher geachtet habe als die Wahrheit und der Seelen Heil. Wem Unlust aus dem Lärmen gekommen sei, der möge es zunächst Albrecht danken — er hätte hinzusetzen können und den vielen Aufgeklärten und Wohldenkenden, die es so weit hatten kommen lassen, die in der Lage waren und denen es ihre Stellung zur Pflicht machte, auf jede Gefahr einzuschreiten, und die dieß aus Furcht oder Liebe der Ruhe nicht gethan. Auch darin hat er Recht, wenn er weiter bemerkt: „Wo gleich der Luther nicht hätte des lästerlichen Tetzel's Predigt angegriffen, so war es dennoch zu der Zeit an dem und also übermacht, daß Stein und Holz hätten müssen dawider schreien, daraus nicht so ein säuberlicher lutherischer, sondern ein teufelischer, greulicher Lärm (durch die Rottengeister) worden wäre." [1])

Nachdem die kirchlichen Häupter die schwere Schuld auf sich geladen, obwohl gemahnt, dennoch nichts zu thun oder auch den Mahner schnöde zurückzuweisen, weil „er sich verachtet sah," führte er auf eigne Hand den Schlag. Seine Aeußerungen bringen die erfahrene Abweisung und seine entscheidenden Schritte in die genaueste Verbindung. Es kam indeß noch etwas dazwischen, das ihn forttrieb und über die letzten und auch die neuesten Bedenken hinweghob, welche eben durch das Benehmen der Bischöfe angeregt wurden. Er mußte daraus erkennen, daß ein nachdrücklicher Angriff auf Tetzel und die Ablaßmißbräuche nicht blos von den Ablaßkrämern, sondern auch in weiteren Kreisen und an höherer Stelle als Angriff auf das päpstliche und kirch-

1) Plochm. XXVI, 53.

liche Ansehen ausgelegt werden würde, daß der Erzbischof nicht so wohlgesinnt, oder doch nicht so leicht zu überzeugen war, als er erwartet, daß die Bischöfe ihn allein lassen würden. Die Ahnung mußte in ihm aufsteigen oder deutlicher werden, daß er es — und wäre es nur in Folge einer möglichen falschen Auslegung seines Schrittes gewesen — mit der päpstlichen Macht selbst zu thun bekommen könnte, und die Größe derselben trat ihm anschaulich in der allgemeinen Furcht vor den Schrecken ihres Namens entgegen. [1])

Reibungen mit Tetzel. — Verwickelung.

Als er die Kunde von Tetzel's Lästerpredigten in Jüterbock erhalten, die ihn bewogen an die Bischöfe zu schreiben, verfehlte er nicht auch von der Kanzel seine Zuhörer vor dem Ablaßkaufe zu warnen. Indeß bemeisterte er auch hier seinen Unwillen und beobachtete das äußerste Maß, so sehr ihn namentlich auch das verdrießen und schmerzen mußte, daß doch immer noch Viele zu Tetzel liefen, bei denen seine Belehrungen also des Eindrucks verfehlt hatten. Er hielt sich nach wie vor vom Eifern fern und begnügte sich in seinen Predigten zu sagen, es wäre besser armen Leuten nach Christi Befehl ein Almosen geben, als solche ungewisse Gnade für Geld kaufen: wer durch sein ganzes Leben Buße thue und sich von ganzem Herzen zu Gott kehre, der erlange die göttliche Gnade und Vergebung der Sünden, die der Erlöser durch sein Liebesopfer erworben, aus lauter Gnade anbiete und umsonst schenke. Tetzel tobte gegen ihn, sobald ihm dies zu Ohren kam, und begann — der Prediger und Verbreiter lästerlicher und unautorisirter, ja widerkirchlicher, also ketzerischer Lehren — ihn als Ketzer auszuschreien. Tetzel's Ketzerruf über ihn bereitete ihm Gefährde und konnte oder mußte zunächst die Folge haben, daß ein Theil seiner Zuhörer an ihm irre wurde, ihn mied. So griff Tetzel in seine Wirksamkeit als Prediger und Beichtiger ein. Es sollte aber noch unmittelbarer geschehen. Trotz seiner Warnungen liefen immerfort Viele zu

1) Plochm. daselbst. Vorr. zum 1. Theile der latein. Schriften. De Wette I, 120.

dem geistlichen Marktschreier, das Seelengift zu kaufen. Noch deutlicher hatte er nun den Schaden vor Augen, den die Ablaßprediger anrichteten. Tetzel riß ein, was er so sorgfältig und begeistert aufzubauen getrachtet und fortwährend aufzubauen bemüht war. Seine Seele hing an der Reinheit des göttlichen Worts und an dem Volke, das er auf den Grund des wahren Heils zurückzuführen trachtete. Tetzel verdarb ihm Beides. Es kam noch ärger. Manche von Denen, welche in Jüterbock gewesen waren, erschienen mit gelösten Ablaßbriefen vor ihm und „beichten ihm auf ihre Gnad. Und als sie große Grumpen vorgaben, und sich hören ließen, daß sie weder von Ehebruch, Hurerei, ungerechtem Gut und dergleichen Sünde und Bosheit nicht ablassen wollten, da wollte sie, weil keine rechte Buße noch Besserung angegeben wurde, der Doctor nicht absolviren. Da beriefen sich die Beichtkinder auf ihre Papstsbriefe mit Tetzelischen Gnad und Ablaß. Daran wollt sich Martinus nicht kehren." (Mekum.) Er erfuhr es jetzt so unmittelbar als möglich, wie das Ablaßwesen die christliche Frömmigkeit und Sittlichkeit zerstörte, wie sie die ganze gesetzliche Buß- und Pfarrordnung auflöste, die Seelsorge und die priesterliche Würde herunterbrachte, ja die erstre geradezu vereitelte und den Priester zum Handlanger der Ablaßkommissäre erniedrigte, seine wichtigste Befugniß, sein Amt zu nichte machte. Man erinnere sich der päpstlichen Bullen und insbesondre der erst noch im September ergangenen, was da den Beichtigern vorgeschrieben und zur Pflicht gemacht wurde, und unter welchen Strafandrohungen. Nach der Gehorsamspflicht hätte er sich fügen müssen, nach Ueberzeugung und Gewissen vermochte er es nicht. Die Gewissenspflicht überwog bei ihm in der schweren Wahl. Er erklärte den Unbußfertigen nach Lukas 13: So ihr euch nicht bessert, werdet ihr trotz eurer Ablaßzettel auch so umkommen (wie die Galiläer, von welchen dort die Rede), und weigerte sich ihnen die Absolution zu ertheilen, also auch zum Sakramente sie zuzulassen. Es war seine erste eigentliche Auflehnung, eine Auflehnung gegen übertriebene, mißbrauchte und den Kirchengesetzen zuwiderlaufende Befugnisse und Befehle, eine vom Gewissen abgedrungene, doch freilich eine Auflehnung. [1])

1) Mathes. 2. Predigt. Hofmann 77 ff.

Tetzel hatte eingegriffen in Luther's Priesterrechte und Pflichten, seine unmittelbare Wirksamkeit, in Das, worin seine Seele lebte, das er nicht aufgeben konnte; aber Luther auch in Tetzel's Befugnisse, unmittelbare Wirksamkeit, das Geschäft seines Lebens, sein Alles. Drang Luther durch mit seiner Lehre und Predigt, seiner Weigerung, die Ablaßkäufer zu absolviren, so minderte sich der Zulauf des Volks, so wurde Tetzel's Ablaß zum Spott, so wagten es die Priester auch an anderen Orten gegen seine Vollmachten sich zu erheben. Schon erfuhr er etwas davon. Luther's Nichtabsolvirte klagten bei ihm, forderten zum Theil ihr Geld zurück. Nun verdoppelte sich sein Zorn, er wüthete auf der Kanzel noch viel ärger als bisher gegen Luther, nannte ihn einen Erzketzer, bedrohete ihn mit dem Banne, und ließ zum Zeichen seiner Befugnisse als Ketzerrichter und des Schicksals, das er allen ihm Widerredenden und zunächst dem Wittenberger zu bereiten gedenke, von einigen zu einigen Tagen auf offnem Markte Scheiterhaufen anzünden. Er fühlte vielleicht, daß er der Sache als Ablaßprediger zu viel that, wußte aber, daß es gern gesehen wurde. Wie hätte er in Dem, was Luther that, etwas Anderes erblicken sollen, als einen unbefugten Eingriff in Rechte, die die höchsten Kirchenhäupter ihm übertragen, als eine strafbare Widersetzlichkeit? Er war außer Stande, Unbefugtes und Nichtiges in päpstlichen Anordnungen zu erblikken oder einen Unterschied zwischen dem Ungehorsame Luther's und jedes Andern zu erkennen; er konnte Luther nicht verstehen, Luther's Benehmen nicht würdigen, nicht an Luther's Macht und die erzbischöfliche und päpstliche Unmacht glauben. Er war eine zu gemeine Seele und zu beschränkt, als daß er bei Luther andre Beweggründe als Ordensneid und ähnliche hätte voraussetzen, die Kraft und Gewalt der Wahrheit, des Geistes ahnen können. Es mußte ihm als lächerlicher Trotz erscheinen, daß der eine Doktor in Wittenberg sich herausnahm, was Niemand wagte. Er war in der That gemüßigt einen Ernst daraus zu machen, Alles aufzubieten, den Augustiner zum Schweigen zu bringen. Selbst wenn er gewarnt, wenn eine Ahnung in ihm aufgestiegen wäre, daß er sich in der Nähe eines Stärkeren befinde, eines Unverzagten, dem das Sprüchwort im Herzen steckte: Wer vom Dräuen stirbt, dem soll man mit Eselsklang zu Grabe läu-

ten, den die Sinnesart erfüllte, die er längst vor den Zuhörern (in der Psalmerklärung) ausgesprochen und in Pestzeiten bewährt: obgleich noch Manche als Märtyrer sterben, so bleibt die Kirche doch immer, und das Sterben gereicht ihnen nicht zum Tode, sondern zum Leben: — wenn auch eine Ahnung in Tetzel aufgestiegen wäre, daß er hier Alles auf's Spiel setze; er konnte nicht mehr fort aus dieser Nähe, ohne gesiegt zu haben, er war und vermochte nichts mehr, wenn er jetzt abzog. Er hatte manche Demüthigung und Abweisung erfahren, war Schimpf und Schande gewohnt. Dieses Mal aber war ein so weithin bekannter Name, eine so weithin tönende Stimme, die dem Weichenden schwerlich Ruhe gelassen hätte, eine solche Oeffentlichkeit damit verknüpft, daß der Fall ein ganz anderer. [1])

Eben dadurch, daß die Sache ein solches Aufsehen erregt, wurde der schon unlösbare Knoten auch von anderer Seite noch unlösbarer. Nicht blos daß Luther eine so auffällige und entschiedene Richtung verfolgt hatte und zu einer solchen persönlichen und wissenschaftlichen Bedeutung und Stellung gelangt war: er hatte sich seit anderthalb Jahren vorsichtig zwar, ja ungewiß über den Ablaß, über das Wesen aber, wie es Tetzel trieb, doch so bestimmt ausgesprochen, er hatte sich durchgehends so muthig und tapfer über die Christentugend und Pflicht geäußert, in Sachen, die göttliche Wahrheit und der Seelen Heil betreffend, alles Irdische nichts zu achten und ohne Furcht Alles zu wagen, zu leiden, zu opfern, daß er moralisch geradezu vernichtet gewesen, wenn er in dem Augenblicke zurückgewichen wäre, wo es galt das Wort mit That zu bewähren. Die Aufforderung, eben jetzt seine Stimme zu erheben, lag in seinem ganzen Verhältniß, seiner Stellung und Bedeutung in Wittenberg; er hätte sie aus stummen Mienen herauslesen müssen, nicht schweigen dürfen, und wäre er auch von Niemand auf die Sache angeredet worden. Allein auch dies geschah, wie es nach seinem Ansehen und der ganzen Lage der Dinge nicht anders zu erwarten war. Die Gelehrten und Ungelehrten in seinem nächsten Kreise wurden durch das Neue und Unerhörte in Tetzel's Predigten vom „apostolischen" Ablaß in Bewegung und Verwunderung

1) Löscher I, 431 ff. Luther an Melanthon, Walch XVI, 1096.

gesetzt. Die Freunde, ja auch persönlich ihm Unbekannte, bestürmten ihn mit Fragen und Briefen, wollten seine Ansicht hören. Er glaubte den Zudringlichen nicht sogleich Rede stehen zu dürfen, hielt eine Zeitlang zurück. Aber sie ließen nicht ab, trieben ihn mit „scharfen Disputationen" in die Enge, die „die Ehrfurcht gegen päpstliche Heiligkeit gefährdeten." Er spricht davon in einem Schreiben vom 22. Mai 1518 an den Bischof von Brandenburg. Man sieht, die Meinungen waren getheilt. Bei Manchem sträubten sich gesunder Verstand, Einsicht und inneres Gefühl gegen die „neuen Lehren," Manche, scheint es, ergingen sich in einem heftigen und ihm mißfälligen Widerspruche, der das Haupt der Kirche selbst nicht schonte, wogegen die Ablaßdoktrin oder Praxis, oder beide, von Andern doch noch in Schutz genommen wurden. Der Zusammenhang läßt erkennen, daß sie sich auf die päpstliche Autorisation und die päpstliche Untrüglichkeit beriefen, und darin war auch er so „gefangen," daß er sich fast zum Wanken gebracht sah und zu dem inständigen Wunsche gebracht wurde, was die Ablaßkommissäre predigten möchte nur Wahrheit sein. Allein zu mächtig waren seine entgegengesetzten Ueberzeugungen; er konnte sie nicht aufgeben; so groß seine Ehrfurcht vor der päpstlichen Heiligkeit und vor Leo sein mochte, er hatte Rom gesehen und mehr und mehr war ihm kund geworden, wie es da zuging, wie es mit dem gepriesenen Papste stand; er hatte die Untrüglichkeit der Kirche von der des Papstes und den Begriff des Papstthums von dessen jeweiligem Vertreter unterscheiden gelernt. In jedem Falle mußte er sich erklären, handeln. So konnte es nicht bleiben. Eine Vermittlung ließen die Gegensätze nicht zu, die so scharf in den Dingen wie in den Persönlichkeiten lagen. Die Anliegen und Leidenschaften der Wahrheit und des Geld- und Ehrgeizes, Mannesstolz und Inquisitoren-Hochmuth, Gott- und Papstvertrauen, Gewissensernst und sittliche Frechheit, Ansprüche entstammend dem äußerlichen Rechte und dem Rechte des Geistes, geradhin einander zuwiderlaufende Ansicht und Lebensziele, nicht aufzugeben, als mit dem Leben selbst! Luther zum wenigsten hätte es nicht können, Tetzel konnte es nicht wollen. So entschloß sich Luther, innerlich und äußerlich gedrängt, die Sache zu einer Entscheidung zu bringen, eben wie Tetzel Anstalten dazu durch

sein Anzünden von Scheiterhaufen, seine Drohungen mit Bann und Ketzergericht traf. Wie Tetzel aufregend den großen Haufen in das Spiel zu bringen, die rohe Volksgewalt aufzurufen oder sonst Gewalt gegen Vergewaltigung aufzubieten, kam ihm nicht von fern in den Sinn. Merkwürdig vereinigen sich in Dem, was er that, Leidenschaft, Feuer, Ungestüm und kluge Vorsicht, besonnene Ruhe, maßvolles Ansichhalten. [1])

Entschluß zum Angriffe. — Anschlag der Ablaßthesen, 31. Oktober 1517.

Die kluge Vorsicht, womit er zu Werke ging, liegt, obwohl noch lange nicht allein, in der Form, welche er für den Angriff wählte, zu welchem er sich um die Zeit, als er an die Bischöfe schrieb und für den Fall entschlossen haben muß, daß die letztern ihm kein Gehör gäben. Gegen das Ende des Oktobers liefen die abrathenden oder gar spöttelnden Erwiderungen ein, war die Frist verstrichen, bis zu welcher er auf die rückständigen geglaubt haben mochte warten zu müssen. Oder er hätte vielleicht noch länger darauf harrend gezögert, aber die Umstände und sein Feuer drängten. Es scheint, er wollte der Ausführung der tetzelischen Drohungen durch eine That zuvorkommen. Dazu stand ein Tag nahe bevor, der ihm höchst geeignet zur Führung eines Schlags, ja der in Wahrheit dazu aufzufordern schien, den er ohne Krieg kaum hätte vorübergehen lassen können — Allerheiligen. Wir wissen schon, welch ein Zulauf da zu der mit Reliquien und Abläßen reich ausgestatteten Schloßkirche stattfand. An keinem anderen Tage im ganzen Jahre traten alle die mit solchem Zulauf und Wallfahren verknüpften widrigen Erscheinungen so gehäuft und grell hervor, die seinen Unwillen schon längst so sehr erregt hatten, über die er in den Predigten über die zehn Gebote so scharf sich ausgelassen. Julius II. hatte 1510 einen hundertjährigen Ablaß für alle Die erneuert, welche die Schloßkirche vom Montage nach Jubilate an besuchen und ihren Reliquienschatz verehren würden. Von Leo X. war nicht blos dieser Ablaß 1516 bestätigt, sondern auch noch ein neuer auf das Allerheiligenfest angeordnet, und den Priestern der Schloßkirche das Recht ertheilt worden, selbst die schwersten Verbrecher loszusprechen, woran wir uns hier erinnern wollen. Die Nähe des päpstlichen Ablaßkommissariats, die stattgehabten Reibungen ließen erwarten, das Volk werde sich ungewöhnlich bewegt zeigen. Auch hatte Tetzel seinen Ablaß sogar in die Schloßkirche verkündigen lassen.

1) De Wette I, 112.

In Wittenberg schwankten die Meinungen über den Ablaß. Luther selbst war noch immer ungewiß. Disputationen waren es, worin man Entscheidung in Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten zu suchen pflegte. In ihnen hatte die Freiheit der Ansichten und Aeußerungen den weitesten Spielraum, den stärksten Schutz. Die hergebrachte Sitte ließ da die abweichendsten Behauptungen und deren Vertheidigung zu, sofern sie nur als blos individuelle Ansichten auftraten und ihre Urheber das Besserwissen der Kirche vorbehielten und deren Ausspruche sich unterwarfen. Fast genau vor hundert Jahren hatte Hieronymus von Prag zu Konstanz Gerson's Vorwürfe wegen seiner Lehrmeinungen über die Allgemeinbegriffe, als wodurch er schon zu Paris Aergerniß gegeben haben sollte, durch Berufung auf seine Magisterwürde, die ihn berechtige, neue Lehrmeinungen zur Bestreitung aufzustellen, siegreich und mit leichter Mühe zurückgewiesen. Aehnliches war nicht selten vorgekommen. So entschied sich Luther für eine Disputation. In dem Schreiben an Papst Leo, vom 30. Mai 1518, sagt er, als die Bischöfe ihn abgewiesen, habe ihm gedäucht, er könne nicht anders thun, als wenigstens ganz säuberlich (leniuscule) den Ablaßpredigern zu widerreden, das wolle sagen ihre Lehren anzuzweifeln und auf die Probe einer Disputation zu ziehen; daher habe er die Disputirsätze ausgehen lassen nebst Einladung an Gelehrtere, mit ihm die Sache durchzudisputiren. Aehnlich in dem Schreiben vom 22. Mai 1518 an den Bischof von Brandenburg. Nachdem er von so Vielen darauf angeredet und von den Ablaßfürsprechern in die Enge getrieben worden, habe er gemeint, der beste Rath sei, daß er weder den Einen noch den Andern beipflichte, sondern zunächst über eine so große Sache disputire, bis die heilige Kirche sich darüber aussprechen würde, was man zu glauben habe; deshalb

habe er die Thesen veröffentlicht und Jedermann zur Disputation eingeladen, auch durch Privatschreiben noch einige der angesehensten Gelehrten gebeten, ihre Ansicht auszusprechen, da ihm gedäucht, die Lehren der Ablaßprediger würden unterstützt weder durch die Schrift noch durch die Kirchenlehrer oder die Kanones selbst, einige wenige doch ohne Text redende Kanonisten, und einige doch nur ihre individuellen Ansichten aufstellende und nichts beweisende Scholastiker ausgenommen. Denn ihm scheine nichts widersinniger zu sein, als daß in der Kirche Gottes Lehren gepredigt und gehört würden, von deren Grunde den Ketzern keine Rechenschaft gegeben werden könne; das sei so viel als Christum und seine Kirche ihnen zum Gespött preisgeben. Es leide ja ferner keinen Zweifel, daß den Scholastikern und Kanonisten Glaube nicht gebühre, wenn sie nur ihre Meinungen vortrügen. Es heiße schandbar, wenn ein Jurist ohne Text rede, aber noch viel schandbarer sei es, wenn ein Theolog ohne Text rede, nämlich ohne wahren Text aus der Schrift, den Kanones und Kirchenvätern, denn aus dem Aristoteles werde allerdings nur viel zu viel geredet. Weiter habe er gemeint, es stehe ihm zu und sei Pflicht für ihn, über Lehren zu disputiren, die von allen die zweifelhaftesten und, wenn falsch vorgetragen, die gefährlichsten wären. Sei doch den Gelehrten bis jetzt sogar erlaubt gewesen, über die heiligsten und ehrwürdigsten zu disputiren, welche kein Christ die Jahrhunderte daher in Zweifel gezogen habe. Jeder müsse einsehen, daß die Bescheidung oder heilige Scheu Derer eine demüthelnde und selbstwegwerfende (humilis, dejecta religio) sei, welche forderten, man solle über die Gewalt der Kirche oder des Papstes nicht disputiren, sondern schweigen und Dank sagen, während sie selbst statt zu schweigen und Dank zu sagen, fortwährend vorwitzig disputirten über die Macht, Weisheit und Güte Dessen, der jene Gewalt gegeben, und alles Verborgenste in der höchsten Majestät mit ihrem Aberwitz dermaßen beckleckten, daß sie in den Gemüthern die Liebe und Ehrfurcht gegen Gott fast gänzlich vertilgt hätten. [1])

Dagegen lag das Kühne und Heftige im Inhalte der beab-

1) Hofmann 85. Menzel, Gesch. der Deutschen, VI, 232. De Wette I, 120, 113 f.

sichtigten Disputation, die, wie wir sehen werden, unmittelbar aus seinen theologischen Begriffen, nach deren neuester Entwickelung, hervorgingen, an diese zunächst anknüpften und von der Doktrin aus dann auf die Ablaßpraxis hinübergriffen, jene wie diese gleichmäßig und gleich tief, gründlich und nachdrücklich fassend. Hierin lag das eigentlich Durchschlagende und für ihn selbst Gefährlichste, wie im Tone das Aufweckende. Die Thesen sehen sich nach ihrem Inhalt und Ausdruck wie ein Erzeugniß des erregten Augenblicks, der Begeisterung und Leidenschaft an, und sind es in der That. Aber eine genauere Betrachtung zeigt auch, daß sie fein, überlegt und sorgfältig ausgedacht und ausgearbeitet waren. Erkennt man in ihnen bei all ihrem Ungestüm deutlich seine Umsicht, so geht hieraus selbstredend hervor, daß er sich nicht verbarg, welch ein gefahrvolles Unternehmen er begann, obwohl er nichts gegen den Papst, die Kirche oder auch nur den Ablaß selbst beabsichtigte und vielmehr Alles so stellte, daß der Angriff nur Unberechtigtes treffen sollte. Er war sich bewußt etwas Rechtmäßiges und Nöthiges, aber freilich Unerhörtes und Gefährliches zu beginnen: die Antworten der Bischöfe waren in dieser Beziehung deutlich genug gewesen. Er hatte daher auch schwere Bedenken und nach allem Anscheine bis zum Entschlusse lange gezögert. Leicht finden wir darin auch den Grund, weshalb er nur zwei Bischöfen — um ihnen den Ernst zu zeigen — von dem Inhalte der beabsichtigten Disputation Kenntniß gab, und selbst gegen die Vertrautesten in Wittenberg, wie es scheint, nur sehr wenig, wol kaum Genaueres davon verlauten ließ. Niemand hätte ihm beigestimmt, Keiner neben ihm den Muth und Sinn in sich gehabt, ihn zu bestärken, die Meisten oder Alle würden abgerathen, ihn bestürmt, vielleicht ein heftiges Einschreiten veranlaßt haben. Entschlossen war er einmal. Er konnte hoffen durch die Kühnheit der That, wenn sie einmal geschehen war, die Meisten fortzureißen, aber nur Beirrungen erwarten, je mehr er vorher davon sprach. Wir werden dies noch bestätigt sehen. Er fühlte jetzt ohne Zweifel, was er späterhin mehrfach sehr bewußt empfunden hat, daß der Starke am mächtigsten allein ist. Es war Nachwirkung davon, daß er, als die Gefahr über ihn kam, weder vom Kurfürsten noch sonst von einem Menschen geschützt sein wollte, und 1530 zu Koburg den Wunsch aussprach,

er wollte, daß er wieder allein wäre, wie er es zu dieser Zeit gewesen. [1])

Er wählte aus den erwähnten Gründen zur Veröffentlichung der Disputation den 31. Oktober, den Tag vor dem Allerheiligenfeste, einen Sonnabend. Es hat im Uebrigen damit folgende Bewandtniß. Mit den Mittagen der den Festen vorhergehenden Tage beginnen nach kanonischer Rechnung die heiligen Abende (Vigilien), welche nach akademischer Sitte zum Anschlag von Disputirsätzen gern gewählt wurden. Um zwölf Uhr soll er die seinigen angeschlagen haben. Ob er es eigenhändig that oder es thun ließ, darüber sind die Nachrichten verschieden. Wie Allerheiligen ausersah er die Schloßkirche selbst, die nährende Mutter der Universität, das Schooßkind des Landesherrn. An ihr Hauptportal schlug er seine Streitsätze an, so dem wallfahrenden Volke, der Geistlichkeit, die des Tempels Heiligthümer zur Schau stellte, den angesehensten Doktoren der Universität, den Pfründnern der Stiftskirche, dem Kurfürsten entgegentretend — Jedermann, der in dem Wahne befangen. Der Auftritt hat eine Aehnlichkeit mit dem sieben hundert Jahre frühern, wo Bonifacius die Axt an die heilige Eiche der Friesen legte. Auch in der Umgegend Wittenbergs wurde die Disputation dem Gebrauche gemäß angeschlagen. [2])

Ueber seine Stimmung und Beweggründe, Hoffnungen und Bedenklichkeiten und was weiter dahin gehört, wird noch Einiges zu sagen sein. Doch geschieht es zweckmäßiger oder kann erst geschehen, nachdem wir seine Disputation uns vorgehalten, die man vor Augen haben muß, um die ganze That richtig beurtheilen und würdigen zu können. Bevor wir indeß die 95 Streitsätze über den Ablaß genauer ansehen, noch die Bemerkung, daß der Angriff sich nicht auf dieselben beschränkte, sondern unmittelbar neben und nach ihnen auch noch durch das schon erwähnte Schreiben an den Erzbischof Albrecht, durch ein paar Schriften (Sermon von Ablaß und Gnade und Sermon von der Buße), auch durch eine, wol ohne Frage in der Schloßkirche gehaltene Predigt, worauf wir unten kommen werden, wiederholt, unterstützt, vervollständigt wurde.

1) De Wette I, 186.
2) Hofmann, 83 ff.

Siebentes Hauptstück.

Die Ablaßdisputation, die begleitenden Schritte.

Einleitendes. — Die fünf und neunzig Streitsätze über den Ablaß und die Erläuterungen. — Sermon von Ablaß und Gnade, Sermon von der Buße. Predigt an Kirchweih.

Einleitendes.

Die fünf und neunzig Streitsätze, zu welchen wir uns jetzt wenden, haben die Ueberschrift: „Disputation Doktor Martin Luther's zur Erklärung der Kraft des Ablasses. Aus Liebe und rechtem Fleiß die Wahrheit an Tag zu bringen, soll über die nachstehenden Sätze zu Wittenberg unter dem Vorsitze des ehrwürdigen Vaters M. Luther's, Augustiner-Eremiten, der Künste und h. Theologie Magisters und ordentlichen Lehrers, disputirt werden. Er bittet deshalb die sich gegenwärtig davon nicht mit uns unterreden können, daß sie ihre Meinung durch Schrift zu erkennen geben. Im Namen unsers Herrn Jesu Christi." Die Thesen waren nach Art der Patente auf einen Bogen in zwei Kolumnen gedruckt und in vier Ordnungen getheilt, von welchen die ersten drei jede fünf und zwanzig Sätze enthielten, die vierte zwanzig. [1])

1) Disputatio D. M. Lutheri Theologi pro declaratione virtutis indulgentiarum p. p. Das Literarhistorische bei Spiker a. a. O. 250 ff. Hofmann, Lebensbeschreibung Tetzel's, 83 ff. Sie sind oft gedruckt.

Man nennt diese fünf und neunzig Streitsätze mit vollem Rechte weltgeschichtlich. Der unermeßliche Eindruck, welchen sie hervorbrachten, ist eine bekannte Thatsache. Welche noch kaum geahnte, noch lange unberechnete Folgen knüpften sich an sie an!

Löscher hat sie lateinisch mit beigedruckter deutscher Uebersetzung von Jonas, die eine Art Ansehen erlangt hat. Ich werde ihr folgen, sofern sie nicht vom Originale abweicht, was die verschiedenen deutschen Uebersetzungen mehrfach thun. Von dem ersten Drucke habe ich kein Exemplar gesehen. Sie wurden 1517 zu zwei Malen in Wittenberg auf vier Quartblätter gedruckt. Von der zweiten Auflage besitzt die berliner Bibliothek zwei Exemplare. Die Abweichungen derselben von dem Abdrucke bei Löscher bestehen größtentheils nur in Druckirrungen oder Verschiedenheiten der Schreibart. Es dürfte indeß manchen Lesern willkommen sein, zu ihrer Kunde zu gelangen. Ich füge sie deshalb hier hinzu:

Löscher, I. Zweiter Abdruck.

pap. 438. Mart. Lutheri] Martini Luther.
subscripta themata] themata fehlt.
Wittembergae] Vuittenbergae
Luthero] Luther.
Eremitano Augustiniano] fehlt.
eiusdem] eiusdemque
ordinario lectore] lectore ordinario
A. M. D. XVII.] fehlt.

439. 1. agite,] agite
fideluim] fidelium
2. verbum de poenitentia] verbum poenitentia de poenitentia.
id est] .i.
4. itque] itaque
id est] .i.

442. 14. ipsa] ebenfalls (nicht ipse).
16. differrunt] differunt.

443. 21. Jndulgentiarum commissarii] Jndulgentiarum praedicatores ii, qui etc.
23. id est] .i.

444. 26.] I.
27. Numus] nūmus.

445. 29. paschale] paschali
31. id est] .i.

446. 39. doctissimis] acutissimis

447. 41. falso] false

449. 50. aedificari] edificari
cute et ossibus] cute, carne et ossibus

Sie waren das Sturmzeichen der von nun an folgenden Erschütterungen, die Spitze, in welche die Entwickelung der abendländischen Kirche, seit den mittleren Jahrhunderten, der germanischen Nationen kann man sagen, zumal der deutschen auslief, und worin sie sich gewissermaßen vollendete und abschloß, um fortan ganz neue Läufe zu beginnen; der Punkt, bei welchem das gesammte religiöse, wissenschaftliche, staatliche und Kulturleben der Neuzeit beginnt, gleichsam der letztern aufgehendes Tagsgestirn, wie sie vielen Erwachten und Erwachenden erschienen, aufgehend in doppeldeutigem Morgenroth. Gleich zuckenden Blitzen, in welchen ein gewitterschwangeres Gewölk den lange angesammelten Stoff entladet, dasselbe auf Augenblicke erhellend, öffnen sie Luther's ganzes Innere, wie es war in dieser Zeit, mit Allem, was darin gährte und stürmte, schwankte und fest stand, mit seinen Schmerzen und seinem jubelnden Empfinden, seinem Zorn und seiner Liebe, seinen Zweifeln und Aengsten, seinem Glauben und Himmelsfrieden, seiner Siegsfreudigkeit, seinem Siegsbewußtsein. Es ist gewiß der Mühe werth zu schauen, was einen Solchen wie ihn und mit ihm viele andre Wackre und Bedeutende in einem solchen Augenblicke in der Tiefe bewegte, in den Mittelpunkt der wichtigsten Fragen jener großen Zeiten-

pag. 51.] I.
52. imo] immo
impignoraret] impigneraret
53. ecclesiis silerè] ecclesiis penitus silere
54. quam illi] quam verbis evangelicis

450. 55. ceremoniis] caerimoniis (bis)

451. 65. retia] rhetia

452. 66. retia] retia
67. Sunt tamen] fehlt.
quae] quas
68. minima] minimae

453. 76.] I.

454. 80. licere ** sinunt] spargi sinunt

455. 82. Si infinitas] Cum tamen infinitas
pecuniam funestissimam] funestissimam pecuniam
ut caussam levissimam] quae est causa levissima

457. 91. imo] immo
protestatio.] fehlt. M. D. XVII.

wende einzudringen. Es ist unerläßlich, man muß diese Streitsätze verstehen, wenn man Luther und seine That ihrer Veröffentlichung, den früheren und spätern Luther, wie er wurde bis hierher und von jetzt an, und das von ihm Ausgehende, die Reformationsepoche, ihre Erscheinungen und Folgen verstehen will. Sie sind leicht zugängig und leicht durchgelesen, aber ein wahres Verständniß ist dadurch noch nicht gewonnen. Viele, auch Gebildete, lesen und haben sie gelesen, ohne zu einem solchen zu gelangen oder gelangt zu sein. Zu einem Zeichen, wie ursprünglich sie waren, und wie selbständig ihr Urheber, neben der vermeint höchsten Bildung der Zeit, herangereift war, erschienen sie als erfüllt von einem Inhalt unter der Höhe der Zeit, ein eitles theologisches Schulgezänk anhebend, der Mehrzahl der Häupter, der Weisen der Zeit, Papst Leo, seinem Hofe, vielen der deutschen Aufgeklärten, einem Mosellan, ja den ersten unter den vorragenden und vordringenden Geistern der Nation, Erasmus, Hutten. Zu deutlich steht ihr Erfolg uns vor den Augen, als daß wir sie so niedrig ansehen könnten. Allein der Zusammenhang ihres Inhalts und ihrer Wirkungen bleibt den Meisten mehr oder minder dunkel. Es wäre so viel daran gelegen, daß wir eine echte Kunde unsrer Geschichte gewönnen, und sie, in denen einer der wichtigsten und nöthigsten Schlüssel zur Erkenntniß der Reformationsepoche liegt, bleiben mehr oder weniger unverstanden, ungewürdigt von den Geschichtlesern, ja selbst von Geschichtschreibern. Freilich kann es kaum anders sein. Diese Sätze sind nur Andeutungen, Aphorismen, Themata, zum großen Theile fremd, ja trocken erscheinend, statt lebenvoll. Wie schon gesagt, gehen sie aus der Mitte der theologischen Entwickelung und Gelehrsamkeit ihres Urhebers und seiner Zeit hervor, und die theologische Gelehrsamkeit der letztern liegt so weit ab von der heutigen. Was sie zur Erörterung bringen, gehört bei uns ganz oder doch größtentheils zum Abgemachten. Auch daher, daß es nicht so leicht ist, sie völlig zu würdigen und ihre Wirkung zu begreifen.

Das Verständniß wird durch die bisherige Darstellung schon erleichtert sein, indeß wünsche ich es so vollständig als möglich den Mehrern in weiteren Kreisen zu vermitteln. Es bietet sich dazu ein sichrer, die reichsten und lohnendsten Nah- und Fern-

sichten gewährender, freilich langer Weg dar. Doch kenne ich keinen kürzern für Den, der eben ein völliges Verständniß wünscht, und er bietet sich so natürlich, ja als der einzig sichere und als der nothwendige dar. Die mündliche Disputation sollte das aphoristisch, epigrammatisch, paradox Angedeutete und Hingeworfene ausführen, begründen, ins Licht setzen. Niemand erschien zu ihr. Die Kollegen stimmten in den theologischen Grundbegriffen fast alle mit Luther überein, noch mehr im Urtheile über die Ausschreitungen Tetzel's und seiner Gehülfen. Wenn diese ihren Anhang hatten, so hätte sich doch nicht leicht ein tüchtiger Gelehrter und Ehrenmann dazu hergegeben, öffentlich auf ihre Seite zu treten. Untergeordnete Geister mochten es mit Luther nicht aufnehmen. Sie scheuten den Schimpf. Man kann denken, daß die Kühnheit, das Überraschende der Thesen im ersten Augenblicke die Freunde Tetzel's und auch Die außer Fassung brachte, die mit Luther in manchen Punkten verschiedener Meinung waren. Es kam hinzu, wer ihm irgendwie bei dieser Sache entgegentrat, setzte sich dem Scheine aus, daß er für Tetzel Partei nehme. Endlich war es gefährlich mit Luther etwa über einige seiner Sätze zu streiten und die Richtigkeit andrer zuzugestehen. Es hieß für ihn Partei nehmen oder konnte doch leicht so gedeutet werden, war fast nicht weniger als sich mit in seine Gefahr begeben. Wie, wenn seine Dialektik dazu nöthigte, sich zu entscheiden, wo man gern unentschieden blieb, öffentlich einzuräumen, was gefährlich einzuräumen war? Mit einem Worte, Niemand mochte sich mit der Sache befassen oder gegen ihn auftreten. Allein ihm genügte das nicht. Er wollte die Sache zu einer Entscheidung gebracht wissen, und wenn er sich für den Augenblick auch nur an die nächsten Kreise wendete, so lag doch der Gedanke schon in ihm oder kam ihm sehr bald, auch die Entfernten aufzurufen, alle Welt zur Theilnahme herbeizuziehen, seine Behauptungen nach allen Seiten zu rechtfertigen. Daher, daß er gleichzeitig mit der Disputation oder unmittelbar nach ihrer Veröffentlichung unter dem für dergleichen Schriften gebräuchlichen Titel „Resolutionen" Erläuterungen und Beweise der Thesen schrieb, worin er diese nun eben so begründete und weiter ausführte, wie er es beim Disputiren gethan haben würde. Sie sollten sofort im Druck erscheinen, indeß ließ er sich von ih-

rer Veröffentlichung bis in's nächste Jahr zurückhalten, nachdem er sie im Laufe desselben schon in der Handschrift dem Bischofe von Brandenburg, Staupitz, Leo X. und ohne Zweifel vielen Näherstehenden mitgetheilt hatte. Sie sind seine Hauptschrift vom Jahre 1518, kommen aber jetzt schon in Betracht, weil sie seinen eigenen Kommentar zu den Thesen enthalten, diese also am besten erklären, weil sie ihrem wesentlichsten Inhalte nach zugleich mit den Thesen, die eben nur der zusammengedrängte Kern seiner Gedanken, gedacht sind und seine ganze dermalige Entwickelung allseitig vor Augen stellen. Ich werde sie daher benutzen, so weit mir ihre Berücksichtigung zu einem genaueren Verständniß der Streitsätze nöthig erscheint. [1])

Die fünf und neunzig Streitsätze und die Erläuterungen. [2])

Er stellt den Erläuterungen eine Protestation voran, welche seinen Standpunkt zu genau bezeichnet, als daß wir sie übergehen dürften. Weil es sich, sagt er darin, um eine theologische Disputation handle, so wolle er die in den Schulen gebräuchliche Protestation zur Besänftigung der Gemüther wiederholen, welche durch den nackten Text der Disputation (die Thesen) vielleicht verletzt wären. Er erkläre erstlich, daß er schlechterdings nichts sagen oder behaupten wolle, was nicht als bewährt angenommen sei und werden könne zuerst aus der heiligen Schrift, sodann aus den von der römischen Kirche recipirten Vätern von unbezweifel-

1) In einem Briefe an Truttvetter sagt er, fast Alle ständen auf seiner Seite. Der Brief ist indeß im Mai 1518 geschrieben, wo die Meinung schon vorgeschritten war. Unten mehr über die jetzige Stimmung der Kollegen. De Wette I, 108, 114.

2) Resolutiones disputationum de virtute indulgentiarum ad Leonem X, bei Löscher II, 183 ff., deutsch bei Walch im 18. Bande. Vergl. Vorr. dieses Bandes 290 ff. Neuerdings hat Otto von Gerlach in einer Auswahl der lutherischen Hauptschriften sie mit einer Einleitung wieder abdrucken lassen. Kurz vor dem Drucke erhielten sie noch einige auf Einreden Tetzel's gegen die Thesen sich beziehende, hier noch nicht zu berücksichtigende Zusätze, die sich leicht als solche erkennen lassen.

tem Ansehen und endlich aus den Kanones und Dekretalen. Was hieraus weder bewiesen noch umgestoßen werden könne, betrachte er als disputirlich, doch stets vorbehaltlich der Entscheidung aller seiner Obern. Jedoch das Eine nehme er für sich nach dem Rechte der christlichen Freiheit in Anspruch, die ohne Text und Erweis aufgestellten bloßen Meinungen der Scholastiker und Kanonisten nach seinem Gefallen zu verwerfen oder zu billigen, gemäß dem Ausspruche des Apostels, prüfet Alles und das Gute behaltet. Wohl sei ihm das Vorgeben einiger Thomisten bekannt, wonach Thomas in allen Stücken von der Kirche approbirt sein solle; zur Genüge aber sei bekannt, wie weit Thomas' Authorität gelte. Diese Erklärung werde hinlänglich sein zu zeigen, daß er zwar irren könne, aber kein Ketzer sein werde, wie auch anders Meinende und Begehrende zürnen und toben möchten.

Aehnliches spricht er, wie wir uns erinnern, in seinem Schreiben vom 22. Mai 1518 an den Bischof von Brandenburg und wiederum in einer den Ablaßthesen — doch nicht den ersten Drucken — hinzugefügten „Protestation" aus. Es wird zur weiteren Erläuterung dienen, wenn ich anführe, was er in letzterer sagt. „Obwohl mich weder diese unsre berühmte und belobte Universität noch die weltliche oder kirchliche Obergewalt verurtheilt hat, sind dennoch, wie ich höre, Vorwitzige, die sich unterstehen mich einen Ketzer zu nennen. Wie zuvor schon oft rufe ich nun aber um des christlichen Glaubens willen Jeglichen auf, mir entweder einen besseren Weg zu zeigen, wo Jemandem ein solcher von Gott offenbart ist, oder seine Ansicht dem Urtheile Gottes und der Kirche zu unterwerfen. Denn ich bin nicht so verwegen, daß ich meine Meinung derjenigen aller Andern vorziehe, aber auch nicht so unverständig, das göttliche Wort den von menschlicher Vernunft ersonnenen Fabeln nachsetzen zu lassen."

Wir hören ihn hier zum ersten Male von der christlichen Freiheit sprechen, für welche er längst angefangen sich zu erheben. Aber noch immer ist der Grundsatz unklar und schwankend bei ihm. Allerdings und ganz offenbar bildet die Ueberzeugung von dem obersten theologischen Ansehen der Schrift den „Hintergrund" der fünf und neunzig Streitsätze, bezeichnet die Aeußerung, wonach er das göttliche Wort den von menschlicher Vernunft ersonnenen Fabeln nicht nachgesetzt wissen wollte, sei-

nen theologischen Standpunkt, mit welchem er auf ein der empirischen kirchlichen Autorität überzuordnendes letztes und unbedingtes Princip zurückging, das göttliche Wort, wie er es hier nennt, das Princip, welches dem römischen von der Ueberordnung der päpstlichen Kirche über die Schrift fortan so folgenreich entgegentreten sollte. Es war schon seit geraumer Zeit sein theologischer Ausgangs- und Anhaltspunkt gewesen, er sollte es bald bestimmter fassen lernen, ohne damit freilich jemals auf das Reine und aus dem Begriffe herauszukommen, den er aus dem Katholicism herausbrachte. Jetzt ist er mit der Auffassung und Ausbildung des Princips noch immer nicht weiter gekommen, als damals, wo er es in der für den Propst von Leitzken aufgesetzten Rede aussprach. Wie er dort die „heiligen Ausleger" neben das „reine Evangelium," obwol dieses voranstellte, will er in der Protestation, womit er die Erläuterungen beginnt, seine Behauptungen nur zuerst der Schrift unterwerfen, dann aber auch den Vätern von unbezweifeltem Ansehen, den Kanones, Dekretalen, ja den zukünftigen Entscheidungen der kirchlichen Oberhäupter: eine ganz folgewidrige Beschränkung des Grundsatzes vom höchsten Schriftansehen, die er freilich — wir kommen bald darauf — in den Erläuterungen abermals beschränkt. Diese letztern Beschränkungen werden uns deutlich zeigen, wie fest doch schon jener Grundsatz in ihm stand, wie entschieden er innerlich mit dem Ansehen der empirischen Kirche bereits gebrochen hatte und daß er darüber zu einem halben, doch auch nur zu einem halben Bewußtsein gekommen, daß er in einer Selbsttäuschung befangen war, wenn er meinte, er setze sich nur über die unberechtigte Autorität der ohne Text oder Beweis redenden Lehrer hinweg. In dem oben schon beiläufig erwähnten Sermon von Ablaß und Gnade werden wir ihn das Princip vom höchsten Schriftansehen noch bestimmter aussprechen hören, volle Bestimmtheit aber auch dort nicht finden. Er will sich von dem kirchlichen Boden nicht trennen, steht noch vollkommen darauf nach seinem Bewußtsein, fühlt doch aber, daß ihm dieser Boden unter den Füßen wankt und weicht, daß er Ueberzeugungen in sich trägt, die er nimmer einem verdammenden Ausspruche der Kirche unterwerfen würde. Die Kirche — die ideale echte — kann einen solchen Ausspruch nicht thun, das ist ihm gewiß; aber die wirkliche steht weit ab

von der Idee, auf welcher sie erbaut ist, sie muß und wird gegen ihn entscheiden, wenn sie sich auf die Idee nicht zurückführen läßt. Sie wird sich auf die Idee zurückführen lassen, wenn ihr diese nur gewiesen wird: wie groß ist die Liebe und Ehrfurcht, welche er ihr fort und fort bewahrt hat, wie groß sein Vertrauen auf die Kraft der Wahrheit, wie stark sein Glaube an den der Kirche verheißenen göttlichen Geist. Allein sein Blick ist zu hell. Sie wird es nicht! sagt ihm eine innre Stimme, und dann — !? Er wagt es noch nicht, auch nur sich selbst die Folgen deutlich zu denken, offen zu gestehen; er schwankt zwischen Hoffnung und Furcht; er mag sich selbst, seiner klaren Einsicht nicht trauen, will Gelehrtere, die Kirche selbst hören, um „rechten gewissen Bericht" von der Sache zu erhalten; er erklärt, er sucht sich selber einzureden, daß er nur über zweifelhafte Lehrmeinungen nach Schulgebrauch und Recht disputire, doch kann er sichs nicht verbergen, wie hoch und tief er eingreift, weit über das Gebiet der Schule hinaus; wie wenig es der Kirche jemals Ernst gewesen, solche wahrhafte Freiheit der Meinung und Rede, wie er sie sich nimmt, zu dulden, wie sie stets Ketzerei und nur Ketzerei darin erblickt und den Bannstrahl dawider geschleudert, alle Macht dawider aufgeboten; er durchschaut die ganze Größe und Tiefe der Verderbniß, die in hochmüthiger Sicherheit aller Selbsterkenntniß und Besserung widerstrebt: mit unsäglicher Herzensangst und dialektischer Mühe sucht er auf dem kirchlichen Boden zu fußen, der ihm entweicht: nichts lassen die Erläuterungen deutlicher erkennen.[1])

Er beginnt die Disputation nicht etwa mit einer Bestreitung der Theorie vom Kirchen- und Ablaßschatze. Man hat schon sehr früh bemerkt, daß die Reformation, die man von den fünf und neunzig Thesen datirte, gerade wie das Evangelium selbst von der Bußpredigt und Lehre und mit denselben Worten ihren Anfang genommen habe, indem auch die ersten lutherischen Disputirsätze die Buße zu ihrem Gegenstande machten. In der That drehete sich in Luther's Theologie und ganzem Bestreben Alles um Zurückwendung und Zurückführung auf das Evangelium, und wir hörten, wie bedeutsam Buße und Gnade für

1) Schenkel a. a. O. 21 f.

Augustin und durch Augustin für dessen Zeit und für Luther geworden war. An Buße und Gnade hatte die Umwandlung der gesammten inneren Zustände Luther's im erfurter Kloster sich angeheftet. Die Buße war der Punkt, bei welchem in der Entwickelung seiner theologischen Begriffe sein neuster Fortschritt eingetreten war. Die Bußlehre und das Bußwesen hingen auf das genaueste mit der Ablaßlehre und Praxis zusammen. Man darf sich hieran nur erinnern, um es vollkommen zu begreifen, daß er den Widerspruch eben von diesem Punkte ausgehen läßt, man darf sich nur hieran erinnern und nur die ersten Streitsätze aufmerksam darauf ansehen, welch ein tiefer Begriff der Buße in ihnen dem Ganzen vorangestellt wird, um eine gänzliche Verkennung darin zu finden, wenn neuerdings noch gesagt werden konnte, betrachte man die Thesen, so müsse man beim ersten Anblick gestehen, daß sie einem nicht viel anders vorkämen, als jene vielen theologischen Zänkereien, wie sie damals in den Schulen gebräuchlich. Schon der erste Anblick lehrt das Gegentheil. Es waren ganz andre Begriffe, Meinungen, Behauptungen, worüber in den Schulen gezankt wurde, Streitsätze, die der einfachen evangelischen Wahrheit entweder ganz fern lagen oder sie verdunkelten und entstellten. Eben die Grundverschiedenheit der lutherischen Disputation und der alltäglichen Schulstreite bewirkte den sonst unerklärlichen Eindruck, den die binnen vierzehn Tagen ganz Deutschland durchfliegenden Thesen hervorbrachten. [1])

Der Widerspruch, womit die letzteren beginnen, ist kein verneinender, sondern liegt in den positiven Begriffen, welche im Tone der Behauptung und im Gegensatze zu den herkömmlichen aufgestellt werden. Von dieser Grundlage aus wendet sich sodann der Angriff nach der Reihe gegen alle die Lehren, Lehrmeinungen und Vorstellungen, erst allmälig ihrem Mittelpunkte sich nähernd, auf welche das Ablaßwesen sich stützte. Die einzelnen Mißstände erhalten gelegentlich, besonders aber in der letzten Abtheilung, ihre Würdigung. Wollte man den innern Bau der Disputation einen labyrinthischen nennen, so gibt doch schon der erste Satz den Faden an die Hand, der freilich fast

1) Hagen, Deutschlands Verhältnisse, II, 12 ff.

so oft vor- als rückwärts zu leiten scheint, aber sicher zum Ausgange führt. Es fehlt keineswegs am innigen festen Zusammenhange. Ein stetes Fortschreiten ist in dem Ganzen, etwas Dramatisches, Schürzung und Lösung eines Knotens, wie wir es in dem Gange der Dinge bis zum Ausbruche des Streites fanden.

Die ersten vier Sätze sind den scholastischen Definitionen der Buße, der Verwandlung der letztern aus einem Innerlichen in ein Äußerliches, ein Sakrament, Beichte und Genugthuung, und somit dem Pönitenzwesen der Kirche, entgegengesetzt. Da unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: Thut Buße u. s. f., will er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden eine unaufhörliche Buße sein soll. — Und kann solch Wort nicht vom Sakrament der Buße, das ist, von der Beicht und Genugthuung, so durch der Priester Amt geübet wird, verstanden werden. — Jedoch will er nicht allein verstanden haben die innerliche Buße; ja die innerliche Buße ist nichtig, wo sie nicht äußerlich allerlei Tödtung des Fleisches wirket. — Währet derhalben die Büßung so lange, als der Haß gegen sein selbst, das ist, die wahre innere Buße, nämlich bis zum Eingang ins Himmelreich.

Wir wissen, wie folgenreich es für Luther gewesen war, daß er zuerst die Buße als harte Büßung aufgefaßt, von diesem Begriffe sich allmälig befreit und sie endlich als Sinnesänderung, gemäß dem Schriftverstande, erkannt hatte. Von diesem seinem neu gewonnenen richtigern Verständnisse geht er nun auch hier aus, ohne daß er es jedoch zur vollen Klarheit des Begriffs, oder wenigstens des Ausdrucks bringt. Die Buße — die ihm, seit er sie als Sinnesänderung erkannt, so süß erschienen war — faßt er doch vorwaltend von ihrer düstern Kehrseite auf. Er scheint die Begriffe von Buße und Büßung noch immer zu verwechseln.

Nach den Erläuterungen war sein Gedankengang der folgende. Indem Christus sage: Thut Buße, wolle er, das Leben der Seinen auf Erden solle eine nie aufhörende Umgestaltung des innern Menschen nach dem göttlichen Willen sein, die dann nothwendig das Bestreben eines gottgefälligen Lebens nach sich ziehe.

So viel war ihm gewiß geworden. Diesen Satz, sagt er, in der Resolution, behaupte er und zweifle nicht daran. Denn zwischen behaupteten und disputirlichen Sätzen unterscheidet er in den Erläuterungen stets sorgfältig. Um seine richtige Auffassung des Begriffs der Buße zu begründen, weist er zunächst auf den Wortverstand des griechischen Textes hin und faßt dann sogleich und mit Vorliebe die Gesinnungsänderung als Haß, Mißfallen gegen sich selbst, d. h. Mißfallen an dem noch nicht zur Einheit mit dem göttlichen gebrachten menschlichen Willen, dem insofern also fortwährend sündigen inneren Menschen.

Es kam hauptsächlich darauf an, den reineren geistigen Begriff von der Buße im Gegensatze zur äußerlichen scholastischen Auffassung festzustellen, und diese — wie die ganze scholastische Theologie — nicht blos verneinend zu bekämpfen, sondern durch eine tiefere und wahrere zu verdrängen, um so nicht blos wider sie, sondern über ihr zu sein, wie denn die erste Stufe der Reformation im Abwenden von der Scholastik und im Aufstellen einer neuen Schrifttheologie bestand. Er macht hier damit den Anfang, indem er den ihm gewordnen Begriff der Buße weiter darauf stützt, daß Christus ein Meister des Geistes und nicht des Buchstabens sei. Seine Worte sind Geist und Leben, darum muß er auch eine Buße lehren, die im Geist und in der Wahrheit geschieht, nicht aber eine solche, die auch äußerlich von den hoffärtigsten Heuchlern verrichtet werden mag, oder bei welcher die Vermittlung des Priesters erforderlich ist, die daher keine fortwährende sein kann. Man kann nicht stets beichten. Die sakramentliche Buße ist nur eine äußerliche, und gilt nichts ohne die innerliche, die ihr vorhergehen muß, wogegen die evangelische eine innerliche ist und ohne die sakramentliche sein kann, u. s. f. Aus dem Allen folgt dann die Behauptung des vierten Satzes von selbst. Wenn das ganze Leben Buße und Kreuz Christi ist, nicht blos indem man sich freiwillig wehe thut, sondern auch indem man Versuchungen aller Art erduldet, so währt jene Buße und Kreuz bis zum Tode und Eingange ins ewige Leben. Ist es doch so beim Herrn selbst und den Heiligen gewesen. Väter wie Augustin und Bernhard lebten und starben mit demüthigen zerschlagenen Herzen. Nach dem Apostel soll das Kreuz der Buße währen, bis der sündliche Leib aufhört, und die Sünde

bleibt bis in den Tod, ob sie gleich durch die tägliche Erneuerung des Sinns täglich abnimmt.

Wir gehen zu den nächstfolgenden Streitsätzen über. Sie handeln von der päpstlichen Befugniß. Der fünfte lautet: Der Papst will weder noch kann er andere Strafen erlassen, als die, die er seines Gefallens oder laut der canonum (päpstlicher Satzungen) auferlegt hat.

Hier war er unsicherer, wußte sichs aber doch nicht anders zu denken, hatte triftige Gründe. Er stellt den Satz hin als einen Disputirsatz, um eine allseitige Prüfung zu veranlassen, Belehrung zu erhalten, damit die Wahrheit an das Licht gebracht werde. Er wirft sich die Frage auf: was für Strafen können die Gläubigen leiden? Die der Hölle — Niemand zweifelt, daß Gott allein sie erlassen kann; die des Fegfeuers — auch sie stehen in keines Menschen Gewalt; die des Schmerzes über die Sündhaftigkeit, des Kreuzes, der Tödtung der Begierden — sie gehören wesentlich zu der von Christo gebotenen evangelischen Buße, sind nothwendig zum Seelenheil, kein Priester kann sie mehren oder mindern, sie beruhen nicht auf dem freien Willen des Menschen, sondern auf der Gnade und dem Geiste, sie stehen noch weniger in der Gewalt des Papstes, als alle andere Strafen, mögen diese heißen wie sie wollen. Nicht einmal durch Gebet kann er sie abwenden, er muß sie vielmehr erbitten. Oder weiter die göttlichen Züchtigungen? — sie sind ohne Frage außer der Gewalt der Päpste, welche um ihre Abwendung nur bitten, die letztere eher bewirken können durch Auflegung anderer Strafen (Bußschmerzen), als durch Erlassung. Kann ein Priester, er sei der höchste oder niedrigste, jene Züchtigungen kraft der Schlüsselgewalt aufheben, so mag er doch Pest, Krieg, Mord und Todtschlag aufhören heißen, die Türken vertreiben u. s. f. So bleiben denn nur die kanonischen Strafen, die Satisfaktionen, die von den Bischöfen oder Beichtvätern kraft päpstlicher Satzungen auferlegt werden, von der Kirche verordnet und willkürlich sind, als solche übrig, die der Papst erlassen kann. Ja selbst diese aus dem kanonischen Recht herfließenden erläßt er bei vollkommenem Ablaß ja nicht einmal alle, denn beim letzteren wird noch Mancherlei, z. B. Bruch der Klostergelübde, ausgenommen. Auch die Strafen, die aus den weltlichen Rechten herfließen, erläßt der

Papst nicht, obwohl seine Legaten sichs bisweilen anmaßen. Der päpstliche Ablaß „scheint" sich also eigentlich nur auf den größeren Theil der Kirchenstrafen zu beziehen.

Doch der Papst erläßt vielleicht auch noch die Strafe, von welcher die Doktoren sagen, sie werde nach der göttlichen Gerechtigkeit erfordert, damit derselben Genüge geschehe. Was ist dies aber für eine denkbare Strafe? Man meint entweder eine der bezeichneten Strafarten oder weiß sich gar nichts dabei zu denken, wie denn auch ihr Dasein nirgend, weder aus der Schrift, noch den Kirchenlehrern oder dem kanonischen Rechte, dargethan wird. Ohnehin geschieht durch die evangelische Buße und die Kirchenstrafen der göttlichen Gerechtigkeit vollkommen Genüge. Gott ist fast immer mit dem zerknirschten Herzen schon zufrieden, und am meisten wird ihm durch ein neues Leben genug gethan. Als rechte Frucht der Buße bezeichnet die Schrift lediglich Erfüllung der göttlichen Gebote, nicht Werke, nicht ein Mehreres, das man gar nicht zu nennen weiß. Weiter sind die beiden Gewalten, die zu binden und die zu lösen, einander gleich und beziehen sich auf denselben Gegenstand. Hat nun der Hohepriester keine Gewalt zu binden — Strafe aufzuerlegen — außer der nach den geistlichen Rechten geordneten, so kann er auch nur solche lösen, nur Kirchenstrafen erlassen. Endlich folgt dasselbe aus dem kanonischen Recht, extra de poe. et re. lib. 5. c. Quod autem etc., wo die Regel aufgestellt wird, die Erlassungen hätten nur dann Kraft, wenn sie von dem Richter ausgingen, vor welchen sie gehörten, indem Niemand von Einem, der nicht sein Richter, gebunden oder gelöset werden könne. Es ist aber ausgemacht, daß die Gläubigen nur hinsichtlich der Kirchenstrafen der richterlichen Gewalt des Papstes unterworfen sind.

Dieser fünfte Satz ist von größester Wichtigkeit, gewissermaßen hängt Alles daran. Er vernichtet den päpstlichen Ablaß, wie derselbe gemäß der scholastischen Theorie und päpstlichen Ansicht verstanden, ausgeschrieben und ausgeboten wurde. Wie klar ist das zu seiner Begründung Gesagte, wie fein die Dialektik darin. Man muß sich über die Gedankenlosigkeit selbst der Gelehrten wundern, die das Alles nicht längst erkannt. Welche Sophistik hatte dazu gehört, es dem gesunden Verstande aus den Augen zu rücken. Man sieht da nun so recht, welch eine Masse

von Schulstaub angehäuft war, wie das scholastisch-hierarchische Gewebe an tausend Fäden der Begriffe sich angehängt und so die ganze Meinung seines Zeitalters umsponnen hatte, und welch eine Geistesarbeit erforderlich war, davon zu befreien. Denn wie merkwürdig, daß Luther den Satz, den er doch so fest zu gründen weiß, der ihm schon längst gewiß geworden, in der Resolution noch für disputirlich erklären zu müssen glaubt. Wir haben darin eins der Zeichen, deren noch so viele vorkommen werden, wie sehr er sich selbst und seiner Kühnheit noch mißtraute, wie sehr er sich sträubte, der päpstlichen Autorität ohne zwingenden Grund irgendwie zu nahe zu treten, und noch mehr, wie sehr er bemüht war, sie zu retten, sie gegen sich selbst oder Andre zu schützen.

Gehen wir zu der sechsten und siebenten These über, so finden wir ihn abermals in streng kirchlicher Gesinnung, dabei aber im Widerspruche gegen die herkömmliche Vorstellung und Lehre. Beide Sätze stehen in enger Verbindung mit einander. Auf den ersten kommt er im acht und dreißigsten zurück. „Der Papst kann keine Schuld vergeben, denn allein sofern, daß er erkläre und bestätige, was von Gott vergeben sei; oder aber, daß ers thue in den Fällen, die er sich vorbehalten hat; welche Fälle, so sie verachtet würden, bliebe die Schuld ganz und gar unaufgehoben. — Gott vergiebt Keinem gänzlich die Schuld, ohne ihn zugleich durchaus wohl gedemüthiget dem Priester seinem Statthalter, zu unterwerfen."

Uebernahme der auferlegten Kirchenstrafen oder äußeren Bußwerke ist ihm also noch Bedingung der Sündenvergebung; wir werden jedoch sehn, nicht schlechthin. Daß Gott allein die Schuld erlassen könne, däucht ihm so unzweifelhaft, daß es keines Beweises bedürfe, weshalb ja auch Einige, wenn von Erlassung der Schuld durch den Papst die Rede gewesen, zugestanden hätten, es sei in uneigentlichem Sinne zu verstehen, Andre geradezu sagten, sie verständen es nicht. Eben so unzweifelhaft ist es ihm, daß Gott Niemandem die Schuld erlasse, der nicht des Papstes Nachlaß suche in den diesem vorbehaltnen Fällen, und durch solche Unterlassung die Ehrerbietung gegen das Amt der Schlüssel außer Augen setze; denn Christus habe den Aposteln gesagt, wer

euch verachtet, der verachtet mich. Allein er hat daneben auch Bedenken. Dadurch, daß man dem Papste die Bestätigung des von Gott Vergebenen zuschreibe, kehre man doch eigentlich die Vollmacht Christi: Was Du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel gelöst sein, geradezu um, als wenn es hieße, was ich im Himmel löse, soll auch auf Erden gelöset sein. Nach Christi Vollmacht billige Gott die Lösung des Priesters, nach der kirchlichen Lehre billige der Priester die Lösung Gottes. Wenn es sodann auch fest stehe, daß Niemand mit Gott versöhnt werden könne, ohne zuvor, wenigstens dem Wunsche und Verlangen nach, mit der Kirche ausgesöhnt zu sein, so frage es sich doch, ob der mit der Kirche Versöhnte als solcher auch mit Gott versöhnt sei. Die mit der auf Erden erfolgten Lösung verbundne im Himmel scheine sich doch nur auf Das beziehen zu können, was in der Kirche gelöst sei.

So schließt er sich nun zwar der scholastischen Redeweise an, wonach des Papsts Vergebung darin bestand, daß er die göttliche Erlassung, die göttliche Zutheilung der Güter Christi und der Kirche billigte und bestätigte; allein sie scheint ihm weder das Rechte noch genug zu sagen. Was er meint, wird aus dem folgenden Satze klar, den er nur hinstellt, um über neue Zweifel, die sich ihm hier aufgedrängt hatten, gewiß zu werden. Niemand bezweifle denselben, allein ihm werde das Verständniß schwer. Gott erläßt Niemandem die Schuld, wenn nicht die Erlassung des Priesters, zum wenigsten dem Wunsche und Verlangen nach, vorhergeht. Wohl! Aber wie kann dieß vor der eingegossenen Gnade, d. h. eben vor der göttlichen Vergebung geschehen, da doch der Mensch ohne die Gnade nicht einmal das Verlangen haben kann, Verzeihung zu suchen?

Der Zweifel ging unmittelbar aus seinen Begriffen von Gnade und göttlicher Vergebung hervor. Er scheint unlösbar. Wie versucht er es ihn zu überwinden? Auf eine Weise, die uns noch einmal einen tiefen Blick in seine innern Zustände, jene Bedrängnisse eröffnet, die ihn ins Kloster trieben und dort quälten.

Wenn Gott anfängt einen Menschen gerecht zu machen, so demüthigt, zerknirscht er ihn, daß er sich und seine Sündhaftigkeit erkennen lernt, in Zittern, Zagen, schier Verzweifeln versetzt

wird. Bei solcher Beunruhigung fängt die Seligkeit an. Sie ist Gott das angenehmste Opfer, da wird, nach der Schulsprache, die Gnade eingegossen. Allein Der, der also gerechtfertigt wird, weiß zu der Zeit nichts davon, hält Alles für eine Ausgießung des göttlichen Zorns. Selig ist er, wenn er diese Versuchung erträgt; denn wenn er meint, es sei nun aus mit ihm, wird er aufgehen wie der Morgenstern. So lange aber die elende Betrübniß seines Gewissens währt, hat er, da er sich nicht durch seinen eignen Rath oder Hülfe beruhigen kann und zuletzt in Verzweiflung verfallen müßte, keinen Frieden noch Trost. Jene päpstliche Erklärung ist zu wenig. Bei Demjenigen, welchem sie geschieht, wird durch sie gerade Alles ungewiß, wenn auch von seiner Vergebung und Versöhnung Andre gewiß werden, die Kirche gewiß wird, in deren Angesicht sie öffentlich geschieht. Denn gar zu schwer wird es dem Sünder, indem er Gottes Zorn vor Augen hat, zugleich sein Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit zu setzen, zu glauben, daß er der Verdienste, der Güter Christi theilhaftig sei, deren Größe selbst Mißtrauen wirkt. Wie kann Der, der von der Last seiner Sünde niedergedrückt wird, glauben, nicht blos, daß ihm so viel erlassen, sondern, daß er solcher Güter theilhaftig, ein Kind Gottes, ein Miterbe des Reichs Christi und Gottes, ein Genoß der Engel, ein Herr der Welt sei? Da bedarf es denn des Schlüssels der Kirche. Er fällt der Verzweiflung anheim, wenn er nicht seine Zuflucht zur Gewalt der Kirche nimmt, Sünde und Elend bekennt, sein Verlangen nach der göttlichen Vergebung bezeigt, worauf ihn denn der Priester von seinen Sünden entbindet und erklärt, daß er davon entbunden sei, und ihm dadurch den Frieden des Gewissens zurückgibt. Der Absolvirte soll dem Ausspruche des Priesters fest glauben, um der dem letztern gewordnen Vollmacht Christi willen, was du lösest auf Erden, das soll auch im Himmel gelöset sein, — des Erlösers, der nicht lügen kann, und eben dieser Glaube wirkt den Frieden des Gewissens. Wer ihn nicht hat, wird nicht ruhig werden, und wenn er tausendmal vom Papste selbst absolvirt würde und der ganzen Welt beichtete. Wer aber den Frieden allein durch die innerliche Erfahrung und Empfindung suchen wollte, scheint Gott zu versuchen, als ob er ihn in der That, nicht im Glauben haben wolle. Erlassung der Schuld

kann sich Niemand selbst geben, weil Niemand sich selbst glauben darf, wenn er nicht aus einer Unruhe zwei machen will. Der Vergebung wird ein Mensch nur durch den Glauben an die Verheißung Christi gewiß; eine Vergebung, deren er nicht gewiß ist, ist so gut wie keine; wer nicht der Vergebung gewiß, ist in Gefahr, in immer größeres Verderben zu verfallen. So wirkt denn die göttliche Vergebung Gnade, die Vergebung des Priesters Friede, der auch eine Gnade Gottes ist. Diese ist es, von welcher die Schule sagt, daß sie durch die Sakramente der Kirche kräftigst mitgetheilt werde; jene andre, die rechtfertigende, muß ihr vorhergehen; und so ist es zu verstehen, daß, wie die Scholastiker sagen, die Sakramente kräftige Zeichen der Gnade wären, nicht, wie Augustin will, weil die Sache geschieht, sondern weil man glaubt, was viel mehr ist, als Reue und Leid über die Sünde haben. Hiernach und in diesem Sinne nun sagt man weder irrig noch uneigentlich, der Papst erlasse die Schuld, was viel mehr ist als Erlassung aller denkbaren Strafen, die man bei einem fröhlichen Gewissen eher wünscht als scheut, und wovon doch allein gepredigt wird, so daß sie es dahin gebracht, daß es ist, als ob in der Kirche gar keine Erlassung der Schuld mehr wäre, während gerade das Gegentheil der Fall. Die Meisten denken an das Nöthigste, den Glauben, nicht, arbeiten höchstens und in der Regel schlecht genug auf die Reue hin und sagen den Leuten, sie möchten sich ihrer Vergebung gewiß halten, wenn sie sich vollkommener Reue bewußt wären, was eben so viel ist, als wenn man lehrte, die Leute sollten noch nicht ein Vertrauen fassen, sondern je mehr und mehr zur Verzweiflung arbeiten, da wir doch nach dem Ausspruche des Propheten nicht auf unsre Reue, sondern auf das Wort des Heren hoffen sollen. Indem die Schultheologie durch ihre Behandlung des Sakraments der Buße die Leute darauf hinführt, ihr Vertrauen auf Genugthuungen, Werke, sich selbst, das eigne Thun zu setzen, schafft sie nur unruhige Gewissen oder verleitet das Volk, sein Geld hinzugeben, ohne doch von Sünden frei zu werden. Zu jener Gewissensmarter geben auch die Juristen Anlaß, indem sie die päpstliche Gewalt (als worin die Ablaßbefugniß ruhen sollte) zu hoch, so hoch erheben, daß der Glaube an Christi Verheißung darunter leidet, statt daß man die Leute lehren sollte, nicht auf

des Papsts Gewalt, sondern auf Christi Wort, der ihm dieselbe gegeben, ihr Vertrauen zu setzen, wenn sie im Gewissen ruhig sein wollen. „Denn nicht deswegen hast du etwas, weil es der Papst giebt; sondern wofern du gläubest, daß du es empfahest, so hast Du es. So viel hast du so viel du gläubest, wegen der Verheißung Christi. Wo aber die Gewalt der Schlüssel nicht solcher gestalt kräftig wäre zum Frieden des Herzens und zur Erlassung der Schuld, alsdann würde der Ablaß (die kirchliche Lossprechung) wahrhaftig (wie etliche sagen) gering und zunicht gemacht. Denn was wird denn eben Großes mitgetheilt, wenn die Erlassung der Strafen ertheilt wird, da Christen zukommt, auch den Tod zu verachten?“ Nicht „welchen Ihr die Strafe,“ sondern „welchen Ihr die Sünde erlasset“ ist gesagt.

So glaubt er denn, daß seine Ansicht die Schlüsselgewalt keineswegs heruntersetze, sondern vielmehr sie erhöhe, in ihre wahre Ehre wieder einsetze, indem sie das falsche Ansehen, die knechtische Ehrerbietung vor derselben zerstöre. Man flöße den Leuten nur Schrecken ein vor dem mit der Schlüsselgewalt bekleideten Papste; aber „die Schlüssel sind nicht sein, sie sind vielmehr mein; mir sind sie geschenkt, zu meinem Heil, Trost, Frieden und Ruhe verliehen. Der Papst ist in Ansehung der Schlüssel mein Knecht und Diener; er, als Papst, bedarf derselben nicht, ich bedarf ihrer. Die Schmeichler aber lenken Alles auf die Päpste, rühmen, vermög dieser Schlüssel, nicht unsern Trost, sondern nur jener ihre Macht, und schrecken uns mit eben Dem, womit sie uns vornämlich trösten sollten. So ganz ist heutzutage Alles verkehrt; und wir halten doch noch nicht dafür, daß die Zeiten unglückselig sind, in welchen ein so großer Mißbrauch der allerbesten Dinge, die man uns in die allerschlimmsten verkehrt hat, im Schwange geht.“

Das vornehmste Ergebniß bestand darin, daß dem Ablaß eine seiner wesentlichen Grundlagen entzogen war. Die Schultheologie stützte ihn auf die päpstliche Gewaltfülle, und dennoch sollte er ihr zufolge auf das innere Leben einwirken können. Eben dieß wird nun in Abrede genommen, die päpstliche Gewaltfülle soll nach dem fünften Satze nur hinreichen zum Erlaß von sehr geringen Kirchenstrafen. Luther führt den Ablaß auf das Priesterthum zurück, wo er denn viel mehr, aber jedem Priester

gegeben, der ausschließlich päpstlichen Befugniß entnommen, auf die Absolution und auf den Glauben der Absolvirten gestellt war: so daß er ihn, wie vor ihm Wesel, den Ansichten der älteren Kirche sich anschließend, im Sinn derselben behauptet, und daß sein tief in seiner Grundüberzeugung wurzelndes Absehen zugleich dahin geht, das Priester- und Papstthum auf seine wahre Würde zurückzuleiten, die Bedeutung desselben zu heben, und es von einer vermeinten falschen Höhe herabzubringen, an welcher ihm aber freilich eben gelegen, die zu ersteigen seine Arbeit von Jahrhunderten gewesen war.[1])

Erinnern wir uns nun, daß das Bußwesen in der Gestalt, in welche es gebracht worden war, eine der reichsten Einnahmequellen für den Klerus bildete, und insbesondre, daß die Einträglichkeit des päpstlichen Ablasses hauptsächlich auf der Vorstellung ruhte, nach welcher jede im Erdenleben nicht gebüßte Schuld im Fegfeuer gebüßt werden müsse, und daß der Papst von diesen Büßungen lossprechen könne. Die Mißbräuche des Ablaßwesens konnten mit Erfolg nicht angegriffen werden, ohne jene Vorstellung, die ganze verwickelte Theorie, in welcher sie ihre bedeutsame Stelle hatte, kritisch zu beleuchten und wenn nicht dialektisch zu vernichten, doch wenigstens sehr wesentlich zu beschränken. Das geschieht denn nun auch in den Thesen. Schon wurde der Gegenstand berührt. Von der achten an rückt Luther ihm näher. Sie lautet: „**Canones poenitentiales**, d. i. die Satzungen wie man beichten und büßen soll, sind allein den Lebendigen aufgelegt, und sollen, nach Laut derselbigen Satzungen, den jetzt Sterbenden nicht aufgelegt werden.“

Wenn der Ablaß nur Erlaß von Kirchenstrafen war, so folgte von selbst, daß er sich auf Büßungen im anderen Leben nicht beziehen, daß der Papst den Seelen im Fegfeuer nichts erlassen könne. Allein so leicht geht Luther über die Sache nicht hinweg, ja er sagt: „Ueber diesen Satz disputire ich noch, obgleich Viele sind, die sich verwundern, daß er zweifelhaft sein soll.“ Er bekämpft darauf die Behauptung der Gültigkeit kirchlicher Satzungen auch für die Verstorbenen sehr scharfsinnig, mit einem

1) Ullmann, Reformatoren, I. 304.

wahren dialektischen Behagen, mit Gründen, die er der Schrift, den Kirchenlehrern, der Vernunft u. s. w. entnimmt, die Gegner oft mit ihren eignen Waffen schlagend. Zum Bezeichnendsten gehört u. a. Folgendes, das herausgehoben werden mag, um genauer anzudeuten, was er bei diesem Satze dachte und wie sorgfältig er ihn erwogen hatte.

Der Apostel sagt vom Gesetze, und obenein sogar mit Beziehung auch auf das göttliche, es herrsche über den Menschen, so lange er lebe. Das geistliche Recht — siehe **Distinct. XXIX** — ist an gewisse Umstände der Zeit, der Personen gebunden, ebenso wie alle andern positiven Gesetze. Nur von Christi Wort heißt es, daß es ewiglich, nur von seiner Gerechtigkeit, daß sie für und für bleibe. Der Menschen Wort und Gerechtigkeit bleibt dagegen nur eine Zeitlang. Aendern sich die Zeiten und Verhältnisse, so hören auch die Gesetze auf. „Es müßte denn jemand sagen, wenn eine Stadt verwüstet wäre, so wäre der verwüstete Ort dennoch gehalten zu alle Demjenigen, was vorher die Stadt that. Das ist abgeschmackt.“

Wir sehen abermals, daß Luther aus seinen beiläufigen Rechtsstudien mehr echte Rechtsweisheit gelernt hatte, als es bei tausend und wieder tausend Juristen der Fall, denen die wahre Bedeutung des positiven Rechts immer fremder wird, je tiefer sie sich in dasselbe hineinleben, je mehr sie dieses Stoffs sich bemächtigen. Und wie reiche theoretische und praktische Entwickelungen gerade für eine Uebergangsperiode schloß die Ansicht vom positiven Rechte als einem lebendigen Erzeugnisse der vorhandenen Zustände in sich, die er gewonnen! Welch ein scharfer Gegensatz lag in ihr gegen das falsch verstandene historische Rechtsprincip, worauf sich das Papstthum so gut steifte wie bis auf diesen Tag jede Macht, deren Ansprüche ihre Begründung in der Vergangenheit fanden und mit den Ansprüchen der Gegenwart zusammenstoßen. Wie manchfache Anwendung und Umwendung auf die verfaulten Burgflecken im eigentlichen und bildlichen Sinne und auf deren angebliche Rechte leidet Luther's Gleichniß von der verwüsteten Stadt und deren vermeinten Pflichten. So gut als kurz werden die sophistischen Ausführungen der „historischen Schule“ in Parlamentsreden, Systemen und Kompendien durch sein: das ist abgeschmackt! abgethan.

Er folgert nun: wenn das Recht nöthigt, daß man mit den Lebendigen dispensire und das Gesetz ändre, sobald die Bedingung desselben aufhört oder zum Bösen ausschlägt, weil, wie Papst Leo (der Große, im 5. Jahrhundert) spricht, Das nicht wider die Liebe streiten soll, was für sie festgesetzt worden: wie viel mehr soll man bei den Sterbenden das Gesetz aufhören lassen, da bei ihnen nicht blos die Bedingung desselben, sondern auch die Person aufhört, um welcher willen und nach deren Umständen es gegeben ist.

In mehrfachen Wendungen weist er sodann noch weiter das Widersinnige der Behauptung nach, daß von allen Gesetzen und Geboten allein die Bußsatzungen bei den Verstorbenen in Kraft bleiben sollen, indem sie nicht einmal bei den Lebendigen in allen Fällen gültig bleiben, so z. B. wenn ein Laie, der Buße thut, Priester, oder wenn ein Priester Bischof wird. Und da die Behauptung nun so gar grundlos, scheint sie ihm, „gleich wie viel andre abergläubische Dinge, blos durch die Faulheit und Unachtsamkeit des Klerus eingeführt zu sein." Wenn er allein mit verständigen und gelehrten Leuten zu thun hätte, so würde er ganz davon schweigen.

Am Schlusse gedenkt er noch des wahrscheinlichen Einwurfs, daß man den Ablaß gar zu geringe mache, wenn man ihn auf die Kirchenstrafen und diese blos auf das Erdenleben beschränke, und sagt geradezu: „Es ist besser, der Ablaß wird geringe, als daß das Kreuz Christi zernichtet wird, besser daß der Ablaß gering geachtet wird, als Etwas in der Kirche zu lehren, das man zur Beschämung und Beschimpfung der Kirche eine Erdichtung nennen könnte. Ich für meine Person bekenne frei heraus, daß ich den Ablaß annehme, verehre, preise, sofern er sich im angegebenen Sinne auf die Schuld bezieht, mich aber nicht sonderlich um ihn kümmere, sofern er auf die Strafe bezogen wird."

Zum Beweis des achten fügt er den neunten Satz hinzu: Daher thut uns der heilige Geist wohl am Papst, daß der Papst allewege in seinen Dekreten oder Rechten ausnimmt das letzte Stündlein und die äußerste Noth. Es geschah namentlich in den Ablaßbullen. Zur Erläuterung sagt er: „Will der Papst die zeitliche Noth ausgenommen haben, so muß er dies noch viel mehr von der ewigen wollen.

Und wenn er die letztre nicht ausnähme, so — versteht sich's von selbst, daß sie ausgenommen ist. Noth kennt kein Gebot, und der Tod ist die größte Noth, das Hinderniß aller Hindernisse."

Auch der zehnte Satz gehört als Folgerung noch zum achten: „Die Priester handeln unverständig und übel, die den Sterbenden Kirchenstrafen ins Fegfeuer sparen und behalten, dort für dieselben genug zu thun. In der Resolution zu dieser dreisten These weist er auf die Vermessenheit einer Praxis hin, welche Diejenigen vor dem menschlichen Gerichte festhalten wolle, die Gott eben vor seinen Richterstuhl fordere, da es doch der Papst nicht leide, daß ein Bischof einen vor den apostolischen Stuhl Citirten vor sein Gericht ziehe.

Aus denselben Gründen, durch welche er den zehnten Satz bewies, hält er sich auch zum elften sehr nachdrücklichen, ohne Frage die Päpste, ob auch im Ausdrucke schonend, anschuldigenden Satze berechtigt: Das Unkraut der Verwandlung der Kirchen- in Fegfeuerstrafen ist gesäet worden, da die Bischöfe geschlafen haben.

Die zwölfte These ist abermals ein Beweis der achten und trifft das Uebel des Bußwesens und des Ablasses der mittleren Jahrhunderte insbesondre an der Wurzel, welche eben in der verkehrten Umkehrung zu suchen war, die der Satz bezeichnet: Vorzeiten wurden die kirchlichen Strafen, d. i. Buße und Genugthuung für begangene Sünden, nicht nach, sondern vor der Absolution aufgelegt, dabei zu prüfen, ob Reue und Leid rechtschaffen wären. Wenn doch jeder Sterbende nach abgelegter Beichte absolvirt werden soll, so folgt daraus, daß ihm nicht noch Kirchenstrafen auferlegt werden dürfen; das entgegengesetzte Verfahren hat nur in Folge davon eintreten können, daß man nicht bei der alten Gewohnheit der Kirche geblieben, wovon noch eine Spur übrig bei der Absolution wegen begangenen Todtschlags. „Nun aber, da die Absolution vor den Strafen vorhergeht, ist es geschehen, daß sie, zur Beschimpfung der Absolution, die Sterbenden unabsolvirt in den Tod schicken, und damit etwas ganz Abenteuerliches thun, denn wenn sie absolviren, so absolviren sie nicht, und mit den Worten, mit welchen sie einen absolviren, binden sie ihn." —

Zuerst hatte er behauptet, der Papst könne vermöge seiner Jurisdiktionsgewalt nur kanonische Strafen erlassen, sodann erklärt, dieser blos auf die letzteren sich beziehende Ablaß sei etwas sehr Geringes, hier deutet er an, wie dieser Ablaß noch werthloser erscheine, nachdem die gute alte Bußordnung umgekehrt und die Satisfaktionen noch dazu an sich selbst verdorben worden, indem sie erst hinterher gefordert würden.

Der dreizehnte Satz behauptet, was bereits erwiesen ist: Die Sterbenden thun für Alles genug durch ihren Tod und sind den kirchlichen Satzungen abgestorben, indem ihnen der Erlaß selbiger mit Recht zusteht. Indeß hat er dabei Mancherlei im Sinne, worauf er bei den vorhergehenden Sätzen noch nicht, oder doch nur andeutend gekommen. Wie wunderlich wäre es doch, wenn die Sterbenden allein von den kirchlichen Satzungen nicht entbunden werden könnten. Dann würde „ein Christ übler daran sein als alle Heiden. Verstehe, ein solcher Christ, den, wenn er auch schon todt wäre, die Gesetze der Lebenden noch plagen könnten, da er doch als Christ auch unter den Todten ganz frei sein soll durch Christum, in welchem er lebet.“ Weiter bezieht er sich auf die Regel, daß die Kirche über Verborgenes nicht richte, dann darauf, daß es unnöthig sei, verborgene Sünde öffentlich zu vergeben, da sie nicht öffentlich gestraft werden solle. Die Kirche werde nur durch öffentliche Sünde geärgert, heimliche Sünde könne daher nicht zu öffentlicher Buße gehalten sein. Mit einem Worte, es ist die Bußpraxis der alten Kirche, die ihm vorschwebt, als die allein richtige, die wiederherzustellende; er verwirft die neuere, wie sie sich seit der Zeit gestaltet, wo die Gemeinde im Bußwesen zurücktrat, wo die Beichte auch der heimlichen Sünden zur Regel, zum Gesetz geworden, weshalb er denn umgekehrt auch die häufige Nachsicht gegen Uebelberüchtigte tadelt. Er stützt sich ferner auf die Abzweckung der kirchlichen Strafgesetze. Sie sind blos der groben Verbrechen wegen erlassen, folglich ist der Ablaß auch nur groben Verbrechern nützlich. Vor erlaßlichen Sünden kann sich Niemand hüten, sie brauchen ja auch nicht einmal gebeichtet, noch weniger also braucht Ablaß dafür gekauft zu werden, und noch mehr: Niemand ist gewiß, daß er nicht allezeit eine Todsünde begehe, wegen des verborgenen Lasters des

Hochmuths. Bezögen sich nun die kirchlichen Strafgesetze auch auf solche Sünden, so wäre das ganze Leben der Gläubigen, noch über das Kreuz des Evangelii, nichts Anderes, als zugleich auch eine Marter von den in kanonischen Rechten gesetzten Strafen, man müßte beständig Ablaß kaufen und hätte überhaupt weiter nichts zu thun, was aber ganz ungereimt. Sogar bei groben öffentlichen Verbrechen sollen jene Strafen wegfallen, wenn der Verbrecher etwas Besseres thut, z. B. in ein Kloster geht, seine Dienste einem Hospitale widmet, um Gottes willen stirbt. Auch in solchen Fällen muß der Ablaß unnütz sein, der daher allein den faulen, zärtlichen, verhärteten Sündern gestattet zu sein scheint. Bei rechtmäßigen Hindernissen ist kein Erlaß nöthig, weil nichts auferlegt werden konnte. Ebenso ist es mit den Kranken, denen man keine Strafen auferlegen, sondern die man besuchen und trösten soll.

„So will ich denn, sagt er, die Materie einmal beschließen und sie mit ihrem eignen Gewehr erlegen (proprio fodiam gladio).“ Es ist bei Allen in der Kirche eine ausgemachte Sache, daß in den letzten Zügen, im Artikel des Todes, jeder Priester Papst ist und folglich den Sterbenden alles erläßt. In Ermangelung eines Priesters ist auch das genug, daß der letztre ein Verlangen danach hat. Folglich scheint der Ablaß den Verstorbenen nichts zu nützen. Er ist Denen nützlich, die ein öffentliches Verbrechen begangen haben, den Lebendigen, Gesunden und Starken, die keine rechtmäßige Verhinderung haben, und die nicht was Besseres thun können. „Irre ich hierin, so mag mich ein Jeder, der es kann und weiß, wieder auf den rechten Weg bringen.“

Aber wenn nun gefragt wird: von was für Strafen werden denn die Seelen erlöst, was für Strafen leiden sie denn im Fegfeuer, wenn nicht solche, die den im geistlichen Recht geordneten gleich gelten? „Hierauf sage ich: wenn ich das wüßte, warum disputirte ich? Ich bin nicht so erfahren, daß ich wüßte, was Gott mit den abgeschiedenen Seelen macht, wie die vielen Seelenerlöser, die Ablaßkrämer, die Alles so sicher und gewiß öffentlich zu sagen wissen, als ob es unmöglich sei, daß sie Menschen wären und nicht irren könnten.“

Er weist dann noch auf andre streitige Fragen hin, z. B.

ob die Seelen vom oder nur im Feuer litten, und schließt, die Materie sei noch sehr zweifelhaft und disputirlich. „Was ich darin eingesehen, das habe ich hier vorgebracht."

Allein er sucht dennoch tiefer einzudringen und fügt eine neue Reihe von Thesen hinzu, die die Tendenz haben, die Fegfeuerlehre zu vergeistigen oder die letztre, wenn man will, dialektisch auflösen, die früheren Sätze noch bekräftigen, späteren zur Grundlage dienen.

Im vierzehnten Satze begegnen wir nur seinen Grundbegriffen von der menschlichen Natur und vom Glauben. Unvollkommenheit der (geistigen) Gesundheit oder Liebe des Sterbenden bringt bei selbigem nothwendig große Furcht mit sich, die um so größer ist, je geringer die Liebe ist. Der natürliche alte Mensch ist voll von Irrthum, bösen Lüsten, Zorn, Furcht, Verzweiflung, bösem Gewissen, Grauen vor dem Tode. Durch den Glauben, der die Liebe im Gefolge hat, die die Furcht austreibt, wird er ein neuer Mensch, freudig im Vertrauen zu Gott und Christo. Vollkommen wird er freilich im Leben nicht umgewandelt, sondern erst mit dem Tode des Leibes, zur „Gesundheit des Geistes, die nichts Anderes ist, als der Glaube oder die Liebe in Christo." Immer bleibt vom alten Menschen noch etwas zurück, so daß also auch durch den Ablaß die vollkommne Geistesgesundheit nicht gewonnen werden kann, da es nicht einmal durch die Reue geschieht, durch welche stets nur der Anfang dazu gemacht wird. Immer also wird der Sterbende Furcht in jenes Leben mit hinübernehmen, und um so größre, je unvollkommner sein Glaube und seine Liebe waren.

Diese Furcht, dieses Grauen, heißt es im folgenden Satze weiter, ist, andrer Dinge zu geschweigen, an sich selbst genug, die Fegfeuerstrafe zu bilden, da sie der Angst der Verzweiflung zunächst ist. Diese ist die eigentliche Höllenstrafe, die ewige, die im Uebrigen mit der des Fegfeuers einerlei ist, welche eben bei noch unvollkommner Liebe in Furcht und Schrecken besteht, wenigstens hauptsächlich, in Furcht vor der Strafe, Widerwillen gegen sie, während dieselbe gern erduldet wird, wo Glaube und Liebe ist. Dies erweist er ausführlich besonders aus Schriftstellen, in „welchen die Hölle

so beschrieben wird, als bestände sie in Angst, Zittern, Schrecken, Flucht in die äußerste Finsterniß," und aus der kirchlichen Litanei, gegen die Ablaßprediger, die „Vieles allzukühnlich sagen, das sie entweder nicht wissen oder daran sie selbst zweifeln;" die, wie er an einer andern Stelle sagt, „die Strafen der Seelen sich so vorstellen, als ob sie von außen angethan würden, ganz und gar äußerlich wären, nicht aber innerlich im Gewissen entständen; gleich als ob Gott die Strafe von ihnen wegnähme, da er vielmehr die Seelen von ihr befreit. Nicht daß das Feuer nicht sein sollte, sondern Gott macht das Herz getrost, daß es sich vor dem Feuer nicht fürchtet." Die Unruhe der Unseligen wird verursacht „nicht durch die Strafen, wie man an den Märtyrern und standhaften Leuten deutlich sieht, sondern durch Furcht und Schrecken vor der Strafe, und daß man ihrer gern will überhoben sein, welche Unruhe in der Schwäche des Vertrauens zu Gott ihre Ursache hat. Wie ein jeder gläubet, so geschiehet ihm, und wie er selber in seinem Herzen beschaffen ist, so kommt ihm auch die Strafe und Alles vor."

Zu dieser Freiheit des Gedankens bildet die Befangenheit nun aber einen seltsamen, obwohl erklärlichen Gegensatz, womit er, weil die Autorität der Kirche einmal noch seine Voraussetzung ist, den Glauben an das Dasein des Fegfeuers festhält („bei mir ist es eine gewisse Sache, daß ein Fegfeuer sei"), so kühn er die Vorstellung behandelt hat. Er erklärt ausdrücklich, daß er es ganz und gar nicht leugne, sich nur in den alten Streit darüber nicht einmischen wolle. Er polemisirt heftig gegen die Begharden, weil sie es läugneten. „Gesetzt auch, daß in der apostolischen Zeit die Rede noch nicht gewesen wäre vom Fegfeuer, soll man deswegen einem Ketzer glauben, der vor kaum funfzig Jahren geboren ist, deswegen behaupten, Dasjenige sei falsch, was man so viele hundert Jahre geglaubt hat?" So weit führt, verführt ihn sein kirchlicher Eifer. Mehr hätte die römische Kirche von ihrem ergebensten Sohne nicht wünschen können, nur daß er freilich die Vorstellung vom Fegfeuer mit den schriftmäßigen Lehren in eine ihr schwerlich erwünschte Uebereinstimmung brachte, indem er die Fegfeuerstrafe aus einem äußeren Zustande in einen innern verwandelte, der das Volk sicher nicht zum Ablaßkaufen bewog. Ohnehin vervollständigt und erläutert er in den folgen-

den Thesen seine Vorstellung auf eine für die hierarchischen Geldanliegen offenbar sehr unwillkommene Weise. Er konnte die Lehre vom Fegfeuer weder in der Schrift noch Vernunft bewiesen finden, doch sie war durch die Kirche bestätigt, Augustin, Tauler sprachen viel davon, und wie er sie faßte, widerstritt sie seinen religiösen Gefühlen, Ansichten und Ueberzeugungen nicht. Daher hatte er „beschlossen, es sei ein Fegfeuer," und „focht nur an, daß die Schultheologen und Ablaßprediger so uneben Spruch der Schrift darauf führten, das gleich schimpflich zu hören." [1])

Nur eine Konsequenz ist es, wenn der sechzehnte Streitsatz lautet: Hölle, Fegfeuer und Himmel scheinen so verschieden zu sein, wie die Verzweiflung, Nahe-Verzweiflung (die mit Hoffnung noch gemischte oder wechselnde) und Sicherheit (Friede und Freude, deren die Seligen vollkommen gewiß sind). Das Fegfeuer möge der mittlere Zustand, doch der Hölle näher als dem Himmel sein.

War es nun der gänzliche Mangel an Glaube und Liebe, der nach dem Bisherigen die Hölle, vollkommner Glaube, der den Himmel, und die zwischen beiden mitten inne liegende Glaubens-Unvollkommenheit, eine „Unvollkommenheit des neuen Lebens im Geiste," die das Fegfeuer zur Folge hatte, und war dieses ein Zustand der Reinigung, so ging daraus von selbst die Wahrheit der Behauptung hervor, die er im siebzehnten Satze so ausdrückt: Nothwendigerweise scheint im Fegfeuer in dem Maaß, als die Furcht abnimmt, die Liebe zunehmen zu müssen; wobei er sich u. a. darauf bezieht, daß man das Fegfeuer sonst ein Straffeuer nennen, in den Ausdruck einen ihm ganz fremden Begriff hineinlegen müßte.

Dem Allen stand nun aber die Behauptung entgegen, daß die Seelen außer dem Stande des Verdienstes wären, d. h. in der Liebe nicht zunehmen könnten. Man stützte sie namentlich auf Schriftsprüche, wie z. B. den: Es kömmt die Nacht, da Niemand wirken kann, und auf den bekannten Ausspruch Augu-

1) Auslegg. der 22 ersten Psalmen, zu Ps. 18, V. 6, Walch IV, 1352 ff. Grund und Ursach aller Artikel, so durch die päpstliche Bulle unrechtlich verdammt sind, Plochm. XXIV, 147. Walch XV, 1863.

stin's: Hier wird alles Verdienst erworben, nach dem Tode ist keines. Er weiß jedoch über sie hinauszukommen, er stellt ihr den achtzehnten Satz entgegen: Es scheinet ganz unbeweiset zu sein, weder durch gute Ursachen noch Schrift, daß die Seelen im Fegfeuer außer dem Stande des Verdienstes oder des Zunehmens an der Liebe sein. In der Erläuterung zeigt er sehr scharfsinnig, daß jene Aussprüche Augustin's und noch anderer Väter und der Schrift entweder auf das Fegfeuer gar nicht bezogen werden dürften, oder, wenn es geschähe, wider dasselbe stritten, indem sie nur Himmel und Hölle, aber keinen Mittelzustand zwischen den Seligen und Verdammten voraussetzten und voraussetzen ließen. Insbesondre der Spruch: Wohin der Baum fällt, da wird er liegen, sei, auf das Fegfeuer bezogen, geradezu wider dasselbe, indem er die Hölle aus ihm mache, er handle aber davon so wenig als jener: das ist das Buch von der Geburt Christi.

Als eine disputirliche Meinung fügt er noch den neunzehnten Satz hinzu: Es scheinet auch dieß unerwiesen zu sein, daß die Seelen im Fegfeuer, zum wenigsten alle, ihrer Seligkeit gewiß und unbekümmert seien, ob wir schon deß ganz gewiß sind. Denn wenn die Fegfeuerstrafe in der (beschriebenen) Angst und Furcht bestehe, so sei es aus der Natur eben dieser wahrscheinlich, daß die von ihr Erfüllten mindestens doch zum Theil an ihrer Seligkeit verzweifelten. Er legt indeß auf die Meinung keinen großen Werth, und sagt am Schlusse der Resolution, das sei denn einmal das Ende der so dunkeln und zweifelhaften Disputation über die Strafen der Seelen. Wer was Besseres darüber vorbringen könne, den wolle er darum nicht beneiden. „Nur mag er's so einrichten, daß er bessern Grund aus den Sprüchen heiliger Schrift anführe, und sich nicht in die beräucherten und verlegenen Meinungen der Menschen, gleich als in eine finstere Wolke verhülle." Doch wie fest hafteten diese „verlegenen" Meinungen noch im Gedankenkreise, wie tief griff ihre Verwerfung in die wesentlichsten Anliegen der Zeit ein! Auf's engste hing die Lehre, hingen die herrschenden Vorstellungen vom Ablaß mit ihnen zusammen. Ohne sie geistig zu überwinden, konnte das Unwesen nimmer mit Erfolg bekämpft werden. Wie schwer war

es aber, den gordischen Knoten zu lösen! War eine der hundert Schlingen gelöst, so wurde sie an einer anderen Stelle bald schon wieder geschürzt gefunden.

Nur eine Art Folgerung aus dem fünften Satze ist der zwanzigste, den er abermals für disputirlich erklärt: Der Papst versteht unter Erlaß aller Strafen nicht wörtlich aller, sondern nur aller von ihm selbst auferlegten. Das verstand sich von selbst, wenn der Papst nur Kirchenstrafen erlassen konnte und wollte. Allein dem geführten Erweise dieser Ansicht, deren Gewichtigkeit hier auf's Deutlichste hervortritt, stand doch noch eine ganze Phalanx scholastischer Meinungen und Behauptungen entgegen, die er nun in der Resolution zu dieser These bekämpft, wozu er sich durch das Bisherige theilweis den Weg noch mehr gebahnt hat. Er bestreitet daneben die übertriebene Meinung von dem Ansehen der Kirchenlehrer und Schulmeinungen. Nicht einmal der Papst könne in Glaubenssachen für sich allein, ohne ein allgemeines Koncil, etwas Gewisses ausmachen. So weit war er jetzt in dieser Beziehung; das lag ihm im Sinne, und es giebt sowohl Licht über das Maaß der Kühnheit der Thesen, als über das Maaß und Ziel, das er glaubte sich stecken zu müssen und zu dürfen. Er hatte schon in der Psalmerklärung die verderbte wirkliche Kirche und die wahre des Urbegriffs zu unterscheiden angefangen. Ebenso unterscheidet er jetzt die Person des Papstes von dem idealen Papste, der sich innerhalb der Schranken seiner Befugnisse hält. Im neunten Satze lobte er sehr bedeutsam den Papst, als der „in seinen Dekreten" das letzte Stündlein ausnehme. Auf dieselbe Unterscheidung deutet die Fassung des zwanzigsten Streitsatzes. Wir werden jedoch bald eine noch klarere Einsicht erhalten.

Den ein und zwanzigsten Satz stellt er als Behauptung auf, die nun durch das Vorhergegangene schon feststand: Deshalb irren die Ablaßprediger, die da sagen, daß durch des Papsts Ablaß der Mensch von aller Strafe los und selig werde. Wollten sie einwenden, daß sie es so auch nicht meinten oder sagten, so möchten sie sich deutlich erklären, statt so zu reden, daß das Volk zum Mißverständniß verleitet werde.

Eben so war der zwei und zwanzigste Satz: Der Papst

erläßt den Seelen im Fegfeuer keine Strafe, die sie laut der Canonum in diesem Leben hätten erleiden sollen, schon durch den achten bewiesen, hauptsächlich aus der Ansicht, daß alle zeitliche Strafe zuletzt in die des Todes verwandelt werde, und wegen derselben für aufgehoben gelten müsse. Er hatte sich schon darauf gestützt, daß doch nicht alle Gläubigen unter allen Umständen den Kirchenstrafen unterworfen wären. Hier fügt er hinzu: Wenn die Griechen, wie ehemals, dem Papste noch nicht unterworfen wären, wie es die Christen in der Türkei, der Tartarei, in Lievland noch nicht sind, so wären sie an das Kirchenrecht der römischen Kirche nicht gebunden, wie es diese nicht sind, und wenn dieses Recht nicht einmal auf alle lebendigen Christen Anwendung leidet, so verbindet es noch viel weniger die unter keiner Kirche stehenden Todten. — Wir werden sehen, wie folgenreich dieser Gedanke in der Entwickelung seiner Begriffe, Vorstellungen und Behauptungen wurde. Es zeigte sich namentlich in der leipziger Disputation von 1519, wo der Gedanke mit Centnerschwere ins Gewicht fiel, der hier nur wie hingeworfen und wieder verlassen erscheint. Er zog ihn bis dahin schweigend in sich groß; wer mag sagen, wie lange er schon in ihm gekeimt hatte!

Der drei und zwanzigste Satz: Wenn ja eine Vergebung aller Strafen stattfinden kann, so kann sie nur den Vollkommensten, d. i. den Allerwenigsten ertheilt werden, will der vermeinten Vergebung der Fegfeuerstrafen von noch einer anderen Seite beikommen, und ruht auf dem Schlusse: selbst die Vollkommenen fürchten noch Tod und Hölle, auch diese Furcht gehört, so wie sie als ein Rest der Erbsünde eine wirkliche Sünde ist, zu den verschiedenen Strafen, ist sogar die größeste, und gerade sie wird durch den Ablaß jedenfalls nicht aufgehoben. Und wenn nun auch, schließt er weiter, Diejenigen, die Ablaß erhalten haben, und nachdem es geschehen, wirklich bis zum Tode keine Sünde mehr begehen, sofort in den Himmel eingehen, wie Viele werden ihrer sein? Die große Mehrzahl, wenn nicht ein Jeder, stirbt in jener Furcht, ohne vollkommene Reue, d. h. das Leben hassend, in brünstiger Liebe des Todes, stirbt also in Sünden, und muß somit in's Fegfeuer, da keine Seele in den Himmel kann, ohne daß in ihr zuvor auch der

letzte Zunder der sündlichen menschlichen Natur ausgetilgt wäre. Daher denn der vier und zwanzigste Satz: Darum muß der größre Theil der Leute betrogen werden durch die prächtige Verheißung von bezahlter Strafe, dem gemeinen Manne eingebildet ohne allen Unterschied.

Die fünf und zwanzigste Thesis geht folgerichtig und nothwendig aus seinen Begriffen vom Priesterthume und vom Ablaß hervor, stand aber freilich den Anmaßungen und deren Vorwänden entgegen, womit die Päpste das Ablaßrecht an den römischen Stuhl allein gezogen hatten, und mußte somit bei den streng Päpstischen, den Schergen und Schmeichlern der römischen Gewaltfülle großen Anstoß erregen. Ebenso viel Gewalt, als der Papst hat insgemein über das Fegfeuer, hat jeder Bischof und Pfarrer in seiner Diöcese oder Parochie insbesondre. Es war in der That verwegen geredet und hätte allein schon genügen mögen, den päpstlichen Ablaß um die beste Hälfte seines Kredits und seiner Einträglichkeit zu bringen. Mehr und mehr tritt die Inhaltsschwere, die Kühnheit seiner ganzen Auffassung hervor, obwohl noch nichts behauptet wurde, was der sanktionirten Kirchenlehre eigentlich widersprochen hätte. Wohl aber wurde diese und der Abstand der ablaßkrämerischen Lehrweise von ihr ins Licht gesetzt, und eben das war das Gefährliche für die Praxis, die nur im Dunkel oder Halbdunkel gedeihen konnte.

Er spreche hier nicht, sagt er in der Erläuterung, von der richterlichen Gewalt — woraus die Scholastiker nach Thomas die Ablaßbefugniß herleiteten, um sie jedem Andern außer dem Papste absprechen zu können. Sie sollte sich dann auch auf das Fegfeuer erstrecken. Er werde jene Gewalt in einem bald folgenden Satze läugnen, wie er sie im achten und zwei und zwanzigsten bereits geläugnet habe und auch so lange läugnen werde, bis es der Kirche gefalle, die scholastische bloße Behauptung durch ihr Ansehen zu bekräftigen. Der Papst habe so wenig Gewalt über das Fegfeuer, als irgend ein andrer Prälat; allein wenn es der Fall, so sei sie so beschaffen, daß sie auch den unter ihm Stehenden ertheilt sein müsse, d. h. sie bestehe eben in keiner Jurisdiktion, sondern im Suffragium, und nun möge man entweder in Abrede stellen, daß das letztre Fürbitte sei, oder einräumen,

daß die in dieser bestehende päpstliche Gewalt über das Fegfeuer, ob auch in minder ausgedehntem Maaße, in Abstufungen, gleicherweise jedem Kleriker in seinem Kreise, ja einem jeden Christen zustehe. Das Alles sei wol nicht so zweifelhaft, als der Scholastiker Träume vom Jurisdiktions-Schlüssel.

So war denn auch der weitre Nothanker der scholastischen Ablaßtheorie, das Suffragium, für unzureichend erklärt, und wir werden ihn darüber bald noch bestimmter sich aussprechen hören. Was die Resolution sonst noch enthält, ist um so merkwürdiger, indem es wichtige Aufschlüsse über seine Anschauung und Stimmung bei der ganzen Angelegenheit gibt. Sein ganzes Innre ist sturmbewegt, kann nicht völlig klar, nicht ohne Schwanken sein. Was er sieht und hört in der Kirche, nahe und fern, däucht ihm seelgefährdend, dem Evangelium zuwider, die verderbte Kirche selbst noch mehr verderbend, unleidlich und unheilbar; denn die Häupter sind selbst am meisten von der Krankheit ergriffen und wehren die Heilung ab. Nirgend vermag er, weder in noch außer sich, in den Höhen oder den Tiefen, ein Mittel, ein Werkzeug, eine Kraft zu entdecken, die die hochnöthige Besserung zu Stande bringen könnte. Wie es ist, das fühlt er, ist es so viel als die Obern angreifen, wer das Uebel antastet und in Zwiespalt mit den Obern gerathen, heißt mit der Kirche brechen, was doch seine innerste Empfindung auf's Schmerzlichste verletzt, wovor er unsägliche Scheu trägt. Und doch läßt es ihm keine Ruhe, er kann nicht anders, muß wider das Unerträgliche einreden. Von dem Seelenkampfe, der Herzensangst, der Gewissensnoth und dem Schwanken, worin er sich befindet, zeugt, was er im Eingange der Erläuterung sagt. „Ich bitte meine Widersacher, daß sie mich mit Geduld tragen mögen, wegen der Betrübniß meiner Seelen, die mich ängstet, indem ich Dinge in der Kirche Christi predigen höre, die niemals geschrieben und beschlossen sind, da es doch den Vätern ein so gefährlich Ding geschienen, Etwas zu lehren, das über das vom Himmel Vorgeschriebene hinausginge. Und sie sind wohl um so mehr schuldig, mir meine Betrübniß zu gut zu halten, da wir von ihnen die unziemlichen Freiheiten leiden müssen, die sie sich herausnehmen ohne zu fragen, Dinge zu predigen, die uns wehe thun, wenn wir sie hören." Er sei keineswegs so hoffärtig, fährt er fort,

sich für würdig zu halten, unter die Gelehrten der heiligen Kirche gezählt zu werden, oder gar unter die, denen es zukomme, in solchen Dingen zu beschließen oder zu verwerfen; er wünsche nur dereinst das geringste Glied der Kirche zu werden. Er deutet an, daß er sich ohnehin wenig oder nichts davon versprechen würde, wenn er sich auch für bedeutender hielte, als es der Fall. Er spricht die Stimmung so vieler der Bessern und Besten, die Ansicht aus, von welcher wir ihn zur Zeit seiner Vikariatsführung, zur Zeit der Sitzungen des jüngst geschlossenen Koncils erfüllt sahen, dessen Ergebnisse ihn darin noch bestärkt hatten, die Ansicht, daß von den Häuptern nichts mehr zu erwarten, daß auch das alte oft versuchte lange so hoffnungsreich erschienene Mittel der Abhülfe der Kirchennoth ohne Gewalt und heftige Erschütterungen oder Zerstörung, das nämlich eines christlichen Konciliums verbraucht sei, keine Hoffnung mehr gebend noch lassend. „Da es in der Kirche weder an sehr gelehrten noch heiligen Männern fehlt, so sind doch unsre gegenwärtigen Zeiten so unglückselig, daß auch die großen Leute der Kirche nicht zu Hülfe kommen können. Denn was heutzutage Gelehrsamkeit und gottseliger Eifer auszurichten vermöge, das hat der unglückliche Ausgang der sehr gelehrten und frommen Männer sattsam ausgewiesen, die unter Julio II. die Kirche zu reformiren sich bemühet, indem sie, weil es höchst nöthig, ein Koncilium anstellten. Und es hat auch dann und wann noch andre fromme und gelehrte Päpste, die ich weiß, gegeben; aber weil dergleichen Exempel wenige sind, so müssen die meisten stille schweigen. Es ist eine sehr böse Zeit, spricht Amos, Kap. 5. V. 13. drum muß der Kluge zur selbigen Zeit schweigen."

Das war Staupitz noch ein Mal! Allein indem Luther mehr und mehr zum Kampfe, zum Angriffe sich erhoben hatte, zuerst gegen die herrschende Theologie und Philosophie, dann gegen die Tyrannei, welche von ihrem Anhange geübt werden wollte, und weiter gegen so mancherlei Vorurtheile, Mißbräuche, Unbilden — indem er so fortgeschritten war, hatte er sich allmälig den Fesseln entzogen, die ihm Staupitz Einfluß, die staupitzische Stimmung und Weisheit zuerst angelegt, war seine ureigne Art mehr und mehr hervorgetreten. Die angewöhnte Gefühlsrichtung, Anschauung und Denkweise ist noch da, aber neben ihr zugleich auch schon eine andre, eine neue Ansicht, und sie ist bereits zum Uebergewicht bei ihm gelangt. Er spricht es noch aus: es ist böse Zeit — da muß der Kluge schweigen. Seinem Verfahren aber liegt ein andres Princip zum Grunde, und er spricht es auch aus, indem er sich zugleich auf eine sehr beachtenswerthe Weise über Leo äußert. „Wir haben jetzo einen sehr guten Papst an Leone dem Zehenten, an dessen Aufrichtigkeit und Gelehrsamkeit alle Redlichgesinnte, die davon hören, eine Freude und Vergnügen haben. Aber, was kann dieser so angenehme und liebreiche Mann, da die Sachen so sehr verwirret sind, allein ausrichten? Gewiß, er verdiente, daß er zu bessern Zeiten wäre Papst worden, oder daß die Zeiten seiner päpstlichen Regierung besser wären. Wir sind es werth, daß zu unsern Zeiten nur solche Päpste gemacht werden, dergleichen Julius II. und Alexander VI. oder andere, die wol noch grausamer als Mezentius, dessen die Poeten gedenken, gewesen. Denn die guten Päpste verlachet heute zu Tage auch Rom selbst, ja Rom eben am allermeisten. Denn in welchem Theile der Christenheit spielet man mehr, auch mit den Päpsten, als in Rom, welches das wahre Babylon ist? Jedoch gnug hiervon. Da nun, außer den unzähligen Privatpersonen, die Kirche auch auf ihren Stühlen die gelehrtesten Leute sitzen hat: so sollte auch ich, nach ihrem Exempel, stille schweigen, wenn ich hätte für klug wollen gehalten sein. Aber es ist besser, daß auch von Narren, von Kindern, von Trunkenen die Wahrheit gesagt, als daß sie ganz und gar verschwiegen wird, damit die Gelehrten und Weisen in ihrem Muthe desto beherzter werden, wenn sie hören, daß wir, als ungelehrte gemeine Leute, auch endlich einmal schreyen, weil sie es gar zu grob machen, daß mans nicht mehr mit ansehen kann, wie Christus spricht: Wenn diese schweigen, so werden die Steine schreyen."

Wir werden noch andere Aeußerungen von ihm über den Papst und den Zustand der Kirche hören, wollen uns deshalb eine daran zu knüpfende Betrachtung noch vorbehalten und hier nur ein paar Worte zu dem Grundsatze, den er an dieser Stelle der Erläuterungen ausspricht, bemerken. Wir begegnen darin einem der wesentlichsten Antriebe seiner Veröffentlichung der Streitsätze, seines ganzen Verhaltens in dieser Zeit, einem der

wichtigsten Züge seiner Art und Eigenthümlichkeit und hierin zugleich einem der vornehmsten Gründe seiner Erfolge. Zu den stärksten Stützen der päpstlichen Gewaltherrschaft, der kirchlichen Entartungen und insbesondere des Ablaßunfugs gehörte die Blödigkeit, die träge Furcht, welche die Schwierigkeiten alles Bestrebens davon loszukommen, die Kräfte der Einrichtungen, Verhältnisse und Menschen, worin das Unfügliche, Bejammerte oder Verwünschte Schutz fand und wovon es ausging, zu hoch, und die eigene Kraft, die Kräfte der Entgegensetzung und des Widerspruchs zu gering anschlug, den Entschluß zum Versuche der Besserung oder zum Angriffe nicht zu finden, zur Hoffnung des Sieges sich nicht zu erheben, eher allen Mißbrauch, Drang und Druck zu ertragen, als in einen Kampf dagegen, ob auch wider Hoffnung einzutreten wußte und sich verrechnete in ihrer Klugheit. Die Erkenntniß war noch mäßig, aber dennoch fehlte es, bis Luther vorantrat, nicht so sehr an Einsicht, Wohlmeinen, Freiheitssinn und Ehrliebe, als — wenn auch nicht in demselben Maße wie uns — an dem Muthe, wir mögen auch ihn Glauben nennen, welcher handelt und streitet, sich zwar nicht blindlings in den Kampf stürzt, nicht unklug, nicht wie der Thor, aber doch in hundert Fällen handelt, wo die Klugheit der Furcht und des Unglaubens unthätig bleiben zu müssen meint. Es war im Ganzen und Großen wie beim Ablaßunfuge: auch in den Laienständen fehlte es nicht an einem hinlänglichen Maße von gesundem Menschenverstande und von Erkenntniß, auch nicht überall an reiner Gesinnung und reiner Lage, wol aber an jenem Muthe. Durch Mangel an ihm wurde auch die Wissenschaft, die Theologie wie die Jurisprudenz und Philosophie zurückgehalten, eine reinere zu werden, das Gewebe der Scholastik und des geistlichen Rechtes zu entwirren, die Theorie vom Ablasse und den päpstlichen Befugnissen und Ansprüchen bloszulegen und dadurch dem Uebel an die Wurzel zu kommen. Der Muth und wieder der Muth war es, der, wie den Verständigen, den Frei- und Wohlgesinnten überhaupt, so namentlich den Gelehrten und Weisen fehlte, die auf der Bahn der Entwickelung und des Fortschrittes die Vorkämpfer oder Schächer sind, deren stolzes, thatloses, heuchlerisches, weil an die Lüge sich nicht heranwagendes, die Wahrheit verschweigendes Wissen selbst sie an-

klagt, statt ihnen zu echtem Ruhme zu gereichen. Der Mangel an Muth ist es, der unter tyrannischen Regimenten oder in verderbten Zuständen bei der eben so schädlichen als schlechten, zahmen Willenlosigkeit erhält und die so nothwendige als edle ehrenhafte Entrüstung, die preiswürdige männliche Ungeduld dämpft, die trotz sehr verwirrter Sachen doch nicht zu lange seufzt und schweigt; nicht im Schweigen die höchste Klugheit erblickt, diese nichtswürdige Klugheit vielmehr abschüttelt als die Maske der Unvernunft, Schwäche und Feigheit, und zur That entschlossen drein redet, „wenn sie es zu grob machen." Jene Klugheit war Luther nicht gegeben, er hatte jenen Muth, jene Ungeduld, jenen Freiheitssinn und Stolz des Mannes bei aller Demuth, womit er sich den ungelehrten gemeinen Leuten zuzählte, und daher, daß er den Ablaßunfug angriff, daher, daß er groß, größer namentlich war, als größere Theologen, wie er. Wir sehen ihn auch wissenschaftlich nicht unbedeutend, und dürfen seine Gelehrsamkeit und gelehrten Mühen und Arbeiten nicht gering anschlagen, doch nicht darin, sondern in der ihn ängstenden Betrübniß, der ihn forttreibenden Ungeduld, die ihn bisweilen zu Folgewidrigkeiten und Mißgriffen oder Unklugheiten verleiten und doch die Weisen beschämen, liegt am ersten das Geheimniß seiner persönlichen Bedeutung, der Erfolge seines Wortes und seiner Thaten. Wie er jetzt meinte, es ist besser, daß auch von Narren die Wahrheit gesagt, als daß sie ganz verschwiegen werde, und es „nicht mehr mit ansehen" konnte, so sagte er noch in späteren Jahren bezeichnend: „Gott ist geduldig, langmüthig und barmherzig, daß er so schweigen kann, und den ärgsten Buben so lange zusehen, und sie ungestrafet lässet hingehen. Ich könnte es nicht thun."[1])

Die Veranlassung zum sechs und zwanzigsten Satze gaben ihm Ausdrücke und Bestimmungen in früheren Kanones und Ritualen, die er äußerst gewandt und glücklich für seinen Angriff auf die gegenwärtige päpstliche Praxis zu benutzen weiß. Er spricht darin dem Papste die Schlüsselgewalt über das Fegfeuer ab, auf den, in argen Widerspruch mit sich gerathenen Papst selbst als Gewährsmann sich stützend. Der Papst thut sehr wohl daran, daß er den Seelen Vergebung er-

1) Tischreden, Walch XXII, 133.

theilt nicht aus der Schlüsselgewalt, deren er keine hat (nämlich im Fegfeuer), sondern durchs Suffragium. Den Beweis, daß sich die päpstliche Schlüsselgewalt nicht auf das Fegfeuer erstrecke, findet er darin, daß, wie schon einer der namhaftesten Scholastiker selbst erkannt, das letztere durch dieselbe sonst ausgeleert und damit aufgehoben werden könnte, und der Papst grausam wäre, es nicht zu thun. Dawider wurde jedoch Vielerlei eingeredet. Indeß hat er die Einreden sämmtlich sehr wohl bedacht und weiß sie siegreich zu beseitigen. Man berief sich u. A. darauf, daß der Papst das Fegfeuer freilich ausleeren könne, dies aber nicht thun solle ohne eine rechtmäßige, vernünftige, wichtige Ursache. Er geht die Ursachen durch, die als solche angeführt wurden, findet in ihnen sammt und sonders nur eitles sophistisches Vorgeben und schließt: man gestehe daher nur, daß man die „rechtmäßige" Ursache nicht angeben könne, weil keine da ist, und da dem so ist, hat der Papst in Ansehung der Ursache keine Gewalt über das Fegfeuer, wenn er sie auch für seine Person hätte. Dieses aber ist auch nicht der Fall, da er selbst beim Ablaßertheilen von auferlegten Bußen redet, die Strafen des Fegfeuers durch die Schlüsselgewalt nimmermehr auferlegt werden und er nach allgemeinem Zugeständniß gerade so viel und in dem Sinne gibt, wie die Worte lauten. Hier stand ihm freilich der Einwand entgegen, je nachdem der Papst sage, wir ertheilen Ablaß aller Sünden wegen auferlegter Bußen, oder: aller Sünden, die bekannt und bereut werden, oder endlich: aller Sünden, befreie der Ablaß von den durch den Priester auferlegten Bußen, würden die vergessenen Sünden oder die man nicht wisse, erlassen, fahre die Seele von Stund an gen Himmel, und solchergestalt stehe es in der Hand des Papstes, welche er wolle, selig zu machen. Er stützt sich dagegen auf die Schrift. „O Unsinn! durch welche neue Erfindungen wird man so unerwiesene grundlose Meinungen bewahrheiten wollen! Unglückselige Christen, die da Alles hören müssen, was den abgeschmacktesten Leuten zu schwatzen beliebt. Als ob wir, die wir das Volk lehren sollen, nicht die heilige Schrift selbst hätten, den Gläubigen nicht ein Maaß Waizen statt große Tonnen voll Kletten und Disteln geben sollten!" Als ob nicht die ganze Kirche wüßte, daß Alle, wenn der Papst auch Alles vergeben hat, hernach noch sagen

müssen: Herr, wer kann merken, wie oft er fehle, verzeihe mir die verborgenen Fehler, und daß wir auch in Betreff unserer guten Werke nach Hiob fürchten müssen, daß sie vor Gott als erschreckliche Sünden erfunden werden! Die Schlüsselgewalt weiß nichts davon, ob die guten Werke vor Gott böse sind, urtheilt nicht darüber, erläßt sie noch weniger. Vergessene Sünden, oder die man nicht weiß! Die gehören eben nicht vor das Gericht der Kirche. Das ganze Hirngespinnst hat seinen Ursprung in der mühsamen und unnützen Kunst zu beichten, ja die Seelen zur Verzweiflung zu bringen und ins Verderben zu stürzen, nach welcher man uns bisher gelehrt hat, den Sand zu zählen, d. i. alle und jede Sünden genau zu untersuchen, zusammenzulesen und zu wägen, um eine falsche, nur die Strafe fürchtende Reue zu wecken, uns zu etwas Unmöglichem anzuhalten, Uebel ärger zu machen, indem (seine innere Erfahrung! — er kommt bei jeder Gelegenheit dgrauf zurück) die wahre Reue von der der Betrachtung der Güte Gottes und des Verdienstes Christi ausgeht, wie der Apostel spricht: Weißest Du nicht, daß Dich Gottes Güte zur Buße leitet? Das „unendliche Gewäsche" der Ablaßprediger sei aus der Nachlässigkeit entstanden, daß man „den Ursprung des Ablasses nicht eingesehen."

Man sieht schon aus der Stellung dieses Satzes, wie anderer Thesen, daß er die Ablaßlehre und Praxis nur bekämpfte und bekämpfen wollte, sofern sie ihm kirchlich unbefugt erschien Er behauptete gerade und suchte namentlich auch aus dem kanonischen Rechte und dem Laute der eigenen päpstlichen Bullen zu erweisen, daß der Papst, sofern er sich an seine Dekrete halte, den Ablaß ganz anders verstehe und wolle wie die Ablaßprediger, die gewöhnliche Lehre und Praxis. Allein wie die Dinge standen, konnte es in Rom nicht genehm sein, wenn er den Papst, wie schon zuvor, und hier abermals beim Worte nahm; auch hier, wo er seinen Beweis ferner dadurch führt, daß er sich darauf beruft, der Papst schreibe ja selbst, er schenke den Seelen Vergebung fürbittweise. „Aber, sagt er, Fürbitte und Gewalt ist zweierlei. Wollen wir nun dem Papste selbst, wie wir schuldig sind, mehr glauben als jenen und uns selbst, so ist klar, daß keine Gewalt, sondern eine Fürbitte im Fegfeuer etwas gelte. Ich gehe sicherer, wenn ich es mit dem Papste, als wenn ich es

mit ihnen halte. Er maßt sich keine Gewalt an, nimmt nur eine Fürbitte in Anspruch, und ich muß mich gar sehr wundern, wie sie so kühn sein und wider das ausdrückliche Verbot im Canone Cum ex eo sich unterfangen können, mehr zu predigen, als im päpstlichen Breve enthalten, das nur vom Suffragium spricht."

Hat man seinen Gedankengang bei der These vor Augen, so erkennt man die bitterste Ironie darin, und hierzu forderte ihn das ganze Unwesen so sehr heraus, daß er dem Gefühle in der Resolution auch noch weiter freien Lauf läßt. Er fährt, einer weiteren Einrede begegnend, fort: „Christus sagt mit klaren unzweideutigen Worten, was du auf Erden binden, auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel gebunden, im Himmel gelöst sein. Wenn er die Schlüsselgewalt nicht auf dieses Leben hätte einschränken wollen, so durfte er nur sagen, was Du lösen wirst, soll los sein. Sie verdrehen die Worte freilich, sie, die da in ihrer Wohldienerei dem Papste wider dessen Wissen und Willen eine Gewalt anmaßen, wo er selbst nur eine Fürbitte in Anspruch für sich nimmt. Es wäre hier Noth, daß ein beredter Mann, wie ein Hieronymus, seinen Zorn über sie ausgösse, damit eine so freche Gewaltthätigkeit und Verderbung der Worte Christi gerochen würde. Die sollen nun bedeuten: so lange Du auf Erden bist, sollst Du Alles lösen dürfen und Alles im Himmel los sein, was Du lösen wirst! Ihre Weisheit scheint so weit zu gehen, daß sie wissen, Christus habe etwa gefürchtet, es möchte einmal ein Papst kommen, der auch nach dem Tode noch binden und lösen wollte, und es deshalb für nöthig erachtet, dem großen Ehrgeize und der Tyrannei der verstorbenen Päpste vorzubauen. Und vielleicht (daß wir doch solche würdige Ausleger der Schrift nach Würden loben) hat auch Christus nicht ohne Grund gefürchtet, es möchte sich einmal zutragen, daß ein verstorbener Papst etwas bände, und sein Nachfolger es löste. Da würde dann im Himmel ein großer Irrsal vorgehen, und Christus vor Angst nicht wissen, wessen Ausspruch er bestätigen sollte, weil er vergessen, die Schlüsselgewalt blos dem lebendigen Papste zu geben, damit der verstorbene sich still halten müsse. Er hat aber ausdrücklich, und so deutlich, daß niemand mißverstehen kann, der Grammatik und Logik gelernt hat, gesagt auf Erden, gleichsam um den häßlichen Schmeichlern

unsrer Zeit zuvorzukommen und ihnen Einhalt zu thun, die dem Papste wider seinen Willen das Reich der Todten zu übergeben anfangen, die der heil. Hieronymus Theologos, d. i. aus denen Gott redet, genannt hat, verstehe aber den Gott, der beim Virgil den Wahrsagern eine große Raserei und Unsinnigkeit einbläst." Die entgegenstehende Behauptung, der Papst habe zwar keine Jurisdiktions-, wohl aber die Schlüsselgewalt über das Fegfeuer, die er fürbittweise gebrauche, hing mit der vom Kirchenschatze zusammen, auf die er erst in acht und funfzigsten Satze eingeht. Indeß mußte sie an dieser Stelle vorläufig berührt werden. „Es kommt hierbei, sagt er, darauf an, wie die Fürbitte geschieht, und dieß auszumachen kommt nicht mir, sondern dem Papste, vielleicht nur der Kirche auf einer allgemeinen Versammlung zu. Wohl aber bin ich in meinem Rechte, wenn ich den Gegenstand untersuche, darüber disputire, darlege, was ich verstehe und noch nicht verstehe. Die Fürbitte, von welcher die Rede, bezieht sich auf den Schatz der triumphirenden Kirche — die Verdienste Christi und der Heiligen — der angeblich der Kirche verbleibt, und den Schatz der streitenden Kirche — die Verdienste und Werke der lebenden Gläubigen, welche der Papst in seiner Gewalt haben soll zur Genugthuung der Büßenden, zur Fürbitte für die Verstorbenen oder zum Lobe Gottes. Wiewohl ich es nun gar nicht verstehe (eine sehr beachtenswerthe Aeußerung), wie diese Verdienste in der Hand des Papsts sein sollen, will ich es doch aus Ehrerbietung glauben, bis der rechte Meister kommt, der den Knoten auflöse. Ich verstehe es aber aus folgenden Gründen nicht. Wenn der Papst die guten Werke einiger andern zutheilt, so erläßt er nichts, sondern thut genug und bürdet sich außerdem selbst die Last der Genugthuung auf, indem er durch die genug thut die ihm unterthan sind. Ferner: Fürbitte geschieht von der ganzen Kirche auch. Wenn nun die Schlüsselgewalt durch Fürbitte zu Hülfe kommt, so thut sie nichts weiter, als was auch ohnehin in der Kirche gethan wird. Sodann bedeutet das Wort Ablaß klärlich, es solle jemandem erlassen sein was er zu thun schuldig, und nicht ihm etwas zutheilen oder erklären, daß es ihm zu zugetheilt sei — es solle jemands Schuld getilgt, und nicht, sie solle durch einen Andern bezahlt sein. Und dann genügt die Schlüsselgewalt zum Ablaß,

es bedarf des Schatzes dazu nicht, zumal da sich jener nur auf die Kirchenstrafen bezieht. Endlich wirkt der Schatz der streitenden Kirche mehr die Gnade des Geistes als Erlaß der Strafen, und man geht schlecht genug mit ihm um, wenn man ihn hierzu anwendet, zur geringsten Gabe der Kirche, die auch den Gottlosen zu Theil wird und allein durch die Schlüsselgewalt geschenkt werden kann. Ich verstehe es nicht, wie oder was geschehe, wenn der Papst besagten Schatz zur Fürbitte für die Verstorbenen anwendet. Denn die ganze Kirche thut ja schon Fürbitte für die Verstorbenen, nur die Kirchenstrafen werden durch den Ablaß erlassen und die Seelen sind ihnen nicht unterworfen. Was wird denn nun den Seelen erlassen, wie kann im Ablaß noch die Zueignung der Verdienste der Kirche begriffen sein? Ablaß und Fürbitte ist doch nun einmal zweierlei."

Er hat im kanonischen Rechte eine Stelle gefunden und bezieht sich darauf, nach welcher der Papst sogar die Meinung, daß die Seelen durch den Ablaß erlöst würden, zu verdammen scheine. Allein andre päpstliche Entscheidungen lagen ihm doch gar zu offenbar im Wege. Wie kam er darüber hinweg? Er hat sich Alles sehr wohl überlegt, und wie weit war er jetzt vorgeschritten. Wir erkennen seinen Standpunkt aufs Deutlichste, wenn er sagt: „Erstlich wird es für eine bekannte Sache gehalten, daß ein gewisser Magister zu Paris (der Lombarde) die Meinung aufgestellt, der Papst habe Gewalt über das Fegfeuer. Und der Papst, nachdem er das in Erfahrung gebracht, und nachdem der Magister gestorben, hat ihm den Ablaß, den er behauptet, ertheilt und ihn damit gleichsam Andern anpreisen wollen. Hierauf antworte ich: ich kehre mich nicht daran, was dem Papste wohlgefällt oder mißfällt — er ist ein Mensch wie andre Menschen. Es sind viele Päpste gewesen, denen Irrthümer, Laster und abentheuerliche Dinge wohlgefallen haben. Ich höre den Papst als Papst, d. i. sofern er in den Canonibus und gemäß denselben redet oder mit einem Koncil etwas beschließt oder feststellt, nicht aber wenn er nach seinem Kopfe redet, damit ich nicht etwa genöthigt werde, mit Einigen, die Christum übel erkennen, zu sagen, des Julii II. entsetzliches Morden unter den Christen wäre Wohlthat eines frommen Hirten, die er den Schafen Christi erwiesen."

Eben so wenig will er Bonaventura's Meinung gelten lassen, nach welcher man sich nicht so heftig widersetzen dürfe, wenn behauptet werde, der Papst habe Gewalt über das Fegfeuer. Sie entbehre der Begründung eines deutlichen Spruches der heil. Schrift oder eines gültigen des Papsts. Da werde freilich eingewendet, Sixtus IV. habe festgesetzt, daß die Weise, durch Fürbitte den Seelen zu Hülfe zu kommen, dem völligen Ablaß keinen Abbruch thue. Allein „zum ersten, wenn jemand hartnäckig sein wollte, so könnte er sagen: Mein lieber Vater Papst, beweise erstlich, was du sagest; vornehmlich, da es auf den Papst allein nicht ankömmt, neue Glaubensartikel zu beschließen, sondern nur die Glaubensfragen nach den bereits ausgemachten Glaubensartikeln zu beurtheilen und zu entscheiden. Dieses aber wird ein neuer Glaubensartikel sein, derowegen wird die Beschließung desselben vor ein allgemeines Concilium gehören, viel mehr als der Artikel von der Empfängniß der heil. Jungfrau Maria, absonderlich da in diesem keine, in jenem aber viel und große Seelengefahr ist. Sonst würde es geschehen, weil der Papst ein einzelner Mensch ist, der im Glauben und Lebenspflichten irren kann, daß der Glaube der ganzen Kirche stets in Gefahr schwebte, wenn sie nothwendig alles Dasjenige, was dem Papst dünkte, für wahr glauben müßte. Zum andern, wenn auch gleich der Papst mit einem großen Theile der Kirche so oder so gesinnet wäre, und wenn er auch gleich nicht irrete: so ist es noch nicht Sünde oder Ketzerey, wenn man das Gegentheil für wahr hält, absonderlich in einer Sache, die nicht nöthig zur Seligkeit ist, so lange bis eines von beiden durch ein allgemeines Concilium verworfen, und das andere gebilliget worden: Welches, damit ich die Sache nicht weitläuftig mache, durch diß einzige Exempel bewiesen wird, daß die Römische Kirche auch mit dem allgemeinen Concilio, das zu Basel gehalten worden, und beynahe die ganze Kirche, dafür hält, die heilige Jungfrau Maria sey ohne Sünde empfangen worden. Und dennoch, weil der andere Theil nicht verworfen worden, sind Diejenigen nicht Ketzer, die das Gegentheil für wahr halten." Drittens habe er den fraglichen Ausspruch Sixtus' IV noch nicht gesehen, wohl aber den, daß der Ablaß den Verstorbenen fürbittweise ertheilt werde; woraus keineswegs folge,

daß die Seelen, die ihn so erlangten, aus dem Fegfeuer führen. Endlich sei es nicht seine Sache, des Papsts Worte auszulegen, wol aber gedenke er, bis sie von demselben erklärt worden, seiner eignen Meinung zu sein. Sie sollten nach der Ansicht Mancher, welcher er aber nicht beistimme, bedeuten, daß die Seelen, denen der Ablaß nicht ablaß-, sondern fürbittweise ertheilt werde, aus dem Fegfeuer führen. Sie könnten aber auch bedeuten, die Zutheilung des Ablasses vermög einer Fürbitte lasse den Ablaß sein was er sei, nämlich ein voller Ablaß, und hebe nicht auf, was er seiner Natur nach sei, nur daß er nicht als Ablaß, sondern als Fürbitte wirke, was denn so viel heiße als: der Ablaß, ob er auch völlig sei, thue dennoch nur so viel als eine Fürbitte thun könne, und weiter nichts. Der Meinung sei er auch.

Er kommt dann weiter auf die Einwendung, daß es in der apostolischen Absolutionsformel heiße: „Ich erlasse dir die Strafe des Fegfeuers, insoweit sich die Schlüssel der heiligen Mutter, der Kirche, erstrecken," und daß diese Formel auch von des Papsts Beichtvätern in Rom gebraucht werde. Er wendet dagegen seinerseits ein, daß jene Formel hier überhaupt nicht in Betracht kommen könne, weil sie beim Absolviren der Lebendigen und Sterbenden, nicht aber bei Ablaßertheilung an bereits Verstorbene gebraucht werde. Sodann sei ihr Sinn zweifelhaft, und es könne daher nicht behauptet werden, daß Der im Glauben irre, der von der gewöhnlichen Auslegung abweiche. Und „warum ist denn die Formel so zitternd und furchtsam gefaßt? Warum redet sie, als ob sie selbst Zweifel hätte, wie weit sich die Schlüsselgewalt erstreckt? Der erschreckliche Schwanz, der dran gehängt ist, kommt mir verdächtig vor. Ich bin nicht gehalten fest zu glauben, was der Papst selbst sich nicht getraut standhaft auszusprechen. Warum hängt er das: Soweit sich die Schlüssel erstrecken! hier und sonst nirgends an? Sehen wir noch nicht, wie wachsam Christus in seiner Kirche ist, daß er auch Diejenigen nicht irren läßt, die da irren wollen? Ach, wenn wir uns doch nur nicht selbst in Irrthum stürzten, weil wir seine Erinnerung verachten!" Er sage endlich nochmals, wenn der Papst und seine Beichtväter auch nicht irrten, so wären doch Diejenigen nicht Ketzer, die andrer Meinung wären, so lange bis die eine oder andre Meinung nicht durch ein allgemeines Koncil bestätigt worden. „Und hieraus siehst du wiederum, schließt er, wie sehr nöthig ein rechtmäßiges Koncilium ist. Ich fürchte nur, unsre Zeiten sind es nicht werth, daß uns dergleichen Gutes widerfahre, sondern daß wir vielmehr mit kräftigen Irrthümern betrogen werden, wie wirs verdient haben, 2. Thessalonicher, C. 2. V. 11."

Der sieben und zwanzigste Satz: Die predigen Lügen, (hominem — nach dem Spruche: alle Menschen sind Lügner) die da vorgeben, daß, sobald der in den Kasten geworfene Groschen klinge, von Stund an die Seele aus dem Fegfeuer fahre, bedurfte nun kaum noch eines Beweises, den er jedoch im Nachsatze der nächstfolgenden Thesis erhält, dessen Sinn dahin geht: nicht die Fürbitte, sondern deren, von Gottes Belieben und der Seelen Würdigkeit abhängige Erhörung derselben, die aber in der Regel nicht augenblicklich erfolgt, erlöst aus dem Fegfeuer. Der achtundzwanzigste Satz lautet: Das ist gewiß, alsbald der Groschen im Kasten klinget, daß Gewinnst und Geiz zunehmen können; aber die Fürbitte der Kirche stehet allein in Gottes Belieben.

Auf den neun und zwanzigsten Satz: Wer weiß, ob auch alle Seelen im Fegfeuer wollen erlöset sein, wie man sagt, daß es mit St. Severino und Paschalio sei zugegangen (sie sollten es im Fegfeuer vorgezogen haben, zur Herrlichkeit des Anschauens Gottes später zugelassen zu werden — einen geringern Herrlichkeitsgrad hätten sie sogleich wegen ihrer Verdienste erlangen können), legt er selbst nur wenig Gewicht. Dagegen stellt er den dreißigsten hin, um an sehr Bedeutendes zu erinnern. Niemand ist der Wahrhaftigkeit seiner Reue gewiß; viel weniger kann er gewiß sein, ob ihm vollkommene Vergebung zu Theil geworden. Wenn der Ablaß lediglich Erlaß von Strafen war, die wegen gegebener öffentlicher Aergernisse die Kirche auferlegt, so war eine wahrhafte Reue kein nothwendiges Erforderniß. Wurde die Reue auch etwa nur geschickt erheuchelt, so war der über das Innre nicht richtenden Kirche genug geschehen, und mit Fug mochte die kirchliche öffentliche Gewalt die Buße nachlassen. Allein — wir müssen hier noch einmal darauf zurückkommen — man hatte die Indulgenzen auf die Versündigungen am Sittengebote ausge-

dehnt, und nun war allerdings, wenn sie Kraft haben sollten, echte Reue erforderlich, und man forderte sie, um den Vorwurf zu vermeiden, daß man durch den Ablaß der sittlichen Trägheit Vorschub leiste. Man berechnete sodann die Reue quantitativ und blos äußerlich, und folgerte aus ihrer wirklichen oder vermeinten Quantität ihre Qualität, statt auf diese allein zu sehen. Luther hatte nun aber erkannt, daß gerade dadurch Alles ganz ungewiß gemacht werde, da — so wie keiner vom andern — sogar niemand von sich selbst völlig gewiß sein könne, ob die geforderte Reue so vollkommen sei, daß die vollkommne Vergebung möglich. Es folgte daraus, daß der Ablaß, wie er gepredigt wurde und gerade weil es so geschah, nicht ertheilt werden dürfte oder sollte. Er meinte: „Indem sie den Ablaß gar zu sehr erheben, machen sie, daß gar nichts aus ihm wird. Denn wenn er ungewiß ist, so ist er gar kein Ablaß, und er ist ungewiß, wenn er sich auf das Gewissen des zu Absolvirenden und nicht auf die Schlüsselgewalt gründet, absonderlich aber, wenn er sich gründet auch auf die Reue über alle Todsünde und nicht blos auf die über öffentliche grobe Sünden, da niemand gewiß ist, daß er ohne die erstere sei.“ Wir können indeß kurz darüber hinweggehen, da schon bei einem früheren Anlaß Aeußerungen von ihm angeführt wurden, in welchen er dieß in ähnlicher Weise wie hier näher begründet.

Er hatte dem gebräuchlichen Ablasse durch den dreißigsten Satz im Grunde alle Kraft abgesprochen, sagt aber in den beiden nächstfolgenden Thesen seinen Gedanken noch deutlicher heraus, indem er nur weiter folgert. Wie selten Einer ist, der wahrhrhaftige Reue hat, eben so selten ist, der wahrhaftigen Ablaß löset, d. i. ein solcher ist nur allerseltenst zu finden; — Die werden in Ewigkeit sammt ihren Lehrern verdammt werden, die vermeinen durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu sein. Die Resolution zeigt abermals, mit welchen Schmerzen das Unwesen ihn erfüllte, mit welcher Betrübniß und Entrüstung er diese Sätze niedergeschrieben. Nur auf Christum können wir das Vertrauen unsrer Seligkeit setzen, und wie lehrt man die Christen! Es ist kein andrer Name den Menschen unter dem Himmel gegeben, darin wir sollen selig werden, als allein in dem Namen Jesu Christi. Hinweg

demnach mit dem Vertrauen auf todte Briefe, den Namen des Ablasses, den Namen der Fürbitte! Und ach! daß doch hier die Erde, und Alles, was darauf ist, mit mir seufzete und weinete, über die Verführung des Christenvolks, das da insgemein keinen andern Verstand vom Ablaß hat, als daß er heilsam und zur Frucht des Geistes nützlich sei. Unglückselige Christen! die weder bei ihrem guten Gewissen, ihrer Seligkeit im Herzen versichert sein können, und die man lehret ihr Vertrauen auf Papier und Siegelwachs setzen.

Die nächstfolgenden Thesen gehen wiederum gegen die schon mehrfach gerügte, beim Ablaß auf die Spitze getriebene Verwechselung der wahren Buße und Sündenvergebung mit den kanonischen Büßungen und dem Erlaß von solchen. Der Nachweis lag schon in früheren Thesen und Erläuterungen.

Der drei und vier und dreißigste Satz beziehen sich namentlich auf Aeußerungen der unter des Erzbischofs Namen erschienenen Instruction für die Ablaßprediger. Sie geben Gelegenheit zu zeigen, wie natürlich gerade schon jene saubere Anweisung die Ausschreitungen der Ablaßprediger veranlassen mußte. Ausnehmend soll man sich vor Denen hüten, welche sagen, des Papsts Ablaß sei die unschätzbare Gabe Gottes, dadurch der Mensch mit Gott versichert wird. — Denn die Ablaßgnade bezieht sich nur auf die von Menschen auferlegten Strafen der sacramentarischen Genugthuung.

Die Erläuterung enthält die schneidendste bitterste Kritik der Instruktion, deren Autor selbst auch nicht im mindesten geschont wird. „Wollen diesen Kuhhirten hören,“ sagt er unter Anderm. Wie im Fiebertraume rede der „abgeschmackte“ Verfasser, indem er wirklich sage, der Mensch erlange vollkommne Erlassung durch (die erste Hauptgnade) vollkommne Erlassung, die Gnade Gottes durch die göttliche Gnade; er rede offenbar ketzerisch, indem er klärlich die rechtfertigende Gnade des Geistes verstehe, und so der göttlichen die päpstliche Gnade gleichstelle, u. s. f. Sodann die Ablaßkrämer, die so schädlich und seelverderblich wie die Pestilenz sind. Denn was kann gottloser und ketzerischer sein als zu sagen, des Papstes Ablaß sei eine solche Gnade, dadurch man mit Gott versöhnt werde, die so unwis-

send wie unverständig sind und sich eine wahre Vermessenheit zu Schulden kommen lassen, daß sie als so ungelehrte Leute nicht lieber Kuhhirten werden und sich unterfangen, Seelen zu lehren, die Christi sind. „Ich schäme mich der ausnehmenden Verwegenheit, ruft er aus, daß sich der Schwätzer nicht gescheut hat, sein Buch Angesichts von vier berühmten und naheliegenden Universitäten herauszugeben, als ob der Gelehrten Köpfe daselbst ganz und gar in faule Pilze verwandelt wären. Ich bedaure, daß unsre benachbarten Ketzer, die Begharden, endlich eine Gelegenheit bekommen haben, die römische Kirche mit Recht zu lästern, wenn sie hören, daß solche Dinge in ihr gelehrt werden;" — womit denn ein Gedanke wiederkehrt, dessen Beachtung zur Kunde und Würdigung seiner Ansicht und seiner Beweggründe der Schilderhebung nicht unterbleiben darf. Welche Zurückhaltung und Schonung liegt aber in der Thesis, bei solchen Ansichten von der Sache, solchem Urtheil über die betreffenden Persönlichkeiten, bei solcher Empfindung!

Eine neue Seite beleuchtet der folgende fünf und dreißigste Satz: Die predigen unchristlich, die da lehren, daß Diejenigen keiner Reue bedürfen, welche Seelen aus dem Fegfeuer oder Beichtbriefe lösen wollen. Die Beichtbriefe waren päpstliche Indulte, durch welche die Freiheit erkauft wurde, einen Beichtiger zu wählen, der kraft der vom Papste ihm verliehenen Gewalt von allen, oder wenigstens manchen Fällen absolviren konnte, die sich der Papst sonst allein vorbehalten hatte. Sie bezogen sich zum Theil auf Kirchenstrafen, und insofern bezog er jene Behauptung auch auf sie. Nun erklärten aber die Ablaßprediger und die päpstliche Bulle selbst die Reue bei Denen für unnöthig, welche durch Ablaß Seelen aus dem Fegfeuer erlösen wollten. Hiergegen ist die fünf und dreißigste These gerichtet. Es ist wider die Schrift, daß Einer eher eines Andern als seiner eignen Seele helfen will; gar lächerlich, daß ein Knecht des Teufels ein Kind Gottes erlösen sollte, und zwar bei Gott, gerade als wenn ein Feind für den Freund des Königs Fürbitte einlegen wollte. Sie sagen freilich, die Erlösung der Seelen im Fegfeuer gründe sich nicht auf das Werk des Erlösenden, sondern auf das Verdienst des zu Erlösenden. Dies letztre aber, als vorhanden angenommen, warum erlöst es

denn nun nicht ohne jenes Werk? Weil das Geld dabei nicht wachsen würde, nach welchem man so begierig ist um der Seelen Seligkeit willen.

Er hatte gesagt, man könne den Sündern so gut wie Straferlaß auch Beichtbriefe geben, sofern nämlich durch dieselben Kirchenstrafen erlassen wurden. Allein er fügt nun hinzu: „Das habe ich nicht gesagt, daß man die Leute auffordern soll, Beichtbriefe zu lösen; es sollte vielmehr nicht einmal zugelassen werden, denn die ganze Lehre Christi ist eine Ermahnung zur Buße und zielt dahin ab, daß sich die Menschen je eher je lieber bekehren sollen. In diesem Sinne haben die Apostel gelehrt, weil sie besorgt waren, nicht wie sie Geld sammeln, sondern wie sie die Seelen selig machen möchten. Die Ablaßprediger aber lassen die Seelen, so viel an ihnen ist, in der Gefahr des ewigen Todes, nur die Gabe ansehend, ob die Geber immerhin verloren gehen, statt als gute Hirten Alles aufzubieten, die Sünder zur Furcht Gottes und zum Abscheu vor der Sünde zu bringen, statt den Leuten, wenn sie unaufgefordert geben aber Bösewichter bleiben wollen, das Geld ins Angesicht zurückzuwerfen und mit dem Apostel zu sagen: Wir suchen nicht das Deine, sondern dich; daß du verdammt wärst mit deinem Gelde! Das sei aber ferne von unserm Merkur! Wenn nur Sünder kommen, denken sie bei sich selbst, die geschickte Mittler mitbringen, d. i. ein gut Stück Geld, so sollen sie uns schon recht sein, wenn sie auch verloren gehen; wir lachen sie aus und machen uns mit ihrer Gabe in guter Ruhe lustig."

Der Ablaß konnte ihm in der That nur als ein heilloser Betrug erscheinen, ihn nur mit Bitterkeit erfüllen, da er, indem er die Sündenvergebung einzig und allein auf die Gnade und die Buße gründete, auf eine Ansicht hingeführt werden mußte, die auch noch von einer andern Seite den päpstlichen Ablaß so gut wie gänzlich aufhob, und insbesondre die scholastische Theorie vom Kirchenschatze über den Haufen warf, oder hiermit doch begann; denn er kommt erst späterhin ausführlicher und eindringender darauf. Er spricht die Ansicht im sechs- und sieben und dreißigsten Satze aus: Jeder wahrhaft reuige Christ hat vollkommene Erlassung der Strafe und Schuld, die ihm auch ohne Ablaßbriefe gehört. — Jeder wahrhafte

Christ, er sei lebendig oder todt, ist theilhaftig aller Güter Christi und der Kirche, aus Gottes Geschenk, auch ohne Ablaßbriefe.

Der erste dieser beiden Sätze war ihm gewiß, weil ja sonst alle Diejenigen in Gefahr wären, die keinen Ablaß kauften, was doch ungeboten, in Jedermanns freiem Willen stand, und weil man, wenn auch keine Indulgenzen ertheilt würden, den Straferlaß doch schuldig sei, wie der Papst spreche. Wenn da aber von „scharfsinnigen Köpfen, die sich einmal vorgesetzt, die Wahrheit mit einem immerwährenden Hasse zu verfolgen" gesagt wurde, die Kanones wären nicht vom Papst angeordnete, sondern Erklärungen der von Gott selbst auferlegten Strafen, so folge, daß dem Papste weiter nichts als das Erklären zustehe, nie aber das Auferlegen oder Erlassen; denn sonst würde Christi Wort umgedreht, was ich binden werde, das sollst du auflösen, weshalb denn päpstlicher Erlaß gerade nach ihren eigenen Behauptungen um so weniger etwas gelten könne.

Der zweite Satz ging hervor aus seinem Begriff vom Glauben, als durch welchen dem Gläubigen alle Verdienste Christi zugerechnet, und alle Sünden entnommen und auf Christum geworfen würden. „Es ist unmöglich, daß Einer ein Christ sei, der Christum nicht haben sollte. Hat er Christum, so hat er zugleich Alles, was Christi ist, worin eben seine freudige Zuversicht besteht." Den Glauben aber kann ein Mensch weder geben noch nehmen, also werden auch die Güter Christi auf keinerlei Weise durch Ablaßbriefe oder die Schlüsselgewalt ertheilt. Was giebt denn nun der Papst durch den Ablaß? — Er mußte, scheint es, den Ablaß hiernach geradezu verwerfen, und es wäre im Grunde weder mehr noch gefährlicher gewesen, als so viel des bisherigen. Allein er thut es nicht, er antwortet auf die Frage, die er sich selbst aufwirft, im acht und dreißigsten Satze: Doch ist des Papsts Vergebung und Austheilung auf keine Weise zu verachten, weil sie eine Erklärung der göttlichen Vergebung ist.

Es ist Dasselbe, was er im sechsten Satze noch unsicher hingestellt hatte, und auch hier zeigt er sich ungewiß. Diese Deutung des Ablasses ist noch die einzige, die ihm statthaft erscheint, aber sie genügt ihm nicht, mißfällt ihm. Er beginnt die (schon

beim sechsten und siebenten Satze berücksichtigte) Erläuterung, jenes päpstliche Erklären sei keineswegs nöthig, denn schon die Erklärung in der Privatbeichte sei genug, sondern es sei blos nicht zu verachten, weil es die letztre vor der Kirche bekannt mache und billige. Wenigstens vermöge er es nicht anders zu verstehen. Er wiederholt, daß die Schlüsselgewalt dadurch aber gar zu sehr herabgesetzt werde. Am Schlusse der Resolution sagt er, er halte den Satz nicht gänzlich für wahr, sondern läugne ihn größtentheils. Wie wenig blieb ihm da übrig, wie zäh hielt er den Ablaß fest, aber wie schwach war der Faden!

Der neun und dreißigste Satz erhält seine Begründung durch den vierzigsten, in welchem Vorstellungen wiederkehren, bei denen wir ihn schon in Predigten mit Vorliebe verweilen sahen. Aehnlich sprach sich neuerdings der wackre katholische Kirchenlehrer Hirscher aus. Auch den gelehrtesten Theologen ists aus der Maßen schwer, zugleich den Reichthum des Ablasses und die wahre Reue vor dem Volk zu rühmen. — Die wahre Reue sucht und liebt die Strafe, aber der Reichthum des Ablasses entbindet von derselben und macht daß man ihr gram wird, zum wenigsten wenn Gelegenheit dazu vorfällt. Es war eben so sehr seine Selbsterfahrung als seine Beobachtung. Wir waren schon früher veranlaßt, wo wir von seinen inneren Zuständen um die Zeit seiner Uebernahme der Mönchsgelübde sprachen, einen Theil der in der Resolution enthaltenen Schilderung eines „wahrhaftig Bußfertigen" anzuführen. So eifrig suche ein solcher an sich selbst Rache, deswegen, weil er Gott beleidigt, daß man nothwendig Mitleid mit ihm haben müsse, ja daß es nöthig sei, ihm Einhalt zu thun, damit er sich nicht selbst verderbe, „wie wir lesen, daß es bei Vielen, wie des h. Hieronymus Paula sich zugetragen. Keine Strafen sind bei dergleichen Leuten genug. Sie rufen mit dem verlorenen Sohne Himmel und Erde und Gott selber wider sich an, wie auch David that, wenn er sprach: Laß deine Hand wider mich und meines Vaters Haus sein." Er schloß nun weiter: Die kanonischen Bußen sind also nur den Faulen auferlegt; und eben daher „ists den Gelehrten so schwer, den Haß gegen die Strafe also zu lehren, daß sie zugleich die Leute vornämlich zur Liebe derselben bereden. Den

Ungelehrten — er meint die Ablaßprediger — ist dagegen Alles leicht und so auch dieses. Mehr Gewinn als das Evangelium, das den Geist der Freiheit und der Furcht Gottes also lehrt, daß man die Strafen nicht fliehen, sondern gern übernehmen soll, trägt es ein, wenn man den Leuten Scheu vor ihnen einflößt, das Volk den Geist der Welt und der Furcht im Buchstaben und in der Knechtschaft einsaugen läßt."

Der ein und vierzigste Satz: Fürsichtiglich soll man vom apostolischen Ablaß predigen, daß das Volk nicht fälschlich so verstehe, er werde den andern guten Werken der Liebe vorgezogen, stellt die unfehlbar sehr unwillkommne, wenn auch an sich sehr billige Forderung, daß von den Indulgenzen, in den Fällen, in welchen sie zu kaufen, so gepredigt werde, wie es Luther bisher gethan und im Sermon von Ablaß und Gnade that, auf welchen wir weiter unten kommen werden: so, daß sie dargestellt würden als Erlaß kanonischer Strafen, als die Suffragien der Kirche in sich enthaltend u. s. f.

Von dem folgenden Satze gilt, was bei mehreren ähnlichen nicht zu verkennen ist, nämlich, daß man zugleich Ernst und bittre Ironie darin finden kann; wie denn die letztere in den Thesen schon sehr früh gefunden und ihm zum Vorwurf gemacht wurde: Er habe dem Papste „Stiche versetzt," wogegen ihn dann gar zu ernsthafte Männer, wie der ehrliche Löscher, in Schutz nehmen zu müssen glaubten. Wir sahen, die witzige Verspottung war ihm sogar als Waffe gegen das was er selbst haßte und angriff zuwider, sofern sie nicht aus einer von aller Leichtfertigkeit freien Empfindung hervorging. Hier wird noch deutlicher, was uns schon bei einem der früheren Sätze nicht entgehen konnte, wie natürlich die Ironie sich bei ihm aus einem solchen Gefühle entwickelt, und wie glücklich, wie treffend sie von ihm angewendet wird. Offenbar ist es tiefe sittliche, religiöse Entrüstung, woraus sie bei ihm entspringt, der innerste Ernst ist an ihr nicht zu verkennen, ja nicht selten ist sie wie eben auch an dieser Stelle von diesem schwer zu unterscheiden, oder ist ursprünglich nicht Spott und Hohn, sondern wird es lediglich durch die in dem Gegenstande der Satyre enthaltene Lüge selbst. Die Ironie oder ihr, von ihr selbst kaum zu unterscheidender

Schein sammt ihrer Wirkung entsteht hier lediglich daraus, daß er den Papst ganz einfach als solchen, so nimmt wie er sein soll, sich in seinen Erlassen gibt und selbst angesehen sein will. Es ist des Papstes eigne Schuld, wenn dies wie Spott klingt, er hat ihn dann dreifach verdient und wird noch milde genug behandelt, wenn er sich der Falschheit und Heuchelei nicht geradezu bezüchtigt sieht. Der Mißbrauch war schmählich und empörend genug, den die Päpste damit trieben, daß die christlichen Völker theils so edel, theils so einfältig waren, bei so viel päpstlicher Schlechtigkeit das Papstthum der Idee nicht zu verkennen, daß sie theils so duldsam, theils so eingeschüchtert oder unkräftig waren, um der Kirche willen die kirchenschänderischen Häupter so lange zu tragen. Von vielen Päpsten wußte Luther sehr wohl, daß sie namentlich beim Ablaß Geld und nur Geld gesucht, von Leo, den er für besser, für einen jedenfalls verhältnißmäßig guten Papst hielt, daß es in seinem Namen geschah oder daß er von dem herrschenden nicht zu bewältigenden schlechten Zuge sich fortreißen ließ. Nur die bodenloseste, verworfenste Knechtsgesinnung oder die übertriebenste Despoteninsolenz könnte fordern, wenn die Inhaber der öffentlichen Gewalt selbstsüchtige Zwecke verfolgen, indem sie gerechte oder heilige Beweggründe vorwenden, daß selbst die Erinnerung an diese devot zurückgehalten werde, damit die gekrönte ruchloseste Büberei unverletzt und ungehemmt bleibe. Luther nahm deshalb, wie wir es schon gehört und wie er's in der Erläuterung zum folgenden Satze wiederholt, mit vollem Rechte den Papst, wie er nach dem Urbegriffe und dem Gesetze der Kirche sein sollte — „in dem Verstande, sofern er eine öffentliche Person bedeutet, d. i. wie er durch die Kanones mit uns redet." Daher der zwei und vierzigste Satz, und findet man abermals Verhöhnung heraus, wie man freilich kaum wird umhin können, so wirft man die arge Schuld auf den gepriesenen Leo wie auf seine Vorgänger, daß sie durch die Kanones ganz anders zur Christenheit redeten, als sie es meinten. Warum nahm Leo bei seiner Weltlichkeit eine so heilige Miene an; warum erging er sich in so hohen Worten über das Papstthum, während er es zu niedrigen Zwecken mißbrauchte; warum sprach er bei seinen Ablaßunbilden davon, wie es ihm als einem guten Hirten obliege, den himmlischen Hof zu bauen

und die anvertrauten Seelen selig zu machen! Doch wie dem sei, wenn die einfache Wahrheit, Inhabern öffentlicher Gewalt vorgehalten, wie Spott und Hohn ertönt, so erweckt sie bei ihnen leicht den unversöhnlichsten Groll und schneidet am allertiefsten ein, weil sie ihnen dann nicht blos einfach das Urtheil spricht, sondern ihre Schande bloßstellt vor aller Welt, ihre Schande ihnen bloßlegt vor sich selbst, ihnen den in der Selbstbeschönigung liegenden Schutz vor dem eignen strafenden Bewußtsein zerstört, sie in die schlimme Lage versetzt, entweder dem Unrechte entsagen oder es fortsetzen zu müssen im offenbaren Widerspruche nicht blos mit dem Urtheile und der Anklage der Welt, sondern auch des geschärften Gewissens.

Der Satz lautet: Man soll die Christen lehren, daß es des Papsts Sinn und Meinung nicht sei, daß Ablaßlösen irgend Werken der Barmherzigkeit zu vergleichen sei. Was auch die Ablaßkrämer predigen und die Päpste nachsehen oder fördern mochten, im kirchlichen Rechte war keine Stelle zu finden, die das Ablaßlösen Werken der Barmherzigkeit gleichgestellt hätte, den von Gott gebotnen, während jenes nicht einmal ein Menschengebot, sondern nur zugelassen oder empfohlen wurde, und nach Luther's Meinung kein Verdienst begründete, worin ihm auch nur etwa die Ablaßprediger widersprachen.

Da wurde nun freilich eingewendet, der Ablaß werde durch ein gutes Werk, wie z. B. einen Beitrag zum Bau der Peterskirche, gelöst, und sei deshalb verdienstlich. Allein Luther meinte, dergleichen Werke wären ja an den Ablaß keineswegs gebunden, wären ohne ihn weit bessre, wahrhafte Werke der Barmherzigkeit, wogegen man seinen Lohn dahin nehme, wenn man sich Indulgenzen für sie ertheilen lasse. Nicht, sagt er auch hier, daß der Ablaß böse und schädlich sei, aber der Mißbrauch ists, daß die Werke, um die es sich handelt, nicht geschehen würden, ohne den mit ihnen verbundenen Ablaß, und daß dieser dabei zum Zwecke gemacht wird. Wird die Ordnung dergestalt umgekehrt, wird er nicht umsonst gegeben und empfangen, so ist er ein schändlicher Handel, offenbare Simonie, und es ist zu besorgen, daß eine große Abgötterei in der Kirche unterhalten, die Strafe der Beweggrund des Einlegens, der Götze werde, dem das Volk aus Furcht opfert, was denn nicht anders wäre, als

wie die heidnischen Römer dem Fieber und andern schädlichen Göttern dienten, daß dieselben sie verschonen möchten. „Deswegen muß man hier für das Volk wachen, und dergleichen zweifelhafte und gefährliche Geschäfte kaum den Gelehrtesten auftragen."

Den drei und vierzigsten Satz: Man soll die Christen lehren, daß der den Armen giebt, oder leihet den Dürftigen, besser thut denn daß er Ablaß löset, stellt er, wie er sagt, der Ungelehrten wegen hin. Denn die ganze Kirche halte ihn nebst den zwei vorhergehenden und nachfolgenden für wahr, nur daß das Volk nichts davon zu hören bekomme, vielleicht weil man befürchte, es möchte eine so offenbare und unwidersprechliche Wahrheit zu geschwind verstehen. Es war den Scholastikern keineswegs entgangen, daß bei der Lehre vom Ablaß gefolgert werden könnte, sonstige gute Werke müßten oder möchten wohl unterbleiben, wenn man durch die Indulgenzen vollkommne Vergebung erlange. Sie hatten sich dadurch zu helfen gesucht, daß sie sonstige Werke für noch besser erklärt, indem durch dieselben eine wesentliche Belohnung erlangt werde. Ebendarum war aber auch der obige Satz unangreifbar.

Dasselbe muß von den nächstfolgenden Sätzen gelten, bis zum sieben und vierzigsten. Denn durch Liebeswerke wächst die Liebe und wird der Mensch besser, durch den Ablaß aber wird er nicht besser, sondern nur straffreier. — Man soll die Christen lehren, daß Der, so seinen Nächsten siehet und lässet darben, und Ablaß löset, der kauft sich nicht des Papsts Ablaß, sondern Gottes Zorn. — Man soll die Christen lehren, daß sie, wo sie nicht Ueberfluß haben, schuldig sind was zur Nothdurft gehört für sich und die Ihrigen zu behalten, mit nichten aber für Ablaß zu vergeuden. — Man soll die Christen lehren, daß Ablaßlösen ein frei Ding und nicht geboten sei. Sagte doch selbst eine Glosse (L. 5. de poe et re Canone, Quod autem) nebst vielen Lehrern, durch sich selbst Genugthun sei den Leuten besser, als Ablaßlösen, was nur Solchen noth, welche grobe Verbrechen begangen.

Vergleicht man Luther's Innres in dem Augenblicke, als er zur Feder griff, um die Streitsätze niederzuschreiben, einer Wetterwolke, finster und schwer von lange gesammeltem Zündstoff, so

waren die Thesen bis etwa hieher das ferne, dann sich nähernde Wetterleuchten, abwechselnd von Zeit zu Zeit mit einem heftigern Zucken, einem stärkeren Schlage. Jetzt scheint sich das Gewölk zu öffnen, seine ganze Gluth zu entladen, es folgt Schlag auf Schlag, die Blitzstrahlen fliegen nach allen Seiten umher, wir haben das Gefühl, sie müssen zünden. Die Angriffe hören nicht auf, dialektisch fein und scharf in die Theorie des Ablasses einzudringen, kehren sich aber noch mehr und unnachsichtlicher gegen die Praxis, in epigrammatische Spitzen auslaufend oder volksmäßig derb und kräftig. Die nächstfolgenden Sätze drücken kühne sprühende Gedanken eben so originell als energisch aus. Der acht und vierzigste eröffnet die Reihe mit einer Behauptung, deren nothwendigen Eindruck in Rom selbst er sich keineswegs verbirgt. Sie klingt wie noch viel bittrere Ironie als jener ein und vierzigste und einige andre. Man soll die Christen lehren, daß der Papst, wenn er Ablaß ertheilt, wie er mehr als Geldes eines andächtigen Gebets bedarf, desselben auch mehr begehret.

„Ueber diesen Satz, sagt er, möchten zwar unsre Herren Kurtesäne des römischen Hofes, die um dessen Verfassung wissen, lachen. Jedoch es ist gewiß, daß der Papst vor allen Dingen von seinen Untergebenen das Gebet wünschen soll, wie St. Paulus zum öftern gethan. Das ist eine weit gerechtere Ursach Ablaß zu ertheilen, als wenn tausend Münster gebaut würden." Wie er den Papst überhaupt als öffentliche Person nahm, so hatte er ihm schon früher als Privatperson die Unfehlbarkeit abgesprochen. Hier kommt er auf die Rechtsvermuthung, daß der Papst alles Recht der Kirche in sich trage, also über demselben stehe, das päpstliche: die Kirche bin ich! Die Gewaltigen, die sich mit Schmeichlern der Gewalt umgeben, nehmen die Partei derselben gegen jede Widerrede. Ohnehin hatten die Päpste fortwährend der römischen Hof-Theologen und Kanonisten Theorie von der päpstlichen Gewaltfülle geschützt, gefördert, im Leben geltend zu machen getrachtet. So Leo selbst. Wir gedachten seiner Preiser und Gunstbuhler, deren Unverschämtheit er keineswegs strafte oder auch nur abzuweisen suchte. Das Alles irrt Luther nicht. Er scheut sich weder, die im Streitsatze enthaltne, gerade zur Stunde, wo der Peterskirchenablaß so eifrig betrieben wurde, doppelt unangenehme Behauptung vom Papste, wie er sein sollte, dem Papste, wie er nicht war, ins Angesicht auszusprechen: er greift in der Erläuterung noch nachdrücklicher nebst dem Hofgesinde die Hoftheorie an, woran den Päpsten kaum weniger als Alles gelegen war, und selbst noch mehr als am Gelde gelegen sein mußte, denn der Goldstrom versiegte nothwendig, wenn sie nicht gehalten werden konnte. Der Papst soll vor allen Dingen die Fürbitte der Christenheit wünschen, „deswegen, daß er, der mit so vielen abscheulichen Teufeln und gottlosen Menschen mehr belagert als umgeben ist, nicht irren könnte, es wäre denn mit größtem Schaden der Kirche, absonderlich alsdenn, wenn er gerne die höchst verderbliche Stimme seiner Sirenen hörete, die zu ihm sagen: Es ist nicht zu vermuthen, daß Derjenige, der der Höchste ist, irre. Ingleichen auch dieses, wenn sie sagen: Alle Jura positiva hat der Papst in dem Schrein seines Herzens. Man vermuthet es zwar nicht, daß er irre, sondern es fragt sich nur, ob diese Vermuthung und Vertrauen, das man zu ihm hat, gut sei? Und es sind zwar in dem Schrein seines Herzens alle seine Rechte; aber davon ist die Frage, ob sein Herz gut sei? Denn das muß durchs Gebet geheilet und gesund gemacht werden."

Er nimmt in der Erläuterung Bezug auf das Werk des heiligen Bernhard **De Consideratione** an Papst Eugen, und man sieht, er hatte den heiligen Bernhard nicht ohne Frucht gelesen. Er hat offenbar Viel von ihm, bis auf das Schwankende der Ansichten und Forderungen, worin er sich jetzt noch recht sehr befindet. Die Lehren und Vorschriften des berühmten Abtes führten folgerichtig dahin, daß die Päpste aufhören mußten zu sein, was sie waren, daß sie aus Kirchenfürsten wieder wahrhafte Apostel werden mußten, während er sie doch wieder zu hoch erhebt, um sonderlich mit sich selbst übereinzustimmen. Wie dem aber auch sein mochte, seine Schrift von der Betrachtung war so freimüthig, zum Theil so derb und überhaupt eines Inhalts, daß Luther's schon in der Thesis mittelbar enthaltene, den Kundigen sofort offenbare Verweisung auf sie in Rom nichts weniger als willkommen sein konnte. Es verhielt sich damit eben so, wie mit so vielen der Streitsätze und wie insbesondere mit dem folgenden neun und vierzigsten.

So gewiß der wirkliche Papst eben das Ablaßgeld begehrte, so gewiß war ihm auch an möglichst hohen Vorstellungen von der Kraft seiner Indulgenzen beim Volke gelegen. Daher mußte diese Thesis: Man soll die Christen lehren, daß des Papstes Ablaß gut sei, soferne man sein Vertrauen nicht darauf setzet; dagegen aber nichts Schädlicheres, so man dadurch die Furcht Gottes verliert, dem wirklichen Papste gleich unangenehm wie die vorige sein, so sehr sie dem Papste, wie er sein sollte, hätte gefallen müssen. Auch Wesel hatte noch behauptet, das Ablaßwerk könne ein frommes und förderliches sein, wenn es in der Liebe Gottes vollbracht werde. In ähnlichem Sinne, jedoch von einem anderen Gesichtspunkte aus, läßt auch Luther hier den Ablaß zu. Die hinzugesetzte Bedingung hebt eben die Bedeutung desselben auf, die man ihm zu geben suchte. Es ist nur der Ablaß, wie er sein sollte, den er billigt, den wirklichen greift er um so stärker an. Der Erläuterung zufolge sieht er in dem Ablaß, wie er gepredigt wurde, die größeste Volksgefahr, ein der evangelischen Wahrheit und der Furcht Gottes schnurstracks zuwiderlaufendes Unwesen, in dem Hinzuströmen des rohen, sittlich trägen Volks ein Zeichen, daß er nicht von Gott sei. Er ist Zärtlichkeit gegen die schwächlichen Christen, gehört nur für die schlummrigen Werkler, weil es besser ist, daß ihnen die kanonischen Bußen erlassen werden, als daß sie sie mit Unwillen erdulden. Nur in sofern, als ein geringeres Uebel, ist er gut und nütze, jedoch immer nur, wenn die Faulen, welchen man ihn gibt, durch die Nachsicht der Kirche nicht sicher werden, kein Vertrauen auf ihn setzen, sondern sich um so mehr betrüben, Leute zu sein, die es nöthig haben, daß man sie in einem kleineren Uebel lasse, blos um ein größeres zu vermeiden; sich um so mehr betrüben, so weit hinter den Stärkeren zurückzustehen, die beim größesten Eifer im Guten doch immer fürchten zu wenig zu thun. Denn selbst Heilige fürchten, weniger zu thun und zu leiden als sie sollen, wie viel weniger dürfen willensschwache Sünder sich sicher wähnen bei dem ihnen um ihrer Schwäche willen zu Theil werdenden Erlaß von Kirchenstrafen, wie viel weniger dürfen sie auch nur das mindeste Vertrauen auf solchen Erlaß setzen. Aus diesen Gründen habe er gesagt, nichts sei schädlicher, als wenn sich die Leute über ihre

erhaltene Ablaßfreiheit freueten, ohne Furcht vor Gott. Nichts weniger als daß der Ablaß, wie er gepredigt und verkauft wurde, gebilligt sein sollte. „So viel ich unsere Tandprediger und Zerrütter der menschlichen Sinnen verstehe, so machen sie aus dem Ablaßwerke ein Gewerbe, das im Finstern umherschleichet, und eine Wirkung des Irrthums, indem sie durch den Ablaß alle Menschen zu einem Vertrauen bereden, da doch der Ablaß nur Wenigen, und darunter (wie gesagt) nur den Kalten und Schwachen zukömmt. Siehe ob es daher nicht kommen ist, daß sie es, auf Eingeben des heiligen Geistes, selbst bekennen und nennen müssen ein Handel oder Gewerbe St. Petri, einen Handel oder Gewerbe des heiligen Geistes, gleich als ob sie bekenneten, daß sie Krämer sind, und einen Jahrmarkt halten, darauf sie die Simonie treiben, und die Gaben des heiligen Geistes ums Geld verkaufen."

Dem acht und vierzigsten Satze ähnlich an Bitterkeit des Inhalts, der Wendung, und noch lebendiger, kräftiger dem Ausdrucke nach ist der funfzigste: Man soll die Christen lehren, daß der Papst, so er wüßte der Ablaßprediger Schinderei, lieber wollte, daß St. Peters Münster zu Pulver verbrannt würde, denn daß es sollte mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe erbauet werden. Hegel bemerkt: „wie das Kunstwerk aller Kunstwerke, die Athene und ihre Tempelburg zu Athen, von dem Gelde der Bundesgenossen Athens aufgerichtet wurde und diese Stadt um ihre Bundesgenossen und ihre Macht brachte, so wurde die Vollendung der Kirche des heiligen Petrus und Michel Angelo's jüngstes Gericht in der päpstlichen Kapelle das jüngste Gericht und der Sturz dieses stolzen Baues." Es geschah durch die Hammerschläge des deutschen groben Luther, bei dem das religiöse Anliegen so stark, wie beim Papste schwach und der Kunstsinn so schwach wie bei Leo stark war. Mit der funfzigsten Thesis beginnt er eine Reihe auch unmittelbarer Angriffe auf den stolzen Bau, mit Haut, Fleisch und Bein der Schafe erbaut. Er läßt sich in der Resolution über jene „Schinderei," wie man denken kann, weiter aus, beleuchtet die derselben zum Grunde liegenden, in der Instruktion für die Ablaßkrämer enthaltenen „ungeheuerlichen" Lehren, und deutlich sieht man, was

ihn am meisten in Feuer und Flammen setzt, die Schamlosigkeit der Indulgenzenverkäufer, bei solchen Lehren nicht blos nicht Ketzer, sondern Ketzerrichter sein zu wollen. „Hat das etwa der Papst haben wollen, ruft er aus, daß die Leute, so seiner Sorge anvertrauet sind, um Steine und Holzes willen bis auf die bloße Haut ausgezogen werden sollen? ja, daß sie durch seelenverderbliche Lehren von diesen Mördern und Dieben (wie sie Christus nennet) sollen geschlachtet und ins Verderben gestürzet werden. Es war noch besser, da man einen solchen Kayser hatte, der da sagte: Ein guter Hirte soll seine Schafe nur scheeren, ihnen aber nicht das Fell über die Ohren ziehen. Diese aber ziehen den Schafen nicht nur das Fell über die Ohren, sondern sie fressen sie auch mit Leib und Seele auf. Da trifft wahrhaftig ein, was David von ihnen sagt im 5. Psalm V. 10: Ihr Rachen ist ein offenes Grab, mit ihren Zungen handeln sie trüglich."

Fast noch kühner lautet der ein und funfzigste Satz: Man soll die Christen lehren, daß der Papst, wie er es schuldig ist, auch seines eigenen Geldes nicht schonen würde, wenn auch schon St. Peters Münster müßte dazu verkauft werden, den Leuten, wo sies nöthig hätten, auszutheilen, deren Mehrzahl gewisse Ablaßprediger ihr Geld ablocken. Es schwebt ihm vor, daß der heilige Ambrosius die Kelche einschmelzen lassen, um dafür Gefangene auszulösen. Zu solchen Zwecken habe die Kirche, laut den kirchlichen Dekreten, Gold und Geld. „Aber, lieber Gott, wie viele sind doch jetzt Derer, die Blätter in den Wald, Tröpflein ins Meer tragen, ihre Heller in den Beutel legen, der seinen Gewinnst (daß ich mich der Worte des heiligen Hieronymus bediene) von der Religion in der ganzen Welt ziehet."

Was schon im neun und vierzigsten Satze behauptet war, wird mit einer neuen Wendung, noch stärkeren Ausdrucks, im zwei und funfzigsten wiederholt: Durch Ablaßbriefe vertrauen selig zu werden ist nichtig und erlogen Ding, obgleich der Kommissarius, ja der Papst selbst seine Seele zum Pfande dafür setzen wollte. Es ging wider die päpstlichen und erzbischöflichen Anordnungen, doch sagte er, indem er das Papstthum nahm, wie es sein sollte, mit Recht im

drei und funfzigsten Satze: Das sind Feinde Christi und des Papstes, die, von wegen der Ablaßpredigt, das Wort Gottes in andern Kirchen zu predigen ganz und gar verbieten. „Denn des Papstes Amt und Meinung ist, daß er vor allen Dingen allezeit und überall will Gottes Wort gepredigt haben, wie er weiß, daß es ihm von Christo geboten ist. Wie kann man nun vom Papste glauben, daß er wider Christum und wider sich selbst streite?"

Bei mehreren, namentlich den letzteren Sätzen, konnte uns nicht entgehen, sie waren ihm durch Entrüstung über den Mißbrauch der Religion zu gemeinen, volk- und seelverderbenden Zwecken eingegeben. Bei diesem und einigen folgenden tritt deutlich ein verwandter Beweggrund hervor: Entrüstung über die Vernachlässigung des göttlichen Wortes, und damit in Verbindung sein schon seit Jahren fortgesetztes unermüdliches Bestreben, die evangelische Lehre wiederherzustellen.

Da ihm das Ablaßpredigen als unnöthig, ja sogar als gefährlich erschien, so sagt er noch sehr milde im folgenden Satze: Es geschieht dem Worte Gottes Unrecht, wenn man in einer Predigt eben so viel oder noch mehr Zeit aufwendet den Ablaß zu verkündigen, als auf das Wort Gottes. Aus denselben Grundansichten, wie der drei und vier und funfzigste, ging der fünf und funfzigste Satz hervor: Des Papsts Meinung kann nicht anders sein, denn so man den Ablaß (der das Geringste ist) mit einer Glocken, einem Gepräng und Ceremonien begehet, daß man dagegen und vielmehr das Evangelium (welches das Größeste ist) mit hundert Glocken, hundert Gepränge und Ceremonien begehen soll. Immer entschiedner geht er auf das Evangelium zurück, den reinen Urquell, und je klarer ihm dieser vor Augen steht, in desto grellerem Gegensatze müssen ihm die trüben Ausflüsse erscheinen, mit um so schärferem Maaße mißt er das geschichtlich Gewordne, desto gewisser wird es, daß er es zum großen Theile, wo nicht gänzlich wird verwerfen müssen. „Das Evangelium zu verkünden, sagt er in der Erläuterung, ist das Einzige, was Christus den Jüngern wiederholt geboten hat. Die Kirche hat nichts Köstlichers und Heilsameres als das Evangelium, darum soll man auf nichts in der Kirche größer Sorgfalt ver-

wenden.“ Ja, er sagt schon mit dürren Worten und vollkommen zuversichtlich: „Es ist besser, das Sakrament zu unterlassen, als das Evangelium nicht zu verkündigen,“ wodurch wenigstens schon die Stillmessen als unevangelisch angegriffen wurden. Auch so weit geht er bereits, geradezu zu erklären: es wäre immer noch besser, die Messe statt das Evangeliums zu verbieten. Auch die Resolution zu dieser These sprühet Zornworte, auch aus ihr ersieht man, wie es in ihm loderte und wetterte beim Niederschreiben der Streitsätze und wie sehr er in diesen noch zurückhielt. Es däucht ihm „ein köstliches Schauspiel für die Teufel in der Hölle, daß die Ablaßprediger, die so verschwenderisch mit dem Ablaß umgehen und des Ablasses selbst am meisten bedürfen — als die da Simonie treiben und in die Strafe der Canonum verfallen sind — Denjenigen Ablaß ertheilen, die ganz und gar keines Ablasses bedürfen.“

Mit dem sechs und funfzigsten beginnen vielleicht die merkwürdigsten von allen Sätzen. Luther's ganzer Widerspruch ging von den Begriffen der Gnade, Buße, Sündenvergebung aus. Daher drehen die Thesen sich zunächst um sie, seine Folgerungen daraus, die Beziehungen, die er von ihnen aus auf den Ablaß nimmt. Jetzt kommt er ausdrücklich auf den Mittelpunkt der scholastischen Theorie, die Lehre vom Schatze der Kirche, die er bisher nur im Vorübergehen berührt hatte. So groß die Selbstgewißheit war, zu welcher wir ihn allmählig fortschreiten sahen: hier beginnt er abermals unsicher, geht indeß bald zu desto größerer Sicherheit über. Das Ergebniß ist ein ähnliches: daß er sich entschieden für den päpstlichen Ablaß erklärt, ihn aber so deutet oder vielmehr auflöst, daß dem Papste nichts mehr daran gelegen sein konnte.

Gleich zum ersten Satze, der die neue Reihe beginnt: Die Schätze der Kirche, davon der Papst den Ablaß austheilt, sind weder genugsam genannt noch bekannt bei der Gemeinde Christi, bemerkt er, damit „habe er nun zum anderen Male den Tod verdient.“ Er mochte so wohl sagen, denn hier begann er noch offenbarer, wo nicht zuerst, die Rechtmäßigkeit des päpstlichen Ablasses überhaupt zu bestreiten, indem er dessen Grundlage, die scholastische Lieblingstheorie angriff, mit deren Sturze die ganze Kirchenlehre zum Wanken gebracht, ja das ganze Gewebe der herrschenden Begriffe zerrissen wurde. Er

verweilt mit sichtender einschneidender Kritik bei der scholastischen Theorie mit einer Reihe von Andeutungen und Erörterungen, und was bleibt davon übrig, wenn er zu andern Punkten übergeht? Offenbar nichts. Der Schatz ist zerstört, den die Kirchenlehre zu Nutz dem Klerus, dem Papstthume erfunden; der Schatz, an welchem selbstsüchtigen Päpsten, die sich selbst an die Stelle der Kirche setzten, allein gelegen war, oder aber, er ist verwandelt in ein Gut der Kirche, das aber kein nutzbares Gut mehr ist für die Priesterschaft oder das Papstthum. Der Ton geht hier in die allerbitterste Ironie über. Hell und grell wird der Gegensatz der wirklichen Kirche, wie sie im Ablaßwesen sich darstellte, und der begrifflichen, wie sie in der Schrift sich vorspiegelt, hingestellt; noch weit schärfer und deutlicher wird der wirkliche Papst mittelbar mitgetroffen. Mit großer Vorsicht und Zurückhaltung führt der verwegene Angreifer seine Schläge, zum wenigsten im Beginn. Es scheint, er fühlt sich noch nicht vollkommen sicher in der Erkenntniß. Er erklärt ausdrücklich in der Erläuterung, er wolle hier wieder nur disputiren, suche nur die Wahrheit.

In den beiden nächstfolgenden Sätzen spricht er aus, was die Schätze der Kirche nicht seien: Daß es nicht zeitliche Güter sind, ist daraus offenbar, daß viele Prediger dieselben nicht so leicht hingeben, sondern nur auffammeln. Dieß sei durch die Erfahrung klar genug. Es sind auch nicht die Verdienste Christi und der Heiligen; denn diese wirken allezeit, ohne Zuthun des Papsts, Gnade des innerlichen Menschen, und Kreuz, Tod und Hölle des äußerlichen. Er weiß sehr wohl, wie tief die Behauptungen, gegen welche er hier auftritt, bei den Lehrern eingewurzelt sind, wie gänzlich sie die Köpfe eingenommen haben. Es ist aus der Erläuterung ersichtlich. Wir erkennen leicht, wie weit seine Ansichten vorgeschritten sind, seit er die scholastische Theorie zuerst in den Predigten des Jahrs 1516 berührt. Sein Gedankengang bei der acht und funfzigsten These ist nun der folgende.

Wenn die überflüssigen Verdienste der Heiligen der Kirche zurückgelassen sind und durch den Ablaß vergolten und abgerechnet werden, so ist der Ablaß kein Ablaß, sondern besteht nur

darin, daß kraft der Schlüsselgewalt Werke der Einen auf Andre übertragen werden, aber nichts gelöst wird, was dem Worte Christi zuwider ist: Alles was du lösest u. s. w. Weiter folgt, daß dann durch die Schlüssel nichts geschieht, als Das, was auch ohne sie geschieht, denn der Schatz der Kirche kann doch nicht müßig liegen, sondern wird stets Allen zu statten kommen, denen er zu statten kommen kann. Aber es giebt auch keine überflüssige, unvergolten gebliebene Verdienste der Heiligen. — Und in der That, wenn er von irgend einer Wahrheit durchdrungen sein mußte, so war es diese; er hat jetzt aber auch ihre nothwendige Folge erfaßt. Er beweist sie ausführlich, zuerst aus Schriftsprüchen, in welchen davon die Rede, daß Gott Alle über all' ihr Verdienst und Würdigkeit lohne, daß sich die Besten selbst noch für unnütze Knechte erklären sollen u. s. f., sodann aus Stellen der Väter. Er zieht daraus wiederholt den Schluß, die Heiligen haben keine überflüssige Verdienste für sich, die uns Faulen und Müssigen zu statten kommen könnten; er ist hier seiner Sache so gewiß, daß ihm der Zweifel fast undenkbar däucht, daß er erklärt, jedermann müsse die scholastische Lehre vom Verdienste der Heiligen als ketzerisch erscheinen, man solle und müsse von ihr abweichen, da sie schlechterdings ohne alle Begründung aus der Schrift und den Vätern hingestellt werde, er sei bereit für seine Ueberzeugung den Feuertod zu erleiden. Ebenso hatte Wesel gegen die Lehre von den überflüssigen Heiligenverdiensten Einspruch erhoben, wobei er davon ausgegangen war, daß dieselben auf Erden nicht zurückgelassen wären, da es von ihnen heiße: ihre Werke folgen ihnen nach, u. s. f. Luther seinerseits wendet weiter ein: wenn er auch das Unmögliche zugeben wollte, daß die Heiligen überflüssige Verdienste erworben, so würde doch zu bezweifeln sein, ob die Kirche etwas ihr Anstehendes thäte, wenn sie so kostbare Schätze so schlecht, nämlich zum Straferlaß bei den Faulen anwendete, den er abermals als etwas sehr Zweideutiges, in der Regel nicht Wünschenswerthes, oft Ungottseliges und Verkehrtes darstellt. Lege sie doch, fügt er hier u. A. hinzu, Bann und Censuren gerade auf, und zwar dann am meisten, wenn sie für ihre Kinder am meisten bekümmert sei; werde doch an den Festen der Heiligen um rechte fruchtreiche Nachfolge in den Leiden derselben gebetet. Mit einem Worte, ihre Verdienste

könnten um so weniger ein Schatz für Andere sein, da sie von ihnen selbst als Mängel angesehen würden. [1])

Nun blieb noch Christi Verdienst übrig. Er nennt es den einzigen Schatz der Kirche, er erklärt Diejenigen für Ketzer, welche läugneten, daß es ein Schatz der Kirche, stellt aber in Abrede, daß es ein Ablaßschatz sei. Er werde bei dieser Behauptung verharren, bis er eines Bessern belehrt werde. Seine Gründe sind die folgenden.

Zuerst: der bestrittenen Lehre mangelt alle Begründung. Wenn man aber in der Kirche etwas behauptet, ohne Vernunftgründe oder Schriftsprüche dafür anführen zu können, so ist das eben so viel, als die Kirche dem Gelächter der Feinde und Ketzer preis geben. Wenn jene Lehre selbst festgesetzt würde von der römischen Kirche, so bliebe doch immer der Zweifel, ob sie in der Wahrheit begründet sei, und im Zweifel die Gefahr. Wir würden als Grund immer nur angeben können: daß es dem Papst und der Kirche also gefallen. Was hilft das aber, wenn wir von Gegnern der letztern angegriffen werden? Sie fordern Schrift- oder Vernunftbeweise, und dahin, fügt er — eine sehr bemerkenswerthe Aeußerung in der inhaltschweren Resolution — hinzu, „geht mein einziger Zweck und Absehen bei dieser ganzen Materie."

Sodann gilt Das, was von der Heiligen Verdiensten gesagt ist, von den Verdiensten Christi noch viel mehr. Werden sie den Ablaßsuchenden zugetheilt, so ist der Ablaß kein Ablaß, so thun die Schlüssel der Kirche nichts, lösen nichts, legen das Gebundne nur anderswohin, so daß ihr Ansehen ungebührlich geschwächt wird; die Verdienste Christi wirken ohne die Schlüssel dasselbe, da sie nicht müßig sein werden; es heißt höchst unehrerbietig mit ihnen umgehen, ganz gegen ihr Wesen handeln, sie den Faulen dienstbar machen, indem sie auch die Eifrigen noch anspornen sollen.

Drittens erklären ja Thomas, Bonaventura und Alle, die deren Meinung folgen, beharrlich und einmüthig gute Werke für besser als Ablaß, lehren, daß durch den Ablaß die Verdienste Christi zugeeignet werden, und unvergleichlich besser als alle unsre

1) Ullmann, Reformatoren, I, 290.

guten Werke sind. Daraus folgt aber — weil es lästerlich wäre, wenn man seine eignen den guten Werken Christi vorziehen wollte — daß man jene fahren lassen und nur diese, d. h. den Ablaß suchen müßte, der aber doch wieder nicht geboten, der geringer sein soll als die guten Werke, und wenn er geringer ist als sie, nicht in den Verdiensten Christi bestehen kann, weil dieselben das Größeste sind. Sie nehmen dagegen freilich eine spitzfindige Distinktion zu Hülfe: die Verdienste Christi wären allerdings, schlechthin genommen, besser als unsre Werke, aber nicht schlechthin der Ablaß, sondern würden dafür genommen, sofern er allein zur Genugthuung für die Strafen diene. Aber mögen sie den Beweis dafür liefern. Wenn ich ihnen ihre unerwiesenen Behauptungen nun nicht glauben will? Ich habe in der Schrift den Befehl, daß ich die Geister prüfen soll, ob sie aus Gott sind. Und wo bleibt denn nun die Meinung, wonach die durch den Ablaß auszutheilenden Verdienste der Heiligen die noch unvergoltenen, die Werke sein sollen, welche sie über ihre Schuldigkeit gethan? Diese müssen doch die besten und vollkommensten sein, und wie? — die geringen werden belohnt, die besten bleiben unvergolten und werden den faulen, den schlechtesten überlassen? Welche Widersinnigkeit! Das kommt davon, wenn man ohne gewisse Vernunft- und Schriftgründe redet und im Finstern rathen will. Und wie viel verkehrter und gottloser ist es noch, wenn man nicht blos die Verdienste der Heiligen, sondern die des Gottessohns selbst so tief heruntersetzt! Offenbar schmähet und lästert man Christum und seine Heiligen in ihren Verdiensten, sei es irrthümlich oder wissentlich, wenn man den Ablaß einerseits so hoch erhebt, und durch unsre Werke dann doch wieder so sehr verkleinert. Es bleibt dabei, wird uns durch den Ablaß nur der denkbar kleinste Theil der Verdienste Christi zugetheilt, so müssen wir uns der Vergebung der Sünden für gewiß halten, jeder Zweifel daran wäre gottlos; dürfen, müssen dann sogar eigne gute Werke unterlassen, um sie nicht über Christi Verdienst zu erheben. Solche Annahme ist aber offenbar wider das Evangelium, und ist sie falsch, so sind auch Christi Verdienste kein Ablaßschatz.

Dazu kommt viertens, was aus der Glosse bereits angeführt worden: wenn der Ablaß Erlassung aller Strafen ist, so brauchen diejenigen, die ihn erhalten haben, nichts Gutes mehr zu thun, und was dazu weiter bemerkt ist, daß durch die Distinktionen, durch welche man dieser Folgerung zu entgehen sucht, die Schlüsselgewalt heruntergesetzt, die Erlassung der Schuld wie der Strafe ungewiß, der Ablaß eine ganz unsichre Schenkung, ein Gaukelspiel wird, ein — wie Einige allerdings behaupten — an den Gläubigen verübter Betrug, während doch der Ablaßschatz in den Verdiensten Christi und der Heiligen bestehen soll, welche letzteren neben jenen, als die allein schon über und über hinlänglich, ohnehin etwas ganz Ueberflüssiges sind.

Seine letzten Gründe erinnern an bereits (beim sechs und sieben und dreißigsten Satze) Erörtertes. Sie gehen daraus hervor, daß er sich das Verhältniß der göttlichen Gnade zum Sünder, gerade wie Wesel, als ein unmittelbares denkt. Die Gnade der Reue wird Niemandem ertheilt, ohne daß ihm zugleich die Verdienste Christi zugerechnet werden. Der Reuige hat also den Schatz derselben schon vor dem Ablaß, zu dessen Erlangung oder Wirksamkeit nach der scholastischen Vorstellung die Reue als Vorbedingung erforderlich sein soll. Nur dann, wenn Alles auf die Reue gestellt wird statt auf den Glauben, mag der ferner anzuführende Gegengrund seine Kraft verlieren: der Ablaß sollte nur den groben Sündern ertheilt werden, also würden die schlechtesten Leute durch ihn die glücklichsten, wenn er im Schatze der Verdienste Christi bestände; denn eben sie erhielten denselben, während er den unschuldigen am ersten gebührt, ja diese ihn allein haben. Endlich wirken die Verdienste Christi einmal Gnade, Gerechtigkeit, Wahrheit, Geduld, Gütigkeit im Geiste des auserwählten Menschen — machen gerecht, tilgen die Sünde — sodann äußerlich Kreuz, Mühe, Arbeit, den Tod, die Hölle am Fleisch, damit der sündige Leib aufhöre, damit wir dem Gottessohne gleich werden, sein Kreuz aufnehmen und ihm nachfolgen. Wer das aber nicht thut, ist sein nicht werth, und wenn er voll alles Ablasses wäre. [1])

„Daraus siehe nun, fügt er hinzu, ob nicht seit den Zeiten der scholastischen Theologie die Theologie des Kreuzes in Abgang gekommen und jetzt Alles verkehrt ist. Die letztre lehrt, daß das

1) Ullmann a. a. O. 306.

Kreuz gerade der köstlichste Schatz sei, wie der Apostel spricht: Achtet es für eitel Freude, wenn ihr in Anfechtung fallet. Aus der scholastischen, die Strafscheu nährenden, folgt die Verkehrtheit, daß man zu den Heiligthümern und Reliquien Christi und der Märtyrer wallfahrtet, was an sich nicht zu verwerfen, aber verwerflich wird, indem es geschieht, um dem Kreuz zu entgehen, statt daß man Gott mit inbrünstigem Verlangen um diese kostbarste Reliquie Christi bitten sollte. Jetzt fehlt es dem Volke an Glauben, diese Reliquie zu verehren, sie wird zurückgestoßen, gleichsam verfolgt, und einige Päpste haben selbst Anlaß dazu gegeben, so daß sie erst haben die Türken auffressen und hernach die Christen selbst lieber in einen ärgern Bann, als die Verdammniß der Hölle ist, thun wollen, ehe sie nur einen Heller von ihrer Ablaßtaxe hätten nachlassen, geschweige denn einiges Unrecht an ihrem Namen und Leibe erdulden wollen. Und haben doch indessen nichts desto weniger die Fenster des Himmels aufgethan, und mit den Schätzen des Ablasses und der Verdienste Christi die Welt gleich als mit einer Sündfluth überschwemmt, daß die Christenheit dadurch — mein Glaube müßte mich denn trügen — an den Rand des äußersten Verderbens gebracht worden ist." Er schließt, die Vergleichung vollendend: „ein Theolog dagegen, der eitel Ehre sucht, das ist, der nicht mit dem Apostel den gekreuzigten und verborgenen Gott allein kennet, sondern, wie er bei den Heiden herrlich ist; der aus den sichtbaren Dingen das unsichtbare Wesen Gottes, wie er allenthalben gegenwärtig ist und Alles vermag, siehet und davon redet, der lernet aus dem Aristotele, daß Dasjenige, was der Wille sucht, gut und liebenswürdig sei, das Böse aber hasse und fliehe er; deßwegen sei Gott das höchste Gut und höchst liebenswürdig. Und indem ein solcher Theologus darin von der Theologie des Kreuzes abgehet, so beschreibt er den Ablaßschatz als Erlaß von Strafen, als die da höchlichst zu fliehen wären, nimmt noch Geld für seinen Schatz, der beschrieben und ausposaunt wird als Erlaß aller, nicht blos der Kirchenstrafen; und der größeste Schaden ist, er würdigt den des Kreuzlehrers nicht des Ansehens, und wenn er ihm auch umsonst geboten wird, verfolgt ihn obenein, der der unschätzbarste, mit welchem den Menschen das Ebenbild des Sohnes Gottes geraubt wird."

Eben die „Kreuztheologie" Luther's, die Lehre, daß alle Strafe von dem echten Christen eher gesucht als gemieden, gern erduldet, nur von den Faulen, Herzenshärtigen geflohen werde, hob im Grunde auch den letzten Rest vom Ablasse so gut als wieder auf, den die Deutung desselben lediglich als Nachlaß von Kirchenstrafen übrig gelassen hatte. Sie ließ nur wenig übrig, und die Kreuztheologie enthielt die Anweisung, das Wenige zu verschmähen. Die Theorie vom Kirchenschatze lag im Wege, sie mußte beseitigt werden, wie Luther es hier auch versucht, mit Gründen, welche folgerichtig aus seinen Begriffen hervorgingen, die genügen mochten, aber freilich nicht die stärksten, jedenfalls nicht erschöpfend waren. Wesel hat ihrer mehrere. Das Monströse der scholastischen Theorie, der Vorstellung namentlich, daß der Papst der Herr des Schatzes sei, scheint Luther ganz oder doch zum größesten Theile entgangen zu sein. Vielleicht daß seine Gesinnung noch zu päpstisch war, um ihn dahin zu lassen. Doch war es immerhin ein Beweis von großer Geistesschärfe und Freiheit, auch nur so über die herrschenden Vorstellungen sich zu erheben, kühn und gewagt, die geheiligten so entschieden anzugreifen. Es hieß, mit der ganzen Schule sich entzweien, der die päpstliche Autorität, das gesammte hierarchische Interesse zur Seite stand. Er verhehlte sich die Bedenken bei seinem Angriffe auch keineswegs, wußte sehr wohl, daß er „den Tod dadurch verdient;" sie hatten ihm offenbar viel Noth gemacht, doch tritt er ihnen gefaßt, entschlossen mit der Festigkeit des selbständigen Geistes und Mannes entgegen.

„Man spricht nun wohl, sagt er, sollte denn der heilige Thomas sammt den übrigen Lehrern, dem Papste, der ganzen Kirche so sehr im Irrthume sein? Bist du es allein, der Erste, der die Wahrheit entdeckt? — Ich bin nicht der Erste, viel Andre vor und mit mir haben gezweifelt und zweifeln noch an der Geltung des Ablasses, was auch sicher keine Sünde, da der Ablaß jedenfalls weiter nichts ist als Erlaß von Strafen, und die Seligkeit nicht davon abhängt, ob man ihn glaubt und erlangt oder nicht. Ich habe den Papst selbst auf meiner Seite. Er hat nirgend erklärt, daß der Ablaß aus dem Kirchenschatze genommen werde, ja diese Meinung kann mit seiner Erklärung L. 5 de poe. et re. Canone, cum ex eo nicht bestehen, wonach der

Ablaß eine Entkräftung der in der Buße auferlegten Genugthuung ist. Ich habe die Kirche auf meiner Seite, denn sie ist mit dem Papste einerlei Meinung. Die Scholastiker sind zwar treffliche Männer, allein es ist Recht, ihnen zuerst die Wahrheit, sodann das Ansehen des Papsts und der Kirche vorzuziehen. Warum sollten sie auch in dieser Lehre nicht geirrt haben können, da sie selbst den heiligen Thomas vieler Irrthümer beschuldigen? Und noch mehr: haben doch seit drei Jahrhunderten so viele Universitäten, so viele scharfsinnige Köpfe mit unermüdetem Fleiße an dem einzigen Aristoteles gearbeitet, und verstehen ihn immer noch nicht, streuen fortwährend in der Kirche ihre eignen, in ihn hineingelegten Meinungen aus — hätten freilich, auch wenn sie ihn verständen, keine gar zu herrliche Weisheit gewonnen, zumal aus den aristotelischen Büchern nicht, die sie am meisten gebrauchen, in welchen er nach seinem eignen Zeugniß beim Aulus Gellius und nach Gregor von Nasanz als ein bloßer Wortkünstler nur Wortstreite abhandelt. Man wird mein Urtheil verwegen, übermüthig nennen. Ich wünsche jedoch nur, daß ich Zeit und Muße hätte, es gehörig zu erläutern. Es dürfte dann nicht mehr für unbegründet erklärt werden. Ich würde dann nicht, wie Picus von Mirandola den Anfang gemacht, den Aristoteles mit Plato zu einigen versuchen, sondern den Erstern mit seinen eignen Farben abmalen, wie er abgemalt zu werden verdient, als einen absichtlichen Wortkünstler, der es gewollt, daß man sich an seinen Schriften vergebens die Köpfe zerbrechen sollte. Lange Zeit, in welcher so berühmte gelehrte Männer gelebt haben, hat eine so dichte Finsterniß geherrscht, um so mehr sollten wir, wie Christen ziemt, unsre Menschenmeinungen für verdächtig halten, damit Christus allein unsere Gerechtigkeit, Wahrheit, Weisheit, unser Licht und all' unser Gut wäre. Die Ungelehrten und die von Christo nichts wußten, sahen, daß der Aristoteles bei den heiligen Männern in so großen Ehren gehalten wurde, und hielten ihn deshalb auch in Ehren, und da das die heiligen Männer sahen, folgten sie wiederum in ihrer ehrlichen Einfalt (wie sie denn von gar schlechtem Verstande waren) der Spur und verfielen in Irrthum, wodurch sie zu so viel Gezänk und Irrungen Veranlassung gaben, wie wir's bei den Scholastikern sehen. Und die Christenheit, weil sie Christum verließ,

war es werth von ihm verlassen, durch seine Auserwählten in Irrthum und unendliche Mühe geführt zu werden. Darum muß man Alles, auch Das, was von großen und heiligen Männern gelehrt worden ist, mit Furcht und reifer Ueberlegung lesen und annehmen, nach dem apostolischen Rathe, Alles zu prüfen, das Gute zu behalten, die Geister zu prüfen, ob sie aus Gott sind. Diejenigen, die da sagen, ich will lieber mit so gefeierten Männern irren, als es mit Dir halten, wenn Du auch recht hast, setzen auf Menschen ihr Vertrauen, verachten jenen guten Rath und sind es darum werth, daß er sie auch wieder verachte und verlasse. Und so, setzt er mit richtigem, im späteren Parteieifer, der der Hierarchie die ganze Schuld ihrer Zeit aufbürdete, oft entschwundenen geschichtlichen Sinne hinzu, so ist es auch beim Ablaß geschehen. Die heiligen Leute sahen, daß ihn der gemeine Mann so hoch erhob — wie denn der gemeine Mann in seinen Urtheilen so unglücklich und thöricht zu sein pflegt, wie Paris und Midas — da wollten sie ihn auch nicht gering sein lassen, suchten nach einem Grunde ihn zu erheben und fanden keinen, und erdichteten einen, da sie keinen fanden — den Kirchenschatz."

Wie sehr hat er sich in seiner antiaristotelischen und scholastischen Richtung befestigt, befestigt in dem Grundsatze, nur der göttlichen Wahrheit, offenbart in der Schrift, zu folgen, zu gehorchen. Der Grundsatz der Unterwerfung unter die Kirche und deren Oberhaupt steht freilich noch da bei ihm, allein auch Das, was Kirche und Papst bestimmen, soll seine Berechtigung nachweisen müssen. Er gedenkt der Extravagante, wonach die Indulgenzen nur Erlaß der kanonischen Strafen sein sollten, und übergeht mit Stillschweigen die Festsetzungen einzelner Päpste, z. B. die eines Innocenz VIII., der den Ablaß auf die Strafen im Fegfeuer ausgedehnt hatte. Er meint offenbar, sie als Willkürlichkeiten unberücksichtigt lassen zu dürfen. In welchen Selbstwidersprüchen befindet er sich noch, wie sehr er zur Klarheit vorgeschritten, wie großen Scharfsinn er entwickeln mag. Man vergleiche mit seinen Aeußerungen an dieser Stelle seine Polemik gegen die das Fegfeuer läugnenden Ketzer, wie er sich da ereifert, daß sie in Abrede stellen, was so viele Jahrhunderte für wahr gehalten worden. Wie da die eingewurzelten Vorstellungen und Abneigungen seine Geistesschärfe abstumpfen, sein von Liebe

und Verehrung der Kirche erfülltes Herz ihn irre leitet. Nur wo das Herz selbst ihn antreibt, hellt sein Blick sich völlig auf, vermag er grundsätzlich fest zu bleiben, einen Gedankenfaden bis an den Ausgang zu verfolgen. Auf der andern Seite: Wie ist ihm die Glaubenskraft gewachsen! Wie viel bestimmter hat sich doch die Ansicht bei ihm ausgeprägt: die kirchliche Wissenschaft ist von ihrem Urquell abgeirrt, hat eine dichte Finsterniß und mit ihr Verderbniß des christlichen Gesammtgeistes herbeigeführt; Eins ist Noth, nur das Eine kann retten, Rückkehr zum Evangelium, Herstellung der reinen Schriftlehre.

Immer mehr tritt es auch gleich wieder im neun und funfzigsten Satze hervor, wie hell er den Begriff der Kirche und den Gegensatz der wirklichen Kirche zu demselben erfaßt hat. Die These enthält eine beschämende Zurechtweisung für Tetzel und Genossen. Indem er vom Kirchenschatze der Scholastiker handelt, erinnert er sich einer Verdrehung der Ablaßprediger, die unter anderm die Legende vom heil. Laurentius zum Volksbetruge mißbrauchten. Nach Tetzel's Anweisung sollten sie auf St. Laurentius hinweisen, wie er für der Seelen Heil gelitten. Diese Beziehung hat es, wenn Luther dagegen aus der Legende dieses Heiligen (er war im 3. Jahrhundert Diakon und Schatzmeister zu Rom gewesen, und hatte das Kirchengut unter die Armen ausgetheilt) an einen Ausspruch desselben erinnert, der auf die frühere bessere Zeit hindeutet, wo man beim Reichthum der Kirche zumeist an geistige Güter dachte. St. Laurentius hat die Armen, so der Kirche Glieder sind, genannt die Schätze der Kirche; aber er hat das Wörtlein genommen, wie es zu seiner Zeit im Brauch war, — wo man nämlich noch nicht „das geringe Erbgut, welches der Kaiser Konstantin der Kirche geschenkt, das doch nur gleichsam eine Kornähre ohne Körner ist, das Erbgut Christi und St. Petri nannte, wo man eine Sprache redete, die nun, wenn man in ihr reden wollte, den Leuten wie eine fremde vorkommen würde, die sie nicht verstehen."

Er hat dargethan, daß der Kirchenschatz nicht in den Verdiensten Christi und der Heiligen bestehe; nun läßt er auf die Negation die Position folgen. Wir sagen ohne Unbedacht, die Schlüssel der Kirche, ihr durch Christi Verdienst (wie al-

les Andre) geschenkt, sind dieser Schatz. Denn es ist klar, fügt er in der ein und sechzigsten These hinzu, daß des Papsts Gewalt für sich allein genug ist zur Vergebung der (Kirchen-) Strafen und vorbehaltenen Fälle. Er stützt sich bei dem hierin enthaltenen gegen die päpstlich-scholastische Theorie gerichteten Angriffe abermals auf deren eigne Voraussetzungen oder Behauptungen. Der Papst selbst gedenkt beim Binden oder Lösen nie der Verdienste Christi, sondern beruft sich nur auf seine Gewaltfülle, gewisse Wissenschaft, eignen Trieb. Alle Scholastiker leiten die Ablaß-Ertheilung aus der Jurisdiktion der Schlüssel her, erklären sie für hinlänglich, während doch die, die Schlüssel übertragenden Worte: Was du lösen wirst u. s. w. lediglich auf Ertheilung einer Vollmacht lauten, aber nicht im mindesten auf Uebertragung oder Austheilung von Verdiensten. Wäre dies nicht der Fall, so müßte — woran doch Niemand denkt — auch bei andern Bindungen oder Lösungen, beim Bann, bei der Absolution, Ordination, Aufhebung oder Aenderung der Kirchengesetze u. s. f. Austheilung von Verdiensten zu verstehen nöthig sein. Wenn sie irgendwo erfordert würde, so wäre dies bei der Lossprechung vom Banne der Fall, wo der Sünder für ausgesöhnt mit der Kirche, ihrer und des Erlösers Güter wieder theilhaftig erklärt wird. Warum soll die Vollmacht Christi gerade nur beim Ablaß einen andern Sinn haben? Hieße endlich lösen den Schatz der Kirche öffnen, austheilen, so müßte binden ihn verschließen, sammeln heißen, wovon aber niemals die Rede ist.

Noch einmal also, worin besteht der Schatz der Kirche? Der zwei und sechzigste Satz giebt die Antwort: Der wahre Schatz der Kirche ist das heilige Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes. Man erinnre sich der Predigten aus den Jahren 1516 und 1517. Die Exäuterung spricht sich eben so beredt und in demselben Sinne über Gesetz und Evangelium aus, etwas „ausführlicher," denn „das Evangelium Gottes ist bei einem großen Theile der Kirche eine mehr als zu unbekannte Sache." Wir entnehmen gleichfalls aus ihr, wie ihm das Herz beim Niederschreiben dieser Thesis von Begeisterung für die Schriftwahrheit gebrannt haben mußte. Man sieht aber auch hier wieder so recht, wie Alles, was er in den Thesen her-

ausspricht, aus seinen innern Erfahrungen, seinem Gemüthszustande hervorging; man begreift, wie sein „beengendes" Dogma für ihn und so viele ähnlich Gestimmte — deren Vorhandensein wir nur nicht übersehen dürfen — ein befreiendes werden konnte und wurde, wenn man den aus tiefer Brust, aus vollem Herzen entquollenen Schluß der Resolution mit der Anwendung auf den Gegenstand liest: „So kömmt demnach das Licht des Evangelii zu den Gefangenen und Traurigen und ganz Verzagten, und spricht: Fürchtet euch nicht, Es. 35, 4. Tröstet, tröstet mein Volk, Es. 40, 1. Tröstet die Kleinmüthigen, 1 Thess. 5, 14. Siehe da, euer Gott, Es. 35, 4. Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt, Joh. 1, 29. Siehe, Der ist es, der allein das Gesetz für euch erfüllet; der euch von Gott gemacht ist zur Gerechtigkeit, zur Heiligung, zur Weisheit, zur Erlösung, 1 Cor. 1, 30. und für Alle, die an ihn gläuben. Wenn nun das sündige Gewissen diese allerliblichste Botschaft höret, so wird es von Neuem wieder lebendig, und springet ganz vor Freuden, und ist voller freudiger Zuversicht: nunmehr scheuet es weder den Tod, noch irgend eine Art der Strafen, die mit dem Tode verwandt sind, noch selbst die Hölle. Daher haben Diejenigen, die sich noch vor den Strafen fürchten, noch nicht, weder Christum, noch die Stimme des Evangelii, sondern vielmehr die Stimme Mosis gehöret. Solchergestalt entspringet aus diesem Evangelio die wahre Ehre Gottes, indem wir gelehret werden, daß nicht durch unsere Werke, sondern durch die Gnade Gottes, der sich unser in Christo erbarmet, das Gesetz erfüllet worden sei und noch erfüllet werde; nicht durch Werke thun, sondern durch gläuben, nicht dadurch, daß man Gott etwas darbringe, sondern dadurch, daß man aus Christo Alles empfähet und theilhaftig wird, aus dessen Fülle wir alle empfahen und daran Theil nehmen." [1])

Von selbst verständlich sind dann die folgenden ironischen Sätze: Dieser Schatz ist von Rechtswegen der allerverhaßteste, denn er macht, daß die Ersten die Letzten werden (demüthigt); — Aber der Ablaßschatz ist von

1) Schenkel a. a. O. 177.

Rechtswegen der allerangenehmste, denn er macht aus den Letzten die Ersten (giebt den trägen Christen Freiheit); — Derhalben sind die Schätze des Evangelii Netze, darin einst reiche Leute gefangen wurden — die Schätze aber des Ablasses sind Netze, darin heutzutage der Leute Reichthum gefangen wird. Denn durch Straferlaß wird der Mensch nicht besser, nicht mehr zu Gott gezogen. „Fangen sie also etwas, so ist es sicher nichts als Geld; die Seelen fangen sie nicht. Doch nicht, daß ich diesen Handel, Geld zusammenzubringen, verdammen wollte. Straferlaß ist das Geringste unter den Gaben und Aemtern der Kirche, nicht werth eines Lohns in der Ewigkeit. Da lassen sie sich's denn in diesem Leben mit mäßigen Sümmchen bezahlen, damit nichts unvergolten bleibe."

Dieselbe Verspottung im sieben und sechzigsten Satze: Der Ablaß, den sie für die größte Gnade ausrufen, ist freilich für die größte Gnade zu halten, d. i. den Seckel zu füllen. Im folgenden heißt es dann aber: Er ist jedoch in Wahrheit die allergeringste im Vergleich mit der Gnade Gottes und des Kreuzes Gottseligkeit. „Ja er ist gar null und nichtig, weil die Gnade Gottes vielmehr das Gegentheil wirket, ist nur der Faulen wegen geduldet," setzt die Erläuterung noch stärker hinzu.

Bei einer Auflehnung, wie sie bald erfolgen sollte, ja wie sie hier schon begann, mit der Veröffentlichung der Streitsätze, dem ersten Lärmzeichen, wie sorgsam Luther bemüht sein mochte, sich innerhalb der Grenzen des Gesetzes und des Gehorsams wenigstens gegen den Papst des Gesetzes und des Begriffs zu halten, wie gänzlich entfernt er davon war, an Gewalt zu denken — bei aller Auflehnung gehört der Punkt zu den wichtigsten, ob und wie der oder die Gehorsamweigernden in Einheit mit dem Rechtsbewußtsein zu bleiben suchen, wie sie die Pflicht des Gehorsams, das Recht der Weigerung desselben, die Grenzen beider sich denken; ob und wiefern sie im Nothstande und Nothwehrkampfe, in außergewöhnlichen Lagen und Erregung gerechter Leidenschaft, in der Arbeit und im Streite um Rettung der edelsten Güter, als Retter, Befreier, Reformatoren ihres Volkes, genöthigt über untergeordnete Regeln sich hinwegzusetzen,

die höhern Grundsätze beachten und durchführen, gedrungen das Recht des positiven Gesetzes zu verletzen, das Vernünftige und Vernunftnothwendige fassen und herstellen? Luther's betreffende Ansicht gehört zu den eigenthümlichsten und merkwürdigsten. Man kann sie eher fein und verwickelt als einfach nennen; sie war nicht ohne innere Fortbewegung und Läuterung, mancherlei Wandlung und Widerspruch in seinen verschiedenen Lebensabschnitten, doch aber zu einfach und bleibend in den Grundzügen, als daß sich allein aus ihrer Beschaffenheit erklären ließe, wie sie bis auf den heutigen Tag fast durchgängig theils unverstanden sein, theils mißverstanden werden kann. Bei seiner ganzen so streng sittlichen Richtung, seiner Gewissensbedenklichkeit, mußte nothwendig das Rechtsbewußtsein sehr lebendig in ihm, die Befriedigung desselben ihm wesentlich angelegen sein, mußte er bei der ersten Ahnung eines Streites mit der öffentlichen Gewalt, worin er verwickelt werden könnte, dem Gegenstande sein ernstes Nachdenken widmen, konnte er nicht von fern auf machiavellistische Grundsätze oder den Gedanken ihrer Nothwendigkeit für Ausnahms- und Nothfälle, auch für die schwierigsten bedrängtesten Lagen gerathen. Wir haben gerade in den nächstfolgenden Thesen eine Bethätigung der Grundsätze, die er sich angeeignet, und in den Erläuterungen legt er sie bestimmter dar. Wir folgen ihm auf seinem gewundenen Wege, und versparen, um hier nicht zu unterbrechen, eine zusammenhängende genauere Betrachtung bis zum letzten Hauptstücke, wo sie sich schicklich anknüpfen lassen und doch nicht zu entfernt stehen wird.

Er hatte sich wenigstens mittelbar geweigert, dem Befehle nachzukommen, die Ablaßprediger zuzulassen oder ihnen gar hülfreiche Hand zu leisten. Um diesen Punkt handelt es sich in den Nummern neun und sechzig und siebenzig, die zusammen gehören: Die Bischöfe und Seelsorger sind schuldig, des apostolischen Ablasses Kommissarien mit aller Ehrerbietung zuzulassen — Viel mehr aber sind sie schuldig, mit allen Augen aufzusehen und allen Ohren aufzuhören, daß dieselbigen nicht anstatt päpstlichen Auftrags ihre eigenen Träume predigen.

Also, die Bischöfe und Pfarrer sollen die schamlosen Ablaßkommissäre ehrerbietig zulassen. Warum? „Weil man dem

päpstlichen Befehl und Ansehen in Allem mit Ehrerbietung weichen muß. Denn wer sich Dem widersetzt, der Gewalt über ihn hat, der widerstrebt Gottes Ordnung. Der Herr spricht: Wer euch verachtet, der verachtet mich. Daher ist es erlaubt, in geringen und großen Sachen seinem Befehl zu weichen. Daher kommt auch das, daß, wenn der Papst auch ungerechte Urtheile spräche, so muß man sich doch vor denenselben fürchten; wie der Kaiser Karl (der Große, in der Schrift über die Bilderverehrung) spricht: Was er auferlegt, ob es gleich schwer sein sollte, muß man tragen. Wie wir auch aus der Erfahrung sehen, daß es von der Kirche geschieht, die gewiß heutiges Tages mit unendlichen Lasten gedrücket wird, und dennoch hält sie sich darbei ruhig, und erträgt Solches mit aller Ehrerbietung und Demuth." Also leidender Gehorsam? Ja! Indeß könnte man auch sagen: nein! je nachdem man ihn bedingt oder unbedingt versteht. Knechtische Unterwerfung auf keinen Fall. Er fährt sogleich weiter fort: „Jedoch muß man dies recht verstehen, damit man nicht in ein irriges Gewissen verfalle," nicht meine, man solle das Unrecht, das die Gewalt übt, billigen, indem man sich ihr unterwirft, wie ja der Papst selbst wohl erklärt, daß einige von der Kirche Gebundne vor Gott nicht gebunden wären, und sie doch zwingt, die kirchliche Bindung zu ertragen. Man soll das Unrecht vielmehr nur in Demuth ertragen, als eine von Gott auferlegte Züchtigung, und sich eben deshalb aus dem Gehorsam keine Gewissensbedenken machen, der als Strafe (der Seele) nicht schadet. — Die Unterwerfung unter die Unrecht übende Gewalt soll nicht um dieser willen geschehen, nicht weil — im vorliegenden Falle — dem Papst die Macht zu binden und zu lösen ertheilt ist, sondern aus höherem christlichen Gehorsam, weil geschrieben steht: Sei willfärtig deinem Widersacher — Wenn dir jemand einen Streich giebt auf den rechten Backen, so reich auch den linken dar — rächet euch nicht selbst! — Darin hatte man nun vielfach und in wichtigen Beziehungen sehr durchgreifend nur einen evangelischen Rath finden wollen, was er für irrig erklärt. Wenn es — wie bei jedem Rathe — frei stände, Gehorsam zu leisten oder nicht, so würde man sich dem Papste, falls er Unrecht übt, ebenso widersetzen dürfen, als z. B. dem Türken oder andern Widersachern. Allein man darf sich gar

Niemandem widersetzen, so wenig man auch sein Unrecht billigen soll. — Er bricht indeß ab: die höchst nöthige Materie erfordre eine andere Zeit, doch aber thut er es nur, um den Gegenstand von einer anderen Seite wieder aufzunehmen. Er hat gesagt, man solle das Unrecht nicht billigen, das man ertrage. Da knüpft er wieder an. Durch den neun und sechzigsten Satz und dessen Erklärung, wie und warum man Unrecht leiden solle, war Ehre und Gewissen im leidenden Gehorsame gewahrt, aber d'ch dem Ablaßunfuge, der Unrecht übenden Gewalt ein großes zugeständniß gemacht. Allein das letztere — wie er denn überhaupt nicht viel giebt mit Dem, was er zugesteht — erscheint wieder so gut als aufgehoben, wenn die Bischöfe und Pfarrer der Forderung des siebzigsten Satzes in dem Sinne genügten, in welchem er den päpstlichen Auftrag nimmt. Er zieht nämlich aus der „bewährten" und mit der Schreibart des römischen Hofes und dessen Brauch übereinstimmenden Regel der Rechtslehrer, wonach der Papst in Allem, was er zulasse, so handle, daß er damit keinem Andern zu nahe trete, den Schluß: der Ablaßertheilende wolle, daß der Ablaß nichts mehr als Ablaß sein und nicht mehr gelten solle, als er seinem Wesen nach gelte; der Papst lasse geschehen, daß der Ablaß so viel gelte, als er gilt, und begnüge sich damit, ihn ertheilt zu haben, erkläre aber nirgend, wie viel er gelte, weiter gehe seine Kommission nicht, darin bestehe sie. Nun galt aber der Ablaß nach Luther's Ansicht so wenig, zumal im Verhältniß zu den Behauptungen der Ablaßprediger, und diese waren offenbar so gänzlich unfähig, in seine Ansicht auch nur im Mindesten einzugehen, daß, sie auf die päpstliche Kommission in seinem Sinne beschränken, nichts Anderes war, als ihnen geradezu das Handwerk legen. Denn sie durften dann nicht thun, was eben ihr vornehmstes Thun war, was er ihnen im Folgenden vorwirft, weshalb er sie Menschen nennt, die sich selbst zu Päpsten machten, jedoch nur fliegende Sommerfäden wären; sie durften dann nicht erklären, was der Ablaß sei, nicht Das, wozu der Papst — der wirkliche über sein Gesetz und Recht hinausgreifende Leo X. — ihn machte, und noch viel weniger Das daraus machen, was in der tetzelschen Instruktion daraus gemacht wurde. Das will er ihnen verboten wissen, wobei er noch an ein Kapitel des kanonischen Rechts erinnert, in welchem den Bischöfen eingeschärft wird, daß sie dem Volke vorzutragen nicht gestatten sollen, was der Autorisation entbehre. In diesem Sinne hatte er den von Jüterbock zurückkehrenden Ablaßkäufern die Absolution verweigert und den Kommissären und dem Vollmachtgeber und dessen Bulle sich widersetzt, im Beichtstuhle und auf der Kanzel seiner siebzigsten Thesis gemäß gehandelt: mit vollem Rechte, ohne Auflehnung seiner Ansicht zufolge, wie sie in der Resolution dargelegt ist. Das Ergebniß besteht darin, daß er deutlich genug die Ausbietung des Ablasses für einen Gewaltmißbrauch des Oberhaupts erklärt, daß er Unterwerfung unter die Unrecht übende Gewalt, ehrerbietige Zulassung der Ablaßprediger — doch nicht ohne die erwähnte sorgfältige Verklausulirung hinzuzufügen — fordert, und endlich ein Verfahren gegen diese angewendet wissen will, wodurch sie unschädlich weil unthätig werden müssen, mit anderen Worten: daß er den entschiedensten Widerstand gegen sie — wie er ihn übt — zur eben so großen, heiligen Pflicht macht.

Dieß Alles wird durch die ein und zwei und siebzigste These und die Resolutionen zu denselben noch ergänzt und verdeutlicht. Die beiden Sätze gehören wiederum eben so zusammen, wie die beiden vorhergehenden. Wer wider die Wahrheit des päpstlichen Ablasses redet, der sei ein Fluch und vermaledeit — Wer aber wider des Ablaßpredigers Muthwillen und freche Worte Sorge trägt, der sei gebenedeiet. Es ist ganz richtig, den erstern, ein und siebzigsten, hätte Wesel nicht wohl aussprechen können. Allein er wäre eben so wenig im Stande gewesen, die lutherischen Thesen überhaupt abzufassen und zu veröffentlichen oder namentlich einzelne, wie die funfzigste, zu wagen. Bei ihm fehlt die durchgreifende lutherische Unterscheidung des wirklichen und begrifflichen Papstes, die gerade auch hier wieder mit großer Schärfe geltend gemacht wird und allein schon Luther's Behauptung in einem ganz anderen Lichte erscheinen läßt, als sie auf den ersten Blick sich ausnimmt. Der ein und siebzigste Satz hat wol etwas sehr Auffälliges, ist aber doch, genau betrachtet, weiter nichts als eine nothwendige, nur schroff ausgedrückte Folge, da Luther einmal den letzten Schritt noch nicht gethan hatte, das Papstthum und dessen Befugnisse anerkannte und nur behauptete, daß der päpst-

liche Ablaß etwas Disputirliches sei, worüber die Kirche noch nichts festgesetzt und die Gelehrten noch nicht einig geworden. Sodann hatte er den Ablaß für etwas sehr Wichtiges erklärt, indem er ihn — wie beim sechsten und siebten Satze — als Schuld-Erlaß deutete. Indem er ihn — wie im achtunddreißigsten — als Erklärung der göttlichen Vergebung nahm, mußte er ihm abermals ehrwürdig und wichtig erscheinen. Da der Ablaß in diesem Sinne jedoch für das päpstliche Geldanliegen werthlos war, und da er ihn, von jenen Deutungen abgesehen, für das werthloseste Gut erklärt, ihn auf Erlaß zeitlicher Strafen zurückgeführt hatte und zwar in einem Sinne, daß er so unverfänglich wurde, wie er in der Zeit der ersten Kirche gewesen, daß ihm von Dem, was er später geworden als eigentlich päpstlicher Ablaß, eben so wenig oder noch weniger als von Wesel übrig gelassen wurde, so enthielt endlich der ein und siebzigste Satz nur eine höchst geringfügige, ja kaum überhaupt noch eine Einräumung. Das Gewebe der Theorie war durch die Thesen zerrissen, zerfetzt, die Fäden flogen umher, allen Winden preisgegeben, konnten die Praxis nicht mehr halten, und diese war ihrerseits und wurde weiterhin noch mehr in den tiefsten Höllengrund verdammt, bloßgestellt als aller Vernunft und Ehre bar, für das Urtheil aller Welt gleichsam zerrieben, zerstampft. Er hatte von Anfang erklärt, daß ihm nicht die Wahrheit des päpstlichen Ablasses, sondern nur das zweifelhaft sei, worin der letztere bestehe; er hatte dargelegt, Niemand wisse es, könne es sagen, oder aber, der päpstliche Ablaß sei entweder etwas gänzlich Unstatthaftes und Unberechtigtes oder gar nichts, und nun hatte er gut eifern, wer wider die Wahrheit desselben rede, solle im Fluch sein. Er gab dem Papste und dessen Ablaßsendboten nicht das Mindeste von Allem, woran ihnen lag, indem er damit nur seinen Gehorsamsgrundsatz behauptete. „Denn obwohl die Schenkung des Ablasses, sagt er in der Erläuterung, eine geringe Sache ist, in Ansehung der Gnade Gottes, und gegen das so große Geschrei, welches die Ablaßprediger davon machen; dennoch handelt Derjenige, so selbigem widerspricht, hochmüthiglich wider die Gewalt; deßwegen soll er billig verflucht sein: indem der Kirchen Gehorsam desto mehr wundernswerth ist, je mehr Jedermann auch in geringern Dingen seinem eignen Sinne nachgiebt und gedemüthiget

wird." Wenn er dann fortfährt, worin nun aber die Wahrheit des päpstlichen Ablasses bestehe, darüber sei genug disputirt, und man erwarte noch, was die Kirche Gewisses darüber ausmachen werde u. s. f., so ist der Hohn, der darin liegt und dadurch in den ein und siebzigsten Satz hinein- oder aber der dadurch als in diesem Satze enthalten aufgewiesen und bloßgelegt wird, der bitterste, der vielleicht möglich war.

Den letzten Rest von Dem, was jener Satz etwa gegeben, nimmt der zwei und siebzigste wieder, und die Erläuterung thut noch ein Uebriges. Niemand soll der Gewalt hochmüthig widersprechen, Jeder der Kirche gehorsam sein. Allein damit war nichts weniger als stumpfe, feige, stumme Unterwerfung gemeint. Nur hochmüthiger Widerspruch, frevelhafter Ungehorsam sollte verboten, der gewissenhafte aber, der aus Gewissenhaftigkeit eifernde und kräftige statthaft und mehr, gerade so gesegnet wie jener verflucht sein. In diesem Sinne erläutert und bethätigt Luther seinen Gehorsamsgrundsatz überhaupt durch die Veröffentlichung der Streitsätze, insbesondre durch den zwei und siebzigsten und die dazu gehörende Resolution. Er schildert in dieser den Zustand der Kirche — der „Witwe Christi" — im grellsten Lichte. Wir ersehen weiter aus ihr, daß ihm der römische Hof als die vornehmste Stätte, als Inbegriff aller kirchlichen Greuel und Schandbarkeiten erschien; und die beiden nächstfolgenden Sätze nebst ihren Resolutionen stellen es sodann in ein noch helleres, auch den letzten Zweifel beseitigendes Licht, in welchem Sinne er den ein und zwei und siebzigsten geschrieben. Wie der Papst Diejenigen billig mit Ungnade und Bann schlägt, die zum Nachtheil dem Ablaß auf irgend eine Art handeln — So viel mehr trachtet er auf die Leute Ungnade und Bann zu schütten, die unter dem Schein des Ablasses zum Schaden der heiligen Liebe und Wahrheit handeln. Mit unzweideutigen Worten erklärt er sich darüber wie folgt. Er hatte den Papst, wie er sein sollte, oder aber das päpstliche Amt, die päpstliche Würde und Obrigkeit im Sinne. Er will es dahingestellt sein lassen, wie es sich mit Dem verhalte, was die, den päpstlichen Stuhl eben jetzt einnehmende Person beim Ablaß intendire; er, sagt er ausdrücklich, rede hier abermals, wie in den vorhergehenden Thesen, von der Schlüssel-

gewalt, der man sich demüthig und bereitwillig zu unterwerfen habe, der man nicht leichtfertig widerstreben dürfe; denn sie sei Gottes Gewalt, die man, wie jedes Werk aus Gott, sie möge nun wohl gebraucht oder mißbraucht werden, und um so mehr fürchten müsse, da ihr eine vorzugsweise Ehrerbietung gebühre. Allein so sehr man sie zu ehren gehalten ist, fährt er fort, man soll darum auf der andern Seite doch nicht so faul sein, daß man den Mißbrauch geschehen ließe, der mit ihr getrieben wird, ohne ihn zu rügen, ohne Widerstand zu leisten. Er verweist abermals auf das Beispiel der Heiligen, der Märtyrer, die sich der tyrannisch mißbrauchten weltlichen Gewalt, als welche nach apostolischer Lehre gleichfalls aus Gott, zwar unterwarfen, aber das Unrecht derselben und die eigne Unschuld laut verkündeten. Es weist auf taulerische Ansichten und Einflüsse zurück, und deutet an, daß er die Ahnung in sich trägt, der so oft leichtsinnig verhängte, schwer mißbrauchte Bann dürfte auch ihn treffen, und daß er in diesem Falle nicht weichen wird, wenn er aus dem Allen den Schluß zieht: wenn Kirche oder Papst jemand bannen ohne rechtmäßige Ursache, so soll er das erdulden und die Gewalt nicht verdammen, nicht aber das Unrecht irgendwie, auch nicht dadurch billigen, daß er um Absolution bittet, sondern viel lieber im Banne sterben, in den er aus Irrthum der Schlüsselgewalt gethan worden. Er würde sonst selbst noch ärger irren. Jene soll geehrt und erduldet, nicht aber ihr Irrthum gebilligt werden. Deshalb sollten denn auch die Ablaßprediger gebannt werden, die den Ablaß für eine göttliche Gnade angesehen wissen wollen, was wider die Wahrheit und die Liebe, die allein eine solche Gnade ist. Viel besser würde es sein, daß gar kein Ablaß wäre, als daß solche Vorstellungen unter dem Volke verbreitet werden. Bei ihnen können wir, wir wären denn Ketzer, nicht Christen sein, was wir ohne Ablaß sein können. Der Papst will entweder, oder es sollte doch sein Wille sein, daß beim Volke vor allen Dingen Liebe und Gehorsam gegen die übrigen göttlichen Gebote sei: sodann erst theilt er Ablaß aus. Wie die Dinge aber gehen, wird er betrogen, denn Liebe und Glaube sind nicht etwa blos erkaltet, sondern fast verloren gegangen, und wüßte er dieß, so würde er den Ablaß fahren lassen und Sorge tragen, daß das Volk vor allen Dingen zur Liebe zurückgeführt würde.

Er hatte sich beim ein und zwei und dreißigsten und vier bzigsten Satze darüber ausgelassen, daß den Ablaßpredinmerhin Aeußerungen aufgebürdet werden möchten, die sie gethan, daß ihnen indeß Manches von Dem, was sie nicht haben wollten, mit vollem Rechte nachgesagt werden dürfte, ß sie jedenfalls durch ein übertriebenes und ganz verkehrühmen der Indulgenzen selbst die Veranlassung gäben, daß ie so arger Dinge beschuldigte. Schon die Thatsache, daß so frevelhafte Behauptungen beigemessen wurden, daß Berichte solcher Art über ihre Predigten allgemein verbreitet waren und Glauben fanden, bewies zum wenigsten, was man ihnen zutraute, und auch darin lag schon ein Grund gerechten Tadels, schon deshalb übte ihr Treiben den nachtheiligsten Einfluß.

Von dieser Seite faßt er die Sache noch ein Mal auf, indem er im fünf und siebzigsten Satze auf die abscheulichste der Lästerreden kommt, welche sie ausgesprochen haben sollten. Des Papsts Ablaß so groß halten, daß er einen Menschen los machen könne, wenn selbiger gleich, unmöglicherweise zu reden, die Mutter Gottes geschwächt hätte, ist rasend und unsinnig sein. Er möge noch immer nicht glauben, bemerkt er in der Erläuterung, daß die Ablaßprediger dergleichen wirklich geäußert, so allgemein es ihnen im Volke nachgesagt werde, und so viele glaubwürdige Personen es gehört haben wollten. Möge dem aber sein wie ihm wolle, die Lage der Dinge nöthige ihn, die Raserei als solche zu bezeichnen. Das Volk müsse gewarnt werden. Es glaube nun einmal, sie werde gepredigt, und die Ablaßpredigten könnten nur gar zu leicht darauf hinleiten, indem sie den Ablaß so hoch erhöben, daß die entsetzlichsten Sünden als ganz unbedeutend erscheinen und geachtet werden müßten, indem sie überhaupt, der wahren evangelischen Predigt zuwider, die Sünde gering und nur die Strafe groß machten, so die echte Buße verhinderten und das Volk in den Wahn brächten, daß das Evangelium nichts und der Ablaß Alles sei. — Die Lästerrede, gegen welche der fünf und siebzigste Satz gerichtet ist, wurde übrigens eben Tetzel selbst Schuld gegeben. Er suchte sie abzuläugnen, man hat sich bis auf unsre Zeiten

gewalt, der man sich demüthig und bereitwillig zu unterwerfen habe, der man nicht leichtfertig widerstreben dürfe; denn sie sei Gottes Gewalt, die man, wie jedes Werk aus Gott, sie möge nun wohl gebraucht oder mißbraucht werden, und um so mehr fürchten müsse, da ihr eine vorzugsweise Ehrerbietung gebühre. Allein so sehr man sie zu ehren gehalten ist, fährt er fort, man soll darum auf der andern Seite doch nicht so faul sein, daß man den Mißbrauch geschehen ließe, der mit ihr getrieben wird, ohne ihn zu rügen, ohne Widerstand zu leisten. Er verweist abermals auf das Beispiel der Heiligen, der Märtyrer, die sich der tyrannisch mißbrauchten weltlichen Gewalt, als welche nach apostolischer Lehre gleichfalls aus Gott, zwar unterwarfen, aber das Unrecht derselben und die eigne Unschuld laut verkündeten. Es weist auf taulerische Ansichten und Einflüsse zurück, und deutet an, daß er die Ahnung in sich trägt, der so oft leichtsinnig verhängte, schwer mißbrauchte Bann dürfte auch ihn treffen, und daß er in diesem Falle nicht weichen wird, wenn er aus dem Allen den Schluß zieht: wenn Kirche oder Papst jemand bannen ohne rechtmäßige Ursache, so soll er das erdulden und die Gewalt nicht verdammen, nicht aber das Unrecht irgendwie, auch nicht dadurch billigen, daß er um Absolution bittet, sondern viel lieber im Banne sterben, in den er aus Irrthum der Schlüsselgewalt gethan worden. Er würde sonst selbst noch ärger irren. Jene soll geehrt und erduldet, nicht aber ihr Irrthum gebilligt werden. Deshalb sollten denn auch die Ablaßprediger gebannt werden, die den Ablaß für eine göttliche Gnade angesehen wissen wollen, was wider die Wahrheit und die Liebe, die allein eine solche Gnade ist. Viel besser würde es sein, daß gar kein Ablaß wäre, als daß solche Vorstellungen unter dem Volke verbreitet werden. Bei ihnen können wir, wir wären denn Ketzer, nicht Christen sein, was wir ohne Ablaß sein können. Der Papst will entweder, oder es sollte doch sein Wille sein, daß beim Volke vor allen Dingen Liebe und Gehorsam gegen die übrigen göttlichen Gebote sei: sodann erst theilt er Ablaß aus. Wie die Dinge aber gehen, wird er betrogen, denn Liebe und Glaube sind nicht etwa blos erkaltet, sondern fast verloren gegangen, und wüßte er dieß, so würde er den Ablaß fahren lassen und Sorge tragen, daß das Volk vor allen Dingen zur Liebe zurückgeführt würde.

Er hatte sich beim ein und zwei und dreißigsten und vier ebzigsten Satze darüber ausgelassen, daß den Ablaßpredi- nmerhin Aeußerungen aufgebürdet werden möchten, die sie gethan, daß ihnen indeß Manches von Dem, was sie nicht haben wollten, mit vollem Rechte nachgesagt werden dürfte, ß sie jedenfalls durch ein übertriebenes und ganz verkehr- ühmen der Indulgenzen selbst die Veranlassung gäben, daß ie so arger Dinge beschuldigte. Schon die Thatsache, daß so frevelhafte Behauptungen beigemessen wurden, daß Berichte solcher Art über ihre Predigten allgemein verbreitet waren und Glauben fanden, bewies zum wenigsten, was man ihnen zutraute, und auch darin lag schon ein Grund gerechten Tadels, schon deshalb übte ihr Treiben den nachtheiligsten Einfluß.

Von dieser Seite faßt er die Sache noch ein Mal auf, indem er im fünf und siebzigsten Satze auf die abscheulichste der Lästerreden kommt, welche sie ausgesprochen haben sollten. Des Papsts Ablaß so groß halten, daß er einen Menschen los machen könne, wenn selbiger gleich, unmöglicherweise zu reden, die Mutter Gottes geschwächt hätte, ist rasend und unsinnig sein. Er möge noch immer nicht glauben, bemerkt er in der Erläuterung, daß die Ablaßprediger dergleichen wirklich geäußert, so allgemein es ihnen im Volke nachgesagt werde, und so viele glaubwürdige Personen es gehört haben wollten. Möge dem aber sein wie ihm wolle, die Lage der Dinge nöthige ihn, die Raserei als solche zu bezeichnen. Das Volk müsse gewarnt werden. Es glaube nun einmal, sie werde gepredigt, und die Ablaßpredigten könnten nur gar zu leicht darauf hinleiten, indem sie den Ablaß so hoch erhöben, daß die entsetzlichsten Sünden als ganz unbedeutend erscheinen und geachtet werden müßten, indem sie überhaupt, der wahren evangelischen Predigt zuwider, die Sünde gering und nur die Strafe groß machten, so die echte Buße verhinderten und das Volk in den Wahn brächten, daß das Evangelium nichts und der Ablaß Alles sei. — Die Lästerrede, gegen welche der fünf und siebzigste Satz gerichtet ist, wurde übrigens eben Tetzel selbst Schuld gegeben. Er suchte sie abzuläugnen, man hat sich bis auf unsre Zeiten

viel Mühe gegeben ihn zu reinigen, doch mit nur sehr zweifelhaftem Glücke. [1])

Mit Wesel stimmt er dann wieder im folgenden Satze überein, indem er darin dem Ablaß an und für sich die Kraft der Sündenvergebung geradezu abspricht, denn wir sahen, wie und in welchem Sinne er beim sechsten und siebten Satze die letztere für die Schlüsselgewalt eifrigst eben in Anspruch nahm. Dagegen sagen wir, daß des Papsts Ablaß nicht die allergeringste erläßliche Sünde könne hinweg nehmen, so viel die Schuld derselben anbelanget. Die Behauptung ging nothwendig aus seiner Ueberzeugung hervor, nach welcher Gott allein Schuld erlassen konnte, griff aber den Ablaß, wie er gepredigt wurde und allein nutzbar war, geradezu und feindselig genug an. Er erkennt dies auch sehr wohl. Er würde sie, durch welche der Ablaß so gering gemacht werde, nicht aufgestellt haben, sagt er, wäre es nicht in der Absicht geschehen, Abscheu zu erwecken vor der im fünf und siebzigsten Satze als rasend bezeichneten Aeußerung. Was im Uebrigen die sogenannten erlaßlichen Sünden betreffe, so bekenne er, die Lehre der Scholastiker von denselben nie verstanden zu haben. Er konnte sie jedenfalls nicht gelten lassen. Sie widerstritt seinen Begriffen von der Gnade. War er überzeugt, daß nicht einmal die guten Werke Gottes Gericht ertragen könnten, wie hätte es ihm anders als gefährlich erscheinen können, wenn gewisse, auch noch so geringe Sünden irgendwie gering gemacht, leicht genommen wurden, wenn man nur von den groben, von Todsünden, behauptete oder glaubte, daß sie eine ernste Reue und Buße erforderten.

Die beiden folgenden Sätze zeugen abermals von dem Ergebniß seiner Behandlung des wirklichen päpstlichen Ablasses, die denselben so beschränkte und veredelte, daß kaum noch das Mindeste von ihm übrig blieb; sie zeugen abermals von seinem Absehen, das wirkliche Papstthum in seine begriffliche Bedeutung und Stellung zurückzuführen. Daß man saget, St. Peter, wenn er jetzt Papst wäre, vermöchte nicht größern Ablaß zu

1) Roscoe a. a. O. II, 368. Hofmann, Leben Tetzel's, 26. Seidemann, Erläuterungen zur Reformationsgesch. aus Urkunden, I, f. Derselbe, Beiträge zur Ref.-Gesch. I, 20.

geben, ist eine Lästerung wider St. Peter und den Papst. — Dawider sagen wir, daß auch dieser und jeder Papst größern Ablaß hat, nämlich das Evangelium, Kräfte, Gaben gesund zu machen u. s. w. 1. Corinther, 12. Denn sofern er für seine Person diese Gaben auch nicht hätte, stehen doch alle Diejenigen, welchen sie in der Kirche verliehen sind, unter seinem Gehorsam. Zur Begründung wird in der Erläuterung weiter in lakonischer Kürze und mit eben so schlagender als wermuthbittrer Wahrheit angeführt: der Papst behält sich ja in der Bulle **Coenae sacrae** noch Fälle vor, durch welche er den Ablaß immer noch vergrößern könnte. Sodann würde seine Gnade noch größer sein, wenn er alle jene Gaben allen Christen, die derselben bedürfen, umsonst schenkte; ferner wenn er die beschwerlichen Kanones aufhöbe, die Freiheit des Christenvolks wiederherstellte, der Tyrannei der geistlichen Beamten und der (die Gaben des heil. Geistes um Geld verkaufenden) Simons ein Ende machte. — Auch hier blickt es durch, daß ihm schon jetzt die Gemeinde der ihr gebührenden Freiheit beraubt, die Kirche gefangen, durch die Hierarchie tyrannisirt erscheint. Nicht blos einzelne Mißbräuche oder Uebelstände sind es, die er im Auge hat, wenn auch die Ablaßthesen zunächst nur durch solche veranlaßt wurden. Er sagt am Schlusse der merkwürdigen Erläuterung: „Aber diese Dinge stehen vielleicht nicht in seiner Gewalt. Der Feind ist zu übermächtig und die vornehmste Provinz zinsbar worden. Die rechte Hand des Herrn wird das große Werk ausrichten, wenn wir würdig sind, daß wirs erlangen." Wir erkennen noch deutlicher, wie er das Verderben im Gesammtgeiste der Kirche, viel weniger im übeln Willen oder der Schuld Einzelner sah. Er führt einen Schlag gegen einen einzelnen Unfug, hat aber offenbar die gesammte Verderbniß im Sinne; er fordert Abstellung eines einzelnen Mißbrauchs, meint aber im Innersten das Verderben im Ganzen und Großen. Weder dem Papste noch sich selber oder sonst Jemandem traut er es zu, die Reform vollbringen zu können, er ahnt aber, daß er Etwas unternimmt, das einen stürmischen Heilversuch herbeiziehen dürfte.

In den Thesen selbst jedoch drückt er diese Gedanken nicht aus; sie sind nur eingegeben von ihnen. Er kommt sogleich wieder auf die ärgerlichen Ablaß-Anpreisungen zurück. Sagen,

daß das Kreuz, mit des Papsts Wappen herrlich aufgerichtet, vermöge so viel als das Kreuz Christi, ist eine Gotteslästerung: So schamlos sind die Elenden! Die so frech sind, solche Reden zu führen, welche Ungebühr werden sie scheuen? Und ihnen dürften die Seelen, durch Christi Blut erlöst, anvertraut werden? Das Kreuz Christi macht die ganze Welt lebendig, nachdem die Sünde getödtet worden, das Kreuz mit des Papsts Wappen verkündet Erlaß geringer Strafen, und die zwei Dinge, die ewige und eine zeitliche Strafe, sollen einander gleich sein? Die himmlische Geduld selbst könnte solche Ausschreitung der Rede nicht ertragen! Das sind seine Gedanken beim neun und siebzigsten Satze, und so schreibt er denn in tiefster Bewegung den achtzigsten drohenden nieder, der doch aber stärker als irgend ein andrer von seiner Leidenschaft für die entstellte Kirche, seiner Hingebung an sie zeugt: Die Bischöfe, Seelsorger, Theologen, die da gestatten, daß solche Reden vorm Volke geführt werden, werden Rechenschaft dafür müssen geben.

Die Erläuterung gewährt abermals tiefe Blicke in den innersten Zusammenhang, das Weitgreifende, die sittliche Grundlage seiner Begriffe und Bezweckungen. Er selbst ist Seelsorger, Theolog. Das Gefühl der Pflicht, der Verantwortlichkeit, die als solchem ihm obliegt, ist in höchster Lebendigkeit in ihm, drängt ihn, sich zu erheben wider den seelverderblichen Unfug. Die Bischöfe, Seelsorger, Theologen, die ihn dulden, werden Rechenschaft dafür geben müssen. Das ist ihm gewiß. Er wirft sich die Frage auf, woher ihr Schweigen komme? „Sie fürchten sich vor der Gewalt der Kirche, fürchten sich, weil heutzutage die Irrthümer und Vergehungen wider den römischen Stuhl mit doppeltem Schwerte gerochen werden. Soll man aber darum schweigen? Steht nicht geschrieben: fürchtet euch nicht vor Denen so den Leib tödten, die Seele aber nicht können tödten — und wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich wieder bekennen vor meinem himmlischen Vater?"

Er gedenkt hierbei der, in den mittleren Jahrhunderten aufgekommenen und geltend gemachten Vorstellung von den zwei Schwertern, von denen das eine die geistliche, das andre die weltliche Gewalt bedeute, die nicht blos die geringere, sondern

jener botmäßig sei, verpflichtet sich herzugeben, die Befehle, die Zwecke derselben ausführen zu helfen. Er steht nicht an, offen wider die ganze Ansicht und damit gegen das ganze bisherige Verhältniß der Hierarchie zu den Staatsgewalten aufzutreten. Er erklärt die Glosse, auf welche sie gestützt, worin sie als ein Lehr- und Rechtssatz behauptet wird, für eine willkürliche Erfindung.

Da war denn also auch die Lehre kühn und hart angetastet, die dem Papstthume so wesentlich zum Hebel seines Emporkommens gedient, auf deren Anwendung es zurückgriff, so oft ihm ein Widerstand entgegengesetzt wurde, der mit dem Schwerte des Geistes nicht zu überwinden war, auf deren Anerkennung seine ganze dermalige Macht und Stellung wesentlich beruhte. Und noch nicht genug; er dringt dialektisch zerstörend in ihren Zusammenhang tief und immer tiefer hinein. Er greift weiter den herkömmlichen Gebrauch der Schwert- und Schlüsselgewalt an. „Ja, wenn der Schlüssel der Wissenschaft, das Schwert der Erkenntniß geführt würde; wenn es nur nicht so beschwerlich wäre, die heil. Schrift zu studiren, mit deren Hülfe leicht aller ungöttliche Widerspruch überwunden werden könnte! Es behagt uns aber, mit der Arbeit kürzer fertig werden zu können, und statt die Ketzereien oder Irrthümer geistig zu überwinden, die Ketzer und Irrenden zu verbrennen — wir befolgen nicht Scipio's, sondern den bessern Rath Kato's, Karthago zu zerstören! wobei wir freilich wider des heiligen Geists Willen handeln, welcher schreibt, im Lande der Verheißung blieben noch etliche von den Jebusitern und Kananitern, damit die Kinder Israel lernten Krieg führen und kriegerisch blieben, wodurch nach Hieronymus die Kriege wider die Ketzer vorgebildet sind, wie auch der Apostel spricht: es müssen Ketzereien sein. Wir jedoch sagen: mit Nichten; sondern man muß die Ketzer verbrennen, und also die Wurzel mit den Früchten, das Unkraut sammt dem Waizen ausreißen."

Nachdem er hiermit abermals eine Schaale der Bitterkeit über die Mißgestalt der Kirche ausgegossen, stellt er sich ihr zur Seite, auch hier sie in Schutz nehmend wider die Ketzer, diese angreifend; doch so, daß seine Vertheidigung für die Kirche freilich nicht schmeichelhaft, sondern tief beschämend ist, die Frage weckt, ob sie es auch werth war, auf so edle Weise vertheidigt zu wer-

den. Der höchste christliche und sittliche Grundsatz und Antrieb, die Seele und das innre Band der Kirche, die Liebe, erfüllt, beherrscht ihn ganz. Von ihr geht sein Haß der Verderber und Verderbnisse der Kirche aus, seine Erhebung, sein Krieg wider dieselben — wider die Kirche, sofern sie sie nährt, schützt, sich mit ihnen vereinerleit. Sie ist es, die ihm die heilende schützende Feindschaft gebietet, den Muth dazu einflößt. Bei den Ketzern vermißt er sie. „Auch darum, sagt er, decke ich jene Schäden auf, damit nicht unsre Nachbarn, die ketzerischen Pigharden, das unselige Volk, — die, wie der Pharisäer am Zöllner, ihre Freude an der Schmach der römischen Kirche, aber kein Mitleid haben — damit sie nicht meinen, wir wüßten unsre Fehler und Mängel nicht, damit sie nicht hoch stolziren dürfen bei unserm elenden Zustande, indem wir dazu zu schweigen, ja Alles zu billigen scheinen. Ach, wir kennen unsern Fall gar wohl und betrüben uns darüber, fliehen aber nicht, gehen nicht an dem Halbtodten vorüber, gleichsam fürchtend, mit fremden Sünden befleckt zu werden, wie sie thun, die solcher Flucht sich obenein rühmen. So gering ist ihre Liebe! während wir, je elender der Zustand der Kirche ist, ihr desto getreulicher beistehen, mit Weinen, Bitten, Ermahnen, Flehen herbeieilen. Denn also gebietet die Liebe, daß Einer des Andern Last trage, nicht wie der Ketzer Liebe thut, die nur den Nutzen des Andern sucht, damit sie von ihm getragen werde, und von Andrer Sünden keine Beschwerlichkeit leide. Wie, wenn Christus und seine Heiligen auch also hätten thun wollen, wer wäre dann selig worden?“

Derselbe Gesichtspunkt tritt im ein und achtzigsten Satze und der Erläuterung desselben hervor. Solch freches unverschämtes Predigen und Rühmen vom Ablaß macht, daß es auch den Gelehrten schwer wird, des Papsts Ehre und Würde zu vertheidigen gegen Verläumdungen, oder ja wider die scharfen listigen Fragen des gemeinen Mannes. Wir erinnern uns, er war eben durch allerlei verfängliche Einreden wider den Ablaß vor der Disputation und zu ihr gedrängt worden. In der Erläuterung erwähnt er, seine „Freunde“ schrieen ihn seit geraumer Zeit für einen Ketzer, gottlosen Menschen und Lästerer aus, weil er die Kirche Christi und die heil. Schrift nicht im katholischen Sinne hielte.

Doch sage ihm sein Gewissen, daß er seinerseits die Kirche und deren Zier eben wahrhaft liebe. Daß er die Thesen angeschlagen, dazu, fährt er fort, habe ihn eben seine echte Liebe, die Beobachtung gedrungen, daß Einige von falschen Meinungen angesteckt worden wären, Andere in den Schenken darüber gelacht und öffentlich das heilige Priesterthum der Kirche verspottet hätten. Bitter setzt er hinzu: „man hatte gar keine Ursach, daß man dem Haufen der Laien noch mehr Gelegenheit gab, sie zum Haß wider die Geistlichen zu reizen, da sie schon von vielen Jahren her wegen Geizes und böser Aufführung uns aufsätzig sind, und leider nur aus Furcht vor Strafe die Geistlichkeit noch ehren.“

In den nächstfolgenden Sätzen werden sodann solche listige Fragen angeführt, wie sie im Umlauf waren. Als nämlich: warum entlediget der Papst nicht alle Seelen zugleich aus dem Fegfeuer, um der allerheiligsten Liebe willen, und von wegen der höchsten Noth der Seelen, als der allergerechtesten Ursache; so er doch um des allerfährlichsten Gelds willen zum Bau vom St. Peters Münster unzählig viel Seelen erlöset, als von wegen der losesten Ursache? — Item: warum bleiben die Exequien und Anniversarien der Verstorbenen stehen, und warum giebt er nicht wieder oder vergönnet nicht zurückzunehmen die den Todten zu gute gestifteten Beneficien, da es schon Unrecht ist, für die Erlöseten zu beten? Aus der Resolution sieht man abermals, wie schwer es ihm geworden war, die Nachtseite des kirchlichen Wesens ernstlich ins Auge zu fassen, seiner tiefgewurzelten Pietät Herr genug zu werden, an die traurige Wahrheit heranzutreten. Er hatte sie zunächst abzulehnen, dem Ungebührlichen eine bessere Seite bei entstandenem Zweifel abzugewinnen gestrebt, und nun, nachdem der angestrengte Versuch mißlungen, da er die gesuchte Rechtfertigung schlechterdings nicht zu finden vermocht, wollte er es noch einen letzten verzweifelten Versuch gelten lassen, gleichsam einen Aufruf an die Intelligenz der ganzen Kirche, durch Andre, Wissendere auf die Lösung hingeführt zu werden, die er im innersten Herzen wünschte. Es hätte keine Aufopferung gerechten Besitzes dazu gehört, den entschlossnen Angreifer als treuesten Freund und eifrigsten Vorkämpfer zurückzugewinnen;

aber freilich war es weit mehr, als vom Klerus oder von dem höchsten kirchlichen Gewaltträger, dessen Willen, dessen Macht zu erwarten war. Durch die Stiftung von Seelmessen war ein bedeutender Theil des Grundbesitzes an die Kirchen und Klöster gekommen. Wenn die Exequien und Anniversarien — die Todtentage, an welchen Seelmessen für die Verstorbenen gehalten wurden — aufhörten, so schien die Billigkeit Rückgabe der bei den Stiftungen vergabten Grundstücke, Zehnten u. s. w. zu fordern; warum blieben sie aber nach erlangtem Ablaß — dies ist die Meinung — stehen, wenn die Seelen durch den Ablaß erlöst wurden? Er fügt in der Erläuterung hinzu: „Wie viel vergebliche Mühe haben wir uns gegeben, ich und viele Andre, der Frage los zu werden. Wir sagten auch: Wenngleich die Seelen aus dem Fegfeuer führen, so gereichten doch die zu solchem Zwecke gestifteten Messen nunmehr zu Gottes Ehre, wie das auch der Fall, wenn Kinder oder Neugeborne sterben. Andre versuchten es auf andre Weise, Genügendes aber wußte Keiner zu antworten. „Endlich, schließt er, fing ich an zu disputiren und die Wahrheit der Ablaßpredigten zu läugnen, nun also aus Gelehrteren etwa herauszulocken, was hier zu antworten stände." Offenbar ein späterer Zusatz, aus der Zeit, wo der Krieg schon in vollem Gange war.

Item: was ist das für eine neue Heiligkeit Gottes und des Papsts, daß sie dem Gottlosen und dem Feinde um Geldes willen vergönnen, eine gottfürchtige und gottgeliebte Seele zu erlösen, und wollen doch nicht vielmehr um der großen Noth derselben gottfürchtigen und geliebten Seele willen, sie aus Liebe umsonst erlösen? — Warum werden die Bußsatzungen, obwohl in der That und durch den Gebrauch todt und abgethan, dennoch fortwährend mit Gelde gelöst durch Ablaß, als wären sie noch vollkommen in Kraft und Leben? — Warum bauet der Papst, der heut reicher denn die reichsten Krassus ist, St. Peters Münster nicht lieber mit seinem eignen, statt mit der armen Gläubigen Gelde? In der Resolution wiederholt er: „es kommt uns nicht zu, uns über Das, was der Papst thut, zu Richtern aufzuwerfen, und wollte er das Unbilligste, wir müßten es dulden. Dagegen aber soll man ihn und die Ablaßprediger erinnern, daß den Leuten nicht so offenbare Gelegenheit gegeben werden sollte zu sagen, es gehe wie zu des Hohenpriesters Eli Zeiten, wo die Leute seiner Söhne wegen dem Herrn das Opfer kürzten." Er mußte, als er diese Resolution schrieb, schon mehr davon gehört haben, wie die Ablaßgelder in Wahrheit verwendet wurden, denn er setzt hinzu: „wenn es anders jemals des Papsts, und nicht vielmehr blos der Wille Derjenigen, die die Gutwilligkeit desselben zu ihrem Vortheil mißbrauchen, gewesen ist, von so viel zusammengescharretem Gelde die Peterskirche zu bauen. Es ist nicht nöthig hier zu schreiben, was hin und wieder von jenem Bau gesagt wird — Gott gebe daß ich lüge — nicht lange kann diese Erpressung glücklich laufen." — Die deutsche Art! in dieser und ähnlichen Aeußerungen. Sie ist zu gutmüthig, um den Gedanken aufkommen zu lassen, daß es der Oberherr schlecht meine; oder sie sucht Selbstbeschönigungen für zu weit gehende Unterwürfigkeit und Geduld; oder sie will dem Vorwurfe, dem widrigen Gefühle entgehen, einem schlechten Regenten zu gehorchen, sucht eigne und nationale Ehre darin, daß sie die Ehre des Oberhaupts nach Möglichkeit rein erhält, und sagt deshalb, wenn Tadeliges von demselben ausgeht: der Herr will es nicht, oder: er weiß es nicht, wenn er es wüßte! Dazu bei Luther der tiefe Respekt des Klerikers vor dem Vater aller Gläubigen, eine starke Neigung zur Milde im Urtheile über Persönlichkeiten, und weiter die dem regierenden Papste vielfach günstige Meinung, die auch auf ihn fortwährend ihren Einfluß übte. Die Wahrheit über Leo drängt sich ihm auf, allein er ist und bleibt in seinen Augen doch immer noch „ein sehr guter Papst," und Leo war es verhältnißmäßig. Als ihm im folgenden Jahre das päpstliche Breve an den Kardinal Kajetan bekannt geworden war, hielt er es für unglaublich, daß „so ein teuflisches Ungeheuer" vom höchsten Bischofe, und gar von einem Leo X ausgegangen sein könnte, dessen Name von irgend einem Buben mißbraucht sein müsse. Er hatte gesagt, „was kann der wohlmeinende Mann allein ausrichten, da die Sachen so sehr verwirrt sind, da man heutzutage die guten Päpste in Rom selbst und in Rom am allermeisten verlacht!" Zum Zeichen, daß hier eine starke Bestimmtheit seines Geistes und Gemüthes zum

Grunde lag, verhielt sich sein Urtheil über Karl V, als dieser ihn längst geächtet, als er seine wahre Sinnesart hinlänglich enthüllt hatte, genau so wie seine Beurtheilung Leo's. Er hätte 1530 auf den Kaiser die besten Hoffnungen setzen mögen, wenn derselbe nur nicht durch seine Umgebungen verleitet oder behindert würde. So schrieb er an Jonas, so an den Kurprinzen Johann Friedrich. „Zwar der Kaiser ist ein frommes Herz, aller Ehren und Tugend werth, dem seiner Person halben nicht mag zu viel Ehre geschehen; aber, lieber Gott! was kann ein Mensch wider so viel Teufel, wo nicht Gott gewaltiglich hilft?“ [1])

Wir werden auf denselben Punkt sogleich noch einmal zurückgeführt werden. Im sieben und acht und achtzigsten Satze wird Anderes berührt.

Item: was erlässet oder theilet der Papst Denen mit, die durch vollkommne Reue zu vollkommnem Erlasse berechtigt sind? Dies war die oben bereits abgehandelte Frage, welche daher entstand, daß selbst viele Kanonisten bekannten nicht zu wissen, was die Erlassung der Schuld durch die Schlüssel sein solle. Item: was könnte der Kirche mehr Gutes widerfahren, als wenn der Papst diesen Ablaß allen Gläubigen hundertmal im Tage schenkte, wie er es einmal thut? Um dem Verfänglichen dieser Frage auszuweichen, wurde gesagt, der Kirchenschatz werde durch den Ablaß gemehrt, und Derjenige erlange daraus um so mehr, der z. B. an einem und demselben Tage, wie es zu Rom geschehen könne, sieben Mal vollkommenen Ablaß erlange. Dem stand indeß gar zu offenbar die scholastische Theorie entgegen, wonach der Ablaß ein Austheilen aus dem Kirchenschatze war. Andre sagten, es gehe mit dem Ablaß zu wie mit dem Theilen eines Dinges, das ins Unendliche getheilt werden könne, z. B. ein Stück Holz. So würden die Sünden erlassen, und könnten doch stets noch weiter erlassen werden, obwohl sie fortwährend geringer würden. Er bemerkt nur, daß er nicht wisse, was er dazu sagen solle. Es hätte nahe genug gelegen, aus der Thatsache so erbärmlicher Sophistereien auf die Erbärmlichkeit der Sache zurückzuschließen, die dergleichen zu ihrer Behauptung bedurfte.

1) De Wette I, 166; IV, 85, 65.

Weil auch der Papst der Seelen Seligkeit mehr durch Ablaß denn durch Geld suchet, warum hebt er denn die vormals gegebnen Briefe und Ablässe auf, da sie doch gleich kräftig sind? Dieser neun und achtzigsten Thesis folgt eine Resolution, die zu den merkwürdigsten von allen gehört. Er sagt, diese Frage sei es, die ihn am meisten beunruhige, ihm am meisten mißfalle. Er bekenne, daß sie großen Schein habe. Denn jene Suspension von früher ertheilten Indulgenzen bei neu verkündeten sei die einzige Ursache, weshalb der Ablaß verkleinert werde. Nun könne er zwar nicht läugnen, daß man Alles erdulden solle, was der Papst thue, bedaure jedoch, nicht beweisen zu können, daß das Thun desselben das beste sei; wiewohl er, wenn die Rede wäre von Sinn und Meinung des Papsts, ohne daß die Lohnknechte mit ins Spiel kämen, sagen würde, daß man sich des Besten dazu zu versehen habe. „Daß ich es kurz und getrost heraussage, fährt er fort, die Kirche hat eine Reformation vonnöthen, und das ist kein Werk eines einzigen Menschen, als des Papsts, noch auch vieler Kardinäle, wie es das letztgehaltne Koncilium ausgewiesen hat, sondern ein Werk des ganzen Erdkreises, ja Gottes allein.“ Dieselbe Ansicht, die wir ihn andeutungsweise oben schon ein paar Mal aussprechen hörten, und er hätte die Lage der Dinge kaum richtiger beurtheilen, kaum tiefer auffassen können. Der Schaden war nicht die Schuld allein der Gegenwart, sondern auch, und wol noch mehr, der Vergangenheit, die Schuld Derer, welche im 15. Jahrhundert die Reformation aus Arglist, Ueberklugheit oder Kurzsichtigkeit als Feinde vereitelt, als Freunde mit zu wenig Einsicht, Willenslauterkeit und Beharrlichkeit erstrebt hatten; er war die Schuld nicht blos der Menschen und ihres Willens, sondern auch der bestehenden großentheils unbezwingbaren Verhältnisse. Das Maaß der Verschuldung der Menschen, der Lebenden, war ein verschiednes; die der Häupter und Leiter mochte die größere sein, allein sie war überall, in der Verkommenheit des öffentlichen Geistes lag der tiefe Grund der Verderbniß. Daher daß der regierende Papst der verhältnißmäßig beste seit langer Zeit sein und dennoch nicht helfen konnte, obwohl er zur Abhülfe weit mehr hätte wollen und thun können; daher das Verhängniß, daß die Reformation des 16. wie

die Revolution des 18. Jahrhunderts unter einem besseren Papste und Könige eintrat, als die Päpste und Könige vor ihnen gewesen waren. Eine Reformation auf dem ordentlichen Wege durch die Häupter, die geordneten Gewalten, von ihnen zur Mitwirkung Berufene, von ihnen veranlaßte und ausgehende Berathungen und Beschlüsse, Gesetze und Anordnungen: eine solche und zwar wahrhaft bessernde und helfende Reformation war zu lange aufgeschoben, zu schwierig geworden wegen zu großer Verwirrtheit der Verhältnisse, zu tiefer Gesunkenheit des Gesammtgeistes, zu großer Veraltung und zu verzweigter Einwurzelung der Mißbräuche; wäre nur möglich gewesen bei einem Maaße von Einsicht und Willenslauterkeit und Kraft, wie es eben nicht vorhanden war. War aber bei solchem Zustande das Bedürfniß der Reform doch einmal vorhanden, so mußte kommen, was kam, eine mehr oder minder gewaltsame und heftige Umänderung — eine geschichtliche, in der Lage der Dinge enthaltene Nothwendigkeit und Wahrheit, welche Luther zur ersten Hälfte vollkommen deutlich erkannte. Die Reformation konnte nur eintreten und vollbracht werden durch Gott allein — durch etwas außer aller Berechnung, über allem menschlichen Wollen Liegendes — und da dem Gebote großer Zeitabschnitte, da zu großen Entscheidungen stets Einzelne vorantreten wüssen, durch eine mächtige Persönlichkeit als Werkzeug des Weltgeistes — am wenigsten durch das, weil zur Täuschung mißbrauchte, nun auch abgenutzte Mittel der Koncilien, auf denen immer wieder, um ihnen den Willen und Geist mitzutheilen, der sie tauglich zur Vollbringung der Reform gemacht hätte, eben eine solche Persönlichkeit nothwendig gewesen wäre. Sie war da — der Träger der allgemeinen Vernunft der Zeit, ausgerüstet mit der Kraft, die ihr gebrach, war da, in ihm, ohne daß er es zu denken gewagt hätte, und auch die Zeit des Anfangs war da, ja er machte den Anfang, indem er noch schrieb, wie er weiter hinzusetzt: „die Zeit aber dieser Reformation weiß Der allein, der die Zeit geschaffen hat. Inzwischen können wir so offenbare Gebrechen nicht läugnen. Die Schlüssel werden gemißbraucht, sind dem Geld- und Ehrgeize dienstbar, der Damm ist durchbrochen, und es steht nicht bei uns, die ausbrechende Fluth zu hemmen. Unsre Missethaten werden uns antworten, und einem Jeden ist eine Last was er sagt."

Es wäre nicht leicht, das Gewicht der sinnschweren Worte, das prophetische Moment in ihnen nicht zu empfinden. Er tritt dem Ereigniß, der Stellung, der Gefahr, die ihn erwartet, deren Ahnung ihn durchdringt, ohne schwärmerische Aufwallung, nicht in Täuschungen der Hoffnungslust oder kecker Erwartungen, aber gottvertrauend und muthig, mit ruhiger fester Entschlossenheit, vollkommen gesammelt entgegen.

In enger Verbindung mit dem Vorhergehenden steht der neunzigste Satz und dessen Erläuterung. Welche Warnung lag darin für die Gewaltmenschen, die die Kirche regierten und so wenig hörten als die Gewaltmenschen aller Zeiten. Diese der Laien sehr spitzige Argumente allein mit Gewalt wollen dämpfen, und nicht durch angezeigten Grund und Ursache wollen auflösen, heißt Kirche und Papst den Feinden zu verlachen darstellen und die Christen unselig machen. Denn übel wird ärger gemacht, will man hier Schweigen durch Schrecken erzwingen. Wie viel besser wäre es, wenn man uns lehrte, diesen Zorn Gottes zu verstehen, für die Kirche zu beten, und in der Hoffnung einer bevorstehenden Reformation diese Dinge zu dulden, statt zum Schlimmsten zu reizen, indem man die Leute zwingen will, so offenbare Gebrechen für Tugenden anzusehen! Der unselige Zustand der Kirche erscheint ihm als ein göttliches Zorngericht, und zwar als ein verschuldetes, denn „Gott würde sonst nicht zulassen, daß bloße Menschen in der Kirche herrschen, würde uns sonst Hirten nach seinem Herzen setzen, die uns statt Ablasses ein Maaß Waizen (die echte Schriftlehre) zur rechten Zeit gäben, während es nun so steht, daß die guten Hirten, deren es freilich auch noch gibt, nicht vermögen nach ihrem Amt zu thun."

In diesem letzteren Umstande sieht er das Zeichen des schlimmsten Schadens, der Unheilbarkeit der kirchlichen Zustände ohne jene Reformation, die sich von Menschen nicht machen läßt, die nur Gott herbeiführen kann. Muthwillig aber werden die argen Zustände noch verschlimmert, indem Verblendete und Eigensüchtige die Gewalt aufrufen, um die begründete Klage zum Schweigen zu bringen, nachdem sie eben selbst die Veranlassung dazu gegeben haben und fortwährend geben, wie es namentlich im vorliegenden besondern Falle geschieht. Dieser Gedankengang

führt noch auf den ein und neunzigsten Satz: Derhalben, so der Ablaß nach des Papsts Geist und Meinung gepredigt würde, wären diese Einreden leichtlich zu verantworten, ja sie wären nie nicht vorgefallen; denn Sinn und Meinung des Papsts, wiederholt er, könne nur dahin gehen, daß der Ablaß lediglich ein Erlaß von Kirchenstrafen, jedoch unverdienstlich und geringer zu achten sei als die guten Werke.

Der Inhalt der vier letzten Thesen ist ein abermaliges Zeugniß jenes vordringenden Geistes, der mehr sah und vermochte als alle Weisheit der Verständigen, jenes heldenmüthigen Sinnes, den die, die Gewalt anrufenden Schächer so schmählich verkannten, und an welchem das Schwert der Gewalt selbst seine Schärfe verlieren, die Gewalt selbst brechen sollte. Mögen derhalben alle die Prediger hinfahren, die da sagen zu der Gemeinde Christi: Friede, Friede! und ist kein Friede. — Denen Predigern aber müsse es allein wohlgehen, die da sagen zur Gemeinde Christi: Kreuz, Kreuz! und ist kein Kreuz. — Man soll die Christen vermahnen, daß sie ihrem Haupte, Christo, durch Pein, Tod und Hölle nachzufolgen sich befleißigen; — Und also mehr durch viel Trübsal ins Himmelreich zu gehen, denn daß sie durch Vertröstung des Friedens sicher werden.

Diese letzten Sätze rufen zusammenfassend und nicht ohne vielsagende Anspielung noch einmal recht nachdrücklich vom Ablasse hinweg. Tetzel predigte und ließ predigen nach seiner Instruktion: Jedermann möge kommen zum Ablaßkreuze, das für ihn aufgerichtet sei und stets nach ihm rufe und schreie, damit er des Unfriedens und Leides ledig werde, das Luther die Christen eher zu suchen auf's Dringendste mahnt.

Sermon von Ablaß und Gnade.

Wir bemerkten, seine Wirksamkeit war längst nach den verschiedensten Seiten gerichtet, sowohl eine volksmäßige als auf die gelehrte und gebildete Welt berechnet. So war es von Anfang

auch mit seiner Ablaßbestreitung gewesen. Wir finden sie allerdings eine lange Zeit fast nur in Predigten, aber sie fehlt auch in den Vorlesungen und Schriften nicht. Auch hatten seine gelehrten Bestrebungen und Kämpfe das besondre Ziel, die Lehrgrundlage des Ablasses zu zerstören. Die fünf und neunzig Thesen waren der erste offene und umfassende Angriff auf den letztern vor der gelehrten Welt. Er verband mit ihm unmittelbar einen volksmäßigen durch eine Predigt; auch dies genügte ihm noch nicht. Jedenfalls noch im November, und wahrscheinlich sogleich in den ersten Tagen nach Veröffentlichung der Disputation, ließ er einen deutschen Sermon vom Ablaß und Gnade drucken,[1]) keine Predigt, sondern ein Flugblatt, zwanzig Sätze, die zum Theil eben so kurz und zum anderen Theile nicht viel länger als die Thesen, und dem Inhalt und Tone nach diesen ganz ähnlich sind. Der letztre ist zuversichtlicher, aber minder heftig, die Behauptungen sind dieselben, gehen aber noch einen Schritt weiter. Sie werden mit größerer Sicherheit ausgesprochen. Man liest es aus ihnen noch deutlicher als aus den Thesen heraus, er wird, obwohl er sich's selber noch nicht bewußt ist, seine Ueberzeugung zuletzt auch unter keinen Ausspruch der Kirche gefangen geben. Es handelte sich bei Herausgabe der kleinen Schrift nicht um eine Disputation, sondern um Belehrung der Laien, um eine öffentliche Erklärung. Wir hörten schon, daß er von Vielen angegangen war sich auszusprechen. Ihr Ton und Inhalt läßt ersehen, sie war an die schon höher stehenden Gebildetern, aber des Lateinischen Unkundigen gerichtet. Er hatte es lange vermieden eine solche Erklärung abzugeben. Jetzt fiel sie lakonisch genug, aber auch lakonisch bestimmt und um so bestimmter aus, je länger es gewährt, ehe er mit sich selbst darüber einig geworden war. Aus dem Späteren wird sich ergeben, was man von selbst erwarten müßte, daß gleich nachdem er die Thesen angeschlagen, erschrockene angstvolle Stimmen gegen ihn laut wurden. Der Sermon zeigt, wie entschlossen er

1) Die von Hofmann a. a. O. S. 103 angeführten Gründe genügen. Ich weise noch auf Luther's Schreiben an Spalatin (De Wette I, 70) hin, das den Beweis vervollständigt. Daß kein Druck von 1517 da ist, beweist nichts. Auch Andres aus dieser Zeit verlor sich. Vergl. die Bemerkung vor dem Abdruck des Sermons bei Plochm. XXVII, 1.

war, nachdem er sich einmal entschlossen und gehandelt hatte. Er trat hier schon mit einem Theile von Dem hervor, was er den Gelehrten in den Resolutionen zu sagen dachte.

Von der Buße nimmt er auch hier den Ausgang, doch so, daß er mit noch unmittelbarerer Bestreitung der scholastischen Lehre beginnt, die er sofort als eine Neuerung bezeichnet. „Zum ersten sollt ihr wissen, daß etlich neu Lehrer, als Magister Sententiarum, St. Thomas und ihre Folger, geben der Buß drei Theil," u. s. f. Recht deutlich erkennt man, wie ausgebreitet das Ansehen der Schule war, wie hoch es auch bei den Nichtgelehrten stand, wie unmittelbar die Volksvorstellungen mit der Doktrin zusammenhingen, und welchen Halt sie im Ansehen derselben fanden. Jene Lehre, fährt er fort, werde weder in der Schrift noch in den alten heiligen christlichen Lehrern gegründet erfunden, doch wolle er das für jetzt so lassen bleiben und nach ihrer (der Scholastiker) Weis reden. Der Ablaß nun beziehe sich nur auf die Werke der Genugthuung, die der Mensch schuldig sei für die Sünde zu thun, oder die von der Kirche auferlegt wären; denn wenn durch die Indulgenzen alle gute Werke erlassen würden, so bliebe ja nichts Gutes mehr zu thun übrig. Weiter sei von Vielen die, jedoch noch strittige Behauptung aufgestellt, daß durch die Indulgenzen auch die Pein erlassen werde, welche die göttliche Gerechtigkeit für die Sünde fordere. Er stellt ihr entgegen, es lasse sich aus der Schrift schlechterdings nicht beweisen, daß die göttliche Gerechtigkeit eine andre Pein oder Genugthuung begehre, als herzliche Reue und wahre Sinnesänderung. Gott spreche beim Propheten, „wenn sich der Sünder bekehrt und recht thut, so will ich seiner Schuld nicht weiter gedenken." Man finde zwar wol in der Schrift, daß Gott Etliche nach seiner Gerechtigkeit strafe, durch Pein zur Reue dringe, allein es stehe in Niemands als in Gottes Gewalt, diese Pein nachzulassen, und Gott selbst wolle sie nicht einmal erlassen, sondern verkündige, daß er sie auferlegen wolle. Wenn denn nun bei der Pein, die durch den Ablaß angeblich aufgehoben werden solle, weder an die göttliche Strafe noch an die oben bezeichneten guten Werke gedacht werden könne, so — wisse Niemand, was sie sei, Niemand sei im Stande anzugeben, worin sie bestehe.

Er geht nach dieser dialektischen Auflösung der fraglichen scholastischen Meinung in ein Nichts noch einen Schritt weiter. Und wenn die Kirche, sagt er, noch heute festsetzte, daß durch die Indulgenzen mehr erlassen würde, als die von ihr auferlegten Werke der Genugthuung, so wäre es dennoch für Jedermann tausendmal besser, die guten Werke zu thun, die Strafen zu leiden, die die Kirche zuerkannt, als Ablaß zu lösen, der nichts sei und werden könne, als Nachlassung guter Werke und heilsamer Pein, die man besser thun und leiden als lassen und fliehen solle. Freilich, setzt er hinzu, haben etliche der neuen Prediger eine Distinktion erfunden zwischen einer Pein zur Genugthuung und einer andern zur Besserung. Wir aber haben Gott Lob mehr Freiheit, diese und ähnliche „Plauderei" zu verachten, als jene sie zu erdichten, denn es bedarf keines Beweises, daß alle Pein, ja Alles, was Gott auferlegt, heilsam ist und zur Besserung gereicht.

Hierauf geht er zu der andern Behauptung über, durch welche die Nothwendigkeit des Ablasses begründet zu werden pflegte, der Behauptung, daß der Mensch wegen der Kürze seines Lebens außer Stande sei, alle Werke zu thun, alle Pein zu leiden, die er wegen seiner Sünden zu thun und zu leiden schuldig sei. Sie ist ohne Grund, entgegnet er, und ein „lauter Gedicht." Gott, der Niemand versucht über sein Vermögen, legt Keinem mehr auf, als ihm zu tragen möglich, eben so wenig thut es die heilige Kirche, und es gereicht der Christenheit zu nicht geringer Schmach, daß man ihr Schuld gibt, sie lege mehr auf, als Menschen tragen können. Wenn die Bestimmungen des kanonischen Rechts, nach welchen für jede Todsünde eine siebenjährige Buße gefordert wurde, noch gültig oder gebräuchlich wären, so müßte die Christenheit sie aufheben oder auf ein richtiges Maaß zurückführen, und da sie nicht mehr üblich, so soll man um so weniger meinen oder sagen, es werde mehr auferlegt, als ein Jeder tragen könne.

Nun konnte er die Behauptung, es müsse für die „übrige" Pein das Fegfeuer erduldet oder Ablaß gelöst werden, kurz abfertigen, wie er es thut, indem er, ohne sich weiter darauf einzulassen, nur bemerkt: „aber es wird wohl mehr Dings ohn Grund und Bewährung gesagt." Stand es ihm ferner fest,

daß Gott die Sünde lediglich aus Gnade verzeihe und nichts als Umänderung des Sinnes und Wandels dafür begehre, so mußte er es, wie er thut, für einen großen Irrthum erklären, zu glauben, daß man für die Sünde Gott genug thun könne. Fordre aber, setzt er hinzu, die Kirche eine Genugthuung, so möge und solle sie dieselbe auch nachlassen, aber nichts zu Schweres auferlegen.

So war nun der Ablaß auch hier noch immer anerkannt, sofern er sich auf die von der Kirche auferlegten Büßungen oder guten Werke bezog. Er hatte aber erklärt, es sei das Bessre, das Christliche, jene zu leiden, diese zu thun. Wozu und wem konnte der Ablaß nun dienen? Er gibt die einzige Antwort, welche übrig blieb, und im Grunde, trotz der Klausel, die er ihr anhängte, den Ablaß selbst, und nicht blos den Mißbrauch angriff. Ablaß, sagt er, wie in den Resolutionen, wird zugelassen um der unvollkommnen und faulen Christen willen, die sich nicht wollen kecklich üben in guten Werken; er fördert Niemand zum Bessern, bestärkt in der Unvollkommenheit. Allein er hatte diese letztre mehrfach für unstatthaft erklärt, und es erscheint daher nur als eine Auskunft seiner Unsicherheit und Verlegenheit, wenn er hinzusetzt: „Darum soll man nicht wider das Ablaß reden, aber auch Niemand dazureden."

Dies aber ist auch die größeste Einräumung, wozu er sich versteht; er läßt ihr sogleich noch weitere sehr enge Beschränkungen folgen, und hebt sie zuletzt sogar wo nicht ganz, doch so gut wie ganz wieder auf. Viel sichrer und besser thäte man, sagt er, wenn man zum St. Petersbau, oder wozu das Ablaßgeld sonst dienen soll, um Gottes willen etwas gäbe, als wenn man Ablaß hiefür nimmt. Einem Dürftigen Gutes thun ist besser, als Geld zum Petersbau geben, viel besser als der Ablaß, der dafür ertheilt wird. Denn es ist besser ein gutes Werk thun, als viele nachgelassen, und das ist der Ablaß oder gar nichts. Ja, fährt er mit Nachdruck fort, daß ich euch recht unterweise, ihr sollt, ohne alle Rücksicht auf den Petersbau und den Ablaß, vor allen Dingen den Armen geben, die euch am nächsten sind. Bedarf Niemand in eurer Stadt mehr der Hülfe, was wohl nicht leicht der Fall sein wird, so sollt ihr geben, wenn ihr geben wollt, zu den Kirchen und Altären eurer Stadt, und erst

wenn auch das nicht mehr noth, mögt ihr geben wem ihr wollt, zum Gebäu St. Peters oder anderswo, und sollt auch das nicht um des Ablasses willen thun. Der Apostel spricht, wer seinen Hausgenossen nicht wohl thut, ist kein Christ, sondern ärger als ein Heide. Seid gewiß, wer euch anders lehrt, der verführt euch, oder sucht eure Seele in eurem Beutel, und wenn er Pfennige darin findet, so ist's ihm lieber als alle Seelen. Sprecht ihr, ihr würdet dann niemals Ablaß lösen, so ist meine Antwort, wie ich schon gesagt, daß mein Wille, dringender Wunsch, Bitte und Rath ist, daß Niemand Ablaß löse. Laßt das den faulen und schläfrigen Christen, geht ihr euern eignen Weg. Der Ablaß ist nicht geboten, auch nicht gerathen, sondern gehört nur zu den erlaubten, zugelassenen Dingen, weshalb man auch nicht glauben darf, es sei verdienstlich Ablaß zu lösen, oder man sei aus Gehorsam dazu verbunden. Ebendarum soll man es zwar Niemandem wehren, sollte aber alle Christen davon abziehen, und zu den Werken und Peinen, die durch die Indulgenzen nachgelassen werden, reizen und stärken. Aehnliches hatte er in den Thesen (in der vier- bis sieben und vierzigsten) ausgesprochen, Aehnliches war längst in der Volksdichtung vorgekommen, wie beim Teichner in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts: wenn die Rittersleute, die angeblich um Marien willen nach Preußen zögen, ihre Armen schützten, statt die Witwen und Waisen in Noth zurückzulassen, so hätten sie so viel Ablaß als für ihre Preußenzüge u. s. f.

Er kommt sodann auf den Ablaß für die Seelen der Abgeschiedenen. Ob sie, sagt er, durch denselben aus dem Fegfeuer erlöst werden, weiß ich nicht, glaube es auch noch nicht, wiewohl es von etlichen neuen Doktoren behauptet wird. Allein es ist ihnen unmöglich den Beweis zu führen und auch die Kirche hat es noch nicht beschlossen. Zu mehrer Sicherheit ist es also viel besser, für die abgeschiedenen Seelen selbst zu bitten und zu wirken, was bewährter und gewiß ist.

In den Schlußworten endlich weist er deutlich auf die Grundlage hin, auf die er sich stützt, die Schrift. Wird es noch immer nicht vollkommen klar, ob und wiefern ihm fortan ihr Ansehen als das höchste oder alleinige gelten soll, so spricht er dafür desto bestimmter seine furchtlose Gesinnung, seine Ent-

schlossenheit aus, für die Wahrheit, so weit er sie erkannt, einzutreten. „In diesen Punkten hab ich nicht Zweifel, und sind genugsam in der Schrift gegründet. Darum sollt ihr auch kein Zweifel haben, laßt Doktores scholastikos Scholastikos sein, sie sind allesammt nicht genug mit ihren Opinionen, daß sie eine Predigt befestigen sollten. Und ob Etliche mich nun wohl einen Ketzer schelten, denn solche Wahrheit sehr schädlich im Kasten ist, so acht ich doch solch Geplärre nicht groß; sintemal das nur thun etliche finstre Gehirne, die die Biblien nie gerochen, die christlichen Lehrer nie gelesen, ihre eigne Lehre nie verstanden, sondern in ihren löchrichten zerrissenen Opinionen viel nah verwesen. Denn hätten sie die verstanden, so wüßten sie, daß sie Niemand sollten lästern ungehört und unüberwunden. Doch Gott gebe ihnen und uns rechten Sinn, Amen!"

Predigt vom Ablaß am 31. Oktober.

Zwei Tage vor und nach Allerheiligen wurden den Besuchern die reichen Ablässe der Stiftskirche zu Theil. Mitten unter dem Zulauf hielt Luther die Predigt über den Ablaß, zu welcher wir uns jetzt wenden, so daß wir ihn bedacht sehen, sogleich auch auf das Volk einzuwirken, unmittelbar auch bei Denen das Unwesen anzugreifen, die am meisten die Verführten und die Blindesten der im Wahne Gefangenen waren. Am Allerheiligenfeste war Kirchweih, das zuströmende Volk schwerlich sehr geneigt ernste Ansprache ernst und willig zu vernehmen, sich in seiner Lust stören zu lassen. Die Kirchweihen oder Kirchmessen, aus der Einweihung der Märtyrerkirche zu Jerusalem entstanden, deren Andenken darauf jährlich erneuert wurde, waren seit dem 9. Jahrhundert zu Volksfesten geworden, ursprünglich um heidnische Gebräuche in christliche zu verwandeln. Die Ausartung in rohe Lust und Zügellosigkeiten aller Art war nicht ausgeblieben, und die Kirche übersah dieselben, wenn dabei nur dem Aeußerlichen der Frömmigkeit genügt wurde, um so leichter in einer Zeit, in welcher sie so überwiegend ihre Aufmerksamkeit nur auf die Werke richtete. Wir hörten, wie Luther in den Predigten über die zehn Gebote von

der Weise sprach, wie man „jetzt die Kirchmess halte." Der Katholicism zeigte sich stets einer anscheinend auffallenden doch sehr begreiflichen Verschmelzung von Andacht und Sinnenlust günstig, sofern er einerseits, um die Gläubigen an allen Seiten zu fassen und das gesammte Leben zu durchdringen, die Kirchenfeste auch zu Volksfesten machte, dort die religiösen Anschauungen und Empfindungen verdüsternd und zu hoch spannend, hier wieder den heitern und freudigen Ausdruck des religiösen Gefühls nicht hindern wollte, wo denn Ausbrüche der ungebildeten Natürlichkeit nicht leicht zu verhindern waren und nicht sorgsam genug gezügelt wurden; sofern er andererseits die Religion und Religiosität veräußerlichte, und da dieses eben in dieser Zeit in einem so hohen Maaße der Fall war, so traten die Gegensätze und ihr innerer Widerstreit in den Augen der von der Frömmigkeit tiefer Ergriffenen um so greller hervor. Wir sehen daher Luther auch hier bemüht, die wahre Bedeutung des Festes den Zuhörern zum Bewußtsein zu bringen. Man kann denken, in welcher Stimmung er sich befand, man erwartet eine donnernde Rede. Aber in der ganzen Predigt ist keine Spur des Eiferns. Wunderbar sticht ihr gelassener Ton gegen seine Stimmung und Umgebung, wie wir sie uns doch denken müssen, und gegen die sprühende und flammende Disputation ab, die er an der Thür anzuschlagen im Begriff war oder bereits angeschlagen hatte. Sehr möglich oder auch wahrscheinlich, daß er Aufregung im Volke vermeiden wollte.

Er beginnt über den Text vom Zachäus mit einer paradox scheinenden Antithese, wie er sie liebt: „Welchen Menschen Christus etwas ist, denen sind alle Dinge nichts, welchen aber Christus nichts ist, denen kommen alle Dinge groß und wichtig vor." Christus ist uns etwas, wenn wir nach ihm verlangen, unsre Lust an ihm haben, ihn lieb, werth, hoch achten und uns selbst unwürdig schätzen. Er ist uns nichts, wenn wir von Eigensucht und Hoffahrt erfüllt sind, durch gute Werke nur uns und die eigne Ehre suchen. Aber auf eine fleischliche verkehrte Weise erheben Diejenigen Christum, die dabei doch nur ihre eigene Ehre suchen, die Christum suchen, nicht weil sie durch ihn errettet und selig zu werden wünschen, sondern nur um vor Andern zu zeigen, daß sie bereits selig seien, nicht nach Christo als dem Grunde

und Urheber ihrer Gerechtigkeit verlangen, sondern ihn nur als Zeugen ihrer Heiligkeit gebrauchen wollen, was in der That nichts Anders ist, als daß sie sich selbst besser und höher als Christum schätzen — die närrischen groben Heiligen, die, weil sie keine grobe Fehler und Gebrechen an sich wahrnehmen, gar keine zu haben meinen, und sich für gerechtfertigt halten, weil sie sich nichts bewußt sind. Erst dann haben wir das rechte Gefühl von der Würde und Höhe Christi und Gottes, wenn wir unsre Unmündigkeit und Niedrigkeit recht empfinden, und nur in dieser Empfindung wurzelt die wahre Sehnsucht nach Gott und Christo. Zachäus hatte das rechte Verlangen nach Christo und es wurde ihm gewährt, weil er es im innersten Herzensgrunde hegte, aber nicht wagte, den Herrn zu sich einzuladen.

Dieser Gedankengang führt ihn auf ein Gleichniß, worin sich die ganze tiefe Innerlichkeit abspiegelt, in welcher er das Evangelium auffaßt, die Frömmigkeit allein zu begreifen vermag, und nothwendig das ganze veräußerlichte bestehende Kirchenwesen verwerfen muß. „Das eigentliche wahre Hauptgebet, sagt er, hört und verstehet Niemand als Gott allein, auch weiß selbiges der bittende Mensch nicht; und es ist mit dem Gebete, auch dem, das im Geiste geschieht, wie mit einem Kreise, da der Mittelpunkt nur ein unaussprechlicher Gedanke ist, und Das, was wir äußerlich bitten, ist gleichsam der Umkreis. Diesen bieten wir, tragen wir Gott vor, wenn wir beten, werden sein ganz wohl inne und gewahr. Gott aber erhört den in der allerinnersten Tiefe des Herzens verborgen liegenden Grund und Mittelpunkt des Verlangens, das über alle Gedanken geht; und indem Gott dies thut, wird der Betende mit Verwunderung gewahr, wie er auch sogar Dasjenige alles überkommen und erhalten habe, darum er nicht einmal zu bitten sich unterstanden."

Auch hier ist er bemüht, den Wahn einer blos äußerlichen Heiligkeit zu zerstören, und darum dann die zweite Lehre, die er aus dem Evangelium zieht, „daß Gott so gar ernstlich blos und lediglich allein nach dem Herzen und der innerlichen eigentlichen lautern Grundgestalt des Gemüths eines Menschen frage, daß wenn selbiger Alles gethan und hergegeben hätte, und das Herz nicht, er so viel als nichts gethan zu haben angesehen wird;" denn „der Glaube — eben jene lautre Grundgestalt des Gemüths

— macht den Unterschied zwischen Kain und Abel." Was „dargebracht wird, ohn daß das Herz dabei ist, das ist eitel und Lüge. Fehlt das Herz, so wird alle Zeit geirrt, man verfällt in Gottes Zorn, wird der Ruhe in ihm beraubt und verlustig; es wird dann nichts gesucht als Eitelkeit, und statt der (wahren) Ehre sucht man Schande."

Hierdurch hat er sich nun erst den Weg gebahnt, um stufenweis an den Gegenstand heranzukommen. Zunächst spricht er von den Kirchweihen. Sie sind sammt allen bei ihnen üblichen Ceremonien nichts Anderes als „Anweisungszeichen, wie wir Gott das Herz weihen sollen." Was fragt aber Gott nach dem Kirchengebäude, dem bloßen Zeichen, wenn es nicht das durch dieses Bezeichnete in sich hat?

Er bemüht sich sodann, gründlich den Wahn zu zerstören, als sei die Theilnahme am Feste, den vorgeschriebenen Gebräuchen, Werken, ein echter Beweis des Verlangens nach Christo, ein wahrhaftes Kommen zu demselben. Sie sei ohne alle sittliche und religiöse Bedeutung, beruhe lediglich auf Selbstsucht, und dies führt ihn auf die Tagsfrage. Die Selbstsucht herrsche besonders zu dieser Zeit, wo das Volk durch die Verführer, Lügenprediger (fabulatores), in dies Laster geführt würde, da es vielmehr von demselben hinweggeleitet werden sollte. „Solche sind, die den Ablaß predigen, von welchen ich zum Exempel, weil es Viele begehrt haben, ein Weniges reden will. Denn ich habe davon schon Mehres geredet, vornämlich da uns der Ablaßaufzug (pompa) vor der Thür ist, damit ich entschuldiget sei und ihr von der Gefahr falscher Meinungen frei werdet."

Weist er nun hiermit deutlich darauf hin, wie ihn seine Stellung und Predigerpflicht dringe, sich über die Sache zu erklären, so sieht man aus dem Folgenden, daß er schon erkannt hat, es dürfte einem Zusammentreffen mit dem Papstthume selbst gelten, sein Angriff könne wenigstens so ausgelegt werden. Leicht möglich, daß dahin gehende Urtheile sofort nach Anschlag der Thesen verlautet hatten. Der Bischof von Brandenburg hatte es ihm gewissermaßen vorhergesagt und er selbst hatte es sich vorhersagen müssen. Er sucht den Zusammenstoß zu vermeiden, der Mißdeutung zu begegnen. Er hatte noch nicht angefangen, an dem Papstthume und dessen Berechtigung zu zweifeln. Er

beginnt daher mit der Verwahrung: „Zuerst bezeuge ich (protestor), daß des Papsts Absehen richtig und wahrhaftig ist (intentio recta et vera),“ setzt jedoch hinzu: „zum wenigsten Dasjenige, was dem Wortverstande nach die päpstlichen Ausschreiben besagen,“ die freilich minder anstößig als die Ablaß-Predigten waren. „Sodann, fährt er fort, sind auch vielleicht die Worte, welche die Ablaßprediger in die Welt posaunen, in einem gewissen Sinne wahr; doch nöthigen sie zu schließen, daß sie entweder nicht aufrichtig gesagt oder nicht richtig verstanden werden.“ Er geht nun tiefer in die Sache ein, auf den Angelpunkt, die Lehre von der Buße. Er dringt auf evangelische Buße, verwirft die Genugthuungen unbedingt, und auch das Bekenntniß mit dem Munde, also gerade die Theile der im gewöhnlichen Sinne genommenen Buße, mit denen der Ablaß seine ganze Grundlage und der Priestereinfluß seine wesentlichste Stütze verlor. Er hatte schon in den Predigten über die zehn Gebote beschränkend von der Ohrenbeichte gesprochen. Hier geht er noch weiter. In der ältesten Kirche war es üblich gewesen, die Sünden mehreren Mitchristen zu bekennen und sodann ein öffentliches Bekenntniß vor der Gemeinde abzulegen. Erst Leo I. bemühete sich, das letztere aufzuheben, und forderte bei schwereren Vergehen ein geheimes Bekenntniß. Noch im 9. Jahrhundert waren beide Gewohnheiten gültig, daß man entweder blos Gott seine Sünden gestand, oder sie auch dem Priester beichtete. Erst durch Innocenz III. wurde 1215 die Ohrenbeichte allen katholischen Christen im hierarchischen Anliegen zur Pflicht gemacht, und noch später zu einem Sakrament erhoben. Er erklärt sich nun gegen die Ohrenbeichte freilich nicht geradezu, aber auf eine Weise, in welcher ein noch umfassenderer Widerspruch lag, indem er den Grundsatz hervortreten, wenigstens durchblicken läßt, daß keine spätere Satzung als christlich und verbindlich anzuerkennen sei, für welche sich nicht eine deutliche Begründung im Schriftworte finde. Er unterscheidet zwischen öffentlichem und geheimem Bekenntnisse. Von dem erstern rede Jakobus: bekenne Einer dem Andern seine Sünde. Doch deutet er diesen Ausspruch keineswegs auf die Ohrenbeichte. Von dieser, der „geheimen,“ sagt er vielmehr, was sie anlange, so wisse er keine Stelle, wo die Schrift davon spreche. Auf dieselbe Weise erklärt er sich über

die Genugthuung. Die, welche der Täufer fordre, sei die „Pflicht des ganzen christlichen Lebens, allgemein, Allen auferlegt und öffentlich,“ also etwas ganz Andres als die Genugthuung im herkömmlichen kirchlichen Sinne, dieser gegenüberstehend wie die allgemeine durch die Schrift gebotene Christenpflicht des Sündenbekenntnisses der geheimen Beichte vor dem Priester. Aber nur an dieser wie an der besondern Genugthuung war der Hierarchie gelegen, jene im Hintergrunde verschwinden zu lassen ihr Nutzen. Er will die Ohrenbeichte „den Herren Juristen“ — es sind die Kanonisten gemeint — überlassen, damit sie ihrerseits erweisen, wo nach göttlichem Rechte die Genugthuung und die Beichte, wie sie jetzt üblich, dargethan werden. Er wiederholt: „ich bekenne nicht zu wissen, wo die geheime Beichte und Genugthuung gelehrt und anbefohlen werden.“

Von diesen Vordersätzen gelangt er sodann zu folgenden Schlüssen in Beziehung auf den Ablaß: der Ablaß setzt wahre Buße (Reue, contritio) voraus, soll bekräftigen, daß die Buße eine wahre sei; darin besteht sein Nutzen, dazu soll er vornämlich dienen. Nun aber hebt er nur die priesterlich auferlegten Genugthuungen auf, und so ist zu fürchten, daß er häufig der innern wahren Buße entgegenwirkt. Denn der wahrhaft Büßende sucht gar nicht Ablaß und Straf-Erlassung, sondern Vollziehung. Auch die innere Buße ist oft keine wahre, nur Das, was man Galgenreue nennt. Sie pflegt bei Denjenigen vorzukommen, die leicht wieder rückfällig werden, was seinen Grund darin hat, daß ihnen nicht eigentlich die Sünde leid, sondern die Strafe mißbeliebig ist, daß ihnen nicht jene, sondern im Grunde nur Gottes Mißfallen an der Sünde mißfällt, daß sie also fern sind von der Liebe Gottes und seiner Gerechtigkeit. Die wahre Buße fließt aus dieser her, duldet also die Strafe gern, wünscht selbst, daß die beleidigte göttliche Gerechtigkeit durch dieselbe versöhnt werde, begehrt also nicht Ablaß, sondern Kreuz.

Und so schließt er denn, schon mit einer Andeutung, daß sich der Antichrist im Ablaßwesen offenbare, „Sehet also, welch ein gefährlich Ding die Ablaßpredigt ist, die der Gnade zuwider (praecisa gratia) lehrt, die Genugthuung und Strafe fliehen, so daß zu fürchten, daß sie die Wirkung des Irrthums ist, die der Apostel vorher verkündiget hat. Wie kann sonst so leicht-

fertig die wahre Buße und zugleich so mühelos zu erlangender und so reichlicher Ablaß gepredigt werden, da die wahre Buße Strafvollziehung begehrt, jener sie gar zu sehr schwächt? Werden wir entschuldigt sein, wenn wir sagen, die wahrhafte Buße sei von der vollkommenen zu verstehen? es sei nicht eben nöthig, das Volk zur vollkommenen anzuleiten? Aber warum fangen die Zöllner und Sünder — die vor den Heiligen bei Gott Gerechtfertigten — mit ihr an? Zu ihr sind gerade Alle zu ermahnen."

Wir fanden dieselben Gedanken, doch schärfer zugespitzt, in der Disputation. Den Gebildeten und Gelehrten sagte er weit mehr und was er ihnen sagte mit stärkerem und lebendigerem Ausdrucke. [1])

1) Löscher I, 734 ff. Walch XIX, 929 ff.

Achtes Hauptstück.

Schluß.

Rückblick auf die fünf und neunzig Streitsätze über den Ablaß. — Grundsätze über Gehorsam und Widerstand. — Spätere Aeußerungen, Selbstbekenntnisse und Urtheile. — Beweggründe, Absichten, Erwartungen. — Das Sendschreiben an den Erzbischof Albrecht vom 31. Oktober. — Mehrfache Bedeutsamkeit des Angriffs (Würdigung Luther's, sein Alleinstehen.)

Rückblick auf die fünf und neunzig Streitsätze über den Ablaß.

Wir haben uns den Gang der Ereignisse und der Entwickelung vorgehalten, wodurch Luther darauf hingeleitet wurde, den Ablaßunfug nachdrücklich anzugreifen. Wir widmeten vornämlich den fünf und neunzig Thesen, durch welche er den Hauptschlag führte, eine längere Betrachtung, und stehen nun an einem zur Umschau einladenden Punkte, dem Schlusse seines ersten Lebensabschnittes, in welchem er so tief in die Elemente der Zeit eintauchte und ob er auch ureigenthümlich nach seinem Wesen, Streben und Bildungsgange erscheint und eine große Wirksamkeit schon begonnen hatte, doch noch weit mehr bestimmt wurde als selbst bestimmte. Auch erübrigen noch ein paar Nachträge und Erläuterungen. Wir gehen dabei von einem Rückblicke auf die Thesen aus, die die ganze Eigenthümlichkeit seiner Art und Schriften schon abspiegeln, obwohl noch nicht vollkommen, deutlich und sicher, wie er auch selbst, als er sie schrieb, noch nicht der vollendete Luther war, sondern auf der Grenzscheide seiner

Reife und Unreife, der Bewußtheit und Unbewußtheit seiner Lebensaufgabe und Bestimmung stand. Sie waren zwar nicht die eindringendste, doch in manchem Betracht die merkwürdigste seiner Schriften, und durch keine andre hat er eine schlagartigere Wirkung hervorgebracht. Ihr Erfolg überraschte ihn selbst nicht weniger als die Welt; er hatte nicht gemeint, daß die Thesen weltgeschichtlich werden sollten, obwohl er allerdings einen starken Eindruck mit ihnen beabsichtigt, und so erklärlich der Erfolg ist, wenn man die Zeitlage und Stimmung und die erläuterten Thesen ansieht, durch ihren Spiegel in sein Innres, als er sie niederschrieb und anschlug, einblickt und wahrnimmt, wie es in ihm gährte und stürmte, und welche Haltung doch, welch eine Fülle von Geist, Gemüth und Kraft in ihm war, welch ein Reichthum an Beziehungen auf Wissenschaft und Leben, Kirche und Schule, Staat und Gesellschaft in den Thesen lag. In ihm, in den Streitsätzen — welch eine Gluthmasse der höchstgesteigerten Empfindung, welche Ausblitzungen einer vulkanischen Natur! Es war genug und übergenug, eine Welt in Aufruhr zu bringen.

Gar Manches in den Thesen erscheint uns sonderbar, fast wunderlich. Eigenthümliche Bahnen ging der Genius. Nur schwer, und auf gewundenen Wegen wurde das jetzt klar vor Augen Liegende entdeckt. Oft mit einer peinlichen Theilnahme sieht man diesen Geist, freiheitdürstend und gefangen in Zeitbegriffen und Empfindungen, aus welchen er nicht herauskann, innerhalb von Schranken, die er nicht überschreiten zu dürfen glaubt, sich mühsam bewegen. Er wird sie durchbrechen oder in der Halbheit sich verzehren müssen. Allein man fühlt, das Erstre wird geschehen. Denn wie frei bewegt er sich doch wieder, und es ist eine Lust zu sehen, wie frei er sich innerhalb der Schranken bewegt, die er noch anerkennt, wie muthig und wacker er ringt, der Fesseln sich zu entledigen, die ihn noch gebunden halten, wie schön es ihm gelingt, in der Beschränkung, sofern sie ihm selbst heilsam und nothwendig erscheint, ein Mann, ein freier Mann zu sein, und als ein solcher zu reden und zu handeln. Wie kühn sagt er den Häuptern die widerwärtigste Wahrheit ins Angesicht, wie unverzagt tritt er der Macht entgegen, ehrerbietig der Obergewalt sich unterordnend, die die Idee vertritt,

mannstolz gegen ihre Repräsentanten. Man muß einen gewaltigen heißen Kampf erwarten. Hier, bei dem Angreifer, ist mehr als gewöhnlicher aufflackernder Muth, die Entzündung eines Augenblicks, eine einzelne abweichende Meinung, gegen eine andre oder einen einzelnen Mißbrauch gerichtet. Die Widerrede geht davon nur aus, dringt aber gegen den Mittelpunkt des Schadens an, greift ihn fast schon in seinem ganzen Umkreise, gerade wie sie aus der Tiefe eines inhaltvollen Begriffs, und eines Charakters im vollsten Sinne des Worts mit Nothwendigkeit entspringt. Die Pietät und der Glaube, der Freiheitssinn und der Krieg, sie sind mit ihm verwachsen, gegeben, sie sind er selbst. Das frische naturwüchsige Erzeugniß sind die Thesen der eigenthümlichen Entwickelung eines eigenthümlich geschaffenen Geistes, eines zu großen Dingen gebornen geschichtlichen Mannes, der für die höchsten ihm gewordnen, in ihm aufgehenden Begriffe die Welt zu gewinnen, durch sie die Welt zu erobern, nach seiner eignen innern zu gestalten strebt.

Die Erkenntnisse, die Ueberzeugungen, die er ausspricht, abweichend auf der einen Seite von den in der Schule und sonst weithin herrschenden, sind auf der andern Seite keine neue, noch nie dagewesene, sind vielmehr die Erkenntnisse und Ueberzeugungen andrer Kreise, wurden und werden dort nur nicht so bestimmt gedacht, noch weniger ausgesprochen, meisthin im Innern verschlossen. Ja sie waren zum Theil ausgebildeter dagewesen, Andre haben sie zum Theil klarer und unbefangener. Ihr eigenthümlicher Zusammenhang aber gehört ihm. Er hat Studien gemacht, tiefere als umfassende; und seine Erkenntnisse und Ueberzeugungen sind wiederum weniger die Früchte dieser Studien als seiner innern Arbeit und Lebensentwickelung zu nennen. Er hat innerlichst verarbeitet, was ihm von außen her geworden, es ist hier nichts, was ihm etwa erst unlängst gekommen oder schon wieder abgeschwächt bei ihm gewesen wäre: so eigenthümlich, frisch, tief geschöpft ist Alles — es geht aus seinen Grundanschauungen, aus dem innersten seiner ganzen ureignen Art hervor; alter Verehrung und festgewurzeltem Vorurtheile in hartem Kampfe mühsam abgerungene Erkenntnisse und Ueberzeugungen sind es, die er ausspricht. Zugleich mit Freiheit und Nothwendigkeit sind sie entquollen aus der Gemüths- und Geistesrich-

tung, den religiösen Begriffen und Anschauungen, die seit etwa zehn Jahren, seit dem zweiten Abschnitte seines erfurter Klosterlebens in ihm allmälig herrschend geworden.

Ueberall sieht man, er ist weit zu geisteskräftig, zu wahrheitseifrig in den religiösen Dingen, um das Ueberlieferte dahinzunehmen ohne die schärfste Prüfung, zu glauben ohne sich zu überzeugen, sich zu scheuen vor abweichender Wahrheit oder dem Heraussagen derselben. Daneben aber diese Demuth, diese Gewissensstrenge, diese der eignen Einsicht mißtrauende Redlichkeit! Er behauptet Nichts, dessen er sich nicht völlig gewiß gemacht durch allseitiges mühseliges Bedenken, Erforschen, Erleben; er verwirft Nichts, von dessen Verwerflichkeit er sich nicht auf's Innigste überzeugt hat. Wie liebend, wie zäh bis zur auffallendsten Befangenheit er hängt und festhält am Bestehenden, dem Geschichtlichen, dem durch die Weisheit und die Verkehrtheit, das Nachdenken und die Gedankenlosigkeit, die gute und üble Meinung und Mühe der Jahrhunderte Befestigten, dem auf innerm Gesetz und auf Willkür Beruhenden. Wo er nur noch das leiseste Bedenken hat, verwirft er Geglaubtes, behauptet er Abweichendes nicht; wo nur noch der leiseste Anhalt für die Verehrung und Ehrerbietung ist, tadelt er nicht, reißt er sich nicht los, ob auch das stärkste Anliegen, jede Rücksicht der Klugheit ihn drängt. Er ist nicht von der Kritik des Ueberlieferten ausgegangen und zum theilweisen Verwerfen vorgeschritten. Es ließ ihn in und trotz seiner Hingebung unbefriedigt, verletzte sein religiöses Gefühl; da erst hat er es mit kritischem Blicke anzusehen begonnen, und wie schwer geht es fort und fort ihn an, etwas davon fahren zu lassen. Ihn fesselt fort und fort, was so Viele neben ihm über der Ungestalt übersahen, das Wahre, Große und Herrliche im Lehrsysteme, im gesammten Bau der Kirche, der christliche Kern darin, die kostbaren Blüthen, die aus dem edeln Wurzeltriebe hervorgewachsen. Er ist ganz erfüllt von dem ureignen christlichen Princip der Liebe, die hier als Begeisterung für die Gestalt auch die Entstellung nachsieht, dort als echtester Gemeinsinn sich offenbart, der ihm den Gedanken eingibt, ein gemeiner Mensch sein, Aller Last mittragen, selbst die gemeine Schmach mit bedecken helfen zu müssen, nicht trennen und zerreißen zu dürfen. Wie unbequem liegt ihm auf seiner

Bahn die Fegfeuerlehre im Wege, wie nahe ist er ihrem Ungrunde auf die Spur gekommen. Er geht der Spur nach, er steht dicht vor der Entscheidung, jetzt, meint man, muß er schlechthin verwerfen: aber er kann das Dogma, kann die Kirche den Ketzern nicht preisgeben.

Sogleich dringt sich hier dann auch die Wahrnehmung einer, mit jener Liebe für das Bestehende, seinem Sinne für das Historische eng zusammenhängenden Eigenthümlichkeit seiner Theologie, seines ganzen reformatorischen Verfahrens auf. Er gibt vom Bestehenden, vom Ueberlieferten nicht leicht etwas auf, er läutert, vergeistigt es, schafft der abgelebten Hülle einen neuen Inhalt, eine neue lebendige Seele mit zehnfach größerm Geistesaufwande, als eine verwerfende, ob auch ernste Kritik, geschweige denn die der Leichtfertigkeit oder des gemüthlosen Verstandes kosten würde, die vom Ueberlieferten ohne Mühe sich losmachen, aber auch zu höheren Begriffen sich nicht zu erheben, Neues und den Keim eines echten Lebens in sich Tragendes nicht zu schaffen vermögen, am wenigsten aber im Stande sind, Neues und Altes heilsam zu vermitteln. Wie viel schwerer war der Widerspruch auf der Grundlage von so viel Zugestandenem, wie viel schwerer war die Freiheit des Gedankens zu erringen und zu behaupten innerhalb solcher Schranken. Jene Eigenthümlichkeit trat uns schon mehrfach bei ihm entgegen: wie deutlich und auffällig ist es beim Inhalt der Ablaßthesen der Fall, der zum großen Theile eben nur in ihr seine Erklärung finden kann. Er greift in ihnen nur die Mißdeutung, den Mißbrauch, nicht dem Ablaß selbst an, doch wie veredelt, verwandelt er ihn! So weit ist er entfernt, ihn zu verwerfen, daß er ihn noch befestigen, noch höher heben will in der Achtung — den Ablaß wie er ihn deutet. Denn dieser ist freilich ein ganz andrer als der der Schule und der kirchlichen Uebung, gegen den er sich mit aller Kraft erhebt, den er behandelt wie der Schmied ein rostiges eisernes Geräth, das seine ursprüngliche Gestalt verloren hat, verbogen, unkenntlich geworden ist. Er glühet und hämmert ihn — und was wird er unter seinen Hammerschlägen? Ein ganz Anderes, aus einem Werkzeuge der Aussaugung ein Spiegel, in den die Hierarchie zu schauen erröthen muß, ein Etwas, womit ihr schlechterdings nichts mehr gedient ist — einerseits priesterliche Sündenvergebung, die

nicht um Geldsummen, sondern nach dem Glauben erlangt wird, andrerseits ein armer Erlaß von Kirchenstrafen, ohne Wirkung auf das innre Leben, auf die Seligkeit, ein Erlaß von Strafen, die nicht mehr auferlegt wurden oder nichts mehr bedeuteten; ein Erlaß, um den das Volk sich nicht gekümmert haben würde, der nichts werth, das schlechteste Gut der Kirche, nicht gesucht, nicht gegeben werden soll, etwa den Schlechtesten ausgenommen — etwas noch dazu ganz Ungewisses, das in der ganzen so mühsam zusammengefügten scholastischen Theorie, der Arbeit von Jahrhunderten, die ihrerseits gleichfalls in ein Hirngespinnst aufgelöst wird, keine Begründung, nicht von fern die Begründung findet, für die sie gelten sollte — etwas noch ganz Ungewisses, der Festsetzung erst noch Bedürftiges, deren man sich so sicher glaubte, daß man sie stillschweigend voraussetzte, oder jeden Zweifel durch Verweisung auf die Päpste und deren Aussprüche und auf die Schule und deren Autorität für beseitigt hielt. Das Ansehen der Päpste und der Schule soll nicht genug sein, Dem, was sie belieben, in der Kirche wahre gesetzliche Geltung zu verschaffen. Es wird eine Kritik geübt, Begriffe, Ansichten, Behauptungen werden hingestellt, durch welche, wenn sie weiter verfolgt und ausgebildet werden und Eingang finden, das Papstthum der Wirklichkeit und das herrschende Lehrsystem unfehlbar stürzen müssen.

Wie dem Ablaß überhaupt, ergeht es im Einzelnen seinen Stützen, den scholastischen Begriffen vom Sakrament der Buße, von den kanonischen Strafen, den Lehren vom Fegfeuer, vom Kirchenschatze, den Suffragien, der päpstlichen Gewalt. Was bleibt vom scholastischen Kirchenschatze, an dessen Stelle das Evangelium gesetzt —, von dem Suffragium, das auf gleiche Linie mit der kirchlichen Fürbitte gestellt —, vom Fegfeuer, das zu einem Seelenzustande wird —, von der päpstlichen Gewalt, der das Jenseit entrückt, die durch die Kirche beschränkt wird, deren Autorität wieder der Grundlage der Schrift und Vernunft bedarf? Dem Papste wird keine Ehrerbietung entzogen, er wird noch höher gehoben, doch es geschieht so, daß Amt und Person sorgfältig getrennt werden, und nachdem die wirkliche Person gegeißelt und vom Stuhle Christi hinuntergestürzt und ein echter Statthalter Gottes auf ihn im Begriffe erhoben ist.

Mit einem Worte, das Ergebniß ist, daß der Ablaß stehen bleibt und der Papst seine Ehre behält — daß aber der Ablaß aufhört eine Geldquelle, der Papst ein Tyrann der Kirche zu sein, gerade Das zu sein, was sie waren und sein wollten, daß sie zurückgewiesen werden auf die Bedeutung und in die Schranken, die sie in der älteren Kirche gehabt und überschritten hatten und in Uebereinstimmung mit dem Evangelium haben konnten und durften, das durch sie verdrängt war. Wir können hier noch ein Mal die Bemerkung machen, wie leicht er für eine durchgreifende Reformation auf der Grundlage des Bestehenden und auf dem organisch-gesetzlichen Wege hätte gewonnen werden können, und wie sehr er der Mann für eine solche gewesen wäre, wegen seiner tiefen Einsicht, seiner geschichtlichen und kirchlichen erhaltenden Sinnesart; zugleich aber, wie wenig er bei seinem Ernst und Feuergeiste zum Werkzeuge einer Besserung taugte, wie sie bei den vorhandenen Zuständen und der Geistes- und Willensrichtung der Häupter allerhöchstens denkbar gewesen wäre, und wie nothwendig bei seinem Sinne, seiner Kraft und Art und den Verhältnissen und Persönlichkeiten, die ihn fern und nahe umgaben, eine gewaltsamere Bewegung erfolgen mußte.

Allein so bestimmt das Ergebniß hervortritt, das wir so eben bei unsrer Betrachtung der Ablaßthesen gewannen, man sagt doch mit vollem Rechte, daß seinen Begriffen und Ansichten die volle Klarheit und wissenschaftliche Durchbildung und Harmonie abgehe, daß Wesel bei der Abfassung seiner Schrift gegen den Ablaß theoretisch schon weiter vorgeschritten gewesen, als es Luther jetzt war, der seine Polemik minder bewußtvoll und umfassend nicht so sehr gegen das ganze Institut und dessen letzte Gründe, sondern mehr gegen augenblickliche Uebelstände richtete. Nur ist dies nicht so zu verstehen, daß seine Umschau und sein Angriff bei diesen stehen geblieben wären; zu offenbar sucht er die Verderbniß im Ganzen der Kirche und des Lehrsystems, zu klar hat er schon die klaffende Abweichung des Bestehenden von dem ursprünglich Evangelischen ins Auge gefaßt. Er verzweifelt eben deshalb an der Befähigung aller dazu sich darbietenden, angewendeten und angerathenen Werkzeuge, Mittel und Kräfte, selbst des Papsts und der Koncilien, die nöthige Besserung zu erwirken. Neben Wesel hatte Wessel nicht blos den Ablaß weit

entschiedener verworfen, als es Luther thut, sondern auch seine Bestreitung weit systematischer durchgeführt als Luther, den wir mit Dem, was jene Beiden darüber geschrieben, auch in dieser Zeit schwerlich werden bekannt halten dürfen, wenn wir seine Thesen damit vergleichen. Zum wenigsten könnte nur eine mittelbare Bekanntschaft damit angenommen werden und eine solche mag stattgefunden haben, wie sie auch leicht möglich und wahrscheinlich, da sich die weselischen und wesselischen Ansichten vielfach verbreitet hatten. Um so mehr erklärt sich dann die theilweis sehr nahe Uebereinstimmung der lutherischen mit ihnen. Da indeß Luther gerade wie besonders Wessel bei seiner Bestreitung von dem evangelischen Begriffe der Buße, und auch sonst von den Grundbegriffen jener vorreformatorischen Männer ausging, so kann er auch sehr wohl selbständig auf manche seiner Folgerungen gekommen sein. Hätte er die betreffenden Schriften jener Männer gekannt, welcher Grund wäre denkbar, daß er, indem solche Autoritäten ihm so wichtig waren, sich nicht, und daß er auch späterhin sich nicht auf sie berufen? Wie angelegentlich wies er auf Tauler, auf die deutsche Theologie hin, wie groß war seine Freude, als er nach ein paar Jahren mit Wessel's Schriften bekannt wurde und so viel Uebereinstimmendes fand. Und was noch mehr sagen will, wie ganz unerklärlich würde das Unklarere, Unbewußtere und Beschränktere seiner Erkenntniß und Bestreitung sein, so viel Schwanken und Unsicherheit bei ihm, wo er aufs sichtlichste mühselig und angstvoll nach Klarheit, nach einem festen Boden ringt, auf welchen ihn die Bekanntschaft mit Wesel's und Wessel's Polemik hätte gestellt haben müssen? Fast alles, was auf den Urzustand, den er ins Auge faßt, auf den Gegensatz des Bestehenden zu demselben, das Bestreben, den Ablaß, das Bußwesen, die Stellung des Papstes auf ihn zurückzuführen, sich bezieht, und noch mehr was er darüber nicht sagt, beweist, wie mangelhaft überhaupt seine geschichtliche, seine literar- geschichtliche Kunde bei sonst großer Gelehrsamkeit war. Wie Vieles würde er klarer gedacht und gesagt haben bei einer umfassendern, die ihm so viel Willkommnes, so Viel geboten hätte, das ihn aus so manchem Zweifel herausgerissen haben würde. Denn in der That, zweifelnd und unfest sehen wir ihn in hohem Maaße, seine Erkenntniß — nicht blos die geschichtliche — ist noch unsicher fast

überall, wo es sich nicht um seine religiösen und theologischen Grundanschauungen und Begriffe, um Punkte handelt, über welche sie ein bestimmtes Maaß an die Hand geben.

Offenbar fließt die Unsicherheit seiner Erkenntniß und seiner Polemik — denn auch sie ist unsicher, wo es jene ist — zum großen Theile aus der Pietät und dem Vorurtheile her, womit er am Bestehenden festhält, aus seiner hingebenden redlichen Pietät, die ihn so inkonsequent macht, wie die Selbstsucht umgekehrt naturgemäß und leicht mit Folgerichtigkeit handelt; aus der Eingenommenheit, deren ganze Gewalt er an sich erfuhr und die ihn späterhin so oft duldsam machte und vor Gewaltsamkeit bewahrte, wo Andre neben ihm, denen er dann Einhalt that, Gewalt brauchten oder zu üben trachteten. „Das Gefängniß ist also gethan, daß der gemeine Mann durch päpstliche Tyrannei und Gesetz im Gewissen so hart verstrickt und geschwächt ist am Glauben, daß ers nicht kann so plötzlich fahren lassen, und sein Gewissen festigen, daß des Papsts Ding unrecht, und dieser Brauch recht und evangelisch sei. Hab doch ich selbs wohl drei Jahr mich geärbeitet, ehe ich aus des Papsts Gesetzen mein Gewissen erlöset hab, mit täglicher Uebung des Evangelii, in Predigen, Lesen, Trachten, Disputirn, Schreiben und Hören: wie sollt denn der gemein Mann so schnell heraus zu bringen sein.“ Ehrerbietung und Befangenheit verhindern ihn offenbar gleich sehr, zu fest bestimmten Ansichten und Grundsätzen über die Grenzen der Denk- und Lehrfreiheit, der Autorität des Papsts, der Kirche zu gelangen. Wo der Papst nicht als solcher redet oder handelt, da ist er ihm ein fehlbarer Mensch wie Andre, auch soll er in Glaubenssachen nichts bestimmen dürfen ohne eine Kirchenversammlung. Dennoch wird es nicht vollkommen klar, wiefern er ihn auch als öffentliche Person für fehlbar oder untrüglich hält; und wenn er der auf einem Koncil versammelten Kirche das Recht zuerkennt, Zweifel in Glaubenssachen zu lösen, Gewisses festzusetzen, so scheint es doch wieder — oder es ist mehr wie Schein — als ob er weiter Vernunft- und Schriftbegründung zu Kirchenbeschlüssen für nöthig erachtete, die den Einzelnen verbänden. Eine ähnliche Unbestimmtheit begegnet uns mehrfach, wo er den Papst anzugreifen und nicht anzugreifen scheint. Bisweilen und eben hier ist jedoch seine Unsicherheit gewiß nur eine scheinbare, und der Schein ent-

entschiedener verworfen, als es Luther thut, sondern auch seine Bestreitung weit systematischer durchgeführt als Luther, den wir mit Dem, was jene Beiden darüber geschrieben, auch in dieser Zeit schwerlich werden bekannt halten dürfen, wenn wir seine Thesen damit vergleichen. Zum wenigsten könnte nur eine mittelbare Bekanntschaft damit angenommen werden und eine solche mag stattgefunden haben, wie sie auch leicht möglich und wahrscheinlich, da sich die weselischen und wesselischen Ansichten vielfach verbreitet hatten. Um so mehr erklärt sich dann die theilweis sehr nahe Uebereinstimmung der lutherischen mit ihnen. Da indeß Luther gerade wie besonders Wessel bei seiner Bestreitung von dem evangelischen Begriffe der Buße, und auch sonst von den Grundbegriffen jener vorreformatorischen Männer ausging, so kann er auch sehr wohl selbständig auf manche seiner Folgerungen gekommen sein. Hätte er die betreffenden Schriften jener Männer gekannt, welcher Grund wäre denkbar, daß er, indem solche Autoritäten ihm so wichtig waren, sich nicht, und daß er auch späterhin sich nicht auf sie berufen? Wie angelegentlich wies er auf Tauler, auf die deutsche Theologie hin, wie groß war seine Freude, als er nach ein paar Jahren mit Wessel's Schriften bekannt wurde und so viel Uebereinstimmendes fand. Und was noch mehr sagen will, wie ganz unerklärlich würde das Unklarere, Unbewußtere und Beschränktere seiner Erkenntniß und Bestreitung sein, so viel Schwanken und Unsicherheit bei ihm, wo er aufs sichtlichste mühselig und angstvoll nach Klarheit, nach einem festen Boden ringt, auf welchen ihn die Bekanntschaft mit Wesel's und Wessel's Polemik hätte gestellt haben müssen? Fast alles, was auf den Urzustand, den er ins Auge faßt, auf den Gegensatz des Bestehenden zu demselben, das Bestreben, den Ablaß, das Bußwesen, die Stellung des Papstes auf ihn zurückzuführen, sich bezieht, und noch mehr was er darüber nicht sagt, beweist, wie mangelhaft überhaupt seine geschichtliche, seine literar- geschichtliche Kunde bei sonst großer Gelehrsamkeit war. Wie Vieles würde er klarer gedacht und gesagt haben bei einer umfassendern, die ihm so viel Willkommnes, so Viel geboten hätte, das ihn aus so manchem Zweifel herausgerissen haben würde. Denn in der That, zweifelnd und unfest sehen wir ihn in hohem Maaße, seine Erkenntniß — nicht blos die geschichtliche — ist noch unsicher fast

überall, wo es sich nicht um seine religiösen und theologischen Grundanschauungen und Begriffe, um Punkte handelt, über welche sie ein bestimmtes Maaß an die Hand geben.

Offenbar fließt die Unsicherheit seiner Erkenntniß und seiner Polemik — denn auch sie ist unsicher, wo es jene ist — zum großen Theile aus der Pietät und dem Vorurtheile her, womit er am Bestehenden festhält, aus seiner hingebenden redlichen Pietät, die ihn so inkonsequent macht, wie die Selbstsucht umgekehrt naturgemäß und leicht mit Folgerichtigkeit handelt; aus der Eingenommenheit, deren ganze Gewalt er an sich erfuhr und die ihn späterhin so oft duldsam machte und vor Gewaltsamkeit bewahrte, wo Andre neben ihm, denen er dann Einhalt that, Gewalt brauchten oder zu üben trachteten. „Das Gefängniß ist also gethan, daß der gemeine Mann durch päpstliche Tyrannei und Gesetz im Gewissen so hart verstrickt und geschwächt ist am Glauben, daß ers nicht kann so plötzlich fahren lassen, und sein Gewissen festigen, daß des Papsts Ding unrecht, und dieser Brauch recht und evangelisch sei. Hab doch ich selbs wohl drei Jahr mich geärbeitet, ehe ich aus des Papsts Gesetzen mein Gewissen erlöset hab, mit täglicher Uebung des Evangelii, in Predigen, Lesen, Trachten, Disputirn, Schreiben und Hören: wie sollt denn der gemein Mann so schnell heraus zu bringen sein.“ Ehrerbietung und Befangenheit verhindern ihn offenbar gleich sehr, zu fest bestimmten Ansichten und Grundsätzen über die Grenzen der Denk- und Lehrfreiheit, der Autorität des Papsts, der Kirche zu gelangen. Wo der Papst nicht als solcher redet oder handelt, da ist er ihm ein fehlbarer Mensch wie Andre, auch soll er in Glaubenssachen nichts bestimmen dürfen ohne eine Kirchenversammlung. Dennoch wird es nicht vollkommen klar, wiefern er ihn auch als öffentliche Person für fehlbar oder untrüglich hält; und wenn er der auf einem Koncil versammelten Kirche das Recht zuerkennt, Zweifel in Glaubenssachen zu lösen, Gewisses festzusetzen, so scheint es doch wieder — oder es ist mehr wie Schein — als ob er weiter Vernunft- und Schriftbegründung zu Kirchenbeschlüssen für nöthig erachtete, die den Einzelnen verbänden. Eine ähnliche Unbestimmtheit begegnet uns mehrfach, wo er den Papst anzugreifen und nicht anzugreifen scheint. Bisweilen und eben hier ist jedoch seine Unsicherheit gewiß nur eine scheinbare, und der Schein ent-

steht nur durch seine Zurückhaltung, durch die Situation. Wir können nicht zweifeln, daß er über Manches gewiß war, worüber er nur noch nicht gerathen hielt, sich rücksichtslos auszusprechen, daß er innerlich schon weiter vorgeschritten war, als es selbst die Resolutionen bekunden, wie er bei den Thesen Vieles dachte und nicht sagte, womit er erst in jenen hervorträt. Die Lage gebot und erklärt diese Vorsicht um so mehr. Sein theils wirkliches, theils scheinbares Schwanken hat nicht selten seinen Grund in dem unklaren „verworrenen" Zustande selbst. Es fanden eine Menge der gröbsten Mißbräuche gegen die Kirchengesetze statt, die, wie z. B. die Pfründenhäufung, von den Päpsten selbst geduldet, gefördert, geübt wurden. So war es gerade auch, und noch verwickelter mit dem Ablaß. Getadelt beriefen sich die Päpste und ihre Fürsprecher auf die Kirchengesetze und Kirchenlehre, welche die Rüge nicht traf, auf die unschuldigen päpstlichen Intentionen, die päpstliche Schuldlosigkeit bei Ausschreitungen, die ihnen nicht einmal bekannt. Grenzenlos, jedoch bestritten waren die Ansprüche der Päpste auf Unfehlbarkeit und Verbindlichkeit ihrer Erklärungen, Gebote, Anordnungen. Streitig waren die Machtbefugnisse der Päpste und Kirchenversammlungen, die Statthaftigkeit und Art der Unterscheidung zwischen römischer und allgemeiner Kirche. Nur erst durch päpstliche Bestimmungen, noch nicht durch Kirchengesetze stand die Meinung vom Schatze der Heilgenverdienste, der Satz fest, daß der Papst auch andre als Kirchenstrafen erlassen könne, und weiter die Gewalt der Päpste im Fegfeuer. Ging man nun bei einem Angriffe von der, auf päpstlicher Seite wohl selbst geforderten, oder aus manchfachen Rücksichten sich empfehlenden Voraussetzung aus, daß der Papst wolle, was die Kirchengesetze vorschrieben, so konnte man in solchen Fällen mit vollkommenem Rechte für und wider den Papst reden und eine schwankende Unbestimmtheit nur schwer vermeiden. Das Eine und Andre trifft bei Luther ein: es hat uns nicht entgehen können, und eigne Aeußerungen von ihm werden es uns noch deutlicher erkennen lassen. Auch seine Ansichten über Gehorsam und Widerstand hängen damit zusammen, zu deren genauerer Betrachtung wir uns jetzt zunächst wenden wollen. Es erscheint eine solche um so nothwendiger, wegen mehrfacher und nicht geringer Mißverständniße nicht blos einzelner Meinungen oder Aussprüche Luther's, sondern eben des wahren Sinnes und Zusammenhangs seiner Gedanken über den Gegenstand. [1])

Grundsätze über Gehorsam und Widerstand.

Schon in der Psalmerklärung hörten wir ihn dringen auf Demuth und Leiden, aber auch auf Thun und Ueberwinden durch Leiden. Wir sahen ihn gleichzeitig in der rüstigsten Thätigkeit, in Kämpfen begriffen, erfüllt vom entschlossensten Muthe. Gerade so in den Predigten, in der Erklärung des Vaterunsers. Da forderte er, Christen sollten sich nimmermehr selber rächen, lieber Unrecht leiden als processiren, die Obern nicht schelten, Bedrückungen der Gewaltigen ruhig über sich ergehen lassen: nicht aber ein stummes knechtisches Dulden. Den Unrecht Uebenden sollte ihr Unrecht vorgehalten, wie von den Märtyrern, von dem Erlöser sollte die der Sünde angehörende Gewalt erduldet und bekämpft werden. Niemand sollte der Gewalt Gewalt entgegensetzen, Jeder aber zur nachdrücklichsten Gegenrede nicht blos berechtigt, sondern verpflichtet sein. Er selbst tadelte Raubsucht, Heuchelei, Druck und Unrecht aller Art an der Hierarchie, am Adel, den weltlichen Fürsten, überall. Die schwere Pflicht, die Gefahr der offnen Rüge der Mißthaten der Obern wollte er vom Prediger am wenigsten gemieden wissen. Die Untern sollten auch tyrannischen Herren gehorchen, nicht, leichtfertig sie durchziehend, die Ehrerbietung gegen sie aus den Augen setzen, weil Gottes Stelle vertrete, wer die öffentliche Gewalt inne habe; allein aus demselben Grunde sollten die Obern um so mehr zu einem gemeinnützigen, gerechten und gütigen Regimment verpflichtet, als um so schwerere Vergehen Machtmißbräuche anzusehen sein, weil ihr Regiment nach seinem Wesen und seiner Bestimmung nicht sowohl als eine Herrschaft, sondern als ein Amt, ein Dienst zu betrachten.

Aehnlich nun in den Streitsätzen und Erläuterungen. Man soll den Obern Gehorsam leisten, selbst den tyrannischen, auch offenbares Unrecht, das von ihnen ausgeht, duldend ertragen, je-

1) Von beider Gestalt des Sacraments zu nehmen und anderer Neuerung, Plochm. XXVIII, 300.

doch nur so, daß man die Gewalt nicht gewaltsam abwehrt, gewaltsam in die bestehenden öffentlichen Ordnungen eingreift: das Unrecht, das man leidet, als Unrecht bezeichnen und Tyrannen, gegen die man Hand und Schwert nicht braucht, Tyrannen heißen, sich erheben wider öffentliche Unbilden mit freiem kräftigem Wort, ist Schuldigkeit. Und wie sein Grundsatz ist sein Verhalten. Er giebt der Lehre die deutlichste aller Erläuterungen durch seine bemessene, ernste, eben so nachdrückliche als kühne Erhebung wider schreiende Unbilden und deren hohe Ursächer und Schützer. Umgekehrt bleibt er zum Angriffe fortschreitend dem Grundsatze treu. Er wiederholt ihn, indem er mit so schneidenden scharfen Worten den Unfugtreibenden und Unfuggönnern entgegenfährt, gerade wie er ihn aussprach, als er dem Volke verbot, die Priester, die Obern zu schelten, alles Proceßführen verwarf, von Jedermann forderte, Schinden und Schatzen über sich ergehen zu lassen. Auch späterhin blieb er ihm treu, sogar mit Einseitigkeit und Eigensinn, wenn schon während längerer Jahre und Erfahrungen, geschichtlicher Entwickelungen, Wirren und Stürme in seinen Ansichten über Gehorsam und Widerstand einzelne Schwankungen und Widersprüche vorkamen, Fortschritt und Ausbildung nicht mangelte, selbst eine wesentliche Umwandlung nicht ausblieb. Nur in der ersten Hitze des Ablaßstreites entschlüpfte ihm eine Aeußerung, die wie Aufruf zur Gewalt klang, und desto eifriger und beharrlicher stritt er dann fort und fort wider Aufruhr und Empörung, für Erledigung der Sache durch Uebereinkommen, Gesetz, die ordentlichen Obrigkeiten, für einen Kampf nur mit dem Worte. Es ist so groß als eigenthümlich an ihm und er gab dadurch vorzugsweis der deutschen Reformation ihren besondern Charakter, daß er die geistigen Gegensätze mit unermüdlicher Beharrlichkeit nur geistig ausgekämpft wissen wollte. Die Umwendung in seinen Ansichten, worauf so eben hingedeutet wurde, trat erst viel später ein. Erst um die Zeit des augsburger Reichstags ging er, doch nur für bestimmte Fälle und unter Voraussetzung mehrfacher Bedingungen und Beschränkungen, Aufruhr fort und fort von Nothwehr unterscheidend und verdammend, mit Widerstreben in den Grundsatz ein, nach welchem wider ungerechte Gewalt und Tyrannei gewaltsame Selbsthülfe erlaubt ist.

Wir berührten den Punkt schon, doch ist es hier am Orte, etwas ausführlicher insbesondre auch auf ihn, obschon immer nur andeutungsweise, noch ein Mal zurückzukommen. Luther gelangte seit dem bezeichneten Zeitabschnitte zu einer richtigeren Würdigung der Begriffe und Bestimmungen des römischen, deutschen und kanonischen Rechtes über die Nothwehr, zu einer bessern Erkenntniß des, auf jede staatliche Form zu beziehenden Schriftgebots, der Obrigkeit — die er Anfangs nur als unumschränkte Herrschaft dachte — Gehorsam und Ehre zu erweisen, und wenigstens zu einer halben Einsicht in die vorhandenen deutschen Freiheitsrechte, und damit verbunden zu dem Grundsatze, daß das Evangelium durch seine Vorschriften vom Unrechtleiden dergleichen Rechte „nicht aufheben wolle," sondern besser verstanden „bestätige." Er ließ nun, obwohl nicht mit durchgreifender Folgerichtigkeit, „die weltlichen Rechte gehen und gelten," ohne sie „durch die Schrift anzufechten." Er verbot Gehorsam gegen den Kaiser in einem wider die Glaubensfreiheit von demselben begonnenen Kriege als stracks wider Gott, Seele und Seligkeit: gerechte Wehr sei kein Aufruhr, die Schrift solle kein Schanddeckel für die Gewaltthätigen sein u. s. f. Aus dem positiven und natürlichen Rechte wie aus dem Evangelium erwies er Recht und Pflicht der gewaltsamen Gegenwehr: zwischen einem gemeinen und fürstlichen Mörder sei kein Unterschied mehr, wenn der letztere ungerechte Gewalt, die über sein Amt hinausgehe, besonders öffentlich oder notorie übe, denn öffentliche violentia hebe alle Pflichten zwischen den Unterthanen und Oberherren zufolge dem natürlichen Rechte auf, welches Alles ohne Zweifel recht und christlich sei und als solches in aller Gefahr und im Tode zu bekennen; ein Mann könne seinen Leib und dies arme Leben nicht höher und löblicher anwenden, denn in solcher Abwehr ungerechter Gewalt, zu Rettung göttlicher Ehre und zu Schutz der armen Christenheit. Er kündigte für den Fall eines Kriegs wider den Kaiser und dessen Verbündete Rathschläge denen ähnlich an, die er den Fürsten im Bauernkriege gegeben, unter die fürstlichen Widersacher „zu schmeißen wie unter die tollen Hunde." Er sah ein und anerkannte, daß der Christ, der als solcher die Welt verläugnen solle, auch Bürger dieser Welt sei und als weltliche Person auch seine Pflichten habe, wozu u. A. gehöre, daß er

das Seinige erhalte und wider Raub schütze, statt wörtlich seine Habe zu verkaufen und den Armen zu geben, oder das Schwert in der Scheide zu lassen; daß Gott dem Menschen und dem Manne zur Abwehr der Weltübel die Vernunft und die Mannes-kraft gegeben; daß es Fälle gebe, in denen eine höhere Pflicht eintrete, welche die des leidenden Gehorsams überwiege, und gebiete, zum Schutze noch edlerer Güter, die der Ordnung des Gemeinwesens vom gewaltsamen Widerstande drohende Gefahr zu bestehen; daß das bürgerliche Wohl, eine freiheitliche Stellung in der Gesellschaft, die begründeten Ansprüche und Rechte der Staatsbürger nicht als unwesentlich für den Christen preis gegeben oder allein dem Schutze Gottes, der freien muthigen Rede und des Märtyrerthums überlassen werden dürften. Er hatte, wenn er vom Gehorsam gegen die Obern sprach, von Anfang „allein das Amt und das Recht gemeint und verstanden und zu Wahrzeichen viel Fürsten gestraft, die ihr Amt nicht thaten." Es wurde ihm selbst klarer und er drückte es späterhin viel schärfer aus. „Heinz (Herzog Heinrich von Braunschweig) verläßt sich darauf, daß Papst und Kaiser uns verurtheilt haben, aber das Recht ist zwar allzeit ein frommer Mann, doch der Richter oft ein Schalk. Er zieht das: ehret die Obrigkeit! dahin, daß man seine Person ehren soll: allein nur das obrigkeitliche Amt und Recht ist heilig. Kaiser und Papst sind unter Gottes Geboten, wonach sie sollen thun was Recht ist nach ihrem Amte, das ihnen nicht zuläßt zu thun, was sie gelüstet nach ihrer Person. Es giebt ein höheres Recht als das kaiserliche, und unter dasselbe muß der Kaiser auch. Gebietet er etwas wider Gottes Gebot, soll man dem frommen Manne, dem Rechte, gehorchen." Er beschäftigte sich mit dem Gedanken, das Widerstandesrecht in einer besonderen Schrift zu erweisen. „Lebe ich und vermags, so will ich eine Vermahnung schreiben an alle Stände in der ganzen Welt von der Nothwehr, daß ein Jeglicher schuldig ist, die Seinen vor unrechter Gewalt zu vertheidigen." Er gab wenigstens manchfache Andeutungen seiner später gewonnenen Ansicht. Indeß gedieh er mit dieser geänderten volksmäßigern Ansicht nie zur Klarheit, zu einem Abschlusse. Zu fest haftete bei ihm seine Gehorsams- und Leidenslehre. Gehorsam und freies Wort, Unrecht über sich ergehen lassen ohne gewaltsame Auflehnung, aber unter Rüge und Widerspruch — dabei blieb er im Ganzen doch auch nach dem Jahre 1530 bis an seinen Tod; das waren die Grundzüge seiner Ansicht, wenn man will seiner Theorie, die er zum Theil sehr fein ausbildete, die er jedenfalls bis zu jenem Zeitabschnitte ohne wesentliche Wandlung unverrückt festhielt.

Es ist ein häufiger aber offenbarer Irrthum, daß er leidenden Gehorsam stets, ein andrer, daß er seine Gehorsamslehre erst im Bauernkriege und im Widerspruche mit eignen früheren und zwar freieren Grundsätzen gepredigt habe, woran sich denn auch wol Beschuldigungen wie die knüpfen, daß er es aus Gunstbuhlerei gegen die Fürsten gethan. Er sprach jedoch aus selbstischen weltlichen Rücksichten nimmer anders als er dachte, so wenig damals wie jetzt. Gewaltleiden predigte er schon in dieser Zeit und hatte es eben von allem Anfang an gethan, stummen sklavischen Gehorsam forderte und übte er auch im Bauernkriege nicht und that es nie. Die Ansichten, welche er 1524 und 1525 über Obrigkeitenrecht und Unterthanenpflicht aussprach, liegen, ob auch noch nicht so völlig aber doch bereits deutlich genug entwickelt, allem Wesentlichen nach schon in seinem jetzigen Gedankenkreise. Was vorhin behauptet wurde, läßt sich nunmehr noch viel deutlicher erkennen: gerade im Bauernkriege bethätigte, bewährte er seine Ueberzeugungen, sprach und handelte er folgerichtig, ja mit schroffer Folgerichtigkeit. Will man ihn sich selbst widersprechend nennen, von einer Umänderung seiner ursprünglichen Grundsätze reden, so hat man die Widersprüche in jener viel spätern Umwendung zu suchen, von welcher im Obigen ein Umriß gegeben wurde. Wie man aber sehr häufig diesen Wechsel seiner Ansichten über Gehorsam und Widerstand bis (wie man sich etwa heute ausdrücken dürfte) zum revolutionär Klingenden hin nicht kennt, weiß man eben so oft von seinen frühesten ursprünglichsten knechtisch lautenden Grundsätzen nichts, sieht keinen Fortschritt, wo ein solcher ist, und eine Folgewidrigkeit oder Untreue, wo keine ist. Die Geschichte weiß von keinem Manne, der zugleich ein so gewaltiger Empörer und Ordnunghalter gewesen wäre wie er. In ihm lag und entwickelte sich ein gleich starker Gesetz- und Ordnungs- und Freiheitssinn, so daß seine Auflehnung die sittlichste und sein Zuchthalten das freisinnigste war:

seinen Sinn und sein Verhalten im Ganzen und Großen gefaßt. Den ersten und in ihrem Bunde so gewaltigen Mächten der damaligen Welt, dem Papst- und Kaiserthume, der höchsten geistlichen und weltlichen Obrigkeit zugleich, die über solche Mittel geboten, die den bestehenden festgewurzelten Zustand sammt seinen Grundpfeilern und Kräften vertraten, ihrer ganzen Machtentfaltung, ihren äußersten Drohungen und Strafmitteln, dem Bann und der Acht bot er Trotz, und nicht in einzelnen Augenblicken, auf eine vorübergehende Zeit, sondern Jahrzehende, Lebens lang. Es gehört zum Merkwürdigsten — und zum Auffallendsten, zum Bedeutungsvollsten, lange nicht genug Erkannten und vielfach Verkannten, zum Seegensreichsten, obwol nicht Unnachtheiligen — der deutschen Reformation, der lutherischen Empörung, daß sie mit der Lehre vom leidenden Gehorsame ihren Anfang und Fortgang nahm, daß der Anfänger der gewaltigen Bewegung und der Führer im Kampfe mit Verkündung der Lehre vom leidenden Gehorsame auf den Plan trat, daß er die Nation, sofern sie ihm folgte, sagen wir die mitkämpfende Nation, in seine Ansichten vom leidenden Gehorsame hineinzog, die Deutschen jener Zeit, die solcher Vorstellungen nicht gewohnt waren, die vielmehr in den Begriffen vom vertragsmäßigen Rechte, vom Rechte der Selbsthülfe wider Vergewaltigung lebten, 1517 wegen halben Kriegszustandes und Regimentslosigkeit fast überall in Waffen standen, so aufgeregt waren, noch mächtiger aufgeregt wurden, eine längere Zeit aufgeregt blieben, und zwar eben auch durch sein Wort. Es ist um so auffallender, wenn man auf die Härte und Schroffheit hinblickt, womit er die Gehorsamslehre ausspricht. Der Druck der Herren ist dem niederen Volke unerträglich geworden, es hat eine Bauernempörung nach der andern gegeben, ein allgemeiner Aufstand des gemeinen Mannes steht bevor, wird von den Reichsständen selbst gefürchtet, die die Gerechtigkeit der allgemeinen Klagen so wenig als sonst Jemand in Abrede stellen. Die Städte, die Ritter, der gesammte Laienstand, alle minder Mächtigen, fast alle fühlen sich eingeengt, an welcher Seite es sein mag, widerstreben der Einengung, und zwar gewaltsam, wo sies vermögen, in der gewaltsamen Zeit. Man hat sich fast seit Jahrhunderten in die Auflösung und Auflehnung, den Krieg gegen die oberste Gewalt, die Fehde hineingelebt.

Nicht einmal in die nöthige Ordnung, deren man entwöhnt ist, weiß man sich zu fügen, nicht einmal dem Rechte und Gesetze, der ordentlichen Obrigkeit mag man sich unterwerfen, man leistet fast nur Gehorsam, sofern man sich einer überlegenen Macht gegenüber sieht. Welche Ansichten und Grundsätze über Tyrannei und Verhalten gegen sie waren vielfach verbreitet und mit Billigung aufgenommen, verbreitet namentlich von Hutten, und um noch Einen und den Andern zu nennen, auch schon vor ihm von einem Peter von Andlaw, einem Sebastian Brant, die gelehrt und in Volksschriften mit allem Nachdruck behaupteten und ausführten, alle Menschen wären ursprünglich zur Freiheit bestimmt, die ihnen von Gott gegeben sei; der Teufel habe aus Neid über die Gabe, die er selbst verloren, die Dienstbarkeit eingeführt; würden die Fürsten Tyrannen, so müsse man sie verjagen u. s. f. Welche republikanische und mehr als republikanische, den bestehenden, ja den nothwendigen Verhältnissen und der unumgänglichen Einordnung in sie, feindselige Grundsätze und Forderungen einer unmöglichen Gleichheit gährten in den Bauerschaften, vom großen Haufen bedrohlich grob, von feinen Köpfen fein gefaßt, von einem Thomas Moore — dessen „Utopien" (de optimo reipublicae státu, deque nova insula Utópia) eben 1516 zu Löwen erschienen war und 1517 und 1518 schon wieder gedruckt wurde — theoretisch zugespitzt, ob auch in phantastischer Einkleidung. Der Sinn der Menschen ist auf materielle Dinge gerichtet; dort wird Macht und Glanz, hier Befreiung und Theilnahme am irdischen Besitze begehrt und mit Anspannung aller Kräfte erstrebt. Und eben in dieser Zeit fordert er — und zwar nicht etwa auf Gründe, die Vielen so leicht sich empfehlenden, der gewöhnlichen selbstischen Sinnesart so zugänglichen Gründe praktischer Staatsklugheit sich stützend, sondern im Namen des, der Selbstsucht Aufopferung und Selbstverläugnung ansinnenden, den Trübseligen Kreuz verheißenden Evangeliums — in dieser Zeit fordert er, man solle die Oberen ehren, in die bestehenden Rechte und Ordnungen von Gewissens wegen sich fügen, so unbestimmt sie sein, so sehr sie wanken oder als unleidlich empfunden werden mögen, das Schinden und Schatzen, alle Willkür, allen Druck geduldig sich gefallen lassen. Noch härter, obwohl nur ganz in derselben Weise und nach demselben Grundsatze äußert er sich

nach einigen Jahren im Bauernkriege, nachdem er selbst bei allen Veranlassungen den Herren ihre Tyrannei auf das Schärfste vorgehalten, indem er es thut und diese Tyrannei also sehr wohl kennt, indem er sie als solche beurtheilt wie bezeichnet. Die Bauern berufen sich auf die von ihm verkündeten Grundsätze der evangelischen Freiheit, die ihnen in der That von vielen der Herren vorenthalten wird. Er muß in eine Art von Bündniß mit diesen Herren, seinen eignen Widersachern, gerathen, zur Unterdrückung des Evangeliums in gewisser Weise die Hand bieten, wenn er von den Bauern sich abwendet, deren Empörung ihm die Aussicht öffnet, die Sache seines Herzens, seines Lebens siegreich, völlig, rasch hinauszuführen, wenn er sich an die Spitze stellt. Allein er will vom Aufstande nichts wissen, gerade wie er dann weiter Fürstenbündniß zum Schutz der Sache wider den Kaiser, d. h. den Papst und die päpstisch gesinnten Reichsstände, als Fürstenaufruhr verbietet. Die Herren sollen drein schlagen ohne Erbarmen, er fordert sie selbst auf, die Empörung um jeden Preis zu unterdrücken. Ein Mann wie Niebuhr sagte wohl, wenn ein Volk mit Füßen getreten und bis aufs Blut mißhandelt wird, ohne Hoffnung auf Besserung — Noth kennt kein Gebot — wer da die Rechtmäßigkeit des Aufstands verkennt, muß ein elender Mensch sein, der verdient, daß man vor ihm ausspucke und ihm den Rücken zudrehe. Dies Urtheil zog Luther sich zu. Sogar der Leibeigenschaft redet er das Wort, ihr Elend, das Entwürdigende in ihr bei Willkür von der einen und Brutalität von der anderen Seite entgeht ihm. So schwere als unzweifelhafte Irrungen, wenn auch nur eiserne Konsequenzen des seltsam bei solcher Auflehnung als Grundsatz und Regel des Verhaltens an die Spitze gestellten Princips. [1])

Das Auffällige vermindert sich indeß sehr beträchtlich, wenn man von einzelnen Auswüchsen oder scharfen Folgesätzen seiner Gehorsamslehre hinwegsieht und ihren wesentlichen Inhalt im Auge behält, mit anderen Worten, wenn man sie nach ihrem

1) Niebuhr, Lebensnachrichten, III, 211. Mit Luther hatte Calvin jenes Princip gemein, auf der entgegengesetzten Seite der politischen Ansichten und insbesondere der Grundsätze über Gehorsam und Widerstand sehen wir Knox, in der Mitte Zwingli und einzelne deutsche reformistische Theologen. Das Nähere muß indeß vorbehalten bleiben.

Wesen und ihrer Eigenthümlichkeit richtig würdigt. Sie kann mit demselben Rechte eine Lehre des Widerstands wie des Gehorsams genannt werden. Sie verwirft nur den Gebrauch der rohen Gewalt und stellt Alles auf die Kraft des Geistes, der Vernunft und der sittlichen Gesinnung, die durch das Wort sich bethätigen soll. Sie drückt mit einem Worte die, nur freilich nicht ganz richtig gefaßte christlich-germanische Sinnesart aus. Von andern noch zu erwähnenden Ursprüngen abgesehen, erklärt sie sich zuletzt völlig aus dem so sehr starken Vorwalten des religiösen Sinnes und Anliegens bei Luther, aus seiner deutschen und seiner Stammesart, daraus, daß er in solchen Verhältnissen und Umgebungen aufwuchs und sodann lebte, wie es der Fall war, und daß seine Bildung eine theologische und klösterliche gewesen; endlich eben aus der Gewaltsamkeit der chaotischen vulkanischen Zeit, die des Zügelns und Ordnens und vor Allem der geistigen Befreiung bedurfte, welche nur durch geistige Mittel gelingen kann.

Er ging zunächst ganz in die apostolischen Anschauungen und Grundsätze ein: seid unterthan aller menschlichen Ordnung — gehorchet Gott mehr als den Menschen! Daher Erdulden der Gewalt, aber Thun nach dem Pflichtgebot, nur ohne Gewalt, und daneben Widerspruch. Und wie ihm sodann die Obrigkeit überhaupt nur eine, durch die noch nicht überwundene Sünde bedingte Nothwendigkeit, insofern nur ein nothwendiges Uebel, und die Pflicht des Gehorsams eine Pflicht der Liebe ist, so denkt er auch tyrannische Obrigkeit nicht außer aller Beziehung zur sittlichen Aufgabe des Staats; sie ist ihm eine Zuchtruthe Gottes. Ganz etwas Anderes aber wäre stillschweigendes oder ausdrückliches Einverständniß mit der Despotie, Schmeichelei gegen sie, und Hergebung zu ihrem Dienste und also dienende Theilnahme an ihr, oder auch nur stummes Dulden ihrer Unrechtübung gewesen. Davon sehen wir ihn eben so fern wie den Herrn und seine Jünger selbst. Ganz in dem Sinne, wie wir ihn in den Resolutionen darüber sich aussprechen hörten, daß man nimmer Unrecht leiden solle ohne Mißbilligung der Tyrannei und Widerrede, hat er sich immer und immer wieder erklärt. Ich soll das Unrecht, das ich leide, nimmer billigen, sagt er. Das hieße den Feind stärken in seinen Sünden, seine Sünden auf mich nehmen, mich selbst schuldig machen, Teufel, Papst und Tyrannen gute

Sache geben. Das thue der leidige Teufel und kein christlich Herz.[1])

Nach apostolischer Denkart ist das sinnliche Wohlbefinden und sinnliche Menschenbeglückung nur das Zweite, das Erste Einigung mit dem Schöpfer im Hinblick und Hinstreben auf die unendliche Bestimmung des Menschengeistes, der gottinnige und gottförmige Seelenzustand der Einzelnen, die am Erlöser Theil haben, und die Heiligung, die Zuwendung der Gesammtheit der Christen und aller Menschen zu Gott. Auch dahin kann und soll die gesellschaftliche und staatliche Ordnung wirken, auch dazu kann sie förderlich wie hinderlich sein. Doch liegt dies entfernter. Gottinnig und heilig kann man sein in den elendesten äußern Lebensordnungen. Je lebendiger Jemand in Zeiten heftiger Kämpfe der Gegensätze vom christlichen Gefühle erfüllt und erregt ist, desto vorwiegender wird er das Verhältniß des Innern zu Gott und zur höheren Bestimmung bedenken, desto weniger Gewicht auf die gesellschaftliche Ordnung legen, worin er lebt; er wird leicht gleichgültig dagegen, leicht wird es ihm werden, sich darin zu finden, wie sie gestaltet sein mag, leicht wird Gehorsam und Unrechtleiden ihm fallen. So war es bei den Aposteln und so bei Luther. Tyrannischer Druck, bös Regiment, Verfolgung, Beraubung, Armuth, Marter, Tod und so insbesondre Leibeigenschaft — das Alles schadet der Seele nicht: dies ist es, worauf er hundert und tausend Mal zurückkömmt, was ihn taub macht gegen alle Klagen, womit er alle Einwendungen niederschlägt, was ihn übersehen läßt, daß auch das sittlich-religiöse Leben, die „Seele," dadurch gefährdet werden mag. Er will, es soll, und er glaubt, es müsse dadurch eben gehoben werden. Wie er es namentlich im Büchlein von der Freiheit eines Christmenschen ausführt: wer durch den Glauben mit Christo innerlich sich einige, werde frei und ein Herr aller Dinge im Himmel und auf Erden. „Mag er tausend Mal sterben, er lebt doch; mag er dienen und allen Dingen leiblich unterliegen, so herrscht er doch als ein König." Er macht sich allen Menschen dienstbar, geht in alle bestehende Abhängigkeit von Andern, in alle geordneten Formen der Abhängigkeit ein, aber zur Ehre Gottes,

[1]) Plochm. VIII, 245.

zu Förderung des göttlichen Reichs, aus Liebe, so daß er innerlich frei bleibt, in weltüberwindender Gesinnung dienend als Herrscher sich fühlt, während der Freiheitssinn, der ohne Liebe wider Unterordnung und Abhängigkeit sich sträubt, äußerlich frei machen kann, aber zum Knechte der Selbstsucht erniedrigt, die die Quelle alles Unrechts im Verhalten der Menschen oder in den Verhältnissen, aller Willkür und Gewalt, aller Tyrannei und Knechtschaft ist.

Bei den Aposteln kam dann hinzu, daß sie noch gar nicht daran denken konnten, auf die Formen der gesellschaftlichen Ordnung einwirken zu wollen. Diese Formen und deren Hüter und Vertreter, die Obrigkeiten, stellten sich ihnen und ihrem Werke feindlich entgegen. Sie hatten genug zu thun, das letztere als ein geduldetes zu befestigen, die für das Evangelium Empfänglichen zur Besinnung über sich selbst zu bringen, das Gottesgefühl in der Menschheit zu wecken. Ihr erstes Anliegen war, die Seelen von der Welt und Weltlust auf die höhere Weltordnung hinzulenken und das leidende Häuflein der Gemeinde zu trösten über den Unfrieden, den es in der Welt hatte, die Gläubigen zur Geringschätzung und Verschmähung der sinnlichen Güter anzuleiten, damit sie sich das höchste Gut gewönnen, zur Trennung von der verderbten Welt, um die christliche Reinheit und Würde um so unbefleckter zu erhalten. Die ihnen feindliche, die verpestete entgeistete und zerfallende Welt überließen und mußten sie sich selbst und ihrem Untergange überlassen, und um so mehr zeitweilige Unterwerfung unter deren Ordnungen, bei Bewahrung der geistigen und sittlichen Freiheit und Würde, lehren, da sie die Anschuldigung zu bekämpfen hatten, daß ihre Predigt und Gemeindengründung die gesellschaftliche Ordnung gefährde. Das Christenthum war in der That der mächtigste Stoff der Auflösung der bestehenden Ordnungen der Welt und es war genug an den Leiden und Schmerzen, welche mit einer solchen stets verbunden sind. Sie wären vermehrt und zugleich wäre der Fortgang des Evangeliums und seine Reinerhaltung in Frage gestellt durch jedes gewaltsame Auflehnen oder Eingreifen. Luther befand sich freilich in ganz anderen Verhältnissen, in einem christlichen Staate und unter christlichen Obern. Wenn er sich dennoch und wenn er die Evangelischen eine lange Zeit dachte

wie die ersten Christen und Märtyrer gegenüber feindseligen heidnischen Staatsgewalten, so lag ein Irrthum darin, der auf seine politischen Ansichten, namentlich auf die über das Verhältniß, über Rechte und Pflichten der Obrigkeiten und Unterthanen übel einwirkte. Indeß war eine Aehnlichkeit vorhanden, sofern die Reformation ein erneuerter Anfang des Evangeliums, der Einpflanzung des evangelischen Christenthums und jedenfalls Auflösung war und Zerstörung drohete, ähnliche Beschuldigung und Gefahr mit sich führte; sofern die obwohl christlichen Obrigkeiten dem Evangelium gleichfalls feindselig entgegentraten, sofern es galt, dem Werke nur zunächst Raum und Duldung, der Lehre Freiheit zu verschaffen, den rechten Sinn zu wecken, wonach dem geweckten und befestigten das Gestalten der äußern Zustände überlassen werden konnte. Ganz apostolisch richtete auch Luther sein erstes Bestreben darauf, die Seelen über die Verführung, Eitelkeit und Verderbniß, die Wirren und Leiden der irdischen Verhältnisse zu Gott emporzuheben. Die Besserung dieser irdischen Verhältnisse in den Vordergrund stellen, im Kampfe um sie jenes Streben, das Evangelium, die Seelen in Gefahr bringen, erschien als Ausbruch des Weltsinns, als Thorheit, Unwürdigkeit und Sünde und mit aller Kraft stemmte er sich entgegen und forderte Unterwerfung unter die äußern Ordnungen, damit das höhere Ziel nicht verloren gehe.

Die Sendung des Erlösers und seiner unmittelbaren Nachfolger war eine rein religiöse, die der Befreiung der Religion aus den Fesseln und der Verderbniß, worin sie sich durch Verschmelzung mit dem Staatswesen und Bürgerthume innerhalb der jüdischen und heidnischen Welt befand. Nicht anders nahm Luther seine Aufgabe, und sie stellte sich ihm sehr ähnlich, da der Katholicism, dem sein Kampf galt, abermals das Religiöse mit dem Bürgerlichen und Staatlichen vermischt hatte. In der christlichen Urzeit handelt es sich um Einpflanzung der christlichen Lehre und Denkart in die morsche jüdische und heidnische Welt. Aehnliches; doch nur Aehnliches, nicht Gleiches, wiederholte sich im Zeitalter der Reformation. Allein was der Erlöser und was seine Sendboten über die politischen Ordnungen und das Verhalten der Christen zu denselben und den Machthabern aussprachen, war freilich natürlicherweise dem christlichen Grundsatze entnommen, doch auf die besondern zeitigen Verhältnisse angewendet. Es enthielt deshalb zugleich ewige und nur zeitige Wahrheit und Regel, wie denn die Aussprüche, daß man zum Schwert nicht greifen, seine Habe den Armen geben solle u. s. f., die völligste Gültigkeit in sich tragen und doch nicht für alle Zeiten und Personen wörtlich gedeutet werden dürfen, als liege das unbedingte Verbot darin, Gewalt mit Gewalt abzutreiben, oder das Gebot, unter allen Umständen sich alles Besitzes zu entäußern. Ebenso verhält es sich mit den evangelischen Lehren vom Unrechtleiden, vom Gehorsame auch gegen tyrannische Herren. Alle biblischen Lebensvorschriften beziehen sich nur auf die damals bestehenden Verhältnisse, berücksichtigen daher weit mehr die Beziehungen der Christen zu den Nichtchristen als die der Christen unter einander und können unter ganz andern Verhältnissen keine unmittelbare Gültigkeit haben. Am meisten gilt dies von den apostolischen Regeln über das Verhalten der Unterthanen und der Knechte, weil unsre Obrigkeiten nicht mehr heidnisch sind und keine Sklaverei mehr unter uns besteht. Regeln für unsre gesellschaftlichen Einrichtungen und unser Verhalten darin und zu denselben, welche unmittelbar zu befolgen wären, enthält das Evangelium gar nicht. Man findet sie darin erst und wendet die biblisch-ethischen Vorschriften nur dann richtig an, wenn man die damaligen Verhältnisse „in die unsrigen übersetzt.“ Versäumt man dies, so kann man je nach anderweiter Denkart und Gesinnung in der Schrift Lehre und Rechtfertigung der blindesten Despotie und der revolutionärsten Freiheit finden, und es ist geschehen, von den ältesten bis auf unsre Zeiten. Auch Luther fand in verschiedenen Lebensabschnitten ganz entgegenstehende Grundsätze über christlich-pflichtmäßiges Verhalten bei Vergewaltigung in der Schrift. So wie er die zeitliche Hülle, in welcher die christliche Glaubenslehre zuerst in die Welt eingetreten war, mehrfach mit jener selbst verwechselte, woher manche Beschränktheiten seines Dogmas rühren, dachte er bei den evangelischen Lebensvorschriften anfänglich an jenes nothwendige Uebersetzen gar nicht, steifte sich stracks auf das Bibelwort, nahm die ethischen Sätze des Evangeliums so, als ob sie die Wahrheit, welche sie nur für besondre Verhältnisse gehabt, auch für ganz andere Zustände hätten, dachte hier an die Anwendung seines eigenen Grundsatzes:

änderen sich die Zeiten und Verhältnisse, so hören auch die Gesetze auf! nicht. Was den ersten Christen vorgeschrieben war für ihr Verhalten in Staat und Leben, sollte unbedingte Gültigkeit haben auch für die Christen seiner Zeit, so daß er keine Rücksicht darauf nahm, daß die deutschen Unterthanen ihren Obern mit großen verbürgten gesetzlichen Rechten und Freiheiten gegenüberstanden. Deutsche Gewohnheit und Sitte, jede deutsche gesellschaftliche Ordnung sollte dem unverstandenen weil allgemein und unbedingt genommenen Bibelworte weichen. Er übersah es, daß die christlichen Gebote des Gehorsams und der Liebe von den Deutschen ein Dulden gar nicht forderten, welches sie von den ersten Christen geheischt, dachte nicht an die Möglichkeit, daß das Evangelium selbst in den Verhältnissen seiner Zeit ein rasches und kräftiges Streben und Kämpfen für Recht und gute politische Ordnung fordern könnte, während es in den apostolischen Zeiten Ergebung in die bestehenden Einrichtungen und Zustände gefordert hatte. Als er dies späterhin mehr und mehr erkannte und jenes Uebersetzen lernte, als seine Ansichten und Vorschriften dahin umwendeten, daß er auch gewaltsame Selbsthülfe billigte und empfahl, stützte er sie abermals auf das Bibelwort, zu einem deutlichen Zeichen, wie wenig dasselbe sich eignet, auf Einrichtungen oder Verhältnisse ganz andrer oder aller Zeiten und als Vorschrift für das Urtheil oder Verhalten der Christen darin unmittelbar angewendet zu werden.[1])

Er wurde durch mancherlei Veranlassungen um so mehr darauf hingeleitet, die Gehorsams- und Leidenslehre der Apostel so sehr wörtlich zu nehmen. Auch er faßte seine Sendung, ja die Aufgabe der Zeit, von Anbeginn und fast immer als eine rein religiöse. Sein ganzes Augenmerk und Bestreben, all' seine Kraft richtete er auf Herstellung der evangelischen Lehre und Gestaltung der Gesinnungen und des Lebens nach ihr. Er wollte diese Herstellung voll und ganz, keinen Vergleich zwischen der Wahrheit und Unwahrheit oder lebendiger Ueberzeugung und verjährtem Vorurtheile, keine mit der Willensschwäche, dem un-

1) Ullmann, Theologische Aphorismen, in Studien u. Kritiken, 1847, I, 160. Schleiermacher, Die christliche Sitte, Werke VII, 94 f. Artikel Christenthum im Staatslexikon, III, 467 ff.

lauteren Weltsinne, der Macht abneigender oder feindseliger Menschen und Verhältnisse ein Abkommen suchende halbe Reformation, sondern eine auf die Wurzel gehende, auf die ursprüngliche Grundlage bauende Besserung, weil ihm diese ein Ernst, die evangelische Lehre göttliche Vorschrift war, von welcher Seel und Seligkeit abhängig. Um das Bibelwort richtig anwenden zu können auf die politischen und Rechts- Verhältnisse seiner Zeit, hätte er einer genauen und richtigen Kunde der letztern bedurft. Davon schloß ihn aber seine klösterliche Bildung aus und erschwerte sie ihm späterhin. Es war an sich selbst nicht leicht dazu zu gelangen, weil man sich in einer Uebergangszeit, einer Zeit der Unsicherheit der Zustände und deren Beurtheilung befand. Die deutschen öffentlichen und Rechtsverhältnisse, die Ansichten selbst der Politiker und Rechtsmänner waren verworren und unklar, ja eher verleitend als aufklärend. Eben jetzt wurden neben dreisten republikanischen, ja wirklich revolutionären, despotische Grundsätze und Lehren ausgesprochen und ausgebildet, und die letztern gerade von den rechts- und staatsgelehrten Doktoren, die — damit es für Luther bei seiner Richtung an einer ganz speciellen Irreführung nicht fehlte — den deutschen Kaiser in einen römischen Imperator, das deutsche Recht in römisches Despotenrecht, deutsche in römische Verhältnisse, wie insbesondre die deutsche Leibeigenschaft in römische Sklaverei umdeuteten. Indem er die christlichen ethischen Gebote als unmittelbar gültige weltliche Gesetze betrachtete, that er nichts, als was vor und neben ihm von den Bauern und Wiedertäufern und selbst von den Juristen, ja vorzugsweis von ihnen geschehen war und geschah. Es währte noch lange, daß die Juristen zweifelhaft darüber waren, ob es im Reiche und Rechte nach Moses oder kaiserlichen Rechten gehen müsse. Luther irrte in Anwendung des Bibelworts auf zeitige Verhältnisse gleich den Radikalen und Fanatikern, doch bei Weitem nicht so schwer wie sie. Gerade Luther war es, der gegen die Rechtsmänner, die das mosaische Gebot als unmittelbare Rechtsquelle betrachtet wissen wollten, die Christlichkeit und die Anwendung der kaiserlichen Rechte in Schutz nahm. Seit einem Jahrtausend hatte man im ganzen christlichen Abendlande christliche und kirchliche Grundsätze und Vorschriften auch als unmittelbar gültige Gesetze für das weltliche Rechtsverhältniß betrach-

tet. Auch die Nationen und die weltlichen Regenten sahen sie an als Hauptquelle in privat- und staats- und völkerrechtlichen Angelegenheiten. Eigenthümliche Gesellschaftsverhältnisse und Rechts-Ansichten und Institute des heidnischen Alterthums wurden dadurch zerstört oder christlich umgewandelt, gemildert, die Hierarchie war eben dadurch emporgekommen. Es ist sehr merkwürdig, daß Luther, wie in seinem Kriege wider die Schwärmer, so gerade auch im Widerspruche gegen die Hierarchie und gegen deren falsche Begründung durch Anwendung biblischer Grundsätze als unmittelbar gültiger Vorschriften in eine solche und recht schroffe Anwendung verfiel. [1])

Das Papstthum gründete z. B. seine Ansprüche auf das: du bist Petrus, auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen. Er forderte, daß die Päpste wieder den Aposteln gleichen sollten, er berief sich auf das: mein Reich ist nicht von dieser Welt, das: die Obrigkeit ist Gottes Ordnung, und gab Namens dieser Aussprüche dem Staate seine Rechte zurück, indem er der Hierarchie als einer, alle natürlichen und nothwendigen Verhältnisse der Unterordnung auflösenden Macht entgegentrat, dieß als eine seiner höchsten Ehren sich anrechnend. Schon jetzt hing seine Gehorsamslehre genau mit seinem Hinausringen aus der mönchisch-katholischen Ansicht, mit seinem Widerspruche dagegen zusammen, ging recht eigentlich daraus hervor. Wir kennen seine Ereiferung darüber, daß die Mönche und das geistliche Recht so manche evangelische Vorschrift für alle Christen zu Räthen für die Vollkommenen machten, während es für ihn unvollkommene Christen gar nicht gab, während er von Jedem, der Christ sein wollte, forderte, daß er es ganz sein solle, und keine besondere Vollkommenheit der Mönche oder überhaupt der Priesterschaft anerkannte. Eben in seinem Bestreben der Herstellung des Evangeliums in Lehre, Gesinnung und That, in seinem Gegensatze zur mönchisch-scholastischen Ansicht und Doktrin, in seinem begonnenen antischolastisch-hierarchischen Kampfe bildeten sich seine Ueberzeugungen vom leidenden Gehorsame als allgemein und unbedingt gültige evangelische Vorschrift aus. Zehn und wieder zehn Mal kommt er darauf und zürnt darüber, daß die päpstlichen Dekretalen Ab-

1) Walch X, 405. Staatslexikon a. a. O. 458.

wehr von Gewalt durch Gewalt billigten. Wenn er unter gewissen Voraussetzungen späterhin selbst nichts mehr dawider hatte, so leitete ihn vorerst der Mißbrauch, der von Seiten der Hierarchie mit dem an sich nicht unstatthaften Satze getrieben oder der dadurch veranlaßt wurde, zu unbedingter Verwerfung desselben, und so namentlich zur Mißbilligung selbst des Rechtsschutzes durch Rechtsmittel im Proceßführen.

Er wurde von seinem anfänglichen Mißverständniß mancher evangelischen Vorschriften über das Verhalten bei Leiden und Gewaltübung erst durch das praktische Leben und längeres Walten darin außer der Kloster- und Studirzelle zurückgebracht. Auf seine jetzige Denkart hatte ohne Zweifel sein Gelehrtenthum den wesentlichsten Einfluß, und noch mehr seine Gewöhnung an den mönchischen Gehorsam, an die Mönchsansicht, wonach Gehorsam, Demuth, Entsagung für die höchsten Tugenden galten, an die Ordensregel, welche geduldiges Erleiden des Unrechts als Pflicht und heilsame Uebung ganz besonders einschärfte, womit denn wiederum auch die Einwirkungen seiner hochgespannten und wenn auch eine frische und heitre Glaubenskraft einflößenden, doch einen Zug vom Schwermüthig-Düstern in sich schließenden religiösen und mystisch-theologischen Anschauung zusammenhingen. Welch ein Ernst es ihm aber mit seiner Ansicht war und wie tief sie ihn durchdrang, beweist der Umstand auf das Stärkste, daß er sie jetzt, eben jetzt und wiederholt aussprach, indem er einen so heftigen und bedenklichen Angriff wagte, indem er sich im Beginn einer Auflehnung selbst befand. Es konnte ihm nicht entgehen, daß ihm sein Widerspruch als eine solche jedenfalls ausgelegt werden würde; er hätte das stärkste Anliegen gehabt, statt der Gehorsamspflicht das Widerstandsrecht stark hervorzuheben. Wie gänzlich ihn seine Ansicht eingenommen, wie gewaltig sein Mönchthum, sein ganzer Entwicklungsgang auf ihn eingewirkt hatte und fort und fort nachwirkte, was man gerade bei diesem Angriffe und bei seiner gesammten Auflehnung keinen Augenblick vergessen darf, dies geht dann aufs deutlichste daraus hervor, daß er erst so spät sich völliger klar wurde, aus seinen Irrungen herausfand, gesunderer Ansicht Raum gab; daß er selbst in der Zeit seiner heftigsten Kämpfe, in und nach offner Empörung, während des Kriegs und Kriegsgewirrs, durch keine

Verlockung noch Drohung, keine Aussicht noch Gefahr, weder durch Freund noch Feind von der Gehorsams- und Leidenslehre sich abbringen ließ, wie er sie jetzt predigte. Als er ihre Schwächen, ihre Unzulänglichkeit zu fühlen, die Selbstwidersprüche, worin sie ihn verwickelte, zu ahnen anfing, als sie ihm Verlegenheiten bereitete, denen schwer zu entgehen war, half er lange viel lieber durch feine Unterscheidungen und künstliche Nothbehelfe nach, als daß er sie hätte fahren lassen. Er hatte selbst in einem heftig erregten Augenblicke gesagt: wie sie mir, habe ich ihnen gethan, aber die Kraft seiner jetzigen Ueberzeugung war zu groß, sie zog ihn in seine jetzige Ansicht zurück, in welcher er so fest blieb, daß ihn während einer langen Reihe von Jahren auch die Verfolgungen, das zu gewaltsamer Abwehr herausfordernde Verhalten der Widersacher, die höchste Gefahr seiner Sache, nicht abzuwenden vermochten.

Daß er so tief in sie eintauchte, dazu wirkten gleichfalls deutsche Eigenheiten, Art und Unart mit. Die Frömmigkeit ist doch wol der hervorstechendste unsrer Nationalzüge. War diese Volkseigenheit bei Luther überhaupt hervorstechend, so sehen wir sie insbesondre auch darin wirksam, daß er die nationale Ansicht von dem Ursprunge alles Rechts, aller Herrschaft und Abhängigkeit aus freiem Uebereinkommen und von dem Rechte der Selbsthülfe gegen alle unberechtigte Zumuthungen so weit von sich wies, der apostolischen Ansicht vom Gehorsam und Unrechtleiden so gänzlich, so rücksichtslos in Betreff alles daraus hervorgehenden irdischen Schadens, sei es für die eigne Person oder für die weltlichen Verhältnisse, sich hingab. Weil die Deutschen von jeher gern gesondert von den äußern Beziehungen des Lebens in der innern Welt des Gemüths und begnügt darin lebten, waren sie, zumal bei ihrer Ausdauer und zähen Lebenskraft, stets um so eher befähigt Kränkungen, Demüthigungen, Unterdrückung und Mißgeschick — gerade Das, was er von seiner Kindheit an gelernt — geduldig über sich ergehen zu lassen, und doch in Allem, was das unentäußerliche Gepräge der Seele ausmacht, dieselben Menschen zu bleiben. Sie waren zu aller Zeit ausgezeichnet durch Gehorsamsfähigkeit, Respekt vor der Obrigkeit und der Macht der Verhältnisse, durch vorwiegende Neigung, in den nächsten und engsten Kreisen sich abzusondern, die Persönlichkeit

und die Privatverhältnisse auszubilden, in ihnen befriedigt und frei zu sein, die öffentlichen aber, den Staat und dessen Gestalt gleichgültiger anzusehen und zu behandeln, wobei sie stets nur sehr schwer und spät erkannten, wie manchfach und wesentlich doch auch die Beschaffenheit der gesellschaftlichen Ordnung, die Gestalt und Führung des gemeinen Wesens auf die freie Bewegung und das Wohlbefinden der Persönlichkeit, in der Gemeinde, der Familie, im Hause und sogar im Innern zurückwirkt. Ebendadurch wurde es ihm so viel leichter, Ergebung in böses Regiment, in Trübsal zu lehren, zu glauben, daß man am Seelenheile genug habe, es ungehörig und schwächlich zu finden, Druck oder Leibeigenschaft gewaltsam abwerfen zu wollen. Die deutsche Gehorsamsfähigkeit und Ehrerbietung vor aller Obrigkeit beruhete indeß von Alters her nicht auf der unterwürfigen knechtischen Gesinnung, in welcher der Sklav und der Slawe, uneingedenk eigner Würde oder Berechtigung wie von Rechtswegen dient, was von der Herrschaft ausgeht wie von Rechtswegen hinnimmt, Alles für gut hält, was der Herr thut, und diesen und seine Werkzeuge gleichsam als höhere bessere Wesen anstaunt oder verehrt. Dem Gehorsamssinne der Deutschen hielt allezeit der eben so starke Freiheitssinn die Waage, der es auf die Länge so wenig zu gedankenloser selbstwegwerfender Knechtschaft als, nach seiner widerspänstigen eigensinnigen Art, zu dem wohlverstandenen freien Gehorsame kommen ließ, der sich um des gemeinsamen Wohls willen einer gebilligten Macht unterwirft. Daher von jeher so viel staatlicher Zerfall bei uns als Versuche und Anstrengungen zu einem einheitlichen Staatswesen zu gelangen; daher so viel Aufstände und Empörungen, für die dann aber stets rechtliche und sittliche Begründung sorgfältig gesucht wurde, so viel Empörungen selbst gegen alles noch so berechtigte Streben nach einer ordnenden einheitlichen Obergewalt; daher keine geregelte staasbürgerliche, sondern nur individuelle Freiheit, und da diese ohne jene nicht gesichert ist, jeweilige Unterdrückung, aber doch kein Sklaventhum, kein andauernder Verlust der individuellen Freiheit, weil ihr Trieb zu stark war, weil sie innerlich nie aufgegeben wurde, weil die Nation oder einzelne bedrückte Klassen nur zwingender Macht und so wichen, daß sie doch nicht anders als denkend dienten, des Werths der Persönlichkeit nicht

vergaßen und alle ihre Rechte vorbehielten. Die einzige jemals bei uns zu allgemeiner Anerkennung und wirklicher Herrschaft gelangte Macht war die der Kirche. Aber auch die Unterwerfung unter diese geistige Macht war und wurde doch keine gedankenlose knechtische. Keine andre Nation kann sich einer solchen Gedankenfreiheit bei so viel Glaubens- und Gesinnungsernst, einer solchen Philosophie und Theologie rühmen als die deutsche — die Folge der Anstrengungen, Errungenschaften und Begründungen der Reformation, welche ihrerseits wiederum Ergebniß und zeitweiliger Abschluß der antihierarchischen Kämpfe vornämlich der Deutschen, ihres Ringens um die Freiheit des nationalen und geistigen Lebens in den mittleren Jahrhunderten bis zum sechzehnten war. Sie hatten, nicht ohne abwechselnd, bald da bald dort, der Unterwerfung und Unterwürfigkeit zu verfallen, doch am gewaltigsten und ausdauerndsten gestritten, sie erhoben sich zum Entscheidungskriege, sie ließen sich manche Früchte ihrer Arbeiten und Siege entgehen, führten aber dennoch die Reformation verhältnißmäßig am gründlichsten durch. Der deutsche Frömmigkeitshang hatte zu einem innigen Glauben, zur Verehrung der Kirche und zur Unterwerfung unter sie hingetrieben, zugleich aber im Vereine mit dem republikanischen Freiheitssinne der Einzelnen im Glauben, Meinen, Denken und Empfinden vor gedankenloser Unterwerfung geschützt, das Widerstreben wach erhalten und verursachte zuletzt die Auflehnung, weil er alle Seelenkräfte erfaßte, Gemüth und Geist durchdrang, die Forsch- und Prüfungslust erregte, zur Auffindung von theoretischen und praktischen Unzulänglichkeiten und Uebelständen hinleitete, Unwillen darüber hervorrief und zu dem Ingrimme und der Festigkeit und Entschlossenheit steigerte und endlich in die religiöse Begeisterung sich wandelte, wodurch eben der Angriff, der Krieg und Sieg bewirkt wurden. [1])

Wir erblicken alle diese deutschen Eigenthümlichkeiten bei Luther in scharfer Ausprägung, und wie sie bei ihm wirksam waren, so gab er ihnen den schärfsten Ausdruck. Weil die Reformation von ihm vornämlich ausging und ein deutsches Werk

1) Rümelin, Fragmente über das deutsche Volk und seine Geschichte, in Jahrbücher der Gegenwart, 1846, 168 ff., 196, 212.

war, tritt die ganze deutsche Art so scharf in ihr hervor. Keine andre Nation und keiner ihrer Angehörigen war so in den Gehorsam des Glaubens und der Kirche eingegangen und stellte sich in solcher Glaubenskraft und Fülle dar, in keiner und keinem Andern erwachte der religiöse und der Freiheitssinn so lebendig und gewaltig, der zu einem solchen Selbstbewußtsein in ihm und dann großentheils durch ihn in der Nation gelangte, ohne in Irreligiosität oder Zügellosigkeit wesentlich auszuarten. In den Antrieben und der Bethätigung des deutschen lutherischen Glaubens- und Freiheitshanges wurde die Reformation durchgesetzt, die Befreiung vom hierarchischen Drucke, die Herstellung des evangelischen Dogmas und Glaubens. Mit so gewaltiger Feindschaft und Kraft zerstörte Luther die hierarchischen Elemente, daß die katholische Hierarchie nur einen Rest ihrer ehevorigen Gewalt behauptete, eine protestantische auf die Dauer nicht aufkommen konnte, die Freiheit unzerstörbar bis diesen Tag begründet wurde. Wie er die hierarchischen Triebe, Gelüste und Kräfte niederdrückte, warf er auch die anarchischen Destruktiven zu Boden. Wie er, zum wenigsten auf Zeit bewirkte, daß die zertheilte, gegen Unterordnung des Meinens oder Beliebens, Uebereinkunft und Einigung so widerwillige Nation einmal wieder einen Gesammtwillen bekundete, bezwang er diesen Widerwillen und die empörerischen und zerstörerischen Neigungen und Absehen so gewaltig, daß die ungeheure Aufregung und Verwirrung nicht zur allgemeinen Auflösung und Zerrüttung gedieh, die Reformation nicht in Revolution umschlug, daß nicht mit der Hierarchie und dem hierarchischen Dogma der christliche Glaube verworfen, dieser vielmehr noch einmal fest wie je begründet wurde, daß mit der Freiheit nicht Zuchtlosigkeit der Geister und Zerfahrenheit in tausend individuelle Meinungen, sondern Sammlung um das Panier fester Ueberzeugungen kam, daß die Anarchie nur vorübergehend das Haupt erheben durfte. Eben dadurch war er groß, und eben darauf wirkte wesentlich, eben damit steht im genauesten Zusammenhang seine Gehorsamslehre.

Es zeigte sich sogleich bei den Anfängen, wie sie ihrerseits wiederum im genauesten Zusammenhange mit seiner deutschen Eigenthümlichkeit stand. Er ist voll Ehrfurcht, treu gesinnt wie nur Einer gegen die bestehende Ordnung, die öffentliche Gewalt,

die geistliche und fremde, die heimische weltliche, wie es sich auch mit ihrem Ursprunge, ihrer Ausbildung verhalten, ob sie wohl gebraucht oder mißbraucht werden mag. Obenhin angesehen könnte seine Denkart und Gesinnung knechtisch erscheinen, doch liegt so etwas höchstens im Ausdrucke, und nur zu einzelnen eben so harten als alle Freisinnigkeit verläugnenden Ansichten und Aeußerungen, z. B. über die Leibeigenschaft, läßt er sich durch sie verleiten: allein ihr Kern ist Freisinnigkeit, durch und durch ist sie von dem Odem der Freiheit erfüllt, der Tyrannei, der sie willkommen dünken möchte, ist nicht das mindeste mit ihr gedient, wenn sie wohlverstanden kräftig auflebt, muß jede zu weit greifende Gewalt ihr Grab darin finden, es giebt keine andre, die allem despotischen Herrenthume so verderblich wäre, wie wir ihn selbst dieß so trefflich in einer aus der Schrift: Vermahnung sich vor Aufruhr und Empörung zu hüten, ausgehobenen Stelle darlegen hörten. Sie kann äußre Gebundenheit bei innerer Freiheit verlängern, macht aber, indem sie diese kräftigt, zuletzt jener ein desto gewisseres Ende. Er unterwirft sich aller menschlichen Obrigkeit und Ordnung, doch nur weil er göttliche Ordnung in ihr erblickt, um der Idee willen, welche sie zu verwirklichen berufen und verpflichtet ist, so daß sein Gehorsam nicht der Kreatur, sondern Gott gilt. Und nicht daß er menschliche Obrigkeit und Gottes Regiment und Befehl vereinerleite, Alles für recht und gut achtete, was von ersterer ausgehen mag: er unterscheidet sorgfältig zwischen dem idealen und wirklichen Papste wie späterhin zwischen dem Kaiser, der den Inhaber einer Amtsgewalt darstellt, und dem Kaiser der Wirklichkeit, der über sein Amt hinausgreift. Auch der irrenden, die Gewalt mißbrauchenden Obrigkeit will er Gehorsam geleistet wissen, doch nicht so daß ihre Tyrannei als berechtigt hingenommen würde, frei soll der Gehorsam sein, verbunden mit dem das Unrecht verwerfenden, nimmer billigenden Urtheile, freies Eingehen in die göttliche Ordnung, in welche der Einzelne nicht selbstisch und eigenmächtig eingreift und eingreifen darf, weil sie von einem Andern — dem Gewaltthätigen — verkehrt wird, der er sich geduldig unterwirft, wie großen irdischen Schaden sie ihm bringen mag, damit er nicht die Gott schuldige Ehrfurcht und die Nächstenliebe verletze durch Störung der göttlichen Ordnung.

Der Gehorsam soll jedoch kein unbedingter und stummer sein, das Unrecht soll laute und nachdrückliche Mißbilligung, soll muthigen, nach seiner Größe und Schädlichkeit für das Gemeinbeste abzumessenden Widerstand durch Einrede erfahren. Und dieser Widerstand, mag er neue Gefahren und Leiden bereiten, ist Pflicht, Pflicht ist die Gehorsamsweigerung, die Auflehnung durch das freie Wort, öffentlichen Tadel, wenn menschliche Obrigkeit mit ihrer Idee und Pflicht so sehr in Widerspruch sich setzt, daß sie seelschädliche Lehren verkünden läßt, ein gottwidriges Handeln, oder nur Schweigen gebietet oder fordert. Wenn die geduldige ruhige deutsche Art — welche die Nation selbst in den besseren Zeiten kräftigen Selbstbewußtseins doch fast immer nur dahin ließ, der Unterdrückung eine abwehrende und ehrenwerthe Festigkeit entgegenzusetzen, in den schlechten Zeitabschnitten der Erschlaffung und Versunkenheit aber in willenlose Unterwürfigkeit ausartetete — wenn sie große Gewalt über Luther übt, er geht dann doch darüber hinaus, sein Feuergeist, seine heilige Entrüstung, sein entzündetes sittliches, christliches und patriotisches Gefühl reißt ihn von der Abwehr zum Anregen und Angriffe fort, jedoch wiederum ohne daß er die deutsche Neigung zum Gehorchen und Dulden verleugnete; und eben das macht seine nationale Größe, daß er die Nation fortbewegt, fortreißt, gleichsam über sich selbst erhebt, ohne sie aus ihrem eigenthümlichen Wesen herauszubringen, daß er ihr das Höchste, was sie zu leisten im Stande ist, zumuthet, aber nicht mehr, indem er das Edle und Beste ihrer Eigenthümlichkeit und Fähigkeit in sich selbst auf den höchsten Punkt steigert.

Der Gehorsam, den er lehrte, artete in Preisgebung natürlicher und bestimmter persönlicher und nationaler Rechte aus, weil er sie zu wenig kannte oder sie dem falsch verstandenen Bibelworte opfern zu müssen glaubte, war aber mit nichten gedankenlose stumpfsinnige Unterwerfung aus Menschenfurcht, brutales sklavisches Anbeten der Gewalt. Er wird eben so sehr erschwert als geadelt durch die Forderung, daß er ein bewußter, mit Freiheit irdischen Nutzen und Berechtigung, aber kein Theilchen der Menschen- und Christenwürde aufgebender, aus den höchsten sittlich-religiösen Antrieben, aus echter religiöser Seelenerhebung hervorgehender sein soll. Noch so sehr gefesselt durch Gewöhnung

an Demuth, Ehrfurcht und Unterwerfung, noch im Gefängniß des Mönch- und Kirchenthums, bedarf Luther doch — so lebendig ist das Gefühl der Freiheit in ihm, so tief durchdringt es ihn — eben so wohl für den Gehorsam, als für den Widerspruch, zu welchem er sich verpflichtet achtet, einer Rechtfertigung vor dem Verstande, einer Gewissensbefriedigung. Sein Gehorsam ist überall der des Freien, gänzlich verschieden von dem Gehorsame des Knechts, wie seine Auflehnung nicht die der Leichtfertigkeit, Eigensucht und Selbstüberhebung, welche keinerlei Unterordnung anerkennen will, sondern die vollberechtigte des über sein Vornehmen und Thun in sich gewiß Gewordenen ist, als das da übereinstimme mit der göttlichen Ordnung, mit Gottes und aller Verständigen und Guten Billigung.

Seine Gehorsamslehre ist von der ordinären nicht bloß durchaus verschieden, sondern ihr geradezu entgegengesetzt, die zwar Aehnlichkeit mit ihr hat, doch nur die Aehnlichkeit des Zerrbildes mit dem Bilde. Nicht die mindeste eigentliche Gemeinschaft hat sie mit der widerchristlichen und widervernünftigen, unmännlichen und undeutschen, grundverderblichen und niederträchtigen Ansicht und Gesinnung, die von brutalen Herren gewünscht, von Gunstbuhlern und feilen Schmeichlern gelehrt und gefördert wird und in verdummten Knechten lebt; mit der gemeinen und gedankenlosen, wenn auch bisweilen sophistisch zugestutzten und ausgeschmückten Theorie vom unbedingten leidenden Gehorsame, die dem Geiste Hohn spricht, die Menschheit herabwürdigt und trotz ihrer allseitigen Schwäche den unverschämten Anspruch erhebt, die edeln Grundsätze des Christenthums in sich zu enthalten; mit der feigen ehrlosen Sinnesart nicht Luther's, sondern des späteren Lutherthums, das auch mit diesem Schmutze Luther's glänzendes Werk überzog und unkenntlich machte und verdarb; mit der unapostolischen Doktrin, die man, jemehr die lutherische Kirche in Staatsbotmäßigkeit gerieth, von der unlutherischen und ungeistlichen Geistlichkeit dieser Kirche so oft hören mußte, die den Unterthanen stummes hündisches Dulden als angebliche Christenpflicht, den Herren falsche Begriffe von ihrem göttlichen Rechte einpredigte, jeden Widerspruch zum Aufruhr stempelte und sich daneben sorgfältig hütete, die Tyrannen an ihre Unterordnung unter Gottes Gebot, ihre Pflicht, ihr Unrecht

und das Recht der Bedrückten zu erinnern; mit der Doktrin, womit diese Geistlichkeit das Christenthum in sich selber schmähete und weithin vor dem Volke und den Herren in Verachtung brachte. In diese Sklavenlehre wurde die Freiheit athmende, gründende, erobernde evangelische und lutherische vom freien Gehorsame verdreht, zum Theil schon in der Zeit, in welcher er sie aussprach. Wenn aber die Lutherischen, die Deutschen in schlaffe und feige, hier Kirche und Christenthum, dort Recht und Freiheit preisgebende Bedientengesinnung versanken: sie haben sie nicht von ihm, der mit seiner Leidens- und Gehorsamslehre in preiswürdigster Ungeduld sich am kräftigsten in seiner Zeit für die evangelische Wahrheit, die echte Würde der Kirche und wider die Unterdrückung der Christenheit und seiner Nation erhob. Er leitete mit seinem Angriffe den Kampf der Vernunft gegen die Ueberlieferung recht eigentlich ein, den Kampf um die Grundlage aller echten menschheitlichen Freiheit. Auch ist eben dieser Kampf nirgend so durchgeführt und gelungen wie bei uns, was den Anfänger und Führer, Luther, eben so hoch erhebt, als es ein Zeichen davon ist, wie genau und glücklich er den Sinn, den stärksten Trieb der Nation traf. Angreifend und kämpfend mit seiner Gehorsamslehre hat er dem Papstthume der schlechten, Deutschland ausbeutenden Päpste, dem Papstthume der ältern Zeit den Todesstreich gegeben, und wir mögen mit ihm glauben, daß er der römischen Herrschaft in Deutschland ein gänzliches Ende gemacht haben würde, wenn nicht die Lehren und Jünger falscher Freiheit, der Empörung und Gewalt dazwischengekommen wären. „Wo mir die aufrührischen Mordgeister mit ihren Bauern nicht vor dem Garn gefischt hätten, so sollte es jetzt wohl anders stehen mit dem Papstthume.“ [1])

Er trieb seine Gehorsamslehre im Bauernkriege auf eine ganz falsche Spitze, verwirrte durch sie in den nachfolgenden Jahren die Politik der evangelisch gesinnten Reichsstände; er hat vielleicht durch sie verschuldet, daß die günstigen Zeitpunkte zur Durchführung der Reformation in ganz Deutschland unbenutzt blieben; er sprach von ihr ausgehend verkehrte und verderbliche Ansichten und Rathschläge aus, und hat dennoch unermeßlich Großes und

1) Plochm. VI, 85 f.

Wohlthätiges mit ihr ausgerichtet, eben auch im Bauernkriege, obwol nicht damals allein. Man hat zu bedenken, er war gefangen in ihr durch sein Verständniß des Bibelworts und dieselbe Ehrfurcht vor dem Evangelium als göttlicher Lehre und Vorschrift, die seinen Arbeiten und Kämpfen überhaupt zum Grunde lag, und die ihn bewog, gleichzeitig den Herren Wahrheit zu reden wie kein Anderer vermochte und wagte, gleicherweise des armen gedrückten Volks mit dem Eifer fort und fort sich anzunehmen, der ihn schon in seinen Anfängen bewogen, die Wucherzinse — wobei er eben auch das Schriftwort vom Leihen unbedingt nahm — und die blutsaugerischen Wucherer zu verdammen, die herzlosen Reichen in allen Ständen und eben auch unter den Bürgern, die ihm mehr als die Fürsten halfen und die er dennoch niemals schonte. Das Evangelium sollte hindurchdringen, im Leben wie in der Lehre, in allen Verhältnissen, auch in der Politik, völlig und überall nach seinem großen unberechnenden Sinne. Daher das Beste, was er gesagt und gethan, daher auch manches Unzutreffende und Fehlgreifende, daher auch das Auswüchsige seiner Gehorsamslehre. Wie sie jedoch damals beschaffen sein mochte, er hat die edle Auflehnung mit ihr begonnen, und ebenso hat er den Aufruhr mit ihr niedergeschlagen, die gewaltsame Umwälzung von Deutschland abgehalten, die wilde Aufregung in die ruhigere Strömung der Reformation zurückgelenkt, die letztere vor vielem Eindrängen politischer Rücksichten, die Politik der Evangelischen vor vieler Befleckung bewahrt, den Frieden erhalten, so lange er lebte, und das sollte ihm anerkennend stets gedacht werden, wie sehr man es auch mit mehrem oder minderem Grunde beklagen mag, welch edle Keime 1525 zertreten wurden, welchen viel weniger gedeihlichen Gang die Reformation seitdem nahm, wie manchen günstigen Zeitpunkt die Evangelischen nachher zum Kriege vorübergehen ließen, wie unklug bisweilen ihre Politik und wozu eben er rieth erscheint. Wenn irgendwo in hoher Erregung zur Durchführung von etwas Gemeinsamen, zu Befreiung oder Gründung, wobei Vereinigung Bedingung war, Zucht Noth that, so war es bei uns der Fall, vornämlich durch Zucht ist gewonnen, was wir in der Reformation gewonnen haben, die Zucht übte Luther durch seine Art und Kraft und ihr Princip lag in seiner Leidens- und Gehorsams-

lehre. Durch Gewalt und Zuchtlosigkeit scheiterte das Unternehmen der Bauern wie das der Ritter, und nur wo Luther wirkte, drang die Reformation in Saft und Blut des Volks. Luther mit seinen Ueberzeugungen und Lehren von Ehrfurcht und Demuth, Gewalt- Leiden und Gehorsam brachte wie Keiner vor ihm die Nation zum Bewußtsein ihrer Rechte und Kraft gegenüber der fremden geistlichen und der heimischen weltlichen höchsten Obrigkeit und zur That gegen Vergewaltigung von Seiten derselben. In der Erörterung der Fragen, die durch ihn erst recht eigentlich die großen Zeitaufgaben wurden, über die Rechte des Papstes und des Kaisers und über die Pflichten der denselben Untergebenen und die Grenzen dieser Rechte und Pflichten, entspann sich die Kette der Untersuchungen über Glaubens- und Gewissensfreiheit, Volks- und Regentenrecht, die seit jener Zeit so eifrig begonnen und fortgesetzt wurden und so wesentlich dahin gewirkt haben, daß die hereinbrechende Despotie nicht auf die Dauer befestigt werden konnte, daß der Freiheitssinn in der Nation nicht erstarb und die dem Verkommen nahe wieder weckte. Er selbst, der durch seinen Vorgang auf die freieste Lösung jener Fragen hinwies, der hundert Mal in seinen Schriften die freiesten Ideen aussprach, war einer der ersten auch von Denen, welche die Doktrin bearbeiteten, obwohl er es meist nur gelegentlich that. Wie fein und scharfsinnig, wie frei und kühn es geschah, davon giebt allein schon die Schrift Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei, das glänzendste Zeugniß, und doch fordert er in ihr wie sonst, und eben auch in ihr den leidenden Gehorsam. Wir finden bei ihm die hellsten, aus der denkenden Vernunft geschöpften Ansichten über Recht und Politik. Es blieb nicht aus, daß er die Forderung von Vernunftgründen, das Princip der Prüfung des Ueberlieferten und Bestehenden nach solchen, das er jetzt der kirchlichen Lehre und den kirchlichen Einrichtungen gegenüber geltend machte, auch auf die weltlichen Verhältnisse anwendete, und er maß sie nach der Regel: „daß allzeit über alles Recht regiere, und daß oberst Recht und Meister alles Rechtes bleibe die Vernunft," womit das Ansehen der Ueberlieferung und Gewohnheit auch im Staatlichen abgewiesen war, der Grund und Keim des politischen Nationalism der Neuzeit lag. Dieser gelang freilich erst, was ihm noch

nicht gelungen, die Befreiung der Ansichten über Recht, Staat und Politik vom Einflusse der Theologie. Es gelang ihm nur, die Kirchenherrschaft über den Staat zu brechen, sein Beruf und seine Einseitigkeit als Theolog widerstrebten der Richtung auf Befreiung der Staatswissenschaften von der Theologie, worin ihm Macchiavelli so weit vorausschritt. Doch wie viel ehrwürdiger erscheinen seine noch unausgebildeten, mit der deutschen Geradheit, Redlichkeit und Frömmigkeit aufs engste zusammenhängenden Ansichten, als das ausgebildete System des Italieners, das seinen Ursprung aus wälscher sittlicher und religiöser Verkommenheit deutlich an der Stirn trägt. Macchiavelli gelangte auf seinem Wege dahin, das Christenthum gänzlich zu verkennen und ihm Feindschaft zu erwecken, indem er es anklagte, daß es die Bürgertugend und die Staatskraft zerstöre: Luther erkannte in ihm die beste Grundlage hiefür, die er fester zu stellen und wirksam zu machen sich mit Glück bestrebte. Auch Macchiavelli verirrte und widersprach sich vielfach und zeigte sich abhängig, doch abhängig eben von der ihn umgebenden Schlechtigkeit, und stellte sich tiefer als seine Zeit, während Luther seiner Zeit und Nation freilich zu viel zumuthete, weil er selbst zu hoch stand, aber doch ein erhabenes Ideal aufstellte auch in der Politik. Will man es einen nur vorübergehenden, ja zweideutigen Gewinn oder Vorzug nennen, daß er die Politik der Evangelischen bei der Richtschnur der Sittlichkeit und Religion erhielt, so vergesse man auch nicht, daß Savonarola's Reformationsversuch durch Macchiavellism vereitelt war, daß ein Leo X, ein Karl V, überhaupt die Partei der Gegenreformation zum Siege durch ihr macchiavellistisches Verfahren nicht gelangten und Luther nicht bezwingen konnten, der wol größere Dinge in seiner Ansicht ausgerichtet hat als sie in der ihrigen. Gerade die Lehre des Italieners führt zur Knechtschaft. Luther's Lehre von dem den Obern zu leistenden Gehorsame war nur Anwendung der Grundsätze und Bethätigung der religiösen Märtyrer- und Heldengesinnung, die er von den Psalmisten, Aposteln und Vätern sich angeeignet, und worin er gleich im Anfange seiner öffentlichen Thätigkeit ausgesprochen, Trübsal sei Vollendung des Gläubigen, der durch Demuth, Leid und Tod Alles überwinde. Auch in einem anderen Sinne war seine Gehorsamslehre nur Anwendung längst ange-

gneter Grundsätze. Er hatte dem Propst in Leitzken ein strenges Regiment empfohlen; nicht er strafe, sondern Recht und Gesetz; er sei Diener, nicht Herr desselben. In demselben Sinne hatte er das Vikariat geführt und Unterordnung unter sein Gebot gefordert: und nun fügte er sich auch den Oberherren als dem Rechte und Gesetze und wollte, daß man sich ihnen füge. Zu Knechtstheorien, zur Knechtschaft konnte nicht seine Lehre, nicht der Weg führen, auf welchem er voranging, sondern nur Abirrung davon. Er hat in Einzelnem Unrecht, im Ganzen Recht, er irrte schwer über das Erniedrigende und Verderbliche drückender unfreiheitlicher Zustände und despotischen Herrenthums, verkannte nur zu sehr, wie begründet ein großer Theil der Ansprüche, Forderungen und Rechte der niederen Volksklassen war, aber kein Andrer neben ihm machte einen solchen Ernst mit dem Christenthume, das eben den Niederen und Gedrückten so freundlich ist, sie mit Nichten bloß auf das Jenseit anweist, sondern die diesseitige Welt zur Achtung und Erfüllung der Gerechtigkeit und Liebe in allen Verhältnissen ohne Ausnahme umkehrt. Es mag seinen vorübergehenden Nutzen haben oder eine Nothwendigkeit eintreten können, daß mißhandelte Nationen oder Klassen ihre Unterdrücker mit der Faust zurückweisen, gerade so wie man vernünftiger und christlicher Weise mag Krieg führen dürfen, das heißt ähnlich Vernunft- und Christwidriges thun aus einer ähnlichen Nothwendigkeit. Aber die Fälle sind eben so selten als leidig, denn unvermeidliche Uebel bleiben dabei nicht aus, und der gerade sichre Weg wird dabei verlassen aus Mangel an echter Gesinnung und Kraft. Wie das Ziel, auf welches das Christenthum hinweist, Einsicht, Gerechtigkeit und Liebe, allein gründlich helfen kann, so kann es auch nur erreicht werden auf dem vom Evangelium gewiesenen Wege, durch das Wort, daraus die bessre Gesinnung und die freie Verständigung hervorgeht, unter gewissenhafter Achtung der zu Recht bestehenden Verhältnisse, der eingeführten Ordnungen und Obrigkeiten und der denselben schuldigen Pflicht des Gehorsams — nur daß freilich das Wort nicht fehlen darf, die Lehre und Weisung, der Widerspruch und der Tadel nicht aufhören darf aus Ermüdung, Schlaffheit, Blödigkeit oder Furcht. Weil es am Worte gefehlt, war die Tyrannei eingetreten, gegen welche Luther es erhob; weil es neben Luther

nicht noch besser geführt wurde, brach die Tyrannei nicht rasch und völlig genug. Nichts würde am Siege gemangelt haben, wären nur noch Mehrere mit ähnlicher Denkart und Furchtlosigkeit auf der Bahn ihm gefolgt, welche wir ihn beschreiten sehen.

Spätere Aeußerungen, Selbstbekenntnisse und Urtheile.

Wir haben vielfache Aeußerungen und Urtheile von ihm selbst über die Thesen und deren Veröffentlichung. Es ist sehr der Mühe werth, sie zusammenzuhalten. Sie helfen dann zu einer um so genaueren und deutlichern Kunde seines Seelenzustandes, seiner Beweggründe, Absichten und Erwartungen, während sie, einzeln hervorgehoben und berücksichtigt, nicht bloß ein minder vollständiges Bild geben, sondern obenein leicht gänzlich irre leiten.

Seine päpstische Gesinnung, die Unsicherheit und Mangelhaftigkeit seiner Erkenntniß zu dieser Zeit gestand er selbst wiederholt, entschuldigte sie wol, oder klagte sich ihrer an und rechnete sie sich zur Unehre, ohne Rücksicht darauf, daß ihm diese Selbstgeständnisse und Beschuldigungen ebenso mißdeutet werden würden, wie ihm seine anfängliche Schwachheit zum Vorwurfe gemacht war und wurde. Er begegnet dem letztern durch ein sehr offnes Bekenntniß: „Wer mich verdenken will, daß ich zum ersten dem Papst habe zu viel nachgegeben, der sehe an, in was Finsterniß ich noch damals gesteckt sei.“ Jene schon mitgetheilten Aeußerungen, an welche hier nur erinnert werden darf, daß er, so wahr sein Herr Christus ihn erlöset, nicht gewußt, was der Ablaß wäre, wie es denn niemand gewußt; wie er zu jener Zeit ein Mönch, der rechten, unsinnigen, rasenden Papisten einer gewesen, und daß man deshalb seine ersten Schriften bedächtig und mitleidig lesen und seine Irrthümer der Zeit und seiner Unwissenheit zumessen möge; wie er es bedaure, sich zu Anfang dem Papste mit Ernst unterworfen zu haben, und nie so verstellt gewesen sei, erst von Dem disputiren zu wollen, was er zu behaupten beschlossen, und wie er unversehends und ohne alle seine Gedanken und Willen in den Hader gekommen

- sie kehren sammt ähnlichen dem Sinne, ja den Worten nach noch mehrmals wieder. Ein eifriger Saulus sei er dazumal gewesen und habe sich der Sache mit Ernst angenommen; aus dem päpstlichen Ablaß sei ein „unfläthiger Jahrmark und Krämerei“ geworden, und da habe er, ein Prediger und junger Doktor in der heil. Schrift, die Leute verwarnt, sich an der Ablaßverkäufer Geschrei nicht zu kehren. „Und in diesem Allen ließ ich mich bedünken, ich wäre deß nur gewiß, der Papst sollte mich hiebei geschützt haben, auf welchen ich mich allzumal kühnlich vertröstete, dieweil er in seinen Dekreten dieselben unverschämten Schösser und Pfennigmeister (denn also nennet er die Ablaßprediger) ausdrücklich verdammet und strafet.“ In der Predigt von Ablaß und Gnade, den Ablaßthesen, den Resolutionen habe er dem Papst zu Ehren dieses gehandelt: daß, wiewol der Ablaß nicht ganz und gar sollte verdammet werden, demselben die guten Werke der Liebe doch vorzuziehen und höher zu achten wären. [1])

Späterhin gab Melanthon seine verschiedenen Disputationen mit einer Vorrede heraus. Die neueren Ausgaben dieser Sammlung enthalten auch eine Vorrede von ihm selbst, worin er sagt, er lasse es geschehen und gut sein, daß die Streitsätze, die er im Anfang seiner Sache wider den Ablaß herausgegeben, abermals in Druck ausgingen, vornämlich darum, daß der glückliche Fortgang der Sache ihn nicht erhebe und stolz mache. „Denn durch dieselben Sätze wird öffentlich angezeigt meine Schande, d. i. meine große Schwachheit und Unwissenheit, welche mich im Anfang drungen, diese Sache mit großer Furcht und Zittern anzufangen.“ Er wiederholt, daß er allein und aus Unvorsichtigkeit in den Handel gerathen sei, den Papst aber mit rechtem Ernst willigliich angebetet habe. „Denn wer war ich elender verachteter Bruder dazumal, mehr einer Leiche denn einem Menschen gleich, der sich sollte wider des Papsts Majestät setzen, vor welcher nicht allein die Könige auf Erden und der ganze Erdkreis, sondern auch der Himmel und die Hölle, daß ich so rede, sich entsetzten, und allein nach seinem Winke sich alle mußten richten.“ Er schildert sodann seine schweren innern Be-

1) Tischreden, Walch XXII, 1338. Vorr. zum 1. Theile seiner lateinischen Schriften, Walch XIV, 429, 450, 465.

drängnisse in dieser, besonders aber in der nächstfolgenden Zeit. Er sagt auch hier, daß er nicht verstanden habe, was der Ablaß sei, „wie auch alle Papisten auf einen Haufen nichts davon wußten, indem er allein um Brauchs und Gewohnheit willen hoch ward gehalten. Daher ich auch davon disputirt, nicht der Meinung, als wollte ich ihn verwerfen, sondern weil ich allerding nicht wußte, was seine Kraft wäre, hätte ichs gerne von Andern erlernet. Und weil mich die todten oder stummen Meister, das ist, der Theologen und Juristen Bücher, nicht gnugsam berichten konnten, begehrte ich bei den Lebendigen Rath zu suchen und die Kirche Gottes selbst zu hören, auf daß, wo etwa fromme Leute vorhanden wären, durch den heiligen Geist erleuchtet, sich über mich erbarmten, und nicht allein mir, sondern gemeiner Christenheit zu gut, rechten gewissen Bericht vom Ablaß thäten." In einem Schreiben an die beiden Landesfürsten vom 21. August 1524 sagt er: „Ich kann mit solchen hohen Worten (wie die Aufrührer und Schwärmer) nicht rühmen noch trotzen; ich bin ein armer elender Mensch, und hab meine Sache nicht so trefflich angefangen, sondern mit großem Zittern und Forcht (wie St. Paulus auch bekennet von sich selbst, der doch auch wol hätte gewußt von himmlischer Stimm zu rühmen). Wie demüthiglich griff ich den Papst zuerst an, wie flehet ich, wie sucht ich, als meine erste Schrift ausweisen." [1])

Genau stimmen die angeführten Aeußerungen mit dem Inhalte und Tone der Thesen, der Resolutionen, insbesondre der kurzen Ankündigung, welche jenen voransteht, überein. Dasselbe gilt und sehr bezeichnend ist es, wenn er sich noch weiter darüber ausläßt, wie er in jener und der nächstfolgenden Periode mit rechter Ehrerbietung und von Herzen „des Papsts Kirche für die rechte Kirche" gehalten habe. „Wenn ich den Papst veracht hätte, wie ihn jetzt verachten, die ihn doch mit Worten sehr loben, hätte ich mich besorget, die Erde würde dieselbe Stunde sich aufgethan haben und mich lebendig verschlungen, wie Korah und seine Rotte." Als sich die Folgen gezeigt hatten, der Streit in vollem Gange war, sprach ein Freund gegen ihn seine Verwunderung darüber aus, daß er bei dem gefährlichen

1) Walch XVIII, Vorr. 33; XIV, 470. De Wette II, 542.

Handel so „fröhlich" sein könne. Seine Antwort widerspricht indeß nur scheinbar seinen wiederholten Aeußerungen, daß er die Sache mit großer Furcht und Zittern angefangen. „Der Papst hat mir noch nie wehe gethan, ohne zum ersten, da Sylvester wider mich schrieb (noch im Jahr 1517) und satzte vorne auf sein Buch diesen Titel: des heiligen Palasts Meister. Da gedachte ich: Leichnam! wills dahin gereichen, daß die Sache will vor den Papst kommen?" Er habe, sagt er in der Auslegung des 23. Psalms, seine Feinde ängstlich lassen sorgen, wie sie ihn umbringen und Gottes Lehre austilgen möchten und sei dazu fröhlich und guter Dinge gewesen — freilich ein Mal besser denn das andre — weil er Gott die Sache befohlen, „darein er mich ohne allen meinen Willen und Rath geführet hat." Er hätte, angesehen wie es im Papstthum gestanden, nimmer gedacht, daß er so viel ausrichten, daß es so ferne kommen, daß nur der zehnte Theil von Dem geschehen würde, was nun geschehen sei. [1])

Mit Mehrerem im Obigen, und namentlich damit, daß er die Sache — wenigstens je nach wechselnder Stimmung und Ansicht — für nicht so weitgreifend gehalten, stimmt es, wenn er im März 1518 an Scheurl schreibt, er erwiedre auf die Anfrage, warum er seine Streitsätze nicht nach Nürnberg geschickt, es habe nicht in seinen Wünschen und Absichten gelegen, daß sie ins große Publikum kämen, sondern nur, daß sie mit Wenigen und Nahewohnenden erörtert, und je nach dem Urtheile derselben unterdrückt würden oder ans Licht träten. Ihre Verbreitung, wie sie jetzt statt habe, sei ihm unangenehm, sie enthielten einiges ihm selbst Zweifelhaftes, und er würde Manches anders gesagt oder ausgelassen haben, wenn er an eine solche Verbreitung gedacht hätte. In dem Schreiben an den Bischof von Brandenburg vom 22. Mai desselben Jahrs sagt er ebenso, er habe hervortreten müssen, da er gesehen, daß seine Thesen weiter verbreitet worden wären, als es sein Wille gewesen. [2])

Aehnlich äußert er sich in den Tischreden und sonst. In

1) Vorr. zu seinen Disputationen wider den Ablaß, Walch XIV, 470 ff. Tischreden, Walch XXII, 1186. Auslegg. d. 23. Psalms zu V. 5. Walch V, 415.

2) De Wette I, 95, 114.

den letztern wiederholt: nicht Vermessenheit oder Ehrgeiz habe ihn getrieben, wie es bei Karlstadt der Fall gewesen. „Als ich erst wider den Ablaß schriebe, da thäte ichs nicht aus Vermessenheit, oder daß ich auf meine Kunst und Weisheit gepocht hätte, sondern ich wollte den Handel vom Ablaß nur anstechen, und gedachte, es würden darnach wol andere Leute sich finden, die es besser würden hinaus führen. Das waren meine Gedanken." Eitle Ehre und Vermessenheit eigner Weisheit und Frömmigkeit, der Pharisäism, der ihm stets zuwider und Gegenstand seiner Bestreitung war, sagt er an einer Stelle der Auslegung der Genesis, sei ein solcher Schaden, eine so teuflische Seuche, daß ihm weder zu rathen noch zu helfen sei. Er habe die Krankheit bei Zeiten kennen lernen und viele Historien der heil. Schrift hätten ihn deß unterrichtet. „Darum ich denn im Anfang des Evangelii, da mich Gott in dieses Wesen, daß ich es so nenne, durch wunderbarliche Wege wider allen meinen Willen führete, Gott mit ganzem Ernste bat, er wollte mich ja von diesem Uebel erlösen, und für solcher Sünde behüten; darinnen er denn mein Gebet erhöret und mich von dieser Anfechtung frei und ledig gehalten hat; wiewol so gar frei und ledig nicht, daß ich sie nicht fühlete; aber mit Geschäften, Sorgen, Gefahr, Mühe und Arbeit hat er mir also zusetzen lassen, daß ich alles Ehrgeizes aus meinem Herzen leichtlich habe können vergessen." An Melanthon schrieb er im Juni 1530 nach Augsburg: „die Sache ist auch mein und mehr als Euer aller, und nicht aus Muthwillen oder Begier des Ruhms oder Gewinnes angefangen, was mir der Geist selbst bezeugt, der Gang der Dinge bis hieher bewiesen hat und beweisen wird bis zu Ende."[1])

Auch die Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche beginnt er mit der Aeußerung, was er zuerst vom Ablaß geschrieben, reue ihn, denn er sei damals aus großem Aberglauben gegen die römische Tyrannei zweifelhaft gewesen und habe gemeint, der Ablaß sei nicht ganz zu verwerfen, weil er ihn von so Vielen mit großer Einhelligkeit angenommen gesehen, und seine Befangenheit sei auch kein Wunder gewesen, da er sich zu

1) Tischreden, Walch XXII, 1042, 1528. Ausleg. d. Genesis zu Kap. 15, V. 1, Walch I, 1395, 1400. De Wette IV, 63.

der Zeit allein mit dem Gegenstande abgegeben. „Was war denn für Hoffnung der Erlösung, sagt er in der kurzen Auslegung des Jesaias, unter dem Papst, welcher Alles mit seinen gottlosen Lehren und mit seiner Tyrannei inne hatte? Es war mir niemals in Sinn gekommen, daß ich ihn angreifen wollte." In der Auslegung des elften Kapitels des Daniel: er habe gar viel ein Andres gesucht zu Anfang, hätte da nur an des Ablasses Mißbrauch gedacht, nicht an den Ablaß selbst, viel weniger an den Papst oder ein Haar am Papst, „verstund weder Christum noch den Papst recht."[1])

Noch andre Aeußerungen sind ebenfalls mehr oder minder übereinstimmenden Inhalts. In den Tischreden: „Wer konnte etwas vor fünf und zwanzig Jahren? Wer stund mir bei vor ein und zwanzig Jahren, da mich Gott wider mein Wissen und Willen ins Spiel führte? — Im Anfang schrieb ich nur gegen die Mißbräuche, des Papstes gottlose Kommissäre, wider die die Canones selbst redeten, für den Papst. Da aber der Papst jene gegen seine eigne Canones beschützte, trieb er mich weiter." In der Glosse auf das päpstliche Breve an den Kardinal Cajetan: „Am Ende, freundlicher lieber Leser, lasse dir meine treue Ermahnung lieb sein, es gerathe mit meinen Sprüchen, wie es wolle: so viel sie auch dem Ablaß ablegen, vermahne ich dich doch, daß du dermaleinst nicht in meine Thorheit geratheſt. Denn ich gläubte vor dieser Zeit, daß mir durch den Ablaß das Verdienst Christi wahrhaftig geschenket würde, fuhr in dieser thörichten Opinion und Wahn fort, lehrete und beredte das Volk, weil der Ablaß so ein edler Schatz wäre, sollte man nicht unterlassen ihn zu lösen, vielweniger gering halten oder verachten. Ich toller unverständiger Narr aber merkte nicht, daß ich durch diese Rede Denen, so es frei gelassen war, Ablaß zu lösen oder nicht zu lösen, schier ein heilsam Gebot oder einen nöthigen Rath gemacht hatte, durch Verhängniß die Sünde zu gestatten, und gute Werke nachzulassen. Dazu brachte mich mein Sinn und Gutdünken, durch Wahn und dunkele Worte der Extravagans betrogen. Ich habe geirret, lieber Leser, widerufe derhalben meinen Irrthun, deß wollst du ja ein Zeuge sein. Da ich aber

1) Walch XIX, 5; VI, 383, 1479.

nach Eröffnung meiner Augen sahe, daß alle Doktores einhellig lehreten, daß besser sei, das Ablaß fahren lassen, denn lösen, und daß das Ablaß nichts anders ist, denn Nachlassung guter Werke, dadurch die Genugthuung erfüllet wird: merkte ich bald, das hieraus folgete, daß man das Ablaß verachten könnte, ja, daß es der beste Rath wäre, ihn geringe achten, ja fahren lassen. Daß man aber sollte verachten, fahren lassen, und für gering halten das heilige, theure und unerforschliche Verdienst Christi (das ist, wie es damal gedeutet und verstanden ward, den Ablaß), lautet schrecklich und lästerlich, und ward geachtet, daß Solches nicht nützlich gerathen, sondern eines rasenden gottlosen Menschen Worte wären. Aber dieß bewegete mich sehr, und durchdrang, daß der Ablaß an ihm selbst, ohne den Namen des Verdienstes Christi, gar veracht, und allein durch den Titel des Verdiensts Christi für den edelsten Schatz gehalten ward, und also (leider!) das heilige Verdienst Christi, so mit keinem Schatz zu vergleichen ist, dienen mußte und ein Deckel sein des unehrlichen schändlichen Gewinnsts der Ablaßkrämer. Derhalben laß dich den Namen Christi nicht betrügen noch verführen; gedenke, es sei von Christo verkündiget, daß viel falsche Christi (und falsche Propheten) in seinem Namen kommen werden, und so große Zeichen und Wunder thun, daß sie (wo es möglich wäre) auch die Auserwählten in Irrthum führeten. Ich habe, lieber Leser, gethan was ich sollte; beharrest du ferner in diesem Irrthum, so thue es auf deine Gefahr und Ebentheur, ich will entschuldiget sein." In der Appellation an ein allgemeines Koncil: Da von einigen vorgeblichen päpstlichen Kommissären der Ablaß in den Tag hinein im Sachsenlande gepredigt worden, dergestalt, daß sie, das Volk ums Geld zu schneutzen, ungereimte, ketzerische und gotteslästerliche Dinge zu predigen angefangen, zur Verführung gläubiger Seelen und zu höchstem Spott der Kirchengewalt, und da ihre Predigt den Kirchengesetzen (was er näher ausführt) zuwider gewesen, so habe er sich wegen solcher Gründe gegen ihre tolle und unlautere Lehren im Disputiren gelegt. In einer Vernehmlassung vor Miltitz in Spalatin's Hause erklärte er zur Entkräftung der gegen ihn erhobenen Anschuldigungen: „Es hätte niemand größere Schuld dran, daß solche Uneinigkeit und Zwietracht überm Ablaß entstanden, denn eben päpstliche

Heiligkeit selbst. Derhalben wäre sie allein dieser großen Anklage, des Ungehorsams wider die römische Kirche, eine Ursach. Denn der Papst, wie sein Amt fodert, hätte entweder sollen dem Bischof zu Magdeburg verbieten und wehren, daß er für seine Person nach so vielen Bisthümern nicht hätte sollen trachten, oder ja dieselben ihm umsonst (wie ers von dem Herrn empfangen) verleihen. Weil nun aber der Papst des Bischofs Ehrgeiz gestärket, und seine Geldsucht gebüsset, da er so viel tausend Gülden für die Pallia, das ist, Bischofsmäntel und Dispensation genommen, hätte er den Bischof zu Magdeburg genöthigt und verursacht, durch den Ablaß Geld zu marken, und auf diese Weise seinen Ablaßpredigern Ursach gegeben, das Volk Christi aufs schändlichste zu schinden. Dazu der Papst stille geschwiegen, und damit des Bischofs Handthierung mit dem Ablaß gebilliget hätte, und sich also der dritten Sünden schuldig gemacht. „In dieser Noth aber ist der Bischof verursacht worden, nach einem solchen Gesellen, als Johann Tetzel war, zu trachten, so das Handwerk, Geld zusammen zu scharren und kratzen, und dem Volke Haut und Haare abzuziehen, viele Jahre getrieben, und derhalb deß ein geübter Meister wäre, doch sonst zu nichts anders tüchtig. Endlich hat derselbe Johann Tetzel, daß er des Bischofs Hoffnung und Begehr genug thun, und seiner auch darbei nicht vergessen wollte, des Ablaß Kraft so rein geschäumet und geläutert, das ist, so groß und hoch gelobt und erhaben, daß nun hin und wieder alle Welt einen Greuel davor hat. Da ward ich erstlich ungeduldig über der jämmerlichen Verführung, großer Schatzung und Beschwerung des armen Volks; viel mehr aber über der Florentiner Geiz, die des Papsts gut einfältig Herz, wohin und wozu sie wollten, beredeten, ja in allerlei Unglück und höchste Gefahr trieben. Denn die Erfahrung giebt es, daß ihr schändlicher Geiz und Geldsucht weniger zu sättigen ist, denn die Hölle. Da mir nun dazumal Gelegenheit und große billige Ursache gegeben ward, der Romanisten Geiz anzutasten; habe ich dieselbe nicht wollen vorüber gehen lassen, und Das, so vorhin gedruckt, und hernach folgen wird, wider das Ablaß lassen ausgehen." In der deutschen Antwort auf König Heinrichs von England Buch: „Da sich die unsinnigen Lügener also eingedrungen hatten, und alle Schrift zu schanden gemacht, kunnts

Gott nimmer leiden, und brachte mich, ohne allen meinen Rath und Sinn, in das Spiel, daß ich etliche Sprüche der Schrift über den Ablaß dem Teufel abreiß, und wieder auf den rechten Verstand des Glaubens zog. Da ward er zornig und kunnts nicht leiden, daß ich seiner Krähen die Pfauenfedern ausrupfet, darein er sich geschmücket hatte, und für ein Vicarius Christi aufgemutzt. Nu fuhr ich mit dem verfluchten Greuel am ersten fast sanft und leise und schön, hätte gar gerne das Papstthumb lassen und helfen etwas sein; allein die Schrift wollt ich lauter, rein und gewiß haben: wußte noch nicht, daß es wider die Schrift wäre, sondern hielt es nur, daß es ohn Schrift wäre, wie andere weltliche Obrigkeit durch Menschen erhaben. Aber die Ehrerbietung war den Papisten veracht" u. s. f.[1])

Er ließ sich durch Miltitz 1519 im März und 1520 im September bewegen, versöhnlich an Leo X zu schreiben. In der ersten dieser Zuschriften sagt er, wie er höre, beschuldige man ihn, daß er die römische Kirche und den Papst geschmähet. Es habe ihm sehr wehe gethan, daß ihm sein treuer Dienst so übel ausgelegt werde, da er doch die Ehre und Würde der römischen Kirche zu vertheidigen gemeint. Gerade Die hätten die Kirche in Schaden und Schande gebracht, denen er sich entgegengelegt, die durch ihre ungeschickten Predigten unter päpstlichem Namen nur Gewinn gesucht und nun ihn, der ihnen gewehrt, anklagten als den Ursächer. „Allerheiligster Vater, ich bezeuge vor Gott und allen seinen Creaturen, daß ich nie willens gewest, noch heutiges Tages bin, daß ich mir mit Ernst hätte vorgesetzt, der römischen Kirchen und deiner Heiligkeit Gewalt auf einigerlei Weise anzugreifen, oder mit irgend List etwas abzubrechen. — — Ich habe allein das gesucht, daß nicht durch Schande fremden Geizes die römische Kirche, unsere Mutter, beflecket würde noch das Volk in solchen Irrthum verführet, daß es die Liebe lernete geringer achten, denn das Ablaß." Im Eingange des zweiten

1) Walch XXII, 2235. *Rebenst.* II, 24. Walch XV, 662 ff., 800. 835. Plochm. XXVIII, 349. Ein Theil der aus der „Glosse" angeführten Aeußerungen widerspricht allerdings, wenn auch nicht so unbedingt, als es auf den ersten Blick scheinen sollte, dem, was im zweiten Bande, S. 648 ff., erörtert ist. Ich will zur Anregung einer genaueren Prüfung selbst aufmerksam darauf machen.

Schreibens sagt er: „Wiewol ich von etlichen deiner unchristlichen Schmeichler, welche ohn alle Ursache auf mich erhitzet sein, gedrungen bin, mich auf ein christlich frei Concilium von deinem Stuhl und Gericht in meiner Sache zu beruffen: so habe ich doch meinen Muth noch nie also von dir entfremdet, daß ich nicht aus allen meinen Kräften dir und deinem römischen Stuhl das Beste allezeit gewünschet, und mit fleißigem herzlichem Gebet, so viel ich vermocht, bei Gott gesucht habe." Dann weiter: er werde beschuldigt, daß er auch Leo's Person nicht verschont habe. „Ich will aber frei und öffentlich das bekennen, daß mir nicht anders bewußt ist, denn so oft ich deiner Person habe gedacht, allzeit das Ehrlichste und Beste von dir gesagt habe. Und wo ich das irgend nicht hätte gethan, könnte ichs selbst in keinem Weg loben, und müßte meiner Kläger Urtheil mit vollem Bekenntniß bekräftigen, und wollte nichts liebers, denn solches meines Frevels und Bosheit das Widerspiel singen, und mein sträflich Wort widerruffen. Ich habe dich genennet einen Daniel zu Babylon, und wie ich deine Unschuld so fleißig habe beschützet wider den Schänder Sylvestrum, mag ein Jeglicher, der es lieset, überflüßig verstehen. Es ist ja dein Gerücht und deines guten Lebens Name in aller Welt beruffen, durch viel Hochgelehrten herrlicher und besser gepreiset, denn daß es jemand möchte mit einiger List antasten, er sei ja wie groß er möge. Ich bin nicht so närrisch, daß ich allein Den angreife, den Jederman lobt. — — Darum bitte ich, heiliger Vater Leo, wolleſt diese meine Entschuldigung dir gefallen lassen, und mich gewiß für Den halten, der wider deine Person nie nichts Böses habe vorgenommen, und der also gesinnet sei, der dir wünsche und gönne das Allerbeste, der auch keinen Hader noch Gezank mit Jemand haben wolle, um Jemands böses Lebens, sondern allein um des göttlichen Wortes Wahrheit willen. — Hat Jemand einen andern Wahn von mir, oder meine Schrift anders verstanden, der irret, und hat mich nicht recht verstanden. Das ist aber wahr, ich hab frisch angetastet den römischen Stuhl, den man nennet römischen Hof, welchen auch du selbst, noch Niemand auf Erden anders bekennen muß, denn daß er sei ärger und schändlicher, denn je kein Sodoma, Gomorra, oder Babylonien gewesen ist. Darum hat michs verdrossen, daß man unter deinem Namen und der römischen Kirchen

Schein das arme Volk in aller Welt betrog und beschädigte; dawider hab ich mich gelegt, und will mich auch noch legen, so lang in mir mein christlicher Geist lebet.“ Nach einer Schilderung Roms fährt er, ganz so wie in den Resolutionen sich äußernd, fort: „Indeß sitzest du, heiliger Vater Leo, wie ein Schaf unter den Wölfen, Matth. 10, 16., und gleichwie Daniel unter den Löben, Dan. 6, 16 ff., und mit Ezechiel unter den Scorpionen, Ezech: 2, 6. Was kannst du Einiger wider so viel wilder Wunder? Und ob dir schon drei oder vier gelehrte fromme Cardinäle zufielen; was wäre das unter solchem Haufen? Ihr müßt ehe durch Gift untergehen, ehe ihr vornähmet der Sachen zu helfen. Es sollte wol dein und der Cardinälen Werk sein, daß ihr diesem Jammer wehret; aber die Krankheit spottet der Arznei, Pferde und Wagen geben nichts auf den Fuhrmann. Das ist die Ursach, warum es mir allzeit ist leid gewesen, du frommer Leo, daß du ein Papst worden bist in dieser Zeit, der du wol würdig wärest, zu bessern Zeiten Papst zu sein. Der römische Stuhl ist deiner und deines gleichen nicht werth, sondern der böse Geist sollte Papst sein, der auch gewißlich mehr, denn du, in der Babylonien regieret. — — Siehe da, mein Herr Vater, das ist die Ursach und Bewegung, warum ich so hart wider diesen pestilenzischen Stuhl gestossen habe. Denn sogar habe ich mir nicht vorgenommen wider deine Person zu wüten, daß ich auch gehoffet habe, ich würde bei dir Gnade und Dank verdienen, und für den Besten gehandelt erkannt werden, so ich solchen deinen Kerker, ja deine Hölle, nur frisch und scharf angriffe. Denn ich achts, es wäre dir und vielen Andern gut und selig, Alles, was alle vernünftige gelehrte Männer wider die allerwüsten Unordnungen deines unchristlichen Hofs vermöchten aufzubringen. Sie thun fürwahr ein Werk, das du solltest thun, Alle, die solchem Hofe nur alles Leid und alles Uebel thun; sie ehren Christum, Alle, die den Hof aufs allermeist zu schanden machen. Kürzlich, sie sein alle gute Christen, die böse römisch sein.“ [1])

Wir hörten seine Aeußerung aus seiner Schrift: Unterricht der Beichtkinder, daß er das Regiment des Papstes angetastet,

1) Walch XV, 851 f. 934, 938.

nicht aber seine Person angerührt habe, und oben die Aeußerungen, er habe gemeint, der Papst werde ihn schützen u. s. f. Es stimmt hiermit wiederum ganz überein, wenn er am 11. Sept. 1520 an Spalatin schreibt, er habe sich bewegen lassen, dem Papste zu schreiben, daß er niemals etwas auf die Person desselben gemünzt, und er werde es um so mehr thun, da es sich so verhalte, daß ihm nie etwas im Sinne gelegen, das auf die Person des Papstes gezogen werden möchte: „was kann ich leichter und wahrhaftiger schreiben?“ Es stimmt weiter damit überein, wenn er in Predigten der Hauspostille sagt: „Ich hätte gemeinet, so das Evangelium Jemand würde annehmen, so sollt's der Papst sammt seinen Cardinälen, Bischöfen und Geistlichen gethan haben, die in der Welt für die Höchsten und Frömmsten gehalten sind,“ u. s. f. Aehnlich bei andern Anlässen, wo noch u. A. die Aeußerung bemerkenswerth, „Gott habe ihn hinangeführet, wie einen Gaul, dem die Augen geblendet sind, daß er Die nicht sehe, so zu ihm zurennen.“ [1])

Beweggründe, Absichten, Erwartungen.

Hat man Luther's gesammte Entwickelung bis in diese Zeit, seinen Lebensgang, die Vorgänge der letzten paar Wochen, die Ablaßthesen und Resolutionen vor Augen, und hält dann diese Aeußerungen aus allen Abschnitten seines Lebens, aus öffentlichen Dokumenten und Druckschriften verschiedenster Art, aus absichtvollen Sendschreiben und aus Briefen an Freunde, aus Unterredungen mit den Vertrautesten zusammen, so findet man darin, was alles Wesentliche anbelangt, die genügendste Uebereinstimmung, obwol nicht ohne alle übrig bleibende Zweifel, nicht ohne einen oder den andern wirklichen oder scheinbaren Widerspruch im Einzelnen; so hat man über seine Beweggründe bei der Ablaßdisputation, seine Absichten und Erwartungen das wünschenswertheste Licht, wenn auch, zumal auf den ersten Anblick, noch Manches dunkel genug erscheint.

1) De Wette I, 486. Plochm. I, 282, 283, 289. Walch XXII, 31. Plochm. XXIX, 8.

Aus der Anschauung seiner Persönlichkeit, wie sie bis hierher sich uns gezeigt, geht unmittelbar die psychologische Unmöglichkeit der Beschuldigung hervor, daß er von Eifersucht und Neid auf die Dominikaner, weil diesen, und nicht den Augustinern, der Ablaßverkauf sei aufgetragen worden, gegen den letztern sich habe aufstacheln lassen. Sie wurde sehr bald, und dann wiederholt ausgesprochen, und von Anfang gab man sich große Mühe, ihren Ungrund nachzuweisen, was auch gut genug gelang, nur daß man dabei der gesammten Entwickelung Luther's nicht sorgfältig genug nachging und nicht Gewicht genug auf die Bedeutsamkeit derselben auch für diesen, wie für ähnliche Punkte legte. Viel Mühe und verkehrte Apologetik wäre dadurch überflüssig geworden. Die Beschuldigung des Ordensneides verdient einer Erwähnung nur noch, sofern sie beiträgt, den Eindruck der den blindesten Haß erregenden Thesen und die Nichtswürdigkeit der Ablaßkrämer und Gönner ins Licht zu stellen. Wenn man sie vorbrachte, so gehörte dazu eine grenzenlose Kleinlichkeit und Gemeinheit, Gedankenlosigkeit und Verblendung. Man sah nicht, was so nahe lag, daß man, indem man Luther zu verkleinern trachtete, sich selbst darstellte als arm an Kunde wie Urtheilsfähigkeit, an dem Vermögen, Entrüstung über Schändlichkeiten, Wärme für religiöse Idee, Eifer für die Wahrheit, Sorge um die Seelen, Gemüth und Geist, einen Genius, einen Charakter zu begreifen, zu würdigen, und daß man den verdorbenen Katholicism, das entartete Papstthum jener Zeit noch viel schlechter machte als es war. Welche Schmach, und wie schlecht mußte es um die Kirche stehen, wenn ihr der Angriff eines neidisch-kleinlichen Mönchs so gefährlich werden konnte. Schlimm genug, daß Viele und selbst die Häupter sofort an so jämmerliche Beweggründe dachten und bessere nicht zu sehen im Stande waren. Ein Angriff auf den Ablaßunfug, wie der lutherische, die Thatsache, daß ein kirchlicher Mann darüber in einen so edeln Zorn gerieth, ehrt die Kirche, der doch auch ihrerseits immer einiges mittelbare Verdienst dabei zugemessen werden muß. Sie konnte nicht durch und durch verdorben und untüchtig sein. Wie sehr würde es sie unehren, wenn Ordensneid nothwendig gewesen wäre, um ein nachdrückliches Widerstreben gegen die Unbill hervorzurufen, wenn auch nicht ein Mitglied des geistlichen Standes hinlänglich durch den Unfug selbst entrüstet wäre, um sich ihm entgegenzuwerfen. Ebenso wenig dachten die deutschen Schuldgeber an die Nationalehre. Sie waren freilich Handlanger und Knechte des römischen Pfaffenthums und Regiments und hatten also kein Gefühl dafür.[1])

Vollkommen offen und unzweideutig liegen seine Beweggründe vor Augen: religiöse Begeisterung und sittliche Entrüstung, Eifer für die Kirche, und Sorge um die Seelen, erbarmendes Gefühl für das arme geplagte Volk, und patriotische Erzürnung gegen den Uebermuth und den „Geiz" der Wälschen, in Verbindung mit jener, aus der Verknüpfung der Umstände des Augenblicks hervorgehenden Nöthigung. Nur auf einen seiner vornehmsten Antriebe mag noch ausdrücklich hingewiesen werden. Er steht im Vordergrunde. Die Aufschrift der Thesen spricht ihn aus: Aus Liebe und rechtem Fleiß die Wahrheit an Tag zu bringen — im Namen unsers Herrn Jesu Christi. Schon die Resolutionen bekunden es für sich allein mehr als hinlänglich, wie gründlich und sorgfältig er Alles geprüft, erforscht, durchdacht hatte, getrieben von jener Liebe der Wahrheit, die sich uns bereits in seinen Schuljahren als Lernlust an ihm zeigte, die wir bei dem Studirenden als Forschbegier so hell hervorspringen sahen, die dann so vorwaltend, in andern Gestalten sich offenbarend, immer wachsend, den wittenberger Lehrer erfüllte. Es läßt ihn nicht ruhen, er muß der Gegenstände, die sein Geist erfaßt, die ihm Herzensanliegen werden, sich ganz bemächtigen. Das Suchen nach Wahrheit wird bei ihm zur unruh- und mühevollsten Arbeit, Zweifel werden bei ihm stechende Schmerzen, er ist in Qualen und Aengsten, bis er Sicherheit, Gewißheit der Erkenntniß, des Glaubens gefunden. Er muß sich eifrigst sehnen nach Klarheit und Wahrheit, nach

1) Der Vorwurf des Ordeneides wird erörtert u. a. Sleidan, Ref.-Gesch. von Semler I, 4; Villers a. a. O. II, 36 ff. Neudecker, Antiriffel; *Fischer*, Diss. hist. eccl. de Luthero non per invidiam disputante; *Kraft*, Diss. de Luthero contra indulgentiarum nundinationes haudquaquam per invidiam disputante. Daß bei manchen ordinären Augustinern, die seine Partei nahmen, Ordenseifersucht und Neid und Haß gegen die Dominikaner und Tetzel insbesondere sich einmischte, wird nicht zu leugnen sein. Franke, Gesch. d. halleschen Ref. 27, Hofmann, Leben Tetzel's, 176.

einer sichern Entscheidung in einer verwickelten schwebenden Frage, die alle wichtigsten Anliegen der Zeit, des Lebens wie der Wissenschaft, eng berührt, die ihm bereits seit Jahr und Tag wie ein Alp auf der Seele liegt, mit jedem Augenblick dringender Entscheidung zu fordern scheint, an welcher er sich vergeblich zermartert hat. Und daher nun die Thesen, die Form seines Angriffs, der Angriff selbst. Die Liebe der Wahrheit treibt auch zum Kampfe für die Wahrheit, entfaltet sich in diesem Streite in voller Kraft, erreicht in ihm ihren Höhepunkt. Luther hatte ihn schon seit Jahren geführt, im engen wittenberger Kreise und für diesen, muthig, doch ohne großes eigentliches Wagniß. Jetzt begann er ihn vor aller Welt und für sie, Alles wagend, was Keiner wagte noch gewagt hatte. Der Kampf, den er jetzt erhob, wurde Weltkampf für die Wahrheit, das Recht des Geistes, und Sieg krönte ihn. Gewaltig, wie noch nie zuvor, trat mit ihm der Protestantismus in die Welt hinein und behauptete sich fortan, der Autorität und Geistesbevormundung gegenüber, neue Gründungen vollziehend. Daher das Weltgeschichtliche der Ablaßthesen mit dem protestantischen Principe, dem Wahrzeichen der protestantischen Welt, schon in der Aufschrift. Indem er sie anschlug, begann sein weltgeschichtliches Wirken, eine Reihe von Kämpfen in diesem Principe und für dasselbe. Doch wohl zu merken, nicht daß er es allgemein verstanden, oder schon mit völliger Klarheit oder Folgerichtigkeit erfaßt und durchgeführt hätte. Sein Protestantismus war der christliche, es war die christliche Wahrheit — im Namen unsers Herrn Jesu Christi! — die er an den Tag bringen wollte, für welche er bisher gestritten, für welche er jetzt Kampf erhob, die er tiefer zu erfassen strebte, als es die Kirche und Schule bisher vermocht, die er besser wie diese festzustellen trachtete, gegenüber der verneinenden, vom Christlichen und aller Autorität sich ablösenden Richtung der Zeitaufklärung und des römischen Hofes, deren Freiheit der katholischen Reaktion gegenüber und deren Behauptung innerhalb der sich ihr zuwendenden Welt die ferneren Arbeiten und Kämpfe seines Lebens galten. Die christliche Wahrheit wie sie ihm geworden und fernerhin noch wurde, wie er mit felsenfester Glaubenskraft und tiefer Glaubensinnigkeit sie glaubte! Es ist eine der vornehmsten Aufgaben der Geschichte seines zweiten Lebensabschnittes, die Wendungen und Wechsel, die Schicksale und Erfolge, die Verirrungen und die Berechtigung jener fernern Arbeiten und Kämpfe aufzuzeigen. An dieser Stelle handelt es sich um seine Beweggründe und Antriebe bei Veröffentlichung der Ablaßthesen, die, noch ein Mal, so klar vorliegen, daß man wahrlich nach andern, versteckten, nicht zu suchen braucht, am wenigsten nach Anreizungen von dieser oder jener Seite her, die auch nicht da waren, wie wir uns weiter unten überzeugen werden.

Indeß bedarf der eine und andere Punkt immer noch einiger Beleuchtung. Wir stoßen doch sogleich auch auf Zweifel oder Dunkelheiten; so, wenn wir des weitgreifenden Inhalts der Thesen gedenken, in welchen die Ablaßkrämer zwar scharf und heftig, doch aber nur erst in zweiter Linie, wie im Vorübergehen angegriffen, und noch weit stärkere empfindlichere Angriffe gegen den Papst selbst gerichtet werden (wir kommen darauf zurück), der ihnen steuern soll. Was er that, brauchte doch keineswegs eben so zu geschehen, wie es geschah. Er konnte den tetzelischen Ablaß anfechten und den seines Kurfürsten schonen, die Delegirten angreifen und die Vollmachtgeber unangetastet lassen, während er den Ablaß und auch die Ablaßkäufer und Gönner nirgend unangetastet läßt, ja wider die Häupter am bittersten, wider das Oberhaupt am allerbittersten sich ausläßt.

Eben hieraus, daß er so weit, zu weit gegangen sei in maßloser Leidenschaft, wird ihm ein anderer Vorwurf gemacht, von Solchen, die nicht einsehen, daß in diesem Falle mit Schonen und Leisetreten, mit einem ruhigen Wirken auf die Ueberzeugung, ohne heftige Erregtheit und Erregung nichts geholfen und ausgerichtet worden wäre, die Alles entschuldigen, was von nichtsnutzigen Obern ausgeht, und Alles aufs übelste deuten, was dawider in gerechter Entrüstung geschieht; die die ärgste Reizung, wodurch sich jene versündigen, und nicht den kleinsten Fehl hingehen lassen, worin etwa Die verfallen, die sich gereizt empören. Von seiner Heftigkeit jedoch und dem daraus ihm gemachten Vorwurfe weiter unten. Wir wollen hier erörtern, was an dieser Stelle in Betracht kommt: daß er so weit ging. Man könnte allerdings mit großem Scheine fragen, wenn er wirklich weiter nichts wollte, als die Kirche Gottes selbst hören, disputiren, lernen was der Ablaß sei, und dem Ablaßunfuge steuern, wozu

dieser aufreizende Ton statt eines ruhigen, wie ihn besonnene Erörterung heischt? Warum forderte er so viel mehr und den Umständen nach Unmögliches? Warum griff er den Papst selbst, und mit einer Schärfe an, die so sehr danach angethan war, denselben abgeneigt statt geneigt zu machen, seinen Ablaßbevollmächtigten entgegenzutreten? Thut er nicht viel mehr, als die Erreichung seiner angeblichen Absichten erforderte, geht nicht aus Dem, was er mehr that, hervor, daß er auch mehr wollte, und liegen nicht ganz offenbar in den Thesen und den Resolutionen eine Menge Rückhaltsgedanken?

Man sieht deutlich, daß er es darauf angelegt, den letzten Rest von Ansehen, den die Scholastik in Wittenberg noch haben mochte, zu zerstören und den Kampf gegen sie auf das weite Feld der ganzen gelehrten Welt hinüberzutragen, wenn er auch noch vorerst versuchsweise nur die nächsten Kreise erregen wollte. Die Ablaßdisputation sollte nach so vielen Vorspielen eines antischolastischen Streites eine Entscheidungsschlacht herbeiführen. Schon von dieser Seite ging der Angriff auf Erschütterung, auf Umsturz, ans Leben. Die Schule, die Lehre und deren Ansehen waren und wurden vielfach angegriffen, aber eine so kräftige Regung des durch Gelehrsamkeit aufgeklärten und unterstützten evangelisch-christlichen und des deutschen Freiheits- und Nationalsinns, das feingesponnene starke Netz der Scholastik zu zerreißen und mit ihm den hierarchischen Druck abzuschütteln, die künstliche Lehrentwickelung und das romanische Element zurückzuweisen, war seit langer Zeit nicht vorgekommen; eine zugleich so entschiedne, tiefschöpfende und weit greifende noch nie. Durch die Thesen kam es nun so recht an den Tag, wohin die Bewegung in der Theologie führte, die in Luther den vornehmsten Vertreter gefunden, und wie fast alle wichtigsten Tagsanliegen in ihr als dem Mittelpunkte zusammenliefen. Und er verstand sich darauf, die Brücke von ihr ins gesammte Leben hinüber zu schlagen. Die Kirche beherrschte die Geister selbst, durch Berufung auf ihr entscheidendes Ansehen in Glaubenssachen und den Glauben an ihre Autorität. Er ist dem Grundsatze der Glaubens- und Gewissensfreiheit und der klaren Erkenntniß desselben schon viel näher gekommen als die vorreformatorischen Männer, mit denen er in besserer Auffassung des Inhalts des christ-

lichen Glaubens übereinstimmt. Ihn stellt er hin in der Gestalt bestimmter Behauptungen und Lehrsätze, ohne gerade jenen Grundsatz fest und deutlich auszusprechen, und noch weniger finden wir in den Thesen die Schlagworte von Freiheit, Licht und Recht. Allein sein ganzes Verfahren, seine Begründung setzt Durchdrungenheit von dem rationalen Principe voraus, er sucht es, wenn auch nicht mit ganz klarer Bewußtheit und Grundsätzlichkeit, überall zur Geltung zu bringen, und stellt es doch auch schon deutlich genug dem Anspruche des Papstes, der Kirche, durch Autorität über Wahrheit und Irrthum zu entscheiden, gegenüber, dem Zeit- und Volksbegehren nach Vernunft in der Religion entgegenkommend, fordernd, daß alles von Seiten der Christen zu Glaubende und als Glaubensinhalt zu Achtende, wie alles in der Kirche Angeordnete und Bestehende nach dem Evangelium und der Vernunft geprüft und angenommen oder verworfen werde, je nachdem sich Gründe dafür fänden oder keine. Die Kirche beherrschte das Privatleben durch „unerträgliche Lasten," wie er es bezeichnet, die sie auferlegt, und auch dawider erhebt er sich schon, ob auch noch unbestimmt, nur rügend oder bittend, wünschend, andeutend. Die Kirche beherrschte die Einzelnen wie die Staatsgewalten durch ihre theils anerkannte, theils beanspruchte, thatsächlich geübte Oberrichterlichkeit, und schon zeigt er, daß ungerechter Bann ihm nichts gilt, daß ihm die römischen Anmaßungen, die Eingriffe der Legaten, überhaupt die geistlichen Prätensionen zu viel sind, grundlos erscheinen. Er beginnt schon, die ganze Vermengung der geistlichen und weltlichen Gewalt anzugreifen, er bestreitet die Vollgewalt, die Untrüglichkeit des Papsts, wagt es, demselben alle Macht über das Jenseit abzusprechen, wie er ihm seine Macht auf Erden eng genug beschränkt, den idealen und allein berechtigten von dem wirklichen, der fehlbaren Person trennt, das Recht der päpstlichen mehr als jede andre auf der Meinung ruhenden Macht in Frage stellt und dergestalt um so mehr ihre Grundlage erschüttert. Er sagte einst in späteren Jahren: „Ich wollte die linke Hand drum geben, daß die Papisten müßten ihre Kanones halten. Ich meine, sie würden schreien, mehr denn über Luther." Aber Das war es eben, was er jetzt forderte. Der Papst sollte die Kanones halten, das Papstthum in die Stellung zurückgehen, welche die Kirchengesetze

ihm anwiesen. Allein es war aus derselben nun einmal so weit hinausgetreten, daß das Begehren der Zumuthung gleichstand, sich selbst aufzugeben wie es war, sich geradhin zu verwandeln, eine Sinnesart anzunehmen, von welcher die entgegengesetzte vorhanden war, aus welcher die ganze Entstellung, aller Mißbrauch und so der einzelne des Ablasses entsprang. Es war nicht weniger, als dem Papstthume die ganze Errungenschaft der mittleren Jahrhunderte absprechen, daß er auf das eigentliche Wesen der kirchlichen Obergewalt und der Kirche, die ältesten Einrichtungen derselben, die ursprünglichen Rechte der Gemeinde, das Evangelium selbst zurückging, daß er ans Licht zog, was eben verborgen bleiben mußte, wenn die Hierarchie in ihrem Besitzstande sollte verbleiben können, den Trug aufzudecken anfing, der geahnt, aber nicht deutlich erkannt, erkannt und nicht öffentlich bezeichnet wurde, dessen Aufdeckung vor aller Welt mit offner Rede so viel war als die hierarchische Herrschaft in einer Blöße vor Augen stellen, daß ihr Sturz nicht ausbleiben konnte, wenn der Welt die Augen aufgingen. Die Lehre durchaus verdorben, die Kirche der Reform in einem solchen Maße bedürftig nennen, die Besserung fordern, anstreben, nachdem so eben ein Koncil geschlossen war, das dazu bestimmt gewesen und für genügend erklärt worden! Es waren in der That lauter todwürdige Verbrechen, und wir hörten es in den Resolutionen aus seinem eignen Munde, er hatte ein Bewußtsein davon, wenn auch kein vollkommen deutliches und umfassendes. [1])

Wie natürlich war es, wenn er, ob auch in festem Gottvertrauen und mit voller Geistesklarheit, doch auch mit Furcht und Zittern schrieb, so, daß „Fröhlichkeit" und Bangen in ihm wechselten! Aber wie konnte er erwarten, daß diese Thesen, begleitet von noch anderen ähnlichen Schriften und Kundgebungen, so wenig Aufsehen erregen, nur in einem engeren Kreise besprochen werden würden, daß die Sache nicht nach Rom gelangen, der Papst seine Ansichten, Behauptungen, Schritte billigen werde? Angenommen, daß man die Gefahr nicht erkannt hätte, die eben darin lag, daß die Grundbegriffe bestritten wurden, auf welchen die hierarchische Theorie und Praxis ruhete, daß man den Vor-

1) Tischreden, Walch XXII, 1495.

gang als einen Schulstreit über die Lehren von der Buße, Gnade u. s. f. hätte gering achten wollen, geneigt gewesen wäre überhinzusehen: es war unmöglich, der Zusammenhang zwischen den Schulbegriffen und Lebensverhältnissen zu klar, die Anwendung zu deutlich ins Licht gerückt, das hierarchische Macht- und Geldanliegen zu unmittelbar, der empfindlichste Punkt zu empfindlich berührt. Welch eine unbequeme Erinnerung an die päpstlichen Pflichten wie an die Schranken der päpstlichen Gewalt, welch eine Herausforderung an den Papst waren die Thesen, als Haupt wie es sein sollte und was er nicht war sich zu zeigen, die Bevollmächtigten, die eifrigsten Vertheidiger der päpstlichen Prätensionen, diese selbst mit den eignen Instruktionen zu verläugnen, eine Entscheidung abzugeben, die ihn in seinem Herrschergefühle verletzt, seinem Nutzen abgebrochen, seine Lieblingspläne durchkreuzt haben würde; eine Entscheidung, die das Frohlocken der ganzen Opposition hervorrufen, ihr Muth zu neuem und stärkerm Andringen einflößen, die Freunde entmuthigen mußte; eine Entscheidung, die ein Eingeständniß zum wenigsten von pflichtwidriger Nachlässigkeit, ein Zugeständniß des kirchlichen Reformbedürfnisses enthielt. Leo stand in dem Glauben, die Kirche, die reformistische Partei und ganze Richtung zur Ruhe gebracht zu haben, und nun solch ein Donnerschlag aus unbewölktem Himmel, dessen Gefährlichkeit er sich doch kaum verbergen konnte. Wie unbequem und widrig mußte es ihm sein, daß so besorgliche neue Begriffe und Anschauungen, Grundsätze und Lehren in die Welt hinein verkündet wurden, vertreten mit einer unerhörten Kühnheit und Energie, daß er genöthigt wurde, einen Ausspruch zu thun. Die Thesen enthielten die allerbeschwerendste Anklage von Delegirten, die sogar unmittelbar ihn selbst traf, wenn er nicht darauf einging. Ihm selbst, vor dem schier Himmel und Erde sich fürchteten, ward derbe Wahrheit ins Angesicht geredet, ihm ins Angesicht ausdrücklich Recht und Pflicht der Rüge, des Widerstandes, dem Gehorsam unbeschadet, behauptet. Wie mancher schwere Streich fiel, wenn auch nur mittelbar, auf ihn selbst, den wirklichen Papst. Die Thesen enthielten die bitterste Satyre auf ihn. Die Lektion war gerade so derb, weil sie nur darin bestand, daß ihm ein Spiegel vorgehalten wurde neben dem Bilde eines Idealpapsts. Es war kaum

denkbar, daß sie um des Anstandes willen oder im Bewußtsein der Noth verbissen wurde: in jedem Falle drang sie durch und durch, mußte sie um so übler aufgenommen werden, da sie von einem Kleriker ausging, von einem Untergebnen, einem deutschen Ordensmanne kam.

Luther wollte freilich den Papst nicht persönlich angreifen, erklärte und hielt ihn für einen — zumal verhältnißmäßig — sehr guten Papst. Man muß ihm vollen Glauben schenken, wenn er in dem Schreiben an Leo sagt, nie habe er seine Person angreifen wollen, ihn stets geehrt. Wollte man sagen, die Umstände hätten ihn zu den Aeußerungen in dieser Zuschrift, in den Resolutionen gebracht? Der übrige Inhalt der letztern wie auch jenes Schreibens ist der Art, daß jeder Gedanke an gemeine Furcht oder Verstellung geradezu ausgeschlossen wird. Er sprach zu allen Zeiten, in den entgegengesetztesten Lagen ebenso. Es erklärt sich um so mehr aus Leo's wirklichem theilweisen Werthe, und sodann daraus, daß Luther so geneigt war, Treffliches an ihm als an dem Oberhaupte anzuerkennen, daß er Leo's Schattenseite, seine „Banquierspolitik," seine Zweizüngigkeit, seinen Nepotism, sein zunehmendes Einlenken auf die Wege und in die Gesichtspunkte und Ansichten Julius II. noch nicht hinreichend kannte, ihm noch manches Verdammliche nicht oder nicht hoch anrechnete, daß die öffentliche Meinung über Leo ihn beherrschte, daß er so edel war, um selbst bis zur Verblendung Leo Gutes zuzutrauen. Es gehörte viel Seelengröße dazu, von dem Papste zu glauben, er werde die Wahrheit erkennen und ihr die Ehre geben, erinnert, das Beste der Kirche Allem voranstellen und dem Ablaßunwesen steuern, und Luther besaß sie. Auch Macchiavelli und Hutten mutheten Leo eine edelmüthige Gesinnung zu, die ihm fremd war. Valla hatte die graue Lüge von der Schenkung Konstantin's in einer Schrift an das Licht gezogen, welche bei den blinden Anhängern der päpstlichen Anmaßungen und Untrüglichkeit eben so großen Zorn als Bestürzung erregte. Guicciardini und Arioste stimmten ihm bei, unter Leo's Augen, Leo's Diener, und wurden von ihm belobt, aber freilich nur, wie er die italienischen Humanisten begünstigte und die deutschen im Stich ließ. Für Hutten war es ein Wagstück, daß er — eins der Zeichen dieser gährenden Zeit, ihrer von Luther getheilten,

herausgefühlten Stimmung, Gedanken und Unternehmungen — eben jetzt, als Luther mit den Thesen hervortrat, einen Abdruck der Schrift Valla's in Deutschland vorbereitete und eine Zueignung an Leo schrieb, mit welcher sie erscheinen sollte, eine Zueignung, die an sich selbst eine Verhöhnung war und in welcher er dem Papste die bittersten Wahrheiten sagte, die aber doch auch von einem wirklichen falschen Vertrauen auf Leo's Duldsamkeit und Edelmuth zeugt. Leo täuschte durch seine Verstellung Viele. Auch die Reichsstände hatten großes Vertrauen, große Hoffnungen auf ihn gesetzt. Er hatte gesagt, er werde nicht dulden, daß Reuchlin etwas Böses geschehe, und sein Wort insofern wahr gemacht, als er die Absichten der Kölner vereitelt; des Schutzes, den er auch dem, eine vielfach so freie mißbeliebige Sprache führenden Niederländer Erasmus angedeihen ließ, so mancher seiner Handlungen und so manches Lobes, das ihm (eben auch von Erasmus) wurde, nicht zu gedenken — Alles so geeignet über ihn zu täuschen. [1])

Indeß war Luther doch auch nicht blind gegen die Schatten, welche den Glanz verdunkelten, der Leo umgab. Der Papst duldete so Vieles, so Vieles ging von ihm aus, so Viel an Wort und That war ihm von Leo bekannt, das seinen tiefsten Schmerz und Unwillen erregte. Kein anderer Papst hatte den Ablaß so rücksichtslos gegen die Kirchengesetze, Vernunft und Evangelium, Billigkeit und kirchliches Gemeinwohl erweitert und angewendet als gerade er. Er war der eigentliche Ursächer des tetzelischen Unwesens und wurde er dafür nicht angesehen, so war er doch mitschuldig durch seine Sorglosigkeit, gab jedenfalls durch sie zu gerechter Entrüstung Anlaß. Um so mehr ist die Billigkeit, die Mäßigung und der Edelmuth des unverdienten übergünstigen Urtheils, der Schonung in dem Verhalten Luther's zu bewundern, mochte dasselbe auch theilweis in Scheu vor der päpstlichen Feindschaft und Macht, in Unsicherheit und Befangenheit seinen Grund haben, mochte die Rüge, womit er Leo traf, auch nicht ohne Schärfe sein. Er wälzt, wenn nicht alle Schuld, doch deren

1) Gervinus a. a. O. II, 436. Münch, Hutten's Werke, II, 404 ff. Trechsel, Die protestant. Antitrinitarier, I, 2 ff. Pfister a. a. O. III, 650. Tentzel 54. Meyerhoff 183. Roscoe III, 491 f., 504, 521.

größesten Theil den Verhältnissen zu, die selbst dem Papste zu mächtig, und ist auf jede Weise bemüht, die Person Leo's zu decken, indem er ihn angreift, den Papst: denn das thut er allerdings, wenn er auch, wie es scheint, kein vollkommen deutliches Bewußtsein davon hat, es nicht wissen will, es sich zu verbergen sucht. Nicht Leo's Person, nicht den Papst, wie er sein soll, den im Begriff gedachten, wohl aber den seiner Stellung und Aufgabe widersprechenden, den wirklichen Papst greift er ohne Frage an und insofern auch Leo's Person, weil sie vom letzteren nicht zu trennen ist, ebenso wie in den Mißbräuchen das Papstthum angegriffen werden mußte, weil es von ihnen sich nicht scheiden ließ. Auch war der Angriff weit heftiger, als Luther selbst beabsichtigte, meinte, wußte. Es sollte ihm noch oft begegnen, daß er hart traf und daß es unsäglich hart und scharf erschien, wenn er sich vornahm, mild zu reden, in dem Bewußtsein mild zu reden und auch wirklich — angesehen seine Kraft — mild und gemäßigt schrieb. Er sagte nicht so viel, als er dachte, schlug nicht so hart, als er hätte können, und es war immer noch weit mehr, als Andre auch nur zu denken wagten, deren Gedanken so viel weniger kühn waren und auf den Grund gingen, oder als sie vermocht hätten. Wie sehr er seinen Angriff durch die Form milderte, die so Mancherlei viel eher gestattende einer Disputation wählend, so sorgfältig den idealen und wirklichen Papst und die Person des regierenden unterscheidend: er griff den Papst gleich dem Ablasse, und zwar so nachdrücklich und einschneidend, aus so tiefgreifenden Gründen an, wie es, so viel Tadel auch über Papst und Ablaß erging und längst ergangen war, kein Andrer vor ihm gethan hatte; auf eine Weise, daß der Widerspruch unendlich verstärkt und verbreitet werden mußte, indem die Mißbilligung und der Unmuth, um nun erst recht hervorbrechen zu können, bessre Begründung, Halt, Zusammenhang bekamen, Furchtsame ermuthigt, Träge und Kältere angespornt, die Gewohnheitsmenschen aus ihrem Geistesschlummer, ihrer Denkfaulheit aufgerüttelt, Viele Gegner oder erklärte Gegner wurden, weil er ihnen die Augen öffnete oder sie durch Anregung ihrer bessern Gefühle über sich selbst erhob. Welch eine Frische, welch ein Schwung in diesem Angriffe, vergleicht man ihn mit den matten de- und wehmüthigen Klagen und Beschwer-

den der Reichsstände. Die Ketzer, die erklärten Feinde, hätten aus Haß und Feindseligkeit nicht von fern so scharf, so eindringlich reden und einreden können, als der Papist Luther es that. Was war der Tadel in Bierbänken, Epigrammen, Spottschriften meist anonymer Verfasser gegen diese Thesen voll schwerer Gelehrsamkeit, scharfer Spitzen und Keulenschlägen, womit der Augustiner herausfordernd offen auf den Plan trat!

Wir wollen es nicht zu verhüllen, nicht zu entschuldigen suchen, daß er der Angreifende war und den Papst selber angriff; wir sagen, die Ehre muß ihm bleiben, wir wollen ihm den Ruhm nicht schmälern. Wir sprachen schon von dem Frieden, der in der Kirche damals war. Er war sündlich, schändlich, voll versteckter Gefahr, Tod bringend, ein heimlich schleichender Krieg gegen den Geist und das Werk Christi, gegen das christliche, das Geistesleben, die Gesittung und Freiheit der christlichen Nationen und der Christenheit, ein heimlicher Krieg, worin es aber doch auch an offnem Raube, Gewaltdrohung und Gewaltthat nicht mangelte. Die waren die Sünder und Verderber, die diesen Frieden unterhielten, und Verdienst und Segen war seine Unterbrechung, obschon die Wohlthat durch den sich erhebenden Widerstand gegen die wahrsten Behauptungen, die billigsten Begehren und die gerechtesten Klagen und Rügen, die den Kriegsanfang ausmachten, verkümmert wurde. Die wahren Ursächer allen Kriegs, die Erstschuldigen an den Kriegsverwüstungen und Leiden sind stets Die, die durch Verkehrtheit oder Unrecht den Anlaß zum Angriff geben. Wir sagen mit Luther: „Sie sagen viel, man soll der Geistlichen schonen (am rechten Orte that er es), sie nicht schelten noch strafen, sondern ehren und entschuldigen. Ja, wenn sie nur für sich selbst böse wären und allein sich verderbeten, wollte ich auch besser schweigen; aber ihr Regiment verderbet alle Welt. Wer dazu schweiget, und nicht Leib und Leben drüber waget, der ist kein rechter Christ, liebet auch nicht seiner Nächsten Seligkeit, als seine eigene. Könnte ich nur die Seelen aus ihren Höllrachen reißen, ich wollte sie wohl mäßiger schelten. Sie zünden die Stadt an und sprechen: ich soll nicht Feuer schreien noch löschen. — Du sprichst gar schön, man solle den öffentlichen Frieden nicht stören, und leidest dafür, daß der ewige Friede Gottes gottlos und lästerlich verderbt wird. —

Eine große Gottesgabe der Friede — wo aber nicht, so laß fahren dahin, Gut, Ehre, Weib und Kind, damit uns nur dieser Schatz bleibe, das Wort.“ [1])

Freilich mußten Angriffe auf Papst und Papstthum selbst eher hinderlich als förderlich sein, wenn er nichts weiter gewollt hätte, als daß dem tetzelischen Unwesen gesteuert würde. Er war jedoch schon zu weit vorgeschritten, es hätte ihm, der Nation, der Christenheit nicht mehr genügt. Er und sie konnten mit Befriedigung und ohne Verkümmerung das Papstthum wie es war nicht mehr ertragen, der Zustand, der geheime Zug der Zeit heischten das ideale Papstthum, das er als ein Bild der Vergangenheit für die Zukunft hinstellte, sie waren durch keine Reform mehr abzufinden als durch eine solche, die es verwirklichte; die hohe weite Zeitaufgabe, er erfaßte sie und that den ersten großen Schritt zu ihrer Lösung, indem er vom Einzelnen zum Ganzen hinüberblickte und griff, hinwies auf Das, was da war und was sein sollte, jenes kühn verwarf, dieses forderte. Dieß zeigte, daß die Unsicherheit, womit er jetzt noch auftrat, etwas Vorübergehendes bei ihm, daß Halbheit und schwächliches Ausgleichen seine eigentliche Art nicht war, daß er, was Noth that, fest ins Auge zu fassen suchte und an den eigentlichen Schaden hinandringen werde. Das Uebel lag zu tief und war zu weit verzweigt, als daß mit Abstellung des Indulgenzenhandels geholfen gewesen wäre. Man kann ohnehin annehmen, daß auch, ja daß eben der aufs bescheidenste angerufene Papst nicht ernstlich wider den Mißstand eingeschritten sein würde. Weder dem Uebel im Ganzen, noch auch selbst nur dem vereinzelten Mißbrauche und den Ablaßkrämern war beizukommen, ohne daß so weit gegriffen wurde, als es Luther that. Keine Abhülfe, kein Herauskommen aus diesen Zuständen, ohne daß man die Grenzen der päpstlichen Macht in Frage stellte, daß die päpstliche Macht selbst bestritten wurde, wie er es freilich erst, als die Gegner ihn dazu drängten, mit voller Bewußtheit, im Grunde aber jetzt schon that. Es war eben seine Tiefe, seine Tüchtigkeit, daß er von der einzelnen Streitfrage auf die ganze Theorie, von der schlechten Frucht auf die Wurzel, von einem Symptome auf den Sitz der Krankheit, vom einzelnen Gebrechen auf den verdorbenen Gesammtgeist, von den Ablaßkrämern auf die Häupter, das oberste Kirchenhaupt selbst zurückging. Man wird sagen müssen: daß er dieß that, und die Art, wie er es that, war allerdings nur zur Erregung eines Kampfs, in welchem es sich um Reform oder Nichtreform des Ganzen, um Erhaltung oder Umsturz handelte, nicht aber dazu geeignet, die Zwecke zu erreichen, oder gar am nächsten zu erreichen, die ihm am deutlichsten im Sinne lagen. Wollte er einen solchen Kampf nicht, so hätte er Alles ganz anders einleiten müssen; hätte er ihn aber bestimmt gewollt, so würde er dieß nicht bloß nicht so bestimmt in Abrede gestellt, er würde sich über die Reform, die er freilich für nothwendig erklärt, in den Resolutionen ganz anders ausgesprochen, der Eindruck würde ihn nicht überrascht, er würde nicht so mit Furcht und Zittern angefangen haben, er hätte nicht mehr so befangen sein können, hätte in der Erkenntniß und Bewußtheit schon viel weiter vorgeschritten sein müssen, als wir ihn finden.

Er wollte in jedem Falle die Abstellung des Ablaßunfugs auf eine Weise, daß, wenn darauf eingegangen wurde, eine durchgreifende Besserung an Haupt und Gliedern, daß etwas erfolgen mußte, worauf er doch kaum rechnen konnte. Wir finden auch, er hofft und hofft es nicht. Der Frevel war zu entsetzlich, — der Papst konnte ihn nicht in Schutz nehmen, es war unmöglich — und Leo war ein sehr guter Papst, nur schlecht berichtet, säumig oder nachlässig gewesen. Die Ungebühr, die evangelische Wahrheit und ihr Geheiß wurde ans Licht gestellt, die römische Kirche konnte sich dawider nicht auflehnen, nicht Die unterdrücken wollen, die den Weg wiesen, aus so heillosen Irrsalen herauszukommen. So meint er denn, der Papst werde mit allen Wohldenkenden auf seine Seite treten, das Evangelium annehmen, den Unfug abstellen. Er ist ertrunken im Papstthume, betet den Papst mit rechten Treuen an, ihm däucht, die Erde müßte sich aufthun und ihn verschlingen, wenn er sich gegen ihn auflehnte. Allein er kennt die Schlechtigkeit so vieler Päpste der Wirklichkeit; er hält den regierenden für sehr gut: doch ohne Frage, ein schauriger Zweifel lauert in ihm, ob der Papst, wie er es erwarten zu müssen glaubt, die gerechte Sache

1) Kirchenpostille, Plochm. X, 402. Verm. Predigten, Plochm. XVII, 126. De Wette II, 94.

in Schutz nehmen werde, eine schaurige Ahnung von der Unheilbarkeit des Widerspruchs seiner Richtung und seiner Ueberzeugungen mit dem Papstthume der Wirklichkeit, ein durchschauerndes Gefühl der eignen Geistermacht, seiner Bestimmung, Aufgabe, Arbeit in einem hereinbrechenden Weltgericht ist in ihm lebendig.

Er ist nicht minder klug und scharfen Verstandes als Gemüthsmensch, er weiß so genau, wie es in Rom steht, wie wenig da der ohnehin schwache Wille der Papstes vermag, er kennt die Stärke des theologischen Hasses, des schlechten Ordensgeistes, die Sinnesart und Macht der Dominikaner, dieser Ablaßkrämer, die er sammt allen finstern Köpfen der Schule und der Priesterschaft und deren Gönnern und Schützern in die heftigste Bewegung bringt. Was ist Reuchlin's Verbrechen gegen das seine, Reuchlin's, der so leise aufgetreten war, den ihm aufgedrungenen Streit verhältnißmäßig so schonend geführt hatte. Reuchlin's Widersacher werden auch die seinen werden, ein Heer von Feinden steht ihm vor Augen, denn ihre Zahl wird anschwellen, sie werden keine Mühe und kein Mittel sparen noch scheuen, werden Himmel und Erde bewegen, den blinden Haufen gegen ihn aufzustacheln, die Halbaufgeklärten, alle nicht unwiderruflich für den Fortschritt Gewonnenen auf ihre Seite zu ziehen, ihnen bange zu machen vor dem Geiste, ihnen Furcht einzujagen durch Hinweisung auf die Gefahr, die entstehen müsse, wenn die Autorität in Glaubens- und Lehrsachen so verwegen angetastet werde; sie werden das Streben und Ringen der Vernunft, des selbständigen Denkens als zerstörerische Auflehnung deuten, wie es so lange Jahrhunderte stets geschehen war; sie werden Alles aufbieten, die Schule, die ganze Kirche zu erregen, die weltlichen Obrigkeiten hereinzuziehen, dem Papst die Sache falsch vorzustellen, seinem etwa erleuchteten besseren Willen alle mögliche Hindernisse in den Weg zu legen. Er weiß schon längst sehr gut, wie unleidlich die großen Prälaten sind, „unleidlicher denn der Himmel, wenn man sie antastet." Das Verhalten der Bischöfe, an welche er sich unlängst gewendet, ist ganz geeignet, seine Bedenken zu mehren. Die Antwort des wohlgesinnten brandenburger Bischofs hat ihm deutlich gezeigt, wie sein Schritt ausgelegt werden wird, als ein Unternehmen gegen den Papst; und zu welcher Zeit hätten despotische Herren, hätten geistliche Herrscher den Untergebenen das Recht zugestanden, ihnen die Grenzen ihrer Macht und Befugnisse zu bestimmen, sie der Pflichten ihres Berufs und Amtes und der Rechte zu erinnern, die von ihnen mißachtet werden, wann hätten sie etwas Anderes als Empörung darin erblickt? Er durchschaut die Tiefe und Verbreitung der kirchlichen Verderbniß, eine Reformation auf irgend einem der bisher versuchten Wege, durch irgend welche der zu ihrer Einleitung Berufnen, däucht ihm nach menschlichem Absehen undenkbar, nimmer zu hoffen, ohne daß Gott selbst eingreife, wie er das gewaltige Ereigniß, die Erschütterung sich auch vorstellen mag, womit doch dieß Eingreifen kommen muß. Daher die große Vorsicht, womit er zu Werke geht, daß er sich so sorgfältig verwahrt, mit Manchem offenbar noch zurückhält, Manches nur halb sagt, daher diese hier und da gedrehte gewundene Sprache, diese obenhin angesehen und dem Wortlaute nach unverfängliche Rede voll hinterhältiger Gedanken, diese bald offnen bald aber auch versteckten Bitterkeiten, diese galligen Andeutungen zwischen den Zeilen, uns, die die ausgebildete Censur und unsere preßhaften Zustände dazu angelernt und daran gewöhnt, nicht sonderlich auffällig, auffällig aber bei ihm, gegen dessen innerste Natur und unverdorbenen Charakter das Alles war, auffällig bei ihm, der zumal von dieser Zeit an so furchtlos und gerade mit der Sprache herausging und Alles beim rechten Namen nannte, so sprach und handelte, daß wir, sobald sein Name genannt wird, nur an Offenheit und Geradheit, ja Derbheit und Rücksichtlosigkeit, an eine Lebendigkeit des Eifers und eine Zuversichtlichkeit zu der Sache seines Lebens als Gottes Sache denken, worin er selbst den Rath menschlicher Klugheit zu beachten so oft verschmähte. Es war aber natürlich bei ihm, jetzt, wo er noch an der hierarchischen Erziehung litt, wo er noch unter dem Zwange der Hierarchie lebte, die es die Christenheit, die Deutschen gelehrt, mit Rückhalten und Vorbehalten zu denken und zu sprechen, indem sie dem Gedanken einige Freiheit ließ und noch mehr zu lassen sich anstellte, ihm aber nicht Wort hielt, ihm das Ziel und die Richtung anwies und Abweichung strafte, so daß die strebenden freieren Geister in die „Schüchternheit," die Falschheit hineingeleitet und genöthigt wurden, ein Spiel zu treiben mit dem Gedanken und der Unterwerfung unter die Entscheidung der Autorität. Es

war jetzt natürlich bei ihm, da ihm selbst der Gedanke noch so fern lag, mit dem kirchlichen Oberhaupte zu brechen, da er sich in einer Lage befand, die es doppelt nöthig machte, da er sich einer Macht entgegenstellte, die über so unzählige unwiderstehlich erscheinende Mittel gebot, gegen welche in einem solchen Streite noch Keiner den Sieg davongetragen, die wenigstens im schlimmsten Falle stets erbarmunglos und falsch, gleichgültig wegen der Mittel gegen Die gewesen war, die sie als Feinde verfolgt. Daher daß er weit entfernt war von einem eigentlichen festen Vertrauen, einer Hoffnung mit Hoffnung, einer Erwartung, die ohne die Besorgniß eines Kampfes gewesen wäre. Daher, daß wir ihn vielmehr erfüllt sehen von dem Gefühle eines schweren kaum durchzuführenden Beginnens, eines unermeßlichen Wagnisses, eines wenn glücklichen Ausgangs, doch sauer zu erringenden Siegs. Daher daß er der Sache „gar nicht so gewiß war," daß er die zweifelhafte dreifach bedenkliche mit „Furcht und Zittern" beginnt, daß er die gefürchtete Papstmacht angreift und sich doch den Gedanken, daß er es thue, zu verhehlen sucht. Seine Stimmungen, seine Ansichten von der Sache, seine Vermuthungen wechseln. Jetzt meint er, es handle sich um eine Disputation wie andre, um einen Gelehrtenstreit, auszufechten im engeren Kreise; dann wieder dringt sich das beängstigende Vorgefühl an eine Welterschütterung, oder doch das Vorgefühl eines größeren Aufsehens, eines weitaussehenden Handels ihm auf, der selbst vor das höchste Oberhaupt gelangen könne; und wieder sind dann seine Gedanken über Das, was der Papst thun werde, und die davon abhängigen Empfindungen entgegengesetzt. Und dieß Alles um so mehr, da er so unsicher darüber ist, was und wie viel er sagen und wagen darf, da er noch so wenig eigentliche Erfahrung hat, wie viel Wahrheit, wie viel Kraft des Ausdrucks die Angegriffenen, der Papst namentlich, ertragen dürften, wie schwer oder leicht seine Schläge fallen.

Wir gelangen zu dem Ergebniß, nicht mit vollkommener Bestimmtheit sagen zu können, was er nach jeder Seite hin und in allen Beziehungen beabsichtigte und erwartete, und zwar deshalb es nicht sagen zu können, weil in seinen Absichten und Erwartungen selbst Undeutliches und Widersprechendes lag. Die Ablaßthesen waren in ähnlicher Weise Erzeugniß eines erregten

Augenblicks und einer überwältigenden Empfindung, wie sein Entschluß, das Klosterleben zu erwählen. Doch mangelte dort und noch weniger hier auch die Geistesruhe und Klarheit nicht neben den großen schweren Gedanken und den Anfechtungen, nicht die heitre Zuversicht, die „Fröhlichkeit," neben Beängstigungen, nicht der Muth neben der Furcht — der größere Muth, denn er hätte die Thesen sonst nicht angeschlagen, — nicht die Ueberlegung neben dem inneren gewaltsamen Antriebe, der in jene wie jene in diesen überging, und Niemand könnte das Maß und die Grenze des einen und der andern haarscharf bestimmen. Kein Andrer sprach so deutlich und völlig aus, was an den heimlichsten Orten der gährenden Zeit, was in den Herzenstiefen der Nation sich regte; kein Andrer schloß so frei und völlig auf, was im Innersten der Gemüther, auch in dem seinigen versteckt und verschlossen war. Allein dieß begann jetzt erst, die klarere Bewußtheit war in ihm selber noch nicht, die in ihm zuerst werden mußte, wenn er es vermögen sollte. So Großes und Erschütterndes, wie es von ihm ausging, geschieht und geschah von Keinem nach einem vorbedachten Plane, mit dem berechnenden Willen, der beim Beginn das Ziel erschaut und den Weg ausgemessen hätte. Eine Weltumkehr mag der Dichter oder der Phantast träumen, der praktische dazu berufene Mann will sie nicht, sondern er muß sie bewirken, er ist eher und mehr noch Werkzeug als wollender Ursächer und Thäter, und erbebt beim Beginn vor der Erschütterung, die von ihm ausgehen soll. So war es bei Luther zumal bei seiner Pietät, seinem Ernst, seiner Gewissenszärte. Es geschah ihm jetzt wie bei späteren kühnen großartigen Entschlüssen und Schritten, wo er es ausdrückt: „mich treibt der Geist mit seiner Gewalt." Eben dasselbe spricht er aus in Beziehung auf die Thesen mit der Aeußerung, daß er „unversehends," aus „Unvorsichtigkeit" in den Handel gerathen sei, das will eben sagen in dem Enthusiasmus, der nie ohne Unvorsichtigkeiten, der ohne jene Berechnung ist, die mit Verstandesruhe und Kälte den Ausgang, die Wendungen, die Mittel des zu beginnenden Kampfes, die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit des Siegs, die Gefahr und den Schaden der Niederlage abwägt. Er ist ein ganzer, voller, ehrlicher und ritterlicher Mann, frei von der erdrückenden Furcht vor persönlichem

Untergange, noch nicht frei von den Vorstellungen, von der Furcht seiner Zeit vor der herrschenden Macht, noch ungewiß über sein Vermögen, seinen Beruf. Niemand erhebt sich gegen den Frevel, der freilich von allen Rechtschaffnen beseufzt wird. Er vermag ihn nicht länger zu leiden. Das Maß seiner Geduld wie das der Ungebühr ist voll und übervoll. Fort reißt ihn der Augenblick und dessen Gefühl, Schmerz, Zorn — sollten wir nicht auch sagen dürfen, eine Ahnung, ein dunkles Empfinden seiner Geistesgewalt, der Mächte, die in den Verhältnissen und Stimmungen seiner Zeit sich für ihn erheben werden, seiner Bestimmung zum Werkzeuge des Allmächtigen, zu einer „Geißel Gottes" im bessern Sinne für die entartete Hierarchie, zum Träger der neuen Entwickelung, die die Vernunft der Menschen, der gottgeleiteten Geschichte vorbereitet hat? Ein Geist, dem die Kraft, die Eigenthümlichkeit, der heimliche Drang innewohnt, sein Zeitalter zu bewegen, ist mit dem Geiste dieses Zeitalters in innigster ob auch unbewußter Verbindung, fühlt sein tiefstes Regen und Leben mit, ungebundner, flüssiger, kräftiger regt er sich in ihm. Ein solcher Geist hätte Luther nicht sein, nicht Luther sein, nicht den Genius in der Brust tragen müssen, hätte er das angehende Gericht, seine Rolle, seine Kraft nicht vorausempfunden. Er hätte sonst diesen Kampf nimmermehr so begonnen, so auf der Grenzscheide des Antriebes und der Ueberlegung, der hochgespannten beherrschenden und fortreißenden Empfindung und selbstzügelnder Haltung, vorbedenkender Sammlung des Geistes. Nur kennt er freilich seine Kraft noch so wenig, als er deutlich den Gedanken denkt: die Zeit des Gerichts ist gekommen, oder den, daß er es herbeiführen soll. Viel zu beschränkt war seine Stellung, war sein Gesichtskreis noch, als daß er die Stimmung der Zeitgenossen, die Gährung der Gemüther, die Gereiztheit des allgemeinen Lebens — viel zu demüthig, anspruchlos, mönchisch war er, als daß er seine Geistermacht, die entgegenkommenden begünstigenden Elemente in Bewegung zu bringen, zu sammeln und wider die Weltmacht zu vereinigen, genau hätte beurtheilen, nach Gebühr hätte in Anschlag bringen, daß er es hätte wissen können, sein doch überwiegend auf die gelehrte Welt berechneter Angriff werde von der Schule aus die weitesten Kreise erreichen, der Funke, den er herausschlägt, den ganzen bereit liegenden Zündstoff ergreifen, der Schlag, den er führt, so gewaltig und so tief und genau in den wunden Fleck der kranken Zeit hineintreffen. Die Ahnung, die er davon hat, verstärkt seine Kühnheit, seine Zuversicht, die aber mit Bangigkeit gemischt wird, weil er erst anfängt, über die Vorstellungs- und Gefühlsweise seiner, in der Furcht des Papstthums noch lebenden Zeit sich zu erheben. Einst, harte Urtheile über das letztere aussprechend, setzte er hinzu: „Wer hätte aber solches vor dreißig Jahren von ihm dürfen gedenken, da man von ihm nichts, denn alles Gutes halten und sagen durfte, mit großer Ehrerbietung und Anbetung? Der hätte hundertmal müssen verbannet und verdammt sein. Wer es nur heimlich bei sich gedacht hätte, was man jetzt öffentlich von ihm saget und schreibt, der wäre von jedermann verfluchet worden. Denn unser Herr Gott hatte die Welt geblendet durch kräftige Irrthümer, wie Daniel sagt: Bis der Zorn über und aus ist." Als er so sprach, als ihm Krieg und wieder Krieg gegen das Papstthum wie heilige Pflicht erschien, als er immer und immer wiederholte: „darum soll ihm mit allen Kräften, Macht und Vermögen widerstehen und wehren, wem Gottes Ehre und der Seelen Heil und Seligkeit lieb ist" — damals hatte er keinen denkbaren Grund mehr, es abzuläugnen, daß er gleich zu Anfang in den Thesen den Papst angegriffen; damals hätte er viel eher Grund gehabt, sich dessen zu rühmen und dem Vorwurfe entgegenzutreten, daß er im Anfange dem Papste zu viel nachgegeben, oder daß er nicht gewußt, was er gewollt. Er bereitete dem Tadel gerade durch seine schwankenden Erklärungen und Aussagen Raum, die dafür aber um desto wahrhafter und aufrichtiger erscheinen, und die, um dieß hier schließlich zu bemerken, um so schwankender und widersprechender klingen, weil sie aus verschiedenen und späteren Jahren herrühren, wo ihm die Entfernung der Zeiten seine nicht völlig klaren innern Zustände von den letzten Oktobertagen des Jahrs 1517 noch mehr verdunkelt haben mußte. [1])

1) De Wette I, 479. Tischreden, Walch XXII, 1311 f.

Das Sendschreiben an den Erzbischof Albrecht vom 31. Oktober.

Noch einiges Licht über seine Absichten und Erwartungen und deren Bestimmtheit oder Unbestimmtheit giebt das Schreiben an den Erzbischof Albrecht, das er am 31. Oktober abfaßte und dem er die gedruckten Thesen beilegte. Es leitet indeß immer nur zu einem bestätigenden Ergebnisse. Papst Leo war doppelseitig und zweideutig, eben so Albrecht. Luther's Urtheil über den Papst stand nicht ganz fest, und auch deshalb schwankte sein Verhalten gegen ihn. Sehr ähnlich hegte er die beste Meinung vom Erzbischofe und traute ihm doch nicht das Beste und Vernünftigste zu, zum wenigsten nicht mit festem Vertrauen. Wir hörten, er lebte des Glaubens, die Bischöfe würden das Evangelium zu allererst annehmen, er hielt Albrecht „für einen Engel." Allein er wußte, daß der Erzbischof bei dem ruchlosen Ablaßhandel Hand im Spiele hatte, tief verwickelt war; welch eine abscheuliche Anweisung für die Ablaßprediger war von dem Erzbischofe ausgegangen, und welch ein Urtheil fällte er über den Verfasser, den „Kühhirten." Er konnte doch nur eine sehr schwache Hoffnung hegen, daß der Aussender und Gönner Tetzel's diesem und dem ganzen Handel Einhalt thun, wohlgemeinte verständige Rathschläge beachten werde. Der Erzbischof, unter dessen Augen und Autorisation solche Ungebühr vorging, war sicher wenig geneigt, durch Klagen oder Vorstellungen, Vernunft oder Scham bewogen zu werden, wider sie und die Sendlinge einzuschreiten. Halle war ein Mittelpunkt des Katholicism im nördlichen Deutschland, reich an Klöstern und Heiligthümern, Frömmelei und Verdummung, Zeugin der fürstlichen Macht und Prachtliebe, und nur von fern der humanistischen Aufgeklärtheit des Erzbischofs, unter dessen Einfluß es stand. Da fühlte sich Albrecht wol sicher genug. Wie viel und doch auch wenig Gutes sich Luther zu ihm versieht, davon zeugt denn auch das Schreiben vom 31. Oktober. Es ist abgefaßt in der ehrerbietig „submissen Redeweise eines geringen Klerikers dem Kirchenfürsten gegenüber, mit Wärme und doch auch mit kluger Vorsicht und Zurückhaltung. Man kann einen unangenehmen herben Freimuth darin finden, mag dann aber auch eine große Feinheit nicht

übersehen. Es zeugt abermals von der Anspruchlosigkeit, zugleich aber von dem Selbst- und Kraftgefühle seines Urhebers. Beides tritt, wie so oft in seinen Schriften und Briefen, scharf hervor. Er schüttet sein, über die Ablaß- und Seelen-Noth tief betrübtes Herz aus, er macht bescheidne, aber offne und dringende Vorstellungen, er bittet, redet dem Oberhirten scharf ins Gewissen und fügt zuletzt eine Drohung hinzu.

Er beginnt mit der Bitte, der Erzbischof möge es ihm zu Gnaden halten, daß er, ein so geringer Mann, es wage, ein Schreiben an seine Eminenz zu richten. Er habe lange damit gezögert, sein treuer Dienst, dessen er sich gegen den Erzbischof schuldig bekenne, habe ihn endlich bestimmt. Er kommt dann sogleich auf den Ablaßhandel, der in Albrecht's Namen betrieben werde, und man sieht, welche Gewalt er sich anthut. Er meint, in einem solchen Schreiben Rücksichten nehmen zu müssen. Er klage, sagt er, nicht so sehr die Frechheiten der Ablaßprediger an, die er nicht gehört, als es ihn schmerze, daß das Volk so falsch verstehe, der Seligkeit durch Ablaßbriefe gewiß zu sein glaube u. s. f. Die beigefügten Thesen sagten freilich schon deutlich genug, was er von des Erzbischofs Bevollmächtigten und ihrer Schuld hielt. Auch fügt er weiter unten, nachdem er seine Ansichten vom Ablaß vorgetragen, hinzu: „Was machen sie also durch ihre erlogenen Ablaßfabeln und Versprechungen das Volk sicher und furchtlos, da der Ablaß nur äußerliche Strafen, die vor Zeiten von der Kirche auferlegt wurden, aufheben kann!"

Keine Rücksicht thut jedoch dem Freimuthe Abbruch. Hat er dargelegt, in welch einen verderblichen Wahn das Volk durch die Ablaßpredigten verfalle, so ruft er aus: „O liebster Gott, also werden die Dir, bester Vater, anvertrauten Seelen zum Tode unterweiset und hingegeben, und entsteht für Dich und wächset die schwerste Rechenschaft, die von Dir gefordert werden wird für diese Seelen alle, weshalb ich nicht länger schweigen können. Denn der Mensch wird durch kein Bischofsamt seiner Seligkeit versichert, was ja nicht einmal durch Gottes eingegoßne Gnade geschieht," u. s. f. Er redet dem Erzbischofe hierauf davon, wie Liebeswerke so viel besser wären denn Ablaß, dennoch aber gerade nicht gepredigt würden, damit die Kraft der Indulgenzen um so höher gerühmt werden möchte; „da doch das

aller Bischöfe erstes und einziges Amt ist, daß das Volk das Evangelium und die Liebe Christi lerne. So hat auch Christus nirgend befohlen, Ablaß zu predigen, wohl aber nachdrücklich befohlen, daß das Evangelium gepredigt werde. Welch ein Greuel ists also, welche Gefahr hat ein Bischof zu gewarten, wenn er zuläßt, daß der Ablaß, sodaß des Evangelii geschwiegen wird, und mit großem Gepräng, unter sein Volk gebracht wird, und um selbigen sich mehr kümmert als um das Evangelium?" Er erinnert dabei an Christi Ausspruch über die Pharisäer, als die da Mücken seigten und Kameele verschluckten, und geht sodann zu den seelverderblichsten Behauptungen der unter des Erzbischofs Namen verbreiteten tetzelschen Instruktion über. Er wolle nicht annehmen, daß sie mit Wissen und Zustimmung des Erzbischofs ausgegangen. Dann aber sagt er: „Was soll ich anders thun, hochwürdigster Bischof und durchlauchtigster Fürst, denn daß ich Deine Hochwürden durch den Herrn Jesum Christum bitte, zu geruhen, ein Aug väterlicher Sorge auf diese Sache zu wenden, jenes Büchlein gänzlich wegzuthun, und den Ablaßpredigern eine andre Weise vorzuschreiben, daß nicht etwa zuletzt sich Einer hervorthue, der in ausgehenden Schriften sowohl sie als das Büchlein widerlege, zur höchsten Schmach Deiner durchlauchtigsten Hoheit, dafür mir wahrlich zwar sehr grauet, und doch besorge, daß es geschehen möchte, wenn nicht eilend gerathen wird. Diesen meiner Wenigkeit treuen Dienst, schließt er, wolle Deine durchlauchtigste Gnade geruhen, fürstlich und bischöflich, das ist gnädiglichst anzunehmen, wie ich denselben erzeige mit treustem und Deiner Hochwürden Durchlaucht ergebenstem Herzen; denn auch ich gehöre Deiner Heerde an. Der Herr Jesus behüte Deine hochwürdigste Väterlichkeit in Ewigkeit. Amen!"

Große theologische Gelehrsamkeit scheint er dem Erzbischofe nicht zuzutrauen, denn in einer Nachschrift sagt er: wenn es hochdemselben gefiele, könne er die beiliegenden Thesen einsehen, damit er vernehme, wie zweifelhaft die Ablaßmeinung, von welcher die Ablaßprediger träumten, daß sie vollkommen gewiß sei.[1])

1) Walch XXII, 773. Hofmann, Leben Tetzel's, 93. De Wette I, 67. Die Weserzeitung 1845 Nr. 423 enthielt die nachstehende Notiz:

Es war doch ohne Frage ein Wagniß, daß ein wittenberger Docent und Kleriker dem Primas von Deutschland in dessen Residenz hinein so schrieb. Der Erzbischof hatte freilich ungerechte Sache; und das war Luther's Stärke. Aber wenn er sich nun nicht gewinnen ließ — wonach das Schreiben am Ende doch auch nicht sonderlich eingerichtet war — sich nicht schämte, scheute, fürchtete? Leicht mochte er sich und mochte ihm Jedermann die Macht zutrauen, den Augustiner zu erdrücken, sein Nutzen trieb ihn dazu an, jetzt konnte gar wohl persönliche Gereiztheit hinzukommen, und seine Bevollmächtigten verfehlten sicher nicht, ihn gegen Luther, den frechen Mahner und Tadler aufzubringen. Luther konnte unmöglich mit Sicherheit auf einen günstigen Erfolg rechnen, er mußte gerade von dieser Seite sehr viel, wenn nicht das Schlimmste, fürchten. Doch, statt sich etwa zu bemühen, indem er Rom verletzte, den Primas von Deutschland auf seine Seite zu ziehen, machte er auch mit diesem gar wenig Umstände, und schwerlich ist anzunehmen, er hätte es sich verhehlt, daß sein Angriff auf die Bevollmächtigten, den Mißbrauch, die Entstellung der Lehre, den schnöden Geiz des Klerus so gedeutet werden würde, als sei er wider den Erzbischof selbst gerichtet.

„Man hat in dem Stockholmer Reichs-Archiv das eigenhändige Schreiben Dr. Martin Luther's vom 31. October 1517 an den Erzbischof von Mainz und Magdeburg, Albrecht, wider Tetzel's Ablaß-Verkauf aufgefunden, welcher bekanntlich die Generalpacht dieses Verkaufs übernommen und Tetzel als seinen Erhebungs-Commissar bevollmächtigt hatte. Aus einer Nachschrift ersieht man, daß Luther seine berühmten 95 Thesen mit beigeschlossen hatte. — Aus einem beiliegenden Schreiben erhellt, daß jenes von Luther 1694 an König Karl XI. von dem Landeshauptmann Derneklo auf Oesel zugesandt worden, der es unter den Papieren eines verstorbenen General-Superintendenten gefunden. Auf der Rückseite des Briefes steht geschrieben: L(literae) Doctoris martini ordinis sancti Augustini Ad dominum nostrum R: mum, apertae in calbe (offenbar die Stadt Kalbe im Magdeburgischen) per consiliarios feria tertia post Briccii Anno etc. XVII. (kommt mit dem 17. Nov. 1517 aus). Der Inhalt weicht in Manchem von den Abdrücken in Luther's Werken ab, welches man hier der schwer zu lesenden Handschrift im Briefe zuschreiben will." Ich habe eine Abschrift des wirklichen oder angeblichen Originalschreibens, wovon hier die Rede, nicht erlangen können, glaube indeß mit Sicherheit vermuthen zu dürfen, daß die erwähnten Abweichungen wesentliche nicht sind.

Mehrfache Bedeutsamkeit des Angriffes (Würdigung Luther's, sein Alleinstehen).

Die hohe Bedeutsamkeit des Angriffs in mehr als einer Beziehung geht aus dem Bisherigen von selbst hervor; es ist nur noch Einiges darüber nachzuholen, womit sich ein paar Bemerkungen zur Würdigung Luther's in seiner That füglich verbinden lassen werden.

Die Thesen und die weiteren Kundgebungen, welche Luther damit verknüpfte, faßten von den verschiedensten Seiten an. Was man in großen Kreisen für wünschenswerth, für nothwendig hielt, was in unzähligen Gemüthern sich regte und was man sich selbst nicht zu gestehen wagte, wohin man neigte oder was man fühlte und nicht denken konnte, dachte, aber zu sagen sich nicht unterstand, hätte sagen mögen, ohne den Ausdruck finden zu können: das Alles sprach Luther mindestens mit größerer innrer und äußrer Sicherheit, als irgend ein Andrer sie zeigte, mit einer überraschenden, zunächst genügenden Vollständigkeit, Gründlichkeit und Faßlichkeit, Kühnheit und Entschiedenheit aus. Sein befeuerndes aufschließendes Wort mußte wirken, wie ein Wetterstrahl wirken.

Man pflegt von einem armen unscheinbaren Mönche zu sprechen, der so etwas gewagt und so Großes zu Stande gebracht: worin doch aber eine wenigstens zur Hälfte durchaus falsche Vorstellung liegt. Der Angriff ging von einer schon namhaften Persönlichkeit, von einem Manne aus, hoch angesehen und einflußreich in einem nicht unwichtigen Waltungskreise; von einem Manne, der eben als Mann, als ganzer Mann und Feuerkopf bekannt war, der im Mittelpunkte einer Bewegung auf dem Gebiete der Philosophie und Theologie stand, die eine so bedrohliche Gestalt gegen die Burgen der zünftigen Gelehrsamkeit bereits angenommen hatte, schon daran war, die engeren Kreise der Universität Wittenberg zu überfluthen und weitere zu ergreifen. Ja, sofern sie diesen kriegerischen drohenden Charakter hatte, war sie seine Schöpfung; eben von ihm gingen ihre Gefahr verkündenden und bringenden Schwingungen aus. Mußte man auf der gegnerischen Seite nicht besorgen, daß die ganze Universität den Angriff unterstützen werde, nicht annehmen, daß sie bei demselben moralisch betheiligt sei, nicht sogleich fürchten,

es werde die ganze gelehrte Welt ergriffen werden, zu einem völligen Ausbruche dürfte kommen, was in ihr sich regte und bald hier bald da so drohend emporwogte? Luther hatte gezeigt, daß Widerstand ihn nicht bloß nicht zum Innehalten bewog, sondern zu einem nur noch energischeren Vordringen anreizte, daß er seine Lust an Geisteskämpfen hatte, geübt darin war, darin zu siegen verstand. Die Humanisten waren zum Theil unbefangener, aufgeklärter als er, aber wie fern waren ihre Erzeugnisse von dem Ernste und der Tiefe, der Kraft und dem Feuer des in den Thesen aufleuchtenden lutherischen Geistes! Wesel's Schrift über den Ablaß war wissenschaftlich viel bedeutender gewesen, als Luther's Thesen, aber Wesel hatte sich durch die Pest vertreiben lassen, während Luther mit Todesmuth ausgeharret, in den Grundsätzen, der Gesinnung lebte, durch welche die Blutzeugen der ersten christlichen Jahrhunderte das Heiden- und Judenthum und dessen Macht überwunden und manche Spätere, als Ketzer Verdammte, der Kirche sehr leidige, weil gar zu theuer erkaufte und gar zu zweideutige Triumphe bereitet hatten. Wesel hatte sich bei seiner vorgeschrittenern sicherern Erkenntniß schwach vor den Ketzerrichtern gezeigt, als man ihm den Proceß machte, an welchen er bei seinen Schriften wol nicht gedacht, während Luther bei noch unsichrer, aber in offenbarem Vorschreiten begriffnen Erkenntniß die Inquisitoren herausfordernd angriff, theoretisch und praktisch zugleich, sie in den Tod beleidigte. Wie schmählich und verächtlich wurden sie als Ignoranten und Volksbetrüger an den Pranger vor aller Welt gestellt. Der bittere Hohn, womit er sie überhäufte, die Schlaglichter, die vor aller Welt auf ihr Treiben geworfen wurden: das Alles war in der That der Art, daß sie sich moralisch vernichtet fühlen, Alles fürchten mußten, wenn sie nicht Rache üben, ihn nicht beseitigen konnten. Die Klagen waren allgemein, der Klerus wußte, daß er verhaßt, verachtet, Jedermann unleidlich war; es konnte auf gegnerischer Seite nicht entgehen, daß bei der Bewegung in der gelehrten Welt, bei der Gährung der Gemüther in Deutschland Stoff zu einem Ungewitter vorhanden, daß die Thesen Funken umherwarfen, daß Luther die Ideen der Mehrzahl, der Kräftigsten und Jugendlichsten der Zeit aussprach, die in ihm einen Träger und Vertreter fanden, der so furchtbar lange nicht aufgestanden war, einen Ausdruck,

der besorgen ließ, daß er einen allgemeinen Sturm hervorrufen würde. Es kam hier Alles zusammen, die bedrohten Widersacher anzuregen, jede Kraft aufzubieten, so rasch als möglich den verwegenen und gefährlichen Angreifer zu überwältigen, wenn sie nicht nachgeben, nicht ihrerseits überwältigt werden wollten.

Die Thesen waren größtentheils dem Inhalte und dem Ausdrucke nach, wie es kaum anders sein konnte, wir würden etwa sagen doktrinär: einer der Gründe, weshalb sie anfangs von Manchen nicht richtig gewürdigt wurden. Doch nicht bloß, daß die in ihnen enthaltene Gelehrsamkeit, die in ihnen liegenden Beziehungen damals weit leichter verstanden werden konnten, als es jetzt geschehen mag, und daß er neben ihnen sein Wort auch noch anderweit, in deutscher Rede und faßlicherem Ausdruck sprach: die schon da gewesene, die abstruse Theologie und Polemik der Thesen selbst war doch so noch nie vernommen, nicht in solcher Form und Haltung, mit solcher unmittelbaren treffenden Anwendung auf ein Jedermann bewegendes, in Spannung setzendes Wesen und Unwesen, das so genau mit der kirchlichen Theorie zusammenhing und zugleich der schärfste Ausdruck der kirchlichen Praxis war. Indem die Thesen so viel Anregendes für die Gelehrten und zugleich für jeden zur Theilnahme Befähigten, so viele Beziehungen auf die lebendigsten Fragen der Wissenschaft und zugleich auf die Lebensfragen des Tags enthielten, kam auch der frischeste volksmäßigste Ton hinzu, so tönend — mochten immerhin nicht Alle alles Gelehrte der Streitsätze genau verstehen — daß sie wie ein Ruf zur Wahrheitserkenntniß und zur Freiheit, zum Ermannen und zum Kriege erklingen mußten, im höchsten Grade geeignet, wie auf die Geister, so auf die Phantasie, Herz und Gemüth zu wirken. Wie tief und geistreich der Inhalt, und zugleich welch ein Schwung in der Form. Das Epigrammatische, Phantasiereiche, Kühne in einer Thesis wie der funfzigsten wirkte sicher mehr als lange Erörterungen. Jeder Streitsatz dieser Art war ein glücklicher Griff. Eben das mußte wirken, daß die Sache weniger ausgeführt als berührt wurde in anregenden, und wie sehr anregenden Sätzen. Indem er sich zunächst an die Gelehrten wendete, hatte er doch auch schon den Volkston gefunden. Die Katheder hatte ihn den Ungelehrten, die Tonsur der Welt, der priesterliche Charakter dem Volke nicht

entfremdet, der Mönchstand der Hierarchie ihn nicht unbedingt geeignet. Er hält sich auf der Höhe der Wissenschaft, steigt aber auch zu den Einfältigsten hernieder, er vertheidigt gelehrt seine theologischen Ueberzeugungen, schließt aber auch populär genug auf, um es dem Volksverstande möglich zu machen ihm folgen zu können; er spricht heftig und doch maßvoll, gerade wie er mit kühnen Behauptungen auftritt, die aber doch nur bis zum Ende der bisherigen Entwickelung gehen und keine Stufe überspringen, den Geistern und Gemüthern nichts zumuthen, worauf sie nicht hinlänglich vorbereitet sind. So führt er die Sache des Volks als Mann des Volks, über welchem er steht, ohne doch aus dem allgemeinen Bildungszustande so weit herauszutreten, daß er fremd und unverstanden hätte bleiben müssen.

Dennoch wurde eben die Sprache, die er führte, von Anfang getadelt, und wie oft hat man in den Thesen eine maßlose Leidenschaftlichkeit, einen hochfahrenden Sinn, einen unedeln Trotz finden wollen bis auf diesen Tag. Wenn es bei dem Dichter des westöstlichen Divans heißt:

„Dümmer ist nichts zu ertragen,
Als wenn Dumme sagen den Weisen,
Daß sie sich in großen Tagen
Sollen bescheidentlich erweisen,"

so erhielt Luther sehr bald Gelegenheit zu zeigen, wie er in solcher Lage sich fassen würde. Wir erinnern uns, daß er die Thesen, die der Disputation vom 4. September zum Grunde lagen, sofort nach Erfurt geschickt, mit „ängstlichem Verlangen" zu hören, wie man sie dort aufgenommen. Einige Zeit nach Veröffentlichung der Ablaßthesen lief Antwort von dem erfurter Freunde ein. Die dortigen Theologen hatten sehr mißbeliebige Urtheile gefällt, offenbar war ihnen Luther's ganzes keckes Auftreten zuwider, sie sahen seine Frische, seine Jugendkräftigkeit, seinen vordringenden Kampfesmuth sauer an. Schlechte Zeichen für die Stellung, die sie muthmaßlich annahmen, wenn sie die noch so viel schärferen Ablaßthesen lasen und wenn er darüber in Streit und Gefahr gerieth. Die erfurter Stimmen konnten nicht ohne Bedeutung für ihn sein, in diesen Tagen drückender Erwartung, wo so manche Besorgniß über seinen Schritt gegen ihn geäußert wurde. Lange's Schreiben irrt ihn jedoch nicht. Ja die Ungunst,

der Widerspruch weckt ihn offenbar auf, bringt ihn zu völligerm Bewußtsein seiner Kraft, vergrößert seine Kühnheit. Mit solcher Energie und Zuversicht hat er sich kaum je in einem Briefe oder sonst ausgesprochen, wie er es nun (am 11. November) über das Mißfallen der Erfurter in seiner Antwort an Lange thut. Die letztere besteht zunächst darin, daß er die Ablaßthesen übersendet (jetzt erst — sogar an Lange erst jetzt: es ist der Beachtung nicht unwerth). Das Schreiben beginnt mit der Aeußerung: „Siehe, da schicke ich andre neue Paradoxa!" Er fährt dann sogleich fort: „Wenn deine Theologen auch durch sie beleidigt werden und sagen, daß ich zu verwegen, hochfahrend, vorwitzig urtheile und Andrer Meinungen verdamme, so antworte ich durch dich in diesem Briefe: daß mir ihre besonnene Zurückhaltung und lange überlegende Bedachtsamkeit ausnehmend gefallen würde, wenn sie sie durch die That bewiesen, während sie doch aber sehr geschwinde sind, an mir Unbesonnenheit und Unbedachtsamkeit zu tadeln. Ich wundre mich, daß sie dieselben Augen an ihrem Aristoteles brauchen, und doch nicht sehn, daß selbiger auf fast allen Seiten ein Momus, ja ein Momus aller Momusse ist! Und wenn nun der Heide trotz all' seiner Bissigkeit und Verwegenheit gefällt, gelesen, citirt wird, wie kömmt es denn, daß ich, der Christ, so gar mißfalle, zumal ich doch auch ein Weniges an mir aufweise vom allersanftesten Aristoteles? An mir ist ihnen ein Tropfen des Lasters zuwider, wovon ihnen ein ganzes Meer am Aristoteles behagt?! Weiter wundere ich mich, daß sie sich nicht selbst hassen und verdammen. Denn was sind sie denn, die Scholastici, als lauter Kritici, Aristarchi und Momi? Ihnen ist es erlaubt und gefällig, Aller Meinungen zu richten, mir muß es gänzlich verboten sein. Mich weisen sie auf bescheidene Mäßigung und Zurückhaltung hin, warum mäßigen sie sich nicht selbst in ihrem Urtheile über mich, warum erwarten sie nicht mit bescheidener Zurückhaltung der Sache Ausgang? Da siehst Du, wie wir stets Menschen sind, das ist, Unbillige, hastig, den Splitter aus des Nächsten Auge zu ziehen, während wir in unserm die Balken nicht sehen, und bei Andern Mücken zu seigen, während wir unsre Kameele von Fehlern als die größesten Tugenden verschlucken. Du sollst also wissen, daß ich sie, die Momus-Gespenster, nichts besser achte denn Geschäuche, was

sie sind, und mich's nicht anfechten lassen will, was ihnen gut oder nicht gut dünkt. Weiß ich doch, was meine Hitze oder Zurückhaltung anbelangt, aufs allergewisseste, daß die Wahrheit durch meine Bescheidenheit nicht besser, durch meine Verwegenheit nicht schlechter wird. Nur das wünsche ich, und zwar aufs angelegentlichste, von Dir und deinen Theologis zu erfahren, was sie, einstweilen ganz abgesehen von des Autors Gebrechen, von meinen ausgegebenen Sätzen selbst urtheilen, und noch mehr, daß sie die Irrthümer mir anzeigen, wenn welche darin sind. Denn wer weiß nicht, daß nicht leicht etwas Neues vorgebracht werden kann, ohne den Schein des Hochmuths, den Verdacht der Streitsucht zu erregen? Möchte die Demuth selbst etwas Neues aufbringen, sofort würde ihr Hochmuth vorgeworfen werden von Denen, die anderer Meinung sind. Warum ist Christus sammt allen Märtyrern getödtet, warum haben die Lehrer Haß erdulden müssen, als darum, weil sie stolz und Verächter der alten hochberühmten Weisheit schienen, oder weil sie neue Dinge vorbrachten ohne den Beirath Derer, die in alten weise waren? Darum sollen sie die Demuth, das ist, die Heuchelei, nicht von mir erwarten, daß ich ihrem Rath und Schluß unterwerfe, was ich ausgebe. Was ich thue, soll geschehen nicht durch Menschen Fleiß und Rath, sondern Gottes. Ist es aus Gott, wer will es dann wehren? Ists nicht aus Gott, wer will es fördern? Nicht mein, nicht ihr, nicht unser — Dein Wille geschehe, heiliger Vater, der Du bist im Himmel, Amen!" [1])

Auch diese letzte Aeußerung weist darauf hin, daß ihm, wie es uns weiter unten noch gewisser werden wird, der Entschluß, den Ablaß anzugreifen, nicht von außen gekommen, sondern aus seiner ganzen Richtung, seinem innersten Geistes- und Gemüthsbedürfniß hervorgegangen war. Er beginnt schon, sich als ein Werkzeug Gottes zu fühlen, und welch eine Glaubenskraft und in derselben welch ein kriegerischer, kräftiger, auf Alles gefaßter Geist leuchtet aus dem Schreiben hervor! So unsicher er noch sein mag: daß er im Ganzen recht habe, ist ihm in Forschungen und Kämpfen zur unerschütterlichen Gewißheit geworden. Gern will er sich Irrthümer im Einzelnen nachweisen lassen, er wünscht,

1) De Wette I, 72.

er fordert, daß man ihn aufmerksam darauf mache: aber bei Dem, was er schreibt und thut, will er sich schlechterdings nicht durch Rücksichten, Furcht vor Tadel, vor bösen Folgen, durch Andrer Meinungen, durch Autoritäten bestimmen lassen, sondern nur durch wohlgeprüfte Ueberzeugung, Gewissen, die Leitung, die er von Gott erwartet, dessen Werk er zu thun nicht zweifelt. Es ist die Spitze des Aufschwungs, den er seit seiner Promotion zum Doktor der Theologie genommen. Er kann nicht mehr anders, selbst wenn ihm noch ganz Andre entgegentreten, als die erfurter Theologen. Diesen aber fühlte er sich längst überlegen. Sie zeigten sich unter ihm, und um so mehr fühlte er sich über ihnen. Es konnte ihm nichts weniger als gleichgültig sein, daß sie so viel Ungunst blicken ließen, die Mitglieder der theologischen Fakultät einer wichtigen, benachbarten Hochschule, der Universität, der er einen großen Theil seiner Bildung verdankte. Aber um ihre Gunst buhlen? — die auf die Sache nicht eingingen, nur den Ton tadelten, der doch aus seinem innersten, als wahr empfundenen Gefühle hervorgegangen war; die ihn nicht widerlegen, die Wahrheit seiner Angriffe auf ihre Schulmeinungen nicht entkräften konnten, und doch, obwohl Männer der Wissenschaft, Theologen, keinen Muth, keine Wärme in sich fanden, der Wahrheit und Christo die Ehre zu geben? Nimmermehr! Wir haben hier schon den Kern seiner oft wiederholten Antworten auf die sich häufenden ähnlichen Vorwürfe: die Wahrheit wird durch meine Weise nicht besser und nicht schlimmer — darum ist Christus sammt allen Märtyrern getödtet, weil sie Verächter der alten Weisheit schienen, Neues aufbrachten — laß sehn, ob mein Beginnen aus Gott ist — wer will es dann wehren? Die Ueberzeugung gegenüber dem Vorurtheile, das neue Leben der Fäulniß, Geisteswehen der Buchstabendienerei, Gesinnung der Charakterlosigkeit, Mannhaftigkeit der Schwäche, der Held den Alltagsmenschen, dem Haufenvolke!

Und eben deshalb, weil er so fest in Gott und seinem gottinnigen Sinne stand, weil er so stark war, gewahren wir bei ihm, und selbst in den heftigsten Streitsätzen nichts von dem Poltern, Toben und Schmähen, das ein Zeichen unedler oder doch bewältigender Leidenschaftlichkeit, ein Zeichen von sich selbst augenblicklich überbietender Unkraft ist; der Schwäche heftiger Men-

schen, die stark erregt, in tollende Zerstörungswuth, maßlose Extreme der Ansichten oder Thaten fortgerissen, Schwärmer, Fanatiker werden. Vor einer solchen Leidenschaftlichkeit wurde und blieb Luther, bis auf schwache Augenblicke, eine echte Kraftnatur, gerade durch seine Kraft bewahrt, die neben seiner Heftigkeit so viel Haltung, Maß, Besonnenheit und Beherrschung gestattete und erzeugte, wovon doch im Grunde erst bei starken Leidenschaften, glühenden Seelen, brausenden sprühenden Geistern die Rede sein kann. Zum wenigsten ist eine solche Ruhe erst bei feurigen energischen Menschen recht eigentlich in Anrechnung zu bringen, die nur durch schweren Kampf und Selbstüberwindung zu ihr gelangen können. Wer die Thesen las, wurde unmittelbar inne, da war Kraft und wieder Kraft, eine stürmische und gewaltige, nachhaltige, kein augenblickliches Aufschäumen und Sprudeln, das auf der Oberfläche entsteht und wieder vergeht: aus den Tiefen, der Begriffe und des Gemüths, stieg dieser Zorngeist hervor, nach langem Besinnen und Sammeln. Denn an der Heftigkeit, die in den Thesen hervorbricht, sieht man eben recht, wie viel Kraft er zusammengehalten, zu mäßigen gehabt hatte, welch eine Mäßigung gerade an ihm zu bewundern ist. Wie sehr hielt er auch da noch an sich, als er dem lange verschlossnen Unmuth endlich Luft machte und so gewaltige zürnende Worte gab. Er unterdrückte dabei noch weit mehr Zorn, als er aussprach. Er hatte noch viel mehr zu sagen, und wie viel verschwieg er. Wie fein, wie wohlerwogen sind die Thesen gedacht, gestellt, gegliedert, ob er sie auch im lebendigsten Eifer, in den erregtesten Augenblicken niederschrieb. Kein Karlstadt und kein Melanthon, kein Einziger neben ihm, und insbesondre keiner der ruhigen gemäßigten Männer, hätte, wenn er es über sich vermocht oder dazu fortgerissen gewesen wäre, in solcher Zeit solche Thesen anzuschlagen, wie Luther den Hammer aus der Hand legen und dem Volke predigen können, wie Luther that. Wie bewegt müssen wir uns doch seine Stimmung denken in den Tagen vom 31. Oktober, bis der Eindruck, die Folgen sich zeigten; und wie fest, wie ruhig sehen wir ihn in dieser beängstigenden Ungewißheit, dieser spannenden Zeit. Kein Gedanke, daß er auf halbem Wege stehen zu bleiben gedächte. Krieg ist sein Wille, sein unauslöschliches Gefühl. Und doch wie be-

reitwillig hält er an sich, giebt er beschwichtigenden freundlichen Mahnungen Gehör, sobald sie an ihn gelangen.

Da schreibt er Spalatin an demselben 11. November, an welchem er die blitzende Erwiederung an Lange schrieb, im Tone der ruhigen Erörterung von der vorsätzlichen und unüberwindlichen Unwissenheit, und um dieselbe Zeit über die dem Freunde ertheilte Vollmacht, von Gewissensfällen und Strafen zu absolviren, über einen erasmischen Dialog. Mit demselben Gleichmuthe, wie mit gewohnter persönlicher Anspruchlosigkeit bei all seinem Selbst- und Kraftgefühle, gemüthlich plaudernd schreibt er gleichfalls um diese Zeit nach Nürnberg an Scheurl, mit keiner Sylbe seiner Lage, seiner Pläne, Sorgen, Hoffnungen gedenkend. Ebenfalls noch im November, antwortete der brandenburger Bischof auf seine, wie es scheint eine zweite Zuschrift, und die Antwort lautete ermuthigend, sofern sie wenigstens eine halbe Zustimmung aussprach. Der Bischof übersendete sein Schreiben durch den Abt des angesehenen märkischen Klosters Lenin, zum Zeichen, wie wichtig er die Sache nahm. Er schrieb, er finde zwar in den Thesen keinen Irrthum, halte sie für ganz katholisch und mißbillige selbst die unvorsichtigen Ablaßpredigten, doch sei nach seiner Ansicht wegen des Aergernisses zu rathen, daß Luther ein wenig schweige und zurückhalte. Der Abt von Lenin erklärte dann noch mündlich, der Bischof wünsche und bitte, Luther möge die Resolutionen und was er sonst etwa herauszugeben gedenke, noch ein wenig zurückhalten, den Sermon von Ablaß und Gnade aber nicht weiter verbreiten und verkaufen lassen. Luther zeigte sofort, daß er gutgemeinten verständigen Vorstellungen zugänglich war und sich sehr wohl zu beherrschen verstand. Auf sein Verhalten und seine Entgegnung wirkten zugleich seine Gutmüthigkeit, seine Pietät und seine Gehorsamsgrundsätze mit ein. „Ich aber, schreibt er, Spalatin den Vorgang erzählend, ganz beschämt, daß ein solcher Bischof einen solchen Abt so demüthig und bloß um dieser Sache willen zu mir schickte, habe gesagt: ich bins wohl zufrieden, will lieber gehorchen als Wunder thun, wenn ichs auch könnte." In der That hielt er die Resolutionen vorerst gänzlich zurück, ließ den Sermon auch nicht weiter verbreiten. [1])

1) De Wette I, 74, 70, 71.

So gehalten und gemessen, mit so viel Besonnenheit und Mäßigung verbunden die lutherische Kraft auf der einen Seite sich zeigt, eben so heftig und ungestüm giebt sie sich allerdings nach der andern kund, wie seiner Schüchternheit die verwegenste Kühnheit, seiner Demuth der stolzeste Trotz gegenüber steht. Es kann nicht verkannt, nicht geläugnet werden. Am wenigsten könnte man sagen, die Thesen wären in der Weise geschrieben, wie man jetzt den Widerspruch allenfalls gestatten will, im Tone ruhiger Prüfung, wohlwollend, bescheiden und wie man es sonst nennt. Sie würden keine Censur passirt sein, aber Luther würde auch nichts ausgerichtet haben und wäre nicht Luther gewesen, wenn er die Schranken nicht über den Haufen geworfen hätte, welche ihm in der Gestalt von Verpflichtungen, Drohungen, Verboten und wie sonst gesetzt waren oder wurden. Der Ton, den er jetzt anschlug, war unsäglich scharf, allein es liegt kein Vorwurf darin. Ein Jedes hat seine Zeit, sowohl die ruhige an die Ueberzeugung, die ruhigen Leute, sich wendende, aber nur die letzteren gewinnende, keine Bewegung in einer Nation erzeugende Rede, als die Sprache der Leidenschaft für die Wahrheit und das Recht und gegen den Irrthum, das Unrecht, die Dummheit und Selbsucht: jene Sprache, die das Bewußtsein, die Verheißung des Siegs und Bürgschaft für ihn in sich trägt, die allein die Massen ergreift, entzündet und fortreißt, damit Etwas, damit Großes geschehe, was nie war noch sein wird, wo nicht in hoher Erregtheit sich ausspricht, was in der Stille bedacht worden. Welche Sprache geredet werden soll oder wie heftig sie sein darf, darüber giebt es keine allgemein gültige Regel, jeder Augenblick hat Gesetz und Regel dafür in sich selber und die geschichtlich- großen Männer verkünden es mehr oder minder lauter und klar durch die Sprache selbst, welche sie führen. Sie sind es, welche Recht haben, und ihre Ankläger haben Unrecht, sei es, daß sie den Alltags- und Stubenmenschen, die keinen Begriff davon in sich tragen, wie etwas ausgerichtet wird, oder daß sie den Urtheilslosen, Furchtsamen, Schwachen und doch oft Ueberklugen, oder den „Eiskalten und Erfrornen", denen der Sinn für edle Aufwallungen abgeht, oder den Gegnern und den insgeheim ihnen Zuneigenden angehören. Die letztern wissen wenigstens, was sie wollen und sprechen, in ihren Anklagen ist doch in so

fern Vernunft, als sie eben Das verdammen, wodurch ihre Verluste, Beschämungen, Niederlagen gerade herbeigeführt sind. Es war gar zu natürlich, als daß man es schelten möchte, daß die von Luther Angegriffnen, daß die Tetzelischen und Päpstischen ihm Vorwürfe machten über die Sprache, welche sie von ihm zu hören bekamen, oder daß es Widersacher noch jetzt thun, indem Befangenheit sie verhindert zu bedenken, daß Luther nur Entartung und Mißbrauch angriff, so heftig eben für die katholische Kirche und ihre Reinheit und Erhaltung sprach, und nur sagte, was die Besten in der Kirche und Nation dachten und es ganz nach ihrem Sinne kund gab — zu bedenken, daß sie auf die Seite der Schlechtesten noch jetzt sich stellen, indem sie ihn wegen seines Angriffs tadeln, für welchen alle Deutsche ihm ewig dankbar sein müssen bis zu der völligsten Geneigtheit, weil die Unbill so schmählig war, darüber hinwegzusehen, selbst wenn im Kriege wider dieselbe so oder anders gefehlt sein sollte. Desto verkehrter ist es und desto mehr Ueberklugheit liegt darin, wenn Lutherische es thaten oder noch thun, indem sie nicht bedenken, daß die Sprache der Mäßigung, deren Mangel sie rügen, oft und vergeblich geredet und daß es eben nur die getadelte heftige lutherische war, welche durchdrang. Diese Sprache hatte — denn es wäre ihm sonst nicht gefolgt — die Billigung des kräftigen Geschlechts, das die Reformation mit ihm vollbrachte, und unfraglich mit ihm am besten mußte wissen und urtheilen können, welche Sprache in diesem Augenblick und dieser Sache die rechte war, weil es die Reformation mit ihm vollbrachte. Wenn wir ihn oder seine Schriften loben, z. B. die Thesen, und dann, uns weise anstellend, ein: nur aber zu scharf! oder dergleichen hinzusetzen, so machen wir uns nur lächerlich, weil wir nichts Aehnliches vermögen, nicht einmal Verstand und Kraft genug haben, die religiöse Reformation auch nur fortzusetzen, sei es durch den, hinter dem ersten Aufschwunge nun so weit zurückbleibenden Deutschkatholicism oder eine Reform innerhalb der katholischen Kirche, sei es durch Losreißung von Rom und dem römischen Dogma oder durch Läuterung des letztern und Beschränkung des kurialistischen Einflusses vermöge einer Erneuerung des liegen gebliebenen Synodalwesens, sei es durch Errichtung einer Nationalkirche oder durch Auf- und Ausbau wenigstens der protestantischen bei Grundlegung und Festhaltung der Idee der Vereinigung aller Bekenntnisse in einem echt-evangelischen Gottesreiche. Mathesius sagt wohl von Luther, es habe ihm oftmals herzlich wehe gethan, daß seine Schriften so rauschten wie die Platzregen, und vielmals habe er gewünscht, daß er so fein sachte und lieblich könnte regnen, wie Herr Philippus (Melanthon) und Herr Brentius. Allein er hatte ein viel richtigeres Bewußtsein von dem Geheimniß seiner Kraft und den eigentlichen Ursachen seiner Erfolge, wenn er in einem entgegengesetzen Sinne sich aussprach, noch in den spätesten Jahren, gereift durch Erfahrung, am Geiste geklärt durch das Alter. So in einer Predigt über die Ehe von 1546. „Viele sagen, ich sei allzuheftig und geschwind, dagegen klage ich, daß ich leider allzugelinde bin. Ich wollte aber, daß ich eitel Donnerschläge reden könnte und ein jeglich Wort eine Donneraxt wäre," — wie er denn späterhin oft so klagte, weil die Nation, die Ereignisse seinem Sinne nicht mehr genug thaten, weil ihm die letztern bisweilen zu übermächtig wurden, weil die von ihm geweckte und gehobene Nation zum Theil mit seiner Begeisterung und Unermüdlichkeit nicht aushielt, anderentheils aber ihm so wacker gefolgt war, so sehr sich hatte heben lassen, daß er das Unmögliche hätte thun, seine Kraft verdoppeln müssen, um auf die geweckte wieder eben so wirken zu können, wie er auf die noch ungeweckte gewirkt hatte. Eine andre Aeußerung hebt den eigentlichen Widerspruch auf, den man zwischen der so eben und der zuvor nach Mathesius angeführten finden könnte. Einst darauf angeredet, „warum er doch so heftig schriebe und die Leute so hart angriffe," erwiederte er: „Unser Herr Gott muß zuvor einen guten Platzregen mit einem Donner lassen hergehen, darnach fein mählich lassen regnen, so feuchtets durch. Item: Ein weidenes oder haselnes Rüthlein kann ich mit einem Brodmesser zuschneiden, aber zu einer harten Eiche muß man Barten, Beile und Aexte haben, man kann sie dennoch kaum fällen und spalten." Es zeugt von tiefer Selbst- und Seelenkunde und ist ganz und gar eben auch auf die Ablaßthesen zu beziehen, wenn er ein anderes Mal sagte: „Ich habe kein besser Werk, denn Zorn und Eifer; denn wenn ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen will, so muß ich zornig sein: da

erfrischt sich mein ganz Geblüte, mein Verstand wird geschärft, und alle unlustige Gedanken und Anfechtungen weichen!“ [1])

Es war eine Sache, es war jetzt ein Zeitpunkt, wo man nichts erreichen konnte durch schonende, gewinnende, versöhnende, ausgleichende Milde, sondern wo allein die Kraft entscheiden konnte, wo lutherischer Zorn noth that. Solche Mißbräuche, einen so bösen Willen, solche Verderbniß an Haupt und Gliedern, eine solche tausendjährige zur Unordnung verkehrte Weltordnung bricht kein Säuseln, sondern nur ein Sturm, da konnte nur ein Aufrütteln wecken, gerade nur die lutherische, die echteste beste deutsche, Leidenschaft, Feuer, Ungestüm und kluge Vorsicht, besonnene Ruhe, maßvolles Ansichhalten in sich verknüpfende Art. Beides war heilsam und nöthig für ihn und die gesammte Entwickelung. Bei einem bloß heftigen Angriffe ohne das Letztere wäre man ihm nicht gefolgt. Ein solcher Angriff wäre dem Tadel zu sehr ausgesetzt gewesen. Die Macht, gegen die er gerichtet, die Furcht vor ihr war noch zu groß, selbst das Volksgemüth trotz allem Mißmuth und Ingrimme über den Unfug noch nicht vorbereitet genug. Ein Vorausblick auf den Gang, den die Dinge nahmen, zeigt, daß er den Kreisen, welche zunächst mit ihrer Stimmung in Betracht kamen, so schon das Aeußerste zumuthete, daß die geistige Gefangenheit sich nicht so leicht brechen, daß die Meinung sich nicht so rasch umwandeln, daß man sich nicht gar zu leicht für einen Kampf an seiner Seite bestimmen ließ, daß es eben größtentheils durch seine Mäßigung und die alles Maaß überschreitende, das offenbarste Unrecht nicht scheuende Leidenschaftlichkeit auf der anderen Seite geschah. Aber auch das Stürmende durfte nicht fehlen. Hätte er vom Wagniß sich fern gehalten, nicht mehr als etwa das Nöthigste, Das, was man das Kluge genannt haben dürfte, gethan, die Beichtkinder zwar nicht absolvirt, aber Tetzel's Geschrei gehört und nicht gehört, den Abzug oder die weiteren Schritte desselben abgewartet, sich darauf beschränkt, die unerlaßlichsten Belehrungen in mildester Form und möglichst still zu ertheilen, in der Schrift, die er ausgehen ließ — wenn er so weit ging — mit Ruhe an das Urtheil der Billigen und Verständigen sich gewendet, und lediglich die unleidlichen Ablaßkommissäre und die offenbaren Aergernisse, welche sie gaben, milde gerügt, nicht aber das Unwesen und den Schaden in der Höhe und Tiefe angerührt: er hätte sich dann wol gerade in die höchste Gefahr begeben, der Ketzerproceß wäre nicht ausgeblieben, der Ausgang sehr zweifelhaft geworden. Seine Gegner hatten gut klagen und beleidigt thun über seine Gluth, Reizbarkeit und Heftigkeit. Sie machte ihn zum Führer eines Heers, schuf ihm das Heer, womit er den Sieg erstritt, ihnen die Beute entriß, sich vor dem Schicksale der Huß und Wesel und Savonarola schützte. Denn er wäre unrettbar verloren gewesen ohne die erhöhete Stimmung, die nur in dem Kühnen und Fassenden der Schriften, die er vom 31. Oktober an in die Welt hineinwarf, sich erzeugte und erzeugen konnte. Er gewann auch die Ruhigen und Gemäßigten, wie es nothwendig war; wäre er aber nicht heftig geworden, sie allein hätten ihn erdrücken lassen, wie sie immer thun, die herrschende Macht wäre nicht überwunden, wo nicht neu gestärkt, die Christenheit und deutsche Nation hätte im besten Falle den unvermeidlichen Kampf in einem späteren unbegünstigtern Augenblicke bei einem andern Punkte begonnen, wer könnte sagen, ob mit gleichem Glücke, und so viel länger gelitten.

Die bewegte rath- und führerlose Nation bedurfte einen Mann, gerade wie Luther einer war und sich jetzt ihr zu zeigen anfing, als der deutsche Mann, der die besten, die verschiedensten Eigenheiten das deutschen Wesens in sich vereinigte. Dieß bedachtsame Erwägen, dieß geduldige Zusehen und Ertragen, dieß schweigende Vordringen, dieß gemeßne Fortschreiten in der Stille ohne erhebliche äußere Bewegung, dieß Besinnen und Zusammennehmen und Grollen in der Tiefe, und dann diese aufbrausende überwältigende Entrüstung. Wie wir es an ihm wahrgenommen, so bezeichnete es schon die Nation, die sich lange besonnen, innerlich zusammengefaßt hatte und die er nun zum Bewußtsein und zur That zu bringen anfing, indem er ihre Art am schärfsten ausdrückte, wie sich denn der berufene teutonische Furor in keinem Andern so gewaltig und edel gezeigt hat als in ihm. Die Romanen, die so viel leichter entzündet und fortgerissen werden von Empfindungen und Ideen, deren Ungestüm unsre Reflexion weder vorangeht noch begleitet, verstanden das an uns nie-

1) Mathesius 7. Predigt. *Kirchmayer*, Disq. hist. de Lutheri imagine reliqua, 8. Tischreden, Walch XXII, 202, 789.

mals und sagten und sagen auch darum noch, es sei der schönste Friede gewesen, als Luther den störenden Krieg begonnen. Er riß heraus aus der verderblichen Nationalunart, dem endlosen Hin- und Herwägen, dem allseitigen Bedenken und Zaudern, worüber es zu keiner Klarheit, keinem Entschluß, keiner That kömmt. Er schlug den Ton an, der allein die führerbedürftigen und doch in ihrem eigensinnigen Selbstbestimmungstriebe nicht leicht einem Führer, nur einem übermächtigen Geiste folgenden, getrennten, konfusen, apathischen Deutschen einigen, zu klarer Bestimmtheit bringen, zur Genüge für einen großen Gedanken aufregen konnte, denen von Zeit zu Zeit solche Aufregung Noth ist; die in gutem Frieden Ehre und Vaterland, ihr Gemeinwesen, ihre wesentlichsten und wichtigsten Anliegen so oft und leicht vergaßen und versäumten, dem Egoism ihrer Häupter, der Raubsucht der Fremden, der Tyrannei von dort und hier anheimfielen, sich mit Füßen treten und schinden ließen. Die uns immer und ewig zur Ruhe sprechen, machen oder meinen es auch mit uns nicht gut.

Man mußte in Dem, der so auftrat, wie Luther mit seinen Thesen, den Mann der That erkennen, den aufstehenden Weiser und Helden des Volks, den Reformator, und in diesen Streitsätzen ein Wetterleuchten anbrechenden Gerichts. Wie ihm selbst die Ahnung davon aus seinem Kraftgefühl und seiner Anschauung hervorging, mußte sie Diejenigen durchdringen, denen die Thesen kund wurden, die ersten unzweideutigen Offenbarungen seines Wesens, seiner Kraft, und die darum so ganz geeignet waren, sich Bahn zu brechen in die weitesten Kreise. So wie sie waren, mußte man erwarten, daß nicht bloß im Lager der Angegriffenen, sondern überall, wo noch die alte Verblendung, wo Zahmheit, unterwürfige Gesinnung oder der Gewaltsinn, der solche fordert, zu Hause waren, ein Geschrei sich erheben werde über strafwürdige Vermessenheit, über frechen Tadel des gesetzlichen Zustandes, der Häupter, des höchsten Hauptes selbst. Es ist eins der Zeichen muthiger That, daß sie dieß Geschrei erweckt.

Denn freilich, die Disputation war eben keine Disputation wie andere. Wenn Luther meinte und selbst noch in späterer Zeit geneigt schien zu glauben, er habe eben nur disputiren wollen, um in der Sache zur Gewißheit zu gelangen, so war dieß

eine seiner Selbsttäuschungen. Wenn man, wie es oft geschehen, auf die Sitte an den Universitäten hingewiesen und gemeint hat, das Hervortreten mit den Ablaßthesen sei im Grunde nur etwas Gewöhnliches, nicht sonderlich Auffälliges, Gewagtes, Kühnes gewesen, so würdigt man den Inhalt und den Ton, die Bestimmung der Thesen, die Umstände, unter welchen sie bekannt gemacht wurden, zur Genüge nicht. Die Thesen waren etwas in jeder Hinsicht Ungewöhnliches, waren Geläut einer Sturmglocke, ein Aufruf zu erwachen, zu Hülfe zu eilen, eine Fehde-Ansagung. Diese Thesen zu veröffentlichen, dazu gehörte eben das Ungemeine: ein feuriger, unerschütterlicher, todverachtender Muth, und wurde je Muth bewiesen, so geschah es durch ihre Veröffentlichung. Diese erscheint uns nicht kühner, als sie war, weil wir die Folgen übersehen, sondern eher weniger kühn, als sie war, weil sie die Folgen nicht hatte, die er davon weit eher fürchten mußte — Hussens Schicksal — als er ein Gelingen hoffen durfte, wie es eintrat. Ihm stand nicht vor Augen, wie uns, die Möglichkeit und Wirklichkeit eines Siegs über das Papstthum, er konnte nicht übersehen gleich uns, wie es zuging, daß seine Blitze zünden mußten und einen allgemeinen Sturm gegen das Papstthum erregten, der ihn allein rettete, aber weder in seiner Absicht noch Voraussicht lag; er konnte nicht übersehen, wie groß die Schwäche des letztern war, wie Vieles ihn begünstigte in den vorhandenen Zuständen und Stimmungen, welch eine Verkettung der kommenden Ereignisse und Vorgänge ihm helfen und wie bestimmend und glücklich er da eingreifen sollte mit einem Verhalten, woran er noch nicht dachte und denken konnte, und einer Geistmacht, die er jetzt noch nicht erprobt hatte. [1])

Dieses Alles wird dadurch bestätigt, nicht entkräftet, daß er den Angriff mit Furcht und Zittern begann. Es zeugt von seinem hinlänglich deutlichen Bewußtsein des Wagnisses, das er unternahm. Seine Aeußerungen, wie unsäglich er das erste und andere Jahr gelitten, nachdem er die Sache angefangen, deuten darauf hin, welch einen Riesenkampf er mit sich selbst zu beste-

1) Wieland, Charakteristik Dr. Martin Luther's, 72 f. Leo, Universalgesch., III, 78.

hen hatte. Weit mehr noch als die irdischen Güter wagte er, die Ruhe des Gewissens, Seele und Seligkeit. Mit dem qualvollsten Grauen erfüllte ihn der Gedanke, die Christenheit zu verwirren, sich an ihr und dem Glauben zu verfehlen, als Irrlehrer, als Empörer angesehen, aus der Kirche, „aus dem Himmel," zur Hölle verstoßen zu werden. Sein Zorn machte ihm stechende Schmerzen, weil seine Liebe so groß war, die Wunden, die er schlug, bereiteten ihm selbst noch größeres Wehe. Mit Furcht, aber wie viel schlechterer persönlicher Furcht, fing auch der größeste Held unsrer Zeit an dem berufnen Tage des 18. Brümaire die so viel schlechtere Sache seiner persönlichen Erhebung an, zitternd für sich selbst und das Mißlingen selbstsüchtiger Gedanken und Pläne, wie ohne Aufrichtigkeit, so ohne Liebe der Welt und ihres Friedens, ohne die Schmerzen dieser Liebe und das angstvolle Beben eines reinen und leisen Gewissens zu empfinden. Er begann mit verhehlter, nie eingestandener Furcht, weil er der Degenspitze noch nicht gewiß war, auf die er seine Sache gestellt, Luther mit oft und offen bekannter, weil er „Vieles noch nicht wußte," weil und sofern er nach der Erkenntniß noch unsicher, bei fast zu starker sittlicher Empfindung des Rechts und Gewissens noch nicht gewiß war. Wo er gewiß ist, da zeigt er keine Furcht. So viel er Glauben hat, so viel hat er auch Tapferkeit, und daß er trotz Furcht und Zittern die Thesen anschlug, geschah nach seinem Wahlspruche, daß der Gerechte seines Glaubens lebe, war die Frucht seines Glaubens, des Glaubens, den er beschreibt als ein „muthig Herz und verwegene Zuversicht zu Gott," als ein „sich von Herzen auf das Wort Erwägen, und in Anfechtungen, in Gefahr des Todes, in Verfolgung, wider Menschen, Tod und Teufel trotzen und sagen: wohlan, da stehet die Verheißung, da bleibe ich bei, und setze daran Leib und Leben, Gut und Ehre und Alles, was ich habe;" als ein „trotziges unerschrockenes Herz, das hinansetzt und der Wahrheit beisteht, es gelte Hals oder Mantel, es sei wider Papst oder Könige, wie die lieben Märtyrer gethan haben, das ihm genügen und sanft thun läßt, daß es einen gnädigen günstigen Gott habe, und darum verachtet Gunst, Gnade, Gut, Ehre aller Menschen, lässet kommen oder fahren, was nicht bleiben will." In seinem Glauben geschah ihm, was er von den „Aposteln und Jüngern" sagte, der heilige Geist

habe „aus den blöden, verzagten und flüchtigen Leuten eitel kühne Helden, treffliche Riesen und solche unüberwindliche Menschen gemacht, welche die ganze Welt und den Teufeln in der Hölle trotzen dürfen." Seine Kühnheit und Unüberwindlichkeit die Frucht seines knechtischen, seines bornirten Dogmas! Doch vielleicht am allermeisten beweist das sowohl seine edeln Beweggründe als seinen Muth, seinen Thatsinn, seine Thatkraft, daß er den Angriff wagte, auch schon ehe er Alles wußte, daß er nicht etwa erst seine Theorie vollenden, jedes Zweifels Herr werden wollte, ehe er hervorträte, daß er der guten gemeinen Sache so viel Hülfe leistete, als er Erkenntniß und Glauben hatte. Wie viele selbst geistig Große denken Vieles, was sie niemals den Muth haben zu sagen, und beschränken ihre Wahrheitstreue und ihre Tapferkeit darauf, zu denken, was sie nicht zu sagen sich erkühnen. Solcher gab es nicht wenige auch zu jener Zeit unter den Wissenden. Und darum blieb es bei fruchtlosen Klagen, bis Luther kam mit dem echten Glauben und Muth. Wohl trat er schüchtern auf, aber mit Furcht und Zittern beginnend, stürzte er die Macht, vor der sich Himmel und Erde entsetzte. Etwas ganz Anderes als eine der herkömmlichen Aufforderungen zu einem gelehrten Streit oder eine der derben heftigen Auslassungen, womit wir uns so gern begnügen als mit einer hinreichenden Selbstgenugthuung, und die nur diese Selbstbefriedigung erzielen, keine wirkliche That — eine wahrhafte That waren die Thesen, weil ein Beweis freier männlicher Tugend, ähnlichen Muth weckend, Kraft zeigend, das Kraftgefühl entzündend. Er hätte noch viel besser predigen, noch viel gelehrtere und gründlichere Vorlesungen halten und Bücher herausgeben mögen, und hätte den abweichenden Ideen Sieg und Gestalt im Leben nicht verschafft, nimmer bewirkt, daß das Weltübel überwunden und ausgeworfen wäre, hätte er nicht im rechten Augenblick ein Wort dieser Art gesprochen, nicht unmittelbar gegen eine Ungebühr Etwas gethan, das heftig anreizte, zu einem Gefühle zu nöthigen geeignet war, wie es in Unzähligen beim Lesen der Ablaßthesen erwachte, denen Aehnliches geschah wie dem Augustiner zu Steinlausig, Doktor Fleck, der, sobald sie ihm zu Gesicht gekommen, vor Freuden aufschrie: „Ho, ho! der wirds thun; er kommt, darauf wir lange gewartet haben!" Wenn irgend Etwas beweist, daß es zu wesentli-

chen Erfolgen mehr bedarf, als der Macht der Ideen und des stillen Wirkens Für sie, wenn irgend Etwas Diejenigen widerlegt, die vom letztern und der Ideenmacht, ohne daß sie zur That, zu eisernen Thaten erweckt, Alles erwarten, so ist es eben der Umstand, daß die schon vor ihm vorhanden gewesene stärkere Erkenntniß Alles gelassen hatte und ließ, wie es war, daß hier vollbracht wurde, was sie nicht vermocht bei schwächrer Einsicht und dürftigerer Wissenschaftlichkeit. Es galt, den Entschluß, den Willen zu wecken, ihr Raum zu geben und zu schaffen, sich über den Eigennutzen, die Furcht einmal zu erheben, die Trägheit abzuschütteln, Kampf und Wagniß zu bestehen, unter Fahr und Noth zum Angriff zu folgen. Und dieser Entschluß und Wille konnte nur geweckt, That nur herbeigeführt werden durch That, durch einen Gewaltigen, dem man es ansah, daß man getrost folgen könne, ohne fürchten zu müssen, in der Gefahr von ihm verlassen zu werden, der für seine Privat-Existenz nicht zitterte, Gut und Leben in die Schanze schlug, nicht für sich selbst sich erhob, sondern für die gemeine Sache, mit Aufopferungskraft, mit gänzlicher Hingebung. Nicht die Weisen im Volk, nicht die Gelehrten waren die Helden, oder die ganze Schaar der Hellersehenden und Wohlmeinenden, die da schrieben, sprachen, klagten, sich aber fern vom Feuer hielten und die Ketzerrichter scheuten — nicht die geistlichen und weltlichen Fürsten, die zum Höchsten in ihren Landen den Ablaßkram nicht duldeten und kopfschüttelnd oder unwillig bei guter Ruhe und Sicherheit zuschauten, wie Kurfürst Friedrich ganz behaglich und ungefährdet in Torgau Hof hielt, während Luther in Wittenberg an die Christenheit und das arme Volk dachte und für dasselbe seine Haut zu Markte trug, und schmerzlich rang, zur Wahrheit hindurchzudringen — nicht sämmtliche Häupter und Vertreter des römischen Reichs, die auf Reichstagen ohne Gefährde Klage führten und fruchtlose Beschlüsse faßten gegen den Unfug und die römischen Banden — der Luther war der Held, der es ausführte, er, der Mann der That, und der sie wagte, indem er allein stand.[1])

Denn allen stand er, frei aus seinem eignen Gedanken und

1) Wachsmuth, Gesch. Frankreichs im Revolutionszeitalter, III, 113 ff. Hauspostille, Plochm. IV, 40, 91, V, 223. Sermon von guten Werken, Walch X, 1680.

Entschluß kam der Angriff, den er sich unterstand, keinerlei Verabredungen oder Einwirkungen von außen her hatten stattgefunden, er hatte keine Verbündete geworben, nicht nach Gönnerschaften, nach Förderung sich umgesehen, er wartete, hoffte nicht auf Schutz, Beistand oder gar auf hohe Autorisation: er war selbst und allein der Thäter, und es mußte so sein.

Wir gedachten schon einiger Aeußerungen von ihm über sein Alleinstehen bei der Sache und fügen hier noch ein paar andre hinzu. In der Zuschrift an den Kurfürsten zu seiner Auslegung der ersten zwei und zwanzig Psalmen sagt er: „Ich habe es vor mich gewagt, und das Spiel selbst angefangen, und bin allezeit bereit gewesen, das Aeußerste zu wagen und abzuwarten. Denn ich machte mir Hoffnung, ich würde auch bei dieser Gelegenheit von meinem öffentlichen Lehramte abgesetzt werden, und wenn ich nun von Allen würde verlassen sein, ein Winkelchen vor mich finden, daß ich nicht an das öffentliche Licht, das ich gescheuet habe, wieder kommen dürfte." In einem „Bedenken wegen der Religionsvergleichung" von 1541, der Landgraf (Philipp von Hessen) solle ihn nicht mehr „ziehen." „Ehe wollte ich die Sache wiederum zu mir nehmen und alleine, wie im Anfang, stehen." In der Schrift wider die himmlischen Propheten: „Wen Gott treibt zu reden, der hebt frei öffentlich an, ob er gleich alleine und ihm niemand zufiele, wie Jeremias that, Jerem. 2, 2, ff., wie auch ich rühmen kann, daß ich than habe." In der Auslegung der funfzehn Lieder im höheren Chor: „da ich erstlich wider den Ablaß und andere Mißbräuche schrieb, und also meine, ja Gottes Sache anfing, hatte ich diese Gnade von Gott, daß ich gedachte: Siehe, Alles, das du jetzt allein anfähest, das mußt du auch allein tragen und mit Gottes Hülfe vertheidigen und verantworten. Ich gedachte, daß ich nichts auf andere Leute müßte anfangen, deren ich mich tröstten und auf sie verlassen könnte. Das aber gab mir einen großen Trost, daß ich sahe, daß ich eine gute Sache hätte, welche also wahrhaftig, ungezweifelt, und gewiß wäre, daß kein verständiger noch vernünftiger Mensch was Beständiges darwider konnte aufbringen, oder dieselbige umstoßen.[1])

1) Walch VI, 267, b; XVII, 835. Plochm. XXVIII, 29; XXIX, 206. Walch IV, 2695.

Wer seine Denkart nur einigermaßen kennt und versteht, müßte von vorn herein vermuthen, daß Entschluß und That ihm ganz eigen waren, und wird um so weniger an der Wahrheit seiner Aussage zweifeln, daß er allein stand. Auch seine Besorgnisse deuten darauf hin und jene weiteren wiederholten Auslassungen, deren eine im dritten Buche angeführt wurde, worin er davon spricht, welch ein „merklich groß Ding" es sei, langer Gewohnheit und aller Menschen Sinn zu widerstreben, ihre Scheltwort, Urtheil und Verdammen geduldig zu leiden und zu solchen Sturmwinden und Wellen unbeweglich stille zu stehen, wie schwer es ihm geworden, sein Gewissen zu rechtfertigen, daß er, Einer allein, wider den Papst dürfe auftreten u. s. f. Bestätigend kommt dann der Eindruck hinzu, den die Thesen machten. „Dieselbigen liefen schier in vierzehn Tagen durch ganz Deutschland: denn alle Welt klagt über das Ablaß, sonderlich über Tetzel's Artikel. Und weil alle Bischoffe und Doktores stillschwiegen, und niemand der Katzen die Schellen anbinden wollte (denn die Ketzermeister, Predigerordens, hatten alle Welt mit dem Feur in die Furcht gejagt, und Tetzel selbs auch etliche Priester, so wider seine freche Predigt gemuckt hatten, eingetrieben): da ward der Luther ein Doctor gerühmet, daß doch einmal Einer kommen wäre, der drein griffe." [1])

Es ist wohl erklärlich, aber doch ganz ungereimt und verkehrt, daß man von Anfang bei seiner That, wie in ähnlichen Fällen, nach fremden Eingebungen und Einflüssen, Anstiftern und Helfern suchte: beiläufig ein ferneres Zeichen, wie unerhört kühn sein Schritt erschien. Man hielt es für unglaublich, daß er so etwas gewagt haben könnte ohne verheißenen Beistand, namentlich seines Landesfürsten. Allein die entschieden, so scharf ausgesprochene Ureigenthümlichkeit des Tons gehörte ihm allein und konnte nur ihm gehören. Oder wo hätte der Zweite sich gezeigt, der wie er geredet, hätte reden können? So etwas Ursprüngliches, aus solchen Tiefen des Geistes und Gemüths Hervorgehendes kann seiner Natur nach von keinem Dritten verursacht oder nur zuerst gedacht werden. Wo und wer wäre Der gewesen, der über solchen Muth hätte gebieten können

1) Wider Hans Wurst, Plochm. XXVI, 53.

— wer unter Denen, die ihn in der Gefahr im Stich ließen? Und das geschah doch zu Anfang von Jedermann. Er war es, der nach dem ersten Schrecken sich zuerst wieder sammelte, er allein stand fest, gerade wie er allein den Muth in sich gefunden, der „Katze die Schelle anzubinden." Er wurde der Führer und man folgte ihm, eben weil er die Sache anfing, weil er der Vorangehende, der Muthigste war, und es soll ein Andrer hinter ihm im verzagten Haufen gestanden haben, der ihm den Muth gemacht! Er war der bestimmende Geist in Wittenberg, und man sucht nach einem zweiten herrschenden Geiste, der ihn bestimmt hätte, der sich nirgend zeigt! Es fehlte eben an einem Manne, wie er in Luther erstand, der durch seine That eben der Luther war, der Eine — und man sucht einen Zweiten, hinter ihm, der sein Rathgeber und Anstifter, der intellektuelle eigentliche Thäter gewesen sein müßte, von welchem wir keine Spur entdecken.

Schon im folgenden Jahre und seitdem öfter beschuldigte man den Kurfürsten, Luther angestiftet zu haben. Man hat es nie zu erweisen vermocht und, was noch mehr sagen will, es ist nach dem Charakter der Beiden, ihrem Verhältniß zu einander, ihrem ganzen Verhalten und ihren damit übereinstimmenden Aussagen schlechthin undenkbar. Luther erklärt die Anschuldigung in der Auslegung des 118. Psalms beim 8. und 9. Verse (Es ist gut auf den Herrn trauen und sich nicht auf Menschen verlassen; es ist gut auf den Herrn trauen und nicht sich auf Fürsten verlassen) auf seine Weise, mittelbar seine eigne, Vertrauen auf menschlichen Beistand ablehnende Denkart schildernd. Er spricht davon, daß geistliche und weltliche Tyrannen sich auf Friedrich's Tod getröstet hätten, indem sie gesprochen: es ist um zwei Augen zu thun, wenn dieselbigen zu sind, so liegt des Luther's Ketzerei auch. Er fügt hinzu: „Nicht Gewissers haben sie ihr Lebtage gehabt, denn solche ihre eigene Weissagung; sie hatten es am Griffe, wie die Fidler. Denn sie dachten nicht anders, unsere Lehre stünde auf Herzog Friedrichen, und unser Trost und Hülfe wäre Menschentrost und Fürstenhülfe. Solches nahmen sie bei ihnen selbst ab. Denn gleichwie sie, verzweifelt und abtrünnig von Gott, allen Trost und Hülfe auf Fürsten und Herren setzen; so meinten sie, wir thäten auch also, weil sie keinen andern Trost noch Hülfe wissen." Allein Gott wolle uns im Psalme

abschrecken und getreulich warnen, daß wir ja nicht auf Menschen und Fürsten uns trösten, trotzen, hoffen und pochen sollen, wie die Welt und des Teufels Kinder und Gesinde thun; man solle fürstliches Amts und Regiments brauchen und genießen zur leiblichen Nahrung, Schutz und Friede hier auf Erden, dazu es Gott gesetzt, nicht aber darauf trauen und hoffen, nicht einmal auf heilige Menschen und fromme Fürsten sich verlassen, viel weniger auf die Tyrannen und Wütheriche. Er getraue sich allein aus seiner eignen Erfahrung, aus deutschen Landen, einen Sack voll Exempel zusammenzubringen, wie Alles zunicht geworden, was man im Vertrauen auf Bündniß, Vergesellschaftung und Trost auf Menschen angefangen. „Darum, wer etwas Gutes anfahen will, der schaue zu, daß er es auf Gott anfahe, und wage es auf seine Güte und beileibe ja nicht auf menschlichen Trost oder Hülfe. Wiederum, fürchte sich auch nicht vor Menschen, noch vor der ganzen Welt. Wer aber nicht will, noch kann auf Gott sich wagen und ihm trauen, der lasse es lieber anstehen, und fahe ja nichts an, das göttlich und heilsam ist, auf Menschen Trost." Sein oft unpolitisches Verschmähen von Menschenbeistand, von Verbündung der Gleichgesinnten, sein nach menschlichem Absehen oft klugheitwidriges Trotzen und Wagen auf den Glauben allein stützte sich eben großentheils auf seine Erfahrung, welche er gerade von dieser Zeit an machte, daß er mit solchem Wagen die hoffnungslose Sache gewann. So gewiß ist an Einflüsse von außen her, an ein Sichverlassen auf Friedrich's Beistand bei ihm nicht zu denken.[1])

Ranke sagt im ersten Bande seiner deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation: „Den geistlichen Mißbrauch durchschauten Unzählige, aber es wagte Niemand ihn beim Namen zu nennen, ihm offen entgegenzutreten. Da ward der Bund dieses Mönches mit diesem Fürsten geschlossen. Es war kein Vertrag abgeredet; sie hatten einander nie gesehen; allein ein natürliches Einverständniß verband sie. Der kühne Mönch griff den Feind an: der Fürst versprach ihm seine Hülfe nicht, er munterte ihn nicht auf, er ließ es nur geschehen." (S. 317.) Wir erkannten, wie wichtig Friedrich's „Gewährenlassen" für Luther in dieser

1) Walch V, 1749.

ganzen Zeit war, und es könnte uns nicht entgehen, wie bedeutungsvoll des Fürsten Stellung für ihn und seine Sache von jetzt an wurde. Allein von einem Bunde Luther's und Friedrich's kann doch nur in einem sehr uneigentlichen Sinne die Rede sein, wo auch eine solche Entfernung, wo solche Gegensätze stattfanden. Gerade in dieser Sache standen die Beiden am weitesten aus einander. Luther drang vor und der Kurfürst trat eher zurück, Luther warf sich in Kampfeshitze und Gefahr hinein und der Kurfürst hielt sich sorgfältig fern vom Feuer, nach wie vor. Er ließ zum Höchsten geschehen, suchte späterhin aber auch wol zu hindern, woran sich Luther dann eben so wenig kehrte, als er von ihm geschützt sein wollte. Das Alles war aber kein Bund. Erst vor kurzem, gerade in der Ablaßsache, hatte sich Luther durch seine Predigten in der Stiftskirche schlechte Gnade bei Friedrich verdient, was eher auf eine beginnende Uneinigkeit deutet, ebenso wie es viel eher als Friedensbruch oder Kriegsankündigung wie als Verbündung oder Besiegelung eines Bündnisses erscheint, daß Luther diese Thesen dem Kurfürsten an die Thür seiner Stiftskirche hämmerte. So abgeneigt Friedrich dem tetzelischen Ablaßkrame sein mochte, ein Angriff dieser Art war ihm sicher fast in jeder Beziehung zuwider. Es hat wesentlichen Einfluß auf den Gang der Sache gehabt, darauf gehabt, daß der Ausgang eben der geschichtliche war, allein es war und wurde kein Bund daraus, daß er geschehen ließ, selbst in dem Falle nicht, daß er gern hätte geschehen lassen, gewonnen, innerlich einverstanden gewesen wäre. Allein auch dieß ist nicht einmal wahrscheinlich, man wird vielmehr annehmen müssen, daß er auch innerlich unentschieden war und eben nur deshalb nichts that.

Der ganze Vorgang mußte einen gewaltigen Eindruck machen, rief aber in den ersten Tagen, den nächsten Umgebungen laute Aeußerungen nicht hervor, wie es bei tieferen Eindrücken zu sein pflegt, die von Ungewißheit und Bangigkeiten begleitet sind. Luther's Kühnheit machte die Gegner, die Gefahr, worin er sich begab, die Freunde, Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, die Ahnung ungewöhnlicher Ereignisse Jeden stumm. In der Nachricht von einem Traume, den der Kurfürst in der Nacht auf den 31. Oktober gehabt haben soll, spricht sich eine verbreitete Stimmung, und wenn sie wahr ist, auch die Stimmung des

Kurfürsten und seines Hofes aus. Es lag sehr nahe, daß er in Luther's That eine unbesonnene Uebereilung, wenn nicht einen verwegenen Trotz oder gar einen strafbaren Uebermuth fand und in lebhaften Unwillen gerieth. Doch nicht leicht stellte er einer so entschlossen auftretenden Kraft sich mit Nachdruck entgegen, und was mehr war, er traute sich in geistlichen Dingen zu wenig eigenes Urtheil zu. Luther's Richtung hatte ihn halb und halb ergriffen, die Macht der Persönlichkeit und Lehre des Augustiners ihn gefaßt, ihr Zauber in seine Kreise ihn gezogen, er konnte nicht mehr, wie er vielleicht nach einer ersten Aufwallung gewollt, er fühlte, was die Sache zu bedeuten hatte: das zeigt sein Traum, der jedenfalls, wie er erzählt wird, seine Denkart und die Stellung sehr gut bezeichnet, die er annahm. Er hielt sich zu Schweinitz, vier Meilen von Wittenberg auf, war an den Vigilien auf Allerheiligentag nach andächtigem Gelübde die Heilgen ehren und den Seelen im Fegfeuer in ihrer Gluth zu Hülfe kommen zu wollen und nach inbrünstigem Gebet um gnädige Leitung in rechte Wahrheit eingeschlafen, da erschien ihm im Traume ein Mönch, dem die Heiligen Zeugniß gaben, daß er von Gott gesendet sei, und der etwas an die Schloßkirche schrieb mit so großen Buchstaben, daß der Kurfürst sie erkennen konnte, und mit einer Feder, die nach Rom reichte und an die dreifache Krone des Papstes stieß, daß sie zu wanken begann. Friedrich streckte die Hand aus, um sie zu halten, erwachte und zürnte noch im Halbschlafe auf den Mönch. Er schlief wieder ein und noch zwei Mal wiederholte sich ihm der Traum, immerfort sah er den Mönch schreiben, wurde zu Hülfe gegen ihn gerufen, wollte ihm wehren, konnte ihm aber die Feder nicht zerbrechen, weil man die Seele nicht aus ihr herausziehen konnte. Am anderen Morgen erzählte er seinem Bruder Johann und dem Kanzler den Traum mit der Bemerkung, daß er ihn nicht vergessen würde, und wenn er tausend Jahre leben sollte, und daß er sicher nicht ohne Bedeutung sei, weshalb er auch die vornehmsten Stücke aufgezeichnet habe und ihn alsbald seinem Beichtiger zu offenbaren denke. Er befragte die Vertrauten um ihre Meinung. Der Kanzler äußerte unter Anderm, der Traum sei dem lieben Gott zu befehlen, die Mönche hätten bei großen Herren oft viel Unglück gestiftet. Friedrich erklärte noch, er habe wol seine

Gedanken und Auslegung, wolle sie aber zur Zeit noch alleine behalten. [1])

Luther seinerseits ließ den Kurfürsten bei der Sache und wollte ihn absichtlich aus dem Spiele gelassen wissen. Am 11. November schreibt er an Spalatin, meldet mit kurzen Worten, er habe das Tuch zum Kleide erhalten, das ihm versprochen worden, dankt und beginnt dann sogleich die schon erwähnte Erörterung der augustinischen, scholastischen und eignen Meinung über die vorsätzliche und unüberwindliche Unwissenheit. Der Brief enthält nichts Weiteres, nicht die leiseste Hindeutung auf die Ablaßthesen-Angelegenheit, auch gegen den vertrauten Freund, den Theologen nicht, der aber auch freilich gerade in dem wichtigen, die päpstliche Gewalt betreffenden Punkte noch während einer langen Zeit mit ihm nicht einverstanden war. Bald darauf hat Spalatin von der Thesensache geschrieben; allein auch jetzt, in seiner Antwort berührt er sie nur mit ein paar Worten. In einem ferneren eiligen Schreiben an Spalatin aus dem November geht er bestimmter auf die Sache ein. Seine Aeußerungen sind bezeichnend und unzweideutig. Spalatin hatte ihm wahrscheinlich Vorwürfe gemacht, daß er die Thesen verschickt, ohne sie ihm mitzutheilen. Er habe eben nicht gewollt, entgegnet er, daß sie eher zur Kunde des Fürsten oder irgend Jemands in dessen Umgebung hätten gelangen sollen, als bis Diejenigen sie gelesen, die sich getroffen fühlen würden, damit sie nicht etwa auf den Gedanken kämen, er habe sie auf Befehl des Fürsten oder wegen der Gunst desselben (eine ironisch zu verstehende Aeußerung) gegen den Bischof von Magdeburg (Albrecht) ausgehen lassen, was ihrer Viele träumten, wie er bereits berichtet werde. Doch könne ers auch jetzt beschwören, daß sie ohne Wissen Herzog Friedrich's ausgegangen. Als der Streit begonnen, die Gefahr sich deutlich gezeigt hatte, im Februar des folgenden Jahrs, schreibt er an Spalatin, es betrübe ihn schwer, die Zungendrescher nebst vielen Andern hätten einen neuen Kunstgriff erdacht und brächten überall herum, der Fürst stecke hinter Allem, was er thue, indem er ihn zum Hasse gegen den Erzbischof gereizt. Er bittet sodann, Spalatin möge rathen, was da zu thun, ob Friedrich

1) Tentzel 242 ff.

davon in Kenntniß zu setzen sei. „Mir ists unerträglich, daß der Fürst meinethalben in Verdacht kommen soll; es macht mir großen Schrecken und Grauen, Schuld zu sein an der Uneinigkeit so großer Fürsten.“ [1])

Ihre Einigkeit hätte indeß unmittelbar zu seinem Verderben geführt, so daß wir uns um so mehr darauf verlassen können, daß er vollkommen aufrichtig sprach, jetzt und späterhin, wo er noch mehrfach in demselben Sinne sich ausläßt. Wir wissen schon aus anderen, bei einer andern Veranlassung erwähnten Aeußerungen, daß er vom Kurfürsten gar nicht geschützt sein wollte und daß ihm die Einmischungen desselben zuwider waren, so wie auf der anderen Seite Friedrich sich so benahm, daß man unmöglich annehmen kann, er habe um das Vorhaben Luther's auch nur gewußt, habe auch nur stillschweigend gebilligt und dadurch einen Anspruch für Luther begründet, von ihm in Schutz genommen zu werden, daß man vielmehr vermuthen muß, daß er unwillig wurde und sich nur durch fremden Einfluß bewegen ließ, Luther nicht entgegenzutreten. Er schreibt noch im August 1518 an den Kardinal Rafael de Rovere: „Eur Liebden soll, ob Gott will, nimmermehr erfahren, daß ich anders vornehmen oder thun will, auch weder ein ander Gemüth noch Willen fassen, denn daß ich mich gegen der heiligen allgemeinen Kirchen gehorsamlich und unterthäniglich erzeigen will. So habe ich auch bisher mich noch niemals unterstanden, weder die Schriften noch Predigten D. M. Luther's zu vertheidigen, unterstehe michs auch noch diesen Tag nicht; wie ich solches päpstlicher Heiligkeit Legaten, dem Cardinal St. Sixti, ja auch dem päpstlichen Nuncio Carolo von Miltitz, schriftlich und gegenwärtig mündlich angezeiget habe.“ Niemand könne ihm mit Wahrheit in der Sache etwas Schuld geben. „Auch thäte mirs von Herzen wehe, daß in meinem Alter Irrthum im heiligen allgemeinen Glauben sollte entstehen und seinen Fortgang haben; viel beschwerlicher aber wäre mirs, daß solche Irrthümer von mir sollten befördert und geschützt werden. Vor welcher greulichen Sünde wolle mich ja der barmherzige Gott, wie ich ernstlich bitte, gnädiglich unbefleckt erhalten.“ Luther seinerseits erwähnt, daß Friedrich niemals mit seinen heftigen Schriften zufrieden gewesen sei, und wenn allerdings Heftigers von ihm ausgehen sollte als die Thesen, so waren sie doch das Heftigste, was man bis dahin von ihm und überhaupt in Wittenberg, in dieser Sache vernommen. An so etwas hatte Niemand gedacht, er überraschte dadurch unsäglich, er mußte erst durch Wiederholung und allmählige Steigerung an den Ton gewöhnen, den er anschlug und der bei Hofe fort und fort mißfällig war. Er schreibt im Februar 1523 an Hans von Planitz: „daß S. K. F. G. mir allzeit wider gewesen ist in solchem harten Schreiben, oft mir auch lassen wehren, und einen großen Mißfallen darinnen gehabt, daß mirs Alles wohl bewußt gewesen. — Ich weiß auch wohl, daß meine Schriften allesampt der Art gewest sind, daß sie zuerst angesehen gewest, als seien sie aus dem Teufel und man besorgte, der Himmel würde balde fallen; aber hernach ists bald anders worden. Es ist jetzt ein ander Zeit, daß man die großen Häupter, vorhin ungewohnet, antastet; und was Gott im Sinn hat, wird man sehen zu seiner Zeit“ u. s. f. Er bleibt dabei, den Fürsten von jeder Theilnahme und Mitwissenschaft frei zu sprechen. Auch noch in einem Schreiben an den Kurfürsten selbst vom November 1518 spricht er seinen Kummer und Unwillen darüber aus, daß Friedrich verdächtigt und beschuldigt werde, ihn angestiftet zu haben. Nicht einmal seine vertrautesten Freunde hätten von seiner vorhabenden Disputation gewußt; nur dem Erzbischofe und dem Bischofe von Brandenburg habe er Kunde davon gegeben, deren Pflicht es gewesen wäre, dem Unwesen zu steuern. [1])

Mit dem Allen stimmt wieder überein, was er, wie oben erwähnt worden, an Scheurl im März 1518 schreibt, weshalb er die Thesen nicht nach Nürnberg geschickt habe. Eine gleiche Uebereinstimmung finden wir zwischen jener Aeußerung, wonach die Thesen erst dann, wenn die Getroffnen sie gelesen hätten, in Torgau hätten bekannt werden sollen, und dem Umstande, daß er ihrer nicht einmal erwähnt, indem er — im November oder December 1517 — an den Kurfürsten schreibt. Es sind ganz

1) De Wette I, 75 f., 92. Plochm. XXVI, 49. Meurer, Luther's Leben, I, 121.

1) De Wette I, 126, 139, 186; II, 305 f.

andere Dinge, worüber er zu ihm redet — Tuch zu einem Kleide, eine ungünstige Meinung, welche Friedrich von Staupitz gefaßt, eine neue Auflage, wogegen er ernste Vorstellungen macht, „um sein Hofekleid zu verdienen." Das Alles mag auf ein patriarchalisches Verhältniß hinweisen, war aber so wenig geeignet, Luther's Anlage zum Hofmanne ins Licht zu stellen, als den sehr vornehm- zurückhaltenden Kurfürsten geneigt zu machen, sich mit dem ungenirten Mönche sonst einzulassen. [1])

So wenig der Kurfürst ihn angestiftet haben konnte, ebensowenig kann angenommen werden, daß dieß von Andern geschehen sei, auf die man wol gerathen hat; und die Gründe, daß er eben der bestimmende, der herrschende Geist in seiner Umgebung war, treten hier wol mit noch stärkerem Gewichte ein als dort.

Er war es, der Begriffe und Gesinnungen unter seinen Ordensbrüdern verbreitete, die auch wider den Ablaß den stärksten innerlichen Gegensatz enthielten. Er machte sie gegen die im Orden herrschende Ansicht und Richtung geltend. Wie sie aber von ihm ausgingen, war es auch natürlich, daß der Entschluß zum Angriff auf den Ablaß aus ihm selber kam. Er war es gewesen, den von Allen der Unfug zuerst erregt hatte; nicht etwa ein andrer Augustiner hatte gesagt: „jetzt will ich der Pauke ein Loch machen." Staupitz ausgenommen, erblicken wir nirgend unter seinen Ordensgenossen eine bedeutende Persönlichkeit, von welcher ein erheblicher ihn bestimmender Einfluß ausgegangen sein könnte. Endlich ihr Benehmen, als die Thesen veröffentlicht waren und ohne Frage in den nächsten Kreisen Schrecken und Besorgniß verbreiteten. Den Prior an der Spitze, kamen sie entsetzt zu ihm gelaufen und fleheten, daß er den Orden doch nicht in Schande führen möchte. Er mußte ihnen Muth einsprechen. Er erzählt das Geschichtchen gerade, um seine oben angeführten Auslassungen, wie man Gutes nur auf Gott und nicht auf Menschentrost anfangen solle, durch ein Beispiel aus seiner Erfahrung zu begründen. In der kurzen Auslegung des Jesaias erwähnt er beiläufig: „Bei dem Anfange der Reformation sagte ein gewisser

1) De Wette I, 77, 186. Hofmann, Leben Tetzel's 98. Tentzel, 134, 286. *Seckend.* Vorr.

Bruder aus unserm Orden zu mir: Glaube mir, mein lieber Bruder, wir werden beschämet werden, und es wird hart und schwer halten, Dasjenige zu bekennen, was du lehrest; weil wir eben damit bekennen, daß wir geirret haben. Es wird hart eingehen, Dasjenige zu widerruffen, was wir so viel Jahre her gelehret und gegläubet haben. Dieser ehrliche Mann liebte das Wort mit großer Hochachtung und nahm es mit Freuden an; aber er sahe gleichwol, daß Wenige ihren Irrthum bekennen würden, weil dieses nicht ohne große Schwierigkeit geschehen würde." Nach einer andern, an sich selbst sehr wahrscheinlichen Nachricht zog er sich auch bei seinen Ordensbrüdern und Kollegen die bitterste Feindschaft zu, als er anfing „gegen den Papst" zu schreiben. [1])

Die Zeit des beherrschenden Einflusses, den Staupitz bei ihm geübt, war längst vorüber. Daß er über den Ablaßunfug mit ihm übereinstimmte, ist gewiß, die theologische Richtung, die Liebe der Kirche, der Schmerz über die Verderbniß in derselben war Beiden gemeinsam. Doch hinsichtlich des Eingreifens ins Leben waren sie sehr verschiedene Naturen. Staupitz mochte ihn „angereizt" haben, gegen Tetzel, gegen „den Papst" zu schreiben; mag sein, daß er Luther's säuberliches Ankämpfen gegen den Ablaß gebilligt hatte, wenn er mit ihm darüber verhandelt; er tröstete Luther, wie dieser selbst erzählt, „im Anfang da das Evangelium aufging," damit, daß die Lehre, die nun wieder aufkomme, alle Ehre Gott allein gebe, und daß man Gott nicht zu viel Ehre und Gütigkeit zumessen könne; er soll dem Kurfürsten oft angelegen haben wegen des Ablaß- Mißbrauchs, der Aergernisse, welche die Bevollmächtigten gäben, indem sie Deutschland ausplünderten, und nur das Ihre, nicht Christum suchten. Nachdem wir uns nun aber die Thesen und Resolutionen vor Augen gehalten, werden wir nicht im mindesten mehr zweifeln, daß Staupitz mit ihrem Inhalte und ihrer Veröffentlichung, daß er mit einem Angriffe dieser Art unmöglich einverstanden sein konnte, geschweige denn daß eine Anreizung zu einem solchen Unternehmen von ihm hätte ausgehen können. Wenn er Luther tröstete, als das Evangelium aufging, so mag es früher, vor dem Aus-

1) Walch V, 1753; VI, 198. Hofmann, 100.

bruche des Kriegs, oder späterhin in besseren Stunden geschehen sein. Luther fand in seinem Benehmen Veranlassung, ihm Vorwürfe über seinen Kleinmuth zu machen, ihm einen „größeren und freudigern Geist" zu wünschen. Staupitz war mit Dem, was Luther that, nur theilweis und zeitweilig einverstanden. Eben durch sein Verhalten in der Sache wurde das Verhältniß der Beiden getrübt. Als die Gefahr kam, zog er sich zurück und suchte Luther zu bewegen, dieß gleichfalls zu thun. Sein ganzes Benehmen ist Beweis genug, daß er Luther's Verfahren, Luther's Thesen auf keinen Fall angerathen, ja nur gebilligt haben kann. Als das Wahrscheinlichste ergiebt sich, daß seine Mittheilungen und Aeußerungen über den tetzelischen Unfug Luther entzündeten oder noch mehr entzündeten, daß er ihn auch ausdrücklich aufforderte, dawider aufzutreten, daß Luther dann aber nicht gerathen hielt, die Sache so anzugreifen, wie Staupitz wollte, und daß Staupitz in die lutherischen Ansichten und Absichten nicht eingehen konnte, mißbilligte, abrieth. Es ergiebt sich schon aus jenem Schreiben Luther's an ihn, in welchem dieser ihm den innern geistigen Zusammenhang schildert, wie Staupitz Reden von der Buße ihm gleich dem scharfen Pfeile eines Gewaltigen im Herzen gehaftet, wie er dann durch Nachdenken und Studiren zu den Ueberzeugungen geführt worden, die ihm den Irrthum der Schule offenbart, wie gerade als sein Herz davon gebrannt, neue Ablaßposaunen erschollen seien und dieß ihn bewogen habe, die Lügen der Ablaßprediger mit Maßen anzufechten. Man sieht, Staupitzens Ansichten hatten auf die Entwickelung der lutherischen nur mittelbar eingewirkt. Alles deutet darauf hin, daß Luther durchaus selbständig vorgeschritten war. Er meldet dann den weitern Verlauf, gerade wie man einem Fernstehenden schreibt, ja, der ganze Brief ist in einem Tone geschrieben, aus welchem man schließen muß, daß es Luther für nothwendig hielt, sich zu rechtfertigen, üble Eindrücke zu verwischen, abweichender Meinung oder Ungunst zu begegnen, eine zweifelhafte Zustimmung zu erlangen. Ausdrücklich erklärt er, daß er keineswegs Staupitz zum Theilnehmer der Gefahr gewinnen, sondern Alles auf eigne Gefahr gethan haben wolle. Darauf, daß er Alles selbstständig, in Folge seiner theologischen Richtung und seines Gemüthsbedürfnisses, gethan, deutet es auch hin, wenn Staupitz zu Augsburg,

als Luther vor Cajetan sich verantworten soll, ihm sagt, er möge eingedenk sein, daß er die Sache im Namen Jesu Christi angefangen habe. Luther bezieht sich einmal geradezu auf ein Abrathen Staupitzens. Jonas spricht davon, wie die Kirche längst einer Reformation bedurft, Niemand aber das Papstthum, dieß Noli me tangere, habe angreifen dürfen, weshalb man fort und fort geschwiegen. Luther fällt ein: „das habe ich auch wohl gewußt, denn D. Staupitz sagte zu mir: Werdet Ihr das thun, so werdet ihr die ganze Welt wider Euch haben." Aehnliche Andeutungen finden wir auch sonst. So in einem Schreiben Luther's an Spalatin vom 1. Mai 1520. „Ich habe Briefe von Staupitz aus Nürnberg, der endlich meine Sache lobt und eine bessre Hoffnung auf sie setzt, als ich von ihm bis jetzt gewohnt war zu hören." [1])

Endlich läßt sich auch nicht annehmen, daß seine Kollegen oder einzelne derselben zu dem, was er that, auf ihn eingewirkt hätten. Wir wissen freilich, man erwartete eine entschiedene Erklärung von ihm, drängte ihn zu einer solchen, und bald nahm die ganze Universität sich seiner an. Allein ihre Vermittlung bezog sich hauptsächlich auf die ungerechte Behandlung, womit er bedroht wurde. Wir hörten schon, ein Theil der Kollegen widersetzte sich ihm noch eine ganze Reihe von Jahren, er erregte sich selbst unter ihnen Feindschaft durch die Thesen. Erst nach ihrer Veröffentlichung und während des ausbrechenden Streits traten manche zu ihm über, welche ihm jetzt noch entgegenstanden, wurden andre erst völlig gewonnen. Man darf den allgemeinen Unwillen über den Ablaßunfug und Einverstandenheit mit Luther's Angriff nicht verwechseln, der doch immer einen guten Schritt weiter ging, als die Meinung im Augenblicke schon vorgeschritten war. Sie neigte dahin, war aber noch nicht entschieden. Er war es, der vorantrat und fortzog, statt daß irgend ein Andrer hinter ihm gestanden hätte, von welchem ihm der Anstoß gekommen wäre. Man sieht es deutlich eben auch an alle Dem, was wir über die Stimmung und das Verhalten der Gelehrten Wittenbergs bei der Sache wissen. Luther erzählt

1) Walch VIII, 1678. *Cochlaeus* 4. *Grimm*, 74. Hofmann, 99. Walch XV, Anh. 55, 39. De Wette I, 115, 443. Walch XXII, 1389.

davon: „Als Anno 1517. Johann Tetzel im Schloß zu Wittenberg seinen Ablaß hatte ausruffen lassen, da hatte D. Andreas Karlstad Propositiones lassen ausgehen, darinnen er disputiret: Es könnte Niemand des Ablaß theilhaftig werden, er beichte denn zuvor in der Schloßkirchen. Darwider hatte sich D. Luther geleget, und disputiret, daß es wäre ein Privilegium, und nicht ein Mandatum; da war Karlstad gar zornig worden, und zu Luthero gesaget: Wenn ich wüßte, daß Ihr solches in einem Ernst redetet, so wollte ich Euch bei dem Papst verklagen als einen Ketzer.“ Also noch kurz zuvor selbst der hitzköpfige Karlstadt, sein nächster Folger! Aus seinem angeführten Schreiben an Spalatin vom 15. Februar 1518 erinnern wir uns, daß Karlstadt selbst damals noch nicht völlig in seine Ansichten eingegangen war, noch nicht den Muth hatte, seine wesentliche Zustimmung einzugestehen. Ja noch später war er „in dem Punkt von des Papsts Gewalt nicht mit Luthero zufrieden.“ Wie es mit der Meinung in Wittenberg stand, mögen wir auch aus seiner Auslegung des 51. Psalms ersehen, wo er davon spricht, daß die evangelische der Werklehre entgegengesetzte Gnadenlehre stets große Gefahr und Rumor errege, weil sie dem Satan und der Welt nicht leidlich, wie er es von Gottes Gnaden selbst erfahren habe. „Denn im Anfang dieser Lehre fochten etliche böse Leute nicht dawider, weil Mißbräuche gestraft wurden, deren viel man nicht konnte beschönen noch vertheidigen. Denn sie gingen mit dem Jahrmarkt des Ablasses also unverschämt um, daß viel Leute gerne gesehen hätten, daß solche falsche Waare angefochten und gestraft ward. Da aber die Strafe sich weiter, auch auf diese Artikel, welche nicht so böse schienen, und doch gleichwol gottlos waren (und die er eben in den Thesen angriff), erstreckte, da ward der Teufel mit alle seinem Anhang und Gliedern so heftig erzürnet und ergrimmet, daß ich schier nirgend sicher bleiben konnte. Ich hatte aber solches Alles zuvor bedacht, daß es also ergehen würde.“ Eben deshalb fragte er die Kollegen nicht; er handelte nicht bloß auf ihr Anstiften nicht, er wollte überhaupt von Menschenrath nichts wissen. Wenn er im Anfange, sagt er in einer Predigt der Kirchenpostille, da er begonnen, die Ablaßlügen und hernach des Papstthums Irrthum zu bestreiten, darauf hätte hören und achten sollen, was

alle Welt aufs schrecklichste gesagt, welche Gefahr er auf sich lüde und wie es ihm darob ergehen würde, was würde er dann wol gethan haben! Er habe aber die Sache Gott befohlen und ihn lassen sorgen, weil er nicht von sich selbst angefangen, sondern seines Amts halben dazu gezwungen und hineingeführt sei. [1])

Er erwähnt in den Tischreden eines hier in Betracht kommenden sehr bezeichnenden Vorgangs aus den nächsten Tagen nach der Veröffentlichung der Thesen. Man kann denken, daß er jetzt von allen Seiten auf die Sache, auf seine innersten Gedanken, seine weitern Entschlüsse und Pläne angeredet wurde, daß er sich jetzt gegen die Freunde offen ausließ. Es scheint, die Thesen wurden noch nicht, wenigstens nicht von jedermann als ein Angriff auf den Papst angesehen, wurden von den Kollegen für eine Disputation über den Ablaß genommen, wofür er selbst sie genommen wissen wollte. Indeß theilte er Näherstehenden mit, daß er die Resolutionen herauszugeben denke, und den Inhalt derselben, wo denn die Deutung schon näher lag, daß der Papst selbst angegriffen werde. Er erzählt: „Gott hat uns wunderlich aus der Finsterniß der Sophisten geführt, und mich unwissentlich in das Spiel nun über 20. Jahr geworfen. Wie gar schwächlich gings doch in der erste an, da wir Anno 1517. nach aller Heiligen Tag gegen Kemburg zogen, da ich erstlich anfing zu schreiben wider die groben Irrthümer vom Ablaß. Da widerstund mir D. Hieronymus Schurff und sagte zu mir: Ihr wollt wider den Papst schreiben? Was wollet Ihr machen? man wird es nicht leiden. Da sprach ich: Wie, wenn mans müßte leiden?“ [2])

In seiner Entgegnung spricht der ganze kühne entschloßne Geist sich aus, der ihn beseelte. Erschreckt über seine Eröffnungen, will der besorgte Freund ihm Einhalt thun, sei es, daß er ihn warnen oder ihm Furcht einflößen möchte. „Was wollt Ihr machen? Man wird es nicht leiden,“ sagte Schurff. — „Wie aber, wenn mans leiden müßte?“ sagte Luther.

Er stand allein, unbewegt, obwol er jetzt und in der nächsten Zeit erfuhr, wovon er noch in der Auslegung der Genesis

---

1) Walch V, 869. Plochm. IX, 71. Löscher III, 91.
2) Walch XXII, 1046, 2067. Lingke, 35.

wiederholt sprach: „Niemand gläubet, wie eine schwere Sache es ist, daß sich ein Mann wider alle Kirchen, so eines sein und über einander halten, darzu wider Erkenntniß der allerbesten Freunde, setzen soll, sie verdammen, wider sie lehren, leben, und Alles thun.“ [1])

Auch wider die Freunde und den Kleinmuth der Freunde hatte er zu kämpfen, nicht der leichteste Kampf. Wird er auch ihn bestehen, die ganze nun anhebende Feuerprobe aushalten? Sein verwegener Schritt mußte über sein persönliches Geschick, ebenso wie über eine wichtige dringende Angelegenheit und deren Verlauf entscheiden, mußte jedenfalls einen Wendepunkt seines Daseins bilden, und ließ sich ganz danach an, eine große Wendung in den öffentlichen Zuständen herbeizuführen. Mochte folgen was da wollte, unendlich viel kam darauf an, ob er fest stand oder wankte, obwol dann nicht weniger an den Entschlüssen, dem Verhalten der geistlichen Obern, der deutschen Nation und ihrer Häupter hing; wie unendlich viel lag daran, daß sich Luther bewährte, nicht scheu zurücktrat, sich nicht beirren, nicht zu kopflosem Taumel fortreißen ließ, völlig den Geist, die Kraft entwickelte, die in den Thesen sich kund gaben. Das Papstthum bot im Ablaßunwesen der christlichen deutschen Nation das Aeußerste; es war ein Brandmal, fast unauslöschlich, ein ewiger Schimpf, wenn sie es duldete, und viel zu lange und zu viel hatte sie geduldet. Sie war aufs höchste entrüstet, und Keiner hatte es gewagt, entscheidend einzureden. Der Anfang zur Tilgung der Schande war gemacht, es war schon eine Genugthuung für das sittliche, das religiöse und das Nationalgefühl, daß doch endlich Einer dreingegriffen. Er hat es gewagt, doch auch die ganze Kraft der Weltmacht wider sich erregt. Solch ein Unternehmen — sie wird es nimmer leiden! Wenn sie ihm mit dem Banne droht, ihre ganze furchtbare Gewalt wider ihn zusammenfaßt, wird er ihr Trotz bieten? — Er war der Mann. Er hatte gesagt: wie, wenn sies leiden müßten!?

1) Walch I, 756, 812. D

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.